Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Digitized by Google

BP 340.D

3d. July. 1848

FROM THE
DONATION FUND
OF
MDCCCXLII.

40-249
2-20

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Herausgegeben
von der
Societät für wissenschaftliche Kritik
zu
Berlin.

Jahrgang 1843.
Erster Band.

Berlin, bei W. Besser.
1843.
Verantwortlicher Redacteur: der General-Secretair der Societät, Professor von Henning.

Digitized by Google

BP 370.2

64/13
40-749
2-20

Digitized by Google

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Herausgegeben
von der
Societät für wissenschaftliche Kritik
zu
Berlin.

Januar 1843.

Berlin, bei W. Besser.
1843.
Verantwortlicher Redacteur: der General-Secretair der Societät, Professor von Henning.

Digitized by Google

Mitglieder und Mitarbeiter.

Abegg, in Breslau.
Abeken, in Osnabrück.
Albrecht, in Leipzig.
Aschbach, in Frankfurt a. M.
Baier, in Greifswald.
Barthold, in Greifswald.
Baumstark, in Greifswald.
Baur, in Tübingen.
Bauer.
Bayer, in Erlangen.
Bayrhoffer, in Marburg.
v. Bennigsen-Förder.
F. Benary.
A. Benary.
Bernhardy, in Halle.
Beseler, in Greifswald.
Bessel, in Königsberg in Pr.
Binder, in Heidenheim.
Blum, in Heidelberg.
Blume, in Lübeck.
* *Boeckh*.
Bonitz.
Bonnell.
* *Bopp*.
Boumann.
v. Brandt, in Stettin.
v. Buch.
Bülau, in Leipzig.
Burmeister, in Halle.
Carrière, in Giefsen.
Carus, in Dresden.
Cybulski.
Damerow.
v. Dechen, in Bonn.
Diefenbach, in Offenbach.
Dieterici.
Diez, in Bonn.
* *Dirichlet*.
* *Dove*.
Duncker.
Eiselen, in Halle.
Encke.
Erdmann, in Halle.
Ewald, in Tübingen.
Fr. Förster.
Franz.
Friedländer.
Fuchs, in Dessau,
* *Gabler*.
v. Gansauge.
Gerhard.
Gloger, in Breslau.
Glückselig, in Prag.
Göschel.
Göttling, in Jena.
J. Grimm.
W. Grimm.
v Gruber, in Stralsund.
Haase, in Breslau.
v. d. Hagen.
Hagen II. in Königsberg in Pr.
Hahn, in Breslau.
Halm, in München.
Harms, in Kiel.
Hartung, in Schleusingen.
Hegel, in Rostock.
Heiberg, in Copenhagen.
* *v. Henning*.
* *Heffter*.
Heydemann.
Hermann, in München.
Hermann, in Gottingeu.
Herzberg, in Halberstadt.
Hesse.
Heusinger, in Marburg.
Hiecke, in Merseburg.
Hinrichs, in Halle.
Hoefer.
Hoffmeister, in Kreuznach.
Homeyer.
* *Hotho*.
J. Ideler.
Jacobson, in Königsberg.
Johannsen, in Copenhagen.
Jung, in Königsberg.
Keil, in Schulpforta.
Kind, in Leipzig.
Kleine, in Duisburg.
Klöpper, in Bergen.
Kosegarten, in Greifswald.
Kramer.
Krüger, in Quedlinburg.
Kühne, in Leipzig.
Kuhn.
Kummer, in Breslau.
Lange, in Oppeln.
G. Lange, in Worms.
Lange, in Zürich.
Lappenberg, in Hamburg.
Lebrecht.
Leo, in Halle.
* *Link*.
Lisch, in Schwerin.
Lorinser, in Oppeln.
* *Marheineke*.
Marquardt, in Danzig.
Matthies, in Greifswald.
Mayer, in Bonn
Meinicke, in Prenzlau.
Merkel.
Michelet.
Minding.
Mittermaier, in Heidelberg.
* *Mitscherlich*.
Moll, in Löckenitz bei Stettin.
Moser, in Königsberg in Pr.
Mullach.
Mundt.
v. Müffling.
* *J. Müller*.
Müller.
Naumann, in Bonn.
Naumann, in Freiburg.
Nebenius, in Carlsruhe.
Nees v. Esenbeck, in Breslau.
Nöggerath, in Bonn.
Osenbrüggen, in Kiel.
Parthey.
Passavant, in Frankfurt a. M.
Pelt, in Kiel.
Petermann.
Phillips, in München.
Pinder.
Plafs, in Verden.
Pohl, in Breslau.
Poppo, in Frankfurt a. O.
Pott, in Halle.
Preufs.
v. Prittwitz, in Ulm.
Purkinje, in Breslau.
Rathke, in Königsberg in Pr.
Ratzeburg.
v. Raumer.
Rauter, in Strafsburg.
v. Rehfues, in Bonn.
Reuter.
Riedel.
Carl Ritter.
Romberg.
v. Roon.
Rosenkranz, in Königsberg.
Roestell.
Rötscher, in Bromberg.
Fr. Rückert.
Rühle v. Lilienstern.
Rudorff.
v. Rumohr.
Sachs.
Schaller, in Halle.
Schellbach.
Schmidt, in Erfurt.
A. Schmidt.
Schmidt, in Bielefeldt.
Schmieder, in Wittenberg.
Schnaase, in Düsseldorf.
Schnackenburg.
Schoell.
Schömann, in Greifswald.
Schott.
Schubert, in Königsberg in Pr.
* *J. Schulze*.
* *C. H. Schultz*.
Sohncke, in Königsberg in Pr.
Spiker.
Stahr, in Oldenburg.
Stannius, in Rostock.
Steffens.
Stein, in Niemegk.
Steinheim, in Altona.
Stern, in Göttingen.
Strauſs, in Tübingen.
Streckfufs.
* *Toelken*.
Trendelenburg.
Uhlemann.
Ulrici, in Halle.
* *Varnhagen v. Ense*.
Vatke.
Volkmann, in Dorpat.
Waagen
Wachsmuth, in Leipzig.
Waitz, in Kiel.
Walter.
Wasserschleben, in Breslau.
Weber, in Bremen.
Weber, in Bonn.
Weifse, in Leipzig.
Wendt, in Posen.
Werder.
Wilda, in Halle.
Wilmans.
Windischmann, in München.
v. Winterfeld.
Witte, in Halle.
Wolff, in Wien.
Wolfers.
Zeller, in Tübingen.
* *C. G. Zumpt*.
A. W. Zumpt.

Digitized by Google

Inhalt des Januar-Heftes.

Jahrbücher Nr. I—20.

Seite

Dictionnaire égyptien en écriture hiéroglyphique; par J. F. Champollion le Jeune; publié d'après les manuscrits autographes par M. Champollion Figeac. Livraison 1. Paris, 1841. Livraison 2. Paris. 1842. — Kosegarten. 143

Ouvrages inédits d'Abélard pour servir à l'histoire de la philosophie scholastique en France publiés par Mr. Victor Cousin. Paris, 1836. — Reuter. . . 105

Q. Curtii Rufi de gestis Alexandri Magni regis Macedonum libri qui supersunt octo. Mit kritischen und exegetischen Anmerkungen, besonders zum Schulgebrauch, herausgegeben von Jul. Mützell. 2 Thle. Berlin, 1841. — Bonnell. 89

Eylert, Charakterzüge und historische Fragmente aus dem Leben des Königs von Preufsen Friedrich Wilhelms III. Gesammelt nach eigenen Beobachtungen und selbstgemachten Erfahrungen. Erster Theil. Magdeburg, 1842. — Preufs. 60

Frauenstädt, Schelling's Vorlesungen in Berlin, Darstellung und Kritik der Hauptpuncte derselben, mit besonderer Beziehung auf das Verhältnifs zwischen Christenthum und Philosophie. Berlin, 1842 — Schmidt. 68

Geib, Geschichte des römischen Criminalprocesses bis zum Tode Justinian's. Leipzig, 1842. — Abegg. 111

v. Glöden, das römische Recht im ostgothischen Reiche. Eine rechtsgeschichtliche Abhandlung. Jena, 1843. — Leo. 158

Hermapion sive rudimenta hieroglyphicae veterum Aegyptiorum literaturae scripsit Julius Ludovicus Ideler. Pars prior. Pars posterior tabulas continens. Lipsiae, 1841. — Kosegarten. 143

Krische, die theologischen Lehren der griechischen Denker. Eine Prüfung der Darstellung des Cicero's. Göttingen, 1840. — Carriere. 97

Schultz, über die Verjüngung des menschlichen Lebens und die Mittel und Wege zu ihrer Cultur. (Erster Artikel). Berlin, 1842. — Crailsheim. . . 1

Digitized by Google

Bei **Wilhelm Besser** in *Berlin* ist erschienen:

Fliegende Blätter
für
Fragen des Tages.
I.
Die Ehescheidungsfrage.
Vom
Geh. Justiz-Rath Prof. Dr. **G. F. Puchta.**
Preis brochirt $7\frac{1}{2}$ Sgr.

Bei **Alexander Duncker** in *Berlin* ist so eben erschienen:

G. A. Gabler
Professor an der Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin.
Die Hegelsche Philosophie.
Beiträge
zu ihrer richtigen Beurtheilung und Würdigung.
Erstes Heft.
gr. 8. Geheftet $1\frac{1}{4}$ Thlr.

Bei **Eduard Köhler** in *Pasewalk* ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die
gegenwärtige Noth der evangelischen Kirche Preußens,
deren Ursachen, und die Mittel zu ihrer Abhülfe
beleuchtet von
Karl Bernhard Moll,
evang. Pfarrer der Parochie Löckenitz u. s. w.
gr 8. Broch. Preis 1 Thlr. 10 Sgr.

Im Verlage der **H. Laupp**'schen Buchhandlung in *Tübingen* ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Ueber die
sogenannte materielle Tendenz der Gegenwart.
Eine Rede gehalten in der Aula zu Tübingen den 1. Septbr. 1842.
Vom
Prof. Dr. **J. Fallati.**
2 Bog. gr. 8. geh. 5 Sgr. — 18 Kr.

Bei **G. Wigand** in *Leipzig* ist so eben erschienen:

Vierteljahrs-Schrift aus und für Ungarn.
1843. Erstes Vierteljahresheft.
8. Geh. 1 Thlr.

Gedruckt in Berlin bei **J. F. Starcke.**

Digitized by Google

№ 1.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1843.

I.

Ueber die Verjüngung des menschlichen Lebens und die Mittel und Wege zu ihrer Cultur. Von Dr. Carl Heinrich Schultz. Berlin, 1842. *Bei Hirschwald.*

Erster Artikel.

Ein neues Buch von *Schultz* wird wohl jeder Verehrer echter Natur- und Heilwissenschaft, dem die früheren Leistungen desselben bekannt geworden sind, mit freudig gespannter Erwartung zur Hand nehmen. Für die anzuzeigende Schrift dürfen wir sogar ein Interesse auch in weiteren Kreisen in Anspruch nehmen, da sie, nach der eignen Angabe des Verfs. (Vorrede, Pag. VI) ihren Gegenstand nicht blofs wissenschaftlich begründen, sondern auch allgemeiner zugänglich machen will. Es ist dies ein neuer Belag für eine sehr erfreuliche und immer noch im Steigen begriffene Erscheinung unserer Zeit, dafs nämlich die Wissenschaft selbst in ihren vorzüglichsten Repräsentanten es nicht mehr verschmäht, aus dem engen Kreis der Studirstube und der gelehrten Kaste auf den offnen Markt des Lebens herauszutreten, und dafs sie nicht mehr blofs ihre Resultate zur allgemeinen Verwendung darzubringen, sondern auch den Geist ihrer Forschungen in die allgemeine Bildung einzuweben unternimmt. Indem die Schrift somit aufser den Fachgenossen auch der gebildeten Lesewelt dargeboten ist, wird sie auch von Seiten der Kritik einem doppelten Maafsstab sich zu unterwerfen haben: dem Maafsstab der strengen Wissenschaft und dem der wahrhaften Popularität. Diese beiden Forderungen, denen der Verf. zugleich zu genügen hatte, sind zwar sehr schwer zu vereinigen, aber durchaus nicht etwa unverträglich und einander widersprechend, wie von manchen Gelehrten wohl noch immer behauptet wird. Wahrhafte Popularität besteht nicht grade in Oberflächlichkeit, auch nicht blofs in einer verständigen Auswahl aus dem Reichthum der Wissenschaft; diese Auswahl, so wichtig sie auch ist, enthält doch nur die Rücksicht auf eine blofs äufserliche Zweckmäfsigkeit: im Wesentlichen ist die Popularität vielmehr Sache der künstlerischen Darstellung und mufs von ästhetischer Seite aus gefafst werden. Die Schwierigkeit der Vereinigung beider Forderungen ist auch in dem Werke unsers Verfs. ersichtlich, indem nicht selten beide Ansprüche sich gegenseitig gehemmt zu haben scheinen. Um den allgemeinen Eindruck, den das Werk auf uns gemacht hat, gleich hier an der Schwelle unserer Recension auszusprechen, so scheint uns der Verf. ein allzustarkes Gewicht in die Wagschale der Popularität gelegt zu haben. Nicht als ob wir damit sagen wollten, die Wissenschaft sei leer ausgegangen; es findet sich im Gegentheile auch für den Kenner genug Ausbeute an neuen Ansichten und Gesichtspuncten, und das ganze Werk ist von dem echt wissenschaftlichen Bestreben durchdrungen, den Organismus als solchen wie er wirklich ist, als lebendigen begreiflich zu machen und die noch immer sich erhaltende Erklärung des Lebens aus mechanischen und chemischen Gründen zu bekämpfen: allein die Form, in die der Verf. seine Gedanken ausgegossen hat, war nicht die wissenschaftliche, und diese Form scheint vielfach auf den Inhalt zurückgewirkt zu haben. Die strenge Form kann nämlich nur da einer loseren gefälligeren Darstellungsweise ohne Nachtheil geopfert werden, wo es gilt, bereits Errungenes allgemeiner zugänglich zu machen; aber der Verf. gibt vielfach neue, ihm eigenthümliche Ansichten, und dieses Neue hätte die allerstrengste Begründung erfordert, nicht blofs um sich von den Andern Anerkennung zu erzwingen, sondern noch weit mehr um sich vor sich selbst zu rechtfertigen. Denn der wahre Prüfstein eines neuen Gedankeninhalts ist einzig und allein die strenge unerbittliche Form; nur was

Digitized by Google

diese Probe im logischen Schmelztiegel besteht, ist echtes Gold der Wissenschaft. Vielleicht würde der Verf. manches von dem, was wir an seinem Werke bekämpfen werden, selbst umgeändert haben, wenn er seine Ideen vorerst nur für den kleinen Kreis wissenschaftlicher Männer bearbeitet hätte. Lassen wir aber einmal eine freiere Behandlungsweise gelten, so verdient der Verf. unbedingtes Lob; die Darstellung ist so gewandt, geistreich und lebhaft, der Ausdruck meist von so schlagender, prägnanter Kürze, der Verf. weifs einen so glücklichen Gebrauch von anschaulichen, das Verständnifs im Leser gleichsam erzwingendeu Bildern zu machen, dafs das Buch nicht blofs eine vielseitig belehrende, sondern auch eine ästhetisch ansprechende Lectüre gewährt. In unserer Recension wollen wir nun aber erstens das Buch mehr vom wissenschaftlichen Standpunct aus zu beurtheilen suchen, und zweitens, was wir hier ausdrücklich bemerken, grade diejenigen Stellen vorzüglich herausheben und besprechen, wo wir mit dem Verf. nicht übereinstimmen können. Denn es ist uns dem Verf. gegenüber die Polemik von viel gröfserer Wichtigkeit, als die Anerkennung, indem letztere für das Buch keinesfalls ausbleiben kann, wohingegen erstere bei der geistigen Ueberlegenheit des Verfs. schon mehr Mühe haben mufs, sich geltend zu machen.

Der eigentliche Zweck des Buchs, Gesundheitslehre und Diätetik, ist von praktischer Tendenz; dieser praktische Zweck wird auch, im Vergleich mit den bisherigen Werken über denselben Gegenstand, auf eine glänzende Weise erreicht, und zwar hauptsächlich deshalb so glänzend erreicht, weil der Verf. mehr gab als das blofs Praktische, weil er auch die Begründung desselben, sein Hervorgehn aus der theoretischen, physiologischen Erkenntnifs in das Thema mit hereinzog. Es wird schon in der Einleitung sehr schön auseinander gesetzt, dafs Gesundheit und vollkräftiges Leben weder von aufsen eingeflöfst, noch durch Ersparnisse in der Consumtion der Lebenskräfte wesentlich gefördert werden können, dafs vielmehr der Organismus auch in dieser Beziehung sich selbst erhält, dafs Gesundheit und Jugendkraft nur sein eignes Werk sein können. Um also wahrhaft praktische Regeln zur Erhaltung dieser Güter auffinden zu können, mufs zuerst die Selbsterhaltung, d. i. der Lebensprocefs befragt werden. Der Verf. mufste also zunächst die Grundzüge des Lebens seinem Leser vorführen. Die allgemeine Ansicht nun, die gleich Anfangs über das Leben aufgestellt wird, ist der erste Punct, der unsere Opposition hervorruft. Nach dieser Ansicht nämlich mufs der Organismus sein Leben vom grofsen Weltganzen beständig gleichsam ertrotzen; der lebende Körper als Totalität in sich selbst steht nothwendig in Widerspruch mit dem Makrokosmus, welcher allein als wirkliches Ganzes existiren kann; jener ist daher nur eine relative Totalität, die sich von der absoluten des allgemeinen Naturlebens gleichsam losgerissen hat, und deshalb von diesem beständig wieder zurückgenommen, d. i. des besondern Lebens wieder beraubt wird; um ein Bestehen in der Zeit zu haben, mufs deshalb der Organismus sein vom Weltganzen beständig negirtes Leben eben so beständig wieder von neuem setzen, so dafs der extreme Anfang und das extreme Ende des organischen Individuums, Erzeugung und Sterben, sich in jedem Zwischenmomente seines Lebensverlaufs zugleich wiederholen müssen; der Lebensprocefs ist also ein rastloser Wechsel von Aufleben und Absterben. Dies ungefähr ist die allgemeine Ansicht, die der Verf. seiner Theorie zu Grunde legt, und die nicht wenig von dem Bestreben influenzirt zu sein scheint, dem Leser sogleich ein wohleingerahmtes, leichtfafsliches und in Eine grofse Anschauung zusammengehendes Bild der Endlichkeit des individuellen Lebens zu geben. Wir werden bald sehen, zu welchen Sätzen den Verf. diese Ansicht geführt hat, und dieselbe dann hauptsächlich in ihren Consequenzen bekämpfen. Für jetzt wollen wir nur ganz im Allgemeinen bemerken, dafs weder die heutige Naturphilosophie diese Ansicht adoptiren, noch eine naive unmittelbare Naturanschauung dieselbe gutheifsen kann. Dem unbefangenen Sinn wird das Leben nimmermehr als ein erzwungenes, ertrotztes oder vom allgemeinen Naturleben nur erborgtes erscheinen, und die Speculation kann durchaus keinen Widerspruch zwischen Organismus und Makrokosmus erkennen; sie erkennt vielmehr das individuelle Leben als die Blüthe am grofsen Lebensbaume der Natur, als die selbständig gewordene Spitze des allumfassenden Ganzen, die mit diesem sowohl im Leben als im Sterben in absoluter Harmonie stehen mufs; das Andere, Negative gegen den einzelnen Organismus, welches dessen Einzelnheit endlich zerstört, ist nicht das absolute lebendige Na-

Digitized by Google

turganze, sondern es sind nur die vereinzelten unorganischen Naturmächte, die während des Lebens vom Organismus besiegt, endlich im Tode ihn überwältigen; die begriffliche Nothwendigkeit aber dieses endlichen Todes wird auf speculative Weise nicht aus einem Widerspruche des Individuums gegen das Naturganze, sondern aus dem Widerspruche des einzelnen Organismus in sich selbst erkannt. Doch dürfen wir auf diese allgemeineren naturphilosophischen Bestimmungen hier nicht näher eingehen, und wenden uns daher zu der speciellen Entwicklung unsers Buchs.

Die Eintheilung desselben ist folgende. Zuerst gibt der Verf. eine historische Einleitung, die wir, da uns ohnehin des Stoffs die Fülle vorliegt, hier ganz unbesprochen lassen müssen. Die Abhandlung selbst zerfällt in drei Abschnitte, von welchen der dritte, bei weitem der gröfste, unter dem Titel *Cultur der Verjüngung*, den praktischen Theil bildet, die zwei ersten dagegen enthalten den theoretischen Theil als Grundlage. In diesem theoretischen Theil nun, den wir in vorliegendem Artikel allein besprechen, hält der Verf. folgenden Gang ein: zuerst entwickelt er den Begriff der Verjüngung, sodann verfolgt er denselben im Allgemeinen durch die Pflanzen und Thiere, betrachtet hierauf die Verjüngung je nach den besondern Organsystemen der höhern Thiere und des Menschen, und handelt zuletzt über die Verjüngung in Krankheiten. Diesem Gange wollen wir nun auch in unserer Recension folgen.

Verjüngung ist also der durchgängige Ausdruck, mit dem der Verf. den Gegenstand seiner Schrift bezeichnet. Dieser Ausdruck wurde aber bisher noch niemals als festgeprägter terminus technicus gebraucht, es ist ein vom Verf. aus der allgemeinen Sprache herübergenommener Ausdruck. Das Nächste also, was wir zu thun haben, ist dies, dafs wir zusehen, wie der Verf. selbst seinen Gegenstand definirt, und ob dieses definitum durch den Namen Verjüngung eine passende Bezeichnung gefunden hat. Im § 12 wird der allgemeine Begriff der Verjüngung gegeben. Hier fällt sogleich die ungemeine Ausdehnung auf, die der Verf. diesem Begriffe vindicirt. Verjüngung ist nämlich dem Verf. die innere Metamorphose der organischen Substanz, wobei das Alte ausgeworfen und durch neue ersetzt wird, die Erhaltung des Organismus durch beständige Erneuerung seiner Substanz, die beständige Wiedererzeugung aus seiner eignen Zerstörung. Die Wissenschaft aber hat dieser Bestimmung bisher einen ganz andern Namen gegeben; was der Verf. Verjüngung nennt, ist offenbar nichts anderes, als was bisher Reproduction, Nutrition, Stoffwechsel genannt worden ist. Warum nun der neue Name für die alte Sache? Freilich beruht die Erhaltung des Individuums auf diesem beständigen Werden seiner selbst; so wie sein Stoffwechsel aufhört, ist es dem Tode verfallen. Aber ist denn Erhaltung und Verjüngung identisch? Zu dieser neuen Namengebung ist um so weniger Berechtigung vorhanden, als es allerdings gewisse ganz specielle Processe innerhalb der Reproduction gibt, die ganz dem entsprechen, was dem Wortsinn und Sprachgebrauch nach in dem Ausdruck Verjüngung enthalten ist; specielle Processe, deren Besonderheit sich verwischt, wenn der ganze Reproductionsprocefs schon so genannt wird. Dafs diese Verwischung beim Verf. wirklich statt gefunden und seiner Arbeit nicht wenig Schaden gethan hat; dafs also unsere Ausstellung nicht blofs eine formelle, etwa nur auf den Namen und nicht auf die Sache gehende sei, dies wird sich im Verlauf der Recension herausstellen. Freilich könnte der Verf., um seine Terminologie zu rechtfertigen, uns entgegnen: das nothwendige Resultat des Alters ist der Tod; was vor dem Tode schützt und das Leben erhält, wie jene beständige Erneuerung der lebendigen Substanz, das ist auch, als Abwendung der nothwendigen Folge des Alters, zugleich Abwendung des Alters selbst, d. i. Verjüngung. Aber mit demselben Rechte müfste man ja den ganzen Lebensprocefs Verjüngung nennen, denn das Leben erhält sich überhaupt nur durch seinen Procefs. Der reproductive Stoffwechsel ist eine fortwährende Bedingung, ein nothwendiges Moment des Lebens überhaupt, die Basis, auf der alle höhern Lebensprocesse ruhen; das Leben ist allerdings im beständigen Werden, Fliefsen, im ewigen Wechsel begriffen, und dieser nothwendige Flufs des Lebens, wie er sich in der materiellen Substanz ausspricht, heifst Stoffwechsel: aber eben so sehr als es sophistisch wäre, das Leben überhaupt ein beständiges Wieder-jung-werden zu nennen, ist dies auch beim Stoffwechsel der Fall. Eben darin, dafs dieser Stoffwechsel beständig stattfinden mufs, ist sogleich enthalten, dafs man denselben nicht Verjüngung nennen darf. *Denn jung kann nur werden, was vorher alt*

Digitized by Google

war; die Substanz der Organe bringt es aber gar nicht bis zum Alter, sondern verändert sich unaufhörlich in rastlosem Wechsel. Dem geistvollen Verf. ist dies auch nicht entgangen; er sagt daher selbst, die Verjüngung sei überall und immer gegenwärtig, beziehe sich nicht auf eine besondere Altersperiode (Pag. 17). Aber eben deshalb hätte er dies immer Gegenwärtige nicht allem Sprachgebrauch entgegen Verjüngung nennen sollen.

Sehen wir nun zu, wie der Verf. die Nothwendigkeit des reproductiven Stoffwechsels, den er nun einmal Verjüngung nennt, motivirt. Ueber diese Nothwendigkeit heifst es (Pag. 18):

„Die Verjüngung ist in dem Wesen des organischen „Lebens als einer relativen Existenz gegen das Welt„leben begründet, das ihm absolut gegenüber tritt. „Der organische Körper mufs seine Erzeugung be„ständig in sich wiederholen, weil er beständig wie„der aufgelöst wird".

Hier hat es den Anschein, als ob der Verf. den reproductiven Stoffwechsel, der doch jedenfalls die Einheit zweier Momente ist, nämlich der Bildung und der Auflösung, entzwei trennte und auf die sich einander gegenüberstehenden Totalitäten des Organismus und des allgemeinen Naturlebens der Art vertheilte, dafs letzteres die fortwährende Auflösung der organischen Substanz bewirkte und ersterem die eben so beständige Neubildung zukäme. Gegen diese zwiespältige Auffassung müssen wir uns aber entschieden erklären. Wie sollte da ein Leben des Organismus überall nur möglich sein, wenn derselbe in jedem Augenblick durch den unorganischen Procefs zerstört würde, und sich deshalb immer erst wieder von neuem bilden müfste? Es hilft die Ausrede nichts, dafs Bildung und Auflösung nie den ganzen Organismus auf einmal, sondern immer nur in den kleinsten Theilen betreffe; auch das kann die Sache nicht verbessern, dafs im normalen Zustand das vom allgemeinen Weltleben ausgehende Moment der Auflösung von dem überwiegenden Moment der Bildung, als That des individuellen Lebens, beherrscht werde: immer wird dadurch das reproductive Leben zerrissen, und die entgegengesetzten Richtungen der zerstörenden Aufsenwelt und des wieder aufbauenden Organismus können sich niemals zu einer diagonalen Richtung des wirklichen Bestehens des Organismus vereinigen lassen. Ganz eben so sehr als dem Organismus das positive Moment, die materielle Bildung seiner Organe zukommt, mufs ihm auch das negative Moment, die Entbildung derselben vindicirt werden. Die Substanz der Organe wird beständig entbildet, aufgelöst, verflüssigt; dies geschieht aber nicht von aufsen, durch das absolute Leben des Naturganzen, auch nicht durch den vereinzelten unorganischen Procefs, sondern nur von innen, vom Organismus selbst, und diese Entbildung, seine eigne That, vollführt er nur defswegen, um die Organe in ihren kleinsten Theilen beständig von neuem wieder bilden zu können. Der Organismus ist nicht deshalb in beständigem Bilden begriffen, weil er von der Aufsenwelt beständig aufgelöst wird, sondern er bildet und entbildet, weil er ein Organismus ist. Denn nur der unorganische Körper ist in seiner Materialität das ruhig bestehende Resultat entgegenstehender Kräfte oder das caput mortuum eines erloschenen Processes, ein Bestehen, das nicht in sich selbst, sondern nur von aufsen durch das Wiederanfachen eines neuen Processes gestört wird. Der Organismus dagegen besteht nur durch *fortwährende* Selbstthätigkeit, er besteht niemals als *diese unmittelbare* Materie, und da er dennoch als der Natur angehörig materielles Dasein hat, so mufs er die Unmittelbarkeit seiner materiellen Substanz fortwährend dadurch negiren, dafs er diese Substanz im Procefs des innern Stoffwechsels beständig rückbildet und anbildet. Nur auf diese Weise ist seine Materialität der todten unorganischen Unmittelbarkeit entrückt, nur so ist seine Substanz lebendige Materie, d. i. durch seinen eignen Lebensprocefs gesetzte Materie. Dies ist die wahre, d. i. die aus dem Begriff der Lebendigkeit folgende Nothwendigkeit des innern Stoffwechsels, und es wäre zu verwundern, wenn unserm Verf., der doch sonst den Begriff des Organismus so tief und klar erfafst hat, dies entgangen sein sollte. Und dafs im Grunde der Verf. selbst dieser richtigeren Ansicht huldigt, dies ergibt sich aus einer spätern Stelle. Im § 19 nämlich heifst es sehr gut:

„Im Thiere tritt eine völlige Verarbeitung des Stoffs „durch den Gestaltungsprocefs und somit die höch„ste Unterordnung der Stoffbildung unter den Le„bensprocefs ein, wobei der Flufs des Lebens den „starken Stoffwechsel erzeugt".

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 2.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1843.

Ueber die Verjüngung des menschlichen Lebens und die Mittel und Wege zu ihrer Cultur. Von Dr. Carl Heinrich Schultz.

(Fortsetzung.)

Diese Unterordnung des Stoffs ist eigentlich gar nichts Anderes, als die von uns geltend gemachte Energie des Lebens, kraft welcher es das unmittelbare Bestehen des Stoffes beständig negiren mufs. Aufserdem zeigen auch noch viele andere Stellen des Werks, dafs der Verf. den Procefs richtiger zu fassen wufste; und die Verschiedenartigkeit der Fassungen, die uns noch öfter bei ihm begegnen wird, und die es uns manchmal recht schwer macht, etwas zu rügen, indem sich hinterher auch wieder das Richtige im Buche selbst offenbart: dies ungleiche Wesen der Behandlung des Gegenstandes wissen wir uns beim Verf. nicht anders zu erklären, als durch seine allzugrofse, fast sprudelnde Lebhaftigkeit und Leichtigkeit im Arbeiten.

Der Verf. geht nun, da der Stoffwechsel nichts ist als eine Seite des Lebensprocesses, zu einer Betrachtung des Lebensprocesses selbst über (§ 13, 14), die aber so kurz gehalten ist, dafs die Klarheit nothwendig darunter leiden mufste. Das Wesentliche dieser Betrachtung besteht in Folgendem: der Vf. weist die Unstatthaftigkeit einer gleichsam hinter der Materie stehenden Lebenskraft nach, und löst diesen unklaren Begriff in die Bestimmung des Processes auf; dieser Lebensprocefs wird als Wechselwirkung zwischen Formelementen, und diese Wechselwirkung näher als eine Selbsterregung bestimmt. Es liegt in diesen Bestimmungen des Verfs. unstreitig sehr viel Tiefgedachtes über den Organismus; es ist nur Schade, dafs es eben auch nur in der Tiefe bleibt und nicht durch eine klarere, ausgeführtere Darstellung an das Licht des Verständnisses emporgehoben ist.

Nun läfst der Verf. noch eine (sogenannte) Analyse des Verjüngungsprocesses folgen. Sehr gut drückt es der Verf. aus (§ 15), dafs mit dem Stoffwechsel zugleich der Lebensprocefs, die Selbsterregung parallel geht, d. h. dafs mit der materiellen Erneuerung auch die Erneuerung der vulgo Lebenskraft gesetzt ist. Aber zu unserer grofsen Verwunderung fafst nun der Verf. die Erneuerung der organischen Substanz auf eine Weise, die einer geläuterten Physiologie uns wenig zu entsprechen scheint. Er sagt nämlich (Pag. 22):

„Der Verjüngungsprocefs bewirkt eine Wiedergeburt „des Körpers, dessen Substanz sich dadurch immer „erneuert, so dafs nach gewissen Lebensperioden „der Körper seine ganze Substanz verändert und in „neue umgewandelt hat, kein altes Stück mehr enthält, wie das Schiff der Argonauten".

Diese Vorstellung, dafs ein individueller Organismus, der zu einer bestimmten Zeit aus dieser bestimmten Materie besteht, nach Ablauf einer gewissen Zeit aus ganz und gar anderer Materie bestehe, diese Vorstellung ist noch ein Erbstück aus der Zopfperiode der Wissenschaft, die gern mit recht auffallenden, imponirenden Wunderlichkeiten prahlte. Da dieses veraltete Erbstück noch immer nicht aus dem physiologischen Hausrathe verschwinden will, und sich sogar bei unserm Verf., wo man es am wenigsten vermuthen sollte, wenn auch nur so nebenbei als gelegentliche Bemerkung, noch vorfindet, so verlohnt es sich wohl der Mühe, dasselbe etwas näher in Augenschein zu nehmen. Es gibt uns dies zugleich Gelegenheit, unsere Ansichten über Stoffwechsel genauer zu entwickeln, und daher möge es uns erlaubt sein, etwas weiter auszuholen *).

*) Den obigen Aeufserungen liegen Mifsverständnisse zum Grunde, über welche der unterzeichnete Verf. der hier angezeigten Schrift, sowohl aus Achtung gegen den geschätzten Rec., der überall auf die Kernpuncte der Sache hinstrebt,

Digitized by Google

Wie der Organismus überhaupt nach zwei Hauptrichtungen seine Thätigkeiten äufsert, indem er erstens sich auf sich selbst bezieht, und zweitens auf die Aufsenwelt als das Andere seiner sich bezieht, so ist

als im Interesse der Leser, welche sonst ein unrichtiges Bild von der Grundtendenz des angezeigten Buchs erhalten würden, eine Aufklärung zu geben veranlafst ist. Wenn auch nicht die Schuld, so mögen doch die Ursachen dieser Mifsverständnisse in dem Gange der Schrift liegen, der sich nicht an strenge logisch-analytische Formen bindet, sondern dem lebendigen Lauf der Natur folgt, und daher demgemäfs bald nach dieser bald nach jener Seite hin in Verzweigungen auswächst, die allein den Naturbestimmungen frei folgen und aus den immanenten Kategorieen der Natur selbst am Ende synthetisch sich zu einem vernünftigen Resultat aufbauen. Das Allgemeine der Schrift ist daher überall aus der besonderen Untersuchung entwickelt, niemals das Besondere in logische Rahmen gefafst, und so kommt es denn, dafs dasjenige, was die formell logische Forderung vornan stehend verlangt, im Buche erst hinterher folgt, wie gerade der allgemeine Naturgeist an der besonderen Erscheinung sich am klarsten entwickeln liefs. Den Grund hiervon wird man daher nicht in Zufälligkeiten suchen; es ist nicht das Gerathewohl, nach dem die Sachen auf gut Glück hingeworfen sind, sondern der Verf. ist sich dieses Ganges überall völlig bewufst und folgt ihm, weil er ihn für den natürlichen hält, der in einem Werke über die Natur des Menschen nicht wie die Hecken nach der französischen Gartenkunst beschnitten oder sonst künstlich zugestutzt werden darf. Man hat der Natur nicht logisch zu beweisen, wie viele und wie lange Zweige der Baum in symmetrischer Ordnung entwickelt haben soll und mufs, sondern man hat zuzusehen, wieviel Zweiganlagen der Baum wirklich entwickelt und welchen eigenthümlichen Habitus der Baumschlag dadurch annimmt. Aber eben weil der Gang der Natur in alle seine Adern hinein verfolgt wird; so gewährt doch am Ende das zusammengehörige Ganze ein Bild der vernünftigen Einheit und Zweckmäfsigkeit, obgleich man diese in einzelnen Sätzen und Paragraphen noch nicht völlig entwickelt findet. Das Werk will daher auch im Ganzen beurtheilt sein und man darf an die Einzelnheiten desselben nicht den Maafsstab logischer Formen legen, weil es nach den Forderungen derselben nicht gearbeitet ist. Dies hat der geehrte Rec. nicht berücksichtigt, indem er den ganzen concreten Inhalt der Verjüngungslehre, als schon in den allgemeinen Andeutungen der ersten Paragraphen ausgedrückt, sucht, und auf diese Art sich von dem ganzen Verjüngungsprocefs eine unrichtige Analogie bildet, *indem er glaubt, was wir Verjüngung nennen, sei dasselbe, was man früher Nutrition und Stoffwechsel genannt habe.* Dies ist so ganz unrichtig, dafs vielmehr das Grundprincip des Buchs der alten Lehre vom Stoffwechsel schnurstracks entgegen gerichtet ist, so dafs eine Rectification dieses Irrthums gewifs gerechtfertigt erscheinen mufs. Die Lehre vom Stoffwechsel gehört einer chemischen Physiologie an, die das Leben in Tiegeln und Retorten machen zu können glaubt und nur mit seinen todten Residuen umgeht; und überall in der Schrift sind die Ausdrücke des Gegensatzes, in dem sich die organische Verjüngung gegen den Chemismus der Stoffe befindet, mit gesperrter Schrift gedruckt worden, damit wir uns gegen die Mifsverständnisse bewahren wollten, die uns hier dennoch begegnen. Die Verjüngungslehre verhält sich zu der Stoffwechsellehre wie Leben zum Tode, wie dies aufs Nachdrücklichste und Bestimmteste in dem §. 14 S. 20, §. 72 S. 103. 104 als leitendes Princip des ganzen Werks ausgesprochen worden ist, während auch an anderen Stellen, wie im §. 124, §. 204, §. 205, die Unhaltbarkeit und das Lebenwidrige der bisherigen chemischen Nutritions- und Stoffwechseltheorie ausführlich besprochen, und gezeigt worden ist, wie diese *chemische* Theorie des *lebendigen* Leibes durch eine natürliche Ansicht der organischen Verjüngung ersetzt werden müsse. Der grofse Unterschied zwischen der Stoffwechsellehre und Verjüngungslehre beruht auf dem *Gegensatz zwischen Form und Stoff;* darauf, dafs in der Stoffwechsellehre nur von *formlosen Stoffen* und deren chemischen Qualitäten; in der Verjüngungslehre aber von *organischen Formelementen* und innerer Gestaltung des stoffigen Materials die Rede ist. Wir haben an den citirten Stellen (und auch sonst §. 134) gezeigt, *wie die Lebenskräfte und Lebenseigenschaften sich niemals an dem formlosen Stoff, sondern nur an den organisirten Formen ausbilden, während der chemische Stoff auch nur chemische Eigenschaften hat und niemals als solcher der Träger des organischen Lebens wird.* Der Lebensprocefs ist daher wesentlich Wechselwirkung der Formelemente und diese erscheint uns als organische Erregung, die wir, weil dadurch der Organismus vor aller äufsern Erregung sein Leben in sich selbst anfacht: *Selbsterregung* nennen (S. 20. 21). Die Selbsterregung in der Verjüngungslehre tritt an die Stelle der chemischen Verwandtschaft in der Stoffwechsellehre, und somit ist also letztere von ersterer wie chemische Verbindung von lebendiger Erregung verschieden; und man wird hieraus sehen, wie wenig der Hr. Rec. berechtigt war anzunehmen, dafs das, was wir Verjüngung nennen, nichts als die alte Lehre vom Stoffwechsel sei und dafs der neue Name nicht einmal als gerechtfertigt erscheine. Man kann vielmehr höchstens sagen, die Stoffwechsellehre habe danach gestrebt, die Lebenserscheinungen zu erklären, welche wir jetzt als organische Verjüngung erkannt haben, jedoch ohne, dafs es ihr jemals gelungen wäre dem wirklichen Leben nur nahe zu treten, weil der Chemismus der Stoffqualitäten der organisirten Form wie Tod dem Leben gegenübersteht und die Lebenskräfte nun und nimmermehr aus chemischen Ursachen zu erklären sein werden, weil niemals die chemische Thätigkeit im Stoffwechsel wird Leben gebären können.

Digitized by Google

auch die materielle, stoffliche Seite des Lebensprocesses, das was man das vegetative Leben nennt, in diesen zwei Hauptrichtungen begriffen: 1) stofflicher Verkehr des Organismus innerhalb seiner selbst, das ma-

Wir haben übrigens diesen Begriff des Lebensprocesses in gegenwärtiger Schrift deshalb nur in kurzen Worten gefafst, weil er in unserem Grundrifs der Physiologie ausführlich entwickelt ist.

Nun aber ist der Organismus in seiner inneren Form und Gestaltung nicht bleibend und ruhig unveränderlich, sondern er zeigt das Periodische des Entstehens und Vergehens seines Daseins im Ganzen, auch in allen seinen Gliedern und Organen, und der grofse Gegensatz von Zeugung und Sterben wiederholt sich unaufhörlich im Inneren; worauf denn alle Lebensbewegungen mitberuhen. Dies haben wir im Allgemeinen unter der Ueberschrift: Analyse des Verjüngungsprocesses im § 15 entwickelt; allein auch der Inhalt des ganzen Buchs dreht sich um die Verfolgung des Laufes dieses Processes. Um ihn richtig aufzufassen, müssen wir wieder von dem Gegensatz der organischen Form gegen den chemischen Stoff, als Fundament des Ganzen, ausgehen, weil sich *in dem Akte der Zeugung ein Procefs der Formbildung aus dem formlosen Stoff; in dem Akte des Sterbens* (der Mauser) *aber ein Procefs der Formauflösung in den chemischen Stoff* darstellt. So entstehen die beiden Akte der Verjüngung: 1) die Bildung oder das Organisiren, 2) die Mauser oder das Desorganisiren, welche zusammen die Einheit der ganzen Verjüngung darstellen (S. 17. 22). Nur indem der Hr. Rec. die Wichtigkeit dieser Elementarakte, worauf auch die ganze Entwickelung des Buchs beruht, übersehen, ist es möglich geworden, dafs er die Verjüngungslehre mit der alten Stoffwechsellehre für identisch halten konnte. Vielmehr ist die Verjüngungslehre eine *Formumbildungs-* oder *Formwechsellehre,* indem der Organismus seine Form immerfort erneuert und wiederauflöst, wobei aber der Stoff so wenig wechselt, dafs er vielmehr immer auf derselben Stufe bleibt, während die Formen sich höher und höher entwickeln. Hieraus ergibt sich, wie sehr für die von uns entwickelte, allerdings ganz neue Sache auch ein neuer Name unerläfslich war. Der Organismus besteht als solcher nicht aus *chemischen Stoffen,* sondern aus *organischen Formelementen,* in denen die Herrschaft der Stoffe immerfort zu Grunde geht. Gerade im Gegensatz des Chemismus der Stoffphysiologie, glauben wir durch die Verjüngungslehre den Weg zu einer organischen Physiologie durch Analyse der Formelemente und deren Lebenserregung im Organismus gebahnt zu haben. Praktisch besonders tritt die Wichtigkeit der Sache am meisten hervor, indem wir auf die Lebenserregung im menschlichen Körper niemals durch die Stoffe desselben, sondern nur durch die Formelemente wirken und bevor der physiologische Chemismus in der Lehre der Arzneiwirkungen nicht in die tiefere Kenntnifs der organischen Erregung sich auflöst, geht die Medicin ihrem wissenschaftlichen Ziel nicht entgegen. In Betreff der Zeugung und Wiedererzeugung des Organismus in der Verjüngung, tritt nun bei der immerwährenden Wiederholung von Bilden und Mausern ein beständiger Uebergang von chemischem Stoff in organische Form und wieder ein Rückgang der organischen Form in chemischen Stoff ein. Dieser Uebergang ist es nun, wo chemische Erscheinungen am Organismus hervortreten, die immer noch den Glauben unterhalten, dafs sie das Lebensprincip selbst in sich fassen möchten, und dafs das ganze organische Leben auf Stoffwechsel beruhe. Wir unsererseits haben diesen Uebergang, der noch etwas ganz anderes als blofser Stoffwechsel ist, als progressive und regressive Metamorphose bezeichnet und von der Lebenserregung in den fertigen Formgebilden des Organismus naturgemäfs gesondert; andererseits aber auch dadurch den wahren Zusammenhang des organischen Lebens mit der Aufsenwelt näher dargestellt. In diesem Betrachte zeigt sich das Leben als ein beständiger Gestaltungsprocefs des gestaltlosen Stoffes (Assimilation im weiteren Sinn, Bildung) und als ein Wiederauflösen der organischen Gestalt in chemischen Stoff (Mauser). Wie nun der Gestaltungsprocefs des Organismus eine *Selbst*gestaltung (ähnlich der *Selbst*erregung) ist, so ist auch die Auflösung eine *Selbst*auflösung, ganz wie der natürliche Tod des ganzen Körpers ein *Selbst*absterben durch Ablauf der organischen Periode ist. Es ist also nur *das Wesen der organischen Periodicität, was sich in dem Bildungs- und Mauserprocefs der einzelnen Organe wiederholt.* Wir sehen das Leben gar nicht, wie der Hr. Rec. glaubt, als ein erzwungenes und ertrotztes an; im Gegentheil ist es ein harmonisches Fortfliefsen der Wechselverhältnisse in den ewigen Formen des organischen und des allgemeinen Naturlebens. Das Leben ist hier so wenig von der Aufsenwelt ertrotzt, als die Aufsenwelt sich den Tod des Organismus ertrotzt. Hiernach wird man sich denn auch überzeugen, wie der von uns hingeworfene Vergleich der Metamorphose im Verjüngungsprocefs mit dem Schiff der Argonauten ~~gar nicht~~ auf Voraussetzung einer Stoffumwandlung beruht, wie man früher wohl gedacht hatte, sondern als Gestaltmetamorphose einen ganz anderen Sinn erhält als ihm der Rec. unterlegt, und dafs die Tendenzen das organische Leben aus chemischem Stoffwechsel zu erklären allerdings der Mauserperiode der Wissenschaft angehören, über welche die Verjüngungslehre zu neuen Productionen fortschreitet, wie grofs auch die Haufen der Mauserschlacken sind, die sie dabei zu durchbrechen hat. Wir haben uns übrigens des Vergleichs der Mauserstoffe mit etwas Abgenutztem oder Unbrauchbarem, wogegen der Rec. eifert, nirgends bedient, und halten diesen sonst wohl für die depurativen Sekretionen angewendeten Vergleich ebenfalls für unphysiologisch, weil er die Idee einer äufseren Zweckmäfsigkeit, wobei die abgenutzten Theile als Lebensinstrumente angesehen werden, involvirt; in der organischen Analyse aber nur von innerem Selbstzweck die Rede sein kann. Wir verbinden keinen anderen

Digitized by Google

terielle Bilden seiner aus sich selbst, der eigentliche Organisationsprocefs; 2) stofflicher Verkehr des Organismus mit der Aufsenwelt, der Assimilationsprocefs. Jener, der Organisationsprocefs, besteht in der Periode des geborenen Individuums, d. h. nachdem die erste Bildung, die der foetalen Periode anheimfällt, vollendet ist, aus zwei Momenten, der Anbildung und der Rückbildung; diese können, da die darin begriffenen Organe trotz dieser beständigen Umwandlung in beharrlicher Form bestehen bleiben, nur in den kleinsten Theilchen der Organe vor sich gehen; die Einheit nun dieser beständigen moleculären Anbildung und Rückbildung, die den Organisationsprocefs der festen Theile, ihr ewig wiederholtes Sich-aus-sich-selber-bilden, ihre Reproduction ausmacht, diese Einheit ist es, was wir den innern Stoffwechsel nennen müssen. Die Vermittlung der An- und Rückbildung, das wodurch es möglich wird, dafs diese beiden entgegengesetzten Momente beständig auf einander bezogen bleiben und in einander übergehn können, diese Vermittlung ist im Blute gegeben. Das Blut ist die allgemeine, unterschiedslose Substanz des thierischen Organismus, aus welcher die differenten Organe sich beständig moleculär anbilden, und in welche sie sich eben so beständig moleculär rückbilden. Der innere Stoffwechsel ist somit ein Kreislauf der organischen Materie, indem diese sich nämlich aus Blut in die feste Substanz der Organe, und aus den Organen wieder (mittelst der Lymphgefäfse und Venen) in Blut umwandelt. Dieser innere Stoffwechsel hat zunächst mit der Erneuerung der organischen Materie aus der Aufsenwelt gar nichts zu schaffen, die organische Materie ist vielmehr im innern Stoffwechsel blofs auf sich selbst und gar nicht nach aufsen bezogen. Aber anderseits ist der Organismus als individueller auch nothwendig auf die Aufsenwelt bezogen, er wäre gar nicht lebendiges Individuum, wenn er seine Individualität nicht selbstthätig nach aufsen geltend machte; der Verkehr mit der Aufsenwelt ist somit ebenfalls im Begriff des Lebens begründet, und zwar als ein solcher, in welchem die Aufsenwelt das gegen den Organismus Unmächtige, von ihm zu Ueberwindende darstellt; defswegen heifst dieser Verkehr Assimilationsprocefs, und die materielle Seite dieses Verkehrs, der stoffliche Assimilationsprocefs ist es, den wir nun in's Auge fassen. Dieser hat nothwendig wiederum zwei Momente, ein positives und ein negatives: 1) der Organismus negirt den äufsern Stoff als äufsern, d. h. verwandelt ihn in organische Form; dies ist die Assimilation im engern Sinne; 2) der Organismus negirt seinen eignen Stoff, stöfst ihn von sich ab in die Aufsenwelt, überläfst ihn der unorganischen, chemischen Natur; dies ist die Excretion. Der stoffliche Verkehr mit der Aufsenwelt besteht also in der Einheit dieser zwei entgegengesetzten Momente, der Assimilation und der Excretion, und diese Einheit enthält das, was wir den äufsern Stoffwechsel nennen. Die Vermittlung der Assimilation und Excretion, vermöge welcher es möglich ist, dafs diese beiden entgegengesetzten Momente beständig auf einander bezogen bleiben und in einander übergehen, diese Vermittlung ist ebenfalls im Blute gegeben. Denn auch für den äufsern Stoffwechsel ist das Blut die allgemeine thierische Substanz, in welche die differenten Stoffe der Aufsenwelt assimilirt und aus welcher die differenten organischen Stoffe excernirt werden.

Begriff mit den Mauserproducten als den, dafs es die periodisch in der Reihe ihrer Entstehung von Innen heraus absterbenden und abzuwerfenden Organtheile sind. Ihr Abwurf folgt dem Bildungsakte, wie der positive dem negativen Pol der galvanischen Säule, und das Abwerfen ist ein Sichbefreien des Organismus von seiner abgelebten Substanz, wie der Baum die Blätter abwirft und der Embryo den mütterlichen Körper bei der Geburt (S. 24). Eben so wenig, wie die abfallenden Blätter abgenutzte Theile des Baums, sind auch die Mauserstoffe des Menschen von uns als abgenutzte, sondern als ihre eigene Lebensperiode beendende Organgebilde betrachtet worden. Ueberhaupt sind alle die Vorstellungen, die sich an die antike und moderne Qualitätenlehre vom Stoffwechsel knüpfen, unserem Begriff der organischen Verjüngung völlig fremd, und wir müssen uns durchaus gegen ein Unterschieben abgelebter Kategorieen verwahren. Wir können uns auch von einer Erweiterung und näheren Bestimmung des Begriffs der Verjüngung als eines aus verschiedenen Akten *zusammengesetzten* Processes durch die Vorstellungen, welche man bisher mit dem Namen Verjüngung verbunden hat, nicht abhalten lassen und den natürlichen Procefs deshalb nicht verstümmeln, weil die Sache zu weit für den Namen wäre. Vielmehr mufs sich der Name der Sache anbequemen.

Dr. C. H. Schultz.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 3.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1843.

Ueber die Verjüngung des menschlichen Lebens und die Mittel und Wege zu ihrer Cultur. Von Dr. Carl Heinrich Schultz.

(Fortsetzung.)

Der äufsere Stoffwechsel ist somit wiederum als ein Kreislauf der Materie zu betrachten, indem diese nämlich aus dem Blute in die Aufsenwelt und aus dieser (im allgemeinen Sinne zu nehmen) zurück in das Blut geht. Innerer Stoffwechsel ist also, wie wir vorhin gezeigt haben, gegenseitiger Austausch des Stoffs zwischen Blut und Organen; äufserer Stoffwechsel dagegen ist, wie wir so eben gezeigt haben, gegenseitiger Austausch des Stoffs zwischen Blut und Aufsenwelt. Beide Arten des Stoffwechsels haben an und für sich nichts mit einander gemein, gehören ganz *verschiedenen Richtungen* des Lebensprocesses an. *Da sie* aber wiederum nur Richtungen dieses Einen Lebensprocesses sind, so sind sie dadurch auch wieder auf einander bezogen, und es fragt sich, worin die Vermittlung dieser Beziehung gegeben ist. Auch diese Vermittlung übernimmt nothwendig das Blut, da es sowohl den innern wie den äufsern Stoffwechsel vermittelt, also die den beiden Arten des Stoffwechsels gemeinschaftliche Seite ausmacht. Die organische Substanz ist somit in einem doppelten, in einander greifenden Kreislauf begriffen, in welchem das Blut den Knotenpunct bildet: in das Blut werden einerseits Stoffe der Aufsenwelt und anderseits die rückgebildeten festen Theile des Organismus verwandelt, und aus dem Blute werden einerseits die festen Theile des Organismus und anderseits die Auswurfsstoffe gebildet. Aber trotz diesem Ineinander-greifen des innern und äufsern Stoffwechsels müssen diese beiden dennoch auch eben so sehr als unabhängig gegen einander begriffen werden, und dies Letztere ist es, was die meisten Physiologen und auch unser Verf. verabsäumt haben, wodurch bedeutende Verwirrung in der Auffassung des stofflichen Haushalts des Organismus entstanden ist. Die gewöhnliche Ansicht dieses Haushalts ist nämlich die, dafs die Organe sich deswegen beständig rückbildeten und neubildeten, weil ihre Theilchen durch ihre Functionen im Lebensprocesse verbraucht und abgenutzt würden, dafs ferner die Excretion die Entfernung solcher verbrauchten (oder nach dem Verf. abgelebten) Theile zum Zwecke habe, und dafs endlich die Assimilation der von aufsen aufzunehmenden Nahrung dazu da sei, um den Verlust des Abgängigen zu ersetzen und so der Neubildung der Organe zu dienen. Diese gewöhnliche Ansicht nun scheint uns durch und durch irrig zu sein. Wir behaupten vielmehr, dafs die Organe nur deswegen im beständigen An- und Rückbilden begriffen sind, weil ihre Substanz lebendige Substanz ist, nicht aber weil sie durch den Lebensprocefs verbraucht werde. Lebendigkeit der organischen Substanz kann beim Beharren derselben als daseiender gar nicht gedacht werden, die Materie kann nur als beständig werdende das Substrat des Lebens bilden; die gleichgültig bestehende Materie, die als solche den unorganischen Körper bildet, ist im Organismus ganz und gar zum Moment herabgesetzt; sie gilt nicht mehr für sich, sondern nur insofern sie von der Totalität des lebenden Körpers selbst gesetzt ist, d. h. die Materie des Organismus mufs beständig aus seinem Lebensprocesse resultiren. Die Unmittelbarkeit der Materie, ihr für sich bestehendes Dasein, ihr Dieses-sein, wie es für den todten unorganischen Körper obwaltet, ist im organischen Leibe aufgehoben; der lebendige Leib, obzwar materiell, ist doch niemals *diese für sich seiende Materie*, sondern immer nur aus dem Lebensprocefs resultirende Materie. Dafs der innere Stoffwechsel, d. i. die Nutrition der Organe unmöglich in einer Abnutzung der Theilchen und dadurch nothwendig gewordenen Erneuerung begründet

Digitized by Google

sein könne, dies läfst sich, wie wir es einerseits aus dem Begriffe der Lebendigkeit herzuleiten versucht haben, so auch anderseits aus empirischen Gründen nachweisen, wie es bereits in einem vortrefflichen Aufsatze von *Oesterlen* über die nutritiven Vorgänge (Müller Archiv für Physiologie Jahrgang 1842 Pag. 164—166) sehr gut geschehen ist. Aus dieser Berichtigung der gewöhnlichen Ansicht über den innern Stoffwechsel folgt aber sogleich die Nothwendigkeit einer Berichtigung auch hinsichtlich des äufsern Stoffwechsels. Die gewöhnliche Ansicht läfst ja die Assimilation und Excretion nur den Zwecken des innern Stoffwechsels dienen; da wir diese Zwecke gar nicht gelten lassen können, so müssen wir auch jene vermeintlichen Mittel anders auffassen. Und so behaupten wir denn auch, dafs einerseits die Excretion durchaus nicht dazu da ist, um Abgenutztes oder sonst dem Leben Unbrauchbares aus dem Körper wegzuschaffen: vielmehr umgekehrt, das was der Excretionsprocefs ausstofst, dem hat er selbst diese Qualität des Auszustofsenden erst eingebildet. Der Harn z. B. ist das allerindividualisirteste Excrement, dasjenige, das eben deswegen dem excernirenden Organismus am feindlichsten ist, d. h. dessen Nichtausscheidung die heftigsten Störungen des Lebens mit sich führt. Nun dieser Auswurfsstoff κατ' ἐξοχὴν wird er etwa aus verbrauchten oder abgelebten Theilchen gebildet, oder wird nicht vielmehr umgekehrt seine excrementitielle Qualität aus dem lauteren Blute erzeugt? Führt die Arteria renalis den Nieren etwa ein schlechteres Blut zu als die andern Zweige der Aorta den andern Organen? Gegen diesen Einwurf kann man sich nicht durch die Ausrede retten, dafs die Nieren immer nur gewisse Portionen des Bluts, je nachdem es ihnen von der arteria renalis zugeführt werde, von den Auswurfsstoffen befreie und dadurch allmählig auch die übrige Blutmasse reinige; oder man müfste etwa behaupten wollen, das Blut das die venae renales aus den Nieren ausführen, sei reiner und schlackenloser als das den ganzen Körper belebende und ernährende arterielle Blut. Also nicht etwa ein blofs apriorisches Räsonnement, sondern die ganz unbefangene Auffassung des Sachverhalts zeigt, dafs die Harnexcretion nicht eine Befreiung vom Abgelebten, sondern eine Verwandlung des Bluts, eine Schöpfung aus demselben ist, und ganz analog verhält es sich auch mit den andern Excretionen. Hierbei wird aber ganz und gar nicht etwa in Abrede gestellt, dafs mit den Excrementen zugleich nicht auch anderweitige Stoffe ihren Ausgang fänden. Allerdings werden z. B. das überflüssige Wasser und sehr viele Arzneistoffe durch den Harn, das Ueberflüssige der Nahrung oder das ganz Unverdauliche derselben mit den faeces, der zum Athmen blofs als Ballast nothwendige Stickstoff mit der Excretion der im Venenblut enthaltenen Luft aus dem Körper geschafft. Aber dies Alles ist nur etwas Secundäres, nicht das Wesentliche der Excretion, und es beweist blofs, dafs der Organismus in den Excretionen, deren Nothwendigkeit aus ganz andern Gründen ressortirt, zugleich die Gelegenheit vorfindet und gewöhnlich auch benutzt, Fremdartiges oder sonst Ueberflüssiges sich vom Leibe zu schaffen. Obgleich also die Excretionen durchaus nicht behufs der Ausfegung und Reinigung des Körpers da sind, so können sie doch neben dem, was ihr eignes Wesen ausmacht, auch noch in secundärer Weise diese Depuration vollführen. (Eine gründliche Darstellung des Wesens der Excretion hat zuerst Richard Hoffmann gegeben in einem Werkchen, betitelt: die Bedeutung der Excretion im thierischen Organismus. Erlangen 1823. Es ist nur Schade, dafs die naturphilosophische Färbung, die die Arbeiten dieses ausgezeichneten Mannes an sich tragen, die Anerkennung und Wirksamkeit derselben so sehr beeinträchtigen). So viel über die Excretion, auf die wir später noch einmal zurückkommen müssen. Ganz dem entsprechend ist aber auch anderseits die Assimilation der Stoffe der Aufsenwelt nicht dazu da, um Abgängiges zu ersetzen, d. h. sie hat nicht ihre ursprüngliche Nothwendigkeit in einem solchen ihr ganz äufserlichen Grunde, sondern diese Nothwendigkeit ist ursprünglich im Lebensprocefs gegeben. Somit ist nun auch die Einheit von Excretion und Assimilation oder der äufsere Stoffwechsel überhaupt nicht um des innern Stoffwechsels willen da, sondern beide, innerer wie äufserer Stoffwechsel. sind gleich ursprüngliche, coordinirte Thätigkeiten des Lebensprocesses: durch den innern Stoffwechsel bewährt der Organismus die Lebendigkeit seiner Materie in sich selbst, durch den äufsern bewährt er die Macht seiner Individualität im stofflichen Verkehr mit der Aufsenwelt. Dadurch nun, dafs man dies wesentliche Verhältnifs nicht anerkannte, sondern den innern Stoffwechsel um der Functionen willen und den äufsern

Digitized by Google

Stoffwechsel um des innern willen vorhanden glaubte, konnte die kindische Berechnung sich wichtig machen, nach so und so viel Zeit werde der Leib eines Individuums seine ganze Substanz erneut haben und materiell ein ganz und gar andrer geworden sein; etwas was wohl eine Möglichkeit ist, aber eine ganz leere, müfsige, d. h. niemals als Wirklichkeit zu constatirende Möglichkeit. Man rechnete nämlich nach: 1) so viel wiegt der ganze Leib, 2) so viel neue Substanz kommt täglich in den Leib und 3) so viel alte täglich heraus, ohne dafs sich sein Gewicht verändert, ergo etc.; man vergafs aber hierbei in Anschlag zu bringen, dafs einerseits die eben erst assimilirte Substanz, die doch zunächst in's Blut aufgenommen wird, sogleich wieder möglicherweise auf die Excretion verwendet werden könnte, ohne erst durch die festen Organe gegangen zu sein, und ebenso anderseits die rückgebildete Substanz der festen Organe, die doch zunächst vom Blut wieder aufgenommen wird, möglicherweise noch einmal zur Ausbildung der Organe verwendet werden könnte, statt vorausgesetztermafsen als abgängig durch die Excretion entfernt zu werden. Jene Buchhalterei über stoffliche Einnahme und Ausgabe des Organismus hat nur Werth und Bedeutung für die chemische Betrachtung und es mögen sich da gewisse Resultate gewinnen lassen, wie dies z. B. *Liebig* in seinem neuesten Werk über organische Chemie zum Theil gelungen ist. Für den lebendigen Leib dagegen, in physiologischer Hinsicht, pafst jene Buchhalterei nicht mehr, und hat daher zu einem ganz müfsigen Resultate geführt, das man allenfalls von den äufsersten, an der Grenze des Unorganischen liegenden Theilen noch gelten lassen könnte. Die Nägel an den Fingern z. B. schieben sich so von unten nach und werden von wohlerzogenen Leuten oben abgeschnitten, so dafs einer, der eben nichts für unwichtig hält, was der Beobachtung anheimfällt, sich das Vergnügen machen kann, zu bestimmen, nach wie viel Zeit der Culturmensch einen funkel-nagelneuen Nagel besitze. Der lebendige gegliederte Leib dagegen schiebt seine Substanz nicht so von der einen Seite heraus und von der andern Seite neue dafür herein, wie jene Berechnung es voraussetzt; es liegt vielmehr im Wesen des Organismus, dafs die Kategorie des materiellen Dieses oder der stofflichen *haecceitas* auf ihn gar keine Anwendung finden kann. Die ganze Calculation ist daher, wie so manches Andere, in die physiologische Rumpelkammer zu verweisen, wohin sie sich eigentlich selbst schon durch ihr komisches Endresultat bereits verwiesen hat. Man sollte nämlich denken, jene Berechnung und die ihr zu Grunde liegenden Beobachtungen mittelst der Wagschale wären einfach genug: trotzdem aber fand der eine Physiolog drei Jahre, der andere sieben Jahre, ein dritter gar so viele Monate für die Herstellung des neuen Adam aus dem alten erforderlich, und die zu so verschiedenen Resultaten kamen, sind nicht etwa speculirende leichtfertige Naturphilosophen, sondern ganz exacte vorsichtige Empiriker. — Man verzeihe uns diese etwas weitläufig gerathene Digression, die, obgleich sie für die Beurtheilung unsers Buchs nicht grade unumgänglich nothwendig war, doch durch die Behauptungen des Verfs. gewissermafsen herausgefordert wurde. —

Wir haben im Vorigen gesehen, wie der Verf. den Begriff der Verjüngung weit über dessen Grenzen ausdehnt, und unter demselben fast sämmtliche Processe des vegetativen Lebens überhaupt zusammenfafst. Um nun denjenigen vegetativen Procefs, dem wir allein den Namen der Verjüngung zugestehen können, zu bezeichnen, brauchen wir nur an die eigenen Worte des Verfs. selbst anzuknüpfen. Er giebt nämlich im § 17 folgende eben so geistvoll aufgefafste, als klar und präcis ausgedrückte Darstellung der organischen Fortpflanzung.

„In der Fortpflanzung zeigt sich der Wechsel von „Aufleben und Absterben darin, dafs der Körper n „der Production der Keime und Jungen einerseits „sich selbst erneuert, anderseits sich selbst erschöpft, „endlich ablebt und stirbt. In der Geburt wirft „gleichsam das Junge den mütterlichen, durch seine „Zeugung periodisch oder bleibend erschöpften Kör„per von sich ab, und dieser erscheint als Residuum „seiner Zeugungen. Bei den niederen Thieren wird „dieses Verhältnifs klarer, und man könnte von den „im Geburtsacte selbst über der Brut sterbenden In„secten sagen, dafs der ganze mütterliche Körper „als Residuum der Rückbildung im Zeugungsacte „erscheine, dafs der Geburtsact hier nichts Anderes „sei, als der erste Häutungsprocefs der Eier, der „sich in den spätern Metamorphosen der Insecten „nur wiederholt, oder dafs der eingetrocknete und „abgeworfene mütterliche Körper selbst, als die er„ste Raupenhaut, von der Brut bei der Geburt ab-

Digitized by Google

„geworfen werde. Das Gebären selbst ist hier eine „Mauser der Brut. Bei den höheren Thieren und „beim Menschen treten zwar diese Verhältnisse zu„rück, aber in der That kann man sagen, dafs über„all die Individuen ganz oder theilweise in der Er„zeugung der Jungen zu Grunde gehen".

Wir halten die Worte des Verfs. fest: bei den höhern Thieren treten diese Verhältnisse (dafs nämlich das Individuum durch die Fortpflanzung untergehe) zurück. Wodurch aber treten diese Verhältnisse hier zurück? Auch bei den höhern Thieren ist ja die Fortpflanzung der höchste Act des Lebens, auch bei ihnen müfste ja auf diesen höchsten und somit letzten Act das Absterben, die Involutionsperiode wenigstens, sogleich folgen, und dennoch sehen wir die höhern Thiere während eines verhältnifsmäfsig langen Zeitraums sich der Acme des vollkräftigen zeugungsfähigen Lebens erfreuen, ehe die Involution eintritt; nicht Eine Brut, wie bei den Insecten, sondern viele Generationen können aus ihnen hervorgehn, ehe ihr individuelles Leben sich der Erschöpfung zuneigt. Die Erklärung dieser Thatsache ist nicht etwa damit gegeben, dafs man sagt, es seien eben höher organisirte Thiere, und als solche vermöchten sie im Generationsprocefs neues Leben zu geben und dabei doch selbst ihr individuelles Leben zu fristen: dies wäre keine Erklärung, sondern blofs eine Umschreibung der Thatsache. Es mufs das Mittel, der bestimmte Procefs angegeben werden, durch welchen das höher gestellte Leben diese Thatsache möglich macht. Dies Mittel ist der Verjüngungsprocefs, nämlich derjenige, der allein diesen Namen verdient. Denn allerdings geht das Individuum am Zeugen zu Grunde, es wird durch den Zeugungsact, weil dieser der letzte höchste Inhalt des ganzen Lebensverlaufs ist, dem nothwendigen Ende seiner Lebensperiode entgegengebracht; dem Ende der Lebenszeit entgegen gehen heifst aber genau so viel als altern. Wir müssen also sagen: *durch die Zeugung nur altert das Individuum* (scil. im normalen Zustande). Wenn nun aber trotzdem bei den höhern Thieren auf die Zeugung nicht die nothwendige Consequenz des Alterns, nämlich die Periode des Sterbens, der Involution folgt, wenn vielmehr nachher noch immer neue Zeugungsfähigkeit, d. i. jugendliches, nicht gealtertes Leben, zurückbleibt, so kann dies nur dadurch möglich sein, dafs das durch die Zeugung gesetzte Alter wiederum aufgehoben wird; Aufhebung des Alters heifst aber Verjüngung. Der Verjüngungsprocefs ist also überall da nothwendig, wo verschiedene Zeugungsperioden auf einander folgen können, wie bei den höhern Thieren und beim Menschen. Nur findet zwischen Thieren und Menschen hier wiederum ein grofser Unterschied statt. Die Thiere sind nämlich vom allgemeinen Naturleben abhängiger, und deswegen gelangen sie zum höchsten Lebensprocefs gewöhnlich nur zu irgend einer bestimmten Jahreszeit, der Mensch dagegen ist in den Jahren der Reife in beständiger Zeugungsfähigkeit. Bei den Thieren fallen daher Zeugungsprocefs und Verjüngungsprocefs in verschiedene Jahreszeiten auseinander, und sind so als getrennte und periodisch sich einander ablösende Processe unter dem Namen Brunst und Mauser allgemein bekannt. Diese Mauser selbst besteht nämlich, wie auch der Verf. anerkennt, nicht blofs im Erneuern der Geweihe, Haare, Federn u. dgl., sondern ihr wesentlichster Theil ist der mit diesen äufserlichen Vorgängen zugleich im Innern stattfindende allgemeine Verjüngungsprocefs. Beim Menschen dagegen fallen beide, Generation und Regeneration, in einander, im Zeugen selbst (wohin auch schon die blofse Samenabsonderung ohne wirkliche Begattung zu rechnen ist) verjüngt er sich zugleich. Der Verjüngungsprocefs mufs sich nun auf dieselbe Weise realisiren, wie der beständige Reproductionsprocefs, nämlich durch innern Stoffwechsel, der nur überaus erhöht ist und dadurch dem Charakter des foetalen Entwicklungsprocesses sich annähert. (Ausführlich und mit allen empirischen Belägen ausgestattet findet sich diese Ansicht der Verjüngung dargestellt in der schönen Abhandlung von Hofmann über Menstruation, im zweiten Theil seiner Idealpathologie.) Wir sehen somit, wie nur ein ganz beschränkter Theil dessen, was unser Verf. Verjüngung nennt, diesen Namen verdient, nämlich der durch den Generationsprocefs nothwendig gewordene Regenerationsprocefs, welcher nichts ist als ein verstärkter, dem embryonären Bilden sich annähernder Reproductionsprocefs. Aber wohl zu bemerken ist hierbei, dafs bei diesem Regenerationsprocefs der Thiere nur der innere Stoffwechsel erhöht ist, der äufsere dagegen (Assimilation und Excretion) zurücktritt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 4.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1843.

Ueber die Verjüngung des menschlichen Lebens und die Mittel und Wege zu ihrer Cultur. Von Dr. Carl Heinrich Schultz.

(Fortsetzung.)

In der Verjüngung hat es nämlich der Organismus nur mit sich selbst zu thun, während derselben tritt also die auf sich selbst sich beziehende Seite des Lebens, das eigentlich bildende Leben im engern Sinne, überwiegend hervor, die nach aufsen gerichtete Seite des Lebens dagegen tritt eben so zurück. Es ist also auch bei dem eigentlich so zu nennenden Verjüngungsprocefs durchaus nicht um ein wirkliches Auswerfen des Gealterten, um eine Reinigung von abgelebten Theilen, sondern nur um verstärkte Rückbildung und Anbildung der Organe zu thun, wobei die rückgebildete Substanz, vom Blute aufgenommen, immer noch von Neuem Material des Bildungsprocesses bleiben kann. Hierdurch hat sich unsere Meinungsverschiedenheit vom Verf. jetzt dahin erweitert, dafs wir selbst in dem einzigen vegetativen Procefs, den wir dem Verf. als wirkliche Verjüngung zugestehen, diesen Vorgang doch nicht wie der Verf. als Auswerfen des Alten und Aufnehmen des Neuen fassen, sondern nur als verstärkten Umtausch der organischen Elemente innerhalb ihrer selbst, als neuen Impuls des innern Organisationstriebs. Hingegen wird sich weiter unten ergeben, dafs wir in gewissen Regionen des Körpers auch eine wirkliche Erneuerung im Sinne des Verfs., d. i. eine mit Entfernung des Alten aus dem Bereich des Körpers verbundene Erneuerung zugeben, nämlich erstens für die halbunorganischen Theile an der Grenze des Organismus, und zweitens für die mit dem Assimilationsprocefs in unmittelbarer Verbindung stehenden Blutbläschen. Aber die den ganzen Körper betreffende Verjüngung können wir im gesunden Zustande nur als Consequenz des Gattungsprocesses gelten lassen, und müssen für diese im Ganzen von einem wirklichen Abwerfen des Alten abstrahiren. Auch hier müssen wir wieder darauf zurückkommen, wie der Verf. selbst in einzelnen Stellen seines Buches unsere Rüge zunichte macht (damit aber auch wiederum dieselbe als gerechtfertigt erscheinen läfst), indem er selbst dasjenige, was wir als eigentliche Verjüngung charakterisirt haben, indirecter Weise als die wesentliche Verjüngung anerkennt. So spricht er im §. 21 den Pflanzen deshalb den innerlichen individuellen (d. i. den wahren) Verjüngungsprocefs ganz und gar ab, weil sie ihren Lebenscyklus vom Keim bis zur Frucht nur Ein Mal vollbringen. Dies kommt aber ganz auf den von uns urgirten Sinn heraus, denn es heifst so viel als: die Pflanze verjüngt sich nicht, weil sie gar nicht alt wird, weil sie gleich nach Ein Mal durchlaufener Lebensperiode abstirbt. Da somit das Absterben, wie ohnedies schon von vorn herein gewifs ist, das Verjüngen unmöglich macht, so hätte der Verf. auch das Verjüngen nicht als Wechsel zwischen Aufleben und Absterben darstellen sollen; nur Altgewordenes kann sich verjüngen, nicht aber Sterbendes.

Betrachten wir nun näher, was der Verf. über die Verjüngung im Pflanzenreiche sagt. Dafs der Verf. den Pflanzen den eigentlichen Verjüngungsprocefs abspricht, haben wir so eben bemerkt. Bei ihrer noch ganz in die Unmittelbarkeit des Stoffs versenkten Lebendigkeit ist der jährliche äufsere Verjüngungsprocefs der ausdauernden Gewächse nur scheinbar, es ist dieses Knospen und Ausschlagen nicht Erneuerung des alten Individuums, sondern Production neuer Individuen, also vielmehr Fortpflanzung als Verjüngung. Dies Verhältnifs drückt der Verf. so aus, die Pflanzen seien eigentlich alle nur einjährige Sommergewächse. Die scheinbare Paradoxie dieses Satzes verschwindet, wenn man bedenkt, dafs das Absterben des Individuums unter der Form der Erstarrung oder Verholzung und

Digitized by Google

durch den bleibenden Zusammenhang des Erstarrten mit den neuen Individuen sich gleichsam verbirgt. Ueberhaupt ist das Wenige, was der Verf. über das Pflanzenleben sagt (§. 20 u. 21), sehr schön und treffend, und es zeigt sich hier, wie durch ein begreifendes Auffassen der Natur die gäng und gäben Ansichten oft mit einem Schlage umgestürzt werden. Aus der Centrumlosigkeit der Pflanze, aus der rein peripherischen Natur ihrer Organe begreift unser geistvoller Verf. die Unmöglichkeit einer Verjüngung der Pflanze nach Ein Mal zurückgelegtem Lebenscyklus, und im Nu verschwindet die oft bewunderte Dauerhaftigkeit des organischen Lebens in den Bäumen, d. h. dieselbe wird auf ihren wahren Ausdruck zurückgeführt:

„Ein alter Baum hat nicht lebendig das Alter seit „seiner Entwicklung aus dem Keim, sondern ist nur „ein abgestorbenes Monument, das er sich durch „die Reihe der Jahre selbst gesetzt hat. Ein sol„cher Baum besteht aus den verholzten Leichen, „welche die Natur selbst in der Reihe ihrer Bil„dungszeiten auf eigne Art mumificirt und zum An„denken an ihre Gröfse, aber nur zum Schein eines „hohen Lebensalters, aufgethürmt hat". (§. 21.)

Diese Stelle mag aufserdem auch dazu dienen, um unser gleich Anfangs ausgesprochenes Lob der ungemein glücklichen Ausdrucksweise des Verfs. durch ein einzelnes Beispiel unter vielen zu belegen.

Der Verf. geht nun (§. 22) auf die Thiere über und bestimmt ihren Unterschied von den Pflanzen dahin, dafs sie durch Centralorgane Einheit der Organisation erlangt haben. Die Physiologen haben sich früher vielfach ~~mit dem~~ wesentlichen Unterschiede zwischen Thier und Pflanze abgequält und ein äufseres Erkennungszeichen nach dem andern erfunden. Es ist aber nicht möglich, diesen Unterschied anders anzugeben, als es der Verf. thut. In der Centralität des thierischen Organismus, darin, dafs derselbe sich als Einheit erfafst hat, liegt der Begriff des Thiers dem der Pflanze gegenüber. Wo sich immer Organe von centraler Bedeutung vorfinden, da mufs der betreffende Organismus den Thieren zugezählt werden, und alle sonst aufgestellte specielle Unterscheidungsmittel werden nothwendig in einzelnen Fällen irre führen oder zweifelhaft lassen, weil sie nicht den Mittelpunct des Wesens treffen. So z. B. das Vorhandensein von Mund und Afteröffnung, das Losgelöstsein vom Erdboden, die willkührliche Bewegung, die unterbrochene Nahrungsaufnahme etc., lauter Puncte, die wohl in vielen Fällen für die Unterscheidung zutreffen müssen, weil sie alle mit dem Begriff der Centralität in Verbindung stehn, die aber dennoch in andern Fällen wiederum im Stich lassen müssen, weil sie nur einzelne Folgerungen aus der Centralität sind, diese letztere aber vorhanden sein kann, ohne sich grade nach jeder einzelnen Beziehung hin zu manifestiren. Es ist dies freilich wieder eine Abschweifung von unserm Thema, die wir uns aber absichtlich erlaubt haben, um ebenfalls durch ein Beispiel zu zeigen, wie mancher wichtige Punct dem Neuling in der Physiologie vom Verf. gleichsam unter der Hand beigebracht wird. Ueberhaupt müssen wir, trotz aller Ausstellungen, zu denen uns der Verf. Veranlassung gibt, es dennoch anerkennen, dafs es ihm in vielen Stücken gelungen ist, gesunde physiologische Ansichten durch wahrhafte Popularität auch dem Laien verständlich zu machen.

Nach dem Grad der Centralität vorzüglich stufen sich die Thiere ab, und hiernach bestimmt sich auch ihr Verhältnifs zum Reproductionsprocefs. Die niedrigsten Thiere, wie Polypen und Würmer, sind noch so wenig central, dafs ihr individuelles Wachsthum, wie bei den Pflanzen, noch mit der Fortpflanzung zusammenfällt. Sehr treffend bezeichnet daher der Verf. (§. 18) ein verzweigtes Polypen-Individuum als eine ganze Familie von Eltern, Kindern und Enkeln, die ihren wirklichen Stammbaum in natura darstelle. Von Verjüngung kann also bei ihnen noch nicht die Rede sein. Bei den Insecten dagegen spricht der Verf. die bekannten Verwandlungen als Verjüngungsprocesse an, und er hat, auch abgesehen von der Ausdehnung, die er diesem Begriffe nun einmal gegeben, gewissermafsen ein Recht dazu, da auch wir bei engerer Fassung dieses Begriffes dennoch die grofse Verwandtschaft wenigstens zugeben müssen. Die Insecten-Metamorphosen sind nämlich, wie der Verf. sehr hübsch auseinandersetzt, Häutungen mit stufenweiser Entwicklung der innern Organe. Ganz ähnlich aber ist der Vorgang bei der Mauser, dem eigentlichen Verjüngungsprocesse der höhern Thiere; denn auch hier werden Hautgebilde erneuert und die innern Organe, wenn auch nicht höher entwickelt, doch verjüngt; ferner findet hier wie dort während des Processes ein Zurücktreten des

Digitized by Google

nach aufsen gerichteten, ein Vorwalten des auf sich selbst beschränkten Lebens statt. Woher nun dieser ganz analoge Inhalt in beiden Processen, da wir doch die wahre Verjüngung als durch vorhergegangene Zeugung bedingt erklärt haben? Da nun die Insecten sich nur metamorphosiren bis zu ihrer Geschlechtsreife hin, also vor ihrem Eintritt in den Gattungsprocefs, so scheint es allerdings, dafs wir uns hier selbst geschlagen haben. Allein es ist nicht schwer, diesen scheinbaren Widerspruch gegen die von uns vertheidigte Begriffsbestimmung der Verjüngung aufzulösen. Die wahre Verjüngung nämlich, wo sie, wie bei den höhern Thieren im Unterschiede vom Menschen, für sich allein als Mauser auftritt, ist eine Erneuerung des Lebensprocesses, nachdem dieser durch den Gattungsprocefs gleichsam abgelaufen war; eine solche Erneuerung mufs sich aber nothwendig als ein Zurücksinken des entwickelten Lebens auf embryonäre Zustände, als eine Analogie derselben darstellen, denn das Zustandekommen von neuem Leben ist ja der gemeinschaftliche Ausdruck sowohl für den wesentlichen Inhalt der Verjüngung als für den des Embryonenlebens. Anderseits sind aber auch die Insecten-Metamorphosen nichts anders, als der durch Zwischenpausen getrennte Entwicklungsprocefs der Organe, ein Procefs, der bei den andern Thieren während ihres Foetallebens auf einmal abgethan wird; die Verwandlungen sind somit nur auseinandergerissene Theile dieses Foetallebens, wie auch der Verf. angibt. Es hat somit nichts Auffallendes, wenn die Insecten-Metamorphosen als wirklicher, nur zersplitterter Foetalzustand, und die Mauser als ein dem Foetalleben angenäherter Zustand, so analoge Erscheinungen darbieten.

Eine Analogie anderer Art mufs zwischen der Pflanzen- und der Insectenentwicklung statt finden; denn hinsichtlich ihres überschwänglichen Neubildungstriebes, ihres endlosen Producirens, ist das Leben der Pflanze, wenn wir sie mit dem Thiere vergleichen, als ein fortwährender embryonischer Zustand zu betrachten. Diese Analogie nun finden wir sehr sinnig vom Verfasser angedeutet (§. 22):

„Die Generationsorgane der Insecten sprossen als innerliche Zweige aus dem Körper wie die Blumen der „Pflanzen hervor. Die Pflanzen metamorphosiren sich „eben so zum Zweck der Blumenbildung, wie die „Insecten zum Zweck des Austreibens der Hoden und „Ovarien".

Der Verf. geht nun zu den Wirbelthieren über, als welche blofs eine innere Verjüngung der Organe haben, und betrachtet zuerst die Verjüngung der äufsern Haut und der Schleimhäute. Er macht hier auf die allgemeinere Beziehung aufmerksam, die die äufsere Haut als allgemeine Körperdecke bei allen innern Entwicklungsprocessen haben mufs, und erklärt hieraus sachgemäfs die solche Processe meistens begleitenden Bildungserscheinungen an der Haut und ihren Anhängen. Hier zeigt sich wieder, wie sich dem Verf. der genauere Begriff der Verjüngung gleichsam unbewufst aufdringt. Er spricht nämlich bei der Verjüngung der Haut im Allgemeinen doch immer nur von den periodischen Mausererscheinungen der Haarung, Häutung, Geweihbildung u. s. w., und plädirt dadurch gegen sich selbst, indem seiner Verallgemeinerung des Begriffs zufolge der beständig und nicht blofs periodisch stattfindende innere Stoffwechsel der cutis, d. i. ihre Nutrition, eben so sehr als Verjüngung der Haut berücksichtigt werden müfste.

Der Verf. kommt nunmehr (§ 27) zu den Bildungsprocessen des Blutes. Das Blut als Mittelpunct des gesammten bildenden Lebens wird von ihm mit Recht auch als die Grundlage aller Verjüngung im ganzen Körper bezeichnet. Die ungemeinen Verdienste unsers Verfs. um die Lehre vom Blut im Allgemeinen, Verdienste, die seinen Namen in der Geschichte der Wissenschaft auf immer erhalten werden, sind bekannt; es war daher wohl vorauszusehen, dafs der auf das Blut sich beziehende Theil unsers Buches besonders glänzend ~~ausfallen~~ werde. In der That gibt der Verf. (§. 28—35) eine Bildungs- und Entwicklungsgeschichte des Bluts, die als kurze, übersichtliche und doch gründliche Darstellung dieser vom Vf. so eigenthümlich ausgebildeten Lehre sehr zu empfehlen ist. Genauer hierauf einzugehn, ist hier weniger der Ort, da dies auf eine erhebliche Weise nur geschehen könnte, wenn man auf das selbständige Werk des Verfs. über diesen Gegenstand (System der Circulation, Stuttgart 1836), wo alle Beweisgründe der hier aufgestellten Sätze gegeben sind, zurückginge. Eine Kritik dieses rein wissenschaftlichen Werkes als Episode in die vorliegende Anzeige einzuflechten, wäre aber gewifs unstatt-

Digitized by Google

haft. Wir beschränken uns deshalb hier auf die Bemerkung, dafs durch den Verf. zuerst der physiologischen Forderung Genüge geschehen ist, das Blut auch in seinen Bestandtheilen und deren Veränderungen als lebendige organische Substanz, als den flüssigen Leib zu erkennen, während früher meist nur die physikalischen und chemischen Eigenschaften in Anschlag gebracht wurden.

Nach dieser Darstellung der Physiologie des Bluts als Grundlage, kommt nun der Verf. auf sein specielles Thema zurück, d. i. auf die Verjüngung des Bluts. Als den Mittelpunct nun, um den dieser specielle Procefs sich drehen müsse, erklärt der Verf. von vorn herein die Blutbläschen. Durch diese glückliche Wendung verbreitet sich sogleich Klarheit über den ganzen Vorgang der Bluterneuerung. Denn allerdings sind die Blutbläschen grade derjenige Bestandtheil, durch welchen das Blut sich auf sich selbst, auf seine eigne Anbildung und Rückbildung bezieht; das Plasma dagegen ist derjenige Theil des Bluts, der blofs die Bildung der Organe und die Excretionen vermittelt. Hier besonders zeigt sich der grofse Gewinn, den wir aus den Forschungen des Verfs. über das Blut für die Erkenntnifs des ganzen bildenden Lebens ziehen können. Die Blutbläschen, wie sie uns der Verf. kennen gelehrt hat, sind dasjenige, wozu sich vermittelst der Assimilation die von aufsen aufgenommenen Stoffe umbilden; da sie nun aber auch die Organe gleichsam sind, vermittelst welcher (durch Verarbeitung ihrer Kerne) auch der andere Bestandtheil des Bluts, das Plasma, gebildet wird, so sind sie überhaupt, obgleich nur der eine Bestandtheil, doch zugleich das eigentlich Blutbildende, das Erneuernde für das ganze Blut; und eben so mufs in ihnen auch zugleich das zweite Moment der Bildung, nämlich die Entbildung des Bluts, sich manifestiren, da das Plasma sich vielmehr auf den übrigen Organismus als auf das Blut selbst bezieht. Also Bildung und Entbildung des ganzen Bluts ist wesentlich enthalten in Bildung und Entbildung der Bläschen. Hierbei wird zugleich die Nothwendigkeit des Gegensatzes zwischen arteriellem und venösem Blute offenbar, eine Nothwendigkeit, die der Vf. nicht berücksichtigt hat. Nämlich wegen der ganz eigenthümlichen Stellung des Bluts im Organismus im Vergleich zu den festen Organen erhält auch der Reproductionsprocefs im Blute nothwendig eine eigenthümliche Form. Das Blut bildet, wie wir oben gesehen haben, eine doppelte Vermittlung: einmal für den innern Stoffwechsel, indem die Organe sich aus dem Blute bilden und in das Blut rückbilden, und dann für den Stoffwechsel im Verkehr mit der Aufsenwelt. Die Organe haben es daher in ihrem Bildungsprocefs nur mit sich selbst zu thun, sie bilden nur sich selbst, und zwar aus dem Blute. Das Blut dagegen hat zwei ganz verschiedene Aufgaben im Bildungsprocefs: erstens mufs es sich selbst bilden, und zweitens dient es auch zum Mittel für alle übrige Bildung. Diese entgegengesetzten Forderungen kann es nicht zumal realisiren; so lange es noch in seiner eignen Bildung und Entbildung begriffen ist, kann es nicht zum Substrat der andern Bildungen dienen. Das Blut mufs somit nothwendig in zwei Gegensätze auseinander gehn: erstens ist es das unfertige, das in seiner eignen Bildung und Entbildung begriffene Blut, zweitens ist es das gebildete, vollendete Blut, als welches es in die reproductiven Processe des ganzen Organismus eingeht. Jenes ist das venöse Blut, dieses das arterielle. Bei der Bildung und Entbildung des Blutes, d. i. der Blutbläschen, haben wir es daher nur mit dem venösen Blute zu thun. Hieraus folgt aber weiter eine zweite Eigenthümlichkeit der Blutbildung, eine Folgerung, die wir ebenfalls anstatt des Verfs. ziehen, der nur das hierher bezügliche Factum ausspricht, ohne den eigentlichen Zusammenhang der Sache zu entwickeln. Nämlich während bei den Organen Bildung und Entbildung ungetrennt, gleichsam ineinander bestehen, so dafs das Organ trotz des nie ruhenden Stoffwechsels doch fortwährend als identisches Organ verharrt, so müssen dagegen im Blute Bildung und Entbildung von einander abgesondert sein, jedes dieser zwei zusammengehörigen Momente mufs im Blute für sich auftreten. Denn wir haben gesehen, dafs beide, Bildung wie Entbildung, nur im unfertigen, venösen Blute vor sich gehen; die Bildung hat aber das fertige, gebildete, arterielle Blut zum Resultat; so wie die Bildung der Blutbläschen vollendet ist (was in den Lungen geschieht), gehören sie eo ipso gar nicht mehr demjenigen Blute an, dessen Function die Blutbildung ist, sondern bereits dem arteriellen Blute.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 5.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1843.

Ueber die Verjüngung des menschlichen Lebens und die Mittel und Wege zu ihrer Cultur. Von Dr. Carl Heinrich Schultz.

(Fortsetzung.)

Somit mufs aber das andere Moment, die Entbildung der Bläschen, nothwendig in andern als den zu arteriellen sich entwickelnden Bläschen statt haben, nämlich in denen, die aus dem arteriellen Kreislauf in den venösen beständig zurückkehren. Wir müssen also im venösen Blute zweierlei Bläschen vorfinden, solche die sich bilden und solche die sich entbilden, während im arteriellen Blute blofs fertige Bläschen vorhanden sind. Die Bildung der Bläschen nun, und somit auch die des ganzen Blutes, fällt mit der Assimilation des von aufsen aufgenommenen Stoffs zusammen, und vollführt sich in zwei Absätzen, erstens in der Metamorphose der Lymph- oder Chyluskügelchen zu Blutbläschen, zweitens in der Vollendung dieser Blutbläschen durch Assimilation der Luft in den Lungen. Die andere Seite dagegen, die endliche Entbildung der Bläschen, und somit auch die des ganzen Blutes, realisirt sich, wie der Verf. zuerst mit überzeugenden Gründen dargethan hat, in der Pfortader, und hat die Gallenbildung zur Folge. Die Galle nennt der Verf. deshalb den Auswurfsstoff, den Mauserstoff des Blutes; doch bemerken wir, dafs der Verf. hierbei den Umstand nicht gehörig hervorgehoben ~~hat, dafs~~, wenn auch die Galle durch Verarbeitung der entbildeten Bläschen entsteht, sie doch höchstens nur in Bezug auf das Blut Auswurfsstoff ist, nicht aber in Bezug auf den ganzen Organismus. Denn nicht allein, dafs sie durch die ihr eingebildete specifische Qualität bei der Bildung des Chylus aus dem Chymus auf chemisch-organische Weise mitwirkt, sondern sie geht auch in diese Bildung selbst zu einem grofsen Theile materiell mit ein, und kehrt auf diese Weise auch im normalen Zustande, wenn schon nicht mehr in der Form von Galle, wieder in das Blut zurück. Wir werden auf diesen Punct weiter unten noch einmal zurückkommen.

Die eigenthümlichen Verhältnisse der Pfortader und ihres Inhalts, die auf Auflösung und Abscheidung der alten Blutbläschen zielen, werden vom Verf. sehr ausführlich und gründlich dargestellt. Hierbei kommt der Umstand zur Sprache (§. 39), dafs das Pfortaderblut wegen seiner geringeren Lebenserregung fremdartige Stoffe leichter in sich beherbergen kann, und dafs so dem Organismus Gelegenheit geboten ist, sich vieler unassimilirbarer Substanzen, die bei der Digestion sich zufällig mit eingedrängt haben, in der Gallensecretion zu entledigen, noch ehe sie durch die vena cava in den allgemeinen Blutstrom übergeführt, daselbst Reactionen erregen könnten. Der Verf. gründet hierauf eine scharfsinnige Erklärung, wie narkotische Substanzen, besonders Opium, durch den Mastdarm einverleibt, oft stärker wirken als auf dem gewöhnlichen Wege durch den Magen; denn auf jenem Wege kämen sie durch die Mastdarmvenen in den allgemeinen Blutstrom, auf diesem dagegen zunächst in die Pfortader. Jedoch so richtig dies auch ist, so ist die Erklärung dennoch insofern unvollständig, als dieses selbe Räsonnement ja eben so gut auf die andern Arzneistoffe passen würde, von denen wir doch aus Erfahrung ~~wissen~~, dafs es sich hierin mit ihnen nicht so wie mit dem Opium verhält *). Vervollständigt wäre die Erklärung erst, wenn aus der chemischen Zusammensetzung nachgewiesen wäre, dafs das Opium leichter in die Gallensecretion eingehen könne, so dafs die vena hepatica bei ihrem Austritt aus der Leber von demselben befreit ist, während die andern Stoffe mehr unangefochten die Leber passiren und in den allgemeinen Blutstrom gelangen. Es ist dies ein nicht unwichtiger Punct für die Pharmakodynamik, weswegen wir hier besonders darauf aufmerksam machen wollten.

*) Der Unterschied liegt in dem verschiedenen Verlauf der Aufnahme und Ablagerung der Arzneien in verschiedene Organe. Wir bedauern uns hier nicht darüber verbreiten zu können. S.

Digitized by Google

Die Weise, wie der Verf. die Entfernung der abgelebten Blutbläschen darstellt, ist besonders dadurch so verdienstlich, dafs er sich nicht damit begnügt, blofs im Allgemeinen nachzuweisen, dafs die abgelebten Bläschen im Pfortaderblut sich ansammeln und dann verschwinden: dafs er vielmehr auch das *Wie*, d. h. dafs er die speciellen Mittel und Wege aufzeigt, die Veranstaltungen, die zur Ausführung jenes Zweckes gehören. Diese Mittel liegen nämlich theils in den räumlichen Verhältnissen der Pfortader, theils in der Natur des Pfortaderbluts, und üben, so sehr auch der ganze Vorgang selbst ein organischer ist, doch als Mittel theils eine mechanische, theils eine chemische Wirksamkeit. So z. B. zeigt der Verf., wie die abgelebten Bläschen in der Pfortader sich durch ihre Schwere senken müssen, wie der Bau der Pfortader selbst die Bewegung verlangsamt u. s. w., wodurch die Abscheidung mechanisch vorbereitet wird; sodann zeigt er, wie das Plasma des Pfortaderbluts durch seine mehr wäfsrige, verdünnte Beschaffenheit den Farbstoff der Blutbläschen leichter auflösen mufs und wie zugleich die Bläschen in der Pfortader dadurch, dafs sie grofsentheils nur noch aus Farbstoff bestehen, ihrer Auflösung einen um so geringern Widerstand entgegensetzen, wodurch die Abscheidung auch auf chemische Weise begünstigt ist. Der Verf. konnte daher zuletzt seine Auseinandersetzung so resumiren (§. 43):

„Alle Schlacken des Blutbildungsprocesses werden „so erst mechanisch, dann chemisch aus der Blut„masse in der Pfortader abgesiebt, und es kommt „nur darauf an, diese Spreu dann gänzlich zu ent„fernen, wie wir es beim Durchgang des Pfortader„bluts durch die Leber sehen".

Nur gegen den letzten Theil dieses Satzes müssen wir insofern Einsprache thun, als die Gallenbildung, wie schon oben bemerkt, durchaus nicht blofses Entfernen dieser Spreu bezweckt; denn hierzu allein hätte es nur irgend einer einfachen mechanischen Veranstaltung, etwa eines nach aufsen mündenden Ausführungsganges bedurft, nicht aber eines so complicirten Organs wie die Leber ist *). Die Galle ist eine lebendige Bildung aus dem Blute; das der Leber zugeführte Blut besteht ja nicht blofs aus einer unorganischen Auflösung jener Schlacken in Wasser, sondern es ist auch in ihm lebendiges, überall nur zur Bildung verwendetes Plasma zugegen; die Galle als solche enthält gar nicht mehr jene Blutschlacken, dieselben sind nunmehr metamorphosirt, und mit vollem Recht macht *Liebig* dafür, dafs die Galle nicht blofser Auswurfsstoff sei, die chemische Analyse der faeces geltend, aus welcher factisch hervorgeht, dafs die normale Quantität der täglich producirten Galle nur zu ihrem kleinsten Theile in den täglich excernirten faeces enthalten ist. Wir sehen somit, dafs es zwar sehr bündig und fast verführerisch lautet, aber trotzdem nicht so ganz richtig ist, wenn der Verf. sagt (§. 44):

„Da das Gefäfssystem keine directen Ausgangspfor„ten nach aufsen hat, so wählt es dazu den weitern „Gang aus der Pfortader durch die Leber, um zu„letzt seinen Mauerstoff den sonstigen Darmexcre„menten beizugesellen".

Denn für diesen Zweck allein hätte wohl die Natur einen nähern Weg als den weiten durch die Leber zu schaffen gewufst.

Ueberblicken wir nun das hier über die Blutbildung Mitgetheilte, so leuchtet ein, dafs wir von allen Theilen des Organismus (einige halbunorganische Epidermis- und Epitheliums-Gebilde ausgenommen) nur dem Blute allein einen während des ganzen Lebens fortdauernden Verjüngungsprocefs zuerkennen können. Denn die wesentlichen Theile oder Organe des Bluts, die Bläschen, haben einen Lebensverlauf, in welchem sie beständig erzeugt werden und so zu sagen nach einem gewissen Alter absterben; dadurch aber, dafs diese Theile erneut werden, ist eine wirkliche Verjüngung des Blutes im Ganzen gesetzt. Die eigentlichen Organe des Körpers dagegen, die festen Gebilde, haben für sich keine beständige Verjüngung in Anspruch zu nehmen, und was der Verf. so nennt, ist nichts als der allgemeine innere, in sich kreisende Stoffwechsel der organischen Substanz, durch den ihre Molecüle beständig wechseln, ohne erst alt geworden zu sein. Weil daher die fortwährende Verjüngung in der That nur auf das Blut pafst, so konnte der Vf. den Vorgang derselben so lebendig mit den Worten schildern (§. 45):

„In dem Gesammtgefäfssystem finden sich, von einer „Mitte ausgehend, zwei Extreme, durch welche Le-

*) Dafs die Galle zugleich einen wichtigen Zweck für die Digestion hat und nicht allein von der Seite der Blutmauser zu betrachten ist, haben wir in der Schrift: de alimentorum concoct. ausführlich dargethan und auch in gegenwärtiger Schrift (S. 198 u. a. a. O.) anerkannt. S.

Digitized by Google

„ben und Tod des Blutes an einander vorbeilaufen. „Der eine Pol ist das Lymphgefäfssystem, der das „Blutleben zeugende, verjüngende, daher in der Ju„gend vorwaltende; der andere Pol ist die Pfort„ader, der das Blutleben beendende, vernichtende, „daher im Alter hervortretende. Zwischen beiden „Polen wogt das Arterien- und Venensystem hin und „her, nach der einen Seite den verjüngenden Strom „aufnehmend, nach der andern den Todesstrom aus„sendend".

Nach der Darstellung der Blutverjüngung wendet sich der Verf. sogleich zu den animalen Organen, und dann erst zur Betrachtung des Athems. Wir müssen diese Stellung für eine kleine Nachlässigkeit in der Anordnung erklären, da das Athmen wesentlich noch zur Blutverjüngung gehört. Wir wollen die richtigere Anordnung wenigstens hier in der Recension wahren und deshalb schon jetzt das Athmen durchnehmen. Aus dem Inhalt übrigens ergiebt sich, dafs der Verf. der Sache nach die richtige Stellung eingehalten hat. Er stellt nämlich die Respiration als eine Wiederbelebung des Bluts durch Assimilation der Luft dar, durch welche einerseits die Vollendung der in der Digestion ihren Ursprung nehmenden Chyluskügelchen zu vollkommenen Blutbläschen, und anderseits in Verbindung mit *gleichzeitiger* Excretion von Kohlensäure eine Verjüngung der bereits fungirt habenden, aber noch lebenskräftigen Blutbläschen bewirkt wird. Die obwohl kurze, aber doch genügende Darstellung, die der Verf. vom ganzen Respirationsprocefs gibt, ist durch die rein naturgemäfse lebendige Auffassung von schlagender Wahrheit und mufs auch solche überführen, die sich in die bisherigen chemischen Erklärungsweisen gleichsam hineingelebt haben. Nur gegen einen einzigen Passus müssen wir uns erklären, der dem Verf. nur aus Uebereilung entschlüpft sein kann, da er der ganzen übrigen Exposition widerspricht. Es heifst nämlich pag. 83 am Ende:

„Wie durch den Assimilationsprocefs im Darmcanal „und in den Lymphgefäfsen die Nahrung stufen„weise höher organisirt und in Lymphkügelchen und „Lymphbläschen umgebildet wird, so steigert sich „hier durch Mitwirkung der Luft (wie im Darmca„nal durch die Wirkung des Speichels und der „Galle) die Belebung des organischen Stoffs in pro„gressiver Metamorphose immer höher".

Allein die Luft spielt hier durchaus nicht die Rolle wie Speichel und Galle bei der Digestion, sondern vielmehr die Rolle des zur Restauration herbeigezogenen äufsern Stoffs selbst; sie ist die von den Lungen zur Assimilation herbeigezogene luftförmige Nahrung, ganz in derselben Weise wie Speise und Trank die vom Magen aufzunehmende feste und flüssige Nahrung sind, nur dafs die Luft der letzte und gleichsam höchste, belebendste Theil der Nahrung ist, mit welchem deshalb alle Assimilation äufseren Stoffes ihre Spitze erreicht und vollendet wird. Doch diese Ausstellung kann sich wie gesagt nur auf ein Versehen des Verfs. beziehen, da er selbst überall den Procefs als Assimilation der Luft auffafst.

Wir gehen nunmehr zu der Abtheilung über, die der Verf. *Verjüngung der animalen Organe* überschreibt. Hier nun freilich sind wir fast durchgängig zur Opposition gegen den Verf. getrieben. Gleich von vorn herein wollen wir den Verf. fragen, warum er nur überhaupt, auch wenn die Ausdehnung, die er dem Begriff der Verjüngung gibt, gelten soll, für das Nerven- und Muskelsystem eine so ganz aparte Verjüngung aufstellt. Man mufs sich doch zunächst wenigstens berechtigt glauben anzunehmen, auf dieselbe allgemeine Weise, wie andere Gewebe oder Organe, z. B. die Gefäfswandungen, die Drüsen, die serösen Häute u. s. w. ihren reproductiven Stoffwechsel oder, in der Sprache des Verfs. zu reden, ihre Verjüngung vollbringen, ganz in derselben Weise müsse dies auch bei Nerven und Muskeln sein. Hier hat offenbar die irrthümliche Auffassung der Excretion überhaupt, von der wir schon oben geredet haben, zu weiteren Irrthümern verführt. Excretion nämlich ist dem Verf., wie fast allen Physiologen, Reinigung des Organismus von verlebten oder abgenutzten Stoffen; diese nennt der Verf. Mauserstoffe. Da nun die Excretionen des Harns und der Hautausdünstung sehr auffallende Eigenthümlichkeiten zeigen, so lag es nahe, sie als Mauserstoffe besonderer Organsysteme zu betracht und es kam nur noch auf die richtige Wahl dieser letzteren an. Diese Wahl konnte aber nicht lange zweifelhaft bleibe , da dem Verf. die allerdings stattfindende nähere Beziehung zwischen Nieren- und Hautsecretion einerseits und den zwei Systemen des animalen Lebens andrerseits nicht entgehen konnte. So mufste es denn kommen, dafs der Verf. das Wesen und die Bedeutung der Harnex-

Digitized by Google

cretion vorzüglich darin fand, das in den Functionen der Nerven und ihrer Centra verbrauchte und durch neues zu ersetzende Nervenmark aus dem Körper zu schaffen, und eben so die Bedeutung der Hautexcretion vorzüglich darin, die in der willkührlichen Bewegung verbrauchte und durch neue zu ersetzende Muskelsubstanz zu entfernen. Wir können aber überhaupt die reproductive Erneuerung der Substanz der Organe nicht als Folge ihrer Function gelten lassen, und haben dies bereits oben auseinandergesetzt. Dafs in Folge gesteigerter Function, d. i. in Folge der Uebung der Organe, auch deren Ernährung, der reproductive Stoffwechsel in denselben, gesteigert wird, kann als Widerlegung unserer Ansicht gebraucht werden: allerdings wirkt das erhöhte functionelle Leben eines Organs, d. i. die Steigerung seiner auf die Totalität gerichteten Thätigkeit, auch auf das reproductive Leben des Organs, d. i. auf die egoistische Richtung seiner Thätigkeit erhöhend zurück, eine Rückwirkung, aus der jedoch durchaus nicht die Abhängigkeit der reproductiven Thätigkeit von der functionellen geschlossen werden kann.

Sehen wir nun zu, wie der Verf. seine speciellen Behauptungen über die Bedeutung von Harn und Schweifs zu begründen und zu beweisen sucht. Im §. 47 heifst es:

„Dafs Nerven und Muskeln überhaupt ihre Substanz „von Zeit zu Zeit erneuern, erkennt man zunächst „daran, dafs durch veränderte Thätigkeit und Er„nährung die Muskel- und Nervenfaser ganz ver„schiedene Eigenschaften erhalten".

Hierbei beruft sich der Verf. auf das zähe Fleisch der Zugthiere, das weiche Fleisch der länger ruhenden Thiere, auf das harte ~~dunkle Fleisch~~ der mit mehligen Vegetabilien gemästeten und das erweichte und entfärbte Fleisch der mit saurer Milch gefütterten Thiere. Hierauf antworten wir: dafs fortwährender Stoffwechsel in der Nerven- und Muskelsubstanz stattfinde, mufs natürlich jeder zugeben; ebenso wird zugegeben, dafs dieser Stoffwechsel erstens durch die Nahrung influenzirt werde (denn er geschieht ja aus dem Blute und dies erneuert sich aus der Nahrung), zweitens durch die functionelle Thätigkeit der Organe (denn diese mufs auf ihre nutritive Thätigkeit zurückwirken, da beide in dem Einen Leben des Organs als correlative Momente zusammengeschlossen sind). Dafs also Stoffwechsel in Nerven und Muskeln stattfinde, das ist von vorn herein sicher, und jene vom Verf. dafür angeführten beweisenden Beispiele erscheinen ganz überflüssig, da der Beweis viel höher liegt und dieser Instanzen gar nicht bedarf. Der Verf. fährt aber fort:

„Hier bietet sich die Frage nach dem eigentlichen „Muskel- und Nervenmauserstoff dar, der als Resi„duum aus dem Körper ausgeschieden wird".

Wir müssen aber sogleich auf diese Frage entgegnen, dafs die Frage selbst schon eine unbegründete Voraussetzung enthält; es ist nämlich gar nicht nothwendig, dafs die rückgebildete Substanz der Organe ausgeschieden werde. Die Beobachtung lehrt weiter nichts, als dafs die verflüssigte Substanz durch Lymphgefäfse und Venen wieder in die Blutmasse übergeführt werde; in der Blutmasse wird aber dieses Rückgebildete ganz ebenso wie die assimilirte äufsere Nahrung zu genuinem Blut umgebildet, und es ist eine ganz willkührliche Hypothese zu behaupten, das Rückgebildete werde als Schlacke durch die Excretionen aus dem Körper geschafft. Weiter sagt der Verf.:

„Wir haben zwei Secretionen, durch welche bestän„dig Reinigungsstoffe ausgeführt werden, denen man „aber bis jetzt keine bestimmte Beziehung auf ein„zelne organische Systeme hat anweisen können: „den Schweifs und den Harn".

Warum sollen aber Schweifs und Harn absolut Reinigungsstoffe ausführen? Sie werden ja aus dem sich überall selbst gleichen Arterienblute gebildet. Nur das ungleiche Venenblut enthält Schlacken, aber noch ehe es in Arterienblut umgewandelt ist, hat es sich derselben bereits entledigt, einestheils in der Leber durch Gallensecretion und anderntheils in den Lungen durch Exspiration von Kohlensäure. Im Arterienblute dagegen hat noch keine Analyse Schlacken oder sonstige Auswurfsstoffe nachgewiesen (wir sprechen hier natürlich nur vom normalen gesunden Zustande) und ihre Gegenwart wäre ein baarer Widerspruch gegen das Wesen des arteriellen Blutes.

„Man hat sie (scil. Schweifs und Harn) unzweifel„haft immer als depurative Secretionen betrachtet, „aber die Art ihrer Bildung ist ein Geheimnifs ge„blieben".

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 6.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1843.

Ueber die Verjüngung des menschlichen Lebens und die Mittel und Wege zu ihrer Cultur. Von Dr. Carl Heinrich Schultz.

(Fortsetzung.)

Jene Unzweifelhaftigkeit aber ist sehr zu bezweifeln, und dies Geheimnifs wird gewifs auch fernerhin noch eins bleiben, wenn man bei der unbewiesenen grob materiellen Voraussetzung stehen bleiben will, den Organismus sich durch Secretionen von Schlackenmaterien reinigen zu lassen.

„*Viele* Gründe *machen es wahrscheinlich*, dafs beide „(*scil.* Schweifs und Harn) im Wesentlichen als „Mauserstoffe des Muskel- und Nervensystems zu „betrachten sind".

Es mufs uns als eine gute Vorbedeutung für den Sieg der von uns vertheidigten Ansicht gelten, dafs der Verf. die seinige, trotz der angeblichen vielen Gründe, hier doch nur als Wahrscheinlichkeit aufzustellen wagt. Nun hören wir die vielen Gründe!

Den ersten Grund entnimmt der Verf. folgenden pathologischen Verhältnissen: Muskelkrankheiten wie Rheumatismus stehen in besonderer Beziehung zur Ausdünstung, Nervenkrankheiten zur Harnabsonderung; bei Krampfanfällen ist der Harn blafs, nach Entscheidung derselben stinkend; Hindernisse der Harnabsonderung wirken auf das Nervensystem zurück; bei Rückenmarkskrankheiten zeigt sich der Harn besonders verändert. Jedoch alle diese Verhältnisse beweisen zunächst nur, dafs Muskeln und Nerven in besonderer Beziehung zur Transspiration und Harnabsonderung stehen, etwas was wir gar nicht leugnen wollen, und wofür sich anderweitige physiologische Gründe auffinden lassen; sie beweisen aber durchaus nicht das, was sie hier beweisen sollen, nämlich dafs im Schweifs und Harn abgelebte Muskel- und Nervensubstanz aus dem Körper entfernt werde.

Als zweiten Grund urgirt der Verf. die chemische Uebereinstimmung zwischen den eigenthümlichen Stoffen im Urin, namentlich der Harnsäure und dem Harnstoff einerseits und dem Eiweifsstoff als Grundlage der Nervensubstanz anderseits. Dieser Grund, so schlagend er auch, weil auf palpablen Verhältnissen und ganz bestimmten chemischen Analysen beruhend, zu sein scheint, wiegt doch gar nicht schwer. Denn wir geben die stoffliche Uebereinstimmung zu, wie wir auch gar nicht anders können; allein es geht ganz natürlich damit zu, wenn wir aus demselben Blute, aus welchem die Nerven ihre eigenthümliche Substanz beständig anbilden, auch eine chemisch-analoge Substanz dem Harn eingebildet finden, und wir haben daraus allein noch durchaus keinen Grund dafür, dafs die stickstoffreichen Bestandtheile des Harns und die abgelebte Nervensubstanz unmittelbar identisch seien. Wenn das Blut nicht von vorn herein vermögend sein sollte, proteïnähnliche Stoffe im Harn zu bilden, wie sollte es die eiweifsstoffige Nervensubstanz ernähren können? Ganz ebenso ist es mit dem Phosphorgehalt des Urins, den der Verf. aus dem Phosphorgehalt des Gehirnfetts herleiten will. Es liegt doch viel näher, den Phosphor des Urins ganz einfach aus der nämlichen Quelle herzuleiten, aus welcher ihn das Gehirn auch empfängt; und es liegt dies nicht blofs viel näher, sondern es ist auch allein dasjenige, wozu uns das empirische Factum berechtigt, da wir ja beide, Gehirn wie Urin, aus demselben arteriellen Blute sich bilden sehen, während die Herleitung des Urinphosphors aus dem Gehirn durch keine einzige Thatsache jemals zu erweisen sein wird und somit nur eine Hypothese ist, die rein der Verjüngungstheorie zu lieb erfunden zu sein scheint. Wenn daher der Verf. das phosphorische Leuchten des Harns der Carnivora für

„das letzte Licht des in sich selbst sich wieder auf-
„lösenden Seelenorgans"

Digitized by Google

erklären möchte (pag. 76), so ist dies zwar sehr brillant und blendend gesagt, aber selbst nur so ein letztes Leuchten der ungebührlich verallgemeinerten Idee des Verjüngungsprocesses, das sich in sich selbst unmittelbar wieder auflöst.

Doch endlich mufs es sich auch dem Verf. aufdrängen, dafs Chylus und Blut bereits Eiweifs, wenn auch nicht in chemisch-freiem ungebundenem Zustande, enthalten, und dafs also für ähnliche Stoffe im Urin nicht erst zur rückgebildeten Nervensubstanz zu recurriren wäre; unser scharfsinniger Verf. weifs sich aber zu helfen und gibt seine Theorie nicht so leichten Kaufs dahin: das dem Blute eigengehörige Eiweifs, so hilft er sich, kann im gesunden Zustande nicht zu den Harnstoffverbindungen verwendet werden, denn es ist in progressiver Metamorphose begriffen; hingegen das aus den Residuen der aufgelösten Nervensubstanz resorbirte Eiweifs befindet sich schon in regressiver Metamorphose und bedarf blofs (pag. 76)

„wie der faulende Käse eines Anstofses, um in die „Mauserstoffe des Harns überzugehn".

Es ist wirklich sehr schlimm, wenn eine grundlose Theorie sich in einem guten Kopfe einmal festgesetzt hat; denn je scharfsinniger derselbe ist, um so hartnäckiger wird er Gründe, wie Wasser aus dem Felsen, herbeizaubern wollen. Wir können uns dieser Zauberei nicht anders erwehren, als dafs wir den Verf. in ganz nüchterner Weise einfach auffordern, er möge uns doch im arteriellen, frisch aus lebendem Thiere genommenen Blute die zweierlei Sorten Eiweifs, das progressive, aus dem Chylus herstammende, und das regressive, aus aufgelöster Nervenmasse herrührende, auf irgend eine Weise, sei es nun durch's Mikroskop oder durch chemische Reagentien oder sonst wie, kenntlich und unterscheidbar machen. Der Verf. hat ja seit Jahren so vielfältig und so fruchtbringend mit dem Blute experimentirt; wenn irgend jemanden, so mufs es ihm bei seiner Meisterschaft in derartigen Versuchen am ersten gelingen, jene theoretisch hypostasirte pro- und regressive Metamorphose auch factisch nachzuweisen. Bevor das aber nicht geschehen ist, glauben wir von der ganzen Geschichte nichts*). Will sich etwa der Verf. darauf berufen, dafs man Harnstoff, also die regressive Metamorphose des Eiweifses,

*) Man wird, mit Berücksichtigung des in der ersten Anmerkung Gesagten, leicht erkennen, dafs die hier von dem Hrn. Rec. gegen die Lehre von der Verjüngung der animalen Organe geführte Polemik auch nur von dem irrigen Standpuncte der Stoffwechsellehre aus gegeben und leicht in das rechte Licht zu stellen ist, wenn man sie mit dem Maafsstabe der Formbildung und Formauflösung, als wahren Acten der Lebensverjüngung, mifst. Wenn der Rec. aufmerksam darauf sein wollte, wie es völlig unmöglich ist auch nur die geringste Lebenswirkung aus dem Chemismus des Stoffwechsels hervorzulocken, so müfste es ihm bald einleuchten, wie er sich hier nicht auf dem Gebiete lebendiger Physiologie, sondern auf dem Kirchhof der Lebensfunctionen bewegt, von wo Todtes mit Lebendigem wider Willen in Verbindung gebracht wird. Das Räthsel, die zweierlei Sorten in progressiver und regressiver Metamorphose begriffenen Eiweifses im Blute chemisch nachzuweisen, hat sich der Verf. selbst nur aufgeben können, indem er das Blut als chemischen Stoff, und nur im Stoffwechsel begriffen, nicht aber als ein durch und durch organisirtes, wenngleich flüssiges, in seinen Verjüngungsacten begriffenes Formgebilde im Auge gehabt hat. Das Blut ist aber überhaupt kein Stoff, sondern eine organische Gestaltung, die sich durch Assimilation aus Stoffen bildet und sich durch die Mauser wieder in Stoffe auflöst. Die Stoffe bilden nur das Caput mortuum des Bluts. Vom Standpuncte der organischen Analyse des Bluts in seine Formelemente (S. 340) aus, und auch nach dem von uns S. 104 mit gesperrter Schrift gegebenen Begriff der progressiven und regressiven Metamorphose mufs doch der Zauber schwinden und einleuchten, wie nur die eine Sorte dieses Eiweifses chemisch formloses, die andere aber organisch geformtes oder in Gestaltung begriffenes sein werde, welche beide zwar im Plasma ungetrennt vereinigt sind, sich aber bei der Gerinnung als Faserstoff und Serumeiweifs sondern. Wir haben im System der Circulation ausführlich gezeigt, durch welche Mittel und Wege sich das Plasma in formloses Eiweifs rückbilden und das progressiv sich organisirende zur Faserstoffproduction fortschreiten kann, während bei dieser wichtigen organischen Veränderung die Chemie in den Elementarstoffen von formlosem Eiweifs und dem als organisirten Faserstoff sich darstellenden Eiweifs gar keinen Unterschied zeigt. Wenn also auch nicht chemisch, so ist doch physiologisch das Nebeneinanderhinlaufen zweier durch ihre polarisch entgegengesetzte Lebensrichtung verschiedener Eiweifsgebilde von uns nachgewiesen, ja man könnte, wenn auf die Metamorphosen derselben zu Caseïn Rücksicht genommen würde, dergleichen noch mehrere nachweisen. Dies ist das offenbare Geheimnifs, und das vom Recensenten gesuchte nüchterne Factum was die Natur uns entschleiert, wenn wir ihrem Gange nur einfach folgen und ihr nicht unsere logischen Kategorien aufdringen wollen. Wie nun aber hier der Rec. von seinem qualitativen Standpunct aus einen wirklich vorhandenen Unterschied übersehen, so hat er andererseits einen nicht vorhandenen Unterschied sich gebildet oder doch diesem Unterschiede ein viel gröfseres Ge-

Digitized by Google

im Blute solcher Thiere aufgefunden hat, denen die Arteria renalis unterbunden war, oder auf die harnsauren Bestandtheile des Bluts in der Arthritis? Allein dies würde nur beweisen, dafs in abnormen Ver-

wicht beigelegt, als er wirklich hat: nämlich dem des Arterienbluts vom Venenblut. Diese sehr relativen Unterschiede fafst der Rec. ganz absolut und meint, dafs das Arterienblut nicht fähig sei, depurative Stoffe mit sich zu führen, die nur im Venenblut enthalten sein könnten. Wie indessen der Unterschied von Arterien- und Venenblut bei den niederen Thieren, im Embryo und vielen Krankheiten fast ganz schwindet, so beruht er auch nur auf einem durchs Mikroskop leicht nachweisbaren schwachen Uebergewicht gerötheter Blasen im gesunden Menschen, wobei im Plasma beider Blutarten fast gar keine constanten Unterschiede sind, und es ist in diesem Betracht nicht daran zu zweifeln, dafs wie fremdartige arzneiliche, so auch organisch depurative Stoffe sich in der gesammten Blutmasse völlig gleichförmig vertheilen, dessenungeachtet aber allmählig sich wieder polarisch differenziren und an einer bestimmten Stelle durch die Arterien so gut als durch die Pfortader ausgeschieden werden können. Dabei dürfen wir wieder das Venenblut in den verschiedenen Organen und Gefäfsen des Körpers gar nicht als ein absolut identisches betrachten; im Gegentheil zeigen sich allerdings sehr viele Verschiedenheiten desselben, je nachdem in einzelnen Organen manche Substanzen hinzukommen und andere wieder ausgeschieden werden. Wir haben dies von den Milzvenen, dem Pfortaderblute, im System der Circulation, genügend gezeigt, und es ist kein Grund vorhanden, dies in Bezug auf das Fehlen der Nervenmauserstoffe im Nierenvenenblut zu leugnen. Von dieser Seite sind also wenigstens keine Zweifel gegen den von uns behaupteten Gang der Abscheidung der Nerven- und Muskelmauserstoffe durch das Blut. Etwas anderes ist aber der positive Beweis der Wirklichkeit oder hohen Wahrscheinlichkeit der Sache selbst. Dabei sind zweierlei Dinge zu unterscheiden; einmal ob es überhaupt eine Verjüngung der animalen Organe gibt, die der Rec. leugnet, und zweitens ob, wenn es der Fall ist, die Mauserstoffe derselben sich in Harn und Schweifs darstellen.

Da die einzelnen organischen Systeme das Leben des ganzen Organismus zusammensetzen und hinwiederum der ganze Organismus seinen Theilen dasselbe Lebensprincip einbildet, so sollte man glauben, dafs der Rec., auch von dem naturphilosophischen Standpuncte aus, eine Verschiedenheit der einzelnen Organe und des Ganzen in Bezug auf die Verjüngung niemals hätte zugeben können, sondern was vom Ganzen gilt, auch von allen und nicht nur von einzelnen Theilen desselben hätte gelten lassen müssen. Dafs der ganze Körper durch die Generation sich verjüngt, gibt der Rec. zu, dafs sich ferner einzelne organische Systeme im Körper verjüngen, gibt er auch zu; warum will er anderen Systemen streitig machen, was gleichsam ein Ausflufs der Totalität auf alle ihre Glieder ist? Gerade hierin thut der Rec. seinen eigenen Consequenzen die Gewalt an, die er in unserer Darstellung sucht. Denn die Verjüngung des ganzen Körpers ist nur möglich, indem alle seine Organe sich mitverjüngen, und was die Organe in diesem Fall thun, können sie auch in anderen Fällen thun. Es wird also die Verjüngung aller Organe durch die Verjüngung des Ganzen nothwendig gefordert, und sie würde auch vorhanden sein, wenn wir gar keine Kenntnifs von dem inneren Verlauf der Thätigkeiten dabei zu gewinnen im Stande wären. Mit dem Beweis der Verjüngung des Ganzen hat der Rec. also auch den Beweis für die Verjüngung der animalen Organe selbst mitgeliefert. Auch hätte dem Rec. selbst von seinem chemischen Standpuncte aus die Nothwendigkeit einer permanenten Rückbildung des Nerven- und Muskelsystems nicht entgehen sollen. Denn er gibt einen Stoffwechsel und eine Nutrition der Nerven- und Muskelsubstanz zu; sobald aber dabei derselben immer neuer Stoff zugefügt wird, mufs von selbst die Frage entstehen, wo der alte bleibt, den die Nutrition aus der Stelle treibt. Der Rec. hätte also hier die *Erscheinungen* der Verjüngung auch dann, wenn er die *Verjüngung selbst* in unserem Sinn leugnen wollte; Erscheinungen, die von seinem Standpunct aus eben so unerklärlich sein müssen, als der Zeugungsprocefs, der nie durch die Stoffwechsellehre erklärt werden wird.

In der That finden wir auch bald, dafs der Rec. nur durch das Befangensein in der Stoffwechsellehre dazu getrieben worden ist, die Verjüngung der animalen Organe zu leugnen. Von da aus hat er sich nämlich zu dem wahren Begriff der Verjüngung hier um so weniger erheben können, als in dem höchsten Product der animalen Organisation, in dem Nerven- und Muskelleben, der stoffliche Chemismus auf's tiefste der organischen Lebenserregung untergeordnet ist, weshalb sich die chemische Physiologie des Nervensystems auch immer nur in physiologischer Dammerde herumbewegt hat. Auch der Hr. Rec., der nun einmal auf dem chemischen Wagen der Stoffwechsellehre sitzt, hat sich bei Betrachtung ~~der Verjüngung~~ des Nerven- und Muskelsystems damit in dem organischen Moder festgefahren. Zu seiner Entschuldigung müssen wir jedoch hinzufügen, dafs diejenigen Stellen des angezeigten Werkes, die derselbe in diesem Artikel allein in Betracht zieht, insofern die Veranlassung dazu gewesen sind, als wir daselbst nur von dem zweiten Verjüngungsact, der Mauser nämlich, handeln, wobei die chemischen Verhältnisse der absterbenden Nervensubstanz vorzüglich zur Sprache kommen, so dafs das Gebiet derselben vom Rec. für die ganze animale Verjüngungslehre gehalten worden ist, während die Seite des Auflebens der animalen Functionen erst im praktischen Theil weiter behandelt wird. Fassen wir daher hier noch Mehreres auf, was den Zusammenhang der stickstoffigen Bestandtheile im Harn und Schweifs mit der Verjüngung der animalen Organe uns näher bringen kann, so ist dahin vorzüglich die Einwirkung

Digitized by Google

hältnissen der Organismus die in den Nieren nicht gehörig von statten gehende, ihm aber absolut nothwendige Harnbildung auch auf ungewöhnlichem Wege zu vollziehen sucht.

der Lebensthätigkeit des Muskel- und Nervensystems auf die Erzeugung der Mauserstoffe in dem Verjüngungsprocefs zu rechnen. Wir sehen nämlich, dafs die Bildung der genannten Stoffe mit dem Erregungszustand im Nerven- und Muskelsystem bei Thieren und Menschen im directesten Zusammenhange steht, und dafs sich diese Stoffe gewissermafsen selbst als Producte und Residuen der animalen Lebensthätigkeit offenbaren. Wir sehen die Menge des Harnstoffs mit der Höhe der Entwickelung des Gehirns und Rückenmarks und deren Thätigkeiten zunehmen; die mit vollkommenerem Gehirn begabten fleischfressenden Thiere bilden mehr als die Herbivoren mit unvollkommenem Gehirn; die Kinder, deren Nervensystem noch zurücktritt, bilden weniger als Erwachsene; der Mann, dessen animale Organe überwiegen, bildet mehr als das Weib; Nerven- und Muskelanstrengungen vermehren die Bildung dieser Mauserstoffe. Es sind also nicht blofs die Nervenkrankheiten, welche einen so grofsen Einflufs auf dieselbe äufsern; allein die pathologischen Phänomene bilden mit den physiologischen ein zusammengehöriges Ganze. Nirgends sehen wir aber, dafs die verschiedenen Lebenszustände des Blutsystems allein ohne Mitwirkung des Nervensystems einen solchen Einflufs auf die Veränderung in der Bildung der animalen Mauserstoffe hätten, was doch nach den Ansichten des Rec. der Fall sein müfste.

Nach dem vom Rec. aufgestellten allgemeinen Begriff der Secretionen läfst sich die Natur der Harn- und Schweifsbildung nicht erklären, weil, wie wir gezeigt haben, unter dem Namen Secretionen Bildungen von ganz verschiedener Natur begriffen werden: plastische und depurative. Zu den plastischen Secretionen verhält sich das Blutplasma allerdings ebenso, wie zu den organischen Neubildungen überhaupt, als Keimsubstanz (Syst. der Cirk. S. 358); aber nach dieser Analogie darf man nicht mit dem Rec. glauben, dafs es sich mit der Depuration ähnlich verhält; vielmehr sind diese der entgegengesetzte Pol der Bildung, der sich auch im Blute durch die innere Differenzirung der auf- und ablebenden Theile setzt. Wie das Blut die Keimsubstanz zur Verjüngung nach einer Seite polarisch ausströmt, so nimmt es nach der anderen Seite die Residuen der Verjüngung in sich zurück, um sie völlig zu ertödten und von sich abzustofsen. Das Blut wirkt hierbei als Werkzeug des Organismus im Ganzen, nicht als selbstständiges für sich seiendes Gebilde, *es ist die Bildungs- und Mauserstrafse der ganzen Organisation;* daher ist es bei der Bildung der Mauserstoffe zwar mitwirkend, aber dies darf nicht den Schein veranlassen, dafs es alleinwirkend ist, und aus sich selbst, ohne Beziehung auf die anderen Organe, die Mauserstoffe bilde, wie Rec. glaubt. Dafs der Harnstoff selbst dem Blute schon fertig überliefert werde, haben wir nicht gesagt, sondern nur dafs die Elemente dazu ihm gegeben werden. Dafs aber das Blut, nachdem es diese Elemente erhalten, auch sowohl den Harnstoff in sich fertig bilden kann, wenn durch die Nieren die Excretion unmöglich wird, als auch bei Thieren und pathologisch auch bei Menschen der Harnstoff durch den Darmcanal und selbst andere Häute abgeschieden werden kann, ist ein hinreichender Beweis, dafs die Nieren zu dem Wesen der Harnsecretion nur ein äufseres Verhältnifs haben. Am wichtigsten aber tritt die Natur des Harnstoffs (und der stickstoffigen Materien des Harns und Schweifses überhaupt) in seiner Beziehung als Residuum des Nervenlebens praktisch hervor, auch wenn man die theoretischen Untersuchungen gänzlich übergehen wollte. Wir können durch künstliche Einwirkung auf das Nerven- und Muskelleben die Harn- und Schweifssecretion ändern, und umgekehrt durch Einwirkungen auf Harn- und Schweifssecretion auf das Nerven- und Muskelsystem zurückwirken. Die Verjüngungstheorie stimmt hier ganz mit den praktischen Erfahrungen überein, und wenn die Theorie nicht physiologisch schon beweisbar wäre, so würde sie sich praktisch selbst beweisen. Inzwischen sind diese Verhältnisse mehr Gegenstand der Cultur der Verjüngung, und wir können dem Hrn. Rec. hier nicht vorgreifen, insofern dieser erste Artikel nur von der Theorie und Naturgeschichte der Verjüngung handelt. Soviel wird aber im Allgemeinen einleuchten, dafs man nur durch künstliche Einwirkung auf die Erregung, also auf die organische Form und Gestaltung und deren Lebenseigenschaften, und nicht durch Einwirkungen auf die Stoffe und chemischen Bestandtheile der lebendigen Muskeln und Nerven, wie es nach der Stoffwechsellehre nur sein könnte, hauptsächlich die Acte der Verjüngung zu leiten im Stande ist, dafs die Lebenserregung hier wie überall die Mauserproducte der erregten Organe vor sich hertreibt, und dafs selbst in den Fällen, wo wir direct auf Nerven- und Muskelmauser durch chemische Stoffe einzuwirken streben, diese nur den natürlichen Procefs des Ablebens der Mausergebilde fördern, diese künstlich tödten und dadurch das Nervenleben selbst wieder in freien Flufs bringen. Die Lebenserregung wirkt also indirect durch die Verjüngungsacte auf die Stoffbildung, und die Stoffbildungen bei der Mauser wirken ebenso auf den Procefs der Formbildung zurück. Darin allein haben wir die Mittel von der Bildung auf die Mauser und von der Mauser auf die Bildung und Erregung zurückzuwirken. Der Chemismus also, den der Rec. hier zum Felde der Discussion macht, bildet nur die Eingangs- und Ausgangspforten des Tempels der Verjüngung, und der Rec. befindet sich nur im Vorhofe dieses Tempels, während er im Innern selbst zu sein glaubt.

Dr. C. H. Schultz.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 7.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1843.

Ueber die Verjüngung des menschlichen Lebens und die Mittel und Wege zu ihrer Cultur. Von Dr. Carl Heinrich Schultz.

(Fortsetzung.)

Will sich aber der Verf. vielleicht gar nicht auf's Nachweisen einlassen, etwa aus dem Grunde, weil es Bestimmungen der organischen Materie gebe, die nicht unmittelbar den Sinnen darstellbar seien, sondern aus den Erscheinungen erschlossen werden müfsten: wohlan so zeige uns der Verf. *die Nothwendigkeit* dieser Schlüsse aus den Erscheinungen. Wir z. B. ziehen aus denselben Erscheinungen ganz andere Schlüsse, und zwar solche Schlüsse, die wenigstens nichts Hypothetisches voraussetzen und den Thatsachen keinerlei Gewalt anthun. Aus der Erscheinung nämlich, dafs aus dem *lebendigen Blute* der excrementitielle, *dem Leben feindliche* Harn gebildet wird, welcher Stoffe enthält, die in chemischer Uebereinstimmung stehn mit der Nervensubstanz, d. i. mit dem höchsten Gebilde, zu dem es der Organismus bringt, aus dieser Erscheinung schliefsen wir, dafs der Organismus, wie er es einerseits im organisirenden Festbilden aus dem Blute bis zur Höhe der lebendigen Nervensubstanz bringt, eben so andrerseits in der Excretion, d. i. in dem Abstofsen seiner von sich selbst, in dem Sichweg-wenden von seiner eignen Körperlichkeit, in seiner Selbstüberwindung es gleichfalls bis zu der Höhe bringt, seinen höchstorganisirten Stoff im Harn der todten Materie einzuverleiben und von sich abzustofsen. Die Harnabsonderung ist die eigens für sich gewollte That des Organismus; sie findet das zu Excernirende nicht bereits vor, ist also nicht ein Act der Depuration von anderweitig desorganisirter Materie, sondern die Excretion ist selbst erst das Desorganisirende und das Excretum ist somit ihr eignes Product. Mit andern Worten: in der Excretion depurirt sich der Organismus nicht von leblosen Stoffen, sondern er depurirt sich in ihr vielmehr von seinem eignen Versenktsein in der Materie; er wendet autokratisch seinen Procefs von seiner eignen, reinen und lautern Substanz ab, indem er sie in unorganische, excrementitielle metamorphosirt. In den Nieren erst wird dasjenige im Blute bewirkt und producirt, was der Verf. die regressive Metamorphose des Eiweifsstoffs nennt, nicht aber führt das Blut diese regressive Metamorphose aus der Nervensubstanz den Nieren zu. Wie sollten sich auch in dem gleichmäfsig lebendigen arteriellen Blute diese entgegengesetzten Tendenzen eines pro- und regressiven Stoffs friedlich neben einander vertragen können? So etwas ist nur in dem venösen Blute denkbar, wo in der That, wie es uns die schönen Untersuchungen des Verfs. zuerst gelehrt haben, Bläschen mit progressiver und mit regressiver Tendenz neben einander sich finden, und ihre Tendenz auch realisiren, die aufwärts gehende in den Lungen und die abwärts gehende in der Pfortader. Das was wir von der Harnsecretion gesagt haben, gilt ganz in gleicher Weise von allen denjenigen Secretionen, deren Product vom arteriellen Blute gebildet und direct an die Aufsenwelt abgegeben wird, und es findet nur der Unterschied statt, dafs in dieser Klasse von Secretionen der Harn die höchste Stelle einnimmt. Hieraus wird auch der Zusammenhang zwischen Nervenkrankheiten und Nierenkrankheiten, wenn auch nicht vollständig durch alle vermittelnden causae efficientes hindurch erklärt, doch wenigstens in seinem allgemeinen Wesen begreiflich. Wenn nämlich der Organismus diesen höchsten Act seiner materiellen Selbstbefreiung wegen irgend einer Krankheitsursache nicht mehr vollführen kann, d. i. wenn Anuria renalis statt findet, so leidet zunächst sein höchstes Organ, das Gehirn, es entsteht Coma etc., und eben so mufs umgekehrt bei tiefem Gehirnleiden Anuria oder, bei geringerm Grade, wenigstens abnorme Harnbildung entstehn.

Digitized by Google

Diese Auffassung der Excretion, wie wir sie bisher geltend zu machen versucht haben, läfst sich freilich in ihrem letzten Grunde nur auf naturphilosophische Weise, d. i. aus dem Begriff des Organismus beweisen, sie ist eine theoretische, ganz eben so wie auch die Auffassung des Verfassers. Dennoch kann auf die von uns vertheidigte Auffassung nicht derselbe Vorwurf zurückgeschleudert werden, den wir dem Verf. gemacht haben, dafs nämlich der empirische Nachweis fehle. Wir haben der Natur, wie sie empirisch vorliegt, keine Gewalt angethan, wir haben wenigstens keine hypothetischen Thatsachen der Theorie wegen supponirt, was der Verf. für seine Theorie allerdings thut, wie wir gezeigt haben. Wenn wir daher die Forderung des empirischen Nachweises an den Verf. stellten, so war damit durchaus nicht unsere Meinung, dafs die Theorie als solche sollte nachgewiesen werden. Wir erkennen vielmehr vollkommen auch für den Verf. das Recht an, eine nicht sinnlich nachweisbare Theorie aufzustellen. In letzter und höchster Instanz ist alle wahrhafte Theorie nicht mehr sinnlich nachweisbar, weil sie nichts als der Begriff der Sache selbst ist; der Begriff nämlich kann nur speculativ, d. i. durch das alleinige Instrument des Denkens erfafst werden, und mufs sein aus der sinnlichen Beobachtung herstammendes Material bereits verarbeitet und in Gedanken verwandelt hinter sich haben.

Abgesehen jedoch von dieser nothwendigen Polemik gegen die Grundansicht des Verfs., so enthalten die Paragraphe über die Harn- und Schweifsabsonderung (§. 46 — 52) noch immer manche schätzbare und gut durchgeführte Bemerkungen, die wir jedoch hier nicht weiter besprechen können, da wir, um für unsere Kritik nicht einen übergrofsen Raum in diesen Blätten in Anspruch zu nehmen, an das Ende dieses Artikels denken müssen. Wir wollen daher nur noch flüchtig über den zweiten Abschnitt, welcher *Verjüngungsprocefs in Krankheiten* überschrieben ist, uns auszusprechen suchen. Ohnehin hat uns der Verf. ein tieferes Eingehen für diesen Abschnitt sehr erschwert, da er hier den Begriff der Krankheit, ohne denselben erst bestimmter zu fassen, in seiner ganz vagen Bedeutung gebraucht. Im §. 61. wird das Verhältnifs der Krankheit zur Gesundheit der Art bestimmt, dafs das kranke Leben ein umgekehrter Verjüngungsprocefs sei; der ewige Wechsel zwischen Ableben und Aufleben beherrsche alles Leben, das kranke wie das gesunde, nur sei in diesem das Moment des Auflebens das Vorwaltende, in jenem dagegen werde es vom Moment des Ablebens, vom Todesprocefs überwogen; die Krankheit führe daher auch zum wirklichen Tode, wenn das überwiegende Moment des Todesprocesses durch alle Glieder fortwuchere; andererseits sei aber auch der Keim der Genesung im Krankheitsprocefs selbst schon dadurch enthalten, dafs derselbe durch sein überwiegendes Moment des Ablebens auch den Krankheitsboden selbst mittelst Abwerfen seiner Mauserstoffe regenerire; dieses Abwerfen der Mauserstoffe des Krankheitsbodens sei das, was man gewöhnlich Krisis nenne, die somit nichts anders darstelle, als eine Wiederholung der gesunden Mauserprocesse. So sehr wir nun auch zugeben müssen, dafs diese Auffassung der Krankheit und ihrer Krise sich durch ihre klare Einfachheit auszeichne und dafs in ihr der Keim zu sehr fruchtbaren Bestimmungen der allgemeinen Pathologie und Therapie enthalten sei: so sehr müssen wir doch derselben, in der genial-oberflächlichen Weise, wie sie der Verf. so hinwirft, allen wirklichen Werth annoch absprechen. Wie viele Fragen müssen erst noch erledigt sein, ehe wir damit nur irgend etwas anfangen können! Hat jede Krankheit ihren bestimmten Krankheitsboden? Hat der Verf. bei seiner Darstellung Krankheitsformen, wie Entzündung, Fieber, Geschwür, Pseudoplasmen u. s. w., oder hat er Krankheitsprocesse wie Rheumatismus, Scrofulosis etc. im Sinne? So und noch Mehreres könnten wir fragen und fast dem Verf. es wenig Dank wissen, dafs er uns erst durch seine geistvoll hingeworfenen Appercus gleichsam den Mund nach gründlicher Belehrung wässern macht und dieselbe hinterher durch seine vage Behandlung des Gegenstandes doch vereitelt. Doch unsere Recensentenpflicht ist zunächst, das was der Verf. gibt zu beurtheilen, und nicht zu viel nach dem zu fragen, was er nicht gibt. Sollen wir also unser Urtheil über jene Sätze abgeben, wie sie eben vorliegen, so lautet dies erstens dahin, dafs dieselben blofs ein, wenn auch wichtiges, doch für sich ganz einseitiges und das Wesen der Krankheit nicht erschöpfendes Verhältnifs betreffen. Und doch will der Verf. (§. 61, pag. 90)

„*das Wesen* des kranken Lebens an den Elemen-
„ten des Verjüngungsprocesses verdeutlichen".

Digitized by Google

Und auch wenn wir das Moment der Krankheit, das der Verf. bei seiner Auffassung ganz allein berücksichtigt, nämlich die Modification des bei der Krankheit obwaltenden inneren Stoffwechsels (denn so müssen wir uns auch hier wieder den Wechsel zwischen Aufleben und Sterben zurück übersetzen) ebenfalls allein in's Auge fassen wollten, so würde dennoch die Sache, wie sie der Verf. darstellt, nicht überall klappen. Wenn z. B. irgend ein Krankheitsprocefs in Form von Hypertrophie eines Organs, oder in Form eines Pseudoplasmas auftritt: wo ist hier der umgekehrte Verjüngungsprocefs, der das Moment des Auflebens beherrschende Todesprocefs, d. h. wo bleit hier das kranke Leben, wie es der Verfasser bestimmt hat? Wie wenig hält somit der Satz des Verfassers Stich (§. 61):

„Krankheit und Gesundheit stellen nur verschiedene „Verhältnisse in dem fortwährenden Processe des „Auf- und Ablebens dar".

In andern Fällen dagegen pafst das vom Verf. hervorgehobene Verhältnifs allerdings, nämlich überall wo eine Krankheit *in directer Weise* das Leben beeinträchtigt (z. B. in Zehrkrankheiten und Colliquationen), zweitens in dem Endstadium aller nicht plötzlich tödtenden, aber doch zum Tod tendirenden Krankheiten, und *drittens in localen Krankheiten*, die zur Zerstörung des betroffenen Theils tendiren (z. B. bei der in Eiterung übergehenden Entzündung). Mit anderen Worten: der Verf. hat die Krankheit charakterisiren wollen, und hat nur das Sterben getroffen. Aber das Sterben ist nur eins der möglichen Resultate der Krankheit, nicht die Krankheit selbst. Der Vf. könnte vielleicht repliciren: die Krankheit ist eben nur da in ihrer eigentlichen Wesenheit, wo sie zum Tode, sei es des ganzen Organismus oder nur eines einzelnen Theils desselben, tendirt; da hingegen, wo sie dies noch nicht thut, ist sie auch *noch nicht* wesentliche Krankheit, sondern etwa nur innere Krankheitsursache, und da, wo sie zur Genesung tendirt, ist sie *nicht mehr* wesentliche Krankheit, sondern nur der auf sie folgende physiologische Procefs der Krise. Dies hiefse aber mit andern Worten: Krankheit ist wesentlich Sterben und der pathologische Grundsatz des Verfs. würde nun lauten: im Sterben waltet das Moment der Auflösung der organischen Substanz, der Todesprocefs über das Moment des Auflebens vor — ein Satz, in welchem keine grofse Weisheit enthalten ist *).

*) Die durchgängig irrige Auffassung der Verjüngung als eines blofsen Stoffwechsels, wobei der Procefs der Lebenserregung in Gesundheit und Krankheit, also der Kern der ganzen Sache gänzlich übersehen wird, hat auch hier das richtige Verständnifs dessen, was wir über Verjüngung durch Krankheiten gesagt haben, bei dem Rec. wieder völlig getrübt. Dazu hat hier nun freilich noch beigetragen, dafs wir nicht über den ganzen Krankheitsbegriff, sondern nur über einen Theil desselben, die Genesung aus Krankheiten (als genesis, Neuzeugung der Gesundheit) haben handeln können, weil nur unser Zweck war, die Cultur der Verjüngung überhaupt an dem Beispiel des Naturganges bei der Wiedergenesung aus Krankheiten zu veranschaulichen, nicht aber eine ganze allgemeine Pathologie zu liefern, die wir nach den darüber gehaltnen Vorlesungen, vielleicht binnen kurzen, wenn wir einige botanische Arbeiten werden vollendet haben, zu veröffentlichen Gelegenheit finden. Es ist dies auch unter der Ueberschrift „Verhältnisse der Gesundheits- und Krankheitsmauser" S. 97 u. f. deutlich ausgesprochen worden. Durch die Auflösung der Verjüngungsakte als blofsen Stoffwechsel mufste der Rec. natürlich sofort in Widerspruch mit allen Einzelnheiten unserer Darstellung gerathen, weil eben die verjüngenden Krisen von uns als organische Neuzeugung (genesis) der kranken Gebilde, als ein Procefs der Formbildung und damit der Wiedererzeugung der Lebenskraft, ganz im Gegensatz der Stoffveränderungen betrachtet werden, wobei nur die Residuen dieses Processes als Mauserstoffe abgeworfen werden. Der Todesprocefs der Krankheit ist kein ursprünglich allgemeiner, sondern immer nur von einzelnen Theilen ausgehend; er ist ferner in diesen selbst nicht durch und durchgehend, sondern hat überall die gesunde Erregung neben sich und geräth mit dieser in Kampf, wodurch denn Abnormitäten und veränderte Richtungen des Bildungsprocesses, wie in den Hypertrophien, die der Rec. zur Sprache bringt, wohl erklärlich werden; allein wir kommen darauf zurück, dafs wir hier den Genesungsprocefs, nicht den Procefs des Krankwerdens selbst haben verfolgen können und dafs an diesen allein die Diskussion sich hier auch nur halten kann, obgleich es ein leichtes wäre zu zeigen, dafs allerdings jede Krankheit ein, wenn auch nur beginnender und theilweiser, aber doch immer ein Todesprocefs, nicht blofs eine Hemmung der Functionen ist, wie der Recensent der gewöhnlichen Ansicht folgend annimmt, und dafs alle Krankheiten *die Tendenz* zum Sterben, sei es einzelner Organe oder des ganzen Körpers, haben, auch wenn diese Tendenz nicht erreicht wird und der Procefs wieder in das Aufleben umschlägt, wie überall in den Mauserungen bei der Verjüngung. Die Erfolge, die Wirkungen der Krankheit zeigen dies ja hinreichend in der Zernichtung der organischen Form und Erregung des Organismus, deren richtigen Verlauf erkannt zu haben, wir uns allerdings zu Gute rechnen. Die Krankheit ist indessen, wie die Mauser in der gewöhnlichen Verjüngung nur in ihrem Wachsthum ein Todesprocefs, hat aber, wenn die Genesung geschieht, die Verjüngung des kranken Körpers im Gefolge, so *dafs die sogenannte Krisis und der vorhergehende Todesprocefs von uns als nothwendig zusammengehörige Theile des ganzen Verlaufs derselben dargestellt sind*, von denen wir aber nur den einen in den Kreis unserer Betrachtung gezogen haben und ziehen. Wie schlecht es um die Lehre von den Krisen (die immer noch als die ausgeleerte Krankheitsursache, oder doch als unbestimmte Stoffentleerungen dastehen) in der Pathologie gestanden hat, wird man immer mehr fühlen, je mehr man im Geiste moderner naturwissenschaftlicher Forschung sich an die Deutung derselben wagt. Diese Lehre ist ein traditionelles Erbstück der medicinischen Elementar-Qualitätenlehre der griechischen und römischen Aerzte, und den Fortschritten einer geläuterten Physiologie, wie manches andere in der Pathologie, so widersprechend, dafs man sie als ein abgeleb-

Digitized by Google

Nach dieser Kritik der Grundbestimmung des Vfs. über Krankheit und Krise könnten wir fast der Mühe überhoben scheinen, das was weiter hieüber noch abgehandelt wird, zu beachten; allein der Verf. täuscht uns auch hierin.

---

tes Mauserresiduum der Wissenschaft zu betrachten hat. Wir können den Rec. versichern, dafs wir uns alles dessen, was wir im Sinn der Verjüngungslehre, die der alten Qualitätenlehre, wie Leben dem Tode, gegenübersteht, über die Krisen gesagt haben, vollkommen bewufst sind, und dafs, so leicht hingeworfen es ihm auch scheinen mag, es das mühsame, viel durchgearbeitete, Resultat langjähriger Forschungen ist, zu denen der Rec. immerhin so viel Vertrauen hätte haben können, dafs, wenn auch manches darin von seinem Standpuncte aus nicht verständlich erschien, es deshalb nicht auf gut Glück und auf Gerathewohl hingeworfen ist. Wenn irgendwo, wie in dieser Lehre, ein neues wissenschaftliches Fundament gegen alte Vorurtheile gelegt werden soll, so hat dies immer grofse Schwierigkeiten, die oft weniger in der Sache selbst, als in ihren äufseren Verhältnissen zu den gangbaren Vorstellungen und Vorurtheilen liegen, welche jeder als Maafsstab an die neue Sache legen zu können glaubt, um sie zu widerlegen, während niemand daran denkt, die hergebrachten falschen Ansichten selbst erst zu prüfen. Das Neue gegen diese Ansichten sogleich in das rechte Licht zu stellen, ist oft bei der Mannigfaltigkeit und Individualität derselben gar nicht möglich, und man mufs abwarten, bis die Sache selbst sich gegen die individuellen Vorstellungen, mit denen ein Jeder daran geht, Bahn bricht. In dem gegenwärtigen Fall sind indessen wenigstens die Grundlagen der alten Vorurtheile, gegen welche sich die Verjüngungslehre zu behaupten hat, wohl im Allgemeinen zu erkennen und von uns bestimmt genug (§. 5. der Einführung) angedeutet worden; aber im Einzelnen bleibt immer noch Vieles an Mifsverständnissen und scheinbaren Widersprüchen zu lösen, was denn am deutlichsten hier bei der wissenschaftlichen Durcharbeitung der Lehre von den Krisen hervortritt. Der Hr. Rec. ist zu umsichtig, als dafs er die besseren wissenschaftlichen Früchte, welche durch die Auffassung der Krisen im Sinne der Verjüngungslehre geboten werden, nicht erkennen sollte; aber doch zu zaghaft die antiken Raupenhäute abzuwerfen, um in den Procefs näher einzugehen, der solche Früchte erzeugt und zur Reife gebracht hat, damit er sich selbst dergleichen erziehen könne. Er glaubt vielmehr, wie der Mysticismus des Aberglaubens, dafs Glück und Zufall diese Früchte geliefert habe, während er sich das bessere Licht selbst auslöscht, das ihn auf den rechten Weg hätte führen können. Er steht aber durch sein rein wissenschaftliches Interesse dennoch hoch über den wissenschaftlichen Straufsen, die die mühsam errungenen Fortschritte beseitigen zu können glauben, indem sie den Kopf unter die Flügel stecken, um sie nicht zu sehen. Wir haben es daher für der Mühe werth gehalten zur näheren Verständigung des uns sehr werthen Rec. diese Zeilen beizufügen. Um diese nun noch in Betreff der Krisen zu vervollständigen, so bemerken wir, dafs unser Krankheitsbegriff überhaupt aus dem Gesichtspunct des organischen Selbst-Erregungsprocesses und dessen periodischer Existenz in dem Uebergang vom Leben zum Sterben, im Gegensatz der antiken Lehre, nach welcher man Stoffe und Qualitäten des Körpers zu Ursachen der Krankheit macht, gebildet ist, und dafs in diesem Sinne die Krisen als Mauserprocesse aufgefafst sind, wobei die Gesundheit aus dem Todesprocefs der Krankheit von neuem aufkeimt und wie der keimende Saamen die alten Mauserschalen abwirft, daher denn auch die Cultur der Verjüngung nur durch künstliches Ertödten der abgelebten Formgebilde möglich wird. Hierbei berichtigen wir zuerst das Mifsverständnifs, nach welchem der Rec. die kritischen Ausleerungen mit den Secretionen identificirt und sie als Producte des blofsen Stoffwechsels betrachtet. Denn nicht alle Krankheitsmauserstoffe sind als Ausleerungen zu betrachten und noch viel weniger mit Secretionen im Allgemeinen zu vergleichen, und niemals haben wir uns dieses Vergleichs bedient. Wir sprechen nach den von uns gegebenen Darstellungen aus: 1) Nicht alle Mauserstoffe erscheinen in Form von Ausleerungen. Der Eiter bleibt daher Mauserproduct, obgleich er keine kritische Ausleerung ist, wie der Rec. richtig bemerkt. 2) Nicht alle Mauserstoffe sind Secretionen. Daher pafst die vom Rec. auf die Mausern angewendete Theorie der Secretionen keinesweges, schon aus diesem Grunde, auf die Mausern. Im Allgemeinen sind sogar die Mausern gar nicht als Secretionen zu fassen, obgleich sie zuweilen in dieser Form erscheinen. 3) Nicht alle Mausern erscheinen rein stoffig aufgelöst, viele sind Abwurf des organischen Gefüges selbst z. E. die Häutungen. Wir haben daher Formmausern und Stoffmausern unterschieden. (v. Graefe u. v. Walther Journal Bd. 29. S. 421. 1840). 4) Der Grund der Verschiedenheit der Mauserproducte, liegt in der Verschiedenheit der sich mausernden Organe, daher entspricht jedesmal der Organisation des sich mausernden Gebildes auch die Art der Mauser. Daher erscheint die Mauser bald als Formmauser, wie die Häutungen, bald als Stoffmauser, wie der kritische Urin; bald als Secretion und Ausleerung, bald in anderer Gestalt. Die pathologischen Krisen verhalten sich also im Wesentlichen gerade wie die gesunden Mausern, und durch die Analogie derselben haben wir sie zu erläutern. Hierin wird der Rec. bei näherer Ueberlegung das Grob-materielle der Deutung nicht mehr finden, was ihm nach seiner Ansicht der Mausermaterie als *qualitativen* Stoff ohne organische Beziehung auf das Leben darin zu liegen schien. Es ist hier nicht die Materialität des Stoffs, sondern die Materialität der organischen Form, die Leben geboren hat und dann wie die Mutter der Frucht abstirbt, worauf es ankömmt. Eben so wenig nun, wie man es für eine grobmaterielle Deutung halten kann, wenn man sagt, die Leiche des ganzen Körpers, die über der Brut in der Zeugung gestorben ist, sei der abgelebte Heerd des darin gewesenen Lebens; eben so wenig wird man die gegebene Deutung der Mauserstoffe für zu materiell halten können. Sie ist nur so materiell, wie es das organische Leben überhaupt ist; aber die *Art* der Materialität: dafs es eine organisch geformte lebenzeugende Materie ist, die nach Beendung ihrer Lebensperiode abstirbt, giebt der Deutung den rechten Werth. Dem Rec. schwebt hier der abstracte Gegensatz von Kraft und Materie vor; aber über diesen sind wir hier hinaus; wir haben es mit einem System von Formen und Gestalten zu thun, die sich so sehr ins Feine veredelt haben, dafs die geistige Kraft selbst am Ende daraus hervorwächst und vor dieser Materialität brauchen wir uns nicht mehr zu fürchten. Im Uebrigen entgeht der Rec. selbst der groben Materialität dadurch gar nicht, dafs er die kritischen Stoffe durch den Procefs des unlebendigsten materiellsten Stoffwechsels aus dem Blute, wie ein Sekret sich bilden läfst, und das naturgemäfsere unserer Deutung der Krisen wird ihm eine vorurtheilsfreiere Anschauung sicherlich zeigen. Die Theilnahme, mit welcher wir der Recension gefolgt sind, wird dem Hrn. Rec. die sicherste Bürgschaft für die Achtung sein, welche wir gegen sein Streben hegen.

Dr. C. H. Schultz.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 8.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1843.

Ueber die Verjüngung des menschlichen Lebens und die Mittel und Wege zu ihrer Cultur. Von Dr. Carl Heinrich Schultz.

(Schlufs.)

Trotz der unsoliden Grundlage nämlich, weifs er doch an dieselben die feinsten und interessantesten Bemerkungen allgemein-pathologischen Inhalts anzuknüpfen, die freilich vor unserer völligen Zustimmung sich zum Theil erst eine gewisse Rectification oder Correctur müfsten gefallen lassen. So finden sich namentlich sehr treffende Bemerkungen über molimina critica, über die erhöhte Reizbarkeit während der Reconvalescenz, über die Art wie Krankheiten selbst der Gesundheit förderlich sein können, über chronische Hautkrankheiten und mehreres Andre (§. 62—71); künftige Bearbeiter der allgemeinen Pathologie dürfen sich daher aus diesem Abschnitte des Buchs eine nicht zu verachtende Ausbeute versprechen. Das Treffende mancher schönen Bemerkung des Vfs. über die Krisen ist übrigens grade auf eine Weise ermöglicht gewesen, der sich der Verf. unmöglich klar bewufst sein konnte, und so ziehen wir grade aus dem, was wir gelungen nennen müssen, einen neuen Beleg für die Richtigkeit unsers hauptsächlichsten Tadels gegen den Verf., des Tadels, den Begriff der Verjüngung auf eine unzulässige Weise verallgemeinert zu haben. Nämlich die kritischen Erscheinungen müssen allerdings eine wesentliche Analogie zeigen mit dem, was wir als wirklichen Verjüngungsprocefs des ganzen Körpers bereits oben bezeichnet haben. Denn die Krankheit ist, wenn wir sie in ihrer ganz unbestimmten Allgemeinheit nehmen, jedenfalls eine Hemmung des Lebens, ein dem Organismus zugefügter Schaden, etwas wodurch der Körper *altert*; wenn sie nun trotzdem nicht zum Tode führt, d. h. wenn der Organismus die Krankheit überwindet, so wird jenes Altern auch wieder rückgängig gemacht werden müssen, d. h. es wird unter ähnlichen Erscheinungen geschehen, wie sie der Mauserprocefs nach abgelaufener Brunstzeit darbietet: der Organismus zieht sich gleichsam in sich selbst zurück, es findet ein erhöhter innerer Stoffwechsel statt, der endlich in der eigentlich so genannten Krise nach aufsen umschlägt, und so die Verjüngung beendigt.

Dafs wir endlich dem Verf. in dem Hauptgesichtspuncte, unter dem er die kritischen Ausleerungen fafst, als wären sie nämlich in ipsissima forma die rückgebildete Substanz des Krankheitsheerdes, direct widersprechen müssen, folgt von selbst aus der oben geführten Discussion über das Wesen aller Excretion. Wo will auch der Verf. diese grob-materielle Deutung der Krise, die doch eben deshalb der sinnlichen Aufzeigung ganz besonders entgegenkommen müfste, jemals factisch nachweisen? Eine rückgebildete Substanz eines Krankheitsheerdes können wir allerdings in vielen Fällen aufzeigen, z. B. in den eiterigen Sputis bei Vereiterung der Lunge, und überhaupt in Eiter; da etwa haben wir ohne alle Widerrede die rückgebildete Substanz des Krankheitsheerdes: aber der Eiter ist ja keine kritische Ausleerung. Es wird aus dem Frühern ~~leicht zu~~ entnehmen sein, was wir allein für die naturgemäfse Deutung dieser gelten lassen können. Wie sich der Organismus im normalen Lebensprocesse aus seinem Befangensein im Stoffe gleichsam durch die Excretion errettet, indem er seiner eignen lebendigen Substanz die Unlebendigkeit einbildet und sie dadurch der Aufsenwelt einverleibt, eben so befreit er sich auch von der pathologischen Befangenheit in letzter und höchster Instanz durch Excretionen, welche grade deshalb, weil sie die letzte Instanz des Selbstbefreiungsactes sind und somit die Krankheit zur Entscheidung bringen, kritische (d. i. entscheidende) Excretionen genannt werden. Dies ist freilich nur der

Digitized by Google

ganz allgemeine Begriff der Sache, und es möchte zur Zeit noch schwierig sein, die causae mediae sive efficientes, d. i. den bestimmten nähern Zusammenhang zwischen Lösung eines Krankheitsprocesses und Ausleerung eines Stoffs auch durch alle seine organischen Vermittlungen hindurch zu verfolgen. Ueberhaupt ist die Sache bei unserer idealistisch scheinenden Auffassung gewifs nicht so mit Händen zu greifen, als wenn man sagt, die Krankheit entscheide sich deswegen mit den kritischen Ausleerungen, weil durch dieselben die abgelebte Substanz des Krankheitsbodens entfernt werde: aber so ganz fremdartig und ohne Analogie mit Betrachtungsweisen, die uns allen schon vertrauter sind, ist jene Auffassung denn doch nicht. Warum sollte z. B. ein Krankheitsprocefs nicht eben so gut durch eine Excretion endlich gelöst werden können, als sich die Hemmung oder das Befangensein in Traurigkeit auch materiell unter Thränen, das Befangensein in Aerger unter Gallenabsonderung, das Befangensein in Furcht unter Diarrhoe löst? Oder möchte der Verf. etwa diese Thränen, diese Galle u. s. w. ebenfalls für die durch jene Affecte im Seelenorgan oder sonst wo veranlafsten Mauserstoffe, für die rückgebildete Substanz der durch die Affecte abnorm erregten Organe erklären? Gewifs nicht! Dies mufs ihn aber jedenfalls auch geneigter machen, den Zusammenhang zwischen kritischer Ausleerung und Krankheit etwas weniger materiell zu fassen, als er es durchgängig gethan hat.

Wir haben nun die wichtigsten Puncte der theoretischen Grundlage unseres Werkes besprochen. Der verehrte Verf. wird, so hoffen wir zuversichtlich, in unserm freimüthigen Urtheile nur die Liebe zur Sache erkennen. Trotz aller Ausstellungen, die wir zu machen uns gedrungen fühlten, bleibt dem Werke doch im Uebrigen sein grofser Werth ungeschmälert, der nur noch um so schärfer hervortritt, wenn wir es mit den vielen geistlosen, langweiligen, immer nur Altes wiederkäuenden Büchern über populäre Physiologie und Gesundheitslehre vergleichen. Namentlich in dem praktischen Theile, den der Verf. Cultur des Verjüngungsprocesses nennt, und der über drei Viertheile des Buchs einnimmt, ist ein wahrer Reichthum des gediegensten Stoffes entwickelt und manches von dem, was wir in der theoretischen Grundlage tadeln mufsten, wieder gut gemacht, wie ja auch bei so vielen andern grofsen Aerzten in der Praxis die Einseitigkeit der Theorie überwunden erscheint. Ueber diese Fülle praktischer Belehrung, die uns der Verf. in seinem Werke geboten hat, hoffen wir in einem zweiten Artikel dem geneigten Leser berichten zu können.

Alexander Crailsheim.

II.

Charakterzüge und historische Fragmente aus dem Leben des Königs von Preufsen Friedrich Wilhelms III. Gesammelt nach eigenen Beobachtungen und selbst gemachten Erfahrungen und herausgegeben von R. Fr. Eylert, der Philosophie und Theologie Doctor, evangelischem Bischofe, Königlichem Hofprediger zu Potsdam, Domherrn zu Brandenburg, Ritter des rothen Adler-Ordens I. Klasse und des Civilverdienst-Ordens der Baierschen Krone. Magdeburg, 1842. Erster Theil. 504 S. 8.

Der verstorbene König hat seiner Nation ein Denkmal auf dem Kreuzberge errichtet, seinen Feldherrn Statuen gesetzt, die Namen der gefallenen Krieger in den Gotteshäusern aufgestellt: so ist es doppelt billig, dafs ihm selber das würdigste Monument, die Biographie nicht fehle, um so mehr, da die Biographen von Generalen, Ministern und andern Hochgestellten Vieles als ihr Eigenthum vorweggenommen.

Diese, man könnte sagen schon in Beschlag genommenen, militärischen und politischen Grofsthaten und Verdienste liegen aufser dem Bereiche des von uns zu würdigenden Buches, welches rein der Humanität und der Religiosität König Friedrich Wilhelms des Dritten gewidmet ist. Eigentlich ist dasselbe der wesentlichste Bestandtheil von den eigenen Memoiren des Verfassers; denn es umfafst seine geistliche Amtsthätigkeit, seine persönlichen Bekanntschaften mit ausgezeichneten Personen (vorzüglich in Bezug auf das Kirchenwesen), seine Erinnerungen an die eigene Heimath, die Grafschaft Mark, an seine akademische Laufbahn, und an Aehnliches; den Kern und den Mittelpunkt des Ganzen aber macht sein Verhältnifs zu dem Könige, dessen Charakter-Schilderung das eigentliche Ziel der Arbeit ist.

Diese Eigenthümlichkeit der Schrift mufs man bei

Digitized by Google

der Beurtheilung derselben festhalten, um ihren Werth zu bestimmen: es ist hier nicht auf eine abgerundete Biographie abgesehen, sondern auf eine behagliche Erinnerung aus den persönlichen Verhältnissen des Verfassers; daher auch die verschiedenen Momente der Denkwürdigkeiten mehr neben einander gestellt, als an einen fortlaufenden Faden organisch gereiht erscheinen. Natürlich ist auf diese Weise das Werk mehr ein anthropologisches Erbauungsbuch, eine Moral in Beispielen, als eine historische Lehrschrift geworden, ja, die unmittelbaren Mittheilungen aus der kirchlichen Amtsthätigkeit des Verfassers nähern die Schrift geradezu den asketischen Büchern, von welchen sie sich jedoch durch den historisch-biographischen Stoff, der auch die Reminiscenzen aus dem Altagsleben nicht verschmäht, durchaus wieder unterscheidet: sodafs wir es mit einem Werke ganz eigener Art zu thun haben; aber diese Art ist eben hier sehr gut und darf ihres Lobes und ihres Erfolges versichert sein.

In dieser Bezeichnung der Beschaffenheit des Buches ist auch angedeutet, aus welcher Quelle der Verfasser seinen Stoff geschöpft: wir nennen sie mit Einem Worte die eigene Anschauung, welche wieder in dem dreifsigjährigen Hofprediger-Amte die reichste Nahrung und in einem fortgesetzten Tagebuche eine gute Stütze fand. Was als Anekdote der Tradition entnommen ist, mag mit Behutsamkeit angesehen werden, da alle Erzählungen der Art, schon in dem zweiten Munde, nothwendig an Authenticität verlieren und nur als Ausdruck einer allgemeinen Ansicht einen Collectiv-Werth haben.

Der vorliegende erste Band ist in vier Abschnitte zerlegt, welche

I. Charakteristik des Königs; körperliche Gestalt, Lebensweise und Tafel;
II. Geistige (intellectuelle) Eigenthümlichkeit;
III. Eigenthümlichkeit des Charakters;
IV. Das Leben des Königs in seinen Gärten

überschrieben sind.

Also erscheint der Titel des Buchs gerechtfertigt, und die von uns oben angedeuteten Memoiren-Fragmente aus dem Leben des Verfassers sind, ohne äufsere Ankündigung, in die Charakterschilderung des Königs eingelegt.

Der zweite Abschnitt wird am Schlusse in folgende Zeilen zusammengefafst: „So steht ein regierender Herr vor uns, welchem die Natur einen gesunden, klaren Verstand, ein richtiges Urtheilsvermögen, einen treffenden Scharfsinn, anmuthigen Witz, temperirte Einbildungskraft und ein vielumfassendes, treues Gedächtnifs im reichen Mafse verliehen hatte".

Indessen wächst das Interesse, welches diese Charakterzüge gewähren, mit jedem Blatte, sodafs der Leser am Ende den klarsten Blick in den hohen moralischen Werth und in die religiösen Ueberzeugungen des Königs gewinnt: Friedrich Wilhelms Selbstbekenntnisse und seine Ansichten über Friedrich den Grofsen dürften bei Weitem das Wichtigste und Anziehendste in dem ganzen Werke sein.

Wo die, in umfassendster Ausdehnung und in entschiedenster Bestimmtheit mitgetheilten religiösen und kirchlichen Confessionen des Königs der näheren historischen Verbindung bedürftig sind, da bietet der Verfasser uns den Schlüssel. Ueber die Union der evangelischen Kirche z. B. sagt er: „In den letzten 25 Jahren Seiner Regierung hat Er die Angelegenheiten der Kirche unmittelbar selbst geleitet, Alles darin Geschehene selbst durchdacht, befohlen und angeordnet, die Sache der Liturgie, Agende und Union war so ganz Seine Sache, Sein Werk, dafs man mit Gewifsheit sagen kann, es wäre bei den vielen Oppositionen, die sich feindselig entgegen stellten, ohne Seine fortgehende unmittelbare impulsirende Leitung nimmermehr zu Stande gekommen. Seine Autopsie war darin so entschieden, Seine Vorliebe so eifersüchtig, dafs Er notorisch diese Angelegenheit bei Seiner Pfarrkirche, der Hof- und Garnisonkirche zu Potsdam, anordnete, feststellte und einführte, ohne dem geistlichen Minister vorher auch nur ein Wort darüber zu sagen; deshalb wurde, wie nun die Sache für die ganze evangelische Landeskirche einmal in den Gang gebracht war, auch von allen anderen Ministern keiner so viel unmittelbar von Ihm in Anspruch genommen, beschäftiget, und man kann sagen, getrieben, als der geistliche Minister, und gewifs hat kein anderes Ministerium aus diesem Zeitraume so viele und grofse Volumina von Cabinetsordre's, als das Geistliche. Der Minister von Altenstein kam fast nicht aus der fortgehenden Anregung und hat bei seiner rücksichtsvollen, an Aengstlichkeit grenzenden Bedächtigkeit einen schweren Stand gehabt. Das *Wie* war hierbei eben so schwierig, als das *Was* wichtig war".

Digitized by Google

An einem andern Orte heifst es: „Im öffentlichen Verkehr liefs Er Alles entfernen, was den Sonntag hätte entheiligen können, und verschärfte bei der zunehmenden Vergnügungssucht an Sonn- und Festtagen die Mafsregeln der kirchlichen Polizei; dabei liefs er es aber auch bewenden, und erlaubte sich nie, weder direct noch indirect, irgend einen Zwang, wohl wissend, dafs dieser nur Heuchler mache, und Heuchelei war ihm die ärgste Gottlosigkeit".

Die an verschiedenen Stellen gegen die Kirchen- und Abendmahlsscheu der gesammten Staatsbeamten (aus dem Munde des Monarchen und seines Biographen) erhobenen Klagen verdienten wohl eine gründlichere Würdigung: einmal, weil diese zahlreiche Klasse der gebildeten Welt, von welcher die Gelehrten von Profession, sammt den Lehrern an Schule und — *Kirche* selbst sich sehr schwer sondern lassen, und welcher auch wohl alle Offizier-Corps der ganzen Armee beizuzählen sein werden, zeither immer bei uns als das Salz der Erde, als die eigentlichen Träger der Intelligenz und der moralischen Kraft, als die eigentlichen Pädagogen der Nation gegolten haben; — und dann, weil der wahre Sitz des Uebels, nach dem eigenen Bekenntnisse unsers Verfs., wenigstens zum Theil, anderswo zu liegen scheint; obgleich wir keinesweges sagen wollen, dafs, wo die Kirchenscheu herrsche, die Kirchendiener die Verschuldung tragen: denn unsre Geistlichkeit steht jetzt durchschnittlich, gewifs in wissenschaftlicher und in sittlicher Rücksicht, auch in der Kunst der Rede, wenigstens eben so hoch, als in der Zeit, wo der grofse Kurfürst alle sechs Wochen mit der Domgemeinde in Berlin zum heiligen Abendmahle ging und bei seinem Beichtvater, dem Hofprediger Stoschius, durch seinen Premierminister, Baron v. Schwerin, sich entschuldigen liefs, wenn er einmal den Termin nicht genau halten konnte: „damit (nach seinen eigenen Worten) die Hofprediger nicht meinen möchten, dafs ich es muthwilligerweise unterlassen". Des grofsen Kurfürsten Enkel, König Friedrich Wilhelm der Erste dagegen, dessen Geistliche: August Hermann Francke, Reinbeck, Johann Julius Hecker zu den Unsterblichen in dem Weinberge des Herrn gehören, genofs nur vier Mal jährlich das heilige Abendmahl, und er blieb doch so weit davon entfernt, jemals den Vorwurf unkirchlicher Gesinnung zu erfahren, dafs unser Verf. selber ihn (S. 92) „gottesfürchtig nach den damaligen kirchlichen Begriffen bis zum Aberglauben" nennt. — Die Hauptsache bei diesen eben so zarten, als schwierigen Fragen wird die historische Erforschung sein, wie weit zu einer gegebenen Zeit das *wahre Christenthum* in das gesammte Leben eines Volks, zu permanentem innern Gottesdienste (Matth. 7, 16) eingedrungen sei und wie es in demselben auf die geeignetste Weise, der jedesmaligen Culturstufe nach, gehegt werden müsse, zur Freude, nicht zum Aergernisse der Gemeinden.

Was König Friedrich Wilhelm III. hier, von S. 451 an, als seine unumwundene Erklärung über den Werth des grofsen Friedrich ausspricht, wird nachhaltiger und segensreicher im Vaterlande wirken, als die reichsten Forschungen seiner begeisterten Biographen. Mit Entzücken liest man, wie er denselben charakterisirt und am Ende sagt: „Mit Einem Worte, an diesem Herrn war Alles grofsartig, Alles Ausflufs seiner festen Grundsätze". — „Ja, ein wahrhaft grofser Mann!" — „Eben auf dieser Stelle *hier* (im Garten von Sanssouci), auf dieser Bank war es, wo ich ihn zum letzten Male sah und sprach. Mich beglückte sein Wohlwollen, das in Zärtlichkeit überging. Er prüfte mich in den wissenschaftlichen Gegenständen, in welchen ich damals unterrichtet wurde, namentlich in der Geschichte und Mathematik. Ich mufste in französischer Sprache mit ihm reden; dann zog er aus der Tasche Lafontaine's Fabeln, von denen ich eine übersetzte. Zufällig war es gerade eine solche, die ich beim Informator eingeübt hatte und die mir geläufig war. Dies sagte ich, als er meine Fertigkeit lobte. Sein ernstes Angesicht erheiterte sich, er streichelte mir sanft die Wangen und setzte hinzu: So ist's recht, lieber Fritz; nur immer ehrlich und aufrichtig! Wolle nie scheinen, was du nicht bist; sei stets mehr, als du scheinst!" Diese Ermahnung hat auf mich einen unauslöschlichen Eindruck gemacht und Verstellung und Lüge sind mir von Kindesbeinen an zuwider gewesen und geblieben". — „Vorzüglich ermunterte er mich zur Fertigkeit in der französischen Sprache; sie sei die diplomatische in der ganzen Welt, und wegen ihrer Flexibilität auch dazu vorzüglich geeignet. Wirklich spreche ich sie auch, weil sie biegsamer ist, fertiger als die deutsche; doch ist diese mir lieber".

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 9.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1843.

Charakterzüge und historische Fragmente aus dem Leben des Königs von Preufsen Friedrich Wilhelms III. Gesammelt nach eigenen Beobachtungen und selbst gemachten Erfahrungen und herausgegeben von R. Fr. Eylert.

(Schlufs.)

„Als mich Friedrich entliefs, sprach er: „„Nun Fritz, werde was Tüchtiges par Excellence. Es wartet Grofses auf dich. Ich bin am Ende meiner Carriere und mein Tagewerk ist bald absolvirt. Ich fürchte, nach meinem Tode wird's Pêle Mêle gehen. Ueberall liegen Gährungsstoffe, und leider nähren sie die regierenden Herren, vorzüglich in Frankreich, statt zu calmiren und exstirpiren. Die Massen fangen schon an, von unten auf zu drängen, und wenn dies zum Ausbruche kommt, ist der Teufel los. Ich fürchte, du wirst mal einen schweren, bösen Stand haben. Habilitire, rüste dich; sei firm; denk' an mich. Wache über unsere Ehre und unsern Ruhm. Begehe keine Ungerechtigkeit, dulde aber auch keine"". — „Unter solchen Aeufserungen war er in Sans-Souci bis zum Ausgange gekommen, wo der Obelisk steht. „„Sieh' ihn an, sprach er zu mir, schlank, aufstrebend und hoch, und doch fest im Sturm und Ungewitter. Die Pyramide spricht zu dir: Ma force est ma droiture. Der Culminationspunkt, die höchste Spitze überschauet und krönet das Ganze; aber trägt nicht, sondern wird getragen von Allem, was unter ihr liegt, vorzüglich vom unsichtbaren, tief untergebauten Fundament. Das tragende Fundament ist das Volk in seiner Einheit. Halte es stets mit ihm, dafs es dich liebe und dir vertraue; darin nur allein kannst du stark und glücklich sein""". Er mafs mich mit festem Blicke von der Fufssohle bis zum Scheitel, reichte mir die Hand, küfste mich und entliefs mich mit den Worten: „vergifs diese Stunde nicht"! Ich habe sie nicht vergessen und eben jetzt steht sie lebhaft vor meiner Seele".

Auch die Frage, ob Friedrich der Grofse irreligiös gewesen, bespricht der König. „Mit wahrem Aerger, sagt er, habe ich oft hören und vor Kurzem noch lesen müssen, dafs man ihn einen Heiden nannte, der keine Ahnung von der Göttlichkeit des Christenthums gehabt habe — — — wessen Leben war aber reicher an Früchten der Weisheit, der Tapferkeit, der Gerechtigkeit, der ernsten Pflichtliebe, als das Leben Friedrich's? Können solche Früchte wachsen und reifen in einem christlichen Lande ohne Einflufs des Christenthums? Man mufs nur nicht bei dem todten Buchstaben desselben stehen bleiben, sondern den lebendigen Geist desselben in sich aufnehmen".

Noch eines wichtigen Abschnittes in diesem Buche müssen wir gedenken; es ist die von dem Verf. durch seine eigene Ansicht von der sittlichen Nothwendigkeit des Sündenbekenntnisses eingeleitete reformatorische Abhandlung des Königs „Vom Amt der Schlüssel, oder der bindenden und lösenden Kraft der Kirche", bei deren mündlicher Discussion Hr. Dr. Eylert in würdigster Gesinnung als Vertreter der Kirche und der Gesammtbildung des Vaterlandes zugleich erscheint; seine Appellation an den unvergefslichen Minister von Altenstein, den Geistesverwandten von Zedlitz und von Münchhausen, erhöht seine Verdienste um Thron und Volk in jener dornigen Commission; Eylert und Altenstein waren eins (S. 361), dafs in dem Reiche freier Ideen sich nichts befehlen lasse, dafs ihren gewaltigen, die Zeit und ihre Genossen ergreifenden Strom man nicht ein- und abdämmen könne; wollte man es auf der einen Seite versuchen, so würde er auf der anderen um so gewaltiger durchbrechen; denn nach den ewigen Gesetzen der physischen und moralischen Welt erzeuge jeder Druck einen analogen Gegendruck".

Digitized by Google

Man kann nicht sagen, dafs der Verf. in seinem Werke egoistisch von sich spreche; er tritt nur selber auf, wenn es im Interesse des Gegenstandes nützlich ist, und immer wird er lebendiger und wärmer, wenn er Andere in ihrem Glanze zeigen und ihren Werth erheben, oder einen Tribut der dankbaren Huldigung an sie abtragen kann; seine Schilderung von des Generals v. Köckeritz funfzigjährigem Dienst-Jubelfeste ist das vollendetste historische Genrebild. Auch als Anwald ungebührlich geschmähter oder verkannter Todten erhebt er seine würdige Richterstimme.

Dem respectablen Stande der Bürger und Bauern im ganzen Lande (vorzüglich aber in seiner Heimath Mark) wendet er eine ganz besondere Achtung zu; die Zeit der Prüfung von 1806 wird scharf beleuchtet und in den Schuldigen ohne Scheu gestraft.

Unser Verf. verweilt gern mit geistlicher Salbung bei der Gelegenheit zu sittlichen und kirchlichen Betrachtungen; daher, aufser den mancherlei biographischen Skizzen, auch die erbaulichen Episoden durch das ganze Buch ziehen: Ueber Wahrhaftigkeit und Gleifsnerei, über christlichen Zartsinn, und wozu sonst Anlafs ist. S. 181 werden Stellen aus der bei der ersten Abendmahlsfeier des jetzigen Königs, am 13. Januar 1813, gehaltenen Predigt mitgetheilt; ebenso S. 127 das ganze, durch Gesang, Gebet und Predigt, in der Hofkirche zu Potsdam, den 24. Dezember 1818, in Beisein der verwittweten Kaiserin von Rufsland gefeierte Geburtsfest ihres Sohnes, des Kaisers Alexander. — Mit erschütternder Lebendigkeit ergiefst der Verf. sich ein anderes Mal über die Segnungen der Presbyterial-Synodalverfassung in seinem Heimathlande Westphalen und über die Schattenseiten der im Brandenburgischen herrschenden Regierungs-Consistorialverfassung, als welche letztere nothwendig kirchlichen Indifferentismus im Gefolge habe, während jene ein lebendiges Interesse wecke und nähre. — Die 1811 berufene liturgische Commission wird, als der officielle Anfangspunkt alles Dessen, was der König 1817 für die kirchliche Union und 1822 für die Agendensache that, nach Gebühr hervorgehoben.

Vielleicht wird der anekdotische Theil des Buchs einige Berichtigungen nöthig machen: Oberst v. Massenbach ist niemals (wie S. 247 steht) Oberst des ersten Garderegiments zu Fufs gewesen, auch seine übrige Geschichte erscheint hier nicht ganz genau; die Chiffre *v. P.* (S. 44) dürfte zu irrigen Vermuthungen Anlafs geben, da der Name des dort gemeinten Obersten mit einem anderen Buchstaben anfängt; doch sind das Kleinigkeiten, welche vor der naiven Freimüthigkeit, mit welcher die wesentlichen Gegenstände durch das ganze Buch besprochen und zur Anschauung gebracht sind, fast verschwinden.

Der S. 301 erwähnte Fürst, von welchem Friedrich der Grofse in seinem Briefe an Voltaire vom 29. Juni 1771 sagt, dafs er nicht an Gott geglaubt, aber, wenn er auf die Jagd ging und drei alten Weibern begegnete, umgekehrt sei, wird in den (Baseler) Oeuvres Posthumes T. 3 p. 26 „Le vieux prince d'Anhalt-Dessau" genannt, mit der näheren Bestimmung „que vous avez vû à Berlin" (nämlich 1740 und 1743): es ist also der berühmte Sieger von Kesselsdorf gemeint.

Die S. 244 gerühmte Erhaltung der Königlichen Domänen in der Grafschaft Mark, 1810, verdiente urkundlich documentirt zu werden; auch der Notiz, dafs unser König die erste Idee zur heiligen Allianz gegeben, wünschte man, für die historische Benutzung, einen genaueren Halt; und die Adresse der Grafschaft Mark an den König von 1807, als deren Verf. wir hier den Pfarrer Möller zu Elsei kennen lernen, ist so selten, dafs ein neuer Abdruck im zweiten Bande, welchem wir mit grofsem Verlangen entgegensehen, wohl zu wünschen wäre.

Preufs.

III.

Schelling's Vorlesungen in Berlin, Darstellung und Kritik der Hauptpuncte derselben, mit besonderer Beziehung auf das Verhältnifs zwischen Christenthum und Philosophie, von Dr. J. Frauenstädt. Berlin, 1842. *Verlag von Aug. Hirschwald.* 210 S. *Gr.* 8.

Die Zeit, in der wir gegenwärtig stehn, ist für die Philosophie eine Zeit der Anarchie. Ungebundenheit und Willkür ist die Losung. Was noch an die einst gewohnte Herrschaft erinnert, wird als dem Gemeinwohl gefährlich vernichtet, ja selbst die ganze Dynastenfamilie bis zu ihrem ersten Ursprung für unrecht-

Digitized by Google

mäfsig erklärt, und wie sie mit Gewalt und List zur Hoheit gelangt, erwiesen. Von den weiten Plänen, zu denen dies Herrschergeschlecht diejenigen begeisterte, die sich von ihm leiten liefsen, kehrt man zurück in die früheren Schranken, auf die alten Bahnen, zu den niedern Zwecken; hier und da wirft sich ein Häuptling auf, benutzt die zügellose Willkür, und beutet die Vergangenheit aus, ob sich aus ihrem Schatze nicht dies oder jenes Bruchstück der Menge mundgerecht und für ihre augenblicklichen Zwecke schicklich erweisen möchte. Ob es ihm gleich selbst an aller innern Haltung fehle, und er dies auch wohl an seinen bisherigen Versuchen unter andern Umständen in Erfahrung gebracht habe, gleichviel die Gelegenheit ist günstig, und das Publicum geduldig; ohne weitre Besonnenheit, ohne grofse Zurüstungen dringt unser Held in den innersten Ring der Metaphysik ein; er löst ohne viele Schwierigkeit das Grundproblem: ein paar Vorstellungen, die er von andern Philosophen entlehnt oder die ihm selbst entstanden, fafst er kühn zusammen, und nun ist sein Geschäft, das Publicum zu überreden, dafs seine Dissonanzen Harmonieen seien, und wie gar sehr sich alle Früheren verirrt.

Ein solcher Held ist Hr. Frauenstädt; seine schriftstellerische Productivität ist grofs, nur ist zu bewundern, dafs er nicht gleich in Einer Schrift die grofsen Aufgaben löst, die er sich stellt, sondern in jeder folgenden von Neuem anfängt. Nächstdem soll von ihm eine Kritik des Theismus und Pantheismus erscheinen, aber, da es nach seiner Ansicht bei der Beurtheilung der neuen Schellingschen Lehre hauptsächlich auf diesen Punct ankommt, so ist nicht abzusehn, warum die Untersuchung noch in ein anderes Buch verschleppt wird. Welche Ansichten übrigens der Hr. Vf. über diesen Punct habe, läfst sich aus der vorliegenden Schrift sattsam erkennen. Unser Held konnte den Augenblick nicht ungenutzt vorübergehn lassen, wo er die ganze Wucht seiner Denker-Kraft einen der bewährtesten Philosophen fühlen lassen durfte.

Ob nun Hr. Frauenstädt durch seine philosophischen Meinungen sich ein Recht begründet, die neue Philosophie Schellings zu kritisiren, ob seine Ansichten sich den Werth beilegen dürfen, sich zum Mafsstab und zum Richter über irgend ein philosophisches System aufzuwerfen — dies ist es, was wir untersuchen wollen.

Der erste Abschnitt des Werkes, überschrieben: „der Standpunct", behauptet „den Schlüssel zu enthalten zur richtigen Beurtheilung der neuen Schellingschen Lehre, insofern sie sich für Wissenschaft, für Philosophie ausgiebt" (S. 67); der dritte Abschnitt, der auf den zweiten, einen Auszug aus den Vorlesungen des Hrn. v. Schelling folgt, „kritische Anmerkungen" überschrieben, wendet das im ersten Abschnitt Gesagte auf die Beurtheilung einzelner Puncte in der Schellingschen Lehre an. Zweien Fragen namentlich hat in seiner ganzen Untersuchung der Hr. Verf. seine Aufmerksamkeit zugewendet, einmal, welche Stellung sich Philosophie und Religion einander gegenüber zu geben haben, und zweitens, wie der Streit des Pantheismus und Theismus zu lösen sei. Da aus der Beantwortung dieser letzten Frage sich das Wesen der Philosophie, wie der Hr. Verf. sich dasselbe vorstellt, so wie die Grenzen, die er ihr gibt, bestimmen lassen, so machen wir mit ihr den Anfang. An zwei Grundgebrechen, sagt der Hr. Verf., leidet alle falsche Philosophie; das eine bezeichnet er mit dem Namen der synthetischen Methode, d. i. „die Methode, aus Ideen oder Principien, die durch analytisches Denken, durch Auflösung des Wirklichen in seine Elemente, in der wirklichen, realen, concreten Welt gefunden worden sind, die Welt synthetisch entstehn zu lassen" (S. 19), da doch „die vom Verstand an den wirklichen Dingen unterschiedenen Principien nicht Urheber der Dinge, nicht wirkliche Principien" sind, „sondern vielmehr die concreten Dinge als Einheit der abstracten, für sich unselbstständigen Principien, das *Ursprüngliche*, und jene durch den Verstand abstrahirten Principien aus den concreten Dingen abgeleitet sind". „Alles Abstracte kommt vielmehr aus dem Concreten" (S. 20. 21). „Das andere Grundgebrechen ist die unkritische, bewufstlose, sich über ihre Zulässigkeit keine Rechenschaft ablegende Anwendung von Kategorien auf Gegenstände, auf die ihre Anwendung völlig unstatthaft ist, und die Ueberschreitung des Gebiets, auf welchem ihre Anwendung allein statthaft ist" (S. 23). Mit dieser doppelten Anklage scheint der Hr. Verf. alle bisherige Philosophie zu verurtheilen. Wir betrachten zunächst die erste Anklage. In dieser Hinsicht läfst

Digitized by Google

der Hr. Verf. einer wahren, strengen, ehrlichen Philosophie nur das Geschäft übrig, „die Wirklichkeit, wie sie ist, als ein *Seiendes*, das entgegengesetzte, zur Einheit und Harmonie zwar bestimmte, aber in der Wirklichkeit einander widerstrebende Principien in sich vereinigt, aufzufassen" (S. 23). Dies ist nun allerdings ein sehr wohlfeiles Räsonnement gegen alle Metaphysik, wie man es jetzt und zu allen Zeiten aller Orten hören konnte; aber eben, dafs man demjenigen, was die sinnliche Anschauung für ein Wirkliches, Ursprüngliches ausgiebt, keine Wirklichkeit zuschreiben konnte, gab der Metaphysik ihren Ursprung und verlieh ihr einen nothwendigen Platz in dem Kreise der Wissenschaften. Das Erste und Ursprüngliche ist freilich nicht das Abstracte oder das Allgemeine, vielmehr erkannte Aristoteles und Frühere schon unter andern Ausdrücken, dafs das Allgemeine (τὸ καθόλου) zu dem Bestimmten (τόδε τι) sich verhalte wie das nur der Anlage nach Seiende zum wirklich Seienden. Dies hinderte aber die Philosophen nicht, den *Begriff* (τὸ εἶδος, das τὸ τί ἦν εἶναι) als das Frühere zu setzen, nach dem nothwendig und ewig Seienden, nach den Principien des Seins schlechthin zu fragen, und nur dann glaubten sie erkannt zu haben, wenn sie die ἀρχάς, τὰ πρῶτα, τὰ ὑπάρχοντα καθ' αὑτό erkannt hatten. Die Krone aller Wissenschaften war ihnen die, die sich mit dem ἀΐδιον καὶ ἀκίνητον· καὶ χωριστόν beschäftigte. Jedenfalls wird, wenn es etwas an und für sich Nothwendiges gibt — und dies zu zeigen, ist Aufgabe der Metaphysik, — wird dieses der Grund und das Princip des Uebrigen sein, und wenn alles Werdende um eines Zweckes willen wird und seine Bewegung dahin einrichtet, so wird nichts Andres der Zweck und das Gute sein, als was das an und für sich Nothwendige ist. Die als Zweck wirkende Ursache aber wird wohl ein von dem Erscheinenden Trennbares und früher sein als alles Andre. Wenn es, wie der Herr Verfasser sagt, in der Wirklichkeit widerstrebende Principien gibt, die trotz aller scheinbaren Entgegensetzung doch zur Harmonie bestimmt sind, wer ist es denn, der sie zur Harmonie bestimmt, wer anders als der an und für sich seiende Zweck, der aber eben darum ein transcendentes, aller Erscheinung voraufgehendes, in der Wirklichkeit, wie sie der Verfasser bestimmt, nicht eingeschlossenes Princip ist. Und ferner, wodurch sind wir überhaupt berechtigt, von einer „wirklichen, realen, concreten Welt" zu sprechen, wenn wir nicht das Mannigfaltige der Anschauung, das Viele, das Einzelne, oder, wie man es sonst nenne, in eine Einheit gebunden haben; diese Einheit aber, wodurch kommt sie zu Stande, und wodurch erlangt sie objective Gültigkeit? durch die Kategorien. Wenn aber durch diese, so müssen sie, als die die Vielheit mit der Einheit verknüpfenden Begriffe, doch wohl dem Mannigfaltigen der Anschauung voraufgehn, und können nicht erst aus dieser herausgezogen sein. Steht doch auch nach Kant — und auf diesen beruft sich ja der Herr Verfasser immer — alle Synthesis, wodurch selbst Wahrnehmung möglich wird, unter den Kategorien, und da Erfahrung Erkenntnifs durch verknüpfte Wahrnehmungen ist, so sind die Kategorien Bedingungen der Möglichkeit der Erfahrung, und gelten also a priori auch von allen Gegenständen der Erfahrung (Kritik der reinen Vernunft S. 753 bei Rosenkranz). Ein Andres freilich ist — und diesen Unterschied hat der Herr Verfasser auch bei weitern Untersuchungen nicht beachtet — auf welchem Wege und in welcher Folge das der Anschauung Einheit Gebende und die Principien in unsrem Bewufstsein aufgehn, da scheinen sie das Zweite, das Abgeleitete zu sein; ein Andres ist, welches ihre an und für sich seiende Natur ist. Dies Letztere allein geht die Metaphysik an; übrigens hat unter den Stoikern Chrysipp schon den Unterschied scharf genug angegeben. Gegen diesen Angriff also hätten wir die Metaphysik mit leichter Mühe gerettet. Ob in der Anklage des Herrn Verfassers gegen die Erscheinungsseite und den Vortrag manches philosophischen Systems eine Berechtigung liegt, das gilt uns gleich, der gründliche Philosoph mufs nicht auf die zufällige Erscheinung sehn, sondern jedem System die ganze Stärke geben, die es von seinem Princip aus hat. Eine jede Metaphysik hat nach den Principien des Seienden gefragt, dafs einige der Form nach mehr mythisch, kosmogonisch verfahren sind, darf uns nicht weiter irren, und ist durchaus Nebensache.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 10.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1843.

Schelling's Vorlesungen in Berlin, Darstellung und Kritik der Hauptpuncte derselben, mit besonderer Beziehung auf das Verhältnifs zwischen Christenthum und Philosophie, von Dr. J. Frauenstädt.

(Fortsetzung.)

Wir gehn zur zweiten Anklage fort. „Das ganze bisherige Gottesbewufstsein der Menschheit, Religion wie Philosophie, ging in die beiden entgegengesetzten einander wie Süd und Nord fliehenden Richtungen des Theismus und Pantheismus aus einander" (S. 3. 4) und doch „verdanken sie beide ein und derselben gemeinschaftlichen Art des Irrthums, nämlich der falschen Anwendung einer Kategorie ihren Ursprung; der Grundirrthum des Pantheismus ist eine falsche Anwendung des Begriffs der *Substanz*, der Grundirrthum des Theismus eine falsche Anwendung des Begriffs der *Ursache*" (S. 33). Das gründlichste Mittel, die Philosophie von solchen Irrthümern zu heilen, findet nun Hr. Frauenstädt darin, dafs man die Genesis, die Entstehung der Begriffe erforsche. Denn auch sie hätten ihre Geschichte. Hier ist dem Hrn. Verf. ein Satz aus Herbart's Encyklopädie zu Hilfe gekommen. Hr. Feuerbach hatte ihn vorher überredet, dafs die Theologie Anthropologie sei (S. 13), dafs das wahre wissenschaftliche Verhältnifs zu den Religionen nur dasjenige sei, welches ihre *Genesis*, ihre psychologische Entstehung auf der Bildungs- und Entwicklungsstufe der Menschheit, von welcher aus sie sich erzeugten, erklärt (S. 16) und so hat der Hr. Verf. denn glücklich herausgebracht, dafs z. B. der Begriff der Offenbarung auf einer psychologischen Täuschung beruhe (S. 143); warum sollen denn nun nicht auch die Begriffe eine Genesis haben? Wenn nun der Hr. Vf. sich alsbald rüstet, die Genesis des Begriffs: Substanz aufzuzeigen (S. 35), so müssen wir ihn alsbald in den Weg treten mit der Erklärung, dafs von einer Genesis des Begriffs Substanz gar nicht die Rede sein kann, sondern dafs er *ursprünglich mit dem Denken zugleich ist.* Mit jeder Wendung, die der Hr. Vf. macht, um das Werden dieses Begriffs zu verdeutlichen, hat er denselben als einen ungewordenen schon vorausgesetzt. „Das Werden, die Veränderung der Dinge wird wahrgenommen, dies ist Factum, Gegenstand der Erfahrung. Aber der Mensch staunt nicht blofs, wie das Thier, sondern er — *denkt*". Nun also! Oder, wenn der Hr. Verf. von den *Eigenschaften* ausgeht, um zu der den vielen Eigenschaften zu Grunde liegenden Einheit fortzugehn. Warum geht der Mensch zu einer solchen Einheit fort, warum spricht er von Eigenschaften, ist da nicht immer der Begriff der Substanz vorausgesetzt? Der Hr. Verf. hätte vorsichtiger zu Werke gehn, und namentlich des Aristoteles Metaphysik vorher genau durchforschen sollen.

Die Begriffe sind durchaus nicht empirisch, d. h. nicht aus der Erfahrung erzeugt, obgleich die Untersuchung nicht ausgeschlossen werden darf, wie die Menschen zum Bewufstsein eines Begriffs gekommen seien. Der Begriff des Rechtes z. B. ist ein apriorischer Begriff, und gehört mit zur Möglichkeit des Geistes. Davon unterschieden aber ist das Bewufstsein über den Begriff; dieses ist nicht ursprünglich, sondern wird entwickelt, und ist verschieden nach Umständen und Persönlichkeiten, obgleich dadurch der Begriff selbst keiner Verschiedenheit unterliegt. Das Bewufstsein über den Begriff entwickelt sich nach psychologischen Gesetzen; die Begriffe in der Philosophie aber werden ihrer reinen Natur nach, wie sie an sich sind, betrachtet, nicht wie sie im Bewufstsein gebildet werden; denn das Ansich ist überhaupt das Maafs für das Bewufstsein darüber. Wie sehr aber mufs eine psychologische Genesis (die sogar, weil sie kein Ansich des Begriffs gelten läfst, die Bildung des-

Digitized by Google

selben dem Zufall überlassen mufs) der jetzt unter den Jüngeren so verbreiteten, unvorsichtigen Ansicht sich empfehlen, die ohne irgend ein Apriorisches, Substanzielles, Unbewegtes anzunehmen, Alles aus der Entwicklung, aus dem Werden erklären will? Die Begriffe, die Principien sind ewig, und ohne sie wäre weder Dasein noch Genesis.

Welche Absicht hatte aber der Hr. Verf., wenn er es unternahm, die Genesis des Begriffs Substanz, d. h. seine empirische Entstehung nachzuweisen? Er wollte die Anwendbarkeit des Begriffs Substanz auf das Gebiet einschränken, aus dessen denkender Betrachtung er ursprünglich entstanden, nämlich auf das in Einem Ding zugleich Existirende (Eigenschaften) und auf die an Einem Substrat auf einander folgenden Zustände. Der Begriff Substanz soll sich also nur beziehn auf Dinge und auf Veränderungen von Dingen. Der Pantheismus mit seinem Grundsatz: Es ist nur Eine Substanz, soll also darin irren, dafs er den Begriff Substanz auf Etwas anwendet, worauf er gar nicht anwendbar ist, nämlich auf eine Vielheit von *Dingen*, die theils coexistiren, theils succediren, statt auf eine Vielheit von coexistirenden *Eigenschaften* und succedirenden *Zuständen*. Denn die Erfahrung zeigt uns viele coexistirende *Dinge*, d. h. viele Substanzen. Aber ist denn dieser Schlufs stringent? Zu diesem Ende müfste doch erst bewiesen sein, dafs die sogenannte Genesis des Begriffs Substanz, die der Hr. Verf. gegeben, in der That abgeschlossen und vollendet sei, und alle Combinationen von Vorstellungen umfasse, aus denen der Begriff der Substanz hervorgehn könne; und dies möchte schwerlich gelingen, da eine psychologische Erklärungsweise, die jenen Begriff erst machen will, dem Zufall das Ergebnifs überlassen mufs. Vielmehr aber ist der Begriff der Substanz, da er ursprünglich mit dem Denken zugleich ist, von viel gröfserem Umfang, und fällt mit dem Seienden schlechthin zusammen; jene Bedeutungen des Begriffs, die der Hr. Verf. psychologisch abgeleitet hat, sind nur Erscheinungsweisen, in denen er hervortritt, nicht der ganze Reichthum seiner innern Natur. Er umfafst alles Erkennbare. Wenn nun von hier aus der Spinozismus mit seiner Allgewalt das Universum wieder in Besitz nehmen will, und seinen berühmten Satz, Alles was ist, ist entweder Substanz oder Bestimmung derselben, in den verschiedensten Wendungen ausspricht, wenn er Alles nur insofern als ein Wirkliches anerkennt, sofern es an jenem Substanziellen Theil hat, er bestimme dieses nun, wie er wolle: welche Instanz will ihm Hr. Frauenstädt entgegen halten? Doch nicht etwa die Erfahrung? So versuche er es einmal, da er doch immer wiederholt, der Pantheismus widerspreche der Erfahrung: er versuche es, aus der Erfahrung nachzuweisen, dafs eines von den existirenden Wesen kein Modus sei. Die Instanzen, die er bringt, hat Spinoza auch überdacht! Oder hat vielleicht Leibnitz mit seiner Monadenlehre, hat Herbart mit seiner ursprünglichen Vielheit des Realen den Spinozismus widerlegt? Dafs Leibnitz dem Spinoza nicht allzufern stand, haben gründliche Beurtheiler längst gesehn.

Und ist etwa unser Hr. Verf. dem Spinozismus entgangen? Wer dem Theismus folgendes Dilemma entgegenhalten kann: „entweder der Welt kein wesentliches substanzielles Sein, kein wahrhaftes, wesenhaftes *Ansich*-sein, kurz keine Realität zuzugestehn, oder die Realität Gottes aufzugeben" (S. 42), der wiederholt doch blofs das angeführte Axiom des Spinoza (omne quod est etc.). Ausdrücklich spricht der Hr. Verf. diesen Satz aus S. 44: „Alles Seiende ist entweder principielles, ursprüngliches, oder abgeleitetes, gesetztes, accidentelles Sein. Es gibt nur diese zwei Arten des Seins, von denen sich die zweite zur ersten, das secundäre zum primitiven Sein verhält, wie Nichtsein zum Sein". Der Hr. Verf. führt dann ausdrücklich das Wort des Spinoza an, und sagt, dies stehe a priori fest! Nun komme es aber auf die richtige Anwendung der beiden Kategorien des Seins an, dafs man nämlich nicht etwas zur zweiten Klasse des Seins rechne, was zur ersten gehört. Darüber aber kann einerseits nur Erfahrung, anderseits richtiges Denken entscheiden. Als Kriterium nun der Substanzialität eines Wesens gibt der Hr. Verf. die Selbstthätigkeit an, deren ein Wesen sich unmittelbar bewufst und inne wird (S. 49). Doch wenn Beharrlichkeit und numerische Identität als höchst unsichre Kriterien der Substanzialität von dem Hrn. Verf. verworfen werden (S. 46 unten), so zweifle ich auch, ob ein consequenter Spinozist dem Hrn. Verf. oder vielmehr der Kantischen Kritik das Kriterium der Selbstthätigkeit zugestehn wird, denn auch diese könnte er anders erklären, und Spinoza und Leibnitz haben sie in der That anders erklärt. Wie der Begriff der Substanz ein apriorischer

Digitized by Google

ist, so läfst sich auch der Beweis nur a priori führen, dafs die Substanz als eine Vielheit von Substanzen existire, und dafs eine Vielheit real und specifisch verschiedner Wesen nothwendig sei. Freilich der schwierigste unter allen Beweisen. Wird er aber nicht geführt, so ist keine Philosophie vor dem Spinozismus zu retten, und kann sich nur entweder mehr auf die Seite des Materialismus oder Idealismus werfen. Die letztre Seite ergriffen Spinoza selbst, Leibnitz, Schelling und Andre. Jede von der Erfahrung oder sonst einem ähnlichen Kriterium aufgezeigte Substanz, kann der Spinozismus wieder für ein modificatum erklären, die numerische Vielheit z. B. der Menschen ist ihm gleichgültig, er sieht in all diesen Vielen nur dasselbe Substantielle.

Doch gesetzt, wir hätten durch dies Kriterium eine Vielheit von Substanzen erkannt, und neben ihnen nach dem „Fundamental-Unterschied aller wahren Philosophie" (dieser Fundamental-Unterschied läfst S. 49 f. von Neuem das Gericht über den Theismus ergehn) Nicht-Seiendes, μὴ ὄν, sind wir dadurch dem Satze des Spinoza entflohn, durch den er eben mit eiserner Consequenz das ganze Universum umstrickt, denn dieser Satz ist es, mit dessen Zaubermacht ihm Unerhörtes gelingt. Doch etwas freiere Aussicht hat sich der Hr. Verf. errungen, einen Vortheil hat er davon; die Erklärung, die er von der Selbstthätigkeit gegeben, überhebt ihn einer prästabilirten Harmonie; er ist Gott und das Absolute zugleich los geworden. „Mag ich die Welt von einem persönlichen Gott oder aus dem Absoluten ableiten, immer leite ich sie doch ab, betrachte also die Vielheit und Gegensätzlichkeit der Weltwesen nicht als etwas Ursprüngliches, sondern als Product einer überweltlichen ursprünglichen Einheit, sei diese nun der persönliche Gott oder die absolute Substanz" (S. 53). „Alles Ableiten der Welt mufs aufhören. Die Ursprünglichkeit der Welt und ihres Lebens in Kampf und Sieg, in Entzweiung und Aufhebung derselben mufs anerkannt werden. Dann sind keine Theodiceen mehr nöthig" (S. 54). „Weder ist die Einheit, das Eine absolute Wesen, das Ursprüngliche, die Vielheit und Entzweiung dagegen das Abgeleitete, noch umgekehrt diese das Ursprüngliche und jene das Secundäre, Hinzukommende, sondern die Welt ist ewig dieses *in* der Einheit *entzweite* und *in* der Entzweiung einige Universum, und nur als solches lebendig. Die real Entzweiten sind *ideal*, *ansich*, ihrer Bestimmung nach eins, zusammengehörig. Die Einheit existirt daher als Trieb, die in der Wirklichkeit existirende Entzweiung aufzuheben" (S. 55). „Den Gegensatz nicht als seienden, als ursprünglichen Dualismus aufgefafst zu haben, ist der Grundirrthum der Hegel'schen Philosophie", — das Gegentheil also die grofsartige Erfindung des Hrn. Frauenstädt. Bisher hat sich die Philosophie die Mühe genommen, wo sie Entgegengesetztes fand, dasselbe auf ein Princip, worin die Gegensätze gebunden seien, zurückzuführen. Hr. Frauenstädt aber, der „die Philosophie wieder vom Himmel auf die Erde herunterzuholen" (S. 25) bestrebt ist, und der sich mit dem Stoff begnügt, „den die wirkliche, reelle, gegenwärtige Erfahrung bietet", bleibt bei dem Vorgefundnen stehn. Welche Arbeit, um nur wieder zum Vorgefundnen zurückzukommen! Nur sollte sich dann der Hr. Verf. hüten, von einer an sich seienden Einheit zu sprechen, oder ist das auch ein Theil von dem Stoff, den die reelle, wirkliche Erfahrung bietet?

Das allerrealste Wesen, der Inbegriff aller Realitäten, eine Grille, die sich auch Spinoza mit seinem Absoluten machte, ist geächtet. Denn Hr. Frauenstädt erklärt es für den widersprechendsten Begriff. „Denn zwar der Begriff an sich des allerrealsten Wesens ist nicht widersprechend: aber geht man mit ihm an die Erfahrung, was doch geschehn mufs, wenn der Begriff objective Gültigkeit erhalten soll, so findet man, dafs das allerrealste Wesen der Inbegriff aller Widersprüche ist, die die Welt wirklich und unleugbar darbietet" (S. 51. Dann kommt die Stelle aus Kants Kr. der r. V. S. 217. 224 Rosenkranz). Hiergegen Folgendes: Vorerst ist das allerrealste Wesen kein in der Erfahrung vorkommendes Wesen. Sodann heben sich Realitäten auch niemals in der Erfahrung auf, obwohl Kant es sagt; sondern nur Wirkungen heben sich auf, und Kant verwechselt den Gegensatz oder die Entgegenwirkung mit dem wesentlichen Gegensatz der Realitäten. In einem empirischen Einzelwesen können nie entgegengesetzte Realitäten enthalten sein, sie können sich also auch nicht aufheben. Ein und dasselbe Wesen kann z. B. in Einer und derselben Hinsicht nicht zugleich grofs und nicht-grofs, gefärbt und nichtgefärbt sein; denn wo sollte sonst überhaupt das logische Gesetz des Widerspruchs eine Anwendung finden?

Digitized by Google

Gott oder das allerrealste Wesen ist also nun hinwegdemonstrirt; wo sollte er auch eine Stelle finden, da sich die Philosophie nicht in transscendenten Regionen, sondern in dem reell Gegenwärtigen zu bewegen hat; „vom Daseienden geht sie aus und erhebt sich zur Gottheit des Daseienden" (S. 198; Hr. v. Schelling wird sich schwerlich diese Paraphrase seines Satzes gefallen lassen). Da erglänzt Denen, die im Dunkel lagen, ein neues Licht. Denn „nachdem der Mensch lange genug *aufser sich* war, — kommt er endlich — zu dem Bewufstsein, dafs er selbst, dafs *sein* Wesen, d. i. der *Geist* das höchste Wesen ist, und diesem allein die göttliche Ehre gebührt. Und darum ist das Christenthum die befreiende, erlösende, freimachende Religion. In der christlichen Religion wird nur darum Gott als Mensch angeschaut, weil der Mensch unbewufst sich als Gott anschaut" (S. 191). Denn es gibt in der Welt nichts Höheres, nichts Principielles, als jene Vielheit der Substanzen, die sich als solche durch ihre Selbstthätigkeit bekundeten. „Der Mensch fährt aus eigner Kraft in den Himmel, denn dieser Himmel ist der Geist, das Leben im Geist, und der Mensch kommt folglich, da der Geist sein eignes innerstes Wesen ist, vom Andern, vom Aufsersichsein nur wahrhaft *zu sich*, indem er in den Geist eintritt. Dies bewirkt aber alles der Geist selbst; dieser führt selbst den aufser sich gekommenen Menschen in sich zurück". Der Geist also ist der Zurückführende, er ist auch das Zurückzuführende, und er zugleich das Ziel, zu welchem zurückgeführt wird, das bewegende Princip. Wer vermag Solches zu verstehn? Der Geist ist das höchste Wesen; „a posteriori, vom Seienden anfangend, mufs man sich zu dem erheben, was das höchste Seiende ist; dann hat man den wirklichen Gott. Es handelt sich also in der Philosophie nicht darum, ob Gott *existirt*, sondern die philosophische Frage ist vielmehr: *welches* Existirende ist Gott, ist das *höchste* Wesen? Darauf wird aber jede wahre Philosophie antworten: der *Geist*". In dieser Lösung des Problems der Philosophie fällt nun der Widerspruch der Antinomien weg. „Der Geist, das Bewufstsein ist das Allumfassende. Alles was noch umfafst wird, ist nothwendig Object. Das Umfassende selbst ist Bewufstsein, ist Subject. Der Geist ist Subject-Object d. h. Wissen des Gegenstandes. Diese Natur des Bewufstseins treibt gleichermafsen zur Annahme der Endlichkeit, als der Unendlichkeit des Seienden. Das Seiende nämlich, sofern es *Object*, Gegenstand des Bewufstseins ist, ist nothwendig endlich, begrenzt, denn nur Begrenztes kann gewufst werden. Das Seiende aber als Subject, als Wissen, ist nothwendig unendlich. Die Welt ist dieses Beides" (S. 202. 203). Wer ist es, den bei solchen Worten nicht der Schwindel ergreift? Und der Trunkene will die Philosophie zur Nüchternheit ermahnen!

Wir sehen an den Wunden, die ihnen der Hr. Frauenstädt geschlagen, den Pantheismus wie den Theismus verbluten; das Dilemma, das er dem Theismus entgegenhält, haben wir bereits aus der Schrift mitgetheilt. Wie aber der Hr. Verf. die Stärke seines Beweises gegen den Pantheismus davon hernahm, dafs er in dieser Lehre eine falsche Anwendung des Begriffs Substanz nachwies, so ruht auf einem ähnlichen Nachweis des unberechtigten Gebrauchs des Begriffs Ursache die Niederlage, die er dem Theismus beibringt. Die Genesis des Begriffes Ursache überläfst er diesmal an Herbart, welcher sagt: der Causalbegriff werde erzeugt in einem nothwendigen Denken, dessen Nothwendigkeit in dem Gegebenen so vielmal *entstehe*, als vielmal in der Sinnenwelt die Form, Veränderung genannt, vorkommt. „Der Begriff der Ursache", so knüpft Hr. Frauenstädt an, „erstreckt sich nur auf Veränderungen, auf Werdendes, also nicht auf Seiendes. Wenn wir etwas werden, entstehn oder vergehn, also sich *verändern* sehn, so denken wir eine Ursache hinzu" (S. 40). „Kann man nicht beweisen, dafs die Welt geworden ist, wie will man beweisen, dafs sie Wirkung ist, die eine Ursache hat" (S. 41). A posteriori läfst sich aber ihr Gewordensein nicht nachweisen, und a priori ist sogar die Betrachtung ihrer als eines Gesetzten, Geschaffnen widersprechend. Denn die Substanz kann nicht geworden sein; der Theismus aber betrachtet die Welt als Realität; daher ist ihm das Dilemma entgegenzustellen: entweder die Realität Gottes oder der Welt aufzugeben u. s. f. Wie sich Hr. Frauenstädt aus dem Handel zieht, haben wir oben gesehn. Er beraubt Gott der Substantialität und verleiht sie seinen Monaden.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 11.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1843.

Schelling's Vorlesungen in Berlin, Darstellung und Kritik der Hauptpuncte derselben, mit besonderer Beziehung auf das Verhältnifs zwischen Christenthum und Philosophie, von Dr. J. Frauenstädt.

(Schlufs.)

Was wir nun auf diesen Angriff gegen den Theismus zu entgegnen haben, ist zuerst, dafs Hr. Frauenstädt das Wesen der Ursache nur sehr oberflächlich erforscht hat. (Wie oberflächlich und confus überhaupt seine Einsicht in die Natur der Kategorien ist, bekundet der letzte Absatz der Anmerkung auf S. 40; wir mögen den trüben Sumpf nicht aufrühren). Es gibt nämlich bekanntlich verschiedne Ursachen. Ursachen, die als Zweck wirken, können auch an und für sich Ursachen sein, nicht von einem Werden, sondern von einem Sein. Die Weltkörper, von denen doch bisjetzt weder gezeigt ist, dafs sie entstehn, noch auch, dafs sie vergehn, sind bewegt, und wir sagen, dafs die Ordnung, in der sie sich bewegen, von einem Princip abhange. Dies Princip nun ist nicht die Ursache von einem Werden, einem Entstehn, sondern Ursache eines Seins. So ist die Gerechtigkeit ein Princip, ein Zweckbegriff, nicht von dem werdenden Recht, sondern von dem seienden Recht, denn das Recht als solches wird nie, sondern was wird, das sind die Handlungen der Menschen, das sind die Staaten und andre sittliche Verhältnisse, die sich dem Rechtsbegriffe unterordnen. Nicht minder auch ist die Substanz oder das Wesen Ursache; denn alle Attribute der Substanz, auch die spinozischen, sind von der Substanz abhängig, haben den Grund ihres Seins nicht in sich: ob sie gleich ewig sind wie die Substanz, so kann man doch nicht sagen, dafs auf die Substanz in ihrem Verhältnifs zu den Attributen der Begriff der Ursache keine Anwendung finde. Hr. Frauenstädt hätte seinen Begriff von Ursache auf den Begriff der causa efficiens einschränken sollen: diese freilich findet nur bei materiellen Dingen Statt, die Mittel zum Zweck sind. Die causa efficiens gehört der Natur-Wissenschaft an, und ist Princip der empirischen Bewegung, und leidet darum freilich keine Anwendung auf Gott und göttliche Dinge. Die Metaphysik hat zu zeigen, wie Gott für die Welt die wirkende Zweckursache sei. Die Anklage des Hrn. Verfs. gegen den Theismus, dafs er unrechtmäfsig die Kategorie der Ursache auf Gott im Verhältnifs zur Welt, die er doch nie habe werden sehn, anwende, ist also durchaus ungegründet, und beruht auf seiner eignen Schwäche philosophischer Einsicht. Wenn er sich aber unmöglich von der Abhängigkeit der Welt überzeugen kann, so bedenke er: die Welt, was ist sie anders als die Summe der Erscheinungen, denn ohne die Erscheinungen ist die Welt ein leerer Name. Was sich aber von jedem einzelnen Theile der Welt sagen läfst, dafs er Erscheinung sei, das wird wohl auch von der Summe der Erscheinungen gelten. Und pocht der Hr. Verf. auf die Freiheit und Selbstthätigkeit seiner Monaden, so führe er den Beweis, dafs Handeln nach Gesetzen der Freiheit Statt finden könne ohne ein Princip, das von dem ganzen Context und der Zusammengehörigkeit alles in die Erfahrung Fallenden, von der Totalität der Welt unabhängig ist, das über allem Empirischen steht, doch aber in die Gesetze des Empirischen einwirken kann!

Wir können nach den bisher geführten Untersuchungen die Anklagen des Hrn. Vfs. gegen alle bisherige Philosophie für unbewiesen, seine Kritik des Pantheismus und Theismus für mifslungen, so wie seine eigne Lösung des Problems der Philosophie für unrichtig und den ersten Principien dieser Wissenschaft widersprechend erklären. Was soll uns auch eine bunte Blumenlese aus Kant, Leibnitz, Herbart, Hegel und sogar den Dualisten, wobei sich noch Hr. Frauenstädt

Digitized by Google

in Widersprüche verwickelt zwischen seinen eignen Schwindel erregenden Vorstellungen und den nüchternen, besonnenen Gedanken fremder Philosophen, die er billigt (z. B. in Ansehung seiner Vorstellung von der Welt als Ganzem)? Jetzt, wo man mit Ernst daran arbeiten mufs, der Philosophie durch einen Fortschritt aus der Stelle zu helfen, ist es Zeitverlust und erregt Verdrufs, wenn man sich mit unreifen Gedanken dem Publicum immer und immer wieder aufdrängt.

Noch einen Blick werfen wir auf die Art, wie der Hr. Vf. das Verhältnifs der Religion und Philosophie besprochen hat. Der Hr. Vf. hat über diesen Punct so oft schon Belehrung ertheilt, und kann auch in dieser Schrift nicht umhin, wo sich irgend eine Gelegenheit darbietet, seine Ansicht auseinander zu setzen, so dafs wir doch endlich darauf eingehn müssen. Was der Hr. Vf. unter Philosophie versteht, woran er ihr ihren Gegenstand anweist, und in welche Grenzen er ihr Thun einschliefst, haben wir gesehn. Gerade „die *Erfahrung* ist der Grenzpunct, wo sich Glauben und Wissen scheiden. Was nicht erfahren wird, oder werden kann, oder der Erfahrung widerspricht, kann zwar Gegenstand des Glaubens aber nicht der Wissenschaft sein" (S. 25). „Der Glaube ist nur subjective Gewifsheit — der Philosoph aber verlangt nach objectiver Gewifsheit, er unterscheidet also zwischen dem, was an und für sich wirklich und dem, was nur subjectives Product des Geistes oder Gemüthes ist" (S. 26). „In den Religionen richtet sich durchgehends die Theorie nach den praktischen Bedürfnissen, denn die Religionen sind eben weiter nichts, als aus den praktischen Bedürfnissen abgeleitete Theorien" (S. 7). Daher ist „in allen Religionen mehr oder weniger tiefe, erhabne Wahrheit mit crassem Irrthum und Aberglauben vermischt, hohe Weisheit und reine Sittlichkeit mit grofser Thorheit und Unlauterkeit. Das Christenthum selbst macht hiervon keine Ausnahme" (S. 12). Daher z. B. der schroffe Widerspruch zwischen der christlichen Moral und der Dogmatik dieser Religion. „Denn die Religionen tragen ganz das Gepräge der menschlichen Natur an sich, deren Erzeugnisse sie sind. Und vereinigt nicht auch die menschliche Natur jene Gegensätze in sich"? (Ebend.) So nun scheint gar kein Verhältnifs der Philosophie zur Religion möglich zu sein. Wohl aber nimmt der Hr. Vf. ein solches an, nämlich zwischen der wahren Philosophie (deren er sich besonders befleifsigt) und der wahren Religion, die nämlich sich auf ihre wahren Bedürfnisse beschränkt, und der praktischen Vernunft des gesunden, starken, normalen, wahrhaften Menschen nicht widerspricht. Findet z. B. die wahre Philosophie (des Hrn. Vfs., er sagt kosmopolitisch sogleich: die theoretische Vernunft), dafs aufser dem Universum nichts ist, dafs selbst die Transscendenz *in* der Welt, im *menschlichen Geiste* verwirklicht, und somit Einheit, Unendlichkeit, Allwissenheit u. s. f. *in* der Welt wirklich und gegenwärtig ist (S. 9), so wird sich die gesunde praktische Vernunft daran genügen lassen. Jene eingebildete Transscendenz war eine Folge ihres unnatürlichen Bedürfnisses. Dann sind wahre Religion und wahre Philosophie nur noch der Form nach unterschieden. In jenem tiefen Aufschlufs, dafs der Geist das höchste Wesen sei, „haben Philosophie und Religion den Punct gefunden, wo beide dem *Inhalt* nach völlig übereinstimmen. Der ganze Unterschied zwischen beiden ist nur *formell*, da er sich nur auf die Umkehrung des Satzes reducirt, in welchem jener tiefe Inhalt liegt. Anstatt nämlich zu sagen: das höchste Wesen ist ein *Geist*, sagt die Philosophie, das Prädikat zum Subjecte machend: der Geist ist das höchste Wesen" (S. 197). Dem Hrn. Vf. ist es somit gelungen, die Religion zu einem nachgiebigen Wachsgebilde zu machen, um alle möglichen Formen anzunehmen, die ihr die wahre Philosophie gibt, sie ist zum Schatten geworden, die der Spur des bald im Reich der Erfahrung, bald in hochmüthigen Träumen dahin taumelnden Denkens folgt, darum hat sich auch das Christenthum schon dem Dualismus des Hrn. Frauenstädt anbequemt: sein eigentlicher Kern und seine einzige Wahrheit ist die tiefe Erkenntnifs des Gegensatzes von Fleisch und Geist in der menschlichen Natur (S. 15 u. an and. Stellen). Fragt man nun, wozu überhaupt die Religion ist, und zwar was man bisher für Religion gehalten hat, nicht die purificirte des Hrn. Vfs., wenn nicht, um fortwährende Täuschungen des Menschengeschlechtes zu unterstützen, und unnatürliche Triebe desselben zu pflegen, fragt man, was denen übrig bleibt, die die grofse Einsicht des Hrn. Verfs. nicht gewonnen, und nicht mit der wahren Philosophie ihre Religion reinigen können, so antwortet der Hr. Vf.: „Es läfst sich nicht leugnen, dafs der religiöse Glaube nothwendig und tröstlich ist, nämlich für schwache kindliche Naturen, die noch nicht zum Bewufstsein

Digitized by Google

ihrer Freiheit und inwohnenden Kraft gekommen sind" (S. 27). „Freilich ist nicht jeder für Philosophie gemacht. Der Menge sind gewisse Irrthümer *nothwendig*, weil sie zu *schwach* ist, die Wahrheit zu ertragen" (S. 30). „Die christliche Religion ist eine Religion der kindlichen, schwachen Menschheit, die noch nicht fest und stark auf ihren eignen Füfsen steht" (S. 31). Soll sich in diesen Worten vielleicht die Tugend der Selbstverleugnung kund geben, die der Hr. Verf. als die Kardinaltugend des Christenthums erhebt? Wir glauben, dafs diese Ansichten des Hrn. Frauenstädt, die wir hier zusammengestellt haben, keiner wissenschaftlichen Widerlegung würdig sind, da gegen eine solche Herabwürdigung der Religion sich jedes moralische Gefühl auflehnt. Mit ihren Consequenzen zusammengedacht, fallen sie in sich selbst zusammen. Nur Ein Wort über die gesammte Geistesrichtung, welche das von dem Hrn. Verf. ausgesprochene Urtheil über die Religion und ihr Verhältnifs zur Philosophie unter fortwährender Berufung auf die (blinde) Autorität des (empirischen, ungebildeten) Selbstbewufstseins wiederholt, und an diesem Felsen alle religiösen Vorstellungen scheitern läfst. Ihre Philosophie ist nichts weiter als das unmittelbare Selbstbewufstsein und dessen Orakel, ist der für alles Höhere verschlofsne Sensualismus. Insgemein widerfährt ihnen die Verwechslung des Ursprünglichen und des Abgeleiteten, wie sie in jeder Beziehung die vernünftige Ordnung gewaltsam umkehren. Sie bedenken nicht, dafs wie die Geschichte erweist, und wie es die Natur der Sache mit sich bringt, die Religion das substanzielle Leben des Geistes, das Princip aller verschiednen Formen ist, in der er sich ausspricht. Die Religion ist nicht eine Form neben Formen, sondern sie ist der Lebensgrund aller Erscheinungsformen des Geistes, des Staates, der Kunst, der Philosophie u. s. f. Sie kann nicht erzeugt werden, etwa von der Philosophie, sondern diese erst ist durch sie begründet. Alle Aufgabe der Philosophie erwächst dem Menschen nur aus seiner sittlichen und religiösen Aufgabe, denn des Menschen wesentlicher Zweck ist im Praktischen zu suchen: wenn gleich die Wissenschaft sich nicht allein in diesem Gebiete hält; sie erforscht auch die Bedingungen, den Schauplatz, auf welchem die wesentliche Bestimmung des Menschen sich vollzieht, das Verhältnifs desselben zu den übrigen Weltwesen, sie fragt, wie die eigenthümliche Bestimmtheit, die den Charakter alles menschlichen Handelns ausmacht, möglich sei bei der Causalität der Natur, sie steigt von den specifischen Unterschieden der Wesen und ihren eigenthümlichen Gesetzen zu dem obersten Gesetz auf, das Freiheit und Nothwendigkeit selbst verknüpft u. s. f. Aber so sehr diese Aufgaben in die Breite sich ergiefsen, so gehn sie doch alle zurück auf jenen Endzweck des geistigen Lebens, um dessentwillen überhaupt alle Forschung ist. Die Philosophie geht auf das Begreifen und das Warum, sie will erklären, und da mufs sie zu einem weiteren Zusammenhang übergehn, als derjenige ist, in welchem wir uns zunächst als handelnde treffen. Das Gesetz des sittlichen und religiösen Lebens ist über aller Sophistik erhaben, und von keinem philosophischen Princip angreifbar, bestimmt es eines jeden Menschen Thun und Glauben; es ist das Princip des geistigen Lebens selbst, aus welchem alle Thätigkeiten desselben nur wie abgeleitete Quellen fliefsen: in seinem unveräufserlichen Werthe schreitet es durch die Menschenalter hindurch: wie könnte es von einer Philosophie Erhöhung oder Erniedrigung erfahren? Lebt es nicht in allen Menschen, ist es nicht selbst mächtig in dir, der du es theoretisch zu verleugnen suchst? Es ist die Macht, die alle unvollkommenen Lebensformen des Geistes auflöst, um vollkommnere hervorzubringen, die Macht, welche neue Formen der Staatsverfassung und anderer sittlicher Institute erzeugt, die in einem höheren Mafse die Aufgabe des sittlichen Lebens für grofse Gesammtheiten lösen, die Macht, welche neue Systeme der Philosophie hervortreibt, die immer klarer zu dem Problem desselben und seiner Lösung vordringen. Die Sittlichkeit oder Religion zu machen, ihr Princip zu erschaffen, kann daher nie der Philosophie einfallen, sondern nur wie das Mannigfaltige verknüpft sei mit dem Princip, und dafs es ihm verknüpft sei, und wie es selbst in seiner Reinheit sich ausspreche, wie es den gesammten Kreis der von ihm abhängigen Erscheinungsformen beherrsche, das zu sagen, kann die Aufgabe der Philosophie für das Gebiet der Religion und Sittlichkeit sein; gefunden ist es längst, denn es selbst offenbart sich unsrem Innern und überzeugt uns, dafs wir nur um seinetwillen sind. Wer nun die innerste Substanz des geistigen Lebens antastet, wer sie in die Endlichkeit menschlicher Schick-

Digitized by Google

sale und Entwicklung hineinzieht, was bleibt ihm als ein Festes und Unerschütterliches noch stehn? Zerstört er nicht muthwillig den Grund, ohne den jede geistige Lebensform haltlos zusammensinkt? Jegliche Philosophie aber, die sich nicht muthwillig der Wurzel des geistigen Lebens entfremdet, die das Gesetz desselben vielmehr als ihr eigen Gesetz erkennt, als die Leuchte auf ihren Wegen, um alles Dunkle ins Licht zu setzen, wird der Lösung ihres Problems um so näher kommen, je mehr sie den Reichthum jener Substanz des geistigen Lebens entfaltet, und alles Daseiende mit jenem letzten und höchsten Zweck in Beziehung setzt.

Die Theologie, die jenen heiligen Altar im innersten Heiligthum zu behüten, und zu dem höchsten Zweck alles geistigen Lebens den unmittelbaren Zugang, das innigste Verhältnifs hat, darf sich nicht allen Stürmen auf dem philosophischen Gebiete preisgeben; sie hat auch nicht Veranlassung dazu, da sie weder Inhalt noch Princip desselben von der Philosophie überliefert erhält. Die Dogmatik hat ihr eignes, aus dem Wesen der Religion fliefsendes, oder vielmehr deren innerste Lebensfülle und Lebenskraft selbst ausmachendes Princip, von welchem aus und auf welches hin der gesammte Inhalt der Religion geht: so dafs es Aufgabe der Dogmatik nur ist, die Totalität des Inhalts der Religion in der Beziehung auf jenes Princip wissenschaftlich zu entwickeln. Jenes Princip mufs ihr durchaus ein gewisses sein, es kann ihr nicht von einer andern Seite her gegeben, erzeugt, construirt werden; eben so wenig kann die Philosophie ihr dasselbe entreissen, denn die Dogmatik könnte jedem Angriff gegenüber ihr Princip wenigstens negativ beweisen. In das metaphysische Gebiet darf sich die Theologie nie verirren, und darf auch keinen Beweis, keinen Satz aus ihm entlehnen, sonst könnte ihr in Kurzem Alles verloren gehn. Der Kreis, auf den die Religion beschränkt ist, und den die Theologie daher sorglich zu hüten hat, ist das praktische Leben, und in ihm ist die Religion die höchste Befreiung, die erst allen speciellen, sittlichen Lebenskreisen eine Einheit, und über alle Bedingtheiten hinaus eine Erhebung zum Unbedingten gibt; in diesem Kreise hält sich die Dogmatik, sie liefert keinen Beweis für das Dasein Gottes, für seine Eigenschaften u. s. f. wie die Metaphysik, sondern sie schliefst durch einen negativen Beweis aus der Thatsache, ohne die es überhaupt keine Religion gibt. Wie hat die metaphysische Theologie bisher den historischen Christus bewiesen, und wie hat eine ähnliche denselben gestürzt! Kraft ihrer Selbständigkeit kann die Theologie ruhig jenen Kämpfen und Stürmen auf dem philosophischen Gebiet zusehn, wenn sie nur rüstig in ihrer eignen Aufgabe fortschreitet; es wird auch für die Philosophie der Tag kommen, da über die Spötter wird Gericht gehalten werden!

In die beurtheilenden Anmerkungen über die neue Schelling'sche Lehre einzugehn, sind wir durch das Bisherige überhoben. Hr. Frauenstädt hat in ihnen nur die Gelegenheit gesucht, seine Ansichten, die wir nun hinlänglich kennen, auszuführen; in keinem Puncte des Angriffs auf Hrn. v. Schelling können wir ihm beistimmen; über solche Beurtheilung ist der gefeierte Denker erhaben, und er würde uns selbst nicht Dank wissen, wenn wir Geschosse von ihm abwehren wollten, die ihn gar nicht treffen, so wenig wie sie irgend eine Philosophie treffen. Einen Punct der Untersuchung, der zu den interessantesten gehört bei der Besprechung der neuen Schelling'schen Lehre, wie sich diese nämlich zu seiner frühern Philosophie stellt, und aus ihr hervorkeimt, hat Hr. Frauenstädt ganz übergangen. Es gehörte dazu freilich einiges Talent, und philosophische Einsicht, so wie genaue Kenntnifs der Schriften Schellings; ohne diese Untersuchung wenigstens als Vorarbeit vorgenommen zu haben, mufste die Darstellung der Grundzüge der negativen Philosophie nothwendig mifslingen, wie dies in der Schrift des Hrn. Frauenstädt, so gut wie in andern Darstellungen der Fall ist; die positive Philosophie und das Weitere ist bei Hrn. Frauenstädt ohne erhebliche Mifsverständnisse auszugsweise wiedergegeben.

A. Schmidt.

Digitized by Google

№ 12.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1843.

IV.

Q. Curtii Rufi de gestis Alexandri Magni regis Macedonum libri qui supersunt octo. Mit kritischen und exegetischen Anmerkungen, besonders zum Schulgebrauch, herausgegeben von Julius Mützell. 2 Thle. Berlin, 1841. *Verlag von Duncker und Humblot.*

Seit dem Erscheinen der Zumptischen Ausgabe des *Curtius* i. J. 1826 ist nichts von Bedeutung über diesen lateinischen Autor an das Licht getreten. Die Veranlassung hierzu hat ohne Zweifel der Hr. Prof. Zumpt selbst gegeben; denn nachdem er in der Praefatio seiner Ausgabe die bedeutenden neuen handschriftlichen Hülfsmittel erwähnt, welche ihm zu erwerben gelungen war, und gleich darauf (p. XIX) geäufsert hatte: *commentarium conscripsi*, in quo de singulis locis accuratius agerem, codicum mss. et veterum editionum scripturas recenserem, quid verum, quid falsum esset ex sermonis Latini rerumque ipsarum natura dijudicarem, locorum denique gravioris remedii indigentium emendandi vias et ab aliis initas et a me ipso inventas proponerem: so mochte wohl ein jeder Bedenken tragen, Mühe und Scharfsinn auf einen Autor zu verwenden, für den durch einen der ausgezeichnetsten Kenner lateinischer Literatur schon ausreichend gesorgt war, sofern es Letzterem nur gefiele, was er schon geschrieben, noch einmal zu überarbeiten und, wie er selbst sagt, forensi quasi veste inducere. Was daher in den letzten 16 Jahren für Curtius geschehen ist, war nur Vereinzeltes und für das Bedürfnifs der Schule berechnet; zu der letzteren Kategorie will nach der Angabe des Titels auch die Ausgabe von Mützell vorzugsweise gerechnet sein, obgleich wir ihr diesen Platz nicht anweisen mögen, sondern ihr eine überwiegend wissenschaftliche Bedeutung einräumen, von welchem Gesichtspuncte allein aus wir sie auch hier anzeigen.

Neue kritische Hülfsmittel standen dem Hrn. Herausgeber nicht zu Gebote, er mufste sich daher auf sorgfältige Prüfung und Benutzung der vorhandenen gedruckten beschränken. Als Text legte er deshalb seiner Ausgabe die Recension von Zumpt zum Grunde in der Art, dafs, abgesehen von Orthographie und Interpunction, nur diejenigen Stellen eine Aenderung erfahren haben, in denen eine solche durchaus unerläfslich schien. Zumpt's ungedruckten kritischen Apparat und Commentar lernte Hr. M. nicht kennen, daher blieb ihm nur übrig, aus dem bereits gedruckten, im Allgemeinen allerdings sehr unzuverläfsigen und unzureichenden, Apparat auf die Zumptische Kritik und die derselben zum Grunde liegenden Hülfsmittel zu schliefsen. Er kam dabei zu folgenden Ergebnissen (p. XII): dafs Cod. Danielianus und Bongarsianus 2. nicht, wie Freinsheim und Zumpt besorgten, identisch seien; dafs (p. XXIII) Walch in seiner bekannten Recension der Zumptischen Ausgabe mit besondrer Beziehung auf das 3te Buch eine nicht unbedeutende Anzahl von Stellen bezeichnet habe, in denen das Verfahren von Zumpt nicht probehaltig ist; dafs hingegen der Vorwurf der Inconsequenz, den Walch und Orelli gegen Zumpt erheben, nicht gerecht sei (p. XXIV). Ferner meint er (p. XXVI) die von Z. angenommene Classification der Handschriften, so weit er sie nach dem bisherigen Apparat zu prüfen im Stande war, keinesweges unbedingt billigen zu können, namentlich scheint ihm durchaus unerweislich, dafs die interpolirten Handschriften eine so compacte Masse bilden als Z. behauptet. Auch bezweifelt er, dafs die von Z. entwickelte Vermuthung über die Entstehung der 2ten Klasse von Handschriften aus einem einzigen, von einem Grammatiker des 14ten oder 15ten Jahrhunderts interpolirten, Exemplare Haltbarkeit habe,

Digitized by Google

vielmehr stellt er die Ansicht von einer ganz allmählichen in langer Entwicklung fortschreitenden Zersetzung und Umwandlung der Handschriften auf. Zur Unterstützung dieser Ansicht zieht er die vom Bischof Phil. Gualterus um 1250 verfafste Alexandreis heran, in welcher der gröfste Theil des Stoffes aus Curtius entnommen sei und zwar in der Art, dafs selbst viele Phrasen und Worte desselben in das Gedicht übertragen worden. Aus Letzterem zieht er (p. XXXIII) den Schlufs, dafs schon zu Gualters Zeiten die Textesgestaltung des Curtius im Ganzen und Grofsen genommen nicht wesentlich von derjenigen verschieden gewesen sei, die in unsern älteren und jüngeren Handschriften vorliegt, und dafs im Besonderen Zumpts Vermuthung, der Text der interpolirten Handschriften scheine im vierzehnten oder funfzehnten Jahrhundert gebildet zu sein, gar keine Wahrscheinlichkeit habe.

Hiergegen möge nun der gelehrte Hr. Professor sich selbst vertheidigen. Wir würden es versuchen, wenn er nicht selbst die hierzu allein geeigneten Waffen in seinem Schranke verschlossen hielte, und wir wünschen nur, dafs er durch diesen entschiedenen Angriff auf seine Kritik endlich sich bewogen fühle, seine den Freunden lateinischer Literatur gemachte Verheifsung zu erfüllen. Indefs da Hr. M. nicht bei diesem allgemeinen Zweifel an der Probehaltigkeit der Zumptischen Kritik stehen bleibt, sondern auch in den kritischen Theilen seines Commentars Zumpt häufig bei der Constituirung seines Textes einen Mangel an handschriftlichen Autoritäten Schuld gibt, so ist es unsere Pflicht, unsern gelehrten Freund von diesem Vorwurf zu befreien, nachdem er uns eine Einsicht in seinen handschriftlichen Apparat gestattet hat, damit das gelehrte Publicum in der Ueberzeugung von der diplomatischen Treue der Zumptischen Texteskritik nicht wankend werde. Wir wählen hierzu sofort das 3te Buch. Hr. M. nimmt 3, 1, 8 *ipsis* wieder in den Text anstatt *ipse* bei Z., mit der Bemerkung, „hiernach hat die Aenderung nur eine geringe Autorität", allein von den 9 durch Z. verglichenen Florentiner Handschriften (vergl. Praef. XIX. XX. zur Ausgabe von 1826) haben *ipse* 34. 33. 32. 31. 30. 29. 28 und die Editio princeps des Vindelinus Spirensis. Das Uebrige wollen wir zur leichteren Uebersicht kurz neben einander stellen:

M.	Z.
1, 17. serie vinculorum ita astricta. *Erat* hat keine sichere Autorität.	series vinculorum ita astricta erat. *Erat* in 391. 33. 30 superscr. al. manu.
1, 18. nequaquam. Z. hat zwar dafür nach Mod. F. Bong. Leid. Voss. 1. bei Or. p. 53 *nequicquam* geschrieben.	nequicquam in 391. 31. 30. 28.
3, 10. puniceis. Dafür gab Z. *punicis* nach Mer. D. B. 2. Pall. o. Leid. *Puniceis* — wird von Walch entschieden vorgezogen. Mit Recht, da das rein dichterische *punicus* durch die Autorität jener Handschriften keineswegs gesichert erscheint.	punicis in 391. 34. 33. 32. 30. 29. Spir.
3, 16. alterum Nini, alterum Beli gerebat effigiem. Hinter *Beli* hat Z. fortgelassen, *gerebat effigiem* nur nach D. Leid. A. C. bei Or. p. 54. Pal. 2.	gerebat effigiem fehlt in 391. 34. 30 (al. m. in marg. adjecit) 29.
6, 19. paulum st. paululum nach Mod. Leid. Voss. 1. Allerdings scheint es, als hätte das schwächere *paululum* hier sich eben so gut in den Zusammenhang geschickt als 7, 30 (7) 15, wo Z. *paulum*, obwohl noch gröfsere Autorität dafür spricht, nicht aufzunehmen gewagt hat.	paulum in 391. 34. 28.
	7, 7. 15 paululum in 35. 391. 34. 33. 31. 30.
7, 13. tentavit. *Temptare* hat Z. nach Leid. Voss. 1. durchgehends geschrieben.	temptavit in 391. 34. Spir.
8, 25. incesserat. Dazu bemerkt Z.: non est hoc verbum in codd. mss. Doch ist das Fehlen desselben ausdrücklich nur aus Bong. Leid. Voss. 1. 2. Parr. angemerkt.	incesserat fehlt in 391. 34. 33. 32. 31. 29. 28. Ist also nur in 30 vorhanden, denn 35 fängt erst später an.
11, 11. ad hoc. Z. gab dafür *ad hoc ipsum*, so viel bekannt nur nach Modius.	ad hoc ipsum in 35. 391. 34. 33. 32. 31. 30. 29. 28, also in allen Florentinern.
11, 24. averterant. Die Vulg. *converterant*, welche aus Mer. Ald. herstammt, scheint eben so wenig, wie *verterant*, was Z. gegeben hat, irgend handschriftlich begründet zu sein.	averterant 35. 391. 34. adverterant 33. 32. 31. 30. 29. 28. Die Leseart *verterant* ist nur ein Druckfehler bei Z.
12, 10. procedere. Wenn Z. sagt, dafs die codd. nur *producere* oder *perducere* hätten, so steht damit sowohl die Angabe Freinsh. als die Heumanns Parerg. cr. p. 173. in Widerspruch.	producere 35. 391. 34. 33. 32. perducere 31. 29. 28. prodire Spir.
12, 19. Sic vicisset — sic abstinuisset. Was Z. gegeben, ist Conj. von Scheffer; Freinsh. hatte *si* getilgt. Da indessen bei Snak. nur die Variante *si vic.* angegeben wird, nicht aber *si* vor *abstinuisset* u. s. w., so scheint Freinsh. Ansicht den Vorzug zu verdienen.	si vicisset — si abstinuisset haben alle Florentiner.

Digitized by Google

M.	Z.
12, 21. vincerentur. Z. hatte mit Modius aus dem einzigen cod. Colon. *vinceret* geschrieben; aus allen übrigen ist zu der Vulgata keine Variante angemerkt, aufser *convinceretur* aus cod. Sigeb.	vinceset in 33 28; vincerent 31. convinceret 30.
12, 26. tunc primum. Z. hatte aus Mod. allein *tum primum* geschrieben.	tum primum in 35. 391. 34. 33. 32. 31. 29. 28; in marg. adjecit ead. manu 30.

Wir glauben nach diesen Mittheilungen hinlänglich gezeigt zu haben, dafs die Aenderungen und Lesarten des Zumptischen Textes handschriftlich vollkommen begründet sind, wir können indefs es Hrn. Mützell nicht ganz verargen, dafs er nach sechszehnjährigem vergeblichen Warten auf die diplomatischen Begründungen jenes, endlich an die Bedeutung der neu verglichenen Handschriften für die Kritik des Curtius zu zweifeln anfing, und wir müssen anerkennen, dafs er hierbei, wie in seiner ganzen Ausgabe, mit Umsicht, Sorgfalt und Sachkenntnifs verfahren ist, wenn auch seine Versuche, den Text nach den alten kritischen Hülfsmitteln oder durch Conjecturen neu zu constituiren, von geringer Bedeutung für die Kritik des Curtius bleiben müssen, sobald die gröfsere Ausgabe von Z. erscheinen wird.

Das Hauptverdienst des Hrn. Herausgebers besteht in den Aufklärungen, welche er über die von Curtius erwähnten und zum Theil beschriebenen Oertlichkeiten aus neueren Reisebeschreibungen und Berichten verbreitet hat. Hierdurch gewinnt der oft rhetorischer Ausschmückungen und Uebertreibungen bezüchtigte Autor bedeutend an Glaubwürdigkeit; man gewinnt immer mehr die Ueberzeugung, dafs seiner Lebensbeschreibung Alexanders zuverlässige Quellen zum Grunde liegen und wir durch ihn nicht nur eine anziehende, durch ihre frischen und lebhaften Farben imponirende, sondern auch wohlbegründete Darstellung der Züge und Thaten des gröfsten Helden der alten Geschichte erhalten haben. Bei der Mittheilung der Parallelstellen aus den neueren Quellen hat Hr. M. es sich indefs etwas zu bequem gemacht, indem er seine, oft etwas zu ausgedehnten, Auszüge aus englischen und französischen Werken in ihrer ursprünglichen Fassung mittheilt. Denn, wenn gleich dieselben hierdurch in ihrer Eigenthümlichkeit am sichersten erhalten werden, und wenn man auch gegenwärtig im Allgemeinen bei den Philologen das Verständnifs französischer und englischer Werke voraussetzen darf: so ist doch anzunehmen, dafs Hr. M. die von ihm zum Vergleiche herangezogenen Stellen am schärfsten und treffendsten in der Muttersprache wiederzugeben im Stande sein möchte, da er durch sein specielles Studium sich mit denselben am vertrautesten gemacht hat; und was sollten gar Schüler, für die er doch seine Ausgabe auch bestimmt hat, damit anfangen? In einem lateinisch geschriebenen Commentar würde schon das ästhetische Gefühl an solchem Sprachengemisch Anstofs nehmen. Aufserdem wäre auch häufig die ausführliche Mittheilung eines oder des andern Citates hinreichend gewesen, zumal wo es, wie IV, 7. bei der Beschreibung der Oase des Jupiter Ammon, nur auf Bestätigung, nicht auf Widerlegung oder Berichtigung des Curtius ankam; auf die übrigen verglichenen Schriften brauchte dann nur hingewiesen zu werden, da bei der Sorgfalt, mit welcher Hr. M. gearbeitet hat, Niemand an der Zuverlässigkeit seiner Citate gezweifelt haben würde. Eher finden wir die erwähnte Ausführlichkeit angemessen, wo Hr. M. darauf eine weitere Untersuchung begründet, wie zu III, 8, 13, Forte eadem nocte et Alexander ad fauces, quibus Syria aditur, et Dareus ad eum locum, quem Amanicas Pylas vocant, pervenit. Hr. M. nimmt an, dafs es wohl keiner Frage unterworfen sei, dafs der *Pafs von Bailan* als derjenige Punct festzuhalten sei, auf den die Bewegung Alexanders gerichtet war, und dafs höchst wahrscheinlich Darius durch den *Pafs bei Marasch* in Cilicien eingedrungen sei.

In der historischen Kritik hatte Hr. M. an *Frid. Schmieder* einen tüchtigen und kühnen Vorgänger, der, nicht befangen von der üblichen Vorliebe der Herausgeber für ihre Autoren, seinem Curtius häufig wacker zu Leibe geht, wo die historische Darstellung ihm an Widersprüchen oder Unwahrscheinlichkeiten zu leiden scheint. Hr. M. ist indefs zu befreundet mit seinem Autor, als dafs er dessen Schwächen rücksichtslos aufdecken möchte; er beschönigt oder verschweigt sie lieber, oder deutet höchstens den Weg an, der Andere zu ihrer Enthüllung führen könnte. Dies tritt am deutlichsten hervor in der unter allen Beschreibungen des Curtius am meisten an inneren Unwahrscheinlichkeiten oder Mifsverständnissen leidenden von der Belagerung Gazas und der grausamen Behandlung ihres tapfern Vertheidigers Betis (IV, 6). Schmieder hebt alle seine Bedenken bestimmt hervor: §. 7. de *modico praesidio* vide ad §. 30.: §. 10. muros corona circumdari; §. 11. illita erat turris bitumine ac sulphure: §. 21. aggerem, quo moenium altitudinem aequaret, exstruxit, und zum Schlufs die grausame Behandlung des heldenmüthigen Betis mit dem eines Caracalla mehr als eines Alexander würdigen Zusatze: gloriante rege, Achillen, a quo genus ipse deduceret, imitatum se esse poena in hostem capienda. M. deutet nur §. 7. bei *modico praesidio* auf §. 30. ceciderunt Persarum Arabumque decem milia hin, ob zur Bestätigung oder zur Widerlegung, ersieht man nicht. Zu §. 10. bemerkt er: „Man pflegte einen festen Platz mit einer Truppenlinie zu umgeben, entweder wenn man der Ansicht war, dafs derselbe ohne Anwendung von Maschinen schnell zu erobern wäre, oder wenn man eine geordnete, regelmäfsige Belagerung vorbereitete, vorläufig aber die Stadt von den Umgebungen abschliefsen wollte". Allein sowohl in den von M. aus Curtius citirten Stellen, als auch in den von uns zu diesem Zwecke aus Livius verglichenen, ist immer von einem augenblicklichen allgemeinen Angriffe (23, 44 oppidum corona circumdedit, ut simul ab omni parte moenia aggrederetur) auf die Mauern, gewöhnlich durch Leitererersteigung, die Rede

Digitized by Google

(cf. Liv. 10, 43. 24, 2. 34, 38. 37, 4. 43, 18.); eben so Tac. Hist. 3, 27. und an allen übrigen Stellen, so viel wir uns erinnern. Zu §. 11. bemerkt M. „die Angabe ist unbegreiflich", und sucht in Raders Conjectur *alumine* Abhülfe, oder auch in der Vermuthung, dafs die Thürme zum Schutz gegen Brandstiftung mit Eisenblech beschlagen waren, und dafs man diesem der gröfseren Sicherheit halber noch einen Ueberzug von bitumen gegeben habe. Zu §. 21, wo Schmieder zu §. 10. mit Recht sagt: „Curtius vero, scilicet urbem in colle sitam ignorans, secundo loco risum movet, quum aggerem, qui moenium altitudinem aequaret, exstructum narrat", bemerkt M. nur: „C. weicht in der Beschreibung dieser Belagerung wesentlich von Arrian ab". Ueber die barbarische Behandlung des Betis endlich, welche Schmieder *ficta* und *mera fabula* nennt, äufsert M. kein Wort des Bedenkens, obgleich doch Curtius selbst durch sein eignes Gefühl genöthigt wurde, den Zusatz zu machen: §. 29. jam tum peregrinos ritus nova subeunte fortuna, wovon sich aber vor der Schlacht bei Arbela sonst kein nur entfernt ähnliches Beispiel findet. Wir glauben, obwohl wir auch zu den Freunden des Curtius gehören, dafs auf ihn eben so gut wie auf den bonus Homerus das indignor quandoque dormitat anzuwenden sei.

Ueber die exegetisch-sprachlichen Anmerkungen sieht der Herausgeber (p. XXXIX) selbst den Vorwurf voraus, dafs dieser Theil seines Commentars aus ganz ungleichartigen Bestandtheilen zusammengesetzt sei: denn er habe zwar, wo sich die Gelegenheit darbot, seine eigenthümlichen Ansichten über schwierige grammatische und lexicalische Fragen geltend gemacht, die bei weitem gröfsere Anzahl der sprachlichen Anmerkungen sei aber im engern Sinn für Schüler bestimmt. Dadurch erhält freilich der sprachliche Theil des Commentars eine Ungleichartigkeit, die wir um so weniger billigen können, als wir nach unserer Erfahrung voraussetzen müssen, dafs die vorliegende Ausgabe des Curtius von 100 Schülern kaum Einer wirklich gebrauchen wird; für eine solche Voraussetzung, über die der Hr. Herausgeber als Schulmann sich auch nicht täuschen sollte, hätte er aber nicht die Gleichartigkeit des Commentars aufopfern sollen. Er hätte diesen nur für Lehrer oder Gelehrte schreiben und für Schüler eine besondere Ausgabe veranstalten sollen. Dadurch würde er Gelegenheit und Raum gewonnen haben, die Ergebnisse seiner Untersuchungen über die Sprache und Schreibart des Curtius vollständig mitzutheilen, wozu er sich jetzt in besonderen Schriften veranlafst sehen wird, wie eine solche bereits in d. J. De translationum quae vocantur apud Curtium usu erschienen ist. Er würde durch gröfsere Excurse sprachlichen Inhalts, durch das von ihm p. XLVII in Aussicht gestellte Lexicon Curtianum, welches doch von Rechts wegen früher als der Commentar vom Herausgeber hätte angefertigt werden sollen, den gröfsten Theil der grammatischen und lexicalischen Bemerkungen entbehrlich gemacht haben. Dafs Hr. M. zu tüchtigen sprachlichen Leistungen über seinen Autor befähigt ist, beweist dasjenige, was er bereits davon mitgetheilt hat. Er hat, nach seinen eigenen Worten (p. LXXXVII) beim Fortschreiten des Werkes an sich selbst den Segen verspürt, den ernste treue Arbeit bringt, und wir möchten ihm den bescheidnen Lohn, welchen er dafür in Anspruch nimmt, auch zum Frommen Anderer gewirkt zu haben, durch keine unsrer Gegenbemerkungen verkümmert wissen; sondern, je mehr wir die tüchtige Gesinnung und die Gelehrsamkeit desselben, welche überall in ansprechender Form auftritt, schätzen, desto mehr wünschten wir, dafs er seiner Ausgabe die Vollendung gegeben hätte, welche er ohne eigene kritische Hülfsmittel ihr zu geben im Stande war. So würde es von grofsem Werthe gewesen sein, wenn er seiner gründlichen und scharfsinnigen historischen Untersuchung über das Zeitalter des Curtius (p. XLVII—LXXXVI), worin er die bekannte Stelle X, 9, 3. auf den Kaiser Claudius bezieht, und in welcher er alle seine Vorgänger übertrifft, noch eine tiefer eingehende Begründung durch eine erschöpfende Untersuchung über die Sprache des Curtius beigegeben hätte. Durch diese würde seine Ansicht gewifs viel mehr bestätigt als widerlegt worden sein, denn auch wir sind der Ueberzeugung, dafs die Schreibart des Curtius durchaus in die mittleren Jahrzehnte des 1sten Jahrhunderts p. Chr. gehört, wohin Bau der Sätze, Wahl der Ausdrücke, grammatische Constructionen und Wortformen entschieden zeigen. Wollte man in der Erklärung der erwähnten Stelle des 10ten Buches dem Herausg. nicht beipflichten, so könnte man auch wohl, um zu den vielen Hypothesen noch eine neue aufzustellen, unter dem *princeps qui noctis, quam paene supremam habuimus, novum sidus illuxit*, den Kaiser Domitianus verstehen, den am Abend jenes blutigen Tages, als die Truppen des Vespasianus Rom eingenommen und die Castra praetoria erstürmt hatten, wie Tacitus Hist. III, 86. erzählt, *postquam nihil hostile metuebatur, ad duces partium progressum et Caesarem consalutatum miles frequens — in paternos penates deduxit.* Die Stelle müfste dann natürlich erst unter dem Principat des Domitianus geschrieben sein und für eine schmeichelhafte Aufmerksamkeit des Schriftstellers gehalten werden, welche der eitle Monarch vielleicht in jedem Schriftwerke, das unter seiner Regierung erschien, verlangen mochte, dem daher auch ein Autor von sonst ehrenhafter Gesinnung wie Curtius nicht entgehen konnte. Ein Seitenstück dazu sind die gleichfalls sehr schmeichelhaften Hindeutungen auf Domitian bei dem sonst ganz mit dem Ernste seines Gegenstandes erfüllten Quintilian (Inst. or. 4, Pr. 2 ss. 10, 1, 91 ss.). Indefs pflichten wir in Betreff dieser ganzen Stelle im Ganzen der Ansicht Bernhardy's (Grundr. d. röm. Lit. p. 271) bei, dafs sie in ihren unbestimmten Formeln für alle Meinungen gleich viel beweise, aber der Charakter des Curtianischen Stils und die Wahl des Objects besser geeignet seien, um eine sichere Betrachtung zu begründen.

E. Bonnell.

Digitized by Google

№ 13.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1843.

V.

Die theologischen Lehren der griechischen Denker. Eine Prüfung der Darstellung Cicero's. Von Dr. August Bernhard Krische. Göttingen, 1840. *bei Dietrich.*

Wenn uns hin und wieder in neuerer Zeit der peinliche Anblick bereitet wird, die Philosophen der Vorzeit oder Gegenwart auf die Folter eines aufserbefindlichen Standpunctes gelegt und nach fremdartigen Meinungen und Motiven beurtheilt zu sehen, so dürfen wir es dem Verfasser Dank wissen, dafs er in seinen Forschungen auf dem Gebiete der alten Philosophie sich von dem Bestreben leiten läfst, mit den Alten selber zu denken, ihre Lehren auf dem antiken Standpunct aufzufassen und in ungetrübter Eigenthümlichkeit darzustellen. Seine Richtung ist mehr eine philologische, als eine speculative, in seinen Erörterungen waltet mehr der Sinn für historische Treue und Gründlichkeit, der Scharfblick für das Specielle und kritisch zu Bestimmende, als die Macht selbstthätigen Gedankens und innerlich anschauenden freien Geistes; aber mit vollem Recht kann er sagen, dafs erst auf einem Standpunct, wie der seinige, der wirkliche Besitz der alterthümlichen Lehren gesichert wird, dürfte jener auch nur als Vorstufe zur reellen Wiedererkenntnifs des einst Erkannten betrachtet werden. Ohne das innere Kriterium zu übersehen, das für Angaben in Bezug auf die griechische Philosophie in den festen und klaren Gesetzen ihres Entwicklungsganges liegt, wendet er sich vorzugsweise zu einer genauen und allseitigen Prüfung des Werthes der Berichterstatter, und da mufste er denn gar bald gegen einen beträchtlichen Theil solcher Gewährsmänner, die meisthin als ehrenhafte und zuverlässige Zeugen gelten, sehr mifstrauisch werden. Einen derselben, den antiken Heerführer der Seichtigkeit und des hausbackenen Verstandes in Sachen der Philosophie, hat er zunächst aufs Korn genommen, und auf das Schlagendste dargethan, dafs Cicero, seit man die Fragmente der vorsokratischen Denker und den Aristoteles für die Geschichte gründlicher benutzt, nur für den Dogmatismus der Stoiker und Epikuräer und für die neure Akademie noch als Quelle angesehn werden darf, da ihm für jene eine selbstständige Auffassung oder Anschauung der Originalwerke so gut wie ganz abging, und er sich kritiklos mit einer flüchtigen Behandlung späterer Darsteller begnügte.

Nach einleitenden Worten über die Stellung Cicero's in der Geschichte der Wissenschaft, nach Anerkennung seiner Verdienste für die Bildung seiner Mitbürger wie für die Nachwelt, welcher die letzten Aeufserungen des griechischen Geistes vorzugsweise durch seine Bearbeitungen derselben zur Kenntnifs gekommen sind, nach einigen Andeutungen über das Schwankende seines Eklekticismus bemerkt Krische im Allgemeinen über die Form seiner Schriften: „Was Cicero zunächst von Aristoteles aufnahm und zum Charakter des 'Αριστοτέλειος mos stempelt, besteht darin, dafs er nicht einen Sokrates einführt, der die Mitpersonen wie Schüler behandelt und finden läfst, sondern dafs er jeder Person einen vollständigen und zusammenhängenden Vortrag einer Schule (perpetuae orationes) dergestalt übergibt, dafs nach Prüfung der verschiedenen Lehren dem Repräsentanten seiner Ansicht, d. h. seiner durch vorsichtige Würdigung des Einzelnen gewonnenen und geschützten Denkart, die Oberhand bleibt. Nur stellt sich dabei der nothwendige Unterschied heraus, dafs während Aristoteles als selbstständiger Denker lehrend auftritt, Cicero durch Anlegung eines fremden Principes sich selber erst festsetzt und zu lernen sucht. Die perpetua oratio nöthigt ihn alle Sätze einer Schule zu einem Ganzen zu vereinigen, und hierbei bleibt es ihm freilich überlassen, Alles von

Digitized by Google

seinem Zwecke, seiner Auffassungs- und Behandlungsweise abhängig zu machen". — Demgemäfs wird der vorliegende Dialog de natura Deorum näher betrachtet, seine Composition gewürdigt, und die Darstellung und Beurtheilung von siebenundzwanzig griechischen Denkern in der Rede des Epikuräers als mit dem Ganzen schlecht verbunden und unkünstlerisch eingeschoben bezeichnet. „Dadurch hat Cicero dem Dialoge ein Opfer gebracht, wofür wir ihm wahrlich keinen Dank wissen können; denn nur Lächeln kann es erregen, eine Geschichte der theologischen Lehren des philosophischen Alterthums aus dem Munde einer Schule zu vernehmen, die zu wenig Sinn für ein wissenschaftliches Leben entwickelte und zu wenig Selbstentäufserung versprach, um die Sätze fremder Denker anders als wie Fehlgeburten des Geistes anzuerkennen".

Die Herausgeber des Dialogs haben freilich davon wenig gemerkt; bei *Creuzer* schwimmt der Text wie ein dünner Nachen auf dem Meer der Noten variorum, und der Zusammensteller citirt mit seiner Notizenklauberei zu den Worten Cicero's über die verschiedenen Denker durchaus urtheils- und einsichtslos ein halb Dutzend Stellen aus andern Schriftstellern, ohne im Geringsten den Werth derselben zu bestimmen, ihre Identität oder Differenz zu beachten, ihre Bedeutung und die des Textes zu würdigen. Solch einer gelehrten Armseligkeit gegenüber hat *Krische* einen nothwendigen Fortschritt nicht blofs vermittelt, wie er in der Vorrede als seine Tendenz angibt, sondern wirklich gethan, und selber was er begonnen sogleich zu einem anerkennenswerthen Resultat gebracht. Er nimmt nun an, dafs die angegebenen Bestimmungen über die Natur der Götter aus einer Schrift des Phädrus entlehnt seien, die Cicero um die Zeit der Abfassung seines Buches vom Atticus sich erbeten, und die fragliche Schrift des Phädrus findet er mit Murr und Petersen in Fragmenten wieder, die in Herculanum 1753 entdeckt und 1810 in England, 1833 von Petersen im Hamburg mit neuen Erklärungen und Restaurationsversuchen herausgegeben wurden. Bis auf Aristoteles hin hat nun Krische meist nur Irriges zu berichtigen, und den Quellen und Anlässen desselben nachzuspüren, wobei er denn stets bemüht ist, zugleich die richtige Ansicht mit grofsem Aufwande von Gelehrsamkeit und kritischem Scharfblick festzustellen und gar manchen noch dunkeln oder schwierigen Punct der Geschichte antiker Philosophie aufzuhellen. Der Natur der Sache nach kommt der eigentlich metaphysische Kern, die wahre Theologie eines Philosophen, gewöhnlich nur beiläufig zur Sprache, denn Cicero und seine Vorgänger haben dafür die rechten Augen nicht gehabt, vielmehr halten sie sich gern an mythische Worte, an vorstellungsmäfsige Ausdrücke, an physikalische Angaben, kurz an das, was Parmenides als das Gebiet der Meinung bezeichnet hat, wie z. B. bei diesem Denker selbst der Begriff des Einen Seins in seiner Identität mit dem Denken aufser Acht gelassen und die Lehre der Wahrheit vergessen ist, und von den zusammengeflochtenen Kronen, von Streit und Begier geredet wird, die er Gott nenne und auf Gott beziehe. Wir müssen also darauf verzichten, eine Theologie der griechischen Denker zu finden, wie sie leicht aus *Hegel's Vorlesungen über die Geschichte der Philosophie* zu gewinnen, oder in *Hillebrand's Organismus der philosophischen Idee in wissenschaftlicher und geschichtlicher Hinsicht* enthalten ist; wir werden selten einer speculativen Erörterung begegnen, oder die innerste Tiefe einer Lehre anders als beiläufig erwähnt finden; aber gerade für die Bestimmungen aus dem Kreise der Lehren, den Cicero nach unserer obigen Angabe berührt, hat Krische mit seinem Fleifs und seiner Kenntnifs der griechischen Literatur viel Dankenswerthes und Treffliches gethan, und in dieser Beziehung wird sein Buch fortan für die Geschichte der griechischen Philosophie unentbehrlich sein.

Cicero beginnt mit Thales. Sogleich trennt er das Wasser als Grundstoff, und Gott als bildenden Geist; er knüpft Gott an die Materie und stellt ihn doch darüber, er setzt einen Dualismus von todtem Stoff und subjectiver Persönlichkeit, während Thales nur Ein Princip als lebendigen Grundstoff und die Welt als seine Entwicklung kennt. „Halten wir, sagt Krische, die Seele als dynamisches Princip nach der die älteste speculative Naturbetrachtung durchdringenden Ansicht für eine Kraft, in der noch die ungeschiedenen Thätigkeiten des Erkennenden und Bewegenden aufgehn (Aristoteles de An. I, 2), aus welcher Einheit aber die gleichfalls noch ungesonderten Vermögen des Denkens und Empfindens (de An. III, 3) erst im Fortschritt der Betrachtung heraustreten, so gewinnen wir die bewegende Seele als die lebendig bildende Kraft des Ganzen, die, insofern sie dem All eingemischt ist, nicht äufserlich stehend und einwirkend, sondern mit dem Urstoff Eins die Dinge zur Entwickelung bringt". — Dann bei Anaximander ist nicht vom ἄπειρον die Rede, sondern wir treffen nur auf einigen Mifsverstand seiner kosmogonischen und astronomischen Hypothesen. — Besser scheint es dem Anaximenes zu ergehen: aera Deum statuit: die Unendlichkeit wird bei ihm zugleich concret gesetzt, im Lebenshauch zugleich das Seelische gefunden und das Ganze Gott genannt; doch der Fortgang ist so schlimm, dafs unser Verf. mit Recht sagen mufs: „Aber die Luft, die wir als das Erste, noch jenseits der Wahrnehmung Liegende

Digitized by Google

zu denken haben, woraus erst bei gradueller Entwickelung die Luft als elementarischer Körper, wie wir sie hier uneigentlich bezeichnen wollen, hervorgeht, und den Gott, der sich durch die ewige Bewegung darstellen und selbst die Ewigkeit des Urstoffs ausmachen soll, für geworden zu erklären, und zwar aus dem, was er selbst schon war in seiner ungewordenen Wesenheit, ist das Widersinnigste, was je der griechischen Philosophie aufgebürdet werden konnte". Ein Analogon dazu gibt der Professor der Philosophie an einer süddeutschen Universität, *Freiherr v. Reichlin-Meldegg*, wenn er in seiner Psychologie *Platon's* Philosophie für „*ein dogmatisches Gedicht*" erklärt, oder von *Fichte* behauptet, derselbe habe den schon vom Sensualisten Helvetius gepredigten Egoismus auf den Thron gehoben!! Je bedeutender gerade und tiefsinniger eine Idee ist, um so mehr muſs sie miſsverstanden und verkehrt werden, wenn die baare Unfähigkeit und Ignoranz mit den rohesten Vorstellungen sie zu handhaben und über sie zu Gericht zu sitzen sich aufspreizt. Dabei möge aber der erwähnte Professor nicht glauben, er werde hierdurch mit Cicero auf eine Linie gestellt: das Zusammentreffen im Schlechten und Verfehlten mit einem bedeutenden Manne gibt dem Unbedeutenden keineswegs das Recht, jenen darum zu sich und seiner Kleinheit herabzuziehn.

Statt in der begonnenen Weise die verschiednen Philosophen der Reihe nach durchzugehn, ziehe ich es vor, auf einzelne besonders bemerkenswerthe Darstellungen *Krische's* hinzuweisen und einige interessante Fragen zur Erörterung zu bringen. Wir begegnen zunächst dem Krotoniaten Alkmäon, über dessen *historische Stellung* der Verf. sich des Breiteren ausläſst. Doch können wir ihm in der Philosophie, wo es auf begriffsmäſsige Erfindung und Durchführung eines Princips ankommt, keine selbstständige Stelle anweisen, so sehr auch sein schöner Ausspruch der Aufbewahrung werth ist, der die Vergänglichkeit des Körpers dadurch begründet, daſs die Menschen den Anfang an das Ende nicht zu knüpfen vermöchten. Er war mit der jonischen Physiologie und der pythagoräischen Lehre bekannt, und verwandte dieselben mit einigen Modificationen zu dem Versuch einer wissenschaftlichen Begründung der Arzneikunst, indem er bei der vorherrschend medicinischen Tendenz seiner Lehre die Gegensätze, welche die Pythagoräer in bestimmter Zehnzahl zur Erklärung der Welt gebrauchten, für die Erkenntniſs des menschlichen Organismus benutzte, ohne sich an die bekannte Zahl und Ordnung derselben zu halten, und im Allgemeinen der Ansicht war, daſs Alles durchaus auf einer vielfach gestalteten Zweiheit beruhe, als deren symmetrische Mischung die Gesundheit erscheine. So gilt er uns für einen Vermittler der Philosophie mit der Medicin, der an die Pythagoräer angeschlossen werden kann, aber kein wesentliches Glied in der Entwicklungskette des freien Gedankens ausmacht.

Von *Empedokles* sagt Cicero, daſs er vier göttliche Naturen angenommen, die offenbar entstünden und vergingen; er hat dabei sicherlich die Elemente und deren mythologische Bezeichnung im Sinn, und *Krische* hat sich bemüht, die letztere auf's Reine zu bringen, zugleich aber auf eine richtigere Stellung des Denkers hingewiesen, den man überhaupt zu gering anzuschlagen pflegt; er darf weder mit *Ritter* zu den Eleaten gestellt und mit *Bayrhoffer* als die Brücke von ihnen zu Heraklit angesehen werden, denn er lehrte: *das All ist das Eins und Viele zugleich*; eben so wenig wird er richtig erfaſst, wenn man mit *Hegel* seine Synthesis zum Heraklit als eine Vervollständigung des Verhältnisses gehören läſst, denn bei Empedokles stellt sich das Unendliche in einer Mischung und Trennung der Elemente dar, und diese bleiben immer und entstehen nur in sofern, als sie in Eins zusammengehn und aus dem Eins sich sondern. Auſserdem müssen pythagoräische Elemente bei ihm anerkannt und die Atomistik vorausgesetzt und vorausgestellt werden. Dies letztere will auch Krische; aber auch er hat die metaphysische Bedeutung des Philosophen nicht tief genug erfaſst, wogegen *Hillebrand* im oben angeführten Werk das Richtige möchte getroffen haben, wenn er in seiner Lehre die platonische Weltanschauung in mehrfachem Bezug vorgebildet, und eine Art Synkretismus der ersten Epoche findet. Es ist eine groſsartige Anschauung bei ihm, das Sein wird als lebendig in erfüllter Einheit des Geistigen und Materiellen betrachtet, aber die mangelnde dialektische Selbstvermittlung muſs noch durch phantasievolle Darstellung ersetzt werden und statt der Sprache des Begriffs vernehmen wir die lallende Rede der Vorstellung. Wollen wir ihn darum im innersten Grunde fassen, so dürfen wir die Welt des Sphairos und des Vielen nicht trennen, müssen vielmehr im Streite das negative Moment erkennen, wodurch das Eine sich mit Inhalt erfüllt, um im Unterschiede sich selber gleich zu erhalten. Darum beginnt ihm die Trennung mit der Gewalt des Feuers, und dies ist zugleich das Auflösende, zur Einheit Zurückführende, somit wahres göttliches Wesen; darum wird das Zusammengehörige aus der allgemeinen Mischung ausgeschieden, indem es sich zu gegenseitiger Durchdringung verbindet, so daſs Empedokles von trennender Liebe und verbindendem Streite sprechen kann; die Liebe ist das wahre Sein, das sich auch den sterblichen Gliedern eingeboren erweist, und da Gleiches von Gleichem erkannt wird, so schauet der Mensch sie im Geiste.

Wenden wir uns vom Vorläufer zum Vollender. Platon hat in doppelter Sprache geredet, mythisch und dialektisch, daher zum groſsen Theil die verschiedenartigen Ansichten und Miſsverständnisse. Fichte gleicht ihm hierin, und bei diesem haben die Geschichtschreiber der Philosophie sogar eine frühere und spätere Philosophie angenommen, ohne sich durch seinen eignen Ausspruch leiten zu lassen, daſs sein Princip stets Eines geblieben sei, und der ihn niemals verstanden, wer dies nicht eingesehen habe. Bei Cicero ist es kein Wunder, daſs er die bloſs physische Seite, die

Digitized by Google

Sprache der Vorstellung einseitig in Betracht zieht, wodurch er ihm freilich „das reinste Leben seiner Wissenschaft raubt, die in Gott ihre Vollendung findet". In drei Puncten soll Platon's Theologie bestehn: Gott könne nicht genannt und die Untersuchung nach seinem Wesen dürfe nicht vorgenommen werden; Gott sei körperlos; die Welt, Himmel und Erde, Gestirne und Geister heifsen Gott! Krische hat mit gewohnter Sorgsamkeit berichtigt und die Anlässe der Irrthümer aufgefunden; wenn er selbst aber behauptet, es müsse dem Platonischen Philosophen in Wahrheit Gott ein Jenseits sein, wenn er den Dualismus einer deistischen Trennung von Gott und Welt billigt, so ist dies eine Verkennung von Platon's weltgeschichtlicher That: die Identität des Einen und Vielen, das Allgemeine in seiner an ihm selbst gesetzten Bestimmtheit als Idee zu begreifen, das Vernünftige als die Wirklichkeit zu erfassen und in allem als die Wahrheit zu setzen, in immanenter Dialektik die Subjectivität des Denkens mit dem Sein auszugleichen und im Selbstbewufstsein des Guten das Absolute zu gewinnen. Wenn er im Timäos den sinnlich wahrnehmbaren Gott das Bild des geistigen nennt, so ist das kein Widerspruch mit diesen Bestimmungen, denn im Aeufsern offenbart sich das Innre, und Beides in seiner Identität, das Eine in seiner Selbstverwirklichung, ist der αὐτάρκης καὶ τελεώτατος θεός. Ich habe mich früher schon darüber in der Besprechung von Staudenmaier's Metaphysik der Bibel in diesen Blättern erklärt, und kann um so mehr darauf verweisen, als selbst Professor *Bilharz* in Constanz mir Recht gibt in seiner eben erschienenen Schrift: „*Ist Platon's Speculation Theismus?*" Wie demungeachtet Bilharz fortwährend auf Staudenmaier sich beziehn kann, der hier doch so äufserst schief und verworren ist, sehe ich nicht ein; seine ganze Schrift ist eins von den im Eingange erwähnten Prokrustesbetten, und gegen diejenigen gerichtet, die Christliches im Platon finden, der eben nach Bilharz auch ein blinder Heide gewesen sein soll; so verfährt hier frommgläubiger Eifer gerade so wie die atheistische Skandalsucht des Posaunenbläsers! Dafs jenes Christenthum ein falsches ist, das die Heroen der Kunst und Wissenschaft von sich ausschliefst, und dafs das entgegengesetzte Streben mehrerer Kirchenväter bereits etwas viel Höheres und Edleres ist, als diese neuen Verirrungen, sollte man doch endlich erkannt haben; aber freilich die Einheit im Unterschiede von Philosophie und Religion zu wissen, „Gott zu finden", wie Platon sagt, „ist schwer, und den gefundenen *Allen* zu verkündigen unmöglich". Speculativen Sinn und intellectuelle Anschauung des Absoluten kann ich Keinem geben, so wenig als poetisch-schöpferische Phantasie oder geniale Thatkraft; aber wer in der endlichen Vorstellung und Verständigkeit, wer in der alltäglichen Prosa und der Gewöhnlichkeit des Lebens philisterhaft befangen bleibt, der sei mit sich zufrieden, und vermesse sich nicht über das abzuurtheilen, was zu fassen und zu vollbringen aufser seiner Sphäre liegt; oder er habe den Muth der Wahrheit, er folge vertrauensvoll dem Wort eines Meisters, und es wird auch in ihm der göttliche Funke geweckt und er wenigstens zur Theilnahme und zum Mitgenusse geführt werden.

Noch ärger, wie bei Platon, verwirrt der Ciceronianische Epikuräer die Sache beim Aristoteles; er greift auch hier einzelne Bestimmungen, bald verstehend, bald mifsverstehend, heraus, reifst sie aus dem Zusammenhang, bleibt an Aeufserlichkeiten hangen und dringt nirgends in die Tiefe. Krische's Erörterungen sind durch eine ausführliche Untersuchung über die ursprüngliche Gestalt der Metaphysik und über die Sphärenconstruction im 12. Buche derselben beachtenswerth. Die letztre, eine Verbindung der Theorieen des Eudoxos und Kalippos mit eignen Ansichten des Stagiriten, ist hier zum erstenmal genügend dargestellt und erklärt, indem Dr. Moriz A. Stern sein mathematisches Wissen mit dem philologischen des Verfs. vereinigt, und in diesem Zusammenwirken tüchtiger Kräfte leicht etwas Ersprieſsliches zu Tage kommen konnte. Freilich müssen wir uns enthalten, hier ein Näheres darüber mitzutheilen, da das nackte Resultat kein grofses Interesse gewähren, die Entwicklung und Begründung aber nur in ihrer Vollständigkeit erfafst werden kann. Aufserdem ist ja auch Krische's Buch wohl längst in den Händen derer, die sich besonders für Aristoteles und die alte Philosophie interessiren. Und diesen wird auch namentlich die ausführliche Darlegung der stoischen Doctrinen willkommen gewesen sein. Das speculative Interesse tritt zwar bei diesem Dogmatismus in den Hintergrund, und es ist in neuerer Zeit der nacharistotelischen griechischen Philosophie ergangen, wie den nachraphaelischen Malern, einem Guido Reni, Dominichino u. s. w., die Ursprünglichkeit, das aufstrebende Ringen, der innere Gehalt eines Parmenides und Heraklit haben mit Recht sich in ähnlicher Art wie Giotto, Masaccio, Ghirlandajo u. s. w. geltend gemacht; doch ist es immerhin ein erfreulicher Anblick, wenn dort, wo nur eine gemeinsame Masse bemerklich war, sich ein vielfaches individuelles Leben regt, und wenn auch die einzelnen Stoiker keinen wesentlichen Fortschritt des Wissens innerhalb der Schule oder über die Grenzen derselben hinaus vollbracht haben, so begrüfsen wir doch gern eine Reihe von Denkern, die theils ihre verschiednen Geistesrichtungen in dem einen System zusammenströmen liefsen, theils von dem gemeinsamen Princip aus sich mannigfaltigen Gebieten zuwandten, und statt des Abstractums einer Schule uns als tüchtige Persönlichkeiten entgegentreten.

Möge Krische uns bald mit einem zweiten Bande ähnlicher Forschungen beschenken; Arbeiten wie die seinigen sind für die Philosophen wie für die Philologen gewinnreich.

Moriz Carriere.

Digitized by Google

№ 14.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1843.

VI.

Ouvrages inédits d'Abélard pour servir à l'histoire de la philosophie scholastique en France publiés par M. Victor Cousin. Paris 1836. *Imprimerie Royale. Introduction I. CCIII und* 677 *S.*

Die Forschungen über Geschichte und Wissenschaft des Mittelalters haben seit einiger Zeit einen glücklichen Fortgang. Der Scholasticismus, einst verachtet und verkannt, findet immer mehr Freunde und Bewunderer. Selbstständige Untersuchungen beginnen an die Stelle veralteter Bearbeitungen zu treten, monographische Darstellungen allmählig das ungeheure Material zu sichten, welches man bisher vergebens zu bewältigen, durch individuelle Kraft zu durchdringen gesucht hat. Allein die Schwierigkeiten sind so aufserordentlich, dafs selbst Forschungen, welche sich eine beschränktere Aufgabe stellen, welche nur die eine oder die andere Tendenz des Scholasticismus verfolgen, kaum gelingen, wenn nicht auch hier eine Theilung der Arbeit eintritt. Oder wo fände sich wohl in unserer Zeit ein Gelehrter, welcher auch nur über den einzigen Thomas von Aquino eine umfassende Monographie zu schreiben den Muth und die Ausdauer hätte? Schon der fleifsige Tennemann, dessen Werke bis auf die neueste Zeit fast die einzige Quelle der Kenntnifs der Philosophie des Mittelalters gewesen, verzweifelt an der Lösung der einer vollständigen Geschichte derselben zu stellenden Aufgabe, und wie sollte in unserer Zeit, welche sich mühsamen, nicht auf *äufseren Effect* berechneten Untersuchungen so ungünstig zeigt, ein Einzelner allen abweichenden Tendenzen zum Trotz eine so ungeheure Selbstverleugnung zeigen? Nur das Zusammenwirken Vieler, sowohl Theologen als Philosophen, kann hier zum Ziele führen; — zumal dies Ziel noch nicht für immer fixirt ist. Denn das Material ist seiner ganzen Masse nach noch nicht einmal bekannt. Vieles ist handschriftlich vorhanden, was bisher wohl wegen des Mangels an Theilnahme noch nicht hat gedruckt werden können, vieles mag noch unbekannt und unbeachtet in Bibliotheken vergraben liegen.

Einen Beweis für letztere Behauptung gibt vorliegende Sammlung inediter Werke Abälards durch Cousin, der sie in der Bibliothek zu Paris gefunden. Sie zeigt, was wir bei einer sorgfältigen Benutzung dieses enormen literarischen Schatzes für genauere und tiefere Kenntnifs der scholastischen Literatur zu hoffen haben; denn nicht blos die jetzt endlich veröffentlichten dialektischen Schriften Abälards sind für die Beurtheilung desselben, seine Stellung in dem grofsen Gegensatze des Nominalismus und Realismus von der höchsten Bedeutung, sondern gelegentliche Andeutungen und Mittheilungen Cousin's (besonders in der Appendice 611—677) lehren uns die Tendenzen und den Charakter Mancher, von denen nicht mehr als der Name bekannt war, auf eine Weise kennen, die ganz geeignet ist, den vielfach verschlungenen Zusammenhang der Wissenschaftsgeschichte des Mittelalters zu entwirren.

Was nun zunächst Abälard betrifft, so waren ja bisher alle dialektischen Schriften unbekannt, mithin die nöthigen Documente zur Bestimmung seines Verhältnisses zu den differenten Richtungen des Nominalismus und Realismus nicht vorhanden, — wenn man nicht einige beiläufige Bemerkungen und die bittre Polemik gegen Roscelin und Wilhelm von Champeaux dafür ansehen will. Die Meinungen beider, welche auf extreme Weise der eine den Nominalismus, der andere den Realismus vertrat, lösete er insofern auf, als er dieselben gegenseitig sich widerlegen liefs, und eine höhere, aus den zersetzten Elementen entstehende Einigung in sich vollzog. Seine Bedeutung ist aber dieses

Digitized by Google

Strebens wegen, so wenig es auch sein Ziel erreicht haben mag, aufserordentlich — um so mehr, je inniger seine wissenschaftliche, in der That grofsartige Tendenz sich mit sittlicher Energie und Tüchtigkeit durchdrang. Diese Vereinigung intellectueller und sittlicher Bildung, diese gleich grofse Begeisterung für Wissenschaft und Charakterstärke, dieses Ineinanderwirken des Verstandes und Willens und ihr gemeinsamer Kampf gegen die Gluth einer entzündeten Sinnlichkeit machen die Persönlichkeit Abälards zu einer in der That einzigen Erscheinung im Mittelalter. Man behauptet wohl nicht zu viel, wenn man sagt: so *reichbegabt* wie er sei *keiner* seiner Zeitgenossen gewesen, — dieser übergrofse Reichthum aber eben der Grund, weshalb diese grofsartige, nach allen Seiten ins Mafslose strebende Natur die unerschöpfliche Fülle des gährenden innern Lebens vergebens zu beruhigen gesucht. Der Widerstand, den er überall fand, die Feinde, welche er gegen sich reizte, die Gefahren, welche er sich selbst in seinem bis zum Stolz gesteigerten Selbstgefühl bereitet, — der unaufhörliche Kampf des Geistes mit dem Fleisch in ihm selbst, — spannten seine natürlichen Kräfte allmählig in's Ungeheure, und gaben seinem ganzen Wesen jenen, man möchte sagen fieberhaften Schwung, welcher selbst in den niederdrückendsten Verhältnissen nicht erlahmt, vielmehr sie bis zu einem gewissen Grade überwand. — —

Doch zurück zur vorliegenden Sammlung seiner Werke! Nach einer langen Introduction p. 1 — CCIII (über welche nachher) folgt zunächst die dogmatisch-polemische Schrift Sic et non p. 1 — 163. Abälard stellt hier abweichende Aussprüche der Kirchenväter über die Dogmen einander gegenüber, um durch diese Differenz zu zeigen, wie wenig man ein Recht habe, die Meinungen derselben als absolute Norm aller Beurtheilung und Ansicht hinzustellen. Er sucht sie freilich zu entschuldigen, ja (S. 12 — 13) durch seine eigenthümlichen ethischen Maximen zu rechtfertigen, indem er die subjective Ueberzeugung als den von den Menschen allein zu fordernden Grad der Gewifsheit, als alleinigen Grund aller Zurechnung bestimmt; allein bei aufmerksamer Lectüre wird man einen gewissen ironischen Ton, den er überhaupt selten verleugnen kann, nicht überhören. Ja er gehet zu der für seine Zeit aufserordentlich kühnen Behauptung fort (s. p. 11): ipsos etiam prophetas et apostolos ab errore non penitus fuisse constat alienos; siehet schon mit seinem Scharfblick die kritischen Schwierigkeiten in den Evangelien, — scheut sich nicht an manchen Stellen eine Corruption des Textes anzunehmen.

S. 173 — 610 folgen die dialektischen Schriften und Abhandlungen. Den Anfang macht eine Abhandlung über die Aristotelischen Kategorien p. 173—209, welche jedoch nicht vollständig ist. Sie beginnt sogleich mit der ersten, der Substanz, übergeht dagegen die beiden ersten Capitel, — oder vielmehr es fehlt dieser Theil in dem von Cousin gebrauchten Manuscripte. — S. 209 bis 226 enthält einen Commentar zur Schrift de Interpretatione, von der die folgenden Abhandlungen unter dem Titel Analytica priora p. 227 — 323 nur Fortsetzungen sind. Die Aristotelischen Analytica dagegen kannte Abälard noch nicht, wie er selbst gestehet (Aristotelis enim duos tantum, praedicamentorum scilicet et Peri ermenias (sic) libros usus adhuc Latinorum cognovit); wo er über die Grenze der Schrift de Interpretatione hinausgeht, folgt er dem Boëthius. Der etwas später lebende Johannes von Salisbury dagegen kannte schon, wie die genauere Analyse Metalog. II 20 zeigt, die Aristotelischen Bücher in einer Uebersetzung. S. 324 — 433, geben die Topica, dagegen folgt pag. 424 die Analytica posteriora, als vierter Theil der ganzen eigentlichen Dialektik. Sie beginnen mit bitteren Klagen über die Angriffe und Verfolgungen, welche er wegen seiner philosophischen Studien erfahren, — und der ganze, der eigentlichen Abhandlung vorangeschickte Prolog, verbreitet sich über die Nothwendigkeit der dialektischen Kunst für die Kirchenlehrer. Nur durch tüchtige Uebung in dieser sei es möglich, sagt er, Angriffe der Gegner glücklich zurückzuschlagen, Einwendungen zu widerlegen, — den dogmatischen Stoff selbst wissenschaftlich zu bearbeiten. Aber freilich sei sie zu schwierig, als dafs Viele zur Beschäftigung mit ihr geeignet würen; — die Meisten vielmehr werden, sobald sie nur sie näher kennen zu lernen versuchen, sogleich wieder zurückgeschreckt: quasi in ipso gustu incogniti saporis evomunt et dum gustando non possunt saporis qualitatem discernere, subtilitatis laudem in crimina vertunt etc. S. 450 — 497 folgt, als fünfter Theil der Dialektik, Liber divisionum et definitionum, — meist des Boëthius Schrift über denselben Gegenstand sich anschliefsend; S. 507 — 550 das für Abälards logische Grundansicht

Digitized by Google

so höchst wichtige *Fragmentum Sangermanense* (auf welches ich unten zurückkomme), welches die Grundfrage der Zeit de generibus et speciebus bespricht, die Meinungen der Zeitgenossen mittheilt, aber auch widerlegt. Hieran schliefsen sich noch die Glossae in Porphyrium, in Categorias, zu der Schrift de Interpretatione, und zu den Topicis des Boëthius.

Die *Appendice* gibt schon wichtige Mittheilungen über noch ungedruckte höchst wichtige in der Geschichte der scholastischen Philosophie eingreifende Werke: über des Rhabanus Maurus Commentar über den Porphyrius, eines Anonymus Schrift über die Kategorien, eine noch nicht herausgegebene Abhandlung des *Wilhelm von Champeaux* über Bernhard von Chartres, und dessen Werk Megacosmus p. 627 — 639 — welches auch handschriftlich vorhanden ist in Paris, — über Gerbert und Wilhelm von Conchis.

Was nun aber die aus dieser, wie man siehet, sehr reichlichen Sammlung und Cousins Einleitung fliefsenden neuen Resultate betrifft, so lassen sie sich der Hauptsache nach in folgende Hauptpuncte zusammenfassen:

1. Abaelards Verhältnifs zu den differenten Richtungen seiner Zeit und seine eigentliche philosophische Grundansicht kann jetzt aus zureichenden Documenten geschöpft werden. Das Fragmentum Sangermanense S. 507 — 550 (cf. Introduction p. CXXXIII u. CLVIII, welcher es à cet égard un monument unique nennt), gibt nämlich eine Polemik zuerst gegen den Realismus, sodann gegen den Nominalismus, und stellt beiden eine dritte neue Theorie gegenüber (S. 524), der man indessen, so weitläufig sie ist, dennoch mehr Klarheit wünschen möchte. Die beiden Hauptsätze, welche in dieser Hinsicht entscheidend zu sein scheinen, finden sich S. 524. 530: — Speciem igitur dico esse non illam essentiam hominis solum quae est in Socrate, vel quae est in aliquo alio individuorum, sed totam illam collectionem ex singulis aliis hujus naturae conjunctam. — Anima alicujus audiens hanc vocem homo, concipiendo operatur in illa multitudine, et ita vel unam tantum essentiam illius collectionis vel plures vel omnes concipit. Hieraus ergibt sich: Abälard lehrte weder, dafs die Universalia reale Existenzen, welche in dem Einzelnen entweder ganz oder zum Theil vorhanden wären, noch dafs sie ein flatus oris seien; — denn dann wären sie *nichts*; sondern dafs sie von dem Verstande dessen, welcher die Einzelheiten wahrgenommen und deren Merkmale aufgefafst, *concipirt würden*, — dafs sie eben in dem *Denken existirten*. Oder wie Cousin sagt, dessen präciser Auffassung wir hier nur zu folgen brauchen: Les espèces et les genres sont donc les produits réels de l'esprit: ce ne sont ni des mots, quoique des mots les expriment, ni des choses en dehors ou en dedans des individues: ce sont des conceptions. De là ce système intermédiaire qu'on a nommé le *conceptualisme*.

2. Der Umfang der Kenntnisse Abaelards sowohl im Allgemeinen, als der griechischen Philosophie insbesondere, kann viel genauer bestimmt werden. Cousin hat p. XLIII folg. durch eine sorgfältige Erörterung in dieser Beziehung manche Einzelheiten zur Entscheidung gebracht, z. B. dafs er des Griechischen nur in einem sehr geringen Grade kundig war, — von dem Aristotelischen Organon nur die Kategorien, das Buch de Interpretatione, — und auch diese nur in der lateinischen Uebersetzung des Boethius gekannt, — von Plato's Werken nichts als den Timaeus und diesen nur in der Version des Chalcidius gelesen.

3. Die Anwendung der strengen dialektischen Methode auf die Theologie kann jetzt erst nach seinem Werke Sic et non beurtheilt werden. Schon oben ist in Bezug auf dasselbe bemerkt, dafs es seine freisinnigen Ansichten über biblische Kritik und Auslegung mit einer Offenheit mittheilt, welche uns in Erstaunen setzen mufs. Seine Zeitgenossen müssen wohl von der, wie es ihnen scheinen mufste, gefährlichen Tendenz der Schrift eine Ahnung gehabt haben, wie die von Cousin p. CLXXXV angeführte Stelle des Bernhard von Clairveaux zeigt, — der sie jedoch nicht zu kennen gestehet. Es ist wohl mehr als Vermuthung, wenn man sagt, Abaelard habe absichtlich das Bekanntwerden seiner Werke in weiteren Kreisen gehindert, namentlich solche, wie vorliegendes nur vertrauteren Freunden mitgetheilt. Daraus würde sich auch die *geringe Verbreitung* und die *Verborgenheit*, in welche sie bis jetzt begraben lagen, *erklären lassen*.

4. Ueber Abaelards Lehrer, Roscelin und Wilhelm von Champeaux und ihre philosophisch - theologische Tendenz ist jetzt nach urkundlichen Berichten zu entscheiden möglich. Zunächst ergibt sich aus Abaelards ganz bestimmten Aeufserungen die von Tennemann bezweifelte Thatsache, dafs Roscelin der Lehrer Abaelards

Digitized by Google

gewesen (S. Liber divisionum et definitiorum p. 491), wie Cousin (p. XLII) meint, — denn die Chronologie hat Schwierigkeiten gemacht, — nach seiner Rückkehr aus England. Was dessen Lehre betrifft, so gibt uns Abaelard einige merkwürdige detaillirte Züge, wie, dafs er geleugnet, ein Ding bestehe aus Theilen; das Wort Theil sei vielmehr nur eine sprachliche Bezeichnung dessen, was in der Wirklichkeit gar nicht existire (S. über das Weitere Cousin p. XCI). Gegen Wilhelm von Champeaux polemisirt Abaelard an vielen Stellen dieser seiner dialektischen Werke (s. Cousin Introduction p. CXIV, wo alle Stellen aufgezählt sind), — welche Polemik deshalb besonders wichtig ist, weil sie zur Charakteristik der Lehre des Letztgenannten dient. Es ist nämlich aus Abaelards schon früher herausgegebenen Schriften bekannt, dafs Wilhelm seine anfängliche Lehre: eandem essentialiter rem totam simul singulis inesse suis individuis aufgab, und später behauptete: rem eandem non essentialiter, sed indifferenter oder individualiter; — denn die Lesart schwankt, durch die Vergleichung paralleler Stellen in vorliegender Sammlung aber wird die Lesart *indifferenter* bestätigt und der Sinn ist nach Cousins richtiger Erklärung: die Universalien sind nicht dem Wesen nach verschieden, — dieses Wesen ist in jedem dasselbe, — sondern durch gewisse Eigenschaften.

Schon diese Hauptpuncte werden hinreichend sein, die Wichtigkeit und den Werth der hier zum ersten Male gesammelten Schriften zu beweisen. Cousin hat sich durch diese mühevolle Arbeit ein neues und bedeutendes Verdienst erworben: sie ist für die Geschichte der Scholastik eines der bedeutendsten Denkmale.

H. Reuter.

VII.

Geschichte des römischen Criminalprocesses bis zum Tode Justinian's. Von Dr. Gustav Geib, ordentlichem Prof. der Rechte an der Universität in Zürich. Leipzig, 1842. *Weidmannsche Buchhandlung. XIX u.* 692 S. 8.

Es liegt in der Natur der Fortbildung der Wissenschaft, welche als solche eine Geschichte hat, dafs nicht nur ihre letzten Ergebnisse in einer den Ansprüchen und dem Bildungsstande der Gegenwart entsprechenden Weise sich darstellen müssen, sondern dafs auch die vorübergegangenen Perioden derselben mit ihrem Inhalte einer Würdigung von diesem neuern Standpuncte aus bedürfen. Was vergangen ist, mag zwar von einer Seite her als fertig betrachtet werden; es hat seine Bestimmung erfüllt in der Zeit, und unter den Verhältnissen, wo ihm die Berechtigung der Gegenwart und des Lebens zukam: es ist dann ferner die Grundlage gewesen, welche die Keime des Künftigen enthielt, das sich daraus organisch entwickelte, — so weit nicht Hemmungen durch fremdartige Einflüsse eintreten, — und das nun selbst wieder dem unvermeidlichen Schicksale unterlag, in diesen Procefs der Zeit einzutreten. Nach einer andern Seite hingegen darf es nicht als erledigt angesehen werden; was wir im Gegensatze zu dem Recht der Ideen und den Realitäten unserer Zeit der Geschichte übergeben, hat die Bestimmung, in dem Flusse derselben zu leben, und in dieser Lebendigkeit erkannt zu werden. Dies Lebendige des Geistes, allerdings ein anderes, und in einem andern Sinn als dasjenige, welches gemeint wird, wenn die Rede ist von der Lebendigkeit des praktischen Rechts der Gegenwart, — fällt der wissenschaftlichen Betrachtung anheim. Indem aber eben die Wissenschaft ein Ganzes, nicht blofs des Systems, nach der Breite (wenn es erlaubt ist, diese Bezeichnung zu gebrauchen), sondern auch der Tiefe ist, d. h. den gesammten geschichtlichen Verlauf umfafst und den Procefs desselben zum Bewufstsein bringt, so wird sie nach dem jedesmaligen Standpuncte, den sie einnimmt, auch das Vergangene und Geschichtliche würdigen, und sie wird dieses mit um so gröfserm Erfolge thun, — wenn es ihr nur hinsichtlich der Grundlagen nicht an dem erforderlichen Stoffe gebricht — je reifere Mittel ihr zu Gebote stehen, je mehr sie dieselben zu benutzen weifs, je fortgeschrittener sie überhaupt ist. Was allgemein anerkannt ist, dafs nämlich nicht der Standpunct in der unmittelbaren räumlichen und zeitlichen Gegenwart, sondern ein entfernterer und höherer, der geeignetere sei, um den vollständigeren — und wo nicht blofs von sinnlicher, sondern von geistiger Auffassung die Rede ist, um den unbefangneren Ueberblick zu gewähren, — dies gilt auch von dem Gegenstande, mit welchem wir uns, veranlafst durch das in der Ueberschrift genannte Werk, beschäftigen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 15.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1843.

Geschichte des römischen Criminalprocesses bis zum Tode Justinian's. Von Dr. Gust. Geib.

(Fortsetzung.)

Wir müssen immer vom Neuen und jedenfalls dann, wenn wieder eine bestimmte, äufserlich zwar nicht überall scharf zu begrenzende Epoche der Bildung und der Wissenschaft abgeschlossen ist, das Vergangene uns vergegenwärtigen und was dafür später gethan worden, vor den Richterstuhl der Wissenschaft ziehen. So wie diese eine Geschichte hat, so ist die Geschichte selbst auch Wissenschaft, und damit nothwendig der Gegenwart angehörig. Darum ist es auch nicht nöthig, ja nicht durchgängig gerecht, die frühern Leistungen herabzusetzen, und das Unbefriedigende derselben zu behaupten, um die auf einer tieferen Forderung *beruhende* Arbeit unserer Zeit zu rechtfertigen. Jene können für ihre Zeit und deren Standpunct in ihrem vollen Werthe anerkannt, und doch als unsern Bedürfnissen nicht mehr vollständig genügend erklärt werden. Die Mangelhaftigkeit derselben im Verhältnisse zu dieser unserer Zeit, die eine durch die Natur der Sache bedingte ist, mufs wesentlich unterschieden werden von jener mehr zufälligen und auf Rechnung der Individuen zu setzenden, die daneben auch vorkommen kann, und in dem Gebiet der Leistungen, die wir hier meinen, unleugbar, auch wenn schon nicht durchgängig, stattfindet: aber diese kann nicht minder bei der neuern individuellen Auffassung und Bearbeitung sich zeigen. Bei einer solchen, die objectiv beurtheilt werden soll, — was sich eben so sehr auf den Gegenstand, als auf den Beurtheilenden bezieht, entsteht die Frage, ob es dem Individuum selbst, und wie weit es ihm gelungen sei, als Vertreter des wissenschaftlichen Standpunctes der Gegenwart sich zu bekunden? Indem wir durch diese auf die Vorrede sich beziehenden Andeutungen die Berechtigung und das Verdienst des Verfs. hinsichtlich der zeitgemäfsen Aufgabe, die er sich gestellt hat, zugestehen, haben wir zugleich seinem, durch Nichtbeobachtung der ausgeführten Gesichtspuncte, theilweise unbilligen Urtheil über die frühern Arbeiten das richtige Maafs entgegensetzen wollen. Allerdings bezieht er seine Kritik mehr nur auf die das ganze römische Strafverfahren umfassenden Werke, er läfst den Arbeiten der Zeitgenossen, die sich aber nur einzelne Lehren zum Gegenstande genommen haben, mehr Gerechtigkeit widerfahren, indem sie „den Beweis liefern, wie viel sich durch eine vollständige Benutzung und eine richtige Behandlung unserer Quellen gewinnen lasse", aber „dafs letztere nur wenig fruchtbringend werden konnten", folgt keineswegs daraus, „weil sie sich nur auf Einzelnheiten beschränkt haben". Im Gegentheil, eine solche Beschränkung ist stets unerläfslich, wenn etwas Tüchtiges geleistet werden soll. In allen Wissenschaften sind es die Monographien, durch welche vornehmlich Fortschritte gemacht werden, und es bedarf nicht besonderer Beispiele, die sich aus der Literärgeschichte des bürgerlichen und peinlichen Rechts u. s. w. reichlich darbieten, um dieses zu zeigen. Ehe wir an den Genufs des Ganzen, durch ein Princip beherrschten, gehen, mufs das Einzelne und Besondere, aber freilich mit Festhaltung seines nothwendigen Zusammenhanges mit dem Allgemeinen, gehörig erörtert sein und vollends, wo es nicht auf Zusammenstellen des bereits durch die lange und gemeinsame Arbeit Vieler Gefundenen, und für eine bestimmte Zeit als fertig zu Erachtenden, wo es auf die Durchforschung und Begründung ankommt, da mufs immer von bestimmten Lehren, und den zu Gebote stehenden Quellen ausgegangen werden. Die Darstellung des Verfassers, welche sich ein solches Ganze zum Ziel gesetzt hat, entbehrt auch nicht — und dies ist ein Lob, welches man ihr zollen mufs — des Charakters der

Digitized by Google

Untersuchung der besondern Lehren; sie hat aber, und wieder lobenswerth, was indessen jenes Urtheil der Vorrede theilweise entkräftet — sehr oft von jenen ältern und gleichzeitigen Bearbeitungen bestimmter Lehren, vortheilhaften Gebrauch gemacht, und wir finden auch nicht eine einzige Materie und Lehre, ja kaum einen Satz, bei welchen nicht frühere Gewährsleute zu Rathe gezogen wären, sei es für die Aufnahme wohlbegründeter Ergebnisse, oder mittelbar, indem selbst die Irrthümer, — oder, was der Verfasser als solche betrachten zu müssen glaubte — ihm für das Einschlagen eines andern Weges förderlich gewesen sind. Ohne Zweifel wird der Verf. nicht widersprechen, wenn wir in dem eben angeführten Satze das Wort: „Einzelnheiten" durch die Bezeichnung ersetzen, die er allein im Sinn gehabt haben konnte, dafs jene Arbeiten nur einzelne Lehren, oder mehrere zusammenhängende einer gewissen Periode, behandeln, — welche, deren Werth an sich hier bei Seite gesetzt — mehr oder minder die Beziehung auf das Ganze, — und zwar in nothwendiger Wechselwirkung — festzuhalten suchen. Nichts desto weniger ist es nöthig, dafs, vielleicht eben weil die Mehrzahl der Gelehrten, die sich mit dem Gegenstande beschäftigten, die Ueberzeugung hegten, es sei noch zu viel im Einzelnen und Besondern zu ermitteln, — eine Bearbeitung des Ganzen im gröfsern Umfange, als es unsre neueren Lehrbücher der römischen Rechtsgeschichte und diese nicht einmal sämmtlich liefern, unterblieben, und dafs es mit Dank zu erkennen sei, wenn jetzt eine solche, wie die gegenwärtige ist, uns geboten wird. Auf jene Unterlassung oder Aussetzung der Darstellung des Ganzen, die aus dem erwähnten Grunde eine Rechtfertigung derer enthält, welche sich in richtiger historischer Methode jenem Studium zuwendeten, mag von anderer Seite die überwiegende Ansicht Vieler Einflufs gehabt haben, welche, das Geschichtliche mit sogenannter unnützer Antiquität verwechselnd, die Ansprüche der neuesten Zeit, in Praxis, Wissenschaft und Gesetzgebung auf eine unmittelbare Weise, und ohne den organischen Zusammenhang gelten zu lassen, befriedigen zu können vermeinten. Wie weit hier bei einem Recht der Gegenwart, welches unwidersprechlich ist, das Wahre getroffen sei, oder nicht, soll jetzt aufser Betracht bleiben. Nur eine Bemerkung möge erlaubt sein, die uns wieder zu dem Gegenstande dieser Anzeige zurückführt.

Das römische Recht und so auch das Strafverfahren, wie es sich geschichtlich gestaltet hat, kann nach einer zweifachen Weise betrachtet werden. Einmal, für sich, wie es durch die römische Nationalität, und unter den mit dieser wirkenden organischen Bedingungen sich gebildet, und in den verschiedenen Perioden des Bestehens des römischen Volkes und Staates gegolten hat, wo es dann ganz selbstständig und ohne die gleich zu erwähnende zweite Beziehung zu würdigen, wobei jedoch nicht zu übersehen ist, dafs es ein wesentliches Glied, eine nothwendige Stufe in der Gesammt-Entwicklung sei, einen hinter ihm liegenden Grund und eine Folge habe. Solche Würdigung des Rechts in seiner Selbstständigkeit, als Theil der allgemeinen Culturgeschichte, ohne alle Rücksicht auf etwanigen Nutzen und praktischen Gebrauch, wird durch die freie Wissenschaft geboten, welche nirgends dienstbar, sich in der Erkenntnifs des Gegenstandes befriedigt findet. Es bleibt von dem gröfsten Interesse, nur eben dieses selbst zum Inhalt zu haben und nicht als Zweck, wofür jene Erkenntnifs das Mittel wäre, zu beobachten, welchen Weg der Bildung, welche Schicksale unter dem Einflusse politischer und anderer Verhältnisse bei einem so merkwürdigen Volke, das vornehmlich die juristische Seite zum Vorschein gebracht, das Verfahren in strafrechtlichen Angelegenheiten genommen und gehabt habe. Der Vortheil, der sich daraus für die Gesetzgebungs-Politik und das vergleichende Rechtsstudium ergibt, gehört einem andern Standpunct an und mag hier nur gelegentlich erwähnt werden. Zweitens aber wird die Betrachtung auch die selbst geschichtliche Thatsache festzuhalten haben, dafs dieses Recht in seinen praktischen Ergebnissen, in der, freilich vielfach modificirten Gestalt, die es nach dem Untergang des römischen Reiches, aus bekannten Gründen erhalten hat, für unser einheimisches Recht, theils, wie man es auszudrücken pflegt, die Eigenschaft eines Hülfsrecht angenommen habe, womit man die Nothwendigkeit des heutigen Studiums da zu vertheidigen sucht, wo man auf Mifsbilligung antworten zu müssen glaubt, theils, dafs dasselbe, was mehr als das vorige und etwas wesentlich anders ist, nicht nur so nebenher und ergänzend im Verhältnifs zu den Lücken des deutschen Rechts, sondern als ein solches Element sich behaupte, welches dieses unser einheimisches Recht, und zwar schon sehr frühe zu durchdrin-

Digitized by Google

gen begonnen und fortgefahren hat, so dafs die geistige Errungenschaft durch die Praxis zum Theil festgestellt, durch die Wissenschaft verarbeitet und den einheimischen Rechtsgestaltungen möglichst angepafst, durch die Gesetzgebung auf jenen Grundlagen bestätigt, nunmehr ein Bestandtheil des heutigen Rechts ist, und bis zu einem gewissen Grade bleiben mufs, wenn auch neue Formen durch die Zeit hervorgerufen werden, die den vielfach veränderten Stoff so weit bewahren, als sie nicht selbst einen andern zeitgemäfsen Inhalt, durch welchen sie mitbedingt sind, haben; wie denn der Gedanke des Rechts — von dem es sich im Criminalprocesse handelt, in verschiedener Weise und keineswegs blofs willkührlich bei den Völkern sich ausgeprägt findet, deren Recht und Sitte der ihnen eigenthümliche Ausdruck des Allgemeinen sind. Eine wissenschaftliche Betrachtung der Geschichte des römischen Strafverfahrens mufs nun diese beiden Seiten berücksichtigen, aber der nähere Zweck wird der einen oder andern ein Uebergewicht geben dürfen. Bei Verfolgung der zweiten kann die erste nicht unbeachtet bleiben: diese selbst aber vermag mehr für sich zu gelten. Sie ist, und im Ganzen, obschon es nicht so bestimmt ausgesprochen vorliegt, und einigermafsen beschränkter, als es nach unserer Ansicht der Fall *sein sollte*, die leitende bei dem Werke gewesen, welches dann gelegentlich auch die andre hervorhebt. Wir müssen nothwendig den Versuch machen uns in die Gedanken- und Rechtswelt der Römer zurückzuversetzen und die Einrichtungen zu reproduciren, denen die Wissenschaft das verlorne Leben, besonders durch die organische Verbindung der Glieder einzuhauchen hat. Wenn zuvor gesagt wurde, dafs eine spätere Zeit, vornehmlich die jetzige, mit ihrer Intelligenz dazu geeigneter sei, und es gebiete, indem frühere, sogar sehr verdienstliche Leistungen ihr nicht zu genügen vermögen, so wird dies nicht so mifsverstanden werden, als ob wir die Römerwelt mit ihren Verhältnissen nur von unserm Standpuncte und Bedürfnisse aus zu würdigen hätten, sondern wir glauben, dafs eben unser Standpunct, welcher die Bedeutung des Geschichtlichen erfafst, und demselben seine nothwendige Stelle neben andern nicht minder berechtigten Gebieten anweiset, mehr als ein anderer geeignet sei, einen sichern Blick in die Vergangenheit zu werfen, und gewifs, sie richtig zu beurtheilen. Das ist denn auch für die rein geschichtliche Darstellung das praktische Ergebnifs und der wahrhafte Nutzen — das Einzelne — in dem vorhin erläuterten Sinn mag, als untergeordnet betrachtet, Manches unrichtig befunden werden, der Geist des Ganzen, der Totaleindruck, soll uns bleiben und zur Belehrung nach jenen beiden Seiten dienen; der Forscher, der eine wahrhafte Rechtsphilosophie nur in Verbindung mit der Geschichte kennt, wird, dankbar für die Anschauung eines umfassenden Gebietes, die Früchte einer Arbeit geniefsen, welche ihm eine der wichtigsten Volksthümlichkeiten in dem Theile des Rechts vor die Augen führt, der vorzugsweise gestattet, die innige Verbindung von Recht, Sitte, Politik und — wenigstens politischer Religion — wahrzunehmen.

Das Werk des Verfs. empfiehlt sich durch eine einfache Darstellung in meist tadelloser Sprache; es ist zwischen weitläuftigen Untersuchungen und compendiarischer Kürze meistens das richtige Maafs gehalten; es finden sich, wo es Bedürfnifs schien, wo die Arbeiten der Vorgänger eine Lücke gelassen, oder einer nähern Prüfung und Berichtigung bedurften, Abhandlungen, die mit jenen, bei andern Puncten nicht selten nur Sätze, die mit diesen verglichen werden können — beides meistens durch den Inhalt gerechtfertigt. Auf diesen vollständig einzugehen, Beispiele der Methode anzugeben und über einzelne Puncte mit dem Verf. zu verhandeln, würde hier um so weniger der Ort sein, je mehr dieses eine ausführliche Nebeneinanderstellung der Quellenzeugnisse und Combinationen erfordert, die zu eignen Erörterungen des Gegenstandes anwachsen müfsten. Aber auch eine nur summarische Uebersicht des Ganzen und Inhaltsangabe wollen wir nicht liefern, die ohnehin nicht Sache der wissenschaftlichen Kritik ist. Eine allgemeine Bekanntschaft des strafrechtlichen Verfahrens darf vorausgesetzt werden: eine genauere sich zu erwerben und eine Controlle bei dem Studium der Klassiker und der Rechtsbücher zu haben — dazu kann das Werk aus besten Gründen empfohlen werden, dem wir jetzt unsere Aufmerksamkeit widmen.

Es ist wohl gerechtfertigt, wenn die ganze Geschichte des römischen Criminalprocesses in nicht mehr als drei Perioden zerlegt wird: „in die Geschichte der frühesten Zeit, von der Gründung des römischen Staates bis zur Entstehung der Quaestiones Perpetuae, in

Digitized by Google

die Geschichte dieser Quaestiones Perpetuae selbst, und in die Geschichte der spätern Zeit, von dem Untergange der Quaestiones Perpetuae bis zum Tode Justinian's" (S. 3). Auch wird richtig auf das Ineinanderfliefsen der einzelnen Zeiträume aufmerksam gemacht. Zwar erkennt der Verf. an, es liefse sich jede dieser Perioden wieder unterabtheilen, und zwar die erste in die Zeit der Könige und in die der Republik, die zweite in die Zeit vor und nach Sulla, die dritte in die Zeit vor und nach Constantin. Auch möchte, obschon man die Gründe gelten lassen kann, die den Verf. bestimmten, in den nach so vieler Hinsicht bedenklichen Zeiteintheilungen nicht zu weit gehen, doch besonders für die angedeutete, oder eine ähnliche Unterscheidung innerhalb des ersten Zeitraums sich Manches anführen lassen. Ohne Zweifel kommen die mit bestimmter Nationalität zusammenhängenden Sonderungen der Patricier und Plebejer weit mehr auch für das Strafrecht in Betracht, als hier vom Verf. eingeräumt wird. Und daran knüpft sich ein fast — völkerrechtliches Verhältnifs — im Sinne des alten Rechts, und mit diesem Deditionen und Racheübung, wenigstens als Princip, aus dem die abgeleiteten Rechtssätze zu erklären sind, wenn auch eine unmittelbare Anwendung, die für erstere nachzuweisen ist, von letzterer in der Zeit nicht mehr vorkommt, wo die Nachrichten zuverläfsiger zu werden beginnen. Wo vom Rechte die Rede ist, sind immer schon gewisse frühere Standpuncte überwunden und die Bildung ist vermittelt durch die Uebergänge, aber die Spuren eines vorausgegangenen Zustandes sind oft noch lange nachher wahrzunehmen. Der Verf. stimmt in den Hauptansichten mit dem überein, was ich hierüber in einem meiner ersten Versuche, wie in den bald darauf herausgegebenen Untersuchungen, gesagt habe, jedoch nicht durchgängig, und besonders erklärt er sich abweichend über die privata vindicta. Aber ich habe theils diese, deren vielfache Beschränkungen ich nachgewiesen, nicht in dem Umfange und als praktisches Recht behauptete, wie es bei den mir hier entgegengestellten Einwendungen erscheint, da ich von einem geschichtlichen Princip und Ausgangspunct sprach, theils bin ich weit entfernt, Alles, was damals vielleicht mit zu grofser Kühnheit auf einem wenig angebauten Gebiete aufgestellt worden war, jetzt zu vertheidigen, nachdem ich namentlich durch eine Reihe von Werken so viel Belehrung erfahren habe, welche durch meine Arbeiten veranlafst zu haben mir immer zur Genugthuung gereicht.

Jede Periode hat zwei „Abtheilungen", was hier nicht auf die Periode sich bezieht, sondern auf den Inhalt der Darstellung; die eine ist der Gerichtsverfassung, die andere dem Verfahren gewidmet. Es läfst sich dagegen nichts erinnern, die eine ist so sehr die Grundlage der andern und zugleich in näherem Zusammenhange mit der politischen Verfassung und der Constituirung der Behörden, dafs eine gesonderte Betrachtung jedenfalls für die Zeit fortgeschrittener Rechtsbildung unerläfslich ist; nur darf man nicht übersehen, dafs beide nicht eine wahrhafte Trennung gestatten und stets durch einander, insbesondere die zweite durch die erste bedingt erscheinen, dafs Beziehungen Statt finden, die anfangs mehr unmittelbar, und durch die volksthümlichen Verhältnisse gegeben, in der Folge mehr das Werk verständiger Berechnung bei der Einführung bestimmter Einrichtungen sind. Dies bezeichnet vornehmlich den Gegensatz der ersten und der letzten Periode, während die zweite, die auch der Verf. für die wichtigste hält, die Mitte und Vermittlung bildet, wo auf geschichtlicher und nationaler Grundlage, auf Voraussetzungen, die nicht das Werk der Willkühr sind, sich die aus dem bestimmten Rechtsbewufstsein hervorgegangenen Vorschriften erkennen lassen. Die Gerichtsverfassung in der ersten Periode wird in sieben Capiteln geschildert, in welchen von der Gerichtsbarkeit der Könige, der Magistrate, der Volkscomitien, des Senats, der Quästoren, der Pontifices und der Hausväter die Rede ist. Ueber diese Anordnung, bei der für einzelnes, z. B. die Könige, Magistrate, die Unterabtheilung in Betracht kommt, die vorhin erwähnt wurde, liefse sich rechten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 16.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1843.

Geschichte des römischen Criminalprocesses bis zum Tode Justinian's. Von Dr. Gust. Geib.

(Fortsetzung.)

Die Volkscomitien in ihren Bestandtheilen würde ich zum Mittelpuncte machen, die sogenannte Gerichtsbarkeit der Priester und der Hausväter, und jedenfalls letztere nicht zu der eigentlichen Gerichtsverfassung zählen: ihr Charakter ist zu eigenthümlich und bedarf es auch schon für die Form der Abhandlung — denn dem Inhalte nach hat es der Verf., mit wohlwollender Beachtung meiner Aufstellung *de imperio domestico*, in der *Comm. de antiq. Rom. jure crimin.*, anerkannt — einer genauen Bestimmung des Verhältnisses zu der öffentlichen Strafgewalt. Dieses Verhältnifs ist, wie ich schon anderwärts erinnert zu haben glaube, in verschiedenen Zeiten selbst verschieden. Anfangs äufsern sich gegen ein erst sich bildendes öffentliches Strafrecht dieses und andere Institute als Beschränkungen, und lassen jenem nur ein enges Gebiet; nachher, bei nothwendiger Erweiterung der vom Staate gehandhabten Rechtspflege, sind sie vielmehr das Beschränkte und die Ausnahme, die zuletzt ganz wegfallen mufs, auf einer Stufe, wo die Rechtspflege im Staate und dieser selbst ihrer Idee entsprechen, — eine Stufe, die jedoch auch in den letzten Zeiträumen des römischen Staates nicht, und die erst und nur in dem christlichen Staate und der höhern Gesittung errichtet ist. Es bestätigt übrigens dieses meine Ansicht über den innern Zusammenhang dessen, was hier Gerichtsverfassung genannt wird, mit dem Verfahren, was wiederum nicht von dem eigentlichen sogenannten materiellen Strafrechte getrennt werden kann, wofür die spätern leges judiciorum publicorum das Beispiel geben. Das Verfahren macht für die Gesetzgebung den Mittelpunct; aber diese wird selbst durch die Weise des Verbrechens bestimmt. So mufs denn allerdings schon jede der gedachten sogenannten Gerichtsbarkeiten einer bestimmten Kategorie von Verfehlungen zugeschrieben werden, obschon mit Anerkennung einer Concurrenz, oder wenigstens einer Möglichkeit derselben, wenn auch, aus höheren Gründen, dann der einen ein Vorzug zugestanden wird.

Aus der zweiten Abtheilung, dem gewöhnlichen Verfahren, und zwar den allgemeinen Grundsätzen, wo der Principien des mündlichen, öffentlichen und Anklageverfahrens, so wie der schon damals vorkommenden Ausnahmen gedacht wird, heben wir hervor die Nachweisung „des Vorhandenseins eines inquisitorischen Elementes" (S. 102), welche, wie auch die spätere diesem Gegenstande gewidmete Untersuchung, wie mir scheint, mit sehr glücklichem Erfolge geführt ist. Indem der Verf. schon hier einige allgemeine Bemerkungen über den allgemeinen Entwicklungsgang vorausschickt, kommt er zu demselben Ergebnifs, welches ich an mehrern Orten, wo sich die Veranlassung darbot, zu begründen gesucht habe, dafs — im Gegensatze zu der Weise, wie sich die Meisten, und besonders diejenigen die Sache vorstellen, welche jetzt das Anklageverfahren als das einzige zum gerechten Ziele führende empfehlen und sich auf das Recht älterer und neuerer Völker berufen — dieses nicht mehr ein selbstständiges Princip sei, das seine nothwendige Form bedinge, sondern eben nur eine Form für das Princip, das wir, in Ermanglung einer andern kürzern Bezeichnung, das inquisitorische nennen, ohne die gehässige Nebenbedeutung und die gegründeten und die grundlosen Vorwürfe, welche man demselben von einigen Seiten macht. Das Anklageverfahren, wie es insbesondere bei den Römern vorkommt, hat, und nicht blofs bei diesen — eine Seite der Zufälligkeit, deren Mängel und nachtheilige Folgen sich dann auch äufsern mufsten, und deren Wahrnehmung von selbst allmälig dahin führte, immer mehr Elemente des andern Ver-

Digitized by Google

fahrens jedenfalls dem Princip nach aufzunehmen, wenn auch die Form gröfstentheils die andre blieb. Wohl liegt stets eine Gefahr vor, wo die Gegensätze, wie es doch zufolge eines innern Entwicklungsgesetzes nothwendig ist, mit voller Stärke hervortreten. Jener Zufälligkeit des Anklageprocesses, der den Angeschuldigten und den Schuldigen begünstigt — was in der Zeit der freien Republik eher als das Gegentheil ertragen werden konnte, stellt sich in dem andern durch das Bedürfnifs des Gemeinwohls und eines (freilich sehr verschiedenen Inhalt bekundenden) öffentlichen Interesses hervorgerufenen Elemente eine Möglichkeit nicht geringern Unrechts und Mifsbrauches der Gewalt entgegen. Es gehört dies zwar zum Theil einer Betrachtung an, die aufserhalb des römischen Rechtes liegt, aber es findet zum Theil auch innerhalb desselben seine Bestätigung. Richtig ist S. 103 bemerkt: „In der That scheint auch die Idee des *reinen* Anklageprocesses viel zu roh und unbefriedigend zu sein, als dafs dieselbe nur bei einigermafsen ausgebildeten Staatsverhältnissen sich durchführen, bei nur etwas bedeutenderen Fortschritten in der Auffassung des Strafrechts überhaupt sich festhalten liefse". Unser neuer Anklageprocefs, z. B. der Engländer, von dem der Verf. sagt, dafs „trotz aller Consequenz, womit man das Princip des Anklageverfahrens festzuhalten suche, dessenungeachtet sehr deutliche Spuren eines inquisitorischen Charakters sich zeigen", beruht wesentlich auf den Grundsätzen, welche das Eigenthümliche des Verfahrens von Amtswegen sind; ganz besonders ist dies auch in dem französischen Verfahren ersichtlich. Das Anklage- und contradictorische Verfahren auf sogenannter inquisitorischer Grundlage, und mit dem dadurch bedingten Inhalte tritt zu einer Form zurück, die nicht mehr selbst das Wesentliche ist, für das sie aus Unkenntnifs, oder geflissentliche Entstellung des andern Verfahrens, ausgegeben wird; aber unter dieser unerläfslichen Voraussetzung kann man für dasselbe sich entscheiden. Von einem *Princip* des Anklageverfahrens, wie ein solches im römischen Processe, hauptsächlich der mittleren Periode, sichtbar ist, obschon nicht ohne Ausnahme, die der Verf. gut nachgewiesen hat, kann jetzt gar nicht mehr die Rede sein, ohne gegen die wesentliche Bestimmung der Strafrechtspflege zu verstofsen. Für den römischen Procefs im Ganzen und in seinen besondern Bestandtheilen dient zur Erklärung, dafs er einen vorzugsweise politischen Charakter hat, dafs der Grundsatz der Gerechtigkeit, obwohl überall hindurchleuchtend, doch noch nicht die ihm gebührende Anerkennung erlangt hatte. Wie sehr aber gerade diese, auf welche es allein hier ankommt, nicht blofs Princip des Strafrechts, sondern eben so des Strafprocesses, und für diesen maafsgebend sei, wie sich von diesem aus die meisten der Fragen befriedigend und dem wahrhaften Bedürfnisse entsprechend, lösen lassen, die man meist einseitig von dem Standpuncte des Anklage- oder des Untersuchungsverfahrens aus zu beantworten gesucht hat, wobei dann die überhaupt bei Seite gesetzte Gerechtigkeit weder in dem Urtheile sich behauptet, noch selbst zu ihrem Rechte gelangt. Alles dieses habe ich am andern Orte ausgeführt und beziehe mich darauf, um eine durch des Verfs. treffende Bemerkungen veranlafste Darstellung zu ergänzen, bei der wir nicht länger verweilen dürfen.

In den folgenden Capiteln wird das Verfahren vor den gewöhnlichen Gerichten und das Provocationsverfahren geschildert. Was aus der lesenswerthen Abhandlung, als der besondern Besprechung Stoff bietend, hervorgehoben werden könnte, gedenke ich im Zusammenhange mit der Betrachtung über die zweite Periode (S. 169 f.) zu berühren, in welcher die Gesetzgebung über das Verfahren eine besondere Thätigkeit entwickelte und die ich bereits mit dem Verf. für die wichtigste erklärt habe, obschon der Zeitraum, den sie umfafst (etwa 120 Jahre), der kürzere gegenüber dem andern ist. Die Wichtigkeit liegt nicht blofs in den neuen Rechtsgestaltungen, die das Interesse in Anspruch nehmen, welches sich überhaupt vorzugsweise auch der politischen Geschichte dieses Zeitraums und der unmittelbar vorhergehenden Periode zuwendet; sie liegt auch, und besonders darin, dafs die Gesetzgebung selbst nirgends den Charakter der Willkühr an sich trägt, um „erfinderische Versuche neuer Einrichtungen" zu liefern, sondern dafs „sämmtliche Gesetze dieser Periode vielmehr nur als organische Producte des ganzen damaligen und frühern Rechtslebens erscheinen". Diese fast schon ausgesprochene Wahrheit mit Gründlichkeit zur Anschauung gebracht zu haben, ist ein Verdienst des Verfs. Begreiflich könnte aber jene organische Entwicklung doch auch nicht ungestört statt finden: sie wird durch die inneren Zerrüttungen der Re-

Digitized by Google

publik unterbrochen und unterliegt theilweise fremdem Einflufs. Unterbrochen, aber nicht in dem Sinn, wie etwa ein begonnenes Werk (z. B. die bereits im J. 1805 angekündigte Reform des Criminalwesens in Preufsen) wegen Krieg u. s. w. ausgesetzt wird, sondern insofern als die folgerechte Ausbildung durch eine Thätigkeit gehemmt wird, welche von politischen Ereignissen bestimmt, ganz besonders in das Gebiet des Strafverfahrens eingreifen mufste. Der Kampf der Partheien im Innern, der Bürgerkrieg, und was diese im Gefolge mit sich führten, mufste sich vornehmlich wirksam erzeigen auf die Behandlung der politischen Verbrechen, wie ja auch das, was hier als Rechtspflege erscheint, die Bestellung der Richter, bald aus dem Stande der Ritter, bald auf andere Weise, und so Vieles, was hier in Betracht kommt, durch die politischen Rücksichten, und grade durch solche bestimmt wird, die sich im Augenblicke geltend zu machen vermochten; und wie wenige Verbrechen gab es, bei denen sich nicht eine politische Seite aufzeigen liefs? Wohl mag Sulla als der genannt werden, der „den zerrissenen Faden aufgreifend, auch hinsichtlich des Criminalprocesses eine umfassende und planmäfsige Reform vorgenommen, der der eigentliche Begründer des ganzen spätern Processes, so wie dieser bis zum Untergange der Republik und selbst noch im Anfange der Kaiserregierung bestanden hat, angesehen werden kann" (S. 171). Aber auch seine Gesetzgebung verleugnet den Charakter nicht, den wir eben andeuteten. Zweierlei ist es, worauf mit Recht aufmerksam gemacht wird. Das eine, dafs ohnerachtet, der jedoch mehr formellen Eigenthümlichkeit der ständigen Criminal-Commissionen, noch immer der alte staatsrechtliche Grundsatz bestand, demzufolge die Strafrechtspflege von dem gesammten Volke und den Comitialgerichten ausging, und auf diesen zurückbezogen wird, was selbst durch eine Lex Sempronia wieder in Erinnerung gebracht ward. Das andre, dafs indem die einzelnen leges publicorum judiciorum, durch welche allmählig immer mehr solcher perpetuae quaestiones eingeführt wurden, zwar als eben so viele besondre Procefsordnungen angesehen werden können, deren Eigenthümlichkeit in gewissen Puncten es verbietet, sie über ihr ihnen angewiesenes Gebiet auszudehnen, und in denselben allgemein geltende Vorschriften anzuerkennen, dennoch es, mit gehöriger Vorsicht zulässig und nothwendig sei, das Gemeinsame aufzufinden. Die Beschaffenheit der Quellen macht es freilich schwierig, ein gemeinsames Bild des ganzen Verfahrens zu erhalten, da ja auch die Quaestiones nicht die einzige Form waren, — und dies um so mehr, je weniger es auch nur gelingen kann, eine einzelne Quästion, oder specielle Procefsordnung in ihrem ganzen Umfang darzustellen. Dennoch darf man nicht an der Möglichkeit verzweifeln, mit Hülfe der Analogie aus den dürftigen Nachrichten, etwas nicht blofs Gemeinsames, sondern, selbst Allgemeines nachzuweisen, da es nicht an einer uns bekannten Grundlage fehlt, auf welcher sich das Verfahren der Römer, deren Anschauung von Recht und Politik wir kennen, mit seinen weitern Arten gestalten mufste. Welche Unterschiede auch in mancher Hinsicht zwischen den ständigen Commissionen und den alten aufserordentlichen Quästionen, als besondere Commissionen der Comitien oder des Senats, und zwischen den Gerichten statt gehabt haben mögen, welche die römischen höhern Provinzialbeamten hegten, neben denen noch die Municipalgerichte in Italien zu erwähnen sind, von welchen uns am wenigsten bekannt ist, — immer mufs man annehmen, dafs die Römer nicht auf der einen Seite ein Verfahren für zulässig erachten und sich gefallen lassen konnten, was sie auf einer andern für unerträglich hielten, und dafs die Magistrate auch aufserhalb Roms und in den Provinzen nicht ganz die für die eigentlich römische Strafrechtspflege geltenden Grundsätze unberücksichtigt lassen durften, wenn gleich in dieser Hinsicht, selbst ganz abgesehen von der grenzenlosen Willkühr, welche Cicero dem Verres zum Vorwurfe macht, manche Abweichung begründet war, mancher wenigstens nachgesehen worden zu sein scheint.

Von der Gerichtsverfassung (Erste Abtheilung) wird zuerst mit Rücksicht auf Rom, und zwar theils von der Gerichtsbarkeit der Prätoren in den Quaestiones Perpetuae, dann der übrigen Behörden in Rom, danach von derjenigen aufserhalb Roms, nämlich der Municipalbehörden in Italien, der Statthalter und der übrigen Behörden in den Provinzen, gehandelt, woran sich das gerichtliche Verfahren schliefst (Zweite Abtheilung), welches, nach Aufstellung der allgemeinen Grundsätze — über die ich schon oben Einiges bemerkt habe — in das vor den gewöhnlichen Gerichten, und das Provocationsverfahren zerfällt. Die sehr

Digitized by Google

ausführliche Darstellung entspricht in ihrem Gehalte der Wichtigkeit, welche der Gegenstand hat. Es kann aber auch hier nicht unsere Aufgabe sein, eine Uebersicht mitzutheilen, oder in Einzelnes einzugehen. Ohnehin darf in der Hauptsache bei Rechtsgelehrten und Philologen die Bekanntschaft vorausgesetzt werden. Nicht ob dadurch behauptet werden sollte, es käme nichts Neues vor: im Gegentheile fehlt es keineswegs an neuen Ansichten, an der Widerlegung hergebrachter Meinungen, so wie an bessere Begründung der frühern, wobei sich überall Scharfsinn und Gelehrsamkeit bekunden, und die Polemik im Ganzen gebilligt werden mufs. Aber man kann, ohne das Verdienst zu verkennen, doch mit Genugthuung für den Standpunct der Wissenschaft unserer Zeit bemerken, dafs auch solche neuere, deren Forderungen entsprechende Forschungen nicht vermocht haben, eine gänzliche Umgestaltung als nothwendig darzuthun, oder zu zeigen, wie man bisher die Sache im falschen Lichte betrachtet hätte. Und dies kann man erkennen, ohne deshalb zu leugnen, dafs die Berichtigungen, die wir im Einzelnen erfahren, auch für das Ganze von Einflufs seien, und dafs dieses uns jetzt in vieler Hinsicht gerechtfertigter erscheine. Die Periode, mit der wir es zu thun haben, ist die eigentlich klassische — wenn man dieses Wort nicht in der geschichtlichen Bedeutung der später fallenden klassischen Juristen nimmt: wir sind hier mehr als in einer andern im Stande, die Quellen zu benutzen, die uns die Redner, Geschichtschreiber, eröffnen und was rücksichtlich dieser, die einer rechtswissenschaftlichen Erläuterung bedürfen, die Veranlassung schon frühzeitig gab, Hülfe durch Vergleichung der eigentlichen juristischen Schriften zu suchen, das hat denn auch, nach dem Gesetze der Wechselwirkung, die mit Dank anzuerkennende Folge gehabt, dafs wiederum die Rechtswissenschaft reichhaltige Belehrung aus den Arbeiten der Alterthums- und Sprach-Forscher, der Historiker und Philologen geschöpft hat. Wie viel auch in den Werken der Männer, die bisher als Autoritäten galten, jetzt einer Verbesserung und Berichtigung bedürftig erscheine, so dürfen wir doch nicht vergessen, wie wir ihnen Vieles schuldig seien; ja es findet auch in diesem Gebiete die neuerlich öfters gemachte Erfahrung eine Bestätigung, dafs, was man ohnlängst als unbegründet, oder weil mit bestimmten für festgestellt erachteten sonstigen Ergebnissen unvereinbar, als verwerflich ausgab, durch spätere unbefangene Forschung gerechtfertigt worden ist. Legen wir bei dem gerechten Urtheile über die Leistungen der Vorgänger den Maafsstab der Zeit an, so werden wir deren individuelle Verdienste um so höher anzuschlagen verpflichtet sein, je seltener in unsrer Zeit die Verbindung von philologischen und juristischen Studien ist, der wir bei den nahmhaftesten Schriftstellern über jene Periode begegnen, und je gröfser der Gewinn ist, den wir jetzt da hervorgehen sehen, wo solche Verbindung in unsern Tagen statt findet, die allerdings bei einem Gegenstande, wie der vorliegende, die unerläfsliche ist, um etwas Tüchtiges zu leisten. So wie für diese Periode die Quellen weit weniger eigentlich juristische sind, und diese selbst uns meist nur mittelbar und durch die zweite Hand geboten werden, so hat auch die Bearbeitung derselben in der Folge weit weniger durch Rechtsgelehrte als durch Gelehrte anderer Fächer, die wir bezeichneten, statt gefunden. Freilich nicht ohne den Nachtheil einer gewissen Einseitigkeit, nicht ohne manche Verirrung, die vielleicht von Rechtsgelehrten vermieden worden wäre; aber es ist eben so unleugbar, dafs diese allein und ohne das andere, schon durch die Beschaffenheit jener Quellen und durch die ganze politisch-historische Natur des Gegenstandes, bedingte Hülfe noch weniger zu leisten vermocht hätten. Die letztere Einseitigkeit wäre begreiflicherweise noch gefährlicher gewesen, als die erstere. Wenn sie nicht in dem Grade sichtbar geworden ist, wie es wohl hätte der Fall sein müssen, so liegt der Grund vornehmlich darin, dafs überhaupt lange Zeit die Rechtsgelehrten vom Fache den Gegenstand vernachläfsigt hatten; einigermafsen dadurch entschuldigt, dafs sie glaubten, für unmittelbar praktische Zwecke, bei der Beschaffenheit des einheimischen und gemeinrechtlichen Strafverfahrens, entweder ohne die Geschichte des römischen Criminalprocesses auszureichen, oder sich höchstens mit dem spätern, in die Justinianische Rechtssammlung übergegangenen, begnügen zu können.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 17.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1843.

Geschichte des römischen Criminalprocesses bis zum Tode Justinian's. Von Dr. Gustav Geib.

(Fortsetzung.)

Wie wenig brauchbar aber hier die Glosse, wie ganz anders der Standpunct der spätern italienischen Praktiker sei, ist eben so bekannt, als dafs die gelehrten Civilisten diesem Gebiete nicht die Sorgfalt zuwendeten, mit der sie das Privatrecht bearbeiteten und dafs die Philologen, so weit sie sich der Aufgabe unterzogen, sich darauf beschränkten zu erforschen und zusammen zu stellen, was zum Verständnifs bestimmter Stellen der Klassiker nöthig schien. In unserer Zeit ist man hierüber zu einer bessern Einsicht gelangt, und wir beginnen die Vortheile derselben zu geniefsen, wo sie sich bethätigt. Es ist nur zu wünschen, dafs bei dem Streben für das Recht unserer Zeit zu wirken, welches wohl verstanden, nur gebilligt werden kann, nicht die Stimme derjenigen das Uebergewicht erlange, welche, und nicht blofs für die Jurisprudenz, sondern in einem Umfange, dafs die Nachtheile für die ganze, auf geschichtlicher Grundlage beruhende Bildung unberechenbar sein würden — das Studium des klassischen Alterthums für entbehrlich ausgeben und so gänzlich verbannen wollen, dafs schon die Jugend, die sich an den klassischen Idealen begeistern, und durch die Geschichte zur Pietät gebildet werden soll, vielmehr durch die Hinweisung auf das sogenannte unmittelbar Praktische und Nützliche einen Sinn erhalte, der, da die Gediegenheit nothwendig fehlt, welche bei den Erfahrnen in der Richtung auf das heutige Bedürfnifs das Gegengewicht hält, mit Recht als der der Gemeinheit bezeichnet worden ist.

Wir müssen zur Erläuterung des oben berührten Verhältnisses der Bearbeiter noch erinnern, dafs sich in dem Strafprocesse der Römer, selbst in dieser Periode, das technisch-juristische Element in weit geringerem Grade findet, als man nach der Vergleichung mit dem Civilrechte glauben sollte. Wo hier Strenge und Consequenz, und ein rechtliches Festhalten an Gesetz und Recht sichtbar ist, da sehen wir dort die Willkühr und andre, dem strengen Recht fremde Einflüsse sich behaupten, und zwar nicht als Ausnahme, sondern zufolge der ganzen Eigenthümlichkeit des Strafverfahrens, die eben nicht blofs auf juristischer, sondern hauptsächlich auf politischer Grundlage statt findet und erklärt werden mufs.

Es ist hier der Ort, um eine Streitfrage zu berühren, über die ich mich gern mit dem Verf. verständigen möchte, was denn zugleich Gelegenheit bietet, einer einzelnen Lehre einige Betrachtungen zu widmen, freilich nicht in dem Umfange, welchen die Wichtigkeit des Gegenstandes fordert. Bei der Frage, ob durch Indicien ein solcher Beweis geliefert worden, wie er zur rechtlichen Verurtheilung erforderlich ist, werde vorzugsweise ich als Gegner von denen angeführt, welche einen solchen Beweis, und zwar in gröfstem Umfange und für alle Perioden behaupten. Auch der Verf. richtet seine Polemik (S. 355) fast nur gegen mich, was mir, obschon ich keineswegs allein mit den von mir ausgeführten Ansichten stehe, doch als eine Anerkennung gelten darf, dafs ich diesem Gegenstand eine besondere zu berücksichtigende Sorgfalt zugewendet habe. In der That liegt mir die Sache am Herzen und nicht minder hinsichtlich der historischen Wahrheit, als der praktischen Ergebnisse und der Forderungen für die Gesetzgebungspolitik, die man daraus ableiten will. Die beiden letztern Gesichtspuncte liegen der Untersuchung über das römische Recht, namentlich der früheren Perioden ferner, aber diese selbst ist für jene nicht ohne Einflufs. Der Zusammenhang macht es nothwendig, darauf wenigstens hinzuweisen. Es handelt sich, von einigen in der Mitte liegenden Puncten abgesehen, um drei Fragen. Erstens, ob den Rö-

Digitized by Google

mern der Indicienbeweis im eigentlichen Sinne bekannt gewesen sei, zweitens, ob, die Bejahung vorausgesetzt, das unleugbare ausdrückliche Verbot der Verurtheilung zu peinlicher Strafe auf Grund eines solchen, da P. G. O. Art. 22. durch die Aufhebung der Folter mit der Wirkung hinweggefallen sei, nunmehr unmittelbar wieder jene angeblichen Bestimmungen des römischen Rechts in Wirksamkeit treten. Drittens, ob, auch ohne alle Rücksicht auf solche positive Bestimmungen es in dem Begriff und der Natur der Sache gegründet sei, die Indicien als vollgültige Beweismittel anzuerkennen, so dafs — nicht etwa Geschworene, bei denen, wie ich gezeigt habe, ein wesentlich verschiedener Gesichtspunct eintritt — sondern rechtsgelehrte, an eine bestimmte Beweistheorie gebundene, oder durch neue Gesetzgebung zu bindende Richter, auf solche eine zur Verurtheilung überall genügende Gewifsheit zu bauen vermögen?

Alle drei Fragen habe ich geglaubt, theils verneinen, theils mindestens nicht in dem von Andern behaupteten Umfang bejahend beantworten zu müssen. Die dritte lassen wir hier ganz bei Seite: sie könnte höchstens insofern in Betracht kommen, als man annehmen darf, es werde, was in der Natur der Sache liegt, auch den Römern nicht entgangen sein, so dafs sie entweder den Indicienbeweis als untrüglich anerkennen, weil es nothwendig sei, was ihnen freilich nicht eingefallen ist, oder ihn nicht in solchem Umfang gelten lassen, da sie dessen Unsicherheit in vielen Fällen nicht verkennen, was theils bestimmt bestätigt ist, theils wenigstens nicht durch die Beispiele erfolgter Verurtheilungen widerlegt wird. Auch die zweite Frage bietet hier kein selbstständiges Interesse dar, aber für sie ist die erste insofern wichtig, als, wenn man annehmen dürfte, durch die Abschaffung der Tortur sei der Art. 22. selbst aufgehoben — was nicht der Fall ist — dann zu erwägen wäre, welche ältere Rechtsbestimmungen nunmehr wieder in Kraft getreten seien. Was der Verf. (der in allen drei Perioden dieselbe Behauptung aufstellt) gegen mich, neben der mehr einer Versöhnung als einer Beweisführung ähnlich sehenden Angabe der Unrichtigkeit jener Verwerfung des Indicienbeweises, angeführt hat, läfst sich auf zweierlei zurückführen, — und in beider Hinsicht finde ich mich so wenig widerlegt, dafs ich vielmehr gerade das für mich geltend machen kann, und auch bereits geltend gemacht habe, was derselbe mit vieler Sorgfalt angeführt hat. Um mit dem zweiten zu beginnen, den Beispielen wirklich erfolgter Verurtheilungen auf Indicien, also auch einer nur auf solche gegründeten Anklage, — so wie umgekehrt der Lossprechung auf den Grund sogenannter Gegenindicien, so sind mir dieselben keineswegs entgangen, oder unbekannt geblieben. Aber es folgt aus ihnen zunächst nur etwas Thatsächliches; nicht, dafs ein allgemein anerkannter Rechtsgrundsatz hier beobachtet worden wäre. Man mufs vielmehr, und darum reducirt sich zuletzt Alles auf das erste Argument, solche Fälle nach dem Charakter des Verfahrens und den für die Richter geltenden Bestimmungen, so wie den ihnen eingeräumten Machtbefugnissen beurtheilen. Dafs man den Indicien ein und sogar recht bedeutendes Gewicht beigelegt habe, ist nicht zu leugnen: wohl aber, dafs diese im eigentlichen Sinne als ein Beweismittel galten; dafs sie die Kraft hatten, die man ihnen jetzt gleichsam rückwirkend beizulegen sucht, zu einer Ueberzeugung zu führen, derzufolge eine Verurtheilung statt finden müsse. Die jetzigen Betrachtungen gehen von der Natur der Anzeigen aus, welche man zu einem Beweismittel, — für rechtsverständige an eine vorgeschriebene Beweistheorie gebundene Richter stempeln will; begreiflicherweise — da sich hier auch die Kehrseite unvermeidlich behauptet, nicht ohne augenfällige Inconsequenzen hinsichtlich der Voraussetzungen und der Wirkungen. Die römische Auffassung mufs aber von der Stellung der, und nicht blofs über die That, sondern über deren rechtliche Seite, urtheilenden Richter, und der politischen Natur des Criminalprocesses ausgehen. Der Verf. macht auf diese, auf die ungemeine Willkühr, die sich im Freisprechen und Verurtheilen zeigt, auf die Mittel, die man von Seiten des Angeklagten und seiner Freunde anzuwenden pflegte, um auf das Gefühl und Mitleid der Richter einzuwirken, auf die rhetorischen und sonstigen Kunstgriffe der Ankläger und Vertheidiger — die man schon früh bei Lesung der Ciceronianischen Reden kennen lernt — überhaupt auf Alles das, was den Gegensatz zu den Forderungen unserer Zeit bildet, wenn vom Beweise als Bedingung eines gerechten und nur das Recht vor Augen habenden Erkenntnisses die Rede ist, — an so vielen Stellen seines Werkes aufmerksam, dafs es nicht erforderlich ist, sie einzeln anzuführen. Nur einen

Digitized by Google

allgemeinen Satz zeichne ich aus: „schon der Charakter des damaligen Verfahrens überhaupt, der völlige Mangel an einer jeden Art von Beweistheorie, die absolute Ungebundenheit der Richter, ihre Befugnifs eben so wohl bei den dringendsten Beweisen freizusprechen, als bei den unbedeutendsten zu verurtheilen u. s. w. lassen es fast von vorn herein als unmöglich erscheinen, dafs hier, und blofs hier allein eine so auffallende Beschränkung Statt gefunden haben solle" (S. 385). Das behaupten wir um so weniger, als auch sonst in Ermanglung genauer gesetzlicher Beweisvorschriften dergleichen nicht vorkommt. Aber eben so wenig ist man berechtigt, im Gegentheil von einem anerkannten Beweise durch Indicien zu sprechen, wo man selbst den Mangel eines solchen zugestehen mufs und die absolute Willkühr „die einzige Norm sein soll". Aber noch mehr (heifst es weiter S. 380): „selbst die Unentwickeltheit des juristischen Begriffs über Beweis im Allgemeinen, welche man zuweilen gegen die Zulässigkeit des Indicienbeweises angeführt hat *), spricht gewifs sehr bestimmt für dieselbe, indem wohl durchgängig gerade die Laien in der Rechtswissenschaft am geneigtesten sind, sogar bei vergleichungsweise unzuverläfsigen Anzeigen, ohne weiteres über die Schuld oder die Unschuld eines Angeklagten abzuurtheilen". Auf diese Gründe, die der Verf. doch selbst zum Theil vermuthungsweise aufstellt, und von denen ich nicht zugeben kann, dafs sie „schon so wichtig erscheinen" — und die er selbst „den positiven Zeugnissen unserer Quellen als unzweideutigere" entgegensetzt, reducirt sich dann das, was meine ebenfalls aus den Quellen und dem Charakter des römischen Criminalprocesses geschöpfte Darstellung entkräften soll! So wie dort die absolute Ungebundenheit der Richter, so soll hier — als ein argumentum ad hominem — die Unkenntnifs der Laien, die ohnehin, da sie nicht nach objectivem Rechte urtheilen, sich durch subjective Einflüsse leiten lassen und mehr oder minder Parthei nehmen — wie man bei jedem Criminalfall wahrnehmen kann, welcher allgemeines Aufsehen erregt, — und der pruritus sogar aus vergleichungsweise unzuverläfsigen Ansichten zu schliefsen, für einen wissenschaftlichen Beweis gelten. Wohl sind unter solchen Umständen Verurtheilungen erfolgt, und es mag auch dann ein Ankläger, der seine redliche Ueberzeugung hatte, es gewagt haben aufzutreten, in der Hoffnung des Erfolges — wodurch wieder nicht meine Entwicklung widerlegt wird, die sich an die strengen Verpflichtungen des Anklägers und die Gefahren knüpft, denen er sich in Folge einer falschen Anklage aussetzte. Ohnehin darf man nicht unerwogen lassen, welchen Einflufs die Mündlichkeit und Oeffentlichkeit des Verfahrens, die doch Regel war, haben mufste, und wie durch diese noch Bedingungen für das Urtheil der Richter gegeben werden konnten, welche aufserhalb des Kreises der eigentlichen Beweisführung lagen. Aber wie kann man aus solchen Halbheiten Schlüsse auf Rechtsgrundsätze machen? Wir wollen ja nicht in Abrede stellen, dafs, was man Indicien nennt, beachtet worden sei, wir wollen sogar den Rhetoren, die der Verf. (namentlich Seneca und Quintilian — beide gehören übrigens der zweiten Periode nicht an —) für unzuverläfsig erklärt, das gebührende Gewicht beilegen, wo sie sich mit Indicien mehr nach der logischen als der juristischen Seite beschäftigen; allein wir sind nicht geneigt, sie ohne Kritik durchzulassen, die um so unerläfslicher ist, je mehr wir uns hier auf einem Gebiete befinden, wo gesetzliche Vorschriften uns nirgends bewegen, oder uns geböten, etwas anzuerkennen, was eine praktische Bedeutung, nicht um seiner selbst willen, sondern bei einer Willkühr der Richter und Volksrepräsentanten hatte, welche wiederum nur deshalb ertragen und nur daraus erklärt werden konnte, dafs die Stellung der Richter jener Zeit in dem ganzen politischen Organismus eine völlig andere war, als die heutige, der man jene angeblichen römischen Beweisregeln unterschieben will, wo der Grundsatz der Unabhängigkeit der Rechtspflege theils gar nicht anerkannt war, theils, indem er sich geltend zu machen suchte, zu manchen Collisionen führte, — was unter andern der Kampf bestätigt über die Wahl der judices, bald aus dem Stande der Ritter, bald dem Senate. Man mufs sich vergegenwärtigen, dafs eine so strenge Sonderung der Staatsgewalten, wie sie uns nach modernen Begriffen eben so geläufig ist, als sie in anderer Hinsicht mifsverstanden zu werden pflegt, überall nicht bestand, und zuletzt eine Verurtheilung oder Lossprechung (so wie die Niederschlagung eines Processes) nirgends ausschliefs-

*) Hier wird Not. 360 citirt: *Abegg* de sententia condemnatoria ex solis indiciis secundum principia juris romani haud admittenda p. 5. 7.

Digitized by Google

lich auf der durch strengen Beweis festgestellten Thatsache der Schuld oder Nichtschuld, nicht einmal, das Factum vorausgesetzt, auf der Annahme beruht — jure fecisse, oder des Gegentheils, — sondern die Erklärung eine über allem diesem stehende Machtvollkommenheit enthielt. Uebrigens bin ich, wie gesagt, nicht so entfernt von der Ansicht des Verfs., der nach seiner eignen Ausführung nur noch einen Schritt weiter hätte gehen und zugestehen sollen, dafs ein solcher Indicienbeweis, wie man jetzt ihn annimmt, in dieser Periode jedenfalls nicht Statt finde. Kann man ihm allenfalls zugeben, dafs der Indicienbeweis mit allen übrigen Beweisarten in dieselbe Reihe zu stellen sei (S. 358), so mufs man dieses näher durch den Satz bestimmen, demzufolge nach dem Verf. ein gänzlicher Mangel einer Beweistheorie stattfand und eine absolute Ungebundenheit der Richter, die wir, wenn es darauf ankommt, die Lücken des gemeinen Rechts aus dem römischen zu ergänzen, so wenig wünschen und brauchen können, als jene Unentwickeltheit der juristischen Begriffe, welche den Laien zu Statten kommt. Nicht ob man so verurtheilt oder freigesprochen habe, und es gedurft habe, sondern ob dieses sich vor höhern Forderungen des Rechts und der Gerechtigkeit, bei dem Bestreben die Wahrheit zu erkennen und nur die erkannte als Voraussetzung des Erkenntnisses gelten zu lassen — zu rechtfertigen vermöge und ob man dafür sich auf die Autorität des römischen Rechtes berufen dürfe, ob man befugt sei, diesem unsre Begriffe unterzulegen, um dann — als ob solches eine Beruhigung für das juristische Gewissen sein, und den wahren Gerechtigkeitssinn befriedigen könnte — durch einen auffallenden Rückschlufs ein solchergestalt zugerichtetes römisches Recht wieder in das unsrige aufzunehmen — das ist es was ich bezweifelt, und wogegen ich meine verschiedenen Abhandlungen gerichtet habe, von deren Ergebnissen abzugehen mich des Verfs. von mir unbefangen gewürdigte Ausführungen und Entgegnungen keinesweges zu bestimmen vermögen. Interessant, und zum Theil meine Ansichten bestätigend, zum Theil dem, was jener über die Willkühr und gewissermafsen Beweislosigkeit gesagt hat, widersprechend, ist die Bemerkung, mit der er die Darstellung der Redner begleitet, bei welchen schon eine Entwicklung der Lehre, wenn auch nur mehr theoretisch, vorkommt, dafs die Indicien nicht einzeln und für sich, sondern nur wenn sie in gröfserer Anzahl, und zwar so vorkamen, dafs sie gewissermafsen eine fortlaufende, sich gegenseitig unterstützende und ergänzende Kette von Erscheinungen darboten, einen vollständigen Beweis zu liefern vermochten, und dafs man dann doch einen Unterschied zwischen diesen und andern Beweismitteln anerkennen mufste, indem „es Regel war, dafs jedes einzelne Indicium nicht erst selbst wieder durch ein anderes Indicium, — oder, wie man es nannte, durch einen künstlichen, sondern überall durch einen natürlichen Beweis — durch Geständnisse, Zeugenaussagen, Urkunden — dargethan sein müssen"*). Ebenso wird auf der andern Seite die Bedeutung dieser sogenannten directen Beweismittel in den verschiednen Perioden dargethan, und, wie man z. B. ein im Allgemeinen glaubwürdiges Geständnifs nirgends in Zweifel gezogen habe. Allerdings auch ein Mangel, besonders bei dem geringen Gewichte, welches man auf die Herstellung des objectiven Thatbestandes legte, wie denn namentlich bei dem Verbrechen der Tödtung hierauf viel zu wenig, und hinsichtlich der jetzt überall anerkannten rechtlichen Erfordernisse so gut wie gar nicht gesehen wurde, und ein auch nur beginnender Einflufs anderer Wissenschaften, z. B. der Heilkunde, wo deren Grundsätze mit zu Hülfe genommen werden müssen, nirgends sichtbar ist. Allerdings hängt jenes mit der materiellen Strafgesetzgebung, mit den Ansichten der Römer über das Verhältnifs des Versuches zur Vollendung zusammen, und in den Fällen, die unter die lex Cornelia de sicariis zu ziehen waren, kam es auf die Tödtlichkeit und den Erfolg nicht an, wenn nur der subjective Thatbestand und die Absicht aufser Zweifel gesetzt war.

*) Autoritäten sind hier nicht Rechtsquellen, sondern die Redner. Ueber den Zusammenhang der Indicien unter einander sagt der hier angeführte *Cicero de orat.* II 40 nicht, dafs sie einen vollständigen Beweis bilden im juristischen Sinne, sondern dafs man nicht zweifle, und zwar dieses für die Richter von der Art, wie sie der Verf. schildert. Wie dringend auch in dem angegebnen Falle die Wahrscheinlichkeit sein möge, mehr als eine solche wird nicht behauptet.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 18.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1843.

Geschichte des römischen Criminalprocesses bis zum Tode Justinian's. Von Dr. Gust. Geib.

(Schlufs.)

Aber man mufs diejenigen, welche behaupten, dafs vorzugsweise dem Untersuchungsprocefs im neuern Sinne das Bestreben auf Erlangung eines Geständnisses eigenthümlich sei, auf welches im Anklageverfahren ein solcher Werth nicht gelegt werde, und die überhaupt häufig eine Unkenntnifs des römischen und des deutschen Verfahrens bekunden, die es denn auch übersehen, dafs gerade das letzte, indem es, und nicht zuerst, sondern nach dem Vorgange des römischen Rechtes, jedenfalls der dritten Periode, den Zwang zur Erpressung zuläfst, die sorgfältigsten Bestimmungen über die Voraussetzungen aufstellt, unter denen allein *Geständnisse glaubwürdig* und genügend sein sollen — man mufs diese, sagen wir, auf das vorliegende Werk verweisen, welches sie über dies und vieles Andere belehren kann.

Die dritte Periode, von der zweiten auf eine mehr sichtbare Weise getrennt, während in der frühern der Zusammenhang mehr als ein innerlicher vorwaltete und es daher irgend einer äufsern Grenzbestimmung bedurfte, wird nicht minder wie diese andere durch die politischen Verhältnisse und Umwandlungen bedingt. Und allerdings sind diese hier mit dem Untergange der Republik und der Volkssouveränetät, mit dem Beginn der Imperatorenherrschaft scharf genug bezeichnet, so dafs der innere Unterschied, welcher die Aenderungen im Verfahren mit so vielen andern Umgestaltungen zur Folge hat, auch äufserlich und in mehr unmittelbarer Weise hervortritt, wiewohl es hier nicht an Uebergängen fehlt. Das geschichtliche Gesetz bestätigt sich, demzufolge die Entwicklungen allmählig stattfinden und sich vorbereiten, das Neue im Keim noch in der alten Form und Hülle besteht, und erst, wenn es zu selbstständigem Dasein und Anerkennung gelangt, eine ihm entsprechende Gestalt in der Erscheinung annimmt und so durch die Gesetzgebung ausgesprochen wird, welche auch hier nicht blofs willkührlich ist; doch fehlt es daran nicht im Verlaufe dieser Periode. Wie nun unter den gegebenen Verhältnissen sich die neuen Gestaltungen als relativ bedingte, und oft noch mehr als nur solche entwickeln mufsten, wie das Alte eine Zeitlang neben dem Neuen bestand, dann in diesem unterging, was besonders von den perpetuae quaestiones gilt, welchen Einflufs der veränderte Beamtenorganismus und die Competenzverhältnisse auf das Verfahren überhaupt und auf dessen besondere Arten ausüben mufsten, und wie dieses alles, was wir uns versagen näher hervorzuheben, sich weit weniger durch das Eingreifen der Gesetzgebung, als vielmehr durch den Einflufs der eigentlichen Juristen, durch die Doctrin und Praxis ausgebildet, so dafs selbst die wichtigen Veränderungen durch und unter Constantin diesen Charakter des Fortschrittes nicht im Wesentlichen unterbrechen, — das hat der Verf. in der Einleitung (S. 393 f.) und der weitern Ausführung (S. 412 f.) recht gut nachgewiesen. Vornehmlich kommt hiebei die Stellung der Kaiser zu der Strafrechtspflege in Betracht, und wie sie ihre Befugnifs in der Eigenschaft der Magistratswürden, welche sich in ihrer Person allmählig vereinigten, geltend machten. Es hängt dieses mit andern staatsrechtlichen Grundsätzen zusammen, welche *Bethmann-Holweg* in dem von dem Verf. überall benutzten, die Gerichtsverfassung des sinkenden römischen Reiches geschichtlich darstellenden Werke so trefflich entwickelt hat. In der That ruht ein besonderes Interesse auf dieser, dem bisherigen römischen Rechte (einige Ausnahmen in der Periode des Unterganges der Republik, die selbst schon den Uebergang bildet, abgerechnet) fremden Einwirkung einer machthabenden Individualität, die sich theo-

Digitized by Google

retisch nur später begründet, praktisch schon früh und dann wieder in sehr verschiedener Form zeigte, bald im Wege der Zuziehung eines Consiliums, bald mehr unmittelbar, bald indem auf sie bei Verweisung der Sache an die zuständigen Behörden scheinbar verzichtet wurde — worüber man bei Tacitus die Periode unter Tiber vergleichen mufs — oder auch wirklich, sei es als Scheu vor dem öffentlichen Urtheile, aus Anwandlung von Grofsmuth oder Verachtung der Beleidiger, oder weil die Sache weder einen politischen Gesichtspunct darbot, noch eine Veranlassung gab, gegen mögliches Unrecht der Gerichte, durch Behauptung eines die Gerechtigkeit vertretenden oberstrichterlichen Amtes — so weit man diesen Begriff auf jene Zeit übertragen darf — ein zu rechtfertigendes Eingreifen vorzunehmen. Was überhaupt den Kampf des alten und neuen Princips, und die allmählige Einbildung des letzten in die republikanischen Formen, bis diese verschwinden mufsten, charakterisirt, so wie der dadurch bestimmte und selbst wieder bestimmende Einflufs der Individualität der einzelnen Principes, ihrer gröfsern oder geringern Strenge und Achtung vor dem Rechte, ihrer Willkühr oder Unterordnung derselben — alles dieses ist auf dem Gebiete des Criminalprocesses, und — mufs man hinzusetzen — der Ausübung der Strafgewalt mit mehr oder weniger Beachtung der gesetzlichen Formen, oder auch gänzlicher Hinwegsetzung über dieselben, so dafs der offene Mifsbrauch nicht geleugnet werden kann — mehr als irgendwo sichtbar. Besonders lehrreich sind hier die allerdings mit Vorsicht zu benutzenden scriptores historiae Augustae, welche uns neuerlich durch die gelehrte kritische Arbeit und Erörterung vieler wichtiger, auch das Strafrecht betreffender Puncte, die wir *Dirksen* verdanken, erst recht zugänglich geworden sind, die aber dem Verf. noch nicht bekannt, höchstens in einem Nachtrage hätten benutzt werden können. Das weitere Hervortreten des Untersuchungsprincips, womit in Verbindung steht, dafs das Anklagegeschäft, weniger ehrenvoll erscheinend, beschränkter sich bethätigt; der Beginn einer eigentlichen hohen Staats- und Rechtspolizei ist mit der Sorgfalt nachgewiesen, deren wir bereits anerkennend gedacht haben. Mit der Darstellung der Folgen der accusatorum temeritas bin ich nicht überall einverstanden; die Erörterung des Gegenstandes kann jedoch nicht ohne eine weiter gehende und noch andere Puncte umfassende Untersuchung stattfinden, deren Ort diese Anzeige nicht ist. Vielmehr zu der Betrachtung des Allgemeinen und der Grundsätze zurückkehrend, erinnern wir an die später noch aus dem Gebiete des Politischen auf das des Rechts selbst sich versetzende Criminalrechtspflege, an das Verfahren vor rechtskundigen Beamten mit einer mehr wissenschaftlichen Praxis, die ich sonst schon als einen Schutz und Gewähr des Rechts gegen Willkühr bezeichnet habe: die Zufälligkeiten, die ehedem so häufig auf die Einleitung oder Unterdrückung eines Verfahrens, auf das Ergebnifs u. s. w. Einflufs ausübten, sind möglichst, und zwar sowohl durch Gesetze, als durch Sitte und wesentlich veränderte Verhältnisse entfernt, und es beginnt, besonders in der zweiten Abtheilung der letzten Periode, ein Bestreben, auch gegen die Willkühr des andern Extrems, welches seit dem Anfange der Imperatorenherrschaft sich im Gegensatz zu dem Volksprincip wirksam geäufsert hatte — nur die festen Bestimmungen der Gesetze auch für den besondern Fall herrschen zu lassen. Die früher durch die Sitte gebilligten, ja geforderten, später wenigstens geduldeten Bemühungen auf das Gefühl der Richter zu wirken, müssen dem im Wege des geordneten Verfahrens stattfindenden nothwendigen Bestreben weichen, die Entscheidung lediglich von der Rechtsüberzeugung abhängig zu machen. So tritt denn auch eine erhebliche Umgestaltung des Beweisverfahrens, und nicht minder auch der Anklage- und Vertheidigungsreden ein. Je mehr jedoch dies der Verf. erkennt, der gerade hier (S. 591 f.) mehrmals von einer ganz entgegengesetzten Revision des frühern Processes spricht, der es wiederholt bemerkt, wie wenig in diesem die Ueberzeugung sich selbstständig gegen jenes subjective Gefühl und die Willkühr zu behaupten vermochte, ja nach der ganzen Beschaffenheit des älteren Processes und nach dessen Stellung in dem Staatsorganismus gar nicht behaupten sollte, um so weniger wird uns zugemuthet werden dürfen, alles das für genügend widerlegt zu erachten, was er gegen die Ansicht von dem sogenannten Indicienbeweise vorgebracht hat, die sich der seinigen entgegenstellt. Dafs auch die jetzt sich bildende Beweistheorie mangelhaft „und im Zustande der Kindheit gewesen" gesteht er selbst zu (S. 611 f.); nur werden auch über die Mängel, und worin diese vornehmlich zu suchen, die Mei-

Digitized by Google

nungen getheilt sein. Von der Vernachlässigung der Herstellung des sogenannten objectiven Thatbestandes, z. B. bei Tödtungen, ist bereits die Rede gewesen. Aber überhaupt wird bei den Beweismitteln das vermifst — was nur später durch Vereinigung der Rücksichten einer geläuterten Erfahrung, der Gerechtigkeit, — in ihrer würdigen unpartheiischen Stellung, und der zugleich auf philosophische Grundsätze zu bauenden Gesetzgebungspolitik erstrebt werden konnte und zum Theil eine noch zu lösende Aufgabe ist.

Je mehr aber das Verfahren und ein darauf gegründetes Erkenntnifs jetzt einen streng juristischen Charakter annahmen in einer andern Bedeutung als man dieses auch der früheren Periode zuschreiben kann, desto mehr mufste, in Verbindung mit der dem Princip zukommenden Stellung, auch die Begnadigung eine veränderte und wesentliche Bedeutung im System erhalten. Wenn der Verf. (S. 675 Not. 525) die Behauptung von *E. Gans*, „dafs die Begnadigung im eigentlichen Sinne erst unter den christlichen Kaisern aufgekommen sei, eine leere Künstelei" nennt, so ist dieses eine der raschen Abfertigungen, deren sich mehrere in dem Werke finden, dessen polemischer Theil sonst wohl die gehörigen Grenzen beachtet. Dafs die Begnadigung in verschiedenen Formen stets bestanden, *auch, und schon in* nothwendig anderer Gestalt, wie zur Zeit der Volksherrschaft, unter den Imperatoren statt gefunden und nicht erst unter den christlichen Kaisern aufgekommen sei, war wohl auch dem Getadelten nicht unbekannt. Dafs aber mit dem Christenthum eine neue wesentlich verschiedene Auffassung der Gerechtigkeit, der Strafe und der Gnade bedingt war, und dafs diese von einer speculativen Betrachtung des Gegenstandes nicht getrennt werden könne, läfst sich nicht in Abrede stellen. Eine andre Frage ist freilich, ob schon von Constantin an (der zwar erst spät zum Christenthum übertrat, jedoch schon vorher Manches unter dem Einflusse der christlichen Lehre bestimmte) und unter den ersten christlichen Kaisern dies zum Bewufstsein gekommen sei, man kann es einigermafsen bezweifeln. Dies hindert aber die spätre Würdigung nicht, den Gedanken zu erkennen und das Princip bestimmt auszusprechen, welches sich natürlich auch nicht plötzlich, sondern nur nach und nach Anerkennung zu verschaffen vermochte, dafs die Gnade, wenn sie auch von dem Staatsoberhaupt nothwendig ohne Rechenschaft, als ein unentbehrliches Majestätsrecht ausgeübt wird, doch nicht blofse Willkühr sei, wie es in einer Zeit erscheinen mochte, wo als Extrem der andern Seite die Willkühr der Bestrafung und das Schärfungsrecht statt fand, — dafs sie vielmehr als unerläfsliche Forderung der Versöhnung, und der Macht des Geistes über das Geschehene, so wie einer höhern Gerechtigkeit gegen das förmliche Recht sich behaupte, dies nehmen wir keinen Anstand, als ein wahrhaft christliches Princip zu bezeichnen. Nur von einer zweifachen Verkennung dieses Princips und der Bedeutung der dem Fürsten zukommenden Majestät, konnte der (erfolglose) Antrag in einem benachbarten Staate ausgehen, das Begnadigungsrecht abzuschaffen. Wie in der fraglichen Periode die Römer selbst über diesen Gegenstand philosophirt haben, ist von der gegenwärtigen Betrachtung ausgeschlossen; aber es liefse sich überhaupt für einen grofsen Theil des Inhalts des angezeigten Werkes noch eine andre Auffassung denken, welche dem Plane desselben ferner lag, und deren Mangel wir, das Werk nach seiner unmittelbaren Bestimmung nehmend, nicht für einen solchen im andern Sinn auszugeben beabsichtigen. Vielmehr möge noch demnach, um den ganzen Inhalt zu berühren, bemerkt werden, dafs in dem Schlufscapitel das Appellationsverfahren geschildert ist, — unter Bezugnahme auf das, was in der Einleitung dieser kritischen Anzeige gesagt ist, die Versicherung wiederholt werden, dafs gewifs alle Freunde der geschichtlichen Forschungen auf diesem Gebiete dem Verf. dankbar seien für eine Leistung, deren Werth durch die Gegenbemerkungen und Bedenken nicht geschmälert wird, die wohl über Einzelnes sich dem aufdringen, der den Gegenstand, und besondre Theile und Lehre desselben, einer selbstständigen Durchforschung unterworfen hat. Wenn die Grenzen, welche diese Anzeige nicht überschreiten durfte, es geboten, nur im Allgemeinen von dem Werk zu sprechen, welches wir hoffen dem Leser empfohlen zu haben, so wird dies weder als ein Versagen der gebührenden Beachtung, noch als ein unbedingtes Zugeständnifs Alles dessen erscheinen, was nicht ausdrücklich berührt werden konnte.

J. Fr. H. Abegg.

Digitized by Google

VIII.

1. *Hermapion sive rudimenta hieroglyphicae veterum Aegyptiorum literaturae scripsit Julius Ludovicus Ideler. Pars prior. Lipsiae,* 1841. 308 *u.* 98 S. *Hochquart. Pars posterior tabulas continens.* 29 *lithographirte Tafeln.*
2. *Dictionnaire égyptien en écriture hiéroglyphique; par J. F. Champollion le Jeune; publié d'après les manuscrits autographes par M. Champollion Figeac. Livraison* 1. *Paris,* 1841. 100 *lithographirte Folioseiten. Livraison* 2. *Paris,* 1842. *XXXII S. préface de l'éditeur und* 100 *lithographirte Folioseiten.*

Der den Wissenschaften vor kurzem durch den Tod zu früh entrissene Verf. des Werks nr. 1. gibt in demselben hauptsächlich eine kritische Darstellung der seit zwanzig Jahren in der Entzifferung der alten ägyptischen Schriftarten gemachten Fortschritte. Er beurtheilt die verschiedenen Wege, welche dabei eingeschlagen worden sind, billigt, wie der Sachkenner es von selbst erwarten wird, das von Young, Champollion, Salvolini, Rosellini, befolgte Verfahren, und verwirft die von Seyffarth herausgegebenen Spohn'schen Versuche, die eigenen Systeme Seyffarths, und die akrologischen Hieroglyphen Klaproths. Er sagt in der Introductio S. 7 in Betreff des über das bisher in diesen Forschungen Geleistete zu fällenden Gesammturtheils: Quamvis etiamnum in primordiis rudimentisque versemur, etsi posteris nostris magna errorum copia erit tollenda, ubi clarius rem intelligere licebit — negari tamen nequit, decem, qui nuper praeterlapsi sunt, annis maiora esse praestita, quam quae ex tenuibus initiis exspectari poterant, quum hieroglyphicae scripturae naturam perspicere, singulorum monumentorum aetatem indicare, populi historiam, cuius fidum interpretem fuisse Manethodem hodie scimus, illustrare — contigerit. Daher lohne es die Mühe, den bisher in dieser Forschung auf ersprieſsliche Weise befolgten Weg, und die auf demselben gewonnenen Ergebnisse, genau darzustellen, und eben dieses sei der Zweck des vorliegenden Werkes, ita tamen, ut elementa tantummodo, quasi introductionem in archaeologiam Aegyptiacam, exponere studeamus, caetera iis relinquamus, qui vel grammaticam vel lexicon hieroglyphicum componere, aut ex officio Aegypti historiam conscribere moliuntur. Wir haben daher in dem Werke nicht sowohl eigenthümliche Entzifferungen des Vfs. zu suchen, als vielmehr vornämlich die geordnete und besonnene Beschreibung und Beurtheilung der Entzifferungen anderer, mit einer Auswahl passender Beispiele, und einer reichen Litteratur begleitet. Diese Aufgabe hat der Verf. denn auch mit groſsem Fleiſse und der zu dieser Arbeit erforderlichen Einsicht gelöset, wobei sich von selbst versteht, daſs ihm dabei auch nicht die Gelegenheit entging, über manche Einzelnheiten eigene Ansichten und Entdeckungen mitzutheilen. Das Ganze ist in sechs *Sectionen* getheilt; jeder Section sind eine Anzahl, zum Theil höchst reichhaltiger, Anmerkungen angehängt. Von allem Erheblicheren, was die alten Schriftsteller und die Neueren über Gegenstände, welche die alte Schrift und Sprache Aegyptens angehen, vorgetragen haben, wird man in dem Werke kaum etwas vermissen.

Die Sectio prima ist überschrieben: de lingua Aegyptiorum eorumque scribendi ratione in universum. Hier handelt der Verf. zuerst von der Vorstellung, welche wir uns von der *Sprache der alten Aegypter* zu machen haben. Er zeigt, daſs die aus dem Alterthume uns überlieferten ägyptischen Worte in der koptischen Sprache sich nachweisen lassen, und also der natürliche Schluſs entsteht, jene alte Sprache sei dem Stamme nach, und im wesentlichen, mit der koptischen eine und dieselbe gewesen. Bei dieser Gelegenheit erinnert er in einer Note S. 50 noch an das Wort ἀλμενιχιακά, *Almanach, Ephemeriden,* dem man gewöhnlich einen arabischen Ursprung zuschreibt, welches aber schon Porphyrius in Eusebii praepar. evang. lib. 3. cap. 4. erwähnt, und zwar, wie der Zusammenhang zeigt, als ein ägyptisches. Der Verf. schlägt zur Erklärung desselben die koptischen Worte: *mahi nau* i. e. *mensura horae,* vor, und bemerkt, daſs ein vorgesetztes a sich in mehreren ägyptischen Worten zeige, und die in Vocale auslautenden ägyptischen Worte öfter mit einer Adspiration am Schlusse geschrieben erscheinen. Nur das Lamda in der ersten Sylbe des Wortes ἀλμενιχιακά bleibt dabei noch unerklärt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 19.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1843.

1. *Hermapion sive rudimenta hieroglyphicae veterum Aegyptiorum literaturae scripsit Julius Ludovicus Ideler.*
2. *Dictionnaire égyptien en écriture hiéroglyphique; par J. F. Champollion le Jeune; publié d'après les manuscrits autographes par M. Champollion Figeac.*

(Fortsetzung.)

Dafs noch unter den Lagiden die ägyptische Sprache in den öffentlichen Verhandlungen und Schriften Aegyptens völlig in Gebrauch war, ist durch die zahlreichen, in neuerer Zeit aus jenem Zeitraume bekannt gewordenen, Papyrusrollen hinlänglich erwiesen. Dasselbe gilt von der Zeit der römischen Herrschaft in Aegypten bis in die ersten Jahrhunderte des Christenthumes herab, in welchen dann an die älteren ägyptischen Schriften sofort die koptische Litteratur sich anschliefst, ohne dafs für einen völligen Wechsel der Sprache sich irgend erhebliche Anzeichen nachweisen liefsen. Die in der christlichen Zeit erfolgte Einmischung griechischer Worte in die koptische Sprache hat bei weitem nicht in solchem Grade stattgefunden, wie oberflächliche Betrachter koptischer Bücher behauptet haben. Die Zahl jener eingemischten griechischen Worte, welche hauptsächlich politische und kirchliche Einrichtungen und Würden bezeichnen, ist im Verhältnifs zu dem übrigen einheimischen Bestandtheile der Sprache geringe. Eine Verwandtschaft der *ägyptischen* Sprache mit den *semitischen* gibt der Verfasser im Texte dieser Sectio S. 23 nur in geringem Grade zu, doch ausgedehnter in der dazu gehörenden ausführlichen Bemerkung S. 59. In der That mufs eine solche Verwandtschaft, sowohl in den Wurzeln, wie in manchen Sprachbildungen, zugegeben werden, und unser Gesenius hat darauf vor nicht langer Zeit in einer Recension in der Hallischen Literaturzeitung eindringlicher aufmerksam gemacht. Freilich ist die *Verwandtschaft* der Sprachen unter einander sehr mannigfaltig und verschiedenartig; es gibt nähere und entferntere *Grade* derselben, wie in der Verwandtschaft der Menschen, und es wäre gut, wenn man solche verschiedene Grade der Sprachverwandtschaft durch *bestimmte Ausdrücke* bezeichnete, und nicht immer blofs von Verwandtschaft zweier Sprachen überhaupt spräche. Die ägyptische Sprache darf zwar nicht als eine *Schwester* der Semitinnen bezeichnet werden; aber eine *Muhme* derselben könnte man sie wohl nennen. Der Vf. redet dann von der koptischen Sprache, oder der in christlichen Büchern gebrauchten ägyptischen. Die kurze Bezeichnung derselben: lingua coptica male simplex est et languida secundum tristem ac melancholicam populi naturam, qui perpetuo hieroglyphorum usu et symbolorum post receptas etiam literas amore minime aptus erat linguam suam amplius excolendi [ad excolendam?] möchten wir doch nicht unterschreiben. Die *koptische Sprache* hat nach unsrem Dafürhalten, namentlich in der Beugung der Zeitwörter, und in dem Gebrauche der Fürwörter, einen eben so eigenthümlichen, als kräftigen und gedrungenen Bau, und dafs in dem Charakter des alten ägyptischen Volkes kein languor, sondern vielmehr ein robur insigne gelegen, zeigen die Thaten und Werke jenes Volkes zur Genüge. Die tristitia der alten Aegypter dürfen wir uns auch nicht einseitig vorstellen. A. W. von Schlegel sagt hierüber in seinen Vorlesungen über Theorie und Geschichte der bildenden Künste, im Berliner Conversationsblatt 1827. nr. 141. S. 563 sehr richtig: „Ein Irrthum in Bezug auf die Aegypter soll gleich zur Sprache gebracht werden. Man hält die Aegypter gewöhnlich für lichtscheu, melancholisch; allein aus manchem ihrer Werke sehen wir, dafs sie sich auch auf Lebenslust verstanden. — Der Hauptcharakter ihrer

Digitized by Google

Werke ist allerdings Ernst und Strenge; wir wissen aber auch von heitren Volksfesten, die dort begangen wurden, bei denen oft über eine Million Menschen verschiedenen Geschlechtes und Alters in ausgelassener Fröhlichkeit beisammen waren. Wo ein priesterlicher Orden herrscht, pflegen die religiösen Feste ein Mittelpunct der öffentlichen Freude zu sein. — So dürfen wir das Leben der Aegypter wohl mit einem bunten Blumenteppich auf dunkelem Hintergrunde vergleichen". Das verschlossene Verhalten der jetzigen Kopten ist ohne Zweifel zum Theil auch Folge der politischen Stellung, in welcher sie sich befinden. Uebrigens stimmen die Reisenden, welche zu koptischen Familien Zutritt erhielten, auch nicht darin überein, dafs den Kopten aller Frohsinn und alle freundschaftliche Theilnahme fehle. Ernst und Stille herrschen bei allen Klassen der Einwohner moslemischer Städte viel mehr als bei den Bewohnern des Abendlandes, daher den Reisenden gewöhnlich die Stille in den Gassen, auch da, wo diese mit Volk gefüllt sind, auffällt. Nur der Beduine mit seinem eifernden Sprachton macht eine Ausnahme. Dafs der Gebrauch der Hieroglyphen die Ausbildung der ägyptischen Sprache gehindert haben sollte, ist uns nicht wahrscheinlich. Die Sprache läfst sich in ihrer Entwicklung nicht hemmen durch die Schrift, sondern die letztere bequemt sich nach der Sprache so gut sie kann. Die Schrift gibt freilich niemals vollkommen, sondern nur annäherungsweise, die Sprache oder die gesprochenen Laute wieder, und bleibt immer hinter der Sprache zurück, weil die Sprache etwas lebendiges, sich fortwährend veränderndes, ist. Daher können allerdings in jeder Art Schrift durch unvollkommene Schreibungen, welche man der Jugend als Regel für *die Aussprache* einprägt, allmählig falsche Aussprachen künstlich eingeführt werden. Die Hieroglyphen sind dabei aber wohl nicht mehr in Schuld als jede andre Art Schrift. Was den Reichthum der koptischen Sprache betrifft, so müssen wir nothwendig in Anschlag bringen, dafs wir von der koptischen Litteratur auch nur Ueberreste besitzen, und von diesen Ueberresten das Meiste nur handschriftlich in den Bibliotheken liegt, also der allgemeineren Kenntnifs nicht zugänglich ist. Schwierig bleibt es bisjetzt für uns näher zu bestimmen, worin der von Manetho erwähnte *heilige Dialekt*, in welchem die Priester schrieben, von der allgemeinen Landessprache abwich. Der Vf. nimmt an, die ägyptischen Priester seien *indischen Ursprunges* gewesen, und hätten daher in ihren Hieroglyphenschriften einzelne indische Ausdrücke gebraucht. Eben so wahrscheinlich bleibt gewifs, dafs der heilige Dialekt nur durch *Alterthümlichkeit* von der allgemeinen Landessprache abwich, und durch eigenthümliche, namentlich auf die Religion sich beziehende, Ausdrücke, etwa wie das Kirchenslawonische vom neueren Russischen. Mit dem indischen Ursprunge der ägyptischen Priester steht es sehr mifslich. Die vom Vf. angeführten Autoritäten für den indischen Ursprung, Langlés, Meiners, Herder, Heeren, Bredow, Wachler, wiegen in dieser Frage nicht sehr schwer.

Der Verf. wendet sich dann zur Betrachtung der ägyptischen Schriftarten, und untersucht zuerst die bekannte Stelle des Clemens Alexandrinus. Wir vermissen dabei die von Lepsius gegebene Erklärung des Ausdruckes πρῶτα στοιχεῖα, nach welcher dieser Ausdruck blofs: *Buchstaben*, bedeutet, wie aus mehreren, von Lepsius nachgewiesenen, Stellen hervorgeht. Wahrscheinlich war dem Vf. diese Erklärung, als er sein Werk abschlofs, noch nicht bekannt geworden; sie ist sonst schon vor einigen Jahren in einem Hefte der Bonner Zeitschrift für Philologie mitgetheilt. Merkwürdig ist der Bericht des Apuleius, welcher die hieroglyphischen und die hieratischen Schriftzüge zu unterscheiden scheint, indem er erzählt, ein ägyptischer Priester habe ihm Bücher gezeigt, und sagt: profert quosdam libros literis ignorabilibus praenotatos; partim figuras cuiuscemodi animalium, concepti sermonis compendiosa verba suggerentes; partim nodosis et in modum rotae tortuosis, capreolatimque condensis apicibus, a curiosa profanorum lectione munita; diese letztere Schilderung pafst sehr gut auf die geschlängelten und geschwänzten Züge der hieratischen Schrift in den Papyrusrollen. Die *Zahl* der ihm bekannt gewordenen hieroglyphischen Schriftzeichen gab Champollion auf 864 an. Die Stellung der Hieroglyphen ist bisweilen von der rechten zur linken, bisweilen von der linken zur rechten, bisweilen senkrecht, von oben nach unten, oder von unten nach oben, wobei man zum Theil durch die Beschaffenheit der freien Räume sich leiten liefs, welche neben den Figuren und Gemälden auf steinernen Denkmälern oder in Papyrusrollen für die Schrift übrig blieben. Als Beweis für die Einwirkung, welche die hieroglyphische Schriftart auf die Sprache gehabt habe, wird

Digitized by Google

S. 35. 36 an die in der koptischen Sprache vorhandenen zahlreichen Onomatopoetica erinnert, wie: krûr, Frosch, mau, Katze, io, Esel, mui, Löwe, hof, Schlange. Aber sollten nur durch hieroglyphische Schrift solche Wörter in einer Sprache erhalten werden können? Zeigen nicht alle Sprachen, und zwar solche, die unsres Wissens nie mit Hieroglyphen geschrieben wurden, viele Spuren der Schallnachbildung? Sollten die Aegypter jene Wörter haben abschaffen müssen, wenn sie sich einer reinen Buchstabenschrift bedient hätten? In Bezug auf die mehr oder minder sorgfältige Zeichnung und Ausmalung der Hieroglyphen unterscheidet der Vf. nach Champollion: 1) pura, vollständig gezeichnete und gemalte; 2) ichnographica, flüchtiger gezeichnete; 3) linearia, durch blofse Linien angedeutete.

Sectio secunda: de inscriptione rosettana, aliisque trilinguibus inscriptionibus; succincta disquisitionum de natura demoticae scripturae historia; de graecis, demoticis et hieraticis papyris. Der Vf. berichtet hier, wie zuerst durch die Rosettische Inschrift ein Anstofs zur Untersuchung der alten ägyptischen Schriftarten gegeben ward. Er bedient sich zur Bezeichnung der gewöhnlichen ägyptischen Currentschrift des Ausdruckes: *demotische Schrift*, welchen Champollion einführte, weil Herodot und Diodor von heiliger und demotischer Schrift der Aegypter sprechen. Allein die ägyptischen Denkmäler kennen den Ausdruck *demotisch* nicht, sondern sie bezeichnen die Currentschrift mit dem Worte *enchorisch*, und diese Benennung, welche der genaue Forscher Young in allen seinen Schriften gebraucht, hat daher *viel besseren Grund* als die Benennung *demotisch*. In der Rosettischen Inschrift heifst es im griechischen Theile von dem mit der ägyptischen Currentschrift geschriebenen Theile, er sei ἐνχωρίοις γράμμασι geschrieben. Die Turinische Stele sagt eben so in ihrem griechischen Abschnitte, der andre, mit ägyptischer Currentschrift geschriebene, enthalte ἐγχώρια γράμματα. Der Verf. schildert dann, wie durch einige Papyrusrollen, welche theils enchorischen Text, theils griechische Uebersetzungen oder Beischriften enthalten, namentlich durch den Papyrus Casati zu Paris, dessen in England vorhandene griechische Uebersetzung, und durch den Berliner Papyrus nr. 36., welchen der unterzeichnete Ref. als ein Duplicat des Papyrus Casati erkannte, die Einsicht in die Beschaffenheit der enchorischen Schrift gefördert worden sei. Die ältesten Papyrus, welche enchorische Schrift zeigen, gehören in die Regierung des ersten Psammetichus. Die hieratischen Papyrus dagegen steigen in ein viel höheres Alter hinauf, bis in die Regierungszeit der achtzehnten ägyptischen Dynastie Manethos.

Sectio tertia: fundamenta hieroglyphicae literaturae. Der Vf. setzt hier auseinander, wie zuerst durch Young und Champollion die *phonetischen* Hieroglyphen entdeckt wurden, d. h. Hieroglyphen, welche nicht blofse Begriffe, sondern einzelne gesprochene *Laute* ausdrücken, und also unsren Buchstaben entsprechen; wie diese Hieroglyphen anfangs in *Eigennamen*, und dann zunächst in denjenigen hieroglyphisch geschriebenen Worten, welche die *Verwandtschaftsgrade* bezeichnen, aufgefunden wurden. Denn in diesen letzteren Worten ergeben sich, wenn man jene phonetischen Hieroglyphen in ihnen annahm, solche Worte, welche den *koptischen Worten* für die Verwandtschaftsgrade entsprechen, wie *sche*, Sohn, *si*, Sohn, [der Name *Horsiisis* ist abzutheilen in *Hor-si-ise* d. i. Hor-Sohn — der Isis] *mise*, Geburt, *son*, Bruder. Der Vf. verfolgt dann die allmähligen Fortschritte dieser Entdeckung, und belegt alles durch passende Beispiele, bei welchen die Abbildungen auf den Tafeln zu Hülfe genommen werden müssen. Hierauf von S. 121 an beschreibt er die verschiedenen, von Champollion aufgestellten, Gattungen von Hieroglyphen, insofern einige Hieroglyphen zwar *Laute* bezeichnen, also Buchstaben sind, andre Hieroglyphen aber *Begriffe* bezeichnen, also Abbildungen oder Symbole sind. Die alten Schriftsteller geben manche Erklärungen einzelner Hieroglyphen, welche auf symbolische Weise, per synecdochen, per metonymiam, per metaphoram, Begriffe bezeichnen sollen, und es entstand also die Frage, ob diese Erklärungen der Alten blofse Muthmafsungen und acuminis ingenii specimina waren, oder wirklich gegründete und wahre Angaben. Der Vf. weiset daher nach, dafs wirklich unter den jetzt entzifferten Hieroglyphen dergleichen *symbolische Bezeichnungen* sich finden. Er führt als Beispiel unter vielen andren das Zeichen Γ an, welches *Gott* bedeutet. Der Franzose Thilorier sagte zuerst, dies Zeichen sei eigentlich der Durchschnitt oder die Hälfte eines Tempelpylon oder Tempelthores Π, wie sie überall vor den grofsen ägyptischen Tempeln stehn, und deute deshalb die im Tempel wohnende Gottheit an. Das koptische Wort für *Gott* ist *nouti*, und eben

Digitized by Google

dieses Wort scheint zugleich *Pforte* zu bezeichnen; Thilorier erinnert nämlich an die im koptischen N. T. vorkommenden Worte *pim-nouti*, Pförtner, und *timnouti*, Pförtnerin. Da nun die Aegypter theils den Begriff abbildende, theils ihn symbolisch andeutende, theils das Wort des Begriffes mit phonetischen Zeichen oder Buchstaben schreibende Schriftgruppen gebrauchten, so entsteht die Frage, ob der Gebrauch dieser verschiedenen Arten von Schriftgruppen an bestimmte Gesetze gebunden war. Der Verf. zeigt, dafs diese verschiedenen Arten überall untereinander gemischt vorkommen, worin denn eben die Schwierigkeit des richtigen Lesens und Verstehens gröfserer hieroglyphischer Texte liegt. Sehr wichtig sind die *signa determinantia*, welche vielen Gruppen, deren Sinn zweifelhaft bleiben konnte, hinzugefügt wurden, um die Zweideutigkeit zu heben; z. B. wenn der Name einer Baumgattung geschrieben ist, so wird hintenangehängt die Gestalt eines Baumes, um den Leser zu erinnern, dafs er in der vorhergehenden Gruppe den Namen einer Baumart zu suchen habe. Endlich erwähnt der Verf. auch noch die von den Alten erwähnten *Anaglyphen*, welche eigentlich historische Gemälde sind; er definirt sie also: intelligendae sunt picturae symbolici historicive argumenti, quibus actio quaedam ita delineatur, ut unumquodque picturae elementum primo statim obtutu directe referendum sit ad tabulae argumentum.

Sectio quarta; de hieroglyphis acrologicis. Die von *Klaproth* und *Gulianof* empfohlenen angeblichen akrologischen Hieroglyphen sollen bekanntlich solche sein, welche, um einen gewissen Begriff zu bezeichnen, einen andern Gegenstand abbilden, dessen Wort eben so anfängt, wie das Wort jenes zu bezeichnenden Begriffes; z. B. wenn man in deutscher Sprache schriebe, könnte man nach dem akrologischen Verfahren eine *Lippe* abbilden, um den Begriff *Liebe* zu bezeichnen, weil das Wort *Lippe* ebenso anfängt, wie das *Wort Liebe*. Champollion, und neuerdings Lepsius, haben sich ganz gegen diese Akrologie erklärt, und ich habe in verschiedenen Recensionen, in den Blättern für literarische Unterhaltung, und in der Hallischen Literaturzeitung vom Jahre 1841 das Unhaltbare derselben nachzuweisen gesucht. Man kann im Allgemeinen zugeben, dafs in einzelnen *symbolischen* Hieroglyphen bisweilen eine Rücksicht auf die Akrologie stattgefunden haben könne; allein die bisher von Klaproth und Gulianof dafür angeführten Beispiele beweisen die Sache nicht, und Gulianof ist in seinem neuesten akrologischen Werke auf diesem Wege in solche Verirrungen gerathen, dafs alle zuverlässige Forschung dabei aufhört. Hr. Ideler schränkt gleichfalls die angebliche Akrologie sehr ein, urtheilt aber, wie es mir scheint, immer noch zu günstig über sie. *Sectio quinta:* Conamina Spohnii; Systema Seyffarthi. Ueber Spohns Entzifferungen enchorischer Schriften äufsert Hr. J. sich nur kurz und lobend. Als Seyffarth anno 1825 die von Spohn unvollendet nachgelassenen Entzifferungen herausgegeben hatte in der Schrift: de lingua et literis veterum Aegyptiorum, lieferte ich gleich darauf in der Hallischen Literaturzeitung eine Beurtheilung dieser Spohnschen Versuche. Diese Beurtheilung ist Hrn. Ideler wahrscheinlich unbekannt geblieben; sie würde ihn in den Stand gesetzt haben, die Beschaffenheit der Spohnschen Versuche genauer zu erkennen. Spohn hatte sich auch an dem Pariser Papyrus Casati versucht; seine Lesung und Erklärung dieses Papyrus ist in jener Schrift in den Entzifferungen pag. 37 seqq. abgedruckt. Ich hatte den Originaltext dieses Papyrus in dem Berliner Duplicate, papyr. nro. 36 kennen-gelernt. Dies setzte mich vollkommen in den Stand, die Spohnschen Lesungen zu prüfen. Die von Seyffarth aufgestellten Systeme, nämlich anfangs *das kalligraphische*, später *das astrologische*, beurtheilt Hr. I. ausführlich, indem er die von ihm in dieser Zeitschrift 1835 nro. 41—47 über jene Systeme gelieferte, den Gegenstand erschöpfende, Recension zum Grunde legt. Mit Recht sagt er, er würde diese Theorieen mit Stillschweigen übergangen haben, wenn es nicht noch Männer gäbe, qui Seyffarthi explicationes iis adiungere solent, quas Champollion dederat, ita ut, utra vera sit, incertum relinquatur. *Sectio sexta:* disquisitiones de veterum Aegyptiorum historia ac rebus gestis ad fidem antiquorum monumentorum. Der Verf. entwickelt hier die Resultate, welche die bisherigen Hieroglypheuentzifferungen Champollions und Rosellinis für die Geschichte der ägyptischen Dynastieen gegeben haben, und folgt dabei vorzüglich dem grofsen Werke Rosellinis: I monumenti dell' Egitto; Pisa 1832—1838.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 20.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1843.

1. *Hermapion sive rudimenta hieroglyphicae veterum Aegyptiorum literaturae scripsit Julius Ludovicus Ideler.*
2. *Dictionnaire égyptien en écriture hiéroglyphique; par J. F. Champollion le Jeune; publié d'après les manuscrits autographes par M. Champollion Figeac.*

(Schlufs.)

Man erhält dadurch eine sehr dankenswerthe Uebersicht des an vielen Stellen über diesen geschichtlich wichtigen Gegenstand zerstreuten Stoffes. Er vergleicht überall die von Manetho gelieferten Namen mit den auf den Denkmälern hieroglyphisch geschriebenen, und erstreckt diese Uebersicht auch über die Namen der Ptolemäer und der römischen Kaiser, welche auf ägyptischen Denkmälern hieroglyphisch geschrieben erscheinen.

Dann enthält das Werk zum Beschlusse noch eine Anzahl schätzbarer Beilagen, nämlich ein Verzeichnifs der bisher bekannt gewordenen griechischen und enchorischen Papyrus, den griechischen Text der Rosettischen Inschrift, einige andere griechische, in Aegypten gefundene Inschriften, die griechischen Papyrus zu Turin, griechische Papyrus, welche Kaufbriefe enthalten, den Kanon der thebischen Könige nach Eratosthenes, die Verzeichnisse der ägyptischen Könige von Manetho, deren dreifacher Text, nach Africanus, Eusebius und der armenischen Uebersetzung, in drei Columnen neben einander gestellt ist, den Kanon der ägyptischen Könige nach Syncellus und Eusebius, und Diodorus, andere historische Auszüge aus den Alten über Aegypten, die Chronologie der Lagiden von Porphyrius, Schreiben Humboldts an Champollion über die Hieroglyphen, Antwort Champollions an Humboldt d. d. Turin den 12. Februar 1825; ferner einen Aufsatz über die Berechnung der Daten in der Regierung der Lagiden, ein Verzeichnifs der Oerter Aegyptens, an welchen Tempelruinen sich befinden. — Druck und Papier des Werkes sind ausgezeichnet.

Das französische Werk nro. 2 bringt uns, nachdem die Herausgabe der von Champollion hinterlassenen hieroglyphischen Grammatik beendigt worden, dessen lexikographische Sammlungen. Die der zweiten Lieferung vom Herausgeber vorangesendete Vorrede gibt über die Entstehung dieser Sammlungen, und das bei Herausgabe derselben befolgte Verfahren, folgende Aufschlüsse. Schon seit dem Jahre 1818 hatte Champollion Verzeichnisse der einzelnen, ihm vorgekommenen hieroglyphischen Schriftzeichen angelegt. Noch ist ein solches, ganz von seiner Hand geschriebenes, vorhanden, welches betitelt ist: Premier essai d'un dictionnaire des hiéroglyphes égyptiens, 1818. 1819. und das Motto: Davus sum, non Oedipus, führt. Die darin aufgeführten Zeichen sind gröfstentheils aus der Rosettischen Inschrift geschöpft. Im Jahr 1822 entdeckte er die *phonetischen* oder buchstabenartigen Hieroglyphen, und bald erkannte er nun, dafs die Hieroglyphen überhaupt ihrer Beschaffenheit nach in drei Hauptklassen zerfielen, nämlich 1. *figurative* oder abbildende, z. B. wenn der Begriff *Mond* durch eine Abbildung des Mondes bezeichnet ist; 2. *symbolische* oder andeutende, z. B. wenn der Begriff *Jahr* durch einen Palmenzweig bezeichnet ist; 3. *phonetische*, welche wie Buchstaben die Laute des Wortes, welches den Begriff bezeichnet, schreiben. Jetzt arbeitete er das begonnene Lexikon in zwei Exemplaren aus, die er fortwährend bis zu seinem Tode bereicherte und berichtigte. Das eine Exemplar bestand in einzelnen *Folioblättern*. Jedes Blatt ist einem hieroglyphischen Zeichen gewidmet, und in mehrere Columnen getheilt, welche enthielten die Gestalt des Zeichens im reinen Styl, d. i. vollständig gezeichnet, dann dasselbe Zeichen im Linearstyl, d. h. in blofsen Umrissen, dann dessen hieratische Gestaltung, d. h. eine Cursivgestalt

Digitized by Google

desselben, seine Benennung, seine Natur, d. h. ob es figurativ, oder symbolisch, oder phonetisch sei, seine Bedeutung, und endlich Beispiele seines Vorkommens. Das andere Exemplar war auf *Charten* von gröfserem Folioformat geschrieben. Das ersterwähnte Exemplar auf Blättern war, als Champollion seine Reise nach Aegypten antrat, schon ziemlich vorgerückt, und ward damals mit Champollions Bewilligung von Rosellini abgeschrieben. Champollion nahm beide Exemplare seines Lexikon mit nach Aegypten, und vervollständigte sie hier, besonders während der langen Fahrten auf dem Nil. Das Exemplar auf *Charten* ward in Aegypten dem anderen an Reichhaltigkeit gleich gebracht. Der Umstand, dafs die zwei Exemplare vorhanden waren, gewährte den Vortheil, dafs nach Belieben *verschiedene Anordnungen* des Lexikon für einige Zeit gemacht werden konnten, indem man die einzelnen Blätter oder Charten so oder anders ordnete. Nach der Rückkehr aus Aegypten setzte Champollion die Vervollständigung des Lexikon immer fort, und nun untersuchte Silvestre de Sacy das bis dahin fertig gewordene, und äufserte seinen entschiedenen Beifall. Im März 1832 starb Champollion. Bald darauf bemerkte der jetzige Herausgeber des Werkes, Champollions Bruder, dafs die Hälfte des Lexikon auf Blättern, und ebenso die Hälfte des Lexikon auf Charten, aus dem Nachlasse seines Bruders entwendet seien. Durch einen Zufall wurden im Jahre 1840 diese entwendeten Bestandtheile wieder entdeckt, nämlich 329 Blätter und ein grofser Theil der Charten, so dafs der Herausgeber der Ansicht ist, er besitze nun das von seinem Bruder nachgelassene Lexikon beinahe vollständig. Er nennt hier den Namen des Entwenders nicht. Ref. meint aber anderswo gelesen zu haben, dafs es Champollions Schüler, der jetzt auch schon verstorbene Salvolini war, welcher bekanntlich nach Champollions Tode über Hieroglyphen schrieb. Der Herausgeber hat hierüber eine kleine Schrift erscheinen lassen: Notice sur les manuscrits autographes de Champollion le jeune, perdus en 1832 et retrouvés en 1840. Paris 1842, die mir aber noch nicht zu Gesicht gekommen ist. Ueber den Bestand der beiden jetzt beim Herausgeber vorhandenen handschriftlichen Exemplare des Lexikon sagt er: Le manuscrit in-folio est composé de sept cent soixante-douze feuilles, toutes de la main de mon frère, lettre et dessins; rarement elles sont écrites au verso. Les cartes sont en plus grand nombre, chaque feuille portant plusieurs exemples, et chaque carte n'en reproduisant ordinairement qu'un seul. Das Blätterexemplar und das Chartenexemplar ergänzen sich gegenseitig; bisweilen ist das erstere vollständiger, bisweilen das letztere. Der Herausgeber hat für die Bildung seines gedruckten Textes natürlich die beiden Exemplare benutzt, aufserdem aber aus Champollions grammaire égyptienne manche Gruppen hinzugefügt, welche in beiden Exemplaren des Lexikon noch nicht eingetragen worden waren. Er citirt dann immer die Seite der Grammatik, von welcher solche Gruppen und ihre Erklärungen genommen sind. Auch konnten einige in den handschriftlichen Exemplaren des Lexikon stehende *Erklärungen* berichtigt werden durch die späteren, in der Grammatik gegebenen Erklärungen. Demnach enthält das jetzt gedruckte Lexikon blofs solche Artikel, *welche Champollion selbst geschrieben hat*, und der Herausgeber bemerkt ausdrücklich, dafs er sich gänzlich enthalten habe, Zusätze und Nachträge zu geben, die er anderswoher hätte entlehnen können. Es werde daher diesem Lexikon an Nachträgen und Ergänzungen, welche die kommende Zeit liefern werde, nicht fehlen können. Rosellini, Champollions Freund und Reisegefährte in Aegypten, hat bekannt gemacht, er sei von Champollion mit der Herausgabe des hieroglyphischen Lexikon beauftragt worden. Hierüber bemerkt der Herausgeber p. XXX: M. Rosellini a fait savoir au public, il y a déjà six ans, que Champollion le jeune l'avait chargé de la rédaction du Dictionnaire égyptien; malheureusement, c'est là une des plus secrètes pensées du savant francais, qui n'en avait fait la confidence qu'à M. Rosellini lui-même; aucun des amis de mon frère, ni moi, aucun de ses compagnons de voyage en Egypte, n'en a jamais ouï dire un seul mot. L'attention journalière, que Champollion le jeune mettait à compléter, à corriger le manuscrit de son dictionnaire égyptien, ne suppose pas qu'il eût donné à un autre la mission de le suppléer dans un travail auquel sa main seule pouvait donner quelque autorité.

Schwierig war der Entschlufs über die *Ordnung*, in welcher die hieroglyphischen Gruppen im Lexikon aufzuführen seien, da die in unsern Wörterbüchern übliche alphabetische Ordnung sich dort nicht wohl durchführen läfst, weil so manche Hieroglyphen keine

Digitized by Google

Buchstaben oder Lautzeichen sind, sondern Begriffszeichen. Schon Champollion selbst neigte sich daher zu einer *Sachordnung*, d. h. einer Ordnung, nicht nach den Schriftzeichen, sondern nach den Begriffen, und zwar so, dafs die Begriffe in gewisse Klassen vertheilt werden, als: Menschen, Thiere, Pflanzen, Metalle, Geräthe. Der Herausgeber ist der Meinung, schon die alten Aegypter hätten solche hieroglyphische Lexika nach Sachordnung gehabt zu ihrem eigenen Gebrauche, welches allerdings möglich ist. Der Herausgeber findet hiefür auch darin einen Beweis, dafs die koptischen Vocabularia nach Sachordnung zusammengestellt zu sein pflegen; er meint, dies möge von der alten ägyptischen Gewohnheit bei solchen hieroglyphischen Lexicis herstammen. Allein die Vocabularia nach Sachordnung finden wir fast bei allen Völkern, ohne dafs Hieroglyphenschrift die Ursache davon wäre; die Indier haben z. B. ihren Amara koscha mit Sachordnung, und das christliche Mittelalter gebrauchte solche Vocabularien gleichfalls. *Die Sachordnung* ist denn auch vom Herausgeber gewählt worden.

Das *erste Capitel* des Lexikon ist überschrieben: Corps célestes, divisions générales de la terre. Es beginnt mit dem Zeichen ⌐ welches *Himmel* bedeutet; seine Aussprache ist *pe* und *fe*, gleichwie im Koptischen *fe* bedeutet: *Himmel*. Es ist eine figurative oder abbildende Hieroglyphe, indem sie eigentlich die Decke eines Gebäudes, oder das Himmelsgewölbe darstellt. Sie wird nun bald vollständiger, bald flüchtiger und verkürzter geschrieben. Bisweilen ist der obere Theil dieser Hieroglyphe mit *Sternen* begleitet, um an das gestirnte Himmelsgewölbe zu erinnern. In andern Fällen wird dieser Hieroglyphe noch das Zeichen ▭ beigefügt, welches als Buchstabe den Laut t bezeichnet, und daher hier den weiblichen Artikel t ausdrückt; auch im Koptischen ist *fe*, Himmel, Femininum, und erhält daher den koptischen weiblichen Artikel t vorgesetzt. Weil nun die Hieroglyphe ⌐ *pe* ausgesprochen ward in dem Sinne: *Himmel*, so übernimmt sie nun ferner auch das Geschäft, an andern Stellen blofs den Buchstaben p oder die Sylbe *pe* auszudrücken, namentlich den männlichen Artikel *pe*; z. B. wenn mit diesem Artikel geschrieben werden soll: *p — nif*, der Hauch, dann wird ⌐ gesetzt, um jenen Artikel p auszudrücken. Hiervon gibt dann das Lexikon wieder Beispiele; imgleichen Beispiele von zusammengesetzten Gruppen, in welchen der Begriff *Himmel* vorkommt, z. B. die östlichen Gegenden des Himmels, der südliche Himmel, der nördliche Himmel. Die *zweite* der in diesem Capitel aufgeführten Hieroglyphen ist diejenige, welche *Nacht* bedeutet, und *dschorch* lautet, wie im Koptischen die Nacht heifst. Die Hieroglyphe besteht aus dem eben erwähnten Zeichen ⌐ d. i. Himmel, und einem daran hangenden Stern *, so dafs sie den Begriff: *Sternhimmel*, darstellt. Dann folgen die Hieroglyphen für: Sonne, Stern, Mond, die einzelnen Monate, Welt, Land, Landschaft, die einzelnen Himmelsgegenden, Berg und ähnliche. Die hinzugefügten Beweisstellen schliefsen gewöhnlich mit der Hinweisung auf die Quelle, aus welcher sie genommen sind. Die gröfseren Gruppen, welche in den hinzugefügten Beweisstellen vorkommen, sind nicht in Ansehung aller ihrer Bestandtheile erklärt, so dafs der Anfänger darin bisweilen auf Dunkelheiten stofsen wird; aber Nachschlagen in der Grammatik und an andern Stellen des Lexikon kann ihm Aufklärung geben. Freilich wird das Aufsuchen eines bestimmten Zeichens in diesem Lexikon immer seine Schwierigkeit haben; doch ist zum Schlufs ein Tableau général et méthodique des signes versprochen. Das *zweite Capitel* ist überschrieben: l'homme et les membres de son corps; das *dritte:* les animaux; das *vierte:* végétaux, arbres, plantes, fleurs, fruits. Mehrere Lieferungen werden noch nachfolgen. Das Werk wird, ebenso wie die grammaire égyptienne ein dauerndes Denkmal der grofsen Verdienste Champollions um die Erklärung der Hieroglyphen bleiben.

J. G. L. Kosegarten.

IX.

Das römische Recht im ostgothischen Reiche. Eine rechtsgeschichtliche Abhandlung von Iwan v. Glöden, Doctor der Rechte und Privatdocenten in Rostock. Jena 1843. *Bei Fr. Frommann.* 8.

Obwohl der Titel dieses Buches ein ganz richtiger und passender ist, dürfte doch schwerlich aus ihm allein jemand eine Vorstellung erhalten von der Wichtigkeit der in dem Buche enthaltenen Untersuchungen für die Geschichte überhaupt und für die Geschichte der Völkerwanderung ins Besondere.

Noch immer schleppt sich durch Lehrbücher und Tabellen Romulus Augustulus als letzter Kaiser des Westreiches, noch immer wird das Jahr 476 als Endpunct des weströmischen Kaiserthums angegeben, noch immer werden Odovaker und Theoderich als selbstständige Herrscher Italiens und der Nebenländer Italiens bezeichnet. Nichts ist falscher; diese Dinge sind als Irrthümer über ein Jahrzehnt nachgewiesen, dennoch erhalten

Digitized by Google

sie sich — hoffentlich macht ihnen endlich das uns eben vorliegende Büchlein ein Ende.

Zwar wird von dem Vf. auch noch angenommen, die in den excerpt. e Malchi historia ad a. 476 erwähnte Gesandtschaft des römischen Senates an Kaiser Zeno habe dem westlichen Kaiserthume ein Ende gemacht; und er hat versäumt einige Zeilen weiter zu lesen, und sich zu überzeugen, dafs Zeno selbst den damals noch in Salona lebenden Kaiser Nepos als weströmischen Imperator anerkannte und den Senat an denselben verwies, dafs also das weströmische Reich in der That erst durch des Nepos Ermordung am 4. Mai 480 ein formelles Ende erreicht hat; aber darin hat er vollkommen Recht, dafs dadurch Italien und dessen Nebenländer nicht aufgehört haben Theile des *wieder vereinigten* Römerreiches zu bilden, und dafs Odovaker sowohl als Theoderich und dessen ostgothische Nachfolger nur *römische Beamtete* gewesen sind. Ein Hauptgrund der Verwirrung, die sich hinsichtlich der Beurtheilung dieser Verhältnisse in den Zeiten der Völkerwanderung bei unseren Gelehrten findet, ruht mit darin, dafs sie die germanischen Königstitel in einer ähnlichen Bedeutung gefafst haben, wie die Königstitel unserer Zeit. Ref. selbst hat früher — wenn auch anerkannt, dafs Odovaker und andere ihm Gleichgestellte in Beziehung auf die römischen Provincialen nur Beamtete der Imperatoren waren und blieben, doch geglaubt ihnen in dem Verhältnisse zu ihren deutschen Kriegsleuten eine eigentlich königliche Stellung zuschreiben zu müssen; während sich nun nach des Vfs. Untersuchungen ergibt, dafs sie selbst zu diesen *rechtlich* nur eine gleiche Stellung hatten, wie Aetius zu seinem Heere in Gallien und andere Patricier anderwärts früher gehabt haben. Doch betrachten wir den Inhalt der vorliegenden Schrift nach den Seiten, die nicht blofs dem Juristen, sondern auch dem Historiker interessant sind, im Zusammenhange.

Ein Gemisch deutscher Völker, gröfstentheils aus Gothen bestehend, welche, wie in unserer Zeit polnische Haufen vor der sich ausbreitenden russischen Herrschaft, so vor der hunnischen Herrschaft gewichen waren, hatte in den Donaulandschaften des oströmischen Reiches unter dem Titel foederati Aufnahme und endlich, nach manchen Schwierigkeiten, die über das gegenseitige Verhältnifs entstanden, auch römischen Heerdienst und römischen Sold erhalten. Diese foederati, die ein römisches Heer zum Dienst des oströmischen Imperators gegen jedermann aufser gegen die Vandalen bildeten, wurden (de potiore fit denominatio) *Gothen* genannt, und ein Mann von gothischem Königsgeschlechte, Theoderich, der deshalb selbst den Titel eines Königs der Gothen führte, ward diesem Heere als magister equitum et peditum praesentis militiae vorgesetzt. Später ward Theoderich, in Folge einer adoptio per arma, des Imperator Zeno Adoptivsohn, und von diesem nach Italien gesandt, dem Patricius Odovaker die Verwaltung Italiens und der dazu gehörigen Nebenländer zu entreifsen. Odovaker war ganz in demselben Verhältnisse wie auch frühere römische Provinzialchefs, die mit den Kaiserhöfen in Streit geriethen, etwa Bonifacius in Afrika oder Aetius, keinesweges ein souveräner Fürst, sondern ein militairischer Provinzialoberer, dessen Macht aber allerdings den Charakter einer bedrohenden Unabhängigkeit annahm. „Odovaker bekannte und betrachtete sich nie als Souverän im heutigen Sinne, sondern stets als im Staatsverbande des griechischen Kaisers als Unterthan stehend; weder an der Verfassung des Staates noch an dem überkommenen Rechtszustande änderte er etwas, die einzige (staatsrechtliche) Aenderung, die er traf, war die Assignation der Tertiae".

In die Verhältnisse Odovakers, sowohl in Italien und dessen Nebenländern als zum Kaiserhofe, succedirte nun nach einem siegreichen Kampfe Theoderich. Zu anderen, nicht gothischen, seinen Föderaten eingemischten Heerhaufen deutscher Abkunft kamen nun auch sehr bedeutende Reste des deutschen Heeres, welches Odovaker in Italien gehalten und angesiedelt hatte, so wie auch Theoderich seine übrigen Leute nun ausstattete. Doch nicht blofs Deutsche waren in diesem Heere, sondern entschieden auch viele Romanen — und auch sie gingen nun unter dem Namen Gothi — denn dieser Volksname hatte für den Provinzenbereich, den Theoderich verwaltete im Namen des Imperators, dieselbe Bedeutung mit: milites.

Nun erweist unser Verf. durch eine höchst scharfsinnige, auf den fleifsigsten Studien ruhende Combination, dafs dieses römische Militär, welches den Namen Gothi führt, und an dessen Spitze Theoderich steht, *nach römischem* nicht nach deutschem Rechte lebte und gerichtet ward, und dafs der comes Gothorum, dessen hie und da Erwähnung geschieht, nichts anderes ist als ein römischer Beamteter, dessen Stellung aber bald mit weiterem bald mit engerem Amtskreise und anderweitigem Titel versehen, sich auch nur durch den allgemeineren Ausdruck judex militaris bezeichnen läfst. Also der comes Gothorum d. i. militum und der judex militaris sind synonyme Ausdrücke, und nur *eine* Neuerung findet sich in der Stellung des comes Gothorum, dafs er nämlich nicht blofs da zu Gericht safs, wo ein Gothe d. h. miles der Beklagte war, sondern auch wenn ein Gothe einen Mann aus bürgerlichen Kreisen (d. h. nun: einen Römer) belangte. Die Aenderung ergibt sich als sachgemäfs wohl daraus, dafs überhaupt die politische Leitung des Landes in militärische Hände übergegangen war, und dafs wie der Heerführer politische und militärische Gewalt vereinigte, so auch die Militäroberen der untergeordneten Kreise eine über die Romanen nach manchen Seiten ausgedehnte Gewalt erhalten mufsten. Der comes Gothorum ist also kein deutscher Richter mit deutschen Gerichtsbeiständen, sondern ein römischer Heerbeamteter, wohl ein höherer Officier, der einen römischen Rechtsgelehrten als seinen Assessor zur Seite hat, da er auch nicht nach gothischem, sondern nach römischem Rechte richtet und deutsches oder gothisches Recht im Amtssprengel Theoderichs überhaupt keinen Platz hat, als in wiefern vielleicht Reste des Familienrechtes von der Sitte trümmerhaft im Leben festgehalten wurden, oder schiedsrichterliche Entscheidungen sich auf dasselbe gründeten. Das römische Recht blieb in dem Grade das geltende in diesem ostgothischen Reiche, dafs nachher als die Führer dieses Gothenheeres d. h. die ostgothischen Könige mit Ostrom wieder in einen ähnlichen Kampf verwickelt wurden, wie früher Odovaker, sich die Gothen darauf als auf eine Thatsache berufen konnten, dafs sie das Recht unangetastet gelassen. In allen Rechtsquellen und gerichtlichen Urkunden aus den Zeiten des Gothenreiches tritt uns nur römisches Recht entgegen. und hierin haben die Gothenkönige Italiens ihre Stellung als Beamtete streng festgehalten, dafs sie nicht als Legislatoren aufgetreten sind, sondern das Recht der Gesetzgebung dem römischen Kaiserhofe gelassen haben, dessen Gesetze auch oft *namentlich* für Italien und Rom Gültigkeit in Anspruch nehmen (s. das vorliegende Werk S. 140). Also nur so weit politische und militärische Bedürfnisse momentane und locale Anordnungen und Befehle erheischen, ergingen diese selbstständig von den deutschen Königen, und zu dieser Art Anordnungen waren sie als Chefs der Verwaltung befugt, wenn auch das eigenthümliche nationale Verhältnifs, welches ihr Heer an sie knüpfte, sie verführen mochte ihre Gewalt in viel weiter ausgedehntem Umfange zu verstehen, als die früheren Patricier und andere Verwaltungsobere. Das Edictum Theoderici aber erhält nun nach dieser Ordnung der Dinge eine ganz andere Stellung: es ist nämlich durchaus nicht ein neues Gesetz, was Theoderich erliefs, sondern lediglich eine *Rechtsbelehrung*, deren Inhalt sich auf schon geltendes römisches Recht, wenn auch hie und da in mifsverstandener Weise bezieht, also eine *blofse Declaration des bestehenden Rechts*.

Heinrich Leo.

Digitized by Google

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Herausgegeben
von der
Societät für wissenschaftliche Kritik
zu
Berlin.

Februar 1843.

Berlin, bei W. Besser.
1843.
Verantwortlicher Redacteur: der General-Secretair der Societät, Professor von Henning.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalt des Februar-Heftes.

Jahrbücher Nr. 21—40.

Seite

Alterthümer der Stadt und des Landes Braunschweig. Nach gröfstentheils noch unbenutzten Handschriften und mit Abbildungen. Braunschweig, 1842. — Kosegarten. 287

Anselm von Canterbury. Dargestellt von G. F. Franck. Tübingen, 1842. — Reuter. 161

Artur, Traité élémentaire de la Capillarité. 1842. — Frankenheim 299

Baumgart, de Q. Fabio Pictore antiquissimo Romanorum historico particula I. Vratislaviae, 1842. — Hertz. 253

Biot: Dictionnaire des noms anciens et modernes des villes et arrondissements de premier, deuxième et troisième ordre compris dans l'empire chinois etc. 1 Band. Paris, 1842. — Schott. 197

Burnes, Cabool: being a personal narrative of a journey to, and residence in that city, in the years 1836, 7, and 8. London, 1842. — Walter. 263

Erman: Archiv für wissenschaftliche Kunde von Rufsland. Erster Band. Berlin, 1841. — E. S. . . . 177

Euripides (übersetzt) von Donner. I. Band. Inhalt: Hekabe, die Phönikerinnen, Orestes, Medea, Hippolytos, Alkestis. Heidelberg, 1841. — Hartung. . 305

Seite

Fränzl, Statistik. I. Bd. Wien, 1838. II. Bd., 1. u. 2. Abtheilung. 1839. III. Bd., 1. u. 2. Abtheil. 1841. — Helwing. 189

Klein, Maria von Medici. I. Concini. II. Luines. Berlin, 1841. u. 1842. — Sommer. 220

Liebig, die organische Chemie in ihrer Anwendung auf Physiologie und Pathologie. Braunschweig, 1842. — Rose. 257

Die Stralsunder Memorialbücher Joachim Lindemanns und Gerhard Hannemanns ao. 1531—1611. Zum ersten Male aus den Handschriften herausgegeben und mit Einleitung, Inhaltsverzeichnifs, Bemerkungen und Wörtererklärungen begleitet von Dr. Ernst Heinrich Zober. Stralsund, 1843. — Kosegarten. . . 287

Moll, die gegenwärtige Noth der evangelischen Kirche Preufsens, deren Ursachen und die Mittel zu ihrer Abhülfe. Pasewalk, 1843. — Moll. . . . 311

Anzeigeblatt No. 1.

Seite

Literarische Anzeigen . . . . . 1—4

Digitized by Google

Literarische Anzeige von **Wilh. Besser** (Behrenstrafse 44.):

So eben ist erschienen und wird gratis ausgegeben:

Viertes

systemat. geordnetes Bücherverzeichniss meines

antiquarischen Lagers

enthaltend:

Philologische Werke,

nebst einem Anhang: Handschriften a. d. XIII. u. XIV. Jahrhundert.

Die früher erschienenen Verzeichnisse Nr. 2. 3. (Nr. 1. ist gänzlich vergriffen) enthalten: theolog., philos., juristische und cameralist. Werke. Von meinen, in Zeiträumen von 14 Tagen, erscheinenden „Catalogs-Blättern" sind kürzlich Nr. 10—17. gratis ausgegeben, enthaltend Bücher aus allen Wissenschaften.

Berlin, Februar 1843. **Wilh. Besser.**

Bei **K. F. Köhler** in **Leipzig** sind nachstehende Werke erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Auf 12 Exemplare ein Freiexemplar.

Andocidis orationes quatuor, recens. et lect. varietate instruxit Dr. C. Schiller. . 15 Sgr.

Ciceronis, M. T., orationes selectae. Mit Anmerkungen von Dr. C. Benecke. 1ster Bd. $18\frac{1}{2}$ Sgr.

— — de oratore ad Quintum fratrem. Mit Commentar, herausgegeben von Dr. K. G. Kuniss. 1 Thlr. 10 Sgr.

Heinichen, Dr., Theorie des lat. Stils. 1 Thlr.

Luciani scripta selecta in usum scholarum ed. C. Jacobitz. Vol. I. . . . . $22\frac{1}{2}$ Sgr.

Lucian, Todten- und ausgewählte Göttergespräche. Mit Anmerkungen und Wörterbuch; herausgegeben von Dr. G. A. Koch. . . 25 Sgr.

Plutarchi vitae parallelae selectae. In usum scholarum recognitae ed. Dr. C. Sintenis. Vol. I. et II. . . . . 20 Sgr.

— — vita Phocionis. Recensuit et commentariis suis illustr. Dr. F. Kraner. . . 15 Sgr.

Quinctiliani, M. F., institutionum oratoriarum liber X. cum comment. ed. Dr. Ch. G. Herzog. 10 Sgr.

Reichard, C. T., Charte von Gallien, mit geographischen Nachweisungen zu Caesar's gallischem Krieg. . . . . $11\frac{1}{4}$ Sgr.

Sallustii, C. C., de conjuratione Catilinae liber, erklärt mit deutscher Uebersetzung von Dr. Ch. G. Herzog. . . . . 1 Thl. 15 Sgr.

Sallustii, C. C., de bello Jugurthino liber. Grammatisch, kritisch und historisch erklärt von Dr. Ch. G. Herzog. . . . . 2 Thlr.

Taciti, C. C., dialogus de oratoribus. Mit Anmerkungen zum Gebrauch für Gymnasien bearbeitet von Dr. C. Th. Pabst. . . . . 15 Sgr.

Xenophontis Anabasis, ed. C. G. Krüger. 15 Sgr.

Jahn, Dr. **G. A.** Aufgaben aus der Geometrie, Stereometrie, Trigonometrie, Astronomie und Physik. Zu Uebungen im numerischen Rechnen, besonders mit Logarithmen u. s. w. . . 1 Thlr.

Anzeige.

Nachdem die hohen Ministerien das Verbot des

Königsberger Literaturblattes

redigirt von Dr. **Alex. Jung**

aufgehoben und die Herausgabe desselben ohne jede Beschränkung wieder freigegeben haben, wird dasselbe vom 1. April d. J. ab wieder ins Leben treten, und im Verlage des Unterzeichneten erscheinen.

Vorläufig werden (weitere Ausdehnung vorbehalten) wöchentlich zwei Nummern erscheinen. Der Abonnementspreis beträgt pro Anno 4 Thlr., also für dieses Jahr (vom 1. April bis 31. Dec.) 3 Thlr., und nehmen sowohl sämmtliche Buchhandlungen als die Königl. Postämter Bestellungen an.

Das stete Ziel und Streben des Königsberger Literaturblattes ist: ächter Liberalismus, und so werden alle Freunde desselben das Wiedererscheinen dieses Blattes freudig begrüfsen.

Ausführliche Prospecte sind in allen Buchhandlungen zu haben.

Danzig, 1. Februar 1843.

Fr. Sam. Gerhard.

In meinem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Nees von Esenbeck, System der speculativen Philosophie. Erster Band, Naturphilosophie enthaltend. Preis $1\frac{2}{3}$ Thlr.

Löwenthal, Dr., Physiologie des freien Willens. Preis $1\frac{1}{4}$ Thlr.

H. Prausnitz.

Bei **L. Fr. Fues** in **Tübingen** sind erschienen:

Mohl, Hugo, Dr. Prof., Dr. J. Liebigs Verhältnifs zur Pflanzenphysiologie. gr. 8. geh. n. $11\frac{1}{4}$ Sgr.

Reiff, J. Fr., Dr., Ueber einige wichtige Puncte in der Philosophie. Eine Dissertation. gr. 8. geh. $11\frac{1}{4}$ Sgr.

Gedruckt in Berlin bei **J. F. Starcke.**

Digitized by Google

№ 21.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1843.

X.

Anselm v. Canterbury. Dargestellt von G. F. Franck. Tübingen, 1842. *bei C. F. Osiander. XVI. (Einleitung) und* 234 S.

Es ist an der Zeit, dafs die monographische Form der Bearbeitung, welche die Dogmengeschichte für das Zeitalter der Kirchenväter schon in nicht wenigen zum Theil trefflichen Werken angenommen hat, auch auf die Periode der Scholastik angewendet wird. Um so mehr, da gerade hier die Masse des Stoffes einer allgemeinen durchgreifenden und zugleich detaillirten Darstellung so viel Schwierigkeiten in den Weg legt, dafs diese, wie sie sich wenigstens in neueren dogmengeschichtlichen Schriften findet, nicht auf fortgeschrittene Erforschung der Quellen sich basiren kann. Allein dafs diese erreicht wird, dazu wird eben die möglichste Vereinzelung des Stoffes am meisten beitragen. Denn einmal ist dieser ja, wie bekannt, so bedeutend, dafs er selbständig von Keinem ganz umfafst werden kann, sodann aber auch die ungeheure in den abstractesten Deductionen sich kundgebende Verstandesconsequenz, die merkwürdige Nüchternheit, die aller Frische, aller Sinnlichkeit der Sprache entbehrende Welkheit der Darstellung von der Art, dafs ein einseitiges langanhaltendes Studium der Scholastiker nicht möglich ist. Doch ist auf der anderen Seite auch anzuerkennen, dafs einzelne Seiten derselben in einzelnen Werken, namentlich in der Geschichte der Philosophie auf einer Weise in Betracht gezogen, dafs der Bearbeiter eine Monographie auf diese Mittheilungen als auf *Resultate* sich stützen kann. Namentlich ist über *Anselm*, um auf ihn, der eigentlich allein uns hier beschäftigen soll, näher einzugehn, in mancher Beziehung auch in neurer Zeit Gediegenes und Vortreffliches geschrieben. Und *natürlich*, dafs gerade er unter den Scholastikern sich einer Gunst zu erfreuen hatte, welche den Uebrigen noch nicht zu Theil geworden ist. Denn *er* berührt nicht nur allein durch sein ganzes Streben, durch die Anerkennung und Vertretung theologischer Principien tief eingreifende Fragen der Gegenwart, und die Principienfragen sind ja immer bei weitem die wichtigsten — sondern er hat auch im Speciellen durch einzelne philosophische Leistungen, durch viele in den Zusammenhang seiner Darstellungen verflochtene Gedanken ein Interesse gewonnen, welches nicht allein aus dem Einflufs dieses tiefsinnigen Denkers auf die Kirchenlehre und die dadurch bewirkte Continuität der historischen Tradition zu erklären ist, sondern aus einer Verwandtschaft moderner Speculation mit der seinigen. Und da aufserdem der Umfang seiner Werke nicht so grofs ist, als der der meisten anderen Scholastiker, so wird man sowohl aus den zuvor angeführten Gründen als auch aus diesem an eine monographische Behandlung des in Rede stehenden Gegenstandes mit Recht viel höhere Ansprüche machen dürfen, als an eine Schrift, welche erst das Fundament für die gründliche Kenntnifs eines dogmengeschichtlichen Stoffes legen mufs.

Der Hr. Verf. vorliegenden Buches scheint sich auch der Befriedigung solcher Ansprüche vollkommen gewachsen zu fühlen. „Die Vorurtheile gegen das Mittelalter, heifst es im Vorwort, und insbesondere gegen die Theologie desselben sind seit geraumer Zeit verschwunden, und es hat sich die Nothwendigkeit aufgedrungen, diesen so sehr vernachläfsigten Abschnitt der Kirchen- und Dogmengeschichte genauer zu untersuchen. Demungeachtet ist bis jetzt auf diesem Felde wenig Erhebliches geleistet worden, ohne Zweifel, weil mit der Gröfse der Masse das Quantum des Geistes, der darin thätig gewesen ist, in keiner Proportion zu stehen scheint. Soll es aber zu einer näheren Kenntnifs dieses Zeitraums kommen, so thut es vor allen Noth, die *einzelnen* Haupterscheinungen in concreter Gestalt

Digitized by Google

hervorzuheben, dann erst kann die Aufgabe, die gedankenmäfsige Entwickelung genauer nachzuweisen, ihre allseitige befriedigende Lösung finden". Gewifs sehr richtig; nur ist zu bedauern, dafs der Hr. Verf. eben diese Absicht, den genannten *einzelnen* Gegenstand scharf in's Auge zu fassen, nicht überall ausgeführt, vielmehr gar Manches in seiner Darstellung aufgenommen, was in den von ihm selbst bezeichneten Kreis gar nicht gehört, Anderes dagegen, — und dieses ist allerdings der gröfsere Theil — zu berücksichtigen unterlassen hat, wie Beides im Allgemeinen und Einzelnen zu zeigen ist.

Hr. Franck theilt seine Schrift aufser der Einleitung in 2 Bücher: erstes Buch, *Anselm's Leben.* Zweites Buch, *Anselm als Dogmatiker.* Allein unter diesen beiden Rubriken ist unmöglich alles unterzuordnen, was zu einer vollständigen Würdigung seiner Wirksamkeit als Geistlicher, Dogmatiker, Stylist, gehört; daher der Hr. Verf., wie schon gerügt, Manches wegzulassen genöthigt war. Es fehlt nämlich durchaus eine Darstellung und Kritik seiner Leistungen als Redner (als welchen er sich in seinen Homilien genügend erwiesen hat), als Egistolograph, als Polemiker; es fehlt aber auch — und das ist ein sehr bedeutender Mangel — eine auf Grund genauer detaillirter Züge — nach den verschiedenen Seiten seiner Persönlichkeit und deren Beziehungen zum Leben und zur Wissenschaft — gezeichnete *Gesammtcharakteristik*, welche dem Leser ein geistiges Bild der Individualität Anselm's im Ganzen zu geben vermöchte. Zwar finden wir zu allem dem, was wir vermissen, hier und da Anfänge (wie S. 65 einen Versuch der Schilderung Anselm's als Mönch und Geistlicher, S. 93 eine Charakteristik seines theologischen Standpunctes, S. 233 einige Reflexionen über das Wesen seiner Frömmigkeit); allein aus dieser Zerstreuung das Einzelne zu einem in sich zusammenhängenden Ganzen zu sammeln, ist theils sehr mühsam, theils aber auch erfolglos, denn diese innerlich zu verbindenden Theile schliefsen sich jetzt in der Darstellung des Hrn. Verfs. nicht mit einander zusammen, das Band des Gedankens drückt sich nicht in der Entwicklung und dem Ausdrucke der Sprache aus. Demnach scheint es Rec. wäre vielmehr so einzutheilen und anzuordnen gewesen:

Erstes Buch: Anselm's Leben.

Zweites Buch: Anselm's Charakter.

I. Anselm's religiös-sittlicher Charakter.

II. — theolog. Charakter.

III. — rhetorisch. Charakter.

Drittes Buch: Anselm's Lehre.

I. Logik und Metaphysik (Lehre von den Universalien).

II. Dogmatik.

Schlufs: zusammenfassende Kritik auf Grund des zweiten und dritten Buchs.

Das Einzige, was bei dieser Eintheilung unangemessen zu sein scheint, nämlich die Lostrennung des Capitels, welches die allgemeine theologische Charakteristik enthielte, von der speciellen Darstellung seiner Lehre, würde theils durch eine allgemeine wieder anknüpfende Reflexion, welche von der Erörterung und Beurtheilung des formellen Ausdrucks zu dessen Inhalt sich wieder zurückwendete, theils durch den alle Fäden der Darstellung zusammenfassenden und verknüpfenden Schlufs beseitigt werden können. Auf diese Weise würde wenigstens das Doppelte erreicht, dafs das Gesammtbild durch die vielen sich kreuzenden einzelnen Züge nicht verwischt und diese nicht in eine unbestimmte Farblosigkeit im Ganzen aufgelöset würden. Denn die Darstellung würde erst das äufsere Leben schildern, sodann die Totalität individueller Beziehungen zu allgemeinen Reflexionen vereinigen, diese wieder durch detaillirte Entwickelung seiner wissenschaftlichen Theorie begründen und veranschaulichen, endlich aber die Kritik seiner einzelnen Leistungen mit der seiner allgemeinen Tendenz und seiner Principien verschmelzen. Dagegen tritt in des Hrn. Verfs. Schrift *das* Allgemeine, was das nothwendige Fundament für die Masse der Einzelheiten bilden soll, namentlich der wissenschaftliche und sittliche Charakter Anselm's, viel zu sehr *zurück*, während *andere* Allgemeinheiten, wie die Erörterung über die Scholastik S. 79—92, als überflüfsig und ungehörig die präcise und scharf in sich begrenzte Lösung der Aufgabe gestört haben. *Anselm's* Scholastik war zu entwickeln; bedurfte es dazu einer weitläufigen Digression über Bedeutung, Aufgabe, Ursprung derselben im Allgemeinen? — Ohne einen Begriff von der Scholastik im Ganzen zu haben, kann man den scholastischen Lehrbegriff des Einzelnen nicht würdigen, wird man antworten. Wohl; aber jenen allgemeinen Begriff soll keine Monographie geben.

Digitized by Google

Denn was alles müfste diese nicht in sich aufnehmen und als Theil ihres Inhaltes ansehen, wenn sie den Kreis der Leser, für welchen sie sich bestimmt, als einen absolut unvorbereiteten und kenntnifslosen voraussetzen wollte. Diese vermeintliche Gründlichkeit, welche alles ab ovo anfangen und den Zusammenhang des Einzelnen mit dem Allgemeinen in dieser Bezeichnung aufzeigen will, ist vielmehr die wahre *Un*gründlichkeit; denn jene allgemeineren sehr nothwendigen Erörterungen sind nur auf Grund der genauesten Erforschung des *Einzelnen* zu führen, sind ihrer Natur nach nur Resultat. Die Monographie soll aber gerade ein Individuum nach allen seinen Seiten auffassen, in dieser Beziehung die speciellsten Untersuchungen anstellen, und daher eben in der möglichsten *Beschränkung* den Ruhm der Gründlichkeit suchen. Denn diese freilich nicht so allgemeinen Ergebnisse werden, wenn sie auch nur zum Theil neu sind, immer als unmittelbarer Gewinn für die zu berichtigende Anschauung des Ganzen zu betrachten sein, und als solche benutzt werden können. Demnach würde Hr. Franck zur richtigen Beurtheilung der Aufgabe und Bedeutung der Scholastik überhaupt durch möglichst scharfe und concentrirte Charakteristik der *Anselmischen* Scholastik weit mehr beigetragen haben, als durch jenes allgemeine und Bekanntes wiederholende Räsonnement, was dem eigentlichen Gehalte nach sich *ganz* auf Hegel und Baur stützt. Auch hier findet man wieder die ganz vulgäre, jetzt schon zum hartnäckigen Vorurtheil gewordene Behauptung S. 84: „dafs, da der Gehalt des christlichen Bewufstseins der Hauptsache nach bereits producirt, die Periode der Dogmenbildung längst abgeschlossen gewesen, die Scholastik nicht dazu berufen gewesen, neue Lehrstücke zu erzeugen, sondern die vorhandenen zu bearbeiten. Somit war das Geschäft der Scholastik rein logisch, der formelle Verstand mufste es sich angelegen sein lassen, die Begriffe, welche den betreffenden Dogmen zum Grunde liegen, hervorzuheben, sie in ihre verschiedenen Momente auseinanderzulegen und theils unter sich, theils mit den übrigen dogmatischen Sätzen zu verbinden. In die Sache selbst hineinzugraben, durfte sie nicht wagen, der innerste Kern derselben mufste unangetastet bleiben". Diese in der That nur *halb*wahre Behauptungen würde nun der Hr. Verf. nicht aufgestellt haben, wenn er statt Anderer Urtheilen sich anzuschliefsen, sich selbstständiger, aber auch mit mehr Hingebung in die Anselm'sche Scholastik versenkt hätte. Freilich ist es richtig, dafs, wie Rec. sich schon einmal bei anderer Gelegenheit ausgedrückt, die extensive Dogmenbildung im Mittelalter hinter der patristischen Zeit zurücksteht (doch auch nicht so sehr als man glaubt; denn die Trinitätslehre, die Lehre vom Abendmahl, die Christologie — im Adoptianischen Streite wurden wesentlich *fort*gebildet; oder sind etwa die Bestimmungen, welche in der Lösung der durch die Differenz des Nominalismus und Realismus angeregten Controverspuncte gegeben wurden, keine *Fortbildungen?*); allein intensiv hat ersteres weit mehr geleistet und man würde sich sehr täuschen, wenn man meinte, dafs durch diese Verarbeitung des dogmatischen Materials damals nicht „in die Sache selbst hineingegraben, der Kern derselben unangetastet geblieben wäre". Sollte denn wirklich die Versöhnungslehre in Anselm's Auffassung gar nicht verändert, *dieselbe* geblieben sein, die sie früher gewesen? — Wurde sie nicht durch das unnatürliche Uebergewicht des *objectiven* Momentes durch den Versuch der Ausgleichung zweier sich widersprechender göttlicher Eigenschaften, die innige Verbindung mit der Incarnation selbst als ihre Voraussetzung (denn die Nothwendigkeit der Versöhnung und die der Menschwerdung gehen in seiner Deduction ganz in einander auf) — bedeutend geändert oder wenn man so lieber sagen will, modificirt? — Wurde nicht der Christologie durch Thomas von Aquino Theorie von dem Erlöser als dem *Haupte der Gemeinde* die Fremdheit, welche nach früherer Lehre seine Person für das menschliche Geschlecht zu haben schien, getilgt und durch diese eine Idee die Einsicht vorbereitet, dafs Christus, wenn er anders die Menschheit wirklich erneuern, wenn er sie auf eine ihrem Wesen angemessene Weise mit göttlichem Leben durchdringen wollte, *ihr* nothwendig *angehören* und deshalb die vollendete Schöpfung der *menschlichen* Natur eben sowohl sein mufste, als deren göttlichen Verklärung? Wenn dies und vieles andere aber keine Fortbildung, ja theilweise Umgestaltung in dogmengeschichtlicher Beziehung ist, so wüfste ich nicht, was man überhaupt mit mehr Recht eine solche nennen könnte. — Doch zurück zu des Hrn. Verfs. Schrift. Sie zerfällt, wie schon gesagt, in einen rein geschichtlich-biographischen und einen dogmenhistorischen Theil. Der erstere

Digitized by Google

berührt einen „der interessantesten Parthien" der Geschichte des Papstthums, Anselm's Streit über die Investitur mit Wilhelm II. Er zeigt Anselm, den man gewöhnlich als einsamen Denker, unbekümmert um die politischen Wirren der Zeit sich vorzustellen gewohnt ist, von einer Seite, welche zur vollständigen und genaueren Auffassung des ganzen Charakters durchaus nothwendig ist. Man siehet, dafs die grofsartige Weltanschauung, welche in seinen theologischen Werken sich ausdrückt, dafs die mächtigen Gedanken, durch welche er seine Dogmatik aufbaut, durchaus mit seinem innersten Leben verwachsen waren, dafs sie auch in seiner kirchlich-politischen Tendenz, in seiner rücksichtslosen Freisinnigkeit und Offenheit sich spiegeln mufsten. *Diese sittliche Energie ist immer die Probe für die Bedeutung und die Originalität*, für die wirkliche Schöpferkraft eines grofsen Geistes. Sind die von ihm ausgesprochnen Gedanken, sind seine Worte wirklich sein Eigenthum, Producte seines *mit dem Wollen einigen Denkens und mit dem Denken einigen Wollens:* so müssen sie auch in seinem Wirken, in dem *unmittelbar erscheinenden* Leben sich ausdrücken, sonst sind sie angelernt, keine innern Lebenserfahrungen, die aufquellen aus der Tiefe der Seele. Hr. Franck hat diesen rein historischen Theil, auf welchen kritisch einzugehn der Raum dieser Blätter nicht erlaubt, im Ganzen auf eine recht klare und übersichtliche Weise geordnet; rücksichtlich der Darstellung aber erhebt er sich *nicht* über die *Mittelmäfsigkeit.* In keinem Fall wird sie sich mit der *Möhler's*, dessen den gleichen Stoff behandelnde Schrift er ziemlich ironisch eine „lesbare" Abhandlung genannt, vergleichen können. Dies gilt auch zum Theil von dem 2ten Hauptstück.

Dieses 2te Hauptstück, welches die Dogmatik Anselm's darstellen soll, beginnt der Hr. Verf. mit der Lehre von der Trinität und zwar zunächst mit Anselm's Lehre vom Dasein Gottes (S. 112 flg.). Es ist hier natürlich sein berühmter ontologischer Beweis, den Hr. Franck zu entwickeln und zu beurtheilen hat. Nach den vielen Darstellungen, welche er in neuerer Zeit erfahren, mufs man im Voraus erwarten, dafs er von dem Hrn. Verf. mit gehöriger Gründlichkeit und Präcision werde vorgetragen werden. Allein er hat nur die wenigen allbekannten Grundzüge gegeben, ohne dafs man sähe, sie seien durch eindringendes Studium des Anselm mit anderen Gedankenentwickelungen desselben in Verbindung gesetzt. Wie gewöhnlich, so ist auch in des Hrn. Verfs. Darstellung der so wichtige Dialogus de veritate (Anselmi Opp. ed. Gerberon pag. 109) ganz unbeachtet geblieben. Obgleich nun durch diese Nichtbeachtung nicht gerade etwas positiv-falsches in die Weise der Mittheilung des Hrn. Verfs. gekommen ist, so ist sie doch jedenfalls mangelhaft zu nennen, weil dem Leser ein Punct fehlt, von welchen aus er in den Zusammenhang der Anselm'schen Denkweise eindringen kann. Dieser Punct ist die Bestimmung des Unterschiedes der Wahrheit der *Vorstellung* und Wahrheit des *Gedankens.* Anselm beurtheilt alle diese Formen und deren Verhältnifs zum Sein, um so die Natur der Wahrheit zu bestimmen und zu begreifen, und findet, dafs sie alle mehr oder weniger unrein sind, bis er endlich auf die höchste Spitze seiner Gedankenentwicklung gelangt (cap. VII), wo sich ihm das sinnliche Sein in das absolute ideale Sein verwandelt, welches, da es die immanente Substanz der Welt ist, alle relativen Wahrheiten hält und trägt. Diese Substanz ist die summa veritas selbst, d. h. das *wahre Sein* in allem Dasein. Man siehet, wie sich hier in des grofsen Kirchenlehrers speculativem Versuche sein ursprüngliches Problem, die Wahrheit des *Gedankens* zu finden, in das andere auflöset: die Wahrheit des *Seins* zu bestimmen: der seiende Gedanke und das gedachte Sein sich ihm verwechseln. (Cap. VI. beginnt er: Cogitationem quoque dicimus veram, cum est, quod aut ratione aut aliquo modo putamus esse. Cap. VII. aber heifst es schon: Jam considera, an praeter summam veritatem in aliqua re veritas sit intelligenda, exceptis his, quae supra conspecta sunt. An putas aliquid esse aliquando aut alio ubi, quod non sit in summa veritate, et quod inde acceperit, quod est in quantum est etc.). Diese Verwechselung ist aber natürlich für das richtige Verständnifs des Anselm'schen Beweises sehr wichtig, ja das in einander Uebergehen jener beiden Ausdrücke ist eigentlich die einzige Bewegung, welche er vollbringt. Und diese Bewegung ist sie denn nicht ein Beweis? —

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 22.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1843.

Anselm v. Canterbury. Dargestellt von G. F. Franck.

(Schluſs.)

Der Hr. Verfasser äuſsert sich hierüber im Vergleich zu den vielen Lobpreisungen Anselm's in neuerer Zeit in sehr herabgestimmtem Tone, und mit Recht, wenn auch nicht in der rechten Weise. „Die Mangelhaftigkeit des Beweises liegt offen zu Tage, meint Hr. Franck S. 115; er sei eine offene petitio principii, da schon vorausgesetzt werde, was bewiesen werden solle" (nämlich, daſs das Allervollkommenste nicht bloſs in Gedanken, sondern auch in der Wirklichkeit existire). „Hegel sagt: Vorausgesetzt sei, daſs der reine Begriff auch das Sein enthalte, und fehlerhaft sei eben dies, daſs die Einheit des Begriffs und des Seins nur unmittelbar gesetzt sei. Allerdings wird diese Identität behauptet, allein der Fehler scheint nicht sowohl in dieser Bezeichnung an sich zu liegen, sondern vielmehr darin, daſs Anselm sich auf eine Weise ausdrückt, der grade die abstracte Trennung vom Denken und Sein zum Grunde liegt, wodurch er das Erstere zu etwas bloſs Subjectiven, das Letztere zur bloſs empirischen Existenz herabsetzt, und sich von der Höhe der Speculation wieder auf den Boden des abstracten Verstandes stellt". — Allein wie wenig er das Eine oder das Andere thut, gehet aus dem eben angezogenen Grundgedanken des Dialogus de veritate hervor. Nur wenn man die Hauptsache in den *formellen* Ausdrücken siehet, kann man dem Anselm dergleichen Vorwürfe machen. Er sagt freilich nicht ausdrücklich: *der Gedanke des absoluten Seins ist dieses absolute Sein selbst;* denn es denkt sich selbst im Gedanken von ihm, dieser Gedanke aber ist von ihm selber nicht verschieden; allein seinen allerdings unvollkommenen und nicht präcisen Entwickelungen, welche überdies die syllogische Form entstellt, liegt dennoch — glaube ich — diese speculative Theorie zum Grunde; denn auch bei ihm ist die Unterscheidung zwischen bloſs subjectivem Vorstellen und dem reinen mit dem Sein identischen Denken sehr deutlich, die Meinung dagegen von einer Existenz Gottes in dem Sinne, wie sie den sinnlichen Dingen zugeschrieben wird, nicht zu finden. Allein wenn auch gegen dergleichen Einwürfe Anselm gerechtfertigt werden kann, hat der Beweis — also in der Weise, wie ihn der Hr. Vf. berichtigt und umgestaltet wünscht — *wirklich Kraft für die Deduction der christlichen Gottesidee? — Keineswegs.* Anselm's gesammte religiös-philosophische Weltanschauung ist die *theistische* und damit die christliche; also *wollte* er nicht nur die Existenz, sondern auch die *Persönlichkeit* Gottes beweisen. Allein mit seinem Beweise gelangt er nur bis zur Substanzialität, bis zur Immanenz Gottes in der Welt. Demnach ist seine Idee Gottes in der Vorstellung und seinem christlichen Glauben nach eine andere, als die, welche in seiner Beweisführung resultirt. Allein Anselm selbst ist sich dieser Differenz *nicht* bewuſst und die Substituirung der einen für die andre ist eine arglose *Selbsttäuschung*, in der er befangen war. Dieses scheint in Kurzem das Wesentliche zu sein, was gegen Anselm's Deduction gesagt werden kann. Herr Franck hingegen spricht sich über die Bedeutung derselben ziemlich unklar und vornehm aus; denn während er S. 116, wie schon bemerkt, ihm eine abstracte Trennung vom Denken und Sein vorwirft, wird dagegen S. 126 als bleibende Wahrheit das Doppelte gerühmt, einmal, daſs das Gottesbewuſstsein ein wesentliches und nothwendiges Element unsers Selbstbewuſstseins,

Digitized by Google

und dann, *dafs das Absolute die Identität vom Denken und Sein sei.* Allein da wir versucht haben die beiden letzten Puncte in den Grenzen ihrer Wahrheit anzuerkennen und als wirklich anselmisch nachzuweisen, erstere Anklage aber zu widerlegen, so würde dem Hrn. Verfasser nach seinen Anforderungen an eine wissenschaftliche Gottesidee eigentlich kein Grund, auch nur zur theilweisen Verwerfung des Arguments übrig bleiben. Wenn er dessen ungeachtet die Mangelhaftigkeit desselben urgirt, so mufs man ihm hierin freilich beistimmen, und um so lieber, je mehr es allerdings in neuerer Zeit von manchen Seiten *überschätzt* ist; allein anzuerkennen bleibt immer die ungeheure Bedeutung der tiefsinnigen Gedanken, welche, obwohl unvollkommen, und mehr in der Sprache der sinnenden Ahnung zuerst unter allen Denkern von Anselm entwickelt sind. Freilich sind sie wesentlich dadurch verdunkelt, dafs ihr Urheber seiner Darstellung derselben wenigstens den Schein gegeben hat, als enthalte sie einen reinen Verstandesbeweis, nicht vielmehr nur die Weise der Vertiefung des sinnenden Geistes in sein eigenes Wesen; welche Vertiefung weder ohne den Act, noch den Zustand des Glaubens gedacht werden kann. Wird Letzteres festgehalten, so findet auch ihre theilweise Widerlegung *die* Anklage, welche Schleiermacher (Geschichte der christlichen Kirche S. 470) gegen ihn erhebt. „Anselm — heifst es hier — gehet von dem Princip aus, dafs er den Glauben als das Ursprüngliche und Erste setzt und dies auch bei dem Beweise vom Dasein Gottes, so wie über die Erlösung; non intelligo ut credam, sed credo ut intelligam war sein Symbol. Bald nachher war dies Princip umgekehrt, es geht zurück auf den alten Unterschied von πίστις und γνῶσις. Ich glaube, aber ich will einsehen, was ich glaube; jenes aber als das Ursprüngliche. Also gehört er nicht zu denen, welche davon ausgehen, dafs der Glaube die Tochter der Theologie sei, oder scholastisch ausgedrückt, welche erst einsehen wollen, damit sie glauben können und den *Glauben andemonstriren.* Der Glaube, der überall seiner Speculation zu Grunde liegt, ist auch nichts anderes als das seiner Frömmigkeit zum Grunde Liegende. Wäre er dabei stehn geblieben, den Gedanken des göttlichen Wesens daraus zu entwickeln, so dafs seine dialektische Auseinandersetzung denselben Inhalt nur in einer anderen Form gehabt hätte, nämlich das, was in seinem Gemüthe Glaube war: so wäre es richtig gewesen. Aber indem er meinte *intelligere sei ein demonstrare,* fehlte er in Bezug auf die *Behandlung* dieser allumfassenden Gegenstände", aber nicht, setzen wir hinzu, in Bezug auf die Richtigkeit des nicht überall klar genug angewandten Grundsatzes, das intelligere sei aus dem Glauben zu entwickeln.

Das 2te Capitel *von den Wesen und Eigenschaften Gottes* stellt auf im Ganzen angemessene sehr übersichtliche Weise die bedeutendsten Grundgedanken zusammen, welche sich über diese Dogmen in Monologium und Proslogium finden. Nur hat sich Rec. gerade bei diesem Capitel ein Tadel aufgedrängt, nämlich das Schwanken der Darstellung zwischen selbständiger Entwickelung im Sinne Anselm's und Relation über ihn. So beginnt der Hr. Verf. das Capitel sogleich mit einer referirenden Notiz S. 127: „Hier geht Anselm, um auf das Sein Gottes zu führen, von einem Gedanken aus, der mit dem kosmologischen Beweise Aehnlichkeit hat. Wie nämlich dieser von der Zufälligkeit auf die Nothwendigkeit schliefst, so geht Anselm von der Vielheit auf die Einheit zurück u. s. w. dann folgt die dogmatische Auseinandersetzung, aber nicht im referirenden Tone, sondern wie auch recht ist, in einem solchen, als wenn Anselm sein System selbst darstellte. Dann wird S. 130 diese Darstellung wieder zur blofsen Relation. Dieses Unstäte und Schwanken fällt hier gerade um so unangenehmer auf, da es sich vor allem bei diesem Capitel um eine deutliche von dem Hrn. Verf. auch nicht *ohne Glück* angestrebte Uebersichtlichkeit handelt, deren Klarheit aber durch jene Einmischung der Reflexion sehr getrübt wird. Sonst hat der Hr. Verf. die hieher gehörigen dogmatischen Bestimmungen und Lehren recht gut entwickelt, wenn man auch über die darin befolgte Anordnung und Disposition mit ihm rechten kann. Da nämlich Anselm im Monologium nur die Allgegenwart und Ewigkeit behandelt, so scheint Hr. Franck aus *diesem* Grunde zunächst diese, und nur anhangsweise in wenigen Worten, die Lehre vom göttlichen *Willen* entwickelt zu haben. Allein wollte der Hr. Verf. sich nicht nur dem Inhalt nach, sondern auch der Form und Stellung nach der Erör-

Digitized by Google

terung dogmatischer Lehren durch Anselm anschliefsen, so hätte er, um zugleich ein Bild von der in den Werken dieses Kirchenlehrers gewählten Vertheilung des Stoffes zu geben, dieses Streben überall und mit Consequenz durchführen müssen und z. B., um einen sehr nahe liegenden Fall anzugeben, für Anselm's Behauptung: „das Absolute ist *allein*, *was* es ist, was vom Endlichen und Veränderlichen nicht gesagt werden kann", keine Belegstelle aus dem Proslogium (S. 140) beibringen müssen. Allein da auch aus anderen Stellen der Schrift hervorgeht, dafs der Hr. Verfasser diesen Zweck nicht verfolgt, so sieht man nicht ein, weshalb die Lehre von den göttlichen Eigenschaften nicht ohne alle Rücksicht auf die Stellen, welche zum Beweismittel für die Aechtheit des Gegebenen dienen sollen, entwickelt und z. B. nach dem Schema: 1) die Qualitäten des absoluten Seins; 2) die Qualitäten des absoluten Wollens; 3) die Qualitäten des absoluten Wissens disponirt ist. Freilich wäre auch nöthig gewesen, das 3te Kapitel von den innern Unterschieden des göttlichen Wesens (Trinität) vielmehr an die Stelle des zweiten, das zweite an die Stelle des 3ten zu setzen; denn die Lehre von der Schöpfung, von der in dieser sich offenbarenden Allmacht hat die Lehre von Gott dem Sohne zu ihrer nothwendigen Voraussetzung. Und zwar nicht etwa im Sinne des Recensenten, denn dann wäre ja die von ihm vorgeschlagene Schematisirung etwas dem Anselm Fremdes, sondern eben in dem System desselben, welches man nur gedankenmäfsig zu entfalten und von der allerdings nicht immer klar geordneten Darstellung loszulösen braucht, um zur richtigen Einsicht in dessen eigentlichen Organismus zu gelangen. Nämlich bei der Erörterung der Lehre von der Schöpfung (Monolog. cap. VII. VIII. IX. X.) glaubt er die Schwierigkeiten, die einmal darin liegen, die Schöpfung als eine nur zeitlich spätere Gestaltung des vorhandenen Urstoffes sich zu denken, sodann aber auch in der Vorstellung des *Nichts* — als Ursache der Welt — nur dadurch hinwegräumen zu können, dafs er zwischen ideeller Schöpfung und reeller scheidet. Jene ideelle Schöpfung ist aber *Gott der Sohn;* der Hr. Verfasser deutet dies S. 171 selbst an; er hätte aber hier oder an einer andern Stelle, wo die eigentlich dogmatische Bedeutung Anselm's darzustellen und zu beurtheilen wäre, diesen ganzen Zusammenhang tiefsinniger Gedanken (der in neuerer Zeit von manchen Seiten wie so *vieles Mittelalterige mit dem Scheine der Originalität wiederholt ist*) und was daraus folgt, *oder vielmehr darin liegt*, weiter entwickeln sollen. Die eigentliche Schwierigkeit liegt nämlich darin, dafs Anselm eine *zeitliche* Schöpfung sich nicht denken kann, aber doch weil sie kirchliche Vorstellung war, nicht den Muth hat, sich dies zum klaren Bewufstsein zu bringen. Sein eigentlicher Gedanke ist der einer *ewigen* Schöpfung. Die Eigenschaften Gottes sind ihm *ewig wirksame* Qualitäten; allein da die gewöhnliche Vorstellung, welche durch solche Theorie die absolute Selbständigkeit Gottes gefährdet glaubt, dem entgegen ist, so tritt seinen Worten nach eine Unterscheidung ein zwischen einer ewigen idealen Schöpfung und einer zeitlichen realen; allein wie sein Scharfsinn diese Schranke immer wieder durchbricht, zeigen in mancher Hinsicht seine Aeufserungen (Monol. X.): Illa autem forma rerum, quae in ejus ratione res creandas praecedebat, quid aliud est quam rerum quaedam in ipsa ratione locutio, veluti cum faber facturus aliquod sunc artis opus prius illud extra si dicit mentis conceptione. Mentis autem sive rationis locutionem sic intelligo: non cum voces rerum significativae cogitantur, sed *cum res ipsae* vel *futurae* vel jam *existentes* acie cogitationis in mente concipiuntur (Vergleiche ib.: Possunt enim non absurde dici tanto veriora quanto magis rebus, quarum sunt verba, similia sunt et eas expressius significant). Hier sieht man, wie nothwendig es ihm ist, den göttlichen Gedanken zugleich als einen schaffenden, schöpferischen zu bestimmen; die wirkungslose schattenähnliche Vorstellung weifs *er* wohl zu unterscheiden von den ewigen absoluten Gedanken (man vergleiche besonders Monolog. c. XI.).

In der Behandlung der recht übersichtlich dargestellten *Satisfactionstheorie* S. 123 kehrt sich die kritische Seite der Schrift am meisten heraus, und diese Kritik, welche sich der Baur'schen in den meisten Puncten anschliefst, ist wie diese, zutreffend und schlagend. Dafs die beiden göttlichen Eigenschaften, deren friedliches Verhältnifs Anselm zu bestimmen sucht, in Wahrheit nicht mit einander ausgeglichen, Freiheit und Nothwendigkeit in Gott, seiner Deduction nach

Digitized by Google

auseinanderfallen, dafs die Versöhnung ganz aufserhalb des religiösen Bewufstseins des *Menschen* vorgehet, auf den sie nur in magischer Weise ihre Wirkung äufsert, — ist richtig bemerkt. Allein die positiven Sätze, auf welche sich diese Correctur stützt, schienen Rec. sehr bedenklicher Art zu sein. Worin anders, sagt der Hr. Verf. S. 215, hat dieser Mangel an dem subjectiven Princip des *Glaubens* seinen Grund als darin, dafs der Gottmensch, nur als dieses historische Individuum, sein Tod nur als äufserliches zeitliches Factum aufgefafst wird! Indem Anselm den Gottmenschen nur als Einzelperson betrachtete, ergab sich daraus nothwendig, dafs die Sache so dargestellt wird, wie wenn sich der Tod Christi zunächst auf ihn selbst bezogen hätte und also erst durch jene besondere Art auf die erlösungsbedürftige Menschheit übertragen werden müfste". Allein wer dergleichen Vorwürfe dem Anselm macht, wie, dafs er an der Individualität Christi als des Erlösers festgehalten, verwirft damit zugleich seinen *ganzen* religiös-philosophischen Standpunct, greift sein gesammtes Princip der *Erhebung des christlichen Glaubens* ins Wissen an, er mufs deshalb seine Waffen nicht gegen einzelne schwache Stellen seiner Argumentation, sondern deren Fundament richten. *Nicht* darin liegt das Mungelhafte, bei Anselm, dafs ihm in Christi Leiden wirklich die Versöhnung sich vollzog, sondern darin, dafs er einmal dasselbe nicht unter den Gesichtspunct der sittlichen That stellt, sondern als ein opus supererogationis ansieht (Cur Deus homo II. c. XI. XVIII. ist wenigstens das Leiden Christi als ein sittliches Thun und seine vorbildliche Dignität in ein sehr unklares Verhältnifs zu seiner eigentlichen obedientia passiva gestellt), sodann aber als die Wirkung des Todes Christi die äufserliche retributio seines auch ganz juridisch gefafsten Verdienstes bestimmt, nicht aber entwickelt, dafs das ganze versöhnende Thun und Leiden gar nicht ein solches ist, *ohne die Mitwirkung des Glaubens* von Seiten des Menschen, — dafs es erst durch diesen subjectiven Procefs, in welchem alle Momente des Lebens Christi in rein innerlicher Weise sich wiederholen, die objective Seite den Menschen berührt, *für ihn* eigentlich erst *wird*. Christus bleibt nach seiner Theorie vielmehr der der Menschheit Ferne, Fremde, seine Persönlichkeit wurzelt so durchaus in der überirdischen jenseitigen Sphäre, dafs der Zusammenhang mit der Menschheit als solcher ein ganz äufserlicher bleibt. — —

Soll Rec. nun sein Gesammturtheil über die Schrift des Hrn. Franck abgeben, so mufs er bekennen, dafs ihm die Forschung über Anselm's Lehrbegriff, dessen innerer Organismus und Bedeutung durch sie *nicht* gefördert scheine. Zwar ist anzuerkennen, dafs durch eine gewisse Uebersichtlichkeit die Einsicht in den Zusammenhang der Argumentationen erleichtert ist; allein ein Bestreben, die *Kenntnifs* des Anselm'schen Systems über den bisher erreichten Grad derselben *hinaus*zuführen, ist nirgends sichtbar, weit weniger daher eine *Leistung*, die diesem Streben entspräche. Man mufs daher wünschen, dafs Anselm, in dessen Eigenthümlichkeit die verschiedensten Interessen ihre Befriedigung finden können, bald eine Bearbeitung erfahre, welche neben der Gründlichkeit der Forschung auch eine schöne, künstlerische, jedoch nur auf den *Gegenstand* sich beschränkende Form der Darstellung anstrebt; und, wie wir hören, ist bereits Aussicht auf Erfüllung dieses Wunsches da.

H. Reuter.

Digitized by Google

№ 23.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1843.

XI.

A. Erman: Archiv für wissenschaftliche Kunde von Rufsland. Erster Band. Berlin bei Reimer. 1841. 794 S. 8.

Der Zweck dieser Zeitschrift ist, den Westen Europa's und zunächst Deutschland durch selbständige Artikel, Recensionen, Uebersetzungen und bibliographische Mittheilungen mit Allem bekannt zu machen, was die unter russischer Botmäfsigkeit stehenden unermefslich ausgedehnten Länder Ost-Europa's und Asiens in naturwissenschaftlicher, industrieller, historischer, linguistischer und litterarischer Hinsicht Wichtiges und Beachtenswerthes darbieten.

Eine dem Ursprung nach sehr analoge Erscheinung waren die *nordischen Beiträge*, in welchen ebenfalls ein deutscher Naturforscher, *Pallas*, spätere Bearbeitungen der wissenschaftlichen Fragen sammelte, zu denen seine Reisen in Rufsland und in Sibirien ihm Anknüpfungspuncte geboten hatten. Vergleicht man aber den ersten Band des vorliegenden „Archivs" mit jener älteren Zeitschrift, so wird sich ein erfreulicher Fortschritt vom Besonderen zum Allgemeinen eben so wenig verkennen lassen, wie die Erfolge einer sich jetzt lebendiger regenden Wissenschaftlichkeit unter der slawischen Bevölkerung von Rufsland.

Wegen der Mittel, der Theilnehmer und Förderer des neuen Unternehmens, beziehen wir uns auf die Ankündigung, welche dem ersten Hefte dieses Bandes wieder vorgedruckt ist. Sämmtliche Aufsätze und Artikel kommen unter folgende Rubriken: I. Physikalisch-mathematische Wissenschaften. II. Historisch-linguistische Wissenschaften. III. Industrie und Handel. IV. Allgemein Litterarisches.

Was die erste dieser Abtheilungen anbelangt, so haben es schon die uns vorliegenden Hefte mit naturwissenschaftlichen Arbeiten aus den verschiedensten Gebieten zu thun; sowohl aus den sich allgemeiner haltenden der *reinen* Physik, als aus denjenigen, welche, wie die Lehre vom Magnetismus, die Geognosie, die Klimatologie, nur durch conspirirende Forschungen an verschiedenen Puncten der Erde bestehen und deshalb wohl als *geographische* Physik oder *Physik der Erde* bezeichnet werden. — *Die Nachrichten über die Instrumente der Kaiserl. Hauptsternwarte Pulkowa* von *Schumacher* (S. 1—16), lehren einen Apparat zu astronomischen Arbeiten kennen, der, in gleicher Vollendung und Vollständigkeit, noch niemals beisammen gewesen ist — während ein anderer Artikel: *Additamentum in F. G. W. Struve mensuras micrometricas* (S. 239), von einer noch auf der Dorpater Sternwarte beendeten Leistung des jetzigen Vorstehers von *Pulkowa* Rechenschaft gibt. Es wird darin die durch Struve geschehene Messung der Entfernung eines Fixsternes (*α lyrae*) von unsrem Sonnensysteme (sie beträgt höchstens 16 Billionen geographische Meilen) besprochen. Bekanntlich lag hierin die endliche Lösung einer Aufgabe, welche, wie schon *Bailly* bemerkt, seit mehr als einem Jahrtausende über die Geschichte der Astronomie entschieden hat. Sie wurde fast in jedem Abschnitte dieses langen Zeitraumes von neuem angegriffen. *Das eigentlich Gesuchte blieb aber bis jetzt durchaus unerreicht*, während sich andre, und eben die sublimsten Resultate (die Messung der Geschwindigkeit des Lichtes, die feineren Bestätigungen der Newton'schen Theorie durch die Präcession der Nachtgleichen, und durch die Nutation der Erdaxe) grade bei Gelegenheit dieser Aufgabe, gleichsam als Ersatz für so viele Bemühungen ergaben. — Der Aufsatz *über russische Beiträge zur Kenntnifs der periodischen Sternschnuppen* (S. 115), beschreibt eine am 12. August 1839 zu Halitsch im Gouvernement Kostroma erfolgte Verfinsterung der Sonne, die man nicht ohne Wahrscheinlichkeit den Sternschnuppen des soge-

Digitized by Google

nannten August-Stromes zuschreibt, so wie eine Reihe von Daten über diese Klasse von Erscheinungen, die Hr. Akademiker Frähn in arabischen Werken aufgefunden und in den Denkschriften der Petersburger Akademie publicirt hat. — Von astronomischen Ortsbestimmungen, theils innerhalb des russischen Reiches, theils in den unabhängigen kirgisischen Steppen und in Persien, handelt der Artikel: *Geodätische Arbeiten und astronomische Ortsbestimmungen durch Officiere des russischen Generalstabes* (S. 17). Dieser ist aus den russisch abgefafsten Denkschriften des militärisch-topographischen Bureau (*Sapíski wojénno topographítscheskago Depò.* — 5 Vol. 4to) entlehnt und gibt aufserdem Rechenschaft von dem dermaligen Zustande der dortigen Triangulationen. Sie werden bei ihrer nächstens bevorstehenden Abschliefsung das lineare Maafs eines von 52° Breite (bei *Belin* im Gouvernement *Grodno*) bis zu 67° Breite (bei *Pahtawara* in *Lappland*) reichenden Meridianbogens kennen lehren, so wie auch ein nahe an 14° betragendes Stück des Parallelkreises von 54°, 5 Breite und enthalten mithin einen höchst schätzbaren Beitrag zur Kenntnifs der Figur der Erde. Als eine zweite Frucht dieser Triangulationen werden die *Anfertigung der Spezialkarte der westlichen Theile von Rufsland durch v. Schubert*, 62 *Blätter im Maafsstabe von* $\frac{1}{420000}$ (S. 34) und die *Rücker*'sche *Spezialkarte von Livland*, 6 Blätter in mehr als doppelt so grofsem Maafsstab (S. 51) geschildert — und es schliefst sich sodann an diese Rechenschaft über geodätische Arbeiten, ein Aufsatz *über neuere Höhenmessungen in Rufsland* (S. 726). Die eine Hälfte desselben (S. 726 bis 781) handelt, nach allen bis jetzt in Rufsland darüber erschienenen Berichten, von der endlichen Ermittelung des Höhenunterschiedes zwischen dem kaspischen und dem schwarzen Meere, so wie von den durch dieselbe Expedition bestimmten Höhen der Hauptgipfel des Kaukasus. Die russischen Gelehrten, denen man diese für die Geognosie so wichtigen Daten verdankt, haben auf die Elimination der Strahlenbrechung aus geodätischen Resultaten ihr Hauptaugenmerk zu richten gehabt. Der Aufsatz in dem Archive zeigt, durch welche Methoden und bis zu welchem Grade sie sich eines günstigen Erfolges erfreuten. — Die zweite Hälfte dieses Aufsatzes ist den barometrischen Höhenmessungen in verschiedenen Provinzen des europäischen Rufsland durch den Grafen Keyserling gewidmet und enthält aufserdem einige von dem Herausgeber hinzugefügte neue Beweise für die Verschiedenheit des mittleren Druckes der Atmosphäre in einerlei Niveauschicht. Die Seeküsten bei Archangelsk, Petersburg, Mitau und Danzig besitzen einen, nach der Richtung in der sie auf einander folgen, bedeutend zunehmenden mittleren Barometerstand. Es wird darauf hingewiesen, dafs die jetzige Anlage einer Eisenbahn von Petersburg nach Moskau, ein sehr wichtiges Ereignifs für die Meteorologie sein würde, sobald man nur das ihr vorhergehende Nivellement mit einer leicht zu erreichenden Genauigkeit ausführte. Möge nun die russische Regierung diesem wohl motivirten Wunsche der Physiker, wie in neuerer Zeit so vielen ähnlichen, entsprechen! Aus dem Gebiete der Experimental-Physik enthält dieser erste Band noch *Versuche über die Contraction, welche das Quecksilber beim Gefrieren erleidet*, von Hrn. *Helm* in *Jekatrinburg* (S. 321) und einige, aus den Memoiren der Petersburger Akademie entnommene, *galvanoplastische Resultate* von Herzog *M. v. Leuchtenberg* (S. 53). —

In der einleitenden Ankündigung des Archivs hatte der Herausgeber an einige geognostische und klimatologische Ansichten erinnert, welche durch die Beobachtungen der neueren Reisenden in Nord-Asien und im europäischen Rufsland wesentlich umgestaltet wurden (vgl. die Ankündigung z. Anf. des Bandes S. 3 u. f.) und übereinstimmend hiermit, enthält auch der jetzt beendete Band mehrere Beiträge zur *Physik der Erde* von einleuchtender Wichtigkeit. Der Aufsatz: *Ueber den dermaligen Zustand und die allmälige Entwickelung der geognostischen Kenntnisse vom europäischen Rufsland* S. 59 bis 114 und S. 254 bis 320 und die dazu gehörige Karte gewähren zum erstenmale eine Uebersicht der geologischen Epochen, in denen die Erdoberfläche zwischen der Ostgrenze von Deutschland und dem Ural und zwischen Finnland und dem schwarzen Meere gebildet wurde. Es sind nun auf diesem weiten Raume fast alle Zwischenglieder zwischen dem jüngsten Tertiären und den ältesten Transitionsschichten (vielleicht mit Ausschlufs des Muschelkalkes) nachgewiesen und aufserdem drei grofse Hauptmassen krystallinischer Gesteine. Die theils monographischen, theils resumirenden Arbeiten, welche zu diesen Resultaten geführt haben, waren bisher in Reiseberichten, in akademischen u. a. Denkschriften,

Digitized by Google

ganz besonders aber in den mehr als 200 Heften des russ. Bergwerksjournals (*Gorny Jurnal.* 1825 — 42) verstreut und sind jetzt in dem vorliegenden Aufsatze, ihrem wesentlichen Inhalte nach, zu einem Ganzen vereinigt. Man ersieht daraus, wie von den russischen Niederschlagsformationen einige bereits bis in das Feinste ihrer paläographischen Charaktere bekannt sind (so unter andern die Silurischen Schichten der Petersburger Gegend), andre, wie der grofse Kohlendistrikt am Donez und die rothe Sandsteingruppe der Permischen Kupfergruben, durch bergmännische Beobachtungen, während über das geognostische Alter der übrigen bis jetzt nur durch Wahrnehmungen der Reisenden an einzelnen Puncten oder durch Untersuchung einzelner charakteristischer Versteinerungen (nicht aber der Gesammtheit ihrer fossilen Fauna) entschieden worden ist. Auf diesen ersten Versuch eines geognostischen Bildes vom europäischen Rufsland, wird daher nicht nur ein ähnlicher für Nord-Asien folgen (dieser wurde in dem in Rede stehenden Aufsatze versprochen und erscheint eben jetzt in dem zweiten Bande des Archivs f. w. K. v. R.), sondern auch die ergänzenden, erweiternden und verbessernden Localbeobachtungen, welche in denjenigen Ländern nicht zu fehlen pflegen, in denen nur erst einmal die geognostischen Hauptfragen angeregt und lebhaft in Aufnahme gekommen sind.

Der vorliegende Band des Archives enthält Berichte über dergleichen speciellere Forschungen, so wie auch die dazu gehörigen Abbildungen unter den Ueberschriften:

Ueber ein in Wolynien gefundenes versteintes Holz, so wie über das Studium der versteinten Hölzer überhaupt von H. R. Göppert (S. 493 u. f.). *Von zweien in Rufsland vorkommenden Versteinerungen* (einem *Ichthyodorulith* aus dem Bergkalke und einer neuen Species von *Eurypterus*, S. 592). *Ueber Thierfährten im Livländer Sandstein* (S. 526). *Auffindung Devonischer Schichten bei Orel* durch *v. Helmersen* (S. 396). Die *Entstehung der Imatra-Steine* (S. 554). *Ueber vermeintliche Ichniolithen bei Buchtarminsk* (S. 529). *Ueber gediegenes Eisen aus der Petropawlowsker Goldseife* (S. 314 u. 723). *Ueber die Ausbeute an Gold und Platin* am *Ural* und in *Sibirien von* 1839 *bis* 1841 (S. 791) u. e. a.

Zur Klimatologie beabsichtigt der Herausgeber unter andern die Resultate bekannt zu machen, welche er sowohl aus russischen Beobachtungsjournalen als durch eigne Messungen für die Hauptpuncte seines Weges durch Nord-Asien und die russ.-amerikanischen Colonien erhalten hat (Ankündigung S. 10). Der Aufsatz unter der Ueberschrift: *Beiträge zur Klimatologie des russischen Reiches* von A. Erman. Erster Abschnitt (S. 562), beginnt diese Untersuchungen mit dem Klima von *Ross* in *Californien*. Die Temperatur von nur + 8°, 5 R., welche *Erman* in den Quellen dieser Gegend gefunden hatte, schien bisher sowohl mit deren geographischer Lage (38° 34′ Breite) als auch mit der ebendaselbst und während derselben Reise bestimmten Lufttemperatur von + 7°, 62 R. für den *December*, ganz unvereinbar. Dennoch haben sich nun diese beiden Resultate aufs vollständigste bestätigt, indem vierjährige Beobachtungen eines in Californien ansäfsigen russischen Landwirthes (Hrn. *Tschernych*) die mittlere Jahrestemperatur für *Ross* zu nur + 9°, 267 R. und die Wärmeänderung vom kältesten bis zum wärmsten Tage des Jahres zu 4°, 76 R. ergeben. Dafs die Quellentemperatur für *Ross unter* der mittlern Lufttemperatur liegen müsse, wird durch die Betrachtung der Regenmenge in den einzelnen *Jahreszeiten* nachgewiesen. Weitere Untersuchungen über die Isotherme dieses merkwürdigen Ortes ergeben sodann, dafs dieselbe nirgends auf der Erde so weit südlich liegt als eben an der Westküste von Amerika (die Meridiane der isothermischen Pole sind von dieser Behauptung nicht ausgenommen) und dafs auch an keinem Puncte derselben eine so geringe Veränderlichkeit der Temperaturen wie in Californien bekannt ist. — Es sind nun von der Fortsetzung dieser Beiträge die Schilderung des Einflusses zu erwarten, welche ein so seltsames Klima auf die Vegetationsverhältnisse ausübt, und sodann vergleichende Untersuchungen über das Klima der *aleutischen* Inseln, des Hafens auf *Kamtschatka* und der auf dem Wege von *Ochozk* bis zum *Ural* gelegenen russischen Städte. —

In einem zweiten meteorolog. Aufsatze (S. 246) werden die von Hrn. *Kupffer* gezognen Resultate aus den Beobachtungen der Lufttemperaturen und der Windrichtungen an fünf Puncten im *europäischen* Rufsland zwischen 44° und 64° Breite mitgetheilt — so wie auch der mittlere Barometerstand für *Petersburg* nach 14244 Ablesungen durch Hrn. *Wischnjewskji*, und eine Un-

Digitized by Google

tersuchung über die Quellentemperatur für die *Taurische* Halbinsel nach Beobachtungen von Hrn. Staatsrath *Köppen* — und es schliefsen sich an diese Resultate über die thermischen Verhältnisse, die Erfahrungen über die Verbreitungsgrenzen von wildwachsenden und von Culturpflanzen unter den Ueberschriften: *Die klimatischen Verhältnisse Rufslands nach ihrer Abhängigkeit von der geographischen Lage und von localen Umständen in Beziehung auf die Landwirthschaft, von dem Finanz-Minister Grafen v. Cancrin* (S. 702). *Notizen über den Gartenbau in den mittleren und nördlichen Provinzen von Rufsland* (S. 695). *Ueber die Cultivirung der süd-russischen Steppen* (S. 691). *Ueber die Schwellen der Wolga an deren Mündung* (S. 113), so wie auch zum Theil die Mittheilungen: *Ueber den Obstgewinn und den Weinbau in der Krym* (S. 680) und *zur Geschichte des Weinbaues in Rufsland* (S. 667). Die zwei letzteren sind in dem Archive unter der Rubrik über *Industrie und Handel* aufgeführt, welche aufserdem noch zehn, theils aus russischen Zeitschriften entnommene, theils dem Herausgeber direct mitgetheilte Aufsätze enthält. Sie betreffen meist allgemeinere Verhältnisse des Landes, wie: *Die Untersuchungen über Rufslands Handel mit Asien* (S. 597), *die Jahresberichte über die Flufsschifffahrt im europäischen Rufsland* (S. 436), *über die russische Kauffahrtei-Schiffahrt auf dem schwarzen Meere* (S. 470), *über Karavanen-Reisen nach Buchara, Chiwa und Taschkent* (S. 489), *über die Bevölkerung der russischen Städte* (S. 218), zum Theil aber auch locale Erscheinungen, welche bekannt zu werden verdienten: so die aus dem russischen Journal des Wegebaues (*J. putei soobschtschenija*) entnommene Beschreibung des *Moskauer Aquaductes*, welcher täglich 156000 Par. Cubikfufs Quellwasser aus einer Entfernung von nahe an 3 deutschen Meilen herbeiführt (S. 204).

Die *Geschichte* und die *Alterthümer Rufslands* betreffen folgende Artikel: *Butkow's Vertheidigung der russischen Chronik des Nestor gegen die Angriffe der Skeptiker* (Petersburg 1840), nach einer Anzeige des Werkes im Journale des Ministeriums der Volksaufklärung (S. 144 ff.) — *Kirchliche Alterthümer in der Stadt Polozk*, nach demselben Journale (S. 158 ff.). Dieser Aufsatz betrifft insonderheit die uralte Kirche des Erlösers bei erwähnter Stadt, worin Euphrosyne, eine Tochter des dortigen Fürsten Georg Wseslawitsch, vor 680 Jahren in Bufsübungen und Gebeten lebte. Das kostbarste Denkmal des Tempels ist ein reich verziertes Kreuz, ein Weihgeschenk derselben gottseligen Frau, dessen Inschrift, obgleich 7 Jahrhunderte alt, noch sehr verständlich ist. — *Beschreibung eines russischen Siegelringes, aus dem 17. Jahrhundert* (S. 162 ff.). — *Schriftliche Denkmäler aus der Zeit des Tochtamysch Chan* (S. 178 ff.). Ein Bericht über eines der wenigen auf uns gekommenen Mandate (*Jarlyk*), welche die tatarischen Beherrscher Rufslands erliefsen. Das fragliche Mandat, in tatar-türkischer Sprache, ist im Jahre der Zerstörung Moskau's durch Tochtamysch-Chan (1387) erlassen; man verdankt seine Uebersetzung dem Staatsrathe *Jarzew*. — *Ueber den Einflufs der Griechen auf bürgerliche Bildung in Rufsland*, von *Dombrowskji* (S. 455 ff.). Der Verf. zeigt, wie in der ältesten Periode der russischen Geschichte die Bestandtheile, aus denen das alte *Rus* zu einem politischen Ganzen wurde, unter dem Einflufs eines von aufsen hinzugekommenen, aber mit dem Volksleben untrennbar verwachsenen Elementes sich entwickelt hatten. Dieses Element verbreitete sich über die russischen Länder von Süden her, durch die Griechen, gegen Ende des 10. Jahrhunderts unter Wladimir dem Grofsen, und bestand vorzugsweise in der christlichen Religion. Nach diesem belebenden Einflusse auf den ersten Keim der russischen bürgerlichen Bildung hat Griechenland aber auch auf die fernere Entwickelung Rufslands, auf die Gesammtheit seiner politischen Institutionen unverkennbar eingewirkt, namentlich in zweien der wichtigsten Momente der russischen Geschichte, zu Ende des 10. und zu Anfang des 15. Jahrhunderts. Diese beiden Epochen stehen zu einander in innigster Beziehung und hatten auch gleich wichtige Folgen. — *Neue Data die Saporogischen Kosaken betreffend*, von *A. Skalkowskji* (S. 329 ff.) eine Abhandlung, welcher seitdem ein ausführliches Werk des Verfassers über denselben Gegenstand gefolgt ist.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 24.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1843.

A. Erman: Archiv für wissenschaftliche Kunde von Rufsland. Erster Band.

(Schlufs.)

Der Verf. hat bei seinen Nachforschungen hauptsächlich Actenstücke benutzt, die bis jetzt im Staube der Vergessenheit lagen: Trümmer des bis nach Jekaterinoslaw gewanderten Archives der Saporoger, welches über die diplomatischen, militärischen, juridischen und administrativen Verhältnisse dieses civilisirtesten Kosaken-Staates überraschende Aufschlüsse gibt. Hr. Skalkowskji beginnt mit dem Entstehen des Kosakenbundes und dem ersten Erscheinen slawischer Ritter in der Geschichte; er schildert dann die ehemaligen Besitzungen und Grenzen der Saporoger, ihre Verfassung und Verwaltung, ihr Gemeinwesen und Kameradschaft. Aus diesen Abschnitten, besonders dem letzterwähnten, erfährt man, dafs die Saporoger in Nachahmung der geistlichen Ritterorden West-Europa's die Gelübde der Keuschheit, des Gehorsams und beständigen Kampfes gegen die Ungläubigen thaten. Nur wer aus der engern Genossenschaft trat, durfte heirathen, sich ansiedeln und Landwirth oder Kaufmann werden. In dem grofsen Rathe der Brüderschaft wählte man den Ober-Ataman, dessen Gewalt jedoch unumschränkt war und in dessen Namen die ganze officielle Correspondenz geführt wurde. Die Abhandlung schliefst mit einigen ganz oder auszugsweise mitgetheilten Schreiben russischer Zare und Magnaten an die Kosakenschaft, deren politische Selbständigkeit im 18. Jahrhundert einen argen Stofs erhielt und 1775 durch Erstürmung ihres Hauptquartiers ganz vernichtet ward. — Auf dem griechischen Alterthum fufset: v. *Muralt's Einleitung* zu seinem neuesten Werke: *Achilles oder Periegese der Nordgestade des Pontos, ein archäologischer Wegweiser für Südrufsland* (S. 661 ff.).

Den Leistungen zur *Geographie*, *Völkerkunde*, *Sprachenkenntnifs* u. s. w. der nicht-russischen Völker des grofsen Reiches und verschiedner Nationen des übrigen Asiens sind folgende Artikel gewidmet: Ueber die *Verhandlungen der gelehrten esthnischen Gesellschaft zu Dorpat* (S. 454 ff.). Diese Gesellschaft hat bekanntlich den Zweck, die Kenntnifs der Vorzeit des esthnischen Volkes und überhaupt der Völker des sogenannten finnischen Stammes, ihrer Sprachen und Sitten, so wie der von ihnen bewohnten Länder zu fördern. Das erste Heft enthält bereits interessante, schon durch die Neuheit und Frische des Gegenstandes anziehende Artikel über esthnische Volkssagen, alte Burgwälle der Ureinwohner Liv- und Esthlands, über das herrliche finnische National-Epos Kalewala u. s. w. — *Auszüge aus brieflichen Nachrichten über die Tschuwaschen und die Tscheremissen des Gouvernements Kasan*, von *Alexandra Fuchs*, nebst Anmerkungen des Referenten (Prof. *W. Schott*). — *Die Sagen der Tscherkessen*, eine interessante Abhandlung über National-Gesänge und andere Ueberlieferungen dieses kraftvollen und phantasiereichen Urvolkes, von einem tscherkessischen Fürsten geschrieben und im *Russkji Wjestnik* mitgetheilt (S. 423 ff.). — Ueber *Kaidalow's Karawanen-Reise nach Buchara*, von *W. Schott* (S. 124 ff.). Ein bereits im J. 1828 erschienenes, aber bisher unbeachtet gebliebenes Werkchen eines schlichten Kaufmanns aus Moskau, worin er seine und seiner Gefährten Erlebnisse auf ihrer gemeinsamen Wanderung von Troizk bis in die Nachbarschaft von Buchara und auf seiner Rückwanderung durch die Steppe Kara-Kum schildert. Dieser Reisebericht empfiehlt sich, wie der Referent bemerkt, durch frische Beobachtung der Natur von ihrer Aussenseite und lebendige treue Auffassung des Charakters der Steppenbewohner. Mit diesen Eigenschaften vereinigt der Verfasser einen energischen Charakter, den kein

Digitized by Google

Mifsgeschick zu beugen vermag, und eine biedere Gemüthlichkeit, die schon auf den ersten Seiten seiner Erzählung für ihn einnimmt. Obgleich Kaidalow ohne wissenschaftliche Bildung war, so haben seine Angaben über Oertlichkeiten doch so viel Verständliches, dafs die Reise vollständig in eine Karte eingetragen werden kann. Neu und sehr interessant ist namentlich Alles, was er über die Wegstrecke von *Besch-Tübe* bis zum *Turgai* sagt, indem kein älterer Reisender diese besucht hat. — Zwei Werken des *Pater Hyacinth* sind kritische Artikel des Prof. *W. Schott* gewidmet, namentlich seiner: *Beschreibung der Dsungarei und des östlichen Turkestan*, aus chinesischen Quellen, welche sehr werthvolle Data über die alten Bewohner Hochasiens liefert (S. 164 ff.), und seinem Werke über *China* (S. 402 ff. und S. 461 ff.). Das Letztere ist seinem vornehmsten Inhalt nach eine Zusammenstellung von Artikeln, die der äufserst gründliche russische Sinolog zu verschiednen Zeiten einzeln publicirt hat. Der Recensent verbreitet sich besonders über das chinesische Unterrichtswesen nach Pater Hyacinth's Darstellung, über die Mafsregeln der Volksernährung in China und die sehr merkwürdige Erscheinung des am Hofe zu Peking fortgepflanzten Schamanismus. — *Historisch-philologische Memoiren der kaiserlichen Akademie zu Petersburg* (Jahrgang 1837—41). Diese Jahrgänge gehören fast ganz hierher, da sie, mit einziger Ausnahme eines Artikels von *Ustrjalow:* „Die Besitzungen der Klöster in Rufsland", auf Orientalisches sich beziehen. Sie enthalten: J. J. *Schmidt's* Uebersetzung eines budd'istischen Sûtra aus dem Tibetischen, sammt beigefügtem Texte; Abhandlungen *Frähn's* über sibirische Gräberfunde und arabische Münzen; *Dorn's* grammatische Bemerkungen über das Puschtu oder die Sprache der Afghanen, desselben Geschichte der Schahe von Schirwan und *Brosset's* Erklärung grusischer Inschriften. — *Schott* berichtet ferner über ein wichtiges lexicalisches Werk: *A. Handjeri's französisch-arabisch-türkisches Wörterbuch* (S. 192 ff.), über *Grigorjew's Beschreibung kufischer Münzen* (S. 451 ff.), und einen Artikel Erdmann's in Kasan: Beweis, dafs Herodot seine historischen Nachrichten über Persien aus persischen Quellen erborgt hat (S. 382 ff.).

Die Rubrik: *Allgemein Litterarisches* eröffnet ein geistreich und anziehend geschriebener Artikel des Hrn. *Varnhagen von Ense: Neueste russische Litteratur* (S. 231—238). Der Verf. gibt eine Uebersicht der bedeutendsten Erscheinungen in dem heutigen litterarischen Leben Rufslands und sucht evident zu machen, dafs die häufigen Klagen russischer Journalisten jeder Farbe über das allzufrühe Abwelken ihres kaum aufgeblühten belletristischen Lebens unbegründet oder wenigstens übertrieben seien. Der Dichter *Bakunin*, den Hr. v. V. unter Anderen namhaft macht, ist aber eine Dichterin und heifst *Bakunina*. Von den Schriftstellerinnen neuester Zeit ist ihm die *schönbegabte Rostoptschina* bekannt, nicht aber die *reichbegabte H. A. Hahn*, geborne *Fadejewa*. — Ein Artikel *W. Schott's* (S. 545—61) bezieht sich auf *Gretsch's Vorlesungen über russische Sprache und Litteratur*, oder vielmehr auf den einleitenden Abschnitt derselben, worin der Verfasser über Sprache und Schrift im Allgemeinen sich verbreitet, auch mehrere europäische Sprachen charakterisirt. — Aufserdem sind folgende Artikel unter diese Rubrik gebracht: Ueber den *Russkji Wjestnik*, von *W. Schott* (S. 390 ff.). Diese eine Zeit lang eingegangene Zeitschrift ist mit Anfang des Jahres 1841 unter der Redaction des Hrn. *Gretsch* wieder in's Leben getreten. Sie ist hauptsächlich Gegenständen gewidmet, die dem russischen Leser zunächst liegen, als: vaterländischer Sprach- und Alterthumskunde, Litteratur und Geschichte. Fortschritte der Kunst und Wissenschaft in anderen Ländern werden nach Mafsgabe ihres Einflusses auf die allgemeine Cultur berücksichtigt. In dem historischen Theile des ersten Bandes sind bis dahin ungedruckte Urkunden mitgetheilt, ein verdienstliches Geschäft, worin der Russkj Wjestnik mit dem Moskwitjanin wetteifert. Zur Philosophie der Geschichte gehört eine Abhandlung *Polewoi's*, betitelt: Europa, Rufsland und Peter der Grofse. Die bedeutendsten belletristischen Erzeugnisse des Bandes sind kleine *Novellen* von *Kúkolnik*, *Kamenskji* und *Baschuzkji*. — *Ueber die russische Real-Encyklopädie*, von *Erman* und *Schott* (S. 640 ff.). Dieses colossale Werk, an welchem rüstig fortgearbeitet wird, dürfte wohl nach seiner Vollendung gegen 80 enggedruckte Octav-Bände umfassen. Was ihm auch für Ausländer bedeutenden Werth gibt, das sind vorzüglich die mit grofser Sorgfalt ausgearbeiteten biographischen, geographischen, juridischen u. s. w. Artikel, welche merkwürdige russische Individuen oder Gegenstände

Digitized by Google

der Geographie des Reiches, seiner Verfassung, Rechtspflege u. s. w. betreffen. Eben so findet man Artikel in Beziehung auf Völker Nordasiens von mongolischem und tungusischem Stamme, die manche Lücke in westeuropäischen Werken dieser Art ausfüllen könnten. Als Proben werden übersetzt mitgetheilt: die Biographie des russischen Tyrtäus *Dawydow* († 1839) und die der noch lebenden Kriegsheldin und Schriftstellerin *N. A. Dúrowa.*

E. S.

XII.

***Statistik von Moritz Fränzl, Dr. der Rechte, k. k. Professor der Statistik und p. t. des praktischen europäischen Völkerrechts an der Theresianischen Ritter - Akademie in Wien. I. Bd.* 1838; *II.* 1. *und* 2*te Abtheilung.* 1839. *III. Band,* 1. *u.* 2. *Abtheilung.* 1841. — *Wien; Verlag von J. G. Heubner.* 5 *Bände* 8.**

Keine unter allen sogenannten staatswissenschaftlichen und cameralistischen Disciplinen hat im Verlaufe der neueren Zeit so mancherlei Phasen erlebt, keine ist hie und da so ungebührlich hervorgehoben und unverdienter Weise angestaunt, dann aber, kurz darauf, so rasch und unverdient herabgesetzt worden, wie die *Statistik* oder *Staatskunde.* Auf den ersten Anblick erscheint das auffallend; allein wenn man dem Grunde der Erscheinung nachforscht, wird man dieselbe durchaus begreiflich und natürlich finden.

Die Statistik hat, da sie dem Bereiche der *philosophischen* Wissenschaften nicht angehört, vielmehr in die Reihe der *historischen* und *beschreibenden* Disciplinen zu verweisen ist, nur zur Aufgabe: ein möglichst treues Abbild von dem gegenwärtigen politischen Zustande eines gegebenen Staatsorganismus nach allen seinen allgemein wichtigen Beziehungen zu erzeugen. Weil aber, wenn die Beschreibung sich lediglich auf die Erscheinungen der Gegenwart beschränkt, fast niemals ein genaues Verständnifs gewährt werden dürfte, vornämlich dann, wenn die socialen Zustände schon sehr complicirt geworden sind, so versteht es sich von selbst, dafs dieselben näher begründet, dafs sie aus den besonderen *natürlichen* und *geschichtlichen* Verhältnissen des Staats weiter entwickelt werden müssen. Wenn aber das Bild wahrhaft treu und lehrreich sein soll, so ist auch damit noch nicht genug gethan, dafs die Basis gehörig beachtet werde, — es ist vielmehr aufserdem nothwendig, dafs die geschilderten Phänomene mit ungetrübtem Blicke aufgefafst, dafs sie durch ein möglichst farbloses Glas betrachtet, dafs sie mit einem Worte von dem Gesichtspuncte einer *gesunden politischen Doctrin* angeschaut worden sind.

Demnach wird die gröfsere oder mindere Trefflichkeit einer statistischen Darstellung eines Theils abhängen von der *Menge und Güte der benutzten Materialien,* andern Theils *von der Entwickelungsstufe und dem Standpuncte der politischen Studien des Zeitalters.* Je nachdem die letzteren im entschiedenen Fortschreiten begriffen waren oder auf Abwege sich verirrten, haben die Statistiker in ihren Darstellungen von je her die wichtigeren Gegenstände hervorgehoben, oder hintangesetzt, — die wahren unt wesentlichen Interessen berücksichtigt, oder Götzendienerei mit den falschen getrieben. Es hat demnach, wie die Geschichte der Wissenschaft zur Genüge nachweiset, die Statistik in denjenigen Perioden und in solchen Ländern stets am meisten geleistet, wann und wo die politische Bildung am höchsten stand und die politischen Untersuchungen vorzugsweise dahin strebten, einen wissenschaftlichen und universalen Charakter anzunehmen.

Am Ende des Mittelalters, als überall in den Ländern des europäischen Westens in politischer und kirchlicher Beziehung sich *ein* neues Leben zu regen begann, kommen uns daher die ersten umfassenden statistischen Beschreibungen von *dem* Lande zu, welchem im Alterthum, wie in der mittleren Zeit die Herrschaft der Welt angehört hatte, das, weil es in jenen Zeiten grofser Bewegungen und Kämpfe die Zunge der Waage bildete, vorzugsweise auch noch während des sechszehnten Jahrhunderts als das Vaterland politischer Untersuchungen anzusehen ist, — *aus dem Vaterlande Macchiavell's.* Welche Frische der Anschauung, welche einfache und geistvolle Gruppirung, welche Klarheit und Kraft des Ausdrucks tritt uns nicht schon in den meisterhaften Darstellungen entgegen, durch welche bereits gegen die Mitte des funfzehnten Jahrhunderts Aeneas Sylvius aus dem Hause der Piccolomini von Siena, der nachmalige Papst Pius II., ein treues Bild des damaligen Europa's zu entwerfen ver-

Digitized by Google

sucht! — Von welch' hohem Interesse erscheinen noch heute die statistischen Berichte der venetianischen Gesandten des sechszehnten Jahrhunderts, welche dieselben während ihres Aufenthalts in fremden Ländern, und namentlich beim Abgange aus denselben, dem Senat von Venedig zu überreichen verpflichtet waren! Diese Berichte, welche gerade in der neuesten Zeit der geschichtlichen Forschung eine so reiche Ausbeute geliefert haben, sind auch noch in unseren Tagen in mancher Beziehung als Muster zu empfehlen, was freilich gröfstentheils in der Qualität der Darsteller seinen Grund hat, weil sie von Männern von Geist und feiner Beobachtungsgabe herrührten, welche in der grofsen Welt und für dieselbe gebildet waren, welche immer vollkommen wufsten, was sie wollten, demnach mit Hintansetzung des Unwesentlichen nur das Wichtige hervorhoben, und namentlich in ihrer Eigenschaft als Fremde den geschilderten Staat mit weit mehr Objectivität auffafsten, als dies den Einheimischen möglich war.

Mit dem siebenzehnten Jahrhundert, als allmälig der europäische Süden in den Hintergrund gedrängt wurde, und der Norden mehr und mehr sich geltend machte, erlangte der Freistaat der *Niederlande*, zwischen nördlichen und südlichen, östlichen und westlichen Staaten mitten inne belegen, seine überwiegende commerzielle und politische Bedeutung. Die Folge davon war, dafs man um jene Zeit vorzugsweise in Holland sich der Beobachtung der Rechtsverhältnisse zwischen unabhängigen Staaten und des internationalen Verkehrs zuwandte, anderer Seits aber mit möglichstem Fleifse die zuverläfsigsten Nachrichten über die innere Einrichtung und über die Staatskräfte der bedeutenderen Länder zu verschaffen suchte. In der erst erwähnten Beziehung ist die vielseitige Wirksamkeit des Hugo Grotius, des Vaters des Völkerrechts, anzuführen, in letzterer vorzüglich das von Johann van Laet begonnene Unternehmen der Herausgabe der Elzevireschen Republiken.

Der westphälische Frieden erschütterte zwar das heilige römische Reich in seinen Grundfesten, indem er die Centralgewalt desselben wesentlich schwächte, und die bisherigen Stände des Reichs in die Stellung von Conföderirten brachte; nichts desto weniger wurde Deutschland seitdem mehr als je der Mittelpunct der europäischen Politik, wurde die Entscheidung in den grofsen Angelegenheiten von nun an wesentlich bedingt durch die Entschlüsse, welche von den mächtigeren Reichsgliedern gefafst wurden. Seit dieser Zeit wurde Deutschland vorzugsweise das Feld staatsrechtlicher Untersuchungen und statistischer Beobachtungen. Bereits am Ende des siebenzehnten Jahrhunderts erregte Hermann Conring in Helmstädt durch seine dahin einschlagenden Vorlesungen Aufsehen, und bald darauf wurden ähnliche Vorträge in Jena und Frankfurt a. O. mit Beifall begrüfst. Nicht lange nach Eröffnung der Universität Göttingen brachte sodann Achenwall den, wenn auch nicht von ihm erfundenen, doch eben noch nicht gebräuchlichen Namen *Statistik* in Cours, und nach ihm war es vorzüglich Schlözer, welcher durch den Umfang seines Wissens, durch die Schärfe seines Urtheils und den Glanz seines Namens der Disciplin eine noch nie genossene Achtung verschaffte. Aber dieser Glanz verblich, als der Sieg, den die Principien der Revolution zu erkämpfen wufsten, die alten Verfassungsformen, die bisherige Verwaltungsweise, so wie den ganzen früheren Kreis der politischen Studien in den Hintergrund drängte. Und plötzlich wurde eben so heftig und rücksichtslos angegriffen, was noch kurz vorher von der Menge angestaunt und gepriesen worden war. Wir meinen die Angriffe, welche in der Zeit, als die Napoleonische Herrschaft äufserlich am höchsten stand, Professor *Lüder* in Göttingen in seiner *Kritik der Statistik* gegen die gesammte Disciplin und deren Bearbeiter richtete, die, so einseitig sie auch erscheinen, doch auch heute noch ein nicht geringes Interesse in Anspruch nehmen, weil sie mit vielen geistreich vorgetragenen, beherzigungswerthen Wahrheiten verknüpft sind, überdies aber das ganze Werk als ein lebhafter Ausdruck *der* Gesinnungen und Ansichten zu betrachten ist, welche sich unter dem Drucke aller Verhältnisse als Reaction eben sowohl gegen die frühere abstracte Theorie, wie gegen die geistlose Routine bei einem grofsen Theile des gebildeten Publicums entwickelt hatten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 25.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1843.

Statistik von Moritz Fränzl.

(Fortsetzung.)

Nachdem eine kurze Geschichte der Statistik vorausgesandt und der Zweck derselben erläutert worden, suchte Lüder darzuthun, was sie bisher gewesen, was sie noch sei, endlich was sich von ihr erwarten lasse. Alle bisherigen Arbeiten auf diesem Gebiete ohne Ausnahme bezeichnet er als: verunglückte Versuche zur Realisirung eines schönen Traumgebildes. Wenn dergleichen Bearbeitungen für das Leben tauglich sein sollten, so müfsten sie auf die genaueste Kenntnifs des geschilderten Staates basirt sein; die Erlangung einer solchen Kenntnifs aber sei durchaus unmöglich, und deshalb bei den besseren Schriften des Fachs eine unermefsliche Arbeit ohne allen Zweck verschwendet. Diese Ansicht werde durch die Geschichte hinlänglich bestätigt. Obwohl vielfach der Wahn herrsche, als habe die Statistik wirklich geleistet, was man ihr früher fast allgemein zugeschrieben, so widerspreche dem doch aller Orten die Erfahrung. In den Werken der erwähnten Schriftsteller würden mit dem Gefühle der entschiedensten Sicherheit falsche Schlüsse aus falschen Voraussetzungen abgeleitet, und auf so verwerflicher Grundlage sei sodann ein ganzes System verkehrter Regierungsmaafsregeln erwachsen. Mit einem Worte: die Stützen des von den Statistikern aufgeführten Gebäudes seien durch und durch morsch gewesen, und das Gebäude selbst habe überall Risse dargeboten, aus denen man ohne grofse Voraussicht den baldigen nothwendigen Sturz desselben habe vorherverkündigen können.

Es ist nicht schwer einzusehen, dafs Lüder, indem er dergestalt eine bisher hochgepriesene politische Disciplin an der Wurzel anzugreifen und zu vernichten trachtete, jene merkantilistischen Zahlenstatistiker im Auge hatte, durch welche allerdings lange Zeit hindurch manche Regierungen, anstatt über ihre Vorurtheile und ihr wahres Interesse gründlich belehrt zu werden, in ihren durchaus falschen Administrationsmaximen bestärkt wurden. Bei Leuten solcher Art, äufsert er, gehe Alles auf die Menschenjagd hinaus, ohne dafs in irgend genügender Weise das Verhältnifs des Areals und der Subsistenzmittel zu der vorhandenen Bevölkerung in Betracht gezogen werde. Man habe immer nur die Vermehrung der Zahl der Bewohner um jeden Preis empfohlen, und am Ende dadurch nicht nur die Kirchhöfe, sondern auch die Zuchthäuser, Karren und Galgen bevölkert. Und indem man aus demselben Grunde etwaige Auswanderungen durch Verbote und Strafen zu verhindern gestrebt, habe man solchergestalt den Staat in ein grofses Gefängnifs verwandelt, in welchem man durch Magazine Theuerung und Hungersnoth zu verhüthen gesucht, am Ende aber dieselbe nur herbeigeführt, überdies aber durch Ammencomptoirs, Findelhäuser und Hospitäler die Bevölkerung, die man durch dergleichen Mittel habe erhalten wollen, planmäfsig gemordet habe. Noch gefährlicher aber, wie durch die von ihnen verbreitete Populationstheorie, seien jene Statistiker durch die durch sie gepredigte Vergötterung des todten Mammons geworden, dessen Anhäufung sie selbst noch höher gehalten, als eine Vermehrung der menschlichen Köpfe. Jene ihre Ansicht vom Gelde habe zu dem härtesten Handelszwange geführt, zur Belegung sowohl der Einfuhr, wie der Ausfuhr mit wahrhaft erdrückenden Auflagen, und zur Anlegung von Colonien, die man planmäfsig unter einen zermalmenden Druck gebracht. In Folge dieser bald allgemein adoptirten Principien hätten die Regierungen sich berufen gefühlt, in Alles sich zu mischen, Alles zu lenken und zu leiten, welches

Digitized by Google

Streben um so verderblichere Consequenzen gehabt, je mehr dieselben sich im Stande gefühlt, ihrer Ueberzeugung und ihrem Glauben zu folgen. Natürlich habe sich nun eine Beamtenhierarchie bilden müssen, wie sie nie vorher existirt, von welcher, während sie einerseits von einem Wuste unnützer Geschäfte fast erdrückt worden, andererseits wiederum ein Wust zweckloser Verordnungen ausgegangen sei.

Das Bild, welches Lüder entwirft, enthält allerdings eben keine erfreulichen Züge; nichts desto weniger mufs zugestanden werden, dafs dasselbe leider, wenn man die meisten älteren statistischen Arbeiten ins Auge fafst, nicht ganz ohne Wahrheit sei. Die Theoretiker bei ihren Untersuchungen, die Regierungen bei ihren Maafsregeln, legten früher vorzugsweise Gewicht auf das *Quantitative*; gröfstmöglicher Umfang des Areals und möglichste Vermehrung der Bevölkerung erschien ihnen als das Wünschenswertheste; ein Uebergewicht hinsichtlich der Masse des vorhandenen baaren Geldes und waffenfähiger Mannschaft war es, was man um jeden Preis durch ein ausgebildetes System des Egoismus, durch Isolirungs- und Prohibitiv-Maafsregeln den übrigen Mächten abzugewinnen suchte. So geschah es denn nur zu häufig, dafs man um der Nebensachen willen die Hauptsache, um des Physischen und Weltlichen willen das Sittliche, Göttliche, Ewige vernachläfsigte, dafs man sehr wenig nach Kopf, Seelenadel, Verstand, Kenntnissen und Energie, überhaupt nach dem *Inhalte*, — vielmehr fast durchaus nur nach den todten *Massen* und *Gröfsen*, nach Geburt, Geld und Routine fragte. — Die Statistiker fügten sich dem Schematismus, der ihnen von der Theorie und den Verwaltungen vorgelegt wurde, und insofern wurden ihre Arbeiten bei weitem weniger werthvoll, als sie an und für sich hätten werden können. Aber der Fehler, und darin irrt der Angreifer, fiel nicht der *Statistik als Disciplin* zur Last, — er ruhete wesentlich in der *Behandlung der Statistiker*, die bei ihren Untersuchungen sich durch die falschen Principien der Schule und die falschen Maximen der Regierungen leiten liefsen, statt durch geistreiche Anordnung des Materials und verständige, aus denselben gezogene Consequenzen auf eine Correction jener Principien und Maximen hinzuwirken.

Demnach leuchtet ein, dafs sofort die meisten der Lüderschen Einwürfe wegfallen mufsten, so wie gesundere politische, und namentlich staatswirthschaftliche Grundsätze, vornämlich in Folge der Einwirkung des Systems von Adam Smith, in der Schule, wie im Leben sich Bahn zu brechen und auf die statistischen Arbeiten ihre Rückwirkung zu äufsern begannen. Und es konnte demnach nicht fehlen, dafs kurze Zeit nach so heftigen Angriffen eine Reihe trefflicher statistischer Bearbeitungen, wie z. B. die neueren und neuesten Werke von Chaptal, Charles Dupin, Michael Chevalier, Colquhoun, Macculloch, Crome, Hoffmann, Dieterici u. A. die Statistik wiederum *der* Art zu Ehren brachte, wie sie nie zuvor erfahren. Auch Schubert und der Verfasser der hier zu besprechenden Arbeit schliefsen sich ehrenvoll den besseren neuen Erscheinungen auf diesem Felde an.

Weil das Gebiet der Statistik nicht ganz scharf umgrenzt ist, demnach je nach der subjectiven Tendenz des Autors einzelne Gegenstände und Interessen nach Localitäten und Umständen mehr in den Vordergrund gerückt oder in den Hintergrund gestellt werden können, so erscheint bei derartigen Bearbeitungen die Anordnung und Oeconomie des Stoffs, die bei derselben befolgte Methode von gröfster Wichtigkeit. Hinsichtlich der letzteren war man schon in früherer Zeit verschiedener Ansicht. Die meisten Verfasser allgemeiner statistischen Werke behandelten von je her die bedeutendsten Staaten *isolirt* neben und hinter einander, indem sie von jedem ein in sich abgeschlossenes und für sich bestehendes Gemälde zu entwerfen suchten, also nach der *ethnographischen* Methode; — andere, wie Gatterer in seiner Weltstatistik, unternahmen es, unter einzelnen Rubriken die Verhältnisse und Einrichtungen aller Länder in Vergleich zu stellen, mit anderen Worten: durch Anwendung der *comparativen* Methode das Publicum zu belehren.

Unter den neuesten besseren Verfassern allgemeiner statistischer Werke hat Schubert die erstere, Fränzl die zweite Methode erwählt.

Jede dieser Methoden besitzt ihre eigenthümlichen Vorzüge; keine von beiden läfst sich unbedingt der anderen vorziehen, keine steht der anderen unbedingt nach. Denn während bei Anwendung der ersten allerdings eine ausführlichere Darstellung und selbst mancherlei Wiederholungen nicht durchaus zu vermeiden

Digitized by Google

sind, gewährt dieselbe anderer Seits unstreitig im Ganzen ein lebensvolleres Bild, indem sie jeden beschriebenen Staat als eine abgeschlossene und selbstständige politische Persönlichkeit uns vorführt. Die comparative Methode dagegen setzt, wenn die Anwendung derselben von Nutzen sein soll, bei dem, der sich mit Hülfe derselben zu unterrichten sucht, schon eine ausgedehnte Materialkenntnifs voraus; sie wird, wenn sie consequent und bis ins Detail durchgeführt wird, oft nüchtern und trocken, — aber anderer Seits gewährt sie unstreitig einen universelleren Blick auf die Verhältnisse, und läfst uns weit mehr den Zusammenhang der Entwickelung, der Sympathien, der Interessen der Staaten unter einander begreifen.

Lassen wir für's erste die Erörterung der Frage bei Seite: ob der Verfasser in jedem Betracht wohl gethan, die comparative Methode, und zwar so, wie er sie in Anwendung gebracht, zu wählen, und wenden wir unseren Blick auf die *Anordnung des Materials*, so erscheint uns in diesem Betracht die Anwendung der von mehreren älteren Statistikern, namentlich von Schlözer, gebrauchten Formel: *Vires unitae agunt* die einfachste, naturgemäfseste und demnach zweckmäfsigste. Unter das erste Wort dieser Formel würden die sogenannten *Staatskräfte* fallen, also das Areal nach seinen verschiedenen Beziehungen, die Bevölkerung unter den wichtigsten Gesichtspuncten, der gesammte Nationalreichthum, namentlich die Geldmacht; das zweite würde das *constitutionelle Element* des Staats umfassen; und unter das letzte würde die Bewegung der Staatskräfte innerhalb der gegebenen Form des politischen Lebens, also mit anderen Worten der gesammte *Verwaltungsorganismus*, gestellt werden müssen.

(Die Fortsetzung folgt.)

XIII.

E. Biot: Dictionnaire des noms anciens et modernes des villes et arrondissements de premier, deuxième et troisième ordre compris dans l'empire chinois etc. Paris.* 1842. 1 *Band in grofs* 8. *XVI und* 314 S. *(nebst einer Karte von China).

Seitdem China eine Staatsverfassung hat, ist es in eine grofse Anzahl Provinzen und Departements, Districte oder Kreise eingetheilt worden, deren Umfang und Namen beständiger Veränderung unterworfen waren. Fast mit jeder neuen Dynastie und oft während des Bestehens einer und derselben Dynastie haben örtliche Verhältnisse Unter-Abtheilungen der Districte in mehrere kleinere, oder Vereinigung mehrerer zu einem gröfseren herbeigeführt. Aufserdem sind durch die Kriege von aufsen her und durch innere Zerrüttungen eine grofse Anzahl alter Hauptorte vernichtet oder degradirt worden, ja zu blofsen Flecken herabgesunken, während viele andere vom dritten Range oder von blofsen Flecken zum zweiten und selbst zum ersten emporgestiegen sind und noch emporsteigen. Aus diesen häufigen Namen- und Rang-Wechseln, in denen China eher zu wenig statarisch ist, als umgekehrt, entsteht nun oft eine grofse Schwierigkeit, die in der Geschichte citirten Oertlichkeiten zu recognosciren und Wörterbücher geben hierüber entweder gar keine oder doch nur unbefriedigende Auskunft.

Jeder der mit chinesischer Litteratur sich beschäftigt, mufs diesen Mangel sehr bald fühlen; daher Rec. schon frühe ein alphabetisch geordnetes Verzeichnifs der älteren chinesischen District-Namen mit Verweisung auf die Namen der in neuerer Zeit ihnen entsprechenden Districte zu seinem Privatgebrauch abgefafst hatte. Er that dies mit Benutzung der ihm allein zu Gebote stehenden ersten Ausgabe des geographischen Werkes *Kuang-ju-ki*, die noch unter dem vorigen Kaiserhause *Ming* ans Licht trat. In diesem Werke befindet sich nämlich zu Anfang der Beschreibung jedes gröfseren Departements eine *chronologisch* geordnete Uebersicht der verschiedenen Namen, die es im Zeitenlaufe geführt, woraus man denn ersieht, dafs irgend ein alter Name bald nur modificirt, bald mit einem ganz anderen vertauscht, bisweilen auch nach einer längeren oder kürzeren Periode wieder hervorgesucht worden ist, je nachdem es die Laune der Herrscher für gut fand. Das jetzt (und zwar seit beinahe 200 Jahren) regierende mandjuische Kaiserhaus hat aber in den Unter-Abtheilungen der Provinzen wieder manche Veränderung vorgenommen, über die man in noch neueren Erdbeschreibungen sich Rathes erholen mufs.

Hr. *Edouard Biot* der Jüngere, ein Schüler des Professors *St. Julien*, und durch eigne gediegene Abhandlungen schon rühmlich bekannt *), hat nun der verdienstlichen Bemühung sich unterzogen, mit Benutzung einer neuen Ausgabe des *Kuang-jü-ki*, welche den politischen Veränderungen und Abänderungen der heutigen Dynastie angepafst ist, und mit Vergleichung noch neuerer oder später aufgelegter geographischer Lehrbücher der Chinesen das vorliegende Werk auszuarbeiten. Jedem Namen sind die entsprechenden chinesischen Schriftzeichen beigegeben,

*) Wir verweisen der Kürze wegen nur auf die folgenden: Mémoire sur le système monétaire des Chinois (1837). — Sur la condition de la propriété territoriale en Chine depuis les temps anciens (1838). — Sur les recensements des terres consignés dans l'histoire Chinoise et l'usage qu'on en peut faire pour évaluer la population totale de la Chine (1838). — Tchoŭ-cheu-ki-nien: tablettes chronologiques du Livre écrit sur Bambou (1842).

Digitized by Google

was um so nothwendiger war, als jede europäische Nation bei Schreibung chinesischer Wörter ihrem eigenen orthographischen Systeme folgt und auch viele wesentlich verschiedne Namen in Buchstabenschrift nicht von einander zu unterscheiden sind. Damit aber die Orientirung auf dem ungeheueren Gebiete noch bequemer werde, hat Hr. Biot diejenige Karte China's, welche J. Klaproth seiner unvollendet gebliebenen Beschreibung von China beigeben wollte, hinzugefügt, und im Wörterbuche selbst die geographische Lage der Orte bemerkt. Wo die Missionare vom Jesuiten-Orden, denen K'ang-hi eine allgemeine Karten-Aufnahme des chinesischen Reiches anvertraute, nicht directe Beobachtungen angestellt haben, mafs der Verf. die Längen- und Breitengrade mit dem Compafs, die Angaben der Entfernungen bei chinesischen Erdbeschreibern vergleichend, und gelangte so wenigstens zu einer annäherungsweise richtigen Bestimmung — wir sagen annäherungsweise, weil neuere Beobachtungen, die hauptsächlich an den südlichen und östlichen Küsten China's durch britische Seeofficiere angestellt worden sind, ergeben, dafs die von den Missionaren bestimmten Längen, von Pe-king an gerechnet, zu stark werden. Diese neuesten Resultate sind auf englischen Karten von China und nach ihnen auf der Klaproth'schen zu Berichtigung der Küstenstrecke benutzt worden.

Nicht blofs die Territorien, sondern auch die Provinzen selbst haben unter vielen Dynastieen in Namen und Ausdehnung sich verändert, und es wäre keine unnütze Zugabe gewesen, wenn der Verfasser seine Sorgfalt auch diesem Puncte gewidmet hätte. Zwar führt er die Namen aller heutigen Provinzen auf und bemerkt, zwischen welchen Längen- und Breitengraden sie liegen, zwar citirt er auch Namen alter Provinzen; aber theils liefse sich die Zahl derselben noch vermehren, und anderentheils sind die wirklich angeführten *alten* Gebiete etwas unbestimmt bezeichnet. Unter den Sung II. existirten z. B. schon die Namen *Ho-nan*, *Kiang-nan;* aber zu ersterem gehörten damals auch Theile des heutigen *Pe-tschi-li*, des heutigen *Kiang-nan* und ein grofser Theil von *Schan-tung*. Der Name *Ho-nan* bezieht sich hier recht auffallend mehr auf den alten Lauf des Flusses. So hatte das damalige *Kiang-nan* eine ungeheuere Ausdehnung; es begriff aufser dem gröfseren Theile des heutigen: die Provinzen *Tsche-kiang*, *Fu-kian*, *Kiang-si*, Theile von *Hu-kuang*, *Sy-tschuan* und *Kuei-tscheu*. — Unter *Kuan-si* (*Westen der Zollpforte*) verstand man in dem Zeitalter der *Sung* II. nicht blofs *Fung-ts'iang-fu*, sondern den gröfsten Theil des heutigen *Schen-si;* unter *Ho-pĕ* (Norden des *Hoang-ho*) nicht blofs einen Theil von *Schan-si*, wie der Verf. angiebt, sondern auch Theile von *Ho-nan*, *Schan-tung* und den gröfseren Theil von *Pe-tschi-li*. — *Ling-nan* (*Süden des Meiling*) ist ganz übergangen: dieses begriff die heutigen Südprovinzen *Kuang-tung* und *Kuang-si* *).

Von alten Districtnamen sind dem Hrn. Verf., so umfassend und mühevoll auch seine Arbeit war, nur wenige entgangen. — Rec. vermifst jedoch: *Kuang-ning*, jetzt *Jen-k'ing-fu* in *Petschili*. — *Lin-ting*, das alte *Ting-tscheu-fu* — *Li-mi-tscheu*, jetzt *Li-kiang-fu* in *Kuang-si* — *Lo-so*, jetzt *Wu-ting* in *Jünnan* — *Nan-jü-tscheu*, jetzt *T'ai-p'ing-fu* in *Kiang-nan* — *Nan-tsiao*, jetzt *Tsch'u-tscheu* in *Kiang-nan*. — *Y-tscheu*, sofern *Ha-mi* (*Chamul*) unter den *Tang* und *Sung* II. so benannt ward. — *Kue-tscheu*, das heutige *Liu-schi-hien* in *Ho-nan-fu*. — *Nan-king* hiefs auch das heutige *K'ai-fung-fu* unter den *Kin*. — *Ping-tscheu* (S. 165 unten) ist auch alter Name von *T'ai-juan-fu*. — S. 266 (b. unten) ist für *P'ing-liang-fu* zu lesen *Tsing-ning-tscheu* (p. 261). — S. 273 (b. oben) ist für *Won-tschuen* zu lesen *Won-tscheu*. — S. 55 (n. Z. 12) steht *K'ai*. *Voyez Khaï;* unter letzterem ist aber nichts zu finden. *K'ai-tscheu*, jetzt *Tschung-kiang*, heifst ein District in *T'ung-tschuan-tscheu* (Provinz *Sy-tschuan*). Im Appendix fehlen: *San-foe-tsi*, wahrscheinlich ein Theil von *Sumatra;* ferner: — *U-sy-ts'ang*, einer der Namen von *Tibet* — und die Wohnplätze der *Tschikin-Mongolen* (unter den *Ming*), zwischen *Sŭ-tscheu* und *Scha-tscheu*, deren Häuptling im Anfang der Jahre *Jung-lŏ* sich unter chinesischen Schutz begab. — Bei *J-li* fehlt der Zusatz *pa-li*, welcher vermuthlich dem mongolischen Worte *balgha* oder *balgasun* (*Stadt, Wohnort*) entspricht und auch an den Namen der Stadt *Balch* (بلخ) in Buchara erinnert.

Die Aufnahme aller bekannten *Berge* und *Flüsse* China's in vorliegendes Wörterbuch würde seinen Umfang in sehr bedeutendem Grade erweitert haben. Wer aber einige Kenntnifs von der chinesischen Sprache besitzt, der kann, wie Hr. Biot sehr richtig bemerkt, mit Hülfe seines Wörterbuches und des *K'ang-hi-tsy-tian* die Lage der Berge oder Flüsse, denen er in Texten begegnet, leicht bestimmen; denn diese der natürlichen Geographie angehörenden Namen sind seit alter Zeit dieselben geblieben (oder höchstens hat man mehrere Bezeichnungen für denselben Berg oder Flufs neben einander gebraucht) und ein sehr grofser Theil derselben findet sich in K'ang-hi's eben erwähntem Wörterbuche, mit Verweisung auf den alten oder neuen Namen der entsprechenden Oertlichkeiten. Dennoch giebt Hr. Biot einige Hoffnung, auch Jene lexicalisch zu sammeln und als Fortsetzung des vorliegenden Werkes herauszugeben.

Die Schönheit und Eleganz des Druckes und Papiers bedürfen kaum einer Erwähnung, da dieses *Dictionnaire* aus der *imprimerie royale* hervorgegangen ist.

Schott.

---

*) Nach der Eintheilung des Reiches unter den Sung II. ist das sehr ausführliche alte geographische Werk Hoan-jü-ki eingerichtet, über welches ich in meinem Verzeichnifs der chines. BB. etc. (S. 10 ff.) berichtet habe. Mit Hülfe desselben lassen sich die damaligen Gränzen der Provinzen sehr genau bezeichnen.

Digitized by Google

№ 26.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1843.

Statistik von Moritz Fränzl.

(Fortsetzung.)

Schubert ist fast ganz dieser Eintheilungsweise gefolgt, und es läfst sich nicht leugnen, dafs, aufser der gründlichen Bearbeitung, vor allen Dingen die geschickte Anordnung des Materials viel zu dem äufseren Erfolge seines Werkes beigetragen hat. Hr. Fränzl hat eine vielfach abweichende Anordnung des Stoffs durchgeführt; doch ist er, wie uns bedünken will, in dieser Hinsicht nicht immer ganz glücklich gewesen, wie aus einer kurzen Darlegung seines Schemas zur Genüge erhellen wird. Nachdem er im ersten Bande unter der Rubrik: *Theorie der Statistik* seine Eintheilungsweise zu begründen und zu rechtfertigen gesucht hat, schliefst er an dieselbe eine kurze Schilderung der aufsereuropäischen Welttheile (Ozeaniens, Afrikas, Asiens und Amerikas) an, und nachdem er damit die Darstellung aller fremden Erdtheile beendet,. geht er ohne Weiteres zu Europa über. Hier nun giebt er zuerst einen Abschnitt: *Land und Leute* der europäischen Staaten, an welchen sich im zweiten Bande eine Uebersicht über die *publicistischen Verhältnisse* unsers Welttheils anschliefsen. Unter diesen versteht er zunächst die *Verfassung* (Dynastieen, Ständeverschiedenheit, Grundgesetze), sodann die *Verwaltung*, die er in finanzielle, militärische, politisch-ökonomische und Justizpflege nebst der Polizei abtheilt. Der dritte Band endlich ist überschrieben: die moralischen, materiellen Interessen der europäischen Staaten und ihre diplomatische Stellung. Unter dieser Rubrik werden zuerst Religion und Kirche, zweitens Unterricht und Aufklärung, drittens Urproduction, Gewerbe, Handel, Reichthum und Armuth, und zuletzt die diplomatischen Verhältnisse abgehandelt.

Wenn es auch freilich im Allgemeinen zu billigen bleibt, dafs die fremden Welttheile im Vergleich zu Europa nur sehr kurz und aphoristisch behandelt werden, so ist doch anderer Seits nicht zu verkennen, dafs die auf diese Einleitung verwandten Studien bei weitem weniger gründlich und umfangreich sind, die Darstellung bei weitem weniger präcis und scharf ist, als in den folgenden Bänden. Die Behandlung ist ungleichmäfsig, nicht selten sind theilweise ziemlich fremdartige Elemente eingeschaltet, wie namentlich zahlreiche unbegründete Histörchen und rein geographische Notizen; auch sind mancherlei Ungenauigkeiten und selbst Unrichtigkeiten anzutreffen. Von letzteren wollen wir statt vieler anderen nur die I, 91. ausgesprochene, wohl längst beseitigte Ansicht anführen, dafs die meisten asiatischen Cultusformen in der ägyptischen Mythe ihre gemeinsame Quelle haben sollen; — ferner, dafs der Verfasser, indem er I, 94. von den Vedas, Puranas u. s. w. spricht, *den* (?) *Sanskrit* („dessen Jahrhunderte hindurch geheim gehaltener „Inhalt jetzt durch die literarische Gesellschaft in „Calcutta übersetzt werde"), als *indische Geheimlehre* betrachtet, während das Sanskrit doch nur als todte und heilige Sprache den heutigen indischen Dialekten gegenübersteht, wie etwa das *Latein* den romanischen Sprachen. Dafs wir nicht mifsverstanden haben, ergibt sich noch aufserdem daraus, dafs weiterhin der Koran als der Sanskrit der Moslemen, der Zendavesta als der der Perser bezeichnet wird.

Lassen wir dergleichen Ausstellungen, die wir ohne Mühe beträchtlich vermehren könnten, bei Seite, weil die Behandlung der aufsereuropäischen Welttheile sichtlich nur als Nebensache aufgefafst ist, was insofern auch sich rechtfertigen lassen dürfte, als das *staatliche Element*, mit dem es die Statistik doch vorzugsweise zu thun hat, von überwiegender Bedeutung erst in Europa auftritt, so erscheint uns weiter die gesammte Eintheilungsweise des ganzen, am Schlusse des ersten Bandes und in den vier letzten Theilen bearbeiteten Stoffs deshalb nicht ganz glücklich, weil

Digitized by Google

eine ganz consequente Durchführung derselben gewiſs nur auf Kosten der Uebersichtlichkeit erreicht werden kann; im Fall dieselbe aber versucht werden sollte, wird man dem Uebelstande nicht entgehen, Ungehöriges mit einander zu vermischen, Zusammengehöriges zu trennen, und häufig zu einer bloſsen Zusammenstellung von Aggregaten, mit Verzichtleistung auf eine organische Entwickelung, seine Zuflucht nehmen zu müssen. Wir können wenigstens nicht einsehen, warum nicht, da der erste Abschnitt Land und Leute überschrieben ist, die Reichthumsquellen, insofern sie unter dem staatswirthschaftlichen Gesichtspuncte aufgefaſst werden, unter die Rubrik *Land*, die Ständeverschiedenheiten, die in das Capitel von der Verfassung gestellt sind, nicht eben so gut, wie die nationalen, religiösen und sonstigen Verschiedenheiten unter den Begriff *Leute* sollten gesetzt werden können. Wenn demnach nur die Darstellung der herrschenden Familien, als mit dem constitutionellen Elemente der Staaten auf's innigste verwachsen, und die sogenannten Grundgesetze der Rubrik *Verfassung* verblieben, so schiene uns alles Uebrige unter einem einzigen Abschnitte, die gesammte Administration umfassend, füglich abgehandelt werden zu können, und eine abgesonderte Darstellung der materiellen und geistigen Interessen würde durchaus unnöthig sein, vielmehr würden jene Gegenstände mit Leichtigkeit sich dem angeführten umfassenden Capitel in seinen verschiedenen Theilen anreihen lassen. Wir möchten dann aber möglichst scharf die *innere* Verwaltung der *äuſseren* gegenübergestellt sehen, und unter der ersteren zunächst diejenigen Zweige derselben, welche ursprünglich als der Mittelpunct jeder Herrscherthätigkeit angesehen wurden, nämlich Justiz und Finanzen, sodann aber das gesammte Gebiet der Polizei im weitesten Sinne oder der vorzugsweise so genannten inneren Administration in der modernen Bedeutung des Worts. Eben weil die moderne Polizei, im Gegensatze zu den Anordnungen der Regierung für Aufrechthaltung des Rechtszustandes und für Füllung der Staatscasse, *die Beschützung und Förderung sämmtlicher Interessen der Bevölkerung* zum Gegenstande hat, so würde der ganze dritte Theil des vorliegenden Werks nicht allein unter dem Begriffe derselben aufgehen, sondern es würden auch noch ganze Parthieen der früheren Bände unter denselben gezogen werden müssen. Unter der Rubrik *materielle persönliche Interessen* könnten die Maaſsregeln der Verwaltungen zur Regelung der Populationsverhältnisse (Bevölkerungspolizei), zur Erhaltung und Steigerung der Erwerbfähigkeit und Verhüthung der Verarmung innerhalb der Nation oder einzelner Klassen derselben (Theuerungs- und Armen-Polizei, — Reichthum und Armuth bei dem Verfasser am Ende des dritten Bandes) und endlich die Einrichtungen der Staatsgewalt zur Beseitigung der Gefahren, welche dem Leben und der Gesundheit der Bewohner von verschiedenen Seiten her drohen (Sanitäts- und Medicinal-Polizei, — Stellung des Heilpersonals und Organisation der Heilanstalten) besprochen werden. Die Anordnungen der Staatsgewalt für die Entwickelung der *geistigen* persönlichen Interessen der Bevölkerung, die der Verfasser fälschlich unter der Benennung *moralische Interessen* zusammenfaſst, während das ethische Element doch nur einen Theil des ganzen geistigen Gebiets einer Nation ausmacht, würden sich dem obigen Abschnitte naturgemäſs anschlieſsen, und deshalb zuvörderst von den Maaſsregeln zur Bildung des Geschmacks und der Sitten (ästhetische und Sitten-Polizei), sodann von denen zur Förderung der religiösen Cultur (Stellung der Kirche zum Staate, Cultus-Polizei) und endlich von denen zur Entwickelung der intellectuellen Bildung (Volksaufklärung, Unterrichts-Polizei) die Rede sein können. Die *sächlichen* oder materiellen Interessen würden danach naturgemäſs den persönlichen sich anreihen, und da jene wiederum ganz natürlich sich nach den Quellen des Nationalreichthums und nach den die Entwickelung desselben zum Gegenstande habenden Beschäftigungen eintheilen lassen, so würde also in dem letzten Theile der Darstellung der inneren Verwaltung die Gesetzgebung der verschiedenen Staaten in Bezug auf Landwirthschafts-, Gewerbe- und Handels-Polizei vorgeführt werden müssen. Es versteht sich nebenher ganz von selbst, daſs der Abschnitt, welcher *Polizei* überschrieben und als Annexum der Justiz aufgeführt ist (II, b. p. 620 sqq.), aus dieser Verbindung gänzlich zu lösen, und als *Sicherheits-Polizei* in die Darstellung des ersten Theils der inneren Administration an passender Stelle einzurangiren wäre. — Wenn nun von den inneren Verhältnissen zu den äuſseren, zu der *Verwaltung der auswärtigen Angelegenheiten*, übergegangen würde, so könnten zweckmäſsiger Weise als den Uebergang bildend zu-

Digitized by Google

erst die *militärischen* Beziehungen abgehandelt werden, da die Hauptbestimmung der modernen Heeresmacht doch zunächst in der Aufrechterhaltung der Unabhängigkeit des Staats, auswärtigen Mächten gegenüber, besteht, und nach der Darstellung der Heeres-Organisation der bedeutendsten Länder fände zum Schlufs eine Uebersicht der Maafsregeln, durch welche auf dem Wege friedlicher Verhandlungen die Selbstständigkeit der Staaten gesichert wird, mit anderen Worten der *völkerrechtlichen oder diplomatischen Verhältnisse* (Gesandtschaftswesen, völkerrechtliche Tractaten) eine Stelle. Damit wäre das militärische Element aus dem Bereiche anderer, demselben mehr oder minder fremdartiger Bestandtheile gezogen, mit dem ihm Verwandten verknüpft, und es wäre eine völlige Abrundung in der Gruppirung des Materials und ein passender Rückblick beim Schlusse gefunden.

Wenden wir uns von diesen allgemeinen Bemerkungen zu den Einzelnheiten des Werks, so ist im Ganzen zuerst an dem Verfasser eine sehr ausgebreitete und umfassende Lectüre, eine meistentheils gute Auswahl der Materialien, eine offene Darlegung seiner politischen Principien, eine geistreiche Behandlung des Stoffs und namentlich eine gefällige Darstellung zu rühmen. Nichts desto weniger kann es bei dem ungeheueren Umfange des bearbeiteten Materials nicht auffallen, wenn hie und da Spuren einer ungleichartigen Behandlung, einzelne Sorglosigkeiten, Ungenauigkeiten, und sogar Unrichtigkeiten vorkommen, deren Beseitigung bei einer neuen Auflage wünschenswerth erscheinen würde. Ueberdies hat sich der Verfasser, so sehr wir in ihm *im Allgemeinen* den Vertreter durchaus gesunder politischer Principien und vernünftiger religiöser Ansichten achten und ehren, hin und wieder nicht von einzelnen ungerechten, und einer krankhaften Stimmung entwachsenen Angriffen auf Preufsen, und von durchaus unbegründeten und unbilligen Beurtheilungen des Protestantismus loszumachen gewufst, wozu ihm unstreitig seine Vorliebe für das Haus Oesterreich und seine Anhänglichkeit an den Glauben seiner Väter Veranlassung gewesen ist. Indem wir, zum Belege des ausgesprochenen Urtheils, einige der erwähnten Fehler und Unrichtigkeiten anführen, gestehen wir gern zu, dafs es für einen Dritten weit leichter sei, dergleichen Fehler aufzufinden, als für den Bearbeiter eines so umfassenden Werks, dieselben zu vermeiden, dafs auch alle diese Auswüchse, im Verhältnifs zu dem vielen Lobenswerthen, was sich von der Arbeit sagen läfst, unbedeutend erscheinen, und dafs, indem wir gleichmäfsig und unverholen über das, was uns zusagt und nicht zusagt, unsere Ansicht aussprechen, wir dadurch dem Autor einen Beweis unserer ungeheuchelten Achtung zu geben meinen, wie man Aehnliches im persönlichen Verkehr nur etwa den näher stehenden Freunden gewährt. Was aber den zweiten Punct betrifft, so gehört Referent zu entschieden entgegengesetzten politischen und kirchlichen Ansichten an, als dafs er nicht versuchen sollte, mit ehrlichen Waffen das angegriffene Gebiet seiner politischen Treue und seines kirchlichen Glaubens zu beschirmen. Wenn er mit Lebhaftigkeit und Wärme für die Partei ficht, der er von den Zeiten gereifterer Einsicht an sich angeschlossen hat, so ist er sich doch vollkommen bewufst, niemals die Verdienste und das wahrhaft Grofse der gegnerischen Seite verkannt zu haben. Wenn dies dennoch Einigen so scheinen dürfte, so mögen sich diese mit der von uns ausgesprochenen Ueberzeugung begnügen: dafs jetzt und zu allen Zeiten ein lebhafter Kampf und offene Leidenschaft bei weitem weniger einer förderlichen Entwickelung aller Verhältnisse, oder einer allgemeinen Ausgleichung und Versöhnung entgegengewirkt haben, als eine schwächliche Interesselosigkeit oder die glatte Lüge.

Von den Ungenauigkeiten und Unrichtigkeiten, deren wir oben erwähnten, merken wir nur einige an. Bei Aufzählung der verschiedenen europäischen Staaten (II, a. p. 4 fgg.) mufs unstreitig *Niederlande* statt *Holland* gesetzt werden. Sodann ist nicht abzusehen, warum das *Herzogthum Braunschweig* und die meisten kleineren deutschen Fürstenhäuser (l. c. p. 6) als erst im Jahre 1815 unter der gegenwärtigen politischen Bezeichnung entstanden aufgeführt werden. Mag der Länderbestand der jüngeren sächsisch-ernestinischen Häuser vom J. 1826 wegen des damals eintretenden Aussterbens der Gothaischen Dynastie datirt, mag aus ähnlichen Gründen das Jahr 1815 für das heutige Nassau als Entstehungsjahr angegeben werden, — für Braunschweig und die oben erwähnten kleineren deutschen Fürstenthümer scheint uns jene Bezeichnung nicht zu passen, weil sowohl die Dynastieen, wie die Länderbestände seit alten Zeiten dieselben geblieben sind, weil hinsichtlich beider seit der Bildung des

Digitized by Google

deutschen Bundes keine Aenderung bewirkt wurde. *Neufchatel* ferner ist bekanntlich seit dem Anfange des vorigen Jahrhunderts als Fürstenthum dem königlich preufsischen Herrscherhause verknüpft gewesen; es ist deshalb nicht wohl einzusehen, warum (loc. cit. p. 6) 1806 als das Entstehungsjahr angegeben wird. Sollte die Herstellung der früheren Verhältnisse zum preufsischen Hause und die Begründung der neuen Beziehungen zur schweizerischen Eidgenossenschaft hervorgehoben werden, so würde haben ein späteres, sonst aber jedenfalls ein früheres, als das angegebene Jahr, gewählt werden müssen. Noch ist einer offenbar falschen Bezeichnung zu erwähnen, die schon oft widerlegt worden ist, die aber nichts desto weniger sich in den meisten geographischen und statistischen Handbüchern vorfindet (II, a. p. 6. 15), nämlich die Bezeichnung: *Lippe-Detmold* und *Lippe-Schauenburg*. Statt dessen mufs es heifsen: *Fürstenthum Lippe* und *Fürstenthum Schaumburg-Lippe*. Die älteste unter den Linien des lippischen Hauses, die Detmolder, beherrscht allein die ungetheilte alte Grafschaft Lippe; die jüngste, sogenannte Alverdisser, Linie aber ist in Folge eigenthümlicher verwandtschaftlicher Beziehungen zu dem ausgestorbenen Hause der Grafen von Holstein-Schaumburg vor etwa zwei Jahrhunderten zum Besitz eines Theils der alten, im westphälischen Kreise belegenen Grafschaft Schaumburg gelangt, weshalb der Chef dieser Linie sich Fürst zu Schaumburg (-Lippe, d. h. lippischen Antheils) nennt, wie der Kurfürst von Hessen, als Besitzer der anderen Hälfte, Fürst zu Schaumburg-Hessen zu nennen wäre. Mit den Verhältnissen anderer fürstlichen Häuser, z. B. Schwarzburg und Hohenzollern, ist das hier angeführte nicht zu vergleichen, da sowohl die Fürsten der sondershausischen und rudolstädtischen, wie der hechingenschen und sigmaringenschen Linie, beide als souveräne Herren über Bestandtheile der altschwarzburgischen und althohenzollernschen Lande gebieten. Im Uebrigen ist noch zu bemerken, dafs die jetzige, seit dem J. 1836 bestehende Verfassung des Fürstenthums Lippe nicht, wie II, a. p. 272 angegeben ist, identisch mit der von der Fürstin Pauline 18. Jun. 1819 octroyirten Constitution sei, sondern es ist eine ganz neue, welche erst in weit späterer Zeit zwischen der Regierung und den alten Landständen von Ritterschaft und Städten pactirt wurde. — Zu II, a. p. 8 ist zu bemerken, dafs die bekannte Erklärung wegen Abschaffung des Negerhandels, d. d. 8. Febr. 1815, nicht blofs von den loc. cit. angegebenen 7, sondern von sämmtlichen 8 den Pariser Frieden unterzeichnenden Mächten, also Schweden eingeschlossen, unterzeichnet worden ist. Vgl. *Klüber* Acten des Wiener Congresses. IV, 531. — Sodann erlangte Herzog Ernst August von Braunschweig-Lüneburg die Kurwürde nicht 1662, wie p. 11 angeführt ist, sondern im J. 1692. — Das, was p. 12 unter nr. 5. über die ältere Geschichte des Hohenzollernschen Stammes gesagt ist, besteht beinahe ganz aus falschen Angaben. Denn erstens findet sich allerdings in manchen Büchern die Annahme, dafs derjenige Sohn des im zwölften Jahrhundert lebenden Rudolphs von Zollern, welcher den Namen Conrad führt, identisch mit *dem* Conrad sei, welcher als Burggraf von Nürnberg seines Namens der Erste genannt wird, und demnach sei er der Bruder des Grafen Friedrich, welcher als Stammvater an der Spitze der schwäbischen Zollern steht; — aber unbedingt ausgemacht ist diese Annahme nicht. Sodann kann eigentlich von einem Kaufe der Mark Brandenburg durch Burggraf Friedrich VI., obwohl sich manche Schriftsteller dieses Ausdrucks bedienen, nicht die Rede sein. Wenn auch allerdings die bedeutenden, Kaiser Sigismund vorgeschossenen Summen die äufsere Veranlassung wurden, dafs Friedrich VI. wegen Erwerbung der siebenten Kur mit dem Kaiser in Unterhandlungen trat, so waren es doch in der That und ostensibel die zahlreichen, grofsen und unbestrittenen Verdienste, welche sich während einer langen und ruhmvollen Laufbahn, im Frieden, wie im Kriege, der Burggraf um Kaiser und Reich erworben hatte, welche die Erwerbung der Brandenburgischen Kurlande begründeten. — Endlich hat Herzog Albrecht von Preufsen, der Enkel Albrecht Achill's, als er das hochmeisterliche Kleid niederlegte, die Ordensländer nicht mit den brandenburgischen Familienbesitzungen vereinigen können, weil er, als Cadet de famille, gar nicht im Besitze der letzteren war.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 27.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1843.

Statistik von Moritz Fränzl.

(Fortsetzung.)

Das Verdienst, die Aussicht auf die demnächstige Vereinigung Preufsens und Brandenburgs seinem Hause erworben zu haben, gebührt vielmehr lediglich einem hohenzollernschen Fürsten, der gar keinen Antheil an der Secularisirung Preufsens genommen und dessen Vater dieselbe auf das entschiedenste gemifsbilligt hatte, dem Kurfürsten Joachim II. und dem unausgesetzten Eifer seines Kanzlers Lamprecht Diestelmeyer. — In der Darstellung der Geschichte des Wettinschen Stammes (II, a. p. 13) ist ferner unrichtig angegeben, dafs Sachsen die Königswürde zu gleicher Zeit mit Bayern durch Napoleon erhalten habe, während doch dem letzteren Staate schon ein Jahr früher, zugleich mit Würtemberg (durch den Prefsburger Frieden d. d. 26. Dec. 1805), Sachsen aber erst durch den Tractat von Posen (11. Dec. 1806) die Krone zu Theil wurde. — Das Haus *Anhalt*, welches, wenn von der Abstammung die Rede ist, wohl füglicher mit dem Namen der Ballenstädter zu bezeichnen wäre, als mit der sehr problematischen Benennung *Askanier*, theilte sich in den letzten Jahrhunderten fast immer in 4—5 Linien, wenn auch freilich in neuester Zeit nur noch drei davon übrig blieben. Im Uebrigen tritt uns schon Graf Albrecht, Esiko's Vater, als eine historische Gestalt entgegen. Vgl. Lindner Gesch. und Beschreibung des Hauses Anhalt p. 129. 137. 139. — In Bezug auf die *Successionsordnung* kann Preufsen nicht so ohne Weiteres unter die Rubrik *gemischte Form*, wie p. 19 geschehen ist, gestellt werden; wenigstens würde eine solche Angabe nicht aus der dispositio Achillea gefolgert werden können, da die letztere in dieser Beziehung nichts besagt, als dafs die Töchter des Hauses vor ihrer Vermählung stets einen feierlichen Verzicht auf alles väterliche, mütterliche und brüderliche Erbe leisten, auch niemals und unter keiner Bedingung als Heirathsgut, oder zur Sicherung ihrer Widerlage und des Witthums *Land und Leute* erhalten sollten. Das Territorialstaatsrecht der übrigen Bestandtheile des Staats, aufser Brandenburg, ist aber sehr verschieden in Beziehung auf diesen Punct. Auch das weiterhin (p. 25) über das Preufsen vertragsmäfsig zustehende Erbrecht auf mehrere deutsche Länder Vorgebrachte ist ungenau und grofsentheils falsch, namentlich das, was über Anhalt's sämmtliche, einst zu Magdeburg gehörige Länder und über Hessen-Darmstadt gesagt ist. — Nicht minder sind die Titel der verschiedenen präsumtiven Thronfolger nicht exact angegeben. In Rufsland z. B. besteht der Ehrentitel Cäsarewitsch immer neben dem des Thronfolgers und mufs dem letzteren besonders beigelegt werden, wie denn unter anderen der Grofsfürst Constantin denselben bis an seinen Tod geführt, und der jetzige Thronfolger Alexander denselben erst seit dieser Zeit beigelegt erhalten hat; — in Preufsen wird eben so der Titel *Prinz von Preufsen* besonders beigelegt, und zwar demjenigen präsumtiven Thronerben unter den nächsten Agnaten, welcher nicht Descendent des regierenden Königs ist; wäre er das letztere, so würde er Kronprinz heifsen. — Die Auseinandersetzungen, welche II, b. p. 404 über die schwedische Staatsschuld und das schwedische Papiergeld gegeben sind, erscheinen wenigstens durchaus ungenügend, was um so mehr zu verwundern ist, da es nicht an gründlichen Schriften über diesen Gegenstand fehlt. Zwar ist es richtig angegeben, dafs in neuerer Zeit der schwedische Reichsthaler in Silber (in specie), und zwar seit den ständischen Verhandlungen über diesen Gegenstand im Herbst des Jahres 1829, entsprechen soll: $2\frac{2}{3}$ Reichsthalern oder 128 Schillingen *in Bankogeld*; aber die verschiedenen Arten des schwedischen Papiergeldes sind durchaus mit einander verwechselt. Die erste unter den Angaben des Verfassers bezieht sich näm-

Digitized by Google

lich auf die in ziemlich beträchtlichem Umfange, namentlich in der Handelswelt, circulirenden *Bankzettel* (Reichsthaler Bankgeld), die zweite auf die, nur im geringeren Betrage ausgegebenen und vorzüglich den kleineren Verkehr vermittelnden *Reichsschuldenzettel* (Reichsthaler Reichsgeld im gewöhnlichen Leben genannt). Der Cours ist zwar zwischen diesen verschiedenen Geldsorten auch in neuerer Zeit verschieden gewesen; so viel aber steht fest, dafs von schwedischem Silbergelde, welches im gewöhnlichen Verkehr fast gar nicht vorkommt, etwas mehr als 9 Reichthaler Species aus der Cölnischen Mark fein geprägt werden, so dafs also der schwedische Silberspecies etwas mehr als 1½ Thlr. Pr. Cour., oder ungefähr eben so viel wie ein Brabanter Kronen- oder ein sogenannter Laub-Thaler werth ist; — der Reichsthaler in *Bankogeld*, von welchem etwa 25 Mill. als circulirend angegeben werden, entspricht aber ungefähr einem halben Thaler Gold, während der Reichthaler *Reichsgeld*, von denen sich nur ungefähr 4 Millionen Thaler in Umlauf befinden, nur etwa ein Drittel eines Thalers in Golde werth ist; — oder mit anderen Worten: 32 Schillinge Banko entsprechen 48 Schillingen (1 Thaler) Reichsgeld, und die nach Schweden Reisenden werden in dubio für eine vollwichtige Pistole à 5 Thlr. Gold bei der Verwechselung gegen 10 Thaler Banko oder ungefähr 15 Thaler Reichsgeld empfangen. Vgl. *Noback:* Handbuch der Münz-, Bank- und Wechsel-Verhältnisse. 1833. I, 375—385. — In dem Abschnitte, welcher die *politisch-ökonomische Verwaltung* schildert, ist nächst Oesterreich auch II, b. p. 490 fg. der Administrations-Organismus *Preufsens* angegeben. Es waltet in dieser Darstellung insofern ein bei Ausländern häufig vorkommender Irrthum ob, als ob der Oberpräsident in allem Betracht eine Zwischen-Instanz zwischen den Regierungen und der Centralbehörde bilde, während derselbe, abgesehen von seiner Stellung eines Chefpräsidenten einer Provinzial-Regierung, nach der Instruction vom 23. Dec. 1808, die in Bezug auf diesen Punct in der Instruction vom 31. Dec. 1825 beibehalten ist, doch *der Regel nach* nur in Bezug auf sehr wenige Verwaltungsgegenstände eine *ausführende*, vielmehr meistentheils nur eine *beaufsichtigende* und *begutachtende* Oberbehörde bildet, wenn gleich derselbe in aufserordentlichen Fällen eine bedeutend erweiterte Vollmacht erhalten, und, mit dieser bekleidet, sodann in jedem Betracht als wahrhaftes alter ego des Königs im Bereich der Provinz auftreten kann. — Auch bestehen nicht sämmtliche preufsische Regierungen nur aus zwei Abtheilungen; einige haben bekanntlich drei, einige sogar vier. — In dem Abschnitte über die *Geld- und Credit-Verhältnisse* ist aufser mehreren anderen Ungenauigkeiten III, b. p. 580 erwähnt, dafs Preufsen während der schweren Kriege Friedrichs II. gegen Oesterreich den 14 Thaler-Fufs eingeführt habe. Dieser aber wurde auf Veranlassung des Geh. Raths Graumann bereits im J. 1750 begründet, cessirte fast während der ganzen Zeit des siebenjährigen Krieges, und wurde erst im Anfange des J. 1764 wieder hergestellt, nach welchem letztgenannten Jahre er deshalb auch gewöhnlich benannt wird. — Unter der Rubrik *Communicationsmittel* wird III, b., p. 602 mitgetheilt, dafs die preufsischen Posten unter Militär-Administration stehen. Sollte dieses Mifsverständnifs vielleicht daher rühren, dafs vorschriftsmäfsig der gröfste Theil der höheren und niederen Beamten der Post aus den ausgedienten Militärs, welche mit Civilversorgungs-Berechtigungsscheinen versehen sind, gewählt werden mufs?! — Ein ähnliches Mifsverstehen der neueren preufsischen Einrichtungen ist es, wenn III, a., p. 45 erwähnt wird, dafs die höchsten geistlichen Würden in der protestantischen Kirche Preufsens bei den beiden Bischöfen von Berlin und Königsberg seien, dafs unter denselben die Generalsuperintendenten, Pröpste u. s. w. ständen; es ist eben so ein Irrthum, wenn daselbst angeführt wird, dafs alle 5 Jahre eine evangelische General-Synode unter dem Vorsitze des Cultus-Ministers in Berlin sich versammele. Die evangelischen Bischöfe Preufsens, welche Würde, nachdem dieselbe seit den Zeiten König Friedrich's I. geruht, seit der Feier des Reformationsfestes und Einführung der Union im J. 1817 wieder eingeführt wurde, und deren es, aufser dem Hofbischofe, fast für jede Provinz einen giebt, sind nichts als titulirte Generalsuperintendenten und Consistorialdirectoren, deren Rechte und Wirksamkeit durch diese äufsere Anerkennung ihrer Verdienste nicht erweitert werden, und die auch ganz gleichen Rang unter einander haben. — Endlich wollen wir nicht unbemerkt lassen, dafs die *englischen* Zustände und Verhältnisse, in Betracht der vorhandenen zahlreichen und trefflichen Hülfsmittel, relativ am schwäch-

Digitized by Google

sten behandelt sind. Wir wollen das durch einige auffallende Beispiele belegen. Es ist III, a., p. 28 das Einkommen des Bischofs von Durham, eines der Suffragane von York, dessen Dotirung bekanntlich gröfser ist, als die seines Metropoliten, und der hinsichtlich der Einnahme unmittelbar hinter dem Erzbischofe von Canterbury rangirt, auf 1000 L. St. angegeben, während dieselbe leicht das 20—25fache betragen wird. Vgl. *Schubert* Staatskunde von Europa I, b., p. 397. — Weiterhin unterliegt das, was über die Zusammensetzung des britischen Cabinets gesagt ist, mehreren gewichtigen Einwürfen. Denn erstens entspricht das britische Privy-Council keinesweges ganz denjenigen Behörden verschiedener continentaler Staaten, welche man mit dem Namen: *Staatsrath* bezeichnet; — zweitens bilden das *Ministerium* im engsten Sinne, den Kern des Cabinets, nur 4 bis 5 Individuen, welche demnach auch in specie als die *Minister der Krone* bezeichnet werden, nämlich: der erste Lord des Schatzes, der die Würde eines Premierministers bekleidet, der Kanzler der Schatzkammer oder eigentliche Finanzminister, welche beiden Aemter schon in einer Person vereinigt gewesen sind, wie noch im J. 1834 in Sir Robert Peel, — endlich die drei Minister Staatssecretäre des Innern (Home-Office), der auswärtigen Angelegenheiten (Foreign-Affairs) und der Colonieen; — drittens besteht das sogenannte *Cabinet*, d. h. das Staatsministerium im *weiteren* Umfange, aus den oben genannten Ministern des Königs und einer ganzen Reihe *ordentlicher* und *aufserordentlicher* Mitglieder. Dieser Unterschied ist von unserem Verfasser p. 348 nicht hervorgehoben. Es gehören aber in die erste Kategorie: der Präsident des Geheimenraths, der Lordkanzler, der Geheime Siegelbewahrer und andere, — in die zweite: der Generalpostmeister, der Chef des Heers, der Generalfeldzeugmeister u. s. w. — Viertens ist der *Kanzler der Schatzkammer* mit Sitz und Stimme sowohl Mitglied des Ministeriums, wie des Cabinets, wie jedes britische Staatshandbuch den Hrn. Verfasser belehren wird. — Ferner sind II, b., p. 351 wenige Namen der doch sehr bekannten, dort aufgeführten Staatsmänner richtig geschrieben. — Und II, b., p. 368 wird hervorgehoben, dafs die ungeheueren Gewinne und Provisionen, weil England alle seine Anleihen und Papiergeschäfte auf einheimischen Märkten contrahirt, wenigstens einheimischen Capitalisten zugeflossen seien, während den übrigen Völkern ihre Creditoperationen oft deshalb, weil sie gezwungen worden, dieselben im Auslande vorzunehmen, so sehr theuer zu stehen gekommen seien. Das ist zwar theilweise wahr; — allein diesem günstigen Umstande hält ein anderer vollständig die Waage, nämlich der, dafs in keinem Lande so viel von den Staaten des Auslandes geborgt worden ist, ohne jemals wiederbezahlt worden zu sein, wie in England, dafs demnach Niemand bei fremden Anleihen so viel verloren hat, als der Stand der englischen Capitalisten. Aus Gilbert's history of Banking (ed. 1837) ergiebt sich, dafs während des Zeitraums von 1818—1832 in England von fremden Regierungen 26 Anleihen zu einem Belaufe von 55,794,571 L. St. contrahirt worden sind. Wenn dieselben nun auch sämmtlich, mit Ausnahme der dreiprocentigen dänischen von 1825, zu einem Zinsfufse von 5—6 pr. C. contrahirt wurden, so sind es doch nur 10 unter jenen 26, welche für den Augenblick Zinsen bezahlen, deren Verzinsung aber gröfstentheils mit dem ersten in Europa fallenden Kanonenschusse aufhören dürfte, während alle übrigen, also 16, gar keine Zinsen entrichten und das Capital derselben wohl gänzlich verloren sein wird.

Wenden wir uns zum *dritten* Bande, welcher zunächst die Darstellung der *moralischen* (oder wie es wohl richtiger heifsen sollte: *geistigen*) Interessen geben soll, so fehlt es hin und wieder auch hier nicht an einzelnen Unrichtigkeiten und Irrthümern, wie denn z. B. die bekannte Circumscriptionsbulle de salute animarum vom J. 1821 (III, a., p. 33 u. a. m. O.) schlechtweg, wie irrthümlich wohl im gewöhnlichen Leben geschieht, immer das *preufsische Concordat* genannt wird. Auch ist (III, a., p. 34) die Behauptung nicht richtig, dafs der Religionsfrieden von 1555 und der Westphälische Frieden von 1648 nur die Mitglieder des *Herrenstandes* der beiden Confessionen, — die Bundesacte (Art. 16.) aber die *gesammte* deutsche *Bevölkerung*, katholische wie protestantische, in Bezug auf bürgerliche und politische Rechte unter einander gleichgestellt habe. Dagegen erinnern wir, dafs im Instrum. Pac. Osnabr. Art. V, der im Eingange den Passauer Vertrag und den Augsburger Religionsfrieden bestätigt, der §. 30., welcher allen Theilen die Gewissensfreiheit ausbedingt, ausdrücklich aufführt: quantum deinde ad comites — — — *et subditos stati-*

Digitized by Google

bus imperii subjectos pertinet etc., und dafs §. 35. auf die Bekenner beider Confessionen im Allgemeinen bei Erwähnung der Ertheilung der bürgerlichen Rechte Rücksicht genommen ist. — Wir könnten das Verzeichnifs der auch in diesem Bande befindlichen Irrthümer bedeutend vergröfsern; aber wir verzichten gern auf diese undankbare Mühe, weil aus derselben uns weder ein Verdienst erwüchse, noch dem Hrn. Verf. eine wirkliche Schmälerung desjenigen, welches ihm unstreitig gebührt. Aber, was wir nicht verhehlen können und wollen, das ist das Mifsbehagen, welches uns vorzüglich bei der Lectüre dieses dritten Theils an so vielen Stellen beschlichen hat, wo der durch die grofsen Kämpfe der letzten Jahrhunderte herbeigeführten Gegensätze zwischen der alten und neuen Kirche, so wie zwischen Oesterreich und Preufsen Erwähnung geschieht. Die Art, in welcher diese Verhältnisse besprochen werden, ist häufig durchaus einseitig und kleinlich, die Stimmung, in der es geschieht, aufgeregt und verbittert. Wir sprechen dieses Urtheil offen und mit aufrichtigem Bedauern aus, weil dergleichen Extravaganzen gar nicht mit der Klarheit des Blicks, der Unpartheilichkeit der Auffassung und der Milde der Beurtheilung in Uebereinstimmung zu bringen sind, von denen das Werk nach allen anderen Seiten hin so reiches Zeugnifs ablegt, — weil wir in einer solchen Erscheinung nur die Bestätigung der so oft angeführten Beobachtung finden, wie es auch dem Verständigsten und Besten fast unmöglich sei, sich von den Vorurtheilen loszumachen, die durch Tradition, Localität, Erziehung und Gewohnheit auf ihn vererbt worden sind.

Wir gönnen es dem Hrn. Verf. und entschuldigen es sogar, wenn derselbe eine entschiedene Vorliebe für *Oesterreich* zur Schau trägt, auch wenn dieselbe zuweilen nicht ganz frei vom Lächerlichen sein sollte, wie z. B. II, a., p. 4 Note, wo er sich entschuldigen zu müssen glaubt, dafs sein Vaterland nicht gleich von Anfang an ein Erbkaiserthum gewesen, vielmehr erst in neuerer Zeit aus einem Wahlkaiserthum als solches erwachsen sei; wir ereifern uns nicht darüber, wenn er (I. p. 348) *Oesterreich* als das *Morgenland* Deutschlands bezeichnet, und *Preufsen*, damit es der Verherrlichung des ersteren um so bequemer zur Folie diene, mit einer *zerbrochenen Fensterscheibe* vergleicht; auch möge er immerhin Wien als Kaiserstadt gegenüber der Königsstadt Berlin zu heben bemüht sein; er möge den Berlinern nichts lassen, als ihre Systeme, ihren Sand und *ihre Butterbähme*, obgleich dieses Wort schwerlich in Berlin dürfte verstanden werden; er möge König Friedrich II. von Preufsen (III, b., p. 552) um so eher als den Mehemed Ali Deutschlands bezeichnen, da eine Art von Wahrheit in dem Urtheile liegt, dessen weitere Entwickelung indessen für Oesterreich und Habsburg eben nicht sehr schmeichelhaft sein dürfte. Durch solche und ähnliche Seitenhiebe werden Preufsen und Friedrichs des Grofsen unsterbliche Wirksamkeit nicht in den Hintergrund gestellt, und Oesterreich kann in Wahrheit durch dieselben nicht gehoben werden. Mit den Buchstaben A. E. J. O. U. (Austria erit in orbe ultima) schliefst der Hr. Verfasser. Wir stimmen aufrichtig in diese Weissagung ein, und wünschen mit ihm, dafs für alle Zeiten das Herz Ferdinand's I. und Joseph's II., der Geist Rudolph's und Theresia's, die Ritterlichkeit Maximilian's und das Glück Karl's V. (III, b., p. 687) mit Oesterreich, dafs dieses für immer aller Ehren voll sein möge! Denn die Mission, die Oesterreich in der neueren Zeit zu erfüllen hat: die Bewahrung eines ehrenvollen Einflusses in Deutschland, die Bestimmung des Schicksals der Völker Italiens, die Regeneration der Donaulandschaften und die Entwickelung der Verbindung des gemeinsamen deutschen Vaterlandes mit dem schwarzen Meere, — diese Mission Oesterreichs ist eben so erhaben, wie seine Vergangenheit grofs und imposant. Darum werden die Herzen Deutschlands in aller Zukunft den Erben des habsburgischen Namens entgegenschlagen, wie vordem, wenn Oesterreich, entsagend unerquicklichen Rückblicken auf die Vergangenheit und der daraus hervorgehenden Mifsstimmung, nur dieser seiner erhabenen Sendung sich widmet und ihr allein mit ganzer Seele lebt.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 28.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1843.

Statistik von Moritz Fränzl.

(Schlufs.)

Wenn wir auf die bisher erwähnten einseitigen Aeufserungen kein grofses Gewicht legen, wenn wir sie einer augenblicklichen leidenschaftlichen Stimmung zuzuschreiben geneigt sind, so können wir doch eine solche Entschuldigung vielen anderen Stellen nicht zugestehen, in denen es sich nicht um gelegentliche Aeufserungen, sondern um die Beurtheilung allgemeiner Verhältnisse im Ganzen und Grofsen handelt. So z. B. wird der *Protestantismus* fast immer nur als eine durch menschliche Leidenschaften herbeigeführte Verunstaltung (I, 22.) bezeichnet; — die Impulse jener grofsen Bewegung des sechszehnten Jahrhunderts erblickt der Verfasser wesentlich in weltlichen Interessen und in der Habsucht nach den Gütern der katholischen Kirche (I, 23.); — das Hauptresultat der siegreichen Reformation sind ihm: die Bekämpfung des Hauses Oesterreich zu Gunsten einiger Fürsten, die Zertrümmerung Deutschlands im Interese seiner drei Nachbaren, und die jetzigen irländischen Calamitäten im britischen Reiche (III, a., p. 4.); es war nach seiner Ansicht der Starrsinn eines Mönches und die Ehrsucht einzelner Reichsstände, welche mit der Gröfse und Einheit Deutschlands bezahlt werden mufsten (III, a., p. 8). Als wenn jene grofsen Bewegungen und Entwickelungen, welche von Zeit zu Zeit mit Nothwendigkeit erscheinen, um eine Nation zu regeneriren, ohne Verletzungen und Zertrümmerungen möglich wären! Da, abgesehen von allen unreineren Motiven, in solchen Crisen der Starrsinn der einen Parthei sich an dem ungestümen Eifer der anderen emporschraubt, und umgekehrt; — als wenn nicht sehr oft die Corruption des Besten das Abscheulichste erzeugte! — als ob die *Gröfse* eines Landes, die *Einheit* eines Volkes die höchste und letzte Bestrebung sei, — als ob nicht *Trennung* oder selbst *Tod* vorzuziehen wären einer *Gröfse*, die nur mühsam die innere Zwietracht bedeckt, einer *Einheit*, der es an innerer Kraft gebricht?! —

Darum steht es, weil menschliche Dinge menschlich beurtheilt werden wollen, Niemanden zu, das Blut zu berechnen, welches *ohne die Reformation* in Ungarn, den Niederlanden und Grofsbritannien erspart worden wäre (III, a., p. 4); darum ist es ungerecht, den westphälischen Frieden zu schmähen, und, wie es leider in unserer Zeit nur zu sehr Mode geworden ist, mit Richelieu auch Gustav Adolph in den Staub zu ziehen (II, a., p. 201). Denn eben so gut könnte man berechnen, wie viel mehr Blut geflossen, wie viel mehr Druck und Knechtschaft verbreitet worden wäre, wenn es gelungen, die Reformation zu unterdrücken. Jener so vielfach geschmähete Frieden, — er organisirte doch am Ende ein Deutschland, wie es durch die Macht der Verhältnisse geworden, wie allein es für die Zukunft möglich war. Des grofsen Schwedenkönigs Heldenseele aber, wenn sie auch nicht ganz frei von Ehrgeiz und Eroberungsgedanken war, anzuerkennen gebührt unstreitig gleichmäfsig eben sowohl Katholiken, wie Protestanten. Denn *der* Zustand der Dinge, den Kaiser Karl V. nach der Mühlberger Schlacht, *der*, den Ferdinand II. nach dem Lübecker Frieden begründet haben würde, wenn nicht Moritz von Sachsen den Kaiser vor sich her gen Insbruck gejagt, wenn nicht Gustav Adolph „cum Deo et victricibus armis" gegen das Restitutions-Edict in die Schranken getreten wäre, möchte wohl für die Dauer *für beide Theile* ein höchst *unerquicklicher*, möchte wohl überhaupt ein *unmöglicher* gewesen sein! —

Wenn an einer anderen Stelle (III, a., p. 19) vom Katholicismus gerühmt wird, er sei unverletzbar gewesen eben sowohl gegen den Zahn der Zeit, wie gegen Jahrhunderte lange Verfolgung, — er habe fortwährend einen leitenden Einflufs sowohl auf Protestanten,

Digitized by Google

wie auf Griechen ausgeübt, so wollen wir es dem Verfasser überlassen, gegenüber einer solchen Behauptung das von ihm selbst berichtete Factum zu erklären, dafs allmälig dennoch sich gegen 50 Mill. Protestanten und über 50 Millionen Griechen allein in Europa der Herrschaft der römischen Hierarchie entgegengesetzt haben. — Zum Schlusse noch ein frappantes Beispiel gerechter Beurtheilung der österreichischen und preufsischen Verhältnisse. Nachdem bei Erwähnung der Streitigkeiten über die gemischten Ehen (III, a., p. 13) lobend hervorgehoben, wie Papst Pius VIII. im J. 1830 die früher schon den Niederlanden gewährten Concessionen auch auf die westlichen Provinzen des preufsischen Staats ausgedehnt habe, — dann verwundert hinzugefügt worden: dafs das preufsische Gouvernement, damit noch nicht zufrieden, die unerhörte gesetzliche Bestimmung: alle Kinder aus gemischten Ehen im Glauben des Vaters zu erziehen, habe durchführen wollen, wird wenige Seiten später (III, a., p. 15) von Oesterreich, „dem mächtigsten „Hort der katholischen Hierarchie", der unter dem Vorwande der Religion so oft angegriffen worden sei, gerühmt: dafs es, ungeachtet seiner Macht, doch niemals mit Gewalt zu irgend einem religiösen Glauben genöthigt habe. Wir wollen nicht alten, längst begrabenen Hafs aufregen; aber wir möchten die Frage an den Hrn. Verfasser richten, wie es denn zugegangen, dafs der Protestantismus, der gleich nach dem Beginn der Reformation vorzüglich durch die Bemühungen des Adels und der Städte in Ungarn emporkam, und der, trotz aller Gegenwirkungen, noch während des sechszehnten Jahrhunderts sich dergestalt ausbreitete, dafs um das J. 1600 der gröfste Theil der Magnaten und zwei Drittel der gesammten Bevölkerung des Landes protestantisch waren, in Folge der Reactionen der letzten Jahrhunderte nur noch etwa ein Drittel aller Seelen umfafst?! — Und, was die *gemischten Ehen* betrifft, so sollte doch der Hr. Verf. nicht vergessen, dafs, trotz dem Wiener Frieden von 1606 und dem Linzer von 1645, trotz dem Toleranz-Edicte Kaiser Joseph's II. von 1781, trotz dem Religionsgesetze Kaiser Leopold's II. von 1791, trotz dem, dafs in Folge des letzteren der Protestantismus in Ungarn nicht mehr blofs ein *tolerirter*, sondern ein vollkommen *recipirter* Cultus ist, die Klagen über ungleiche Behandlung der Protestanten in Ungarn noch in neuester Zeit sehr energisch auf dem Reichstage vorgebracht worden sind, wohin namentlich die Beschwerde gehört: dafs bisher, falls der Vater protestantisch war, nur die Söhne in der Religion desselben erzogen werden durften, war derselbe aber Katholik, sämmtliche Kinder von der katholischen Kirche in Anspruch genommen wurden.

Fassen wir zum Schlusse nun unser Urtheil über das ganze, uns vorliegende Werk zusammen, so geht dasselbe dahin, dafs, trotz aller von uns gemachten Ausstellungen und Einwürfe, dasselbe jedenfalls zu den besseren Erscheinungen auf dem Felde statistischer Arbeiten gehöre, dafs, bei aller Ungleichmäfsigkeit der Behandlung in einzelnen Theilen desselben, der Verfasser doch anderer Seits durch seine grofse Belesenheit, durch meistentheils völlige Unbefangenheit des Urtheils, durch die nicht gewöhnliche Herrschaft, welche er über das reiche, mühsam gesammelte Material ausübt, so wie namentlich durch die gesunden, oft originellen staatswirthschaftlichen Ansichten versöhnt, und unsere volle Achtung uns abnöthigt. Und so kann es nicht fehlen, dafs die verdienstvolle Arbeit, namentlich wenn dieselbe bei Gelegenheit einer neuen Auflage die wünschenswerthe Umarbeitung erfahren und durch dieselbe von manchen der oben erwähnten Flecken gereinigt werden sollte, den heilsamsten Einflufs auf einen weiten Kreis von Lesern durch Mittheilung nützlicher Kenntnisse und Anregung zu weiter eingehenden politischen Untersuchungen ausüben wird.

E. Helwing.

XIV.

Maria von Medici. Trauerspiel von J. L. Klein. I. Concini. II. Luines. Berlin, 1841 *u.* 1842. *Verlag von Carl J. Klemann.*

Die Berechtigung der Politik in der Poesie ist nie so lebhaft vertheidigt und bestritten worden wie jetzt. Auf der einen Seite stellt man die politische Poesie als die allein zeitgemäfse dar, auf der andern bemüht man sich, Politik und Poesie schon an sich als Widersprüche nachzuweisen. Die erste Ansicht beruht auf einer einseitigen Uebertreibung, wie sie in einer Zeit der Parteiungen nie ausgeblieben ist, die zweite kann ihren Grund nur in einem beschränkten Begriffe von Poesie haben, da Jeder, der sich unter

Digitized by Google

Poesie mehr als ein harmloses Spiel mit Frühling und Liebe denkt, fühlen mufs, dafs die politischen Ideen, deren Grundlage das Princip der Freiheit ist, allerdings einen schönen und reichen Inhalt der Poesie bilden können. Die Zinne der Partei ist keine Warte, auf die sich der wahre Dichter hinabzusteigen schämen müfste; dieser Gedanke konnte nur in einem Geiste entspringen, der sich durch hundert andre Züge als keinen wahren Dichtergeist gezeigt hat; doch es haben heute wie zu allen Zeiten noch andere Richter das Recht Lorbeeren zu flechten als die Partei; und wir sehen heute wie zu allen Zeiten auf keinen Lorbeer mit gröfserem Mifstrauen als auf den der Partei. Die Politik ist für den modernen Dichter was sie für Aeschylus, Dante, Freidank, und was sie stets für den Dichter war, ein Stoff neben anderen Stoffen; und der blofse politische Inhalt giebt dem Gedichte heut so wenig Werth, wie ihn der blofse Inhalt dem Kunstwerke je gegeben hat. Die Politik liegt bei den politischen Bewegungen der Gegenwart dem Dichter heut näher als sie ihm vor fünfzig und noch vor zehn Jahren lag; doch das Wesen der Kunst ist es, ihr eigner Zweck zu sein, und es ist eine Verblendung, die Politik als nothwendigen, durch die Zeitbedürfnisse vorgeschriebnen Inhalt aller Erzeugnisse einer ganzen Epoche hinstellen zu wollen. Hiervon war es freilich nur noch ein kleiner Schritt, dafs man politisch geradezu gleich poetisch setzte, und dafs Recensenten die Werke dutzendweise segneten und verdammten, nur weil sie die eine oder die andre Farbe an sich trugen. Klug ist es von dem Dichter somit heut ohne Zweifel politisch zu dichten, da er auch bei sehr geringen Kräften doch seines Stoffes wegen auf einigen Erfolg rechnen kann; während er, sobald man ihn vom künstlerischen Standpunct aus beurtheilte, auch bei weit gröfserer Leistung unbeachtet zu bleiben fürchten müfste. Ja, man kann es nur gerecht finden, dafs man von zwei Werken, welche gleich wenig poetischen Werth haben, das, welches seinem Inhalte nach anzieht, höher schätzt, wenn man sich auch nicht verbergen will, dafs die breiten Abstractionen und gereimten Pointen des gröfsern Theils unsrer politischen Poesie sich in Zeitungscorrespondenzen weit besser ausnähmen als in Versen. So wächst denn das Heer der politischen Poeten, die an gutem Willen glauben ersetzen zu können, was ihnen an Kraft fehlt, täglich, und man mufs es dem Unbefangnen verzeihen, wenn er mit einer gewissen Scheu an unsre politische Poesie geht, da er, sehr wenige Dichter ausgenommen, überall nur bald unreifes Mitschreien gefunden, bald bei ehrenwerther Gesinnung doch das erste Erfordernifs des Gedichtes, die Poesie selbst, vermifst hat.

Wir gehen hier an die Besprechung zweier politischen Dramen. Wenige Blicke in dieselben zeigen uns, dafs wir keinen Dichter vor uns haben, der nur politisch dichtet, weil die Politik eben eine gangbare Münze ist, oder weil er sich wie jene harmlosen Naturen von den Recensenten hat vorreden lassen, der wahre Dichter müsse heut politisch schreiben, und er darum fürchtete, sonst für keinen wahren Dichter zu gelten. Wir fühlen auf jeder Seite dieser zwei Bände eine so grofse ursprüngliche Kraft, eine so reiche Phantasie, eine so tiefe Intuition, dafs wir den Verf. wohl als das gröfste Talent, welches seit Heinrich von Kleist im Drama aufgetreten ist, bezeichnen müssen. Grabbe's seltner Geist soll hiermit nicht herabgesetzt werden, doch in ihm sind die Elemente so roh in wüster Gährung geblieben, er hat neben einzelnem Herrlichen so vieles alle Poesie Verhöhnende gegeben, dafs seinem Talente jedenfalls ein wesentliches Moment des wahren Talentes, der Schwerpunct, der es in sich zusammenhält und zu weiterer Entwickelung drängt, gefehlt hat. Immermann steht in seinen Dramen unendlich tiefer als im Münchhausen und Tristan, und hat sich hier nie über die verständige Construction erhoben. Wie weit der Verf. aber von dem grofsen Heere unsrer politischen Poeten entfernt ist, zeigt bereits die Weise, wie er seine Aufgabe sich stellt. Er behandelt die wichtigsten politischen und religiösen Fragen der Gegenwart, doch nicht, indem er sie in einen modernen Stoff zusammenfafst, oder gar, was wir so oft gesehen haben, einen politischen Stoff der Geschichte nach der Gegenwart zuschneidet, sondern er stellt das, was er als das Richtige geben will, in seiner Negation dar und hält der Zeit so nur den Spiegel vor. Er schildert Frankreich unter Ludwig XIII. und beabsichtigt im trilogischen Ganzen die drei auf einander folgenden Günstlinge darzustellen, welche die höchste Macht in Händen hatten. Als Grundgedanke tritt aus den beiden vorliegenden Dramen heraus, dafs jedes selbstische Streben dem Gesammtinteresse des

Digitized by Google

Staates gegenüber nicht bloſs umsonst seinem Ziele nachringt, sondern als in sich unwahr und unmoralisch untergehen muſs, weil es von Anfang den Tod in sich trug. Im Luines stellt sich auch das religiöse Element mehr heraus, und wir sehen, wie die Entweihung der Religion zur Maske des engbrüstigen, nur persönlich begierlichen Ichs als der Gipfel der Unmoralität diesen Untergang nur beschleunigen muſs, wenn es ihn an sich nicht bereits herbeiführt. Die Poesie wird hier jedoch nirgend eine todte Hülle der abstracten Idee, sie wird überall von ihr als organischem Leben durchdrungen. Shakspeare hat sichtlich einen groſsen Einfluſs auf den Verfasser geäuſsert, doch ist dies Shakspearisiren selbst nicht äuſserlich, durch gewisse Kraftausdrücke und Wendungen, wie wir es oft haben belachen müssen; die ganze groſsartige Anlage ist Shakspeare's würdig, und selbst die allerdings wohl zu zahlreichen shakspeare'schen Bilder tragen keine Spuren einer formellen Nachahmung an sich, sie sind nur als die unwillkürliche Folge eines langen Studiums der shakspeare'schen Poesie anzusehen. Wir finden in beiden Dramen nirgends eine Mattheit, eine Redensart, eine Trivialität; freilich wird durch das Streben, das Triviale zu vermeiden, vieles an sich Unschuldige und Gewöhnliche, das vom Drama als dem Abbild des Lebens so wenig als vom Leben selbst zu trennen ist, in die Höhe geschraubt und unnatürlich gemacht. Doch dieses, so wie die vielen andren Mängel der Dramen, tritt vor der tiefen Kraft und Glut, die jede Silbe durchdringt, vor der Klarheit der Anschauung und der Sicherheit der Behandlung, die bei allem Gähren und ungestümem sich Ueberstürzen des Einzelnen sich doch in dem Ganzen entschieden zeigt, so weit zurück, auch die Fehler tragen so deutlich die Muttermale der Genialität an sich, daſs Jeder, der sich dieser Glut hinzugeben vermag und nicht in kleinlichem Einzelsinn über den Auswüchsen den Kern verliert, die hohe Stelle erkennen wird, die der Dichter später in der Literatur einnehmen kann. Nur Mangel an Urtheil oder persönliche Gereiztheit hat es vermocht, den Concini, der schon zwei Jahre bekannt und über den schon Viel geschrieben ist, rund zu verdammen; wir werden im Verfolge sehen, wie leicht dies allerdings war, indem man nur durch ein bekanntes Kunststück einzelne Stellen aus dem Zusammenhange riſs. Es ist ein Vorzug der Mittelmäſsigkeit, daſs sie im Miſstrauen auf ihre eignen Kräfte alle Fehler sorglich vermeidet und sich so die Neigung der groſsen Menge gewinnt, in der ja auch Jeder schon für tugendhaft zu gelten gewohnt ist, dem das Gesetz Nichts anhaben kann; während der höher Begabte im Bewuſstsein seiner Kraft sich seiner Natur hingiebt und so Sünden begeht, über denen die Blödheit der Masse die Tugenden vergiſst; denn wie Wenige wissen, daſs auch eine Kraft dazu gehört, nur herzhaft sündigen zu können, und herzhafte Sünden finden wir neben hohen Tugenden hier allerdings. Wir dürfen uns nicht scheuen, nach diesem Gesammturtheil bei einem nähern Eingehen auf die Stücke die bedeutendsten Fehler zu betrachten.

Zunächst sind beide Stücke keine Tragödien. Die Helden sind in keiner Weise groſsartig im Bösen, sondern nur niedrig verächtlich. Luines ist feiner, er legt seine Fäden tiefer als Ancre, der oft vor der Macht des Augenblicks die Geistesgegenwart verliert, sich selbst verräth und im eignen Netze fängt, doch auch Luines hat keinen Tropfen von Richards Blute in sich; sein Streben ist ein gemeines und er verfolgt es nicht einmal mit einer höhern Kraft; er erregt keinen Abscheu, viel weniger daſs er uns Bewunderung durch Verbrechen abnöthigte, er bleibt ein gewöhnlicher Schuft. Für solche Gestalten regt sich keine Fiber des menschlichen Mitgefühls, welches stets im Teufel den gefallnen Engel ehrt, doch im gemeinen Verbrecher, der nicht einmal den Adel der Sünde, die Consequenz in ihr, an sich trägt, nur die charakterlose Ohnmacht verachtet. Daſs Concini und Luines sterben, fordert die bürgerliche Gerechtigkeit, hier ist nichts Tragisches. Auch das Schicksal Maria's ist nicht tragisch. Auch sie wird nicht von einer groſsartigen Herrschsucht erfüllt; dieser zum Opfer zu fallen wäre tragisch; auch schlieſst die Herrschsucht das Streben, für das Wohl des Landes zu sorgen, nicht aus, sie fühlt sich nur in dem Bewuſstsein, mit der Wimper das Loos von Tausenden lenken zu können, beglückt; doch der Königin ist der Genuſs der Macht das Höchste, ihre Herrschsucht ist nur persönlicher Ehrgeiz, schwächliche Eitelkeit; auch sie vertritt daher ein niedres Princip und geht mit Recht unter.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 29.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1843.

Maria von Medici. Trauerspiel von J. L. Klein.

(Fortsetzung.)

Die grofsartige Idee des Ganzen schwebt nur als Reflex über demselben; sie wird von keiner der Personen vertreten; nur wenn ihr, wenn dem Streben, das persönliche Wohl der Herrschenden und Beherrschten dem Gesammtwohle des Staates zu unterwerfen, ein Opfer fiele, wäre dies bei diesem Stande der Geschichte tragisch.

Wie in Concini und Luines herrscht in allen den sehr zahlreichen Personen beider Stücke nur niedre *Selbstsucht*, etwa Richelieu ausgenommen, der zugleich das Ganze beachtet, doch hier noch zu wenig hervortritt. Die Göttin dieser Helden ist die Intrigue, kein einziger von ihnen erhebt sich zum grofsartigen Verbrechen, sie überlisten sich gegenseitig und bleiben nur einer verächtlicher als der andre. Travail höchstens trägt einen Mantel nach Jago's Schnitt, doch ist derselbe aus weit gröberem Stoffe, und Travail ist in der Rohheit seiner Verbrechen nur widerlich. Freilich liegt grade in der Zeichnung dieses Heeres von Intriguanten, deren Charaktere in engen concentrischen Kreisen sich umziehen, sich stets zu berühren drohen und doch mit bewundernswerther Kunst scharf aus einander gehalten werden, das untrüglichste Zeugnifs für des Verf.'s seltnes Talent; doch was die Stücke hierbei als Talentproben, als grofsartige, meisterhafte Studien gewinnen, das verlieren sie als Kunstwerke. Hier, wenn irgend wo, wäre nach einem verbrauchten Wortspiele weniger mehr. Viele der gröfseren und geringeren Intriguanten liefsen sich in eine Person zusammenfassen; die Kunst erlaubt dergleichen Verletzungen der Geschichte nicht blofs, sondern fordert sie. Dann wäre es auch nicht nöthig gewesen, den Umfang einer aufführbaren Tragödie zu überschreiten; die für die Grundidee wesentlichen Ereignisse hätten sich wohl in denselben gefügt, während jetzt der Concini den doppelten Raum einnimmt und auch der Luines für die Darstellung noch viel zu lang ist. Dieses ununterbrochne Hin- und Herschiefsen derselben Intriguenfäden, die sich stets knüpfen und lösen, ermüdet im Ganzen, so sehr es im Einzelnen bewundernswerth geleitet ist, es spannt des Lesers Aufmerksamkeit durchaus nicht, sondern erschlafft sie eher, weil er es bald gewohnt wird, dafs doch keiner der vielen sich kreuzenden Fäden den andern festschnürt oder selbst zerreifst, sondern dafs der Dichter nur bald diesen bald jenen schlaff herabhängen läfst, um ihn bald wieder einzuflechten. Daher ist besonders in den mittleren Akten des Concini so wenig Steigerung wahrnehmbar, während der erste sich rasch entwickelt, der letzte aber so meisterhaft gegliedert ist, Schlag auf Schlag den Leser so glühend mit sich fortreifst, und noch so höchst effektvoll mit den vergeblichen Bitten der Königin, wenigstens eine Audienz von dem Sohne zu erhalten, den sie eben noch ganz beherrschte, schliefst, dafs er wohl das Gelungenste beider Dramen genannt werden kann und wahrhaft ausgezeichnet ist. Selbst die Unzahl der Personen stört die Durchsichtigkeit des Ganzen. Vieles scheint der Dichter nur zu geben, weil er es bei seinen sehr gründlichen Vorstudien eben gefunden hat, und es an sich interessant ist, doch verliert es in dem Ganzen seine Bedeutung.

Im scharfen Gegensatze zu diesem Gewühl der Intriguen und niedern Leidenschaften steht im Luines eine Liebesepisode, die der Verf. offenbar mit der gröfsten Vorliebe gezeichnet hat, die jedoch das Schwächste beider Dramen scheint. La Ferté, ein Jugendgespiele der Herzogin von Luines, der Tochter des mächtigen Herzogs von Montbazon, liebt dieselbe. Luines hat sie natürlich nur aus politischen Zwecken geheirathet, eine gemeine Natur wie er ist der Liebe nicht fähig; sie hat sich den Wünschen ihres Vaters gefügt und liebt La Ferté fort. Luines, der jedoch,

Digitized by Google

was wohl zu beachten ist, von dieser Liebe Nichts ahnt, läfst La Ferté politisch verfolgen, weil er mit dem Anhange der verbannten Königin in Verbindung stehen soll. Bei dem ersten Versuch einer Zusammkunft mit der Herzogin wird La Ferté gefangen und eingekerkert. Eine Cousine der Herzogin, Gräfin Talsy, liebt ihn ebenfalls; sie hat sich bisher glücklich gefühlt, die stille Mittlerin zwischen beiden Liebenden sein zu dürfen. Jetzt im Unglück tritt sie selbstthätig auf; es gelingt ihr, den Jüngling im Kerker zu besuchen und der Herzogin Nachricht von ihm zu bringen, sie rettet ihn, doch wie ihm die Rettung angekündigt wird, hat er bereits Gift genommen, das ihm der Schliefser zwar auf Luines Veranlassung, doch nach des Knaben ausdrücklichem, oft wiederholtem Wunsche gereicht hat. Er stirbt in den Armen der Geliebten, zu der er noch hat eilen können, — die einzige Frucht der zu spät errungenen Freiheit. An seiner Leiche bricht die Liebe der Gräfin erst erschütternd aus, sie ersticht sich. Dies sind die Umrisse der Episode. Zunächst ist nicht begreiflich, wie sie überhaupt in die Tragödie kommt. Die Absicht des Dichters einen Gegensatz zu erhalten, tritt zu grell hervor. Absichtlichkeit liegt zwar bereits im Begriffe der Kunst, und es wird es Niemand tadeln, wenn z. B. Wagner offenbar aus der Absicht, Faust's Natur in ihm zu spiegeln, entsprungen ist, und wenn er zu *den* Zeiten auftritt, in welchen Faust eben in der Stimmung ist, welche diesen Reflex am Meisten begünstigt. Wagner ist kein dem Grundgedanken der Tragödie fremdes Element, und sein Erscheinen ist selbst äufserlich motivirt. La Ferté steht dagegen mit dem Grundgedanken des Drama's in keinem innern Zusammenhange. Er fällt als fremdartiges, von dem Leben des Ganzen undurchdrungnes Stück heraus; der alleinige Grund seiner Existenz ist des Verf.'s Bedürfnifs, einen Gegensatz hinzustellen; er ist ein Product künstlerischer Berechnung. Dafs ihn Luines verfolgen läfst, thut er offenbar nur dem Dichter zu Liebe, der dem Jünglinge wenigstens einiges Relief geben möchte. Doch Luines müfste längst bemerkt haben, dafs von La Ferté Nichts zu fürchten ist, oder er, dem die feinsten Bewegungen der Meister der Intrigue nicht verborgen bleiben, mufs schlechte Späher haben, wenn diese des Knaben Gesinnung und seine Unfähigkeit, politisch zu schaden, nicht längst bemerkt haben. Auch erklärt das blofse Gerücht, La Ferté stehe mit der Partei der Königin in Berührung, den grofsen Eifer und die Aengstlichkeit, mit der Luines auf seiner Verhaftung besteht, noch nicht. Man müfste erfahren, wie es auch nur möglich war, dafs La Ferté in den Verdacht dieses Umgangs kommen konnte, wie er in irgend einer Weise, wenigstens durch eine Unvorsichtigkeit, selbst daran schuldig ist. Dazu wird bei jeder Gelegenheit, oft ganz unpassend, von dem Jünglinge gesprochen; es wird von dem unschuldigen Buben mehr Aufhebens gemacht, als von den gefährlichsten Parteihäuptern; die Gräfin Talsy selbst findet des Herzogs Hafs gegen den Geliebten unerklärlich (S. 87), ja Luines gesteht (S. 170), es sei blofs Caprice, launisches Gelüst, dafs er ihn verfolgen lasse, er spiele mit ihm zur Kurzweil, wie die Katze mit der Maus; allein unerklärliche Capricen dürfen doch keine Motive in Tragödien sein, und diese Stellen zeigen nur, dafs der Verf. selbst diesen Mangel der Motivirung bereits gefühlt hat und dem Vorwurfe auf diese Weise vorbeugen wollte. Doch abgesehen, dafs La Ferté kein Recht hat in dem Drama zu existiren, würde man ihm die harmlose Existenz gern gönnen, wenn er uns sonst nur anzöge; doch er ist eben Nichts als ein hübscher guter Junge, und darum im Drama Jedem so höchst gleichgültig, wie er es im Leben gewesen sein mufs. Seine ganze Eigenthümlichkeit besteht in dem Bedürfnifs, die Herzogin von Zeit zu Zeit zu küssen; dafs er von einer tieferen Glut durchdrungen ist, fühlen wir ihm nicht an, obgleich er bisweilen so spricht; diese Worte bleiben äufserlich. Auch hier ist des Dichters Absicht unverkennbar. Er bezweckt keine Leidenschaft, sondern er will durch die zarteste Liebe, deren selige Reinheit auch nicht einmal durch den leisesten Hauch der Leidenschaft getrübt ist, einen um so schärferen Gegensatz zu dem finstern Gewoge der Leidenschaften an Ludwigs XIII. Hofe bilden; die beiden Kinder lieben sich nicht, sie sind sich nur herzlich gut, sie sind beseligt, wenn sie sich ansehen, und begehren nicht mehr. Diese idyllische Liebe liefs sich nur durch die höchste Naivetät der Liebenden darstellen, jedes unzarte Wort, jedes unpassende Bild zerstört hier die innre Wahrheit, und diese innre Wahrheit, das tiefe, stille, geheimnifsvolle Leben, die innige Wärme, von welcher Liebende dieser Art müfsten durchdrungen sein, scheint uns zu

Digitized by Google

fehlen. Es wäre leicht, für diese Ansicht einzelne Belege beizubringen, wenn z. B. die Gräfin Talsy, als La Ferté von ihr eingelassen und im Palast gefangen ist, auf die Worte der Herzogin (Luines S. 81):

So klug sonst, liebe Seele, so bedächtig,
Wie kam es denn, wie liefsest du ihn ein?

erwidert:

Verfolgung schlang sich schon um seine Ferse,
Und keucht' ihn an mit heifsen Schlundes Dampf,
Der qualmend nach ihm lechzte in's Asyl;

so begreift man erstlich nicht, wie kommt das zarte Kind zu solchen Anschauungen? wie aber kann sie auf eine einfache Frage und zumal im Schmerz, in dem man sonst wenigstens natürlich zu sein pflegt, eine so unnatürliche Antwort geben? Allein Hauptzüge eines Kunstwerkes lassen sich selten durch Einzelheiten beweisen, jede Einzelheit läfst sich wegdisputiren, und der Eindruck des Ganzen bleibt derselbe. Es mufs daher dem Leser überlassen bleiben, ob ihm dieser Theil des Drama's denselben Eindruck macht; jedenfalls wird es nicht scheinen, dafs ich ohne Liebe an das Gedicht gegangen bin. Die Zartheit, die Wärme tritt bei dem Verf. überhaupt zurück. Ihm gelingen die scharfen, grofsartigen Züge weit besser als die leisen, zarten; so weit er seine Natur bisher durch Schriften dargelegt hat, fehlt ihm dieses innige, träumerische Aufgehen in den Stoff, das lyrische Element; daher auch seine lyrischen Gedichte, so weit ich sie kenne, schwach sind. Seine Behandlung der Form, von der später die Rede sein wird, hängt hiermit eng zusammen. Die Kraft herrscht in ihm weit über die Anmuth vor. So ist sein La Ferté, indem er die höchste Zartheit bezweckte, ein weichlicher, siecher Knabe geworden, der in Thränen und Seufzern vergehen will, weil man ihm das Spielzeug, die Geliebte, genommen hat; der sich mit Sentimentalitäten herumschlägt, wie sein Stern sei ihm nicht hold, das Schicksal hasse ihn, der das Leben eine Folterbank nennt, sich den Kopf an den Kerkerwänden zerschmettern will, und selbst, nachdem ihn Talsy im Kerker besucht und er gesehen hat, dafs sie auf geheimen Wegen für ihn zu wirken vermag, den Schliefser bittet, ihn mit dem Schlüsselbunde todtzuschlagen, ihn zu erwürgen; wenn er nicht ganz unreif ist, so mufs er seine Verzweiflung wenigstens so lange beherrschen, bis er sieht, ob die Versprechungen der Talsy unerfüllt bleiben; doch er vergiftet sich. Die allerdings erschütternde Scene, wie La Ferté in den Armen der Herzogin stirbt, wie Talsy hierauf kommt und den Geliebten, den sie mit so vielen Anstrengungen gerettet, todt findet, verliert dadurch sehr, dafs sie eben nur der Schlufssatz einer ganzen Reihe unbegründeter Prämissen ist, und wenige Leser dürften sich eines solchen Mangels an Kritik erfreuen, dafs sie sich der Poesie dieser Scene ganz hingeben könnten, und sich den Genufs nicht durch die Erinnerung an all' die Unwahrscheinlichkeiten stören liefsen, die man ihnen zugemuthet hat, um sie zu diesem Genusse zu führen. Auch das Erscheinen der Gräfin im Kerker ist unvollkommen motivirt, und die schöne Scene leidet an Ueberladung.

Unter den übrigen Charakteren ist als besonders gelungen Luines im Concini hervorzuheben; er entwickelt sich von der ausgezeichneten, mit tiefstem Humor und feinster psychologischer Berechnung geschriebenen Scene am Vogelheerde bis zum Schlufs des Concini, wo er über Alle triumphirt, so scharf und spannend, dafs man es fast bedauert, ihn am Ende der ersten Tragödie schon vollendet zu sehen, und das Drama Luines dadurch verliert, dafs der Hauptcharakter sich hier nicht mehr weiterbildet, sondern abgeschlossen fixirt ist; ein Umstand, der sich freilich nicht vermeiden liefs. Hiernächst ist der Charakter des Königs, der bei aller Schwäche doch mehr unsre Liebe als Verachtung gewinnt, vortrefflich gezeichnet. Unter den Frauen zeichnet sich Leonore, der Mann des Weibes Ancre, aus; sehr gelungen ist die Prinzessin Conti im fünften Akt des Concini, Richelieu gegenüber, obgleich der tiefe Eindruck den sie macht, freilich zum Theil in der ganzen Situation seinen Grund hat. Höchst ausgezeichnet aber ist der Schuster Piccard im Concini, der Vertreter und Anführer des Volkes, der mit überschäumendem Humor entworfen und wohl die beste Gestalt beider Tragödien ist; leider verlieren die in fast allen Einzelheiten ausgezeichneten Scenen, in denen er auftritt, dadurch sehr viel, dafs sie im Unmafs an Ueberladung leiden. Vorzüglich anzuerkennen ist des Verf.'s Streben, die sogenannten dankbaren und darum wohlfeilen Charaktere, die Virtuosen, zu vermeiden; in beiden Dramen findet sich nicht einer, etwa Travail, der in seinem sinnlosen Fluchen, Würgen u. s. w. allerdings ein Virtuose

Digitized by Google

ist, und den dritten Richter im 1. Akt des Luines ausgenommen. Der Dichter giebt nur Charaktere, welche allein durch die Kunst der Zeichnung ansprechen können, und verzichtet dadurch freilich grofsentheils auf die Gunst der Menge, welche stets Musterbilder wünscht, einen Satz, der auch allgemein gilt; doch bleibt ihm der Beifall der Kritik darum nur desto gewisser. Aufserdem sind die Hauptpersonen sämmtlich mit grofser historischer Treue gezeichnet, wodurch die Dramen als Kunstwerke zwar nicht gewinnen, doch wird hierdurch des Verf.'s Talent der Charakteristik noch mehr verbürgt.

Von den Einzelheiten, die tadelswerth erscheinen, seien nur wenige hervorgehoben. Kaum verdient es, erwähnt zu werden, dafs die endlose Savoyardenscene im 5. Akt des Luines ein Fehler ist. Dies springt so in die Augen, dafs es scheint, als habe sich der Verf. nur einen Scherz mit den Lesern machen wollen; nachdem die Katastrophe selbst vorüber ist, nur der letzte Streich noch fallen soll, an einer Stelle, an der nicht mehr die mindeste Spannung herrscht, legt er eine Scene von 21 enggedruckten Octavseiten ein, in der bisher unbekannte Personen auftreten, und die zum grofsen Theil selbst mit dem Grundgedanken der Dramen nur in sehr loser Verbindung steht, in welcher vorzüglich aber auch der Theil, welcher mit der Grundidee zusammenhängt, die Vision, in dieser Ausführlichkeit an jeder Stelle des Drama's unstatthaft wäre, wie viel mehr hier. Störende Längen finden sich oft, z. B. am Schlufs des 1. Aktes des Concini der schwülstige Schmerzensausbruch des alten Dieners an der Leiche seines Herrn, des Baron de Lüz, und die darauf folgende zu stark shakspearisirte Scene der beiden Schweizersoldaten (S. 41 — 46); der Akt schlösse mit den Worten Bassompierre's (S. 41) ganz effektvoll. Von den Längen der Scenen, in welchen Piccard auftritt, ist schon gesprochen, vorzüglich büfst die Rede desselben dadurch fast allen Effekt ein, den sie sonst unfehlbar haben würde. Das Gleiche gilt von der Unterredung Luines' mit den drei Jesuiten (L. S. 54 — 66), in der zwar tiefe Blicke auf die philosophischen und religiösen Bewegungen unsrer Zeit gethan werden, doch was die Scene für die Grundidee des Drama's enthält, würde sich auf wenige Seiten haben zusammendrängen lassen, das Uebrige aber stünde in einer philosophischen Abhandlung besser als im Drama. Auch in der Charakteristik scheinen mir einzelne Schwankungen wahrnehmbar, wie z. B. kann Luines (S. 22) als er den Brief der Königin liest, in welchem diese das Weib des Ancre, das auf Luines' Veranlassung hingerichtet wird, ein Schlachtopfer seines Hasses nennt, so ergriffen werden, dafs ihm die Umstehenden seine Erregung ansehen? ist sein Gewissen so zart? oder erschrickt er so davor, dafs er sich durchschaut sieht? er, der Ueberschlaue, müfste seine Regungen doch besser beherrschen. Eben so darf Luines (S. 27) das Gewissen nicht „ein Gedankending, ein Wort, ein lügnerisches Nichts von einem Schall" nennen, das kann nur der offne Tyrann, Luines, der schleichende Schuft, mufs im Gegentheil nachweisen, dafs der Richterspruch, der, wie der Richter sagt, das Gewissen verletzt, grade durch das Gewissen gefordert wird. Manches scheint blofs des Effektes wegen da zu sein, z. B. dafs Travail im Kerker neben La Ferté liegt, oder dafs Travail am Schlufs des 4. Aktes im Luines Deageant auf der Bühne erwürgt und ihm das Messer in die Kehle sticht. Gehen wir noch mehr in's Specielle ein, so finden wir fast zahllose Stellen, deren Eindruck durch die überladne Ausführung gestört wird, doch dies leitet uns bereits zu des Verf.'s Darstellungsweise überhaupt und zu seiner Sprache über.

Seine hervorstechendste Eigenthümlichkeit ist hier ein wahrhaft überschwenglicher Bilderreichthum. Auch hierin zeigt sich sein grofses Talent, da seine Bilder fast alle aus der Anschauung entsprungen, tief und reich sind, doch auch Ueberwucherung ist krankhaft, und bei diesem Uebermafs ersticken sich die einzelnen Schönheiten gegenseitig. Diese Sprache ist zunächst undramatisch. Die verschiedensten Charaktere in den verschiedensten Situationen sprechen unwandelbar gleich. Die Bedeutung des Bildes selbst aber geht dadurch verloren, da es die Aufgabe hat, das, was abstract schwer verständlich wäre, concret zu verdeutlichen; doch oft wird hier durch das Bild nur verhüllt, was an sich vollkommen einfach und verständlich ist.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 30.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1843.

Maria von Medici. Trauerspiel von J. L. Klein.

(Schlufs.)

Die Diener selbst ergehen sich in höchst gelehrten Anspielungen, und die Lesung der Dramen wird dadurch oft beinah unbequem, da man ununterbrochen durch alle Reiche der Natur und Geschichte geschüttelt wird. Der mit Bildern und Anspielungen überladne Stil Jean Pauls ist gegen diesen einfach zu nennen. Nicht selten aber ist das Bild, wenn auch an sich aus der Anschauung hervorgegangen, doch nicht in dem Charakter, dem es in den Mund gelegt wird, und in der Situation begründet. Ich gebe hierfür, um nicht durch Auszüge ungebührlichen Raum wegzunehmen, von vielen Beispielen nur eins, doch allerdings eins der stärksten. Conc. S. 60 leitet Senecey, der Abgeordnete des Adels, bei der Audienz der Deputirten seine Rede so ein:

Das Meer, das ewig fluthende,
Bespiegelt sich im stillen Wolkenbild,
Das lufterhöht dem Zwiespalt sich entrang,
Und von dem Lichte mit dem Dulderkranz,
Dem heiligschweigsamen, geschmückt, hinanschwebt.
Des Sturmes schweifserfüllter Dampf und Brodem,
Der wühlend keucht und schwerer Windung durch
Das All sich müht und stöhnend wältzt, entläfst
Aus dumpfer Hülle nächtlichem Gewölk,
Wie schönen Sieges freud'ges Lichtsignal
Des Blitzes Glanz als goldnen Schmetterling.
Das Gleiche findet in der Menschheit grofsem,
Als Staat aufspriefsendem Gewächse statt.

Einzeln, wiewohl selten, finden sich auch Bilder ohne Anschauung, Luines S. 188 z. B. mischen sich Sterne in die Küsse der Liebenden, und Conc. S. 168 will Maria Dolche weinen. — Dafs der Verf. anders zu schreiben vermag, zeigt z. B. die sehr rasche und präcise Scene zwischen dem Herzog Epernon und dem Abbé Rossi (Luines Akt I.). Doch ist es oft unbegreiflich, wie er sich auch ähnliche Scenen plötzlich durch ein Bild zerstört, zu dem der Athem nicht ausreicht. Man ist gewohnt, fernliegende Bilder als Zeichen einer unausgebildeten Phantasie anzusehen, diese kann man dem Verf. nicht zum Vorwurf machen, doch der Mangel ist hier, dafs er der Phantasie zu vielen Spielraum läfst, dafs er sie nicht zu beherrschen weifs. Hiermit hängt genau zusammen, dafs er eine Unzahl neuer, sehr selten glücklicher und immer unnöthiger Wortbildungen braucht, wodurch seine Sprache oft noch mehr unnatürlich wird. Man wird mir nicht einwenden, dafs die Personen im Drama eine höhere Sprache führen müssen als im Leben, und dafs auch bei Shakspeare die Diener bisweilen in hohen Worten und Bildern sprechen; allerdings findet sich bei Shakspeare einzelnes Aehnliche, doch ist dies erstlich unendlich seltner, dann schlofs sich Shakspeare in diesen einzelnen Puncten an die Sprache seiner Zeit und des Drama's, das er vorfand, an; von der Erhebung über die schlechte Natürlichkeit aber bis zur Unnatur ist ein weiter Schritt. Sehr unvollkommen sind des Verf.'s Verse, sie zeigen theils viele wirkliche Fehler, theils, was bei Weitem schlimmer ist, haben sie auch dort, wo sie richtig gemessen sind, keinen Fall, keine Melodie; es hängt dies wohl mit der obigen Behauptung zusammen, dafs die Zartheit und Innigkeit in des Verf.'s Geiste überhaupt hinter der Kraft zurücksteht. Im Luines sind die Verse zwar schon besser, doch würde man auch hier noch bei sehr vielen Stellen, wenn sie als Prosa gedruckt wären, nicht ahnen, dafs dies Verse sein sollen. Beispiele sparen wir, weil sie auf jeder Seite zu finden sind. Bei dieser mangelhaften Verskunst scheint es ein unglücklicher Versuch, wenn der Verf. durch das Metrum noch besondre Effekte erzielt. Dies ist in der Scene zwischen Maria und Vicentius von Paul (Luines Akt III.) geschehen, die ohnehin mehr aus dem Ganzen hervortritt als ihrer Bedeutung nach nöthig wäre. Sie ist in Trimetern geschrieben, doch sind diese grofsen-

Digitized by Google

theils zu Alexandrinern geworden, Niemand wird z. B. lesen:

Du selber hast | ihr Beil, das schlach- | tendé geschärft,

sondern Jeder:

Du selber hast ihr Beil, | das schlachtende geschärft.

Bei diesem weit melodischeren Metrum sind die auch sonst schon störenden Härten wie wusch'st, süfs'ste unerträglich, die ganze Scene aber ist in einer Diction geschrieben, die sie wie eine mifslungene Uebersetzung aus dem Griechischen erscheinen läfst. Doch über diese Fehler ist bei den Besprechungen des Concini schon genug gesagt, wir brechen darum ab und berühren ebenso nur flüchtig, dafs sich theils unter den neuen Wortbildungen manche grammatisch falsche finden (z. B. C. S. 89 spurverlornes Wittern, S. 277 zielbeschwingter Pfeil, Luines S. 23 gleichlos an Gesetzeskunde, für: ohne Gleichen, unvergleichlich), theils auch sonst Sprachfehler z. B. C. S. 16 ob euer sträfliches Vermessen; Imperative wie schelt, stech; Formen wie du rathest (Ind.), er rathet; das weltverstrickend Netz, das häufige Betonen Entschlufs für Entschlúfs und vieles Aehnliche; wir sind mit der deutschen Grammatik noch nicht so weit, dafs wir von unsren Schriftstellern fordern könnten, sie sollten wissen, warum man z. B. ich rathe, du räthst und doch ich sage, du sagst flectirt, doch sollte Niemand ohne Grund von dem allgemein Angenommenen abweichen, und einen Grund giebt es hier nicht.

Der wichtigste Schritt, den unser Dichter hiernach zu thun hat, ist, dafs er versucht, einfach zu sein; dafs er den Gedanken nicht von den Bildern, das Ganze nicht von den Theilen überwuchern läfst, dafs er seine Helden wagt natürlich reden zu lassen; obgleich seine Diction an eigenthümlichen Wendungen reich ist, so zeigt dieses krampfhafte Hin- und Herwühlen durch alle Höhen und Tiefen der Sprache doch von unvollkommner Sprachbeherrschung. Wie das Tiefste sich in der einfachsten Sprache ausdrücken läfst, hat uns vorzüglich Goethe gezeigt; auch Schillers Sprache hat sich in dem Grade vereinfacht, in dem seine innre Vollendung gestiegen ist. Der Luines zeigt auch sprachlich schon einen bedeutenden Fortschritt gegen den Concini, sowie Luines überhaupt schon wärmer, mit müfsiger Politik weniger überladen, und in der ganzen Anlage einfacher und durchsichtiger ist. Möge der Dichter auf diesem Wege bleiben. Er hat sich vor Allem zu hüten, sich für abgeschlossen zu halten. Er ist keine der göthischen Naturen, die in göttlicher Ruhe gewissermafsen von Anfang vollendet sind, die das Gold gediegen im Busen tragen und den Schatz nur am guten Tage zu heben brauchen; er gehört den entgegengesetzten Geistern an, die wie Schiller nur durch dauernde Anstrengung zur Höhe emporklimmen können, aus denen sich Alles in stetem Kampfe und Gähren loswindet; wie hoch sie bei ernster Fortbildung kommen können, haben wir in neuerer Zeit besonders an Immermann gesehen. Klein's Dramen zeigen mehr Talent als Immermann's erste Arbeiten, doch steht Immermann's Münchhausen und Tristan weit über diesen Dramen. So hoch diese überhaupt zu stellen sind, wenn man das ungemeine Talent betrachtet, das sie auf allen Seiten bekunden, so stehen sie in Betreff ihrer künstlerischen Vollendung doch hinter Vielem zurück, was aus sehr mäfsigen Kräften hervorgegangen ist. Doch bei dem Ernste, mit dem der Dichter seinen Weg verfolgt, steht nicht zu zweifeln, dafs in der dritten Tragödie, Richelieu, das Mifsverhältnifs zwischen seiner Kraft und dem absoluten Werthe seiner Leistung schon weit mehr ausgeglichen sein wird.

E. Sommer.

XV.

Cabool: being a personal narrative of a journey to, and residence in that city, in the years 1836, 7, *and* 8. *With numerous illustrations. By the late Lieut.-Col. Sir Alexander Burnes, C. B., etc. London: John Murray.* 1842. 1 *vol.* 8.

Nicht ohne Wehmuth geht Ref. an den Bericht über den vorliegenden Nachlafs des grofsen und unerschrockenen Reisenden, dessen ruhmvolle Laufbahn inzwischen eben so plötzlich als gewaltsam geendet hat. Zu der Zeit, als ihn in Kabul, das wenn auch in gewissem Sinne verschuldete, aber ungeahnete Schicksal ereilte, war das vorliegende Buch, wie die vom Verf. selbst geschriebene Vorrede und die kindlich rührende Zueignung an James Burnes, Esq., den Vater des Verfs., beweisen, bereits vollendet und zum Drucke bestimmt, ja wahrscheinlich als Manuscript

Digitized by Google

schon in Europa. Wir verdanken daher dem Dahingeschiedenen dieses Vermächtnifs eben so sehr der Form als dem Inhalte nach, und sind nur für die im Anhange gegebenen Abhandlungen Anderen verpflichtet.

Was die politischen Zwecke betrifft, deren Verfolgung ohne Zweifel ein Hauptgesichtspunct bei dieser Reise war, so werden sie, wie man es erwarten durfte, vom Verf. verschwiegen oder nur beiläufig berührt, dagegen wird gleich zu Anfang erklärt, dafs die Erforschung geeigneter Mafsregeln, *um den Indus für den Handel zu öffnen* und an seinen Ufern, wie jenseits desselben, die einem solchen Zwecke entsprechenden Einleitungen zu treffen, der Hauptbeweggrund zu dieser Reise gewesen sei. Schon diese Aufgabe ist interessant genug, um auch den nicht-kaufmännischen Leser in Spannung zu versetzen, denn die Anstrengungen, welche hier für die Politik oder den Handel gemacht werden, kommen natürlich auch der Wissenschaft zu gut. Alexander d. Gr. war bekanntlich schon im J. 326 vor Chr. den Indus bis in's Meer hinabgeschifft und hatte damit die Möglichkeit bewiesen, dafs der Indus auch als ein Träger und Verbreiter der Cultur zu benutzen sei; aber mehr als 2000 Jahre sind verflossen, und die Wellen des schönen Stromes sind, einigen Binnenverkehr abgerechnet, seitdem fast nur verwendet worden, um die Kornfelder an seinen Ufern zu benetzen. Erst dem heutigen England war es vorbehalten, den Schleier hinwegzuziehen, welcher den Indus seit des Macedoniers Zeiten bedeckte, und unser Verf. hat den Ruhm, zu dieser Wiederentdeckung, wie man es nennen könnte, einen wesentlichen Beitrag geliefert zu haben.

Die Reise geht von Bombay über See bis an die Mündungen des Indus und dann den Flufs zu Wasser aufwärts, über Tatta nach Hydrabad, dem Sitz der Regenten von Sinde. Eintönige Tamarisken-Ebenen, welche in jeder Richtung sich bis an den Horizont erstrecken, ermüden das Auge des Reisenden; der Boden, oft gänzlich mit einem Salzanfluge bedeckt, läfst die reichen und fruchtbaren Gefilde, welche einige (engl.) Meilen im Westen des Stromes liegen, nicht ahnen. Erst als man auf einem Abstecher Larkhanu, 14 miles im Westen des Indus, erreicht, öffnet sich ein wohlangebautes Land, und die Stadt erscheint angenehm von Dattelpalmen umgeben. Man besucht demnächst Bukkur und Schikarpur, das letztere eine Stadt ersten Ranges für den Indushandel. Der Ort, angeblich von mehr als 30,000 Einwohnern bevölkert, liegt zwar 28 miles im Westen des Flusses, aber Handelsstrafsen führen von allen Seiten den Verkehr in seinen Schoofs, und mit Ausnahme Chinas und der Türkei, verbreitet sich sein Handel über den ganzen Erdtheil, ja es giebt nach des Verfs. Behauptung zwischen Calcutta und Astrachan keinen bedeutenden Platz, in welchem Schikarpur nicht einen Handelsagenten aufzuweisen hätte. Die Reise ging nun den Flufs weiter aufwärts nach Mittun oder Mittuncote, und von hier einige miles den Dschinab hinauf, wo gelandet wird. Man besucht Ahmedpur und Bhawulpur, schifft alsdann den Gara, wie der Sutledsch hier heifst, hinab und kehrt so über Utsch (Ooch) nach Mittun zurück. Sobald man von diesem Orte aus den Indus weiter aufwärts verfolgte, bekam die Reise einen anderen Charakter als bisher. Von nun an war alles neu, und man befand sich auf einem unerforschten Flusse, welcher niemals von Griechen oder Britten beschifft worden war. Die Ueberschwemmung hatte begonnen, der Flufs war daher breit und ziemlich reifsend, und der Verf. gewann die durch sorgfältiges Beobachten bestätigte Ueberzeugung, dafs der Indus in seinem oberen Laufe viel wasserreicher sei als in seinem unteren, wo er eben so sehr durch Kanäle (zur Bewässerung) als durch Verdunstung geschwächt wird. Noch imposanter wurde der Wasserspiegel bei der Weiterreise nach Dera Ghazi Khan; der ausgetretene Flufs war so breit, dafs man oft nicht von einem Ufer zum anderen sehen konnte. Die Umgebungen waren aber wieder von ermüdender Einförmigkeit, auch wurden die Reisenden von drückender Hitze und Krankheiten, namentlich Fiebern geplagt. So gelangte man in das Derajat. Derajat (arabischer Plural des Wortes Dera) bezeichnet den Landstrich auf dem rechten Indusufer von den Salzbergen bis zu dem Puncte, wo der Flufs sich mit den Wassern des Pundschab verbindet, und trägt seinen Namen nach den beiden vorzüglichsten in ihm gelegenen Städten Dera Ghazi Khan und Dera Ismael Khan. Aufserdem führt der untere Theil dieser Landschaft den Local-Namen Sinde, und der obere wird Damun genannt. Dieses Derajat hat für den Handel eine hohe Wichtigkeit; denn da von hier aus Karavanenstrafsen über die Gebirge nach Kabul und Kandahar führen, da hier die

Digitized by Google

grofse Fähre von Kahiri den Uebergang über den Indus erleichtert, und da die Handelswege von Calcutta, Bombay, Umritsir und Dera Ghazi Khan selbst sich in der kleinen Stadt Derabund, etwa 30 miles westlich von Dera Ismael Khan, vereinigen, so sammelt sich im Derajat die gröfste der indischen Karavanen, ehe sie ihre Reise gegen Westen fortsetzt.

Die Darstellung dieser Thatsachen giebt dem Vf. Gelegenheit zu einigen Bemerkungen über die Strafsen, welche aus dem Industhale gegen Westen auf das Hochland führen. Er äufsert sich darüber folgendermafsen. „Es giebt drei grofse Wege, welche von Indien nach Kabul führen; der erste über Lahore und Attock, der zweite aus dem Derajat, und der dritte durch den Bolan-Pafs von Schikarpur nach Kandahar. Zwischen diesen Strafsen giebt es verschiedene Wege, deren einige selbst von grofsen Kriegerschaaren benutzt worden sind; aber sie werden jetzt von Kaufleuten nicht betreten. Der eine führt von Dera Ghazi Khan durch den Sukhi Surwur-Pafs und über Bori nach Kandahar" (p. 79). Weiterhin wird noch erwähnt, dafs von Dera Ismael Khan nach Kabul ein guter Weg längs des Kurum-Flusses führe.

Wir haben hier des Verfs. eigene Worte beigebracht, um den kundigen Leser darauf aufmerksam zu machen, dafs seine Darstellung weder erschöpfend, noch genau sei. Eine nähere Erörterung dieses zumal für England hochwichtigen Gegenstandes versparen wir auf eine andere Gelegenheit und beschränken uns hier auf die einzige Bemerkung, dafs der Ausdruck „grofse Wege" nicht wörtlich zu nehmen ist, sondern theilweise blofs *besuchte Wege* heifsen darf. Denn, wenn wir auch zugeben, dafs alle Wege in Asien unglaublich schlecht sind, so würde doch der Verf. mit sich selbst in einigen Widerspruch treten, wenn er von der zweiten der sogenannten drei grofsen Strafsen berichtet: „Sie führt auf unebenen, rauhen Pfaden, oder vielmehr *in den Rinnsaalen* des Gumul, durch das wilde und gebirgige Land der Wuziris" (p. 78). So übel sind die beiden anderen Strafsen, von denen die eine, wie bemerkt, über Lahore und Attock und in ihrer westlichen Verlängerung durch die Keiber- und Kurd-Kabul-Pässe führt, die andere aber Schikarpur und Kandahar verbindet und das Brahuik (?)-Gebirge im Bolan-Passe durchschneidet, offenbar nicht, da sie mit Kanonen passirt werden können, was von der Gumulstrafse nach der hier gegebenen Beschreibung nicht anzunehmen ist. Was den oben genannten Sukhi-Surwur-Pafs betrifft, so wurde der bei der Expedition befindliche Lieutenant Leech abgeschickt, denselben zu untersuchen. Der genannte Offizier ging auch bis an die Gebirge, welche *Kala roh* heifsen, vor, überzeugte sich aber, dafs die Strafse ein blofser Fufsweg war, der noch dazu von Räubern sehr unsicher gemacht wurde. Aus dieser Darstellung der Terrainverhältnisse erkennt man schon ungefähr, warum die Engländer bei ihren Hin- und Hermärschen — ob mit Recht oder Unrecht, bleibe dahingestellt — sich stets nur auf den beiden Strafsen bewegten, welche zum Keiber- und Bolan-Passe führen, alle übrigen Pfade aber sorgfältig vermieden. Ueber die vom Verf. nur beiläufig (p. 80) angeführte, aber als *ein guter Weg* bezeichnete Strafse von Dera Ismael Khan nach Kabul längs des Kurum-Flusses findet sich in unserem Buche keine nähere Notiz.

Bei Dera Ghazi Khan, bis wohin wir den Verf. auf seiner Reise begleitet hatten, fanden die Reisenden ein sehr reiches Land, das Getreide, Indigo, Baumwolle in Fülle hervorbringt, auch etwas Zucker liefert, besonders aber mit Dattelpalmen so gesegnet ist, dafs nicht weniger als 80,000 dieser nützlichen Bäume in der Nähe der Stadt gefunden werden sollen. Als die Reisenden darauf Kala Bagh zusteuerten, segelten sie in der Gegend von Schini buchstäblich zwischen Dattelpalmen hin, und gelangten bald darauf nach der Stadt Kala Bagh, d. h. zu dem Puncte, wo der Indus die Salzberge durchbricht. Jetzt befand man sich auf der Schwelle des Gebirgslandes. Die Salzberge, auf der linken Seite des Flusses Soa-Roh genannt, zeichneten sich in kühnen, scharf begrenzten Umrissen gegen den reinen Himmel ab, der bekannte Tukht-i-Soliman erhob sich über den Gesichtskreis, und wenn man die Blicke zum Wasserspiegel senkte, so verkündete auch der Flufs die allgemeine Metamorphose, denn aus dem schlammigen Indus des Tieflandes hatte er sich zum kristallhellen Bergwasser verklärt, dessen Durchsichtigkeit selbst die abgerundeten Kiesel auf dem Boden erblicken liefs.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 31.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1843.

Cabool: being a personal narrative of a journey to, and residence in that city, in the years 1836, 7, *and* 8. *With numerous illustrations. By the late Lieut.-Col. Sir Alexander Burnes.*

(Fortsetzung.)

Die Stadt Kala Bagh ist den Seikhs unterworfen, wodurch der Verf. veranlafst wird, uns in wenigen Zügen die gegenwärtige Ausdehnung der Grenzen des Seikh-Staates vor Augen zu stellen. Demzufolge haben die Seikhs das Land im Westen des Indus von 34° 30′ N. bis 28° 30′ N., d. h. bis zu den Grenzen von Sinde, entweder wirklich im Besitz, oder sie üben doch einen gewissen Grad von Einflufs über dasselbe aus. Die nördlichste aller wirklichen Eroberungen der Seikhs im Westen des Flusses ist die Stadt und Ebene von Peschawer. Diese Stadt befindet sich seit 1834 in ihren Händen, und sie haben sich durch Erbauung des Forts Futtighur nahe bei Dschumrud (Jumrood), dem Keiber-Pafs gegenüber, in ihrer dortigen Stellung befestigt. Dies sind freilich alles noch die Siegesdenkmäler, welche Rundschit Singh sich selbst errichtet hat; jetzt, nach dem Tode jenes ausgezeichneten Mannes, dürften die Stürme der Zeit sie indessen bald niederreifsen, da nicht zu zweifeln ist, dafs in kurzem die ganze Schwere der herandringenden europäischen Cultur auf den Seikhs und auf Sinde lasten wird.

Mitte Juli verliefsen die Reisenden Kala Bagh und schifften, vom Südwinde unterstützt, lustig bis Mari. Hier verloren sie aber den Wind, und da sie den Strom für das Zugseil zu reifsend fanden, so sahen sie sich genöthigt umzukehren. Der Flufs war hier an seiner engsten Stelle ungefähr 400 Yards breit. Lieutenant Wood beschlofs indessen, die Reise zu Wasser fortzusetzen, so lange noch die geringste Aussicht auf Erfolg vorhanden wäre. Demzufolge trat er die Reise mit einem wohlbemannten Boote an und erreichte Scharki, ungefähr ein Drittel des Weges nach Attock. Da ihn hier aber einige Leute seiner Schiffsmannschaft verliefsen, so war er gezwungen, ebenfalls umzukehren. Der Flufs strömte hier in einem felsigen Bette, und einzelne Klippen ragten über den Wasserspiegel gleich basaltischen Pfeilern empor; sie trugen deutliche Merkmale an sich, dafs der Flufs bis zu einer Höhe von 50 und 60 Fufs über den Boden seines Bettes (above its bed) anschwelle. Uebrigens ist die Schifffahrt den Indus aufwärts hier nur auf drei oder vier Monate unterbrochen und abwärts das ganze Jahr hindurch offen, was Lieutenant Wood durch einen Versuch ins Klare setzte, indem er zu Lande nach Attock ging und von da aus den Flufs herabschiffte. Als die Reisenden später zu Lande nach Attock gekommen waren, so schifften sie von da den Kabul-Flufs bis Peschawer und Mutschni hinauf, und zuletzt krönte Lieut. Wood alle diese nautischen Unternehmungen dadurch, dafs er die ganze Strecke von Dschellalabad (am Kabul oberhalb Mutschni gelegen) bis zum Meer zu Wasser zurücklegte. Was überhaupt vom Indus zu hoffen ist, läfst sich bereits aus der Thatsache erkennen, dafs die unternehmenden parsischen Kaufleute von Bombay schon jetzt die oft erwähnte Stadt Kala Bagh mit Dampfbooten erreichen.

Von der letztgenannten Stadt aus, welche durch ihre mineralischen Reichthümer, nämlich durch Steinsalz, Alaun, Schwefel und *Steinkohlen* — die letzteren an nicht weniger als zwölf verschiedenen Stellen — berühmt ist, setzten die Reisenden ihren Weg nach Attock fort, wo sie Anfangs August eintrafen. Die Breite des Flusses wechselte hier zwischen 537 und 800 Fufs, bei einer Tiefe von 12 Faden. Als aber Lieutenant Leech den Flufs noch höher hinauf bis Drabund ging, so fand er ihn daselbst nur 100 Yards breit, doch konnte er von dort mit einem Flofse nach

Digitized by Google

Attock zurückkehren. Der oben gegebenen Andeutung gemäfs schickte der Verf., während er selbst zu Lande weiter reiste, sein schweres Gepäck versuchsweise den Kabul aufwärts nach Peschawer, unter Leitung eines europäischen Aufsehers. Dieser fand den Kabul in der Nähe seines Zusammenflusses mit dem Indus felsig, aber überall ganz schiffbar. Ueber Akora und Peschawer gelangten die Reisenden nun nach Dschumrud, in der Nähe des Keiber-Passes, und unternahmen mit Entschlossenheit den Durchmarsch, der bei der grofsen Menge und unzuverläfsigen Ergebenheit der sie begleitenden Schaaren der Keiberis doppelt mifslich war, aber glücklich bewerkstelligt wurde. Die letzte Hälfte des Passes (gegen Kabul hin) ist die furchtbarste; aber selbst dort ist er für schwere Artillerie zu passiren. Die einschliefsenden Gebirge bestehen aus schwarzem Schiefer und Kalk, und um die Gefahren dieser berüchtigten Bergstrafse zu vermehren, so ist sie in der heifsen Jahreszeit aufserordentlich ungesund, was der Verf. dem dortigen Wasser zuschreibt. Nachdem der Pafs im Rücken war, kamen die Reisenden nach Mazeina, einem Dorfe am Fufse des Sufued Koh, dessen Abhänge einen dichten Wald von Fichten und Dschulguzas (?) trugen, während seine Gipfel in Schnee gekleidet waren. Dieser Schnee — es war September — stammte aber noch vom vorigen Jahre, da in dem laufenden noch keiner gefallen war. Wenn dies seine Richtigkeit hat, so würde sich danach die Höhe der genannten Gebirge annäherungsweise auf 12,000 Fufs anschlagen lassen. Durch schöne Thäler gelangte man hierauf weiter nach Bia und Kudschu, einem Orte, der wegen seiner Granaten ohne Kerne so berühmt ist. Ein heifser Sommer, die Folge der nicht bedeutenden Erhebung des Ortes, sichert ihm diese köstlichen Früchte, die blofs von denen an Güte übertroffen werden, welche in einigen nicht zu hoch (half way up the mountains) liegenden Gebirgsdörfern wachsen. Reichliche Geschenke an Früchten, besonders Pfirsichen und Birnen, beide von Kabul, die den Engländern dargebracht wurden, verkündigten die Nähe der Hauptstadt. Von Kudschu reiste man weiter durch den Garten von Nimla nach Gundamuk. Dieser königliche Garten war in guter Ordnung. Cypressen wechselten mit Platanen, alle bis zur Höhe von 100 Fufs emporragend und, wie der persische Vers sagt: „Haltend einander bei der Hand und mit einander wetteifernd an Schönheit". Anmuthige Wege wurden von ihnen beschattet. Nachdem man bei Fortsetzung der Reise abermals einen hohen (ungefähr 8500 engl. Fufs) oben mit Fichten bewachsenen Pafs überschritten hatte, stieg man auf einem kurzen Wege rasch nach Tizien hinunter. Die bittere Mandel und der Maulbeerbaum, zu denen sich die wilde Rose gesellte, verkündigten bald den Wechsel des Klimas, und so durchschritten sie jenseits Tizien die „Huft Kutul" oder die Sieben Pässe, durch welche der Weg nach Khurd Kabul und Butkhak führt, und hielten endlich am 20. September ihren Einzug in Kabul, wo sie mit vielem Glanze empfangen und von einem schönen Corps afghanischer Reiterei, an dessen Spitze sich der bekannte Akbar Khan befand, eingeholt wurden. Bald nach ihrer Ankunft in Kabul entschlofs sich die ganze Reisegesellschaft, die berühmten Berglandschaften Kho-damun und Kohistan zu besuchen, welche nördlich von Kabul liegen. Man nahm den Weg über Kariz-i-Mir, Schukurdura und Khadura nach dem jetzt leider auch zerstörten Istalif. Dieser Ausflug war äufserst genufsreich. Die Wege, von herrlichen und hohen Wallnufsbäumen beschattet, zogen sich zwischen anmuthigen Obstgärten hin, deren Wälle (banks) mit wilden Pflanzen und Blumen bedeckt waren, und nicht minder überschwenglich war die Flora längs den Rändern der unzähligen Bäche, welche die Thäler durchschnitten. Jeder Hügel hatte auf seiner Südseite einen Weingarten, und die getrockneten Trauben — es war Mitte October —, die man auf dem Boden ausgebreitet hatte, verliehen den Hügeln eine purpurne Färbung. Die Luft war erquickend und angenehm. Man schlug auf der einen Seite des Thales das Lager auf, und gegenüber, in einer Entfernung von ungefähr 1000 Yards, erhob sich die Stadt Istalif in Form einer Pyramide, Terrasse über Terrasse, und das Ganze gekrönt mit einem Tempel, der von weit ausgebreiteten Platanen umgeben war. Zwischen der Stadt und dem Lager befand sich ein tiefes und enges Thal, gleichfalls mit den reichsten Obst- und Weingärten bedeckt, zwischen denen ein klarer, lieblich rauschender Bach dahineilte. Blickte man das Thal hinab, so erweiterte sich dasselbe allmählig und bot dem Auge eine weite, mit Grün und Bäumen bedeckte und mit unzähligen bethürmten Forts übersäete Ebene dar. Ueber dies Alles erhoben sich

Digitized by Google

felsige Berge, gekleidet in das eben angelegte Gewand des frischen Schnees, und diese wurden wiederum überragt von den in ewigen Schnee gehüllten Gipfeln des Hindu Kusch.

Das eigentliche Kohistan, heifst es an einer anderen Stelle, ist ein unvergleichlich reiches Land. Es ist von keiner grofsen Ausdehnung und hat die Form eines Kreissegmentes, dessen Länge ungefähr 16 bis 18 miles und dessen gröfste Breite 5 bis 6 miles beträgt. Der Fruchtbarkeit und Ergiebigkeit des Bodens kommt der Fleifs der Bewohner gleich, welche Terrasse über Terrasse anlegen und so ihren steinigen Hügeln Land abgewinnen, das sie mit einer bewundernswerthen Sorgfalt bewässern. Nicht selten sieht man Wasserleitungen in einer Höhe von 50 und 60 Fufs sich an den Seiten der Berge hinziehen und jeder Krümmung derselben folgen, bis sie zuletzt ihren Segen auf die umwallten Felder ergiefsen.

Solchergestalt sind wir dem Reisenden bis hierher nicht allein auf jedem Schritt zur Seite geblieben, um den Leser über die Ausdehnung seiner Reise ins Klare zu setzen, sondern wir haben uns auch diese ausführlicheren Mittheilungen aus dem Buche erlaubt, um zu zeigen, wie reich und schön man sich gewisse Gegenden von Afghanistan zu denken hat. Aber neben einem solchen Paradiese liegt auch wieder die Wüste oder das nackte, trostlose Gebirge, und der Garten von Istalif kann eben so wenig als die Keiberpässe zum Mafsstabe für das Ganze gebraucht werden.

Auf dem Rückwege von Kabul, welche Stadt der Verf. im April des folgenden Jahres verliefs, schiffte man den Kabul-Flufs auf Flöfsen hinab und überwand glücklich die drohenden Felsen, Strudel und Stromschnellen. Die Aufregung, sagt der Verf., indem man den Kabul hinabfährt, ist gröfser als die Gefahr; dessenungeachtet wird besondere Sorgfalt und Geschicklichkeit erfordert. Namentlich machte die Stelle des Flusses „am Kameelhals", wo der Kabul eine enge, von senkrechten, einige tausend Fufs hohen Felsen gebildete Schlucht durchströmt, einen starken Eindruck auf den Reisenden, so dafs er gesteht, das Schauspiel sei erhaben, fast schrecklich gewesen, und die Erinnerung daran werde nie aus seinem Gedächtnifs verschwinden. Die Reise ging demnächst ohne Verzug über Peschawer und Attock nach Lahore, an dessen Hof sich der Verf. auf Befehl seiner Regierung begeben mufste. Nach einem Aufenthalte von kaum einem Monate in dieser Stadt verfügte sich der Verf. nach Simla zum Lord Auckland, womit seine Sendung beendigt war.

Da der Verf. politischer Agent, nicht Naturforscher ist, so steht ihm der Mensch natürlich überall näher als die Mineralien, Pflanzen und Thiere, und daher gewährt auch der Reisebericht für Ethnographie gröfsere Ausbeute, als für die Kunde der Natur. Es wird aber leicht zugestanden werden, dafs ein gebildeter Mann mit offenen Sinnen fremde Länder nicht durchreisen kann, ohne für mehr als eine Wissenschaft, oft unabsichtlich, Mannichfaltiges einzusammeln. So der Verfasser. Unter den mancherlei naturhistorischen Fragmenten, die sich aus dem Buche auslesen liefsen, wie z. B. einige Beiträge zur Klimatologie von Kabul (S. 248 u. 272), desgl. von Kaschgar (S. 223), oder die Beschreibung des tönenden Berges Reg-Ruwan, c. 40 miles nördlich von Kabul (S. 157) u. s. w., wollen wir hier nur auf das hinweisen, was über die Schneegrenze des Hindu Kusch gesagt wird. Es ist bekanntlich immer als eine merkwürdige, aber in der verschiedenen Erhebung der angrenzenden Landschaften ihre Erklärung findende Erscheinung angesehen worden, dafs die Schneegrenze auf der Nordseite des *Himalaya-Gebirges* höher liegt als auf der Südseite. Diese Herleitung des Phänomens wird durch eine hier mitgetheilte Erfahrung auf eine überraschende Weise bestätigt. Lieutenant Leech und Dr. Lord, beide längere Zeit Begleiter des Verfs. auf dieser Reise, wagten es nämlich, als Asiaten verkleidet und unter sicherer Führung, den berühmten Pafs des Hindu-Kusch zu untersuchen. Sie fanden den Pafs, der eine Höhe von ungefähr 15,000 engl. Fufs hat, mit Schnee bedeckt (ob mit altem, oder frischem, wird nicht gesagt), und in ungefähr zehn Tagen war, nach der Aussage der Eingeborenen, eine gänzliche Sperrung desselben durch Schneemassen zu erwarten. Nun zeigte sich aber die mit Rücksicht auf den Himalaya merkwürdige Erscheinung, dafs der Schnee auf der Südseite sich blofs 4—5 miles weit erstreckte, während er sich auf der Nordseite 18—20 miles weit hinabzog. Aber nicht allein hier, sondern auch an dem Passe von Sir-alung, welcher dem von Hindu-Kusch zunächst liegt, und welchen der Dr. Lord später besuchte, wurde diese Erfahrung gemacht; hier war auf der Südseite der

Digitized by Google

Boden schon 10 miles vom Gipfel schneefrei, während sich der Schnee auf dem nördlichen Abhange 60 miles weit erstreckte. Warum zeigen nun zwei Gebirge desselben Erdtheils und fast unter demselben Parallel gelegen, in dieser Beziehung ein so entgegengesetztes Verhältnifs? Aus keinem anderen Grunde, wie es scheint, als weil im Norden des Himalaya sich Hochthäler ausbreiten, welche durch ihre mehr oder weniger ebene Sohle die Sommerhitze abnorm verstärken und so die Schneegrenze höher rücken, während die über einander gethürmten Gebirgsmassen im Norden des Hindu-Kusch zur Erhöhung der Sommerwärme nichts beitragen können, und so das naturgemäfse Verhältnifs der Schneegrenze für den Hindu-Kusch wiederherstellen.

Was die Beiträge zur Ethnographie und Statistik der hier in Rede stehenden Länder betrifft, so wird, um mit den fernsten Landschaften zu beginnen, uns Einiges über die Sitten der Usbeken mitgetheilt (S. 197—203), was Dr. Lord während seines Aufenthaltes zu Kunduz, wohin er mit Lieutenant Wood gereist war, niederschrieb. Die unterhaltende Schilderung ist hier zwar keines Auszuges fähig, doch können wir versichern, dafs Alles, was über die Hochzeitsgebräuche, das Verkaufen der Weiber, die von ungeheurer Efslust belebten Feste und über die verschiedenen Arten von Pferderennen der Usbeken beigebracht wird, einen ächt-asiatischen Geist athmet, der freilich nicht der Geist europäischer Gesittung ist. Unter denjenigen Volksstämmen, auf welche der Verf. seine besondere Aufmerksamkeit richtete, stehen oben an die Siah-pusch-Kaffirs, wie sie dort heifsen, ein Volksstamm, welcher die gebirgigen Gegenden des nördlichen Afghanistans bewohnt. Der Verf. lernte verschiedene dieser sogenannten Kaffirs, welche schon in einem etwas vorgerückten Alter gefangen genommen und daher noch mit der Sprache und den Sitten ihrer Landsleute vertraut waren, in Kabul kennen. Wenn sie von ihrer Nation sprechen, belegen sich diese Leute selbst, eben so wie es ihnen von den Mohamedanern geschieht, mit dem Namen *Kaffirs*, mit welchem Worte sie übrigens keinen schimpflichen Sinn verbinden, obgleich es *ungläubig* bedeutet. Sie leiten ihren Ursprung von einem gewissen Koruschy (Cyrus?) her; nach der Behauptung ihrer mohamedanischen Nachbaren aber, welche vielleicht jenen Namen verdrehen, stammen sie von den Koreïsch ab, einem der edelsten Stämme Arabiens, mit dessen Sprache die der Kaffirs verwandt sein soll. Lesen und Schreiben ist ihnen unbekannt; sie haben daher auch keine schriftlichen Ueberlieferungen. Die von ihnen bewohnte Gegend hat viele Hochländer, auf welchen ihre Dörfer liegen. Ein etwa achtzehnjähriger Kaffir, welchen der Verf. kennen lernte, war ein sehr schöner junger Mann von schlanker Gestalt und regelmäfsiger griechischer Gesichtsbildung, mit blauen Augen und weifser (? fair) Hautfarbe. Zwei andere Kaffir-Knaben hatten röthliche Hautfarbe, hellbraune Augen und dunkelbraunes Haar. Sie hatten hervorstehende Backenknochen und weniger regelmäfsige Züge, dennoch waren sie schön und sehr klug. Keiner von diesen drei oder zwei anderen Kaffirs, welche der Verf. sahe, hatte die geringste Aehnlichkeit mit den Afghanen oder selbst den Kaschmirern. Sie schienen ein besonderer Stamm zu sein, wie der oberflächlichste Beobachter hätte wahrnehmen müssen. Sie sind sehr fähig und thätig, Eigenschaften, welche ihnen selbst von ihren Feinden zugestanden werden. Was der Verf. über die Sitten dieser Kaffirs mittheilt, ist im Buche selbst (S. 209 ff.) nachzulesen; nur die Bemerkung wollen wir noch aus demselben entlehnen, dafs man die Bewohner von Dura i Noor und anderen Thälern des Hindu Kusch, nördlich von Kabul und Dschullalabad, für bekehrte Kaffirs hält, was ihr Aeufseres und ihre Sprache anzuzeigen scheint. Die Sprache der Kaffirs ist den Hindus eben so unverständlich als ihren Usbekischen und Afghanischen Nachbaren. Der Verf. giebt im Anhang Nr. IV. Proben der Kaffirsprache und bemerkt dazu, dafs die kurzen Sentenzen, welche dem Vocabularium angehängt sind, eine offenbare Verwandtschaft mit den Sprachen des Hindustammes zeigen. Das Puschy, welches der Verf. im Kohistan sprechen zu hören Gelegenheit hatte, ist dem Dialekt der Kaffirs ähnlich, wie sich schon aus der unmittelbaren Nachbarschaft der Puschy und Kaffirs vermuthen läfst.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 32.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1843.

Cabool: being a personal narrative of a journey to, and residence in that city, in the years 1836, 7, *and* 8. *With numerous illustrations. By the late Lieut.-Col. Sir Alexander Burnes.*

(Schlufs.)

Das Puschy wird in acht Dörfern gesprochen, deren Namen (S. 213) mitgetheilt sind; auch verdient die bemerkenswerthe, wenn gleich nicht entscheidende Thatsache angeführt zu werden, dafs die Afghanen die Puschi für einen Zweig der Tadschicks ansehen. Nachzulesen sind auch die bei dieser Gelegenheit (S. 215 ff.) mitgetheilten Nachrichten mehrerer Personen, welche im Lande der Kaffirs gereist waren und späterhin mit dem Verf. bekannt wurden. Einer dieser Leute, ein Juwelenhändler, war als Fakir verkleidet über Dir nach Kaschgar gereist, und hatte sich von da nach der Stadt Schah Kuttore, unterhalb Tschitral, und weiter nach Budukschan begeben. Er kehrte glücklich zurück, brachte auch einige copirte Inschriften (s. p. 218 u. 220) mit, und interessirte den Verf. durch seine Nachrichten so sehr, dafs dieser ihn zu einer zweiten Reise ermunterte, deren Resultate, falls sie stattgefunden hat, durch die inzwischen eingetretenen Ereignisse der Erdkunde wahrscheinlich für immer entrissen sind.

Wir würden die Grenzen dieser Blätter überschreiten, wenn wir dem Verf. noch ferner in das Detail seiner ethnographischen Untersuchungen und Nachrichten folgten; je trüber indessen das Licht ist, welches bis jetzt auf die Länder im Norden des Hindu Kusch und Paropamisus fällt, um so gröfser ist die Aufmerksamkeit, welche der Verf. ihnen zuwendet. Kaschgar, zwar bevölkert von Türken und Usbeken, aber in zwitterhafter Weise gleichzeitig dem Kaiser von China und dem Khan von Kokan unterthan, wird zuerst beleuchtet, und aufser mehrerem Anderen namentlich der merkwürdige Verkehr besprochen, welchen Rufsland mit diesen Ländern unterhält. Eingeborene Russen und Armenier gehen durch Kaschgar nach Tübet und selbst weiter; die Chinesen erlauben aber nicht, dafs irgend jemand die Reise gegen Osten weiter als Yarkund fortsetze. Merkwürdig genug findet das Opium auch auf diesem Wege Eingang in das Herz des chinesischen Reiches, und der Handel mit diesem Artikel ist nach dem Verf. jährlich im Zunehmen. Es wird aber nicht blofs dieser, sondern jeder andere Handelszweig hier von den Chinesen auf's Höchste begünstigt, doch giebt der Verf. keine weiteren Aufschlüsse darüber. Hiernach spricht der Verf. über Kokan und seine zunehmende Macht und beschreibt dann die kleinen, wenig bekannten Staaten im Norden des Hindu Kusch und der Stadt Balkh; er nennt sie Mämanu (Maimanu), Andkho, Schibbergam, Siripul und Aktschu. Alle diese Ländchen, unter welchen Mämanu das bedeutendste ist, treiben einen lebhaften Sklavenhandel und liegen in einem ebenen Lande, welches von Bächen oder Kanälen wohl bewässert ist und Ueberflufs an Futter hat. Ein jedes steht unter einem Khan oder sonstigem Häuptling, nur Aktschu ist von Balkh abhängig. Südlich von diesen Districten und zwischen Kabul und Herat liegt das hüglige Land der Huzaras oder das sogenannte Huzarajat. Diese Huzaras gehören zur mongolischen Race und schliefsen sich den Usbeken an, aber dennoch ist ihre Sprache die persische. Wie es kommt, dafs sie sich unter den Afghanen angesiedelt haben, darüber schwebt ein Dunkel. Einige Zweige dieses Volkes, dessen Gesammtzahl vom Verf. auf 66,900 Familien berechnet wird, sind beinahe oder völlig unabhängig, andere sind Unterthanen von Kabul, Herat oder anderen Mächten, fast alle aber gehören zur schiitischen Secte. Sie sind ein gutmüthiges Volk, werden aber von allen benachbarten Nationen unterdrückt (s. p. 231 ff.).

Digitized by Google

So viel zur Andeutung über den Inhalt des Buches selbst. Was im Anhange gegeben wird, ist aber zum Theil mindestens von gleichem Werth. Nr. I. enthält nämlich einen Bericht über die Anlage eines Stapelplatzes oder einer Messe für den Handel auf dem Indus. Nachdem der Verf. mehre Plätze für diesen Zweck vorgeschlagen hat, entscheidet er sich für die Stadt Dera Ghazi Khan, und setzt die Vorzüge derselben und ihrer Lage auseinander (p. 287). Wären daher die neueren Ereignisse nicht dazwischengetreten, so würde dieser Plan vielleicht schon verwirklicht worden sein, da der Begriff einer Messe den Asiaten geläufig ist.

Nr. II. Bericht über den Indusstrom vom Lieut. John Wood. Dies ist eine sehr werthvolle Arbeit, bei welcher man allein bedauert, dafs sie sich blofs auf den schiffbaren Indus d. h. auf denjenigen Theil des Flusses, welcher zwischen der See und Attock liegt, beschränkt. Der in der Ebene oberhalb Attock noch in viele Zweige getheilte Indus sammelt dieser Festung gegenüber seine Gewässer in ein einziges Bett. Nun ist es ein enger, tiefer, klarer und blauer Strom, der reifsend dahinschiefst und sich zwischen den Hügeln, in welche er nun eintritt, plötzlich den Blicken entzieht. Bis Kalabagh windet er sich zwischen Hügelgruppen hin; dann aber und namentlich bei Mukkud erweitert sich das Flufsbett, Geschwindigkeit und Tiefe nehmen ab, und der ausgedehnte Flufs tritt nun in ein ebenes Land, durch welches er, keine anderen Grenzen als die des Solimansgebirges im Osten und der indischen Wüste im Westen anerkennend, seine Gewässer ruhig der See entgegenführt. Länge, Breite, Tiefe, Schnelligkeit, Gefäll und die Wassermenge, welche er jährlich in den indischen Ocean schüttet, werden nun mit möglichster Genauigkeit bestimmt (S. 305 u. 306) und darauf die Schiffbarkeit des Flusses erläutert (S. 308 ff.). Hiernach erhält der Leser nicht allein eine ausführliche Beschreibung über die ziemlich schwerfällige Art und Weise, wie man heut zu Tage den Indus beschifft, sondern es wird auch dem Winde und Wetter im Industhale ein eigener Abschnitt gewidmet und dann von den auf dem Indus üblichen Fahrzeugen, zuletzt von den Dampfbooten, wie sie diesem Flusse am meisten angemessen sein dürften, gehandelt. In letzterer Beziehung heifst es, dafs die Dampfboote des Ganges für die auf dem Indus einzuführenden als Muster dienen könnten, und zur näheren Erläuterung dieser Behauptung werden einige von Kapitän Johnston herrührende Bemerkungen über die Dampfboote des Ganges eingeschaltet. Diesen schliefst sich endlich, dem praktischen Gesichtspuncte ganz entsprechend, ein kurzer Abschnitt über das an Ort und Stelle zu Gebot stehende Brennholz und die dasselbe liefernden Baumarten, desgleichen ein von dem vorhin genannten Kapitän Johnston herrührender Bericht über den relativen Werth des Holzes und der Steinkohlen an. Hierauf zu dem Flusse selbst zurückkehrend, handelt der Verf. dieses Aufsatzes weiter von der Ueberschwemmung und von den Fuhrten des Indus, und darauf ebenfalls von der an seinen Ufern zu wählenden Lage eines Mefsortes, hinsichtlich dessen er mit unserem Reisenden dahin übereinstimmt, dafs Dera Ghazi Khan, oder ein in seiner Nachbarschaft liegender Ort, am geeignetsten von allen sei; doch schlägt er für den Fall, dafs die Stadt innerhalb des englischen Gebietes liegen müfste, den Ort Leia auf der linken Seite des Flusses vor und schliefst mit der Bemerkung, dafs es am zweckmäfsigsten sein würde, zwei Mefsplätze einzurichten, einen für den unteren und einen für den oberen Indus. Einige Schlufsbemerkungen und verschiedene Tabellen über geographische Positionen, über Sondirungen und Tragfähigkeit des Indus, desgleichen über Kauf- und Miethpreise der Fahrzeuge sind angehängt.

Nr. III. Bemerkungen über Kabul. Diese Bemerkungen, welche offenbar vom Verf. des Buches selbst herrühren und sich auf Kabuls Lage, Hülfsquellen, politische Verhältnisse u. s. w. beziehen, enthalten unter andern eine kurze aber interessante Charakteristik Dost Mohameds und seiner Politik. Nr. IV. Wörterverzeichnifs der Kaffirsprache. Nr. V. Beschreibung der wilden Schafe und Ziegen von Kabul. Nr. VI. ein orientalischer Versuch über Physiognomik. Woher dieses Curiosum, das für den Liebhaber Interesse haben kann, entlehnt sei, ist nicht gesagt. Der Verf. dieses Versuches versichert am Ende, „dafs seine Bemerkungen von vielen Leuten geprüft worden wären und sich ihres Beifalls erfreut hätten"; die etwaigen Zweifler aber werden durch das Schlufswort zur Ruhe verwiesen, dafs, um mit der Wissenschaft der Physiognomik vollkommen vertraut zu sein, man auch von der Astronomie etwas verstehen müfste.

Digitized by Google

Die dem Buche beigegebenen Ansichten und Porträts sind sehr lobenswerth ausgeführt; namentlich wird die Darstellung der ihrem gewohnten Gewerbe nachgehenden Beludschen und das Bildnifs Dost Mahomed Khans alle Leser interessiren.

Walter.

XVI.

***Expeditus Baumgart, de Q. Fabio Pictore antiquissimo Romanorum historico particula I. Vratislaviae*, 1842. 52 *pp.* 8.**

Q. Fabius Pictor, der Vater der Geschichtschreibung bei den Römern, entbehrte trotz der vielfachen neuern Specialuntersuchungen auf diesem Gebiete noch immer einer ins Einzelne gehenden Darstellung, denn die Abhandlung von Moller (Altorf 1690. 4.) ist, wie Hr. Baumgart sie nicht benutzen konnte, wohl ziemlich allgemein unzugänglich, die von Whitte, Kopenhagen 1832, aber allzukurz und dürftig. Deshalb suchte Hr. B. diese Lücke in der Behandlung der römischen Litteraturgeschichte durch vorliegende Abhandlung auszufüllen. Es besteht dieselbe aus fünf Capiteln, von denen uns aber nur die vier ersten hier mitgetheilt werden: das fünfte de fide atque auctoritate Q. Fabii denkt Hr. B., da es zu umfangreich war, um es den zur Inauguraldissertation bestimmten Bogen beizufügen, vielleicht künftig einmal herauszugeben.

Von dem diesesmal uns Dargebotenen handelt c. I. (p. 1—4) de Q. Fabii Pictoris uita. Da es hier zunächst auf die Unterscheidung gleichnamiger Historiker ankam, die zur Zeit der Republik Annalen geschrieben haben — Numerius und Seruius Fabius Pictor und Fabius Maximus Seruilianus — so werden diese zunächst erwähnt und es schliefst sich daran in Anm. 1 eine Aufzählung der übrigen römischen Autoren aus der gens Fabia, die, an sich an diesem Orte nicht nothwendig, wenn sie gegeben wurde, genauer sein mufste als wir es hier, nirgends über das von Bähr Angeführte hinausgehend, finden. Zu den Historikern der Kaiserzeit F. Rusticus und F. Cerilianus war noch Fabius Marcellinus, Verfasser einer uita des Traianus und wohl auch anderer Kaiser (Vopisc. Prob. 2. Lamprid. Alex. Seuer. 48 vgl. Voss. de Hist. Lat. p. 703 ed. 1651. Wiese de uitarum Scriptoribus p. 39) hinzuzufügen, während F. Sosianus wohl mit Recht von Vossius l. l. p. 194 sq. aus der Zahl derselben gestrichen ist; aufserdem wird nur noch der Lustspieldichter F. Dosenus (richtiger Dossennus oder Dorsennus zu schreiben) *), Quintilianus und Marius Victorinus genannt, bei welchem Letzteren aber der Name Fabius mindestens unsicher ist. Ohne hier auf Vollständigkeit Anspruch machen zu wollen, erwähnt Ref. nur noch die auch als Redner bekannten Q. Fab. Cunctator (Meyer oratorum R. fragm. p. 4 sq. ed. alt.) und Q. Fab. Maximus Allobrogicus (das. p. 250), den Redner und Dichter Q. Fab. Labeo (Cic. Brut. 21. § 81, Suet. uit. Ter. 4.), den Fab. Vestalis, qui de pictura scripsit, unter den Quellen von Plinius 35. u. 36. Buche der nat. hist. genannt, so wie den, freilich problematischen, Q. Fabius Lucullus in epico carmine citirt bei dem schliefslich auch noch hieher gehörigen Fabius Fulgentius Planciades (p. 564 Merc. 394 Gerl.) — Zum Leben des Q. Fabius Pictor selbst übergehend, bemerkt Hr. B. mit Recht, dafs über die Angaben der Neueren von seinen genealogischen Verhältnissen keine Entscheidung gegeben werden könne, obwohl wir deshalb nicht sein „itaque in uulgari opinione acquiesco" mit unterschreiben möchten. Dasselbe Beharren auf hergebrachter Tradition hat Hrn. B. auch zu der durchaus durch Nichts zu begründenden Annahme veranlafst, Fabius sei a. u. c. 535 Proquaestor gewesen. Da seine hiernach gemachte Bestimmung des Geburtsjahrs des Q. Fabius, $50\frac{5}{4}$, gegen die sich sonst nicht viel einwenden liefse, da die lex Villia annalis auf älteren, wohl nicht sehr abweichenden Vorschriften beruhte, nur auf diese falsche Voraussetzung sich gründet, entbehrt auch sie eines sichern Halts. Ob Fabius dann, wie es vom gallischen Kriege bezeugt ist, so auch am punischen kämpfenden Theil genommen, mögen wir nicht entscheiden: Hr. B. verneint es, weil Polybius und Liuius an Stellen, wo es allerdings in ihrem Interesse lag, es zu erwähnen, darüber schweigen; ein ausdrückliches Zeugnifs dafür haben wir nirgend, denn die Worte des Dionysius von Halikarnafs A. R. I. 6. von Fabius und Cincius „τούτων δὲ τῶν ἀνδρῶν ἑκάτερος οἷς μὲν αὐτὸς ἔργοις παρεγένετο διὰ τὴν ἐμπειρίαν ἀκριβῶς ἀνέγραψε" mag Ref. nicht als solches anführen, da Fab. als röm. Senator und legatus nach Delphi (denn mit Recht werden Whittes Zweifel dagegen auf p. 3 verworfen) wohl

*) Hr. B. nennt ihn einen Zeitgenossen des Terentius, — allein die Zeit des F. Dossennus ist wohl kaum mit einiger Sicherheit zu bestimmen cf. Munk de fab. Atell. p. 123.

Digitized by Google

Theilnehmer der grofsen Begebenheiten jener Zeit genannt werden konnte, wenn er auch nicht, wie sein Zeitgenosse Cincius, am Kriege selbst thätigen Antheil nahm. — Ebensowenig wissen wir etwas über den Tod des Fabius, da der a. u. 586 gestorbene gleichnamige Praetor und Flamen Quirinalis, wie Hr. B. darthut, schwerlich der Historiker sein kann. Es scheint aber dieser den zweiten punischen Krieg überlebt zu haben, da man wohl anzunehmen berechtigt ist (p. 4 sq.; es beginnt hier cap. II. de Fabii Scriptis p. 4—26), dafs die Annalen des F., von der Ankunft des Aeneas in Italien beginnend, die vollständige Erzählung desselben umfafsten: sie sind also auch erst nach demselben herausgegeben, aber vor dem Werke des dem F. zunächststehenden Annalisten Cincius: was Hr. B. auf S. 6 beibringt, um diese Zeit noch näher zu bestimmen, wird nicht eben viel von der Wahrheit abweichen, läfst sich aber nicht sicher erweisen.

Auf S. 7 fgg. wird nun, im Allgemeinen nach Krause's Vorgange, aber im Einzelnen gründlicher, nachgewiesen, dafs F. griechisch geschrieben habe, wobei Ref. nur aufgefallen ist, dafs p. 9 die Stelle des Plutarch im Leben des Romulus c. 3: „Τοῦ δὲ πίστιν ἔχοντος λόγου μάλιστα καὶ πλείστους μάρτυρας τὰ μὲν κυριώτατα πρῶτος εἰς τοὺς Ἕλληνας ἐξέδωκε Διοκλῆς ὁ Πεπαρήθιος *), ᾧ καὶ Φάβιος Πίκτωρ ἐν τοῖς πλείστοις ἐπεκολούθησεν" so gedeutet wird, dafs Plut. damit Nichts habe sagen wollen „nisi Fabium pariter ac Dioclem famam illam Graecis tradidisse siue Graece scripsisse", wobei für Ref. wenigstens das ἐν τοῖς πλείστοις (Hr. B. übersetzt selbst „quem Fabius Pictor quoque in plerisque secutus sit") unerklärt bleibt. Hr. B. wird auf diese Stelle im fünften Capitel seiner Abhandlung genauer zurückkommen müssen. — Die unter Fabius Pictors Namen vorkommenden lateinischen Fragmente aber, die man gegen die oben erwähnte Ansicht angeführt hat, werden nicht dem Quintus, sondern einem Jüngeren, der Zeit zwischen Cato und Piso angehörig (cf. Cic. de or. II. 12) zugewiesen, wahrscheinlich dem Seruius Fabius Pictor, der in diese Zeit fällt (Cic. Brut. 21): seine Magistratsjahre dagegen (598 Quaestur, 608 Prätur), die Hr. B. p. 15 nach der gewöhnlichen Angabe anführt, sind nirgends bezeugt.

Dafs aber Quintus griechisch schrieb, hat, wie Hr. B. p. 19—23 auseinandersetzt, nicht seinen Grund darin, dafs er sein Werk der Belehrung der Griechen bestimmte, sondern in den damaligen Zuständen der Litteratur und Bildung, von denen wir einen kurzen, aber prägnanten Ueberblick erhalten; den kleinen, aber auserwählten Kreis Gebildeter wollte F. mahnen an die Vorzeit und an der Väter strengere Sitte (S. 19): bald nach ihm aber erhob sich die lateinische Prosa, ein weiterer Leserkreis bildete sich für die lateinischen Geschichten und so traten Fabius, so Cincius griechische Annalen in den Hintergrund. Doch scheint Fabius (S. 23 sq.) wenigstens bei den Griechen viel gelesen zu sein: uns aber ist über Titel, Form und Beschaffenheit der Annalen (s. S. 24—26) etwas Sicheres gar nicht bekannt: keins der erhaltenen Fragmente, mit deren Betrachtung das dritte Capitel S. 26—37 sich beschäftigt, zeigt uns den Charakter der Schreibart des Fabius: die gröfseren Bruchstücke bei Dionysius v. Halikarnafs sind, wie Hr. B. p. 33 sqq. darthut, nicht nur nicht wortgetreu wiedergegeben, sondern auch mit dem Inhalte der Fabianischen Stellen sind willkührliche Veränderungen vorgenommen worden und von den anderen, durch Angabe des Vornamens oder der Zeit sicher auf den Quintus zu beziehenden Fragmenten (s. dieselben bei Krause S. 52—59) ist gleichfalls keins wörtlich excerpirt. Aufser diesen bezieht Hr. B. (wie schon Niebuhr R. G. II. S. 192 ed. 3.) auch das Bruchstück bei Diod. Sic. t. II. 2. p. 188 Dindorf. mit überzeugenden Gründen auf den Quintus, gegen Whitte, der es dem Numerius zugewiesen hatte, was immer höchst mifslich bleiben mufs, da wir von demselben — wie Hr. B. S. 29 mit Recht bemerkt — nichts Anderes wissen, als dafs er griechische Annalen geschrieben, die bis auf den Aeneas zurückgingen (Cic. de diu. I. 21): am allerwenigsten aber kann er der Consul des Jahrs 488 sein, sondern nur ein Späterer. Ihn mit Blum Einleitung in Roms alte Geschichte S. 83 ganz fortzuleugnen, weil die Lesart in Numerii Fabii Pictoris Graecis Annalibus bei Cic. l. l. durchaus nicht sicher sein soll, macht die Sache zwar leicht und einfach, kann aber durchaus nicht gebilligt werden, da jene Worte so in guten Handschriften stehen und, was die übrigen bieten, in numerum Fabii nur daraus verderbt ist. —

Auch bei Suidas und Strabon erkennt Hr. B. den Q. Fabius, während er das bei Plinius in der nat. hist. Aufbewahrte dem Seruius zuzuschreiben geneigt ist, im übrigen, wie billig, eine feste Entscheidung über die anderen Stellen, in denen Fragmente der Fabii vorkommen, von sich abweisend. Völlig richtig aber ist es gewifs, dafs Hr. B. diese Verwirrung nicht noch durch den völlig unbekannten Grammatiker Fabius vermehrt, der Hrn. Krause sein Dasein verdankt, während doch an der Stelle des Marius Victorinus p. 2468 P., die ihn zu diesem coup de désespoir trieb, jeder der Historiker Fabius kann gemeint sein: denn bei der Urgeschichte Italiens der Einwanderung des Euander und der ihm zugeschriebenen Erfindung der Buchstaben zu erwähnen und dabei auch den Kadmos anzuführen, scheint mir, wie dem Cn. Gellius (der doch wohl der hier mit Fabius genannte Gellius ist), so auch den Fabiern verstattet werden zu müssen.

Das 4. Capitel endlich de Fabii chronologia weist auf S. 38—52 besonnen und entschieden die Ansicht Niebuhr's zurück, der ihre Spuren bei Diodor aufzufinden geglaubt hatte.

Hertz.

*) Ref. bemerkt hier, dafs seine Angabe de Cinciis p. 15 Diokles von Peparethos werde nur in Plut. uit. Rom. (c. 3 u. 8) erwähnt, zu berichtigen ist, indem derselbe auch bei Athenaeus II. p. 44 vorkommt.

Digitized by Google

№ 33.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1843.

XVII.

Die organische Chemie in ihrer Anwendung auf Physiologie und Pathologie von Justus Liebig. Braunschweig, 1842. *Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.*

Die neuere Chemie verdankt bekanntlich ihre schnelle Entwicklung vorzüglich den theoretischen Ansichten, welche gegen das Ende des verflossenen Jahrhunderts *Lavoisier* aufstellte. Indem derselbe bei den Versuchen im Laboratorium das Wägen und Messen der zu untersuchenden Körper nicht vernachläfsigte, worauf früher fast nie Rücksicht genommen wurde, legte er den Grund zu einer chemischen Theorie, welche noch jetzt, nach länger als nach 50 Jahren, ungeachtet der ungeheuren Masse von neuen Thatsachen, welche durch den Fleifs der Chemiker entdeckt wurden, im Wesentlichen die ist, der man allgemein folgt.

Lavoisiers System umfafste vorzüglich die Chemie der Körper, welche man unorganische nennt. Die sogenannten organischen Körper bestehen zwar aus den nämlichen Bestandtheilen, die auch in den unorganischen Körpern angetroffen werden, und sie gehen auch nach dem Aufhören des Lebens nach und nach in den unorganischen Zustand zurück. Aber die Anzahl der einfachen Stoffe, aus denen die organischen Körper bestehen, ist eine höchst beschränkte. Während die Chemiker in den unorganischen Substanzen nach und nach einige und funfzig Elemente aufgefunden haben, hat man sich schon seit langer Zeit überzeugt, dafs sämmtliche organische Stoffe, vegetabilische sowohl als animalische, wesentlich nur drei oder 4 Elemente enthalten.

Es ergiebt sich aus der überaus grofsen Zahl der bekannten organischen Substanzen, dafs bei der geringen Zahl ihrer Elemente, sie eine unendliche Mannigfaltigkeit in der Zusammensetzung zeigen müssen. Und in der That diese Mannigfaltigkeit in der Zusammensetzung ist es, durch welche sich die organischen Körper, auch im todten Zustande, von den unorganischen unterscheiden: denn diese sind, ungeachtet der gröfseren Mannigfaltigkeit der Elemente, aus denen sie bestehen, nach weit einfacheren Verhältnissen zusammengesetzt. Obschon nun, nach Aufhörung des Lebens die chemischen Processe in den organischen Körpern sich wesentlich nicht von denen unterscheiden, die bei den unorganischen statt finden, so ist es rathsam oder wenigstens bequem, jenen gleichsam künstlichen Unterschied zwischen organischen und unorganischen Substanzen fortbestehen zu lassen, und alle die Stoffe, die aus Sauerstoff, Kohle und Wasserstoff, so wie die, welche aufser diesen auch noch Stickstoff enthalten, und von Thieren oder Pflanzen abstammen, oder durch Einwirkung mannigfaltiger Reagentien aus ihnen gebildet werden, organische Substanzen zu nennen.

Während man nun schon zu Lavoisiers Zeiten, oder unmittelbar nach ihm die Veränderungen ziemlich richtig beurtheilte, welche die einfacher zusammengesetzten unorganischen Stoffe erleiden, wenn sie in den Laboratorien der Chemiker durch Einflufs sogenannter Reagentien zersetzt und umgewandelt werden, war es nicht möglich mit gleicher Schärfe die Veränderungen zu verfolgen, welche unter ähnlichen Umständen die organischen Körper bei der grofsen Mannigfaltigkeit, in welcher sich die wenigen Elemente derselben unter einander verbinden, darbieten. Diese konnten erst richtiger beurtheilt werden, als zweckmäfsige Methoden, die Zusammensetzung derselben genau zu bestimmen, entdeckt wurden. Schon vor dreifsig Jahren hatten *Gay-Lussac* und *Thenard*, besonders aber *Berzelius* richtige Wege zu diesem Zwecke eingeschlagen, und auch die Zusammensetzung einer Zahl organischer Substanzen bestimmt;

Digitized by Google

später hatte besonders *Prout* sich Verdienste in dieser Hinsicht erworben, aber vorzüglich verdanken wir *Liebig* eine leichte und genaue Weise der Analyse dieser Verbindungen.

Liebig hat seine Methode vor zwölf Jahren bekannt gemacht, und seit dieser Zeit ist durch ihn und durch seine zahlreichen Schüler aus dem Laboratorium von Giefsen eine so grofse Menge von analytischen Untersuchungen organischer Substanzen hervorgegangen, dafs sie wirklich Staunen und gerechte Bewunderung erregen mufs. Die organische Chemie, sowohl die vegetabilische als auch die animalische, und besonders der analytische Theil derselben, verdankt unstreitig *Liebig* mehr als sonst einem Chemiker.

Durch die mannigfaltigen Untersuchungen organischer Körper ist man in den letzten Jahren dahin gekommen, mit Schärfe viele Veränderungen zu verfolgen, welche statt finden, wenn organische Substanzen zersetzt und durch die Zersetzung in andere verwandelt werden. Ist dies aber erst in neuerer Zeit geglückt, und hatte man zu Lavoisier's Zeiten und später nur höchst verworrene Begriffe von diesen Veränderungen, so war es zu diesen Zeiten unmöglich, von dem Verfolg dieser Veränderungen im todten organischen Körper Schlüsse zu machen auf die chemischen Processe, die im lebenden organischen Körper statt finden.

Man glaubte freilich beim ersten Erscheinen des antiphlogistischen Systems durch dasselbe den Schlüssel zu allen Processen in der Chemie, auch namentlich zu den dunkelsten in der thierischen Chemie im lebenden Körper erhalten zu haben. Bisweilen wurden auch die theoretischen Ansichten mit gutem Erfolge auf thierische Chemie angewandt. Aber in den allermeisten Fällen wurden die zu überspannten Hoffnungen vollständig getäuscht, und als das grofse Vertrauen in die allgemeine Anwendung der neuen Lehre auf thierische Chemie bald verschwand, gingen wiederum, wie früher, Chemiker und Physiologen ihre besonderen Wege.

Es war ein grofses Verdienst von *Berzelius*, im ersten Decennium dieses Jahrhunderts chemische Untersuchungen der thierischen Substanzen vom physiologischen Gesichtspuncte aus anzustellen. Er förderte dadurch die richtige Kenntnifs der animalischen Chemie so bedeutend, dafs die Verdienste, die ihm in dieser Hinsicht gebühren, nur durch die übertroffen wurden, die er sich später durch seine bewundernswürdigen Arbeiten in der unorganischen Chemie erwarb, durch welche das Gesetz der einfachen Verhältnisse bewiesen wurde, in denen sich die elementaren Körper mit einander verbinden.

Wir nennen bekanntlich die im lebenden organischen Körper verborgene Ursache seiner Thätigkeit Lebenskraft, und man hat sich früher begnügt, alle chemischen Processe im lebenden Körper als eine Folge derselben zu betrachten. Freilich sind diese Processe gröfstentheils so anomal allen Erscheinungen, die sich dem Chemiker in seinem Laboratorium darbieten, dafs dieser früher auch nicht einmal zu schwachen Versuchen angereizt wurde, sie näher zu verfolgen, um sie in Uebereinstimmung mit bekannten chemischen Erscheinungen zu bringen. Nur wenige Untersuchungen geschahen früher in dieser Hinsicht, von denen ich nur an die über den Respirationsprocefs erinnern will, die *Lavoisier* in den letzten Tagen seines kurzen Lebens anstellte, und an deren Fortsetzung er nur durch seine Ermordung verhindert wurde.

Man hat in neuern Zeiten versucht, die wichtigsten Processe in den lebenden organischen Körpern vom chemischen Standpuncte aus näher zu studiren, um ihre Erfolge auf andere Weise zu erklären, als grade durch die Lebenskraft herrührend. Jeder Versuch dieser Art mufs dankbar aufgenommen werden; denn mit dem Worte Lebenskraft verbinden wir fast nie eine richtige klare Vorstellung. Es ist bequem, jeden schwer erklärlichen Procefs ihr zuzuschreiben. Aber dadurch, dafs die Erscheinungen, deren Ursache sie sein soll, so gänzlich anomal allen andern bekannten dargestellt werden, ist der Begriff, den man mit ihr verbindet, ein mystischer, ein verworrener. Je mehr man daher das Gebiet der Processe, die man der Lebenskraft zuschreiben mufs, beschränkt, desto mehr gewinnt die Wissenschaft; die Willkühr verschwindet, wenn bekannte Gesetze angewandt werden können.

Freilich wird die Anwendung bekannter Gesetze auf chemische Processe im lebenden Körper eine beschränkte bleiben, und über eine gewisse Grenze kann der menschliche Geist für jetzt nicht dringen. Berzelius sagt sehr richtig in seinen frühern Arbeiten über thierische Chemie: „Immer mufs die Kette unsrer Er-

Digitized by Google

fahrungen in etwas Unbegreiflichem endigen, aber unglücklicher Weise spielt dieses unbegreifliche Etwas die Hauptrolle in der thierischen Chemie, und fliefst so auf jeden, selbst den kleinsten Procefs ein, dafs wir höchstens die Natur der Producte kennen lernen können, während die Art, wie sie erzeugt werden, uns ein ewiges Geheimnifs bleibt". Nachdem er darauf als Beispiel von der wunderbaren Umwandlung des Blutes in Harn, Milch, Speichel u. s. w. gesprochen, fährt er fort: „Und wenn die Umbildung des Blutes in andere Flüssigkeiten, die doch schon an sich etwas den chemischen Erscheinungen im Allgemeinen Aehnliches ist, ein so unauflösliches Räthsel für uns bleibt, wie können wir erst die Erneuerung der festen thierischen Theile erklären, durch welche der Körper bei dem beständigen Wechsel seiner Grundstoffe erhalten wird? Aber noch weit mehr verstummt unsere Gelehrsamkeit bei den Wirkungen des Gehirns. Wie erstaunlich, dafs unsere Gedanken, selbst in ihrem erhabensten Fluge und wenn sie die verborgensten Geheimnisse der Natur durchdringen, von einem vorausgehenden chemischen Procefs abhangen sollen, dessen geringste Störung in seinem rechten Gange eben diese Gedanken zerstreuen, sie in Wahnsinn verkehren, oder gar aufhören machen würde, und doch ist dies eine unläugbare Wahrheit. Aber sollte nicht der menschliche Verstand, der so vieler Ausbildung fähig ist, der die Gesetze der Bewegung für entfernte Welten bezeichnet, in so vielen einzelnen Fällen die Schönheit und Wunder der Natur, die uns umgiebt, erforscht, und selbst einen Grad der Vollkommenheit erreicht hat, deren Gipfel sich in *Gott* concentrirt, sollte der nicht einst sich selbst und seine Natur erforschen? Ich glaube nicht"!

Wenn indessen auch der menschliche Geist nur bis zu einer gewissen Grenze die Geheimnisse der lebenden Natur zu durchdringen im Stande ist, und höchstens durch analytische Untersuchungen die Veränderungen verfolgen kann, die durch die chemischen Processe im lebenden Körper entstehen, nie synthetisch, und, einem Prometheus gleich, selbst schaffend, thierische Gebilde hervorzubringen im Stande sein wird, so sind wir durch neuere Forschungen doch um ein Kleines weiter, als es Berzelius vor 30 Jahren sich denken konnte. Wir können jetzt allerdings uns die Umwandlung des Bluts in andere Flüssigkeiten und selbst die Erneuerung der festen thierischen Theile durch das Blut erklären, das heifst, wir glauben im Stande zu sein, zu beweisen, dafs die Ursachen dieser wunderbaren Processe, oder doch wenigstens einiger derselben, ähnliche oder dieselben wären, die auch in andern chemischen Processen aufserhalb des lebenden Körpers und selbst in solchen thätig sind, die wir in unsern Laboratorien zu erzeugen im Stande sind.

Am meisten hat in neueren Zeiten hierzu unstreitig *Liebig* beigetragen. Seine Ansichten und Entdeckungen in der organischen Chemie hat derselbe seit zwei Jahren in zwei Werke niedergelegt. Das erste derselben erschien vor drei Jahren unter dem Titel: Die organische Chemie in ihrer Anwendung auf Agricultur und Physiologie; das zweite hat erst in der ersten Hälfte des vergangnen Jahres die Presse verlassen und führt den Titel: Die organische Chemie in ihrer Anwendung auf Physiologie und Pathologie.

Die erste dieser beiden merkwürdigen Schriften beschäftigt sich besonders mit den chemischen Processen in den lebenden vegetabilischen Substanzen. Sie hat mannigfaltige Beurtheilungen erfahren, lobende und scharf tadelnde. An letztern ist vielleicht Liebig zum Theil in so fern selbst Schuld, als er mit zu caustischer Polemik viele vermeintliche Verirrungen zu geifseln suchte, in welche nach ihm Wissenschaftsmänner beim Studium der Naturwissenschaften verfallen sind. Auch ist die Richtigkeit vieler von ihm aufgestellter Thatsachen und Ansichten angegriffen worden. *Liebig* ist indessen selbst weit davon entfernt, Alles, was er entwickelt, und zum Theil hinwirft, gehörig zu vertreten; aber neue scharfsinnige Ansichten und Hypothesen sind, auch wenn sie sich nicht bestätigen, in jeder Wissenschaft fördernd und heilsam; sie erregen Aufmerksamkeit, beschäftigen um so mehr geistreiche Köpfe, je geistreicher sie selbst sind, reizen zum Widerspruche und zu Versuchen und befördern dadurch die Wahrheit.

Man vermifst in dem zweiten Liebigschen Werke mit Freuden die Ausfälle gegen Andersdenkende und Andershandelnde; es ist in einem bei weitem würdigeren Tone gehalten, und enthält weit mehr des Interessanten und Scharfsinnigen, als das erste Werk; es wird daher gewifs weniger Widerspruch erfahren, wenigstens ist es nicht beleidigend herausfordernd, und kann daher nur erregend wirken, um auf der von *Lie-*

Digitized by Google

big geöffneten Bahn weiter fortzufahren. Es handelt von den chemischen Processen im lebenden thierischen Körper. Es sei mir hier erlaubt, das Wesentliche von den vielen neuen und geistreichen Ansichten und Untersuchungen im Kurzen mitzutheilen, die das Werk enthält.

Liebig macht zuerst darauf aufmerksam, dafs die Fortschritte in der Physiologie besonders durch das Streben aufgehalten worden sind, die Beziehungen der Psyche zum animalischen Leben ermitteln zu wollen; man trat hierdurch gewöhnlich aus dem Gebiete der Naturforschung in das Reich der phantastischen Gebilde. Man mufs sich vor der Hand damit begnügen, die nicht psychischen Erscheinungen auf ihre letzten Ursachen zurückzuführen, und man mufs sich vor Schlüssen hüten, ehe man eine sichere Grundlage hat.

Das Werk von Liebig zerfällt in drei Theile. Der erste Theil handelt von dem chemischen Processe der Respiration und Ernährung; der zweite Theil von den Metamorphosen der Gebilde, und der dritte Theil von den Bewegungserscheinungen im Thierorganismus. — Der erste Theil ist unstreitig der wichtigste. Von ihm soll für jetzt hier nur die Rede sein.

Alle Theile des Thierkörpers bilden sich aus einer eigenthümlichen, in seinem Organismus circulirenden Flüssigkeit, in Folge einer, jeder Zelle, jedem Organe oder Theile eines Organs inwohnenden Thätigkeit. Die Physiologie lehrt, dafs alle Bestandtheile des Körpers ursprünglich Blut waren, oder dafs sie wenigstens den entstehenden Organen durch diese Flüssigkeit zugeführt worden sind.

Die gewöhnlichsten Erfahrungen geben ferner zu erkennen, dafs in jedem Momente des Lebens in thierischen Körpern ein fortdauernder, mehr oder minder beschleunigter Stoffwechsel vor sich geht, dafs ein Theil der Gebilde sich zu formlosen Stoffen umsetzt und wieder erneuert werden mufs. Die Physiologie hat entscheidende Gründe genug für die Meinung, dafs jede Bewegung, jede Kraftäufserung, die Folge einer Umsetzung der Gebilde, oder der Substanz derselben ist, dafs jede Vorstellung, jeder Affect Veränderungen in der chemischen Beschaffenheit der abgesonderten Säfte zur Folge hat, dafs jeder Gedanke, jede Empfindung von einer Aenderung in der Zusammensetzung der Gehirnsubstanz begleitet ist.

Zur Unterhaltung der Lebenserscheinungen im thierischen Körper gehören gewisse Stoffe, die man Nahrungsmittel nennt; in Folge einer Reihe von Veränderungen dienen sie entweder zur Vermehrung seiner Masse (zur Ernährung) oder zum Ersatze von verbrauchtem Stoffe (Reproduction), oder auch zur Hervorbringung von Kraft.

Die Aufnahme von Nahrungsmitteln ist aber nur eine Bedingung des Lebens; die zweite ist eine fortdauernde Einsaugung von Sauerstoff aus der atmosphärischen Luft. In jedem Zeittheilchen seines Lebens nimmt das Thier durch Organe der Respiration Sauerstoff auf; nie ist, so lange es lebt, ein Stillstand bemerklich.

Der Körper eines erwachsenen Menschen zeigt, bei hinreichender Nahrung, nach 24 Stunden weder eine Vermehrung, noch eine Abnahme an Gewicht; dennoch ist die Menge von Sauerstoff, die er in dieser Zeit in seinen Organismus aufgenommen hat, sehr beträchtlich.

In einem Jahre werden, nach den Versuchen verschiedener Chemiker, 750 bis 830 Pfund Sauerstoffgas von einem erwachsenen Manne aus der Atmosphäre in seinen Körper aufgenommen, und dennoch ist entweder sein Gewicht zu Anfang und Ende des Jahres entweder ganz unverändert, oder die Zunahme oder Abnahme bewegt sich um wenige Pfunde.

Die ungeheure Menge von Sauerstoff, die ein thierisches Individuum im Verlaufe eines Jahres in sich aufnimmt, tritt als kohlensaures Gas und als Wasserdampf wieder aus. Der Kohlenstoff und der Wasserstoff von gewissen Bestandtheilen des Thierkörpers haben sich mit dem durch die Lunge aufgenommenen Sauerstoff verbunden. Mit jedem Athemzuge, in jedem Lebensmomente trennen sich von dem Thierorganismus gewisse Mengen seiner Bestandtheile, nachdem sie mit dem Sauerstoff der atmosphärischen Luft eine Verbindung in dem Körper selbst eingegangen sind.

Es ist einleuchtend, dafs dieser Verlust an Kohlen- und an Wasserstoff dem Körper wieder zugeführt werden mufs, da er sein Gewicht nicht ändert. Diese Zufuhr geschieht durch die Speisen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 34.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1843.

Die organische Chemie in ihrer Anwendung auf Physiologie und Pathologie von Justus Liebig.

(Fortsetzung.)

Liebig berechnet aus der Bestimmung der Kohlenmenge, welche durch die Speisen in den Körper aufgenommen wird, so wie durch die Ausmittelung derjenigen Quantität von Kohle, welche durch die Fäces und den Urin unoxydirt, oder, wenn man will, in einer andern Form als in der Form einer Sauerstoffverbindung wieder austritt, dafs ein erwachsener Mensch täglich 27,8 Loth Kohlenstoff verzehrt. Diese entweichen aus Lunge und Haut in der Form von kohlensaurem Gas. Zur Verwandlung in dasselbe aber bedürfen sie 74 Loth Sauerstoff.

Nach Boussingault verzehrt ein Pferd in 24 Stunden 158¼ Loth, und eine milchgebende Kuh 141½ Loth Kohlenstoff in den Nahrungsmitteln.

Die Menge der Nahrung, welche der thierische Organismus zu seiner Erhaltung bedarf, steht in einem graden Verhältnifs zu der Menge des aufgenommenen Sauerstoffs. In gleichen Zeiten ist der Sauerstoffverbrauch ausdrückbar durch die Menge der Athemzüge; es ist klar, dafs bei einem und demselben Thiere die Menge der zu geniefsenden Nahrung wechselt, je nach der Stärke und Anzahl der Athemzüge. Ein Kind, dessen Respirationswerkzeuge sich in gröfserer Thätigkeit befinden, mufs häufiger und verhältnifsmäfsig mehr Nahrung zu sich nehmen, als ein Erwachsener; es kann den Hunger weniger leicht ertragen. Ein Vogel stirbt bei Mangel an Nahrung den dritten Tag; eine Schlange, die in einer Stunde kaum so viel Sauerstoff verzehrt, dafs die davon erzeugte Kohlensäure wahrnehmbar ist, lebt 3 Monate und länger ohne Nahrung.

Im Zustand der Ruhe beträgt die Anzahl der Athemzüge weniger als im Zustand der Bewegung und Arbeit. Die Menge der in beiden Zuständen nothwendigen Nahrung mufs in dem nämlichen Verhältnisse stehen.

Ein Ueberflufs von Nahrung und Mangel an eingeathmetem Sauerstoff (an Bewegung), so wie starke Bewegung (die zu einem gröfsern Maafs von Nahrung zwingt) und schwache Verdauungsorgane sind unverträglich mit einander.

Die Menge des Sauerstoffs, welche ein Thier durch die Lunge aufnimmt, ist aber nicht allein abhängig von der Anzahl der Athemzüge, sondern auch von der Temperatur und der Dichtigkeit der eingeathmeten Luft.

Die Brusthöhle eines Thieres ist unveränderlich; mit jedem Athemzuge tritt eine gewisse Menge Luft ein, die in Beziehung auf ihr Volumen als gleichbedeutend angesehen werden kann. Aber ihr Gewicht, und damit das Gewicht des darin enthaltenen Sauerstoffs, bleibt sich nicht gleich. In der Wärme dehnt sich die Luft aus, in der Kälte zieht sie sich zusammen. In einem gleichen Volumen kalter und warmer Luft haben wir ein ungleiches Gewicht von Sauerstoff. Im Sommer enthält die Luft mehr Wassergas; im Winter ist sie trocken; der Raum, den das Wassergas in der warmen Luft einnimmt, wird im Winter durch Luft eingenommen, d. h. sie enthält bei gleichem Volumen im Winter mehr Sauerstoff.

Im Sommer und Winter, am Pole und am Aequator, athmen wir ein gleiches Luftvolumen ein. Die kalte Luft erwärmt sich beim Einathmen in der Luftröhre und den Lungenzellen und nimmt die Temperatur des Körpers an.

Um ein gewisses Sauerstoffvolumen in die Lunge zu bringen, ist im Winter ein geringerer Kraftaufwand nöthig als im Sommer; für denselben Kraftverbrauch athmet man im Winter mehr Sauerstoff ein.

Bei einer gleichen Anzahl von Athemzügen ver-

Digitized by Google

zehrt man an den Ufern des Meeres eine gröfsere Menge von Sauertoff, als auf Bergen. Die Menge des austretenden kohlensauren Gases und des eingesaugten Sauerstoffgases ändern sich mit dem Barometerstande.

Es ist keine schwere Aufgabe, sich in warmen Gegenden der Mäfsigkeit zu befleifsigen, oder lange Zeit den Hunger unter dem Aequator zu ertragen; allein Kälte und Hunger reiben in kurzer Zeit den Körper auf.

Die Wechselwirkung der Bestandtheile der Speisen und des durch die Blutcirculation im Körper verbreiteten Sauerstoffs ist die Quelle der *thierischen Wärme.*

Alle lebenden Wesen, deren Existenz auf einer Einsaugung von Sauerstoff beruht, besitzen eine von der Umgebung unabhängige Wärmequelle. Nur in den Theilen des Thieres, zu welchen arterielles Blut, und durch dieses der in dem Athmungsprocefs aufgenommene Sauerstoff gelangen kann, wird Wärme erzeugt. Haare, Wolle, Federn, besitzen keine eigenthümliche Temperatur.

Diese höhere Temperatur des Thierkörpers, oder wenn man will, Wärmeausscheidung, ist überall und unter allen Umständen die Folge der Verbindung einer brennbaren Substanz mit Sauerstoff. In welcher Form sich auch der Kohlenstoff mit Sauerstoff verbinden mag, der Act der Verbindung kann nicht vor sich gehen, ohne von Entwicklung von Wärme begleitet zu sein, gleichgültig, ob sie in höherer oder niedriger Temperatur vor sich geht; stets bleibt die freigewordene Wärmemenge eine unveränderliche Gröfse.

Der Kohlenstoff der Speisen, der sich im thierischen Körper in Kohlensäure verwandelt, mufs eben so viel Wärme entwickeln, als wenn er in der Luft oder in Sauerstoff unmittelbar verbrannt worden wäre; der einzige Unterschied ist der, dafs die erzeugte Wärmemenge sich auf ungleiche Zeiten vertheilt; in reinem Sauerstoffgas geht die Verbrennung schneller vor sich, die Temperatur ist höher, in der Luft langsamer, die Temperatur ist niedriger, sie hält aber länger an.

Es ist klar, dafs mit der Menge des in gleichen Zeiten durch den Athmungsprocefs zugeführten Sauerstoffs die Anzahl der freigewordenen Wärmegrade zu- oder abnehmen mufs. Thiere, welche rasch und schnell athmen, und demzufolge viel Sauerstoff verzehren, besitzen eine höhere Temperatur, als andere, die in derselben Zeit, bei gleichem Volumen des zu erwärmenden Körpers, weniger in sich aufnehmen; ein Kind mehr (39°) als ein erwachsener Mensch (37,5°); ein Vogel (41—42°) mehr als ein vierfüfsiges Thier (37°—39°) wie ein Fisch oder eine Amphibie, deren Temperatur sich nur $1\frac{1}{2}$° bis 2° über das umgebende Medium erhebt. Alle Thiere sind warmblütig, aber nur bei denen, die durch Lungen athmen, ist die Eigenwärme ganz unabhängig von der Temperatur der Umgebung.

Alle Beobachtungen erweisen, dafs in allen Klimaten, an den Polen, am Aequator, so wie in der gemäfsigten Zone die Temperatur des Menschen, so wie die der warmblütigen Thiere überhaupt nicht wechselt, obgleich die Zustände, in denen sie leben, so verschieden sind. Der Thierkörper ist ein erwärmter Körper, der sich zu seiner Umgebung verhält, wie alle warmen Körper; er empfängt Wärme, wenn die äufsere Temperatur höher; er giebt Wärme ab, wenn sie niedriger ist, als seine eigne Temperatur. Dessen ungeachtet besitzt das Blut des Polarländers keine niedrigere Temperatur als das des Südländers, die beide in einer so verschiedenen Umgebung leben.

Es folgt hieraus, dafs die nach Aufsen hin abgegebene Wärme in dem Thierkörper mit grofser Schnelligkeit ersetzt wird; im Winter erfolgt diese Erneuerung schneller als im Sommer, an den Polen rascher als am Aequator. — In verschiedenen Klimaten wechselt nun die Menge des durch die Respiration in den Körper tretenden Sauerstoffs nach der Temperatur der äufsern Luft; mit dem Wärmeverlust durch Abkühlung steigt die Menge des eingeathmeten Sauerstoffs; die zur Verbindung mit diesem Sauerstoff nöthige Menge von Kohlenstoff oder Wasserstoff mufs in einem ähnlichen Verhältnisse zunehmen.

Es ist klar, dafs der Wärmeersatz durch die Wechselwirkung der Bestandtheile der Speisen bewirkt wird, die sich mit dem eingeathmeten Sauerstoff verbinden. Um einen recht trivialen, aber deswegen nicht minder richtigen Vergleich anzuwenden, verhält sich in dieser Hinsicht der Thierkörper wie ein Ofen, den wir mit Brennmaterial versehen. Gleichgültig, welche Formen die Speisen nach und nach im Körper annehmen, welche Veränderungen sie auch erlei-

Digitized by Google

den mögen, die letzte Veränderung, die sie erfahren ist eine Verwandlung ihres Kohlenstoffs in Kohlensäure, ihres Wasserstoffs in Wasser; der Stickstoff und der unverbrannte Kohlenstoff werden zum Theil in dem Urin und den festen Excrementen abgeschieden. Um eine constante Temperatur im Ofen zu haben, müssen wir, nach der äufsern Temperatur wechselnd, eine ungleiche Menge von Brennmaterial einschieben.

In Beziehung auf den Thierkörper sind die Speisen das Brennmaterial; bei gehörigem Sauerstoffzutritt erhalten wir die durch Oxydation freiwerdende Wärme. Im Winter, bei Bewegung in kalter Luft, wo die Menge des eingeathmeten Sauerstoffs zunimmt, wächst in dem nämlichen Verhältnifs das Bedürfnifs nach kohlen- und wasserstoffreichen Nahrungsmitteln, und in Befriedigung dieses Bedürfnisses erhalten wir den wirksamsten Schutz gegen die grimmigste Kälte. Ein Hungernder friert. In nördlichen Klimaten und im Winter sind die Raubthiere am gefräfsigsten.

In der kalten und temperirten Zone treibt uns die Luft, die ohne Aufhören den Körper zu verzehren strebt, zur Arbeit und Anstrengung, um uns die Mittel zum Widerstande gegen diese Einwirkung zu schaffen, während in heifsen Klimaten die Anforderungen zur Herbeischaffung an Speise bei weitem nicht so dringend sind.

Unsere Kleider sind gleichsam nur Aequivalente für die Speisen. Je wärmer wir uns kleiden, desto mehr vermindert sich das Bedürfnifs zu essen, eben weil der Wärmeverlust, die Abkühlung und damit der nöthige Ersatz durch Speisen kleiner wird.

Die Menge der zu geniefsenden Speisen richtet sich nach diesen Auseinandersetzungen, nach der Anzahl der Athemzüge, nach der Temperatur der Luft, und nach dem Wärmequantum, das wir nach aufsen hin abgeben.

Der Bewohner der nördlichen und der gemäfsigten Zonen sieht, wenn er nach den tropischen Gegenden reist, seinen Appetit schwinden. Es gelingt in der That dem Engländer, durch Cayennepfeffer und die kräftigsten Reizmittel die nämliche Menge von Speisen zu sich zu nehmen, wie in der Heimath; allein der in den Körper übergegangene Kohlenstoff dieser Speisen wird nicht vollständig verbraucht, die Temperatur der Luft ist zu hoch und eine erschlaffende Hitze erlaubt nicht die Anzahl der Athemzüge durch Bewegung und Anstrengung zu steigern, den Verbrauch also mit dem, was er zu sich genommen, in Verhältnifs zu setzen.

Im Gegensatz hierzu sendet man Patienten, deren kranken Verdauungsorganen die Fähigkeit abgeht, oder bei denen sie vermindert ist, die Speisen in den Zustand zu versetzen, in welchem sie sich zur Verbindung mit dem Sauerstoff eignen, welche also weniger Widerstand produciren, als das Klima, die Temperatur ihrer Heimath verlangt, nach südlichen Gegenden, wo die Menge des eingeathmeten Sauerstoffs in einem grofsen Verhältnifs sich vermindert, und das Resultat, eine Verbesserung des Gesundheitszustandes ist sichtbar. Die kranken Verdauungsorgane haben Kraft genug, um die geringere Menge von Speise in Verhältnifs zu setzen mit dem verbrauchten Sauerstoff; in dem kälteren Klima würden die Respirationsorgane selbst zu diesem Widerstande dienen müssen.

In südlichen Gegenden, und bei uns im Sommer sind die Leberkrankheiten (Kohlenstoffkrankheiten); in nördlichen Gegenden und bei uns im Winter die Lungenkrankheiten (Sauerstoffkrankheiten) vorherrschend.

Die Abkühlung des Körpers, durch welche Ursach es auch sei, bedingt ein gröfseres Maafs von Speise. Der blofse Aufenthalt in freier Luft, gleichgültig ob im Reisewagen oder auf dem Verdecke des Schiffes, erhöht durch Strahlung und gesteigerte Verdunstung den Wärmerverlust, selbst ohne vermehrte Bewegung; er zwingt uns mehr wie gewöhnlich zu essen. Dasselbe mufs für Personen gelten, die gewohnt sind, grofse Quantitäten kaltes Wasser zu trinken, welches bis auf 37° erwärmt wieder abgeht; es vermehrt den Appetit und schwächliche Constitutionen müssen durch anhaltende Bewegung den zum Ersatz der an das kalte Wasser abgegebenen Wärme nöthigen Sauerstoff dem Körper hinzuführen. Starkes und anhaltendes Sprechen und Singen, das Schreien der Kinder, feuchte Luft, alles dies übt einen bestimmten nachweisbaren Einflufs auf die zu geniefsenden Speisen aus.

Eine nicht minder wichtige Rolle wie der Kohlenstoff spielt auch der Wasserstoff in den Speisen. Durch seine Oxydation wird Wasser gebildet, das unaufhörlich dunstförmig aus Haut und Lungen entweicht.

Der Respirationsprocefs wird noch klarer, wenn

Digitized by Google

man den Zustand eines Menschen oder Thieres bei gänzlicher Enthaltung von Speise in's Auge fafst. Die Athembewegungen bleiben ungeändert; es wird nach wie vor Sauerstoff aus der Atmosphäre aufgenommen, und Kohlensäure so wie Wasserdampf ausgeathmet. Dafs wir mit Bestimmtheit wissen können, woher der Kohlen- und Wasserstoff derselben stammt, können wir daraus sehen, dafs mit der Dauer des Hungers der Kohlenstoff und der Wasserstoff der Körpers sich vermindert.

Es verschwindet zuerst das Fett; man kann dasselbe weder in den sparsamen Faeces, noch im Harne nachweisen; der Kohlenstoff und Wasserstoff des Fetts sind oxydirt durch Lunge und Haut entwichen. Jeden Tag werden ungefähr 60 bis 70 Loth Sauerstoff absorbirt, und nehmen beim Entweichen Kohle und Wasserstoff als Oxyde mit. Ein fettes Schwein, das durch einen Bergsturz verschüttet wurde, lebte 160 Tage ohne Nahrung, hatte aber dadurch über 120 Pfund an Gewicht verloren. Wie die Hungernden, so verlieren die Winterschläfer durch den Winterschlaf ihr Fett. Der Sauerstoff beim Respirationsprocefs nimmt Wasserstoff und Kohlenstoff aber aus den verschiedensten Verbindungen. Es mag wohl nur Mangel an Wasserstoff im thierischen Körper sein, warum sich überhaupt Kohlensäure bildet, da bei der Temperatur des Körpers der Sauerstoff eine gröfsere Verwandtschaft zum Wasserstoff als zum Kohlenstoff hat.

Wir wissen auch, dafs die kräuterfressenden Thiere mehr Kohlensäure (ein dem eingeathmeten Sauerstoff gleiches Volum) ausathmen, als die fleischfressenden, welche fertig gebildetes Fett in ihrer Nahrung geniefsen, und die in manchen Fällen nur die Hälfte von dem Volum des Sauerstoffs an Kohlensäuregas ausathmen.

Bei den Hungernden verschwindet aber nicht allein das Fett, sondern nach und nach alle festen, der Löslichkeit fähigen Stoffe. In dem abgezehrten Körper eines Verhungerten sind die Muskeln dünn und mürbe, fast alle Theile des Körpers haben zum Theil dazu gedient, um den Rest der Gebilde vor der alles zerstörenden Wirkung der Atmosphäre zu schützen; zuletzt nehmen die Bestandtheile des Gehirns Antheil an diesem Oxydationsprocefs, es erfolgt Wahnsinn und endlich Tod, das heifst aller Widerstand hört völlig auf, es tritt der chemische Procefs der Verwesung ein, alle Theile des Körpers verbinden sich mit dem Sauerstoff der Luft.

Die Zeit, in welcher ein Verhungernder stirbt, richtet sich nach dem Zustand der Fettleibigkeit, nach dem Zustand der Bewegung, nach der Temperatur und nach der Abwesenheit oder Anwesenheit des Wassers. Durch Haut und Lunge verdunstet eine gewisse Menge Wasser, durch deren Austreten, als die Bedindung aller Vermittlung von Bewegungen, der Tod beschleunigt wird.

In allen chronischen Krankheiten erfolgt der Tod durch die nämliche Ursach wie beim Verhungern, durch die Einwirkung der Atmosphäre. Wenn die Organe des Kranken ihre Function versagen, wenn sie die Fähigkeit verlieren, zu ihrem eignen Schutz die genossenen Speisen in den Zustand zu versetzen, in welchem sich ihre Bestandtheile mit dem Sauerstoff der Luft zu verbinden vermögen, so wird ihre eigne Substanz, das Fett, die Substanz der Muskeln und Nerven, das Gehirn dazu verwendet. Die Flamme geht aus, weil das Oel verzehrt ist; es ist der Sauerstoff der Luft, der es verzehrt hat.

Schon in früheren Zeiten hat man die Erzeugung der thierischen Wärme der Oxydation des Kohlenstoffs im venösen Blute zugeschrieben; man glaubte indessen, dafs der eingesaugte Sauerstoff im Blute selbst zu Kohlensäure werde, was indessen aus weiter unten anzuführenden Gründen nicht der Fall sein kann. Dafs in den Lungen selbst nicht ein solcher Oxydationsprocefs vor sich gehen kann, geht schon daraus hervor, dafs die Temperatur derselben nicht bemerkenswerth höher ist, als die der übrigen innern Körpertheile. Nach Versuchen von Dulong und Despretz ist die thierische Wärme zwar gröfser als die, welche durch die Verbindung des absorbirten Sauerstoffs mit dem Kohlenstoff und Wasserstoff der Speise enstehen kann; man glaubte daher, dafs noch eine andere Quelle für die Wärme existiren müfste, und nahm an, dafs diese den Wirkungen des Nervensystems zuzuschreiben sei. Aber bei jenem Versuche ist auf viele Umstände nicht Rücksicht genommen worden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 35.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1843.

Die organische Chemie in ihrer Anwendung auf Physiologie und Pathologie von Justus Liebig.

(Fortsetzung.)

Die Mitwirkung, welche Nervenapparate an dem Respirationsprocesse nehmen, kann nicht geläugnet werden, denn sie sind die Bedinger aller Bewegungen. Durch sie produciren die Eingeweide die Stoffe, welche als Mittel zum Widerstande gegen die Einwirkung des Sauerstoffs zur Hervorbringung der animalischen Wärme dienen, und mit dem Aufhören ihrer Functionen mufs der ganze Act der Sauerstoffaufnahme eine andere Form annehmen. Beim Durchschneiden des Gehirns, des Rückenmarks, bei Contusionen gegen Scheitel fährt das Thier zu athmen fort, oft rascher und lebhafter wie im gesunden Zustande; es kann auch in der ausgeathmeten Luft noch Kohlensäure nachgewiesen werden, aber das Thier erkaltet dabei. Wenn auch die Athembewegungen eine Zeit lang fortdauern, so findet der Sauerstoff auf seinem Wege die Stoffe nicht vor, mit denen er sich im normalen Zustand verbunden haben würde, weil sie ihm nicht von den gelähmten Unterleibsorganen geliefert werden können. — Das Athmen und damit zugleich auch der Blutumlauf kann selbst bei Thieren, denen der Kopf abgeschnitten ist, künstlich unterhalten werden, aber ein solches Thier erkaltet früher, als ein anderes derselben Art, dem zu gleicher Zeit der Kopf abgeschnitten wurde, weil bei ersterem die Luft, die kalt ein- und erwärmt ausgeblasen ist, dasselbe abkühlt.

Wenn man die Erzeugung von Kraft, die Bewegungserscheinungen mit Nervenleben, und den Widerstand den Zustand des Gleichgewichts mit vegetativem Leben bezeichnet, so ist klar, dafs bei allen Thieren im jugendlichen Zustand das vegetative Leben das Nervenleben überwiegt.

Mit dem vegetativen Leben ist ein Ersatz an verbrauchtem Stoff, auch eine Zunahme an Masse; die Bewegung selbst aber, die Krafterzeugung ist mit einem Verbrauch an Stoff verbunden.

In dem jugendlichen Thiere ist der Verbrauch kleiner, als die Zunahme, und diesen Zustand eines intensiveren vegetativen Lebens behält das weibliche Thier bis zu einem gewissen Lebensalter unverändert bei, es erreicht nicht, wie das männliche Thier, mit der Ausbildung aller Organe eine Grenze.

Das weibliche Thier ist bekanntlich zu gewissen Perioden des Jahres der Fortpflanzung fähig; durch äufsere Bedingungen, Temperatur, Nahrung u. s. w. wird das vegetative Leben in seinem Organismus gesteigert, es producirt mehr als es verwendet; diese Fähigkeit zeigt sich in der Fortpflanzung. Unabhängig von äufsern Bedingungen der Steigerung des vegetativen Lebens ist das Weib des Menschen zu jeder Zeit der Fortpflanzung fähig; die Empfängnifs ist an keine Periode gebunden, und eine wunderbare Weisheit hat in seinen Körper die Fähigkeit gelegt, bis zu einem bestimmten Lebensalter alle Bestandtheile seiner Organe in gröfserer Menge zu erzeugen, als sie zur Reproduction der umgesetzten Gebilde erforderlich sind. Dieses Erzeugnifs enthält nachweisbar alle Elemente eines ihm gleichen Wesens, es vermehrt sich in jedem Lebensmomente, und wird bis es Verwendung findet, periodisch aus dem Körper abgeschieden. Mit der Befruchtung des Ei's hört diese Abscheidung auf, jeder Tropfen des mehrerzeugten Bluts formt sich zu einem der Mutter ähnlichen Organismus.

Durch Bewegung und Anstrengung wird die Menge des abgeschiedenen Bluts geringer, und bei krankhafter Unterdrückung der Menstruation zeigt sich das vegetative Leben in einer gesteigerten Fettbildung. Wird das Gleichgewicht des vegetativen und des Nervenlebens bei dem Manne gestört, wird die Intensität des letztern, wie bei den Castraten verringert, so zeigt

Digitized by Google

sich das Uebergewicht des erstern in einer gleichen Form, in einer Steigerung der Fettbildung.

Wenn man zugiebt, dafs die Zunahme an Masse in dem thierischen Körper, dafs die Ausbildung seiner Organe und ihrer Reproduction aus dem Blute oder vielmehr aus den Bestandtheilen des Blutes geschieht, so können nur diejenigen Materien Nahrungsmittel sein, welche fähig sind zu Blut zu werden. Die Untersuchung der Stoffe, die sich hierzu eignen, beschränkt sich hiernach auf die Ausmittelung der Zusammensetzung der Nahrungsmittel, und ihrer Vergleichung mit der Zusammensetzung der Bestandtheile des Bluts.

Wenn einem Thiere Blut abgelassen, und man dasselbe während des Erkaltens bewegt, so setzt sich bekanntlich an den Stab eine zähe elastische fadenartige Masse ab, welche wir Faserstoff nennen; er ist identisch in seinen Eigenschaften mit der von allen andern Materien befreiten Muskelfaser. Der zweite Hauptbestandtheil des Bluts ist im Blutserum enthalten; er ertheilt dieser Flüssigkeit alle Eigenschaften des weifsen Theils des Hühnerei's, und ist identisch mit diesem Bestandtheile aller Eier. Er gerinnt bekanntlich in der Hitze zu einer weifsen, lederartigen elastischen Masse; man nennt ihn Eiweifs, Albumin. Die Blutkörperchen, welche im Blute suspendirt sind, und sich beim ruhigen Erkalten desselben mit dem Faserstoff, der im flüssigen Zustande im Blute enthalten ist, als Blutkuchen abscheiden, enthalten gröfstentheils Albumin, oder einen Stoff Globulin, der ihm im hohen Grade ähnlich und wohl mit ihm identisch ist, und einen rothen Farbstoff, in welchem Eisen einen Bestandtheil ausmacht.

Durch neuere wichtige Untersuchungen von Mulder, die durch Untersuchungen von Liebig und seinen Schülern bestätigt worden sind, wissen wir, dafs in allen Bestandtheilen des Bluts ein Stoff enthalten ist, der hinsichtlich seiner Zusammensetzung vollkommen von derselben Beschaffenheit ist, er mag nun aus dem Fibrin und Albumin des Blutes oder anderer Theile des thierischen Körpers, ferner aus dem Käsestoff der Milch, und selbst aus den stickstoffhaltigen Bestandtheilen der Pflanzen dargestellt worden sein. Mulder hat ihn Proteïn genannt, weil dieser Materie der erste Platz unter allen thierischen Materien gebührt. Dieses Proteïn ist verschieden modificirt und in den verschiedenen Modificationen mit verschiedenen Mengen unorganischer Körper verbunden, von denen es durch Alkalien und Säuren getrennt werden kann, worauf es aus allen Modificationen vollkommen identisch zurückbleibt. Es ist im thierischen und vegetabilischen Eiweifs und im Faserstoff mit geringen Mengen von Phosphor und Schwefel verbunden, im Krystallin (der sogenannten Krystalllinse des Auges) und im Globulin mit Schwefel, im Käsestoff der Milch mit Schwefel und phosphorsaurer Kalkerde. Es folgt hieraus, dafs die proteïnhaltigen Körper sehr leicht in einander übergehen können; und in der That erfolgt diese Metamorphose im thierischen Körper rückwärts und vorwärts, kraft einer einwirkenden Thätigkeit, ohne Zuhülfenahme eines dritten Körpers oder seiner Bestandtheile, ohne dafs ein fremdes Element aufgenommen zu werden, und ein in Verbindung vorhandenes auszutreten braucht. Wie leicht diese Umwandlung geschehen kann, ergiebt sich daraus, dafs man nach der Entdeckung eines französischen Physiologen (Denis) den Faserstoff des venösen Blutes blofs durch Reiben mit einer Salpeterlösung und einem Zusatz von einer äufserst geringen Menge von Kali in Eiweifs verwandeln kann, das vollkommen alle Eigenschaften des nicht coagulirten Eiweifses des Blutserums und des Hühnereies hat.

Der thierische Organismus ist durchaus nicht fähig, ein chemisches Element, Kohlenstoff oder Stickstoff, aus Materien, in denen diese Stoffe fehlen, hervorzubringen, und es ist deshalb einleuchtend, dafs alle Nahrungsmittel, die zur Blutbildung, oder zur Bildung von Zellen, Membranen, Haut, Haaren, Muskelfaser dienen sollen, eine gewisse Menge von Stickstoff enthalten müssen, eben weil dieser einen Bestandtheil der genannten Organe ausmacht, diese aber aus andern Elementen keinen Stickstoff erzeugen können, und weil kein Stickstoff aus der atmosphärischen Luft in dem Lebensprocefs verwendet wird.

Wasser und Fett sind die einzigen stickstofffreien Bestandtheile des thierischen Körpers; sie nehmen nur in sofern Antheil an dem Lebensprocefs, als durch sie die Lebensfunctionen vermittelt werden.

Die Ernährung der Fleischfresser nimmt unter allen Thierklassen die einfachste Form an; sie leben vom Fleisch und Blut der gras- und körnerfressenden Thiere; allein dieses Blut und Fleisch ist identisch in allen seinen Eigenschaften mit ihrem eignen Blut und

Digitized by Google

Fleisch, weder chemisch noch physiologisch ist ein Unterschied wahrnehmbar.

Die Nahrung der fleischfressenden Thiere ist aus Blut entstanden; sie wird in ihrem Magen flüssig und überführbar in andere Körpertheile; sie wird in ihrem Leibe wieder zu Blut, und aus diesem Blute erzeugen sich alle Theile ihres Körpers wieder, die eine Veränderung oder Umsetzung erlitten haben. — Bis auf Klauen, Haare, Federn und Knochenerde ist kein Bestandtheil der Nahrung der Carnivoren unassimilirbar. Im chemischen Sinne kann man also sagen, dafs das fleischfressende Thier zur Erhaltung seiner Lebensprocesse sich selbst verzehrt.

Ganz anders stellt sich dem Anschein nach der Ernährungsprocefs der pflanzenfressenden Thiere dar; ihre Verdauungsorgane sind minder einfach, und ihre Nahrung besteht aus Vegetabilien, die ihrer Hauptmasse nach nur sehr wenig Stickstoff enthalten.

Alle Theile von Pflanzen indessen, welche Thieren zur Nahrung dienen, enthalten gewisse Bestandtheile, die reich an Stickstoff sind, und eine lange Erfahrung hat bewiesen, dafs die kräuterfressenden Thiere um so weniger von diesen Pflanzentheilen bedürfen, je reicher sie an diesen stickstoffhaltigen Stoffen sind.

In vorzüglicher Menge sind diese stickstoffhaltigen Bestandtheile in dem Samen der Getreidearten, der Erbsen, Linsen, Bohnen, in Wurzeln und in den Säften der sogenannten Gemüsepflanzen enthalten; sie fehlen übrigens fast in keinem Theile irgend einer Pflanze, und sind auch im Holze enthalten. Dieser stickstoffhaltigen Nahrungsstoffe der Pflanzen giebt es besonders drei, welche so grofse Aehnlichkeit mit den drei Hauptmodificationen des Proteïns, die sich in den thierischen Substanzen finden, haben, dafs Liebig, hierin vielleicht etwas zu weit gehend, sie gradezu mit diesen für identisch hält.

Der thierische Faserstoff entspricht einem Pflanzenfibrin. Er ist besonders nach Liebig in dem grünen Satzmehl der Pflanzensäfte, und in dem Samen der Cerealien, besonders im Waizen, enthalten, und kann aus dem Mehle desselben durch eine mechanische Operation als Kleber erhalten werden; die klebenden Eigenschaften indessen gehören ihm nicht an, sondern einer geringen Menge eines beigemischten fremden Körpers. Wie das thierische Fibrin im Blute, so scheint auch dieses Fibrin im Pflanzensafte aufgelöst zu sein, und scheidet sich aus demselben erst später aus.

Das Pflanzenalbumin ist der zweite Bestandtheil, der dem thierischen Eiweifs entspricht. Bringt man den ausgeprefsten klaren Saft von Pflanzen, aus denen sich das grüne Satzmehl abgesetzt hat, zum Sieden, so erhält man ein Coagulum, das vollkommen dem gleicht, das man als Gerinsel erhält, wenn man mit Wasser verdünntes Blutserum oder Hühnereiweifs zum Sieden bringt.

Der dritte stickstoffhaltige Nahrungsstoff der Pflanzen entspricht dem Käsestoff der Milch. Er ist von Einhof vor längerer Zeit zuerst dargestellt, später von Braconnot genauer untersucht und Legumin genannt worden. Liebig nennt ihn Pflanzencaseïn. Er findet sich besonders in den Samenlappen der Erbsen, Bohnen, Linsen; er ist, wie das Pflanzenalbumin, im Wasser löslich, unterscheidet sich von ihm indessen dadurch, dafs seine Auflösung durch's Sieden nicht coagulirt, sondern wie Thiermilch sich beim Abdampfen mit einer Haut überzieht, und mit Säuren versetzt ein Coagulum giebt.

Schon Mulder hat gezeigt, dafs das Pflanzeneiweifs Proteïn enthält, das vollkommen von der nämlichen Zusammensetzung wie das Proteïn im thierischen Eiweifs ist, aber nur Schwefel, nicht Phosphor enthält. Ob nun alle vegetabilischen Modificationen des Proteïns völlig identisch mit den animalischen sind, wollen wir noch dahingestellt sein lassen; Berzelius macht in seinem neuesten Jahresberichte auf mehrere kleine Unterschiede aufmerksam.

Das Pflanzenfibrin unterscheidet sich von dem thierischen Faserstoff des Blutes und des Fleisches durch seine Form, indem es keine Fasern bildet, und besonders dadurch, dafs es mit Wasserstoffsuperoxyd nicht Sauerstoff entwickelt, wodurch der thierische Faserstoff sich charakteristisch von allen andern Proteïnverbindungen unterscheidet. Dahingegen hat es weit mehr Aehnlichkeit mit dem Albumin im coagulirten Zustande, sowohl mit dem thierischen, als auch mit dem vegetabilischen. Der Name Pflanzenfibrin, oder vegetabilischer Faserstoff, hat, wie Berzelius richtig bemerkt, noch den Nachtheil, dafs er mit der vegetabilischen Substanz verwechselt werden kann, die den Hauptbestandtheil des Holzes und des Bastes ausmacht. — Obgleich nun auch das Pflanzencaseïn

Digitized by Google

oder das Legumin mit dem Käsestoff der Milch eine überraschende Aehnlichkeit hat, so finden sich auch zwischen ihnen Verschiedenheiten. Es giebt nämlich mit Kalk- und Baryterde unlösliche Verbindungen, während der Käsestoff damit lösliche bildet. Dann ist ferner noch nicht untersucht, ob man aus einer Auflösung von Legumin vermittelst Kälberlaab Käse bilden kann, was doch wesentliche Eigenschaft des Käsestoffs in der Milch ist.

Wie dem aber auch sei, so viel ist gewifs, dafs das Proteïn in allen diesen Modificationen immer von der ganz nämlichen Zusammensetzung ist, dafs sie also alle leicht in einander übergehen können. Die Pflanzenstoffe also, welche bei den kräuterfressenden Thieren zur Blutbildung verwendet werden, enthalten die Hauptbestandtheile des Bluts fertig gebildet. Fehlen diese stickstoffhaltigen Stoffe in der Nahrung der Herbivoren, so hört die Ernährung der Thiere auf. Das Wunderbare in diesen Erscheinungen verliert sich, wenn man erwägt, dafs die Identität der vegetabilischen und animalischen Proteïnverbindungen nicht auffallender ist, als der Umstand, dafs man den Hauptbestandtheil des Ochsen- und des Hammeltalges in den Cacaobohnen, den des Menschenfettes im Olivenöl, den der Kuhbutter als Palmbutter auf Bäumen wachsend, und den des Pferdefettes und des Wallfischthrans in den ölreichen Samen wiederfindet.

So wenig man nun auch in Ungewifsheit sein kann, wie die Zunahme in der Masse der Organe eines Thieres vor sich geht, so bleibt nun noch die wichtige Frage zu lösen, welche Rolle die nicht stickstoffhaltigen Substanzen in der Nahrung der Herbivoren, wie Stärkemehl, Gummi, Zucker, und selbst die sogenannte Holzfaser, in dem Körper derselben spielen. Sie können bekanntlich ohne dieselben nicht existiren, und ihre Nahrung mufs eine gewisse Menge davon enthalten.

Diese Frage erstreckt sich gleichfalls auf die Bestandtheile der Nahrung der fleischfressenden Thiere in der frühesten Periode ihres Lebens, denn auch diese Nahrung enthält gewisse Bestandtheile, welche zur Erhaltung des Körpers derselben im erwachsenen Zustande nicht nöthig sind. In dem jugendlichen Körper der Fleischfresser geschieht offenbar die Ernährung auf eine ähnliche Weise, wie in dem Körper der pflanzenfressenden Thiere; seine Entwicklung ist an die Aufnahme einer Flüssigkeit gebunden, welche der Leib der Mutter als Flüssigkeit absondert.

Die Milch enthält nur einen stickstoffhaltigen Bestandtheil, den Käsestoff; aufser diesem sind die Hauptbestandtheile Fett und Milchzucker. In dem Käsestoff empfängt das junge Thier seinem Hauptbestandtheil nach das Blut seiner Mutter. In chemischer Verbindung enthält der Käsestoff eine weit gröfsere Quantität von Knochenerde, als das Blut, und zwar in einem höchst löslichen Zustande, überführbar also in alle Körpertheile.

Wozu dient nun aber Butter und der Milchzucker der Milch? Letzterer ist ähnlich den stickstofffreien Nahrungsmitteln, dem Zucker, Gummi, Stärkmehl, der Holzfaser zusammengesetzt. Sie bestehen aus Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff, und zwar letztere beide Elemente genau in dem nämlichen Verhältnisse wie im Wasser.

Durch diese stickstofffreien Stoffe ist also den stickstoffhaltigen eine gewisse Menge von Kohlenstoff oder, wie in der Butter, von Kohlenstoff und Wasserstoff zugesetzt, ein Ueberschufs von Elementen, der zur Blutbildueg nicht verwendet werden kann.

Aus den folgenden Betrachtungen wird sich ergeben, dafs dieser Ueberschufs an Kohlenstoff allein, oder an Kohlen- und Wasserstoff, zur Hervorbringung der animalischen Wärme, zum Widerstand gegen die Einwirkung des Sauerstoffs verwendet wird.

Um zu einer klaren Einsicht in das Wesen des Ernährungsprocesses in beiden Thierklassen zu gelangen, betrachten wir zuerst die Veränderungen, welche die Nahrung des fleischfressenden Thieres in seinem Körper erfährt.

Giebt man einer erwachsenen Schlange ein warmblütiges Thier zu verzehren, so findet man nur die Haare, Klauen, Federn und Knochen dieser Thiere scheinbar unverändert ausgeworfen; das Fleisch, Fett, Blut, Gehirn- und Nervensubstanz des verzehrten Thieres ist verschwunden; als einziges Excrement finden wir eine Materie, die im trocknen Zustande weifs wie Kreide ist.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 36.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1843.

Die organische Chemie in ihrer Anwendung auf Physiologie und Pathologie von Justus Liebig.

(Schlufs.)

Sie ist sehr reich an Stickstoff, und besteht, neben kleinen Mengen von kohlensaurem und phosphorsaurem Kalke aus harnsaurem Ammoniak. In diesem aber findet sich Kohlenstoff zum Stickstoff, wie im sauren kohlensauren Ammoniak; auf 1 Aequivalent Stickstoff sind 2 Aequiv. Kohlenstoff enthalten. Die Muskelfaser, das Blut, die Membranen und Häute des verzehrten Thieres enthielten aber auf die nämliche Menge Stickstoff viermal so viel Kohlenstoff, nämlich 8 Aequiv. auf 1 Aequiv. Stickstoff, und wenn man hiezu den Kohlenstoff des verzehrten Fettes, der Nerven- und Gehirnsubstanz hinzurechnet, so ist klar, dafs die Schlange auf 1 Aequiv. Stickstoff weit mehr als 8 Aequiv. Kohlenstoff verzehrt hat.

Wenn wir annehmen, dafs das harnsaure Ammoniak allen Stickstoff des verzehrten Thieres enthält, so sind offenbar wenigstens 6 Aequivalente Kohlenstoff, die mit diesem Stickstoff verbunden waren, in einer andern Form ausgetreten, als die übrigen zwei Aequivalente, die wir im harnsauren Ammoniak wiederfinden.

Die Faeces bei Löwen und Tieger sind sparsam und trocken, sie enthalten der Hauptsache nach Knochenerde, und nur Spuren von kohlenstoffhaltigen Materien, aber ihr Harn enthält kein harnsaures Ammoniak, wohl aber Harnstoff, eine Verbindung, in welcher Stickstoff und Kohlenstoff wie im neutralen kohlensauren Ammoniak, das heifst gegen 1 Aequiv. Stickstoff auch 1 Aequiv. Kohlenstoff enthalten ist, also in einem kleineren Verhältnifs von Kohlenstoff als wie bei den Schlangen, in welchen der Respirationsact bei weitem weniger thätig ist.

Aller Kohlenstoff und Wasserstoff, den die Nahrung dieser Thiere mehr enthält, als wir in den Excrementen wieder finden, sind als Kohlensäure und Wasser, durch den Respirationsprocefs verschwunden.

Man mufs indessen nicht annehmen, dafs die Stillung des Hungers, das Bedürfnifs nach Speise keinen andern Zweck habe, als die Erzeugung von Harnstoff, Harnsäure, Kohlensäure und den andern Excrementen, Materien, die der Körper ausstöfst. Die Speisen dienen in dem erwachsenen Thiere zum Ersatz an verbrauchtem Stoff. Gewisse Theile der Organe haben ihren Zustand des Lebens verloren, sie sind aus der Substanz der Organe ausgetreten und haben sich zu neuen Verbindungen umgesetzt. Die Speise des Fleischfressers wurde zur Blutbildung umgesetzt, und aus dem neu erzeugten Blute haben sich die umgesetzten Organe wieder neu gebildet. Der Kohlenstoff und Stickstoff der Nahrung sind zu Bestandtheilen des Organismus geworden. Eben so viel Kohlenstoff und Stickstoff, als die Organe abgegeben haben, ist ihnen durch das Blut, und in letzter Form durch die Speise wieder ersetzt worden.

Die neuen Verbindungen, welche durch Umsetzung der Bestandtheile der Organe, der Muskelfaser, der Substanz der Membranen, der Nerven- und Gehirnsubstanz entstanden sind, konnten keinen Augenblick, insofern sie löslich waren, an dem Platze beharren, wo sie entstanden sind; die Blutcirculation widersetzt sich diesem Beharren.

Das venöse Blut, ehe es zum Herzen gelangt, nimmt seinen Weg durch die Leber; das arterielle Blut geht durch die Nieren, welche alle für den Ernährungsprocefs untaugliche Stoffe davon scheiden. — Die neu entstandenen Verbindungen, welche den Stickstoff der umgesetzten Organe enthalten, sammeln sich in der Harnblase, und treten, indem sie einer weitern Verwendung unfähig sind, aus dem Körper aus. — Die andern, welche den Kohlenstoff der umgesetzten Gebilde enthalten, sammeln sich in Gestalt einer lös-

Digitized by Google

lichen, mit Wasser in allen Verhältnissen mischbaren Natronverbindung in der Gallenblase an, aus der sie sich im Duodenum mit dem Speisebrei wieder mischen.

Die stickstoffhaltigen Verbindungen, welche in Folge der Umsetzung der Gebilde entstanden sind, werden durch die Nieren von dem venösen Blute ausgeschieden; aber die kohlenstoffreicheren Producte kehren in den Körper des fleischfressenden Thieres zurück.

Der Kohlenstoff des verzehrten Fleisches und Blutes dient bei den Fleischfressern zur Unterhaltung des Respirationsprocesses, während der Stickstoff als Harnstoff und Harnsäure wieder erhalten wird. Ehe aber diese letzte Veränderung erfolgt, wird das todte Fleisch und Blut gleichsam zu lebendigem Fleisch und Blut, und es ist der Kohlenstoff, der durch Umsetzung der entstandenen Verbindungen zur Hervorbringung der thierischen Wärme dient.

Die Speise der Fleischfresser verwandelt sich in Blut, das Blut ist bestimmt zur Reproduction der Organe; durch die Blutcirculation wird ein Strom von Sauerstoff allen Körpern zugeführt. Die Blutkörperchen sind wahrscheinlich die Träger dieses Sauerstoffs; sie geben ihn beim Durchgang durch die Capillargefäfse wieder ab. Dieser Sauerstoffstrom begegnet auf diesem Wege den durch die Umsetzung der Gebilde entstandenen Verbindungen; er verbindet sich mit ihrem Kohlenstoff zu Kohlensäure, mit ihrem Wasserstoff zu Wasser, und alles was diesen Oxydationsprocefs nicht erlitten hat, kehrt als Galle wieder in den Körper zurück, wo es nach und nach verschwindet.

Alle Theile der Nahrung der Fleischfresser sind fähig in Blut überzugehen; ihre Excremente erhalten fast nur anorganische Substanz (Knochensubstanz) und was an organischen Stoffen diesen beigemischt ist, sind theils nur Excretionen, welche den Durchgang durch die Eingeweide vermitteln, theils den Ueberflufs der Speise, den das Thier genossen.

Das Gewicht eines erwachsenen fleischfressenden Thieres nimmt im Wesentlichen weder ab noch zu; Nahrung, Umsetzung der Gebilde und Sauerstoffverbrauch müssen also in einem ganz bestimmten Verhältnifs zu einander stehen. Aber das Gewicht eines sich entwickelnden jungen fleischfressenden Thieres bleibt sich nicht gleich; es nimmt im Gegentheile täglich zu.

Diese Thatsache setzt voraus, dafs der Assimilationsprocefs bei dem jugendlichen Thiere stärker ist, als der Procefs der Umsetzung der vorhandenen Gebilde. Der Blutumlauf ist in dem jungen Thiere aber nicht schwächer, sondern sogar beschleunigter; der Sauerstoffverbrauch und die thierische Wärme daher eher gröfser als kleiner wie bei dem erwachsenen Thiere. Aber da die Umsetzung der Gebilde langsamer vor sich geht, so würde es an denjenigen Materien fehlen, deren Kohlenstoff und Wasserstoff sich zur Verbindung mit Sauerstoff eignet. Diese Materien finden sich indessen in der Nahrung des jungen Thieres.

Der Kohlenstoff und Wasserstoff der Butter, der Kohlenstoff des Milchzuckers, aus welchem kein Bestandtheil zu Blut werden kann, sind zur Unterhaltung des Respirationsprocesses in einem Lebensalter bestimmt, in welchem die Stoffe in geringer Menge erzeugt werden, die im erwachsenen Zustande in völlig zur Respiration hinreichender Menge producirt werden.

Der Ernährungsprocefs der fleischfressenden Thiere stellt sich mithin in zwei Formen dar, von denen wir die eine Form bei den pflanzenfressenden Thieren wiederkehren sehen.

Bei dieser Thierklasse sehen wir, dafs während ihrer ganzen Lebensdauer ihre Existenz an die Annahme von Stoffen geknüpft ist, welche eine dem Milchzucker ganz gleiche oder ähnliche Zusammensetzung besitzen. Ihre Nahrung besteht aufser den oben erwähnten stickstoffhaltigen Substanzen gröfstentheils aus Pflanzenfaser, Stärkmehl, Gummi und Zucker.

Wir wissen, dafs die Zusammensetzung aller dieser Stoffe einander sehr ähnlich ist; alle lassen sich durch mannigfaltige Einflüsse in Zucker, und zwar in Traubenzucker verwandeln, und alle bestehen, aufser Kohlenstoff, aus Wasserstoff und Sauerstoff in dem Verhältnifs um Wasser zu bilden. Es ist also gleichsam Kohlenstoff, welcher den stickstoffhaltigen Bestandtheilen der Vegetabilien zugesetzt worden ist. Dieser Kohlenstoff wird bei den Pflanzenfressern zur Respiration verwandt. Da nun in der Nahrung derselben nur verhältnifsmäfsig eine kleine Menge von stickstoffhaltigen Substanzen enthalten ist, so erfolgt bei ihnen die Erneuerung der Gebilde, die Reproduction derselben bei weitem minder rasch.

Würde der Mensch, auf einem begrenzten Flächenraum, nur von animalischer Nahrung leben, so wäre er einer grofsen Vermehrung durchaus unfähig. Würde

Digitized by Google

der zum Athmen unentbehrliche Kohlenstoff nur von Thieren genommen, so würde der Mensch zu seiner Erhaltung und Ernährung eines ungeheuren Gebietes gebrauchen. In 15 Pfund Fleisch sind nicht mehr Kohlenstoff enthalten als in 4 Pf. Stärkmehl; während daher ein Mensch durch das Fleisch eines Thieres, und einem ihm gleichen Gewichte Amylum viele Tage hindurch sein Leben und seine Gesundheit erhalten kann, mufs er, wenn er blofs von Fleisch lebte, das Fleisch von 5 Thieren in derselben Zeit gebrauchen, um den für die Respiration unentbehrlichen Kohlenstoff zu erhalten.

Man sieht hieraus, in welchem engen Verbande die Vermehrung des Menschengeschlechtes mit dem Ackerbau steht.

Die Vergleichung der Zusammensetzung des Harns bei den fleisch- und kräuterfressenden Thieren zeigt deutlich, dafs der Act der Umsetzung der Gebilde in beiden sehr verschieden ist.

Der Harn der fleischfressenden Thiere ist sauer; es sind darin alkalische Basen mit Harnsäure, mit Phosphorsäure und Schwefelsäure vereinigt. Letztere stammen von dem Phosphor und Schwefel des Albumins und Fibrins der animalischen Nahrung, und werden durch den Sauerstoff des arteriellen Blutes oxydirt, und bei dem Durchgang durch die Nieren davon geschieden.

Der Harn der kräuterfressenden Thiere ist alkalisch; er enthält kohlensaures Alkali und eine so geringe Menge von phosphorsaurem Alkali, dafs sie von den meisten Beobachtern übersehen worden ist. Die Phosphorsäure, welche diese aus dem Phosphor des Pflanzenalbumin erhalten, kehrt bei diesen in den Organismus zurück, der sie zur Bildung der Gehirn- und Nervensubstanz, so wie der Knochen nicht entbehren kann. Wir finden sie nur in den festen Excrementen in Form von unlöslichen phosphorsauren Erden.

Die Fähigkeit der Zunahme an Masse, die Kraft der Assimilation ist bei den fleisch- und kräuterfressenden Thieren sehr verschieden.

Erstere verzehren ihre Beute nur dann, wenn sich in ihnen das Bedürfnifs des Hungers regt. Zur blofsen Erhaltung bedürfen sie schon an sich einer geringeren Menge an Nahrung, weil ihre Haut keine Schweifsporen hat, weil sie also bei gleichem Volum weit weniger Wärme verlieren als die Herbivoren, welche die verlorene Wärme durch die Nahrung ersetzen müssen.

Das Hausthier, besonders das, welches den Stall nicht verläfst, frifst den ganzen Tag hindurch, und ruht blofs um zu verdauen. Es nimmt von stickstoffhaltigen Stoffen in der Nahrung mehr auf, als es zur Reproduction bedarf, und zugleich mit diesen geniefst es noch eine ungleich gröfsere Menge von stickstofffreien Substanzen, als zur Unterhaltung des Respirationsprocesses und zum Ersatz an verlorener Wärme nöthig sind. Mangel an Bewegung und Abkühlung sind aber gleich einem Mangel an Zufuhr von Sauerstoff; es nimmt weniger davon auf, als zur Verwandlung des genossenen Kohlenstoffs in Kohlensäure nothwendig ist.

Das Fleisch der Hausthiere bedeckt sich bei der Mästung mit einer ungeheuren Menge von Fett; das der wilden Thiere, der Hirsche, Hasen und Rehe, die eine ganz gleiche Nahrung, wie unsere Hausthiere geniefsen, ist fettlos. Lassen wir die fetten Hausthiere in freier Luft sich bewegen, oder schwere Lasten ziehen, so verschwindet das Fett.

Die Fettbildung im Thierkörper wird offenbar bedingt durch ein Mifsverhältnifs in der Menge der genossenen Nahrungsmittel, und des durch die Lungen aufgenommenen Sauerstoffs.

Ein Schwein wird bei Mästung mit stickstoffreichen Nahrungsmitteln feist; bei Kartoffel-Fütterung erhält es wenig Fleisch, aber eine Decke von Speck. Die Milch der Kuh enthält bei Stallfütterung eine reichliche Menge Butter; auf freier Weide wird sie an Käsestoff reicher, und an Fett und Milchzucker ärmer. Durch Bier und stärkmehlhaltige Nahrung wächst der Buttergehalt der Frauenmilch; Fleischnahrung giebt eine an Käsestoff reichere Milch.

Auch bei den Carnivoren, welche aufser dem Fett in der animalischen Nahrung, keine stickstofffreien Substanzen geniefsen, nimmt die Fettbildung zu, wenn sie wie die Hunde und Katzen eine gemischte Nahrung zu sich nehmen.

Vergleichen wir nun die Zusammensetzung des Fettes vom Hammel, Ochsen, Schweine und Menschen mit der des Milchzuckers, der andern Zuckerarten, des Amylums, so finden wir, dafs sie dasselbe Verhältnifs von Kohlenstoff und Wasserstoff enthalten, und nur in dem Gehalte an Sauerstoff verschieden sind. Es ist daher klar, dafs durch ein einfaches Austreten von Sauerstoff Zucker, Amylum, Gummi u. s. w. in Fett übergehen können. Das Fett, in dem Saamen und den Früchten

Digitized by Google

der Pflanzen mag auf eine ähnliche Weise sich gebildet haben.

Die Ablagerung grofser Massen Fett ist stets als Folge eines Mifsverhältnisses in der Menge des genossenen Kohlenstoffs und des eingeathmeten Sauerstoffs. Im normalen Zustande wird eben so viel Kohlenstoff ausgeführt wie eingeführt. Steigern wir die Zufuhr der kohlenstoffreichen Nahrungsmittel, so bleibt nur in dem Fall das normale Verhältnifs, wenn durch Anstrengung und Bewegung der Umsatz befördert, wenn in gleichem Grade die Zufuhr an Sauerstoff vermehrt wird. Die Erzeugung von Fett beruht auf einem Mangel an Sauerstoff, aber in der Fettbildung selbst öffnet sich dem Organismus eine Quelle von Sauerstoff, und mit ihr eine neue Ursach der Wärmeerzeugung.

In einigen Krankheiten erleiden nachweisbar die stärkmehlhaltigen Stoffe diejenigen Veränderungen nicht, die sie befähigen den Repirationsprocefs zu unterhalten oder in Fett überzugehen. In dem diabetes mellitus wird das Amylon nicht weiter, als in Traubenzucker verwandelt, der ohne eine Verwendung zu finden aus dem Körper entfernt wird.

Die Nahrungsmittel des Menschen lassen sich nach dem Vorhergehenden in zwei Klassen theilen, in stickstoffhaltige und in stickstofffreie. Die ersteren besitzen die Fähigkeit, in Blut überzugehen, aus ihnen entstehen die Bestandtheile der Organe; die andern dienen im normalen Zustande der Gesundheit zur Unterhaltung des Respirationsprocesses. Die stickstoffhaltigen, welche man nach Liebig *plastische Nahrungsmittel* nennen könnte, sind: Fleisch und Blut der Thiere, Pflanzenalbumin, Pflanzenkaseïn, Pflanzenfibrin. Die stickstofffreien Nahrungsmittel, welche man *Respirationsmittel* nennen könnte, sind: Fett, Amylon, Gummi, Pflanzenschleim, die Zuckerarten, und ich möchte auch hinzufügen Holzfaser; ferner Wein, Bier, Brandtwein.

H. Rose.

XVIII.

1. *Die Stralsunder Memorialbücher Joachim Lindemanns und Gerhard Hannemanns ao.* 1531—1611. *Zum ersten Male aus den Handschriften herausgegeben und mit Einleitung, Inhaltsverzeichnifs, Bemerkungen und Wörtererklärungen begleitet von Dr. Ernst Heinrich Zober, Gymnasiallehrer und Stadtbibliothekar in Stralsund. Stralsund,* 1843. *bei Hingst. XVII.* 228 S. 8.
2. *Alterthümer der Stadt und des Landes Braunschweig. Nach gröfstentheils noch unbenutzten Handschriften und mit Abbildungen. Braunschweig,* 1842. *bei Otto. LXX.* 138 S. 4.

Als einen *ersten Theil* der Stralsundischen Chroniken hat der Dr. *Zober* in Gemeinschaft mit dem verewigten *Mohnike* vor zehn Jahren die sehr schätzbare Chronik des Stralsundischen Mönches und nachmaligen evangelischen Predigers *Johann Berckmann* herausgegeben, welche uns ein anschauliches Bild der dortigen Verhältnisse zur Zeit des Eindringens der lutherischen Lehre giebt. Dieser Chronik läfst er nun im vorliegenden Werke als einen *zweiten Theil* einige zu Stralsund geschriebene Memorialbücher folgen, deren Verfasser gleichfalls die Ereignisse ihrer Zeit berichten, und deshalb zu den beachtenswerthen Geschichtsquellen gehören. *Gerhard Hannemann* erhielt als ungefähr vierzigjähriger Mann im Jahre 1565. ein städtisches Amt zu Stralsund; er ward nämlich zum Untervogt oder Subpraetor ernannt, d. h. zu einem Gerichtsbeamten, welcher das Gericht in sogenannten Extrajudicialverhandlungen vertrat. Von ao. 1553 — 1587. zeichnete er sich in einem Memorialbuche die ihm bemerkenswerthesten Ereignisse in Stralsund und der Umgegend in kurzen Sätzen in pommerscher Sprache auf. Ob er dies aus eigenem Antriebe, oder in Folge obrigkeitlichen Auftrages that, bleibt ungewifs. Das Autographum seines Buches hat sich in der Stralsundischen Rathsbibliothek erhalten, und Abschriften desselben sind nicht bekannt. Die Aufzeichnungen bestehen in kurzen Sätzen, deren Hauptinhalt durch ein als Ueberschrift vorangestelltes Wort angedeutet ist, z. B. ao. 1555. „*Gestupet.* Des mandages vor Lucae Euangelistae, do wurt Grete Splites bi deme vinckenblocke gestupet, vnd dat js der kalemeters ehre lehen, dat se den vinckenblock vp dat marcket setten vnd wedder aff, wen solckes geschuet". Der vinckenblock war ein tragbarer Block, an welchem loses Gesindel gestäupt ward.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 37.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Februar 1843.

1. *Die Stralsunder Memorialbücher Joachim Lindemanns und Gerhard Hannemanns ao. 1531—1611. Zum ersten Male aus den Handschriften herausgegeben und mit Einleitung, Inhaltsverzeichniſs, Bemerkungen und Wörtererklärungen begleitet von Dr. Ernst Heinrich Zober.*
2. *Alterthümer der Stadt und des Landes Braunschweig. Nach gröſstentheils noch unbenutzten Handschriften und mit Abbildungen.*

(Fortsetzung.)

Der Herausgeber vermuthet, daſs das Wort vincke in dieser Benennung gebraucht sei in dem Sinne: loser Finke, loser Vogel. Wir sehen aus dieser Aufzeichnung, daſs die Zunft der kalemeters d. i. Kolenmesser das Recht hatte, den vinckenblock auf den Markt zu tragen, wenn er gebraucht ward, und ihn wieder fortzuschaffen. Oefter ist bloſs das Notabile als Inhaltsanzeige vorgesetzt; so heiſst es ao. 1564. „*Notabile.* Vp billige lichammes dach korem se vp dat nie einen meigreuen vth, togen vth ein borgermeister sampt 4 radtmannen, vngeferlich twe hundert manne mit harnisch gerustet tho perden, vnd wurdt wedder vp dat nie gekaren Marten Swarte, eines radtmannes sone". Der meigreue d. i. Maigraf war der Anführer bei dem Mairitt, einem Bürgerfeste im Frühlinge, ähnlich den Festen der späteren Schützencompagnien. Im Jahr 1577. berichtet ein Notabile den Waffenvorrath im fürstlichen Zeughause zu Wolgast; Hannemann sagt: Den 19. Julij bin ick tho Wolgast gewest vp Mines Gnedigen Heren tuechhuse, vnd dar bevunden vp einem bone [d. i. Boden] 88 grote gegatene veltstucke, 300 vnd 43 rore, 100 vnd 44 dubbelde haken, vnd 45 mannebarnisch, vnd etlike lode [Kugeln], vnd vp deme neddersten bone 48 halue slangen [Feldgeschütze], etlike swengel, touwe, schuffelen vnd hacken, vnd vp deme drudden bone etlike dusend spetzen [Spieſse], de verdich sint gewesen. Nur wenn Hannemann das Absterben eines Stralsundischen Predigers meldet, bedient er sich jedesmal der lateinischen Sprache, wahrscheinlich um dem gelehrten Stande die gebührende Ehre zu bezeugen. So heiſst es ao. 1565. „*Prediger.* In uespertino tempore natiuitatis Mariae decessit ex hac aerumnosa vita D. M. Ioachimus Otte, minister verbi dinini D. Nicolai". Vom 18. August 1580. bis zum 3. October desselben Jahres muſste er sechs Stralsundische Prediger als verstorbne anzeichnen; aber jeder erhält seine lateinische Todesanzeige. Auf die Hinrichtungen, Stäupungen, Ausweisungen aus der Stadt, und gewaltsamen Todesfälle, hat Hannemann besonders sein Augenmerk gerichtet, daher wir denn überall die Inhaltsanzeigen: affgehowen [Kopf abgehauen], gekoppet d. i. geköpft, gehenget, geradebraket, vorbrandt, gestupet, vp den kack [Schandpfahl] gesettet, vp dat radt gestott, leuendich begrauen, mit tangen thotagen [mit Zangen zerrissen] vnd vp dat radt gestott, finden, ferner: doetgesteken, doetgehowen, doetgewranget [todtgerungen, im Ringen getödtet], doetgevallen, doetgevraren, ilendes doetgebleuen [plötzlich gestorben], suluest doetgesteken d. i. Selbstmörder, doetgeslagen, doetgeklemmet, doetgeworpen, doetgeschaten, doetgevallen. Am Schlusse eines Jahres summirt Hannemann bisweilen alle seine Geköpften, Gehängten, Geräderten, und Getödteten zusammen. Mit dem Hängen war man sehr bald bei der Hand; z. B. anno 1574. „den 9. November wurt Ioachim Schuneman gehenget, de Henninck Pletzen etlick lowent [Leinwand] gestalen hedde. Auch das *Lebendigbegraben* kommt als Strafe des Diebstahles vor, nämlich bei Frauen. So heiſst es in den Aufzeichnungen des Jahres 1567: Des mandages nha Reminiscere wurt Catharine Muler vth deme landt tho Rugen

Digitized by Google

leuendich begrauen, de gestalen hedde. Im Jahre 1558. heifst es: Vp Marien lichmissen auendt, do wurt Jacob Klenckenbargs dockter leuendich begrauen, ohne dafs das Vergehen angegeben wird. *Verbrennung* fand bei Mord und Giftmischerei statt; im Jahre 1570. heifst es: Den 6. Septembris do wurt Tilsche Gosehalses vorbrandt vp deme Houeschen barge, de einen jungen hedde doetgesteken mit einer vorcken [Mistgabel], vnd Christoffer Morder tho Mutzkow dre kinder vorgeuen. Der Name Tilsche ist eine Abkürzung von Elisabeth; eigentlich lautet er Ilsche, wie er noch in Pommern gebräuchlich ist. Diesem Ilsche wird ein T vorgeschoben, und eben so wird Adelheid niedersächsisch verkürzt in Aleke, und dafür mit vorgeschobenem T auch Taleke gesagt. Ein Weib, welches Mannskleider angezogen hatte, ward aus der Stadt verwiesen: ao. 1569. den 30. Augusti wurt vth der stadt vorwiset Anne Mentze, de sick uhorkledet hedde vp der wacht [Wache] in manskleder. Wer schon einmal aus der Stadt verwiesen worden, und sich wieder sehen liefs, dem ward eine fühlbare Erinnerung gegeben: ao. 1571. den 30. Marcii wurt Joachim Schulte wedder vth der stadt vorwiset, dede [welcher] ein mal de stadt vorswaren hedde, vnd wurden ehme twe vinger vth der handt geslagen, vnd ahn den kack [Schandpfahl] genagelt. Politische Ereignisse und ungewöhnliche Naturerscheinungen werden gleichfalls von Hannemann angezeichnet: ao. 1569. den 2. Maij wurden dre sunnen ahn deme hemmel geseen tho veer vnd vif des morgens, vnd etlike grote crutze tuschen elven vnd twelven vp den middach; wat ouerst solckes bedudet, dat is godt deme almechtigen alleine bekandt.

Den Beschlufs macht ein ao. 1560. vom Magister Johann Stüblinger, Prediger zu Stralsund, aufgesetztes Verzeichnifs der losen Frauen daselbst, deren Frechheit er schildert. Er bemerkt, es sei zu Rostock der Befehl an die losen Frauen ergangen, die Stadt zu verlassen, oder innerhalb dreier Wochen sich in den Ehestand zu begeben. Demnach hätten drei jener Frauen, nämlich eine Namens Schlahintfeldt d. i. Schlag ins Feld, eine andre, genannt Lange Anna, und eine dritte, genannt Grawe Esel van Lubke d. i. grauer Esel von Lübeck, sich bekehrt, und Ehemänner genommen. Die übrigen seien verstoben und verflogen nach Lübeck, Hamburg und andren Orten. Auch nach Stralsund seien zwei Wagen voll gekommen, und trieben nun dort ihr Wesen. Sie verrühmten sich auch, dafs sie es bei dieser Lebensweise viel besser hätten als im Ehestande: De horen laten sick horen, dat se node echtemans hebben wolden [die Bulerinnen lassen sich hören, dafs sie ungern Ehemänner haben wollten], wente [weil] se musten armut, hunger vnde nodt lydenn, dar se nu mit den budelen vull daleren ruschen, vnde guden claret [d. i. Würzwein] vp der apotekenn de vulle krigenn. Ferner schildert er: Plonnye der arstinnen vnde warzagerzchen legende thom Sunde d. i. Apolloniens, der Aerztin und Wahrsagerin Lügnerei zu Stralsund, und beschreibt ihre Hexenkünste, unter denen auch das böten d. i. das Stillen der Schmerzen, vorkommt. Man sieht, dafs die Schrift zur Geschichte der Sitten und Gebräuche des sechszehnten Jahrhunderts viele merkwürdige Beiträge liefert.

Joachim Lindemann, der Verfasser des zweiten Memorialbuches, war ein geborner Stralsunder, und bekleidete die Stelle eines Rathssecretarius zu Stralsund von ao. 1561 bis 1577. Er schrieb sein Buch wahrscheinlich mit Wissen und im Auftrage des Rathes, daher sich oft Urkundliches darin findet, auf Acten und Protocolle verwiesen wird, und an einzelnen Stellen wirkliche Protocolle mitgetheilt werden. Nach *Lindemanns* Zeit ward das Memorialbuch durch dessen Amtsnachfolger *Martinus Andreae* fortgesetzt, der auch in den früheren Abschnitten des Buches einiges ergänzte. Die Erzählung in diesem Buche besteht nicht in kurzen Sätzen wie bei Hannemann, sondern ist ausführlich und zusammenhängend. Einige Stellen sind in pommerscher Sprache geschrieben, das Meiste aber in hochdeutscher. Das Buch beginnt mit einer Aufzeichnung, die das Jahr 1531. betrifft, und das Absterben und die Bestattung des Herzoges *Georg* von Pommern berichtet. Dann aber hebt die Reihe der chronologisch zusammenhängenden Berichte mit dem Jahre 1560. an, und ist bis ao. 1611. fortgeführt. Sehr ausführlich sind die Feierlichkeiten und Verhandlungen erzählt, welche zu Stralsund vorfielen, als ao. 1601. daselbst der junge Herzog *Philipp Julius* von Pommern die Huldigung der Stadt annahm. Bei solchen Gelegenheiten verlangten die Städte immer, dafs der Fürst erst die Privilegien bestätige, bevor die Huldigung geleistet würde, und darüber erhoben sich denn auch diesmal zu Stralsund viele Verhandlungen. Der Herzog hatte den Generalsuperintendenten *Runge*,

Digitized by Google

einen um die Pommersche Kirche sehr verdienten Mann, mitgebracht. Derselbe hielt die Huldigungspredigt, und spielte darin auf die Widersetzlichkeit der Stralsunder gegen den jungen Landesherrn an, doch ohne sie zu nennen. Hierüber zeigt sich der Verfasser des Memorialbuches, als guter Stralsundischer Bürger höchst entrüstet. Er sagt: „Da hat Doctor *Rungk* von Gripswald, als ein generalis superintendens, einen Text aus dem fünften Capitel des Buchs der Richter, vnd wie man eigentlich sagte, vp anschündent [d. i. Anstiftung] der hertzogin von Loitz oder der fürstlichen widwen, herunter gelesen, vornemblich vmb dieser darin enthaltenen wort willen: *Ruben hielt viel von ihm* [d. i. sich], *vnd sonderte sich von vns abe*, vnd brachte ein hauffen vorgeblicher wortt, die doch nicht war waren, alfs: das Stralsund auch hoch von ihm [sich] hielte, vnd was sonders sein wolte. Wiewol er aber diese stad Stralsund nicht specificirte, so war doch kein rechtschaffener christ, ja fast kein kind, das es nicht mit beiden henden solte haben konnen ergreiffen, das er die herrn regenten dieser stad [d. i. den Rath] meinete, weil er zu vielmahlen brachte: es wolten auch ihr etliche singulares sein, liefsen sich hoch beduncken, wolten ihre privilegia weiter deuten alfs die, so sie ausgegeben hetten. Vend zwar die predigt were befser einem erfarnen, doch gottesgelerten vnd christlichen *juristen* angestanden, alfs einem solchen *affectionirten suppenfräfsigen pfaffen*, dieweil er sich die privilegia dieser Stadt in Disputation zu ziehen, vnd daruber einen grofsen zweiffel einzufuren, sich nicht entferbete noch schemete". Da der fürstliche Secretarius einen in pommerscher Sprache abgefafsten Privilegienbrief ins Hochdeutsche übersetzen wollte, indem der Gebrauch der hochdeutschen Sprache damals von den fürstlichen Canzleien ausging, so ward doch solches vom Stralsunder Rathe verbeten. Der Verfasser sagt: „Vnd obwol der fürstliche secretarius zuvor andeutet, das er diesen brief, wie andere geschehen, in hochteutsch versetzen wolt, so widersprach doch solchs der rath, sagend: „nein; wir weren Pommern, vnd wolten vns der muttersprache nicht schemen". — Am Schlusse hat der Herausgeber ein ausführliches Inhaltsverzeichnifs für beide Memorialbücher, und eine Erklärung der dunkleren Wörter, hinzugefügt, welche auch manche schätzbare Erläuterung älterer Gebräuche und Einrichtungen enthält. Das Wort *zueschort*, welches die Beschädigung einer Glocke S. 25 bezeichnet, wird bedeuten: zerscheuert; im jetzigen pommerschen Plattdeutsch spricht man es: *terschürt*, aus; wie das ältere *horen*, d. i. hören, jetzt hüren lautet. Das Wort *unkenhaftig*, welches S. 83 den Zustand eines im Wasser gefundenen Leichnames bezeichnet, theilt der Herausgeber ab: *unkenhaftig*, und übersetzt: Unkenartig, Froschartig. Allein es ist *un-kenhaftig* zu theilen, und *unkenntlich* zu übersetzen; der Körper war unkenntlich geworden. Noch jetzt sagt man: he is mi nich kenhaftich, er ist mir nicht bekannt. Der Herausgeber verspricht, als *dritten Theil* dieser Stralsundischen Chroniken nachfolgen zu lassen Auszüge aus dem *Gentzkowschen Tagebuche*, deren Erscheinen uns sehr erwünscht sein wird. Er verfährt bei der Bekanntmachung solcher älterer Geschichtsdenkmäler mit derjenigen Sorgfalt und Genauigkeit, welche den Arbeiten dieser Art erst ihren eigentlichen Werth verleihet.

Das Werk nro. 2. enthält den Anfang einer reichhaltigen Beschreibung der Alterthümer Braunschweigs, und besteht aus einer Reihe einzelner Abhandlungen, die von verschiedenen Verfassern geschrieben sind, deren Namen theils vollständig, theils abgekürzt, unterzeichnet werden. Die öffentlichen Einrichtungen und die bürgerlichen und häuslichen Verhältnisse in den Städten *Niedersachsens* erhalten durch diese Schilderungen des in Braunschweig einst Bestehenden dankenswerthe Erläuterungen, und unsre Kenntnifs der *älteren niedersächsischen Sprache* empfängt gleichfalls erwünschte Bereicherungen. Die Nachrichten, welche das Werk mittheilt, sind aus den alten Braunschweigischen Stadtbüchern, Vermächtnissen, und anderen zuverläfsigen Quellen geschöpft. Die Herausgeber bemerken, dafs das durch die unermüdliche Thätigkeit des Stadtdirectors *Bode* zu Braunschweig geordnete städtische Archiv jetzt dem vaterländischen Geschichtsforscher reiche Schätze zur Benutzung darbiete, so wie auch durch desselben Mannes preiswürdige Bemühung eine Sammlung Abzeichnungen der merkwürdigsten alten Bildwerke und Inschriften Braunschweigs für die Stadt erworben worden sei. Als *Einleitung* zu den Abhandlungen sind S. I — LXX vorangesendet: *Andeutungen zur Geschichte von Braunschweig*, von Dr. *Vogel*. Der Ver-

Digitized by Google

fasser konnte darin natürlich nur kurze Uebersichten der Hauptperioden der Geschichte der Stadt geben, und benutzt dabei die Rehtmeiersche Chronik, das vom Dr. Scheller herausgegebene Schichtbôk, und andre ältere Quellen. Er führt seine Darstellung bis zu der Zeit fort, wo am 28. October 1806. der französische Commissair Malraison Braunschweig für erobertes Land erklärte, und nun die französische Wirthschaft eintrat. Mit Recht bemerkt er, wie diejenigen, welche heutiges Tages von Frankreichs Einwirkung auf Deutschland die Freiheit sich versprechen, es vergessen haben, welche Rolle der Franzose den Deutschen gegenüber spielt, und welches Benehmen er noch bei jeder französischen Heimsuchung Deutschlands gezeigt hat. Der Franzose hält sich für ein höheres Wesen, welches noch sehr herablassend verfahre, wenn er der bête allemande erlaubt, das Geschäft eines Bedienten bei ihm zu übernehmen.

Die einzelnen Abhandlungen nun sind folgende. 1. *Die sieben Thürme am Altenstadtmarkte zu Braunschweig*, mit einer Abbildung der neueren Gestalt dieses Hauses. Schon in einem Documente von ao. 1292. wird ein Alexander de septem turribus genannt, welcher als Braunschweigischer Bürger jenes Gebäude bewohnte. Neben dem Hause war ein ovesblek d. i. Traufenfleck oder freier Platz, welchen die schowerten d. i. Schuhmacher bebauten, wahrscheinlich mit Buden, in denen sie ihre Waare feilboten. Von diesem Alexander, in der Verkürzungsform Sander genannt, kam das Haus an das Geschlecht der van deme Damme, welche es im 14. Jahrhundert bewohnten. Zur Zeit des grofsen Aufstandes ao. 1374. wohnte dort der Bürgermeister Tile van deme Damme, welcher enthauptet ward. Die ursprüngliche Gestalt des Hauses ist nicht bekannt; doch sieht man auf der beigefügten Abbildung des späteren Gebäudes im Giebelfelde eine Burg mit sieben Thürmen dargestellt. Der Verfasser theilt S. 3 mehrere Beispiele der verschiedenen Arten von Familiennamen mit, die im 13. und 14. Jahrhundert in Braunschweig üblich waren. Einige beziehen sich auf Oertlichkeiten, wie van deme Klinte, d. i. von der Ecke, van dem Broke, d. i. vom Bruche; andre bezeichnen Gewerbe, wie: Aderlater, Venstermeker; andre sind Beinamen oder Spitznamen, wie Schrekendüvel, Neredikgerne, d. i. Nähre dich gerne. 2. *Die Gödebrunnen und Wasserleitungen zu Braunschweig.* In der Nähe von Braunschweig befinden sich drei Quellen, deren zwei durch Wasserleitungen in die Stadt Wasser führen. Sie werden in Urkunden des 14. Jahrhunderts *joghetborne* d. i. Jugendbrunnen genannt. Im Jahre 1661. erscheint dafür der Name jörtbrunnen, und jetzt werden sie gödebrunnen genannt. Der Verfasser ist geneigt, letztere Benennung als aus görebrunnen d. i. Liederbrunnen, entstanden zu betrachten. Das niedersächsische d, zumal das doppelte, geht in der Aussprache freilich leicht in r über, indem man in Pommern und Meklenburg z. B. statt ik hadde, ich hatte, spricht: ik harr. Aber der umgekehrte Fall erscheint zweifelhaft. Aus joghetborne mag durch Zusammenziehung godeborne entstanden sein. Sonst sind göde und gödeke auch die Abkürzungen der Namen Gotfrid und Gothard. Der Brunnen auf dem Altenstadtmarkte trägt Inschriften vom Jahre 1408., die theils biblische Sprüche sind, theils wenigstens auf Bibelstellen anzuspielen scheinen. Die eine Inschrift lautet: sunt hebbe ik so maket gar unde werden nicht mer unvrochtbar. Der Verfasser nimmt das Wort *sunt* in dem Sinne: feucht, fliefsend; aber es ist wohl nur das gewöhnliche *sunt*, welches: gesund, bedeutet, und auch in dem Worte suntmaker, d. i. Heiland, gebräuchlich ist. 3. *Das Luderziehen*; Beitrag zur Sittengeschichte Braunschweigs; mit einer Abbildung. An einem auf der Breitenstrafse in Braunschweig gelegenen Hause, welches der Inschrift zufolge ao. 1464. erbaut ward, befindet sich ein Schnitzwerk; es zeigt zwei fast völlig nackte Männer, welche, Rücken gegen Rücken gewendet, bemüht sind, sich vermittelst zweier Knebel, von denen jeder der Männer einen im Munde hält, und die durch Stricke mit einander verbunden sind, hin und her zu zerren; ein neben ihnen stehender Mann zeigt mit dem Finger auf sie; auf der andren Seite von ihnen ist ein Menschenkopf, welcher die Zunge aussteckt. Eine ganz ähnliche Darstellung findet sich an einem andren, an der Steinstrafse in Braunschweig, gelegenen Hause, und eine dritte ähnliche Darstellung über einer Thür des Rathhauses zu Hannover.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 38.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1843.

1. *Die Stralsunder Memorialbücher Joachim Lindemanns und Gerhard Hannemanns ao.* 1531—1611. *Zum ersten Male aus den Handschriften herausgegeben und mit Einleitung, Inhaltsverzeichniſs, Bemerkungen und Wörtererklärungen begleitet von Dr. Ernst Heinrich Zober.*
2. *Alterthümer der Stadt und des Landes Braunschweig. Nach gröſstentheils noch unbenutzten Handschriften und mit Abbildungen.*

(Schluſs.)

Im *Eulenspiegel* wird erzählt, wie Eulenspiegel es anfing, daſs des kargen Bauern Hühner *das Luder zogen.* Er nahm mehrere Fäden, in der Mitte zusammengebunden, und befestigte an das Ende jedes Fadens einen Bissen Brodt; die Hühner schluckten nun diese Bissen auf, und zerrten sich dabei hin und her, weil die Fäden in der Mitte an einander befestigt waren. Das Wort *luoder* bedeutet im Mittelhochdeutschen: Lockspeise, Köder, und daher nahm es auch die Bedeutung: Aas, an. Das Zeitwort *luedern* bedeutet im Mittelhochdeutschen: durch eine Lockspeise anziehen machen. Also ist *am Luder ziehen* so viel wie: *am Köder ziehen.* Ob nun aber die in jenen Bildwerken dargestellte Handlung, *das Köderziehen*, eine Fastnachtsposse, oder eine Strafe war, bleibt noch zu ermitteln. 4. *Der Rennelberg, ehemalige Vorstadt Braunschweigs.* Vor dem alten Petrithore Braunschweigs liegt ein Platz, welcher in den Urkunden de rennelberch genannt wird, und in lateinischen auch: mons cursorum, heiſst. Neben ihm auf einer Anhöhe stand das Kreuzkloster. Wahrscheinlich erhielt jener Platz seinen Namen von dort gehaltenen *Rennspielen.* Denn in der Kämmereirechnung der Altstadt von ao. 1354. werden verschiedene Ausgaben aufgeführt, als gezahlt: den Rennern der Stadt zur Kleidung, für Hafer den Rennern zu Ostern, den Dienern, welche die Renner aufrufen und einladen. Der Verfasser giebt sehr reichhaltige Nachrichten über die Gerichte, Gewerbe, Märkte, Einwohner, und das Kloster des Rennelberges, alles dieses aus Urkunden und Vermächtnissen schöpfend. 5. *Der schwarze Bock*; ein Haus in der Schuhstraſse, welches sich durch viele an demselben angebrachte Bildwerke auszeichnete, die zum Theil auf der beigefügten Tafel dargestellt sind. Das S. 68 erwähnte niedersächsische erwähnte Wort *tweseken*, Zwillinge, ist nicht in *twe-seke*, zwei Sieche, abzutheilen, sondern bedeutet nur: zweiige, gezweiete, doppelte; es ist das althochdeutsche zwiski, das altsächsische *tvisk*, welches: zweifach, bedeutet. 6. *Die faule Mette*, das im Jahr 1409. zu Braunschweig gegossene groſse Geschütz. Viele Nachrichten über die Beschaffenheit und die Benennungen der alten Geschütze werden hier angeknüpft. 7. *Handel und Gewerbe Braunschweigs in den älteren Zeiten.* Diese umfangreiche Abhandlung erörtert die Privilegien, Freiheiten und Geleite, die Innungen, Gilden und Brüderschaften, die Waarenniederlagen und Waarenausstellungen, die Gebräuche der Gilden. In den vom Verfasser aus den Originalurkunden angeführten Stellen kommen hier viele seltene, zum Theil dunkle, Wörter der niedersächsischen Sprache vor, wie S. 96 *swerdekorden, swerdspöne, schoywen, sperlaken, tauelyt, dovste, tanthey, swerueu*; der *kumpstkol* ebendaselbst wird wohl eingemachter Sauerkohl in Tonnen sein; sperlaken war Spannlaken, d. i. Tuch, welches über Wagen gespannt ward, siehe Frisch Wörterbuch im Artikel: Sperlaken. Es ist sehr zu wünschen, daſs die Verfasser dieser Beschreibung der Alterthümer Braunschweigs, durch eine hinlängliche Theilnahme des Publicums unterstützt, ihre Sammlung rasch fortsetzen mögen. Je mehr wörtliche Mit-

Digitized by Google

theilungen sie aus ihren Quellen in der Originalsprache geben, desto gröfsere Dienste werden sie Sprachforschern und Geschichtsforschern leisten.

J. G. L. Kosegarten.

XIX.

Artur, Traité élémentaire de la Capillarité. 1842. 286 *p.* 8.

Wer in diesem Buche eine wissenschaftliche Zusammenstellung der bisher bekannten Beobachtungen und Ansichten über die Capillarität erwartet, der findet sich getäuscht. Der Verfasser kümmert sich fast gar nicht um fremde Versuche, und um die herrschende Theorie nur so weit, als er sie zu widerlegen sucht. Alles ist ihm vielmehr eigenthümlich, die Versuche sind die seinigen, die Theorie ist neu, und ihre Anwendung erstreckt sich auf alle Gebiete der Natur. Aber prüfen wir die Beobachtungen und die Theorieen des Verfassers genauer, so müssen wir uns wundern, dafs ein solches Buch von einem Pariser ausgehen konnte. Paris ist sonst eine so vortreffliche Schule für die Physik und die Chemie, dafs man in den dort erscheinenden Werken gute Beobachtungen mit genauen Apparaten und in der Theorie wenigstens *den* Standpunct in der Wissenschaft zu finden pflegt, den sie in Frankreich erreicht hat. Dem vorliegenden Buche kann man jedoch diese Vorzüge nicht zuerkennen.

Es beginnt mit der Widerlegung der bisher herrschenden Theorie der Capillarität; aber von dieser Theorie weifs er offenbar nur das, was in den elementaren Lehrbüchern der Physik zu stehen pflegt und selbst dieses hat er mifsverstanden; denn was in der Theorie, die er an die Stelle der von ihm verworfenen setzt, verständlich ist, stimmt mit der gewöhnlichen überein. Seine Darstellung ist überdies, wo sie Zahlen betrifft, so ermüdend weitschweifig und schülerhaft, dafs der Umfang seiner mathematischen Kenntnisse wol kaum über die ersten Elemente hinausgeht, und wenn man bei seiner Berechnung der mittleren Werthe auf Zahlen wie $0{,}022\frac{3}{10}$ oder $0{,}018\frac{3}{8}$ stöfst, so könnte man zweifeln, ob Hr. Artur auch weifs, was Decimal-Brüche sind.

Zu seinen Beobachtungen nimmt er ein Dutzend Röhren, deren Caliber nur sehr oberflächlich bestimmt ist. Diese gebraucht er bei *allen* Flüssigkeiten. Seine Resultate weichen etwas ab von dem Gesetze, dafs die Höhe dem Radius umgekehrt proportional sei; die Flüssigkeiten steigen in engen Röhren in der Regel verhältnifsmifsig etwas höher an, als in weiteren. Er nimmt daher an, das dafs Innere der Röhren mit einer Schicht Flüssigkeit von constanter Dicke ausgekleidet sei und man diese Dicke von den Radien der Röhren abziehen müsse, um die eigentlich thätige Gröfse derselben zu erlangen. Er bezeichnet sie auf $\frac{1}{20}$ — $\frac{1}{40}$ Millimeter. Aber seine Beobachtungen geben für diese Dicke sehr verschiedene, sogar zuweilen negative Werthe; er giebt selbst Fehler von $1\frac{1}{2}$ Millimeter zu und wahrscheinlich sind sie noch gröfser. Die Abweichungen von den bekannten Gesetzen rühren unstreitig von fehlerhaften Ablesungen oder Reductionen her, sie sind weder von Gay-Lussac noch von spätern genauen Beobachtern wahrgenommen.

Um genaue Resultate zu erlangen mufs man seine Röhren erstlich genau calibriren und sich durch mikrometische Messungen unter dem Mikroskop überzeugen, dafs sie rund sind. Man darf ferner die Röhren, welche bei Oelen und selbst bei Aether oder Weingeist, die auch nur die Spur eines öligen Stoffes enthalten, nicht wieder gebrauchen; denn sie werden durch die kleinste Verunreinigung schwer benetzbar und daher unzuverläfsig. Wer ferner die Capillarität in höhern Temperaturen bestimmen will, darf nicht blofs die Flüssigkeit im Gefäfse erwärmen, sondern mufs die ganze Röhre auf einer höheren Temperatur zu erhalten wissen. Dieses ist bei dem gewöhnlichen von Artur angewendeten Apparate nicht möglich und die von ihm gefundenen Resultate sind daher auch nicht genau, wie man aus einer Vergleichung derselben mit den vor einigen Jahren von *mir* bekannt gemachten Beobachtungen ersehen kann.

In dem Buche sind noch einige Versuche über die Capillarität von sehr verdünntem Weingeiste, die ganz interessant wären, wenn nur die Beobachtungsweise genauer wäre. Sie bestätigen die Unregelmäfsigkeit in dem relativen Gange der Capillarität und des specifischen Gewichtes, den schon Gay-Lussac und ich beobachtet haben. Bekanntlich ist auch die Veränderung, welche das Brechungsverhältnifs für Licht und die Ausflufsgeschwindigkeit durch enge Röhren unter ähnlichen Umständen erleidet, ziemlich unregelmäfsig. —

Digitized by Google

Hr. Artur hat auch einige dem Leidenfrostschen verwandte Versuche mitgetheilt! Er erklärt sie durch eine festere, die Oberfläche des Tropfens bildende Haut, welche die Berührung verhindern soll. Auch er fällt in den von so vielen Beobachtern, ältern und neuern, begangenen Fehler, dafs er behauptet, die Verdampfung sei in höhern Temperaturen oft kleiner als in niedern. Die Verdampfung steigt vielmehr *immer* mit der Temperatur, der Tropfen mag den Körper benetzen oder nicht; nur darf man diese zwei gänzlich verschiedenen Zustände, wobei der Tropfen entweder ruhig liegend (oder rollend) allmälig verdampft, *oder* in einer gegen seine Masse grofsen Oberfläche das heifse Gefäfs berührend, mit einer Explosion zu Dampf wird, nicht mit einander verwechseln.

Den Haupttheil des Buches bildet die Anwendung der Capillarität auf andre Erscheinungen, und ihrer sind sehr viele. Der Chemismus, der Ernährungs-Procefs im Thiere und in der Pflanze, selbst der meteorologische Procefs rührt grofsentheils von denselben Gesetzen her wie das Aufsteigen der Flüssigkeiten in engen Röhren. Der Vf. macht es hierbei wie alle Physiker, die nur *eine* Klasse von Erscheinungen vor Augen haben, sie sehen sie überall, verwechseln genetische Verwandtschaft mit äufserer Aehnlichkeit und vermeinen zu erklären, wo sie für jeden neuen Fall eine besondre Hypothese anwenden müssen.

Es ist seltsam, dafs der Ausdruck *Capillarität*, der sich nur auf einen speciellen Fall bezieht, so häufig zur Bezeichnung einer so ausgedehnten Klasse von Erscheinungen gebraucht wird. Man sollte dafür *Flächen-Anziehung* sagen oder mit Th. Young *Cohäsion flüssiger Körper*. In meiner Cohäsionslehre, wo diese Gegenstände ausführlich, sowohl nach ihrer experimentellen als theoretischen Seite behandelt sind, habe ich diesen Ausdruck beibehalten und die zwei Haupt-Abtheilungen dieser Klasse von Erscheinungen, nämlich die Anziehung der Flüssigkeiten auf homogene und auf heterogene Körper durch *Synaphie* und *Prosaphie* bezeichnet. Die Gesetze der Synaphie sind ziemlich bekannt, die der Prosaphie sind weit mannigfaltiger und dunkler. Ich will hier an einige derselben erinnern.

Das *Benetzen* oder die Verbreitung eines Tropfens auf der Oberfläche eines andern festen oder flüssigen Körpers, der Gegenstand so vieler Versuche am Anfange dieses Jahrhunderts, ist eine Function zweier Kräfte, der Anziehungen der Theile des Tropfens zu einander und zu der Oberfläche, je gröfser diese, je kleiner jene, desto leichter mufs der Tropfen zerfliefsen. Unter übrigens gleichen Umständen wird daher die Flüssigkeit, welche in der Haarröhre niedriger steht, d. h. eine kleinere Synaphie hat, leichter zerfliefsen. Aether und Oele zerfliefsen daher leichter wie Alkohol und Wasser zerfliefst nur schwer. — Das *Sieden* besteht in der Entwicklung von Dampfblasen an der Grenze der Flüssigkeit und des Gefäfses, *niemals* in dem Innern derselben. Je stärker nun die Flüssigkeit an dem Gefäfs haftet, desto gröfser wird die Kraft sein müssen, welche diese Anziehung aufheben kann. Die Kraft des Dampfes, der Siedepunct wird also um so höher steigen, je leichter das Gefäfs benetzt wird, also in der Regel, je niedriger die Flüssigkeit in der Haarröhre ansteigt. Bekanntlich steigt der Siedepunct des Wassers in Glasgefäfsen niemals so hoch über seinen Normalpunct, d. h. denjenigen, wo die Elasticitäten des Dampfes und der Atmosphäre einander gleich sind, als es bei Alkohol, bei Aether, bei Oelen, bei Schwefelsäure der Fall ist. Ist das Sieden einmal eingetreten, so sinkt bekanntlich die Temperatur auf den Normalpunct herab und gewöhnlich hört das Sieden nach einiger Zeit wieder auf. Diese Uebereinstimmung zwischen der Gröfse der Differenz, zwischen dem wirklichen und dem normalen Siedepuncte und der Capillarität hat Artur ganz richtig bemerkt; aber ich habe sie schon vor vielen Jahren in meiner Cohäsionslehre angeführt und erklärt.

Die heterogenen mit ihren Orberflächen sich berührenden Körper haben nicht selten eine gröfsere Anziehungskraft als die Theile *eines* Körpers, die sich oft leichter von einander als von dem fremden Körper trennen, selbst wenn dieser eine für alle Instrumente und sogar für das Licht unmefsbare Dicke hat. Diese Schichten sind es, welche die Anwendung einer Adhäsionsplatte oder Haarröhre für verschiedene Flüssigkeiten so sehr erschweren; sie sind es, welche den Metallen, dem Glase so sehr leicht die Benetzbarkeit rauben, welche den Einflufs von Glimmerblättchen und Kalkspath auf sich bildende Krystalle aufheben, während sie frisch angewendet, diese Krystalle zu einer krystallographisch gewissen Stellung bestimmen; sie sind es, welche das Platin inactiv auf Wasserstoff machen und sie sind es auch sehr wahrscheinlich, welche die elektrische Ladung des Platins und Kupfers, die Pas-

Digitized by Google

sivität des Eisens und überhaupt den elektrischen Leitungs-Widerstand hervorbringen.

In einer andren Sphäre tritt dieselbe Kraft bei der Absorption von Flüssigkeiten durch poröse feste Körper, Thon, Gyps, organische Gewebe hervor. Ein poröser Körper unterscheidet sich zwar nur quantitativ von einem Körper mit einfacher Oberfläche, aber die Gröfse der Oberfläche in dem porösen Körper im Verhältnifs zu seiner Masse bringt Erscheinungen hervor, die man bei einer gewöhnlichen Oberfläche nicht wahrnehmen kann; der Körper schwillt durch Aufsaugen einer Flüssigkeit z. B. von Wasser auf, ein Theil des absorbirten Wassers kann ihm zwar durch äufsern Druck oder durch Verdampfung wieder entzogen werden: aber ein Theil bleibt ihm, er zieht ihn sogar, wenn er nicht so viel besitzen sollte, aus der feuchten Luft an und die Menge des absorbirten Wassers und das Volumen des porösen, hygroskopischen Körpers tritt in ein gewisses Verhältnifs zu der Menge des Wasserdampfes in der Atmosphäre. Es giebt sogar Erscheinungen, aus denen hervorgeht, dafs nicht blofs poröse Körper, sondern auch ebene Oberflächen im Stande sind, Dämpfe aus *nicht* ganz feuchter Luft anzuziehen und zu condensiren.

Mit der Capillarität im engeren Sinne *innig* verwandt, ist die *Diffusion der Flüssigkeiten* d. h. die Aenderung, welche gemischte, durch enge Oeffnungen dringende Flüssigkeiten in ihrer Zusammensetzung erleiden. Die Erscheinungen sind wesentlich dieselben, die Flüssigkeit mag durch eine enge Spalte im Glase, durch ungebrannten Thon, durch die Goldschlägerhaut, oder durch die Membranen noch lebender Thiere oder Pflanzen gehen, und war längst in Deutschland bekannt, ehe sie *Dutrochet* mit der ihm eigenen Lebendigkeit auffassend, seine rohen Versuche machte, und eine Theorie aufstellte, in der er, was man kaum glauben sollte, eine *Endosmose* und eine *Exosmose* unterschied; aber das Verdient bleibt Dutrochet, dafs er ihre grofse Bedeutung für den Lebens-Procefs der Thiere und Pflanzen zuerst erkannt und auseinandergesetzt hat.

Bei dieser Diffusion tritt die Flächenanziehung den Kräften zur Seite, von denen die Auflösung der Körper abhängt, entweder zweier Flüssigkeiten gegen einander oder eines festen Körpers durch einen flüssigen. Es ist dem Anscheine nach stets die in der Haarröhre höher ansteigende Flüssigkeit, welche in gröfserer Menge durch den engen kurzen Canal hindurchdringt, also in den wäfsrigen Lösungen ist es das Wasser. Was keine der gewöhnlichen mechanischen Processe hervorbringen kann, was sonst nur die Krystallisation oder die Verdampfung vermag, das wird hier durch die enge Oeffnung herbeigeführt. Diese Wirkung erstreckt sich aber *niemals* auf chemische Verbindungen. Zwar hat man auch hier eine Klasse von Erscheinungen als Catalyse zusammengefafst; aber diese rühren wahrscheinlich von einer den Gesetzen der Capillarität ganz fremden Ursache her.

Hr. Artur, der der Capillarität einen noch gröfsern Einflufs auf die Bildung der organischen Körper einräumt als Dutrochet, tadelt ihn, dafs er später seine Ansicht von einer Veschiedenheit der Endosmose und Exosmose zurückgenommen habe. Er begnügt sich auch nicht mit dem grofsen Einflusse der Capillarität auf alle chemischen und organischen Processe und zieht auch noch den meteorologischen Procefs heran. Wir wollen ihn nicht tadeln, dafs er das alte Vorurtheil von den Dampf-*Bläschen* theilt, aber wir können es nicht entschuldigen, dafs er hier wie überall auf eine ganz vage Weise Capillarität, stralende Wärme, Klebrigkeit u. dgl. neben einander stellt.

Zum Schlusse will ich noch eine Notiz über Hauy's Versuche an Haarröhrchen mittheilen (Siehe meine Cohäsionslehre p. 77). Sie weichen so sehr von Gay-Lussac's Angaben ab, dafs man vermuthet hat, Hauy habe seine Röhren nicht benetzt. Ein solcher Fehler wäre unverzeihlich. Artur meint, Hauy habe Radius mit Durchmesser verwechselt. Dieses ist der Fall nicht. Hauy hat offenbar, vielleicht blofs beim Abschreiben den Irrthum begangen, *Linien*- und *Metre*-Mafs, das erst vor Kurzem eingeführt und den Physikern noch nicht geläufig war, mit einander zu verwechseln. Wenn man diese Reduction macht, so stimmen seine Beobachtungen an Wasser und Weingeist vollkommen mit denen von Gay-Lussac überein.

Frankenheim.

Digitized by Google

№ 39.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1843.

XX.

Euripides (übersetzt) von Donner. I. Band. Inhalt. Hekabe, die Phönikerinnen, Orestes, Medea, Hippolytos, Alkestis. Heidelberg, 1841. *Akadem. Verlagshandlung von C. F. Winter.*

Wer eine Beurtheilung von Uebersetzungen griechischer oder römischer Dichterwerke geben will, der scheint gegenwärtig noch (hoffentlich aber bereits nach Verlauf eines Jahrzehends nicht mehr) nöthig zu haben, sogleich von vorne herein zu erklären, zu welcher Parthei oder Ansicht er sich bekenne. Und so bekennt Ref., dafs er die von bedeutenden Männern geübte und vertretene Uebersetzungsweise, welche das Original halb verdeutscht und halb griechisch oder lateinisch bleiben läfst, und das eigens zu diesem Behuf geschaffene Kauderwelsch keineswegs für eine Bereicherung der deutschen Sprache und Literatur hält, sondern vielmehr für ein Zeichen des Ungeschmacks und einen lächerlichen Auswuchs unserer Nachäffungssucht, deren Quelle hier nicht rühmlicher und ehrenwerther, als anderwärts, war. Des Hrn. *Donners* Uebersetzungen sind nicht von dieser Art; sie sind wirklich *deutsch*, man braucht sie nicht, um sie zu verstehen, ins Griechische zurückzuübersetzen; sie sind auch für das gröfsre Publicum geniefsbar und nicht blofs auf solche Leser berechnet, die, bei den Griechen um Einlafs bittend, den Deutschen den Rücken zugewendet und sich so zwischen zwei Stühlen niedergesetzt haben. Von der *Treue* der Uebersetzung wollen wir nicht sprechen: wir wollen uns dieses Wortes enthalten, weil es gemifsbraucht und auf ein wörtliches Wiedergeben ohne Geist bezogen wird, von welchem man schon oft mit Recht gesagt hat: Weniger treu wäre mehr getreu. Wir wollen lieber fragen, ob die Uebersetzung überall *richtig* ist, worin sodann auch die Treue mit inbegriffen sein wird. Leider können wir dieses nicht durchweg bejahen. Freilich wird ein Uebersetzer des Euripides sehr schlecht durch die Commentatoren unterstützt: sie lassen ihn in Stich oder führen ihn irre. Er ist also auf sich, seinen Takt und sein Gefühl angewiesen, und mufs durch richtige Auffassung des Stücks und der Charaktere ersetzen, was ihm vielleicht an genauerer Kenntnifs der Ursprache abgeht: am besten aber ist es, wenn beide Eigenschaften, die des Dichters und des Philologen, vereinigt sind. Hr. Donner thäte wenigstens gut, sich mit einem tüchtigen Philologen und Kenner des Euripides zu verbinden oder ihn hie und da um Rath zu fragen. Es sind aber besonders die raschen Wechselreden (altercationes), bei denen der Sinn öfters von ihm verfehlt worden ist, z. B. die des alten Dieners mit Hippolytus V. 87 — 107.

„O Herr, (Gebieter nennen darf man Götter nur)
Wohl wirst du mir gehorchen, rath' ich Gutes dir"?

Bothe übersetzt mit richtigerem Gefühl:

„O Herr, den ich vor Allen, nächst den Himmlischen,
Verehre, folgest du wohl einem guten Rath"?

Δεσπότης ist wie Dominus der Herr der Sclaven (dies besagt die Abstammung): ἄναξ aber ist bekanntlich das Prädikat von Göttern. Der Alte sagt also wirklich, dafs er seinen Gebieter wie einen Gott angeredet habe, zu welcher Demüthigkeit er einen guten Grund hat, da er dem stolzen Jüngling eine gute Lehre geben will.

„Nun weifst du, welche Sitte bei den Menschen gilt"?

Es handelt sich hier nicht sowohl um eine gebilligte Sitte, als vielmehr um eine *Art* oder *Unart*, die man sich nicht gesteht, wenn sie auch allgemein herrschend ist.

„Man hafst die Hoffarth und den mürrisch finstern Sinn".

Τὸ σεμνόν ist keineswegs die Hoffarth, sondern ein Wesen und Benehmen wie das des Perikles und des Euripides selbst war, der in den Hippolyt einen

Digitized by Google

grofsen Theil von sich selbst gelegt hat: und τὸ μὴ πᾶσιν φίλον ist blofs der Mangel an comitas, an *Popularität.*

„Ist aber etwa Anmuth bei Leutseeligkeit"?

Für *etwa* hätte, wenn einmal ein Flickwort nöthig war, *doch wohl* gesetzt werden müssen: und anstatt *ist Anmuth* wäre richtiger *erwirbt Gunst* gesagt worden.

„Wenn Göttersatzung anders lenkt uns Sterbliche".

Es ist von keiner göttlichen Gesetzgebung die Rede, sondern Hippolytos sagt vielmehr blofs, dafs die Sitten der Menschen denen der Götter gleich und analog sind, so dafs man also von den einen auf die anderen schliefsen kann.

„Nicht jeden Gott, nicht jeden Menschen liebt man gleich".

Wer kann in diesen Worten das finden, was Hippolyt sagen will, dafs die Götter ihre Lieblinge unter den Menschen und die Menschen je nach ihrer Individualität ihre Lieblinge unter den Göttern haben, und man also nicht genöthigt sei, alle Götter zu ehren?

„Du wärest glücklich, wohnt' in dir der rechte Sinn".

Um so zu übersetzen, müfste man ἄν zu εὐδαιμονοίης setzen: der Optativ ohne ἄν zeigt bekanntlich den Wunsch an. Der Diener wünscht, dafs aus der Gesinnung des Hippolyt demselben kein Leid erwachsen möge.

„Doch deiner Kypris wünsch' ich Heil und Segen viel".

Χαίρειν λέγω valere jubeo ist so ziemlich das Gegentheil von „Heil und Segen wünschen". Hier folgen sich also die Fehler Zeile um Zeile. Indefs möchte dies wohl die mifslungenste Stelle unter allen sein: anderwärts hat der Verf. grofsentheils nicht mehr geirrt, als die Erklärer. Er mag sich übrigens mit Ennius trösten, welcher den Anfang der Rede, welche die Medea zu den Korinthischen Frauen spricht, auf eine merkwürdige Weise mifsverstanden hat. Dies Beispiel verdient mitgetheilt zu werden. Derselbe fand im Euripides folgende einzig richtige Lesart:

Κορίνθιαι γυναῖκες, ἐξῆλθον δόμων,
μή κοί τι μέμψησθ'. οἶδα γὰρ πολλοὺς βροτῶν
σεμνοὺς γεγῶτας τούς τε δωμάτων ἄπο
τούς τ' ἐν θυραίοις· οἱ δ' ἀφ' ἡσύχου ποδὸς
δύςκλειαν ἐκτήσαντο καὶ ῥαθυμίαν.

Die Erklärung dieser Worte folgt einige Zeilen weiter unten: Χρὴ δὲ ξένον μὲν etc. Medea sagt Folgendes: „Korinthische Frauen, ich komme (eurer Einladung folgend) heraus zu euch, damit ihr mich nicht scheltet. Denn mir ist gar wohl bewufst, dafs nicht allein viele, die aufser ihrem Hause mit Einwohnern und Mitbürgern (θυραίοις) verkehren, sich selbstgenügend und stolz erweisen, sondern auch Manche durch blofses Zuhausebleiben (ἀφ' ἡσύχου ποδός) den Vorwurf der Gleichgültigkeit und Mifsachtung (δύςκλειαν καὶ ῥαθυμίαν so viel wie δύςκλειαν ῥαθυμίας) auf sich laden". Medea will, als eine Frau, die durch ihr Wissen weit über den gewöhnlichen Weibern steht, trotzdem leutseelig und mittheilend erscheinen (wenn sie's auch bisher weniger gewesen ist), denn sie bedarf der Zustimmung der Korinthischen Frauen zur Ausführung ihres rachsüchtigen Planes. Ihre ganze Rede ist eine captatio benevolentiae. Diese Worte hat Ennius auf mehrfache Weise mifsverstanden, indem er also übersetzte:

Quae Corinthi altam arcem habetis, matronae opulentae optumates,
Nobis ne vitio vortatis hoc, quod a patria absumus; nam (ἐξῆλθον δόμων)
Multi suam rem bene gessere et publicam (σεμνοὺς γεγῶτας) *patria procul,*
Multi qui domi aetatem agerent (οἱ δ' ἀφ' ἡσύχου ποδός), *propterea sunt improbati.*

Die Neueren haben eben so gefehlt, indem sie noch dazu durch eine Textverderbung mifsleitet wurden. Dies Beispiel mag zugleich als Beweis dienen, in welchem Zustande die Kritik und Interpretation des Euripides sich derweile noch befindet. Betrachtet man aber vollends die Verkennung seines Dichterwerths, die schiefen Urtheile über die Charakterzeichnung seiner Personen, die falsche Würdigung seiner Schreibart; so mufs man wohl zu der Einsicht gelangen, dafs eine vollendete Uebersetzung des Euripides gegenwärtig noch nicht möglich ist. Die römischen Nachahmer hatten dies alles vor den unsrigen voraus, und wenn sie fehlten, fehlten sie blofs durch eigne Schuld: ein gegenwärtiger Uebersetzer aber müfste zugleich als Kritiker und Kunstrichter die Schuld der Philologen abtragen, wenn er eine völlig genügende und geniefsbare Uebersetzung schaffen wollte. Trotzdem sind wir Hrn. Donner grofsen Dank schuldig, dafs er seinen Fleifs dem Euripides zugewendet hat: denn seine Leistung ist doch bereits weit über die von Bothe erhaben, welcher nicht einmal die Cäsur der Trimeter, aufser durch Zufall, einhält, anderer Mängel nicht zu gedenken. Zur Vergleichung stehe hier der Anfang von der Rede der Jokaste in den Phönikerinnen:

Digitized by Google

Bothe:

„Eteokles, nicht bloſs Uebel sind des Alters Loos,
Nein, Kind, auch manches Gute. Die Erfahrung weiſs
Heilsamern Rath zu geben, als ein Jüngerer.
Was jagst du der Göttinnen Frevelhaftester,
Der Ehre nach? Sohn! Diese weiſs vom Rechte nichts.
Zu manchem Haus und beglückten Städten kam sie, und
Gieng wieder, und Verderben lieſs sie hinter sich,
Sie, der du nachrasest. Schöner ist es, Sohn" u. s. w.

Donner:

„Dem Alter ist nicht lauter Uebles zugesellt,
Mein lieber Sohn Eteokles; nein, viel weisern Rath
Giebt ihm Erfahrung an die Hand, als Jüngeren.
Was strebst du nach der schlimmsten aller Göttinnen,
Der Ehre? Thu nicht also! Sie ist ungerecht:
In manches Haus, in hochbeglückte Städte zog
Sie ein, und gieng verderbend die ihr huldigten.
Und ihr erglühst du. Schöner ist, Gleichheit, o Kind" u. s. w.

Das läſst sich hören. Aber Schiller übersetzte dennoch gefühlter, und somit auch richtiger, also:

„Mein Sohn! Mein Eteokles! Alles ist
Nicht schlimm am Alter. Die Erfahrung krönt's
Mit mancher Weisheit, die der Jugend mangelt.
Warum von der Göttinnen Schlimmsten dich,
Dich von der Ehrbegier beherrschen lassen?
O meide die Abscheuliche! In manch
Glückselig Haus, in manch glückselig Land
Schlich sie sich ein; doch wo man sie empfing,
Zog sie nie anders aus, als mit Verderben.
Sieh! und nach dieser rasest du"! u. s. w.

Die Anrede des Hippolyt an die Artemis hat Herr Donner, gewiſs sehr schön und flieſsend, also übersetzt:

Dir bring' ich, Herrin, diesen frischgeflochtnen Kranz
Zum Schmuck, gewunden auf der unentweihten Flur,
Wo nie der Hirt die Heerden auf die Weide treibt,
Noch nie das Eisen schaltet', und zur Lenzeszeit
Die Biene nur durch unentweihte Fluren schwärmt:
Da wohnt die Unschuld, tränkt das Land mit Quellenthau.
Nur wer der Lehre Nichts verdankt, nur wem Natur
Zugleich für alle Werke weisen Sinn verlieh,
Der darf sich Kränze pflücken, doch der Böse nicht.
So nimm, geliebte Königinn, aus frommer Hand
Die Krone, die dein goldnes Haar umkränzen soll.
Mir ward allein vor Allen diese Huld gewährt:
Dir nahe wandl' ich, pflege stets Gespräch mit dir;
Dein Auge nicht erblickend, hör' ich deinen Laut.
An's Ziel geleite, wie ich ihn begann, den Lauf".

Eine Uebersetzung wird immer um so treuer sein, je mehr Gefühl und Empfindung wiedergegeben sind, und um so untreuer, je mehr der Uebersetzer an den bloſsen Worten hängt. Denn selten oder nie pflegen zwei Ausdrücke zweier Sprachen sich völlig zu entsprechen, oder, so zu sagen, zu decken, und jeder Dichter muſs dem Versmaaſs so viel einräumen, daſs er ihm zu Liebe bald mehrt bald abkürzt: ferner bietet in zehn Fällen kaum einmal die andere Sprache für eine Figur oder einen Tropus etwas Entsprechendes dar. Was also an der einen Stelle verloren geht, muſs an einer anderen eingebracht werden, man darf das Zufällige nicht dermaſsen ängstlich ausprägen, daſs ihm das Wesentliche geopfert wird, man muſs mit einem Worte im Geist und in der Wahrheit, nicht im Buchstaben, die Treue beweisen. Dies wird aber auf keine Weise erreicht werden können, wenn man nicht tief in den Geist und das Wesen des Schriftstellers eingedrungen ist, und vor allem einen recht deutlichen Begriff von seiner Schreibart hat. Den Styl des Euripides charakterisiren die Alten, vor Allen Aristoteles, Dionysius und Longinus, ziemlich übereinstimmend in *der* Weise, daſs sie sagen, er scheine nicht von der Prosa verschieden und sei doch echt poetisch: man glaube die gewöhnliche Umgangssprache zu vernehmen, und höre doch eine viel edlere und höhere, von der das attische Theater entzückt und hingerissen wurde. Auch Horaz scheint sie im Auge zu haben, wenn er in einer vielfach miſsgedeuteten Stelle also spricht:

Ex noto fictum carmen sequar, ut sibi quivis
Speret idem, sudet multum, frustraque laboret,
Ausus idem: tantum series juncturaque pollet,
Tantum de medio sumtis accedit honoris.

Dasselbe sagt ferner das Epigramm des Archimelus:

τὴν Εὐριπίδεω μήτ' ἔρχεο μήτ' ἐπιβάλλου,
δύςβατον ἀνθρώποις, οἶμον, ἀοιδοθέτα·
λείη μὲν γὰρ ἰδεῖν καὶ ἐπίῤῥοθος· ἢν δέ τις αὐτὴν
εἰσβαίνῃ, χαλεποῦ τρηχυτέρη σκόλοπος.

Suchen wir in unserer Literatur einen analogen Styl, so möchte es wohl am allermeisten der von Goethe sein. So wie daher mein verehrter Lehrer *Döderlein* dem Hrn. Verfasser einmal gerathen hat, bei der Nachbildung des Sophokles die Sprache Schillers zu gebrauchen, so würden wir Goethe's Styl einem Uebersetzer des Euripides empfehlen. Soll aber in dieser Weise übersetzt werden, so sind zwei Dichter wie Euripides und Sophokles für *einen* Mann zu viel, und überhaupt sollte kein Uebersetzer je mehr als *einen* bedeutenden Dichter über sich nehmen. Voſs hat nur den Homer gut übersetzt: alles Andere ist ihm miſslungen, indem er den Styl, den er sich bei jenem

Digitized by Google

Dichter gebildet hatte, gleichmäfsig auf alle anderen übertrug.

Den Trimeter bildet Hr. Donner im Allgemeinen fein und richtig: nur meidet er die Längen in den gleichen Stellen nicht sorgfältig genug.

Die lyrischen Metra lesen sich ziemlich gut, wenigstens so gut wie die meisten Nachbildungen antiker Lyrik mit Beibehaltung des ursprünglichen Versmafses. Allein es erweckt ein ungünstiges Vorurtheil, dafs der Verfasser es für nöthig erachtete, die Schemen der Metra zu verzeichnen, und zwar sehr mechanisch, z. B. wo Dochmien sind, alle wechselnden Formen, die gerade zufällig vorkommen: und so mechanisch ist vielfach auch die Nachbildung. Auf diese Weise wird es nimmermehr gelingen, Wohllaut und Anmuth in solche Nachbildungen zu bringen: und was kann, wo diese fehlen, ein lyrisches Gedicht für Wirkung thun? Hier ist es schlechterdings nöthig, dafs der nachbildende Uebersetzer das Wesentliche und Zufällige in den Metren genau zu unterscheiden im Stande sei, und sodann nicht die einzelnen prosodischen Längen und Kürzen, sondern den Rhythmus in der Weise wiederzugeben suche, wie ihn ein deutsches Ohr am leichtesten ohne Vorzeichnung zu erkennen vermag.

Dr. Hartung.

XXI.

Die gegenwärtige Noth der evangelischen Kirche Preufsens, deren Ursachen und die Mittel zu ihrer Abhülfe beleuchtet von Carl Bernhard Moll, evang. Pfarrer u. s. w. Pasewalk, 1843. *bei E. Köhler.* 371 S.

Dem ehrenvollen Auftrage einer Selbstanzeige meiner in der Ueberschrift näher bezeichneten Schrift glaube ich am sichersten durch Hervorhebung der wesentlichen Gesichtspuncte zu genügen und dadurch mein Buch zugleich gegen falsche Anforderungen zu schützen, wie gegen ungerechte aus Mifsverständnissen entspringende Anklagen zu vertheidigen.

Soll ich die Hauptsache mit Einem Worte aussprechen, so ist es mir darum zu thun, für eine *Stimme aus der Kirche für die Kirche an die Kirche* zu gelten. Durch die letztere Bestimmung habe ich den Kreis meiner muthmafslichen Leser, durch die vorhergehende meinen Gegenstand, der zugleich meine Aufgabe und mein Ziel ist, durch die erstere meinen Standpunct angegeben. Die Kirche nämlich, als die Verwirklichung des Reiches Gottes in der Welt, gilt mir für die lebendige Vermittlung zwischen der abstracten Gläubigkeit und blofsen Vorstellung des heil. Geistes und des Himmelreichs auf der einen und zwischen den Erscheinungen des Weltlebens und den Bewegungen des menschlichen Selbstbewufstseins auf der andern Seite. Sie ist mir der sichere, aber darum doch nicht bewegungslose, sondern entwickelungsfähige Boden für das Heil der Welt, und gehet selbst in alle Bewegungen concreter Entwickelung ein, ohne die Sicherheit des von Gott Gesetzt- und Geleitet-seins zu verlieren. Indem ich mich von diesem kirchlichen Grund und Boden aufs entschiedenste getragen fühle, kämpfe ich von ihm aus gegen Alles, was die gesunde Entwickelung der ihr unsichtbares und ewiges Wesen in der Zeitlichkeit und unter den historischen Verhältnissen der sichtbaren Welt verwirklichenden Kirche hemmen, stören, verläumden oder in die Gewalt falscher Lebenstriebe und einseitiger Lebensbewegungen bringen möchte, ohne mich an die schönen und mächtigen Namen zu kehren, mit denen sich dergleichen breit zu machen pflegt. Denen, welche im Zusammenhange lesen, wird es von selbst klar sein, dafs ich unter der Kirche nicht etwa die blofs äufsere Gestalt derselben oder irgend eine besondere Form ihrer Lebenserscheinungen, einen besonderen Stand für sich allein oder eine einzelne Einrichtung und Verfassung verstehe, dafs es mir überhaupt darauf ankommt, das Wesen der Kirche nicht in einzelnen und von einander abgesonderten Momenten vorzugsweise oder ausschliefslich erkennen zu wollen, sondern die Totalität derselben zu setzen. Diejenigen aber, welche nur blättern, verweise ich namentlich auf S. 266 u. 343. Wie zuversichtlich ich jedoch aus diesem kirchlichen Bewufstsein herauszusprechen meine, in dessen objectiven Grund ich mich aufs redlichste zu vertiefen gesucht habe, so ferne bin ich zugleich von der Anmafsung kirchlicher Untrüglichkeit und von der Sucht, mit diesem grofsen Namen meine Schwächen zu bedecken.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 40.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1843.

Die gegenwärtige Noth der evangelischen Kirche Preufsens, deren Ursachen und die Mittel zu ihrer Abhülfe beleuchtet von Carl Bernh. Moll.

(Schlufs.)

Wenn ich auch hoffe, dafs die theologisch-philosophische Grundlage der ganzen Untersuchung und die wissenschaftliche Durcharbeitung der behandelten Gegenstände aus der rhetorisch-lebendigen Darstellung concreter Verhältnisse dem Kundigen entgegentreten, so wie dafs durch den Scherz der Schmerz, durch die Ironie der Ernst, durch die Schärfe der Polemik die redliche Liebe der Wahrheit hindurchblicken wird: so will ich doch ausdrücklich (S. 9) nur für eine Stimme gelten, die sich gedrungen fühlt zur Sprache zu bringen, was Tausenden auf dem Herzen brennt, aber gerne bereit ist vor bessern Stimmen zu schweigen, deren Rede und Gegenrede zum Heil der Kirche eben als Antwort hervorzurufen, diese Stimme die besondere Absicht und Hoffnung hat.

Da ich nun der Meinung bin, dafs wir alle Ursache haben, aus dem blofsen Reden und Theoretisiren heraus zum Handeln zu kommen (cfr. S. 75. 225. 286. 337), alles Handeln aber wesentlich sich in concreten Verhältnissen bewegt, so habe ich eben die concreten Verhältnisse meines Vaterlandes zur Basis und zum Gegenstande meiner Untersuchung genommen, und wenn ich die gegenwärtige Noth der evang. Kirche desselben in prägnanten Ausdrücken zu schildern und die extremen Richtungen mit ihren Verbildungen selbst bis in ihre letzten, zum Theil anekdotenhaften Zuspitzungen zu verfolgen gesucht habe, so konnte ich doch grade um solcher Ansicht und Gesinnung willen am allerwenigsten bei der blofsen Schilderung dieser Noth oder bei der klagenden Ausmalung derselben stehen bleiben; es mufste mir vielmehr entschieden darum zu thun sein, die vornehmsten Ursachen derselben aufzufinden und die zuverlässigen Heilsmittel anzugeben.

Wie ich nun die Noth der Kirche nicht in vereinzelten Uebelständen und zusammenhangslosen, mehr zufälligen Mifsverhältnissen, sondern als ein die ganze Kirche ergreifendes *gemeinsames Leiden* gefunden habe, dessen an den verschiedenen Puncten allerdings eigenthümliche Gestaltung ich durch die mannigfaltigen kirchlichen Lebensgebiete zu begleiten und eben an jedem Orte in der sachgemäfsen Eigenthümlichkeit zu zeichnen gesucht habe: so bin ich auch bei der Aufdeckung der *Ursachen* dieses Leidens nicht im Stande gewesen, einzelne Personen und Schulen, Stände und Zustände, Richtungen und Einrichtungen mit dieser Schuld zu beladen; sondern ich habe wieder das sehr *verwickelte Gewebe* dieser Ursachen kritisch auflösen und den mannigfaltigen Fäden desselben in deren *Zusammenhange mit relativ berechtigten Verhältnissen* nachgehen müssen, welche Fäden überdies in viel frühere Zeiten zurückleiteten und in der Gegenwart nur zu einer besonderen Ausbildung und Verknüpfung gekommen sind. Dadurch habe ich es natürlich mit allen eigentlich so zu nennenden Parteien verdorben. Denn kaum hat die eine sich über den Hieb gefreuet, der ihrem Widerpart zu Theil geworden ist und dessen Sicherheit und Gerechtigkeit sie nicht genug zu loben weifs, so verzieht sie schon das Gesicht und spricht von Leidenschaftlichkeit, Gereiztheit und Erbitterung, weil nun an sie selbst die Reihe gekommen ist; und so geht es durch die ganze Runde. Ich mache freilich keinen Anspruch auf die mehr als zweideutige Ehre, über den Parteien stehen und voraussetzungslos urtheilen zu wollen. Ich habe vielmehr mit aller Entschiedenheit der Ueberzeugung und des Willens Partei genommen; und das nicht blofs für die Wahrheit im Allgemeinen, sondern für die in der Person Jesu Christi selbst persönlich gewordene Wahrheit, welche sich in Kraft der Mittheilung ihres gottmenschlichen Wesens beständig in der christlichen Kirche individualisirt. Und in Folge der historischen Vor-

Digitized by Google

aussetzung der Wege, welche mich Gott geführt hat, habe ich in noch concreterem Sinne Partei genommen für die Individualisirung dieser christlichen Gestalt der Wahrheit in der evang. Kirche. Aber eben *diese* Parteiergreifung hat mich auch nach dem *Maafse des mir verliehenen Geistes und Glaubens* der evangelischen Wahrheit und Freiheit theilhaftig gemacht und über das sonstige Parteiwesen relativ erhoben.

Aehnlich verhält es sich mit der Angabe der *Mittel.* Hier kommt es besonders auf den Begriff der *Entwickelung* an, deren Momente wohl S. 52 sq. am klarsten angegeben sind. Denn es ist die Hauptaufgabe des Buches, nachzuweisen, dafs die evang. Kirche zu ihrer Rettung auch aus der gegenwärtigen Noth keiner anderen Mittel bedarf, als einer *Entwickelung aus ihrem eigenen* d. h. dem heil. *Geiste mit ihren eigenen* d. h. den von ihrem Stifter, Herrn und Haupte ihr anvertraueten *Mitteln, Kräften und Gaben unter* den gegenwärtigen *historischen Bedingungen.* Natürlich sind in jedem der 7 Abschnitte des Buches im Einzelnen die Puncte bezeichnet worden, auf welche sich hauptsächlich die gegenwärtige Entwickelung beziehen dürfte; aber grade wegen des Dringens auf *lebendige* Entwickelung habe ich um so weniger der Zukunft vorgreifen oder den fertigen Plan der Entwickelung aus der Tasche produciren können, sondern mich gerne damit begnügt, statt auf Rezepte und Projecte vielmehr auf den *Grund*, der gelegt ist, zurückzuweisen und nach den ewigen Gesetzen aller wahren kirchlichen Entwickelung auf ihm die *historischen Knotenpuncte* und *Zuglinien* derselben in der Gegenwart zu bezeichnen. Einen besonderen Nachdruck habe ich dabei auf die Entwickelung der *Kirchenverfassung* legen müssen. Denn nur dadurch, dafs die Kirche sich selbst auf ihrem eigenthümlichen Gebiete nach ihrer eigenen Lebensordnung fasset und verfasset, ist es möglich, dafs sie sich aller ihrer Widersacher mit ihren eigenen Gliedern und Waffen erwehren und auf dem geordneten Wege gesetzmäfsiger Entwickelung die Continuität mit der Vergangenheit bewahren und doch zur Befriedigung aller wesentlichen Bedürfnisse der Gegenwart fortschreiten und auch für die Zukunft den Blick und Weg offen halten kann. Und nur durch diese Sammlung aller gesunden Kräfte unter eine durchgreifende Einheit in organischer Gliederung wird es dahin kommen, dafs die Kirche in opfernder Liebe allen den mannigfaltigen Bewegungen des Lebens nachgehen und die darin verschlossenen, verkümmerten und verbildeten Lebenskeime erlösen, retten und in die geordnete Bahn gesunder Entwickelung zurücklenken, dafs sie die jetzt an unzähligen Orten und Enden von einzelnen Pastoren, Gemeinden und Vereinen auf eigene Hand und unter der Hand vorgenommenen Besserungsversuche aus ihrer Isolirtheit und Subjectivität befreien und das vereinzelte Gute zur kirchlichen Gesammtthat erheben, dafs sie überhaupt sich selbst in kleinste Kreise organisiren kann, welche eben ganz spezielle Gebiete besonders zu bearbeiten haben und doch durch ihre gliedliche Einfügung in den Gesammtorganismus der Kirche ebensowohl selbst vor der Zersplitterung und Ausweichung bewahrt bleiben, als stets aus der lebendigen Quelle mit frischen Kräften und wirksamen Mitteln zur Umwandlung und kirchlichen Einverleibung jener bisher der Kirche noch fremd oder feindselig gebliebenen Individuen, Verhältnisse, Gebiete u. s. w. versorgt werden (S. 263).

Da ich in diesem Sinne bei meinen Untersuchungen zu Werke ging, so habe ich, um einen für die Gegenwart höchst wichtigen Punct zu berühren, keine Ursache gefunden, mit der *Agende und Union* zu brechen, wie diejenigen es thun, welche beide als die wahre Ursache der gegenwärtigen Verwirrung und Spaltung hart verklagen. Ich habe vielmehr S. 56 sq. die Agende als eine *kirchliche Wohlthat* und als einen *Segen* behandelt, weil sie eines der ersten Zeichen des neuerwachten kirchlichen Lebens und das erste Band der Einheit war, welches sich um die auseinanderfallenden Theile der Landeskirche und um die zerbrochenen Stücke des Gottesdienstes schlang, auch in den Cultus wieder das gehörige Maafs und die organische Gliederung und gesetzmäfsige Ordnung brachte; weil sie der Neuerungs- und Zerstörungslust einen Damm entgegensetzte und die Gemeinde selbst gegen ihre eigene und ihrer Prediger Willkühr schützte, ohne die Freiheit des Gewissens und das Recht der eigenen Ueberzeugung zu beeinträchtigen; weil sie sich an die alten landüblichen kirchlichen Formulare anlehnte und doch die Zeitbedürfnisse berücksichtigt und das Veraltete umgebildet hat. Ebenso habe ich S. 315 sq. aus offiziellen Documenten nachgewiesen, dafs die bei uns eingeleitete Union weder eine negative noch eine temperative ist, sondern dafs sie eine *conservative* zu sein strebt, d. h. dafs die unirte Kirche in ihre *Einheit als evangelische die Eigenthümlichkeit des lutherischen und reformirten Bekenntnisses* aufnehmen und so darin erhalten und gewähren lassen will, dafs nur das *Ausschliefsende* ihrer Unterschiede aufgehoben und in ihnen *kein Grund zu kirchlicher Trennung* länger gefunden werden soll. Aber eben so entschieden habe ich S. 53 sq. eine *Entwickelung der Formen des öffentlichen Gottesdienstes*, und S. 359 sq. 370 sq. einen *Fortschritt auf dem reformatorischen Wege der conservativen Union* gefordert und angedeutet. Es thut mir leid, dafs ich daselbst nicht noch weiter ausgeführt habe, wie die zunächst im Leben der evang. Kirchenglieder vorbereitete, dann im Cultus, namentlich im Ritus eingeleitete Union die nächste Aussicht habe, sich

Digitized by Google

in der Verfassung der evang. Landeskirche durch Ineinanderbildung der Consistorial- Synodal- und Presbyterial-Ordnung zu vollziehen, während der symbolische Ausdruck der Union im Bekenntnisse zunächst noch kein anderer sein könne als der angegebene, welcher die alle Fundamentallehren betreffende wirkliche Uebereinstimmung der verschiedenen Bekenntnifsschriften als kirchliche Auctorität und verbindliche Lehrnorm in sich aufnimmt und die abweichenden, zum Theil aus dem Kreise des Symboles schon heraustretenden Lehrbestimmungen der theologischen Durcharbeitung und freien Aneignung der Individuen überläfst. Durch diese weitere Ausführung würde die Anerkennung und Bedeutung des kirchlichen Lebenstriebes, der sich in den lutherischen Separirten regt und sie zu dem Entwurfe einer Kirchenverfassung gedrängt hat, welcher ganz andere als rein lutherische Bestimmungen enthält (cfr. S. 281 sq.), noch klarer als jetzt hervorgetreten sein und denen, welche meine Polemik gegen dieses Treiben zu scharf und bitter finden, noch bestimmter als es jetzt schon geschehen ist das Zeugnifs abgedrungen haben, dafs ich auch hier wie überall mich redlich bemüht habe, auch in den Richtungen, welche ich bekämpfe, die relative Berechtigung und einseitig schöpferische Thätigkeit anzuerkennen. Allein ich habe doch wenigstens die Hauptpuncte nicht übersehen und auch nicht verschwiegen.

Unter diesen Umständen ist es mir eben so befremdend als schmerzhaft, wenn in dem diesjährigen Vorwort zur Evang. Kirchenzeitung meine Aufforderung an die Landesregierung zum Heraustreten aus der bisherigen blofs beobachtenden Stellung unter Umständen und mit einer Wendung erwähnt wird, wodurch der Schein entsteht, als hätte ich nicht blofs überhaupt Gelüsten, der Kirche vornämlich durch den fleischlichen Arm der Obrigkeit aufzuhelfen, sondern als provocire ich namentlich gegen die lutherischen Dissidenten verfolgende Maafsregeln auf eine Weise, durch welche die Gewissenstyrannei zum Grundsatz erhoben würde. Das Wahre an der Sache ist, dafs ich die Obrigkeit aufgefordert habe, energisch gegen alle strafbaren Handlungen und gegen jeden Bruch der Landesgesetze einzuschreiten und auch die Polizei und resp. die Justiz ihr Amt thun zu lassen an allen, die strafbare Handlungen begehen, auch wenn diese Individuen versichern, dafs sie aus purer Rechtgläubigkeit und Gewissenhaftigkeit so gehandelt hätten; desgleichen, dafs ich darauf gedrungen habe, für die Fälle, wo in gewissen Collisionen die bisherigen Landesgesetze nicht ausreichend seien, neue gesetzliche Bestimmungen zu treffen und mit deren Anwendung im Leben offen und entschieden Ernst zu machen, weil es nichts Gefährlicheres giebt, als wenn in einem Volke die noch geltenden und für alle Unterthanen rechtsverbindlichen Landesgesetze von einer einzigen Partei öffentlich und ungestraft gebrochen werden und dadurch im Volke selbst das Bewufstsein von der Majestät der gesetzlichen Macht und göttlichen Ordnung der Obrigkeit zerrüttet wird. Ich habe überhaupt die Ansicht von der Verhältnifslosigkeit des Staates und der Kirche zu einander bekämpft und zu zeigen gesucht, wie diese Verhältnifslosigkeit nur eine vorgebliche und eingebildete sei, welche bei dem ersten Versuche der Verwirklichung allemal in wirkliche Feindseligkeit umschlage. Bei der Anwendung auf die luth. Separirten habe ich dargethan, dafs, wenn auch die Gebildeten und Gesitteten unter ihnen keinesweges die rohe Weise billigen, in welchen an manchen Orten die gemeinsamen Intentionen verwirklicht werden, doch ein und dasselbe Princip alle bisherigen Bewegungen derselben beherrscht und dafs der Versuch, dieses Princip auf dem Papiere zur Entfaltung und Darstellung zu bringen, dasselbe, keineswegs reformatorische, sondern revolutionäre Verhältnifs zum Staate und zur Landeskirche und zu deren, nicht blofs eingebildeten, sondern wirklichen Institutionen habe, welches in Praxi schon zu so schnöden Verletzungen von Personen, Rechten und gesetzlichen Einrichtungen geführt hat, dafs selbst diejenigen, welche den Verlauf des Separatismus nicht blofs abwartend aus der Ferne beobachten und nach einseitigen Berichten oder vorher schon fertigen Theoremen beurtheilen, sondern ihn in unmittelbarer Nähe und praktischer Behandlung haben, doch billig Bedenken tragen, die zum Theil schauerlichen Details der Oeffentlichkeit zu übergeben. Ich habe endlich nachgewiesen, dafs es mit der Behauptung des reinen Lutherthums sich eben so verhalte, wie mit jenem Vorgeben von der Verhältnifslosigkeit von Staat und Kirche zu einander und dafs ganz unlutherische Elemente, Ansichten, Forderungen und Bestrebungen sich in jenen Bewegungen geltend machen, welche es überhaupt mit aller Anstrengung nicht weiter als bis zur Form der *Secte* sowohl ihrer politischen Existenz als ihrem kirchlichen Charakter nach gebracht haben oder bringen können (S. 276 und 342). Aber ich habe eben so entschieden die Ansicht bekämpft, dafs man die Austretenden um jeden Preis, sei es durch Concessionen, sei es durch Zwangsmaafsregeln in der Kirche erhalten oder die schon Ausgetretenen durch Bedrückungen und Verfolgungen ersticken müsse. Ich habe vielmehr Freiheit des Glaubens und Gewissens für sie, wie für die Glieder der unirten Kirche verlangt (S. 248) und darauf gedrungen, dafs in dieser Beziehung der Kirche allein der Kampf mit ihren Widersachern und die Zurückleitung der Ausgetretenen in ihren Schoofs überlassen bleibe. Da es jedoch keine willkührliche und ungesetzliche Freiheit giebt, so müssen die Aeufserungen und Erscheinungen des Glaubens und Gewissens im Leben, also auch die der Separirten, nothwendig gesetzlichen Bestimmungen unterliegen, welche eine allgemeine Gültigkeit für alle Landesunterthanen haben, und das Verhältnifs der verschiedenen Gemeinschaften zu einander und zum Staate feststellen, also auch die Bedingungen enthalten, unter denen die genannte Secte je nach ihrer Entscheidung als geduldet im Lande bleiben oder unter derselben Duldung auswandern kann (S. 276). Einen innern Eingriff der Obrigkeit in das Verhältnifs des Separatismus zu sich selbst konnte ich um so weniger provociren, als ich ja ausdrücklich S. 350 sq. gezeigt habe, wie

Digitized by Google

der Separatismus sich beständig von sich selbst separiren mufs und wie der theoretische Begriff seines eigenen Widerspruchs und seiner innern Auflösung schon auf dem besten Wege bei uns ist, sich praktisch zu verwirklichen. Ich würde diese rechtfertigende Exposition in diesen Blättern vermieden haben, wenn mir nicht in der Evang. Kirchenzeitung der Raum dazu versagt worden wäre. Ja! ich würde überhaupt den Theilnehmenden selbst aus der einfachen Lection der betreffenden Abschnitte meiner Schrift den leichten Schlufs zu ziehen überlassen haben, dafs ich das grade Gegentheil von demjenigen gewollt und gesagt habe, was in der erwähnten Anklage enthalten ist, wenn ich nicht fürchten müfste, in einer wichtigen und doch noch wenig gekannten und noch weniger richtig beurtheilten Sache von mehr als blofs provinzieller Bedeutung durch Schweigen neuen Vorschub für eine gefährliche und nur zu weit verbreitete Verwirrung zu geben und meiner eigenen Devise: ehrlicher Kampf und offenes Visier! (S. 330) untreu zu werden.

Hinsichtlich der *Methode* habe ich noch zu bemerken, dafs ich die mannigfaltigen Wendungen und Stellungen, durch welche sich die in den Ueberschriften der einzelnen Abschnitte bezeichneten unterschiedenen Seiten der kirchlichen Lebensverhältnisse selbst vermitteln, durch alle Formen ihres Zusammenfallens und Auseinandertretens bis dahin begleitet habe, wo die Einheit derselben als eine concrete d. h. als eine *Einheit Unterschiedener* hervortritt und damit der springende Punct der Entwickelung für das eigenthümliche Gebiet, wie des wissenschaftlichen Ueberganges zu dem nächstfolgenden erreicht worden ist. Diese unterschiedenen Seiten lauten nach der Ueberschrift: 1) die kirchliche Seelsorge und die individuelle Freiheit; 2) der öffentliche Gottesdienst und die Privatandacht; 3) das geistliche Amt und das Priesterthum der Gläubigen; 4) der evang. Glaube und die Wissenschaft; 5) die Kirchenzucht und das bürgerliche Recht; 6) die Kirchenverfassung und das Staatsleben; 7) die Union und die Confession. Im 1sten Abschnitte hätte ich wohl die Entwickelung und Verklärung der natürlichen Individualität zur *christlichen Persönlichkeit* durch die Erlösung, Wiedergeburt und Heiligung bestimmter hervorheben und durch die wichtigeren Lebensbeziehungen hindurchführen sollen. Im 2. Abschn. handelt es sich besonders um die Entwickelung der Formen des öffentlichen Gottesdienstes, um die Belebung der Hausandacht, um die Vermittelung beider durch die kirchlichen Katechisationen mit den Erwachsenen, die wöchentlichen Bibelstunden, Privatbeichte u. s. w. Auf die kirchliche Gestaltung und Bedeutsamkeit *religiöser Vereine*, überhaupt auf die Stellung und Entwickelung der *Geselligkeit* in diesen Beziehungen wäre zum Vortheil des Ganzen an diesem Orte wohl noch näher einzugehen gewesen. Im 3. Abschn. liegt der Nachdruck darauf, dafs das geistliche Amt zugleich als *Kirchendienst* behandelt werde und ich erlaube mir, der besonderen Berücksichtigung kundiger und einflufsreicher Männer zur nähern Durcharbeitung zu empfehlen, was ich S. 95 sq. über die Schöpfung *beweglicher Zulagen* in Bezug auf das Einkommen der Geistlichen und S. 101 sq. über eine mit der *Stellung der Kandidaten des Predigtamtes und deren Vorbereitung* zum geistlichen Amte und Kirchendienste vorzunehmende Veränderung als eine Entwickelung der von der Berliner Pastoral- Hülfs-Gesellschaft eingeleiteten Maafsregeln angeregt habe. Der 4. Abschn. stellt die Vermittelung des Glaubens und Wissens in der *Kirchenlehre* dar und dringt auf die *kirchliche* Entwickelung der Theologie als der *Wissenschaft des evangelischen Glaubens* und auf die *fortschreitende Einführung ihrer Resultate in das kirchliche Leben* durch eine in der *Selbstbeschränkung ihrer eigenen Gesetzmäfsigkeit* sich ausbildende *Lehrfreiheit*, damit die Entwickelung des kirchlichen *Lehrbegriffes* Schritt halte mit der Entwickelung des *Lebens und Denkens* selbst in den Gliedern der Kirche. Der 5. Abschnitt führt den Begriff der Kirchenzucht durch die verschiedenen *Collisionen* der Kirche in deren Zucht mit sich selbst, der Kirchenzucht mit dem bürgerlichen Rechte, des Gesetzes mit der Sitte u. s. w. hindurch, entwickelt die Momente der Zucht als *Züchtigung und Erziehung* und bestimmt sie selbst als eine solche, welche aus dem *kirchlichen Leben selbst erzeugt* sein müsse und durch die *eigene Bewegung dieses Lebens in Gang und Ordnung erhalten* werde. Vornämlich kommt es darauf an, dafs die Kirchenzucht nicht als eine besondere sittliche Ordnung neben den anderen sittlichen Ordnungen des privaten und öffentlichen Lebens behandelt werde, sondern ihre Aufgabe besteht grade darin, *die in diesen schon vorhandenen sittlichen Ordnungen an sich enthaltene religiöse Grundlage positiv und mit selbstbewufstem Nachdruck hervorzukehren.* Die Durchführung durch die einzelnen Ordnungen folgt von S. 193 an. Zu einer besonderen Berücksichtigung erlaube ich mir den S. 203 sq. über eine nothwendige Theilnahme der Kirche an jeder *amtlichen Eidesabnahme* entwickelten Vorschlag hervorzuheben, während die übrigen im Ganzen wohl nicht minder wichtigen Fragen dieses Abschnittes über Sonntagsfeier, Eherecht, Hausordnung, Schulzucht u. s. w. schon häufiger zur öffentlichen Besprechung gekommen sind. Hinsichtlich des 6. und 7. Abschn. geht aus dem zuvor Erwähnten genugsam hervor, dafs es sich hier um eine Entwickelung der *unirten Landeskirche* handelt, über welchen letzteren Begriff, der noch so vielfältig mifsverstanden wird, man die Güte habe S. 290 sq. zu vergleichen. Ueber meinen *Styl* sage ich nichts; denn: le style c'est l'homme.

Moll.

Digitized by Google

Jahrbücher

für

wissenschaftliche Kritik.

Herausgegeben

von der

Societät für wissenschaftliche Kritik

zu

Berlin.

März 1843.

Berlin, bei W. Besser

1843.

Verantwortlicher Redacteur: der General-Secretair der Societät, Professor von Henning.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalt des März-Heftes.

Jahrbücher Nr. 41—60.

Seite

Ampère, histoire de la Littérature française au Moyen âge comparée aux littératures étrangères. Introduction. Histoire de la formation de la langue française. Paris, 1841. — Ackermann. 463

Bülau, Geschichte des europäischen Staatensystems. Aus dem Gesichtspuncte der Staatswissenschaften. Leipzig. I. Thl. bis zum westphälischen und pyrenäischen Frieden. 1837. II. Th. bis zu dem Ausbruche der französischen Revolution. 1838. III. Thl. bis auf die neuesten Zeiten. 1839. — Reuter. . . . 325

Callery, Systema phoneticum scripturae Sinicae. Macao, MDCCCXLI. Th. I. u. II. — Schott. . . . 437

Jacobus Micyllus Argentoratensis philologus et poeta, Heidelbergae et Rupertinae uniuersitatis olim decus. Commentatio historico-literaria, quam conscripsit Ioan. Frid. Hautz. Heidelbergae, MDCCCXLII. — Hertz. 459

Musei Lugduno-Batavi Inscriptiones Graecae et Latinae. Edidit L. J. F. Jaussen. Lugduni Batavorum 1842. — Zumpt. 470

Μοῦσα θηλάζουσα, ἤτοι Ποιήματα λυρικὰ ὑπὸ Ἰωάννου Δ. Καρατσούτσα. Ἐν Ἑρμουπόλει, 1840. — Kind. . 321

Τὰ Πανελλήνια, ᾆσμα πατριωτικὸν ὑπὸ Ἰ. Δ. Καρατσούτσα. Ἐν Ἑρμουπόλει, 1842. — Kind. 321

Karsten, die Kirche und das Symbol in ihrem innern Zusammenhange, so wie in ihrem Verhältnisse zu Staat und Wissenschaft. Grundzüge zur Lehre von der Kirche. Ein theologischer Versuch. Hamburg, 1842. — Reuter. 364

Richter, die Vertheilung der Rollen unter die Schauspieler der griechischen Tragödie. Berlin, 1842. — Hermann. 387

Schmidt, Forschungen auf dem Gebiete des Alterthums. Erster Theil. Die griechischen Papyrusurkunden der Königl. Bibliothek zu Berlin. Berlin, 1842. — Franz. 446

La philosophie de Leibnitz. Fragmens d'un cours d'histoire de la métaphysique donné dans l'Académie de Lausanne par C. Secretan. Genève, Tubingue, Paris, Lausanne, 1840. — Erdmann. . . . 353

Ἑλληνικὸς νέος Παρνασσὸς, ἢ Ἀπάνθισμα τῶν ἐκλεκτοτέρων ποιήσεων τῆς ἀναγεννηθείσης Ἑλλάδος, ὑπὸ Κωνστ. Ἀλ. Χαντσερῆ. Ἐν Ἀθήναις, 1841. — Kind. . . . 321

Anzeigeblatt No. 2.

Seite

Literarische Anzeigen . . . . . 5—8

No. 3.

Literarische Anzeigen . . . . . 9—12

Digitized by Google

Bei **Wilhelm Besser** in Berlin ist erschienen:

Fliegende Blätter für Fragen des Tages.

Herausgegeben von

Geh. Rath Prof. Dr. **Puchta.**

I. Die Ehescheidungsfrage,
II. Die Parteinahme der Regierung,
III. Die Censurfrage.

In den nächsten Tagen wird ausgegeben

IV. Zeitungen, Eherechtsreform, öffentliche Meinung.

Bei **Franz Peter** in Leipzig ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben und vorräthig bei **Wilh. Besser** in Berlin:

J. Adhemar
die

Revolutionen des Meeres.

Aus dem Französischen übersetzt, mit 2 Tafeln Abbildungen.

Gr 8. Broch. Preis 15 Sgr.

Bei **Perthes, Besser** und **Mauke** in Hamburg ist erschienen:

Hamburgisches Urkundenbuch

herausgegeben von

Dr. **J. M. Lappenberg.**

1r Theil gr. 4. 109½ Bog. cart. 17 Thlr.

Da der gröfste Theil der Auflage im Mai 1842 mitverbrannt, so mufste für den geringen Vorrath von circa 100 Exemplare der Preis so hoch gestellt werden.

Ordinationsreden

von Dr. **J. P. Mynster,**

Bischof von Seeland u. s. w.

Aus dem Dänischen übersetzt von Dr. *Chr. H. Kalkar.*

Gr. 8. 11 Bog. Geh. 21 Ggr.

Im Verlag von **S. G. Liesching** in Stuttgart ist neu erschienen und vorräthig bei **Wilh. Besser** in Berlin:

Dr. **G. C. A. Harless,**

Christliche Ethik.

Gr. 8. 19 Bogen fein Velin. Geheftet. Preis 2 fl. 30 kr. 1½ Thlr.

Vier Monate nach Versendung der ersten Auflage wurde ein zweiter unveränderter Abdruck derselben nothwendig. Wir glauben nichts weiter anführen zu dürfen, um die Aufnahme zu bezeichnen, die das vorliegende Werk — sicher eine der bedeutsamsten Erscheinungen der neueren theologischen Literatur — im Kreise christlicher Theologen und Laien gefunden hat.

Gedruckt in Berlin bei **J. F. Starcke.**

Digitized by Google

№ 41.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1843.

XXII.

1) Ἑλληνικὸς νέος Παρνασσὸς, ἢ Ἀπάνθισμα τῶν ἐκλεκτοτέρων ποιήσεων τῆς ἀναγεννηθείσης Ἑλλάδος, ὑπὸ Κωνστ. Ἀλ. Χαντσερῆ. Ἐν Ἀθήναις, 1841.

2) Μοῦσα θηλάζουσα, ἤτοι Ποιήματα λυρικὰ ὑπὸ Ἰωάννου Δ. Καρατσούτσα. Ἐν Ἑρμουπόλει, 1840.

3) Τὰ Πανελλήνια, ᾆσμα πατριωτικὸν ὑπὸ Ἰ. Δ. Καρατσούτσα. Ἐν Ἑρμουπόλει, 1842.

Was dort Horaz von der fama Marcelli sagt: crescit occulto velut arbor aevo, das kann man in der That auch von der neugriechischen Literatur sagen. Sie wächst und gedeiht, genährt und gepflegt von dem schöpferischen Geiste des Volks, befruchtet von der belebenden Luft und der Sonne des griechischen Himmels; aber das Ausland, namentlich Deutschland, das wenigstens dem alten Griechenland so viel verdankt, und aufserdem in seiner Universalität fremde Literaturen mit lebendigem Interesse umfängt, bekümmert sich wenig um die lebendige, so Vieles versprechende Entwickelung der Tochter des alten Griechenlands, bekümmert sich wenig um das Streben der neugriechischen Literatur, vorzugsweise der neugriechischen Poesie. Zwar wird in Folge dessen dieser Literatur und Poesie die Anerkennung entzogen, die nicht wenig geeignet ist, vielfach anregend und fördernd auf sie zurückzuwirken, ihr gewisse Richtungen vorzuzeichnen, und vor Allem sie in ihrem Streben zu ermuthigen und zu kräftigen; indefs gedeihet diese Literatur und Poesie doch auch so, von Innen heraus und um so harmloser und freier unter dem klaren griechischen Himmel, auch unbemerkt von dem Auslande; — crescit occulto aevo. Den Beweis für die nicht geringen Hoffnungen, die die bisherige Entwickelung der neugriechischen Dichtkunst — denn von dieser ist hier allein die Rede — zu erregen im Stande ist, kann man unter Andern in dem, oben unter no. 1. erwähnten „Ἑλληνικὸς νέος Παρνασσός" finden. Der Herausgeber desselben hatte dabei, nach der Vorrede, vornehmlich den Zweck vor Augen, dem übrigen Europa zu zeigen, dafs das erst vor Kurzem erstandene Griechenland bereits eine Literatur besitze und eine poetische Sprache sich gebildet habe; indefs beschränkte er sich im Einzelnen nicht blofs auf die Zeit nach der Wiedergeburt Griechenlands, sondern berücksichtigte bei seiner Zusammenstellung auch die ältere Dichtkunst, nämlich das epische Gedicht des Kreters Kornaros aus dem 16ten Jahrhundert, unter der Aufschrift: Ὁ Ἐρωτόκριτος. Uebereinstimmend mit Andern, erklärt auch der Herausgeber, dafs sich in diesem Gedichte des Kornaros „Proben erhabener Poesie, würdig des Homer und Aeschylos" fänden, dafs sie aber unter dem Wuste der Vielrederei des Dichters hervorgesucht werden müfsten; auch sei die noch ungebildete und veraltete Sprache desselben gegenwärtig unverständlich geworden. Das ist zugleich der Grund, wefshalb der Herausgeber die in seiner Sammlung aufgenommenen Stellen des Ἐρωτόκριτος durch einen bewährten Dichter (Rec. glaubt, es sei hier Panagiotis Sutsos gemeint) gleichsam hat überarbeiten lassen und sie in einer verständlicheren, der gegenwärtigen Zeit angemesseneren Sprache mitgetheilt hat. Gewifs läfst sich gegen eine solche Paraphrasirung etwas Gegründetes hier nicht einwenden. Aufserdem jedoch sind in den „Παρνασσός" nur Dichtungen neugriechischer Dichter der neueren und neuesten Zeit, von Rigas an, besonders aber der Brüder Alexander und Panagiotis Sutsos, namentlich auch bisher ungedruckte Gedichte derselben, aufgenommen worden. Von den jüngern Dichtern Griechenlands sind Orphanidis, Karatschutschas, Tantalidis und Skylitsis vorzugsweise als solche zu erwähnen, mit denen hier

Digitized by Google

die Leser bekannt gemacht werden. Die Volksdichtkunst ist gänzlich ausgeschlossen, was wenigstens darum nicht gemifsbilligt werden kann, weil sie schon früher, wennschon nur unvollständig, dem Auslande, namentlich auch Deutschland, bekannt geworden ist. Uebrigens hat der Herausgeber die einzelnen Gedichte und Bruchstücke gröfserer Dichtungen unter gewisse Klassen und Rubriken zusammengestellt, was an und für sich zweckmäfsig ist und um so leichter ein übersichtliches Bild von der neuesten Dichtkunst Griechenlands gewährt. Man kann in dieser Hinsicht die Auswahl und die Zusammenstellung des Herausgebers nur gutheifsen. Welche Erhabenheit der Gedanken! welche Fülle und Mannigfaltigkeit der Bilder! welcher Ausdruck der Vaterlandsliebe! welches glühende Streben nach schönen Handlungen! Wie glücklich schlagen die Dichter des neuen Griechenlands die Saiten des menschlichen Herzens an! wie reifsen sie uns eben so zum Lachen hin, als sie uns Thränen in die Augen locken! und welche Lebensweisheit liegt oft in dem Lächeln, wie in der Thräne! Und dabei haben diese Dichter die poetische Sprache in einem Grade ausgebildet, dafs sie mit Glück aller einzelnen Gattungen der Dichtkunst sich zu bemeistern und die feinsten Gefühle und durchsichtigsten Gedanken auszusprechen vermag, und dafs nur zu wünschen ist, dafs auch die Schriftsteller des neuen Griechenlands die prosaische Sprache in demselben Maafse ausbilden möchten.

So viel hier über diesen „Ἑλληνικὸς νέος Παρνασσός". Der Raum dieser Blätter gestattet es nicht, in weitere Einzelnheiten dieser reichen Sammlung einzugehen und die aus vielen Büchern und handschriftlichen Sammlungen zusammengesuchten Diamanten und Perlen näher zu betrachten; nur im Allgemeinen konnte und wollte Rec. durch das darüber Bemerkte darauf und auf die hier gesammelten Schätze der neugriechischen Poesie aufmerksam machen. Man sei nur überzeugt, recht Viel in dieser Anthologie suchen zu können, und man wird Viel finden; und der unerschöpfliche Quell, aus welchem hier so manche schöne Blüthe entsprossen, wird auch fernerhin reiche Schöpfungen neugriechischer Poesie ans Licht fördern, so dafs wir auf Fortsetzungen dieses „Ἑλληνικὸς Παρνασσός", wie sie auch der Herausgeber verheifst, mit Sicherheit rechnen können.

No. 2. und 3. sind Gedichte des bereits in Vorstehendem erwähnten neugriechischen Dichters Karatschutschas. Derselbe ist noch jung, verspricht aber um so mehr für die Zukunft. Wir finden bei ihm einen Reichthum an erhabenen Gedanken, ein reges, lebhaftes Gefühl und ein tiefes Gemüth, letzteres nicht frei von einer gewissen Schwermuth, — dabei eine Fülle von Bildern und Gleichnissen, einen hohen Schwung der Phantasie, verbunden mit seltener Sprachgewandtheit und nicht geringer Fertigkeit und Handhabung der Metra und des Reimes. Seine Sprache zeichnet sich aus durch grofse Reinheit und eine gewisse Glätte, wenngleich er in den Formen nicht ganz frei ist von den Eigenthümlichkeiten der neueren Redeweise des Volks; seine Lexilogie ist vorzugsweise altgriechisch. Für seine Person ist er, wie aus den Gedichten abzunehmen, bescheiden, seiner Kraft und seinem Talente mifstrauend, wenngleich nicht ohne Ehrgeiz. Schon im J. 1839 erschien von ihm eine Gedichtsammlung, unter dem Titel: ἡ Λύρα, die nicht geringe Aufmerksamkeit unter seinen Landsleuten erregte und besondere Anerkennung fand. Die Sammlung unter no. 2. schliefst sich an diese Λύρα an. Halten sich auch manche der darin mitgetheilten Gedichte in gewissen Beziehungen noch zusehr auf der Grenze der Subjectivität, so ist doch wieder in andern die objective Haltung des Dichters ein Beweis für die freie Richtung seines Geistes. Das Sittliche seiner Muse dagegen zeigt sich schon in der Absicht, die er bei seinen Dichtungen hatte, in den Seelen der griechischen Jugend Liebe zur Tugend und Abscheu vor dem Laster zu erwecken, indem er das Lobenswerthe lobt, das Tadelnswerthe aber tadelt, ohne sich dabei des gefährlichen Geistes der Satire zu bedienen. Er huldigt als Dichter der Natur, und seine Dichtungen sind natürlich und einfach, theils in Betreff der Gegenstände, die sie umfassen, theils in der Art ihrer Behandlung; er verschmäht jede Unnatur, jede Künstelei, mögen seine Beschreibungen das Leben der Natur selbst, oder die äufsere Menschenwelt, oder die innere Welt seiner Gefühle zum Gegenstande haben. Ein politischer Dichter, in dem Sinne, wie man sie jetzt in Deutschland leicht aufgreifen kann, ohne sittlichen Halt, ohne innere Wahrheit und Verstandesklarheit, nur voll Hafs und Gift, voll unbegrenzter, bis zum Wahnsinn gesteigerter Freiheitswuth, voll Eitelkeit und Dünkel, — ein solcher politischer Dichter ist

Digitized by Google

Karatschutschas nicht. Und dennoch liebt er sein Vaterland, und ist durch und durch ein echter Grieche. Dafür ist das unter Nro. 3 aufgeführte patriotische Gedicht desselben Dichters, mit der Aufschrift: τὰ Παννελλήνια, und am Jahrestage der griechischen Freiheit, den 25. März 1842, gedichtet, ein lautredender Zeuge. Zwar enthält es nur zwanzig achtzeilige, übrigens gereimte Strophen, aber mit hoher Begeisterung eines für sein Vaterland erglühten Hellenen, der dessen mit Ruhm und Herrlichkeit, aber auch mit Jammer und Elend angefüllte Vergangenheit im Geiste erfafst, der muthig und glücklich erkämpften Freiheit sich freut, und die Blicke mit kühnen Hoffnungen über die Fluren des einstigen Griechenlands hingleiten läfst, feiert er in kräftiger Sprache die Erhebung des gesammten Griechenlands zu Einem grofsen Reiche, das er, der Politik Europa's zum Trotz, aus der Gegenwart Griechenlands sich hervorarbeiten sieht. Es kann nicht die Absicht des Rec. sein, hier weiter in das Einzelne dieses Gedichts einzugehen; er hat nur über dieses letztere und den Dichter selbst in der bemerkten Weise im Allgemeinen sich äufsern wollen, um auch hierdurch einen Beweis für seine im Eingange aufgestellte Behauptung von dem erfolgreichen Streben der neugriechischen Poesie zu liefern.

Dr. Theod. Kind.

XXIII.

Geschichte des europäischen Staatensystems. Aus dem Gesichtspuncte der Staatswissenschaften bearb. von Friedrich Bülau, ordentl. Professor der prakt. Philosophie an der Univers. Leipzig. I. Thl. bis zum westphälischen und pyrenäischen Frieden. 1837. *XVI u.* 518 *S.; II. Thl. bis zu dem Ausbruche der französ. Revolution.* 1838. *VIII u.* 485 *S.; III. Thl. bis auf die neuesten Zeiten.* 1839. *VI u.* 613 *S. Leipzig bei Göschen.*

Der Verf. erscheint der gelehrten Welt auf einem ganz anderen Felde, als er dieser durch seine früheren Schriften, welche allgemeine und werthvolle Anerkennung gefunden haben, bekannt ist. An seiner Denkweise und an seinen Betrachtungen über Gegenstände des volks- und staatswirthschaftlichen Lebens nahm ein bedeutendes Publicum Theil, und Ref. gesteht gerne, den Schriften des Verfs. sehr viel zu verdanken, weswegen er dieses neue, einen ganz anderen Stoff darbietende Werk mit grofser Begierde ergriff und sich von seinem Studium einen eben so grofsen Gewinn versprach, als von verschiedenen anderen Schriften. Er hat sich nicht getäuscht, indem darin eine Idee verfolgt ist, welche ihm bei seinen geschichtlichen Studien in der neuesten Zeit stets dunkel vorschwebte und wozu ihm sein im Geschichtsfache ausgezeichneter Lehrer Schlosser in Heidelberg den ersten Keim legte.

Den Umrifs der Ideen, welche dem Werke zum Grunde liegen, las Ref. schon in der Encyklop. der Staatswissenschaften (Leipzig bei Göschen 1832), worin der Verf. auf wenigen Seiten diejenigen Gesichtspuncte vorzeichnete, nach welchen eine Geschichte des europ. Staatensystems bearbeitet werden müsse, wenn sie dem Geiste des politischen Lebens entsprechen und nicht nur eine schnelle Uebersicht der Sitten, eine, wenn auch scharfe, Zeichnung der handelnden Personen, eine beredte Darstellung der Begebenheiten u. dgl. gewähren, sondern ein Mittel zur Kenntnifs der Staatskunst, des Völkerrechtes, der diplomatischen Praxis und der Verhältnisse werden solle.

Ein hochgestellter Staatsmann hielt jenen Abrifs der Geschichte des europ. Staatensystems für ausgezeichnet und brachte in dem Verf. den Entschlufs zur Reife, die Resultate seiner vieljährigen Studien, welche sich auf das Lesen der Alten, aber nicht um Geschichte aus ihnen zu lernen, sondern um den Geist an ihnen zu nähren, auf die Bearbeitungen des Mittelalters und auf die Quellen der neueren Zeit bezogen, dem Publicum in dem vorliegenden Werke zu übergeben, nicht aber um Geschichte zu lehren und Anspruch auf historische Gelehrsamkeit zu machen, sondern umfassend und gründlich zu entwickeln, wie die gegenwärtig unter den europ. Staaten bestehenden rechtlichen und politischen Verhältnisse sich ausgebildet haben.

Der Verf. geht von der wohl begründeten Ansicht aus, dafs die Geschichte des europ. Staatensystems aus dem Gesichtspuncte der Staatswissenschaft aufgefafst werden müsse, weil sie es nicht mit der Entwickelung des Innern der Staaten, also nicht mit den Staatsformen, sondern mit der allmähligen Ausbildung der recht-

Digitized by Google

lichen und politischen Verhältnisse zu thun habe, wozu allein die Staatswissenschaft den richtigen Maafsstab oder die sicherste Grundlage darbiete. Ihm hat das europ. Staatensystem lange genug bestanden, um eine Reihe gleichartiger Wirkungen übersichtlich zusammenzustellen, und aus ihnen auf Kraft und Wesen der bestimmenden Ursachen schliefsen zu können. Er glaubt durch seine Behandlungsweise dazu beizutragen, die Geschichte zur wahren Schule des Staatsmannes zu erheben und diesen in den Stand zu setzen, aus der Vergangenheit die Gegenwart zu erklären und die Zukunft zu berechnen.

Er sucht die hauptsächlichste Ursache der Zustände, in welche das europ. Staatensystem im Laufe seiner Geschichte gekommen ist, in den natürlichen Gesetzen, welche das Leben desselben beherrschen, ohne daraus die Schicksale der Nationen und die Entwickelung der europäischen Menschheit erklären zu wollen, und die Ursachen so hinzustellen, dafs sie richtig erfafst und gewürdigt werden können, wodurch die Geschichte in die Reihe der Staatswissenschaften gestellt wird, woraus sie freilich Viele entfernt wissen wollen, wie ihre Bearbeitung von verschiedenen Seiten zu erkennen giebt. Vom Standpuncte der praktischen Philosophie, der sogenannten Staatsphilosophie, ausgehend, schreitet der Verf. von Phase zu Phase vorwärts und hält sich von allen Parteiungen fern, was seiner Darstellung einen eigenthümlichen Charakter giebt.

Während der gröfsere Theil der Bearbeiter der Geschichte der neueren Völker die Darstellungsweise der Alten zum Maafsstabe machen und entweder handelnde Personen scharf hervorheben, oder die Begebenheiten beredt darstellen, oder eine kurze Uebersicht der wichtigeren Thatsachen geben, deutet der Verf. darauf hin, dafs die Fortschritte der Bildung in dem gegenwärtigen politischen Leben viele neue Einrichtungen gewaltsam eingeführt haben, welche wieder neue Nothwendigkeiten nach sich zogen. Er verläfst den Weg der Isolirung, worauf jeder Staat als derjenige betrachtet wird, der mit eigenen Mitteln seine Zwecke verfolgt und mit anderen Staaten in keine tiefe Berührung tritt, und wendet sich zu dem Wege der engen Verflechtung hin, weil bei Zunahme der Bevölkerung, bei Vermehrung der Bedürfnisse und steigernder Aufklärung Conflicte unvermeidlich sind, welche entweder dadurch vermieden werden, dafs der Staat seine Wirksamkeit gewaltsam so weit ausdehnt, wo seinen Zwecken keine Gefahr mehr droht; oder dadurch, dafs er seine Ansprüche bis auf den Standpunct beschränkt, der Allen die gleichen Vortheile sichert, wo also der Grundsatz der Gegenseitigkeit, ein vollkommener Rechtsstand unter den Staaten, ein Gleichgewicht des Rechts und ein Weltfriede herrscht.

Da jedoch schon zufolge der Natur der Unabhängigkeit die Völker nach dem feindseligen Rechte des Stärkeren mit einander leben und der Friede nur eine seltne und kurze Ausnahme ist, da überall Ränke und Kabalen der Politik, Bestrebungen der Ehrsucht und des Mifsgeschickes das Dasein der Staaten in ihren tiefsten Wurzeln erschüttern, wie die Geschichte der neuen Zeit hinreichend beweist, und da endlich die Erreichung der Staatszwecke auf dem Wege der Gebietserweiterung nur dann zu verbürgen ist, wenn dieselbe bis zur Universalmonarchie gesteigert wird, welche jedoch nicht zu erhalten ist, wie uns Frankreich unter *Napoleons* Siegen und Eroberungen hinreichend zu erkennen giebt, so wird jedem einleuchtend, dafs die Staaten nur durch Gegenseitigkeit ihre Zwecke mit ihrer Trennung versöhnen und durch Herstellung eines mittleren Zustandes ein selbstständiges Leben begründen.

Dafs ein Staatensystem nur dann am solidesten und besten geordnet ist, wenn die Staaten des zweiten politischen Ranges in ihm vorwalten, und Stärke genug besitzen, sich zu vertheidigen, nicht aber anzugreifen, behauptet der Verf. positiv, worin jeder ruhige Beobachter mit ihm einverstanden sein mufs, wenn er auf Frankreichs Rolle unter Napoleon hinsieht. Der Grundsatz, dafs ein Staat des ersten Ranges in der Mitte eines Staatensystems den kleineren Staaten nachtheilig ist, ja ihren Untergang beschleunigt, mag dem deutschen Staatenbunde zum Grunde liegen. Mancherlei Bedrohungen in der neuesten Zeit sind für die einzelnen Cabinette Fingerzeige, welche sie wohl zu benutzen haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 42.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

März 1843.

Geschichte des europäischen Staatensystems. Aus dem Gesichtspuncte der Staatswissenschaften bearbeitet von Friedrich Bülau.

(Fortsetzung.)

Ist also das System der Staatenverbindung der allein richtige Weg eines sicheren Fortschreitens, so ist dem Geschichtschreiber auch die Behandlungsweise der Staatengeschichte vorgeschrieben, kann er sich des rationellen Princips, der Entwickelung der rechtlichen und politischen Verhältnisse der Staaten gegen einander nicht entschlagen und mufs er das geschichtliche Princip aus der speciellen Entwickelung veranschaulichen. Hierbei hat er auf den Grund, warum etwas geschehen mufste, aus welchem die Mitwirkenden die That vollbringen sollten, auf die Nothwendigkeitsursache, auf die Freiheitsursache, auf die Veranlassung, auf die Farbe, Mittel, Bedingungen und Umstände, unter denen etwas vor sich ging, zu sehen.

Wie sich die Keime des europ. Staatensystems allmählig bildeten, unter Carl dem Grofsen zeitigten und ans Licht brachen; wie die einzelnen Staaten in ihrem Innern sich entfalteten und ihre Zwecke collidirten; wie alsdann das Zusammenstofsen ihrer Kräfte gewaltig hervortrat und nach langen Kämpfen von zwei um die Alleinherrschaft ringenden Grofsmächten die eine schon nahe am Ziele war und die anderen sich vereinigten, ihr die Palme zu entreifsen; wie das Auftreten neuer Staaten die Möglichkeit der Erreichung jenes Zweckes erschwerte und zur Ueberzeugung führte, dafs nur in dem Principe der Gegenseitigkeit das Heil für alle zu finden ist; wie schon mit Beginne des 16. Jahrh. die Idee des heutigen Staatensystems mit Klarheit hervortrat und ein gewisses Gleichgewicht der Macht herrschte; wie Englands Eintritt in die Reihe der Grofsmächte entscheidend wurde und die Ansprüche Preufsens auf vorzugsweise Geltung im europ. Staatensysteme kräftig einwirkten und wie endlich die innige Verflechtung Rufslands mit den europ. Staatshändeln die jetzige grofse und noch nicht beendigte Krisis erzeugte, wodurch vielleicht der Uebergang zu dem Gleichgewichte des Rechtes gebahnt wird, hat der Verf. in seinem Werke veranschaulicht.

Die wohlgelungene Durchführung dieser Ideen nach dem Gesichtspuncte der Staatswissenschaften und die umsichtsvolle Beurtheilung der Thatsachen nach den kurz berührten Momenten kann nur ein wiederholtes und stets sorgfältiges Studium des Werkes zu erkennen geben und in einer kurzen Anzeige durchaus nicht näher nachgewiesen werden, weil diese zu ausgedehnt werden und dem wahren Zwecke doch nicht entsprechen würde.

Obwohl Ref. in Betreff der verschiedenen Ursachen, Interessen, Veranlassungen, Mittel und bedingenden Umständen mit dem Verf. vollkommen einverstanden ist und dieselben bei der Beurtheilung der einzelnen Thatsachen und bei dem Emporstreben der einzelnen Mächte sorgfältig berücksichtigt findet, so erlaubt er sich doch auf ein Moment aufmerksam zu machen, welches ihm nicht gehörig gewürdigt zu sein scheint, wiewohl es für das tiefere Eindringen in die Anfänge und Folgen, für die Theorien des Volkslebens nach dem ganzen Umfange und für die Regierungssysteme in allen Einzelnheiten, für die Mittel zum Emporheben der Macht, für die dafür erforderlichen Quellen und für die gegenseitigen inneren und äufseren Verhältnisse der Staaten von höchster Wichtigkeit ist und von seinem Dasein die Macht jedes Staates abhängt; er meint den Staatscredit, welcher zwischen den alten und gegenwärtigen Staaten einen mächtigen Unterschied begründet.

Wie sehr derselbe alle früheren Begriffe von dem Fortschreiten der Völker in der politischen Welt erschütterte, lehrt uns die Geschichte, weswegen auch

Digitized by Google

alle Schriftsteller die Wichtigkeit des Staatscredits für das politische Völkerleben anerkennen. Von ihm hängt das Bestehen und Untergehen der Staaten, die äufsere und innere Stärke und die gröfsere oder geringere Aufklärung der Völker ab. Dem gewöhnlichen Gange der Begebenheiten folgend, zeigt uns die Geschichte, dafs das Unglück eine Nation dann erreicht, wenn sie alles Schatzes beraubt ist und ihr nichts übrig bleibt, als entweder unterzugehen, wie die alten Völker untergingen, oder einer politischen Unbedeutendheit anheimzufallen, wie Spanien, oder durch Revolutionen wiedergeboren zu werden, wie England und Frankreich, dafs also alles zufällige Gedeihen der Völker zu geschichtlicher Bedeutsamkeit locker und hinfällig ist, ein vorbedachtes und auf Berechnungen gegründetes, die einzige und nothwendige Bedingung in der Cultur suchendes Gedeihen aber Sicherheit gewährt.

Die Geschichte Englands und Frankreichs beweisen am Auffallendsten, dafs grofse politische Umwälzungen mit der Zerrüttung der Finanzen anfangen und dafs eine gute Einrichtung der letzteren, mithin eine verständige Einführung des Staatscredits das wahre Mittel ist, um der Epoche politischer Umwälzungen vorzubeugen und an ihre Stelle nützlichere Umbildungen treten zu lassen. Nur dadurch, dafs England erst dann in den Kampf trat, nachdem es erstarkt war und seine innere und ökonomische Umgestaltung mehrfach vollendet hatte, schwang es sich zur Bedeutung einer Grofsmacht empor und hielt es die Kämpfe mit Napoleon aus, wogegen Frankreich, trotz der Beraubung der Emigranten, der Geistlichkeit und der ungeheuren Brandschatzungen an den Rand des Verderbens kam und sich nur dadurch rettete, dafs es in seiner Finanzverwaltung das System Englands angenommen hat.

Ref. betrachtet den Staatscredit als dasjenige Mittel, wodurch die Staatszwecke erreicht und die Gründe für die Wahrheit allgemein herrschend werden, dafs das Princip der Gegenseitigkeit die Wohlfahrt Aller nach sich zieht. Auf ihn sind daher die Verhältnisse der Staaten Europa's um so mehr zu beziehen, je einflufsreicher der Gesichtspunct der Staatswissenschaften erscheint und je eifriger der Verf. bestrebt war, diesen vorwalten zu lassen. Auf ihm beruhen die Ansprüche Preufsens und die Möglichkeit des Ueberganges der Mächte zum Gleichgewichte des Rechtes; ohne ihn wird letzteres wohl schwerlich erreicht werden; daher macht er einen Haupt-Charakterzug des europ. Staatensystems aus und Anspruch auf mächtigen Einflufs für dessen Geschichte.

Ref. wendet sich nach diesen allgemeinen Bemerkungen zum besonderen Inhalte jedes einzelnen Bandes, keinesweges aber in der Absicht, denselben zu beurtheilen, oder abweichende Ansichten zu vertheidigen, oder Besserungen in der Darstellungsweise vorzuschlagen, sondern einzig und allein, um mit den einzelnen Materien näher bekannt und das betheiligte Publicum auf den Ideengang aufmerksam zu machen. Hierzu veranlafst ihn der besondere Umstand, dafs er das Werk noch wenig angezeigt und die Behandlungsweise des geschichtlichen Stoffes in literarischen Zeitschriften eben so wenig gewürdigt findet.

Nachdem der Vf. im 1. Bande einleitend den Begriff und die Grenzen, das Princip und die Eintheilung kurz entwickelt und hinsichtlich der Literatur das Handbuch des europ. Staatensystems und seiner Colonieen von *Heeren* und die Staatensysteme Europa's und Amerika's seit 1783 von *Pölitz* angeführt hat, geht er zur Vorgeschichte über und theilt dieselbe in zwei Abschnitte, deren erster sich mit den Elementen des europ. Staatensystems und deren frühester Bildung S. 16 — 77, und der zweite mit dem ferneren Schicksale dieser Elemente bis zu seiner ersten Entwickelung befasset S. 78 — 205.

Natürliche Beschaffenheit Europa's und die Charaktere seiner äufseren Umgebungen und seines Bodens bilden die Grundlagen für die geschichtliche Entwickelung; daher schildert sie der Verf. zwar kurz und im Ganzen treffend, aber nicht umfassend genug, was einfach durch den Satz geschehen konnte, dafs die vollendete Küstenentwickelung und die Halbinseln den Grund für die erleichterte Zugänglichkeit, für die daraus hervorgehende Kenntnifs Europas selbst und für die höhere Gesittungsstufe seiner Einwohner enthalten. Es herrschen keine Gegensätze, sondern einfache Verschiedenheiten; Alles ist beschränkt und einförmig, aber eben darum lebendig und zur Entwickelung der Menschheit geeignet. In wie fern die Natur den Haupttheilen Europa's ein gewisses Gleichgewicht der Macht vorzeichnete, das Nebeneinanderbestehen unabhängiger Staaten bestimmte und doch in dem Gefühle des gegenseitigen Bedürfnisses das Streben nach dem Gleichgewichte des Rechtes erweckte, schildert der Vf. beson-

Digitized by Google

ders gut: seine Angaben beruhen auf der unveränderlichen Uebereinstimmung zwischen Erde und Menschengeschlecht, zwischen Geographie und Geschichte, und bilden eine sichere Grundlage für seine Darstellungen.

Aus den Erörterungen von Europa's Völkern zieht der Verf. einzelne Thatsachen, welche den Ideengang beherrschen und den Leser mit der Ueberzeugung befreunden, dafs jene in sich selbst die Bedingungen einer hohen Gesittung tragen, historische Sprachen haben, deren gemeinschaftlicher Ursprung eine Gemeinschaft der Sitten, staatlichen Verhältnisse und alten religiösen Glaubenssätze voraussetzt und als Brudervölker durch das Christenthum, worauf ihre Gesittung beruht, in ein politisches System vereinigt sind, so wie die unterscheidenden Charaktere des Welttheiles selbst auf einer völligen Uebereinstimmung und innigen Vereinigung aller Theile beruhen. Er schildert die celtischen, germanischen, slavischen und anderen Völker, ohne auf den in jenem politischen Systeme liegenden, hervorstechenden Zug der europäischen Geschichte speciell hinzudeuten und die romanischen oder latino-germanischen Völker als die Stellvertreter des klassischen Alterthums in der Mitte der christlichen Welt, die germanischen Völker als Stellverter der christlichen Welt und die slavischen Völker als Stellvertreter der orientalischen Welt nach ihren jedesmaligen drei Hauptvölkern zu charakterisiren, woraus zugleich ersichtlich wird, dafs die Griechen, obgleich sie mehr als die Römer für die geistige Cultur, weniger aber für das Rechtsleben und für die politische Geschichte des neueren Europa gethan haben, weil sie in ein asiatisches Staatensystem verflochten waren, in der Geschichte des europäischen Staatensystems gar keine Rolle spielen.

Rom und die Germanen bilden für diese Geschichte die Grundlage; zur Verschmelzung des Celtenthums und Romanismus legte *Jul. Cäsar* den Grund; die Eroberungsucht der Römer führte ihren Sturz herbei; ihre Ausdehnung machte sie schwach, ihr Hang zum Materiellen verweichlichte sie und mit dem Vernachlässigen des Religiösen stürzte ihre Herrschaft zusammen. Das grofse Uebergewicht der materiellen Interessen war es unfehlbar, was ihre allseitige Schwäche herbeiführte und erleichterte den christlichen Völkern den Sieg. Die Gothen, ein kräftiger Volksstamm, traten hervor und im Kampfe zwischen dem nördlichen und südlichen Gallien siegte ersteres, weil es aus dem ganzen Norden stets erneuerte Kräfte ziehen konnte; daher eroberte eigentlich Deutschland durch sein natürliches Uebergewicht Gallien und wurde das sächsische Volksthum die wesentliche Grundlage des englischen, wie der Verf. in einzelnen Hauptgedanken darstellt. In der hieraus hervorgehenden Auflösung findet er die Keime des Wiederauflebens, mittelst der Franken, welche den Grund der kommenden Staatenwelt bildeten und in *Karl dem Grofsen* ein treffliches Werkzeug hierzu erhielten.

Mit diesem Fürsten, dessen wichtigste Aufgabe in dem Uebergange der römischen Kaiserwürde auf das Reich der Franken bestand, beginnt der Verf. den 2ten Abschnitt der Vorgeschichte. Er läfst ihn die Herrschaft nicht als Zweck, sondern nur als Mittel ansehen und die Aufgabe lösen, die Grundsätze der aus der Verbindung des Germanismus mit dem Romanismus hervorgehenden Civilisation und des neuen europäischen Staatsrechtes zur weiteren eigenthümlichen Verarbeitung nach Deutschland zu verpflanzen, dieses mit dem Frankenreiche zu vermählen, und eben dadurch zum selbstständigen Bestehen und zur Wiedererlangung seiner alten Grenzen zu befähigen, indem er kurz nachweiset, wodurch Karl der Grofse während seines ganzen Lebens diese Aufgabe zu lösen strebte. Berücksichtigt man die einzelnen Thatsachen, so mufs man dem Verf. völlig beistimmen und das Charakteristische der Hauptgedanken, welche von einer Idee beherrscht sind, vorzüglich loben: in ihnen liegen die Schicksale der Elemente des europäischen Staatensystems und dessen erster Entwickelung.

Die gewonnene Vereinigung konnte von keiner Dauer sein, weil sie zu viele Bestandtheile in sich fafste, die eines selbstständigen Lebens fähig waren und als Theile mehr wirken konnten, als im Ganzen, wie sich aus den geschichtlichen Momenten Frankreichs, Deutschlands, Italiens, der Zeit der Kaiser, des Papstthumes und der Hohenstaufen ergiebt: Deutschlands Verhältnisse neigten sich zu stets gröfserer Eigenthümlichkeit und machten die alte Zeit aufhören; Oesterreich wurde allmählig der Hauptsitz des Reiches, die deutsche Krone gab Anfangs durch sich selbst Macht, kräftigte den Mächtigen, wurde ein Mittel zur Macht zu gelangen und endlich ein Anhang zu einer kräftigen Erbmacht. Der Verf. zeigt, wie

Digitized by Google

im 13. und 14. Jahrhundert die Kräfte und Säulen des Mittelalters sanken, ohne die Keime der Bildung einer neuen Zeit zu übersehen und das Gewicht der auswärtigen Verhältnisse der Staaten zu vernachläfsigen und läfst klar hervortreten, in wie ferne das 15. Jahrh. den Saamen zu der reichen Erndte gelegt hat, welche später gemacht wurde: Er hebt stets nur Hauptsachen heraus und führt an ihnen mittelst der Betrachtung einzelner Staaten zu der Wahrheit, dafs in dem 15. Jahrh. das Kommende vorbereitet wurde und allmählig Frankreich als dasjenige Land in Europa hervortrat, welches, in der Mitte der europäischen Staatshändel gelegen und dadurch befähigt, nach allen Seiten hin seine Kräfte zu verwenden, überall einzugreifen, die reichsten Hülfsquellen in gedrungener Vereinigung besafs, sie in einer Hand zusammengefafst und zugleich willig sah, sich nach den Absichten eines unternehmenden Führers gebrauchen zu lassen.

Nach diesen vorgeschichtlichen Bemerkungen beginnt der Verf. die eigentliche Geschichte des europäischen Staatensystems, die er, der leichteren Uebersicht wegen in drei Perioden eintheilt, deren erste die Kämpfe der Häuser Habsburg und Frankreich um das Principat in jenem Systeme enthält und den 1sten Bd. nebst einem kleinen Theile des 2ten ausfüllt, weswegen diese Erörterungen in dem 1sten Bde. aufgenommen sein sollten, damit der Zusammenhang nicht unterbrochen wäre und jeder Band ein abgeschlossenes Ganze darstellete. Die 2te Periode reicht vom Anfange des 18. Jahrh. bis zum Ausbruche der französischen Revolution und entwickelt das sich allmählig bildende Gleichgewicht der Macht in Europa; die 3te Periode endlich umfasset die Zeiten der Krisis und des Ueberganges, bringt die Ergebnisse der französischen Revolution bis zur neuesten Zeit zur Sprache und füllet allein den 3ten Band aus.

Wirft man auf die Vorgeschichte und diese Perioden einen prüfenden Blick, so findet man eben so viel Charakteristisches als Vorzügliches, welches in den Mittheilungen des Verfs. liegt; er nimmt auf die innere Ausbildung der Staaten wenig Rücksicht und geht von einer ganz anderen Anschauung der Wissenschaft aus, als *Heeren* und *Pölitz*, wiewohl er dem Studium der Arbeiten beider ausgezeichneten Männer viel zu verdanken scheint. Dadurch, dafs er die Elemente und ihre ferneren Schicksale von der eigentlichen Entwickelung des europäischen Staatensystemes trennt, erleichtert er die Darstellung der weiteren Begebenheiten und verschafft er sich eine sichere Grundlage, worauf er bauen kann. Dafs mit den Kämpfen um das Principat die eigentliche Staatengeschichte beginnt und die einzelnen Staaten erst dann in rechtliche und politische Verhältnisse zu einander traten, unterliegt keinem Zweifel; noch weniger lassen sich die Eintheilungsgründe und die darauf sich beziehenden Thatsachen beanstanden.

Die erste Periode zerlegt der Verf. in drei Abschnitte, deren erster S. 206—289 die directen Versuche des Hauses Habsburg, das Principat zu erringen, also die Bemühungen Karls des 5ten; der 2te S. 290 bis zum Schlusse des 1sten Bandes in zwei Kapiteln die anderweitigen Versuche, die Abdankung Karls V. bis zum westphälischen und pyrenäischen Frieden, also die Bemühungen Spaniens unter Philipp II. und Oesterreichs unter Ferdinand II. und endlich der 3te S. 1—80 2te Bd., die Versuche der Krone Frankreichs, das Principat zu erlangen, zum Gegenstande hat. In dieser ganzen Periode herrscht ein gewisses Schwanken in der Macht der einzelnen Staaten und ein allmähliges Uebergehen zur Ruhe und zum Gleichgewichte derselben. Dieses ist die Hauptidee, um welche sich alle einzelnen Thatsachen, alle Interessen oder näheren Zwecke, alle Mittel und Bedingungen drehen und an welche sich die geschichtlichen Momente der übrigen Staaten anreihen.

Die Kämpfe des Hauses Habsburg bereitet der Verf. durch Schilderung der Grundlagen und Bestrebungen Karls V., der sein Erbland, Spanien, entkräftete und mit demselben doch nichts ausrichtete, zweckmäfsig vor, indem er nachweist, wie dieser Fürst Spanien durch Einmischung in die Wirren der europäischen Staatenwelt zu einem warnenden Beispiel der Wahrheit machte, dafs die Ausschweifungen des Fanatismus und der Habsucht Abndung finden und ein Volk selbst unter Geldhaufen verarmen kann, dafs Mangel die Mutter der Trägheit und diese die Mutter des Elends ist und dafs auch die stolzeste und hochsinnigste Nation unter das erbärmlichste Joch fallen kann, dann aber sicher ist, von Stufe zu Stufe in gröfsere physische und moralische Erniedrigung zu versinken.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 43.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1843.

Geschichte des europäischen Staatensystems. Aus dem Gesichtspuncte der Staatswissenschaften bearbeitet von Friedrich Bülau.

(Fortsetzung.)

Eine besondere Berücksichtigung verdiente hierbei der Umstand, dafs Spanien sein Gedeihen und seine Bedeutsamkeit dem Zufalle zu verdanken hatte, indem er ihm die ganze halbe Welt schenkte, zu einer Zeit, wo es schon einen grofsen Theil Europa's besafs, sein Heer das erste war, seine Flotte auf allen Meeren herrschte, sein Handel über die ganze bekannte Welt sich erstreckte und seine Sprache und Literatur eine allgemein herrschende war, und dafs ein solches zufälliges Gedeihen nirgends Sicherheit behält.

Nachdem der Verf. die Lage der Dinge und die Bestrebungen Karls V. nebst den Beziehungen der Länder geschildert hat, geht er zu den Veranlassungen und zum Verlaufe des Krieges über und zeigt, wie Hafs stürmischer ist als Ehrgeiz und Karl V. in den grofsen Erwartungen, welche er von Spanien für seine weiteren Pläne gefafst hatte, sich irrte; wie Deutschland und seine Krone ihm stets nur Mittel, nicht Selbstzweck waren und er bei den deutschen Händeln, in welchen *Luthers* Auftreten einen grofsen Einflufs erhielt und welche vom Verf. zwar kurz, aber genau und treffend geschildert sind, viel Unglück hatte, weil er wohl klug in den Mitteln, aber unweise in den Zwecken war.

Die Entsagung Karls V. begünstigte Oesterreichs Gröfse und führte besonders die einzelnen Staaten wieder wirksam hervor; daher zeigt der Verf., wie Oesterreichs Bestimmung auf den Südosten Europa's gerichtet ist und Rufsland durch das Zusammenziehen kolossaler, physischer Kräfte immer mächtiger wird und in die europäischen Angelegenheiten sich einmischt. Einzelne Gedanken, welche eng verbunden sind, veranschaulichen die ganze Lage der Dinge, unter welchen die Zwecke und Mittel hervorleuchten, die die weiteren Versuche des Hauses Habsburg zur Erlangung des Principats leiteten. Der Verf. läfst hier zuerst Spanien, dann Oesterreich in den Vorgrund treten und um diese beiden Staaten die wichtigeren Erscheinungen des ganzen Zeitraums sich bewegen; dort erscheint Karl's Sohn Philipp II.; hier Ferdinand II. als wirkende Person; beide charakterisirt der Verf. sehr gut als Grundlage für den Verlauf der Vorgänge, welche hinsichtlich der Niederlande, des Bürger- und Staatenkrieges und der Pläne und des Wirkens von Spanien in den französischen Händeln, in Portugal, Italien, Deutschland und in den aufsereuropäischen Ländern zu berühren sind.

Unter den Einzelstaaten bietet England durch die Königinnen *Maria* und *Elisabeth* wichtige Begebenheiten dar; ihnen widmet der Verf. besondere Aufmerksamkeit, ohne in die specielle Geschichte dieses Staates einzugehen; er bezieht seine Angaben stets auf die übrigen Verhältnisse Europa's und weiset im Besonderen nach, wie England in dem politischen Systeme Europa's immer mehr Gewicht erhält und mit Frankreich in Gleichgewicht tritt; wie im Norden ein Staatenbund sich bildete und hierdurch Rufsland anfing, seine ungelenke Kraft auf die westlichen Länder zu werfen; wie die Schweiz wenig wirksam wird, aber Italien und Deutschland, dort der Papst, hier Ferdinand II., entschieden hervortreten, um die Staatenwelt zu bethätigen, indem der jüngere Zweig des Hauses Habsburg versucht wurde, die Pläne Karls V. in derjenigen Begründung aufzunehmen, welche als die sicherste erscheinen mufste, nämlich in der deutschen Herrschaft.

Den 30jährigen Krieg betrachtet der Verf. als eine Berufung in einer schon einmal entschiedenen Sache, als keinen Religionskrieg, weil seine Heuptmo-

Digitized by Google

mente von weltlichen Ursachen begründet wurden und Oesterreich weniger an dem Protestantismus, als an der Landesherrlichkeit der Reichsstände scheiterte. Ueber diesen Krieg wurde viel geschrieben; seine Wichtigkeit gab Veranlassung hierzu und rechtfertigt jeden Versuch, denselben von der inneren und äufseren Seite zu betrachten und die Folgerungen daraus für die übrigen Staaten Europa's, welche keinen unmittelbaren Antheil daran nahmen, als entscheidend darzustellen.

Der Verf. stellt denselben nicht gerade umfassend, aber gediegen und beziehungsweise dar. Am Schlusse verneint er die Fragen: Ob die Annahme gerechtfertigt werde, dafs der westphälische Friede dem deutschen Staatsleben eine neue Grundlage gegeben, von ihm die Parität der Religionen, die Beschränkung des Kaisers und die Landesherrlichkeit sich datire. Er giebt zwar zu, dafs dieser Friede ein geschriebenes Grundgesetz für Deutschland wurde, behauptet aber, dafs derselbe nur das ausgesprochen, was die Verhältnisse geboten und was sie längst vorher im Leben geschaffen hatten. Es kann hier nicht der Ort sein, dieser Ansicht andere Meinungen entgegenzustellen und ihre gröfsere oder geringere Haltbarkeit zu prüfen: davon hält sich übrigens Refer. überzeugt, dafs dieser Friede das heutige Europa von dem mittelalterlichen, die Zeit der Barbarei und der Unthätigkeit von den Zeiten der Aufklärung und der sich rasch vervollkommnenden, gesellschaftlichen Ordnung trennt, obgleich man in ihn die Keime der Fortentwickelung nicht hineingelegt zu haben scheint, da etwa 150 Jahre später eine neue Krisis dasjenige nachholen mufste, was versäumt worden war. Der Verf. hält nicht sowohl den Frieden, als den Krieg selbst für das europäische Volksthum für unbezweifelt wichtig und tritt durch diese Ansicht mit Recht den Meinungen vieler Schriftsteller entgegen; denn durch die vielen Kämpfe und das Elend entschied sich, dafs die Geschicke der Staaten auf festbegründeten Interessen beruhten, mit denen sich nicht mehr nach Willkühr schalten liefs.

Uebrigens scheinen diese Kämpfe noch weitere Lehren zu geben, indem sie uns von der Wahrheit überzeugen, dafs alle Staaten, deren Glück und historische Bedeutsamkeit auf zufälligem Gedeihen beruht, ihrem Mifsgeschicke anheimfallen und ihre Wohlfahrt niemals dauerhaft begründen; dafs dieselben, wenn die Bestrebungen nach innerer Umgestaltung der Einführung der ökonomischen zuvoreilen, oder auch nur mit ihr zusammentreffen, von den gröfsten Gefahren bedroht werden und die Völker unglücklich sind; dafs aber, wenn die innere Umgestaltung erst dann anfängt sich zu entwickeln, wenn die ökonomische sich schon ganz vollendet hat, jede Gefahr verschwindet und Ordnung, allmählige Entwickelung und Ruhe alle neuen Einrichtungen und alle Fortschritte der Aufklärung und Freiheit begleiten. Die gewaltige Krisis des 30jährigen Krieges deutet bei allen Staaten, welche direct oder indirect an ihm Theil nahmen, auf diese Wahrheit hin: Oesterreich griff im Siegesrausche über die Grenze und zog sich den gefährlichsten Sturm zu; Frankreich, Spanien, Italien und England geben schlagende Belege und stellen an den Geschichtschreiber die Aufgabe, jenen staatswirthschaftlichen Gesichtspunct sorgfältig in's Auge zu fassen, weil er bei Befestigung des Systems der Territorialgewalt, dessen Grundcharakter die Beurtheilung aller Verhältnisse nach Besitzstand und erworbenem Rechte und die Stabilität des Staatslebens unter einseitiger Fortentwickelung der Regierungsgewalt ist, und bei anderen Beziehungen des europäischen Staatensystems eine vorherrschende Rolle spielte.

Nachdem der Verf. die wichtigsten, geschichtlichen Momente der aufserdeutschen Staaten, namentlich Frankreichs, Spaniens, Italiens und Englands berührt und einen flüchtigen Rückblick auf den geschilderten Zeitraum geworfen hat, woraus man erkennt, dafs in Deutschland ein grofser Kampf um Oesterreichs und des Katholizismus Herrschaft stattfand, Frankreich und Schweden denselben zur Verschaffung von neuem Besitze und Einflusse benutzten, Holland auf die Spitze seines Glückes sich erhob, dessen Grundlagen England zu untergraben suchte und letzteres durch innere Unruhen abgezogen wurde, geht er im 3ten Abschn. zu den Versuchen Frankreichs, das Principat zu erringen, über, und schildert er im Besonderen Frankreichs Vortheile unter *Ludwig* XIV., welchen er als keinen gemeinen Menschen, sondern als denjenigen Fürsten darstellt, um welchen sich die Darstellung der geschichtlichen Momente jener Bestrebungen dreht; daher zeichnet er dessen ganzen Charakter und stellt diesen den politischen und staatswirthschaftlichen Verhältnissen Frankreichs gegenüber, um die Vortheile

Digitized by Google

dieses Staates für die Versuche zur Erlangung des Principats kürzer und treffender hervorzuheben.

Warum der Verf. weniger auf die Männer Rücksicht nimmt, von welchen Ludwig umgeben war, als auf diesen selbst und nicht hervorhebt, welchen hohen Begriff jener von einem Gesalbten Gottes hatte und wie stolz er glaubte, dafs ein Kronenträger unter aufserordentlichen Umständen keines Rathes bedürfe, sondern einer Eingebung von Oben theilhaftig werde; wie sehr er es verstand, die Volksleidenschaften und Widerspenstigkeit der Parlamente zu zügeln, wie Alles an ihm grofsartig und jeder Zoll von ihm ein König war; wie er im Unglücke und im hohen Alter eine rühmliche Festigkeit zeigte und ein ihm eigenthümlicher Charakterzug sein grofses und unbegrenztes Selbstvertrauen war und wie seine ganze Geschichte eine ernste Lehre für diejenigen enthält, welche die Geschichte zu lesen verstehen u. dgl. fiel dem Refer. etwas auf. Dafs der Zufall einem Volke nie mehr Mittel zum Gedeihen gewährte, als Frankreich am Ende des 17. Jahrh.; dafs kein Monarch geeigneter war, als Ludwig, alle Gaben des Glückes zu mifsbrauchen und selbst sein Ruhm für die Nachkommenschaft die Ursache zu den gröfsten Mifsgeschicken war; dafs er Frankreich zerrüttete und 65 Jahre nach seinem Tode das Gewitter der französischen Revolution sich entlud, und den Thron der Bourbonen niederstürzte; dafs er den Verkauf des Adels und Ranges einführte, die Pächter auspressen liefs und alle Maafsregeln für Gelderwerb ergriff, welche dem Gewissen, der Sittlichkeit und dem gesunden Verstande widersprechen; dafs *Colbert* ein Gesetz gab, wornach Alle zum Tode verurtheilt waren, welche der Regierung Geld borgen würden, obgleich er selbst am anderen Tage wegen einer neuen Anleihe unterhandelte u. s. w., wird nicht umfassend hervorgehoben.

Die ersten Schritte, welche Ludwig that, giengen gegen die spanischen Niederlande und regten die befreundeten Mächte gegen ihn auf; allein er wollte sich an Holland rächen und verrechnete sich, obgleich er einige Gebietstheile eroberte; der Friede von *Nymwegen* und *Ryswik* enthalten die Erfolge von Frankreichs Schritten, welche im Besonderen dazu dienten, die Periode des Gleichgewichtes der europäischen Mächte herzustellen. Obgleich Frankreich ein gewisses Uebergewicht hatte, und Spanien und England mehrfach überflügelte, so sank doch seine Macht unter den Erben des Thrones von Ludwig XIV., traten die nördlichen und südöstlichen Staaten immer entschiedener hervor und trugen sie zu jenem Gleichgewichte das Ihrige bei. Um letzteres drehen sich die Darstellungen des Verfs., welcher am Schlusse der ersten Periode einen Ueberblick der Lage in dem europ. Staatensysteme giebt und dem Leser in wenigen, aber vielsagenden Gedanken die Erlebnisse der Einzelstaaten kurz schildert: die wichtigere Rolle spielen England und Rufsland, jenes durch eine Revolution und Fortsetzung der Politik der *Elisabeth*, dieses durch seine Reformen und *Peter* den Grofsen, der jedoch der zweiten Periode angehört und einen würdevollen Uebergang zu dieser macht.

Diese theilt der Verf. gleichfalls in 3 Abschnitte; der erste S. 81—256 befasset sich mit der Begründung des Gleichgewichtes, mit den Bemühungen Englands, dieses zu erhalten, mit dem spanischen Erbfolgekriege und mit der definitiven Erledigung der im Utrechter Frieden nur provisorisch entschiedenen Fragen. Nachdem der Verf. das Charakteristische der spanischen Erbfolge und die Stellung der betheiligten Staaten dargestellt hat, entwickelt er die Rüstungen zum Kriege und die mancherlei Fehler, welche Oesterreich begangen hat, und bespricht vorzüglich die Theilnahme Baierns und das steigende Glück der Alliirten nach dem Siege bei *Höchstadt*, welches der erste entscheidende Unfall war, der den französischen Waffen begegnete, und in seinen Nachwirkungen viele Früchte brachte, die trefflich geschildert werden. Die Gründe für die Wendung und den Ausgang des Krieges stellt der Verf. ganz anders dar, als gewöhnlich geschieht; er läfst sowohl den Verlauf als jene beiden Thatsachen von den allgemeinen Gesetzen des europ. Staatensystems, von denen der Natur und Geschichte bestimmt werden, und zeigt, dafs sein Eintreten aus der Beschränktheit menschlicher Einsichten und dem Unmaafse menschlicher Schwächen und Leidenschaften flofs und Kurzsichtigkeit und Egoismus in einzelnen Bestimmungen des Friedens gewaltet hatten.

Das Streben, das bestehende Gleichgewicht der Macht zu stören, waltete bei allen Kriegen vor, wie sich aus dem Kriege Schwedens, welcher in dem Kraftgefühle und Ehrgeize dieses Landes seinen Grund hat, und an dem Verlangen des russischen Kolosses,

Digitized by Google

sich zu der europ. Staatenwelt einen Ausgang zu bahnen, zu erkennen giebt; selbst die südöstlichen Händel deuten darauf hin. Gelang es auch einem oder dem anderen Staate, das Gleichgewicht zn stören, so stellten die Seemächte dasselbe stets wieder her und strebte Oesterreich im Kampfe für seine eigene Sache nach demselben Ziele, vielleicht ohne es direct zu wollen. Auf diese Idee bezieht der Verf. seine einzelnen Darstellungen, wovon sich der Leser dadurch vollkommen überzeugt, wenn er auf die Bestrebungen Preufsens hinsieht, welches er die natürlichen Verhältnisse geschickt benutzen und im zweiten Abschnitte S. 258—322 in die Reihe der europ. Grofsmächte eintreten läfst.

Bei den Ereignissen vom Utrechter bis Wiener Frieden läfst der Verf. den Gedanken vorherrschen, dafs die grofsen Gesetze der Staatenwelt den Zielpunct vorschrieben und die menschlichen Gebrechen, Kurzsichtigkeit und Leidenschaften, sich nur in den Mitteln fühlbar machten, und dafs es vor Allem darauf nnkam, eine falsche Anordnueg, wie sie die Eile, worin der Parteigeist vorherrschte, verschuldet hatte, zu berichtigen. Er schildert mit grellen Farben alle Herrschsucht und Intrigue, während sie in unregelmäfsigem Treiben ihre Gier zu befriedigen strebten, unbewufst zu einer natürlicheren und allseits wohlthätigeren Gestaltung führten und stellt zwei Männer, *Alberoni* und *Ripperda*, an die Spitze, um die Ereignisse charakteristisch darzustellen.

Aus den verworrenen Verhältnissen Oesterreichs und Italiens läfst er die Bildung Neapels und Siciliens zu selbstständigen Reichen hervorgehen; die Milderung der Spannnng zwischen Oesterreich und Spanien, die definitive Einverleibung Lothringens in Frankreich, die klar hervortretende gewaltige Macht Rufslands und der Sinn der meisten Staaten für den Frieden sind Hauptmomente für das Gleichgewicht der Macht, für welches jetzt Preufsen in die Reihe der Mächte eintrat. Den Bestrebungen dieses Staates widmet der Verf. die Zeit vom Wiener bis zum Hubertsburger Frieden, daher hebt er zuerst die Kämpfe Englands und Spaniens hervor, schildert die Begebnisse unter *Maria Theresia* und *Friedrich II.*, den Erbfolgekrieg und den Ausgang und berührt nur kurz die nordischen Staaten. Das von Frankreich angeschürte Streben einiger Mächte des zweiten Ranges, sich an dem Erbe eines Grofsstaates zu bereichern, stellt er als äufseren Anlafs und Bild der hauptsächlichen Bewegungen dar, und die Seemächte läfst er abermals zur Erhaltung des europ. Gleichgewichtes mächtig beitragen.

Nachdem der Verf. die Anlässe zum siebenjährigen Kriege umfassend geschildert und die Lage der Dinge in ein klares Licht gestellt hat, hebt er für den Zeitraum vom Aachner bis zum Hubertsburger Frieden zwei Erscheinungen hervor, welche dem zeitherigen Systeme ganz entgegengesetzt sind: die Freundschaft Frankreichs und Oesterreichs und die Feindschaft Oesterreichs und Englands, oder vielmehr des letzteren Bund mit Preufsen; dafs man erstere getadelt und über letztere sich gewundert hat, aber mit Unrecht, geht aus den Darstellungen deutlich hervor. Für keine Periode verräth der Verf. gröfseren Scharfsinn und richtigeren Blick; staatsphilosophische Ideen beherrschen die Mittheilungen und erfordern ernstes Nachdenken, um die oft grofsartigen Gedanken recht zu deuten und mit der Politik in Beziehung zu bringen. Man erkennt eine Erweiterung der See- und Colonialherrschaft Englands, ein Eintreten Preufsens in die Reihe der Grofsmächte und eine gewisse Passivität der meisten Kleinmächte, als Zeichen ihres Sinkens in äufserer politischer Bedeutung.

Nur eine Frage wünscht Ref. näher berührt und beantwortet zu haben: Wodurch es nämlich England möglich wurde, die ungeheuren Kosten zu bestreiten und sich zu einer solchen Macht emporzuschwingen? Der Utrechter Friedensschlufs begründete und der zu Fontainebleau befestigte dieselbe. Wie eine so grofse Macht in so kurzer Zeit erlangt und so ungeheure Kosten bestritten werden konnten, erscheint allerdings auffallend: die Lösung des Räthsels findet man in den Finanzoperationen und in der Befestigung des Staatscredits. Durch ein auf Berechnungen gegründetes Gedeihen war es ihm möglich, eine solche Macht zu erlangen, und vermochte auch Preufsen, in der Reihe der Grofsmächte sich zu befestigen, was sich für die Folge als sehr wohlthätig erwies, indem es einen Gegensatz bildete und die Bahn zum Uebergange in die dritte Periode eröffnete.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 44.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1843.

Geschichte des europäischen Staatensystems. Aus dem Gesichtspuncte der Staatswissenschaften bearbeitet von Friedrich Bülau.

(Schlufs.)

Mit ihm mufsten sich die übrigen Grofsmächte über Vieles verständigen und seine Stellung erforderte viel Vorsicht, wie sich aus dem Verlaufe der späteren Ereignisse ergiebt. Es hatte an der Unabhängigkeit deutscher Staaten gegen Oesterreich, an der Selbstständigkeit Scandinaviens gegen Rufsland und an der Sicherheit Hollands nahes Interesse, trat den falschen Zwecken der anderen Mächte entgegen, machte den Gegensatz Frankreichs wider Oesterreich entbehrlich und lieferte den Beweis, dafs auch Trennung Macht giebt. Es war neuer Schutz für Deutschland und trug zur Befestigung des Gleichgewichtes das Meiste bei.

In der Zeit vom Hubertsburger Frieden bis zur französischen Revolution, als drittem Abschnitt S. 367 bis 485, läfst der Verf. Rufsland in den Vordergrund treten und die Verhältnisse der übrigen europ. Staaten an dasselbe anreihen. Er schildert zuerst die Stellung der Mächte, läfst England von den Continental-Interessen sich etwas zurückziehen, Frankreich Schwäche und Vorzeichen innerer Convulsionen zeigen, Oesterreich eine Zeitlang in eine Art von Passivität versinken und Preufsen die Störung des Gleichgewichtes und das bedrohliche Wachsen einer einzelnen Macht verhüten, bestehenden Rechtsstand wahren und von dem Unabwendbaren für sich Vortheile ziehen. Den Hauptimpuls zu den Begebenheiten läfst er zunächst von Rufsland ausgehen, dieses von allen Mächten mehr als vielleicht nöthig gefürchtet werden und die Aufgabe übernehmen, den Samen europ. Gesittung auf die nördliche und westliche Hälfte Asiens zu übertragen, im Gegensatze von England, welches auf commerciellem Wege das beabsichtigt, was Rufsland auf militairischem zu bezwecken scheint. Diese Idee führt der Verf. klar durch, indem er die Richtungen desselben gegen die Türkei und Polen umfassend darstellt und die erste Theilung Polens als sehr wichtig hervorhebt.

Sehr interessante Reflexionen stellt er über dasjenige an, was Preufsen und Oesterreich in der Sachlage hätten thun sollen, da die Theilung Polens Gegenstand stereotyper Raisonnements und Anklagen geworden ist. Rufsland tritt nach Beendigung des Türkenkrieges völlig in die Reihe der Grofsmächte ein und spricht in allen Angelegenheiten ein gewichtiges Wort. Gleich lehrreich sind die Betrachtungen über Kaiser *Joseph II.* und *Friedrich* hinsichtlich des baierischen Erbfolgekrieges, welcher für Friedrich's ganze folgende Regierung eine grofse, moralische Wichtigkeit hatte, was der Verf. höchst treffend bezeichnet. Aus den Charakterzügen der beiden Fürsten leitet er die meisten Begebenheiten ab, was die Darstellungen aufserordentlich interessant macht.

Die westlichen Händel in England und Holland, Frankreich und Spanien erscheinen direct und indirect als maafsgebend für die Erhaltung des Gleichgewichtes der Macht; ihnen gegenüber nehmen die östlichen Angelegenheiten die Aufmerksamkeit des Geschichtsschreibers in Anspruch. Zwischen beiden kommen Josephs Pläne und Friedrichs Tod, der für die festere Begründung des deutschen Fürstenbundes noch zu frühe kam, zur Sprache. Die Erhebung Preufsens zur Grofsmacht war das Product einer richtigen Erkenntnifs der Verhältnisse und wurde vorzüglich auf Würdigung des Werthes der Intelligenz begründet, welche der preufsischen Staatsverwaltung treu geblieben ist. Preufsen giebt uns eines der schönsten Beispiele von der Sicherheit des auf Berechnungen und Aufklärung beruhenden Gedeihens und von der in diesen Verhältnissen liegenden Macht, welche wohl gedrängt, aber

Digitized by Google

nicht vernichtet werden kann, und aus dem Kampfe früher oder später noch mächtiger hervorgeht. Preufsen hat es später bewiesen.

Den Türkenkrieg und seine Folgen schildert der Verf. wohl etwas kurz, aber doch gründlich, indem man bald einsieht, wie viele Mifsgriffe Joseph gemacht, wie sehr er sein Reich durch innere Unruhen zerrissen und nach Aufsen mit den meisten Mächten in Spannung gebracht hatte. Den Bemühungen *Leopolds II.* gelang es Manches beizulegen; allein die Berührungen mit Schweden und Polen, mit Preufsen und Rufsland führten zu denjenigen Resultaten nicht, welche man gewünscht hatte. Nur die französische Revolution vereinigte alle Mächte aufser Frankreich für ein Interesse, und weder Oesterreich noch England mochten sich wegen Polen mit Rufsland und Preufsen veruneinigen. Dafs Frankreich den Polen zum Verderben gereichte, sie aufregte, ohne ihnen zu helfen, ihre Uneinigkeit und Parteiung vermehrte und den Feinden einen Vorwand zur Unterdrückung gab, leuchtet deutlich hervor.

Am Schlusse dieser Periode wirft der Verf. einen Rückblick auf die ganze Masse der Begebenheiten, woraus erhellet, dafs das die zeitherige Geschichte des europ. Staatensystems beherrschende Princip verschwunden ist, der Kampf zwischen Frankreich und Oesterreich aufgehört hat, den Vorgrund der Begebenheiten einzunehmen, die streitigen Puncte ausgeglichen und beide Mächte nicht mehr die einzigen Grofsmächte, also nicht mehr ausschliefslich gegen einander gerichtet sind; dafs England stets der Störung des europ. Gleichgewichtes entgegentritt und Preufsen sein thätigstes Werkzeug hierzu ist; dafs der Wegfall des alten Principats mancherlei isolirte, grund- und erfolglose Unternehmungen verursacht und die Staaten, noch befangen im Geiste der alten Politik, über ihre Stellung unklar geworden sind; dafs Spanien in Vergessenheit und Schwäche versinkt und nur in Seekriegen für Frankreich brauchbar ist; dafs Scandinavien nur in russischen Händeln bedeutend ist und Holland nach seiner kurzen Trennung von England zu diesem zurückkehrt, ohne höhere Kraft zu entwickeln; dafs die Pforte wegen des Antheiles vieler Mächte an ihrem Bestehen gerettet wird und Polen untergeht; dafs in Folge der vielen, nicht mehr lebensfähigen Bestandtheile im europ. Staatensysteme eine gewaltige Krisis nöthig ist, bis die Eroberungs- und Arrondirungspolitik sich allmählig verlor und dafs Vieles nur noch ein Scheinleben fristete, nur noch als todte Form bestand, ohne durch friedlichen Vergleich es entfernen zu können. Mit diesen Worten schildert der Verf. die Ursachen der Veränderungen, welche die Folgezeit über das europ. Staatensystem hereinführte und deren Darlegung Gegenstand der folgenden Periode ist.

Der Verf. war in Zweifel, ob er die grofse Krisis, welche über das europ. Staatensystem hereinbrach, am Ende der zweiten oder am Anfange der dritten Periode behandeln sollte; er entschied sich mit Recht für das Letztere, weil mehr Zusammenhang und Begründung herrscht, wiewohl die Vorgänge bis zum zweiten Pariser Frieden mehr Aehnlichkeit mit den Ergebnissen der zweiten, als mit denen der dritten Periode haben. Die Zeiten der Krisis und des Ueberganges stellt er unter der Ueberschrift „Zeitlage" für sich dar, rechnet sie jedoch zum ersten Abschnitte, welcher den Ausbruch der Revolution in Frankreich bis zum zweiten Pariser Frieden schildert und in 3 Capitel zerfällt, deren erstes, S. 1—117, die offene Revolution und den offenen Kampf wider sie bis zu den Friedensschlüssen zu Basel, das zweite, S. 118—240, die revolutionirenden Eroberungen bis zu den Friedensschlüssen von Lüneville und Amiens, und endlich das dritte, S. 241—569, in drei Unterabtheilungen die Zeiten des französischen Kaiserreichs, nämlich die Begebnisse bis zum Frieden von Tilsit, bis zum Kriege von 1812 und die Herstellung des Gleichgewichtes zum Gegenstande hat. Im zweiten Abschnitte schildert der Verf. die Zeiten des Ueberganges. S. 570 bis 613.

Die Ideen der dem Eintritte einer Umwälzung überaus günstigen Zeitlage hat der Verf. bereits vor 8 Jahren in seiner Encyklopädie mitgetheilt; er berichtigt und vervollständigt sie durch einzelne Zusätze und läfst durch wahrhaft philosophische Weltansicht die Art hervorleuchten, wie die Ereignisse des 18. Jahrhunderts zur Herstellung des Gleichgewichtes der Macht in Europa mächtig beigetragen haben; wie die Krisis in den Verhältnissen der Staatenwelt zunächst durch eine gewaltige Umwandlung im Innern des Staatslebens hervorgerufen wurde, diese aber die Veränderungen im Aeufseren nicht allein verursacht hat; wie unter den Grofsstaaten Rufsland am glänzendsten und hoffnungsreichsten hervorgetreten war und Preufsen,

Digitized by Google

in dankbarer Achtung der Völker, seinen Anspruch noch fester begründet hatte; wie Oesterreich mit seinen grofsen und gediegenen Kräften von seiner früheren Stellung und seinen alten Zwecken vielfach verdrängt war; wie England, von dem man glaubte, dafs es im Sinken sei, durch sein ungeheures Geld am Imponirendsten sich zeigte, obgleich es wegen der hart befeindeten Regierung, wegen des ewigen Wechsels der Ministerien, wegen der Parteiungen, welche das Land zerrissen und wegen der dumpfen Gährungen und tiefen Unzufriedenheit, besonders des irischen Volkes, Gefahren ausgesetzt war.

Nach des Verfs. Ansicht war keine Macht vorhanden, welche so recht sicher, als Herr ihrer selbst und ihrer Bestimmung, als auf klare, nothwendige Zwecke verwiesen, gelten konnte und zeigten sich überall Zustände, von denen sich voraus sagen liefs, dafs sie so nicht bestehen könnten, und wo doch Niemand wufste, wo der Anstofs zur Aenderung herkommen, wie er geartet sein, wohin er treiben werde. Unbedingt möchte Ref. diese Ansicht nicht theilen, weil er aus dem Studium der Entwickelungen des Verfs. entnommen zu haben glaubt, dafs England und Preufsen ziemlich vorsichtig und ruhig ihre Zwecke verfolgten und zur Erhaltung des Gleichgewichtes das Meiste beigetragen haben. Es ist ihm zwar nicht fremd, dafs bis zum Zeitpuncte, wo der junge, kaum 23 Jahre alte *Pitt* die Zügel der Verwaltung ergriff, Englands Ruhm verdunkelt und sein Einflufs auf das europäische Staatensystem fast vernichtet war, dafs es einen unrühmlichen Frieden geschlossen, eine ganze Hemisphäre verloren, seinen Credit vernichtet und seine Schulden ohne allen Nutzen verdoppelt hatte, und dafs überhaupt alle Welt an seinen nahen Fall glaubte und manche Mächte sich schon rüsteten, diese Erbschaft und die Oberherrschaft über dem Meere zu übernehmen. Allein seine Rückkehr zu den wahren Grundsätzen des Staatscredites machte es so mächtig, stark, reich und unternehmend, dafs es, ungeachtet aller Anstrengungen, alles Glückes und Genie's Napoleons, seines gröfsten Feindes, mit seinen inneren Unruhen und mit den Schrecken des folgenden 20jährigen Krieges gleichsam spielen konnte, und machte die Epoche von 1783 — 1793 zum Stolze seiner Geschichte. Die Mittel hierzu lagen also in ihm; nicht weniger glänzend tritt Preufsen durch sein auf Berechnungen und Aufklärung beruhendes Gedeihen hervor.

Da man die verschiedenartigsten Umstände und Erscheinungen als Ursachen des grofsen Weltereignisses der französischen Revolution angegeben hat, so zählt der Verf. die wichtigsten derselben auf und fügt am Ende bei, dafs diejenigen offenbar Unrecht haben, welche eine einzelne Ursache zum Hebel dieser grofsen Begebnifs machen, weil das Leben der Völker ein gar seltsam zusammengesetzter Organismus ist und die verschiedenartigsten Momente ihren Einflufs darauf geltend machen. Ohne in die Einzelheiten der Ansichten tiefer einzugehen, bemerkt Refer., dafs in den zerrütteten, finanziellen Verhältnissen, in den Fehlern der Regierung und Bankerotten derselben Hauptursachen lagen, wie der Verf. selbst anerkennt, obgleich er zusetzt, Frankreich habe nachher ganz andere Lasten ohne Murren getragen, wozu Ref. beizufügen sich erlaubt, dafs dieses unter ganz anderen Verhältnissen und allmähliger Rückkehr zum Credite nebst Napoleon's Bemühungen geschehen konnte und auch geschah, indem es dieser sehr gut verstand, grofse Auflagen ohne Belästigung des Volkes einzusammeln und für aufserordentliche Fälle Schätze zu sparen.

Unstreitig schildert der Verf. alle veranlassenden Verhältnisse der Revolution treffender, als es sonst geschehen ist; allein er unterscheidet bei Darstellung der Bemühungen und Verdienste *Neckers* den Verwalter nicht von dem Finanzmanne; indem dieser sich als ersterer grofse Verdienste erwarb, als letzterer aber grofsem Tadel unterlag, was hier nicht weiter ausgeführt werden kann. Die Nationalversammlung, die constituirende Versammlung, der Convent, der Terrorismus und der Krieg während der Schreckenszeit bezeichnen die wichtigsten Momente bis zu den Baseler Friedensschlüssen. Um sie bewegen sich die Erörterungen des Verfs., die mehr die unerhörte Lage des Volkes, auf das durch die Taxen der Güter in die Dörfer gebrachte Verderben und auf das Zerrütten der Ueberreste des Ackerbaues und der Industrie hingehen sollten. Die Ereignisse sind zu grofsartig und in ihren Wirkungen zu umfassend, als dafs bei dieser kurzen Anzeige noch länger dabei verweilt werden kann, da des Refer. Hauptabsicht dahin geht, den Ideengang des Verfs. darzustellen und auf die Hauptgedanken desselben aufmerksam zu machen.

Der Verf. schildert die Charaktere der unter jenen Begriffen handelnden Personen und der Dinge selbst, um welche es sich handelt und leitet aus den Richtungen jener und dieser den Verlauf der Begebnisse ab, welche die Republik zur allmähligen Anerkennung und in ihrem Innern den Zustand der eigentlichen Revolution zu Ende brachten. Die Baseler Friedensschlüsse deuteten schon auf den offenen Kampf um Territorien und nicht um Principien hin und konnten die betheiligten Mächte, welche Frankreich gemeinschaftlich herausgefordert hatten, belehren, dafs sie das Schwerdt nicht eher wieder in die Scheide thun dürften, bis die Sache beendigt sei; allein kurzsichtiger Egoismus liefs dieses nicht zu und führte zu spät zur Reue.

Die Zeiten des Directoriums waren für das innere Frankreich nicht sehr erheblich, um so wichtiger aber sind sie durch die Kriege mit England und Oesterreich und durch das Auftreten Napoleons, dessen Charakteristik der Verf. erst im Laufe der Begebenheiten entwickelt. Sein Auftreten in Italien, seine Handlungen gegen Oesterreich, in der Schweiz und während des Consulates schildert jener unter besonderer Hindeutung auf den Charakter Napoleons und der Lage einzelner Staaten, namentlich auf die Schweiz, England, Rufsland und Aegypten, von wo Napoleon am 19. Oct. 1799 nach Paris zurückkam, und seit welcher Zeit er sich um die Ordnung und Vertrauen im Innern des Landes

Digitized by Google

eifrigst bekümmerte. Die Begebenheiten während des Consulates bis zu den beiden Frieden von Lüneville und Amiens stellt der Vf. mit gewandter Feder dar, ohne die Hauptperson, Napoleon, aus den Augen zu verlieren; vielmehr ist ihm dieser der Anhaltspunct und erster Gegenstand, um welchen sich Alles dreht. Refer. hat die Thatsachen noch nirgends in einem consequenteren und kürzeren Zusammenhange dargestellt gelesen und darf daher mit völliger Ueberzeugung die Entwickelung für sehr gelungen erklären.

Die Schilderung der Ereignisse in den Zeiten des französischen Kaiserthums beginnt der Verf. mit demjenigen, was Napoleon im Inneren und Aeufseren für Frankreich gethan hat, wobei er im Besonderen auf England und den Umstand hinweist, dafs jener dieses niemals verstanden habe. Der Grund hiervon mag darin gelegen sein, dafs *Pitt*, unstreitig Englands gröfster Minister, durch die Einwirkungen des Credits Englands Herrschaft auf dem Meere sicherte, dessen Landmacht auf 400000 Mann brachte, etwa eine Million fremder Soldaten auf dem Kriegsfufs erhielt, die Austrengungen von fünf europäischen Bündnissen bezahlte und den Credit so wenig erschöpfte, dafs der Krieg noch 20 Jahre hätte fortgesetzt werden können, wenn auch die Kriegskosten über 38 Millionen Pfund Sterling betragen hätten; dafs dagegen Napoleon das Creditsystem entweder nicht verstand oder nicht gebrauchen wollte, obgleich er für dessen Einführung in Frankreich manches, ja vieles, gethan hatte.

Napoleon hatte in Frankreich eine allgebietende Gewalt, beruhigte das Volk durch Wiederherstellung der Kirche, leitete die Versöhnung mit dem Papste ein, ordnete den in gänzlichen Verfall gerathenen Volksunterricht, hielt die Presse nieder, errichtete ein Senatsconsulat, wurde lebenslänglicher erster Consul, war nach Aufsen thätig und nahm die Kaiserwürde an. Alle Unternehmungen Napoleon's bis zum Frieden von Presburg und Tilsit, für Oesterreich und Preufsen bedrängte und verhängnifsvolle Zeiten, fasset der Verf. in drei Paragraphe zusammen, worauf er die Ereignisse des Continentalsystems, die pyrenäische Halbinsel und Schweden, den Frieden zu Wien, den Krieg auf jener Halbinsel und die Anfänge des russischen Feldzuges in gedrängter, aber übersichtlicher Kürze folgen läfst und dieselben in ihrem steten Zusammenhang nach staatsphilosophischen Ansichten darstellt. Napoleon und die übrigen Fürsten werden handelnd eingeführt und nach ihren Unternehmungen charakterisirt. Man erkennt aus den Angaben, dafs der Verf. den Wirkungen der Handlungsweisen als denkender Beobachter genau folgte und stets auf die Hauptidee, welche seinem ganzen Werke zum Grunde liegt, die Störung und Wiederherstellung des europäischen Gleichgewichts, alle seine Aufmerksamkeit richtete.

Dieser Gesichtspunct tritt klar bei den Schilderungen des russischen Feldzuges, des Krieges von 1813, des ersten Pariser Friedens, des Congresses zu Wien und des 2ten Pariser Friedens hervor. Die Julirevolution und Begebenheiten bis auf unsere Tage, wo so manche Erscheinungen die Ruhe der Völker bedroheten und noch bedrohen, wo so viel von neuen Kriegen gesprochen wird, woran Refer. selbst, nach Ausbruch der Julirevolution und nach anderen bedenklichen Erscheinungen niemals glaubte und auch nicht glaubt, weil die Fürsten zu klar einsehen, dafs nur auf dem Wege der Ruhe das wahre Volkswohl durch Beförderung der wahren Aufklärung, des Ackerbaues, der Gewerbe und des Handels und durch ein harmonisches Wechselwirken zwischen materiellen und immateriellen Gütern erzielt werden kann und durch einen neuen Krieg das Aergste zu fürchten ist, indem durch die östlichen Einwirkungen und Massen nicht geringe Gefahren zu fürchten sind, deuten auf die Sicherung des Gleichgewichtes der Macht im europäischen Staatensysteme hin, welches selbst eine Theilung der Pforte, wobei allerdings Rufsland einen schönen Theil in Anspruch nehmen würde, was einen gewaltigen Streit will befürchten lassen, nicht stören wird: diese Ansicht hat Referent aus dem Standpuncte Oesterreichs, Preufsens und der übrigen Staaten Deutschlands bis an den Rhein gewonnen. Die Besorgnisse wegen schlimmer Zerwürfnisse scheinen ihm nicht ganz gegründet zu sein. Doch wer kann der Zeit vorgreifen?

Referent ist über die Darstellungen der Ereignisse seit 1815 schnell hinweggegangen, obgleich sich über letztere unendlich viel sagen läfst und bereits gesagt worden ist. Allein dieses kann in keiner kurzen Anzeige des Ideenganges eines Werkes geschehen, welches sich zur Aufgabe gesetzt hat, die Geschichte des europäischen Staatensystems aus dem Gesichtspuncte der Staatswissenschaften zu entwickeln und dessen Verf. auf den Grund der Staatsphilosophie den inneren Zusammenhang der Verhältnisse der betheiligten Staaten unter steter Hinweisung auf ein Streben nach Gleichgewicht der Macht, nach Beseitigung der es störenden Verhältnisse, nach seiner allmähligen Herstellung und Begründung nachzuweisen bemüht ist. Dafs die Staaten den störenden Stürmen zuvorkommen können, wenn sie treu der Ueberzeugung huldigen, dafs nur in Gegenseitigkeit das Heil liegt und dafs diejenigen Grenzen gleichgültig sind, welche blofs theilen, nicht trennen, blofs das Verschiedene, nicht das Feindliche bezeichnen, wozu neue Gestaltungen des Verkehrs und der inneren Staatsverhältnisse, dann geläutertere Ansichten vom Wesen der Humanität und ein reineres, wärmeres Erfassen der ewigen Lehren des Christenthums führen müssen, hebt der Verf. in der Schlufsbemerkung kräftig hervor.

Möge das Werk von recht vielen Staatsmännern und Diplomaten gelesen werden und dem Verf. diejenige Anerkennung verschaffen, welche es in höchstem Grade verdient. Refer. verdankt ihm schöne Ansichten und viel Stoff zum Nachdenken über geschehene und jetzige Begebenheiten. Reuter.

Digitized by Google

№ 45.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1843.

XXIV.

La philosophie de Leibnitz. Fragmens d'un cours d'histoire de la métaphysique donné dans l'Académie de Lausanne par C. Secretan, Licencié en droit. Genève, Tubingue, Paris, Lausanne, 1840. 148 S.

Obgleich die vorliegende kleine Schrift sich als Fragmente aus einer akademischen Vorlesung ankündigt, so würde man doch sehr irren, wenn man vermuthete, dafs sie fragmentarisch auf Kosten der systematischen Abrundung und populär auf Kosten der Wissenschaftlichkeit sei. Vielmehr gehört sie zu den bessern Monographien über einen einzelnen Gegenstand der Geschichte der Philosophie, zu deren richtiger Beurtheilung man noch dazu dies festhalten mufs, dafs dem Verf. die belehrenden Arbeiten von Thomser und Feuerbach erst, nachdem die Arbeit vollendet war, zu Gesicht kamen, so dafs sie nur zu einzelnen eingeschobenen Bemerkungen benutzt werden konnten. Wir würden darum dieses Buch schon willkommen heifsen, wenn es in Deutschland und in deutscher Sprache erschienen wäre, weil es, hervorgegangen aus dem in neuerer Zeit weit verbreiteten Interesse an Leibnitz's Philosophie, auch an den intricatesten Fragen derselben nicht vorbeigeht, sondern mit lobenswerther Gründlichkeit und Hingebung an den Sinn des Autors den Zusammenhang unter den einzelnen Lehren dieses Systems nachzuweisen sucht. Jetzt aber kommt hiezu noch ein andres Interesse. Es liegt nämlich wieder eine neue Probe vor, wie die deutsche Philosophie, und wie die Koryphäen derselben sich allgemach Eingang bei unsern Nachbarn verschaffen, und wie mehr oder minder die strenge Scheidewand zwischen deutscher und französischer Philosophie, wenn auch nicht fällt, so doch wenigstens anfängt mehr Durchgänge zu haben als bisher, so dafs eine gegenseitige Verständigung immer mehr möglich und immer mehr Bedürfnifs wird. Zu einer solchen Verständigung aber ist bis jetzt — und schwerlich wird sich dies so bald ändern — die erste Bedingung, dafs man unsere Philosophie französisch sprechen lehre. So unnütz *für uns* Uebersetzungen französischer Philosophen sind, da der Zweck derselben besser erreicht würde, wenn die französischen Bücher wohlfeiler wären, oder doch der deutsche und französische Buchhandel in genauerem Verkehr stünden, so nothwendig sind, wenn auch nicht gerade Uebersetzungen, so doch Paraphrasen dessen, was deutsche Denker gefunden haben, für unsere Nachbarn, die noch nicht so gefällig gegen unser Idiom sind, wie wir gegen das ihrige. Jede Schrift darum, die in französischer Sprache deutsche Philosopheme behandelt, müssen wir willkommen heifsen, weil sie auffordern und möglich machen an der Lösung *unserer* Probleme mitzuarbeiten, und weil sie zugleich zeigen, dafs die, sonst ganz richtige, Behauptung, dafs eine bestimmte Speculation an eine bestimmte Sprache gebunden sei, ihre Beschränkungen habe. — Es könnte vielleicht seltsam erscheinen, dafs diese Bemerkungen an ein Werk geknüpft werden, in dem ein Philosoph behandelt wird, welcher der Vergangenheit angehört, und darum *die* Probleme, die wir *heut* die unsern nennen, nicht bearbeitet, und der dabei (was besonders zu bemerken) nicht einmal deutsch, sondern gerade französisch geschrieben hat, wenigstens in seinen wichtigsten Sachen, so dafs bei ihm von einer Verpflanzung ins Nachbarland am Wenigsten die Rede sein kann. Und dennoch; denn einmal ist bekannt, wie die Herrschaft des Cartesianismus zu Leibnitz's Lebzeiten, des Sensualismus nach seinem Tode, es verhindert hat, dafs seine Philosophie sich wirklichen Eingang in Frankreich verschaffte — das Compliment, das Mde. du Châtelet Wolff machte, wird man doch nicht zählen —, dann aber ist, wenn wir die vorlie-

Digitized by Google

gende Schrift eine historische Monographie nannten, damit nur eine Seite derselben angegeben. Von den sieben Vorlesungen nämlich, aus welchen sie besteht, sind nur fünf der Darstellung des Leibnitz'schen Systems gewidmet, und auch diese mit Reflexionen untermischt, welche das Verhältnifs der Leibnitz'schen zur modernen (namentlich deutschen) Speculation betreffen. Die beiden letzten aber, obgleich sie an die Theodicee anknüpfen, haben fast nur die Absicht, einen Punct zu erörtern, der in den mannigfachsten Gestalten heut zu Tage die deutschen Philosophen beschäftigt. Der Verf. sagt p. 103: Faire entrevoir par un coup d'oeil rapide comment le problème du monde réel se résout pour une philosophie qui prend la liberté pour premier principe, telle sera la tâche de la leçon prochaine; dans la dernière nous essaierons d'appliquer la même idée aux dogmes fondamentaux du christianisme. — Bei der Angabe des Ganges, den der Verf. nimmt, sollen zuerst die fünf ersten Vorlesungen für sich betrachtet werden.

Der Verf. beginnt mit dem Widerspruch, welcher Statt finde zwichen dem Zweck Leibnitz's, ein in sich abgeschlofsnes System aufzustellen, so wie dem Bewufstsein ein solches zu haben („σύμπνοια πάντα") und der aphoristischen Gestalt seiner Schriften, welcher eine Reconstruction seines Grundgedankens schwierig aber doppelt nothwendig mache (p. 9—13). Was Leibnitz wollte, war: das Dasein erklären — se rendre raison des choses, résoudre les problèmes donnés par l'expérience, voilà tout (p. 13—), und so suche er in Weise einer Hypothese Principien auf, aus denen sich das Wirkliche erklären lasse. Die Voraussetzungen selbst aber, die er zu machen hat, sind ihm durch seine geschichtliche Stellung gegeben. Er hat nämlich (gegen Spinoza) festzuhalten, dafs das *Einzelwesen* (l'individu) eine wirkliche Realität habe, und zweitens (gegen alle realistischen und sensualistischen Systeme), dafs alles Wirkliche im Grunde *geistig* ist (p. 14—17). Die Frage nach dem, was das Wirkliche eigentlich ist, fällt mit der nach dem zu Grunde Liegenden überhaupt zusammen, daher es natürlich ist, dafs der Begriff der *Substanz* der erste Begriff ist, der erörtert werden mufs (p. 19). Indem Leibnitz das Wesen derselben in die selbstthätige Kraft setzt, ist er *Spiritualist* (p. 23), indem er die selbstthätige Kraft jedem Einzelwesen zuschreibt, ist er darin Antispinozist (p. 24. 25).

In der *zweiten Vorlesung* wird zuerst, ziemlich mit Leibnitz's eignen Worten, der Begriff der Monade festgestellt, gezeigt, wie ihre Thätigkeit eine nur innerliche, immanente, sei, und dann der wichtige Satz ausgesprochen, bei dem wir nur eine weitere Ausführung wünschten: Activité propre, distinction intérieure, particularité, individualité, pluralité, toutes ces idées sont étroitement enchaînées (p. 33). Er zeigt dann weiter, dafs, die Monade einmal so gefafst, kaum ein besserer Ausdruck für ihr Wesen zu finden sei, als der der Vorstellung (p. 34), eben so, dafs die Monade als thätig auch im steten Uebergang begriffen gedacht werden müsse, was den Begriff des appetitus der Monade gebe (p. 35).

Hier wäre es nun wünschenswerth gewesen, dafs der Vf. einen Punct, der ein wenig später (p. 39 sq.) zur Sprache kommt, früher behandelt hätte; nicht nur dafs dies mehr im Sinne des Leibnitz'schen Systems gewesen wäre, die Darstellung des Vfs. selbst hätte dadurch an Klarheit gewonnen. Nämlich nach Leibnitz besteht das Wesen jeder einzelnen Monas in einem *bestimmten Grade* von Vorstellung, d. h. in jeder ist die Thätigkeit *begrenzt*. Diese (nicht von Aufsen kommende) *Grenze* der Thätigkeit ist die materia prima, die darum ein integrirendes Moment in *jeder* Monas ist. Vermittelst ihrer (verschieden) *begrenzten* Thätigkeit, sind darum die Monaden einzelne, verschiedene, viele u. s. w., und bei Leibnitz ist es keine Inconsequenz zu sagen: sie seien es durch *ihre* Thätigkeit, und zugleich zu behaupten, sie seien es durch die *Materie*. Diese (als materia prima genommen) ist ja nur die durch sie selbst gesetzte Grenze ihrer Thätigkeit. Darum allein kommt deswegen der Monas appetitus zu. *Streben* nach Vorstellungen (das Leibnitz deswegen gerne mit dem Triebe des gespannten Bogens vergleicht) findet nur Statt bei *gehemmter* Thätigkeit. Als vollendete Thätigkeit (actus purus) wäre in der Monas nicht mehr diese Spannung. Dafs der Verf. den Begriff der materia prima bei Leibnitz richtig gefafst hat, geht aus folgenden Stellen hervor: Cette matière au passivité première, c'est .... le sceau de la créature, c'est une limitation tellement inhérente à son essence, qu'elle est comprise dans sa possibilité

Digitized by Google

même (p. 41), eben so wenn er, andeutend, dafs Leibnitz mit diesem Begriff sich dem Alterthum angenähert habe — (*zunächst* den Scholastikern und dadurch dem Aristoteles) — fortfährt: la matière première, c'est cette imperfection même inhérente à la monade créée etc., (p. 43), oder la matière première c'est la faiblesse de l'esprit fini, (p. 44) (was ganz richtig ist, wenn unter esprit jede *Monade* verstanden wird, und nicht etwa der sie betrachtende Geist) oder endlich: elle est nécessaire pour leur (s. des esprits) *pluralité*, puisqu'il ne saurait y avoir plusieurs activités absolues (p. 45). Es ist aber Schade, dafs der Verf. diese ganze Betrachtung über die materia prima angestellt hat, nachdem er von der Stufenfolge der Monaden, ja sogar schon von der körperlichen Masse gesprochen hat. Dadurch bekommt die ganze Darstellung dieses so wichtigen Punctes etwas Schwankendes, wie denn, mit Ausnahme der ersten und letzten der eben angeführten Stellen, die übrigen mehr hypothetisch ausgedrückt werden: on pourrait dire u. dgl. — Wir sind um so mehr berechtigt, Allem, was in der zweiten Vorlesung p. 37 und 38, gesagt ist, einen andern, spätern, Platz anzuweisen, als der Verf. der innern Nothwendigkeit folgend, Vieles davon in der

Dritten Vorlesung wiederholt. Diese beginnt mit der ganz richtigen Bemerkung, dafs nach Leibnitz die materiellen Körper als solche Phänomene seien, deren Realität nur in den sie bildenden Monaden bestehe. Auch wenn wir hinzunehmen, was p. 37 gesagt war, ist dieser Punct zu kurz behandelt, namentlich weil nicht gezeigt ist, wie die vielen Monaden, indem sie von einem erkennenden Subject percipirt und auf eine verworrene Weise von einander unterschieden werden, dadurch die Vorstellung der Räumlichkeit und der Ausdehnung geben. Weit eher hätte statt dessen die ausführliche Erörterung über das vinculum substantiale, welches der Verf. ganz richtig beurtheilt, wegfallen können (p. 50—55). Es folgt dann (55—57) das Nöthige über die Stufenfolge der Monaden, und hier, wo der Begriff der Seele und des Geistes erörtert wird, fände wohl am Passendsten seine Stelle, was in der zweiten Vorlesung von der Seele als Entelechie eines Körpers gesagt war. Der Verf. geht dann zu der prästabilirten Harmonie über, so weit diese die engere Bedeutung der Harmonie zwischen Leib und Seele hat, und zeigt hier sehr gut, dafs, wenn auch Leibnitz diese Deduction nicht gegeben habe, die Harmonie mit Nothwendigkeit aus dem Begriff der Monas folge (p. 63). Eben so können wir dem Verf. nur beistimmen, wenn er (p. 64) andeutet, dafs eben darum eigentlich die Harmonie nicht mehr eine Gottheit zu ihrem Erklärungsgrunde bedürfe, ohne dafs die Annahme einer Gottheit bei Leibnitz als eine Unredlichkeit anzusehen sei.

Die *vierte Vorlesung* führt das zuletzt Erwähnte weiter aus, indem darin die Harmonie in universellerem Sinne betrachtet und gezeigt wird, was überhaupt bei Leibnitz Zusammenhang der Monaden, was Leiden und was Einwirken ist. Diese Erörterungen, so wie auch die Bemerkungen über den Raum (p. 72) werfen erst darüber, was es heifst die Seele sei Entelechie oder Monas dominans, ein deutliches Licht, und hier wäre es nöthig gewesen, noch besonders hervorzuheben, dafs: eine Seele ist mit einem Körper als seine Entelechie *verbunden*, oder: die Monaden, welche der Seele *näher* stehen, bilden ihren Körper u. dgl., dafs diese Ausdrücke nur so viel bedeuten als: die Seele stellt diese Monaden klarer (obgleich noch immer verworren) vor, als das übrige Universum. Es wird dann weiter ein Abrifs der Psychologie Leibnitz's gegeben, der, mit Recht an den Begriff der Monade anknüpfend, die Lehre von den angebornen Ideen, so wie die beiden Principien aller Erkenntnifs (73—78) erörtert. Endlich wird gezeigt, wie die Anwendung des princ. rat. suff. dahin bringt, als letzten Grund der in Harmonie sich findenden Monaden die Gottheit zu bezeichnen, an welchen kosmologischen Beweis dann der ontologische angeschlossen wird (78—81).

Die *fünfte Vorlesung*, welche Leibnitz's Theologie betrachtet, beginnt mit jenem bekannten Satz, nach welchem die geschaffnen Monaden stetige Ausstrahlungen der Gottheit, und Beschränkungen dieses ausstrahlenden Lichtes sind. Mit Recht sieht der Verf. hier einen Pantheismus, welcher dem des Spinoza nichts nachgiebt (p. 87), indem hier das Einzelwesen alle wirkliche Realität einbüfst, die doch dieses System gerade retten wollte. Diesen Charakter aber werde ein jedes System haben, welches, wie auch das Leibnitzsche, Gott einer Nothwendigkeit unterwirft, sei diese auch nur eine sogenannte moralische, denn toute nécessité morale est en dernière analyse nécessité logique (p. 94). Die unbedingte Anwendung des Satzes

Digitized by Google

des zureichenden Grundes bringe ihn dazu, die Nothwendigkeit der Schöpfung zu behaupten, und hieraus folge eben der Pantheismus (92). Es werde derselbe aber nicht etwa nur in der Theodicee gelehrt, wo er freilich am Meisten hervortrete, oder in einzelnen mit dem System streitenden Sätzen, sondern er folge aus dem Begriff der Monade. Ist nämlich Gott Monas, so giebt es keine andere Thätigkeit in ihm, als eine innerliche, *ideale*, so sind alle Dinge nur seine Vorstellungen, d. h. Modificationen seines Denkens, c'est un songe bien reglé que Dieu rêve éternellement (p. 87, 88). Ganz eben so also, wie Spinoza, von der Substanzlosigkeit der Einzelwesen ausgehend, dazu komme das Gegentheil zu behaupten, eben so gehe Leibnitz von der Substanzialität der Einzelwesen aus und endige (vermittelst derselben Ironie) mit ihrer Substanzlosigkeit (Diese Parallele wird dann später S. 137 f. noch weiter ausgeführt). — In diesem Puncte kann der Ref. sich nicht mit dem Verf. einverstanden erklären, indem nach seiner Ansicht das Pantheistische bei Leibnitz vielmehr *darin* seinen Grund hat, dafs er die Consequenzen aus seiner Monadologie nicht *ganz* zieht. Aus der Annahme, dafs eine Gottheit als Central*monade* existire, aus dieser folgt freilich Alles, wie der Verf. mit Recht bemerkt. Aber diese Annahme ist so wenig eine nothwendige Folge der übrigen Monadenlehre, dafs sie vielmehr mit derselben streitet. Der Begriff der Central*monade* enthält schon in sich einen Widerspruch, da sie weder ein Einzelwesen, noch aus Materie und Form bestehend, noch ihres Gleichen habend, sein soll, d. h. da ihr alle Prädicate der *Monas* abgehen sollen. Eben so verwickelt sich Leibnitz in Widersprüche, wenn er vom Verhältnifs der Monaden zur Gottheit spricht, indem er sie bald als selbstständig, bald als unselbstständig fafst, und endlich sich hinter den widersprechenden Begriff der substance créée versteckt. Endlich ist diese Annahme für das System *müfsig*, denn da die Gottheit in demselben am Ende *nur* die Harmonie zu verwirklichen hat, die sie nothwendig verwirklichen *mufs*, so ist *diese* die Hauptsache, daher es Leibnitz geschieht, nicht nur dafs er *einmal* sagt: Deus *sive* harmonia, sondern dafs er *öfter*, anstatt zu sagen: Gott verwirkliche im Verhältnifs ihrer Vollkommenheit die Monaden, den (äquivalenten) Ausdruck anwendet: sie verwirklichten *sich* oder auch: die Harmonie *komme zu Stande* (Bemerkenswerth ist in dieser Hinsicht No. 48 in meiner Ausgabe). Während darum Spinoza die substanzlosen Einzelwesen in der Gottheit will verschwinden lassen, verschwindet vielmehr hier vor dem substanziellen Einzelwesen die Gottheit. Darum stehn Spinoza und der *consequente* Harmonismus des Leibnitz in einem diametralen Gegensatz. Dem Verf. selbst drängt sich die Richtigkeit dieser Behauptung auf, wenn er einmal S. 141 sagt: l'harmonie . . . . semble plutôt être son véritable Dieu, le Dieu de Fichte, ordo ordinans. Spinosa est Panthéiste. Leibnitz s'en défend, il flotte entre le Panthéisme et le *Polythéisme*. In diesem letzten Wort hat der Verf. einen glücklichen Griff gemacht. In der That, will man diese eigentlich nur im religiösen Gebiete geltenden Ausdrücke anwenden, so ist Leibnitz's Monadologie, von der er darum mit Recht behauptet, sie sei der einzige Weg um dem Spinozismus zu entgehen, mehr polytheistisch oder auch atheistisch als pantheistisch. — Darum ist uns die eigentliche Verjüngung des Leibnitz'schen Standpuncts in der neuern Zeit Fichte, so wie das Identitätssystem die Verklärung Spinoza's darbietet. Wenn darum der Verf. am Schlufs seines Werkes Schelling als den Erben Leibnitz's und Spinoza's bezeichnet, so hat dies noch den bestimmteren Sinn, dafs Schellings Schriften der ersten Periode, die auf dem Standpuncte der Wissenschaftslehre stehen, uns den verklärten Monadologismus, die der zweiten, im Identitätssystem, den verklärten Pantheismus zeigen, während seit der Abhandlung über die Freiheit (oder seit „Philosophie und Religion") Schelling an der Aufgabe arbeitet, die seit fünfunddreifsig Jahren die Aufgabe aller Philosophen ist: eine wirkliche Synthese beider.

Mit der fünften Vorlesung schliefst der Verf. den historischen Theil des Werkes. Die *beiden letzten* enthalten die Darlegung seiner metaphysischen Ansicht, welche allein vor dem Dilemma, das Leibnitz's und Spinoza's Lehren darbieten, retten soll. Der gemeinschaftliche Fehler beider sei nämlich, dafs ihnen der Freiheitsbegriff mangle. Nur eine Philosophie, welche die Freiheit zum Princip mache, könne auch eine wahre Theodicee zu Stande bringen.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 46.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1843.

La philosophie de Leibnitz. Fragmens d'un cours d'histoire de la métaphysique donné dans l'Académie de Lausanne par C. Secretan.

(Schluſs.)

Die Philosophie beginnt nämlich *einmal* mit der Idee Gottes als eines persönlichen, freien, gar keiner Nothwendigkeit unterworfenen Wesens, *zweitens* aber mit dem Factum der Schöpfung, welches, eben weil Gott keiner Nothwendigkeit unterliegt, nicht (als nothwendig) deducirt werden kann, und die speculative Frage ist nun: Wie kann die Welt, von der wir durch Erfahrung wissen, das Product Gottes, des absolut freien Geistes, sein (p. 107)? In Gott selbst kann ein *Grund* zur Schöpfung nicht liegen, denn dann wäre er nicht frei (109), es bleibt also nur übrig, daſs er in der zu schaffenden Creatur liegt, oder daſs Gott geschaffen *hat* (nicht schaffen muſste) par amour pour la créature à venir (110). Indem er das Wohl seiner Creatur will, für diese es aber kein gröſseres Gut giebt, als ihm ähnlich zu sein, so ist sie wie Gott selbst frei, Geist, nur mit dem Unterschiede, daſs Gottes Freiheit absolut nothwendig ist (ne peut pas ne pas être), die Freiheit der Creatur dagegen est accidentelle, elle pourrait ne pas être, — elle repose sur l'acte de Dieu. Das Dasein der Creatur ist daher ein Act der ganz undeterminirten *Wahl* Gottes. Eben so wie Gott, hat nun auch die Creatur Wahlfreiheit (111, 112). Damit ist die *Möglichkeit* des Falls gesetzt, hinsichtlich der Gott keiner Rechtfertigung weiter bedarf. Der wirkliche Fall, d. h. die Entscheidung des menschlichen Willens gegen den göttlichen, ist ein nicht zu deducirendes Factum. Da es mit dem Begriffe des unendlichen Willens streitet, daſs ein Wille ihm entgegengesetzt ist, so ist die nothwendige Folge des Falls, daſs der Wille der Creatur aufhört zu sein, und da der Wille das Wesen der Creatur ausmacht, so ist die nothwendige Folge des Falls l'anéantissement total de la créature (125, 126). Wenn nun aber die Erfahrung lehrt, daſs trotz des Falls die Creatur als wollende fortexistirt, so hat jetzt das Problem der Theodicee diese Form bekommen: Wie kann die Creatur, obgleich sie im Widerspruch steht mit der Freiheit Gottes, dennoch als freie Creatur existiren? Dies ist nur möglich, wenn in Gott neben dem *unendlichen*, auf die Vernichtung der abgefallnen Creatur gehenden, Willen ein anderer Wille entsteht, welcher, jenen beschränkend, die Existenz der Creatur fordert. Die Resultante dieser beiden Willensrichtungen tritt uns in der Geschichte entgegen (127 — 129). Diese Duplicität der Willen bringt der Verf. dann mit dem Unterschiede des Vaters und Sohnes zusammen, und widerlegt einige Einwände, die man vom Standpunct des Glaubens aus machen könnte (133). Indem endlich in der Entwicklung der Geschichte die Creatur mit Freiheit zu Gott zurückkehrt, so ist la restauration un progrès et la chûte le moyen d'un progrès (p. 136).

Daſs die hier gegebene Explication nicht nur zufällig mit dem historischen Theil des Buches verbunden ist, liegt auf der Hand. Ganz wie Leibnitz's Theodicee, auf die darum der Verf. immer zurückkommt, so beschäftigt sich auch die seinige mit den zwei Fragen: Warum schuf Gott, und: Wie kann *diese* Welt eine Schöpfung Gottes sein? — Was nun die Beantwortung betrifft, so wollen wir die Behauptung, daſs sie mit der religiösen Lehre übereinstimme, dahingestellt sein lassen, und es den Theologen überlassen, den Vf. zur Rechenschaft zu ziehen, wenn er im Widerspruch mit Col. 1, 15 den Sohn *nach* der (unsichtbaren) Schöpfung werden läſst, oder wenn er sagt la troisième personne, l'Esprit, est le Dieu de l'avenir, — eben so wenig wollen wir den Standpunct des Verfs. einer Kritik unterwerfen. Nur auf einige Puncte sei es erlaubt anzudeuten, weil hier der Verf. sich zu widersprechen

Digitized by Google

beginne, beide, um zu ihrem Begriffe zu gelangen, gegensätzlich gegen einander zu stellen, müsse der Begriff für beide bereits gesetzt und festgestellt sein". Dieses Gemeinsame beider Begriffe sei nun von Rothe auf die Art gefunden, dafs er von dem obern allgemeinen Begriff des Reichs Gottes ausgegangen, und dann untersucht habe, unter welcher Form dasselbe sich manifestire, ob als Kirche oder als Staat. Da aber die allgemeinere, alle Verhältnisse der Gattung ausprägende Form des Staates unmöglich der beschränkten und einseitigen der Kirche weichen könne, so bleibe, — dies scheine nahe zu liegen, für letztere nur die subjective und temporäre Existenz, die Bestimmung, sich selbst unnöthig zu machen, — sie sei so das verschwindende Moment am Staate. Hiermit könne man aber nur dann sich befreunden, wenn man mit dem Obersatze einverstanden sei, dafs nämlich das Diesseits die nothwendige Erfüllung des Reiches Gottes in seiner Wahrheit und vollen Wirklichkeit sei". Dies müsse man aber gerade in Abrede stellen: das Reich Gottes sei vielmehr das Ziel, nicht aber der Anfang, zu dem Staat und Kirche ihren Weg nehmen. Und schon von dieser Seite stehe das Verhältnifs beider Begriffe ganz anders; denn es könne nicht mehr der Staat in seiner Breite und Allgemeinheit, es müsse die Kirche der Träger des wahrhaft Göttlichen sein". Allein „da ja auch der Staat nicht leer an göttlichem Leben sein dürfe, so sei auch auf diese Weise, d. h. aus der Gegensätzlichkeit der Kirche und des Staates der Begriff der erstern *nicht* zu ermitteln.

Hr. Karsten wendet sich daher, um, wenigstens auf *negative* Weise den Weg zu der eigenen positiven Ansicht sich zu bahnen (S. 22), zu einer Kritik des von *Schleiermacher* entwickelten Begriffs der Kirche. Schleiermacher geht nun bekanntlich in seiner Dogmatik (Christl. Glaub. I. S. 7. 35), um für das Christenthum in seiner geschichtlichen Erscheinung das rechte Mafs zu finden, auf die Ethik zurück, in welcher, — in der Art, wie sie von Schl. gefafst und angelegt, — der Beweis geführt wird, „dafs jedes wesentliche Element der menschlichen Natur, also auch das Gefühl oder unmittelbare Selbstbewufstsein, dessen Bestimmtheit eben die Frömmigkeit ist, Basis der Gemeinschaft werde". Dieser Beweis, den wir in der Dogmatik mehr in der Form von Behauptungen und allgemeinen Reflexionen finden, ist jetzt in dem *System der Sittenlehre* S. 316—327 ziemlich vollständig geführt. Allein Hr. Karsten weiset eine so allgemeine Anwendung des Begriffs der Kirche auf die Erscheinungen des gesammten religiösen Lebens, also auch des nichtchristlichen, zurück, und ist der Meinung, dafs überhaupt auf dem Gebiete der Ethik der Begriff der Kirche nicht gefunden werden könne; denn sie entstehe nicht durch freie menschliche Handlungen, sondern durch eine That Gottes; dadurch allein werde sie aus der Subjectivität menschlicher Stimmungen und Erregungen in die objective Sphäre reiner, ewiger Wahrheit versetzt. Schleiermacher aber sei hierbei selbst widerfahren, wogegen er selbst wohlmeinend gewarnt, dafs nämlich das Individuelle durch eine wissenschaftliche Formel nicht erreicht werde". „Nicht (S. 23) aus dem Allgemeinen heraus könne daher der Begriff des Christlichen und der christlichen Kirche construirt werden; sondern aus dem Begriffe des Christlichen wird sich der Begriff *Kirche* ergeben müssen. *Nur auf dem Gebiete des Christenthums selbst sei der Begriff der Kirche zu ermitteln*; denn die Kirche sei nicht eine an sich fremde Form, wohinein der christliche Geist einzutreten hätte", — sie sei vielmehr „die geschichtliche Wirklichkeit des christlichen Geistes selbst, — eine *lebendige* Form, die erst geschaffen, und die nur da sei, insofern und in dem Mafse, als er als realer, geschichtlich lebendiger Geist vorhanden sei. So werde sich zeigen müssen, dafs die Kirche freilich Gemeinschaft, fromme Gemeinschaft sei, aber deshalb doch nicht jede fromme Gemeinschaft eine Kirche". Die Kirche sei vielmehr eins mit der Offenbarung und, kurz zusammengefafst, zu definiren als die *Offenbarung Gottes in ihrer gemeinschaftstiftenden Thätigkeit* (womit zugleich gesagt ist, dafs nur das Christenthum eine Kirche hat). Allein die Kirche habe, wie schon seit der Reformation anerkannt, zwei Seiten, und unterscheide sich als innere und äufsere oder als sichtbare und unsichtbare (S. 40. 41).

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 47.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1843.

Die Kirche und das Symbol in ihrem innern Zusammenhange, so wie in ihrem Verhältnisse zu Staat und Wissenschaft. Grundzüge zur Lehre von der Kirche. Ein theologischer Versuch von H. Karsten.

(Fortsetzung.)

Wenn die unsichtbare zu bestimmen sei als die an sich seiende und wirklich kirchenbildende Macht der Offenbarung, so die sichtbare als der durch Wort und Sacrament in der Realität seines objectiven Seins sich manifestirende, geoffenbarte, göttliche Geist, — der sich fortwährende Gestalt gebende objectiv reale Christus (S. 42. 43). Hieraus erhelle von selbst (?), dafs die sichtbare äufsere Kirche alle Kategorien der unsichtbaren an sich tragen müsse. Sie sei zunächst die wahre Kirche, denn die Wahrheit solle nicht erst gesucht werden, sie sei nicht blofs die allgemeine Voraussetzung, dafs sie da sei, dabei aber der Subjectivität zur Ausdeutung anheimfalle; sie sei vielmehr die Verkündigung des reinen Evangeliums, — sie stehe da als die fertige und göttliche und der Menschen Herzen seien ihr Product. — Aus diesem Grunde sei sie aber als sichtbare die *eine* Kirche, weil das vorausgesetzte göttliche Wort nur ungetheilt und eins sein könne, und als das eine da und offenbar sei. So sei sie, wie von Anfang an die *eine*, *fertige* Wahrheit, so auch die *eine* unsichtbare Kirche. — „So stehet also die Kirche da (S. 46) als eine wahrhaft göttliche That und Ordnung. Es ist der objectiv gegenwärtige Gottesgeist, der im Innern als der heilige Lebensodem das Ganze durchdringt, und mit seinem eigenen ewigen Selbst erfüllt; der sich auch äufserlich sichtbar heraussetzt, und eine Gemeinde herausgebiert, welcher als zeitlicher Organismus den objectiven Geist des Herrn in seiner bleibenden unwandelbaren Gegenwart trägt und bewahrt. — Läfst man diesen objectiv präsenten Gottesgeist, wie er in den Momenten des Innern und des Aeufsern da und gegenwärtig ist, fahren, und fafst man den Begriff der Kirche rein unter dem Begriff der ausschliefslich frommen Gemeinschaft, so hat man für die unsichtbare Kirche ein blofses Gedankending, für die sichtbare Kirche aber ein Institut von dem subjectivsten und wandelbarsten Inhalt. Aber die Gemeinschaft ist nur das inhärirende, nothwendige Moment; es erfüllt nicht den ganzen Begriff der Kirche, auch nicht den wesentlichen principiellen Theil desselben. Sie ist als Product, als das Gewordene und Werdende nur mit ihrer Causalität zusammen und an dieser das wahre, volle Wesen der Kirche". — „Denn der Herr selbst in seinem objectiven Dasein und seiner gemeinschaftstiftenden Thätigkeit ist die Kirche" (S. 145) *).

Diese ganze Erörterung, in welcher die etwas weitläufigen Deductionen des Herrn Verfs. zwar kurz, aber doch, — da sie das Fundament aller folgenden bilden, vollständig zusammengezogen sind, um dem Leser ein ungetrübtes Bild ihrer Verlaufs zu geben, — scheint indessen bedeutenden Einwendungen zu unterliegen. Was die Polemik des Hrn. Verfs. gegen Schleiermacher betrifft, so ist freilich zuzugeben, dafs

*) Vergl. S. 74! Sie ist von Anfang an durch alle Zeiten die *eine* Kirche, indem der Gehalt und Umfang dessen, was Leben der kirchlichen Gemeindeglieder zu sein bestimmt ist, auf sich selbst gleiche Weise gegeben ist. Nun giebt es allerdings auch hier eine Entwickelung, aber das ist die subjective That der Individuen, welche als die einzelnen Momente um die objective Macht des geschichtlichen Princips beiher spielen. Die Wahrheit und Wirklichkeit der *Geschichte* (?) ist jener ewig sich selbst gleiche objective und zu äufserer Gestaltung heraustretende Geist Christi; die Entwickelung der Individuen ist der Reflex, an welchem die innere Wahrheit der Geschichte theils abgespiegelt, theils gebrochen wird, und wird bedingt durch die Eigenthümlichkeit, in welcher die Individuen diese Vermittelung in sich erfahren u. s. w.

Digitized by Google

der Begriff und Name der Kirche von ihm mit Unrecht für fromme Gemeinschaften überhaupt gebraucht und dadurch das Eigenthümliche des Christenthums verwischt wird. Allein wie der Hr. Verf. zugesteht, dafs die Kirche auch fromme Gemeinschaft sei, so kann sie vom subjectiven Standpuncte aus, — wenn man das religiöse Leben in seiner subjectiven Form fafst, ohne auf die objective Seite der Offenbarung zu sehen, nicht wohl anders bestimmt werden. „Dafs der geoffenbarte Gott in solcher Gemeinschaft gegenwärtig, offenbar sei (S. 31), brauchte ja auch Schleiermacher nicht zu leugnen; allein er liefs diese specifische Verschiedenheit, wodurch der Begriff der frommen Gemeinschaft indessen nicht aufgehoben, sondern nur höher potenzirt wird, unbeachtet, um das Christenthum mit den übrigen Erscheinungen auf religiösem Gebiete vorerst nur in Beziehung zu setzen. Dafs er hierbei stehen bleibt, ja (Dogmatik II. 115) lehrt, die christliche Kirche bilde sich durch das Zusammentreten der einzelnen Wiedergebornen zu einem geordneten Aufeinanderwirken, — ist freilich sehr mangelhaft, liegt aber so tief in seiner ganzen Construction der Dogmatik, dafs er, ohne inconsequent zu werden, auch die Kirche nicht anders als nach ihrer erscheinenden, subjectiven Seite fassen konnte. Die Gesammtheit der individuellen Begeistung und Begeisterung in ihrer Durchdringung und ihrem Zusammenhange ist Schleiermacher die Kirche; es fehlt ihr der Begriff der Substantialität, ohne welche das mannigfaltige, vielfach verschlungene subjective Leben, die unendlich vielen von diesem erfüllten Formen ohne Halt und Bestand erscheinen. Allein jene Mangelhaftigkeit ist auf der andern Seite wieder gehoben, und, wenn man so sagen darf, ersetzt, sofern in Schleiermacher's Darstellung die nichtchristlichen Religionen dem Christenthum nicht absolut entgegengesetzt, vielmehr als Anlage der in diesem erschienenen Wahrheit betrachtet werden. Von Hrn. Karsten ist das Christenthum dagegen so durchaus aus dem irdischen Boden herausgerissen, dafs aller Zusammenhang mit dem allgemeinen religiösen Gebiete gelöset wird; es erscheint nicht wie ein Wunder, sondern wie etwas der bisherigen Entwickelung absolut Fremdes, während doch jeder lebendige Glaube an die göttliche Vorsehung eine fortwährende Offenbarung als nothwendig voraussetzt, die wissenschaftliche Religionsgeschichte aber zu beweisen hat. Ihr ist das Christenthum, wie die *eine*, so die ewige Religion, die alle Formen, in denen sie gebrochen erscheint, vernichtet, um in der absoluten sich an das Bewufstsein der Menschheit zu bringen. Wenn daher, was in den vorchristlichen Religionen wirklich Religion ist, das Christliche darin genannt werden mufs, dieses also, in solcher Allgemeinheit gefafst, das religiöse Verhältnifs überhaupt ausdrückt, so ist eben so nothwendig, dafs ein Analogon zu dem Begriffe der *Kirche* aufserhalb des christlichen Gebietes anerkannt werde, denn auch in der vorchristlichen Zeit ist Gottes Gegenwart nur mit seinem absoluten Sein überhaupt zu leugnen; freilich war diese Gegenwart nur eine substantielle, gleichsam gebundene, nicht die durch die reale Vermittelung mit der Menschheit zu freier Thätigkeit erschlossene und wirkliche, wie im Christenthume. Dieses allein hat eine Kirche in *strengem* Sinne des Wortes; *seine Existenz ist eben die Kirche.* Dieses ist dem Herrn Verf. durchaus zuzugeben. Allein in seiner weitern Exposition wird der Unterschied zwischen sichtbarer und unsichtbarer Kirche so fliefsend, die Bestimmung der realen Objectivität derselben so schwankend, dafs bedenkliche Folgerungen daraus entstehen. Freilich ist anzuerkennen, dafs die Kirche die Wirklichkeit der absoluten Religion ist, dafs die Gläubigen nicht als selbstständige *Monaden* zu fassen sind, welche nur durch ihre freie Thätigkeit, durch ihr Zusammenwirken ihrem isolirten Zustande entnommen und in eine umfassende Gemeinschaft erhoben würden, sondern (im relativen Sinne wenigstens) als *Accidenzen*, die von der Fülle des objectiven göttlichen Lebens getragen werden; allein damit ist nicht gesagt, dafs die Kirche (d. h. die unsichtbare) um wirklich zu sein, dies in dem Sinne, in der fast sinnlichen Weise sein müsse, wie der Hr. Verf. meint, der diese Wirklichkeit nur dann nicht zu verkennen glaubt, wenn er einmal die Kirche als ruhende, an und für sich fertige, ihren Anfang zugleich als Vollendungspunct fafst (obgleich auch wieder Aeufserungen vorkommen, welche solcher Ansicht offenbar widersprechen), jede Entwickelung als eine Alteration ihrer absoluten Dignität ansieht; sodann die Objectivität der Kirche auf eine falsche Weise von der Subjectivität der Gläubigen sich unabhängig denkt. Allein die

Digitized by Google

Schwierigkeit, den Begriff der unsichtbaren Kirche richtig zu bestimmen, liegt darin, dafs man sie entweder als ein Ideal, ein Phantasma sich vorstellt, oder, wenn man sie als real festhalten will, diese Realität mit fast sinnlicher Handgreiflichkeit verwechselt. Die *Realität* der unsichtbaren Kirche büfst dadurch nichts ein, dafs sie dies nur als ideelle ist, — ideel, so fern sie als das Ruhende in aller kirchlichen Entfaltung, als die keimende Vollendung in aller allmähligen Entwickelung, als das ewige Sein in allem zeitlichen Werden zu begreifen; so fern sie der geistige, nicht erscheinende Organismus ist, in welchem die Eigenthümlichkeit des subjectiven religiösen Lebens der Einzelnen zu Einem Ganzen sich zusammenfügt, in welchem die Gläubigen aller Zeiten und aller Orte sich eins wissen und eins sind in der alles durchdringenden Präsenz des göttlichen Geistes. Während die sichtbare Kirche als Landeskirche die ideelle Seite des Staates ist und nur in der Abstraction von ihm zu trennen, hebt die unsichtbare Kirche diese unvollkommenen und vereinzelten Erscheinungen in ihrer sich immer selbst gleichen Substantialität wieder auf, um sie in reinerer und schönerer Form aus sich zu entlassen. Nur in der Ausprägung dieser Idealität in äufsere Gestaltungen und der Verflüchtigung dieser in jenes reine Element des göttlichen Lebens, nur in *dieser* Einbildung der unsichtbaren Kirche in die sichtbare besteht der Unterschied und die Einigung beider. Wenn der Hr. Verf. S. 42 sagt: „Die sichtbare Kirche in ihrem Unterschiede von der unsichtbaren, zugleich aber auch in der Einheit mit derselben, ist der durch Wort und Sacrament in der Realität seines objectiven Seins sich manifestirende, geoffenbarte göttliche Geist, mit andern Worten der sich fortwährend Gestalt gebende Christus: so ist mit dieser Bestimmung, die sich im Wesentlichen der altkirchlichen anschliefst, einmal über das Verhältnifs der Kirche zum Staate nichts gesagt, und sie deshalb unvollständig, da der Cultus ohne alle Beziehung auf die allgemeine Verfassung der Kirche im Ganzen genannt worden; sodann aber sowohl der Begriff der frommen Gemeinschaft, als insbesondere die subjective Seite derselben, d. h. das individuelle religiöse Leben ganz ignorirt. Wort und Sacrament, sofern jenes verkündigt, dieses verwaltet wird, sind nur *Zeugnisse* für das Dasein der Kirche; in ihnen ist der Begriff der sichtbaren Kirche keinesweges erschöpft. Die sichtbare Kirche existirt nur in einer Mehrheit von Landes*kirchen*, welche von den kirchlichen Verfassungen der Staaten nicht verschieden sind; — wogegen Hr. K. S. 43 meint: „— Was auseinandergetreten und in eine Mehrheit zerfallen mufs, das ist die Kirchengemeinschaft, also das dem Wesen und dem Begriffe der Kirche inhärirende Moment, weil hier die Subjectivität, die Endlichkeit zur Geltung kommt. Es wird also eine Mehrheit von Kirchengemeinschaften entstehen, in welchen allen aber der Begriff der Kirche ist; nicht die unsichtbare allein, sondern zugleich auch die sichtbare, weil beide die Einheit, der Gesammtbegriff der Kirche sind; eines nicht ohne das andere ist. Dadurch allein wird der Begriff der Kirchengemeinschaften vor einem endlosen Zerfahren in subjective Ansichten bewahrt, dadurch allein ist ihr endliches Ineinandergehen als nothwendige Gewifsheit vorbedingt. Wäre die unsichtbare Kirche allein das allen verschiedenen christlichen Gemeinschaften zum Grunde liegende Eine und Gleiche, so wäre damit eine endlose Differenz als nothwendig gesetzt". Dann aber würde ja „die Gemeinschaft in dem Bewufstsein einer objectiven, daseienden und erkannten Wahrheit nicht zur Ruhe kommen, weil die ewige Wahrheit selbst als ewige Aufgabe subjectiven Suchens und Vermittelns gesetzt wäre". Allein in Wahrheit verhält es sich nicht anders: die sichtbare Kirche *entwickelt* sich nur in der *Mehrheit* einzelner Landeskirchen, die als solche nicht aufhören können, so lange die Menge einzelner Staaten besteht, und der ziemlich phantastische Traum von einem allgemeinen Weltstaate sich nicht verwirklicht.

Der Hr. Verf. meint freilich S. 83: „Soll die Kirche mehr sein als eine blofs *äufsere Verfassung*, ohne alle Rücksicht auf die innere geistige Bestimmtheit, so kann sie nur entstehen durch Hinzunehmen eines ihrem Wesen entgegengesetzten und aufzuhebenden Momentes, der Sünde nämlich (während die unsichtbare die abstracte Voraussetzung einer reinen, von der Sünde unberührten Wirkung bleibt, wie solche in der Wirklichkeit nirgends gegeben ist)"; aber bei gehöriger Unterscheidung wie Einigung beider Seiten des Begriffs der Kirche ist sowohl an dem Einen als an dem Andern so wenig Anstofs zu nehmen, dafs man

Digitized by Google

sich über die Auffassung wie über die Ausdrucksweise des Hrn. Verfs. vielmehr wundern mufs. Ist denn die Aeufserlichkeit der Verfassung etwas der Würde der Kirche Widersprechendes, und nicht vielmehr deren nothwendige Erscheinungsform; oder mufs man erst das Moment der Sünde „hinzunehmen", nicht vielmehr anerkennen als etwas mit dem freien zeitlichen Werden der sichtbaren Kirche, die zugleich die streitende ist, Gegebenes? — Durch die Freiheit der Entwickelung, durch die Beweglichkeit, mit welcher die Elemente der sichtbaren Kirche sich bilden, durch die Allmähligkeit, mit welcher das Christenthum in die Form des kirchlichen Lebens und in das religiöse Bewufstsein tritt, — wird die Objectivität der unsichtbaren Kirche eben so wenig wie der sichtbaren aufgehoben oder auch nur gefährdet. Gerade darin bewährt sich die Stärke, die ungeheuere Festigkeit der Kirche in dieser ihrer Objectivität, dafs sie alle Erschütterungen, welche sie von der sich regenden menschlichen Freiheit erleidet, alle Differenzen, in welche das äufserliche kirchliche Leben und die Verfassung auseinander gehen, *ertragen* kann, ohne aufzuhören, der zusammenhaltende ideelle Mittelpunct aller dieser Radien menschlicher Einseitigkeiten zu sein. Ein objectives Sein der Kirche in geschichtlicher Wirklichkeit — in dem Sinne, wie Hr. Karsten meint, — ganz unabhängig von den die kirchliche Gemeinschaft constituirenden Individuen ist ein Phantasma, das an dem Begriffe der menschlichen Freiheit sich immer wieder zerbrechen mufs, — ist eine mehr als katholische Ansicht. Ein objectives Sein in dieser *sinnlichen* Realität, wenn man so sagen darf (— dafs die Objectivität in ideeller Weise, welche nicht weniger real ist, — eine der wesentlichsten Elemente des Begriffs der Kirche sei, ist schon oben angedeutet —) ist etwas Unmögliches, weil Alles, was Eigenthum des Menschen werden soll, aus der ihm äufserlichen Sphäre des Bewufstseins in das Selbstbewufstsein versetzt und dessen Element werden mufs. Dagegen setzt der Hr. Verf. eine solche Unabhängigkeit der Kirche von den Individuen voraus, die nicht nur aller geschichtlichen Wirklichkeit widerspricht, sondern von der man sich auch nicht einmal eine Anschauung machen kann. Die *Kirche*, sofern sie sich mit der *Geschichte* einigt und durchdringt, ist ja nur die werdende: deshalb giebt es eine *Kirchengeschichte;* nach des Hrn. Verfs. Ansicht wäre diese eigentlich unmöglich, — aber auch zwecklos. Denn als der Herr auftrat, sagt er S. 32, in dieser Zeitlichkeit mit dem Bewufstsein seines ewigen und göttlichen Lebens, als er ausgesprochen hatte: „Niemand kennet den Vater als nur der Sohn", da war die Kirche auf Erden gegründet; — denn „Christus ist die Kirche". Dies mufs nicht nur zugestanden, sondern auch behauptet werden, — nur in anderm Sinne. Denn nicht Christus in seiner individuellen historischen Erscheinung, sondern Christus in seiner Verklärung und der Mittheilung seiner im heiligen Geiste, — sein Leben in den Gläubigen, der diese in sich schliefsende Organismus ist die Kirche; die Feier der ersten Pfingsten ihr Geburtsfest; die neu begeisteten und begeisterten Apostel ihr Stamm: erst in ihnen nimmt sie ihren actuellen Anfang, der *potenziell freilich schon in Christo vorhanden* war. Während Rothe die Bedeutung dieses potenziellen Anfangs der Kirche verkennt und die Realität derselben in den sichtbaren Formen, in der äufseren Verfassung und deren zusammenhängendem und zusammenhaltendem Organismus sieht, daher gerade in der vollkommenen Auflösung der Kirche in den Staat sieht, was zugleich die innigste Durchdringung dieses vom religiösen Leben sei: setzt Hr. Karsten in dem erschienenen historischen Christus, zugleich mit dieser absoluten Offenbarung Gottes in ihrer Objectivität die völlig entwickelte Kirche, ob sie gleich ihrem Begriffe nach *für die Menschen* ist, — so fern sie Gläubige sind. Dies können sie aber eben im strengen Sinne des Wortes nicht sein, wenn nicht Christus selbst als gestaltendes Lebensprincip ihnen inwohnt, das subjectiv religiöse Leben der Individuen, welches sich durch deren Vielheit zu einem geregelten Schematismus organisirt, von dem objectiven befruchtet wird, — dies ist aber nur möglich, wenn der Erlöser *verklärt* und von seiner sinnlichen Individualität entbunden, als Geist in seiner Kirche wohnt, um diese selbst zu verklären. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 48.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1843.

Die Kirche und das Symbol in ihrem innern Zusammenhange, so wie in ihrem Verhältnisse zu Staat und Wissenschaft. Grundzüge zur Lehre von der Kirche. Ein theologischer Versuch von H. Karsten.

(Fortsetzung.)

Allein diese Verklärung ist nur zu denken als eine *werdende*. Mit dieser Behauptung wenden wir uns zur Besprechung des zweiten Hauptpunctes in des Hrn. Verfs. Schrift, nämlich zum Begriffe des Symbols und dem Verhältnisse desselben zur Kirche. Wie der Hr. Verf., wie gezeigt, auf eine durchaus falsche Weise die Objectivität der Kirche, welche wir auch anerkennen, von der subjectiven erscheinenden Seite loslöset, — von deren Realität in der Welt spricht, ohne dafs man einsieht, wie diese möglich sei unabhängig von der Einbildung derselben in die Verhältnisse der Welt: so bestimmt er auch den Begriff des Symbols, — und dieses ist nur eine consequente Folgerung aus den früheren Prämissen, durch eine Erörterung, gegen welche nicht nur die *protestantische* Kirche, sondern wahrscheinlich auch die katholische *protestiren* mufs. „Die Kirchengemeinschaft, — behauptet der Hr. Verf. S. 50 u. s. f., — hat im Worte ihren Lehrinhalt, das, was zu wissen und zu bekennen ist. — Dies ist aber eine Lehre von schon bestimmtem, fertigem Inhalt, der nicht erst in der Kirchengemeinschaft gemacht, gesucht, gefunden wird. Sie kann nicht als das allgemeine Bewufstsein von einer vorhandenen Wahrheit durch die Vermittelung des subjectiven Geistes erst ausgedeutet und ausgesprochen werden". — „Daher ist und kann diese Lehre nur sein die *Selbstverkündigung* des geoffenbarten Gottesgeistes; das Aussprechen, dafs er es ist, was als gegebener ewiger Inhalt den Herrn in seiner objectiven Gegenwart manifestirt. Der Inhalt des Wortes, der Lehre der Kirche ist Christus. Sein Zeugen von sich, das Bekennen seiner selbst in seinem heiligen und göttlichen Namen, das steht an der Spitze als die sichtbare Gestalt, worin er sich selbst heraussetzt als die Manifestation seiner bleibenden Gegenwart in der Gemeinde. So aber ist dieses Wort nur das allgemeine, dem die zusammenhaltende, kirchenbildende Bestimmtheit abgeht. Die Frage ist gerade: *wie* ist Christus die kirchliche Wahrheit"? — Zu dieser Bestimmtheit gelangen wir nur so, „dafs wir anerkennen, dafs die kirchliche Lehre niemals als Subject allein vorhanden ist und vorhanden sein kann, sondern auch als *Prädicat*, folglich als Urtheil. Nur so wird sie anfafsbar, tritt aus der allgemeinen Weite und Breite in die engere Grenze, woran die subjectiven Schwankungen und Ausdeutungen gebrochen werden". „Wäre dies Prädicat nicht in gleicher Weise fest und unbeweglich zu erkennen, als das Subject an sich, so gäbe es immer nur eine temporäre kirchliche Wahrheit. In allgemeinster Weise lassen sich die Prädicate an dem kirchenbildenden Subjecte in den Gegensatz *Gottheit* und Nichtgottheit zusammenfassen. Geschichtlich steht nun fest, dafs die Kirche von dem erstern Prädicate ausging, dafs also die Kirche in dem Urtheil der Gottheit Christi sich abschlofs. Kann nun aus der Seligkeit des Prädicats am Subjecte die Selbigkeit der Kirche documentirt werden, so ergiebt sich, dafs die Gottheit Christi die ewige, unveränderliche Wahrheit der Kirche als solcher ist, welche die Individuen nicht erst zu suchen haben, auch nicht erst begründen sollen, sondern der sie sich als der schon fertigen, gegebenen zu unterwerfen haben. Mit andern Worten, um Mitglied der Kirche zu sein, genügt nicht die allgemeine Anerkennung Christi, des Subjects, sondern auch die Anerkennung des Prädicats seiner Gottheit, indem in diesem Urtheil die wesentliche unveränderliche Wahrheit der Kirche

Digitized by Google

gesetzt ist. Diese Wahrheit, dies bestimmte, abgeschlossene Urtheil ist vor der Gemeinschaft da; sie ist es, um welche als um den Factor sich die Gemeinschaft ansetzt und gebiert; *die ewige Selbstverkündigung des objectiv gegenwärtigen Gottesgeistes*". — „Weiter entsteht nun die Frage, welches das Verhältnifs dieser ursprünglich daseienden, objectiven kirchlichen Wahrheit zu der Kirchengemeinschaft ist". — Die Vermittelung jener objectiv daseienden Wahrheit zur subjectiven Immanenz der Individuen ist der Glaube. Der subjective Geist ist in Gott erhoben, gerechtfertigt vor Gott. Das Urtheil also, worin die kirchliche Wahrheit zusammengefafst ist, von der Gottheit Christi, hat ein anderes an sich, die Rechtfertigung durch den Glauben, nicht als neben oder aufser ihm seiendes, sondern als die in ihrer Macht und Lebendigkeit am Individuo bethätigte *eine* Wahrheit, welche in solcher Weise bezeugt, dafs sie als objective Wahrheit mehr ist als historische Notiz, mehr als ein historisches Fürwahrhalten; — „vielmehr das vorhandene objective Urtheil der Gottheit Christi vermittelt sich kraft des an und in ihm seienden lebendigen Christus zu der subjectiven Lebensbestimmung der Individuen, und schafft in solcher Weise das Urtheil von der Gerechtigkeit und dem Glauben; — es ist die Objectivität in ihrer Bestimtheit am Individuo und damit die *eine* kirchliche Wahrheit. Diese so gestaltete Wahrheit ist das *Symbol*". „*Das Symbol ist also die vom heiligen Geiste fortwährend geoffenbarte und so von der Kirchengemeinschaft gewufste und bekannte Wahrheit von dem ewig gegenwärtigen Geiste in seiner objectiven Wesenheit in dem Ineinssein mit seiner Subjectivirung in dem Einzelnen*".

Diese in der That bisher unerhörte Begriffsbestimmung von Symbol, welche die katholische Stabilität an Einseitigkeit noch überbietet, wird nun schon durch die geschichtliche Wirklichkeit selbst widerlegt und als eine irrthümliche erwiesen. Wo ist in der Vergangenheit ein auch nur schwaches Analogon zu der Weise der Entstehung des Symbols, welche Hr. Karsten behauptet? — Alle dogmatische Formeln, welche sowohl in der alten Kirche, als in der Zeit der Reformation fixirt, den Namen Symbol tragen, sind ja Bekenntnisse von der Stellung des religiösen Bewufstseins zum Christenthum, Bestimmungen, welche zeigen, wie weit das vorhandene christliche Leben Erkenntnifs, die dem Gedanken angehenden Elemente desselben speculative Theorie geworden seien, — Resultate, welche von der dogmengeschichtlichen Bewegung innerhalb bestimmter Perioden erzeugt sind. Sie sind die normativen Ausdrücke der dogmatischen Ueberzeugung der Kirche oder auch der in ihr enthaltenen Confessionen zu einer bestimmten Zeit und so zugleich Stufen für die immer tiefere wissenschaftliche Entwickelung der christlichen Lehre, kunstvolle Formen *menschlicher* Erkenntnifs und Auffassung, deren Inhalt gröfser und reicher ist, als sie selbst. Dagegen ist es Rec. wenigstens unbegreiflich geblieben, in welchem Sinne die Ansicht des Hrn. Verfs. auch nur einen Schein der Wahrheit für sich habe. Freilich ersieht man aus der weitern Exposition S. 63 u. s. w., dafs Hr. Karsten auf eine so willkührliche Weise, dafs daraus nur die gröfsten Verwirrungen entstehen können, Symbol nennt, was man die Glaubensregel zu nennen gewohnt ist; allein auch für diese eignet sich die gegebene Definition nicht; denn auch sie ist ja nicht im eigentlichen Sinne *geoffenbart*, noch *fortwährend* geoffenbart; — sie ist vielmehr der kurze Inhalt der apostolischen Predigt, welche wiederum nur eine der Form nach verschiedene Fassung der Selbstverkündigung Christi ist. Dieses sogenannte apostolische *Symbolum* verdient in Wahrheit diesen Namen nicht, da dieser, wie gesagt, besser für *die* dogmatischen Formeln *ausschliefslich* in Anwendung gebracht wird, welche recht scharfe *Bestimmungen* des in jenen enthaltenen Lehrinhaltes geben. Diese bleibt freilich insofern *un*veränderlich, als es so zu sagen, die Bestandtheile des Christenthums aufzählt, einen Grundrifs seines innern Baues in sich begreift; allein im eigentlichen Symbol kommt es grade auf die Bestimmung des *Wie* an, auf die Fixirung der Art und Weise, wie diese Bestandtheile ihrem innern Gehalte nach zu fassen seien, — wie z. B. das Nicenum zeigt. Dieses enthält freilich jene Bekenntnisse des apostolischen Symbolums: Ich glaube an Gott den Vater, den Sohn u. s. w. auch in sich, aber nur in der schärfsten detaillirten Entwickelung, keinesweges jedoch in absolut vollendeter Form, denn auch diese eigentlichen Symbole entstehen, — und sind überhaupt nur gedenkbar innerhalb der Sphäre der menschlichen Reflexion, und nach der subjectiven Assimilation der allgemeinen

Digitized by Google

Substanz des christlichen Glaubens. Diese an sich bedarf ja deren gar nicht, vielmehr wird sie in ihnen immer einseitig gefaſst: das Bedürfniſs regt sich nur in den gläubigen Subjecten, welche den Grad ihrer Durchdringung jenes substanziellen Lehrgehaltes durch das Bekenntniſs sich zum Bewuſstsein bringen wollen. Damit soll nicht geläugnet werden, daſs in diesem objectiven Kirchenglauben selbst der Keim der intensiven Entwickelung liege, ja eine göttliche sich aufdrängende Nothwendigkeit zu erkennen gebe, welche selbst in den Subjecten den Impuls zu dogmatischer Bestimmung bewirkt; aber dieser ganze subjective Proceſs ist doch nur möglich, sofern die objective Sphäre in die der Freiheit gleichsam einmündet, und diese sich gegen alles Fertige, Ueberkommene wehrt und nur das ihrem eigenen Wesen Gemäſse d. h. das im Flusse der geistigen Genesis Entstehende und Entstandene zu ertragen vermag. Dagegen könnte man die Weise der Aneignung, wie sie Hr. Karsten bestimmt, sich nur einigermaſsen anschaulich machen, wenn man sie als eine *mechanische* sich dächte, d. h. wenn man eben die eigenthümliche Dignität der menschlichen Natur, die innerste Wesenheit derselben alterirte. Wie aber sollte es möglich sein, daſs solche auf mechanische Weise organisirten Individuen jene vom heiligen Geiste fortwährend geoffenbarte Wahrheit wüſsten und bekennten? — Und *wie* sollte sie diesen geoffenbaret werden? Doch nur in dem Selbstbewuſstsein, also in der Sphäre der Subjectivität, welche doch eben nach Hrn. Karsten den Kirchenglauben trübt und so dessen Wahrheit zu einer nur temporären macht. Dem würde nur vorgebeugt, wenn ein Individuum von *absoluter* Empfänglichkeit Organ des die Kirche beseelenden heiligen Geistes würde, d. h. ein Individuum, dessen Selbstbewuſstsein von dem Gottesbewuſstsein nicht verschieden, vielmehr mit diesem identisch wäre, d. h. wenn ein zweiter Christus erschiene, oder vielmehr fortwährend in dieser seiner Erscheinung verharrte. Nur auf diese Weise könnte die kirchliche Wahrheit, wie sie der Hr. Verf. nennt, in ihrer ungetrübten Reinheit erhalten werden; wie sie aber Eigenthum der gläubigen Subjecte werden könnte, ohne alterirt zu werden, bliebe freilich nicht minder räthselhaft.

Dieses Räthsel löset sich nur dann, wenn man zwischen der Glaubensregel und dem Symbol sorgsam unterscheidet, und nicht durch eine Reihe irrthümlicher Verwechselungen von diesem behauptet, was nur von jenem prädicirt werden kann. Von der Glaubensregel ist freilich mit Recht zu sagen, „daſs sie vorhanden war, ehe noch die Schrift da war (S. 36); daſs diese nur das Organ sei, welche die Grundwahrheit des Christenthums fortleite"; daſs diese vor und über der subjectiven Auffassung von Seiten der Menschen stehe*), nicht von ihr gefunden und gesetzt werde (S. 86). Allein dieses alles ist von ihr nur zu sagen, gerade deshalb weil sie *nicht* Symbol ist; das Eigenthümliche desselben ihr mangelt. Sie ist und enthält *kein* Dogma; das Symbol aber besteht gerade in dem in sich zusammenhängenden Complex derselben: wogegen Hr. Karsten S. 126 eine sehr genaue, aber grundlose *Unterscheidung* beider Begriffe versucht, Symbol und Glaubensregel aber auf eine, wie gesagt, höchst unglückliche Weise verwechselt. Die letztere ist eben wegen ihres gänzlichen Mangels an dogmatischem Gehalt — denn dieser ist eben Bestimmung, Bestimmtheit — als Fortsetzung der immer sich selbst gleichen Selbstverkündigung Christi unveränderlich; allein, was das eigentliche Symbol betrifft, so ist nichts falscher als es dem Dogma, wie das Bleibende dem Wechselvollen entgegenzusetzen (S. 126). „Das Symbol, meint Hr. Karsten, ist das unmittelbare Zeugen des präsenten Christus von sich; das Dogma dagegen das menschliche Zeugen und Bezeugen aus diesem göttlichen Zeugnisse heraus. Es verhält sich also umgekehrt, das Symbol ist die identische, unvermittelte, verursachende Wahrheit, das Dogma dagegen die vermittelte, verursachte. Will man das Sym-

*) S. 64: „Dieselbe ist nämlich weder ein Complex abstracter Lehren und Gebote, noch auch das Christliche in so allgemeinem und unbestimmtem Inhalt, daſs daran sich alle möglichen Ansichten bethätigen könnten; sondern wie der Herr sagt, „sie ist es, welche von mir zeugt", so ist die erschienene Gottheit Christi und ihr Subjectwerden in der Menschheit (Gerechtigkeit aus dem Glauben) die *eine* Wahrheit, welche als der Grundton, als die Essenz ihres Inhaltes, alles Andere nur als Explicationen und Ausstrahlungen dieser einen Wahrheit an sich hat. Die heilige Schrift ist mithin der Träger des Symbols; es ist die objective Wahrheit, wie sie zur Ruhe gekommen, fixirt, verkörpert ist in der ganzen ursprünglichen Reinheit, in welcher der Herr sie selbst als die äuſsere Gestalt seines Wesens herausgesetzt hat.

Digitized by Google

bol aus dem Dogma hervorgehen lassen, so kann dies nur so geschehen, dafs man das Christenthum zu einer menschlich fixirten Ansicht macht, aus der subjectiven Substanz einer allgemeinen christlichen Substanz heraus erst eine temporäre, gültige Wahrheit finden will". So aber erschiene — „das Symbol (S. 83) als das Gesammtbekenntnifs einer bestimmten Zeit, als dasjenige, was bis dahin, wo es gesetzt wird, der menschliche Geist als christliche Wahrheit erbeutet hat. Ist aber dies der Fall, so ist auch der Moment, in welchem die Gemeinschaft ein solches Bekenntnifs sich gegenüber aus der Innerlichkeit des Bewufstseins entläfst und als Bekenntnifs herausstellt, das Ende seiner Gültigkeit. Die Gemeinde hat mit diesem Acte die Lebenseinheit in und mit dem Bekenntnisse abgeschlossen, und ist auf dem Wege weiteren Suchens und Forschens. — Das Symbol tritt bei solcher Annahme allemal an das Ende einer geschichtlichen Entwickelungsperiode, und zeigt, was rückwärts als Gemeinbewufstsein in Abschlufs gebracht ist. — So kommt es also bei solcher Annahme von dem Begriffe und Wesen der Kirche zu einer Kirche, die keine ist; zu einer Wahrheit, die keine ist; zu Symbolen, die niemals Gültigkeit haben; kurz zu einer ganz subjectiven und destructiven Sphäre, wie solche aus einer Abstraction, nicht aber aus der geschichtlichen Wirklichkeit entnommen ist". —

Die letztere Behauptung gehört nun wieder zu den kühnsten, welche überhaupt in dem Buche vorkommen. Denn eine nur oberflächliche Kenntnifs der dogmengeschichtlichen Entwickelung ist doch wahrlich hinreichend, um zu wissen, dafs die Kirche gerade eine Reihe von Symbolen „als Merkzeichen auf dem Wege christlicher Entwickelung" aufgestellt, und dadurch das jeweilige Frühere in relativem Sinne wenigstens nur sofern negirt hat, als sie solches als unvollständig und unvollkommen durch genauere Bestimmungen ergänzt hat. Wenn aber Hr. Karsten meint, dafs es bei „solcher Annahme", — die aber vielmehr die geschichtliche Wirklichkeit selber ist, zu einer Wahrheit komme, die keine sei, zu Symbolen, die niemals Gültigkeit haben: so kann er zu solcher Meinung, wie auch bei andern Puncten, nur durch eine gänzliche Verschlossenheit für das Wesen der Freiheit und der in ihr verlaufenden kirchengeschichtlichen Entwickelung gebracht sein. So wenig aber in dem Individuo die ihm einwohnende substanzielle christliche Wahrheit im Denken wie im Wollen zum *vollständigen* subjectiven Eigenthum umgewandelt wird, ohne dafs es den Anspruch auf den Besitz derselben aufzugeben genöthigt wäre: ebensowenig hört die Kirche auf vom heiligen Geiste durchdrungen zu sein durch die Einseitigkeit und Unvollkommenheit der Formen, in welchen sie den Inhalt ihres Glaubens niederlegt. Diese *Formen sind Symbole*, und diese daher gerade mit der dogmenbildenden Thätigkeit der Einzelnen in der Kirche eng verknüpft. Das Symbol verhält sich daher zum Dogma, — um eine schon gebrauchte Vergleichung weiter zu führen, wie die *Constitution* zu einzelnen *Staatsgesetzen*. Wie diese allmählig entstehen, in ihrer Vereinzelung auf vielseitige Weise die Bedürfnisse des Staates zu befriedigen suchen, und das politische Bewufstsein nach seinen Tendenzen *in ihnen* zu immer gröfserer Klarheit sich entwickelt, bis es endlich in einer alle diese einzelnen Elemente zusammenfassenden Constitution den schärfsten Ausdruck findet: so entfalten sich auch die Dogmen zunächst in gegenseitiger Trennung, ihre Fortbildung hängt grofsentheils von der wissenschaftlichen Tüchtigkeit reichbegabter Persönlichkeiten ab, welche die angeregte Bewegung zu leiten verstehen, ihren Abschlufs, ihre Spitze erreicht sie aber erst im Symbole, in welchem die dogmatischen Erkenntnisse einer Zeit, — jedoch ohne alle wissenschaftliche Deduction — als Gesammtüberzeugung der kirchlichen Gemeinschaft fixirt werden. Dies geschieht jedoch keinesweges ohne Mitwirkung des die Kirche beseelenden göttlichen Geistes, — so dafs die Dogmen willkührliche Producte subjectiver menschlicher Einsicht wären; sondern *in jener* göttlichen Nothwendigkeit bildet sich die menschliche Freiheit, und *in dieser* als der zwanglos aufnehmenden Subjectivität zersetzt sich gleichsam die Substanz jener göttlichen Nothwendigkeit. Demnach wäre es höchst einseitig die *Symbole* als reine Menschensatzungen, nicht vielmehr als Resultate der in dem befruchtenden Boden der Kirche wachsenden Erkenntnifs anzusehn.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 49.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1843.

Die Kirche und das Symbol in ihrem innern Zusammenhange, so wie in ihrem Verhältnisse zu Staat und Wissenschaft. Grundzüge zur Lehre von der Kirche. Ein theologischer Versuch von H. Karsten.

(Schlufs.)

Aber weil sie eben eine wachsende ist, bleibt wahr, was Kliefoth (Einleitung in die Dogmengeschichte S. 30) äufsert: „Das Symbol hat seine Periode, die es beherrscht, und jede christliche Periode schafft sich, wie ihr christliches Leben, ihre kirchliche Sitte, Verfassung, Dogmen, so auch ihr Symbol. Aber diese Periode schwindet und eine neue Zeit bringt eine neue christliche Bildung. Das alte Symbol mufs somit seine Herrschaft über die Geister verlieren in dem Maafse, als die christliche Bildung, deren innersten Charakter, deren allgemeinen Inhalt es ausspricht, entschwindet, und eine neue zur Entwickelung anderer Seiten des christlichen Geistes berufene Zeit ihr neues Leben dogmatisch zu begreifen und symbolisch auszusprechen eilt. Wie aber das alte Dogma seine Wahrheit hat und behält, so auch das alte Symbol; und auch zwischen dem frühern und spätern Symbole ist das naturgemäfse Verhältnifs das, dafs das spätere jenes frühere nicht verwirft, sondern als wahr anerkennt, aber durch das Neue, was in ihm zur Klarheit gekommen, vermehrt und vervollständigt". —

Aus der Art und Weise dagegen, wie Hr. Karsten in diesem *ersten Abschnitt* seiner Schrift den Begriff des Symbols und dessen Verhältnifs zur Kirche bestimmt, ersieht man schon, dafs auch in den beiden übrigen gar manches Irrthümliche und Einseitige zu finden ist, — wie auch durch eine *kurze* Relation — denn dazu sind wir jetzt genöthigt — erwiesen werden soll. — Der zweite Abschnitt, über das Verhältnifs der Kirche zu Staat und Wissenschaft enthält zunächst manches Vortreffliche über den Begriff des Staates, über die Bedingungen, unter welchen das Christenthum allein in ein immanentes Verhältnifs zu ihm treten kann, und wie diese auch von Seiten des Staates zu erfüllen sind. „Wie der Staat durch die Kirche seine wahre Wirklichkeit empfangen hat (S. 105): so *besteht* derselbe auch auf diesem Grunde fort; — der Staat (S. 106) weifs sich in ihr, in der Wahrheit, in *der* Wahrheit, welche sein Leben, die Energie seiner Wirklichkeit ist". —. Allein weiterhin wird — nach einer etwas unbilligen Polemik gegen Rothe (dem sogar sein Festhalten an der specifischen Dignität Christi S. 108 als eine Inconsequenz vorgeworfen wird) das Verhältnifs der Wissenschaft zur Kirche und zur Religion nicht ganz richtig, wie es uns scheint, auseinandergesetzt. Zwar ist es nur anzuerkennen, dafs der Hr. Verf. den Primat, welchen Manche in neuerer Zeit der Wissenschaft gegenüber der Religion ertheilen möchten, auf das Nachdrücklichste zurückweiset; sie vielmehr nur in der Sphäre der Theorie und des *Gedankens* in ihrem Rechte zu wissen bekennt, während die Religion in ihrer Wirklichkeit als Kirche als objectiv präsenter Geist an den Geist gehe, ihn innerlich vermittele („der Geist ist nicht Denken an sich, reines Denken, sondern Wollen, Fühlen, Denken, also Totalität des Seins und zwar in der erfahrnen Wirkung, also in der Zuständlichkeit des absoluten Seins"); aber wenn die christliche Wissenschaft dadurch gehoben werden soll, dafs von ihr behauptet wird, sie dürfe den Beweis, welchen die Wissenschaft des reinen Denkens verlange, nämlich ihren Inhalt zu demonstriren, nicht führen; es sei ihr Zweck und Beruf gar nicht (S. 120), den Inhalt erst wahr zu machen, sondern die Wahrheit, welche schon da sei, zu expliciren: so ist dagegen Folgendes zu bemerken. So weit die Religion Theorie ist, mufs sie auch *beweisen*; aber dieser Beweis ist eben nichts anderes als

Digitized by Google

Vertiefung in den gedankenvollen Inhalt, welcher auf diese Weise erst für das Selbstbewufstsein erschlossen wird; freilich ist *dieser* Beweis nur einseitig, nicht Darlegung der vollen Wahrheit, sofern er dies gelöset „von der Gewifsheit des Erlebens und von dem Leben dieser Gewifsheit" durch eine ganz objective Demonstration für alle jene ersetzen will: eben so wenig wie die Theorie der Kunst durch eine ästhetische Erörterung über den Werth eines Kunstwerkes den eigentlich geistigen Genufs desselben, aus welchem wiederum der Anstofs zur wissenschaftlichen Theorie entsteht, gewähren kann. Beides hat seinen Grund darin, dafs die Religion, wie die Kunst, weder blofse Theorie, noch blofse Praxis ist, sondern über beide übergreifend den Geist in seiner Totalität berührt. —

Der dritte Abschnitt *soll die Kirche als zeitlichen Organismus* (S. 135—169) d. h. *das Wie ihrer Existenz* zu begreifen suchen, oder den *weltgeschichtlichen Procefs* erkennen, in welchem das Christenthum zum Eigenthum der Menschen geworden. Nachdem zunächst der kirchliche Organismus in seiner Ursprünglichkeit betrachtet ist, wird S. 142 u. s. w. das Eigenthümliche und Differente des Katholicismus und Protestantismus zu bestimmen gesucht, wo indessen, wie man nach den frühern Auseinandersetzungen erwarten wird, sich viel Bedenkliches findet. — Das Ganze schliefst mit einer resultirenden Schlufsbetrachtung (S. 169 f.), in welcher die jetzige Aufgabe des protestantischen Staates in seinem Verhältnifs zur Kirche und Wissenschaft erörtert und unter manchem Andern auch eine unbedingte Verpflichtung auf das Symbol (die Gottheit Christi und die Gerechtigkeit und den Glauben) sowohl von den Geistlichen als den Lehrern der Theologie an den Universitäten gefordert wird.

H. Reuter.

XXVI.

Die Vertheilung der Rollen unter die Schauspieler der griechischen Tragödie, von Dr. Julius Richter. Berlin, 1842. *bei E. H. Schröder. XVI. und* 112 *S.* 8.

Als der Unterzeichnete im December 1840 zum Jubelfeste seines verehrten Lehrers Gottfried Hermann die Abhandlung *de Distributione personarum inter histriones in tragoediis graecis* verfafste, konnte es auch abgesehn von der Kürze und Beschränktheit der ihm zugemessenen Zeit seine Absicht nicht sein, auf wenigen Bogen einer Gratulationsschrift einen Gegenstand zu erledigen, der mit der ganzen Oekonomie des antiken Theaters so eng verwachsen ist, dafs er nur durch die detaillirteste Einsicht in die scenischen Einrichtungen auf der einen und durch die genaueste Analyse und Vergleichung der erhaltenen Bühnenstücke auf der andern Seite erschöpft zu werden hoffen läfst. Nur weil er wahrzunehmen glaubte, wie unklar über diesen Angelpunct des attischen Bühnenwesens selbst die Vorstellungen eines grofsen Theils der Philologen noch seien, wie viele denselben bei Lesung und Erklärung der alten Tragiker auch nicht von Ferne berücksichtigten, und wie selbst diejenigen, welche seine Bedeutung erkannten, ihn vielmehr als selbstverstanden voraussetzten und nach ungefährer Wahrscheinlichkeit auf die einzelnen Fälle anwandten, als von bestimmten Principien über seine Entwickelungsgesetze und Grundverhältnisse ausgingen, erachtete er es nicht für unnütz, die wesentlichsten Gesichtspuncte, worauf es bei dieser Sache ankam, in kurzen aber scharfen Umrissen gemeinverständlich vorzulegen und nach Beseitigung der theils aus ererbtem Mifsverständnifs antiker Stellen, theils aus den Eindrücken des modernen Theaters entsprungenen Vorurtheile einen Plan zu skizziren, in welchem sich die Behandlung der einzelnen Fragen um das Centrum einfacher und naturgemäfser Begriffe gruppirte. Hätte er freilich damals schon die Ausführungen benutzen können, welche O. Müllers in den Eumeniden und anderswo gelegentlich angedeutete Ansichten in der inzwischen nach Deutschland verpflanzten Geschichte der griechischen Literatur erhalten haben, so würden einzelne Puncte wohl noch genauer erörtert worden sein; so aber fand er im Grunde keine weitere Vorarbeit als Lachmann's im J. 1822 erschienene Abhandlung *De mensura tragoediarum graecarum*, von welcher er schon im Principe zu sehr abwich, um einen wesentlichen Gebrauch davon machen zu können, und beschränkte sich daher darauf, die Grundzüge seiner eigenen Ansicht zu entwickeln, indem er die nähere Begründung oder Modification derselben der weiteren Anregung vorbehielt,

Digitized by Google

die bei der engen Verwandtschaft des Gegenstandes mit sonstigen Zeitfragen der Philologie nicht ausbleiben zu können schien. Diese Erwartung hat ihn auch nicht getäuscht. Zwei öffentliche Beurtheilungen von Lachmann und Bamberger haben, wenn auch im Einzelnen divergirend, die Wichtigkeit des Gegenstandes anerkannt; auch Droysen und Schöll sind in ihren immittelst herausgegebenen Schriften auf einige der bedeutendsten hierher gehörigen Puncte tiefer als sonst gewöhnlich eingegangen, und endlich ist selbst früher als Ref. es zu hoffen gewagt hatte, die vorliegende umfassende Schrift über den gleichen Gegenstand erschienen, die zwar nach der Vorrede schon früher als die seinige und unabhängig von dieser angelegt war, ihre Veröffentlichung jedoch zunächst gerade dem Erscheinen der seinigen verdankt, und insofern durch ihre stete Berücksichtigung dieser ihm selbst die schicklichste Gelegenheit darbietet, an das ihm darüber aufgetragene Urtheil die vorbehaltene nähere Erörterung anzuknüpfen. Zwar liegt es in der Natur der Sache, dafs die hier vorgetragenen Resultate mit den seinigen nicht völlig übereinstimmen können, indem sonst die letzteren erstere überflüfsig gemacht haben würden, und insofern könnte Ref. hier eher als parteiischer Gegner denn als unbefangener Richter aufzutreten scheinen; inzwischen genügt es nur einen Blick in das Buch zu thun, um sich zu überzeugen, dafs er weit mehr Ursache hat, sich vor dem entgegengesetzten Abwege zu hüten, weil Hr. R. nicht nur ihm selbst mit aller Achtung und Rücksicht begegnet, welche ein Mitforscher von dem andern nur irgend verlangen kann, sondern auch seine eigene Partei gegen die Angriffe der erwähnten Lachmannischen Recension auf eine Weise genommen und diesem seinem Gegner aus freien Stücken dergestalt den Handschuh hingeworfen hat, dafs wenn Ref. gewohnt wäre, sich von persönlichen Rücksichten leiten zu lassen, er sich dadurch vielmehr zu Hrn. R.'s Gunsten bestochen fühlen müfste. Ja er trägt kein Bedenken offen zu bekennen, dafs, wenn er selbst sich veranlafst gefunden hätte, jene Angriffe direct zu beantworten, er weit entfernt gewesen wäre, es mit der Schärfe und Bitterkeit zu thun, wie es hier zu seinem aufrichtigen Leidwesen geschehen ist: theils weil es einem so achtungswerthen Gelehrten leicht zu vergeben ist, wenn er im Bewufstsein eines scharfsinnigen und eindringenden Strebens den Verdrufs über zwanzigjährige Nichtbeachtung seiner Ansicht an demjenigen ausläfst, der zuerst den Gründen dieser Nichtbeachtung Worte zu geben gewagt hat; theils weil er von seinem verehrten Freunde selbst weifs, dafs jene Recension aus dem Entwurfe eines Privatschreibens entstanden ist, in welchem man die Worte nicht so sehr auf die Wagschale zu legen pflegt; theils endlich, weil er sich selbst am besten bewufst ist, dafs wenigstens die Eile und Flüchtigkeit, mit welcher seine Arbeit unter dem Drange der heterogensten Umstände hat verfafst werden müssen, mit der peinlichen Gründlichkeit, mit welcher Lachmann seine Hypothese ausgeführt hat, keine Vergleichung aushält; — und nur insofern Hr. R. den Beruf in sich fühlte und besafs, das Richteramt zwischen uns beiden zu übernehmen, könnte Ref. es sich wohl gefallen lassen, dafs derselbe ihm durch seinen scharfen Spruch die Mühe und Versuchung selbständiger Entgegnung erspart hat. Gerade dieses aber ist die Aufgabe gegenwärtiger Beurtheilung, und wenn diese nun trotz der Dankbarkeit, zu welcher ich Hrn. R. allerdings verpflichtet bin, und trotz der mehrfachen Uebereinstimmung, in welcher ich mich mit ihm zu befinden mich freue, keineswegs unbedingt günstig ausfallen sollte, so hoffe ich wenigstens dadurch gerade meine völlige Unbefangenheit an den Tag gelegt zu haben.

Zwei Puncte sind es insbesondere, hinsichtlich deren ich mich mit Hrn. R. in diametralem Gegensatze befinde, und die mir zu verrathen scheinen, dafs derselbe noch keineswegs die lebendige Anschauung von dem Geiste des Alterthums gewonnen habe, um das Charakteristische in der Oekonomie des alten Drama's zu erkennen, wodurch es sich eben von dem modernen Schauspiele unterscheidet und jenen plastischen Charakter annimmt, auf welchem sein Reiz und sein unvergänglicher Werth beruht; leider sind dieses aber gerade die beiden Hauptpuncte der ganzen Frage, und um uns darüber gegen ihn zu rechtfertigen, werden wir unsern Lesern einen grofsen Theil der Untersuchung selbst vor Augen führen, und uns sowohl über das Verhältnifs der auftretenden Personen zu der gesetzlichen Zahl der Schauspieler als auch über das Verhältnifs der letzteren zu jenen oder über die eigentliche Rollenvertheilung so äufsern müssen, dafs wir die

Digitized by Google

von Hrn. R. aufgestellten Principien in ihrer Wurzel angreifen. Was den ersteren Punct betrifft, so ist es eine bekannte Thatsache, dafs seit Aeschylus zwei, seit Sophokles drei Schauspieler die gesetzliche Zahl waren, welche dem tragischen Dichter zu Gebote standen und an welche er also von vorn herein bei der Anlage seines Stückes gebunden war; dafs es in der Komödie anders war, kann uns nicht irren, da hier selbst der Chor nach Aristot. Poet. V. 3. ursprünglich nicht von Staatswegen gestellt ward, so dafs auch die Bestellung der Schauspieler um so mehr dem Dichter privatim überlassen worden zu sein scheint, als es hierzu bei weitem nicht der künstlerischen Uebung wie bei den Tragödien bedurfte. Freilich war damit auch für diese nicht die Zahl der handelnden Personen selbst auf drei beschränkt, da der nämliche Schauspieler in verändertem Anzuge mehre Personen hintereinander spielen konnte; selbst der einzige Acteur der Thespis konnte, wie Ref. dargethan zu haben glaubt, auf diese Art ein ganzes Drama von vier und mehr Personen aufführen, indem er nach jedem Chorgesang in einer andern Kleidung erschien und sich in dieser mit dem Chore unterhielt; desto strenger aber war der Dichter an das doppelte Gesetz gebunden, weder mehr Personen, als ihm Schauspieler verstattet waren, gleichzeitig redend und handelnd auf der Bühne vorzuführen (Horat. A. P. 192) noch auch den Wechsel der Personen so eintreten zu lassen, dafs die erforderliche Zeit zur Umkleidung verloren ging; und eine Ausnahme hiervon darf nach allen Regeln gesunder Interpretation nur in ganz besondern Fällen angenommen werden, die sich schon durch den urkundlichen Ausdruck παραχορηγήματα als *opera supererogationis* kund geben, und, wie wir unten sehen werden, die Regel vielmehr bestätigen als umstofsen. Weit entfernt jedoch durch diesen Zwang den lebendigen Trieb des dichterischen Genius zu ersticken, bestätigt auch diese Regel nur, was wir in so vielen Sphären der Kunst und des menschlichen Lebens wiederfinden, dafs ungebundene Willkür nur Erschlaffung und Haltlosigkeit in ihrem Gefolge hat, und gerade die Fessel der Form der Stahl ist, der den geistigen Funken aus dem trägen Stoffe lockt. Nur in Anerkennung einer unabweislichen Nothwendigkeit kann sich die schöpferische Kraft des Geistes wahrhaft beurkunden: Noth macht erfinderisch, sagt selbst das gemeine Sprüchwort, und von der Schnürbrust, welche die natürliche Anmuth des weiblichen Körpers zur künstlichen Grazie erhebt, bis zu dem Flügelpanzer des Rhythmus, in welchem sich das Gedicht über die Alltäglichkeit der prosaischen Rede emporschwingt, bewährt sich das grofse Gesetz, dafs ächte Harmonie und wahre Schönheit nur da herrschen kann, wo die natürliche Mannigfaltigkeit des Stoffs durch die Einheit einer bestimmt und bewufst abgemessenen Form zugleich gebändigt und geadelt werde. Am allermeisten aber zeigt sich dieses schon als instinctmäfsiger Drang in dem Leben des griechischen Volkes, das ja durch und durch ein Volk der Harmonie und Schönheit ist, und eben weil es einerseits einer Freiheit genofs, von der wir uns kaum mehr einen Begriff machen können, auf der andern Seite willig Formen und Fesseln trug, von deren Nothwendigkeit oder Bedürfnifs wir gar keine Vorstellung mehr haben. Welche Bedeutung insbesondere Zahlen und Proportionen solcher für alle Grundlagen seines religiösen und politischen Bestehens hatten, sehen wir in Erscheinungen, die weit älter sind als jene Zahlensymbolik, in welcher Pythagoras und Plato selbst nur das Princip ihrer Nation zum Principe der Wissenschaft erhoben; und wie deren Herrschaft in dem metrischen und rhythmischen Theile ihrer Poesie längst erkannt war, so hat die neuere Wissenschaft auch in der übrigen Oekonomie ihrer Dichtungen und vor Allem ihrer Dramen sowohl in den antistrophischen Responsionen als in der Stichomythie und sonstigen Disposition der Gespräche und Handlungen arithmetische und symmetrische Verhältnisse nachgewiesen, die da deutlich verrathen, dafs die alten Sceniker sich auch hierin eben so wenig als in dem Bau der einzelnen Verse oder Strophen selbst der sogenannten Lust des freien Schaffens überliefsen, sondern diesen subjectiven Drang durch äufsere oder objective Mafsstäbe leiteten oder unterstützten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 50.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1843.

Die Vertheilung der Rollen unter die Schauspieler der griechischen Tragödie, von Dr. Julius Richter.

(Fortsetzung.)

Noch jetzt wird kein ächter Dichter sich schämen zu bekennen, dafs er dem Bedürfnifs des Reimes oder Versmafses manchen glücklichen Gedanken, manche Wendung, manches Beiwort verdanke, weil die erhöhete Anstrengung, zu welcher ihn jener äufsere Zwang nöthigte, Falten seines Geistes öffnete, die sonst verschlossen geblieben wären, und gleichwie der grofse Feldherr nicht der ist, der auf günstigem Boden und mit gleichen oder überlegnen Streitkräften zu siegen weifs, sondern der auch das, was ihm nachtheilig zu sein scheint, in seinen Nutzen verwendet, so zeigt sich auch die ächte Genialität des Dichters darin, dafs er die Schwierigkeiten, welche einem Andern nur zu Härten oder Flickwörtern Anlafs gegeben haben würden, dem Plane und Zwecke des Ganzen dienstbar zu werden zwingt; — noch weit mehr aber finden wir dieses bei den Alten, die überhaupt bei Weitem mehr nach Stoff und Form an historisch Gegebenes gebunden waren, und eben so wenig wie der Architekt allerwärts *tabula rasa* vorfand, konnte der Dichter Befreiung von äufsern traditionellen Bedingungen erwarten, sondern öffnete sich gerade in diesem Anlehnen an bekannte Volkssagen, in diesem Hereinziehen der überlieferten Nothwendigkeit des Chores, und in den vielfachen Rücksichten, welche ihm die religiöse und politische Bedeutung der dramatischen Aufführungen auferlegte, nur eben so viele Quellen neuer und grofsartiger Conceptionen, zu deren Verständnifs die blofse Bewunderung der äufseren Schönheit eben so unzureichend ist, als das künstlerische Verdienst einer Statue oder eines Gemäldes ohne genaue Kenntnifs der überwundenen technischen Schwierigkeiten nicht in seiner ganzen Tiefe gewürdigt werden kann. Weit entfernt also jene äufseren Hindernisse bei der Erklärung eines alten Kunstwerkes herunterzusetzen oder aus der Acht zu lassen, werden wir sie vielmehr in ihrer ganzen historischen Schärfe in's Auge fassen und die Vorzüge, die das Werk nichtsdestoweniger darbietet, nicht als Beweis ihres Nichtvorhandenseins, sondern als ein Zeichen mehr für die Herrschaft des Künstlers über seinen Stoff betrachten müssen, und aus diesem Gesichtspuncte hatte dann eben auch Ref. in seiner erwähnten Abhandlung anzudeuten versucht, wie jene Beschränkung der tragischen Dichter auf eine bestimmte Anzahl von Schauspielern neben der grofsartigen Einfachheit, welche ihr die alten Dramen allerdings auch verdanken, doch auf der andern Seite selbst für die Belebung des Personenwechsels und anderer Feinheiten der innern Oekonomie nicht ohne effectvollen Einflufs geblieben sei. Gerade in dieser Hinsicht aber tritt uns Hr. R. diametral entgegen und zerstört die ganze Grundlage dieser Betrachtung, nicht zwar dadurch, dafs er, was den deutlichsten Zeugnissen gegenüber unmöglich ist, das Nichtvorhandensein jener Regel selbst bewiese, wohl aber durch die Annahme, dafs die Dichter, wo sie nicht selbst gewollt hätten, nie durch sie gebunden gewesen wären. „Die Tragiker" — so stellt er selbst S. 3. die Quintessenz seiner ganzen Ansicht auf — „schrieben ihre Dramen nicht für die Schauspieler überhaupt noch für die Zahl derselben, sondern die Vertheilung geschah, nachdem das Stück vollendet vorlag, wie es die Aufeinanderfolge der Scenen gebot, so dafs, wenn drei Schauspieler für die Rollen nicht hinreichten, nothwendig ein vierter, vielleicht sogar ein fünfter mitspielen mufste", oder, wie es S. 109 näher bestimmt wird, „die drei ordentlichen Schauspieler erhielten von den Dichtern in der Regel die sämmtlichen Rollen der aufzuführenden Dramen, blieben aber nach geschehener Dreitheilung noch eine

Digitized by Google

oder mehr Rollen übrig, so übertrugen sie diese den Nebenpersonen, welche der Chorage zu stellen hatte"; und da er nach S. 10 nicht zweifelt, dafs dieser letztere Fall wenigstens später bei jedem Stücke vorgekommen sei, so würde die Richtigkeit dieser Ansicht den Erklärern der alten Tragiker die ganze Festigkeit des Bodens wieder entziehen, die ihm der Horazische Kanon *ne quarta loqui persona laboret* und ähnliche Aeufserungen des Alterthums für den oben entwickelten Gesichtspunct versprachen. Liefse sich freilich an den erhaltenen Stücken mit Nothwendigkeit nachweisen, dafs diese Regel praktisch unausführbar gewesen sei, und die Beschränkung auf zwei oder *resp.* drei Schauspieler sich auch unter der obigen Voraussetzung des Maskenwechsels nicht bestätigt finden, so müfsten alle jene Auctoritäten verstummen; da aber Ref. und für die meisten einzelnen Stücke schon Andere vor und neben ihm den Beweis geführt haben, dafs mit äufserst geringen Ausnahmen, worauf wir später zurückkommen, die Durchführung der überlieferten Regel in allen erhaltenen Tragödien möglich sei, so fragen wir billig, auf welche sonstige Gründe sich jene kühne Behauptung des Verfs. stütze, und finden deren namentlich drei, deren Beleuchtung also zunächst unsere Aufgabe sein mufs, obgleich wir uns mit den beiden ersten, die durch und durch subjectiver Art sind und auf einer ganz schiefen und modernen Ansicht des alten Drama's beruhen, nicht gerade lange aufhalten wollen.

„Die Dichter, sagt Hr. R. S. 109, folgten ihrem Genius, nicht einer äufseren Macht, welche sie zwingen könnte, gegen die Unmittelbarkeit desselben zu dichten"; so viel er sich aber auch hier und anderswo darauf zu Gute thut, dafs er, wie es S. 84 heifst, das Ideelle im Gegensatze des Materiellen für sich habe, so zweifelt Ref. doch sehr, dafs sich das materielle Gewicht historischer Thatsachen durch solche hohle und abstracte Phrasen in die Luft schnellen lasse. Was das abgedroschene Gerede über die Unmittelbarkeit des Dichters betrifft, so sollte man es überhaupt nicht mehr zu hören erwarten, nachdem Goethe selbst dieses zweideutige Privilegium nachdrücklichst abgelehnt hat:

Dem glücklichsten Genie wird's kaum einmal gelingen
Sich durch Natur und durch Instinct allein
Zum Ungemeinen aufzuschwingen;
Die Kunst bleibt Kunst; wer sie nicht durchgedacht,
Der darf sich keinen Künstler nennen!
Hier hilft das Tappen nichts; eh' man was Gutes macht,
Mufs man es erst recht sicher kennen!

noch weniger aber können wir es für das hellenische Alterthum gelten lassen, dessen dichterische Gröfse gerade in dieser ätherischen Klarheit des Bewufstseins über die künstlerische Form besteht, und dessen gröfste Dichter mit solcher Reflexion und Ueberlegung zu Werke gingen, dafs Sophokles selbst eine theoretische Schrift über den tragischen Chor verfafst hatte, und sein Biograph erzählt, dafs er bei der Anlage seiner Stücke selbst die Individualität seiner demnächstigen Schauspieler zu berücksichtigen pflegte; und wie es gar dem dramatischen Dichter möglich gewesen sei, sich der Rücksicht auf äufsere Verhältnisse und gegebene Mittel zu überheben, gesteht Ref. nach seiner geringen Einsicht in das klassische Alterthum nicht zu begreifen. In Berlin und anderswo mögen jetzt wohl mitunter Dramen geschrieben werden, die kein Theater der Welt in die Scene zu setzen im Stande wäre und deren Personen auf keiner andern Bühne als der Phantasie ihrer Leser aufzutreten hoffen könnten; in der Zeit Athens aber, von welcher hier allein die Rede sein kann, wird Hr. R. aufser der abedarischen Tragödie des Kallias eben so wenig solche Dichter wie solche Leser aufweisen können. Bühnengerecht zu sein, war die erste Aufgabe, welche der dramatische Dichter jener Zeit eben so nothwendig in's Auge fassen mufste, als der heutige Verfasser eines Operntextes, mit welchem jener, wenigstens was die äufsern Bedingungen betrifft, weit gröfsere Aehnlichkeit als mit irgend einer sonstigen poetischen Operation unserer Tage hat; und wenn Redner und Dichter selbst dem Geschmacke und der Stimme des Publicums eine solche Gewalt über sich einräumten, wie es Cicero Orat. c. 8. ausdrückt: *omnes enim qui probari volunt, voluntatem eorum qui audiunt intuentur, ad eamque et ad eorum arbitrium et nutum totos se fingunt et accommodant*, so konnten gesetzlich bestehende Einrichtungen gewifs eben so wenig von dem Dramatiker unbeachtet bleiben, als es sogar ein Demosthenes hätte wagen dürfen, im Vertrauen auf die „Unmittelbarkeit seines Genius" über die ihm durch die Klepsydra gesetzte Zeit hinaus zu sprechen! Eben so wenig können wir uns ferner dadurch irre machen lassen, wenn Hr.

Digitized by Google

R. wiederholt (S. 55. 61) über die aus unserer Ansicht hervorgehende „bemitleidenswerthe Dürftigkeit" der athenischen Bühne declamirt, und auch wo er gegen die scenische Statthaftigkeit der Sache nichts zu erinnern weifs, seine Zuflucht dazu nimmt, dafs (S. 32) uns die attische Bühne klein und dürftig erscheinen müsse, wenn wir einen solchen leicht — seiner Meinung nach — zu vermeidenden Zwang gewähren liefsen. Denn, wie gesagt, nicht in dem extensiven Reichthume unbeschränkter Willkür, sondern in der geistigen Energie, die mit geringen Mitteln Grofses schafft, besteht die Herrlichkeit des griechischen Volkes und seiner Kunst in der alten guten Zeit, und dieselbe *saeva paupertas*, von welcher Horaz sagt, dafs sie *Fabricium et incomtis Curium capillis utilem bello tulit et Camillum*, mufs auch als die Mutter von Griechenlands künstlerischer Gröfse betrachtet werden; — was für Polygnot, Zeuxis, Timantheus jene vier einzigen Farben, mit welchen sie nach dem ausdrücklichen Zeugnisse von Cic. Brut. c. 18. und Plin. Hist. Nat. XXXV. 32. ihre gepriesenen Werke malten, das sind für die griechischen Tragiker ihre drei Schauspieler, und so unbegreiflich uns beides auch auf unserm modernen Standpuncte vorkommen mag, so müssen wir doch auch in solchen Dingen die deutlichen Zeugnisse des Alterthums um so mehr achten, als wir wissen, dafs derselben Zeit hundert andere Kenntnisse und Geschicklichkeiten abgingen, ohne welche uns unser ganzes Leben eben so dürftig und kleinlich erscheinen würde. Aber, sagt Hr. R. S. 10 — und dieses ist der einzige scheinbare Grund seiner Hypothese, bei welchem wir deshalb auch etwas länger verweilen müssen — bezeugen uns nicht die Alten selbst, dafs die Dreitheilung kein zwingendes Gesetz war, weil die Einrichtung des s. g. παραχορήγημα existirte, das, wenn auch das Nichtvorkommen des Namens τεταρταγωνιστής beweist, dafs ein vierter Schauspieler nicht gesetzmäfsig war, doch in jedem einzelnen Falle die Möglichkeit des Gebrauchs eines solchen für den Dichter öffnete? Allerdings, antworte ich, und habe diese Möglichkeit sowohl oben bereits im Allgemeinen zugegeben, als auch in meiner Abhandlung selbst im Einzelnen davon Gebrauch gemacht; ehe jedoch Hr. R. solche Schlüsse darauf bauete, wie er es S. 11 gethan hat, mufste er jedenfalls theils die etymologische Bedeutung des Wortes, wie ich sie mit seiner eigenen Beistimmung (S. 108) in jener Abhandlung aufgestellt habe, schärfer in's Auge fassen, theils auch die einzelnen Stellen, wo es im Alterthum vorkommt, genauer erwägen, und die grofsen Schwierigkeiten lösen, welche so manchen Neueren Gelegenheit zur Besprechung und selbst zur Aenderung der fraglichen Belegstellen gegeben haben; und ich zweifle nicht, dafs ein solches besonnenes Verfahren ihn wesentlich abgehalten haben würde, das παραχορήγημα als ein allzeit fertiges Expediens zu betrachten, das schon den Erklärern der alten Dichter als etwas so alltägliches erschienen wäre, dafs sie es gar nicht zu erwähnen für nöthig gehalten hätten. Oder wäre es wirklich reiner Zufall, dafs die einzige specielle Anwendung, welche davon in den alten Scholiasten gemacht ist, an zwei Stellen zum Aristophanes vorkommt (Ran. 211; Pac. 117), wo wir doch wissen, dafs gerade die Komödie an jenes Gesetz nicht gebunden war; der Hauptzeuge Pollux aber als alleiniges Beispiel eine Tragödie (Aeschylus' Agamemnon) nennt, wo selbst Hr. R. auch nicht das entfernteste Bedürfnifs eines vierten Schauspielers erkennt, oder wenn wir auch dort die nahe liegende Verwechselung mit den Choephoren einräumen, gerade hier vielmehr der alte Scholiast zu V. 892 ausdrücklich auf den Kunstgriff aufmerksam macht, mit welchem Aeschylus die Nothwendigkeit eines vierten Schauspielers umgangen habe? „Das παραχορήγημα", lesen wir S. 11, „beweist hinlänglich, dafs die Dreitheilung der Rollen zwar etwas Gebotenes, zum wenigsten Gewünschtes, aber für die Dichter durchaus nichts Bindendes war; es beweist uns ferner, dafs Sophokles für ein vollendetes Drama nicht die Dreitheilung der Rollen und somit drei Schauspieler für ein künstlerisch nothwendiges Gesetz hielt; und endlich beweist das παραχορήγημα unwiderleglich, dafs Sophokles nicht nach einem prämeditirten Schema, in welchem die Rollen unter die drei Schauspieler vertheilt und überhaupt ihrem ganzen Umfange nach schon angedeutet vorlagen, seine Tragödien dichtete, dafs er nicht erst die Rollenvertheilung schuf und dann das Drama, sondern dafs er die Rollen des fertigen Drama unter die drei Schauspieler zunächst vertheilte, und was sich nicht fügen wollte in diese Theilung, einem vierten aufserordentlichen Schauspieler, und wenn es ja nöthig wurde, wohl auch einem fünften übertrug" — Um aber alles dieses mit solcher Gewifsheit für be-

Digitized by Google

wiesen zu halten, hätte Hr. R. erst beweisen müssen, was das παραχορήγημα denn eigentlich und dafs es gerade das gewesen sei, wofür er es nimmt; und dafs er dieses nicht gethan, vielmehr höchst unklare und widersprechende Vorstellungen von demselben mitgebracht und durch das ganze Buch hindurch festgehalten hat, läfst sich leicht aus seinen eigenen Worten nachweisen.

Fragen wir zuvörderst, woher er glaubt, dafs der Dichter dieses παραχόρήγημα empfangen habe, so lesen wir S. 19: „also der Staat gab drei Schauspieler her, d. h. nicht mehr als drei, wohl aber weniger, je nachdem sie verlangt wurden, und wenn diese drei Schauspieler nicht ausreichten, so mufste der Chorage einen vierten ausrüsten", womit auch die oben bereits angeführte Stelle S. 109 übereinstimmt; von einer solchen Verpflichtung des Choragen aber, neben den Choreuten noch sonstige Nebenpersonen zu stellen, liegt eben so wenig vor, als von einer Verpflichtung der wirklichen Nebenpersonen, sich beliebige Rollen von dem Dichter übertragen zu lassen; und so lange diese nicht vorhanden war, konnte es begreiflicherweise kein Dichter, der sein Stück aufgeführt sehen wollte, auf's Gerathewohl hin wagen, ihm mehr Personen zu geben, als sich voraussetzlich unter die ordnungsmäfsige Schauspielerzahl vertheilen liefs. Selbst was die stummen Nebenpersonen oder sogenannten δορυφορήματα betrifft, so findet sich nur eine einzige Spur, dafs sie von den Choragen gefordert werden konnten, bei Plutarch V. Phocion. c. 19, wo ein Schauspieler, der als Königin auftreten soll, von dem Choragen eine grofse und glänzende Dienerschaft begehrt; und gerade hier sehen wir zugleich, dafs der Chorage dieses mit Erfolg verweigert, so dafs wir billig zweifeln, ob Dichter sich auch nur der Möglichkeit aussetzen mochten, dafs ein Chorage, wie dort, im Augenblicke wo eine Person auf der Bühne erscheinen sollte, ihm das verlangte παραχορήγημα abschlug! Räumen wir aber auch ein, dafs die κῶφα πρόσωπα oder δορυφορήματα in der Regel von dem Choragen gestellt wurden, und dafs es sich in dem fraglichen Falle nur um die Zahl und den Platz derselben handelte, so ist dadurch für die παραχορηγήματα noch gar nichts gewonnen, die jedenfalls, der Etymologie des Wortes nach, als aufserordentliche Leistungen des Choragen betrachtet werden müssen, und so lange wir an dieser Etymologie festhalten, wird Hrn. R.'s Ansicht nie Platz greifen können. Was der Chorage ordentlicherweise zu leisten hatte, war der gesetzliche Chor nebst dem zur scenischen Ausstattung des Drama's gehörigen Aufwande; folgen wir nun, wie es Ref. bereits in seiner Abhandlung S. 65 angedeutet hat, der höchst einleuchtenden Vermuthung O. Müllers, dafs auch, als der Chor der einzelnen Dramen später auf funfzehn Personen heruntersank, fortwährend die alte aus den dithyrambischen Chören herstammende Zahl von fünfzig Choreuten habe gestellt werden müssen, die sich dann auf die einzelnen Stücke vertheilten, so werden wir in der Verpflichtung der Choragen zur Stellung der Statisten eben nur die Verwendung der überzähligen Choreuten zur Erhöhung des scenischen Pomps erblicken dürfen, ohne dafs darum der Dichter berechtigt gewesen wäre, ohne die höchste Noth und besondere Vergünstigung der Choragen einen dieser Statisten zum Sprechen auf der Bühne oder gar, wie es Hr. R. darstellt, zur Uebernahme einer ganzen Rolle herbeizuziehen. Zwar spricht derselbe wiederholt S. 39 und 42 auch von einem *stummen* παραχορήγημα, namentlich in Beziehung auf die Rolle des Pylades in den Choephoren, von welcher er sagt, dafs sie einen eigenen aufserordentlichen Schauspieler erfordert habe, „der dazu eine besondere Gewandtheit haben mufste, immer da er nur durch Gebärden Theil nahm an der Handlung, durch seine Stellung mitzuwirken und zur plastischen Darstellung des Drama ganz vorzüglich beizutragen"; ja er geht so weit, S. 107 diese Rolle des Pylades als ein „stehendes Parachoregema" zu charakterisiren, und hat sie deshalb auch in der Personenvertheilung des Euripideischen Orestes und der beiden Elektren als solches aufgeführt; aber gerade hierin, wenn irgendwo, zeigt sich die Unklarheit seines Begriffs und der Widerspruch, in welchen er mit sich und den einzigen Angaben der Alten tritt, auf welche überhaupt die Theorie des παραχορήγημα basirt werden kann und darf. Schon das können wir nicht gelten lassen, wenn Hr. R. diese Rolle des Pylades als einzig in ihrer Art bezeichnet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 51.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1843.

Die Vertheilung der Rollen unter die Schauspieler der griechischen Tragödie, von Dr. Julius Richter.

(Fortsetzung.)

Sind auch die Dioskuren in keinem erhaltenen Stücke Hauptpersonen in der Art, wie das Freundespaar Orestes und Pylades, so treten sie doch z. B. in der Elektra des Euripides redend auf, und da hier keine zwei Schauspieler für sie disponibel sind, so werden wir Pollux eben auch als stummen Figuranten neben seinem Bruder Kastor erscheinend denken müssen; ganz ähnlich steht ferner in den Herakliden v. 120 flg. Akamas neben seinem Bruder Demophon. Weit entfernt aber, dafs dieses ein παραχορήγημα heifsen dürfte, kann es in scenischer Hinsicht nur mit den übrigen δορυφορήμασι, wie Herolden, Bedienten u. s. w., in eine Klasse geworfen werden, und wir sprechen hier ganz mit G. Hermann Opusc. T. VII, p. 347: *inter satellites, cum quibus ad regiam accessit Orestes, in scena conspectus fuit Pylades*, zumal wenn der vorher entwickelten Ansicht zufolge diese stummen Rollen von Choreuten gespielt wurden, die ja in der Mimik auch sonst geübt waren. Noch weit unbegreiflicher inzwischen ist es, wie Hr. R. von einem *stehenden* Parachoregema reden kann, was bei dem ganz exceptionellen Charakter dieser Erscheinung eine baare *contradictio in adjecto* ist; oder gar von einem *stummen*, wo der einzige Zeuge, den wir überhaupt fur dieses dramatische Expediens besitzen, die ganze Definition des παραχορήγημα in die Worte zusammengedrängt hat: εἰ δὲ τέταρτος ὑποκριτής τι παραφθέγξαιτο, τοῦτο παραχορήγημα ἐκαλεῖτο! Meines Erachtens sind wir durch nichts berechtigt, dem παραχορήγημα eine andere Stelle anzuweisen, als wo wirklich eine unabweisbare Nothwendigkeit das gleichzeitige oder unmittelbar auf einander folgende Auftreten von vier (oder nach früherem Mafsstabe drei) *redenden* Personen, mit einem Worte die Ueberschreitung der Regel: *ne quarta loqui persona laboret*, fordert. Wie hier geholfen ward, werden wir später näher untersuchen, wo aber blofs scenische Bequemlichkeit und Erleichterung der übrigen Acteurs nach unsern Begriffen eine Vertheilung der Rollen unter vier wünschenswerther als unter drei zu machen scheint, findet jene Ausnahme um so weniger Statt, als selbst in dem Falle, wo z. B. mehrmals hinter einander in denselben Stücken vier Personen zugleich redend auftraten, nicht sowohl an ein παραχορήγημα, sondern an einen vierten Schauspieler gedacht werden müfste. Wie unzuläfsig es sei, Schauspieler und παραχορήγημα zu verwechseln, hat Hr. R. selbst S. 56 richtig eingesehen, wenn er sagt: „hätte Sophokles einen vierten ordentlichen Schauspieler wirklich eingeführt und gesetzmäfsig gemacht, d. h. den vierten Schauspieler fortan nicht mehr παραχορήγημα sein lassen, so würden wir doch einige Nachrichten darüber behalten haben". Um so weniger aber sollten wir wenige Seiten vorher S. 52 lesen: „wenn einmal ein παραχορήγημα nöthig war, so sehe ich nicht ein, warum, besonders in so später Zeit, dieses, da es doch ein *wirklicher Schauspieler* sein mufste, nicht auch *mehre Rollen* zu übernehmen hatte"! Wäre man zu dieser Annahme berechtigt, so wiederholte sich hier nur der nämliche Fall, den Hr. R. S. 25 bei dem dritten Schauspieler des Aeschylus unterstellt, dafs dessen παραχορήγημα immer wirklicher Tritagonist sei; und wenn man einmal die Kühnheit gehabt hat, allen Zeugnissen des Alterthums zum Trotze dem Begriffe des παραχορήγημα eine so weite Ausdehnung zu geben, dafs es aus einer aufserordentlichen Aushülfe für einzelne Scenen ein allezeit bereiter Supernumerarius zu willkürlicher Verwendung wird, so kann die Scheu, dieses Product gleichwohl mit seinem rechten Namen Tetartagonist zu benennen, nur als ein indirectes Einge-

Digitized by Google

ständnifs der Unklarheit und Unhaltbarkeit der ganzen Ansicht gelten.

Uebrigens zeigt sich auch nicht einmal nach Hrn. R.'s eigener Personenvertheilung in den erhaltenen Stücken der alten Tragiker eine solche Nothwendigkeit, ein παραχορήγημα auch nach seinem Sinn anzunehmen, dafs wir diesem darum eine so integrirende Stelle in der Einrichtung der alten Bühne einräumen und um seinetwillen den bewährten und überlieferten Satz von der Beschränkung der Dichter auf drei Schauspieler umstofsen dürften. Nachdem Sophokles den dritten Schauspieler aufgebracht hat, begegnet uns fast nicht ein einziges Stück mehr, dessen Dichter nicht freudig von dieser Erweiterung seiner Mittel Gebrauch gemacht hätte: wie ein See, dessen Ufer man von dem hemmenden Damme befreit hat, ergiefst sich der Strom der Poesie in den neu gewonnenen Spielraum, und selbst Aeschylus macht sofort von der Neuerung seines jugendlichen Nebenbuhlers Gebrauch. Fragen wir aber nach dem Einflusse des παραχορήγημα auf die scenische Poesie, das doch nach Hrn. R. S. 10 *später wohl in jedem Stücke* vorgekommen sein soll, so finden wir weder in dem Philoktet des Sophokles, der doch fast an das Ende seiner dichterischen Laufbahn fällt, noch in den Bakchen und der Iphigenia in Aulis des Euripides, die auf ähnliche Art wie der Sophokleische Oedipus auf Kolonos erst nach des Dichters Tode auf die Bühne gebracht worden sein sollen, die geringste Spur desselben, und wenn wir von der Person des Pylades absehen, die Hr. R. wie gesagt, auch wo es seinem eigenen Geständnifs S. 61 zufolge gar nicht nöthig ist, als stehendes Parachoregema betrachtet, so sind es nur noch der Oedipus Koloneus und von Euripideischen Stücken, der Rhesus, die Andromache und die Phönissen, in welchen er selbst eine solche Aushülfe für nöthig hält. Doch läfst auch diese geringe Anzahl bei näherer Betrachtung noch wesentliche Modificationen zu. Ueber den Oedipus hat Ref. in seiner Abhandlung ausführlich gesprochen, und wird auf die Einwendungen, welche Hr. R. dagegen vorgebracht hat, am Schlusse dieser Anzeige zurückkommen; sollten dieselben aber auch überwiegend befunden werden, so würde jedenfalls kein παραχορήγημα, sondern ein förmlicher vierter Schauspieler nothwendig werden, indem die urkundliche Voraussetzung des gleichzeitigen Erscheinens von vier redenden Personen nirgends eintritt, sondern die ganze Schwierigkeit nur darin besteht, dafs es bei der Beschränkung auf drei Schauspieler unmöglich ist, die gleiche Person (Theseus) in allen Scenen von dem gleichen Schauspieler darstellen zu lassen; oder selbst die willkürliche Ausdehnung jenes Begriffs zugegeben, würde demselben doch vielmehr Theseus allein anheimfallen, als dafs es irgend gerechtfertigt werden könnte, für diese Aushülfe, die doch kein vierter Schauspieler sein soll, die Vereinigung der drei Rollen des Theseus, des Kolonensers und des Boten anzunehmen, womit Hr. R. in denselben Fehler mit Lachmann S. 43 verfällt. Nur im Rhesus kommt allein unter allen erhaltenen Stücken der alten Tragödien, wenn wir den jedenfalls zweifelhaften Fall der Choephoren abrechnen, eine Scene vor, wo sich wirklich vier redende Personen zugleich auf der Bühne befinden; gerade hier aber läfst sich der Ursprung des Stückes von Euripides und überhaupt aus der klassischen Zeit der griechischen Bühne, ja selbst seine Bestimmung zur scenischen Aufführung dergestalt bezweifeln, dafs sein Zeugnifs in der vorliegenden Frage durchaus perhorrescirt werden mufs, wie dieses Ref. in seiner Abh. S. 63 zur Genüge ausgeführt hat, und wenn er dieserhalb von Hrn. R. S. 77 zurechtgewiesen wird, so sieht er jetzt mit Genugthuung, dafs auch O. Müller, Gesch. d. griech. Lit. Bd. II, S. 179, obgleich er dem Machwerke noch die Ehre attischen Ursprungs läfst, doch kein längeres Procedere mit demselben gemacht hat. Was dagegen die Phönissen betrifft, so ist es kaum glaublich, aus was für Gründen der Verf. ohne alle Nothwendigkeit die Person des Kreon zum Parachoregema gestempelt hat. Ich hatte ohne die geringste Schwierigkeit, und nicht nach eigenem Dafürhalten, sondern mit Firnhaber (über die Verdächtigungen Euripideischer Verse S. 87), sämmtliche Personen unter die drei Schauspieler also vertheilt: I. Iokasta und Kreon, II. Antigone, Eteokles, Menökeus, III. Pädagog, Polyneikes, Teiresias, Bote, Oedipus, und Hr. R. geht selbst S. 80 davon aus, dafs „wir vielleicht ohne Parachoregema auskommen"; dann aber, fährt er fort, „wäre die Eintheilung folgende: Protagonistes: Iokasta und Oedipus und dazu müfste die Rolle des Tiresias genommen werden; Deuteragonistes: Antigone, Polynices, dazu kommen die Rollen des Menoikeus und des Boten; Tritagonistes: Eteokles und der Pädago-

Digitized by Google

gus; da bleibt uns aber die Rolle des Kreon übrig . . . woraus, meine ich, hervorgeht, dafs seine Rolle ein παραχορήγημα war, wenn wir nicht gegen alles Gefühl die Rollen der wirklichen Mitglieder der Königsfamilie, welches doch integrirende Theile dieses Drama sind, zu Nebenrollen machen wollen". Welcher Grund! Selbst ein heutiger Dramendichter wird, dem schuldigen Respecte unbeschadet, kein Bedenken tragen, auch einen wirklichen Geheimenrath von einem untergeordneten Schauspieler, ja von einem Statisten spielen zu lassen, wenn er nur in einer einzigen Scene, oder gar nicht redend auftritt; warum soll also Oedipus, der nur ganz zum Schlusse mehr als leidende, denn als handelnde Person erscheint, von einem Acteur ersten Ranges gegeben werden müssen? und ist nicht der urkundlich bekannte Tritagonistes in Sophokles Antigone, Kreon, sogar wirklicher König und ein so integrirender Theil jener Tragödie, dafs ihn manche Kritiker selbst für die Hauptperson haben halten wollen? ja widerstreitet es nicht dem „Gefühle" noch weit mehr, aus dem Kreon der Phönissen selbst gleichsam eine aufser dem Stücke stehende supernumeräre Person zu machen, während er doch eben so gut der königlichen Familie angehört und unendlich organischer als Oedipus und selbst Iokasta in die Handlung eingreift? Auch was Hr. R. im Folgenden über die Verbindung der Iokasta und des Oedipus, der Antigone und des Polyneikes vorbringt, beweist nur die Möglichkeit ihrer Verknüpfung, wenn keine sonstigen Gründe im Wege stünden; soll diese aber durch eine solche Unregelmäfsigkeit, wie die Annahme eines Parachoregema ist, erkauft werden, ohne dafs ein solches durch die einzige den Angaben des Alterthums entsprechende Erscheinung, d. h. das gleichzeitige Reden von mehr als drei Personen indicirt wäre, so kann ich, selbst auf die Gefahr hin, von dem Verf. äufserlicher und materieller Rücksichten beschuldigt zu werden, solchen subjectiven Gefühlen schlechterdings keinen Einflufs auf eine an feste Zahlengesetze geknüpfte Vertheilung einräumen. Dafs Polyneikes auch mit Antigone verbunden und Eteokles dem Tritagonisten gegeben werden kann, habe ich ohnehin S. 54 selbst bemerkt, und es nur deshalb nicht geradezu adoptirt, weil ich nicht ohne zwingenden Grund von Firnhaber abweichen wollte; die weitere Vertheilung aber, die mir mit diesem gemein ist, läfst sich unter Voraussetzung der Dreizahl mit mathematischer Nothwendigkeit nachweisen, so dafs eine abweichende unter Annahme eines Parachoregema eine reine *petitio principii* oder Cirkelbeweis sein würde; und wenn Hr. R. dieses rein äufserliche Gründe nennt, die gar kein *artificium* des Dichters documentirten, so hat er vergessen, dafs ich S. 21 allerdings auch auf die feine Berechnung aufmerksam gemacht habe, mit welcher Iokasta und Kreon auf der Bühne abwechseln, ohne jemals gleichzeitig zusammenzutreffen, was bei den ganz verschiedenen Interessen beider Geschwister zu peinlichen Scenen hätte führen müssen.

Auf diese Art bleibt also von den drei (oder, den Rhesus mitgezählt, vier) Euripideischen Stücken, in welchen Hr. R. ein παραχορήγημα zu erkennen glaubt, nur die Andromache übrig, in welcher auch ich den Molossus als ein solches angenommen habe; doch mufs ich auch, abgesehen von der Art und Weise, wie Hr. R. meine sonstige Eintheilung dieses Stückes behandelt hat, jene meine eigene Annahme, so wie die hinsichtlich des Knaben in den Schutzflehenden des Euripides, den ich fortwährend in die gleiche Kategorie setze, jetzt dergestalt modificiren, dafs ich mich fast noch weiter als in dem Bisherigen von jenem entferne. Auf sein Urtheil im Ganzen werde ich später noch einmal zurückkommen und bemerke hier nur, dafs es mir unbegreiflich ist, wie er S. 66 schreiben konnte: „auch Hermann weifs nicht mit der Eintheilung fertig zu werden, wenigstens schliefse ich dies aus seinen Worten" — während ich dieses Stück gerade p. 52 als dasjenige aufgestellt habe, woran ich, als an einem Muster, das ganze Verfahren am deutlichsten darlegen zu können glaubte; — was aber den Molossus betrifft, so bin ich jetzt durch O. Müller (Gesch. d. griech. Liter. Bd. II S. 147, 157, 205) sowohl hinsichtlich dieser Rolle, als der entsprechenden des Eumelus in der Alkestis und des Knaben in den Schutzflehenden zu einer weit richtigeren Ansicht gelangt, die ich unbedenklich der früheren substituire, obgleich Hr. R. S. 65 auch sie als eine „zu künstliche und dabei doch dürftige" im Voraus abgelehnt hat. Ob freilich die Alkestis überhaupt von drei oder nur von zwei Schauspielern gegeben sei, wie letzteres auch Müller annimmt, will ich hier nicht weiter erörtern; dafs aber der Knabe Eumelus nicht, wie Hr. R. will, von demselben Schauspieler wie sein Grofsvater

Digitized by Google

Pheres dargestellt werden konnte, mufs meines Erachtens schon die Verschiedenheit der körperlichen Gröfse lehren, und da wir im Allgemeinen weder unter den Schauspielern noch unter den eigentlichen Statisten oder Choreuten einen Mann von der hierzu erforderlichen Kleinheit voraussetzen dürfen, so bleibt kaum etwas anderes übrig als mit Müller zu vermuthen, dafs eine Chorperson hinter der Bühne stehend die Rolle sang, welche das Kind agirte — eine Auskunft, vor welcher wir uns um so weniger scheuen dürfen, als das römische *Canticum* uns dafür eine mehr als vollgültige Analogie darbietet *). Auch in den Schutzflehenden steht wenigstens die erforderliche Gröfse entgegen, dafs der Knabe V. 1122 fgg. nach Hrn. R.'s Eintheilung von demselben, welcher die Aethra, Evadne und Athene gibt, oder überhaupt von irgend einem der übrigen Schauspieler dargestellt wurde; und da jedenfalls das dritte Beispiel einer solchen singenden Knabenpartie, der Molossus, auch der scenischen Oekonomie nach in einem solchen Verhältnifs zu den übrigen Personen steht, dafs er deutlich über die herkömmliche Zahl der Acteurs hinausragt, so wird seine Analogie auch den Rückschlufs auf die übrigen Fälle gestatten. Solche Erscheinungen aber werden wir nun nach Pollux deutlichen Worten jetzt nicht mehr παραχορηγήματα, sondern vielmehr παρασκήνια nennen müssen, indem gerade darauf die Definition des Grammatikers pafst: ὅποτε μὲν ἀντὶ τετάρτου ὑποκριτοῦ δέοι τινὰ τῶν χορευτῶν εἰπεῖν ἐν ᾠδῇ, παρασκήνιον καλεῖται τὸ πρᾶγμα, verbunden mit der natürlichen Bedeutung von παρασκήνιον, was aufserhalb der Bühne geschieht; παραχορηγήματα würden dieselben nach der Etymologie dieses Wortes nur insofern heifsen können, als man entweder den agirenden Knaben oder die Thätigkeit des singenden Choreuten hinter der Bühne als etwas betrachten dürfte, was jenseits der Verpflichtung des Choragen gelegen hätte, und darüber wird sich um so schwerer in's Reine kommen lassen, als wir an dem oben erwähnten Beispiele aus Plutarch's Phocion sehn, dafs das Alterthum selbst über das Mafs der von dem Choragen zu stellenden Ausstattung ungewifs war. Was den Sänger hinter der Bühne betrifft, so meint zwar Hr. R. S. 20: „jedes παρασκήνιον mufs ein παραχορήγημα sein, aber das παραχορήγημα braucht nicht in den Fall zu kommen ein παρασκήνιον zu werden", und stimmt darin gewissermafsen selbst mit Müller überein, der auch dem παρασκήνιον wenigstens zugleich den Namen παραχορήγημα vindicirt; ihre Gründe sind jedoch wesentlich verschieden, indem Müller der schon oben gerügten schiefen Ableitung nach darunter alles versteht, was der *Chor* aufser seiner Hauptrolle leiste, während Hr. R. gerade von der Ansicht ausgeht, dafs auch der hinter der Bühnen Singende als Schauspieler zu betrachten sei; und so richtig er dabei auch gegen Lachmann kämpft, welcher das παραχορήγημα aus der Zahl der fünfzehn im Stücke selbst beschäftigten Choreuten nimmt, so unnöthig wird die Annahme eines besonderen Schauspielers für den angegebenen Zweck, sobald wir fünfzig verfügbare Choreuten annehmen, deren einer eben sowohl hinter der Bühne singen als ein anderer in einer Statistenrolle auftreten konnte, ohne dafs eins von beiden als eine aufserordentliche Leistung zu gelten brauchte. Auch was der Scholiast des Aristophanes zu den Fröschen V. 211 sagt: ταῦτα καλεῖται παραχορηγήματα, ἐπειδὴ οὐχ ὁρῶνται ἐν τῷ θεάτρῳ οἱ βάτραχοι οὐδὲ ὁ χορός, ἀλλ' ἔσωθεν μιμοῦνται τοὺς βατράχους, darf uns eben so wenig bestimmen, das παρασκήνιον dem παραχορήγημα zu subsumiren, als mit Fritzsche und G. Hermann Opusc. T. VII, p. 346 eine Umstellung beider Worte bei Pollux vorzunehmen; denn so wenig ein vierter Schauspieler, der *auf* der Bühne etwas spricht, sprachlich wird παρασκήνιον heifsen dürfen *), so wenig kann ein Chor, der nicht gesehen wird und also keiner scenischen Ausrüstung bedarf, παραχορήγημα genannt werden, und je weniger sich derselbe Scholiast zu Pac. V. 113 treu bleibt, wo er die Kinder des Trygäus vielmehr deshalb als παραχορηγήματα bezeichnet, weil sich der Dichter ihrer später nicht mehr bediene, desto unbedenklicher werden wir diese ganze Angabe als eine der vielen Verwechselungen betrachten dürfen, die uns bei dieser Menschenklasse nur zu häufig begegnen.

*) Vgl. Liv. VII. 2. u. Hermanni Opuscula T. I, p. 300. Sollte aber Hr. R. auch dagegen seinen Vorwurf der Dürftigkeit wiederholen, so möge er sich die Verweisung auf Lewalds Theaterroman gefallen lassen, wo es B. III, S. 97 heifst: „das Lied sang sie selbst und es wurde nicht, *wie dies bei grofsen Theatern oft der Fall ist*, in den Coulissen von einer Sängerin gesungen, während Preciosa auf der Scene dazu die Gesten macht".

*) Ich bemerke dieses zugleich auch gegen Hrn. Lachmann, der S. 458 sagt: „sollte der Choreut als vierter Schauspieler singen, so konnte dies schicklich παρασκήνιον genannt werden, weil er neben seiner eigentlichen Bestimmung auch ἀπὸ σκηνῆς singen mufste"; das müfste aber παρεπισκήνιον heifsen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 52.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1843.

Die Vertheilung der Rollen unter die Schauspieler der griechischen Tragödie, von Dr. Julius Richter.

(Fortsetzung.)

Wahrscheinlich hatte dieser Scholiast gefunden, dafs Personen, die unsichtbar hinter der Bühne reden, von *andern* Erklärern, die ohne Rücksicht hierauf nur die Personenzahl beachteten, als παραχορηγήματα bezeichnet wurden, und sich daraus jenen ganz falschen Begriff abstrahirt; doch lasse ich es mir auch gefallen, dafs der Froschchor selbst von manchen Erklärern so aufgefafst wurde, als ob er in einem besonderen Costüme, verschieden von dem späteren der Mysten, vor dem Publicum sichtbar geworden wäre, während andere ihn nur dem Ohre vernehmbar werden liefsen, und dieses dann von dem Scholiasten so verwechselt worden sei, dafs er auf die letztere Vorstellungsart den Ausdruck παραχορήγημα übergetragen habe, der allerdings der ersteren mit vollem Rechte zukam. Nur darf auch davon nicht wieder zurück auf den mehrfachen Chor der Tragödie geschlossen werden, wie Hr. Lachmann in seiner Recension den Jägerchor in Euripides Hippolyt und die πρόπομποι am Schlusse der Eumeniden mit den Fröschen zusammengestellt hat; denn für diese hat meines Erachtens eben Müller den einzig richtigen Gesichtspunct aufgestellt, dafs sie aus dem Ueberschusse der funfzig Choreuten genommen wurden, der nach Abzug des ordentlichen Chores verfügbar blieb, und folglich immer nur zu den ordentlichen Leistungen des Choragen gehörten; und hiernach würden wir also selbst von dem wirklichen Beispiele eines doppelten Chores in der Komödie auf die Parachoregema der Tragödie eben so wenig einen Schlufs machen dürfen, als das durchaus sprach- und sinnwidrige Kriterium der Unsichtbarkeit bei dem Scholiasten irgend eine Bedeutung für diese haben kann. Eher liefse sich noch die andere Bestimmung desselben ad Pac. l. c. mit der Definition bei Pollux und dem etymologischen Begriffe des Wortes vereinigen, insofern ein aufserordentlicher Schauspieler allerdings in der Regel auch nur in einer besonderen Scene aufgetreten sein wird, und jedenfalls beweist sie, dafs man auch im Alterthume eher alles andere unter παραχορήγημα verstand, als was Hr. R. will, dessen stehende und stumme Parachoregeme sich auch aus dieser Erklärung: εἶτα πρὸς οὐδὲν ἔτι τούτοις χρήσεται, nicht besser als aus der des Pollux herleiten lassen; das Wesen der Sache trifft aber auch sie nicht und ist offenbar zu weit, da doch nicht jede nur einmal auftretende Person sofort παραχορήγημα heifsen kann, weshalb ich denn auch meine frühere Vermuthung, dafs die protatische Person des Nikias in den Rittern ein solches sei, um so williger zurücknehme, als ich mich inzwischen von Bergk ad Aristoph. Fragm. p. 929 habe belehren lassen, dafs die Annahme, Aristophanes habe den Kleon selbst gespielt, ganz unsicher ist — und so kann auch der Rückschlufs von den Kindern des Trygäus auf die Knaben der Tragödie, mit welchen sie allerdings grofse Aehnlichkeit haben, hinsichtlich des Gesichtspuncts, unter welchem diese als Parachoregeme zu betrachten sein sollen, keine nähere Belehrung geben. Dafs der Choreute hinter der Bühne, der für sie singt oder spricht, keinen Grund zu dieser Benennung abgeben kann, haben wir gesehn; ist dieselbe also wirklich urkundlich, so kann die *supererogatio* nur in der Erscheinung der Knaben auf der Bühne selbst bestehen, und so hat es unstreitig auch der Scholiast des Aristophanes selbst aufgefafst; wollen wir aber nicht gegen alle Wahrscheinlichkeit annehmen, dafs diese ihre Rollen selbst gesprochen oder gesungen hätten, so können sie auch nicht als τέταρτοι ὑποκριταί, wie es in der Definition des Pollux heifst, betrachtet werden, und wenn diese daher nicht auf

Digitized by Google

ein ganz ungebührliches Gebiet ausgedehnt werden soll, so vermuthen wir auch hier wohl besser, dafs der Scholiast oder sein Gewährsmann nur die auftretenden Köpfe gezählt habe, ohne an die Art und Weise ihrer scenischen Erscheinung zu denken. Allerdings mufste der Chorage auch die Kinder zu jenen Rollen stellen, die insofern wohl χορηγήματα heifsen konnten; ob aber auch παραχορηγήματα, hängt von der Frage ab, ob dergleichen nicht eben so gut zu dem scenischen Apparate gehörte, als das Schaaf im Frieden V. 1040, das ausdrücklich als Leistung des Choragen bezeichnet wird, oder die Töchterchen des Megarensers in den Acharnern, von welchen Müller B. II. S. 205, möge man sie nun mit ihm als Puppen oder als wirkliche Kinder betrachten, jedenfalls richtig sagt: „ihr koï koï und was sie sonst an Tönen von sich geben, wird als Paraskenion hinter der Bühne gesprochen worden sein"; oder endlich, um die nächstliegende Parallele zu gebrauchen, der Eurysakes im Ajas, die Kinder der Medea, des Herakles in den Herakliden u. s. w., welche selbst Hr. R. nicht auf den Gedanken gekommen ist als παραχορήγημα zu bezeichnen; und gesetzt auch, sie wären schon im Alterthume wirklich nur als aufserordentliche Leistungen betrachtet worden, so würden sie doch schon um ihres Altersverhältnisses willen eine ganz besondere und wahrhaft anomale Kategorie bilden, die einer solchen Verallgemeinerung, wie sie Hr. R. für jenen Begriff anspricht, am wenigsten fähig wäre. Mit Sicherheit können wir jedenfalls nur da von einem παραχορήγημα sprechen, wo wir die Grenzen der Leistungen kennen, die ein Schauspieldichter gesetzlich in Anspruch zu nehmen befugt war, und da dieses nun hinsichtlich der Zahl der Choreuten und der Schauspieler der Fall ist, so werden wir von einer Beweisführung, die auf mehr als Möglichkeiten beruhen soll, alle Fälle ausscheiden müssen, die sich irgendwie ohne eine Ueberschreitung jener Zahlen erklären lassen, obschon wir gern einräumen, dafs schon die Grammatiker des Alterthums mitunter ohne Noth zu diesem bequemen Auskunftsmittel gegriffen haben mögen; ein sicheres Beispiel aber bieten dem Entwickelten zufolge — mit Ausnahme des Rhesus, der aber gar nicht in Betracht kommen kann — weder Euripides noch Sophokles dar, und so sehen wir uns denn bereits auf den ältesten der erhaltenen beschränkt, während Hr. R. das Parachoregema gerade als die letzte Stufe der scenischen Entwickelung betrachten will. Doch auch aus diesem läfst sich wenigstens für die Vorstellung, die Hr. R. mit jenem Begriffe verbindet, keinerlei entscheidenden Beweis entnehmen, und selbst wenn wir den Choephoren V. 900 den vierten Redenden einräumen, welchen unstreitig auch schon Pollux im Auge gehabt hat, so macht es doch noch einen wesentlichen Unterschied, ob der Statist, der den Orestes ohnehin das ganze Stück hindurch als Pylades begleitet, einmal drei Verse spricht, oder ob der Chorage, wie Hr. R. meint, aufser seinen Choreuten noch einen besondern vierten Schauspieler stellt; was aber die Nothwendigkeit dieser Annahme betrifft, so kann ich mich noch immer nicht überzeugen, dafs der Scholiast, welcher doch besser als wir wissen mufsten, was das antike Schauspiel leisten konnte, mit solcher Bestimmtheit die Verwandlung des Sclaven in Pylades ausgesprochen haben sollte, wenn diese eine so baare Unmöglichkeit, wie Hr. R. will, gewesen wäre *), und eben so wenig kann ich von dem abgehen, was ich hinsichtlich des Herolds in den Sieben vor Theben in meiner Abhandlung vermuthet habe. Hr. R. hat es sich freilich hier noch leichter gemacht, indem er geradezu drei Schauspieler annimmt; diese Zahl widerspricht inzwischen der Chronologie des Stücks, und wenn irgendwo, so würde hier die Annahme eines Parachoregems gerechtfertigt sein, wie denn auch neuerdings Alberti de choro Supplicum. Berl. 1841. 4., p. 34 sagt: *Ismena, quae pauca tantum canit, fortasse choreutarum unus fuit* — jedenfals besser als wenn Bamberger in d. Zeitschr. f. d. Alterth. 1841, S. 1230 an ausgefallene Chorverse denkt, welche Ismenen Zeit zum Umkleiden gegeben hätten — wenn sich nicht auch noch der leichtere Ausweg darböte, dafs der Herold, der ohnehin bei jeder scenischen Aufführung zum Zwecke von Ankündigungen u. dgl. anwesend sein mufste, auf ähnliche Art, wie der Altar des Dionysos mitunter in der Handlung selbst gebraucht ward, in einzelnen Stücken auch mithandelnd in seinen Amtscharakter aufgetreten sei. So begegnet uns ein Herold aufserhalb der ordentlichen Schauspielerzahl auch in den Eumeniden, im Ajas und vielleicht noch in mehren andern Stücken, und was Hr. R. S. 30

*) Vgl. auch Schöll Leben des Sophokles S. 56, der sie unbedenklich annimmt.

Digitized by Google

gegen diese Analogien einwendet, dafs sie aus weit spätern Tragödien genommen seien, die ihrer ganzen Composition nach von den Sieben durchaus abwichen, ist begreiflicherweise völlig irrelevant, da es sich hier gar nicht um die Composition des Stückes, sondern nur um die Sitte handelt, in vorkommenden Fällen den Theaterherold auch für die Handlung selbst zu verwenden; selbst als Parachoregem betrachtet aber würde auch dieser Fall gleich dem obigen mit den Kindern nur eine ganz eigenthümliche Kategorie bilden, die eben so wenig einen durchgängigen Schlufs auf die beliebige Anwendung eines überzähligen Schauspielers gestattete, und so wäre denn das Resultat dieser ganzen langen Erörterung, weit entfernt Hrn. R.'s gehoffte Befreiung des tragischen Dichters von seinen Schranken zu bestätigen, nur eine noch gröfsere Beschränkung der Ausnahme, als sie Ref. selbst in seiner von Hrn. R. angegriffenen, Arbeit aufgestellt hat.

Aber auch hinsichtlich der zweiten Hauptfrage, die es, nachdem die Zahl der drei ordentlichen Schauspieler festgestellt ist, mit der Vertheilung der einzelnen Rollen unter diese zu thun hat, befindet sich Ref. mit Hrn. R. in wesentlichem Gegensatze, der, wie sich zeigen wird, selbst auf die Entscheidung der ersten Frage in seinem Buche nicht günstig eingewirkt hat. Wie bedeutend trotz mehrfacher scheinbarer Uebereinstimmung die Abweichungen unserer Principien sind, wird aus einer einfachen Gegenüberstellung derselben erhellen. Was zunächst das Verhältnifs der drei Schauspieler zu einander betrifft, so habe ich, ausgehend von dem Satze des Aristoteles, dafs vor Aeschylus der Chor eigentlich Protagonist gewesen sei, wonach also der von Thespis jenem beigeselltem Schauspieler nothwendig als Deuteragonist erscheint, die weitere Entwickelung so angenommen, dafs als Aeschylus den zweiten Schauspieler hinzufügte, dieser nicht sowohl Deuteragonist geworden, sondern vielmehr als Protagonist an die Stelle des Chores getreten sei, und der Deuteragonist dagegen die successiven Nebenrollen übernommen habe, die unter Thespis der einzig vorhandene Schauspieler dem Chore gegenüber gab, unter Sophokles endlich dieselben dem Tritagonisten zufielen, und der zwischen diesem und dem Protagonisten eingeschobene dritte Schauspieler insbesondere für die wirklichen Rollen bestimmt gewesen sei, die bei der gröfseren Individualisirung der Charaktere, welche Sophokles auszeichnet, nicht ohne weiteres mit dem Darsteller männlicher Rollen zusammengeworfen werden durften. — Hrn. R. dagegen sind auch dieses wieder äufserliche und materielle Rücksichten: er nennt es (S. 38) die Rollen mit der Elle ausmessen, wenn man dem Protagonisten vorzugsweise die am längsten und häufigsten auf der Bühne verweilenden Personen, dem Tritagonisten dagegen die gröfsere Anzahl der kleineren sich ablösenden Rollen gebe, und vindicirt (S. 72) mit Müller jenem stets die Titelrolle, während er für die andern eine *Rollenabstufung*, wie er es nennt (S. 59. 89. 104. 109) in Anwendung bringt, in welcher der Rang der Schauspieler nach der Rangordnung der auftretenden Personen abnehmen zu sollen scheint. Von den beiden scheinbar (S. 59) auch von ihm gebilligten Hauptgesetzen ferner, die Ref. für die Vereinigung mehrer Personen in einem Schauspieler gefunden zu haben glaubte, nimmt Hr. R. S. 86 gerade dasjenige an, welches mir selbst am prekärsten und mannigfachen Widerspruchs empfänglichsten dünkte, nämlich dafs mitunter zwei Rollen von gerade entgegengesetztem Charakter, insofern sie nicht gleichzeitig auftraten, von dem nämlichen Schauspieler gegeben wurden; hinsichtlich des andern aber, das mehr von dem Gleichheitsverhältnifs der Rollen entnommen ist, bekämpft er namentlich die Beobachtung, deren Ref. am sichersten war, dafs ein *Bote* gewöhnlich von demselben Schauspieler gegeben wurde, wie die Person, auf deren Schicksal sich die Botschaft bezog (S. 55. 59. 61. 111), und verwirft sodann auch das Kriterium ähnlichen Alters als eine Zufälligkeit, auf welche eine ideelle Methode keine Rücksicht nehmen dürfe (S. 67. 84. 90); — endlich erklärt er sich auch von vorn herein aufs Entschiedenste gegen jede *prämeditirte* Rollenvertheilung, d. h. gegen jeden Einflufs des Gedankens an die demnächstige Aufführung durch drei Schauspieler auf die Abfassung des Stücks selbst, und läfst auch die erwähnte Rollenabstufung erst nach fertigem Drama eintreten (S. 104. 109), während ich auch hierin gerade ein weiteres Augenmerk der Kunst des Dichters erblickte, der die streng gegebene Bedingung seines Dramas im Voraus oft nur gerade zu gröfserer Feinheit der Anlage benutzt, und schon das Auftreten der Personen in seinen Stücken selbst so angeordnet habe, dafs durch die entsprechende Vertheilung derselben unter die drei Schauspieler der beabsichtigte Effect

Digitized by Google

nur noch erhöht worden sei. Aber, um gleich von diesem letzten Puncte anzufangen, welche Gedankenlosigkeit setzt hier Hr. R. bei den gröfsten Dichtern des Alterthums voraus? In den Schutzflehenden des Aeschylus z. B. stehen dem Dichter nur zwei Schauspieler zu Gebote, aber aufser Danaus und dem Könige von Argos tritt noch ein Herold der Söhne des Aegyptus auf, welchen offenbar derselbe Schauspieler übernahm, der vorher und nachher den Danaus gab, da er und der König V. 912 fgg. zusammen vorkommen, Danaus aber V. 770 fgg. auf eine natürliche Art entfernt wird; das war aber, sagt Hr. R. S. 26, „nicht Gebot und Absicht des Dichters, sondern die Rollenvertheilung gebot es so, mithin war diese Besetzung etwas Zufälliges, aufser dem Plane des Dichters Liegendes", und setzt noch unbegreiflicher hinzu: „schon der Name der Tragödie zeigt uns, wie innig sich Aeschylus die Rolle des Danaus mit dem Chore verbunden gedacht; um so weniger konnte er daran denken, eine Rolle, deren Tendenz und Charakter der des Danaus ganz entgegengesetzt war, von dem Schauspieler des Danaus spielen zu lassen"! Wir, an unser modernes Theater gewöhnt, mögen wohl auch in den Stücken des Alterthumes hundertmal über dergleichen weglesen und an die Vertheilung unter die Schauspieler nicht denken; Aeschylus aber, dieser Schöpfer der kunstgerechten Bühne, soll seine Personen in den Tag hinein geschrieben haben, und hinterher wohl gar überrascht gewesen sein, wenn er sah, wie die Rollenvertheilung zwei Personen in die Hände des nämlichen Schauspielers zusammen brachte, der sich vielleicht gar nicht einmal dazu pafste? Wahrlich wenn irgendwo, wird man auch auf die unendlich kunstreiche und abgemessene Scenerie der griechischen Dramen das Wort des Dichters anwenden können:

es gibt keinen Zufall,
und was uns blindes Ohngefähr nur dünkt,
gerade das steigt aus den tiefsten Quellen!

und wenn auch unsere heutigen Schauspieldichter — wahrlich nicht zum Nutzen ächter Kunst — sich bisweilen über alle scenische Möglichkeiten hinaussetzen, so frage doch Hr. R. einmal den Verfasser eines Opernbuchs, ob er denn auch so seine Personen willkürlich ansetzen und es dann später dem Zufalle oder der äufsern Convenienz der Rollenvertheilung überlassen wird, welche derselben dem Bassisten, dem Tenoristen u. s. w. zufalle, oder ob er nicht sowohl hinsichtlich der Zahl als des Zusammenwirkens derselben genöthigt sei auf die Stimmen Rücksicht zu nehmen, welche das Kunstbedürfnifs oder Herkommen bei dem Sängerpersonale voraussetzen? Dafs unsere Operntexte leider häufig keine dichterische Kunstwerke sind, thut dabei nichts zur Sache; das betrifft ihren Inhalt, — nicht die künstlerische Form, hinsichtlich deren sie mit dem antiken Drama mehr Aehnlichkeit als jedes sonstige moderne Schauspiel darbieten; und so wenig es die gröfsten Dichter aller Zeiten verschmäht haben, gleich Sophokles, von welchem sein Biograph ausdrücklich sagt: πρὸς τὰς φύσεις αὐτῶν (τῶν ὑποκριτῶν) γράψαι τὰ δράματα, schon bei der Entwerfung der in ihren Stücken handelnden Charaktere auf die Individualität ihrer demnächstigen Darsteller Rücksicht zu nehmen, eben so wenig wird es einem solchen Abtrag thun, andere scenische Requisite vorher in Anschlag zu bringen. Auch hat Hr. R. selbst seinen Grundsatz, obgleich er ihn S. 67 noch einmal in seiner ganzen Schroffheit ausspricht, weder im Principe noch in der Anwendung festgehalten, sondern ist sich auch hierin wieder so inconsequent geworden, dafs darin seine beste Widerlegung enthalten ist. S. 110 lesen wir wenigstens denselben Zufall, dem Hr. R. oben die ganze Rollenvertheilung zuschrieb, für eine blofse Ausnahme erklärt: „mit *Ausnahme* jener Rollen, welche jeder der drei Schauspieler durch den Zufall erhielt, *sorgten* die Dichter dafür, dafs die Rollen derselben in Beziehung zu einander standen, und ihrem Inhalte, ihrer Tendenz nach mit einander entweder harmonirten, oder in einem absoluten Gegensatze zu einander verharrten" — und gleich nachher: „die Dichter *sorgten* endlich dafür, dafs dieselbe Rolle von demselben Schauspieler gesprochen wurde", welches rein unmöglich gewesen wäre, wenn sie nicht schon im Voraus bei dem Auf- und Abtreten der Personen und ihrem Zusammentreffen in den einzelnen Scenen darauf Rücksicht genommen hätten; und selbst die tiefere Absicht und den wahrhaft tragischen Effect, zu welchem die Dichter wenigstens häufig die äufsere Nothwendigkeit der Vereinigung zweier Rollen in dem nämlichen Schauspieler veredelt haben, hat auch Hr. R. zu wiederholten Malen unwillkürlich anerkennen müssen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 53.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1843.

Die Vertheilung der Rollen unter die Schauspieler der griechischen Tragödie, von Dr. Julius Richter.

(Fortsetzung.)

So sagt er S. 35 von der Vereinigung des Wächters und Herolds mit Agamemnon bei Aeschylus ganz in unserm Sinne: „gerade dies, dafs der Schauspieler des Königs zuerst als Wächter den noch fernen, dann als Herold den nahenden Herrscher ankündigt, und so gleichsam sich selbst immer näher dem Schicksale, der angstvollen Erwartung der Zuschauer bringt, gerade dies hat in dieser Tragödie, so einfach es *angelegt* ist, etwas tief Ergreifendes, tief Tragisches, gerade weil *ein* Schauspieler es war, der in dreimal wechselnder Gestalt den Zug, das Herannahen des Opfers versinnlichte", und legt S. 45 den Sophokleischen Dramen selbst durchgehends „eine klare durchdachte Theorie bei der Rollenvertheilung" bei; auch S. 63 stimmt er rücksichtlich des Euripideischen Hippolyt ganz mit Ref. überein, und wenn er auch S. 68 das Zusammenfallen des Menelaus mit den Dioskuren in der Helena nur als *artigen Zufall* bezeichnet, so gibt er doch selbst zu, dafs derselbe vielleicht von dem Dichter *beabsichtigt* sein könne, obgleich die folgende Beschränkung: „denn bei weit *auseinanderliegenden Rollen* konnte allerdings der Dichter ziemlich gewifs voraussagen, ob sie einem Schauspieler angehören würden", jenem wieder eine unglaubliche mangelhafte Bekanntschaft mit seinem Schauplatze zutraut. Dafs es der Dichter war, der die Personen unter die drei Schauspieler vertheilte, geht aus der Beschaffenheit der alten Bühne, die keinen Regisseur wie die unsrige hatte, von selbst hervor und wird zum Ueberflusse durch das ausdrückliche Zeugnifs Plotins Ennead. III, 2, 17, p. 484 ed. Creuzeri bestätigt: ὥςπερ ἐν δράμασι τὰ μὲν τάττει αὐτοῖς ὁ ποιητής, τοῖς δὲ χρῆται οὖσιν ἤδη· οὐ γὰρ αὐτὸς πρωταγωνιστὴν οὐδὲ δεύτερον οὐδὲ τρίτον ποιεῖ, ἀλλὰ διδοὺς ἑκάστῳ τοὺς προσήκοντας λόγους ἤδη ἀπέδωκεν ἑκάστῳ εἰς ὃ τετάχθαι δέοι; was auch nicht heifst, dafs der Dichter erst sein Stück schreibe und dann erst die Rollen unter die Schauspieler vertheile, sondern dafs er die Rangabstufung dieser als gegebene vorfinde und daher nur jedem die entsprechende Rolle zuzutheilen brauche, um ihr Verhältnifs an das Licht treten zu lassen; und soll derselbe aber hernach nicht schon bei der ersten Arbeit sich selbst die folgende vorgestellt und der letzteren schon bei der vorhergehenden in die Hände gearbeitet haben? Die Dichter, sagt Hr. R. selbst S. 109, „unterschieden zwischen πρωταγωνιστής, δευτεραγωνιστής und τριταγωνιστής: sie geben dem πρωταγωνιστής die Hauptrolle, dem δευτεραγωνιστής die an Bedeutung zunächst stehenden, dem τριταγωνιστής endlich die übrig bleibenden, und dem παραχορήγημα diejenigen, welche keiner der drei Schauspieler übernehmen konnte"; hätten sie folglich bei Abfassung ihrer Stücke noch nicht daran gedacht, welche Rolle demnächst jedem der drei — denn das παραχορήγημα bleibt billig ganz aus dem Spiele — zufallen würde, so hätten sie folgerecht damals auch noch nicht einmal gewufst, welches die Hauptrolle, welches die der Bedeutung zunächst stehende sei, sondern müfsten erst als sie an die Rollenvertheilung gingen, gleichsam aus dem poetischen Traume erwacht sein, in welchem sie allerdings Hr. R. in unbewufster Unmittelbarkeit schaffen läfst! Wirklich lesen wir auch gleich im folgenden Satze: „die Dichter bezweckten bei der Rollenvertheilung eine möglichst evidente Rollenabstufung; sie konnten aber, da sie dem Gange *des einmal fertigen Drama* folgen mufsten, nicht verhindern, dafs nicht nur der δευτεραγωνιστής sondern auch der πρωταγωνιστής oft Rollen übernehmen mufste, welche eigentlich dem Range eines τριταγωνιστής gebührten, und konnten es ferner nicht verhindern, dafs sie zu einem Parachoregema machen

Digitized by Google

mufsten, was sich besser für einen ordentlichen Schauspieler geschickt hätte"; dadurch aber wird auf die unnatürlichste Weise der Dichter vor und nach Vollendung seines Stückes zu zwei ganz verschiedenen Personen gemacht, von welchen jede ganz verschiedene Grundsätze befolgt, und zugleich die Harmonie des Gegenstands und der äufsern Erscheinung zerstört, die doch bei einem Kunstwerke das wesentlichste Erfordernifs ist. Einen Künstler, der die Bedingungen nicht kennt, unter welchen sein Werk zur Schau gestellt werden soll, kann man allerdings für die etwaige Disharmonie nicht verantwortlich machen; kennt er sie aber und ist sogar ihre Anwendung in seine Hand gegeben, so trifft ihn für ihre Nichtbeachtung derselbe Tadel, dem ein Maler oder Bildhauer unterliegt, der ein für eine bestimmte ihm bekannte Stelle zu fertigendes Bild dem Gröfsenverhältnifs oder Lichteffecte unangemessen gearbeitet hätte und sich mit seinem Genius entschuldigen wollte, dessen Unmittelbarkeit keiner äufsern Macht dienstbar werden dürfe!

Doch lassen wir auch diesen schon oben besprochenen Punct fahren, in dessen Anwendung wir hier nur aufs Neue die Unerfahrenheit des Verfs. hinsichtlich des Wesens ächter Kunst beklagen müssen, so können wir doch auch das vielgerühmte Princip der Rollenabstufung selbst, wie es Hr. R. auffafst, eben so wenig einräumen, als wir es eben zugeben konnten, dafs in den Phönissen Oedipus blofs weil er wirkliches Mitglied der regierenden Familie ist, mit Jokaste im Protagonisten verbunden wurde. Selbst in der heutigen Oper gibt die Prima Donna nicht immer diejenige Partie, um deren Schicksal sich die Handlung dreht, sondern welche die schwersten und kunstreichsten Arien zu singen hat, wenn auch eben die *prämeditirte* Rollenvertheilung beides häufig vereinigt; bei dem antiken Drama aber, dessen Zweck ungleich mehr als bei uns nach der richtigen Bemerkung von Wieland in Böttiger's literar. Zuständen und Zeitgenossen B. I, S. 146 nicht Illusion sondern Kunst ist, kann es kein leereres Phantom geben als den Schauspieler mit der darzustellenden Person dergestalt zu identificiren, dafs ihr persönlicher Rang oder ihre *passive* Bedeutung im Stücke auch auf den künstlerischen Rang des *activen* Darstellers einwirken dürfte. *Primas qui agit partes is erit per quem res agetur maxime*, sagt der von Hrn. R. S. 97 selbst angeführte Terenz im Phormio Prol. V. 78; dies ist aber etwas ganz Anderes als was derselbe S. 101 als „unwiderleglich" aufstellt, dafs diejenige die Protagonistenrolle sei, „*derentwegen* (also *propter quem*) alle übrigen vorhanden, *für* welche alle übrige gedichtet seien", und seinen eignen Principien nach wäre also der Parasite Phormio eben so wenig in dramatischer als in bürgerlicher Hinsicht die Hauptrolle zu nennen. Denn dieser ist zwar der *Haupthebel* oder Intriguant der Handlung und insofern die *Hauptrolle*, keineswegs aber die *Hauptperson* oder der Brennpunct, in dessen Interesse sich die einzelnen Theile der Handlungen vereinigen: sonst müfsten in den meisten Plautinischen Stücken die Sclaven die eigentlichen Hauptpersonen sein; und noch weniger ist diese Verwechselung von Hauptrolle und Hauptperson in der griechischen Tragödie zuläfsig, die nach ihrer Aristotelischen Bestimmung, φόβον καὶ ἔλεον zu erregen, eben so wohl passive als active Hauptpersonen kennt. Der Protagonist ist unstreitig derjenige Schauspieler, welcher die meiste scenische Kunst besitzt; diese äufsert sich aber in der consequenten Durchführung der schwierigsten Charakterrolle, und nur wenn diese zugleich in der dramatischen Hauptperson liegt, wird diese auch dem Protagonisten zufallen müssen; da dieses jedoch weder in unsern noch in den antiken Stücken durchgehends der Fall ist, so bleibt ein Schlufs von der ästhetischen Bedeutung einer Person für das dramatische Interesse auf die künstlerische Qualification des darstellenden Schauspielers nur für den auf das Aeufsere sehenden Laien möglich, während das wahre Princip der Vertheilung nur in der Schwierigkeit und scenischen Bedeutung einer Rolle liegen kann. Was diese ausmacht, mufs in den einzelnen Fällen ermessen werden; als allgemeinster Mafsstab läfst sich hier eben nur die gröfsere oder geringere Länge der Rolle aufstellen, indem, wie ich bereits in der Abh. p. 26 angedeutet habe, gerade die anhaltende Consequenz von Anfang bis zu Ende die gröfste Feinheit und Kunst verlangt, kleinere Rollen dagegen, die nur in einzelnen Scenen zu agiren haben, selbst bei uns noch auf mittellosen Bühnen mehre zugleich dem nämlichen Schauspieler niedern Ranges übertragen werden; und wenn Hr. R. dieses ein Ausmessen nach der Elle nennt, so schlägt er sich mit seinen eignen Waffen, wenn er S. 48 bekennt, dafs er sich durch die *Gleichmäfsigkeit der Vertheilung* habe leiten lassen oder S. 79 und 88

Digitized by Google

seine Vertheilung durch den *Umfang* einer Rolle motivirt! Dafs übrigens auch die Alten diese Sache ebenso ansahen, zeigt die classische Stelle in Aristoteles Poetik IV, 16, deren einfacher Sinn allerdings nicht blofs von Hrn. R. mifsdeutet worden ist: Αἰσχύλος τὰ τοῦ χοροῦ ἠλάττωσε καὶ τὸν λόγον πρωταγωνιστὴν παρεσκεύασε, worin doch offenbar liegt, dafs, wenn die Erhebung des Redenden zum Protagonisten statt des Chors mit einer Verringerung der Partie des letzteren verbunden war, die Partie des Protagonisten auch extensiv die bedeutendste sein mufste. Denn wenn Hr. R. S. 7 sagt: „wenn also bei Thespis der Chor Protagonistes genannt wird, so ist das uneigentlich zu nehmen, und auf die Wichtigkeit zu rechnen, welche in Thespideischen Stücken der Chor überhaupt gehabt hat", ja geradezu behauptet, *vor Sophokles könne von einem Protagonisten überhaupt nicht die Rede sein*, so kann ich dieses mit meinen exegetischen Grundsätzen eben so wenig reimen, als wenn Alberti De choro Supplicum p. 47 den Ausdruck πρωταγωνιστὴς gleichfalls nur bildlich für *caput rei* nimmt, obgleich Hr. Klotz in den N. Jbb. B. XXXVI, S. 103 diese Erklärung für „die einzig richtige und nach dem ganzen Zusammenhange logisch nothwendige" erklärt, und Hr. Köpke ebendas. B. XXXVII, S. 77 sogar so weit geht, den Aristotelischen Gebrauch des Wortes selbst als *schief zu bezeichnen*! Bei einem Denker wie Aristoteles wird man wenigstens immer davon ausgehn müssen, dafs er nicht nur gewufst habe, was er sage, sondern sich auch mehr eigentlich als bildlich ausgedrückt, oder wo er sich auch eines Bildes bediene, dieses nicht in vager Allgemeinheit, sondern mit specieller Absicht und concreter Beziehung gebraucht habe; gehn wir aber davon *aus*, so werden wir auch sein πρωταγωνιστὴν παρεσκεύασε nicht ohne Weiteres nur für ἐν τῇ πρώτῃ τάξει κατέστησε oder dergl. nehmen und der voräschyleischen Stellung des Chors geradezu die scenische Bedeutung des spätern πρωταγωνιστής geben dürfen, was auch, wenn wir nur die Zeiten unterscheiden, mit dem Begriffe des Chors eben so wenig streitet, als wenn diesem Diogenes Laertius ein gleichfalls später wegfallendes διαδραματίζειν beilegt. Im Gegentheil zeigt die Vergleichung jener beiden Stellen unwiderleglich, dafs wir uns vor Aeschylus den Chor mit seinem Choragen als die eigentliche Hauptrolle denken müssen, die einen bestimmten Charakter von Anfang bis zu Ende durchführte, während der Schauspieler des Thespis, wie es auch schon in dem Namen ὑποκριτὴς selbst liegen dürfte, als der *Antwortende* nur *secundas partes* agirte und lediglich als Vehikel zur gröfseren Verlebendigung der Handlung diente; und wenn dem Hr. R. das Argument entgegensetzt, dafs in dem Pentheus des Thespis doch der Schauspieler Protagonist gewesen sein müsse, so hätte er gerade umgekehrt aus diesem nämlichen Beispiele die deutliche Folgerung entnehmen sollen, dafs selbst die Person, um deren Schicksal sich die Handlung bewegte, darum nicht sofort auch in scenischer Hinsicht die erste zu sein brauchte, wie eben dort Pentheus, der Gegenstand der Handlung, von dem untergeordneten Schauspieler dargestellt ward, ohne dafs darum die Partie des Chors die erste zu sein aufhörte. Wäre freilich der Satz richtig, den Hr. R. selbst mit O. Müller theilt, dafs die *Titelrolle* immer ein wesentliches Kriterium des Protagonisten sei, so würde er nicht allein für diesen Fall, sondern für seine Abstufungstheorie überhaupt, wenigstens im Gebiete der Tragödie, eine bedeutende Stütze gewinnen; dieses ist aber nur eine *petitio principii*, der sowohl in seiner eignen Darstellung als auch an sich gewichtige Zweifel entgegenstehn. Er sagt selbst S. 8, dafs wenigstens Euripides „*nicht* überall das Drama nach der Hauptperson, also nach der Rolle des Protagonisten benannt habe", wie sich dieses später bei der Sonderung und Aufzählung der Rollen ergeben werde; als er aber an diese kommt, kann er sich doch nicht von seinem Vorurtheile losmachen, und erklärt zuletzt geradezu S. 79, *obgleich* die Rolle des Amphitryo im rasenden Herakles für uns um vieles bedeutender als die des Herakles sei, so *gebiete* ihm doch die Titelrolle, sie, wenn es irgend angehe, zum Protagonistenrange zu erheben; wodurch er also mit sich selbst in den gleichen Widerspruch tritt, wie wenn er nach der andern Behauptung S. 8, dafs Sophokles diejenigen Stücke, in welchen zwei Hauptpersonen seien, nach dem *Chore* benannt habe, gleichwohl S. 47 im *Ajas* eben so wohl wie in den Trachinierinnen zwei Hauptpersonen erkennen mufs. Wir wollen gar nicht davon reden, dafs die Titel der antiken Werke weder durchgehends authentisch (s. Bernhardy's Encykl. d. Philol. S. 32) noch wie die unsrigen auf eine vorläufige Inhaltsanzeige, sondern nur auf eine leichtfafsliche und frappante Bezeichnung gerichtet waren; aber selbst

Digitized by Google

wenn wir einräumen, dafs in den bekannten Tragödien in der Regel wie bei uns der Name den Mittelpunct des dramatischen Interesses bezeichne, folgt daraus noch keine Nothwendigkeit, dafs derselbe zugleich auch die meiste Kunst schauspielerischer, d. h. was für die *griechische* Bühne nie zu vergessen ist, *vortragender* Darstellung erfordert habe. Was würde Hr. R. zu einer Prima Donna sagen, die in der Stummen von Portici die Titelrolle verlangte? Ganz der ähnliche Fall aber ist in der Niobe des Aeschylus, die nach dem Lebensbeschreiber des Dichters ἕως τρίτης ἡμέρας ἐπικαθημένη τῷ τάφῳ τῶν παίδων οὐδὲν φθέγγεται ἐγκεκαλυμμένη, vgl. Aristoph. Ran. 940 und Hermanni Opusc. T. III, p. 42; und so richtig der Agamemnon dieses Dichters und die Iphigenia in Aulis des Euripides hinsichtlich der tragischen Personen bezeichnet sind, so wenig pafst gerade auf diese die obige Definition des Protagonisten: *per quem res agitur maxime*, sondern sie verhalten sich vielmehr leidend und ihr Leiden gerade ist es, was Furcht und Mitleiden erregt, während die eigentlich handelnden und thätigen Personen, die deshalb auch den gröfseren Theil des Stückes auf der Bühne zubringen, dort Klytämnestra, hier Agamemnon und Achill sind *). Aehnliches gilt von der Alkestis, wo Hr. R. S. 77 so räsonnirt: die Liebe und Aufopferung der Alkestis müssen wir unbedingt als den Kern des Drama ansehen, und *darum* ihren Schauspieler zum Protagonisten machen — als ob eine solche Passivität, die im ganzen Stücke nur eine einzige Scene hat, die schauspielerische Kunst verlangte, die wir bei dem Protagonisten voraussetzen; und wenn ich hinsichtlich des Herakles zufällig mit Hrn. R. übereinstimme, so geschieht dies doch gewifs nicht, wie er S. 80 sagt, nach denselben Grundsätzen, von welchen jener ausgegangen ist, d. h. um der Titelrolle willen, sondern aus andern Gründen, die in meiner Abhandlung p. 50 zu lesen sind.

Ueberhaupt bekennt Ref., dafs in soweit bei dieser Frage überall von Grundsätzen die Rede sein kann, ihm die von ihm aufgestellten fortwährend diesem Namen weit mehr zu entsprechen scheinen, als die des Hrn. R., die dieser selbst mitunter als undurchführbar erkennen mufs, und noch häufiger durch die Gewalt der Umstände selbst, ohne es zu merken, zur Abweichung von ihm gezwungen wird. Ein recht auffallendes Beispiel der letzteren Erscheinung giebt die, wie er sie selbst qualificirt, *dreiste* Behauptung, welche er S. 62 meiner Vertheilung des Orestes entgegensetzt und S. 110 mit geringer Modification wiederholt, dafs, sobald der Protagonist bis an das Ende des Drama's dieselbe Rolle zu spielen habe, er inzwischen nicht zur Aushülfe für kleinere Rollen gebraucht worden sei. Er nennt es eine *unmanierliche* Verwandlung, dafs ich demselben Schauspieler, der den Orestes darstellt, auch den Boten gebe, der in dessen Abwesenheit etwas über ihn berichtet; aber ganz derselbe Fall wiederholt sich in den Schutzflehenden des Aeschylus, wo seiner eignen Eintheilung zufolge S. 26 mitten in Danaus Partie die Rolle des Herolds eingelegt ist, oder um nicht auf den älteren Dichter zurückzugehen, in den Phönissen des Euripides selbst, wo er demselben Protagonisten die Rolle der Iokaste und des dazwischen auftretenden Teiresias zutheilt, und eben so in den Schutzflehenden desselben Dichters, wo Hrn. R.'s eigene Worte S. 88 diese sind: „Darum hat Adrastus ohne Zweifel die Protagonistenrolle; da aber seine Rolle zwar an Umfang die bedeutendste unter den übrigen, aber nicht bedeutend genug ist, um ausschliefslich einen Schauspieler beschäftigen zu können, so müssen wir demselben noch die Rolle des Iphis, eine *Zwischenrolle*, geben", so dafs man in der That nicht weifs, ob solche Inconsequenz nur der Unreife der Arbeit oder zugleich dem Widerspruchsgeiste zuzuschreiben sei, der dem Mitforscher gerade die evidentesten Beobachtungen um jeden Preis streitig machen will.

*) Für Aeschylus Agamemnon hat dieses zu meiner grofsen Genugthuung auch Bamberger a. a. O. S. 1228 anerkannt. Dafs Müller's Annahme nicht einmal mit der Angabe bei Pollux übereinstimmt, dafs der Protagonist stets aus der Mittelthüre getreten sei, habe ich schon in der Abh. p. 62 bemerkt, und die Ausgleichung dieser Schwierigkeit in dessen griech. Lit. Gesch. B. II, S. 59 (vgl. Planck de Eurip. didasc. Troica p. 47), dafs derselbe doch wenigstens durch jene Thüre *abgehe*, streift fast an's Lächerliche, indem dann die Zuschauer erst durch seinen Abgang inne geworden wären, dafs er die Hauptrolle sei!

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 54.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1843.

Die Vertheilung der Rollen unter die Schauspieler der griechischen Tragödie, von Dr. Julius Richter.

(Fortsetzung.)

Denn wenn ich irgend eine Behauptung meiner Abhandlung für einleuchtend und sachgemäfs halten zu dürfen glaube, so ist es diese, dafs der Bote, der den Tod oder ein sonstiges Schicksal einer abwesenden Person meldet, in der Regel von demselben Schauspieler gegeben worden zu sein scheine, der vorher jene Person selbst dargestellt habe, theils weil dabei dessen Disponibilität am sichersten vorausgesetzt werden darf, theils weil es gewifs in vielen Fällen von grofser, fast möchte ich sagen magischer Wirkung auf die Zuschauer sein mufste *), wenn aus dem Boten gleichsam der Geist des Verstorbenen, dessen Stimme sie in jenem wiedererkannten, zu sprechen scheine; und was Hr. R. zu wiederholten Malen dagegen einwendet, ist nicht geeignet, mich in dieser Ansicht wankend zu machen. Ueber die „bemitleidenswerthe Dürftigkeit" der attischen Bühne, deren Bewufstsein aus dieser Anordnung sprechen soll (S. 55), ist oben schon das Nöthige erinnert; dafs es „das Gefühl verletze", mag höchstens von unserer nervenschwachen Zeit, nicht von dem Alterthume gelten, obgleich auch wir z. B. in der Jungfrau von Orleans an dem *schwarzen Ritter*, der doch gewifs von demselben Schauspieler wie vorher *Talbot* gegeben wird, keinen Anstofs nehmen; und gleichwie sich Hr. R. S. 61 einmal selbst genöthigt sieht, seinem Grundsatze zuwider den Tod der Helena im Orestes durch denselben Schauspieler als Phryger verkünden zu lassen, so geräth er durch diesen Grundsatz selbst S. 59 mit seiner eigenen Regel, „dafs die Schauspieler mehrerer Rollen entweder ähnliche oder gleiche Charaktere oder ungleiche darstellen", in Widerspruch, indem der Bote, der jemandes Schicksal erzählt, ja gleichsam dessen eignen Charakter, nur in epischer statt in dramatischer Behandlung fortsetzt. Noch unbegreiflicher ist es freilich, wenn er es mir wiederholt zum Vorwurfe macht, bei der Vertheilung der Rollen auch darauf Rücksicht genommen zu haben, dafs wo möglich nicht derselbe Schauspieler junge und alte Rollen durch einander zu spielen bekam. „Wollen wir, sagt er S. 67, nach wirklicher Rollenabstufung trachten, so müssen wir auf den Charakter selbst Rücksicht nehmen, nicht auf die Zufälligkeit des verschiedenen Alters", und rechnet S. 84 das Alter der Rollen, namentlich bei Euripides, nicht zu ihrem „Inhalte und Gehalte", sondern zu dem „ganz äufserlichen Costüme", weshalb er nicht einsehe, wie er seine Eintheilung, die doch das *Ideelle* nicht das *Materielle* für sich habe, aufgeben solle; aber wenn schon an sich die scenische Aufführung, insofern sie etwas Individuelles, Concretes sinnlich vergegenwärtigen soll, selbst wirkliche Aeufserlichkeiten nicht hintansetzen darf — wie es denn z. B. nicht einerlei ist, ob dieselben Worte von einem hoch oder klein gewachsenen, von einem dürftig oder prächtig angezogenen Schauspieler gesprochen werden — so tritt das Alter, als eine wesentliche Eigenschaft nicht blofs des äufsern sondern auch des innern Menschen, der Kategorie des Charakters noch bei Weitem näher, und so wenig ich behaupte, dafs jugendliche Rollen stets einen jungen, ältere einen alten Schauspieler verlangten, so liegt es doch in der Natur der Sache, dafs der Eine für jugendliche, der andere für ältere Rollen

*) Nicht *rührend*, wie mir Hr. Lachmann in seiner Rec. S. 457 unterlegt: Für einen so grofsen Kenner der Latinität hätte ich die Bemerkung nicht zu bedürfen geglaubt, dafs *percellere et movere animos* etwas ganz anderes als das sentimentale *rühren* bedeutet.

Digitized by Google

geeigneter sein konnte und wenigstens *ceteris paribus* auch darauf geachtet werden mufste. Hr. R. erinnert an die ewige Jugend der mythologischen Gestalten, welchen man ihre Lebensjahre nicht nachrechnen dürfte; er hat aber vergessen, dafs die Mythologie eben sowohl gleichsam ewige Greise kennt, zu deren Charakter auch dieser Typus wesentlich gehört, und von welchen gerade Euripides in dieser Hinsicht sehr effectvollen Gebrauch gemacht hat; und so weit ich auch entfernt bin, für die Schauspieler des Alterthums bestimmte Rollenfächer annehmen oder die Erleichterung verkennen zu wollen, welche die Masken eben der Darstellung des Verschiedenartigsten gewährten, so heifst es doch gewifs den *ideellen* oder richtiger gesprochen *abstracten* Standpunct in's Mafslose steigern, wenn man, wie Hr. R. in der Alkestis, Grofsvater und Enkel dem nämlichen Acteur zutheilt, oder (S. 90) in den Schutzflehenden denselben Deuteragonistes, der so eben erst die Mutter Evadne gespielt hat, nach etwa vierzig Versen als deren noch dazu nicht erwachsenen Knaben auftreten läfst. Die Hauptsache bleibt übrigens, dafs Hr. R. mit seinem *ideellen* Verfahren weder, wie bereits bemerkt, selbst überall ausreicht, noch auch die organische Abstufung gewährt, die dem meinigen wenigstens seinem obersten Principe nach zu Grunde liegt. Was den erstern Punct betrifft, so genüge es den bereits gegebenen Beispielen auffallender Inconsequenz noch zwei andere hinzuzufügen, in welchen der Verf. dieses selbst einräumt, obgleich er in dem einen derselben auch in dieser Hinsicht wieder mit sich selbst in Widerspruch tritt: S. 47, wo er „freilich gestehen zu müssen" erklärt, dafs eine *dira necessitas* gebiete, in Soph. Ajas die Rollen der Tekmessa und des Menelaos zusammenzubringen, mit dem für mich unverständlichen Zusatz: „so konnte Sophokles, welcher eine Rollenabstufung auch in der äufseren Vertheilung beabsichtigen mufste, gegen das einmal Geschriebene, Gedichtete nicht handeln; wir sehen auch hier die Rollenvertheilung als etwas Aeufserliches, aufserhalb der Gedichte stehendes bestätigt" — und S. 105, wo er gesteht, dafs wenn wir nicht urkundlich wüfsten, dafs in der Antigone Kreon die Tritagonistenrolle war, er ihn unbedingt zum Deuteragonisten erhoben haben würden, so dafs also gerade einer der wenigen Fälle, wo uns eine Rollenvertheilung aus dem Alterthume urkundlich bekannt ist, seinem Principe widerstreitet. Allerdings hat sich auch Ref. über letzteres Stück in seiner Abh. S. 48 nicht so ausgedrückt, wie er es jetzt thun würde, und namentlich Antigones Qualification zur Hauptrolle fälschlich auf ihre passive Bedeutung im Stücke statt auf ihr thätiges Auftreten und die Schwierigkeit ihres Charakters gestützt; doch wird sich gleich nachher zeigen, dafs die urkundliche Vertheilung wenigstens mit seinem Grundprincipe völlig harmonirt; und hinsichtlich des Ajas bekennt Hr. R. noch auf der nämlichen Seite, dafs er die *dira necessitas*, worüber er klagt, mit Leichtigkeit hätte vermeiden können, wenn er mit mir dem Deuteragonisten nur die Rollen des Odysseus und der Tekmessa gegeben hätte und nur durch die *Gleichmäfsigkeit der Vertheilung*, damit nicht vier Rollen auf den Tritagonisten kämen, zur Abweichung von seinem Rollenabstufungsprincipe vermocht worden sei! Fragen wir nun aber endlich, worin die Beschaffenheit und der Vorzug dieses angeblich *ideellen* Princips denn eigentlich bestehe, so ist die Antwort mit Hrn. R.'s eigenen Worten S. 104 diese, dafs der Schauspieler seine Rollen *erstens durch den Zufall, zweitens durch die Wahl und Bestimmung des Dichters*, d. h. so erhalten habe, dafs so weit es das schon fertige Drama zuliefs, dem Tritagonistes die Rollen zufielen, welche sich für *den höheren Rang, die höhere Würde* des Deuteragonisten nicht eigneten", und hinwiederum diesem „in der Regel die den Protagonistenrollen *an Rang, Würde und Bedeutung* zunächst stehenden Rollen anheimfielen" — mithin der ganzen Rollenvertheilung erstens *gar kein* und zweitens jedenfalls nur ein *quantitatives* Princip zu Grunde lag, während mein Augenmerk stets darauf gerichtet war, erstens dem Verhältnifs der drei Schauspieler zu einander specifische Unterschiede unterzulegen und zweitens selbst in dem scheinbaren Zufalle wenigstens häufig eine höhere Berechnung des Dichters nachzuweisen. Ueber den letzteren Punct, der für Hrn. R. schon durch seine Läugnung einer prämeditirten Rollenvertheilung unmöglich geworden ist, habe ich weiter nichts hinzuzufügen, als dafs ich nicht verstehe, wie der Verf., der nach S. 102 „die ganze Rollenvertheilung im Grunde immer für etwas *Zufälliges*, durch die *Nothwendigkeit* Gebotenes halten mufs", es dem Ref. so hoch anrechnen kann, wenn dieser in einzelnen Fäl-

Digitized by Google

len sich auch durch äufsere Rücksichten einer wenn gleich untergeordneten scenischen Convenienz hat leiten lassen, die ja eben gerade dem Gebiete, das Hr. R. Zufall zu nennen beliebt, angehört; im Allgemeinen und Wesentlichen aber vindicire ich meiner Ansicht eine weit gröfsere innere ästhetische Gesetzmäfsigkeit, als sie die des Hrn. R. besitzt, nach welcher namentlich auch nicht abzusehen ist, warum die Zahl der Schauspieler gerade mit dreien abschliefst, da es nach der blofs quantitativen Rollenabstufung eben so gut vier, fünf und so in's Unendliche sein könnten. Freilich setze ich dabei voraus, dafs wir nicht in dem ersten, sondern in dem zweiten Schauspieler des Aeschylus und dem dritten des Sophokles den ursprünglichen des Thespis erblicken und folglich die Neuerung des erstern gerade in den Protagonisten, die des andern in den Deuteragonisten setzen; insofern ich aber dazu durch die oben vertheidigte Auslegung der Aristotelischen Poetik IV, 16. berechtigt bin, gestaltet sich die Sache auf's Einfachste und Naturgemäfseste so, dafs gleichwie der Protagonist die durch Aeschylus vollbrachte Ablösung der Hauptrolle vom Chore, so der Deuteragonist den Fortschritt repräsentirt, den erst die neueste Zeit wieder feinsinnig in der Sophokleischen Kunst aufgezeigt hat. „Was nun die Charaktere anlangt", sagt Gruppe Ariadne S. 734, „so ist Sophokles darin viel reicher, viel darstellender als Aeschylus; wir haben hier scharf ausgeprägte Individualitäten, die er durch *wohl berechnete Gegensätze* zu heben weifs, so Elektra und Chrysothemis, Antigone und Ismene . . . überhaupt hat Sophokles das weibliche Gemüth tiefer studirt, sowohl seine aufopfernde Liebe, seinen Heroismus, und wieder seine gereizte mitleidlose Rachsucht, als auch seine Milde und seine sanfte liebenswürdige Schwäche" — und noch näher meinem Sinne O. Müller griech. Literaturgesch. B. II, S. 118: wenn der *Tritagonist* geeignet ist durch seinen Gegensatz die erste Person zum Widerstand aufzufordern, so kann der *Deuteragonist* im vertrauteren Gespräche die sanfteren Empfindungen und geheimeren Gedanken aus seiner Brust ziehen: Personen, wie die Chrysothemis neben der Elektra, die Ismene neben der Antigone, welche die Stärke der Hauptperson durch den Gegensatz einer sanfteren Weiblichkeit heben, konnten in der That erst seit der Trennung des Deuteragonisten vom Tritagonisten hervortreten" — fassen wir also nur die Entwickelung so, dafs der Schauspieler des Thespis der von dem Chor gespielten Hauptrolle als Vehikel der Handlung diente, dann jene Hauptrolle auf den Protagonisten des Aeschylus überging, und diesem dann wieder in dem Deuteragonisten des Sophokles ein zweiter gleichsam obligater Charakter an die Seite gesetzt ward, so wird sich das Verhältnifs des letzteren nach beiden Seiten hin nicht blofs als ein quantitativ, sondern als ein specifisch verschiedenes herausstellen. Dem Tritagonisten verbleiben fortwährend vorzugsweise die Personen, die zur Motivirung und Fortbewegung oder zum Abschlusse der Handlung nöthig sind, weshalb ich es auch für einen sehr glücklichen Gedanken des Verfs. halte, diesem S. 88 wo möglich die *deos ex machina* zuzuweisen, eben so die protatischen Personen, wie z. B. den Schatten des Polydoros in der Hekabe nach Demosth. de Corona §. 267, und überhaupt die sogenannten Nebenrollen, so weit keine scenische Nothwendigkeit oder Convenienz diese einem der beiden ersten Schauspieler zu geben räth oder zwingt, obgleich hier allerdings auch der Fall eintreten kann, dafs die Person, welche an sich nur zum Vehikel der Handlung dient, doch gerade in dieser Eigenschaft den gröfseren Theil des Stückes hindurch auf der Bühne thätig sein mufs und sich folglich die übrigen Nebenrollen alle oder zum gröfseren Theile auf den Protagonisten und Deuteragonisten zurückwenden. So der argivische König in den Schutzflehenden des Aeschylus und namentlich auch der vorhin erwähnte Kreon in der Antigone, der, so consequent und psychologisch wahr er auch durchgeführt ist, doch mit vollem Rechte dem Tritagonisten gebührt, weil er keineswegs in dem Grade wie Antigone, Ismene, Hämon, ein mit individueller Selbstbestimmung handelnder Charakter heifsen kann, sondern als ein abstracter Doctrinär nur thut, was er seiner Stellung nach nicht lassen zu können glaubt; und gleichsam nur die Klippe vorstellt, an welcher die eigentlich handelnden Personen scheitern müssen, wenn auch die Gewalt der wiederholten Stöfse ihn zuletzt selbst stürzt. Auch weshalb nach der bekannten Angabe des Demosthenes die Könige überhaupt in der Regel dem Tritagonisten zufielen, erklärt sich auf's Einleuchtendste aus dem aufgestellten Grundsatze, weil sie nämlich, insofern sie

Digitized by Google

nicht selbst die Hauptrolle spielten, in der Regel nicht als Seitenstücke zu dieser, sondern als Maschinen und Vehikel der Handlung auftreten; und auf der andern Seite bestätigt sich auf's Neue mein Kanon, dafs Frauenrollen, insofern sie nicht dem Protagonisten gebühren, vorzugsweise für deuteragonistisch zu halten sind, weil der obligate Charakter dieses Grades jenem Geschlechte eben so sehr entspricht, als die charakteristische Zeichnung dieses letztern demselben Dichter beigelegt wird, dessen wesentliches Verdienst eben die Trennung des Deuteragonisten vom Tritagonisten ist. Mit mathematischer Gewifsheit wird sich freilich auch dieses nicht überall behaupten lassen; doch zweifle ich nicht, dafs man immer weit sicherer, als nach der blofs graduellen Abstufung des Hrn. R. so verfahren wird, dafs man zuerst nach den aufgestellten Principien die protagonistischen und deuteragonistischen Hauptcharaktere suche, von den übrigen Rollen aber dem Tritagonisten nur diejenigen abnehme, die er entweder wegen Gleichzeitigkeit oder unmittelbarer Aufeinanderfolge nicht zugleich übernehmen kann, oder die aus irgend einem besonderen Grunde besser einem der beiden ersten Schauspieler übertragen zu werden scheinen, wo sich dann in den einzelnen Fällen, die auch von Hrn. R. S. 110 im Allgemeinen gebilligten Gesetze meiner Abh. p. 33 fg. bewähren werden.

So weit über die Grundsätze, die ich allerdings um so ausführlicher erörtern zu müssen glaubte, als es sich dabei nicht eben blofs um die praktische Anwendung auf die erhaltenen Stücke, sondern um die Einsicht in den ästhetischen Charakter und die organische Entwickelung der attischen Tragödie selbst handelte; die einzelnen Abweichungen, die sich in der Rollenvertheilung der Stücke selbst zwischen Hrn. R. und mir finden, sind, abgesehen von denjenigen, die ich bereits bei Gelegenheit des Parachoregema und Protagonisten besprochen habe, verhältnifsmäfsig unbedeutend und werden sich zum Schlusse dieser Anzeige um so kürzer behandeln lassen, als manche derselben in der That völlig gleichgültig und rein subjectiv sind. Namentlich gilt dies bei Aeschylus und Euripides, deren geringere Vollendung im Verhältnifs zu Sophokles sich auch in der geringeren Schärfe zeigt, mit welcher die Partien der einzelnen Schauspieler sich gegen einander abgrenzen; für Sophokles beschränkt sich unsere Differenz, aufser den bereits berührten Nebenpuncten im Ajas, auf den Oedipus Koloneus, und dreht sich auch hier vielmehr um die Frage, ob für die Rolle des Theseus ein eigener Schauspieler anzunehmen oder dieselbe unter die drei übrigen zu vertheilen sei, als dafs die sonstige Eintheilung mit erheblicher Schwierigkeit verbunden wäre. Denn wenn Hr. R. S. 52 sagt, dafs ihm meine Eintheilung nicht klar geworden sei, so ist das seine Schuld; ich habe (p. 42) mit einfachen Worten gesagt, dafs der erste Schauspieler Oedipus, der zweite Antigone, der dritte die übrigen Rollen darstelle, mit Ausnahme des Theseus in den Scenen, wo dieser mit Kreon oder Ismene zusammen spreche und folglich von einem der beiden ersten gegeben werden müsse; und wenn Hr. R. dem Parachoregema, das er für Theseus annimmt, auch noch den Colonenser und Boten zutheilt, so hat er dies nicht aus einer scenischen Nothwendigkeit, sondern aus Bequemlichkeit gethan, obgleich allerdings durch eine solche Verwendung des Parachoregema jeder Unterschied zwischen ihm und einem vierten Schauspieler wegfallen würde. Doch kann ich auch abgesehn hiervon selbst ein einfaches Parachoregema unmöglich zugeben, weil keine Scene nachweislich ist, in welcher der urkundlichen Definition zufolge mehr als drei Personen zugleich auf der Bühne sprächen oder auch nur so schnell auf einander folgten, dafs eine Umkleidung unmöglich geworden wäre; vielmehr hat Sophokles jedesmal, ehe die Nothwendigkeit einer neuen Person eintritt, eine der frühern mit so feiner Berechnung zur gehörigen Zeit entfernet, dafs ein „klumpiges Drängen", wie sich Hr. R. mit Lachmann unschön ausdrückt, gar nicht möglich war; und da, wie derselbe selbst sehr richtig bemerkt, für Ismene ohnehin schon um der Scene mit Polynikes willen, da wo sie nicht spricht ein Statist angenommen werden mufs, so wäre es mehr als Luxus gewesen, für Theseus nicht jedesmal den Schauspieler zu benutzen, der, als ob es darauf abgesehen wäre, bei seinem Auftreten gerade disponibel ist.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 55.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1843.

Die Vertheilung der Rollen unter die Schauspieler der griechischen Tragödie, von Dr. Julius Richter.

(Schlufs.)

Der verewigte Müller selbst, dem ich bereits im J. 1837 meine Ansicht mündlich mittheilte, bemerkt in seiner Literaturgesch. B. II. S. 55 zu der Stelle, wo er über die Nothwendigkeit eines vierten Schauspielers spricht: „man müfste denn annehmen, dafs die Rolle des Theseus in diesem Stücke bald von dem Schauspieler, der die Antigone gab, und bald von dem, der die Ismene darstellte, übernommen worden sei" — und erinnert dagegen nur, dafs es zehnmal schwerer sei, dafs *zwei* Schauspieler *eine* Rolle ganz in gleicher Weise, in demselben Tone und Geiste ausführen, als dafs *ein* Schauspieler *mehre* Rollen in gehörig modificirter Weise auffasse; aber gerade dadurch habe ich in meiner Annahme besonders motivirt, dafs Theseus Auftreten, je nachdem er zuerst mit Oedipus, dann mit Kreon, zuletzt mit den beiden Mädchen spricht, so verschieden gehalten sei, dafs sehr wohl jede dieser Situationen durch einen andern Acteur gegeben werden konnte, und wenn Hr. R. dieses ein so *gesuchtes Argument* nennt, dafs ich schwerlich noch jetzt viel Gewicht darauf legen werde, so zeigt Müller's Einwurf gerade, dafs es der Angelpunct der ganzen Frage ist, den ich auch fortwährend mit voller Ueberzeugung festhalte. Gleichwohl konnte Müller von seinem Standpuncte aus noch einen zweiten Einwurf geltend machen, der Hrn. R. verschlossen ist, insofern dieser und zwar mit Recht in der Aeschylischen Trilogie nicht wie Müller von dem Principe ausgeht, dafs dieselbe Person in allen drei Stücken von demselben Schauspieler agirt worden sei, sondern z. B. Aegisthus im Agamemnon dem Tritagonisten, in den Choephoren dem Deuteragonisten gibt; was aber hier bei den engverknüpften Theilen einer Trilogie möglich war, kann gewifs eben so wohl auch auf die verschiedenen Acte des gleichen Drama's ausgedehnt werden, und sobald wir nur den obigen Satz festhalten, dafs es dem Alterthume nicht um Illusion und Identificirung des Acteurs mit seiner Rolle, sondern um ein harmonisches Kunstgebilde zu thun war, wird gewifs die Eintheilung den Vorzug verdienen, die mit den einfachsten Mitteln das Mannigfaltigste erreicht. Aus demselben Grunde beharre ich denn ferner auch hinsichtlich des Prometheus auf meiner ohnehin nichts weniger als neuen Annahme, dafs zwei Schauspieler ausreichen, wie denn auch Euripides in der Alkestis, von welcher oben bereits gesprochen ist, den dritten Schauspieler, der ihm zu Gebote stand, nicht in Anspruch genommen zu haben scheint; Hrn. R.'s Einwendung, dafs Aeschylus, wenn er nur zwei Schauspieler hätte gebrauchen können oder wollen, nicht nöthig gehabt hätte das Κράτος reden zu lassen, verkennt völlig den Charakter dieser ersten Scene, deren Grofsartigkeit eben in dem Schweigen des Prometheus zu dem Gespräche seiner Peiniger besteht, und könnte vielmehr dahin umgekehrt werden, dafs, wenn er drei gehabt hätte, auch die Βία in das Gespräch gezogen worden sein würde, wie denn überhaupt dieses das einzig sichere Zeichen der Schauspielerzahl eines Stückes ist, wie viele höchstens in der nämlichen Scene *redend* mit einander eingeführt werden. Auch hinsichtlich des Agamemnon beharre ich aus den oben entwickelten Gründen dabei, die Titelrolle sammt ihrem Zubehör dem Tritagonisten zu geben, und Kassandra, welche Hr. R. neben Aegisthus diesem zuweist, vielmehr als Gegenstück des protagonistischen Charakters der Klytämnestra dem Deuteragonisten zuzuweisen; schwieriger, aber auch unbedeutender ist die Entscheidung, ob in den Choephoren Aegisthus mit Orest oder mit

Digitized by Google

Klytämnestra, in den Persern Xerxes mit Darius oder mit Atosta zu verbinden sei, obgleich in ersterem Stücke der Gegensatz der Personen, den Hr. R. S. 86 und 110 selbst als mafsgebend anerkennt, wenigstens eben so sehr für Orest als die Aehnlichkeit für Klytämnestra spricht, im andern aber es wenigstens einfacher ist, die Personen, deren jede nur einen einzelnen Act hat, sämmtlich im untersten Schauspieler zu vereinigen. Freilich läfst sich dieser Satz selbst nicht durchgehends in dieser Form geltend machen, wie dies Hr. R. S. 62 mit Recht zu meiner Eintheilung der Medea bemerkt, wo ich den wiederholt auftretenden Pädagogen gleichwohl dem Tritagonisten gegeben habe; insofern derselbe jedoch wesentlich nur ein Corollar des andern ist, dafs dem Tritagonisten alle Rollen zufallen, die den beiden ersten nicht mit Nothwendigkeit oder hinreichenden Gründen angewiesen werden müssen, so werden auch solche Fälle die Regel eben so wenig umstofsen, als z. B. der Fall der Antigone, wo Kreon allein Tritagonist sein mufs, uns hindern darf, anderswo möglichst viele Rollen in dieser Partie zu vereinigen. Hr. R., der den Pädagogen sammt Kreon und Jason dem Deuteragonisten zutheilt, und dem Tritagonisten nur Aegeus, die Amme und den Boten läfst, scheint auch hier wie anderswo eine möglichste Gleichheit der einzelnen Partieen erzielen zu wollen, wozu nicht nur für mich nach der ganzen vorhergehenden Entwickelung kein Grund vorhanden ist, sondern auch für ihn kein solcher herrschen sollte, da er sich wiederholt gegen alle äufserlichen Rücksichten erklärt und selbst in der Hekabe und dem Orestes dem Tritagonisten noch mehr Rollen als ich zugetheilt hat. Oder ist es auch hier wie in der Andromache S. 67 die Rollenabstufung, weshalb die Amme zum Tritagonisten herabgesetzt wird? Doch kann ich mir es in diesem letztern Stücke allerdings auch gefallen lassen, dafs Hermione als Gegenstück zu den protagonistischen Rollen der Andromache und des Orestes dem Deuteragonisten gegeben werde; gleichwie ich auch in der Hekabe nichts dagegen habe, dafs Polymestor, als der Angelpunct des zweiten Theils der Handlung, mit Polyxena, um deren Schicksal sich der erste dreht, gleichgestellt werde; dafs dagegen Polydorus Tritagonist sein mufs, habe ich schon oben nach Demosthenes bemerkt, und eben so sehe ich keinen Grund ein, weshalb Hr. R. in den Troerinnen den προλογίζων Poseidon zum Deuteragonisten macht, während es doch viel einfacher scheint, sämmtliche weibliche Personen in dieser Partie zu vereinigen. Schwieriger ist die Entscheidung im Hippolyt, wo ich gleichfalls Aphrodite, Phädra und Artemis im Deuteragonisten verbunden habe, während es Hr. R. vorzieht, diesem den Theseus zu geben und Artemis als *deus ex machina* zum Tritagonisten zu ziehen; so ansprechend inzwischen auch, wie schon oben bemerkt, dieser Gedanke im Allgemeinen ist, so collidirt er doch hier mit den andern Rücksicht, dafs der Tritagonist vorzugsweise auch die Königsrollen spielte, und Aehnliches gilt von der taurischen Iphigenia, wo zwischen Thoas und Athene das gleiche Verhältnifs eintritt; sei auch der Einflufs dieser Könige auf die Handlung noch so wesentlich, so ist er doch nicht gröfser als Kreon's in der Antigone auch, und im Ganzen erscheint es natürlicher, eine Rolle, die an sich unbedenklich dem Tritagonisten zufallen kann, diesem nicht um einer später eintretenden willen vorzubehalten, sondern im Gegentheil diese lieber von dem inzwischen verfügbar gewordenen Protagonisten oder Deuteragonisten spielen zu lassen. Nur das hat Hr. R. mit Recht bemerkt, dafs ich in meiner Eintheilung Athene vergessen hatte, so wie ich mich auch mit Beschämung überzeugt habe, dafs die Euripideische Elektra gar nicht von mir berücksichtigt worden war; je mehr ich es aber aus diesen und andern Gründen selbst fühle, dafs das in höchster Eile und Zerstreuung abgefafste Schriftchen noch einer völligen Umarbeitung bedarf, um den Ansprüchen, die man daran zu machen berechtigt ist, zu genügen, desto nothwendiger habe ich es gehalten hier ausführlicher darzulegen, weshalb ich bei einer solchen auf die abweichenden Grundsätze des Verfs. vorliegender Schrift so gut wie gar keine Rücksicht würde nehmen können, und fürchte deshalb um so weniger der Rechthaberei beschuldigt zu werden, je gröfsere Beweise im Uebrigen diese Beurtheilung selbst darbietet, dafs ich wirklich besserer Einsicht jeden Augenblick selbst meine entschiedensten Behauptungen zu opfern bereit bin.

K. Fr. Hermann.

Digitized by Google

XXVII.

J. M. Callery: Systema phoneticum scripturae Sinicae. Macao. MDCCCXLI. Th. I. XXXVI und 148 *S. Th. II.* 500 *S. Fol.*

Mit dem Verfasser dieses Werkes haben wir unsere Leser schon bei Anzeige des Prospectus seines *Dictionnaire Encyclopédique de la Langue Chinoise* (November 1842, No. 87) bekannt gemacht. In dem vorliegenden Buche bemüht sich Hr. Callery eine bereits von Mehreren ausgesprochene und vertheidigte Ansicht, dafs die chinesische Schrift *mit Unrecht ideographisch genannt werde*, näher zu begründen. Aufserdem liefert er ein den ganzen zweiten Theil umfassendes Wörterbuch, welches nicht nach Wurzelzeichen, auch nicht, wie die tonischen Wörterbücher, nach Schriftzeichen von identischer Aussprache (ohne weitere Berücksichtigung des phonetischen Bestandtheils) eingerichtet ist, sondern alle Charaktere nach Familien, die einen und denselben einfachen oder complicirten phonetischen Bestandtheil haben, classificirt uns vorführt. Sehen wir von dieser neuen Einrichtung und von der Theorie des Verfs. einen Augenblick ab, so empfiehlt sich das kleine Wörterbuch durch Sauberkeit, Schärfe und Eleganz der chinesischen Charaktere, möglichst genaue Bestimmung ihrer Aussprache und möglichst vollständige Angabe der Bedeutungen jedes Wortes (resp. Zeichens), sofern ihm nur *ein* Schriftzeichen correspondirt. Dagegen hat der Verf. auf die genetische Anordnung der Bedeutungen wenig oder gar keine Sorgfalt verwendet und alle mittelst Verbindung mehrerer einfachen Grundwörter gebildeten Ausdrücke übergangen; daher das Wörterbuch weniger praktischen Werth hat, als die bis jetzt erschienenen und unendlich weniger als das von demselben Herren C. begonnene riesenhafte *Dictionnaire encyclopédique*, in welchem die zusammengesetzten Ausdrücke sogar Hauptsache sind.

Die Ansicht des Verfs. von dem Charakter der chinesischen Schrift ist in folgenden Abschnitten des ersten Theils dargelegt: 1) *de variis scripturae generibus*; 2) *de scriptura ideographica*; 3) *de systemate scripturae sinicae*; 4) *de phoneticis*; 5) *de classificis*. In den übrigen Abschnitten handelt er von den Veränderungen, welche das chinesische Schriftsystem theils formell, theils in seiner innern Structur erfahren — von der Schreibung chinesischer Laute und Wörter vermittelst unserer Buchstaben — von einheimischen und durch Europäer abgefafsten chinesischen Wörterbüchern. Endlich folgt ein Verzeichnifs derjenigen einfachen und zusammengesetzten chinesischen Charaktere (zusammen 1037), welche als phonetische Bestandtheile einer wohl dreifsigmal gröfseren Zahl anderer gebraucht werden, und ein zweites Verzeichnifs der einfachen Grundwörter nach ihrer alphabetisch bestimmten Aussprache, in welchem jedes Wort die verschiednen (zum Theil vielen) Charaktere, welche seinen Laut darstellen können, zur Seite hat.

Da die verjährte Theorie von der hohen Bedeutsamkeit jedes Bestandtheils in allen chinesischen Zeichen in unserer neuesten Zeit wieder ihr Haupt zu erheben droht, und der Eine die Principien aller Naturweisheit, der Andere eine religiöse Uroffenbarung aus ihnen herausdeuten will, so darf man sich's wohl gefallen lassen, wenn auch einmal eine energische Negation dazwischen fährt; denn nur durch diese gelangt man, hier wie in anderen Gebieten der Erkenntnifs, zur Wahrheit.

Hr. Callery eifert gegen den Ausdruck: *ideographische Schrift;* wir sehen aber bald, dafs er mit dem Worte einen Begriff verbindet, wie vielleicht niemand aufser ihm. S. 2 theilt er die Schriftsysteme überhaupt in *ideographische* und *phonetische*, die Ersteren als solche definirend, welche den Begriff durch *stumme Zeichen* oder *bedeutsame Bilder ohne allen Laut* (*per signa muta seu per imagines significativas, sono plane destitutas*) darstellen. Diese, meint er, könnten eigentlich gar nicht Schriftarten heifsen, *da sie nicht Vehikel von Worten seien.* Hiermit erschüttert er schon seine eigne Eintheilung; aber S. 5 wirft er sie ganz über den Haufen, indem er sagt: „posito hoc fundamentali axiomate, ideas in humana mente existere non posse sine verborum adjumento, *evidens fit*, *systema graphicum quodcunque*, *institutum ad exhibendas ideas per oculorum vim*, *necessario esse phoneticum*, atque *omnia* (!) systemata ideographica ex scripturae proprie dictae catalogo expungi debere". Hr. C. fährt fast unbegreiflicher Weise fort: „Re enim vera, quum signa ideographica effigiem rerum simpliciter repraesentent, nulla habita ratione nominis quo unaquaeque donatur, nihil aliud sunt praeter *imagines mortuas*, omni motu ac ratione destitutas. Coram illis homo *sensationes*

Digitized by Google

materiales unice experietur sicut bruta animalia, vel *ad summum* exercere poterit *phantasiam* (!). Sed si agatur de ideis intellectualibus excitandis, signa mere ideographica *nullius utilitatis* (!) esse possunt, et signa phonetica fiunt necessaria, quia verba necessaria sunt humanae menti, ut distinctas ideas concipiat".

Nun aber fragen wir den Verf. auf sein Gewissen, was das für *Bilder* sein sollen, die *keine Begriffe* erwecken, und vor welchen der Mensch nur *materiell* empfinden kann, *wie das Thier;* denn selbst ein müfsiges Spielen der Phantasie ist ohne Begriffe nicht denkbar. Auch den Fall gesetzt, die Bilder ständen ganz planlos durcheinander und ein logischer Nexus derselben wäre nicht zu entdecken: so würde doch wenigstens jedes einzelne uns einen Begriff zuführen und dieser würde um so bestimmter, je gröfser des Bildes Aehnlichkeit mit dem dargestellten Objecte wäre. Wo aber ein Begriff gegeben ist, da stellt sich, wenigstens in der Muttersprache des Beschauers, auch das *Wort* dafür ein; und somit besteht der Unterschied zwischen ideographischer und phonetischer Schrift ganz einfach darin, dafs die erstere durch den Begriff zum Worte, die andere aber durch das Wort (die Laute) zum Begriffe führt. *Ideographisch* in dem erwähnten Sinne waren also z. B. die Hieroglyphen der alten Aegypter, so lange sie wirkliche Bilder blieben; *ideographisch* waren auch die einfachen, zum Theil bis auf uns gekommenen Schriftbilder der chinesischen Vorzeit, und zwar dienten sie nicht blofs, um vereinzelte Begriffe zu wecken; sie wurden auch in derselben Ordnung wie die Worte der mündlichen Rede zu verständlichen Sätzen an einander gereiht. Aber beide Nationen, die ägyptische wie die chinesische, sind bei der blofsen Bilderschrift, oder der ideographischen im materiellsten Sinne des Wortes nicht stehen geblieben und das ist auch sehr natürlich: eine consequent durchgeführte, den ganzen Sprachschatz und alle grammatischen Beziehungen darstellende Bilderschrift gehört vielleicht zu den unmöglichen Dingen; aber nicht deswegen, weil sie nur Begriffe und nicht auch die entsprechenden Wörter ins Gedächtnifs rufen soll, sondern weil es selbst auf symbolischem oder allegorischem Wege wohl eine vergebliche Bemühung wäre, alle Begriffe und Abstractionen darzustellen, oder so darzustellen, dafs nicht eine Menge Verwechselungen und Mifsverständnisse entstehen müfsten. Bei den Chinesen versuchte man bald eine Erweiterung des Kreises der ideographischen Bilder durch Combination zweier schon vorhandenen einfachen, in welchem Verfahren eine Art von Definition des Begriffes lag: so z. B. gaben *Wasser* (durch ein Paar Wellenlinien dargestellt) und *Auge* den Begriff *Thränen; Mund* und *Vogel* den Begriff *Gesang* u. s. w. Diese Methode wurde aber nicht durchgeführt, vermuthlich weil sie eines Theils zu viel Reflexion erforderte und anderen Theils ein unmittelbares Erwecken des Begriffes doch immer schwerer wurde, je mehr die ursprünglichen Bilder in den graphischen Metamorphosen der Folgezeit untergingen. Sobald wir einem Zeichen nicht mehr ansehen können, was es vorstellt, sobald sein blofser Anblick entweder gar keinen oder doch keinen bestimmten Begriff mehr wecken kann, ist es für uns nicht mehr ideographisch, und erhält es ja noch diese Qualification, so gilt sie nur seiner *Entstehung*, seiner ursprünglichen Form. War das Zeichen aus zwei einfachen Bildern zusammengesetzt, wie z. B. die angedeuteten für *Thräne* und *Gesang*, so blieb es nur insofern ideographisch, als die Combination der beiden Bestandtheile zu dem construirten dritten Begriffe führte. Diese Bestandtheile erkennt niemand, wenn er sie für sich allein betrachtet, als Bilder bestimmter Gegenstände; hat er aber durch Mittheilung Anderer ihre respective Bedeutung erfahren, so kann er in gewissen Fällen ohne Wörterbuch und aus dem blofsen Zusammenhang des Satzes auf den neuen Begriff geleitet werden, welcher aus der Verbindung beider einfachen Zeichen (ursprünglichen Bilder) erwächst.

Soll man nun die einfachen chinesischen Zeichen in ihrer heutigen Gestalt phonetisch nennen, wie Hr. C. thut *)? Ihre Form erweckt den dargestellten Begriff nicht mehr und folglich auch das *Wort* nicht mehr; von dieser Seite betrachtet, scheint also die Qualification *phonetisch* ihnen jetzt viel weniger zu gebühren, als ihren Prototypen, oder, mit anderen Worten: die ächte ideographische Schrift war zugleich auch die ächte phonetische.

*) Natürlich phonetisch in Beziehung auf *ganze Wörter* und nicht auf *Laut-Elemente*, als welche niemals bezeichnet werden; denn dafs gewisse Grundwörter im Chinesischen wie in anderen Sprachenclassen nur aus *einem Vocale* bestehen, ist eine Zufälligkeit und gehört nicht hierher.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

№ 57.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1843.

Forschungen auf dem Gebiete des Alterthums von Dr. W. Adolph Schmidt.

(Fortsetzung.)

Die jetzige Sprache weiset noch den Rest τός, τή, τό auf, welche Formen sie in gewissen Verbindungen regelmäfsig gebraucht. Es ist dem αὐτὸς im populären Tone eben so ergangen, wie dem οὐκ οἶδα oder οὐκ ἐξαθρήσας unter der Hand des Schreibers des dialektischen Papyrus, worüber Hr. Schmidt S. 349 richtig urtheilt, oder wie dem οὐδέν, welches der Gebrauch im Mittelalter bis auf δὲν abgestumpft hat. Z. 22 kann τῇ μὲν πρώτῃ ἐτη(σίῳ) gar nicht anders verstanden werden, als elliptisch; wie ἡ ἑξάμηνος, so sagte man ἡ ἐτήσιος. Die schwierigste Stelle findet sich Z. 24—27. Von den zwei S. 346. 347 vorgeschlagenen Erklärungsweisen möchte die zweite mit den nöthigen Modificationen anzunehmen sein. Mit den für beide Fälle vorgeschlagenen Ergänzungen können wir uns, wenn auch die Interpretation des Gedankens möglich wäre, nicht einverstanden erklären. Wir ziehen es vor, dieselben nicht zu analysiren. Die Stelle scheint so zu heifsen: εἰ δὲ συμβαίη ὅπερ ἄπερ[ἔργον] εἴη, ἀποστῆναι ἀπὸ τοῦ σοῦ οἴκου ἕως πληρουμέ(νων) [παντελῶς] τῶν δύο ἐνιαυτῶν ἐπὶ τῷ ἐμὲ παρασχεῖν σοι, ἅπερ λ[έγ]ω προςέτι μοι [μη]δὲν εἶναι· εἰ δὲ καὶ ἐμὲ τοῦ προσχ. Παχυ[μίου] βουληθείη [τις] ἐκβαλεῖν σοι ἐκ τῆς αὐτῆς τέχνης ἄχρις [πλη]ρουμέ(νου) τοῦ αὐτοῦ χρόνου ἐπὶ τῷ ἐμὲ παρασχεῖν σοι, [τοῦτο κα]θόλ(ου) [μὴ] ἐ[ᾶν, ἕω]ς πλήρεις εἰς τὰ προγεγραμμέ(να) πάντ(α) ἐ[κτελέσ]ω σοι [ὑπουργίας]. Schon der Optativ εἴη, welcher nach einer gangbaren Attraction in dem Appositionssatz auftritt („wenn es geschehen sollte, was ich als etwas Thörichtes abweise"), beweiset, dafs ἀποστῆναι von συμβαίη abhängig ist und als Subject den Dioskoros in sich schliefst, der sich verpflichtet seinerseits bis zum Ablauf der zwei Jahre bei Pachymios zu bleiben, widrigenfalls er auf das Stipulirte keine Ansprüche habe. Im Folgenden verwahrt er sich gegen einen eigenmächtigen Versuch eines der Angehörigen des Pachymios, ihn aus der Fabrik zu stofsen. In dem ersten Satze Z. 26 erwartet man nach der gewöhnlichen Gräcität: ὥνπερ λέγω προςέτι μοι μηδὲν εἶναι. Es läfst sich jedoch auch ἅπερ festhalten. Der Infinitiv wird von dem Grundgedanken der Urkunde ὁμολογῶ regiert, was Hr. S. S. 345 richtig erkannt hat. Das προςέτι bezieht sich auf den auch durch ἕως πληρουμένων παντελῶς τῶν δύο ἐνιαυτῶν angedeuteten Fall, dafs Dioskoros im zweiten Jahre das Haus des Pachymios verliefse. Im zweiten Satz Z. 28 erkennen wir vor ἐκβαλεῖν noch eine Spur von ΤΙC, nämlich das mit dem folgenden Є verbundene C. Wer dies nicht glaubt, mufs annehmen, dafs der Mangel des ΤΙC keinen andern Grund als die Nachlässigkeit des Schreibers hat. Die Restitution Z. 29. 30. 31 ist Hrn. S. nicht gelungen. Gegen die Ergänzung Z. 29 οὐκ ἔσται spricht die Gröfse der Lücke. Für den Infinitiv μὴ ἐᾶν verwandelt sich das gedachte ὁμολογῶ in λέγω. Die Erklärung von πλήρεις nach dem σχῆμα πρὸς τὸ σημαινόμενον, wie sie Hr. S. S. 350. 351 versucht, liefse sich zwar hören; allein der ganze tenor orationis führt auf πλήρεις εἰς τὰ προγεγραμμένα πάντα ὑπουργίας. Das καθόλου zu Anfang der Z. 31 so sicher es scheint, ist doch nur eine Täuschung. Schliefslich scheint uns der Name Ἀτθίς Z. 35 sehr problematisch und in noch höherem Grade die Zurückführung desselben auf das Koptische (S. 355).

In der zweiten Urkunde haben wir die Quittung über eine Terminalzahlung, welche Aurelios Kallinikos, ein Commissionär im Dienste des Aurelios Pachymios, von letzterem erhalten hat. Aurelios Kallinikos hatte dem Pachymios 9 Stück Laubhölzer besorgt für den Preis von 25 Goldstücken (solidi), zahlbar in abschläglichen Raten von je einem Goldstück. So lange diese

Digitized by Google

Terminalzahlungen währen, erhält Kallinikos von Pachymios seinen Unterhalt, nämlich mit jeder Zahlung eines Goldstückes 4 Kuphen Getraide, in Summa 100 Kuphen. Innerhalb der Zeit der Trockenheit mufs die Zahlung beendet sein und dann erfolgt die Einlieferung der Hölzer. Unsere Urkunde ist die Quittung über die dritte dieser Terminalzahlungen. Kallinikos, der diese Quittung eigenhändig unterzeichnet, bemerkt, dafs diese Zahlung geschehen sei auf Abschlag der von ihm besorgten 9 Laubhölzer, welche er in Bereitschaft halte bei dem 2 Schönen langen sogenannten blauen Wald. Nicht eher, als bis die Zahl der stipulirten Goldstücke und der Kuphen erfüllt sei, werde er seinen Unterhalt aus eigenen Mitteln zu bestreiten haben. In der Eingangsformel dieser Quittung heifst es Z. 10 Σεξτίου προγράφως, wofür in der ersten Urkunde Σεξτίου προγράφοντος steht. Hr. S. vermuthet, dafs Sextius hier προγραφέως habe schreiben wollen, aber entweder aus Flüchtigkeit das Є übergangen oder absichtlich mit ω contrahirt habe. Referent ist überzeugt, dafs keines von beiden der Fall ist, sondern dafs Sextius von einem compendium scripturae Gebrauch machte, ähnlich dem in Z. 26 ἐωεργ(ομέν)ων; so dafs sich προγράφοντος als ΠΡΟΓΡΑΦωC darstellt. Wer nachgrübeln will, kann auch für den Zug, der ein ω hervorbrachte, ein Motiv finden. Uebrigens hat Hr. S. Recht, wenn er προγράφοντος gegen die mögliche Entzifferung ὑπογράφοντος in Schutz nimmt (Zus. u. Berichtig. S. 400). Z. 21 scheint uns κτ[ῶμαι] nicht richtig. Der Zug, den Hr. S. für T hielt, scheint vielmehr der Anfang eines μ zu sein. So erhalten wir das hier erforderliche Verbum und Tempus κ[ομίσωμαι]. Der Papyrus hat dort mannigfache Verletzungen erfahren, daher wir wegen des nicht mehr sichtbaren O nicht verlegen zu sein brauchen. Nicht ohne Mifsbehagen lasen wir die Entzifferung Z. 24 ὑπὸ ἐμαυτῆ[ς] π[οριζ(όμεν)]ός μου εὐπορίας, zumal da Hr. S. S. 391 den Gebrauch des Reflexivpronomens nicht weiter berührt. Er scheint angenommen zu haben, dafs es ein ἐμαυτὸς für ἐμὸς gebe, worauf auch seine Bemerkung S. 393 lin. 25 führt. Um kurz zu sein, die Worte lauten: χωρὶς ὑπάρχ(ειν) [ἀ]πὸ τῆς αὐτῆς [πορι(ζόμεν)]ός μου εὐπορίας. Von dem Artikel ist H und C unverkennbar; das T ist durch einen Querstrich, der sich durch das H hindurchzieht, ausgedrückt und mit dem C verschlungen. Es kann aber mit dem vorausgehenden O eben so verschlungen gewesen sein wie Z. 3 in βασιλείας τοῦ. Der Mifsbrauch des ὁ αὐτὸς für αὐτὸς ὁ zeigt sich nicht selten in Inschriften späterer Zeit, und auch im ersten Papyrus Z. 28 ist diese Pronominalform auf ähnliche Weise gebraucht. Ἀπὸ mufs geschrieben werden, wenn auch ὑπὸ deutlicher wäre, als es wirklich ist. Πορι(ζόμενος kann in Schutz genommen werden; es ist jedoch hier elliptisch gesagt (sc. τὰ ἀναγκαῖα), und macht gerade hier mit εὐπορίας nicht den besten Effect. Doch läfst sich dieser Gebrauch mit dem ganzen Habitus der Sprache beider Urkunden in Einklang bringen. Ein Hauptfehler bei Entzifferung solcher Papyri ist der, dafs man oft einer entzifferten Leseart zu Liebe jenem Zeitalter eine schlechtere Gräcität zuschreibt, als man berechtigt ist.

Beide Urkunden haben Ueberschriften, welche Jahr und Monatstag nachweisen. Die erste Urkunde ist vom dritten Jahr des Kaisers Fl. Focas, 15ten des Monates Tybi, der 10 Indiction. Hr. S. hat S. 317 f. nachgewiesen, dafs sich der Schreiber in der Angabe des Regierungsjahres geirrt habe und dafs er hätte πέμπτου schreiben sollen, wonach das Datum des Papyrus der 10. Januar des Jahres 607 unserer Zeitrechnung wird. Der zweite ist aus dem vierten Jahre des Kaisers Heraclius, vom 24. des Monates Athyr, der zweiten Indiction, also vom 18. November 613. Interessant ist die Notiz, welche Hr. S. von Hrn. Letronne erhalten hat (S. 397 f.), dafs ein Pariser Papyrus, der eine Person aus demselben Orte verzeichnet, woher die beiden hier besprochenen Urkunden stammen, mit ganz ähnlicher Ueberschrift versehen und vom 3. Juni 616 datirt ist.

Bei der im Ganzen so gelungenen Entzifferung, wie sie Hr. S. zu Stande brachte, wundert sich wohl mancher, wie er in dem sogenannten besondern Commentar sich über den individuellen Entzifferungsprocefs so weit verbreiten mochte. Es erweiset sich gerade für ihn selbst als vortheilhafter, wenn er diesen Commentar, was ohne Beeinträchtigung der Klarheit geschehen konnte, kürzer abgefertigt hätte, mit Unterdrückung der Ansichten und Einfälle, welche einen angehenden Entzifferer möglicherweise beherrschen. So würde er z. B. S. 372 bei Gelegenheit der ξύλα φυλλώδη das ὀφέλλω oder ξυνοφέλλω mit dem Zusatz: „ich dachte somit, es handle sich um eine persönliche Schuld", umgangen haben; eben so würde dann S. 388

Digitized by Google

das κόρω mit seiner Sippschaft exuliren, das wunderliche οἴχομαι S. 394, die Vergleichung der leichtfertigen Form des K mit dem siglum K der Steininschriften S. 352, die Vermengung verschiedener Titel der Kaiser S. 313 und dergleichen mehr. Ueber die zwei letzten Puncte scheint eine Bemerkung nicht überflüssig. Die Form K auf Steininschriften kann deshalb mit dem I^x der Urkunde nicht verglichen werden, weil dieses ein einfaches K, jenes aber ein siglum ist, welches καὶ bedeutet (s. Elem. epigr. Gr. p. 365). Mit diesem Siglum kann dagegen das abgekürzte ΠΡΟΚ der beiden Urkunden verglichen werden, welches einen ähnlichen Querstrich durch den unteren Schenkel aufweiset. Was die aufgeführten Titel der Imperatoren betrifft, so sind ἐπιφανής, ἐπιφανέστατος, γενναιότατος nicht Titel der Imperatores, sondern der Caesares, wie die Inschriften beweisen. Eben so wenig gehören hierher εὐτυχής, εὐσεβής, welche elogia nur einige Kaiser zu Zeiten officiell geführt haben, wie M. Aurelius Commodus, Sept. Severus, Caracalla, M. Jul. Philippus, M. Aurelius Claudius. Blofs εὐσεβεῖς heifsen aufser Antoninus, auch Sept. Severus, Caracalla, Fl. Jul. Constantius. Verbreiteter war πατὴρ πατρίδος seit Augustus; weniger ἄριστος, (Traianus, Hadrianus), oder εὐεργέτης, σωτήρ, κτίστης, theils einfach als Ausdruck der Dankbarkeit der Ehrenden (Corp. inscr. Gr. n. 2495. 1312.), theils mit τῆς οἰκουμένης, παντὸς τοῦ κόσμου (Traianus, Hadrianus). Dagegen halten sich in gröfserer Allgemeinheit die Epitheta: κύριος τῆς οἰκουμένης (Aurel. Verus, Caracalla), δεσπότης τῆς οἰκουμένης (Arcadius, Honorius, Theodosius), δεσπότης γῆς καὶ θαλάσσης (Sept. Severus, Caracalla, Constantinus C. M. filius), μέγιστος und θειότατος (Sept. Severus, Caracalla, Alex. Severus, Aurelianus, M. Jul. Philippus), ὅσιος und ὁσιώτατος (Sept. Severus, Caracalla, Diocletianus, Maximianus), ἀνείκητος (Traianus, Sept. Severus, Caracalla), ἀήσσητος (Aurelianus, Fl. Jul. Constantius), woran sich die Zierathen des Justinianus u. A. anschliefsen. Besondere Anerkennung verdient in diesem Commentar die Exposition über die christliche Eingangsformel S. 307 ff., der Nachweis über das beiliegende Fragment zu Pap. I. S. 359 f. und die Beschreibung der Waldregionen in Aegypten S. 381 ff. Aber der Artikel über die Bedingungen der Lohnarbeiter in Aegypten S. 340 wird durch die irdene Waare von Elephantine (Young Hieroglyphics. Vol. II. tab. 53 ff.) einige Einschränkung erfahren.

In dem sogenannten allgemeinen Commentar, welcher nach vorausgeschickter Analyse der Urkunden (I.) die vier gröfseren Abhandlungen umfafst, wendet sich der Hr. Verf. zur Erörterung des antiquarischen Gewinnes, der aus den beiden Urkunden gezogen werden kann. Die erste Abhandlung (II.) ist topographisch und verbreitet sich über Form und Bedeutung der Städtenamen This und Abydos und über Localität und Geschichte dieser beiden Städte. Die zweite Abhandlung (III.) hat die Geschichte des Purpurhandels im Alterthum zum Gegenstand. Die dritte (IV.) ist metrologischen Inhalts und behandelt das System der ägyptischen Körpermasse. Die vierte (V.) enthält Beiträge der Papyruslitteratur zur Geschichte der Tutel. Diese Abhandlungen zeugen von eben so grofser Belesenheit als gediegener Vorbereitung. Da sie im Ganzen ein solches Prädicat in Anspruch nehmen, so kann es nicht unsere Absicht sein, in die Masse der Einzelnheiten tiefer einzugehen und den Gang der Forschungen des Hrn. S. überall zu verfolgen. Die häufigen etymologischen Combinationen werden wir ganz bei Seite liegen lassen. Die Schwierigkeiten und Gefahren des Etymologisirens gesteht Hr. S. selbst ein.

Das Merkwürdigste, was die beiden Urkunden in geographischer Hinsicht bieten, ist der aus ihnen hervorgehende Beweis, dafs die uralte Stadt This oder Thinis als κώμη und der thinitische Nomos noch im siebenten Jahrhundert unserer Zeitrechnung, also bis auf die Zeit der arabischen Eroberung, fortbestand. Zugleich geht daraus hervor, dafs der Name des Nomos von dem der ehemaligen Hauptstadt entlehnt ist, was man freilich auch schon daraus schliefsen konnte, dafs This nach Alexander Polyhistor bei Abydos lag, Abydos aber nach Ptolemaeos dem thinitischen Nomos angehörte. Die Lage des thinitischen Nomos, so wie die der dazu gehörigen Städte Ptolemais und Abydos, ist sowohl durch die geographischen Bestimmungen des Ptolemaeos, als auch durch die Entdeckung der Ruinen dieser beiden Städte constatirt. Die Lage von This sucht Hr. S. zu fixiren. Gestützt auf die Angabe des Alexander Polyhistor behauptet er, die bisher ausschliefslich auf Abydos bezogenen Ruinen umfassen auch die Ueberbleibsel von This. Den Beweis dafür sollen unsere Urkunden liefern. Das zwei Schö-

Digitized by Google

nen lange blaue Gehölz des Pap. II. sei identisch mit dem bei Abydos gelegenen Apollonhain (S. 74). So wahrscheinlich letzteres auch gemacht werden kann durch den Vergleich der Dimensionen des Kanals (S. 75), dessen Lauf der Hain begleitet zu haben scheint; so finden wir darin doch noch keinen Beweis für die Nähe von This und Abydos. Gesetzt, der Apollohain ist dasselbe Gehölz, welches in der Urkunde genannt wird, so kann ja This jenseits in der Nähe desselben Hains gelegen haben, z. B. in der Richtung des jetzigen Tâni. Kallinikos hatte dann dort sein Holz eben so nahe. Die Einwendungen, welche Hr. S. dagegen erhebt (S. 86), scheinen uns nicht zwingend, weil sie sämmtlich auf einem und demselben Postulate ruhen. Wie wenig gerathen es ist, ein πλησίον zu drücken, wird dem Hrn. Verf. aus dem vagen Gebrauch, den die Alten und namentlich die Grammatiker von diesem Worte machen, bekannt sein. Aber selbst die Beobachtung, dafs die Sitze der Dynastien mit den Grabstätten des Osiris zusammenfallen (S. 82), berechtigt uns noch nicht, Abydos als Osirisgrabstätte mit This zu identificiren. Es läfst sich durchaus nicht nachweisen, dafs diese Beobachtung bei allen bekannten Dynastien eintrifft. Wenn wir zu This eine Osirisgrabstätte voraussetzen müfsten, so liefse sich gerade dadurch eine ursprünglich weitere Entfernung dieser Grabstätte von der zu Abydos wahrscheinlich machen. Der Ruhm des Grabmals zu Abydos kann ja, da wir keine abydenische Dynastie kennen, einen uns unbekannten Grund haben. Jedenfalls dürfte die Argumentation des Hrn. S., so gelehrt und sinnreich sie auch ist, nicht Jedem überzeugend erscheinen, am wenigsten aber, wenn es heifst, dafs unsere Urkunden die aufgestellte Behauptung bestätigen. Die Lage von This nachzuweisen, dies überlassen wir füglich denjenigen, welche an Ort und Stelle, und glücklich im Entdecken sind.

Mit Vorliebe hat Hr. S. die Purpurfärberei und den Purpurhandel im Alterthum beleuchtet. Auch in dieser Hinsicht nehmen die entzifferten Urkunden ein besonderes Interesse in Anspruch. Während nämlich bisher als Thatsache galt, dafs seit dem vierten Jahrhundert nach Chr. der Purpurhandel verboten und alle Purpurfärberei nur ein Regal, ein Kaiserliches Privilegium war, finden wir hier noch im siebenten Jahrhundert einen Purpurhändler, einen Privatmann. Diese Entdeckung veranlafst Hrn. S. den Gegenstand eindringlich zu untersuchen. Aus dieser Untersuchung geht hervor, dafs nach dem rechtsgeschichtlichen Zusammenhang der Purpurhandel und die Privatpurpurfärbereien mindestens bis zum Ende des neunten Jahrhunderts fortbestanden, nach den gelegentlichen Notizen der Schriftsteller aber, bis auf den Sturz des oströmischen Reiches (S. 172—212). Weniger bedurfte es unserer Urkunden, um die geltende Meinung, als hätten sich die Purpurfärbereien der alten Zeit sämmtlich an den Meeresküsten befunden (S. 96. 168 ff.), umzustofsen. Diese Meinung konnte längst durch Steininschriften und durch Strabon beseitigt werden. Thyatira in Lydien hatte eine nicht unbedeutende Purpurfärberei, wie aufser der nachträglich S. 171 angezogenen Stelle aus der Apostelgeschichte (16. 14.) mehrere Inschriften bezeugen Corp. inscr. Gr. Vol. II. n. 3496. 3497. 3498., von denen n. 3497 zuerst durch Thom. Smith. Not. VII. eccles. p. 22 bekannt gemacht worden ist. In Phrygien waren wegen Purpurfärberei berühmt Hierapolis, wo die öfter wiederholte Inschrift entdeckt wurde: τοῦτο τὸ ἡρῷον στεφανοῖ ἡ ἐργασία τῶν βαφέων (Chandl. Inscr. P. 1. p. 31. Melet. Geogr. ant. et nov. p. 457. Spon. Itin. T. III. P. 1. p. 150. Thom. Smith. Not. VII. eccl. p. 38. Murator. T. II p. CMLXXIX. 2.) und Laodicea ad Lycum nach einem Inschriftfragmente im Append. II. Cod. Askew. ex cod. Chishulli 1. 83. βαφεῖς τῶν ἀλουργῶν. Ueber das für Färbereien vortreffliche Wasser zu Hierapolis spricht Strabon XIII. 630. Auch Kolossae kann hier erwähnt werden (s. Strabon XII. 578. vgl. Groskurd T. II. p. 533). Uebrigens geben die obigen Urkunden zu dieser Thatsache allerdings eine interessante Parallele ab. — Die Purpurfärber heifsen in der Regel blos βαφεῖς. Sie bildeten in jeder Stadt ein geschlossenes Collegium, ἐργασία, ἔργον (Corp. inscr. Vol. II. n. 3480). Das erstere konnte schon aus Schriftstellern nachgewiesen werden, das zweite lehren die Inschriften.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 58.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1843.

Forschungen auf dem Gebiete des Alterthums von Dr. W. Adolph Schmidt.

(Schlufs.)

Bei Gelegenheit der Purpurfärbung (S. 153) verdiente die schöne Stelle bei Plat. Resp. IV. 429 D. eine Erwähnung. Für den Artikel über den Purpurluxus (S. 157 ff.) hätte Becker Charikl. II. S. 343 ff. nicht uninteressante Beiträge liefern können. Für die gelehrte Abhandlung über die Purpurfarben selbst (S. 99—157) dürfte dem Hrn. Verf. auch eine moderne ἐργασία τῶν βαφέων verpflichtet sein.

Zur schwersten Aufgabe forderte das in Pap. II. vorkommende Mafs, die κούφη, auf. Die Erklärung dieses Mafses war nicht möglich, ohne ein tieferes Eingehen in das System der ägyptischen Körpermafse, welches den dunkelsten Punct der Metrologie des Alterthums bildet. Diese Aufgabe suchte Hr. S. in der dritten Abhandlung (IV.) zu lösen (S. 213—281). Die Untersuchung geht von dem älteren System der Mafse des Trockenen aus, welches in dem älteren System der Längenmafse seine Berechtigung findet. Für dieses System weiset Hr. S. die κούφη und das heilige In oder das kleine In-Mafs als identisch nach. Das heilige In ist nach Epiphanios = 9 Sextar. also = $\frac{1}{8}$ Artabe oder = $\frac{1}{2}$ In. Für das jüngere System ist die Angabe wichtig, welche das Oiphi zu $\frac{1}{10}$ Mod. berechnet (Hesych. s. v. οἶφιν). Es liefs sich somit nachweisen, dafs die Proportion der 4 Hauptmafse, Artabe, In, Kuphe, Oiphi, wirklich dieselbe blieb. Die ältere Artabe verhielt sich zur jüngeren wie 27 : 20. Da nun die jüngere Artabe 32 Oiphi oder das Oiphi $1\frac{2}{3}$ Sextar. enthielt, so mufste die Kuphe oder das heilige In $6\frac{2}{3}$ und das grofse In $13\frac{1}{3}$ Sext. enthalten. Die durch etymologische Argumentation getragene Identificirung des heiligen In und der Kuphe scheint auch in dem Inhalt der Urkunde eine Bestätigung zu finden. Pachymios zahlte dem Kallinikos am 18. Nov. 613 das dritte der schuldigen 25 Goldstücke. Er hatte somit in der Zeit der Trockenheit bis zum Juli 614 noch 22 Goldstücke zu erlegen. Mit jedem Goldstück erhält Kallinikos 4 Kuphen Getraide zu seinem Unterhalte. So blieben bis Juli 614 noch 88 zu entrichten, welche für 240—260 Tage ausreichen mufsten. Als tägliche Ration nach dem jüngern System, wovon hier allein die Rede sein kann, wurde demnach ohngefähr $\frac{1}{3}$ Kuphe gerechnet. Denn da auch die Choenix als ἡμερησία τροφὴ zu etwas mehr als 2 Sext. geschätzt wurde, so mufsten die 88 Kuphen = 260 Choeniken oder 585 Sextar., andererseits aber $\frac{1}{3}$ Kuphe ohngefähr einem Choenix oder $2\frac{1}{4}$ Sextar. gleich sein. Also machte eine ganze Kuphe des jüngern Systems 3 Choeniken oder ohngefähr $6\frac{2}{3}$ Sextar. aus, was einer $\frac{1}{6}$ Artabe des jüngern Systems gleich kommt. Nach einer Erörterung des kubischen Inhaltes beider Systeme geht Hr. S. auf die Flüssigkeitsmafse über. Ob sich hier das aus Plutarchos deducirte Kyphi, welches der Hr. Verf. an die Spitze stellt, als Flüssigkeitsmafs wird halten können, überlassen wir Anderen zu beurtheilen, obwohl wir es nicht verkennen wollen, dafs die symbolische Bedeutung des Namens sinnreich motivirt worden ist (S. 263). Nicht minder schwierig ist der Beweis, dafs die alabasternen Gefäfse von Leemans die Existenz des Flüssigkeitsmafses Kyphi begründen (S. 268). Hier stehen wir überhaupt an den Grenzen eines überaus hypothetischen Reiches und können es uns nicht vergönnen, dem gelehrten Hrn. Verf. weiter zu folgen. Es ist rühmenswerth, wenn die Wifsbegierde nicht ermattet, auf einem dunkeln Gebiete jeder Spur, welche irgend ein Ergebnifs verspricht, nachzugehen; allein auch hierin ist ein Mafs zu halten. Eben dieses Mafs ist das Bewundernswürdige in Böckh's metrologischen Untersuchungen, und wir können es nicht verhehlen, dafs es eine Täuschung wäre, wenn man glaubte, jene

Digitized by Google

Untersuchungen könnten eine bemerkliche Erweiterung durch die Resultate der hier besprochenen Forschungen erfahren. Man darf nicht übersehen, welchen Zweck die metrologischen Untersuchungen verfolgten. Dafs jedoch die Forschungen des Hrn. S. der Metrologie des Alterthums dankenswerthe Beiträge zuführen (Oiphi, Kuphe), und da wo sie minder begründet erscheinen dürften, wenigstens zu ferneren Untersuchungen die lebhafteste Anregung gewähren, glauben wir nach dem Eindruck, den dieselben auf uns gemacht haben, mit Ueberzeugung aussprechen zu können.

Am Schlusse dieser Anzeige können wir nicht umhin, unsere Freude darüber auszudrücken, dafs Hr. S. nur die Veröffentlichung der übrigen ägyptisch-griechischen Urkundenschätze abwartet, um dann dem allgemeinen Bedürfnisse durch eine Gesammtausgabe derselben abzuhelfen. Hr. S. hat durch den vorliegenden ersten Theil seiner Forschungen bewiesen, dafs er zu einer glücklichen Ausführung einer solchen Unternehmung die nöthigen Mittel besitzt. Je ernster er aber bestrebt ist, die bisher gewonnenen Zusammenhänge der geschichtlichen Entwickelung des ägyptischen Alterthums durch Einfügung neu errungener Einzelnheiten zu ergänzen und zu erläutern, zu modificiren oder zu bestätigen, und so sich den Antheil an der Reconstruction einer alten Welt zu sichern, desto weniger wird er uns es übel deuten, wenn wir ihn im Interesse der von ihm zu erwartenden Leistungen auf das goldene Mafs und den Vorzug einer gedrängten Darstellungsweise aufmerksam machen.

Johannes Franz.

XXIX.

Jacobus Micyllus Argentoratensis philologus et poeta, Heidelbergae et Rupertinae uniuersitatis olim decus. Commentatio historico-literaria, quam conscripsit Ioannes Fridericus Hautz, Lycei Heidelbergensis Professor. Heidelbergae, MDCCCXLII. VI u. 66 S. 8.

Die reichen Schätze der Heidelberger Bibliothek, deren umfassende Benutzung „Dr. Baehr, bibliothecae praefectus primarius, Magno Badarum duci a consiliis aulae, literarum antiquarum professor publicus ordinarius, ephorus de Lyceo nostro egregie meritus, uir scriptis non minus, quam doctrina clarissimus", (so der Vf. bei Abstattung seines Danks p. V. — der Respect sollte doch nie in Geschmacklosigkeit ausarten!) mit anerkennenswerther Liberalität vergönnte, boten Hrn. H. aufser den betreffenden Druckschriften (s. das Verzeichnifs S. 1 fg.) auch handschriftlich vorhandene acta ordinis Philosoph. uniuersitatis Heidelbergensis, so wie Annales und eine Historia derselben. Durch Hülfe dieser ungedruckten Quellen besonders ist es dem Hrn. H., der es an Fleifs nicht hat fehlen lassen, gelungen, uns vornehmlich von Micyllus Leben in Heidelberg ein detaillirtes, in den einzelnen Zügen als Beitrag zur Sittengeschichte jener Zeit vielfach interessantes Bild zu geben und mit Vergnügen ersehen wir aus der Vorrede, dafs wir noch ähnliche Arbeiten über Guil. Xylander, Petrus Lotichius Secundus und Paulus Melissus Schedius von ihm zu erwarten haben.

Geboren zu Strafsburg am 6. April 1503 studirte Jacobus Micyllus (Moltzer) auf verschiedenen Universitäten, namentlich zu Erfurt, das er in dem Hodoeporicon im 3. Buche seiner Syluae (p. 202 sq. ed. 1564 vgl. auch Buch 1 p. 59) in dankbarer Erinnerung preist, das klassische, vorzüglich das hellenische Alterthum. 1527 bereits erhielt er das Rectorat der Schule zu Frkf. a. M.; ob er vorher schon an der Heidelberger Schule gelehrt, was nur in Henrici Pantaleonis prosopogr. heroum atque ill. uir. tot. Germ. t. III. p. 331 erzählt wird, ist dem Ref. um so mehr zweifelhaft, als Micyllus in dem Trauerliede auf seine Gattin, nachdem er von seinen Reisen gesprochen, ausdrücklich sagt:

Omnes quas longo terras peragrauimus aeuo,
Dum tandem uentum est ad uada Moene tua.
Hic demum lacerae statio patefacta carinae
Et spatium fessis uentum et unda dedit,

also deutlich Frankfurt selbst als seinen ersten festen Sitz bezeichnet. 1532 wünschte er die erledigte Professur der griechischen Sprache zu Heidelberg zu erhalten und begab sich deshalb dorthin. Jedoch die Unterhandlungen scheiterten, besonders daran, dafs der Kurfürst den Micyllus, als des Lutherthums verdüchtig, nicht an seiner Akademie anstellen mochte, die nach seinem Willen „immunis et impolluta ab huiusmodi doctrinis" bleiben sollte: dagegen nahm Micyllus „cum maxima animi gratitudine" ein ihm pro honore uniuersitatis bewilligtes donarium von vier florenis entgegen. Nachdem er aber dem Kurfürsten geschrieben: „Unnd wo villeicht als ich besorg In Ew. churf. Gna-

Digitized by Google

den durch missgunst Ingebildt were, das ich der lutterischen sect anhengig sein solt, geb ich diesen wahrhaftigen underthenigen bericht, das mir solchs gantz Zu unschulden zugemessen", wird er 1533 zum Prof. publ. atque ord. graec. litt. ernannt (nebenbei docirte er auch, wie man aus der Dedication seines Sohnes zu den Syluae sieht, priuatim Latinas litteras) mit einem Gehalte von 60 aureis annuis. Allein damit war selbst zu jener Zeit nicht wohl auszukommen (s. Mic. Brief an den Senat S. 19 fg.: doch gab es anderwärts noch geringere Gehalte vgl. S. 24 Anm. 3) und so ging er schon 1537 nach Frankfurt zurück, wo er 150 fl. erhielt: auch wurde ihm nach der Mittheilung aus Purmanns histor. Nachricht vom Ursprung und Fortgang des Gymnas. zu Frkf. a. M. auf S. 18 bei der Einweihung des neuen Schulgebäudes zur Verherrlichung des Tages ein Reichsthaler verehrt und ein jeglicher von den oberstén Schülern bekam 14 Pfennige, der geringere aber 4 zum Präsent.

Nach zehnjähriger Wirksamkeit aber rief ihn Friedrich II. aufs Neue nach Heidelberg mit 150 fl. Besoldung zurück. Hier blieb er nun bis zu seinem Tode 1558, sehr thätig für die Universität und hochgeehrt: 1548 war er decanus facultatis artium, die ihn 1550 mit einem silbernen Ehrenbecher beschenkte, 1556 Rector und als Otto Heinrich nach dem in diesem Jahre erfolgten Tode Friedrichs die Rupertina regenerirte, nahm er an den desfallsigen Berathungen Theil.

Die Zeitgenossen ehrten ihn, wie die p. 43 sqq. abgedruckten Zeugnisse zeigen, sehr hoch wegen seiner Herzensgüte sowohl, als wegen seiner poetischen Fähigkeit und seiner Erudition, die sich nicht nur auf die klass. Litteratur erstreckte, da seine 1533 edirten zwei Bücher arithmeticae logisticae ihn auch als Mathematiker zeigen. Melanchthon, Joachim Camerarius, sein Schüler der Arzt und Dichter Petrus Lotichius Secundus, Coban Hesse waren ihm befreundet; wenn aber Hr. Hautz S. 43 sagt: „quin enim uix ullum usquam reperi uestigium, ex quo appareret eum inimicos et laudum obtrectatores habuisse, qui in libris publice editis cum acerbitate et maleuolentia in eum inuehorentur", so möchten wir ihn an das von ihm selbst auf S. 11 mitgetheilte Epigramm des Buschius gegen das Chronodistichon des Micyllus auf Zwinglis Tod:

„Occubuit patrio bellator Cinglius ense
Et pressa est armis gens populosa suis"

erinnern, welches so lautet:

„Occubuit justus saeuarum Zuinglius ense
Notus es et nugis, uane Micylle, tuis". —

Literarisch war M. vielfach thätig, wie das genaue Verzeichniſs seiner Schriften auf S. 61—66 darthut: um die philologischen Studien erwarb er sich wie durch Lehre, so durch Ausgaben und Uebersetzungen verschiedener Klassiker, und durch metrische Schriften mannigfaches Verdienst: gern hätten wir seine Thätigkeit auf diesem Felde genauer charakterisirt gesehen, als es S. 47—51 von Hrn. H. geschehen ist. Etwas ausführlicher handelt derselbe S. 52—60 von dem Dichter Micyllus: die dabei abgedruckten Urtheile der Zeitgenossen, die ihn mit Virgil, Ouid, Tibull, Properz vergleichen, möchten wir aber nur sehr bedingt unterschreiben. Gern erkennen wir den frommen und edeln Sinn, der sich besonders in den geistlichen Gedichten des 5. Buchs der Syluae ausspricht, z. B. S. 499 sq. in dem Gebete, (wie es scheint bei einer Berufung von Frankfurt nach Heidelberg entstanden), das uns lebhaft an Paul Gerhard erinnert hat:

At tu diue pater qui celsi culmina mundi,
Qui regis imperio cuncta creata tuo.
Da tandem stabilem mentem, da sobria uota
Et certa haec firmo pectora consilio.
Namque uelut nauis nullo moderante magistro
Huc, illuc, quouis pellitur acta Noto,
Sic miser ipse feror, naue inconstantior omni,
Hei mihi et incertus speque metuque premor.
Hinc uxor natique trahunt notique penates
Atque propinquorum non male fida manus.
Illinc ingenium rapit atque innata camoena
Et modico spacio cura gerenda minor.
Quaeque animum stimulant aliorum exempla iacentem
Et major celebri fama parando loco.
Et quod praecipuum est studiorum turba meorum,
Quae mea non fama, sed ratione probat.
Hei mihi cur uno uideo tot tempore portus,
Nec uideo cursu quem sequar ipse meo?
Cur mihi iudicium defit ratioque petendi,
Et mens tot certas fluctuat inter opes?
Alme pater, uera qui prospicis omnia mente,
Quique ortus rerum quique uides obitus.
Qui scis uenturi quidquid fert temporis hora,
Quae bona sint homini quaeque futura mala.
Respice nos manuum quondam figmenta tuarum
Respice quos regni spe trahis ipse tui.
Et tandem in stabilem, tibi qui placet optime portum
A lite fac subeat nostra carina bono.
Sic tua coelestes uenerentur numina mentes,
Sic tua mortales tradita iussa colant.

Zuweilen macht ferner der leichte Fluſs der Verse einen sehr angenehmen Eindruck, z. B. in dem auch litterarisch nicht uninteressanten Briefe p. 468 sq. an Justinus Gobler, Gerichtsschreiber zu Coblenz, aus dem Jahre 1531, den wir noch zur Probe ausheben wollen:

Digitized by Google

Hanc Justine tibi Micyllus mitto salutem
Qui gero desertae uilia sceptra scholae.
Versibus haec quaeris cur constet epistola paucis?
Obruit ingenium cura dolorque meum.
Nec ueniunt animo nisi carmina ducta sereno,
Impediunt longos tempora moesta modos.
Quod petis, ut mittam noua quae modo condita prostant
Scripta, Philippe, manu siue, Luthere, tua.
Nil uidi paucis nisi commentaria Psalmis
Addita, quid dignum quo legeretur erat.
Nam Solymi uates nostra iam uoce loquentes,
Actaque Caesarei proxima Concilii
Atque alia, exactum post mensem excusa dabuntur,
Si modo non falsum Bibliopola refert.
Sed tamen in studiis nostris digna aedita [sic] multa,
Et bona Graecorum copia facta modo est.
Totus Aristoteles Basilaea uenit et alter
Comicus e Graecis qui super unus erat.
Et Siculi nostro pastoris carmine Musa
Versa est ingenii res Cobane tui.
Dimidiae quintae est Decados quoque Liuius auctus
Et noua iam Blondi uenditur Historia.
Dictaque acuta uirûm ueterum collegit Erasmus
Multaque quae iam non enumerare licet.
Quae quoniam uestros credo istuc Bibliopolas
Afferre, et magni merx foret ista preci:
Non opus esse tibi zonam exhaurire putaui,
Cum quod emas praesens ipse uidere nequis.
Haec Justine rogo non laetae incondita Musae
Carmina tu laeta perlege fronte. Vale.

Auch recht anmuthige Schilderungen finden sich, namentlich im Hodoeporicon; die Epicedia und Epithalamia des 1. und 2. Buchs dagegen leiden nach unserm Urtheile an allzugrofser Breite und die Gedichte des vierten Buchs (meist Epitaphien und Epigramme, auch griechische und Uebersetzungen aus dem Griechischen) sind gröfstentheils unbedeutend. Wenn Hr. H. p. 55 sagt „atque in omnibus hisce carminibus, sermone Latino aut Graeco compositis, Micyllus metro disticho usus est", so hat er übersehen, dafs im vierten Buche neben jenem allerdings bei weitem vorwiegenden Maafse sich auch unvermischte Hexameter, wie iambische und trochaische Metra und Hendekasyllaben finden; auch unter den geistlichen Liedern des fünften Buchs steht S. 507 eine precatio ad Christum in iambischen Dimetern.

Hertz.

XXX.

Histoire de la Littérature française au Moyen âge comparée aux littératures étrangères, par J. J. Ampère. Introduction. Histoire de la formation de la langue française. Paris, Just. Tessier. 37. Quai des Augustins. 1841. in 8. 422 p.

Es ist immer etwas Angenehmes, über ein Buch Bericht zu erstatten, welches wie das des Hrn. Ampère sich schon durch einen fliefsenden, kurzen Styl und eine leichtfafsliche Darstellung des Gegenstandes auszeichnet, zumal wenn sich damit die Gediegenheit des Inhaltes verbindet.

Ohne durch eigenen tiefen Forschungsgeist seinem Gegenstande viel Neues hinzuzuthun, hat Hr. A. mit grofser Gewissenhaftigkeit Alles selbst gesehn und gelesen, was Andere für denselben gefunden haben, und mit richtigem Urtheilsmafs das Beste davon sich auserlesen. Wenn er jedoch in der Vorrede S. LVI, seine ruhmwürdigen Vorgänger nennt, so mufs man sich billigerweise wundern, dafs er nicht auch Fallot erwähnt, den er im Verlauf seines Buches viel benutzt hat und zwar mit gröfserem Glücke, als Hrn. Villemain, welcher bei all seinem richtigen historischen Blicke zu wenig Philolog ist, um als zuverläfsiger Gewährsmann für die Sprachforschung gelten zu können. Als Beleg für das Erstere diene eine Vergleichung dessen, was Hr. A. Seite 2 und 3 über das Absterben älterer Sprachen und ihre Wiedergeburt in den neuern sagt, mit dem, was sich in: „Fallot recherches sur les formes grammaticales de la langue française au XIII. Siècle" Seite XXVII und 445 über diesen Gegenstand findet. Es soll dies keinesweges ein Vorwurf sein gegen die Gelehrsamkeit oder gar gegen die Redlichkeit des Hrn. A., vor dessen Person und Werken wir eine grofse Achtung hegen, aber er wird es natürlich finden, dafs wir für das Interesse des Namens Fallot empfindlich sind und es als eine Freundespflicht ansehn, dem zu früh Verstorbenen die Ehre zu Theil werden zu lassen, die ihm mit Fug und Recht zukommt, und indem wir dieser Pflicht Genüge geleistet, gehen wir gerne zur nähern Beleuchtung dessen über, was uns Hr. A. bietet.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 59.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1843.

Histoire de la Littérature française au Moyen âge comparée aux littératures étrangères, par J. J. Ampère.

(Schlufs.)

Das vorliegende Werk ist der 4te Band seiner Histoire de la littérature française, eine Reihe von Vorlesungen umfassend, welche er im Collège de France gehalten hat und noch hält, und in denen er es unternommen hat, eine allgemeine und umfassende Darstellung der Geschichte der französischen Litteratur zu geben. Die 3 ersten Bände enthalten die Geschichte der französischen Litteratur vor dem 12. Jahrhundert, und indem Hr. A. unter französischer Litteratur nicht blofs das versteht, was in französischer Sprache geschrieben ist, sondern überhaupt, was der französische Nationalgeit vom Anfang seiner Entwicklung an sprachlich producirt hat, so sind es meist nur Werke in lateinischer Sprache, deren Geschichte in jenen 3 Bänden gegeben wird.

Wenn sich nun schon in dem Princip, von welchem Hr. A. hier ausgeht, ein richtiger philosophischer Blick kundgiebt, dem wir unsere volle Anerkennung zollen müssen, so ist er dabei mit einem so tiefen Studium sowohl des öffentlichen als des Privatlebens jener Zeiten der Geburt des französischen Nationalgeistes und mit einer so verständigen Benutzung dessen, was sich in französischen und deutschen, besonders kirchengeschichtlichen Büchern darüber findet, zu Werke gegangen, dafs er in das dunkle Chaos jener Zeiten Licht und Ordnung gebracht und es auch für das gröfsere Publicum durch das gegebene Verständnifs der Zeit zugänglich gemacht hat. Zugleich war dies die beste Vorarbeit für die „*Geschichte der Entwicklung* der französischen Sprache und Litteratur", weil in derselben alle Keime dieser Entwicklung enthalten sind.

In der Vorrede zu diesem Werk giebt Hr. A. zunächst eine Uebersicht von der französischen Litteratur im Mittelalter, unter welchem er das 12., 13. und 14. Jahrhundert versteht. Es ist, sagt er, eine Periode, die wirklich ein Ganzes ausmacht, welches Anfang, Mitte und Ende hat. Zugleich ist sie die Vermittlung zwischen der Zeit vor dem 12. Jahrhundert, wo die ganze Bildung noch lateinisch war und eine französische Nationalität als etwas Selbständiges sich noch nicht entwickelt hatte, und der neuern Zeit der französischen Litteratur, die mit dem 16. Jahrhundert anhebt. Dem 12. und dem Anfang des 13. Jahrhunderts gehören die merkwürdigsten epischen Werke der Trouvères: le chant de Roncevaux, le roman d'Alexandre und die grofsen in Versen geschriebenen Chroniken an, wie le Roman de Brut und le Roman de Rou, les légendes de Gautier de Coincy. In dem 14. Jahrhundert nimmt die Herrschaft der Verse ab und an ihre Stelle tritt mehr Prosa. Und schon damals konnte man die theils kritische, theils galante Richtung der französischen Poësie bemerken, denn die zwei berühmtesten Gedichte jener Zeit sind le roman du rénard und le roman de la rose.

Der Verf. zeigt hierauf, wie die französische Litteratur gleich der Sprache sich nach und nach aus dem Lateinischen herausgebildet und von demselben befreit hat, so dafs, während einige Zweige der Litteratur noch in lateinischer Sprache behandelt wurden, andere zu gleicher Zeit auch der vulgären Sprache, noch andere dagegen schon ausschliefslich der letztern sich bedienten; eine vierte Klasse aber ward mit dem Französischen geboren und bediente sich nie des Lateinischen.

Zu den erstgenannten gehört namentlich die Dogmatik; sie liefs im Mittelalter das Französische nie zu und erst Calvin schrieb ein dogmatisches Werk in französischer Sprache; denn die Theologie war von Natur lateinisch, wie ja das Lateinische die Sprache

Digitized by Google

des Katholicismus ist. Andere Zweige der Theologie liefsen das Französische leichter zu, wie die Polemik und die Predigt. Besonders aber hat sich einen frühen Eingang in dieses Gebiet die vulgäre Sprache gemacht durch die Uebersetzung der Bibel. Das älteste Denkmal hiervon ist eine Uebersetzung des Buches der Könige aus der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts.

Die Philosophie hat im ganzen Mittelalter die französische Sprache verschmäht und wie man bis Calvin gehen mufs, um die französische Sprache in der Theologie zu finden, eben so mufs man bis Descartes gehen, um sie in die Philosophie eingeführt zu sehen.

In der übrigen wissenschaftlichen Litteratur wurde die französische Sprache bisweilen gebraucht. Einige Werke, welche jener Zeit angehören, sind wahre Encyklopädien in Prosa oder in Versen, wie l'image du monde und le Trésor von Brunetto Latini.

So hatte sich auch die Geschichte im 9. und 10. Jahrhundert nur des Lateinischen bedient und die ersten Denkmale aus jener Zeit sind blofse chronologische Tafeln mit trockener Angabe des Datums und der Begebenheit. Sobald sie aber anfing französisch zu werden, belebte sie sich von Neuem und veränderte ihre Gestalt, und die ersten Anfänge solcher Geschichte, wenn man sie so nennen will, sind die genannten 2 Chroniken in Versen le roman de Brut und le roman de Rou, fabelhafte und zugleich pedantische Erzählungen voll Unwissenheit und Irrthümern, aus dem 12. Jahrhundert von Wase. Ein Jahrhundert aber reichte hin, die Geschichte beinahe auf den Gipfel ihrer Vollendung zu heben, und wir haben in jener Zeit einen Geschichtschreiber, welcher sich den besten der neuern Zeit an die Seite stellen kann: es ist Villehardouin, mit welchem die französische Geschichte und Prosa anhebt. Er schrieb im Anfang des 13. Jahrhunderts „la conqueste de Constantinople".

Was Hr. A. über die lyrische und epische Poësie jener Zeit sagt, ist zu lang und schon zu bekannt, um hier Platz zu finden. Er beendigt seine Vorrede mit einer Vergleichung dessen, was die französische Litteratur im Mittelalter aus andern Litteraturen aufgenommen und was diese von ihr empfangen haben, und zeigt, dafs des Ersteren wenig und selbst nichts ist, ausgenommen was sie von den Provencalen hat, deren ritterliche Poësie, so wie die des nördlichen Frankreichs auf fast ganz Europa wie auf Spanien, Italien, England und Deutschland, ja selbst auf Scandinavien einen unendlichen Einflufs ausgeübt hat.

Von den 17 Capiteln, in welche Hr. A. seine Grammatik getheilt hat, ist das erste

Principes généraux de la transformation des langues.

Der Verf. stellt zunächst die Behauptung auf, dafs alle Sprachen Europa's, welche eine Litteratur haben, eine einzige Familie ausmachen, die er mit dem Namen der indo-europäischen bezeichnet. Die verschiedenen einzelnen Sprachen aber dieser Familie haben sich auf dieselbe *Art* und nach denselben *Principien* verändert.

Was das Erstere, die *Art der Veränderung* betrifft, so geschieht sie entweder in der Etymologie oder in der Syntax. In den Wörtern tritt eine Schwächung, sowohl der Consonanten als der Vocale ein, so dafs das Melodische, Volltönende immer mehr aus ihnen verschwindet und sie nicht mehr wie die Musik für das Ohr, sondern wie die Algebra für den Verstand sind. Die syntactischen Formen verwirren sich: einige werden falsch gebraucht, andere vergessen, und an die Stelle organischer Endungen, durch welche die grammatikalischen Verhältnisse, sowohl am Nomen als am Verbum ausgedrückt werden, treten die Präpositionen und Hülfszeitwörter.

Als bewegendes Princip ferner bei der Umbildung der Sprache führt Hr. A. den Gebrauch an; dieser habe zwei Mittel, die Zeit und das Volk. Wir brechen hiermit vor der Hand unsern Bericht ab und es sei uns vergönnt, über das Bisherige noch einige Bemerkungen hinzuzufügen.

Der Verf. sagt p. 3. „Les formes grammaticales sont l'âme des langues les mots n'en sont que le corps". Was ist denn nun der Sinn der Wörter?

Seite 4 sagt der Verf., dafs ein Volk die feinern Unterschiede und Schattirungen seiner Sprache verwische, wenn diese nicht durch die Sorge einer Gesellschaft von Gelehrten oder durch die Herrschaft der litterarischen Ueberlieferung bewahrt werden. Der Gebrauch sei der Hauptagent der Veränderung und Auflösung der Sprachen. Das ist so wenig wahr, dafs das Gegentheil davon bewiesen werden kann. Die griechische Sprache z. B. ist von allen Sprachen diejenige, welche sich in so vielen Jahrhunderten am mindesten verändert hat, und doch war nie in Griechenland eine litterarische Gesellschaft, welche es sich zum

Digitized by Google

Geschäft gemacht hätte, das Leben der Sprache zu bewahren. Die französische Akademie hat dafür wenig gethan und das Publicum nicht geleitet, sondern ist immer den Schriftstellern und dem Volke erst nachgefolgt. Die berühmtesten französischen Scriftsteller sind entweder keine Mitglieder der Akademie gewesen oder wenn sie es wurden, so geschah es erst im hohen Alter, so dafs ihre Schriften also nicht unter dem Einflusse der Akademie entstanden waren. Z. B. Béranger, der nicht Mitglied der Akademie ist und der, sobald er anfing zu dichten, mit Absicht und Erfolg sich von den akademischen Formen und dem akademischen Geschmacke frei hielt, hat durch seine vortrefflichen ächt französischen Volkslieder, die in Jedermanns Munde sind, mehr zur Erhaltung der französischen Sprache gethan als die Akademie seit ihrer Entstehung. Nicht die Akademie sondern ganz Paris mit dieser Centralisation des französischen Geistes ist die Ursache der bewahrten Einheit der französischen Sprache. Jene ist zu einseitig, um darin helfen zu können. Ihr unvollkommenes Wörterbuch hat nichts gethan als der französischen Sprache den Ruhm einer armen Sprache eingebracht.

Wenn ferner Hr. A. sagt, der Gebrauch sei der Hauptagent der Auflösung der Sprache und (S. 5) die wahre Ursache derselben, so ist eben so sehr das Gegentheil wahr, dafs nämlich der Gebrauch der wahre Hauptagent der Bildung einer Sprache und das Volk der Bewahrer seiner Sprache sei. Wenn Hr. A. die Sprache des Landvolkes beobachtet hätte, so würde er gesehen haben, dafs sie einen gröfsern Reichthum an Wörtern und grammatikalischen Formen hat, als die Sprache der Akademie. Seine Behauptung hat also keine (wissenschaftliche) historische Wahrheit.

Auf gutes Glück stellt ferner Hr. A. theils wirklich falsche, theils zu gewagte Behauptungen auch über die germanischen und slavischen Sprachen auf, wie Seite 11, wo er zuerst sagt, dafs alle germanische Sprachen ähnlich dem Präpositionsgebrauch statt de frühern organischen Formen für das Futurum die Hülfszeitwörter „werden, wollen, müssen" gebrauchen; aber dieser Gebrauch geht bis in die frühsten Zeiten zurück und findet sich in den ältesten germanischen Sprachdenkmälern wie z. B. im Ulfilas. Der Verf. hat diese Behauptung nur abgeleitet aus der Geschichte der griechischen und lateinischen Sprache. Eben daraus folgert er die allgemeinere Behauptung, dafs die germanischen und slavischen Sprachen früher viel vollkommener gewesen seien und zwar vor der Zeit, aus welcher ihre ältesten Denkmale herrühren.

Hr. A. geht hier offenbar zu weit und wenn es auch wahr ist, dafs die deutsche Sprache z. B. im Wohlklang und besonders in der Volltönigkeit verloren hat, so ist das noch kein Beweis dafür, dafs es für die deutsche Sprache eine Zeit gegeben, wo das Zeitwort in seinen Formen vollkommener als jetzt, ja vollkommener als im 12. und 13. Jahrhundert war. Man sieht auch hier wieder, welch gefährliches Gebiet die Sprachforschung ist und wie behutsam man in derselben verfahren mufs, und dies um so mehr, je geistreicher der Forscher ist.

Paul Ackermann.

XXXI.

Musei Lugduno-Batavi Inscriptiones Graecae et Latinae. Edidit L. J. F. Janssen, phil. theor. mag. lit. hum. doct. Musei antiquarii Lugd. Bat. conservator. Accedunt tabulae XXXIII. Lugduni Batavorum 1842. 184 *pagg.* 4*to.*

Es wäre zur Förderung der Epigraphik sehr wünschenswerth, wenn von den Sammlungen alter Inschriften, die hie und dort angelegt sind, genaue Beschreibungen erschienen: es würde dabei meist auch möglich sein, die Inschriften durch lithographische Abbildungen so getreu wiederzugeben, dafs der Erklärer über alle Einzelnheiten sicher wäre; denn wie wichtig selbst Kleinigkeiten sind, auf welche derjenige, der blofs abschreibt, ohne vollständig zu erklären, nicht achtet, hat Jeder, der die Erläuterung alter Inschriften versucht hat, erfahren. In einem Corpus aller Griechischen oder Lateinischen Inschriften ist das durchgängige Hinzufügen von lithographischen Abbildungen längst als unausführbar erkannt worden: es bleibt für dasselbe ohnehin noch genug Anderes zu thun übrig. Als Muster für eine solche Bekanntmachung eines einzelnen Museums kann die vorliegende Beschreibung aller im Leydener Museum befindlichen, Griechischen und Lateinischen Inschriften dienen.

Das Leydener Museum gehört in Bezug auf Inschriften nicht zu den bedeutenderen, bietet aber doch

Digitized by Google

des Interessanten genug dar. Es enthält von Griechischen Inschriften, wenn man alle, selbst einzelne Worte und Buchstaben, die sich auf Gefäfsen, Instrumenten u. s. w. finden, mitzählt, etwa 72, von denen zwei einen bedeutenden Umfang haben. Die Lateinischen Inschriften sind zahlreicher: es sind etwa 115 auf Steinen, 35 auf Ziegeln und 357 auf Gefäfsen verschiedener Art. Die Römischen Inschriften also, sieht man, sind weit bedeutender, natürlich, da sie grofsen Theils aus solchen bestehen, die in Holland selber gefunden sind, während die Griechischen alle aus der Fremde gekommen sind. Die Entstehung des ganzen Leydener Museums datirt sich noch nicht seit langer Zeit her. Vor etwa einem Jahrhundert, erzählt Hr. Janssen in seiner Vorrede, wurde der erste Grund dazu gelegt, zu Bedeutung aber gelangte es erst durch die Freigiebigkeit von Privatleuten, die zu jener Zeit, da die Philologie in Leyden blühte, diesen Sitz der Studien, an denen sie selber den regsten Antheil nahmen, nach Kräften auszuschmücken suchten. Gerard Papenbroek, aus Amsterdam, hatte in seiner Villa bei Haarlem aus verschiedenen kleineren Sammlungen, die er an sich brachte, ein beträchtliches Museum gebildet, das von den Gelehrten jener Zeit vielfach erwähnt wird: namentlich hat Maffei in den Anhängen zu seinem Museum Veronense einige der in der villa Papenbroekiana befindlichen Inschriften mitgetheilt. Diese ganze Sammlung vermachte Papenbroek durch sein Testament im Jahre 1738 der Leydener Universität, und auf diesem Grunde bauten andre Privatleute im vorigen Jahrhundert fort. In der neusten Zeit, insbesondere in den Jahren von 1820—1830 erfuhr das Museum wieder ansehnliche Vermehrungen, auf zweierlei Art. Einmal nämlich erwarben zwei auf Kosten der Regierung reisende Gelehrte Vieles, Rottiers, der Griechenland und Kleinasien besuchte, und Humbert, der Nordafrika bereiste und die Stätten des alten Carthago und Utika untersuchte. Daneben erwachte auch der Eifer für die vaterländischen Alterthümer von Neuem und an verschiedenen Orten angestellte Nachgrabungen lieferten belohnende Resultate.

Beschrieben war die Leydener Inschriften-Sammlung bisher noch wenig. Zwar was Papenbroek vermachte, berichtete Oudendorp in einer *brevis veterum monumentorum ab amplissimo viro Gerardo Papenbroekio Academiae Lugduno-Batavae legatorum descriptio* (Lugd. Bat. 1746); doch sollte diese Beschreibung weder genau noch vollständig sein, sondern blofs den Werth des Geschenks, welches die Universität erhalten, im Allgemeinen angeben. Was später Privatleute schenkten, hat J. G. Te Water mit Gelehrsamkeit, aber nicht vollständig bekannt gemacht in dem Anhange zur *Narratio de rebus Academiae Lugduno-Batavae* (1802. Lugd. Bat.). Die neusten Erwerbungen endlich wurden in den Annalen der Leydener Universität angezeigt. Es waren also diese Leydener Inschriften bisher weder vollständig edirt noch genau, wie man aus vielen Beispielen erkennt, z. B. aus der in dem vorliegenden Werke tab. XIV n. 1 abgebildeten und p. 89 beschriebenen Inschrift, die Orelli in seiner Sammlung n. 4588, aber sehr unrichtig, mittheilt.

Hrn. Janssen's Absicht war nun, die gesammten, im Leydener Museum befindlichen Inschriften, Griechische und Lateinische, so bekannt zu machen, dafs überall mit vollkommener Sicherheit erhellte, was erhalten wäre. Er wollte sogar noch mehr: es *sollte* von den Inschriften nicht blofs, was erhalten wäre, sondern auch wie es erhalten wäre, mitgetheilt werden, d. h. die Schriftzüge selber sollten paläographisch dargestellt werden. Dazu war die lithographische Abbildung der Monumente, wenigstens derjenigen Theile derselben, die Inschriften tragen, nothwendig und Hr. Janssen hat die Mühe nicht gescheut, selber die Arbeit des Abzeichnens zu übernehmen, um dadurch eine gröfsere Sicherheit zu erreichen. Wir glauben, dafs er in dieser Hinsicht geleistet hat, was möglich war, und dafs er sich gerechte Ansprüche auf Dank sowohl von Seiten der Gelehrten, als der Universität, deren Museum er auf eine so befriedigende Weise bekannt macht, erworben hat.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 60.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1843.

Musei Lugduno-Batavi Inscriptiones Graecae et Latinae. Edidit L. J. F. Janssen.

(Schlufs.)

Indessen wollte Hr. Janssen die Inschriften nicht blofs copiren, sondern er liefert auch bedeutende Beiträge zur äufsern Geschichte und Erklärung derselben. Die Einrichtung des ganzen Buches ist nämlich folgende. Alle Inschriften werden in zwei Hauptabtheilungen, die nach einander behandelt werden, gesondert, in Griechische und Lateinische: jede derselben zerfällt wieder in vier Klassen, indem zuerst die tituli politici, wie Herr Janssen sie nennt, darauf die sacri, dann die sepulcrales, endlich die domestici, worunter er die auf Ziegeln, Gefäfsen u. s. w. befindlichen versteht, behandelt werden. Dieser Ordnung folgen sowohl der Text als die Abbildungen auf den Tafeln, die nur selten darin unter einander abweichen. Der Text selber besteht aus drei Theilen. Zuerst steht eine kurze Beschreibung des ganzen Monuments, das die Inschrift enthält, nebst genauer Angabe der Maafse desselben, es wird der Fundort angegeben, so weit dies möglich ist, und es ist möglich in der Regel bei den ursprünglich in Holland gefundenen und den von Rottiers und Humbert gesammelten, selten bei den aus Italien gekommenen. Endlich werden noch die früheren Herausgeber genannt. Darauf folgt die Inschrift selber, mit Herrn Janssen's Ergänzungen, in gewöhnlicher Schrift. Nach derselben kommen die Erläuterungen. Diese enthalten theils die Varianten früherer Herausgeber, besonders da, wo die Inschriften früher vollständiger gewesen zu sein scheinen, als sie es jetzt sind; theils wird über die Aechtheit oder Unächtheit der Inschriften gesprochen, theils endlich bot die Ergänzung derselben auch zur Erklärung mannigfache Gelegenheit dar. Doch will Herr Janssen diese ausdrücklich nur als Nebenwerk betrachtet wissen, Hauptzweck ist ihm die diplomatisch genaue Darstellung und die äufsere Geschichte der Inschriften.

Der bei weitem bedeutendste Theil des Museums besteht aus Lateinischen Inschriften: über sie will Referent etwas spezieller berichten. Von den Griechischen bieten ohnehin diejenigen, die schon im Corpus Inscriptionum edirt sind, keine bedeutende Verschiedenheit dar; die darin noch nicht enthaltenen, die besonders von den Griechischen Inseln herstammen, sind nicht von gleichem Interesse, wie die Lateinischen.

Bei diesen entsteht zuvörderst die Frage über ihre Aechtheit, in so weit sie aus der früheren Papenbroek'schen Sammlung herstammen: sie wird sich jetzt entscheiden lassen müssen. Seit Maffei im Museum Veronense pag. 449 erklärt hat, er wolle nicht alle Inschriften aus jener Sammlung mittheilen, weil ein grofser Theil derselben unächt sei, ist dieselbe etwas in Verruf gekommen. Inschriften, die blofs aus einzelnen Worten oder Buchstaben bestehen, will Maffei nicht ediren, eben so wenig solche, die schon vor ihm von Andern, namentlich von Muratori herausgegeben waren: er selber theilt 15 Inschriften aus der Papenbroek'schen Sammlung mit und erklärt diese also für ächt: sind nun die übrigen aufser denen, die er edirt hatte oder die schon von Andern edirt waren, wirklich unächt?

Zu der Klasse dieser Inschriften gehört die, mit der Herr Janssen beginnt. Sie ist angeblich bei Catvic in Holland gefunden und lautet folgender Mafsen: GENS | BATAVORVM | AMICI. ET. FRATRES | ROM. IMP. (auch bei Gruter. pag. 499, 13). Kann man es Maffei verargen, dafs er diese Inschrift für

Digitized by Google

unächt hielt? Ich denke nicht; denn selbst, wenn man zugeben wollte, dafs die Bataver Freunde und Brüder des Römischen Volks hiefsen: wie konnten sie *fratres* Imperii genannt werden, und noch dazu Romani *Imperii*, nicht Imperii *Romani*, wie es heifsen müfste? Endlich was ist das für eine Construction, *gens — amici?* Es kann also wohl darüber kein Zweifel obwalten, dafs die Inschrift unächt ist. Herr Janssen läfst den Punkt unentschieden, obwohl er die äufsern Gründe gegen die Aechtheit nicht verschweigt. Mit jener Inschrift fällt eine gleichlautende, angeblich bei Leyden um das Jahr 1520 gefunden, die Herr Janssen pag. 71 anführt. Aber es existirt noch eine dritte ähnliche bei Gruter. pag. 73, 9 (Orell. n. 177), die Maffei in seiner Ars Critic. lapid. pag. 283 ebenfalls für unächt erklärt, die sonst aber selbst von denen, welche die beiden andern verwerfen, vertheidigt wird. Ihr Schlufs lautet: CIV. BATAVI. | FRATRES. ET. AMICI. P. R., in erträglicherem Stile, wie man sieht, da die Bataver doch wenigstens Brüder des Römischen *Volks* heifsen. Doch wie verhält es sich mit dem historischen Factum? Waren die Bataver amici et fratres pop. Rom. oder nicht? Ich antworte, nein. Die Bataver, obwohl Germanischen Stammes (Tacit. Germ. c. 29), gehören zu Gallien und Plinius 4, 17, 31 führt sie ohne besondere Bemerkung mit den übrigen Gallischen Völkern in Gallia Belgica auf. Nun sagt aber Tacitus Annal. II, 25 *soli* (Aedui) *Gallorum fraternitatis nomen cum pop. Rom. usurpant*, und ähnlich sprechen sich Eumenius in seinem Panegyricus auf Constantin c. 2., und Diodor 5, 25 aus. Ja, der erstere sagt c. 3 *imputavere se origine fabulosa in Sicilia Mamertini, in Asia Ilienses: soli Aedui non metu territi, non adulatione compulsi, sed ingenua et simplici caritate fratres pop. Rom. crediti sunt.* Werden hierdurch nicht die Bataver, die doch wirklich nicht von gleichem Stamm mit den Römern waren, ausdrücklich ausgeschlossen? Doch ich habe noch einen andern Grund, weshalb die Bataver unmöglich amici et fratres pop. Rom. gewesen sein können. Sie waren nämlich einfache socii, wie aus der Aufzählung bei Plinius l. l. deutlich erhellt. Anders werden diejenigen behandelt, die mit den Römern wirklich stammverwandt oder doch gleichsam adoptirt waren. Die Mamertini sind cives Romani (Plin. 3, 14), die Ilienses seit alten Zeiten steuerfrei (S. die Nachweisungen bei Lipsius zu Tacit. Annal. 12, 58), die Segestani in Sicilien anfangs immunes et liberi (Cicero in Verr. IV, 33), später noch mit der Latinität beschenkt (Plin. 3, 14), die Aedui endlich in Gallien foederati (Plinius 4, 32). Denn dafs die Bataver keine Abgaben zu zahlen, aber dafür desto mehr Kriegsdienste zu leisten hatten, ist kein Vorzug; auch war es ihnen mit andern Germanischen Völkern gemeinsam (Tacit. Germ. 29). So waren also die Bataver sicherlich nicht *fratres pop. Rom.*; ja auch den Titel *amici* konnten sie nicht führen; denn dies hat nur bei solchen Staaten Sinn, die ihre Souverainität behalten hatten d. h. foederati waren. Gewifs hat daher Maffei Recht, wenn er alle drei angeführten Inschriften für unächt erklärt.

Unter den übrigen in Holland gefundenen Inschriften der Papenbroek'schen Sammlung ist keine, die Maffei seinen Grundsätzen gemäfs hätte anführen müssen, und die er dadurch, dafs er sie nicht anführt, als unächt verwürfe. Dagegen von den aus Italien gekommenen hat er etwas über ein Dutzend verschmäht, wozu besonders solche gehören, die de Witt nach Holland mitbrachte. Wir finden zwei unter ihnen, die Verdacht erregen können, die tab. XIII n. 1 p. 85 angeführte: *Loco peregre(no) deu(m) debes rogare ut possis salbus sanus at tuos reverti.* ΑΡΙΦΙΛΟΣ (*Jovi Optimo*) *maxi(mo)*, die keinen erträglichen Sinn hat, und die tab. XII, 5 p. 84 (Gruter. p. 352, 5). Die übrigen bieten keinen Grund zum Verdachte dar: sie sind alle Grabinschriften, meist farb- und inhaltslos. So findet sich also, dafs Maffei, argwöhnisch gemacht durch eine entschieden unächte Inschrift und ein Paar andre, die so scheinen können, zu streng und zu allgemein auch über andre unzweifelhafte geurtheilt hat.

Was Hr. Janssen in Bezug auf die Ergänzung und die damit nothwendiger Weise verbundene Erklärung der von ihm edirten Inschriften gethan hat, wird sich am besten aus einem Paar Beispielen ersehen lassen, zu denen wir die wichtigsten dieser Sammlung wählen wollen. Von den aus Italien stammenden ist am bedeutendsten die tab. IX n. 2 abgebildete und p. 74 erklärte. Sie lautet mit Herrn Janssen's Ergänzungen folgender Mafsen:

Digitized by Google

a) . . . . . .
. . . . . [A]RIO. CVRATORI. VIAE
. . . . . ET. ALIMENTORVM.
. . . . [RE]I. PVBLICAE. AECLANENSIVM.
. . . . . [OC]RICVLANORVM
[PROCOS. PR]OVINCIAE. ASIAE
. . . . . ARIO. Q. K. FLAMINI.

Die Inschrift war früher schon von Fabretti p. 730 und von Maffei im Mus. Veron. p. 449, 1 edirt worden, und in Bezug auf den Letztern ist es interessant aus dem getreuen Abdruck des Steines zu sehen, wie Maffei überhaupt bei der Mittheilung von Inschriften zu verfahren pflegte. Er setzt nämlich das, was ihm unzweifelhafte Verbesserung scheint, ohne Weiteres als wirklich erhalten, hin. Hier z. B. schreibt er Nr. a Zeile 3 *Reipublicae*, Zeile 4 *Ocriculanorum*, Z. 5 *Provinciae*, ebenso Nr. b Z. 6 *Cam*, während auf dem Steine nur *Ca*, höchstens *Can* zu erkennen ist, was, wie wir sehen werden, nicht ohne Einfluſs auf die Erklärung ist. Von Nr. b läſst er überdem die erste Zeile, die nur halb erhalten, aber doch wohl erkennbar ist, ganz weg. In der Erklärung dieses Inschriftenfragments, die jetzt, so weit sie überhaupt möglich ist, mit Sicherheit vorgenommen werden kann, weichen wir etwas von Herrn Janssen ab: wir halten jeden der beiden Theile desselben für defect an drei Seiten, für vollständig erhalten nur an der innern Seite. Jeder derselben bezieht sich auf eine verschiedene Person, nicht beide auf ein und dieselbe; dies erkennt man aus der Ordnung, in der die Ehrenstellen aufgezählt werden: die Quästur, die Nr. a Z. 7 erwähnt wird, kann nicht vor das Proconsulat von Africa, welches Nr. b Z. 1 erwähnt wird, kommen. Die Ergänzungen von Hrn. Janssen billigen wir meist: nur Nr. b Z. 5 ist *Splonistarum*, das sich auf einen in Orelli's Inschriften n. 502 in Dalmatien erwähnten Ort *Splonistae* beziehen soll, sicherlich nicht richtig. Es ist gewiſs *Splendidissimarum* zu ergänzen: so nennt der Kaiser Claudius die Colonie Vienna in Gallien *ornatissima valentissimaque* bei Grut. p. 502. Auch *Campanorum* Nr. b Z. 6 können wir nicht billigen; denn so wird und kann Capua, das doch hier gemeint sein sollte, nie genannt werden. Wir ergänzen vielmehr CANVSINORVM. Grade Canusium scheint etwa zur Zeit von Elagabalus eine neue Constituirung

b) PROCOS. PROV. AFRI[CAE]
COS. AQVARVM. ET. M[INICIAE] COR]
ELECTO. AD. IVDICAND. SACR[A. VICE.
RECTORI. ITALIAE. REG. TR.
CVRATORI. COLONIAR. SPL.
LVGDVNENSIVM. CA[MPANORVM]
CALENOR. XII. VIR. ROM. . . . . .

und mit ihr den Titel Colonie erhalten zu haben, so daſs es wohl als *splendidissima colonia* angeführt werden konnte. Wenigstens erscheint es auf einer Inschrift bei Muratori p. 659, 3 (die auch Romanelli topografia del regno di Napoli Vol. II. p. 267 und aus ihm Orelli n. 2630 haben, aber beide fälschlich bloſse Ergänzungen Muratori's als auf dem Steine wirklich erhalten anführend) mit dem Beinamen *Colonia Aurelia Augusta Pia Canusium*. Cales war alte Lateinische Colonie, deduzirt 334 v. Chr., ist aber aus der Kaiserzeit nicht als Colonie bekannt, doch als solche nach der vorliegenden Inschrift anzunehmen. Es lassen sich indessen noch mehr Ergänzungen, als die angeführten, mit Sicherheit machen. Nr. a Z. 2 läſst sich nur erklären als (*Consuli ordina*)*rio*, und vielleicht, daſs aus dieser Notiz ein Andrer auch den Namen dessen, dem diese Inschrift gesetzt ist, auffinden kann, Z. 3 ist zu ergänzen (*Curatori re*)*ipublicae*, Z. 6 *Praetori tutel*(*ario*), was zum folgenden Q. K d. h. *Quaestori Candidato* gut stimmt. Ferner Nr. b Z. 2 muſs heiſsen *Praef. urb. electo ad judicand. sacra*(*vice*). Wenigstens findet sich *Electus ad judicandum etc.* nie als eigner Titel, wohl aber als Beisatz der Würde des Praefectus urbi bei Gruter. p. 381, 3, welche Inschrift ungefähr aus gleicher Zeit, wie die vorliegende, d. h. aus dem Anfange des 3ten Jahrhunderts n. Chr., ist. Das Interessanteste aber an der Inschrift sind die letzten Worte XII VIR. ROM. Es wird damit eine Priesterwürde der Mater Magna Deorum bezeichnet, die auch in zwei Inschriften bei Muratori (p. 388, 1 und 1024, 1) erwähnt zu werden scheint.

Von den aus Africa gekommenen Inschriften ist die merkwürdigste die auf Tafel XI n. 1 abgebildete und p. 80 erklärte. Sie wurde gefunden bei dem heutigen Orte Boeschatter und ist bis jetzt noch nicht edirt. Sie bietet uns hauptsächlich zweierlei Neues dar. Erstens bestätigt sie die von Shaw aufgestellte Ansicht über die Lage des alten Utica bei dem oben

Digitized by Google

erwähnten Orte, zweitens giebt sie uns die Nachricht, dafs Hadrian diese Stadt, die früher Municipium war d. h. das Römische Bürgerrecht besafs, in eine Colonie verwandelte, dafs der Kaiser also that, warum er, wie Gellius 16, 13 erzählt, von den Einwohnern gebeten worden war. Denn die Stadt heifst hier: *Col(onia) Jul(ia) Ael(ia) Hadr(iana) Utic(ensis)*. Aufserdem enthält die Inschrift die bisher unbekannten Frauennamen *Gallonia*, *Castorea* und *Venantius*; den letztern aber wohl nur als Schreibfehler statt *Venantia*. Doch wer wird Hrn. Janssen glauben, wenn er zur Erklärung des Namens *Gallonia* hinzusetzt, derselbe sei vielleicht Gallischen Ursprungs?

Interessant ist auch eine andre, ebenfalls beim alten Utica gefundene und von Hr. Janssen zuerst bekannt gemachte Inschrift. Sie steht auf einem länglichen Kalkstein, der oben ein rundes Loch hat, worin das jetzt fehlende Maafs, von dem in der Inschrift die Rede ist, eingefügt war. Sie ist in schönen Buchstaben geschrieben und lautet folgendermafsen:

L. DOMITIVS. AHENOBA[RB]V[S]
PRO. COS
TRIMOD. POSVIT. QVA. CIVITATES SALEM

Ich ergänze dies so: *L. Domitius Ahenobarbus Pro Consule trimodiam posuit qua civitates sal emerent*, nicht *emetirentur*, wie Hr. Janssen will; denn wozu *emetiri?* ferner *trimodiam*, eine Form, die sich nicht selten z. B. bei Columella findet, nicht *trimodium*, wegen des Relativums *qua*. Die Inschrift bezieht sich auf die alten Salzbergwerke bei Utica, die Plinius nat. hist. 31, 39 beschreibt. Sie stammt, denke ich, aus August's Zeit, und L. Domitius ist der Grofsvater Nero's, Consul 16 v. Chr., von dessen Proconsulat in Africa uns freilich sonst nicht berichtet wird. Utica war anfangs eine freie Stadt gewesen (S. lex Thoria edid. Rudorff pag. 79), die Salzwerke gehörten also mit dem umliegenden Gebiete der Stadt. Und sie blieben ihr, als Caesar ihr das Bügerrecht ertheilte, woher auch noch als Colonie ihr Beiname Julia. Wahrscheinlich übervortheilte die Stadt beim Verkaufe des Salzes die benachbarten Städte, so dafs der Procousul sich bewogen fand, gesetzlich das Maafs, nach dem verkauft werden sollte, einen Trimodius, zu bestimmen.

Von den in Holland selbst gefundenen Inschriften ist keine, die allgemein historisches Interesse hätte, doch ergiebt sich aus ihnen Einzelnes auf das Römische Leben in jener Gegend Bezügliche, z. B. aus der tabul. XIV. n. 3 und pag. 91 angeführten eine bisher unbekannte Localgöttin, mit Namen *Sandraudiga*, aus tabul. XIII n. 3 und pag. 87 (auch bei Orelli n. 178 und Steiner Codex Inscriptionum Rheni n. 960) ein sonst nicht erwähntes *collegium peregrinorum;* denn die von Steiner n. 624 angeführte, angeblich in Aachen gefundene, Inschrift, auf der ein solches ebenfalls vorkommt, ist sicherlich ein und dieselbe mit der im Leydener Museum: sie weicht nur in einigen Buchstaben ab, die in jener falsch, in dieser richtig sind. Am wichtigsten ist unter diesen einheimischen Inschriften die tabul. XIV n. 1 und p. 89 mitgetheilte; doch enthalten wir uns einer weitern Besprechung derselben, da Hr. Janssen dieselbe mit einem vollständigen Commentar besonders herauszugeben beabsichtigt.

Dr. A. W. Zumpt.

Digitized by Google

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Herausgegeben
von der
Societät für wissenschaftliche Kritik
zu
Berlin.

April 1843.

Berlin, bei W. Besser.
1843.
Verantwortlicher Redacteur: der General-Secretair der Societät, Professor von Henning.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalt des April-Heftes.

Jahrbücher Nr. 61—80.

Seite

Capodistrias. Zur Vorbereitung für die künftige Geschichte der politischen Wiederherstellung Griechenlands. Aarau, 1842. — Kind. 494

Guhrauer, Lessing's Erziehung des Menschengeschlechts kritisch und philosophisch erörtert. Eine Beleuchtung der Bekenntnisse in W. Körte's: Albrecht Thaer. Berlin, 1841. — Carriere. . . . 481

Marx: Die Lehre von der musikalischen Composition, praktisch-theoretisch. Erster u. zweiter Band. Zweite Auflage. Leipzig, 1841. 1842. — Krüger. . 593

Pape, Handwörterbuch der Griechischen Sprache. Erster bis dritter Band. Braunschweig, 1842. — Bellermann. 524

Schilderung eines römischen Gastmahls zur Zeit des Kaisers Nero. Nach dem Lateinischen des Petronius. Nebst Bruchstücken aus demselben Autor und erläuternden Anmerkungen. Berlin, 1843. — C. Zumpt. 590

Seite

De censione hastaria veterum Romanorum conjecturae. Epistola — quam scripsit Otto Schneider. Berolini, 1842. — C. Z. 639

Schöll, Sophokles. Sein Leben und Wirken. Nach den Quellen dargestellt. Frankfurt a. M, 1842. (Erster Artikel.) — Hermann. 545

Schultz, die Cyklose des Lebenssaftes in den Pflanzen. Herausgegeben von der Kaiserl. Leopoldinisch-Karolinischen Academie der Naturforscher. Breslau und Bonn, 1841. — Schultz. 501

Schweigger, Einleitung in die Mythologie auf dem Standpuncte der Naturwissenschaft. — Ein Anhang zu der in den Jahren 1824—1828 erschienenen Zeitschrift des Vereins für Verbreitung von Naturkenntniſs und höherer Wahrheit. — Halle, 1836. — Stuhr. 628

Swan, illustrations of the comparative anatomy of the nervous System. London, 1835—1842. — Stannius. 539

Digitized by Google

Bei **K. F. Köhler** in **Leipzig** erschien, und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Guizot und Coquerel

über den

Protestantismus in Frankreich.

Aus dem Französischen übersetzt

von **C. Plätz.**

8. broch. 9 gGr. — 11 1/5 nGr.

Die beiden Schriften von Guizot und Coquerel zusammen, geben in gedrängter Kürze das lebhafte Bild des Protestantismus in Frankreich, seiner Zukunft und seiner Hoffnungen. Vorstehende deutsche Uebersetzung dürfte allen denen willkommen sein, die sich von dem innern Leben des uns in hohem Maafse interessirenden Nachbarvolkes eine mehr als oberflächliche Kenntnifs zu verschaffen wünschen.

Die

Einführung der Reformation

und die Verfassung

des

Calvinismus in Genf

von **J. A. Mignet.**

Aus dem Französischen übersetzt

von **J. J. Stolz.**

8. brochirt. 22 1/2 nGr.

Mit geübter Hand und sicherm Blick giebt Mignet, der berühmte Historiker, in diesem Werkchen den so interessanten Abschnitt der allgemeinen Reformationsgeschichte, den der Gründung des Calvinismus in Genf. Für alle Reformirte und Protestanten überhaupt, wird dieses Werkchen vom höchsten Interesse sein.

Die rechte Union.

Eine

offene Erklärung

von Prof. Dr. **H. S. F. Guerike.**

8. Geh. 3 3/4 nGr.

Anzeige für Lehrer der lateinischen Sprache.

Im Verlage der Unterzeichneten ist erschienen und in jeder guten Buchhandlung zu erhalten:

Wörterbuch

der

lateinischen Sprache

mit besonderer Rücksicht auf latein. Schulen, Gymnasien und Lyceen

bearbeitet von

Gustav Mühlmann, Dr. phil.

Erster Theil: Lateinisch-deutsches Wörterbuch.

80 1/4 Bogen. Velinp. in gröfstem Lexicon-Octav-Format. Preis 3 Thlr.

Rein positive, von Hypothesen freigehaltene Darstellung des lexicalischen Stoffes, streng logische und vollständige Zusammenstellung der Bedeutungen der Wörter, Einheit in der Behandlung zusammengehöriger Wörtergattungen, praktischer Ueberblick über den vorliegenden Stoff und nicht blofs todte, formelle, sondern lebendige, mit den gehörigen Beispielen versehene Anschauung desselben sind die Tugenden, welche der Verfasser in deutlicher Sprache und gedrängter Kürze diesem Wörterbuche zu verleihen gesucht hat.

Der Preis des zweiten, **deutsch-lateinischen** Theiles, welcher noch im Laufe dieses Jahres erscheinen wird, ist auf 1 Thlr. 18 gGr. gestellt, das ganze, 130 Bogen, gröfst-Octav-Format umfassende, mit sehr deutlicher Schrift auf Velinpapier gedruckte Werk kostet demnach nicht mehr als 4 Thlr. 18 gGr. und wir geben, um den Ankauf in Schulen zu erleichtern, auf 12 zusammengenommene Exemplare 1 **gratis.**

Stahel'sche Buchhandlung.

Gedruckt in Berlin bei **J. F. Starcke.**

Digitized by Google

№ 61.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1843.

XXXII.

Lessing's Erziehung des Menschengeschlechts kritisch und philosophisch erörtert. Eine Beleuchtung der Bekenntnisse in W. Körte's: Albrecht Thaer. Von Dr. G. E. Guhrauer. Berlin, 1841. *bei August Hirschwald.* 232 S. *kl.* 8.

Sollte es wirklich eingetreten sein, was Lessing von Klopstock sagte und sich verbat, dafs man ihn mehr lobe als lese? Und wäre der gute Klang seines Namens mehr eine Tradition von gestern, als dafs das Geschlecht von heute an der Quelle seines freien Geistes Muth und Kraft tränke? Das Bild seines Charakters und seiner Thätigkeit hat uns Gervinus in einer entzückenden Schilderung, der gelungensten Partie seiner Literaturgeschichte, dargestellt, aber der Grund und Kern seiner philosophischen Weltansicht und die Resultate, die er von ihr gewann, sind bei jenem nur kurz angedeutet, und in den Geschichten der Philosophie sieht man sich vergebens nach der Stelle um, wo man den Mann finden könnte, der einen so gewaltigen Einflufs auf unsre nationale Cultur geübt, und dabei auf dem Gebiete, wo Glauben und Wissen sich berühren, allen seinen Zeitgenossen in kühnen und tiefsinnigen Ideen vorausgeeilt war, — während so manche gute Leute und schlechte Musikanten wie ein nöthiger Ballast mitgeschleppt werden, weil sie einmal ein Compendium der Logik oder Psychologie verfafst, einen Gedanken aufgeschnappt und mit einigen Modificatiönchen ausstaffirt haben, sobald es nur zünftige Männer waren! *Michelet* macht eine Ausnahme, er hat endlich einem Friedrich Schlegel und Novalis gebührende Berücksichtigung geschenkt, aber von dem doch noch bedeutenderen Schiller spricht er nur im Vorbeigehn, und während Herder, dessen humanistisches Christenthum auf Lessing's Schultern ruht, reichlich bedacht ist, wird dieser selbst bei Seite gelassen. Schelling hat seiner gedacht, und mit jener Kunst, die an dem Philosophen der Offenbarung noch keineswegs hinlänglich beachtet ist: der Lessing'schen Erörterung über die Dreieinigkeit wird rühmend erwähnt, später aber, bei der Hauptsache, bei dem Begriff eines absoluten Evangeliums, kommt Lessing's Name nicht vor. Rosenkranz nennt in der Geschichte der Kantischen Philosophie unsern Lessing unter den Popularphilosophen neben Moses Mendelsohn: wenn man in ihrem Briefwechsel und sonst sieht, wie wenig der letztere jenen verstanden hat, mufs man schon das Unpassende dieser Coordinirung wahrnehmen. Straufs, der es vortrefflich versteht, mit bereits geschmiedeten Waffen seine Kämpfe auszufechten, hat in seiner Dogmatik vielfach Lessing'sche Sätze ins Gefecht geführt: aber da er den Unterschied zwischen Vernunft und Christenthum einseitig geltend macht und selber Religion mit Theologie, Geist mit Dogma durgehends verwechselt, wie konnte da *der* Denker ganz zu seinem Rechte kommen, der zwar gegen eine stroherne Orthodoxie und gegen eine tödtende Knechtschaft unter dem Buchstaben Sieg auf Sieg gewann, aber von der Aufklärerei des Rationalismus so wenig als von Voltaire wissen wollte und „das Christenthum der Vernunft" predigend gerade den Freigeistern tolerante Achtung für die sinnvollen Vorstellungen der Religion einzuflöfsen und dieselbe zu ihrem Begriff zu erheben trachtete? Lessing war kein blinder Zerstörer, er schüttete nicht das Kind mit dem Bade aus, wie's die thun, so jetzt vorzugsweise sich Kritiker nennen und jeden Andern verketzern und parteisüchtig schmähen, der in der blofsen Negation eben nicht verharren mag, weil ihm ihr Resultat „ein Tod ist, der keinen innern Umfang und Erfüllung hat, der kälteste platteste Tod, ohne mehr Bedeutung als das Durchhauen eines Kohlhaupts oder ein Schluck Wasser".

Digitized by Google

Lessing dagegen war von solch herzlosem Treiben so weit entfernt, dafs er viel lieber die Sprache eines Schwärmers reden mochte; ihn, den man sich gewöhnlich nur als den Mann des Verstandes denkt, müssen wir selbst darüber hören: er redet vom Verhalten des Philosophen zum Schwärmer und Enthusiasten: „Gegen den Enthusiasmus der *Darstellung* thut er nicht allein nichts, sondern er pflegt ihn vielmehr auf das allersorgfältigste. Er weifs zu wohl, dafs dieser die ἀκμή, die Spitze, die Blüthe aller schönen Künste und Wissenschaften ist, und dafs einem Dichter, einem Maler, einem Tonkünstler dem Enthusiasmus abrathen nichts anders ist, als ihm anrathen zeitlebens mittelmäfsig zu bleiben. Aber gegen den Enthusiasmus der *Speculation*, was thut er gegen den, *in welchem er sich selbst so oft befindet?* Er sucht blofs zu verhüten, dafs ihn dieser Enthusiasmus nicht zum Enthusiasten machen möge... Was nun der Philosoph an sich zu seinem eignen Besten thut, das sollte er nicht auch an Andern thun dürfen? Er sucht sich die dunkeln lebhaften Empfindungen, die er während des Enthusiasmus gehabt hat, wenn er wieder kalt geworden, in deutliche Ideen aufzuklären. Und er sollte dies nicht auch mit den dunkelen Empfindungen Anderer thun dürfen? Was ist denn sein Handwerk, wenn es dieses nicht ist *)? Trifft er endlich, der Philosoph, auf den doppelten Enthusiasmus, das ist, auf einen Enthusiasmus der Speculation, welcher den Enthusiasmus der Darstellung in seiner Gewalt hat, was thut er dann? Er unterscheidet. Er bewundert das Eine und prüft das Andre. — — Denn was die Philosophen sogar ein wenig nachsehend und parteiisch gegen Enthusiasten und Schwärmer macht, ist, dafs sie, die Philosophen, am allermeisten dabei verlieren würden, wenn es gar keine Enthusiasten und Schwärmer mehr gäbe. Nicht blofs weil sodann auch der Enthusiasmus der Darstellung, der für sie eine so lebendige Quelle der Vergnügungen und Beobachtungen ist, verloren wäre; sondern weil auch der Enthusiasmus der Speculation für sie eine so reiche *Fundgrube neuer Ideen*, eine so luftige *Spitze* für weitere Aussichten ist, und sie diese Grube so gern befahren, diese Spitze so gern besteigen. Und unter den Schwärmern siebt der Philosoph so manchen tapfern Mann, der für die Rechte der Menschheit schwärmt, und mit dem er, wenn Zeit und Umstände ihn aufforderten, eben so gern schwärmen als zwischen seinen vier Mauern Ideen analysiren würde".

Wie Lessing selbst sich demgemäfs verhalten, wird sich bald zeigen. Dafs man so wenig Systematisches bei ihm gesucht, das hat er selbst veranlafst, als er die bekannte Stelle der *Duplik* schrieb, wenn Gott in einer Hand alle Wahrheit und in der andern den einzigen immer regen Trieb nach Wahrheit hätte, obschon mit dem Zusatz des ewigen Irrens, so sollte und müfste man doch die letztre ergreifen. Aber liegt denn darin, dafs nun das Streben nach Erkenntnifs ein eitles und ohne zusammenhängendes Resultat sein müsse? Ist nicht vielmehr der Gedanke Faust's darin ausgesprochen?

„Ja diesem Sinne bin ich ganz ergeben,
Das ist der Weisheit letzter Schlufs:
Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben,
Der täglich sie erobern mufs"!

Die Philosophie ist kein ruhiger Besitz, sie ist That; im festen Satze wird sie zur Satzung, zum Dogma, und verliert ihren Charakter als freies Denken; in ihr ist nur das unser, was wir produciren, indem wir eben so sehr die Errungenschaft der Vorzeit uns begreifend aneignen als weiterbilden.

Nach allem dem mufs uns ein Buch willkommen sein, das sich die wesentliche Aufgabe gestellt, Lessing's philosophische Weltanschauung nicht blofs als zufällige Meinung oder populär aufgeklärtes Räsonnement zu betrachten, sondern sie in ihrem innern Zusammenhange zu entwickeln; und wie auch fernerhin ein Geschichtschreiber der Philosophie, der sich nicht einzig und allein an die streng metaphysische Weiterführung des Gedankens hält und denselben nur in der

*) „Der Mythus ist der Achtung des Philosophen werth, der sich ohnehin damit begnügen mufs, zu den Anschauungen, in welchen der reine Natursinn seine Entdeckungen niederlegt, die Begriffe aufzusuchen, oder mit andern Worten, die Bilderschrift der Empfindungen zu erklären". (Schiller). Zum Glück ist der Philosoph auch ein Mensch, hat selbst Empfindungen, selbst reinen Natursinn, und wie der Künstler die Ideen, denen er Gestalt gibt, nicht zu entlehnen braucht, so auch jener das nicht, was er in das Reich des reinen Gedankens erhebt und sich und Andern dialektisch vermittelt. Dabei aber bleibt das Xenion wahr:

Nur der Poet wird geboren? Der Philosoph wirds nicht minder;
Alle Wahrheit zuletzt wird nur gebildet, geschaut.

Digitized by Google

Heroenfolge der Philosophen ersten Ranges darstellt, über die Auffassung *Guhrauers* urtheilen möge, er wird unsern Lessing nicht mehr übergehen dürfen, ohne sich zu blamiren. Darum ist uns auch die Veranlassung zur vorliegenden Schrift interessant, man sieht, wie Alles der guten Sache dienen muſs. *W. Körte* hatte nämlich in seiner Biographie des Agronomen *Thär* „Bekenntnisse" mitgetheilt, die dieser als junger Mann seiner Braut aufgeschrieben habe; in diesen ist die Rede von einem religionsphilosophischen Aufsatz, den hernach ein berühmter Mann überarbeitet und weiter ausgeführt habe. Das wird äuſserst keck auf *die Erziehung des Menschengeschlechts* bezogen. Lessing redet von ihr als einem Manuscript, das unter Freunden circulire, aus dem er (im Kampf über die Wolfenbüttler Fragmente) Einiges mittheilen wolle; später erschien das Ganze „herausgegeben von G. E. Lessing"; er benutzte das scheinbare Incognito, um in einer Vorrede den allgemeinen Gedanken auszusprechen, von dem er das Werk wollte angesehn wissen; er redet von dem Verfasser als einem begeisterten Seher und edlen Schwärmer, und gibt uns damit den Schlüssel für einige Stellen in die Hand, die schwerlich buchstäblich zu nehmen sind, hinter deren bildlicher Vorstellung wer ein Kundiger ist den Begriff der Sache ahnen mag. Der Theologe *Jllgen* hat nun *Körte's* Entdeckung sogleich als eine ausgemachte Sache verbreitet, und als dankenswerthe Aufklärung angepriesen, was sich jedem Besonnenen als eine Hinterslichtführung verdächtig machen muſste: eine Schrift, wie die streitige, so aus Einem Guſs, so reif und als das endliche Resultat gründlicher Forschung gleich bewundernswerth wie durch die geniale Idee, die sie durchdringt und zu einem Vorläufer der speculativen Religions- und Geschichts-Philosophie macht, diese Schrift soll einen Studenten zum Verfasser haben, dem der lobredende Biograph selber nachsagt, daſs „die Philosophie in ihm nicht *activ* sonder nur *passiv* vorhanden gewesen"? Das Lächerliche und Grundlose der *Körte*'schen Angabe hätte doch Jedem, der mit der damaligen Zeit und dem Geiste Lessing's halbwegs vertraut gewesen, sogleich einleuchten sollen; denn bei Lessing gerade finden wir dieselben Gedanken, dieselbe Betrachtungsweise in seinen Schriften immer wieder, nur dadurch modificirt, daſs er mit dialektischer Kampflust oft dem beisprang, der gerade bedrängt ward, und von der Höhe seines Geistes, der über den Parteien und ihrer Einseitigkeit im Dienst der ganzen Wahrheit stand, bald mehr das Bestehende gut zu deuten, bald den Neuerer und sein Recht zu vertheidigen wuſste; oder dadurch, ob er Kampf oder Friede bringen wollte, Indessen selbst *Strauſs* ward schwankend, und redete von einer Abhandlung, die Lessing, wenn auch nicht verfaſst, dann doch adoptirt habe, und *Th. Creizenach* entschuldigte im Frankfurter Gutenbergsalbum einen literarischen Irrthum damit, daſs man ja auch allgemein im Verfasser der Erziehung des Menschengeschlechts sich geirrt habe. Und da ist es denn doch nöthig und dankenswerth gewesen, daſs Guhrauer ein Doppeltes gethan, einmal das Unhaltbare und Fabricirte jener angeblichen Bekenntnisse durch innre und äuſsre Widersprüche sonnenklar zu machen, und dann die innern und äuſsern Gründe für Lessings unantastbare Autorschaft zusammenzustellen und dadurch eine gründlichere Erörterung seiner Philosophie zu geben, als wir bisher besessen haben. Das Erstere macht den Schluſs des Buches, Körte ist mit seltsamen Witzeleien dagegen zu Felde gezogen; wir hätten von dem Biographen *Wolf's* Besseres erwartet; der Aufforderung *Guhrauer's*, die Thär'sche Handschrift der Bekenntnisse irgend einem Literaten von unwidersprechlicher Glaubwürdigkeit einmal mitzutheilen, ist er, so viel ich weiſs, bis heute nicht nachgekommen. Guhrauer hat eine rühmliche Fehde geführt, er hat eine seltne Belesenheit auf's Glücklichste angewandt und besonders aus Briefen jener Zeit seine Behauptungen kräftig unterstützt. Eben so hat er dargethan, wie Lessing in schriftlichen und mündlichen Aeuſserungen seine Autorschaft keineswegs verhehlte, ja wohl niemals dachte, daſs irgendwer seine angenommne Verschiedenheit zwischen Verfasser und Herausgeber für eine wirkliche halten möchte. Wir müssen das dem Leser überlassen, und wenden uns zum eigentlichen Kern des Buchs.

Zuvörderst sehe ich nicht ein, wie Guhrauer sagen kann, als Lessing sich im berühmten Gespräch mit *Jacobi* zu *Spinoza* bekannt, habe er nicht geahnt, „daſs seine Gutmüthigkeit dereinst zum Nachtheile seines Rufes und zum Schaden der Philosophie gemiſsbraucht werden würde". Die Zeiten, wo man von Spinoza wie von einem todten Hunde sprach, sind vorüber, wenigstens in der Wissenschaft, seit Hegel

Digitized by Google

ihn als die Basis aller Speculation dargestellt, seit Schleiermacher den Manen dieses Heiligen geopfert; Herbart's und einige Herbartianer unvernünftige Angriffe verhallten und erlagen unter den rechtfertigenden und preisenden Worten der philosophischen Jugend; bei dem lichtscheuen Eulengeschlecht aber wäre Lessing darum doch in keinen schlechtern Ruf gekommen, und wäre er's, was liegt daran? Aber Guhrauer hat weiterhin sehr Unrecht, wenn er die Lessing'schen mündlichen Aeufserungen so leicht nimmt und den Spinozismus nur in den Kopf Jacobi's setzt. Er sagt selber, Lessing sei von der Idee des Alls ausgegangen, habe die Identität des Gedankens und der sinnlichen Erscheinung gewufst, er führt jene Stelle an, wo Lessing eine Wirklichkeit *aufser* Gott leugnet und die Dinge *in ihm* wirklich und mit ihrem Urbilde Eins sein läfst: und fragen wir bei dieser Betrachtungsweise nach dem Philosophen, der sie am consequentesten, der sie vorzugsweise durchgeführt, wer ist es anders als Spinoza? Lessing erkannte Himmel und Hölle für Momente der innern Entwicklung des Individuums, von einem abstracten Jenseits spricht er nicht, ihm ist die Welt und Zeit in der Ewigkeit. Wollen, Schaffen und Vorstellen sind in Gott ihm Ein Begriff, Eine That; die Ansicht einer Wahl im göttlichen Willen weist er in einer seiner Streitschriften energisch ab, Gottes Freiheit besteht ihm in der Wirksamkeit aus der Nothwendigkeit seiner Natur, und der Mann, der sein Lebenlang durch Muth und Arbeit sich wahrhaft frei erwiesen, sagte ganz in Uebereinstimmung mit solcher Erkenntnifs, dafs er jene Wahl und Willkür auch für sich nicht möge, dafs ihm ein seine unendliche Vollkommenheit unveränderlich geniefsendes persönliches Wesen so unendlich langweilig vorkomme, dafs ihm angst und weh dabei werde. Aufser dieser Uebereinstimmung der geschriebnen und gesprochnen Worte ist aber die ganze Haltung jenes Gesprächs eine durchaus andre, als dafs wir es wie ein Fechterkunststück bei Seite legen könnten. Dafs er an Gleim's Tische über seine Weltanschauung einen Scherz machen konnte, hätte auch Gervinus nicht anführen sollen, um die vorherige Darlegung derselben als eine neckische zu bezeichnen und um ihr Gewicht zu bringen; vielmehr nur der, welcher seiner Sache gewifs ist, kann einen Spafs über sie vertragen oder sich zur Selbstironie erheben, und tiefer Ernst ist der Grund solcher Heiterkeit. Mit dem Ἐν και παν, das Lessing als seinen Wahlspruch oft gebrauchte, war es ihm Ernst, und dafs keineswegs Jacobi, wohl aber Guhrauer sich einer „beschränkten Auffassung grofser Philosophen" schuldig macht, wenn jener zwischen Spinoza und Leibnitz eine innige Verwandtschaft findet, und dieser sie leugnet, hoff' ich noch zu beweisen. Denn *Leibnitz* ist es, der nach Guhrauer der Ausgangspunct von Lessing's Denken gewesen. Wer wollte leugnen, dafs sich Lessing viel und gern mit ihm beschäftigt? War doch beiden jene *grofse Art zu denken* verliehn, nach der sie überall die Keime der Wahrheit ahnten, nach der sie Feuer aus Kiesel schlugen, aber ihr Feuer nicht in Kiesel verbargen, nach der sie willig das System bei Seite setzten, um Jeden auf demjenigen Weg zur Wahrheit zu führen, auf welchem er sich befand! Auch das geben wir gerne zu, dafs Lessing weder eine blofse Copie noch eine Wiederholung, sondern eine wirkliche Erweiterung und Fortbildung, ja eine ganz originelle Wendung und Ergänzung des Leibnitzianismus uns gegeben hat, und zwar, was Guhrauer nicht erkennt, dadurch gegeben hat, dafs er jenen Einheitspunct von Leibnitz und Spinoza gefunden und von da aus auf dem Gebiete der Theologie gewirkt und eine neue Denkart eingeleitet hat, die er der Folgezeit auszubilden überliefs: denn mag man nun mit Hegel mehr das Ganze, die Identität, ins Auge fassen, oder vom Besondern ausgehn und den Unterschied zu seinem Rechte kommen lassen, die Vereinigung von beidem wird immer das Ziel der wahren Philosophie sein, welchen Weg und Ausgangspunct sie immerhin in ihren Vertretern nimmt. Der Verfasser findet indefs die Verschiedenheit von Leibnitz und Lessing darin, dafs das Grundproblem der Speculation aus dem physikalischen des siebzehnten das theologische des achtzehnten Jahrhunderts geworden sei. An den theologischen Fragen hange auch Kants Kritik. Gewifs, aber nicht mehr als die Dialektik Platon's oder die Ethik Spinoza's.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 62.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1843.

Lessing's Erziehung des Menschengeschlechts kritisch und philosophisch erörtert. Eine Beleuchtung der Bekenntnisse in W. Körte's: Albrecht Thaer. Von Dr. G. E. Guhrauer.

(Fortsetzung.)

Das Göttliche als das Ewige und wahrhaft Wirkliche ist Inhalt aller Philosophie; dafs aber Kant nicht philosophirt hat, um die Theologen seiner Zeit aufzuklären, scheint mir eben so gewifs, und die Tendenz des achtzehnten Jahrhunderts ging vielmehr dahin, jenen abstracten theologischen Vorstellungen einer Freiheit ohne Nothwendigkeit, einer Trennung des allgemeinen Lebens in Diesseits und Jenseits ein Ende zu machen und die Gegenwart des Unendlichen allseitig zum Bewufstsein zu bringen. Und diese ist auch das Band, das Lessing und die grofsen Männer aller Zeiten verknüpft. Die christliche Theologie aber soll nach Guhrauer aufserhalb des Systems von Leibnitz gelegen, dieser niemals über die Natur Gottes als solche speculirt haben, weil er das als Christ nicht gebraucht, weil es der Kirche Frevel und Blasphemie geschienen habe. Spinoza habe sich in dieses kirchliche Bewufstsein nicht finden können, als er gegen seine theologischen Widersacher ausrief: Eh, proh dolor! Res eo iam pervenit, ut, qui aperte fatentur, se Dei ideam non habere, et Deum non nisi per res creatas (quarum causas ignorant) cognoscere, non erubescant philosophos atheismi accusare! Aber Spinoza wufste, was Gott in der Philosophie ist, und Guhrauer weifs es nicht. Möge Spinoza für sich selber reden, er hat es im 49sten Brief gethan: „Ist der ohne Religion, der Gott als das höchste Gut anerkennt, und ihn darum mit freier Seele zu lieben anbefiehlt? Dessen Lehre ist: Hierin allein bestehe unsre höchste Glückseligkeit, und unsere höchste Freiheit? Weiter: der Lohn der Tugend sei die Tugend selbst, die Strafe des Lasters das Laster. Endlich, dafs ein Jeder seinen Nächsten lieben und der Obrigkeit gehorchen müsse. Und dieses habe ich nicht allein ausdrücklich gesagt, sondern mit unumstöfslichen Gründen dargethan". Gott ist in jedem System der Grundgedanke, der Angelpunct, um den es sich bewegt, wie dem praktischen Menschen das, warum er etwas thut. Dafs Guhrauer die Leibnitzische Theologie in dessen metaphysischen Erörterungen nicht gesehn hat, das macht seine Darstellung der Lehre dieses Philosophen in seiner sonst so fleifsig und sorgsam gearbeiteten Biographie durchaus oberflächlich, und nachdem der zweite Band von *Feuerbach's* Geschichte der Philosophie erschienen und darin eine klassische Entwicklung der Leibnitzischen Philosophie vorlag, hatte man Grund, etwas Vorzüglicheres zu erwarten, als man findet. Wie? Heifst es wirklich in unserm Buch S. 84, dafs Leibnitz mit dem Dualismus zu speculiren anfängt, dafs derselbe seiner Psychologie und Physiologie zu Grunde liegt, und durch seine prästabilirte Harmonie nicht überwunden wird? Jahrelang hat sich Guhrauer mit Leibnitz beschäftigt und nicht einmal das bei ihm gefunden, dafs die prästabilirte Harmonie im Begriff der Monade liegt? Hätte er doch sich zuvor darüber Klarheit erworben, wie durch und durch idealistisch die Leibnitzische Philosophie ist, wie die Monade als Thätigkeit, als vorstellende Kraft, die Materie nur als verworrene Vorstellung, als Band der Monaden bestimmt wird, hätte er begriffen was das heifst: „Die Seele hat nicht blofs das Princip ihrer Handlungen, sondern auch ihrer Leiden in sich"; hätte er gemerkt, dafs hier die Seele nur die Einheit des vielgegliederten Körpers, und der Leib nichts als die entfaltete ausgedehnte Seele ist, dann hätte er den Unterschied zwischen Spinoza und Leibnitz nicht mehr als eine unüberspringbare Kluft befestiget, sondern hätte eingesehn, dafs der Satz: ordo et connexio rerum idem est ac idearum, weil Denken und

Digitized by Google

Ausdehnung nur die Attribute der Einen Substanz sind, nichts anders ist, als die prästabilirte Harmonie, dafs wenn die Monas monadum begriffsmäfsig entwickelt wird, die einzelnen Monaden nur als die Modification und Selbstbeschränkung derselben erscheinen, weil nur durch die Grenze das Etwas entsteht und sie dadurch der Quell des Lebens und der Individuation bildet, oder nach *Jordan Bruno* das Minimum, das zugleich das Maximum, nach *Ludwig Feuerbach* der Stein der Weisen ist und der geheime Kunstgriff der Natur. Was ist es anders als Spinozismus, wenn Leibnitz schreibt: Lorsq'uon dit que la créature dépend de Dieu entant qu'elle est et entant qu'elle agit et même que la conservation est une création continuelle, c'est que Dieu donne toujours à la créature et produit continuellement ce qu'il y a en elle de positif, de bon et de parfait, tout don parfait vénant du père des lumières? Da ist doch wohl Gott die nicht vorübergehende, sondern einwohnende Ursache der Dinge! Und wenn Spinoza Leben und Wesenheit identificirt und jenes die Kraft nennt, durch welches die Dinge in ihrem Sein verharren, wenn auch bei ihm jedes einzelne Ding alle übrigen voraussetzt und durch seinen Zusammenhang mit ihnen Bestimmtheit und Bestehen hat, so dafs mit der Vernichtung irgend eines Theiles der Materie die ganze Ausdehnung verschwinden würde, und wenn Alles, was geschieht, mit Nothwendigkeit nach der Natur Gottes erfolgt, so hat doch wohl Jacobi Recht, wenn er eine bedeutsame Uebereinstimmung desselben mit Leibnitz behauptet. Beide Philosophen waren speculativ, beide hatten den Gott nach Böhme's Ausdruck bei seinem heiligen Herzen ergriffen, beide redeten getrieben von seinem heiligen Geist, aber sie standen einander ergänzend zur Seite, der Eine machte die Identität, der Andre den Unterschied zur Hauptkategorie, und weil beide Kategorien nur in und durch einander zu begreifen sind, so wird der Geist durch die Natur der Sache zur höheren Einheit getrieben, der sich jene beiden Heroen selber schon nicht ganz entziehen konnten. „Spinoza hätte Recht, wenn es keine Monaden gäbe" hatte Leibnitz geäufsert; „Leibnitz hätte Recht, wenn nicht die Eine Substanz wäre" konnte Spinoza erwiedern. Wir wissen, dafs der absolute Geist nur ist als seine Selbstbestimmung, als sich in ihm selber unterscheidend und zu sich zurückkehrend, so dafs das Einzelne auch in der Beschränkung total und persönlich ist. Und während *Jacobi* mit allem Fuge behauptet: „Beide Philosophen betrachteten Seele und Leib als ein unum per se, welches zwar in der Vorstellung, keineswegs aber in der Wirklichkeit getheilt werden könne" —, läfst *Guhrauer* den Idealismus den unterscheidenden Charakter des Lessing'schen Systemes sein, in welchem die Sinnlichkeit dann ein rein und absolut Metaphysisches sei, und die Harmonie nicht in der Uebereinstimmung zweier verschiedener absoluter Potenzen, welche in einem Wesen sich vereinigen, liege, sondern darin, dafs jedes Einzelwesen im wahren und absoluten Sinne Mikrokosmos ist. Die Leibnitz'sche Monade ist doch wohl keine Dyas, und als activer Spiegel des Universums doch wohl Mikrokosmos! Aber so geht's, wenn man den Wald vor lauter Bäumen nicht sieht. Du hast Augen, mit denen man den Tisch und den Becher sieht, sagte Platon zu Diogenes, aber Augen für die Tischheit und Becherheit hast du nicht.

Lessing selber wird nun von Guhrauer bezeichnet als „*der erste christliche Philosoph nach der Reformation*", im modernen Sinne des Worts, als der nämlich, welcher um zu philosophiren sich geradehin auf den Boden der orthodoxen Theologie gestellt hat, um von da aus ein „Christenthum der Vernunft" a priori oder durch Speculation zu construiren; was ihn von Leibnitz und um wie viel mehr noch von Spinoza oder Cartesius radical unterscheidet". — Von Leibnitz wird vorher angegeben: „Wenn man seine Philosophie eine *christliche* nennen will — wir unsererseits werden wenigstens keinen Widerspruch einlegen — so mufs dies viel mehr wegen der christlich-*theologischen Voraussetzungen* des Systems als wegen des Systems selbst geschehn, welches auf jenen Voraussetzungen (in den Lehren von der Natur, dem Staate, der Moral, dem Recht u. s. w.) ruht. Die Argumentation für das Prädicat des Christlichen bei der Leibnitzischen Philosophie wird immer eine negative gleichsam polizeiliche (!) sein: dafs sie dem Christenthum nicht zuwider sei; dafs sie aber christliche Philosophie im positiven Sinne, daran fehlt viel". Also auch der ist euch noch nicht christlich genug! Das hat er nun davon, dafs er sein Lebenlang mehr für Andere als für sich philosophirt, dafs er mit theologischen Ausdrücken und Vorstellungen seine Metaphysik verunstaltet, dafs er sich emsig und redlich bemüht, die Dogmen begreiflich zu ma-

Digitized by Google

chen und zu rechtfertigen! Wie oft soll man es denn wiederholen, dafs zwischen Religion und Kirchensatzung ein Unterschied ist, dafs das Christenthum nicht als ein Dogma, sondern als ein Lebensprincip in die Welt kam, sie zu überwinden und zu erneuen, dafs es nicht neben ihr steht, sondern in sie eingegangen ist, sie durchdringt, in ihr sich fortbildet! Das hat Lessing schon gewufst, das ist ein Hauptpunct seiner Lehre, dafs die Bibel nicht die Religion ist, sondern nur die Fassung und Darstellung derselben in den ersten Jahrhunderten unsrer Zeitrechnung, dafs gar Manches, was frühere Jahrhunderte als ketzerhafte Schwärmerei bezeichneten, später Volksbewufstsein und Glaubensinhalt wird, dafs das Christenthum nichts ein für allemal Fertiges und Todtes, sondern das Waizenkorn ist, das in die Erde gesenkt zum grünenden fruchtbringenden Halme erwächst. Einen christlichen Staat nennen wir den, der auf die Principien der Ehre und Freiheit erbaut ist, eine christliche Moral die, deren Grundsatz die Liebe ist, aber da brauchen wir im bürgerlichen Gesetz keine erbaulichen Redensarten, im Sittengesetz keine theologische Salbung. Von einer christlichen Naturwissenschaft in dem Sinne zu reden, dafs als ausgemachte Wahrheit zusammengestellt würde, was etwa Bezügliches im alten und neuen Testamente vorkommt, wäre ein Unsinn: aber eine sinnige christliche Naturwissenschaft ist diejenige, die in der Natur die Verwirklichung göttlicher Gesetze, den Spiegel ewiger Herrlichkeit sieht, und sie als eine vernunftvolle, als die lebendige Offenbarung des lebendigen Gottes begreift. Jene Engherzigkeit mit dem Namen des Christlichen hat es in ihrem Unverstande verschuldet, dafs starke und helle Geister die Pfafferei nur dadurch tüchtig zu bekämpfen meinten, dafs sie die Religion, die sich jene ausschliefslich anmafst, mit ihr anfechten. Ich nenne die Philosophie eine christliche, die aus der Weltanschauung hervorgeht, welche durch Jesus uns eingeleitet worden, die kein abstractes Diesseits und Jenseits, sondern die Versöhnung, das ewige volle Leben, die Liebe, welche die Religion dem Gemüthe offenbart, denkend ergreift und den Geist als das Absolute, Gott als das A und das O erkennt und lehrt.

Was nun näher Lessing angeht, so ist er ein christlicher Philosoph in diesem von mir aufgestellten Sinne des Worts, keineswegs aber hat er sich, wie Guhrauer meint, geradehin auf den Boden der orthodoxen Theologie gestellt. Es klingt wirklich fabelhaft, so eine Behauptung ohne Weiteres gemacht zu hören. Lessing hat das Flick- und Stümperwerk des gewöhnlichen Rationalismus nicht gemocht, aber doch seine härtesten und glänzendsten Kämpfe mit Göze ausgefochten. „Die Religion ist nicht wahr, weil die Evangelisten und Apostel sie lehrten, sondern sie lehrten sie, weil sie wahr ist; aus ihrer innern Wahrheit müssen die schriftlichen Ueberlieferungen erklärt werden, und alle schriftliche Ueberlieferungen können ihr keine Wahrheit geben, wenn sie keine hat. — Die Wunder, die Christus und seine Jünger thaten, waren das Gerüste und nicht der Bau. Das Gerüste wird abgerissen, sobald der Bau vollendet ist. Das kann zur Annehmung von Christi Lehre damals wichtig gewesen sein, jetzt ist es zur Erkennung der Wahrheit dieser Lehre so wichtig nicht mehr. — O sancta simplicitas! Aber noch bin ich nicht da, wo der gute Mann, der dieses ausrief, *nur noch* dieses ausrufen konnte. Erst soll uns hören, erst soll über uns urtheilen, wer hören und urtheilen kann und will. O dafs Er es könnte, Er, den ich am liebsten zu meinem Richter haben möchte! Luther, du! Grofser verkannter Mann! Und von niemanden mehr verkannt, als von den kurzsichtigen Starrköpfen, die deine Pantoffeln in der Hand den von dir gebahnten Weg schreiend aber gleichgiltig daher schlendern! Du hast uns von dem Joche der Tradition erlöset: wer erlöset uns von dem unerträglichern Joche des Buchstabens! Wer bringt uns endlich ein Christenthum, wie du es *jetzt* lehren würdest: wie es Christus selbst lehren würde! — Die Ausbildung geoffenbarter Wahrheiten in Vernunftwahrheiten ist schlechterdings nothwendig, wenn dem menschlichen Geschlechte damit geholfen werden soll". —

(Der Beschlufs folgt.)

XXXIII.

Capodistrias. Zur Vorbereitung für die künftige Geschichte der politischen Wiederherstellung Griechenlands. Aarau, 1842. *Bei Sauerländer.*

Zwar nur eine kleine Schrift von 36 Seiten, indefs wichtig genug, um hier, wenigstens kurz, besprochen zu werden. Sie enthält im Allgemeinen manche Wahrheiten über den Parteigeist, der unsere Zeit bewegt und unsere ganzen öffentlichen Verhältnisse unterwühlt; aber sie wird selbst parteiisch in Betreff des besonderen Gegenstandes, den sie behandelt. Mag in dem Artikel über Capodistrias in der „Revue des deux mondes" vom 15.

Digitized by Google

April 1841, gegen welchen die vorliegende Schrift zunächst gerichtet ist, ein *nur* vom Parteigeiste entworfenes und *nur* von ihm ausgeführtes düsteres Gemählde des Capodistrias nicht zu verkennen sein; kann es daher nur Billigung verdienen, dafs in der vorliegenden Schrift eine Apologie desselben wider jene einseitigen und parteiischen Urtheile versucht wird, die der historischen Begründung ermangeln: so geht doch der Verf. der Apologie selbst einerseits in der Vertheidigung des Präsidenten Capodistrias zu weit, indem er namentlich demselben, bei Beurtheilung der Art und Weise, wie er seine, allerdings vielfach schwere Aufgabe gelöst habe, *nur* Mifsgriffe und *nur* Irrthümer beimifst (S. 33), die Reinheit der Motive seiner Handlungen aber, so wie die Hoheit seiner Gesinnungen als ganz unbezweifelt darstellt; andererseits dagegen tritt der Verf. dem Charakter der Deutschen, vorzüglich dem ihrer Geschichtschreiber, zu nahe. Oder hätte unter den Deutschen *nur* unverschämte Verleumdung oder kriechende Schmeichelei (S. 6) in Betreff des Capodistrias sich kund gegeben? Hätte keine Stimme der Billigkeit zu seinen Gunsten sich hörbar zu machen vermocht (S. 8)? Bedingen nicht selbst die Fragen S. 7 und 8 eine Antwort, die diese Behauptungen geradezu Lügen straft? und sind nicht diese und ähnliche Behauptungen in der vorliegenden Schrift offenbare Lügen? widersprechen sie nicht besonders auch dem vorgesetzten Motto: Vitam impendere vero —? Ist der Verf. der Schrift auch dabei wirklich nur reiner Absicht sich bewufst gewesen (S. 35)? Hat er auch damit nur der Wahrheit zu dienen gemeint (S. 36)? — Rec. ist der Ansicht, dafs das Urtheil über Capodistrias, als Präsidenten von Griechenland, bei den Rücksichten, die hierbei genommen werden müssen, höchst schwierig ist, indem man sich nicht allein auf Thatsachen beschränken darf, sondern auch auf Absichten und Motive, die ihn geleitet haben, das Augenmerk richten mufs; indem man die damaligen Verhältnisse Griechenlands im Innern und nach Aufsen; den Kampf, den er nothwendig gegen gewisse Factionen im Lande selbst zu kämpfen hatte; seine Abhängigkeit von fremder Politik, welche man im Einzelnen nicht einmal genau kennt, wohl berücksichtigt; indem man eine gewisse Befangenheit der Meinung und Irrthümer, mit denen er nach Griechenland kam, nicht ableugnet, aber sie auch eben so wenig ohne Weiteres der Böswilligkeit seines Herzens zum Vorwurfe anrechnet. Gewifs war Capodistrias von Natur nicht gemacht ein Volk zu regieren, am wenigsten aber war er gemacht, das griechische, unter Verhältnissen, wie sie im Jahre 1828 waren, und wie sie namentlich nach der Pariser Julirevolution 1830 für Griechenland sich gestalteten, aus dem Chaos der Anarchie in die ruhigen Bahnen gesetzlicher Ordnung zu führen; allein es sind auch nicht blofse Fehler gewesen, die er gemacht, und nicht blofse Irrthümer, die seinen Fall herbeigeführt haben. Es ist in den Urtheilen über Capodistrias selbst viel gefehlt worden, aber nicht blofs von Seite derer, die ihn einseitig verdammten; es ist viel gefehlt worden, von dem Griechen Korais an, der ihn im Jahre 1827 als einen zweiten Timoleon begrüfste und von ihm die schönsten Hoffnungen für Griechenland mit Sicherheit hatte, bis zu dem Verf. des Artikels in der „Revue des deux mondes" vom April 1841, oder vielmehr bis zu dem Verf. der vorliegenden Schrift selbst; allein eben auch von Solchen ist gefehlt worden, die ihn unbedingt gegen seine Feinde in Schutz nahmen. Das kann man mit dem besten Willen und mit strenger Gewissenhaftigkeit nimmermehr. Allerdings ist Capodistrias kein Tyrann gewesen, wie ihn z. B. der Grieche Alexander Sutsos in seinem 'Εξόριστος τοῦ 1831" schildert; aber was gewinnen damit diejenigen, die, wie der Verf. der vorliegenden Schrift, meinen und behaupten (vergl. S. 30), dafs er, als Präsident von Griechenland, das Amt, zu welchem er berufen gewesen, nach Pflicht und Gewissen verwaltet habe? Das mit Bestimmtheit auszusprechen und behaupten zu wollen, gestattet die historische Wahrheit nicht, und vielleicht ist überhaupt die Zeit noch nicht gekommen, ein bestimmtes, ein abgeschlossenes Urtheil über Capodistrias zu fällen. Gesellt denn nun aber derjenige, der in dieser Weise über ihn sich ausspricht, weil er nicht in das unbedingte Lob der andern einstimmt, den „unverschämten Verleumdern" des grofsen Capodistrias sich zu? soll die Wahrheit nur auf Einer Seite sein, und auf der andern die Verleumdung? Rec. überläfst es den deutschen Geschichtschreibern, wegen des ihnen von dem Verf. der vorliegenden Schrift gemachten Vorwurfs der Verleumdung, der Ungerechtigkeit, der Unbilligkeit in Betreff der Urtheile über Capodistrias sich zu rechtfertigen, und will nur im Einzelnen einige Ansichten und Betrachtungen eines Deutschen hier anführen, dem der Verf. jener Schrift Adel der Gesinnungen und Adel des Herzens nicht absprechen, dem er, auch wenn diese Ansichten dem Capodistrias gerade nicht günstig sind, Verleumdungssucht und Lästerung nicht wird zum Vorwurfe machen wollen; Ansichten und Betrachtungen, wie sie ihm gerade zur Hand sind. So sagt nämlich Prokesch v. Osten in seinen „Denkwürdigkeiten und Erinnerungen aus dem Orient" (1837, Bd. 3.) über Capodistrias, und zwar aus dem J. 1828, — er, der in Griechenland und in der Nähe des Letzteren selbst war — S. 559: „Ich verkannte nicht den Redekünstler in ihm, den Mann, der hier (in Griechenland) Nichts lernen wird, sondern seine Wissenschaft mitbringt"; ferner S. 560: „Von dem blinden Philhellenismus ist in ihm keine Spur; er neigt sich in seinen Aeufserungen eher auf die entgegengesetzte Seite. Er traut sich die Kraft zu, jeden Teufel zu beschwören. Ist diese Kraft grofs, so ist es auch das Vertrauen des Palikaren, der hierin das Land vertritt. Wehe, wenn es getäuscht würde!"; weiter S. 566. „Capodistrias gab sich den Anschein völliger Planlosigkeit in seinem Wirken", und S. 590: „Capodistrias Hoffnungen auf Rufsland treten zu ausschliefsend vor". Sind das feindselige und lieblose Urtheile, weil sie ungünstig sind? und weil der Parteigeist den Dolch wider Capodistrias am 9. Oct. (27. Sept.) 1831 führte, soll der Parteigeist, weil er auch sonst die lebenden Geschlechter der Gegenwart beherrscht, auch noch die Todten verfolgen? Die Geschichte berichtet wohl, und warnend und strafend, von dem Parteigeiste der Zeit; aber ihre Urtheile über die Erscheinungen der Zeit darf sie von dem Parteigeiste selbst sich nicht dictiren lassen!

D. Theod. Kind.

Digitized by Google

№ 63.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1843.

Lessing's Erziehung des Menschengeschlechts kritisch und philosophisch erörtert. Eine Beleuchtung der Bekenntnisse in W. Körte's: Albrecht Thaer. Von Dr. G. E. Guhrauer.

(Schluſs.)

Diese Lessing'schen Sätze sind doch keine orthodoxe Theologie, jeder ist ein Fehdehandschuh gegen dieselbe, aber sie sind christlich, weil sie vernünftig sind, auch abgesehn davon, daſs wir sie mit Worten des Heilandes selbst unterstützen könnten. — Auch das ist ein Widerspruch bei Guhrauer, daſs Lessing sich auf den Boden der Orthodoxie gestellt, um von da aus sein Christenthum der Vernunft a priori zu construiren. Ein freies autonomes Denken, ein apriorisches ist sogleich rein unmöglich, wenn man irgend einen fertigen äuſserlichen Boden annimmt. In Lessing war der Geist des Christenthums gegenwärtig, er war seine lebendige Substanz, und da konnte er, aus eignem Herzen redend zugleich christlich reden. Lessing war Religionsphilosoph. Es gibt nur Eine Wahrheit, aber ein Anderes ist ihre Offenbarung für die Anschauung, ein Anderes für Gemüth und Vorstellung, ein Anderes für den Begriff. Philosophie, Kunst und Religion sind identisch dem Gehalte nach, unterschieden in der Ausdrucksweise: der Philosoph kann diese Einheit im Unterschiede wissen und nachweisen. Er zeigt dann die innre Uebereinstimmung seiner Metaphysik mit dem Glauben, oder er übersetzt aus der Sprache der Götter in die der übertägigen Menschen. Lessing schrieb keine Metaphysik, er knüpfte in Religionsstreitigkeiten seine Gedanken an den Glauben des Volkes an, aus dem sie sich fortgebildet hatten, sein auf Spinoza *und* Leibnitz basirendes Wissen entfaltete er nicht systematisch, sondern wandte es auf die Lebensgebiete an, in denen er gerade thätig war, und so entstand sein Christenthum der Vernunft, seine Erziehung des Menschengeschlechts, sein Ernst und Falk. Die Ideen sind alle zukunftsreich, es sind die Keime des absoluten Idealismus, und darum scheint mir Lessing in der Philosophie mehr die Stellung eines Vorboten als eines Nachfolgers einzunehmen und darum möchte auch ich ihn nicht Spinozist genannt wissen, was er selbst auch nur mit den Worten annahm: „Wenn ich mich zu etwas bekennen soll", nämlich zu einem bereits vorliegenden Systeme; darauf wies schon *Claudius* hin, indem er warnte, man solle Lessing doch ja seinen eignen Stuhl setzen, er sitze die gewöhnlichen (der Spinozisten und aller übrigen isten) alle nieder. Die leitende Idee jener Schriften ist die Gegenwart Gottes, die Immanenz der Vernunft in der Welt, welche letztre darum sich auf nothwendige und gute Weise zu immer höhrer Vollendung fortentwickelt: denn das ist eben das Wesen des Geistes, daſs ihm nichts geschenkt wird, sondern daſs er selbst Alles erwerben und sein Leben als seine That haben soll. Den Gedanken der Perfectibilität haben auch die Franzosen, namentlich St. Simonisten, bei Lessing gefunden und von ihm aufgenommen. Guhrauer findet in den Vorstellungen von Offenbarung, Erziehung und Perfectibilität nichts Speculatives, sie beruhen ihm auf Erfahrung, auf Analogie, sie haben ihm nichts innerlich Treibendes, Zeugendes, Gestaltendes. Die Paragraphen über Gott, Dreieinigkeit u. s. w. stünden in keinem engern Zusammenhang mit ihnen, die ganze Anwendung und Ausführung des pädagogischen Moments sei fast nur rednerische Ausschmückung, welche sogar in's Triviale falle. Daſs indeſs in der Schrift über die Offenbarung als Erziehung des Menschengeschlechts eine schöne und deutliche Ahnung von dem eigentlichen Wesen jener enthalten ist, hoffe ich durch die Theorie aller Offenbarung in meinem Buch: „Der Kölner Dom als freie deutsche Kirche" dargethan zu haben; sodann halte man nur fest, daſs Lessing nicht als Metaphy-

Digitized by Google

siker, sondern in der Sprache und Vorstellungsart des religiösen Zeitbewufstseins spricht, und dafs darnach was er als göttliche Erziehung hinstellt, nichts anders will, als nachweisen, dafs der Entwicklungsgang der Menschheit ein vernünftiger ist, dafs die Vorsehung in ihm waltet. Dafs er gerade in dieser Schrift seine tiefsinnige Auffassung der Dreieinigkeit mittheilt, dient zur Begründung seines Offenbarungsbegriffes, indem er darthut, dafs in jenem Dogma der Menschheit diejenige Anschauung des göttlichen Geistes gegeben sei, welche eine gereifte Philosophie zu erringen habe, und damit zeigt er zugleich, dafs die Menschheit sich nicht Jahrtausende lang mit Albernheiten oder Nichtigkeiten schleppt, was diejenigen ihr zumuthen, die so viel von ihrer Würde reden, und dann behaupten, dafs Alles Wahn sei, was so lange Millionen beseligt, worin nicht blofs der Pöbel, sondern auch die Weisen die höchste Erkenntnifs gefunden. Und dann leiten diese speculativen Erörterungen zu dem herrlichen Schlufs ein, der das Ganze krönt. Der durch das Christenthum geläuterte und genährte Geist soll dessen Lehren aus sich selber entwickeln und somit als selbsterzeugte Wahrheit haben, als *neues ewiges Evangelium.* Das ist die Spitze von Lessing's Glaubensbekenntnifs. Hier ist uns die Aufgabe gestellt, die wir zu lösen haben in dem organischen Bildungsgange des deutschen Geistes. Keine andre Autorität soll uns mehr binden, nur die überzeugende Macht der Wahrheit soll unsre Autorität sein, und das ist das Grofse und Schöne unsrer Zeit, dafs wir auf dem Punct angelangt sind, wo die Wahrheit nicht mehr nur geglaubt und geschaut, wo sie bewiesen und ihre Erkenntnifs vermittelt werden kann und mufs. Scheinbare Rückgänge, sich überstürzende Extreme dürfen uns hier nicht irren, wir müssen mit Lessing sagen: Geh deinen unmerklichen Schritt, ewige Vorsehung! Nur lafs mich dieser Unmerklichkeit wegen an dir nicht verzweifeln. Lafs mich an dir nicht verzweifeln, wenn selbst deine Schritte mir scheinen sollten zurückzugehen! Du hast auf deinem ewigen Wege so viel mitzunehmen, so viele Seitenschritte zu thun! — Aber freilich, Eins ist dabei denn doch zu bedenken: Gott hat Zeit, tausend Jahre sind vor ihm wie ein Tag, aber wir sind sterbliche Menschen, und wir möchten dann doch auch gern Manches noch realisirt sehen und mitgeniefsen! — „Zu einer Zeit", schrieb *Friedrich Schlegel* vor vierzig Jahren, „wo die Religion wenigstens in demjenigen, was äufserlich so heifst, fast ganz erstorben zu sein scheint, ist der dennoch fortdauernde Glaube an ein neues Wiederaufleben derselben der wesentliche Punct, der die Grenze zwischen den Religiösen und Irreligiösen zieht, das Einzige, so wenig es ist, was vor der Hand zu erwarten steht. Es sind dieses Glaubens jetzt schon Einige, es werden ihrer immer sein; lafst es uns aber nicht vergessen, dafs es Lessing zuerst bekannte, wie die einsame Stimme in der Wüste, mitten unter dem Hohn des Pöbels".

Guhrauer hat noch ein besondres Gewicht auf die *Seelenwandrung* gelegt, die bei Lessing mannigfach berührt wird. Er hat die Stellen alle vereinigt und ihren weitern Zusammenhang im Gedankenkreis Lessing's nachgewiesen, wie denn überhaupt seine Schrift durch sorgsamen Fleifs eine rühmenswerthe Vollständigkeit erlangt hat, und gerade weil sie in Allem so tüchtig und trefflich ist, wo es *Kenntnisse* thun und auf diese ankommt, hab' ich hier die Puncte berührt, wo mir *Erkenntnifs* zu mangeln schien. Und so gesteh' ich auch zum Schlufs, dafs die Metempsychose, wie Lessing sie vorträgt, nur ein bildlicher Ausdruck, eine Vorstellung ist, mag es nun sein, dafs er den allgemeinern Begriff hatte und in diese an Pythagoras anknüpfenden Worte hüllte, mag er selbst die Vorstellung als solche für wahr gehalten haben. Als esoterische Seele der ganzen Schrift kann sie unmöglich gelten, vielmehr erinnert sie daran, dafs Lessing die Abhandlung für das Product eines schwärmerischen Kopfes erklärte, während er die Schwärmerei in Betreff des ewigen Evangeliums in's 14te Jahrhundert wies, uns aber sein Herannahen mit Zuversicht verkündete. Ich erkenne in jenen Worten einen bildlichen Ausdruck für die ewige Lebensverjüngung des Geistes in der Reihenfolge der Geschlechter, so dafs es derselbe ist, der in der Vorzeit waltete und in der Zukunft sein wird, und dem nichts verloren geht, was er errungen hat, der alle Aufgaben lösen wird, weil die ganze Ewigkeit sein ist. Aehnlich fafst es auch Pierre Leroux in seinem Buch De l'humanité, de son principe et de son avenir Th. 2, p. 488: On trouve aussi dans Lessing la vérité fondamentale que nous proclamons, savoir que: l'immortalité des âmes humaines est indissolublement attachée au developpement de notre espèce; que nous qui vivons, sommes non seulement les fils et

Digitized by Google

la postérité de ceux qui ont déjà vécu, mais au fond et réellement ces générations elles-mêmes, et que c'est ainsi, et uniquement ainsi, que nous vivrons toujours et que nous sommes immortels.

Moriz Carriere.

XXXIV.

***Die Cyklose des Lebenssaftes in den Pflanzen von Dr. C. H. Schultz, Prof. an der Univ. zu Berlin, Mitgl. der Acad. der Naturf. Mit 33 Steindrucktafeln. Herausgegeben von der Kaiserl. Leopoldinisch-Karolinischen Academie der Naturforscher. Breslau und Bonn,* 1841. *XII. u.* 355 *S.* 4.**

Wenn eine gröfsere Arbeit, die den Autor jahrelang beschäftigte, vielerlei Thatsachen entbüllt, die manche ältere Gesichtspuncte der Wissenschaft ändern, so entsteht selbst für den Eingeweihten eine Schwierigkeit sogleich das Neue darin in seiner durchgreifenden Bedeutung zu erfassen und mit dem Alten nach allen Seiten hin in die rechte Beziehung zu stellen. In solchen Fällen kann meist der Autor selbst die beste Rechenschaft und Auskunft über seine Arbeit geben, insoweit es vorerst darauf ankömmt Bekanntschaft mit dem Inhalt zu gewinnen. Aus diesen Gründen, und weil er von mehreren Seiten dazu angeregt worden, unternimmt es der Verf. obiger Schrift selbst ihren Inhalt und ihren Gang hier anzudeuten, wobei er freilich, im Verhältnifs zum Umfang der Sache, bei dem beschränkten Raum der Jahrbücher nur Allgemeineres und Wesentlicheres hervorheben kann. Wie sich fast überall das Allgemeine und Gesetzmäfsige der Dinge aus der Verfolgung des Besonderen und Einzelnen entwickelt, so ist es auch hier der Fall, dafs ein besonderer Gegenstand, die Untersuchung eines neuen Systems von Gefäfsen mit der darin entdeckten Säftebewegung den Ausgangspunct einer gröfseren Reihe von Beobachtungen bildet, an welche sich Rücksichten auf die gesammte Pflanzenphysiologie knüpfen, die dann auf eine eigenthümliche, den durch die Untersuchung gewonnenen Thatsachen entsprechende, Weise vom Verf. zu organisiren versucht worden ist. Es kann nicht die Absicht sein, den historischen Gang der Arbeit von der Entwickelung aus ihrem Keim hier zu verfolgen, sondern wir dürfen vielmehr sogleich neben der Andeutung der springenden Puncte im Besonderen auf die Früchte hindeuten, welche aus dem Ganzen hervorwachsen.

Hierzu gehört nun zunächst die Betrachtung der Verhältnisse des Pflanzenlebens und seiner Functionen zu dem thierischen Leben im Allgemeinen, insofern sich in dem Gang und der Natur der Säftebewegung, die wir Cyklose nennen, als besonderer Lebensfunction, die Natur des ganzen Pflanzenlebens abspiegelt, das dadurch bestimmtere Vergleichungspuncte mit dem thierischen Leben darbietet. Wir haben das hierher Gehörige im *ersten Theil* der gegenwärtigen Schrift unter der Ueberschrift „*Verhältnisse im Ganzen*" berührt, mit Beziehung auf Dasjenige, was schon in unserem früheren Werk: über die Natur der lebendigen Pflanze, hierüber angedeutet worden. Zwei Dinge sind es, die in dieser Vergleichung des thierischen und Pflanzenlebens besonders hervortreten, die *Natur der Stoffbildung* und *die Metamorphosenlehre* der Pflanze. Die grofse Mannigfaltigkeit der Stoffbildung im Pflanzenreich ist dem Menschen von jeher aufgefallen, weil die meisten Eigenschaften den Pflanzen, wodurch sie dem Menschen nützlich und schädlich werden, darauf beruhen; so dafs sogar die wissenschaftliche Pflanzenkenntnifs der alten Griechen und Römer einzig und allein in Kenntnifs der Eigenschaften und Stoffe der Pflanzen bestand, und eine Formenkenntnifs und Formenbeschreibung noch gar nicht existirte, daher denn auch die antike Eintheilung im Nahrungs- Gemüse- Gewürz- Gift- Pflanzen hieraus entstand. In der That wird die Stoffbildung der Pflanzen so wichtig, dafs das Ziel des botanischen Studiums der Aerzte meistens nur darauf gerichtet ist, während es im Thierreich mehr die organischen Formen und Erregungsverhältnisse sind, welche zunächst die Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen. Den Grund dieses verschiedenen Verhältnisses von Stoff- und Formbildung im Thierreich und im Pflanzenreich haben wir darin zu finden geglaubt, dafs die Kraft der organischen Erregung in dem Pflanzenreich noch auf niederer Stufe als im Thierreich sich befindet, wodurch die Verarbeitung der Nahrungsmittel bei den Pflanzen nicht zu der völligen Ueberwindung der Stoffqualität gelangt, wie bei den Thieren, und daher auf halbem Wege stehen bleibt; wobei sie denn nach so mancherlei Richtungen in neue Stoffzusammensetzun-

Digitized by Google

gen umschlägt. Die Pflanzen stehen in diesem Betracht zwischen den Krystallen und den Thieren mitten inne. Wie nämlich bei den Krystallen, ungeachtet aller Neigung zur organischen Gestaltung, doch die chemische Stoffbildung noch das Uebergewicht behält; dagegen im Thierreich der Stoff von der organischen Form vollkommen beherrscht und überwunden wird; so halten sich im Pflanzenreich Form und Stoff nur im Gleichgewicht mit einer grofsen Neigung der Formen zu krystallisiren und zu verholzen. Das Leben stirbt in der Formbildung bei den Krystallen; es überlebt die Formbildung bei den Pflanzen ohne das Rückschlagen in den Stoff verhüten zu können; während im Thierreich Form und Erregung ganz frei über den Stoff heraustreten. Das Leben stellt so einen Kampf von Form und Stoff auf drei verschiedenen Entwickelungsstufen dar. Daher kömmt es, dafs anstatt der Mannigfaltigkeit der Stoffbildungen bei einfacheren auf allgemeine Typen zurückführbaren Formen im Pflanzenreich, eine Mannigfaltigkeit von Erregungs- und Formverhältnissen, die sich zu immer neuen Gestalten entwickelen, im Thierreich heraustritt; wohin namentlich die Bildung der Centralorgane gehört, die bei den Pflanzen in allen Systemen fehlen; so dafs diese nur einen peripherischen Lebenskreis in allen Functionen, wie in der Cyklose, haben.

Der andere Punct, welcher sich hier darbietet, ist die *Metamorphose der Pflanzen* und deren Verhältnifs zur inneren Organisation. Die Pflanzenmetamorphose hat ihren Grund darin, dafs die Mannigfaltigkeit der äufseren Formen im Pflanzenreich im Grunde keine wirkliche, wie im Thierreich ist, sondern nur scheinbar; indem sie sich auf wenige Grundtypen zurückführen läfst, so dafs in allen äufseren Formverschiedenheiten dasselbe Grundgesetz der Bildung wiederkehrt. Es hat dies allen Beobachtern, welche die Metamorphose zum Gegenstand ihrer Betrachtungen gemacht haben, vorgeschwebt, ohne dafs es deutlich erkannt oder ausgesprochen worden wäre. Seit Linnée ist es im Wesentlichen Gegenstand der Metamorphosenlehre gewesen, die Umbildung der Pflanze in die Blumen zu zeigen, oder die Blüthentheile auf individuelle Pflanzentheile zurückzuführen. Man könnte die bisherige Metamorphosenlehre eine Theorie der Blumenbildung nennen. Linnée nahm an, die Blume sei eine vorgeeilte Entwickelung der Zweigknospen (Prolepsis). Goethe meint, dafs vielmehr eine Verfeinerung und Veredlung der Säfte beim Aufsteigen geschehe, wodurch diese Umbildung bewirkt werde. Indessen dürfen wir uns vorerst nicht damit begnügen, die Metamorphose der Pflanzen allein auf den Zweck der Blumenbildung zu beschränken, vielmehr zeigen sich in der Knollenbildung, der Zwiebelbildung, der Knospen- und Wurzelbildung, der Frucht- und Saamenbildung, so mancherlei von der Blumenbildung ganz unabhängige Metamorphosen, dafs der Begriff derselben viel weiter ausgedehnt werden mufs; und hierbei findet sich dann, dafs weder die von Linnée noch die von Goethe angenommene Ursache der Metamorphose uns befriedigt; dafs vielmehr in der Metamorphosenlehre eine viel umfassendere Auffassung des Pflanzenlebens im Ganzen nothwendig ist, wobei alles darauf ankommt die Einheit zu finden, aus der sich die gesammte Mannigfaltigkeit der äufseren Pflanzenformen sowohl in den Theilen des Individuums als der Blume und der Frucht entwickelt.

Anstatt einer solchen allgemeineren Auffassung ist man aber in neuerer Zeit vielmehr dabei stehen geblieben, die äufseren Theile der individuellen Pflanze: Wurzel, Stengel, Blatt als selbstständig verschiedene, mit eigenthümlichen Functionen begabte, Organe der Pflanze zu betrachten, so dafs z. B. die Wurzel als Einsaugungs- und Assimilationsorgan, der Stengel als Ernährungsorgan, das Blatt als das Athmungsorgan der Pflanze betrachtet worden sind; wogegen die inneren Organe, anstatt in ihren grofsen natürlichen Differenzen unterschieden zu werden, vielmehr als Metamorphosen eines Grundtypus ohne functionelle Verschiedenheit betrachtet worden sind. Man hat also da, wo wirkliche Metamorphose Statt findet, bei Theilen, die nichts als Formveränderungen desselben Grundtypus sind, functionelle wesentliche Verschiedenheit; hingegen da, wo wirkliche und wesentliche functionelle Verschiedenheit Statt findet, eine blofse Formumwandlung und Metamorphose angenommen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 64.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1843.

Die Cyklose des Lebenssaftes in den Pflanzen von Dr. C. H. Schultz.

(Fortsetzung.)

Die Widersprüche, welche hierdurch entstehen mufsten, machen eine naturgemäfse Einsicht in die vegetativen Grundfunctionen der Pflanze unmöglich, und niemals konnten daher die Functionen der Pflanze auf ihre entsprechenden Organe gehörig bezogen werden; weil Organe, die sich beständig metamorphosiren, nicht feste gleichbleibende Functionen ausüben können. Die Bestimmung der wahren inneren Organe der Pflanze und die Deutung ihrer Functionen, die niemals einer solchen Metamorphose unterworfen sind, wie die äufseren Pflanzentheile, macht daher einen Hauptvorwurf der Untersuchung des ersten Theils des gegenwärtigen Werkes aus, weil erst mit der Bestimmung der Functionen überhaupt die Function der Cyklose in das rechte Licht gestellt werden konnte. Das Verhältnifs der Metamorphose zu den Grundfunctionen der Pflanze war hier vor allen Dingen festzustellen, wobei denn die Auflösung der vorhandenen Widersprüche nicht ohne grofse Schwierigkeiten blieb.

Diese Auflösung haben wir dadurch zu geben versucht, dafs wir zuerst: *innere Organe* und *äufsere Glieder* an der Pflanze unterschieden haben, von denen nur die letzteren einer Metamorphose unterworfen sind. Zu den äufseren *Gliedern* aber gehören die bisher als *Organe* betrachteten Theile: Wurzel, Stengel, Blätter. Diese Theile bilden sich sämmtlich in einander um, und keins von ihnen hat eine allgemeine bestimmte Function, *vielmehr finden sich alle Functionen der Pflanze in jedem dieser Theile vereinigt* wieder. Der Grund hiervon liegt darin, dafs in allen diesen Theilen dieselbe Gliederbildung sich in so mancherlei metamorphosirenden Formen unendlich wiederholt, *und dafs die ganze Pflanze überhaupt nichts ist, als eine solche ewige Wiederholung von Zweig und Wurzelgliedern.* Hierin liegt nun zugleich der wesentliche Unterschied der Pflanzengestalt vom Thier. Was wir eine Pflanze nennen, ist nicht ein untheilbares Ganze, wie ein Thier, sondern aus lauter identischen Gliedern zusammengesetzt, von denen jedes dem Ganzen wieder gleich ist, so dafs das ganze Pflanzenleben und alle seine Functionen sich in jedem Blatt, in jedem Zweig- und Wurzelstück wiederholt. Daher denn Blätter, Wurzeln, Stengelstücke auch als Stecklinge zur Fortpflanzung benutzt werden können, indem sie das Ganze immer wieder aus sich reproduciren. Hiermit ist nun ersichtlich, wie solche, die ganze Pflanzentotalität wiederholende Glieder nicht, wie es gewöhnlich geschieht, als Organe der Pflanze, wie z. B. Gefäfse, Nerven, Drüsen Organe der Thiere sind, betrachtet werden können, und andererseits wie die bisherige Metamorphosenlehre unvereinbar mit der Physiologie der Functionen hat bleiben müssen, weshalb die Metamorphose aus ganz anderen Gesichtspuncten, als bisher geschehen, aufgefafst werden mufste.

Wir haben bereits gesehen, dafs die Metamorphose der Pflanzen nicht blofs in der Blumenbildung thätig ist, sondern durch alle Glieder der ganzen individuellen Pflanze durchgreift, ihr wahrer Grund also in etwas ganz anderem, als wie von Linnée und Goethe angenommen wurde, gesucht werden mufs. Es ist nämlich nicht die ganze Pflanze, welche sich metamorphosirt, wie etwa die Insecten in dem Larven- und Puppenzustande, sondern was einmal an der Pflanze gebildet ist, bleibt wie es ist, und nur die beim Wachsthum der Pflanze sich ewig wiederholenden neuen Glieder ändern in der Reihe der früheren oder späteren Entwickelung ihre Formen, wobei entweder die Blätter sich vergröfsern, sich verkleinern oder schwinden; oder die Stengel fleischig oder trocken werden; oder die Knospen sich in Knollen, in Zwiebeln umbilden u. s. w. Es ist

Digitized by Google

also die Pflanzenmetamorphose nichts anders, als dafs in der immer wiederholten Zeugung neuer Glieder aus den alten die neuen von den alten abweichende Formen annehmen. Das Gesetz, was also die Metamorphose möglich macht und regiert, ist das *Gesetz der Wiederholung der Pflanzengliederung*, wodurch die Pflanze wächst. Das ganze Pflanzenwachsthum ist ein fortgesetzter Zeugungsprocefs neuer Pflanzen, die mit dem Stamm blofs verbunden bleiben, und als Theile desselben erscheinen. In diesem unendlichen Sichselbstwiederholen liegt der Quell des Reichthums und der Pracht im Pflanzenreich, welche sich in einem vielleicht mit Millionen von Blättern und Zweigen, von denen eins dem anderen und alle dem Ganzen gleich sind, bedeckten Baum zeigt. Die sich wiederholenden Glieder ändern ihre äufseren Formen, behalten aber ihr inneres Wesen bei, und behalten die Kraft sich in immer neue Gestalten zu verjüngen. Die *Metamorphose der Pflanzen ist also nur durch das Gesetz der Wiederholung möglich geworden;* ein Gesetz, das von der gröfsten Wichtigkeit für die Erkenntnifs der Natur des Pflanzenlebens ist. Wir werden künftig, um eine so wichtige Erscheinung mit einem besonderen Namen festzuhalten, den Act der Wiederholung im Pflanzenwachsthum mit dem Namen: *Anaphytosis* belegen, und können nun aussprechen, dafs die Anaphytose den wahren Grund der Pflanzenmetamorphose enthält.

Nachdem wir nun die Bedeutung der äufseren Pflanzenglieder und deren Metamorphosen kennen gelernt, haben wir eine nähere Bestimmung der inneren Pflanzenorgane und deren Functionen zu geben versucht. Wir unterscheiden auf Grund unserer Untersuchungen drei Systeme von inneren Organen und Functionen: das Spiralgefäfssystem mit der Function der Assimilation; das Lebenssaftgefäfssystem mit der Function der Cyklose; das Zellensystem mit der Function der Bildungen. Die gegenseitige Anordnung und Lage dieser drei organischen Systeme hat uns Gelegenheit zur Unterscheidung zweier natürlicher Pflanzenabtheilungen gegeben, die wir Synorgana und Dichorgana nennen. Bei den ersteren bleiben beiderlei Gefäfssysteme in Bündel vereinigt (daher Verbundenorganige), welche von Zellenscheiden umschlossen sind; bei den letzteren trennen sich die beiderlei Gefäfse aus den ursprünglichen Bündeln und die Lebenssaftgefäfse bilden die Grundlage einer Rinde, die Spiralgefäfse die Grundlage des Holzkörpers; daher: Getrenntorganige (Dichorgana). In beiden Abtheilungen finden sich aber die drei Systeme von inneren Organen in allen äufseren Gliedern der Pflanze wieder, und geben jedem die Kraft alle Functionen auszuüben. Die Verschiedenheit der Functionen dieser 3 Theile in Beziehung auf das Ganze beruht allein darauf, dafs eine oder die andere Function in den äufseren Theilen gegen die übrigen hervor- oder zurücktritt, so dafs z. E. in den Wurzeln die Spiralgefäfsfunction hervortritt, wogegen sie in den Blättern zurücktritt u. s. w., woraus sich denn die Verschiedenheit der Lebenserscheinungen dieser Theile erklärt. Bei den dichorganischen Pflanzen tritt die relative Selbstständigkeit der beiderlei Gefäfsfunctionen der Pflanze in den Erscheinungen des Holz- und Rindenlebens deutlicher hervor, so dafs sich hier im Grofsen und Ganzen diese Functionen in ihrer verschiedenen Wirksamkeit schon unterscheiden lassen.

Aufser den Verhältnissen im Ganzen behandelt der erste Theil des Werks noch in einem zweiten Abschnitt die früheren Ansichten über Circulation und Saftbewegung in den Pflanzen. Allen diesen Ansichten liegt gemeinsam die *Hypothese vom Aufsteigen und Absteigen des Saftes* zu Grunde, eine Hypothese, zu der jedoch nur die dichorganischen Bäume das Vorbild lieferten und die auf andere Pflanzen nicht pafst. Sie ist zuerst von Malpighi in der Art vorgetragen worden, dafs er ein Auf- und Absteigen in denselben Gefäfsen annahm. Wir haben gezeigt, dafs M. noch nicht die Vorstellung von dem Aufsteigen im Holze und dem Absteigen in der Rinde hatte, wie man nach Kieser geglaubt hat. Vielmehr waren bei M. Holz und Rinde identische Theile, in denen beiden zugleich das Aufsteigen und Absteigen Statt finden sollte. Grew stellte sich vor, der Saft steige in Holz und Rinde zu verschiedenen Zeiten auf, des Frühlings im Holze, während des Sommers in der Rinde. Grew, wie Malpighi, nahmen eine Art von Circulation des Saftes durch Holz und Rinde an, wobei die Markstrahlen mitwirken sollten und zwar durch Fermentation des zu verarbeitenden Saftes. Diese Hypothese wurde weiter ausgebildet von Major und zwar nach den Erscheinungen des Ausfliefsens des Milchsaftes aus verwundeten milchenden Pflanzen, wie denn auch Perrault die Noth-

Digitized by Google

wendigkeit einer Circulation zu beweisen suchte, ohne jedoch etwas anderes als Vermuthungen darüber aufstellen zu können.

Ein wichtiger Schritt geschah durch de la Baisse im Jahr 1733, welcher nach Magnol durch Versuche über die Einsaugung gefärbter Flüssigkeiten zeigte, dafs der Saft nur im Holze und nie in der Rinde *aufsteige*, wohl aber in der Rinde wieder *abzusteigen* scheine. Er nahm daher eine wirkliche Circulation an, die so zu Stande komme, dafs der im Holz aufgestiegene Saft durch die Blätter in die Rinde übergehe, hier absteige und von den Wurzelspitzen wieder aufsteige. Holz und Rinde wurden ihm ein untrennbares Ganze in dieser Function. Parent und Mariotte sind diesen Ansichten gefolgt.

Durch Reichel und Duhamel erfuhr man im Jahr 1758, dafs es nur die Spiralgefäfse des Holzes seien, welche die gefärbten Flüssigkeiten leiten, zugleich aber lernte man durch Hales Versuche kennen, dafs keine Circulation, wie man sie angenommen, Statt finden könne, weil der Saft selbst in den thränenden Bäumen Erscheinungen des Aufsteigens und Absteigens zugleich zeige. Doch blieb die Ansicht von dem Absteigen in der Rinde vorwaltend, ungeachtet die Erscheinungen, welche man dafür anführte: das Ausfliefsen der Balsame, der Milchsäfte, des Gummi, die Bildung der Wülste an den Rindenringen, der Sache keinesweges günstig sein konnten.

Das beständige Streben, ein Absteigen des Saftes in der Rinde zu beweisen, führte später zu der Verwechselung des Cambiums, einer embryonischen Bildung, die sich zwischen Holz und Rinde ablagert, mit dem hypothetischen absteigenden Saft, die sich nach Senebier bis auf die neueste Zeit erhalten hat, in unserem Werk über die Natur der lebendigen Pflanze aber hinreichend widerlegt ist.

Die neueren Pflanzenphysiologen Cotta, Knight, Treviranus, Decandolle folgten im Allgemeinen noch immer den Ansichten Duhamels, und die Lehre vom Aufsteigen und Absteigen des Saftes befestigte sich wieder mehr als zu Hales Zeiten, ohne dafs man wesentlich andere Beweise dafür vorbringen konnte, und ungeachtet man immer bestimmter einsehen mufste, dafs die Bildung von Wülsten an geringelten Bäumen, die man dem absteigenden Saft in der Rinde zuschrieb, eben so gut an den unteren wie an den oberen Wundrändern sich bilden.

Wir haben ausführlich gezeigt (S. 70—90) wie die ganze Hypothese vom Aufsteigen und Absteigen des Saftes mit allen ihren Modificationen vollkommen irrthümlich ist, und auch den Erscheinungen des Fortlebens getrennter Pflanzentheile völlig widerspricht. Es giebt bei der Einsaugung des Holzsafts vielmehr nur eine Füllung der Gefäfse mit dem Saft, wobei, je nachdem die Einsaugung durch die Wurzeln oder die Zweige geschieht, mehr ein Aufsteigen oder ein Absteigen im Holze selbst sich zeigt, das auch an dem Ausfliefsen des Holzsaftes bemerklich ist. Es giebt ferner keine Beobachtung, die ein directes Ueberfliefsen des Holzsaftes in die Rinde zeigte, vielmehr sind die Säfte der Rinde von denen des Holzes so sehr verschieden, dafs ein unmittelbarer Uebergang beider in einander damit unvereinbar ist.

Vielmehr zeigen vorurtheilsfreie Beobachtungen nichts weiter, als dafs das Holz Organ der Einsaugung überhaupt ist, und dafs in der Rinde verschiedenartige Säfte vorhanden sind, von denen der organisirte Lebenssaft nach allen Seiten und Richtungen sich bewegt; dafs aber diese Bewegung von der Bewegung des Holzsaftes ganz unabhängig ist.

Der zweite Theil des Werkes handelt vom *System der Cyklose* im Besonderen. Der erste Abschnitt desselben führt die Ueberschrift: Schicksale der Entdeckung. Im zweiten Abschnitt wird von *dem Lebenssafte* (latex plantarum) gehandelt. Die Resultate einer grofsen Anzahl eigener Untersuchungen über diesen Saft fassen wir hier in folgenden Bemerkungen zusammen. Von allen anderen Flüssigkeiten der Pflanze unterscheidet sich der Lebenssaft durch seine Kügelchenbildung und Gerinnbarkeit, durch welche Eigenschaften er mit dem Blute der Thiere Aehnlichkeit erhält. Bei vielen Pflanzen erscheint er als Milchsaft, während er bei anderen ohne auffallende Farbe ist, doch finden sich zwischen diesen und den Milchsäften alle nur möglichen Uebergangsstufen. Dieser Saft findet sich in den Lebenssaftgefäfsen aller Pflanzen, welche diese Gefäfse besitzen. Ohne die Organisation der Milchsäfte zu kennen, hielt man früher dafür, dafs sie nur einzelnen Pflanzen eigenthümlich seien, und verglich sie mit anderen flüssigen Producten der Pflanze, die gar keine

Digitized by Google

innere Organisation zeigen, wie die Balsame, ätherischen Oele, so dafs man allen diesen so ganz verschiedenen Flüssigkeiten den Namen: eigenthümlicher Saft (Succus proprius) gab; ein Name, der durch die jetzige genauere Kenntnifs der Säfte alle Bedeutung verloren hat.

Der Grund der Milchfarbe des Lebenssaftes liegt in der Bildung der darin befindlichen Kügelchen. Je mehr nämlich die Menge der Kügelchen zunimmt und je kleiner diese dabei werden, desto mehr tritt die milchige Trübung des Saftes hervor, wogegen eine geringere Kügelchenmenge von gröfserer Beschaffenheit den Saft nur wenig trübt, ohne dafs er völlig milchig würde. Auf dem Verhältnifs der Menge und Gröfse der Kügelchen beruhen also die Uebergänge des milchigen in den nicht milchigen Lebenssaft. Daher ändert sich auch die Farbe dieses Saftes in den jüngeren und älteren Trieben der Pflanze. Die jungen Feigenbaumschöfslinge milchen daher wenig oder gar nicht, die älteren sehr stark. Langsamere Vegetation mindert die Kügelchenbildung und die Milchfarbe des Lebenssaftes; daher milchen viele Tropenpflanzen nur in den Tropengegenden, bei uns gar nicht, wie z. B. die Cacteen, viele Cucurbitaceen.

Die Form, Gröfse und Entwickelungsgeschichte der Lebenssaftkügelchen, ist aus einer grofsen Anzahl von Pflanzen untersucht und in dem Werke beschrieben worden; von den merkwürdigsten Formen sind Abbildungen auf Tab. XXXI. XXXII. gegeben worden. Die gröfsten bekannten Kügelchen finden sich in dem nicht milchigen Lebenssaft von Musa paradisiaca; am nächsten an Gröfse kommen diesen diejenigen des schwach milchigen Saftes der Sambucus-Arten. In gröfster Menge, aber kleiner, finden sich die Kügelchen bei Feigenbäumen, deren vergleichende Untersuchung in der Milch des sogenannten Kuhbaums, die wir frisch aus Caraccas erhielten, von allgemeinerem Interesse sein möchte; ferner in den Sapoteen, Liliaceen, Doldenpflanzen. Die Kügelchen schwimmen in einer durchscheinenden Flüssigkeit, die wir Saftplasma nennen. Das Saftplasma ist das Gerinnbare in dem Lebenssaft. Durch die Gerinnbarkeit der Lebenssäfte ist der Gehalt an *Elastin* bedingt, einer elastischen Substanz, welche die Grundlage in dem käuflichen Kautschuk oder Gummi elasticum ist, welches ein Gemenge von Elastin mit mehr oder weniger Saftkügelchen darstellt. Elastin findet sich in allen, auch den nicht milchigen Lebenssäften, z. E. der Sambucus-Arten, der Musa-Arten, oft in grofser Menge. Wir haben die Abscheidungsarten in der Schrift näher dargestellt. Das Elastin stellt den vegetabilischen Faserstoff dar.

Aufser dem Elastin finden sich in dem Saftplasma noch Zucker und Gummi aufgelöst, und die bei verschiedenen Pflanzen verschiedenen Salze. Alle Lebenssäfte sind sauer. Die Säure selbst ist sehr verschieden bei verschiedenen Pflanzen; bei einigen Essigsäure, bei anderen Weinsäure, manche enthalten Gerbsäure, welche das Messer beim Durchschneiden schwärzt.

Ein merkwürdiger chemischer Bestandtheil findet sich in den Kügelchen. Wir haben ihn Wachsfett oder Saftfett genannt, eine Substanz, die zwischen den Fetten, den Harzen und dem Wachs in der Mitte steht und bei verschiedenen Pflanzen bald für das eine, bald für das andere gehalten worden ist. Aus der Kuhbaummilch benutzt man diese Substanz zur Kerzenbereitung. Ein Gemenge des Saftfettes mit Kügelchen hat man früher Galactin genannt. Der Analogie nach ist anzunehmen, dafs das Wachsfett der Lebenssaftkügelchen das Fett der Lymphkügelchen der Thiere repräsentirt, und dafs also aus der Verarbeitung dieser Substanz die plastischen Bestandtheile des Lebenssaftes sich entwickelen.

Die Bildungsgeschichte des Lebenssaftes aus dem Holzsafte haben wir durch eine Reihe von Untersuchungen ausführlich verfolgt. Der rohe Holzsaft enthält hauptsächlich oxydirte Stoffe: Kohlensäure (bei einigen auch Gallussäure, die der Kohlensäure sehr analog ist), Essigsäure, eine geringe Menge Ammoniak, vorzüglich aber Gummi und Zucker. Ursprünglich ist blofs Gummi vorhanden, dieser bildet sich dann in Traubenzucker um, so dafs der Gummigehalt dabei abnimmt; der Traubenzucker endlich in Rohrzucker.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 65.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1843.

Die Cyklose des Lebenssaftes in den Pflanzen von Dr. C. H. Schultz.

(Fortsetzung.)

Manche Pflanzen bilden überhaupt wenig Zucker, ihre Holzsäfte werden daher nicht recht süfs, wie beim Wein, den Weifs- und Rothbuchen; andere bilden zwar Zucker, aber keinen Rohrzucker, blofs Traubenzucker, wie die Birken, deren Holzsaft daher beim Einkochen nur einen unkrystallisirbaren Syrup giebt; während bei noch anderen, wie bei den Ahornbäumen, sich viel Rohrzucker bildet, der aber immer noch mit Gummi und etwas Traubenzucker vermengt ist, daher schwer zu reinigen. Die Auflösung von Gummi, Zucker und Säuren bildet nun die Grundflüssigkeit des Lebenssaftes, in welche sich die Kügelchen hineinbilden und worin sich das Elastin entwickelt. Man kann daher mancherlei Uebergangsstufen in der Beschaffenheit der Lebenssäfte vieler Pflanzen zum Holzsaft unterscheiden, wie denn besonders die nicht milchigen Lebenssäfte vieler Pflanzen den Holzsäften noch mehr ähnlich sind; Uebergänge die wir auch zwischen Lymphe und Blut im Thierreich sehen.

Der dritte Abschnitt des zweiten Theils ist der Darstellung der *Lebenssaftgefäfse* gewidmet. Ein grofser Theil des Materials, worauf diese Arbeit beruht, ist von uns bereits in der französischen Preisschrift: sur la circulation et les vaisseaux laticiferes dans les Plantes. Avec 23 planches. Paris 1839. mitgetheilt und wir haben daher hier nur die späteren und ergänzenden Beobachtungen, besonders in Betreff der Entwickelungsgeschichte, nachgetragen, das Ganze dann aber zu einem vollständigen Bilde dieses Gefäfssystems zusammengestellt. Durch dreierlei Eigenschaften zeichnen sich die Lebenssaftgefäfse von den übrigen inneren Organen der Pflanze aus: das grofse Contractions- und Expansionsvermögen, (Irritabilität) die ganz gleichförmigen, glasartig durchscheinenden Wandungen, und die netzförmigen Anastomosen, besonders auf den früheren Entwickelungsstufen.

Die *durchscheinenden Wände und das grofse Contractionsvermögen* bedingen die grofsen Schwierigkeiten in der Untersuchung dieser Gefäfse, die sich besonders nach dem Ausfliefsen des Saftes in verletzten lebenden Theilen zwischen den Zellen so verstecken, dafs sie ganz unscheinbar werden und so oft vergebens gesucht worden sind. Die Maceration der Pflanzentheile in Wasser, bietet daher ein leichteres Mittel ihrer Auffindung, weil dabei die Gefäfse nicht nur aus ihrem Zusammenhang mit den Umgebungen sich lösen, sondern vorzüglich die Contractilität durch Absterben verloren geht, so dafs sie nun den Saft bei Verletzungen nicht mehr entleeren können, sondern in sich behalten müssen, wodurch sie dann sehr leicht sichtbar werden, weil der Saft, besonders nach seiner Gerinnung, als eine dunkle körnige Masse im Innern erscheint, welche den Verlauf der Gefäfse überall bezeichnet. Wir haben daher sehr viele, ja die meisten, Abbildungen dieser Gefäfse nach macerirten Präparaten gegeben. Doch werden sie auch in fleischigen reifen Früchten, ferner in älteren fleischigen Rinden leicht bemerkbar, und wo der Lebenssaft Gallussäure enthält, wie bei den Musaceen, darf man die frischen Pflanzentheile nur in eine verdünnte Solution von Eisenvitriol legen, um sie bald schwarz durchscheinen zu sehen.

Die *Gefäfsnetze* bilden in den Rinden vieler Pflanzen breite bandartige Schichten, wie ein Fischernetz, mit langen Maschen; in den Bündeln sind sie nach allen Dimensionen übereinandergeschichtet und müssen hier künstlich ausgebreitet werden, um sie zu sehen. Wir können uns der Beschreibung ihrer Formen überheben, da die vielen von uns, auf den dem Werke beigefügten Tafeln, gegebenen Abbildungen das beste Bild davon geben werden.

Die glasartig durchsichtigen Wandungen der Le-

Digitized by Google

benssaftgefäfse, sind an den jüngeren Formen sehr zart und werden oft nur durch den zähen Saftinhalt, der körnig durchscheint, im Zusammenhang erhalten. In älteren Pflanzentheilen, besonders den fleischig bleibenden Rinden der Euphorbiaceen, werden die Wandungen aber sehr dick und stark, so dafs die Gefäfse hier an frischen Pflanzentheilen auspräparirt werden können.

Auf dem *Querdurchschnitt* zeigen diese Gefäfse sehr verschiedene Formen. Die jüngeren sind gewöhnlich bis zum Verschliefsen des Lumens contrahirt, die älteren stehen offen und zeigen ihre dicken Wände oft durch doppelte Contouren. Die Form des Querdurchschnitts ist nicht immer rund, oft eckig. Die Gröfse variirt nach dem Alter und bei verschiedenen Pflanzen sehr; die älteren, bei Sambucus z. E., sind mit blofsen Augen zu sehen und messen ohngefähr $\frac{1}{14}$—$\frac{1}{16}$ Linie; die kleineren Formen haben im Mittel $\frac{1}{500}$ Linie, die feinsten kaum $\frac{1}{1000}$ Linie. Pflanzen mit grofsen Lebenssaftkügelchen z. E. Musa, Sambucus haben auch gröfsere Gefäfse. Genaue Messungen vieler Formen sind in dem Werk angegeben.

Verzweigungen der Gefäfse finden sich zwar; sie sind aber nicht baumförmig mit freien Enden, sondern nur so, dafs die stärkeren Netze in feinere übergehen, daher denn oft kleinere und gröfsere Schichten übereinanderliegen.

Wichtig sind die *Altersverschiedenheiten und Entwickelungsstufen* der Lebenssaftgefäfse, weil sich der Zustand der ganzen äufseren Pflanzengliederung darin abspiegelt. Wir haben drei Entwickelungsstufen unterschieden. 1. Die contrahirte Form hat den wesentlichen Charakter, dafs die Gefäfse der ganzen Länge nach contrahirt, also sehr fein sind; aber einzelne expandirte, verdickte, Stellen zeigen. Sie finden sich in den zarteren jugendlichen Theilen, und bilden feine Netze. 2. Die expandirte Form ist dadurch charakterisirt, dafs die Gefäfse in der ganzen Ausdehnung erweitert sind, aber einzelne contrahirte Stellen, in Form von Einschnürungen, haben. Sie finden sich in den ausgebildeten, aber noch frisch und kräftig fortwachsenden, Theilen, und sind meist strotzend mit Lebenssaft erfüllt, den sie nicht mehr so leicht austreiben, wie die contrahirte Form. Die Netze zeigen weitere Maschen, der Verlauf ist mehr oder weniger geschlängelt. Viele Modificationen dieser Formen haben wir abgebildet. 3. Die articulirte Form zeichnet sich dadurch aus, dafs die Contractionen und Expansionen der früheren Entwicklungsstufen hier an bestimmten Stellen permanent geworden sind, wodurch sich die Gefäfse an den eingeschnürten Stellen in Glieder auseinander lösen lassen. Die Anastomosen und Netze obliteriren meist ganz. Der Saft zieht sich oft ganz heraus. Dies sind Gefäfse der älteren verholzenden Pflanzenglieder und Schichten. Die äufsere Gliederung der Pflanze wiederholt sich darin. Die getrennten Glieder sehen oft ganz zellenähnlich aus, unterscheiden sich aber von Zellen durch Oeffnungen an den eingeschnürten Stellen der Glieder, wodurch deren Höle in der Gliederreihe fortläuft.

Man sieht hieraus, dafs die Lebenssaftgefäfse sich nicht, wie man von Gefäfsen überhaupt neuerlich wieder anzunehmen geneigt war, durch Verlängerung und Einmündung von Zellenreihen in einander bilden, sondern dafs vielmehr eine zellenähnliche Form erst das Ende der Entwickelung derselben ist. Die *Lage der Lebenssaftgefäfse* in den Gefäfsbündeln und den Gefäfsschichten bildet einen der umfangreichsten und schwierigsten Theile der Untersuchung. Die höhere und niedere Entwickelungsstufe der Pflanzen überhaupt hängt damit zusammen, indem durch die gegenseitige Stellung der Spiralgefäfse und der Lebenssaftgefäfse die Natur den stufenweis zu höherer Einheit entwickelten Bau der Pflanzen hervorbringt. Zunächst geht aus der Untersuchung hervor, dafs die Gefäfsbündel der Pflanzen nicht blofs einfach aus Spiralgefäfsen gebildet, sondern überall aus Lebenssaftgefäfsen und Spiralgefäfsen *zusammengesetzt* sind. Bei der feineren Vertheilung der Gefäfsbündel in den blattartigen Gebilden zeigt sich aber der Unterschied, dafs die Spiralgefäfse niemals einzeln ohne Lebenssaftgefäfse verlaufen; dagegen aber die Lebenssaftgefäfse sich zuletzt einzeln verlaufend im Zellengewebe ausbreiten. Durch die in den Bündeln enthaltenen Lebenssaftgefäfse wird daher die Bündelorganisation überhaupt bestimmt, die Lebenssaftgefäfse sind das regierende in der Bündelbildung, und die verschiedenen Typen in dem Verhalten des Gefäfssystems der Cyklose bedingen daher die gesammten innern Organisationsveränderungen in den grofsen Pflanzenabtheilungen und deren Entwickelungsstufen; wie andererseits im Thierreich es das Nervensystem ist, von dessen

Digitized by Google

Beschaffenheit die gesammten Organisationstypen abhängen. Im Thierreich bilden die animalen Functionen die Spitze der Organisation, nach welcher sich die Verhältnisse der übrigen Organe richten. In den Pflanzen, wo nur vegetative Functionen vorkommen, stellt sich das Circulationssystem an die Spitze der Entwickelung des Ganzen, und vertritt in diesem Betracht hier das Nervensystem der Thiere. Daher concentrirt sich auch das irritable Leben der Pflanze vorzüglich in dem Lebenssaftgefäfssystem, und nur durch dessen Vermittelung finden wir die irritablen Lebenserscheinungen der Pflanzen (den höchsten Ausdruck des Pflanzenlebens, Bewegung überhaupt) ausgebildet. Daher ändern sich mit den Typen der Organisation des Systems der Cyklose auch die Typen der Pflanzenorganisation überhaupt, und diese ist hauptsächlich in der Organisation der Gefäfsbündel ausgeprägt. Wir haben dieser Organisation daher eine besondere Aufmerksamkeit zu widmen.

Wir haben in Betreff der Lage beider Gefäfssysteme die *synorganischen* und die *dichorganischen* Bündel unterschieden. In den synorganischen Bündeln sind die Lebenssaftgefäfse mit den Spiralgefäfsen so fest vereinigt eingeschlossen, dafs eine Sonderung beider Parthieen unmöglich ist. Vielmehr nimmt mit dem *Alter* der Pflanze und dem Gröfserwerden der Bündel die *Festigkeit* der Verbindung zu. Dies wird durch eine zellige, die Bündel umgebende, Scheide bewirkt, die ich *Bündelscheide* genannt habe, deren Zellen sehr dickwandig und hart werden und den sogenannten Bast bilden. Die Bündel bleiben daher unter sich durch die Scheiden immer gesondert; können niemals unter einander verwachsen, daher denn der Stamm der synorganischen Pflanzen, selbst der baumartigen Palmen nicht, niemals festes Holz bilden kann, sondern immer eine in Fasern spaltbare Structur behält. Dies alles verhält sich bei den *dichorganischen Bündeln* ganz entgegengesetzt. Hier sind keine Bündelscheiden, sondern beide Gefäfssysteme liegen frei nebeneinander und die Bündelscheide hat sich hier nach der Peripherie der Bündel hin als Bündeldecke zurückgezogen. Die Gefäfsbündel ordnen sich demgemäfs alle in einen Kreis und beide Gefäfsparthieen derselben verwachsen seitlich zuletzt zu einem Ring, der dann Rinden- und Markzellgewebe von einander scheidet. Der Ring der Lebenssaftgefäfse bildet nun nach Aufsen die Grundlage der Rinde; der Ring der Spiralgefäfse bildet nach Innen die Grundlage des Holzkörpers. Dadurch entsteht nun die höhere Einheit der Organisation des Ganzen, dafs alle Lebenssaftgefäfse des ganzen Stammes sich in der Rinde, alle Spiralgefäfse sich zu *einem* Holzkörper vereinigen. In welchen verschiedenen Abänderungen dies geschieht, haben wir durch viele Abbildungen erläutert.

Die Entwickelung der Lebenssaftgefäfsringe oder Schichten in der mehrjährigen Rinde der Bäume haben wir durch stufenweise Verfolgung des Wachsthums bei dem Weinstock, der Linde und der Birke verfolgt, und daran weitere Bemerkungen über die Rindenentwickelung überhaupt geknüpft. Wir heben nur hervor, dafs es 1) Pflanzen giebt, die jährlich eine Gefäfsschicht der Rinde und eine Gefäfsschicht im Holze bilden, wie z. B. die Weide; 2) Pflanzen, die bei *einer* Holzschicht jährlich *mehrere* Rindenschichten bilden, wie der Weinstock, die Linde; 3) Pflanzen, die mehrere Holzschichten und nur *eine* Gefäfsschicht in der Rinde bilden, wie der Hopfen. Eben so verschiedenartig ist die Art des Absterbens und Abwerfens der Rinde. Bei den meisten Pflanzen werden die ganzen Gefäfsrindenschichten abgeworfen, nachdem sie in der Reihe der Entwickelung abgestorben sind. Bei anderen stirbt die Gefäfsrinde bis zum hohen Alter gar nicht ab, sondern gestattet immer einen frischen Durchzug der Lebenssaftgefäfse nach der Epidermis, die sich in massenhaften Schichtenproductionen entwickelt, wie dies bei der Blätterrinde der Birke und bei den korkbildenden Bäumen geschieht. Wir können diesem Gegenstand hier nicht weiter nachgehen, und verweisen auf die Schrift.

Der vierte und letzte Abschnitt handelt *von der Cyklose* selbst, d. i. von der Bewegung des Lebenssaftes in den Gefäfsen, deren Entdeckung zu der Untersuchung des Gefäfssystems geführt hat. Hatten wir bei dem Studium des Gefäfssystems eine beschwerliche anatomische Untersuchung; so bietet sich hier vielmehr eine durch ihre Schönheit anziehende Bewegung dar, welche zugleich als Quell der meisten Lebensproductionen unsere Theilnahme erregt. Wir sehen hier ein inneres Leben und Treiben, von dem wir bei der äufseren Ruhe der Pflanze keine Ahnung hatten, vor uns. Vorerst haben wir indessen auch hier wieder den Berg der schwierigen Beobachtung zu übersteigen, über den uns jedoch die besseren Pfade ganz gemäch-

Digitized by Google

lich führen können. Die grofse Selbstständigkeit und Unabhängigkeit der Lebensthätigkeit in den einzelnen Pflanzentheilen macht die Beobachtung dieser Bewegung auch in abgetrennten Pflanzenstücken möglich, wenn sie nur die zur mikroskopischen Beobachtung nöthige Durchsichtigkeit besitzen. Alles kommt darauf an, durchsichtige Parthieen von lebenskräftigen Pflanzen zu erhalten. Theile, die mit dickem grünem Zellgewebe angefüllt sind, eignen sich weniger, als solche mit farblosem Parenchym. Die grofsen Nebenblätter des Ficus elastica, welche jedes vorbrechende Blatt der Knospe umschliefsen, eignen sich vor allen vorzüglich zur leichten Beobachtung, weil ihr Zellgewebe durchsichtig und locker ist und das Blatt sich der Länge und Breite nach leicht in zwei ganz durchsichtige Platten auseinanderziehen läfst, worin die Cyklose noch lange zu sehen ist. Man sollte Ficus elastica blofs zu dem Zweck die Cyklose zu beobachten cultiviren. Dünne Blätter, wie die vom Schöllkraut, lassen auch die Bewegung durchscheinen; die durchscheinenden Blumenblätter und Kelchblätter des Mohns, die Kelchblätter von Sagittaria und Alisma, die Spreublätter der Cichoraceen eignen sich zu der unmittelbaren Untersuchung. Rindenschichten, Blattstiele, Stengel mufs man in mit den Gefäfsbündeln parallele Lamellen spalten.

Man sieht im Allgemeinen einen Säftelauf, dessen Bahn durch die Gefäfsnetze vorgezeichnet ist, und wobei die Stärke der Ströme den Entwickelungsstufen der Gefäfse angemessen ist. Da sich die Maschen der Gefäfsnetze meist in die Länge ziehen, so sieht man gewöhnlich zwei nebeneinanderliegende Ströme sich in entgegengesetzter, auf und absteigender Richtung bewegen; allein diese Richtung wird durch die Anastomosen bald wieder unterbrochen und der absteigende Strom kehrt ganz oder theilweise in einen aufsteigenden, der aufsteigende eben so in einen absteigenden wieder um. Niemals ist ein ununterbrochenes Aufsteigen oder Absteigen eines Stromes von der Spitze eines Triebes zur Wurzel und umgekehrt, ja die Unterbrechungen finden sich schon in den Zwischengliedern, den Blättern und blattartigen Theilen überall sehr zahlreich. Es entstehen auf diese Art viele, unter sich selbst gleiche, Stromkreise, die durch die Anastomosen zu einem allgemeinen Stromnetz zusammenhängen. Dieses Stromnetz ist in den Gefäfsbündeln und Schichten, in den Blättern und blattartigen Theilen, ferner im Zellgewebe der markigen Theile von etwas verschiedener Form, die von der Lage und Verbreitung der Gefäfse bedingt ist. Die Strömung in den Bündeln und Schichten haben wir wegen der gedrängten Vereinigung vieler Gefäfse: *den Heerd der Cyklose* genannt. Merkwürdig erscheinen die ganz feinen Stromnetze in den contrahirten Gefäfsen, welche die einzelnen Zellen des Parenchyms und der Haare der Pflanzen umspinnen, indem sich die Bewegung um gröfsere Zellen oft zu einem relativ selbstständigen Ganzen abgliedert, wie in den gröfseren Zweigglieden. Wir haben ausführliche Beschreibungen und Abbildungen dieser Formen der Bewegung aus den Familien der Campanulaceen und Cucurbitaceen gegeben. Man sieht zwar überall, aber besonders deutlich an den Strömen in diesen contrahirten Gefäfsen, abwechselnde Anschwellungen und Entleerungen der Gefäfse durch Expansion und Contraction der Gefäfse. Die Geschwindigkeit der Bewegung ist im Ganzen jedoch in den contrahirten Gefäfsen geringer; in den expandirten oft von einer rapiden Schnelligkeit; besonders im Frühling. Im Herbst und Winter verringert sich die Schnelligkeit der Bewegung, dauert aber, besonders in den Wurzelgebilden, ununterbrochen fort.

Die bewegende Kraft der Cyklose haben wir in zwei Ursachen zu erkennen geglaubt. Zuerst ist der Einflufs der allmähligen Gefäfszusammenziehung auf das Forttreiben der Ströme unläugbar, daher wir denn auch mit der Stärke der Contractionskraft der Gefäfse die Schnelligkeit der Ströme zunehmen sehen und umgekehrt. Allein dadurch kann die Richtung der Ströme nicht bestimmt werden. Diese wird vielmehr erzeugt durch eine Anziehung der Saftmasse beim Athmungs- und Ernährungsprocefs, welche theils zwischen dem Saftplasma und den Gefäfsen, theils durch die Gefäfse zwischen dem Saft und dem Parenchym Statt findet; daher wir denn auch die Kraft der Bewegung mit der Stärke der Ernährung und Athmung der Pflanzen im Sommer sehr zunehmen sehen. Aeufsere mechanische und physikalische Ursachen, wie die Temperatur, die Bewegung, haben nur eine indirecte, erregende Wirkung auf die Cyklose.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 66.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1843.

Die Cyklose des Lebenssaftes in den Pflanzen von Dr. C. H. Schultz.

(Schlufs.)

Im Ganzen betrachtet finden wir, dafs die Cyklose zwar durch alle Glieder der ganzen Pflanze zusammenhängt und in diesem Zusammenhang bei gröfseren baumartigen Pflanzen von den Zweigspitzen auf die Wurzeln sich verbreiten und zurückwirken kann; dafs aber eben so die überall identischen Stromnetze sich in den einzelnen Gliedern auch abschliefsen und für sich selbstständig fortdauern können, weil es rein peripherische Kreise ohne alle centrale Einheit in der ganzen Pflanze sind.

Der Zusammenhang aller Stromkreise zu einem durch die ganze Pflanze verbreiteten Netz, ist durch die Entstehung junger Netze aus den älteren Stammnetzen beim Wachsthum gegeben, wobei die Gefäfse, wie die ganze Pflanze, nur durch Wiederholung derselben Gliederbildung wachsen. So lange nun die jungen Verzweigungen mit den alten zusammenhängen, vereinigen sich die Stromnetze in den gröfseren Gefäfsbündeln des Stammes, die dadurch aus verschiedenen Theilen den Saft aufnehmen und die Function von Centralorganen versehen, ohne wahre Centralorgane zu sein, weil sich die Ansammlung auch wieder in zerstreute Ströme auflösen kann. Durch diesen Zusammenhang wird es möglich, dafs die Lebenssaftmasse in den Stromnetzen eine Hauptrichtung, entweder von den Zweigen nach den Wurzeln oder von den Wurzeln nach den Zweigen, annehmen kann, indem sich die oberen Stromkreise nach und nach in die unteren entleeren und umgekehrt. Die Saftmasse kann dadurch im Ganzen absteigend werden, ohne, wie man früher annahm, in einer continuirlichen Richtung abzusteigen, und eben so kann auch die aufsteigende Richtung überwiegend werden, wie wir dieses beim Austreiben junger Triebe aus alten Wurzelstöcken und Knollen bemerken. Die auf- und absteigende Hauptrichtung wechselt bei vielen Pflanzen in bestimmten Perioden, oft durch die Jahreszeiten bestimmt; wobei dann die Attraction und Repulsion der ganzen Saftmasse, von entgegengesetzten Extremen aus wirkend, durch den Ernährungs- und Respirationsprocefs besonders mitwirken. Aufser der linearen auf- und absteigenden Richtung ist aber durch die Stromnetze noch eine strahlenförmige und concentrische Richtung von den Gefäfsbündeln gegen das Mark und gegen die Peripherie und in der Richtung des Umfanges selbst gegeben, wodurch da, wo das Wachsthum mehr in die Dicke geht, die Säfteverbreitung geschieht.

Diese zusammenhängende Verbreitung der Lebenssaftmasse durch die ganze Pflanze schliefst aber die Isolirung der Bewegung in einzelnen Theilen der Pflanze nicht aus. In den fleischigen Pflanzen und Pflanzentheilen: den Stapelien, Cacteen, Mesembryanthemen, ferner in den fleischigen Rhizomen, Knollen und Zwiebeln tritt diese Isolirung der Cyklose in den einzelnen Pflanzengliedern am meisten hervor, und die Leichtigkeit des selbstständigen Fortlebens der getrennten Glieder in diesen Fällen hat darin ihren Grund. Ueberall finden wir hier eine vorwaltende Auflösung der Lebenssaftgefäfsbündel des Heerdes der Circulation in zerstreute Stromnetze des Parenchyms, wovon wir ein anschauliches Bild durch die vergleichende Anatomie der fleischigen Euphorbien gegeben haben. Die Gefäfse des Parenchyms werden hier viel feiner, bleiben länger in dem frischen jugendlichen Zustande der Contraction; aber die Bewegung gelangt auch nicht zu der rapiden Schnelligkeit, die wir in den expandirten Gefäfsen des Heerdes sehen. Hiermit hängt dann der langsamere Vegetationsprocefs in den fleischigen Pflanzentheilen zusammen. Ein Absteigen des Saftes zu den gemeinsamen Wurzeln findet hier

Digitized by Google

nur im unvollkommensten Grade Statt, und jede Articulation hat daher eine Neigung eigene Wurzeln zu bilden und seinen ganzen Lebenskreis in sich abzuschliefsen.

Wir erhalten hier durch die Kenntnifs der Cyklose mancherlei Aufschlüsse über Erscheinungen des Pflanzenlebens, die nach den früheren Theorieen über das Auf- und Absteigen des Saftes ganz unerklärlich bleiben mufsten. Ueberhaupt darf man sagen, dafs die älteren Theorieen, wie der Pflanzenphysiologie überhaupt, so insbesondere auch der Säftebewegung in den Pflanzen nicht sowohl aus dem immanenten Gang des Pflanzenlebens selbst, als vielmehr nach den Analogieen der thierischen Physiologie gebildet worden waren, ohne dafs man dabei die Eigenthümlichkeit der Pflanzennatur gefafst hätte. Daher denn die Vorstellung einer einfachen centralen thierischen Circulation immer das Bild gewesen ist, was den Theorieen über Circulation in den Pflanzen zum Grunde gelegen hat. Um in diesem Betracht den allgemeinen Standpunct, von dem aus wir unsere Arbeit geleitet haben, anzudeuten, erlauben wir uns zum Schlufs unserer Anzeige die Schlufsworte der angezeigten Schrift selbst hier anzufügen: „Die Pflanze bleibt, wie ihre Cyklose, immer in Glieder zerfallen, wird nie ein untrennbares Ganzes, wie das Thier. Die Einheit, wonach sie strebt, ist aufser ihr das Licht, anstatt dafs die Thiere an den Centralorganen ihre Sonne inwendig haben. Diese Abhängigkeit des Ganzen vom Licht giebt aber den einzelnen Theilen der Pflanze den Vorzug der Selbstständigkeit und Unabhängigkeit, indem jeder Theil, dem Ganzen gleich, sich auch wie dieses auf seine äufsere Sonne bezieht. So lange nur der zur vegetativen Totalität gehörige Gegensatz der drei inneren organischen Systeme ungetrennt in den Pflanzengliedern ist, sind diese individuell und unabhängig vom Ganzen lebenskräftig, weil jedes Glied seinen in sich, nicht in eine Einheit des Ganzen, zurückkehrenden Lebenskreis hat, weshalb denn, wie die Cyklose in unendliche sich selbst gleiche Stromkreise, so die ganze Pflanze in unendliche, sich selbst gleiche Keime zerfällt".

Dr. C. H. Schultz.

XXXV.

***Handwörterbuch der Griechischen Sprache von Dr. W. Pape, Professor am Berlinischen Gymnasium zum grauen Kloster. Braunschweig,* 1842. *bei Vieweg. Erster Band,* A — K, *XII. u.* 1336 *S. Zweiter Band, erste Lieferung* Λ — Παι, 400 *S. Dritter Band, die Griechischen Eigennamen* A — Ω, *XII. u.* 424 *S. gr.* 8.**

Bekanntlich fehlte bisher immer noch ein griechisches Wörterbuch, welches mit einer auch nur dem lateinischen von Scheller ähnlichen Vollständigkeit an Citaten, über den Sprachgebrauch der verschiedenen Schriftsteller Rechenschaft gegeben hätte, indem der frühe Tod den hochverdienten *Passow* hinderte, seinem Werke eine über den epischen Dialekt hinausgehende derartige Vollständigkeit zu geben, anderweitiger Ersatz aber nur in den über einige Schriftsteller vorhandenen Speciallexicis oder in dem durch seinen Preis für die Meisten unzugänglichen Stephanischen Thesaurus gesucht werden konnte, welches Werk überdies in seiner neusten Ausgabe doch im Ganzen nur langsam der Vollendung entgegen gehen kann, in der englischen Ausgabe aber durch seine unbequeme äufsere Einrichtung und eine oft kaum zu entziffernde Art des Citirens schwer zu brauchen ist. Es ist daher eine sehr erfreuliche Erscheinung, dafs diesem so fühlbaren Mangel abzuhelfen in der neuesten Zeit drei Werke begonnen sind, indem aufser dem hier in Rede stehenden, auch ein Handwörterbuch der griechischen Sprache von den Herrn *Jacobitz* und *Seiler* erschienen ist, und aufserdem eine sehr erweiterte neue Ausgabe des Passow'schen Lexicons durch die Herrn *Rost* und *Palm*. Letztere ist bis jetzt bis zum Buchstaben Δ vorgeschritten, und enthält die Eigennamen gleich in der Reihe der übrigen Wörter, während die Herrn Jacobitz und Seiler sie am Ende ihres Werkes als Anhang zu liefern versprechen, mit dem übrigen Wörterbuche aber bis K gediehen sind. Somit ist unter diesen drei Werken das *Pape*sche bei weitem am nächsten seiner Vollendung, von welcher, nach dem bisherigen raschen Fortgange, nicht zu zweifeln ist, dafs es sie, dem Versprechen des Hrn. Verlegers zu Folge, zu Michaelis d. J. erreichen wird.

Digitized by Google

Das in diesem Lexicon beobachtete Verfahren ist folgendes: Von jedem Worte wird zuerst die Grundbedeutung durch einen deutschen Ausdruck angegeben, welchem jedoch bei den flexibeln Wörtern die vorkommenden Flexionsformen in dem Falle vorausgeschickt werden, wenn sie nicht ganz regelmäfsig gebildet sind, wobei das Vorkommen der seltneren Formen sogleich durch Citate belegt wird. Hierauf folgen Beispiele und zwar in chronologischer Ordnung, so dafs also das Wort zuerst aus dem ältesten der Schriftsteller, bei denen es überhaupt vorkömmt, angeführt wird, und man gleich auf den ersten Blick sieht, ob z. B. ein Wort im Homer vorkömmt oder nicht; ist also z. B. in μεταχειρίζω die zuerst citirte Stelle aus Herodot, so hat man im folgenden nur Stellen aus den Attikern und späteren zu erwarten, und so immer. Diese Beispiele sind so gewählt, dafs aus ihnen die verschiedenen Verbindungen, in denen das zu erklärende Wort gebraucht wird, ersichtlich werden, z. B. bei Substantivis, welche Adjectiva oder Genitive bei ihnen vorkommen, welchen Verbis sie als Subjecte oder Objecte u. dergl. sich gesellen, oder bei Verbis, was für Substantiva sie und in welchen Casibus, was für Partikeln und in welchen Constructionen sie bei sich haben u. s. w., so dafs also diese Beispiele die Modificationen der Grundbedeutung ohne Hinzufügung neuer deutscher Erläuterungen anschaulich machen, welche im Ganzen seltner, meist nur, wenn das Verständnifs der Beispiele ihrer bedarf, hinzugefügt werden. Geht ein Wort aus seiner Grundbedeutung in andere über, so werden diese auf dieselbe Weise behandelt. Da, wie der Hr. Verf. in der Vorrede sagt, sein Hauptziel ist, „den Sprach„gebrauch der Klassiker bis Aristoteles möglichst voll„ständig zu geben, — aus der folgenden Zeit aber nur „einzelnes mit dem früheren zusammenstimmende oder „davon abweichende anzuführen", so wird also von ihm die Vollständigkeit im Aufzählen aller Beispiele, die wegen unter sich verschiedenartiger Verbindung oder wegen Nüancirung der Bedeutung, wegen eigenthümlicher oder selten vorkommender Formen, oder endlich wegen kritischer oder die Erklärung betreffender Schwierigkeiten bemerkenswerth sind, nur eben im Bereiche der angegebenen Schriftstellerperiode verheifsen. Daher hört das Citiren durch Worte des Schriftstellers und durch Angabe von Buch und Capitel oder Vers der Regel nach auf, wenn der Sprachgebrauch der bezeichneten klassischen Zeit erläutert ist, und die späteren Schriftsteller werden, wenn nicht etwa ein eigenthümliches Verhältnifs ihres Gebrauchs zu den klassischen hervorzuheben nöthig ist, oder es sich um Worte handelt, die der klassischen Sprache fehlen, nur durch blofse Nennung ihrer Namen, oft auch nur durch den allgemeinen Ausdruck *Spätere* angeführt, womit der Hr. Verf. offenbar aufser der Raumersparung auch ein deutlicheres Hervortreten der von ihm zum eigentlichen Gegenstande gewählten klassischen Zeit beabsichtigte; denn es hätte nicht schwer sein können aus dem *Stephanus*, dem gerade für einzelne Spätere ausgezeichneten *Schneider*, und andern Hülfsquellen Citate beizubringen. Uebrigens werden jedoch von diesen Spätern *Lucian*, mehr noch *Plutarch*, und am vollständigsten die Dichter der *Anthologie*, auf jene in's specielle gehende Weise behandelt, was im Betreff der Anthologie, wie der Hr. Verf. in der Vorrede sagt, daher rührt, dafs er Behufs früherer etymologischer Untersuchungen gerade diese Dichter genau durchgenommen. Man wird auch mit dieser Einseitigkeit in der Behandlung der späteren Zeit ganz wohl zufrieden sein können; denn, da dieselbe einmal dem Hauptzwecke des Buchs Platz lassen mufste, so ist diese genaue Berücksichtigung weniger Repräsentanten derselben viel instructiver, als ein fragmentarisches Zusammenraffen aus allen. Für die klassische Zeit aber sind die Beispiele nicht blofs mit grofser Vollständigkeit gegeben, sondern der Hr. Verf. giebt auch durch die Art, wie er sie anordnet, und, wo es ihm nöthig scheint, ihren Inhalt und Zusammenhang charakterisirt, und bei mehrern derselben durch eine ihm eigenthümliche Art des Citirens kund, dafs er sie selbst aufgesucht und geprüft hat. So citirt er namentlich die Redner, von der gewöhnlichen Art abweichend, mit den auf die Bekker'sche Ausgabe verweisenden zwei Zahlen (Nummer der Rede und Paragraph) z. B. *Dem.* 59, 29. statt der im Stephanus und Reiskeschen Index üblichen Art *Dem. pag.* 1354, 13; so wie er auch die aus dem Stephanus überkommne Art den Plutarch nach Paginis von Xylander zu citiren in Titel und Capitel der einzelnen Schriften verwandelt hat, und bei der Anthologie neben den Namen der Dichter immer auch die Zahlen der Palatinischen Eintheilung beifügt. Zur leichtern Beurtheilung dieser und der übrigen Citate ist dem Buche ein Verzeichnifs aller citirten Schriftsteller

Digitized by Google

mit Angabe der gebrauchten Ausgaben und des Zeitalters, dem jeder angehört, beigefügt, was besonders für die Beurtheilung der Citate aus der Anthologie nützlich ist.

Da sonach der Hr. Verf. sein Werk, mit Vermeidung einer den Fleifs zersplitternden Allgemeinheit, nur auf die klassische und einen bestimmt abgesonderten Theil der folgenden Zeit beschränkt hat, daneben aber überall kund giebt, wie er mit selbstständiger Prüfung die vorhandenen Hülfsmittel benutzt, und überdies ihm namentlich für alle etymologischen Elemente seine eignen in dem vor längerer Zeit erschienenen etymologischen Wörterbuche niedergelegten Vorarbeiten zu Gebote standen, so konnte es nicht fehlen, dafs dies Wörterbuch an Vollständigkeit einen grofsen Fortschritt gegen die bisher vorhandenen Leistungen bekundet. Allerdings kann von einem Werke dieser Art sich erst dann, wann es eine Zeit lang bei verschiedenartiger Lectüre und Studien gebraucht worden, mit Bestimmtheit ergeben, in welchem Grade es sich dem erstrebten Ziele eines vollkommen erschöpfenden Wörterbuchs nähert, welches Ziel kein anderes ist, als dafs in jedem Artikel sich unter den verschiedenen für die Darlegung der Formen, Bedeutungen und Constructionen aufgezählten Beispielen gerade alle diejenigen Stellen finden, deren Erklärung irgendwie Schwierigkeiten erregen. Auch wird man wegen der Unvollkommenheit aller menschlichen Bestrebungen a priori behaupten dürfen, dafs, wie ein solches Ziel nirgend auf einmal erreicht werden kann, sich auch in dem vorliegenden Werke manche Lücken und Ungleichheiten zeigen werden. Jedenfalls aber haben wir durch dasselbe eine sichere Grundlage zu jener Vollständigkeit gewonnen, die nun wirklich zu erlangen nicht schwer sein wird, zumal wenn von denjenigen, die das verdienstliche dieser Arbeit zu würdigen wissen, dem Verfasser durch ergänzende und berichtigende Mittheilungen der ihm gebührende und zugleich die Wissenschaft fördernde Dank dargebracht würde. In diesem Sinne wird Referent bei dem folgenden mehr in's einzelne gehenden Berichte über dies Buch diejenigen Stellen herausheben, in welchen ihm nach bisheriger Prüfung desselben Zusätze oder Aenderungen zweckmäfsig scheinen, mit dem Wunsche, dafs wichtigere Beiträge dem Hrn. Verf. zur Vervollkommnung seiner Arbeit von recht vielen andern Seiten zu Theil werden mögen.

Was zuerst die grammatischen Elemente des Buchs und zwar zunächst die Formenlehre betrifft, so gehört hierher aufser der schon erwähnten sorgfältigen Aufzählung der unregelmäfsigen Flexionen der nicht zusammengesetzten Wörter (denn bei den Compositis wird mit wenig nöthigen Ausnahmen auf die Simplicia verwiesen) auch einiges andere, namentlich der Gebrauch des Futuri Med. und anderer ohne sehr bemerkbaren Unterschied neben den activen vorkommender Medialformen, und der passive Gebrauch deponentischer Formen, worüber man hier überall eine willkommne mit Beispielen belegte Rechenschaft findet. Behufs der hier beabsichtigten Vollständigkeit möchte folgendes nachzutragen sein: Ueber „ἁλοίην (ἁλῴην *nur Il.* 9, 592 und 14, 81)" ist zu bemerken, dafs in der letztern Stelle *Wolf*, *Hermann* und *Spitzner* schon richtig den Conj. ἁλώῃ haben, wogegen ἁλῴη noch aus Od. 14, 183 und 15, 300 bei *Wolf* und *Hermann*, und allenfalls aus Il. 17, 506 bei *Wolf* (da *Herm.* und *Spitzner* hier schon ἁλοίη haben) anzuführen wäre. Uebrigens steht die Sache so: Da Il. 22, 253 einstimmig gelesen wird ἕλοιμί κεν, ἤ κεν ἁλοίην, und Il. 9, 592 u. 14, 81 ἁλώῃ als Conj. nothwendig ist, so ist auch Od. 14, 183 u. 15, 300, wo beide Modi denkbar sind, und für die dabei stehenden φύγοι und ὑπέρσχοι die Varianten φύγῃ und ὑπέρσχῃ sich finden, ἁλώῃ zu schreiben; auch in der einzigen noch übrigen Stelle Il. 17, 506, wo die Leseart zwischen ἁλῴη und ἁλοίη schwankt, sind beide Modi denkbar. Daher ist der Optativ ἁλῴην ganz zu entfernen, wie dies auch Bekker in der Ilias jetzt gethan hat, und ohne Zweifel in der Odyssee thun wird, und wie auch bei Herod. 4, 127 natürlich ἁλώῃ ἢ καρῇ für ἁλῴη stehn mufs. Es bleibt also für so lautende Optative nur das wegen vorhergehenden Vocals und zum Unterschiede vom Präsens βιοίην in allen Dialekten gebrauchte βιῴην übrig, und von dem längst aus dem Homer entfernten δῴην der seltsame Umstand, dafs diese Form bei Herod. 9, 111 ausdrücklich vom Thom. Mag. in Schutz genommen wird. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 67.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1843.

Handwörterbuch der Griechischen Sprache von Dr. W. Pape.

(Fortsetzung.)

Nach Art anderer assimilirter Formen, wie ἄμπνυε, ἀλλύω ist auch ἀμπολέω (Pind.) in die Reihe der Artikel zu stellen. — Ἔβρυχον als einen (doch seltsamen) Aor. zu βρύχω zu rechnen, scheint nicht nöthig, da die Trennung der Bedeutungen *beifsen* und *zähneknirschen* sich doch ohne Aenderung der überlieferten Lesearten nicht durchführen läfst, und auch die Vorschriften des *Ammon. Moer.* und *Thom. Mag.* denselben nicht ohne selbst erst dahin geändert zu werden, geben. Daher wäre wohl das beste, nach Anleitung Hermanns und Buttmanns zu Soph. Phil. 745 zu sagen: βρύχω (z. B. Soph. Tr. 987; Arist. pac. 1280; av. 26; Lys. 301. 367) seltner βρύχω (z. B. Soph. Phil. 745; Act. apost. 7, 54) heifst beifsen oder zähneknirschen, und über beide Formen nur die Handschriften entscheiden zu lassen, so z. B. Eur. Cycl. 359. 371. — Um bei den Flexionsformen von ζάω durch Anführung der allerdings durch ein Citat aus der Anthologie als später bezeichneten Form ζῇθι nicht die Meinung zu erregen, dafs die regelmäfsige Form nicht vorkomme, wäre gut dies ζῇ z. B. aus Soph. Ant. 1169; Eur. Iph. T. 705 auch anzuführen. — Da der Hr. Verf. bei jedem Adjectivum auch die Adverbialform anführt und belegt, so müfste auch θρασέως aus Xen. oder sonst angebracht werden. — Das in einem eignen Artikel als Präs. aufgeführte ἵλήκω möchte wohl besser als Perf. mit Präsensbedeutung unter ἵλημι zu setzen sein, da nur Modi wie ἱλήκῃσι, ἱλήκοις, ἱλήκοιτε vorkommen. In diesem Artikel wäre auch gut bei dem Theokritischen ἵλαθι die Kürze des α ausdrücklich zu bemerken, damit es nicht wie sonstiges dorisches α für lang gehalten wird. Eben so wäre unter ἐξιλάσκομαι eine Erwähnung des bei Plato (legg. 9, 862, c) vorkommenden Aor. Pass. ἐξιλασθέν wünschenswerth. — Ueber die vielbesprochene doppelte Schreibart und Ableitung der Formen ἵεται oder ἵεται u. s. w., welche entweder unter ἵημι oder unter εἶμι zu erwähnen war, verweist der Hr. Verf. in ἵημι auf εἶμι, wo er es aber zu erwähnen vergessen hat. Versehen dieser Art, die so leicht möglich sind, mufs man ganz besonders aufzusuchen sich bemühen; es ist aber dem Referenten nicht gelungen, ähnliches zu finden aufser ἰτητέον in demselben εἶμι, das mit *siehe unten* angekündigt, aber nachher nicht wieder erwähnt wird; und λακπάτητος und λαξπάτητος, die auf einander verweisen, wodurch, obgleich unter λάξ die Redensart λάξ πατῆσαι genügend belegt wird, doch die Stelle Soph. Antig. 1275, für die jene Verweisungen geschehen waren, nicht zum Vorschein kömmt. — Die Homerischen Aoriste ἀνέσαντες und ἀνέσαιμι sind wohl nicht zu trennen, und beide zu εἶσα zu rechnen, nicht aber das letztere zu ἵημι. Bei der Angabe des langen ι in κηκίω sind die Epiker auszunehmen. Der Bemerkung, dafs zu λεύσσω die Gramm. das Fut. λεύσω und Aor. ἔλευσα anführen, könnte beigefügt werden: letzterer steht, wiewohl nicht ohne Varianten, Soph. Oed. C. 121, und Aesch. Pers. 707. — Das Fut. λίσομαι, λίσῃ Od. 10, 526 ist zu streichen, da λίσῃ dort Conjunctiv ist; unter λίτομαι aber ist hinzuzufügen Arist. Thesm. 313: λιτόμεσθα. — Dafs die Formen λόε, λόον, λόεσθαι Aoriste, und deshalb λοέσθαι zu betonen sei, ist bedenklich, und lieber Buttmanns Ansicht, wonach die sogenannten syncopirten Formen ἔλου, ἐλοῦμεν u. dgl. aus dem Präs. λόω erklärt werden, vorzuziehen, welches jetzt bei Arist. nub. 828 durch metrisch nothwendige Conjectur aufgenommen ist; jedenfalls wäre diese Stelle und auch wohl Hermanns λόουσα Soph. Ant. 40 erwähnenswerth. — Für μανήσομαι fehlt ein Beispiel, also, wenn es kein älteres giebt, Diog. Laert. 7, 118,

Digitized by Google

so wie auch der angegebene Gebrauch „als Ausruf, wie unser es ist zum Tollwerden" eines Citats bedarf. Am Schlufs möge dem mit Euripides belegten ἔμηνα als seltnes prosaisches Beispiel Xen. Hell. 3, 4, 8 beigegeben werden. — Für das Fut. μαθεῦμαι fehlt die Beweisstelle, also Theocr. 11, 62. — Bei μάρπτω wird als Hesiodischer Aor. nur μέμαρπον, μαρπέειν, μεμάρποιεν angeführt, und nicht μαπέειν, wiewohl dieser Infinitiv als eigner Artikel aufgeführt ist. Aber weder pafst μεμάρποιεν (sc. 252) in den Vers, und man hat nur die Wahl zwischen μάρποιεν und μεμάποιεν, noch kann μαρπέειν irgend wo im Hexameter stehen. Da nun sc. 245 γῆρας τε μέμαρπον dem Sinn nach nicht recht passend scheint, und die Handschriften daneben manches andere bieten, woraus Göttling γήρᾳ τ' ἐμέμαρπτο, andere anderes gebildet haben, so ergiebt sich die Aoristform mit dem ρ als gerade am zweifelhaftesten, während die ohne ρ noch überdies durch das Homerische ἐμμαπέως unterstützt wird. — Für passive Formen von μαρτυρέω sind aufser dem angeführten μαρτυρίαι μαρτυρηθεῖσαι, Isae. 3, 11 noch einige andere Beispiele anderer Tempora wünschenswerth, also μαρτυρεῖται Plat. Prot. 344, d; μεμαρτύρηται Lys. 13, 66, und fut. Med. in pass. Sinn Xen. Mem. 4, 8, 10; auch wäre gut, bei ἐκμαρτυρέω als seltnes Beispiel einer Medialform ἐκμαρτυρησάμενος aus Isae. 3, 24 anzuführen, und vom Simplex das Medium aus dem N. T., z. B. Act. 26, 22; s. Poppo zu Thuc. 8, 53. — Für „Perf. μεμάχεσμαι und μεμάχημαι" mufs es heifsen: Perf. μεμάχημαι (Thuc. 7, 43; Isocr. 6, 54. Lys. 7, 41), denn die Form μεμάχεσμαι gründet sich nur auf das durch andere Variante zweifelhafte Xen. Cyr. 7, 1, 14. — Das zweimal im Hom. intransitiv vorkommende ὤρορε für Perfectform zu nehmen scheint nicht nöthig, da viele Formen zugleich trans. und intrans. sind, und ἀραρίσκω gerade so einen zwischen dem trans. ἄρσα und intrans. ἄρμενος mitten inne stehenden gemeinschaftlichen Aor. ἤραρον hat. Vorzügliches ist durchweg in syntaktischer Hinsicht geleistet. So in den wegen Fülle des Stoffs sehr ausgedehnten Abhandlungen über die Präpositionen, und in den ausführlichen Artikeln über sehr gebräuchliche Verba, wo die der griechischen Sprache eigenthümliche Mannigfaltigkeit der mit ihnen verbundenen Casus, Präpositionen und Conjunctionen eben so erschöpfend als wohlgeordnet aufgezählt wird. Unter καίνυμαι wäre die Erwähnung von Il. 20, 35, als der einzigen Stelle mit ἐπί τινι nachzutragen, nebst der Bemerkung, dafs hier auch ἐνί Lesart ist. Hinter κίνδυνός ἐστι mit folgendem Infinitiv mufs auch μή mit Conj. od. Opt. erwähnt werden, wie Thuc. 6, 6; Xen. An. 4, 1, 6. — Die unter μανθάνω zur Erklärung von Plat. Apol. 36, b gegebene Uebersetzung reicht nicht hin, um ganz deutlich zu machen, dafs ὅ,τι μαθών ein aus dem zur Bedeutung von *warum* übergegangenen τί μαθών entstandenes *darum dafs* ist. — Der Fall wo auf μέλω auch εἰ mit dem Futurum folgt, mit Andoc. 1, 24 belegt, kann unter den allgemeinen Gesichtspunct der indirecten Frage gebracht, Stellen wie Xen. Cyr. 5, 5, 37 mit ὅ,τι, Oecon. 2, 16 mit οἵτινες beigefügt, und so an das darauf erwähnte ὅπως (auch ὡς, Cyr. 3, 2, 13) angeschlossen werden. Dieser ganze Artikel aber stellt das Verhältnifs der personellen und impersonellen Construction auf eine, wegen sonst hier oft vorkommenden Irrthums, sehr erfreuliche Weise in's Licht; denn auch in Passows Lexicon stand noch immer, dafs das Impersonale schon bei Homer häufig sei, während doch bei diesem Dichter das Wort immer personell construirt ist. Da der Hr. Verf. zu diesem Zweck besonders die, nicht sehr zahlreich vorhandenen, Beispiele anderer Formen als der 3. Pers. Singul. vor Augen führt, so könnte noch Eur. Andr. 851 benutzt werden. Höchst beachtenswerth ist der weitläuftige Artikel über ὁ, ἡ, τό, besonders wegen der übersichtlichen Zusammenstellung aller Fälle des aus dem Homer in die Prosa übergegangenen demonstrativen Gebrauchs des Artikels, und wegen der Art, wie der scheinbar relative Gebrauch im Homer in einer Reihe von Beispielen als eigentlich demonstrativ nachgewiesen wird. Unter den Beispielen für τό im Sinne von *deshalb* möchten für die beiden Il. 3, 176 und 7, 239, die, zur Noth als Objectsaccusative genommen, minder zwingend scheinen könnten, lieber ein Paar noch deutlichere, etwa Il. 19, 213 und 23, 547 gewählt werden. Im Betreff der Moduslehre, die der Lexicograph in vereinzelten Artikeln über ἄν, εἰ, ἐάν, ὅπως, ὅστις u. dgl. vorzutragen genöthigt ist, hat der Hr. Verf. sehr übersichtliche und durch Vollständigkeit interessante Zusammenstellungen gegeben, auf die näher einzugehen der Raum hier nicht gestattet. Nur wegen des unter ἐάν gesagten, dafs εἰ mit dem Futurum, im

Digitized by Google

Gegensatz zu ἐάν mit dem Conjunctiv, eine Annahme bezeichne, deren Erfüllung man wünscht und voraussetzt, mufs bemerkt werden, dafs, dem gewöhnlichen Gebrauch und der Bedeutung dieser Partikeln gemäfs, gerade umgekehrt bei solchen Alternativen εἰ das nicht gewünschte und ἐάν das gewünschte bezeichnet, z. B. Xen. Cyr. 4, 1, 15: ἢν μὲν διαφυλάττωμεν, — εἰ δ' ἀπλήστως πειρασόμεθα. Isocr. 6, 107: ἢν μὲν ἐθέλωμεν, — εἰ δὲ φοβησόμεθα. Dem. 8, 77: ἂν παύσησθε ὀλιγοροῦντες, — εἰ μέντοι καθεδεῖσθε. Dem. 18, 176: εἰ προαιρησόμεθα, — ἢν μέντοι πεισθῆτε ἐμοί. Dem. 8, 17; Xen. Hell. 5, 2, 18; 7, 1, 44. und eben so auch oft in allein stehenden Sätzen, Xen. An. 3, 1, 17: εἰ ὑφησόμεθα, τί οἰόμεθα πείσεσθαι; An. 2, 4, 5; Soph. Oed. r. 620. Auch werden unter εἰ, III, c, wo vom Optat. indirecter Rede, entstanden aus dem Indicat. oder Conj. gesprochen wird, nicht genug Beispiele gegeben, da das vorhandene (Soph. Tr. 1179) einen potentialen Optativ enthält; es fehlen also noch Beispiele, 1) wie Xen. Hell. 5, 4, 13: εἰδὼς ὅτι, εἰ στρατηγοίη, λέξοιεν (aus ἐάν mit Conj.), 2) wie Hell. 4, 8, 6: εἰ μὴ ἐκπέμψοιεν (aus εἰ ἐκπέμψουσι), 3) wie Hell. 4, 7, 4: εἰπὼν, ὅτι, εἰ μὲν μέλλοντος αὐτοῦ σείσειε, κωλύειν ἂν αὐτὸν ἡγεῖτο (aus εἰ ἔσεισε si movisset) welcher letzte Fall als überaus selten zu bezeichnen ist, da das Streben nach *Deutlichkeit* hier die Annahme des Optativ der Regel nach vermeidet.

Von der Art, die Beispiele anzuführen, ist vorher schon bemerkt, dafs sie der Regel nach nicht aus blofsen Zahlen-, sondern aus wörtlichen Citaten bestehen. Eigentlich müfste dies bei jedem, das nicht in den anzuführenden Theilen dem vorhergehenden ganz gleich ist, immer geschehen, und das blofse Zahlencitat eben diese Einerleiheit mit dem kurz vorher stehenden ausdrücken, damit der Leser gar nicht nöthig hat, die citirten Stellen nachzuschlagen. Diese Forderung ist für das vorliegende Lexicon gar nicht grofs, und würde den ganzen Umfang desselben nur kaum um einige Bogen erweitern, da die meisten Beispiele schon auf diese instructive Art behandelt sind, und von den vorhandenen blofsen Zahlencitaten viele schon in dem erwähnten Sinne sich als ihren Vorgängern gleich bewähren. Denn wo dies nicht der Fall ist, nützen sie, aufser dafs sie im allgemeinen das häufigere Vorkommen des gerade erwähnten Gebrauchs bewähren, hauptsächlich nur, wenn man sie nachschlägt, was nicht jeder Leser thut und thun kann, und manche Verschiedenheit, die an ihnen zu zeigen der Verfasser beabsichtigt, bleibt unbemerkt. So z. B. bei den unter δέομαι *bitten* sehr passend gewählten Beispielen für den Acc. c. Inf., Her. 4, 84 und Andoc. 1, 37 denen man nicht ansieht, dafs sie im Betreff des Subject-Accusativs zweierlei repräsentiren sollen, das erste: ἐδεήθη Δαρείου, ἕνα αὐτῷ παῖδα καταλειφθῆναι, und das zweite: δέομαι ὑμῶν, τούτοις τὸν νοῦν προρέχοντας ἀναμιμνήσκεσθαι, welchem letzteren, um alles hier zu erwähnende zu erschöpfen, noch eins wie Xen. Hell. 1, 5, 2, ἐδέοντο Κύρου, ὡς προθυμοτάτου γενέσθαι beigefügt werden konnte. Da der Hr. Verf. durchaus bemüht ist, das älteste Beispiel für jedes Wort, so wie auch jedes, das bei einem Schriftsteller der klassischen Zeit nur einmal vorkömmt, aufzuführen, so könnte bei ἀνάπνευσις Plat. Tim. ext., bei ἀποβρύχω Eubulus bei Ath. 13, p. 572. a; für ἡ γειναμένη Xen. Mem. 1, 4, 7; auch wohl unter κηρίον Xen. An. 4, 8, 20 nachgetragen werden; so wie, da er bei minder häufigen Wörtern alles vorkommende zusammenzustellen pflegt, für νάω *fliefsen* noch Plat. Phaedr. 264, d. — Besonders mufs man sich bemühen dem Hrn. Verf. solche Beispiele nachzuweisen, durch welche noch irgend eine Modification der angegebenen Bedeutung begründet wird, wiewohl die Nachlese hier nicht sehr reich ausfallen möchte; doch ist von dieser Art εὔτεκνος ξυνωρίς, wodurch εὔτεκνος gerade noch die zweite Bedeutung erhält, die für das Wort εὔπαις durch mehrere Beispiele gezeigt ist; und so möchte neben γούνατα λύειν auch das Sophocleische λύει βλέφαρα eine Stelle verdienen; und die unter ἄφιλος citirte Stelle Soph. Aj. 611: ἄφιλα παρ' ἀφίλοις als eine *beide* Bedeutungen dieses Wortes vereinigende mehr hervorzuheben sein.

Was die Stellung des Lexicons zur Wortkritik betrifft, so sind in demselben, dem richtigen in der Vorrede ausgesprochenen Grundsatze gemäfs, der Regel nach nur die auf Handschriften gegründeten von den Herausgebern der Autoren aufgenommenen Lesearten gewählt, von den blofs durch Conjectur entstandenen aber nur die, welche entweder an der Stelle eines zweifellos verdorbenen Textes gemacht worden sind, oder welche doch sonst, sei es wegen einer gewissen Wahrscheinlichkeit, sei es wegen der Autorität ihrer Urheber, Berücksichtigung verdienen. Natürlich hängt das Ur-

Digitized by Google

theil über die Nothwendigkeit einer Conjectur von der subjectiven Ansicht über die Brauchbarkeit der überlieferten Leseart ab, und der Lexicograph thut am besten, wenn er bei Erwähnung sowohl der Conjecturen als der verschiedenen Ansichten über die Bedeutung der Wörter durch getreue Erwähnung des vorhandenen den Leser in den Stand setzt, selbst zu urtheilen. Dies thut der Verfasser auch in den meisten Fällen mit Deutlichkeit und Kürze. So, um von den vielen sich darbietenden Beispielen nur Eins herauszuheben, sagt er bei δορύσσω, wovon nur bei Soph. Aj. 1167 δορυσσόντων und bei Eur. Heracl. 774 δορύσσοντα vorkömmt, dafs Suidas es durch πολεμικῶν erklärt, und dafs sich in der ersteren Stelle die Variante δορυσσοήτων findet, und dafs danach auch in der zweiten Stelle δορυσσόητα conjicirt worden, wodurch die Annahme eines Adject. δορυσσόης entsteht. Hierdurch wird der Leser vollkommen belehrt; allenfalls hätte die Autorität von δορυσσοήτων durch die Bemerkung, dafs dies nur Ein, aber der beste Cod. (Laur. 1.) hat, genauer bezeichnet werden können; so wie über die Wahl zwischen ἀελλάδων und ἀελλοπόδων bei Soph. Oed. r. 463 die Bemerkung, dafs das erstere als gerade in dieser Tragödie vorkommend von Hesychius erwähnt wird, nicht überflüssig erscheinen möchte. Eine Ungleichheit derartiger Angaben ist, dafs die zwischen νόστιμον πόδα, νόστιμον ὁδόν und νόστιμος δόμον schwankende Stelle Eur. Alc. 1153 unter νόστιμος nach der letzten und unter ἔρχομαι nach der ersten Leseart ohne Angabe dieser obwaltenden handschriftlichen Verschiedenheit angegeben wird, was besonders in diesem letztern, die zahlreichen Wendungen mit ἔρχομαι vollständig aufzählenden Artikel, wegen der sich als eigenthümlich ergebenden Wendung πόδα ἐλθεῖν, nöthig wäre. Aehnlich wird für ἕρμα die Stelle Soph. Ant. 841 ohne die Bemerkung angeführt, dafs es nur Conjectur für ἔργμα ist, während in diesem Artikel selbst richtig obige Stelle citirt, dagegen aber unter ἔρχομαι wieder mit ἕρμα angeführt wird; und so müfste auch Soph. Ant. 1303, Μεγαρέως κλεινὸν λέχος unter der letzten Bedeutung von λέχος (Todtenbett), unter λάχος aber nur als Conjectur aufgeführt sein. So ist an der Richtigkeit der Form εὐσεβία neben εὐσέβεια auch für ältere Dichter zwar nicht zu zweifeln, aber von den angeführten Beispielen ist von Seiten der handschriftlichen Ueberlieferung nur Theogn. 1098 ganz zweifellos, indem, bei allerdings klarem und somit zwingendem anapästischen Maafse, Soph. Oed. C. 189 nur aus einigen Hdsch. und Soph. Ant. 934 nur nach des Triclinius Correctur diese Form statt des sonst bei diesem Dichter oft vorkommenden εὐσέβεια gewählt werden mufs, so wie auch bei *Pindar* 8, 8, der einzigen Stelle dieses Dichters für dies Wort, εὐσεβίας nicht überliefert, sondern Verbesserung Boeckhs ist. Und so wäre auch wohl bei αὐτοκτονέω noch deutlicher auszusprechen, dafs dies immerhin nicht zu bezweifelnde Wort auch bei Aeschylus nur Conjectur ist, und anzugeben, woraus es bei ihm gemacht ist. Umgekehrt dürfte das von einigen Herausgebern für κατάφρακτος aufgenommene κατάφαρκτος bei Soph. eine Erwähnung verdienen, da es sich im Cod. Laur. 1 findet, und Hesych. aufser ἄφρακτος auch ἄφαρκτος aufführt; so wie unter ΜΑΩ das Part. μώμενος nur als eine bei Soph. durch Conjectur entstandene Form erscheint, da es doch auch überliefert vorhanden ist; daher wäre dort wohl so zu ändern: μωμένα Aesch. Choe. 40. 434; σοῦ τάδε γε μωμένου, da du dies unternimmst; Soph. Oed. Col. 836; μωμένη, Trach. 1136 nach Brunckes Besserung statt μνωμένη, — wie auch unter λαγχάνω, (wo das Beispiel für λελάχασι, Empedocl. 5 nur Conjectur ist), das Perf. εἴληγμαι in den angeführten Stellen zwar mit Recht nur als Conjectur bezeichnet worden, aber doch Isocr. 17, 22 überliefert ist, wie auch der Aor. ληχθῆναι Isae. 9, 24. Zu den Fällen, wo eine Conjectur deswegen Erwähnung verdient, weil sie von vielen recipirt worden, gehört das von Brunck für κόνις gesetzte κοπίς, Soph. Ant. 602, welches in beiden Artikeln stehen mufs, so wie auch neben den unter ἄγη wegen Hermannscher Conjecturen erwähnten zwei Aeschylusstellen das für Soph. Ant. 4 versuchte ἄγης, und unter ἄτερ neben der dieser Stelle wegen gegebenen Bedeutung *abgesehen von* zu erwähnen ist, dafs von andern für ἄτερ hier die gewöhnliche Bedeutung, und eine Häufung der Negationen angenommen wird.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 68.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1843.

Handwörterbuch der griechischen Sprache von Dr. W. Pape.

(Schlufs.)

Da die vom Hrn. Verf. gemifsbilligte Annahme eines Masculinum ἀγγελίης von mehrern der Alten und Neuern für nöthig gehalten wird, so wäre wohl gut, den Leser noch genauer über die Lage der Sache zu belehren, theils durch Anführung der einzigen hier noch fehlenden Stelle Il. 4, 384, theils durch die Bemerkung, dafs der Acc. ἀγγελίην in ὁδὸν ἐλθέμεναι Il. 1, 150; ἐξεσίην ἐλθόντι Il. 24, 235 und besonders in ἐξεσίην πολλὴν ὁδὸν ἦλθεν Od. 21, 20 seine Analogie findet, so wie der Genit. ἀγγελίης hiernach sich aus ἔρχεσθαι πεδίοιο Il. 2, 801 erklärt, und endlich durch etwas vollständigere Citation der Stelle Hesiod. theog. 781: ὠκέα Ἶρις ἀγγελίης πωλεῖται, bei welcher dieser angefochtene Genitiv nicht durch jenes Masculinum ἀγγελίης, sondern nur durch Annahme der als Correctur verdächtigen Leseart ἀγγελίῃ entfernt werden könnte.

Was endlich das den dritten Theil ausmachende Lexicon der Eigennamen betrifft, so enthält dasselbe mit einer in frühern Werken nicht gekannten Vollständigkeit die in den griechischen Schriftstellern sowohl, als auch auf Inschriften und Münzen vorkommenden mythologischen, historischen und geographischen Namen, einen jeden mit der Angabe, wo er zuerst erwähnt vorkömmt; so wie auch bei der grofsen Zahl derselben, die mehreren verschiedenen Personen oder Orten angehören, jedes einzelne Individuum die ihm gehörige Nachweisung durch ein Citat erhalten hat. Diesem Bande ist eine ausführliche Uebersicht über die Bildung der Personennamen vorausgeschickt, in welcher sie nach ihrem verschiedenen Entstehen aus Substantivis, Verbis, durch Zusammensetzung u. s. w. zusammengestellt sind, so dafs dieser Theil der Arbeit in eben dem Maafse für Etymologie und Wortbildung wichtig ist, als das Verzeichnifs selbst für Geschichte und Mythologie. Da der Hr. Verf. sogar die überaus zahlreich im Homer vorkommenden gleichnamigen, oft nur ein einziges Mal auftretenden Personen sorgfältig getrennt und citirt hat, eine Mühe, für die ihm aufmerksame Leser des Dichters allerdings vielen Dank schuldig sind, so möge eine Nachlese einiger hieher gehöriger Kleinigkeiten hier eine Stelle finden: Noch zwei von den angeführten Adrasten verschiedene sind Il. 6, 37 und Il. 16, 694. Unter Aimonides mufs es heifsen: des Myrmidonen Laerkes. Der dritte als Asios Sohn bezeichnete Akamas ist zu streichen; denn der hier gemeinte heifst Adamas, da Eustathius nur mit Unrecht Il. 12, 140 Akamas gelesen hatte; s. Spitzner z. d. St. Der nur aus Pindar und Apollodor angeführte 2te Aktor mufs das Citat Il. 11, 785 oder 16, 14 erhalten. Bei dem 2ten Alastor soll das Citat Il. 7, 33 wohl 8, 333 heifsen; dann aber möchte das dabeistehende Il. 4, 295 wohl zum 3ten Alastor zu setzen sein; denn da bei Apollodor 1, 9, 9 ein Alastor, und Od. 11, 286 ein Chromios als Nestors Brüder genannt werden, so sind dies doch wohl die Il. 4, 295 als pylische Gefährten Nestors genannten. Mit dem 1sten Bias ist wohl der Il. 4, 296 erwähnte einerlei, wenn man Od. 15, 337 vergleicht; aufserdem hat Homer noch Il. 20, 460 einen dieses Namens, der allenfalls mit dem als 2ten angeführten einerlei sein kann, und noch einen Il. 13, 691, der ein Athener zu sein scheint. Von dem Il. 2, 184 und Od. 19, 246 erwähnten Herold des Odysseus ist doch wohl Eyrybates, der Herold Agamemnons verschieden Il. 1, 319; wie dies auch der Schol. zu Il. 13, 643 sagt. Ein Thoon, von dem angeführten verschieden, steht Il. 11, 422. Drei

Digitized by Google

Melanippus von den angeführten dieses Namens verschiedene stehen Il. 8, 276; 16, 695, und 19, 240. Noch ein Noëmon ist aus Il. 23, 612 zu nennen. Aufser den drei aus Homer angeführten Peisandros giebt es noch einen Il. 13, 601 fgd. Phylakos heifst aufser den genannten auch noch ein Trojaner Il. 6, 35. Talaionides (αϊ zu schreiben) ist allerdings in der angeführten Pindarstelle Adrast; aber bei Homer ist sowohl in der angeführten Stelle Il. 2, 566, als auch Il. 23, 678 damit sein Bruder Mekisteus gemeint, unter welchem Artikel es Adrastus für Akastus heifsen mufs.

Der im ganzen Werke erreichte Grad von Vollständigkeit und die in jedem Theile sich kund gebende eigne Forschung lassen voraussehen, dafs man bald allgemein sich von der Unentbehrlichkeit dieses Hülfsmittels für das Studium der griechischen Sprache überzeugen wird, indem ein tieferes Eingehen in dasselbe zeigt, dafs es in demjenigen Bereiche der griechischen Litteratur, den es vollständig zu geben verspricht, fast überall den strengsten Forderungen genügt.

Die äufsere Ausstattung des Werks an Papier und Lettern ist sehr gut, und der Preis, zumal da das Lexicon der Eigennamen beim Kauf abgesondert werden kann, äufserst mäfsig.

Fr. Bellermann.

XXXVI.

Illustrations of the comparative anatomy of the nervous System. By Joseph Swan. London, 1835—1842.

Der Verfasser beabsichtigte in vorliegendem, durch 33 schön ausgeführte Kupfertafeln gezierten Werke beschreibende und abbildliche Darstellungen der Typen des Nervensystemes zu liefern. Nur die Ergebnisse eigener Untersuchungen mittheilend, jede Berücksichtigung fremder Arbeiten vermeidend, daher auch nur im Stande, zu kärglichen morphologischen Resultaten zu gelangen, beschenkt er uns nicht sowohl mit einer philosophischen Neurologie, als mit reichlichem mühevoll erworbenem Materiale zur Bearbeitung einer solchen. An die Darlegung des anatomischen Details schliefst er aber stets morphologische und — im reicheren Maafse noch — physiologische, leider aber sehr subjectiv gehaltene Betrachtungen.

Die ersten 5 Kupfertafeln liefern Darstellungen des Nervensystemes wirbelloser Thiere: zuerst des Taschenkrebses und des Hummers, dann der Scolopendra morsitans, des Lumbricus terrestris, des Hirudo medicinalis, des Limax ater und des Buccinum undatum. Der erläuternde Text ist überaus kurz und enthält keinesweges ausführliche Beschreibungen des Nervensystemes der genannten Thiere, sondern nur einige Andeutungen zur Erläuterung der bildlichen Darstellungen. Dagegen stellt der Verfasser in der Inhalts-Uebersicht des Werkes pag. XV die Eigenthümlichkeiten, welche die Anordnung des Nervensystemes der von ihm untersuchten wirbellosen Thiere darbietet, kurz und übersichtlich zusammen. Referent hat nirgend bei dem Verfasser eigenthümliche oder neue Thatsachen über diesen Gegenstand gefunden. In den der Erklärung der Kupfertafeln folgenden allgemeinen Bemerkungen über das Nervensystem der wirbellosen Thiere erklärt sich der Verfasser geneigt, den Bauchstrang derselben nicht dem Rückenmarke, sondern den Spinalganglien und deren Nerven, so wie zugleich dem Sympathicus und Vagus zu vergleichen.

Die sechste bis eilfte Kupfertafel erläutern das Nervensystem der Fische am Kabeljau (Gadus morrhua) und an einem Rochen (Raja batis). Während die Erläuterungen der Kupfertafeln wieder aphoristisch sind, findet sich als Zugabe der Inhalts-Uebersicht des Werkes eine kurze zusammenhangende und vergleichende Beschreibung des Nervensystemes beider Fische. Des Verfassers bildliche und beschreibende Darstellungen vom Gehirn des Kabeljau stehen an Genauigkeit bei weitem zurück hinter den von Gottsche über das Gehirn der Gräthenfische publicirten Leistungen. Dagegen treffen wir auf interessante Beobachtungen rücksichtlich des Verhaltens der Cerebro-Spinalnerven des genannten Thieres. Zunächst zeigt der Verfasser, dafs jede vordere und jede hintere Wurzel der meisten Rückenmarksnerven sogleich in zwei Stämme sich theilen, so dafs jeder Spinalnerv also gewissermafsen zwei hintere und zwei vordere Wurzeln besitzt. Aber diese Wurzeln oder Wurzeläste vereinigen sich nicht zu einem einzigen, sondern vielmehr zu zwei Nervenstämmen, von denen der eine für die vordere, vor der Wirbelsäule lie-

Digitized by Google

gende Körperhälfte, der andere für die hintere oder Rückenhälfte bestimmt ist. Der zur Rückenhälfte sich begebende Nerven-Stamm erhält jedoch seinen Antheil der vorderen Wurzel, nicht von der entsprechenden, sondern von der zunächst voraufgehenden, dem Kopfe näher entspringenden vorderen Wurzel. Referent hat des Verfassers Angaben über diese Eigenthümlichkeiten in dem Verhalten der Spinalnerven der Gadus-Arten in einer in Müller's Archiv afgenommenen Arbeit über das peripherische Nervensystem beim Dorsch (Gadus Callarias) im Wesentlichen bestätigen können, mufs demselben jedoch entschieden widersprechen, wenn er die Ganglienbildung an den hinteren Wurzeln der zur Rückenhälfte des Körpers sich begebenden Nerven läugnet.

Fortgesetzte sorgfältige Untersuchungen über das Verhalten der Spinalnerven bei den Fischen werden sicherlich noch manches interessante Factum zu Tage fördern und sind um so wünschenswerther, als sie für jede Vergleichung der Cerebralnerven mit den Spinalnerven die Grundlage abgeben müssen.

Zu den interessanteren Thatsachen, welche der Verfasser mittheilt, gehört auch das Verhalten der vom Trigeminus und Vagus entspringenden Nervi laterales des Kabeljau, welche, in hohem Grade symmetrisch, sowohl mit den Verästelungen der Spinalnerven der Rückenseite, als der Bauchseite sich verbinden und aufserdem den Seitencanal begleitend, an ihm sich verzweigen. Der Dorsch verhält sich, wie Referent in der oben angeführten Abhandlung gezeigt hat, auch in dieser Rücksicht dem Kabeljau sehr ähnlich.

Von den Nerven des Rochen wird zuerst der *Sympathicus* auf der 9ten Tafel dargestellt. Das halbdurchsichtige Ansehen der die einzelnen Ganglien verbindenden Fäden macht den Verfasser zweifelhaft, ob er hier in der That mit Nervenfäden zu thun hatte, oder nicht. Wir müssen es bedauern, dafs die mikroskopische Untersuchung dieser Gebilde gänzlich vernachläfsigt ist. Wie Referent an anderen Fischen z. B. am Dorsche sich überzeugt hat, enthalten auch bei ihnen die Zweige des Sympathicus sehr zahlreiche gelatinöse Fäden, welche sparsame weifse Nerven-Primitivfasern reichlich umhüllen; namentlich beobachtete er dies Verhalten an den oft so dicken Nervenstämmen der Geschlechtstheile. Doch gibt es allerdings auch Fische, bei welchen jene Fäden in den Aesten des Sympathicus mangeln, wie dies z. B. beim Cyclopterus Lumpus der Fall ist. Die Verbindungen des Sympathicus mit den Cerebrospinalnerven des Rochen sind vom Verfasser noch keinesweges genügend erforscht.

Die 10te Tafel erläutert das Gehirn und die Ursprünge der Hirnnerven der Rochen. Ungern vermissen wir nähere Angaben rücksichtlich der Ganglien des N. trigeminus und N. vagus. Bei vielen Knochenfischen erscheint der Vagus, seinem anatomischen Verhalten nach, als ein gemischter Nerv, in sofern eine nicht geringe Anzahl seiner Fäden neben dem Ganglion vorbeigeht. Diese vom Referenten gemachten Beobachtungen schliefsen sich an ähnliche Thatsachen, welche Remack über den N. vagus der Säugethiere berichtet hat.

Auf der 11ten Tafel ist eine Rückenansicht des gesammten Nervensystems des Rochen geliefert.

Der Erläuterung des Nervensystemes der Reptilien sind die folgenden 9 Tafeln gewidmet. Die untersuchten Thiere sind Testudo mydas und imbricata, Rana temporaria und Boa constrictor. Eine zusammenhangende vergleichende Schilderung ihres Nervensystemes findet sich am Schlusse der Inhaltsanzeige des Werkes. Diese Beobachtungen des Verfassers schliefsen sich an diejenigen von Bojanus, C. Vogt und J. Müller, welche sie theils vervollständigen, theils bestätigen. Bei der Schildkröte und der Boa verbindet sich der N. olfactorius mit dem ersten Aste des Trigeminus. Bei der Boa verbinden sich der N. vagus, glossopharyngeus und hypoglossus vor Abgabe von Zweigen so vielfach mit einander, dafs es schwer hält zu bestimmen, welche der peripherischen Verzweigungen dem einen oder dem anderen dieser können angehören — eine Eigenthümlichkeit, welche Referent auch bei mehren Vögeln wiedergefunden hat. — Die beiden ersten Cervicalnerven der Schildkröte besitzen ausschliefslich vordere Wurzeln — eine vom Referenten bei mehren Fischen ebenfalls gefundene Anordnung.

Das Nervensystem der Vögel ist beim Pelikan, bei der Gans, beim Kranich (Ardea cinerea) und beim Schwan untersucht und auf 5 Kupfertafeln dargestellt worden. Des Verfassers wörtliche und bildli-

Digitized by Google

che Darstellungen vom Gehirn der Gans bleiben weit hinter der bekannten trefflichen Arbeit von Albrecht Meckel zurück. Das peripherische Nervensystem der untersuchten Vögel ist dagegen theilweise sehr gründlich erläutert. Referent hebt einige Puncte, welche zugleich ein physiologisches Interesse haben, hervor. Bei den vom Verfasser untersuchten Vögeln ward ein Ramus lingualis trigemini vermifst. Bei der Gans namentlich verbreiten sich zwei starke Aeste des Glossopharyngeus längs der Oberfläche der Zunge nach vorn, welche, besonders an der Zungenwurzel, in der Mittellinie mit einander verbunden sind. Der Verfasser bestätigt hier also analoge Angaben von Tiedemann und von Rapp. Referent hat gleichfalls den Ramus lingualis trigemini bei der Gans, bei der Eule und beim indischen Casuar vermifst. Die Gans würde sich trefflich zu Versuchen über die Function des N. glossopharyngeus eignen, welcher Nerv bei Säugthieren gewifs als Geschmacksempfindung vermittelnd betrachtet werden mufs. Wenigstens hat Referent aus zahlreichen an Katzen angestellten Versuchen kein anderes Resultat ziehen können, obschon er allerdings noch ansteht, den N. glossopharyngeus ausschliefslich als Geschmacksnerven zu betrachten. Der Stamm des N. glossopharyngeus zeichnet sich häufig durch seine Stärke aus; von ihm und nicht vom Vagus entspringt, z. B. bei der Gans, der Ramus laryngeus superior — eine Angabe, welche Referent zu bestätigen im Stande ist. Auch den gröfseren Theil des Oesophagus fand Referent bei mehren Vögeln durch Aeste des Glossopharyngeus versorgt. Da nun der N. recurrens Nervi vagi nicht zum oberen Kehlkopfe reicht, die Bewegungen der Stimmritze also auch nach Durchschneidung der Stämme des N. Vagus am Halse bei Vögeln nicht gelähmt werden, so darf es nicht auffallen, wenn dieser Versuch, an Vögeln angestellt, ganz andere Resultate gewährt, als bei Säugthieren, wenn jene namentlich noch 8 oder 10 oder selbst 12 Tage — wie Referent einmal gesehen — nach der genannten Operation am Leben bleiben, während bei Säugthieren, wo der zum Kehlkopfe tretende N. recurrens mit durchschnitten wird, binnen sehr viel kürzerer Zeit bekanntlich der Tod eintritt.

Dem Nervensysteme der Säugthiere ist der gröfsere Theil des Werkes gewidmet. Die zahlreichen und schönen Abbildungen stellen Theile des Kalbes, des Schaafes, des Esels, des Pferdes, der Katze, des Jaguar (Felis Onca), des Hundes, des Fuchses, des Igels, eines Affen (Simia Papio) und des Schweines dar; in der ausführlichen vergleichenden Darstellung des Nervensystems der Säugthiere sind aufser den genannten auch noch andere, wie z. B. das Kaninchen und mehre Affen berücksichtigt und endlich findet sich am Schlusse der Inhaltsübersicht eine zusammenhangende kurze Beschreibung des Nervensystemes des Delphins (D. phocaena). Das hier angehäufte Material darf aufserordentlich reichhaltig genannt werden; besonders sorgfältig sind die anatomischen Verhältnisse des N. sympathicus behandelt worden. Wenn aber — wie nicht zu verkennen ist — durch die eifrigen Bestrebungen des Verfassers die Morphologie des Nervensystemes, und besonders seines peripherischen Theiles, bedeutend gefördert ist, so mufs doch die von ihm vielfach versuchte Benutzung der anatomischen Anordnung der Nerven zur Aufklärung physiologischer Verhältnisse als übereilt und unvorsichtig bezeichnet werden. Dieser Tadel trifft namentlich seine Erklärung der Sympathieen zwischen verschiedenen Nerven und den von ihnen abhängigen Organen durch Vermittelung verbindender Zweige des N. sympathicus, eine Ansicht, welche, in Deutschland wenigstens, wohl kaum mehr Anhänger finden möchte. Ein näheres Eingehen in die mannigfachen physiologischen Bemerkungen des Verfassers erscheint uns um so weniger erforderlich, als dieselben, wie schon oben bemerkt ward, durchweg zu subjectiv gehalten und grofsentheils von einem Standpuncte aus gewonnen sind, welcher einer früheren Epoche der Wissenschaft angehört.

Stannius.

Digitized by Google

№ 69.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1843.

XXXVII.

Sophokles. Sein Leben und Wirken. Nach den Quellen dargestellt von Adolf Schöll. Frankfurt am Main 1842. *Verlag der Joh. Christ. Hermann'schen Buchhandlung (F. E. Suchsland). VIII und* 398 S. 8.

Erster Artikel.

Gegenwärtiges Buch schliefst sich in Haltung und Tendenz aufs Engste an die Beiträge zur Geschichte der griechischen Poesie, in welchen Hr. Prof. Schöll im J. 1839 angefangen hat, eben so scharfsinnige und geschmackvolle Blicke in den künstlerischen Organismus der erhaltenen Tragödien des Alterthums mitzutheilen, als über die verlorenen Dramen unerhörte und willkürliche Hypothesen vorzutragen, und wer jene kennt, wird also auch hier nichts anders erwarten, als neben quellenmäfsigster Forschung und ästhetischer Feinheit doch auch wieder so manche unerwiesene und unerweisbare Behauptungen, vorgefafste Meinungen und subjective Urtheile zu finden, dafs er das Buch nur mit höchster Vorsicht und Prüfung zur Hand nehmen wird; insofern dasselbe jedoch aus der gelehrten Sphäre, der jene Beiträge zunächst angehörten, vor einen gröfseren Kreis gebildeter Leser treten zu wollen scheint, dürfte es die Pflicht der wissenschaftlichen Kritik sein, die Mahnung zur Vorsicht auch für diesen etwas näher zu begründen. Hätte es eine rein wissenschaftliche Bestimmung, so würde sich damit noch der andere Tadel verbinden müssen, dafs es sich hinsichtlich seines Stoffs gröfstentheils auf die Quellen beschränkt, neuere Forschungen fast nur gelegentlich und ohne Rücksicht auf gelehrte Vollständigkeit berührt, wodurch sein wissenschaftlicher Werth wenigstens insofern geschmälert wird, als es sich aufserhalb der organischen Entwickelung der Zeit stellt und denjenigen, der bei andern Forschern Anderes gelesen und gebilligt hat, über die Gründe seiner abweichenden Ansicht ungewifs läfst; aber je bereitwilliger dasjenige Publicum, welches Hr. Sch. hier besonders ins Auge gefafst zu haben scheint, ihm Citatenprunk und gelehrte Streitigkeiten erlassen wird, desto mehr wird und kann es auf der andern Seite auch erwarten, dafs ihm nur urkundlich Bekanntes und Gewisses, was es ohne nähere Prüfung auf Treu und Glauben annehmen könne, in ansprechender und übersichtlicher Darstellung geboten werde; und in dieser Hinsicht kann es dann doch auf keinen Fall ungerügt bleiben, wenn der Vf. unter jenem Scheine seinen Lesern so vieles darbietet, wovon er selbst wissen mufste, wie sehr es gewagt oder bestritten und in der Feuerprobe der Wissenschaft noch keineswegs so bestanden sei, dafs es ohne Weiteres als gute und gültige Münze in Umlauf gesetzt werden dürfte. Namentlich sind es vier Puncte, welche hier einer gerechten und unbefangenen Würdigung Anstofs zu geben geeignet sind: dafs er selbst in den äufseren Lebensumständen des Dichters statt eines vollständigen und historisch treuen Bildes ein bald mit den erzwungensten Vermuthungen bis zur Ungebühr ausgedehntes, bald um wesentliche Züge verkürztes Phantasiestück gibt, dafs er in den einzelnen Dramen zu einseitig nach vermeinten politischen Anspielungen und Beziehungen hascht, dafs er der Trilogienhypothese einen unverhältnifsmäfsigen Einflufs auf seine ganze Auffassung gestattet, und dafs er dagegen sich zu leicht über urkundlich Ueberliefertes und geschichtlich Gewisses hinaussetzt; ich werde jeden dieser vier Vorwürfe durch Thatsachen zu begründen suchen, ohne darum dem Guten und Wahren, das uns auf diesem Wege begegnet, die gebührende Anerkennung zu versagen.

Hinsichtlich der Lebensumstände des Dichters begegnet uns zuerst S. 8 ein Bekenntnifs, das in dem

Digitized by Google

Munde eines Schriftstellers, von dem wir sonst nichts weniger als zurückhaltende Urtheile gewohnt sind, doppelt auffällt: dafs er nämlich nicht im Stande sei zu entscheiden, ob Sophokles nach der parischen Chronik Ol. LXX. 4 (496 a. Chr.) oder Ol. LXXI. 2 geboren sei, und wenn wir es auch nur billigen können, dafs er zuletzt der erstern Annahme den Vorzug gibt, so ist dieser doch weder mit der Entschiedenheit, wie es unsers Erachtens möglich war, begründet, noch der richtige Weg eingeschlagen, um die Entstehung der andern Angabe mit der Ursprünglichkeit jener erstern zu vereinbaren. Da nämlich das Datum der Chronik selbst erst dadurch gewonnen wird, dafs derselbe angibt, Sophokles sei unter dem Archon Kallias im J. 405 a. Chr. im Alter von 91 Jahren gestorben, so mufste doch wohl zuvörderst nach der Richtigkeit dieser Voraussetzungen gefragt werden; dieses geschieht aber, was das Todesjahr betrifft, erst S. 359 flgg. auf eine Art, welche die Kritik keineswegs befriedigt, und auch für das Alter von 91 Jahren sind die Gründe, die er gleich hier aufstellt, nichts weniger als genügend, um die Angabe von 90 Jahren bei Diodor XIII. 103 zu überwiegen. Denn dafs 90 eine runde Zahl ist, kann an sich ihre Glaubwürdigkeit nicht schwächen, wenn nicht andere Gründe hinzukommen sie zu verdächtigen; diese sind aber theils von der Art, dafs sie nur für das Geburtsjahr 496 stimmen, also selbst erst der Voraussetzung des obigen Todesjahres bedürfen, um ein Alter von 91 Jahren zu ergeben, theils bedarf es dazu selbst erst wieder einer Emendation bei Pseudolucian. Macrob. c. 24, die nicht so leicht ist, wie Hr. Sch. glaubt, insofern ἕν τε καὶ ἐννενήκοντα, wie Schultz für πέντε καὶ ἐν. lesen will, selbst wieder zu den seltnen Ausnahmsfällen gehören würde, wo die Bestandtheile einer Zahl durch τε — καὶ verbunden sind, vgl. Pind. Olymp. I, 127 und mehr bei Lobeck. ad Phrynich. p. 410 und Jen. Lit. Zeit. 1818 Erg. Bl. S. 339. Doch auch zugegeben, dafs der Verfasser der Macrobii (Phlegon nach Ranke's Pollux et Lucianus, Quedlinb. 1831) dasselbe Alter wie die Chronik angeben konnte, so hängt die Richtigkeit dieser Angabe noch immer von der des Todesjahrs ab, und hier hat schon Böckh in Abhh. d. Berl. Akad. 1816, S. 103 fg., und neuerdings Müller Gesch. d. griech. Lit. B. II, S. 133 mit grofsem Rechte aufmerksam gemacht, dafs, wenn Sophokles beglaubigter Ueberlieferung nach an den Choen, einem Tage des Anthesterienfestes starb, dieses nicht in demselben Jahre 405 geschehn sein könne, an dessen Lenäen, also einen Monat früher, bekanntermafsen Aristophanes Frösche aufgeführt wurden, in welchen Sophokles bereits als todt vorkommt. Hiergegen setzt nun freilich Hr. Sch. S. 36. die Vermuthung, dafs die Verse, welche sich dort auf Sophokles Tod beziehen, von Aristophanes bei der zweiten Aufführung, deren Dicäarch gedachte, eingeschaltet worden seien; da jedoch auch Phrynichos, dessen Musen an denselben Lenäen den ersten Preis erhielten, nach dem Schol. zum Oed. Kol. Sophokles Tod kannte, so mufs er auch für diesen eine zweite Bearbeitung statuiren, die Niemand verbürgt; und bei Weitem einfacher werden wir daher der Angabe Apollodors folgen, dafs Sophokles in demselben Jahre mit Euripides, d. h. unter dem Archon Antigenes Ol. XCIII, 2 oder 406 a. Chr. gestorben sei und die Annahme des folgenden Archonten Kallias bei andern eben nur daraus entsprang, dafs man seinen Tod in das gleiche Jahr mit den Komödien, in welchen er zuerst erwähnt wird, setzen zu müssen glaubte. Nur wird man gerade dann Böckh und Müller nicht auch hinsichtlich des Geburtsjahres folgen dürfen, das sie auf 495 setzen, so dafs der Dichter am Ende gegen alle Ueberlieferung nur 89 Jahre alt geworden wäre, während selbst die geringere Altersangabe von 90 Jahren, mit dem gewonnenen Todesjahre 406 verbunden, auf 496 führt; und dafs dieses die einzig richtige Rechnung sei, läfst sich nicht nur aus den Argumenten, die Hr. Sch. gleichfalls für 496 beibringt, sondern auch daraus beweisen, dafs aus ihr allein die abweichenden Angaben nach beiden Seiten hin sich genügend erklären lassen. Hr. Sch. weifs dieses nicht anders zu bewerkstelligen, als durch die verzweifelte Hypothese, es könne ja auch der Archon des Jahres Ol. LXX. 4 eben so wie der von Ol. LXXI. 2 Philippos geheifsen haben und daraus die Verwechselung beider Jahre entstanden sein; Ref. denkt sich dagegen die Sache so, dafs, nachdem einmal aus dem vorhin angedeuteten Irrthum das Todesjahr um einen Archon weitergerückt war, denjenigen, welche das Geburtsjahr 496 festhielten, nichts übrig blieb, als seine Lebenszeit von 90 auf 91 Jahre zu verlängern, diejenigen aber, welche der richtigen Lebenszeit von 90 Jahren treu blieben, das Geburtsjahr auf 495 heruntersetzen mufsten. Dafs

Digitized by Google

aber Hr. Sch. nicht einmal das Geburtsjahr 496 mit voller Sicherheit gegen Böckh und Müller in Anspruch zu nehmen wagt, wundert uns wenigstens insofern nicht, als er sich durch seine Hyperkritik S. 119 fgg. selbst der besten Waffe gegen jene beraubt hat. Ein Hauptgrund derselben (vgl. Müller B. II, S. 111. 113) besteht nämlich darin, dafs nach Plut. an seni resp. ger. c. 3. Sophokles in seinem 55sten Jahre ein Gedicht auf Herodot gemacht hatte; nun aber, schliefst man, war Herodot um jene Zeit in Samos, und da Sophokles 440 a. Chr. der Expedition nach Samos beiwohnte, so würde daraus durch Rückrechnung 440 + 55 = 495 hervorgehn. Darauf erwidert nun allerdings schon Hr. Sch. S. 11 fg. mit Recht, dafs Herodot eben sowohl auch schon ein oder mehre Jahre früher Samos verlassen haben und in Athen selbst mit Sophokles bekannt geworden sein *könne;* es läfst sich aber auch beweisen, dafs beide sich früher gekannt haben *müssen*, indem Sophokles in der Antigone v. 905 fgg. die von Herodot III, 119 überlieferte Aeufserung nachgeahmt hat, sein Feldzug nach Samos aber gerade nur eine Folge seiner Antigone gewesen sein soll, vgl. meinen Excurs zu Bährs Herodot T. II, p. 656 fgg.; und was Hr. Sch. S. 122 fg. gegen die Aechtheit jener Sophokleischen Stelle vorbringt, kann nach den Widerlegungen dieses alten Zweifels von Böckh (Abhh. d. Berl. Akad. 1824, S. 77), Wex, Hermann, und namentlich Schönborn in einem eignen Programme (Guben 1827), das derselbe gar nicht zu kennen scheint, nicht in Betracht kommen. Denn gerade der Gedanke v. 921, welchen Hr. Sch. unmittelbar mit v. 903 verknüpfen will: τοίαν παρεξελθοῦσα δαιμόνων δίκην, mufs ausdrücklich motivirt sein, wenn er nicht kahl und grundlos dastehn soll, und diese Motivirung ist eben in den angezweifelten Versen enthalten, die weit entfernt, mit dem in frühern Reden entwickelten Motive Antigones in Widerspruch zu stehen, vielmehr einen neuen feinen psychologischen Zug darbieten. Im Begriffe zum Tode zu gehen, tröstet sich Antigone mit der Pietät, die sie ihren vorausgegangenen Verwandten bewiesen habe, und kommt dabei natürlich auch auf Polynikes, um dessen willen sie jetzt den Tod leiden soll; dabei aber drängt sich ihr für einen Augenblick nochmals die Frage auf, ob der Conflict, in welchen sie mit der bürgerlichen Gerechtigkeit gerathen, so nothwendig gewesen sei, dafs sie mit voller Beruhigung sterben möge, und hierzu dient ihr nun die Betrachtung, dafs, wenn sie auch Gatten- und Kindesliebe um des bürgerlichen Gehorsams willen hätte verläugnen wollen, der Vorzug des Bruders so grofs sei, dafs kein Vernünftiger sie einer Schuld bei ihrer That zeihen könne. Dies ist der Sinn der Worte: καίτοι σ' ἐγὼ 'τίμησα τοῖς φρονοῦσιν εὖ, d. h. jeder Vernünftige wird urtheilen, dafs ich dir nur das Gebührende, deine τιμήν, erwiesen habe, wobei es schlechterdings nicht nöthig ist, wie Hr. Sch. meint, εὖ zu τιμῆσαι heraufzuziehen, weil dieses auch Adverbium „die Rechtfertigkeit der That" bezeichnet; und noch grundloser ist der Vorwurf, dafs der nächste Vers nur den halben Gedanken enthalte, wo gerade eine so pedantische Ausführung der selbstverstandenen Prämisse: „und jene Kinder wären gestorben und lägen unbegraben", des Dichters unwürdig wäre, oder gar der Tadel gegen v. 913 fgg., dafs Kreon „das nun erst vorgebrachte Motiv nicht hätte wissen können", als ob Antigone nicht dieses Motiv als ein so selbstverstandenes und natürliches betrachtete, dafs sie sich eben dabei gegen Kreons unvernünftige Härte beruhigt. Aufserdem kennt ja schon Aristoteles Rhetor. III, 16. 9 jene Verse als sophokleisch und gebraucht sie als Muster; und wenn sich Hr. Sch. auf Cramer's Anecdd. Oxon. T. IV, p. 315 beruft, um zu beweisen, dafs die Antigone frühzeitig *interpolirt* worden sei, so lesen wir in dieser ohnehin von Welcker griech. Trag. S. 976 für *unbrauchbar* erklärte Notiz nur, dafs das *ganze Stück* angezweifelt und dem Sohne des grofsen Dichters beigelegt werde, wie denn νοθεύεσθαι nie eine andere Bedeutung als *für unächt gehalten werden* hat und eben darauf auch die andern dortigen Beispiele, der Margites, der Schild des Herakles u. s. w. führen.

Doch dieser Gegenstand gehört bereits zu dem anderen Punkte, wo wir auf des Verfs. Willkürlichkeit in Anwendung und Auslegung alter Zeugnisse kommen werden; verfolgen wir hier zunächst die Lebensgeschichte, so begegnet uns S. 20 wenigstens eine sehr gewagte Vermuthung, bei welcher Hrn. Sch.'s obige Zurückhaltung weit eher an ihrer Stelle gewesen wäre, während er sie jetzt als Nothwendigkeit hinstellt: das Handwerk der Waffenschmiede, welches des Dichters Vater betrieb oder betreiben liefs, *müsse* von Alters her zu Kolonos geblüht haben, wie die Verehrung des Feuertitan Prometheus und wohl auch der erzne Bo-

Digitized by Google

den im Haine der unterirdischen Gottheiten beweise! Weit richtiger, dünkt mir, hat Welcker äschyl. Trilogie S. 121 jene Verehrung des Prometheus auf die Töpfer im benachbarten Kerameikos bezogen, womit auch O. Müller im Ind. Lectt. Gotting. 1840—41, p. 7 übereinstimmt, und was die erzfüfsige Schwelle (χαλκόπους ὀδὸς Oed. Col. 57) betrifft, die mit ehernen Grundpfeilern aus der Erde herauf gewurzelt steht (χαλκοῖς βάθροισι γῆθεν ἐρφιζωμένος, v. 1590), so dürfte dabei an ein Werk von Menschenhand eben so wenig zu denken sein, als bei dem χάλκεος οὐδός Homers und Hesiods, aus welchen jene figürliche Bezeichnung eben auch nur auf diesen Eingang zum Hades übertragen ist, und wogegen die pragmatische Auslegung des Scholiasten von Bergwerken in Kolonos gar nicht in Betracht kommt. Auch die „Feste der Knabenprüfung", an welchen Sophokles Kränze davongetragen haben soll (S. 22), hat Hr. Sch. aus sich hinzugefügt, während der Biograph nur sagt: ἐξ ὧν ἀμφοτέρων ἐστεφανώθη, d. h. in Wettkämpfen der Knaben, von welchen der Leser eine ganz schiefe Vorstellung erhält, wenn er dabei an unsere modernen Schulexamina und Prämien erinnert wird; wichtiger ist jedoch der Widerspruch, welchen er S. 23 flg., 26 flg. gegen die allgemeine Annahme erhebt, dafs Sophokles in zweien seiner Stücke als Thamyris und Nausikaa auch auf der Bühne seine Geschicklichkeit im Saitenspiel und Ballschlagen gezeigt habe, indem er diese Ueberlieferung des Alterthum darauf beschränkt, dafs der Dichter nicht in den Hauptrollen, sondern gleich wie wir es von Shakespeare wissen, nur in untergeordneten Partien aufgetreten sei. Er beruft sich dafür theils auf die Mangelhaftigkeit von Sophokles Organ, die allerdings gerade als Grund angegeben wird, weshalb derselbe gegen die Gewohnheit der früheren Dichter nur ausnahmsweise persönlich auf der Bühne erschienen sei, theils auf die Unbestimmtheit der antiken Zeugnisse selbst; fassen wir aber diese näher ins Auge, so werden wir keinen von beiden Gründen stichhaltig und im Gegentheil die gewöhnliche Annahme durch innere und äufsere Wahrscheinlichkeit im höchsten Grade empfohlen finden. Was zuerst das Organ betrifft, so liegt gerade in der Bedeutung von ἰσχνοφωνία, wie sie Hr. Sch. richtig S. 31 aufstellt, nur eine Ursache selten, keineswegs aber ein Hindernifs jemals aufzutreten: wäre Sophokles λεπτόφωνος gewesen, d. h. hätte es seiner Stimme an Kraft und Umfang gefehlt, so würde es ein vergebliches Beginnen gewesen sein, sich jemals hören lassen zu wollen: die *haesitantia linguae* aber, die in jener Bezeichnung liegt (Aristot. Problem. XI, 30; Galen. ad Hippocr. Epidem. I, p. 73), hinderte ihn nur ein Schauspieler *ex professo* zu werden, nicht aber ein oder zweimal in solchen Rollen aufzutreten, in welchen ohnehin eine sonstige Geschicklichkeit jener Schwäche das Gleichgewicht hielt, und zu mehrerem zwingt uns auch nicht die Angabe des Biographen, dafs er διὰ τὴν ἰδίαν ἰσχνοφωνίαν τὴν ὑπόκρισιν τοῦ ποιητοῦ κατέλυσε, d. h. der alten Sitte selbst zu agiren, ein Ende gemacht habe. Hinsichtlich der Rollen selbst lesen wir freilich bei Athenäus I. 37 nur: καὶ τὸν Θάμυριν διδάσκων αὐτὸς ἐκιθάρισεν, ἄκρως δὲ ἐσφαίρισεν, ὅτε τὴν Ναυσικάαν καθῆκε; von der letztern Rolle aber sagt Eustathius ad Odyss. VI. 115 ausdrücklich: ὅτε τὰς Πλυντρίας ἐδίδασκε, τὸ τῆς Ναυσικάας πρόσωπον σφαίρᾳ παιζούσης ὑποκρινόμενος ἰσχυρῶς εὐδοκίμησε, was nicht etwa blofs, wie Hr. Sch. meint, von diesem „mit eigener Hand" bestimmter ausgeführt ist, sondern aus einer anderen Quelle herrühren muss, da Eustathius auch das Drama selbst mit dem urkundlichen Namen „die Wäscherinnen" nennt; und auch was den Thamyris betrifft, so wäre es undenkbar, dafs dieser gerade, wie der Biograph erzählt, dem Dichter die Ehre einer Abbildung in der Gemäldehalle verschafft hätte, wenn er, wie Hr. Sch. will, nur in der Rolle einer Muse aufgetreten wäre. Derselbe bemerkt mit Recht, dafs die Worte des Biographen uns nicht nöthigen bei jener Abbildung an die volle Maske des Thamyris zu denken, und es nur heifst: ὅθεν καὶ ἐν τῇ ποικίλῃ στοᾷ μετὰ κιθάρας αὐτὸν γεγράφθαι: aber jedenfalls war er doch als Kitharist dargestellt, und müfsten wir also annehmen, dafs er auf der Bühne in weiblicher Maske erschienen sei, so wäre der Unterschied doch zu grofs gewesen, um zwischen jener Vorstellung und diesem Auftreten auch nur eine Ideenassociation zuzulassen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 70.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1843.

Sophokles. Sein Leben und Wirken. Nach den Quellen dargestellt von Adolf Schöll.

(Fortsetzung.)

Aufserdem wird man ja wohl selbst nach unserm heutigen Sprachgebrauche voraussetzen können, dafs, wo es von einem Schauspieler auch nur heifst, er sei in dem und dem Stücke aufgetreten, sobald die Rolle nicht näher bezeichnet wird, im Zweifel die Titelrolle zu verstehen sei; und wenn ich auch ganz von der höchst wahrscheinlichen Vermuthung (de distr. histr. p. 65) absehen will, dafs die stummen Personen, zu welchen Hr. Sch. den Dichter heruntersetzt, von disponiblen Choreuten aus der Zahl der funfzig gegeben wurden, welche jede Phyle ihrem Choragen stellte, so ist es doch klar, dafs der Dichter in einer so untergeordneten Rolle, wie ihn Hr. Sch. z. B. als eine von Nausikaas Mägden spielen läfst, seine anerkannte Meisterschaft nicht würde haben in ihrem vollen Glanze entfalten können, ohne das Interesse der Zuschauer von der Hauptperson abzuziehen, und so der Wirkung seines Stückes selbst im Lichte zu stehen, vergl. Cicer. divin. in Caecil. c. 15. Ja auch die andere Alternative, welche Hr. Sch. S. 47 wenigstens für den Thamyris vorschlägt, dafs Sophokles gar nicht auf der Bühne, sondern von der Orchestra aus als Kitharist die Accorde des Schauspielers, der den Thamyris spielte, unterstützte, scheitert an den Worten des Biographen: ἐν μόνῳ τῷ Θαμύριδι, die nur im Gegensatze und als Ausnahme von der vorher erwähnten Regel, dafs Sophokles nicht als Schauspieler aufzutreten pflegte, Sinn haben, während es gerade die Schwierigkeit, einen Schauspieler, der zugleich der Kithara Meister war, zu finden, erklärt, wie Sophokles sich hier zum eigenen Auftreten entschliefsen konnte; und so wird es hier also wohl bei der alten Annahme, die zugleich die einfachste und natürlichste ist, belassen werden dürfen.

Je kritischer sich aber Hr. Sch. in dieser Frage gezeigt hat, desto auffallender ist es, dafs er gleich nachher S. 39 flg. unbedenklich den Triptolemos als Sophokles erstes Stück annimmt, ohne der Einwürfe, welche Welcker (die griech. Tragödie mit Rücksicht auf den epischen Cyklus S. 310) dieser Auslegung der Stelle des Plinius entgegengesetzt hat, auch nur mit einem Worte zu gedenken; und gesetzt auch, die Zeitbestimmung wäre an sich richtig, so sind doch die weiteren Vermuthungen, die er an dieselbe knüpft, eben so unhaltbar in sich als im Widerspruche mit dem, was er selbst vorher S. 36 flg. über das chronologische Verhältnifs von Sophokles erstem Auftreten zu Kimons Waffenthaten gesagt hat. Weil nämlich der Scholiast zum Aristides T. III, p. 688 und einige Handschriften des Scholions zu Aristoph. Plutus 627 angeben, das Orakel, durch welches die Athener die Gebeine des Theseus aus Skyros zu holen geheifsen wurden, sei in Folge einer Hungersnoth gegeben worden, und Plutarch. V. Cimon. c. 8 erzählt, dafs Kimon mit diesen Gebeinen gerade damals zurückgekommen sei, als Sophokles sein erstes Stück habe aufführen lassen, so combinirt nun Hr. Sch. die Erfindung des Getreidebaus, welche den wahrscheinlichen Inhalt des Triptolemos ausmachte, mit diesem „Lebensmangel" der Athener, der übrigens, als Sophokles seine Dichtung vorstellte, schon in Ueberflufs verwandelt gewesen sei (S. 42), und bezieht sodann weiter ein Bruchstück desselben Dramas, worin ein Getenkönig Charnabon vorkommt, auf die gleichzeitigen Versuche der Athener an der thrakischen Küste Fufs zu fassen, wofür denselben der mythische Besuch ihres Heros in jenem fernen Lande habe als Vorweihe gelten können. Hiergegen ist aber erstens zu erinnern, dafs jener Getenkönig nur der allgemeinen geographischen Schilderung von Triptolemos Zuge über die ganze Erde angehört zu haben scheint, worin auch Karthago (Schol. Eurip.

Digitized by Google

Troad. 218) und andere Gegenden vorkommen, mit welchen Athen damals noch gar nichts zu thun hatte, während eine specielle Anspielung auf die thrakische Küste überall nicht vorhanden ist; zweitens aber fällt die Eroberung jener Gegenden durch Kimon nach den besten Rechnungen von Clinton und Krüger, welche Hr. Sch. selbst im Wesentlichen billigt, schon acht bis neun Jahre vor Sophokles erstes Auftreten (468 a. Chr.), und derselbe Zeitraum liegt seinem eigenen Zugeständnifs nach auch zwischen diesem und dem erwähnten Orakel, das Plutarch V. Thes. c. 36 ausdrücklich unter den Archon Phädon 476 a. Chr. setzt, so dafs also jene Hungersnoth, selbst ihre Existenz zugegeben, schon neun bis zehn Jahre vor die Aufführung des Triptolemos fallen würde und Hr. Sch. sich selbst nur durch die Annahme helfen kann, dafs der Mangel „obzwar gemindert, in manchen Folgen bis in das Jahr von Sophokles Auftritt noch etwa fühlbar gewesen sei." Doch selbst jene Hungersnoth steht noch auf sehr schwachen Füfsen, da ihr nicht nur Aeneas von Gaza eine Pest (λοιμὸς statt λιμὸς) substituirt, sondern auch der Aristophanische Scholiast nicht etwa blofs, wie Hr. Sch. glaubt, nach Conjectur, sondern Dindorfs neuester Ausgabe zufolge auch in der Ravennatischen Handschrift λοιμώξαντες gibt; und wenn dieser Lesart Hr. Sch. den Grund entgegensetzt, dafs bei dem Schol. Aristid. dreimal hintereinander λιμὸς vorkomme, so hat er dagegen den ungleich stärkern Grund für sie übersehn, dafs Aeneas, der ohnehin der älteste und seinem Texte nach unverdorbenste Zeuge ist, ausdrücklich von einer Krankheit spricht (ἐπειδὴ ἐνόσουν), zu geschweigen, dafs das plötzliche Aufhören des Uebels, worin alle Gewährsmänner übereinstimmen, eben so wohl wie seine lange Dauer, weit eher zu einer Seuche als zu einer Hungersnoth pafst.

So viel über die Behandlung der früheren Lebensumstände des Dichters, und wenn sich Ref. auch hier noch meistens mit Kleinigkeiten hat befassen müssen, so zeigen doch diese bereits hinlänglich, wie der Vf. trotz allen Aufwandes von Quellenstudium und Scharfsinn doch bald zu viel bald zu wenig thut und statt unbefangener und umsichtiger Forschung sich viel zu sehr von vorgefafsten Meinungen und blendenden Einfällen leiten läfst, um die Gemeingültigkeit seiner Urtheile, auf welche die ganze Darstellung abzweekt, ansprechen zu können; noch in höherem Grade aber gilt dieses von denjenigen Abschnitten, in welchen Sophokles eigentliche Thätigkeit sowohl in künstlerischer als politischer Hinsicht unter solchen Gesichtspuncten behandelt wird, die Ref. der Trefflichkeit vieles Einzelnen unbeschadet, doch im Ganzen nur als durchaus verfehlt bezeichnen kann. Was namentlich den politischen Standpunkt betrifft, so wiederholt sich hier einerseits derselbe Mifsgriff, den wir schon im Triptolemus gerügt haben, in einer fortlaufenden Reihe der gesuchtesten und unglaublichsten Deutungen und Beziehungen, welche den einfachsten und selbstverständlichsten Stellen erhaltener und verlorener Tragödien auf Zeitereignisse aller Art gegeben werden, und doch fehlt es auf der andern Seite gänzlich an einer prüfenden Zusammenstellung der Momente, welche für Sophokles politische Gesinnung und Parteifarbe charakteristisch sein können, so dafs jener Nachweis politischer Anspielungen selbst aller factischen Grundlagen und Mafsstabe entbehrt und damit zugleich in der organischen Darstellung seines Lebenslaufes überhaupt eine wesentliche Lücke entsteht. Dafs er dem Staatsleben seiner Zeit nicht ganz fremd stand, sagt schon der alte Biograph: καλῶς τε ἐπαιδεύθη καὶ ἐτράφη ἐν εὐπορίᾳ, καὶ ἐν πολιτείᾳ καὶ εν πρεσβείαις ἐξετάζετο, und wenn wir auch ganz von der bekannten Feldherrnschaft gegen Samos absehen, auf deren kürzlich von Fr. Ritter in Ritschl's Rhein. Museum B. II. S. 180 flg. geläugnete Authentie wir später bei Gelegenheit der Antigone noch einmal zurückkommen, so begegnet er uns doch auch bei Plut. V. Nic. c. 15 und Justin III. 6 an der Spitze athenischer Heere; endlich ist noch die von mir bereits im Proömium zum Marburger Sommerkataloge 1840 berührte Anekdote bei Aristot. Rhetor. III. 18. 6 nicht zu übersehen, nach welcher Sophokles zu den im J. 413 nach der sicilischen Niederlage eingesetzten Probulen gehört hätte und folglich nicht allein seiner Geburt sondern auch seiner Gesinnung und Thätigkeit nach zu derjenigen Fraction der Bürgerschaft gerechnet werden müfste, aus welcher bald nachher die oligarchische Reaction gegen die Demokratie hervorging. Ich weifs wohl, dafs Schulz de vita Sophoclis (Berlin 1836. 8) p. 49 dieses Alles einem andern gleichnamigen Zeitgenossen beizulegen sucht, wie uns denn wirklich bei Thucyd. III. 115 ein Sophokles, Sostratides Sohn, als Feldherr genannt wird und derselbe Name auch nach des Dichters Tode unter den

Digitized by Google

Dreifsig Tyrannen vorkommt; dafs dies aber auch Hrn. Sch.'s Meinung ist, erfahren wir erst S. 366 ganz beiläufig ohne alle nähere Begründung, während die biographische Darstellung selbst diese wichtigen Puncte entweder gar nicht oder höchst vereinzelt und unkritisch berührt. Wenn er z. B. S. 22, wo von des Dichters Familie die Rede ist, die Bedeutung des Zeugnisses bei Plinius Hist. Nat. XXXVII, 11, nach welchem Sophokles *principe loco genitus Athenis* war, durch die Möglichkeit schächt, dafs dieses auch heifsen könnte: „in einer so ausgezeichneten Stadt wie Athen war", so ist dieses eine Auslegung, die nicht allein „weniger für sich", sondern geradezu das gegen sich hat, dafs *locus* nie wie unser *Ort* oder *Platz* für eine Stadt selbst gebraucht wird, sondern immer nur den topographischen Charakter der Lage oder die Stelle bezeichnet, wo eine Stadt u. s. w. liegt oder gelegen hat; unter der Rubrik aber S. 89: „Stellung im Staat und bürgerliche Verhältnisse", ist blofs von der Stelle des Justin die Rede, die kurzweg für eine *Phantasie* erklärt wird, „entstanden aus der Tradition von einem Staatsdienste des Dichters, der mehrere Jahre später fällt", nämlich der Expedition nach Samos, und auch als Hr. Sch. endlich nach vielen Zwischenreden über Athens damalige Zustände, die, wie wir nachher sehn werden, nur durch die willkürlichsten Annahmen mit Sophokles in Verbindung gesetzt werden, S. 157 auf „Sophokles den Feldherrn und seine Stratageme" kommt, spricht er wieder nur von dem samischen Kriege und zwar auch von diesem nur in Beziehung auf die davon vorhandenen Anekdoten, ohne sich über die so bedeutsamen Schlufsworte der Erzählung aus Jon bei Athenäus XIII. 81: τὰ δὲ πολιτικὰ οὔτε σοφὸς οὔτε ῥεκτήριος ἦν, ἀλλ' ὡς ἂν εἷς τις τῶν χρηστῶν Ἀθηναίων, auch nur mit einer Silbe zu äufsern. Gleichwohl können diese Worte wenigstens auch das enthalten, was Ref. in seinen Quaest. Oedipod. p. 30 darin gefunden hat, dafs eben Sophokles zu der Fraction der athenischen Bürgerschaft gehört habe, die z. B. Xenophon Rep. Ath. I. 2 unter demselben Namen οἱ χρηστοὶ als Optimaten der durch die gemeine Volksclasse herrschenden Demokratie entgegensetzt, und ich bin um so sicherer fortwährend von der Richtigkeit dieser Erklärung überzeugt, als sie allein es möglich macht, den scheinbaren Widerspruch zwischen Jon und dem Biographen auszugleichen, von welchen der eine Sophokles politische Thätigkeit rühmt, der andere aber ihm Geschicklichkeit und Rührigkeit in öffentlichen Angelegenheiten abspricht, so nämlich, dafs er zwar an den Handlungen der Demokratie und ihrer Führer nur ungern und mehr passiv Antheil genommen habe, an der Seite eines Nikias dagegen oder gar bei solchen Mafsregeln, die dem Uebergewichte des grofsen Haufens zu wehren bestimmt waren, allerdings auch öffentlich aufgetreten sei; doch gesetzt auch, Hr. Sch. habe Grund gehabt, die Stelle anders zu verstehen, so mufste er dieses wenigstens darlegen und dadurch seiner höchst verschiedenen Auffassung der politischen Stellung des Dichters ein festes Fundament verschaffen, statt dafs jetzt alle seine Hypothesen und Deutungen Sophokleischer Stellen in einem der demokratischen Partei günstigeren Sinne durch die einzige Behauptung umgestofsen werden können, dafs das Zeugnifs eines Zeitgenossen den Dichter geradezu als Optimaten hinstelle. Noch mehr gilt dieses übrigens von der Aristotelischen Stelle, die doch wahrlich, wofern sie von dem Dichter Sophokles zu verstehen ist, ein zu wichtiges Moment in seiner Lebensgeschichte abgibt, als dafs ein Darsteller dieser, selbst wenn er sie nicht auf den Dichter beziehen sollte, sich der Mühe überheben dürfte, dieses und die Gründe davon anzudeuten, zumal da die Begründung bei Schultz viel zu dürftig und schwach ist, um die Sache dadurch als abgethan ansehen zu dürfen. Denn dieser sagt weiter nichts als: *ab eodem* (nämlich von dem vorhin erwähnten Sohne des Sostratides) *forsitan non diversus fuit Sophocles, quadraginta* (soll wohl heifsen: *quadringentorum*) *virorum unus, quem Aristoteles* τῶν προβούλων *fuisse, qui circa illud tempus legibus scribendis* (vielmehr zur Vorberathung der Volksbeschlüsse) *electi essent, et orationem pro Euetemone* (Rhetor. I. 14) *habuisse dicit*, und vergifst dabei ganz, dafs jener Sophokles, Sostratides Sohn, nach Thucyd. IV, 65 bereits um 424 a. Chr. mit dem Exil bestraft worden war, aus welchem er eben so wenig wie Thucydides selbst, vor der Schlacht bei Aegospotamos zurückgekehrt sein mag, so dafs er wohl das Mitglied der Dreifsig im J. 404, aber schwerlich der Probule vom J. 413 sein konnte *), zu geschweigen, dafs die Probulen nach

*) Durch diese Bemerkung zerfällt auch Bergk's Vermuthung Com. att. reliqu. p. 100, dafs Pythodoros, der Sohn des Poly-

Digitized by Google

Thucyd. VIII, 1 ältere Männer waren, was bei den Dreifsig nicht der Fall gewesen zu sein scheint; und nehmen wir dazu noch, dafs Aristoteles, der in denselben Büchern der Rhetorik noch zweimal den Dichter Sophokles gleichfalls blofs mit seinem Namen ohne unterscheidenden Zusatz erwähnt, wenn er an den fraglichen Stellen einen andern gemeint hätte, dieses gewifs durch irgend einen Zusatz angedeutet haben würde, so werden wir eben so wenig auch durch Ruhnken. Hist. crit. orat. gr. p. XLIII und Wattenbach de quadringentorum Athenis factione (Berlin 1842. 8.) p. 22 uns bestimmen lassen können, den Probulen für einen andern als den Dichter zu halten. Eben so wenig aber kann ich dafür halten, dafs bei Plutarch der ausdrückliche Zusatz Σοφοκλῆς ὁ ποιητής auf einer Verwechselung mit jenem Sohne des Sostratides beruhe, namentlich wenn dieser, wie es doch alle Wahrscheinlichkeit für sich hat, das nachmalige Mitglied der Dreifsig sein sollte; denn der Sophokles, von welchem Plutarch spricht, erscheint älter als Nikias, der doch selbst nach der treffenden Bemerkung von Krüger vor Herbst's Ausgabe von Xenophons Gastmahl (Halle 1830. 8.) p. XV, insofern er älter als Sokrates war (Plat. Lach. p. 181) zur Zeit seines Todes im J. 413 über sechzig Jahre alt gewesen sein mufs; und so bekämen wir für das Mitglied der Dreifsig wieder einen starken Siebenziger, was höchst unwahrscheinlich ist, während des Dichters Alter in das angegebene Verhältnifs zu Nikias sehr gut pafst, und der Einwurf von Schultz, dafs ersterer in der von Plutarch angedeuteten Zeit überhaupt zu alt zum Feldherrn gewesen sei, schon um deswillen wegfällt, weil die erzählte Anekdote keineswegs mit der Gelegenheit, bei welcher sie erzählt wird (415 a. Chr.), gleichzeitig ist, sondern sich auf einen frühern Vorfall bezieht, wo Sophokles mit Nikias zusammen commandirt habe. Dafs endlich auch der alte Biograph bei seiner Angabe, Sophokles habe sich in Staatsverwaltung und Gesandtschaften erprobt, nicht etwa, wie Hr. Sch. S. 89 will, blofs die samische Expedition im Auge habe, ergibt sich einfach daraus, dafs er letztere später noch einmal ausdrücklich erwähnt; und so sehe ich dann auch nicht ein, warum Justin's Nachricht von Sophokles Theilnahme an Perikles Umschiffung des Peloponnes im J. 453, wo er gleichfalls ausdrücklich *Sophoclem scriptorem tragoediarum* nennt, nur ein Gemische getrennter Begebenheiten sein solle, oder selbst diese Möglichkeit eingeräumt, warum sie gerade nur auf einer Verwechselung mit dem späteren Feldzuge gegen Samos beruhen soll und nicht eben so wohl daraus erklärt werden könnte, dafs Sophokles z. B. den von Plutarch im Leben des Nikias c. 6. erwähnten Zug gemeinschaftlich mit letzterem befehligt und dieser von dem Schriftsteller, der den Dichter anderweit als Collegen des Perikles kannte, mit jener frühern verwechselt worden wäre?

Ueber alle diese Fragen aber, die von einem gründlichen und pragmatischen Lebensbeschreiber des Sophokles nothwendig behandelt werden mufsten, spricht Hr. Sch. wie gesagt kein Wort, und ergeht sich dagegen S. 90—156 in einer Reihe von Betrachtungen und Vermuthungen über Athens politischen Zustand in Perikles Zeit, die allerdings viel Wahres, Geistreiches und Scharfsinniges enthalten, für Sophokles jedoch, namentlich wenn ihn Hr. Sch. nicht von der so eben angedeuteten politischen Seite betrachten wollte, eine sehr geringe Bedeutung haben, obgleich der Verf. darauf das ganz unerwartete Ergebnifs begründet, dafs der Dichter mit Anhängern des Perikles, vielleicht mit ihm selbst freundlich gestanden habe (S. 97) und erst nach dessen Tod durch die wachsende Gewaltsamkeit der Volksverhandlungen und den unklaren wechselnden Einflufs der Hetärien bestimmt worden sei, sich von diesen Bewegungen so viel als möglich zurückzuziehen (S. 98), ja dafs er zu den Freunden des Perikles gehören konnte, die das Vertrauen der Gläubigen zu diesem freiern ungemeinen Geiste zu erhalten geeignet waren (S. 118), und demgemäfs alle die Stellen seiner Gedichte, welche im Geiste der aristokratischen Opposition einen Tadel des Perikles zu enthalten scheinen könnten, eine andere Auslegung enthalten müfsten.

galos, welchen Diogen. L. IX, 54 als einen der Vierhundert erwähnt, derselbe sei, der bei Plato Parmen. p. 126 c als Isolochos vorkommt und den er auch für den Archon von Ol. 94, 1. hält; der Sohn des Isolochos aber ward zugleich mit jenem Sophokles verbannt und kehrte daher auch wohl erst in Folge der Rehabilitation bei Lysias de affect. tyrann. §. 27. zurück.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 71.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1843.

Sophokles. Sein Leben und Wirken. Nach den Quellen dargestellt von Adolf Schöll.

(Fortsetzung.)

Kenner des Sophokles und der Nachrichten, die uns über sein Leben erhalten sind, werden erstaunen, von wannen dem Verf. solche Kunde gekommen; noch mehr aber wird vielleicht der Laie, der Hrn. Sch. nicht schon anderweit kennt, erstaunen, wenn wir ihm sagen, dafs die factischen Grundlagen aller dieser Behauptungen mit Ausnahme des Feldzugs oder der beiden Feldzüge, in welchen Sophokles der College des Perikles gewesen sein soll *), sich darauf beschränken, dafs Sophokles Antigone von den Alten als das zwei und dreifsigste seiner Dramen gezählt wurde, und dafs derselbe nach Plutarch. de republ. seni ger. c. 3. in seinem 55sten Jahre ein Gedicht an Herodot gemacht haben soll! Da nämlich Sophokles in Allem 113 Dramen beigelegt werden, von welchen er die ersten in seinem 28sten Jahre dichtete, und die Antigone in sein 56stes fällt, so hat er in den ersten 27 Jahren seiner Thätigkeit nur 32, in den folgenden 35 Jahren dagegen beinahe 80 Stücke geschrieben, und diese zunehmende Productivität betrachtet nun Hr. Sch. S. 97 als Beweis, dafs er in frühern Jahren „und überhaupt unter Perikles mehr engeren Antheil am Staatswesen genommen habe als nachher"; und da derselbe nach S. 130 *glaubt* „dafs Herodot während der Angriffe auf Perikles zu Ende der 83sten Olympiade, die zur Verweisung des Thukydides und vollen Anerkennung des Perikles umschlugen, eine vorübergehende politische Rolle zu Athen in dem Sinne gespielt habe, dafs er sich einem Kreise von Männern anschlofs, die vermittelnd zwischen jenem und dem altgläubigen Theile des Volkes standen", so ist auch sofort der Schlufs fertig, dafs Sophokles, der um dieselbe Zeit mit Herodot bekannt war, zu demselben Kreise gehört haben müsse. Fassen wir zuerst den letztern Punct ins Auge, so ist es allerdings richtig, dafs Herodot sich bei der im J. 444 unter Perikles Auspicien ausgeführten Colonie Thurii betheiligte und dafs er um die nämliche Zeit mit Sophokles bekannt geworden sein mufs, wie wir dieses auch oben bereits zur Bestimmung von dessen Geburtszeit angewandt haben; daraus folgt jedoch weder, dafs Herodot eine Rolle wie die angedeutete in Athen gespielt habe, noch auch, wenn dieses der Fall gewesen wäre, dafs Sophokles zu demselben Kreise gehört hätte, eben so wenig wie Sokrates darum, weil er mit manchen Sophisten in Berührung kam, der Richtung, welcher diese huldigten, in allen Stücken angehört zu haben braucht. Dafs Herodot in mehren Partien seines Werkes eine Vorliebe und apologetische Tendenz für Perikles und dessen Geschlecht verräth, hat Hr. Sch. S. 122 fgg. scharfsinnig dargelegt; wenn er nun aber damit auch die Vorlesung in Verbindung bringt, welche Herodot nach Eusebius im J. 445 in Athen gehalten haben soll, und daran das Gemälde einer umfassenden politischen Machination der Perikleischen Partei knüpft, zu welcher auch Herodot an seinem Theile mitgewirkt habe, so kann ich dieses schon um des äufsern Grundes willen nicht annehmen, den ich bereits in meinem oben angeführten Excurse zu Bährs Herodot S. 660 gegen jene Zeitbestimmung vorgetragen habe. Nach Diyllos bei Plutarch de Malign. Herod. c. 26. soll der Geschichtschreiber für diese

*) Hr. Sch. verallgemeinert dieses klüglich dahin, dafs der Dichter mit Perikles „in Geschäften gewirkt habe"; dafs aber eine solche Collegialität kein Beweis politischer Freundschaft war, zeigt der samische Krieg selbst, in welchem Perikles gröfster politischer Gegner Thukydides neben ihm ficht (Thuc. I, 117); und auch die persönliche Neckerei zwischen Perikles und Sophokles selbst bei Cic. Offic. I, 40 und Athen. XIII, 81 deuten auf kein inniges Verhältnifs beider während dieses Feldzugs hin.

Digitized by Google

Vorlesung auf Anytos Vorschlag eine Belohnung von zehn Talenten erhalten haben; Anytos politische Rolle aber fällt bekanntlich erst in die letzten Jahre des peloponnesischen Kriegs (Diodor. XIII, 64) und nach dem Sturze der Dreifsig, so dafs es fast undenkbar ist, dafs er schon vierzig Jahre vorher in öffentlichen Angelegenheiten thätig gewesen wäre, zumal da er auch in Plato's Meno p. 90 und in dem Processe des Sokrates keineswegs als Greis erscheint, und so bleibt kaum etwas weiter übrig, als die dort auch noch weiter begründete Annahme, dafs Herodot, dessen Werk ohnehin 444 noch nicht vollendet gewesen sein kann (Dahlmann Forschungen II. 1, S. 38 fgg.), später noch einmal nach Athen gekommen sei und es damals vorgelesen habe. Wäre Eusebius über allen Zweifel erhaben, so könnte man freilich auch zweierlei Vorlesungen annehmen; da inzwischen Hr. Sch. S. 119 selbst zugibt, dafs man dessen Ansätze „gemeinhin um ein Paar Jahre herunterrücken" dürfe, so wird er es wohl auch nicht zu kühn finden, wenn ich bereits a. a. O. vermuthet habe, dafs der Chronograph nur dadurch auf jenes Jahr gekommen sei, weil er sich den Geschichtschreiber seit 444 in Thurii wohnhaft dachte und also sein öffentliches Auftreten in Athen vor diese Epoche setzen zu müssen glaubte. Noch weniger läfst sich endlich die Folgerung einräumen, welche Hr. Sch. aus Sophokles Verwandtschaft mit Herodot in Denkweise und Weltbetrachtung auf eine ähnliche Gesinnung beider gegen Perikles macht. Dafs beide Geister über Menschenschicksal u. dgl. ähnlich dachten, zeigt sich schon in der wiederholten Anwendung des *nemo ante mortem beatus* bei Sophokles am Ende des Oedipus Tyrannus und in dem Bruchstücke bei Stobaeus Floril. CV, 3; mit ihrer politischen Stellung und Thätigkeit hat dieses dagegen nichts zu thun, und so wahr es ist, was Hr. Sch. S. 130 sagt, dafs wir bei beiden „den gleichen Glauben an Begriffenheit aller menschlichen Handlungen unter Götterfügung, den gleichen Freisinn dabei für die individuellen Motive menschlicher Sinnesart und Bestrebung, ein verwandtes Talent, die letztere in lebendiger Wahrheit und darin doch die übergreifende Consequenz der Vorbestimmung und Erfüllung zu schildern" wahrnehmen, so ist doch der Schlufs von einer solchen Aehnlichkeit auf alle um so gewagter und übereilter, als wir sicherlich auch bei Perikles selbst und seinen grofsen politischen Gegnern in menschlichen Dingen mehr als eine Uebereinstimmung voraussetzen dürfen. Was sodann die Schlüsse aus der Zahl der Dramen betrifft, so hätte ein Biograph des Sophokles zuvörderst die Frage erörtern müssen, dafs jene äufserst dunkeln Worte am Schlusse des Arguments der Antigone: λέλεκται δὲ τὸ δρᾶμα τοῦτο τριακοστὸν δεύτερον, wirklich eine chronologische Bestimmung enthalten, was weder sprachlich sicher noch auch sonst allgemein anerkannt ist, vgl. Ranke de Aristoph. vita p. CLXVII und Ritschl's Rhein. Mus. B. II. S. 147. 196; und räumen wir auch diese Voraussetzung ein, so folgt aus der geringern Anzahl der Dramen in Sophokles früherer Lebenshälfte noch immer nicht, dafs er sich damals mit politischen Angelegenheiten, und am wenigsten, dafs er sich im Geiste und Interesse von Perikles damit abgegeben habe, dessen Gegner, wie Hr. Sch. selbst bemerkt, gerade damals nicht minder politisch thätig waren. Nach dem, was ich vorher über Sophokles den Probulen gesagt habe, würde ein wichtiger Theil seiner öffentlichen Thätigkeit vielmehr an das Ende seines Lebens fallen; doch auch abgesehen davon, erkennt Hr. Sch. selbst die grofse Rüstigkeit und Energie an, welche nach den einstimmigen Zeugnissen des Alterthums den Dichter bis in sein höchstes Alter begleitete, und dies allein reicht hin, zu erklären, wie ein gefeierter Schriftsteller in seiner spätern Zeit wenigstens quantitativ fruchtbarer als in der frühern sein konnte, zumal wenn wir uns jedenfalls doch nicht verhehlen können, dafs die Schöpfungen dieser späteren Periode zum gröfsern Theile nicht mehr sowohl die tragische Tiefe und erschütternde Grofsartigkeit der Antigone und des Oedipus Tyrannus als die geniale Sicherheit und den feinen durchgebildeten Geschmack des bühnenkundigen Dichters verrathen, der noch obenein in den letzten Zeiten nach der Andeutung bei Aristoph. Pac. v. 700 gewinnsüchtig geworden sein soll, vgl. Welcker die griech. Tragödie S. 268 und Bergk com. Att. reliqu. p. 187. Hr. Sch. freilich hat sich auch dieser für seine durchgängige Idealisirung seines Gegenstandes allerdings etwas unbequemen Nachricht S. 249 fgg. durch eine andre Auslegung zu entschlagen gesucht; diese ist aber so beschaffen, dafs Ref. sie nur in ihrer Nacktheit hinstellen zu dürfen glaubt, um die Empfindung des philologischen Ekels, die ihn dabei ergriffen hat, bei allen seinen Lesern gerechtfertigt zu hoffen. Aristo-

Digitized by Google

phanes läfst seinen Trygäos auf die Frage nach Sophokles Ergehen antworten, es gehe ihm sehr wohl, aber er sei aus einem Sophokles ein Simonides geworden, indem er, alt und morsch (γέρων ὢν καὶ σαπρὸς) um des Gewinnes willen jegliche Gefahr bestehen würde, was bei der bekannten Geldgier des Dichters Simonides (Schneidewin de Simon. p. XXVI) nicht einfacher ausgelegt werden kann, als dafs Sophokles noch in hohem Alter fortwährend viele Dramen verfertige, um den Theatersold zu beziehen; Hr. Sch. aber deutet die Stelle so, dafs Sophokles um jene Zeit Vorstellungen gegeben habe, welche das Unheil einer Härte schilderten, wie sie das athenische Volk in seinen Gerichten übte; in diesen Dichtungen möge er einen bestimmten, bedenklichen Procefs im Auge gehabt haben; dieser *könne* dem athenischen Feldherrn Simonides gegolten haben, der nach Thucyd. IV, 7. in Thracien eine starke Schlappe erlitten hatte und dafür vor Gericht gezogen worden sein *könne;* und diese, nach des Dichters Milde, welche Hr. Sch. in dem Worte σαπρὸς ausgedrückt glaubt, „behutsame Verwendung für eine sehr kitzliche Sache" soll nun die Gefahr sein, in welche sich Sophokles begeben habe und bei welcher Aristophanes „in der gewöhnlichen attischen Manier, ohne dafs es ihm damit Ernst zu sein brauche", eine gewinnsüchtige Absicht unterstelle!! Ein solches Gewebe von Möglichkeiten, die in solcher Häufung geradezu Unmöglichkeiten werden, bedarf keiner Widerlegung; nur wegen der falschen Erklärung von σαπρὸς glaube ich noch besonders bemerken zu müssen, dafs, wenn auch σαπρὸς, eben weil es mit γέρων oder παλαιὸς synonym ist, vom *Weine* gebraucht die Milde bedeuten kann, die dem alten Weine eigen ist, es darum doch nicht überall, auch wo von keinem Weine die Rede ist, durch *mild* übersetzt werden darf und Hr. Sch., wenn er S. 250 sagt: „*abgesäuert* (σαπρὸς) ist von altem Weine gewöhnlich, der die Säure verloren und eine duftige Milde gewonnen hat", dem unphilologischen Leser eine ganz schiefe Vorstellung beibringt: σαπρὸς heifst eigentlich *faul* (von σήπω) und geht daher zehnmal und hundertmal eher in die Bedeutung *ranzig* oder *stinkend* über, als dafs es *gewöhnlich* von duftendem Weine gebraucht würde, auf den es *einmal* der spätere Komiker Alexis bei Athen. X, p. 441 C und noch dazu in unzweideutigem Gleichnisse angewendet hat, indem er die Prädicate süfs, zahnlos und altersmorsch verbindet. Fragen wir aber nach den Ursachen, welche den Verf. bestimmen, die obige einfache Deutung der Aristotelischen Stelle mit einer so gezwungenen zu vertauschen, so führt er deren drei an: erstens, „dafs kein Witz, sondern nur eine simple, oder, was ganz unkomisch, eine ruhig tadelnde Bemerkung darin sei" — worin nach dem höhern Charakter der Aristophanischen Komödie noch gar kein Vorwurf läge, obgleich die ächt komische Einkleidung es von selbst widerlegt; zweitens, dafs Tragödienaufführung „für einen so alten glücklichen Dichter nichts Halsbrechendes gewesen sei" — wo doch des Komikers Sinn vielmehr dieser ist, dafs Sophokles um des Gewinnes willen selbst noch gröfserer Gefahr als den dramatischen Weltkämpfen sich aussetzen würde; drittens, dafs auch die folgende Angabe von dem Tode des Komikers Kratinos „rein erfunden sei" — worüber er, wenn er Cobet in Platonis comici reliquias (Amstel. 1840. 8.) p. 87 fgg. seiner Aufmerksamkeit gewürdigt hätte, wohl anders geurtheilt haben würde; und so zerfällt der negative Theil seiner Hypothese eben so sehr in Nichts, als der positive schon von vorn herein das Gepräge seiner Nichtigkeit an der Stirne trägt. Denn selbst die gegen die Härte der athenischen Volksgerichte in dieser Zeit gerichteten Vorstellungen des Sophokles, von welchen Hr. Sch. ausgeht, existiren lediglich in seiner Phantasie, die freilich auf ähnliche Art, wie sie aus einer gleichgültigen Notiz bogenlange biographische Folgerungen herausspinnt, aus zwei oder drei erhaltenen Wörtern einer verlorenen Tragödie Inhalt, Composition und Tendenz derselben bis in die gröfsten Einzelheiten zu reconstruiren versteht; kein erhaltenes Stück, sondern der verlorene Teukros, von dem wir nur noch zwei kleine Bruchstücke und ein Wort besitzen, oder gar der Eurysakes, aus welchem nur das Citat eines einzigen Ausdrucks in halbverwischter Lesart übrig ist, scheint ihm (S. 248) „geeignet für die Zeit Athens, in der so viele Strafprocesse das Bürgervertrauen zerstörten, und im achten Kriegsjahre eine thrakische Bruderstadt nach der andern zum Feinde abfiel"; und auf diese Grundlagen, die er selbst wenige Seiten früher nur als Vermuthungen hingestellt hatte, erbaut er nun das Luftschlofs, das er uns für die naheliegende und sprachlich wie historisch gesicherte Auslegung der Aristophanischen Stelle einzutauschen anmuthet!

Digitized by Google

Dies führt uns übrigens bereits auf einen weitern Hauptpunct, in welchem wir mit Hrn. Sch.'s Auffassung von Sophokles dichterischer Thätigkeit und deren Resten nicht einverstanden sein können, wenn wir auch das Princip als solches nicht anfechten wollen. Dafs auch die Sophokleischen Dramen gleich den Aeschyleischen und Euripideischen mit den Begebenheiten, Stimmungen und Interessen der damaligen Gegenwart in mannigfacher Beziehung stehen und insofern, wie man sich ausdrückt, politische Anspielungen enthalten, wenn auch des Dichters Kunst dieselben organischer und darum für den heutigen Leser unmerklicher mit dem mythischen Stoffe verwebt hat, habe ich selbst in meinen Quaestt. Oedipod. p. 32 fgg. ausgesprochen und zur Zeitbestimmung des Oedipus Tyrannus angewendet, und freue mich darin namentlich auch mit Hrn. Droysen zusammenzutreffen, der sich in den Kieler philol. Studien S. 51 folgendermafsen ausspricht: „man darf behaupten, dafs die griechische Tragödie diesen paränetischen Charakter nie aufgegeben hat; Aeschylus zeigt ihn auf das Unzweideutigste; bei Euripides tritt er häufig höchst absichtsvoll hervor; während Sophokles, überall zarter und mäfsiger, mehr aus den allgemeinen künstlerischen Impulsen herausarbeitet, um dann mit seiner treffenden Bezüglichkeit desto eindringlicher zu wirken"; — aber je unbefangener demnach der Dichter in diesen Beziehungen vor uns tritt, desto weniger wird die Befangenheit, die mit vorgefafster Absicht überall Anspielungen sucht, seinen Sinn im Einzelnen herauszufühlen geeignet sein. Dreierlei Vorsichtsmafsregeln bedarf es hierbei namentlich, um nicht Wolken statt Hera zu umarmen: dafs man sich im Voraus über den politischen Charakter und Standpunct des Dichters klar werde, dafs man sich vor chronologischen Widersprüchen hüte, und dafs man nicht zufällige Aehnlichkeiten mit wesentlichen verwechsele oder in den Fehler jener alten Homeriker verfalle, von welchen Aristoteles sagt: οἱ μικρὰς ὁμοιότητας ὁρῶσι, μεγάλας δὲ παροροῦσι: und in allen diesen Rücksichten scheint uns Hr. Sch. nicht mit der Umsicht und Kritik verfahren zu haben, die jene wichtige Frage ihrer Lösung auch nur mit einiger Sicherheit näher zu bringen verspräche. Wie schwach es mit seiner Auffassung des Sophokles als politischen Freundes von Perikles bestellt ist, haben wir bereits gesehen und können mithin auch die Schlüsse, die er darauf fortbaut, schon von vorn herein nicht als haltbar betrachten, obgleich sie auch in sich so erzwungen und schier unglaublich sind, dafs sie selbst wieder nur das zweideutigste Licht auf ihre Prämissen zurückwerfen. Oder wird sich ein Kenner und Verehrer des grofsen Dichters einbilden lassen, dafs die erhabene Dichtung der Antigone in ihren wirkungsreichsten und ergreifendsten Stellen eine Apologie des Verhältnisses zwischen Perikles und Aspasia und — nicht etwa des samischen Kriegs als solchen, sondern des Einflusses enthalte, welchen Perikles Gegner nach Plutarch in dessen Leben c. 24. Aspasia auf jenen rücksichtlich dieses Kriegs ausgeübt zu haben beschuldigten? Er sagt zwar selbst S. 97, dafs dieses Stück Zeichen enthalte, wie Sophokles „kein blinder, sondern frei ergebener Anhänger des grofsen Helden gewesen sei"; wenn er aber diese selbst später S. 135 fgg. in dem berühmten Chorgesange von der Macht des Eros und in dem Tadel findet, den Kreon über Hämons Liebe zu Antigone ausspricht, so legt er damit einerseits jenem Verhältnisse eine politische und öffentliche Bedeutung bei, die es wohl nur in den Scherzen der von Hrn. Sch. anderwärts als Lügner und Quellen falscher Gerüchte so bitter verfolgten Komiker besafs, und zernichtet andererseits sein eigenes Zugeständnifs sofort wieder durch die Annahme S. 142 fgg., dafs jener Tadel selbst nur Perikles Gegner zu ironisiren bestimmt sei, und auf diese also Kreons ganze endliche Beschämung und Reue zurückfalle, während die Parallele zwischen Hämon und Perikles, Antigone und Aspasia so weit getrieben wird, dafs er Antigone's schwesterliche Liebe S. 145 auf Aspasia's Pietät gegen ihre milesischen Landsleute, die Feinde der Samier, und die Prophezeiungen des Tiresias gegen Kreon S. 150 auf den verderblichen Krieg bezieht, der die Samier wegen ihrer Mifsachtung dieser Pietät bedrohe!

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 72.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1843.

Sophokles. Sein Leben und Wirken. Nach den Quellen dargestellt von Adolf Schöll.

(Fortsetzung.)

Wahrlich die Athener hätten statt des Scharfblicks, der an ihnen gerühmt wird, mit der krankhaftesten Phantasie begabt sein müssen, wenn sie bei der Schilderung des uneigennützigsten Opfers für heilige Ueberzeugung und göttliches Recht an eine Maitressenkabale hätten denken sollen, der selbst der entschuldbarste Patriotismus Aspasias für ihre Vaterstadt kein Gewicht gegen die grofsen politischen Fragen verleihen konnte, die dabei für Athen in Betrachtung kamen und die auch der Dichter selbst ohne die blindeste Wohldienerei sich nicht erfrechen durfte zu jenem in das Verhältnifs zu setzen, in welchem Kreon gegen Antigone erscheint; ja selbst die ganz unerweisliche Möglichkeit, zu welcher Hr. Sch. zuletzt seine Zuflucht nimmt, „dafs im Kriege der Samier gegen Milet Blutsverwandte der Aspasia gefallen oder mifshandelt waren, oder dafs die Samier wohl auch an Leichnamen gefallener Milesier Frevel geübt", würde einen Staatsmann wie Perikles nicht rechtfertigen, wenn er blofs aus Schwäche gegen ein fremdes Weib Athen in einen Krieg stürzte, dessen Gröfse und Schwierigkeit er selbst mit dem trojanischen vergleichen durfte; und wenn auch Milet eine gröfsere Verwandtschaft mit Athen als Samos geltend machen durfte, so war doch eben in dieser wie in jeder andern Hinsicht das Verhältnifs beider Städte unter sich und zu Athen von dem des Polyneikes zu Eteokles und Antigone zu verschieden, als dafs sei es der Dichter oder das Volk bei diesem an jenes denken konnte. Wie erfinderisch freilich Hr. Sch. in Parallelen ist, wo keinem andern Leser oder Hörer solche auch nur einfallen würden, zeigt auch der Chorgesang v. 365 fgg. σοφόν τι τὸ μηχανόεν τέχνας ὑπὲρ ἐλπίδ' ἔχων κ. τ. λ. den er S. 150 „weit mehr als für die Handlung der Antigone für den geschichtlichen Moment passend" nennt, „wo sich zwei in Macht und Cultur so gesteigerte Staaten wie Samos und Athen gegenüberstanden", und dabei einerseits an den Führer der Samier, den „als Dialektiker und Physiker, so wie als gewandten Seeheld berühmten Melissos", andererseits an den Mechaniker Artemon erinnert, „dessen neue bewunderte Maschinen bei der Belagerung von Samos in Anwendung kamen"; aber um der nicht unerheblichen Schwierigkeiten zu geschweigen, die neuerdings Bakheizen van den Brink (var. lectt. ex hist. philos. ant. p. 64 fgg.) der Feldherrnschaft des Melissos selbst entgegengestellt hat, so hätte jedenfalls Sophokles mit prophetischem Geiste begabt sein müssen, wenn er bereits in der Antigone auf die Begebenheiten des Kriegs hätte Rücksicht nehmen können, für welchen er erst um dieses Dramas willen zum Feldherrn erwählt worden sein soll. Ich bin weit entfernt, die Einwendungen zu billigen, welche Ritter in der oben erwähnten Abhandlung gegen diese Ueberlieferung selbst erhoben hat, namentlich aus dem Grunde, weil das aus Androtion erhaltene Strategenverzeichnifs, in welchem Sophokles vorkommt, mit der Reihefolge der athenischen Phylen zu sehr übereinstimmt, als dafs es auf die von Ritter angenommene Art zusammengestoppelt und nicht vielmehr aus urkundlicher Quelle entsprungen sein sollte; aber wenn die Discrepanzen zwischen ihm und Thukydides befriedigend gehoben werden sollen, so wird Sophokles nur im ersten Jahre des Kriegs Feldherr gewesen sein können, wo es erst spät zu eigentlichen Feindseligkeiten kam, während sowohl das Seetreffen, in welchem Melissos gesiegt haben soll, als die Belagerung, wo Artemon mitwirkte, in das zweite gehören, von dem Diodor XII, 27. sagt: οἱ δὲ πάλιν Περικλέα προχειρισάμενος στρατηγὸν ἐξέπεμψαν, und dem Krüger histor. philol. Studien S. 210 und Bergk de Com. att. reliqu.

Digitized by Google

p. 58, wenn auch in der Jahreszahl abweichend, doch im Uebrigen gewiſs mit Recht die bei Thuc. I, 117. erwähnten Feldherrn zutheilen, und so liegt zwischen der Abfassungszeit der Antigone und den Begebenheiten, auf welche Hr. Sch. in jenem Chorgesange angespielt glaubt, mindestens ein Zwischenraum von zwei Jahren, den auch ein Geist wie Sophokles um so weniger überspringen konnte, je unerwarteter wir sehn, daſs den Athenern der hartnäckigere Widerstand von Samos selbst war. Ich könnte noch hinzufügen, daſs dieser Chorgesang, wenn er wirklich Anspielungen auf die Gegenwart enthalten sollte, sich weit leichter gegen Perikles wenden lieſse, dem gleichsam warnend zugerufen wurde, daſs auch das gröſste Talent nur dadurch wahrhaft nützlich werde, daſs es die Satzungen des Staats und die gottgeheiligten Rechte achte; wie denn auch die auf Kreon bezüglichen Stellen, in welchen schon Süvern und Böckh Seitenblicke auf Perikles vermuthet haben, gerade der Stellung gemäſs, welche Hr. Sch. S. 143 mit vollem Rechte jenem in der Tragödie anweist, eben so viele Rügen gegen diesen sein würden; doch will ich mich hier auf positive Gegenbehauptungen nicht einlassen und wende mich lieber sofort zu dem Oedipus Tyrannus, in welchem ohnehin das kleinliche Anklammern an zufällige Aehnlichkeiten bei vorsätzlicher Blindheit gegen die Gründe des Gegentheils, und die *petitiones principii*, durch welche er dieses abzuwehren sucht, noch deutlicher hervortreten. Selbst in der Zeitbestimmung des Stückes zeigt er wenigstens wieder seine Kühnheit, indem er auf die bloſse Vermuthung hin, daſs es die Pandionis gewesen sein möge, mit welcher Philokles damals den Sophokles besiegte, und diese Pandionis mit dem bei Thuc. II, 29. erwähnten Bündnisse der Athener mit den Odrysen in Beziehung gestanden habe, das zweite Jahr der 87sten Olymp. dafür annimmt; doch wäre diese Voraussetzung immerhin eine glückliche zu nennen, wenn er nur statt des Jahres 430, in welchem die Pest erst nach den Dionysosfesten ausbrach, das folgende 429 gewählt hätte, in welchem sich gerade die frische Erinnerung der überstandenen Leiden in der herrlichen Parodos des Chores ausdrückte, und der chronologische Fehler liegt also vielmehr darin, daſs es S. 190 heiſst: „als dieser Chorgesang ertönte, war das Pestleiden, das der Eingang der Tragödie spiegelt, erst im Anfang und noch nicht auf seiner Höhe", während dasselbe nach Thucyd. II, 47. überhaupt erst nach dem Einfalle der Spartaner verspürt ward, der mit Sommersanfang und also jedenfalls nach dem letzten Termine Statt hatte, an welchem Ol. 87, 2. Schauspiele aufgeführt werden konnten. Je enger aber demnach auch des Verfs. eigener Annahme zufolge das Stück mit den Begebenheiten von Ol. 87, 3. zusammenhängt, desto wichtiger wird die Frage, in welcher Beziehung es zu den Bewegungen gestanden habe, welche nach Thuc. II, 59. in Folge der Pest und der wiederholten Verheerungen des Landes gegen Perikles ausbrachen, und hier glaubt nun Ref. getrost seinen Lesern die Entscheidung überlassen zu können, ob sie dem Scharfsinne, mit welchem Hr. Sch. auch hier seinen Dichter als Schildknappen des groſsen Staatsmannes darzustellen sucht, oder der einfachen Deutung den Vorzug geben wollen, wornach wir in dem geistesstarken und hochverdienten aber gleichwohl durch angestammte Blutschuld und eigene Verachtung alter Götter-sprüche den Staat ins Verderben stürzenden Oedipus Perikles eignes Bild erkennen müssen, dem schon vorlängst seine Herkunft von dem fluchbeladenen Geschlechte der Alkmäoniden (Thucyd. I, 126) zum Vorwurfe gemacht worden war und der jetzt durch den peloponnesischen Krieg, in welchen er den Staat verwickelt hatte, selbst die durch das Orakel (Thuc. II, 54.) mit diesem verknüpfte Seuche hereingerufen zu haben scheinen konnte.

Ob freilich Hr. Sch. meine Quaestt. Oedipodeae, in welchen ich dieses weiter entwickelt habe, *jemals* seiner Aufmerksamkeit gewürdigt hat, weiſs ich nicht und muſs es wohl bezweifeln, da er sie selbst bei wichtigern Fragen, auf die wir unten kommen, gänzlich ignorirt und an der einzigen Stelle, wo er ihrer flüchtig gedenkt, eine Unwahrheit daraus berichtet *); inzwischen ist ihm jedenfalls, wie er sich S. 180 ausdrückt, „die Ansicht vorgekommen", daſs im Oedipus Perikles zu sehn sei; und die Gründe, welche er dieser entgegensetzt, werden daher auch dieselben sein, auf deren Stichhaltigkeit es bei jener Entscheidung ankommt. Was soll man nun aber dazu sagen, wenn die Unmöglichkeit, daſs Sophokles „dem schwachen

*) S. 168: „der König Oedipus fiele nach Hermann u. A. 430 v. Chr.", während ich dort p. 27 ausdrücklich 429 geschrieben habe.

Digitized by Google

und empörten Theile seiner Mitbürger sich anschliefsend, in dem schauerlichen Bilde des Oedipus den Perikles habe darstellen und angreifen wollen", zuvörderst darauf begründet wird, dafs Oedipus Ungestüm nicht im geringsten auf die feste und ruhige Haltung des Perikles passe, und vielmehr das Volk darin dem Oedipus ähnlich gewesen sei, dafs es in seiner Noth nicht sein eignes Verhängnifs erkenne, sondern ihr durch Beargwöhnungen und Verläumdungen, welche den Perikles und seine Freunde trafen, und durch ungestümes Gericht abhelfen wollte? Wir wollen gar nicht zu dem Auswege greifen, den Hr. Sch. an unserer Stelle vielleicht zuerst einschlagen würde, dafs man ja gar nicht wissen könne, ob nicht damals bei irgend einer öffentlichen Gelegenheit eine ähnliche Scene zwischen Perikles und einem seiner Gegner, wie hier zwischen Oedipus und Tiresias oder Kreon vorgekommen sei; aber selbst Alles zugegeben, was Hr. Sch. sagt, handelt es sich nicht gerade darum, ob Sophokles nicht zu Perikles Gegnern gehörte, die den grofsen Mann begreiflicherweise anders ansahen, als es für uns jetzt in der Verklärung der Geschichte der Fall ist? und sehen wir nicht aus Plato's Gorgias, dafs auch wahrhaft edle Geister, die Niemand zu dem „schwachen und empörten Theile" ihrer Mitbürger rechnen kann, durch die Eindrücke der Gegenwart gegen jene erhabene Erscheinung blind und gehässig werden konnten? oder gesetzt endlich auch, Sophokles habe wirklich den ersten Mann seiner Zeit eben so gewürdigt wie Hr. Sch. und wir ihn würdigen, ist es denn Perikles moralischer Charakter und Persönlichkeit als solche und nicht vielmehr seine Stellung zum Staate und sein öffentliches Verhältnifs, welchem der von uns vorausgesetzte Angriff gilt, und für welchen folglich die oben angedeutete äufsere Aehnlichkeit mit Oedipus völlig genügte, ohne dafs darum das individuelle Auftreten — eben so wenig wie die Gesichtsmaske — Zug für Zug an jenen zu erinnern brauchte! Ja nicht einmal seine politische Handlungsweise im Ganzen, sondern nur der einzige Punct ist es, welchen der Dichter seinem Publicum hier an's Herz legen zu wollen scheint: wie es einem Staate ergehn müsse, dessen Haupt mit solchen Makeln behaftet sei, wie wir sie oben bei Perikles nachgewiesen haben; eben dieses ist aber auch ein Hauptthema des dramatischen Süjets selbst, das sich jedem Zuschauer bei dem ersten Anblicke sammt seiner Anwendung aufdrängen mufste, ohne dafs es dazu einer völligen Congruenz der betreffenden Charaktere oder überhaupt der Ausspitzung im Detail bedurfte, über welcher Hr. Sch. gerade alle Commensurabilität mit dem einfachen und grofsartigen Sinne seines Gegenstands verliert. Statt den Donner zu vernehmen, der aus dem Totaleindrucke des Ganzen zu uns spricht, lauscht dieser dem Grase, das er in einzelnen Worten einzelner Scenen wachsen zu hören glaubt, und wirft so denn auch hier das ganze Gewicht seiner Argumentation auf einen Theil der Scene mit Kreon v. 608 fgg. und den folgenden Chorgesang, wo er Spuren finden will, dafs Sophokles vielmehr zu Perikles Gunsten beschwichtigend zu dem Volke rede, obgleich es hier gerade bei Sophokles der gröfsten Vorsicht bedarf, um seine gerade und stets zur Sache gehörige Sprache nicht mit der sophistischen Zungendrescherei und Doppelsinnigkeit Euripideischer Helden zu verwechseln, bei welchen allerdings die Absichtlichkeit oft mehr im Einzelnen als im Ganzen liegt. Wie namentlich in den Worten des Chores v. 656: τὸν ἐναγῆ φίλον μήποτ' ἐν αἰτίᾳ βαλεῖν, welche auch Hr. Sch. S. 184 als Fürsprache für Perikles als ἐναγὴς fafst, ein ganz anderer Sinn enthalten ist, der schlechterdings keinen Schlufs aus der zufälligen Homonymie des Wortes ἐναγής gestattet, habe ich bereits im Proömium des Marburger Sommerkatalogs vom J. 1840, von welchem Hr. Sch. begreiflicherweise auch keine Kenntnifs genommen hat, gegen G. Hermann bemerkt; eben so wenig aber kann ich auch aus dem übrigen Verlaufe jener Stellen, sei es überhaupt eine politische Beziehung oder wenigstens die Nothwendigkeit derjenigen, welche Hr. Sch. hereinlegt, erkennen. Ich gebe zu, dafs Kreons Auftreten nicht sowohl in der mythischen Ueberlieferung als in der dramatischen Erfindung des Dichters begründet war und insofern mehr als andere mehr zur äufserlichen Entwickelung gehörige Scenen, in ähnlicher Art wie die zwischen Kreon und Hämon in der Antigone zur freiern Expectoration des Dichters über die leitenden Gesichtspuncte seiner Wahl und Charakteristik der Hauptperson dienen konnte; statt aber aus seiner Auslegung dieser Scene auf diese leitenden Gesichtspuncte zurückzuschliefsen, hätte sich Hr. Sch. erst anderweit urkundlich über diese zu belehren suchen müssen, und wenn ihn diese Belehrung dann wie uns nach dem Obigen darauf geleitet hätte,

Digitized by Google

dafs Sophokles seiner ganzen bürgerlichen Stellung nach vielmehr als Mitglied der Gegenpartei zu betrachten sei, würde er alle jene Ermahnungen zur Eintracht und wechselseitigem Vertrauen, die er jetzt auf die Anfeindungen des Perikles bezieht, mit gleicher Leichtigkeit und gröfserer Berechtigung auf die Friedensvorschläge haben deuten können, die gerade damals eine starke und von Perikles gewifs nicht sanft angelassene, vielleicht gar der Verrätherei beschuldigte Partei zur Annäherung an Lacedämon that. Was sodann den Chorgesang v. 863 fgg. betrifft, so räumt Hr. Sch. selbst ein, dafs derselbe Stellen enthalte, die fast handgreiflich auf Perikles und seine Freunde bezogen werden können, und führt dieses selbst noch specieller durch, als ich es vielleicht jemals gewagt hätte, indem er die Worte: εἰ δέ τις ὑπέροπτα χερσὶν ἢ λόγῳ πορεύεται . . οὐδὲ δαιμόνων ἕδη σέβων κ. τ. λ. einerseits auf Anaxagoras, andererseits auf den Procfes des Phidias bezieht, der bekanntlich eines Attentats an dem von ihm verfertigten Pallasbilde beschuldigt ward; die beiden Gründe dagegen, mit welchen er dieses sein Verdienst sofort selbst wieder zu vernichten sucht, sind so beschaffen, dafs man hier wenn irgendwo deutlich sieht, wie der Verf. um die Träume seiner Phantasie nicht zu stören, sein von Natur so scharfsichtiges Auge vorsätzlich verschlossen hat. Der erste derselben liegt in den Worten v. 880: τὸ καλῶς δ' ἔχου πόλει πάλαισμα μήποτε λῦσαι θεὸν αἰτοῦμαι, welche Hr. Sch. so übersetzt: „*doch des Vaterlands gerechte Fehde* löse mir noch, fleh' ich, der Gott nicht auf", um sie S. 188 auf den peloponnesischen Krieg zu beziehn, dessen Fortdauer also der Dichter augenscheinlich wünsche und demgemäfs auch das Vorhergehende: ὕβρις φυτεύει τύραννον nicht von Perikles, sondern etwa von dem Uebermuthe der Böoter gegen Platää verstanden haben müsse; ich meine, die angeführten Worte lauteten vielmehr von einem *dem Staate zuträglichen Ringen* und enthielten also gerade ein Gebet um Stärkung für die Partei, die gegen Perikles zwingherrliche Uebergriffe rang und in den folgenden Worten namentlich auch ihre altgläubige Gottesfurcht der wörtlichen und thätlichen Freigeisterei ihrer Gegner entgegensetzte. Wenn aber in dieser folgenden Strophe Hr. Sch. selbst die Anspielung auf die Vorwürfe, welche Perikles Freunden gemacht wurden, nicht verkennen kann, so hilft er sich zweitens auf dieselbe Art, wie wir es schon bei der Antigone gesehen haben, dafs er es für eine Ironie erklärt, wo der Dichter (S. 193 fg.) „im Einzelnen oft am Stärksten ausspreche, was er im Zusammenhange widerlege", und findet diesen Zusammenhang in dem folgenden Auftreten der Jokaste, die, indem sie den Göttern Opfer und Geschenke darbringe, den übertriebenen Religionseifer des Chors Lügen strafe und unverzüglich zeige, dafs „derselbe zu schwarz gesehn, zu hart geurtheilt habe"! Ich will es gar nicht einmal urgiren, dafs nach dieser Auslegung also doch Jokaste und mittelbar Oedipus selbst die Rolle des Perikles spielen würde, den Sophokles auf diese Weise gegen die Anschuldigungen seiner Feinde zu rechtfertigen suchte, und eben so wenig von der später S. 219 folgenden Bemerkung Gebrauch machen, nach welcher der Chor in den Worten v. 895: εἰ γὰρ αἱ τοιαίδε πράξεις τίμιαι, τί δεῖ με χορεύειν, selbst bereits seinen Unwillen über die belohnte Denunciation des Phidias aussprechen soll; aber hat denn der Vf. über seinen vorgefafsten Absichten so sehr alle Einsicht in den Gang des Drama's selbst eingebüfst, dafs er nicht einmal inne wird, wie diese Opfer der Jokaste keinen gröfseren Werth und keinen tieferen Grund haben, als das Gebet des Claudius im Hamlet, und so wenig für wahre Religiosität zeugen, dafs sie bei dem ersten trüglichen Schimmer wieder mit ihrem frühern Leichtsinne ausruft: ὦ θεῶν μαντεύματα, ἵν' ἔστε! Käme es uns auf ähnliche kleinliche Parallelen wie Hrn. Sch. an, so würden wir sogar auch diese Stelle weit eher im Sinne von Perikles Gegnern so deuten können, dafs alle gottesdienstlichen Handlungen, deren ja auch Perikles und seine Freunde viele veranstalten mochten, doch nur Ceremonienwerk und Heuchelei seien, die ihre innerliche Freigeisterei nicht aufwägen; da es jedoch weit mehr noch die Methode als die einzelen Resultate des Verfs. sind, wogegen wir in dieser Anzeige kämpfen, so wollen wir wenigstens ohne nähere Begründung auch nicht einmal den Schein des entgegengesetzten Extremes auf uns laden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 73.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1843.

Sophokles. Sein Leben und Wirken. Nach den Quellen dargestellt von Adolf Schöll.

(Fortsetzung.)

Ueber den Oedipus auf Kolonos, den Hr. Sch. unmittelbar mit den beiden vorhergehenden Dramen verbindet, können wir hier kürzer sein, da wir gleich nachher noch wiederholt auf die absolute Willkür und Unstatthaftigkeit dieses chronologischen Ansatzes zurückkommen werden, mit dessen Negirung alle Beziehungen, welche Hr. Sch. darin auf die Perikleische Zeit zu entdecken glaubt, von selbst wegfallen; nur um zu zeigen, wie grofs im Kleinen auch hier des Verfs. fruchtbare Phantasie ist, belehren wir unsere Leser einfach referirend, dafs die Entführung der beiden Töchter des Oedipus durch Kreon v. 840 fgg. den Raub der beiden Buhldirnen der Aspasia durch die Megarer vorbildet, der nach der höchst glaubwürdigen Erzählung bei Aristoph. Acharn. v. 524 die eigentliche geheime Ursache des peloponnesischen Kriegs gewesen war (S. 212 fgg.), so dafs sich also auch hierin „die durch das ganze Drama sich behauptende Tendenz" bewährt, „in welcher der Dichter auf Seiten des Perikles steht, den Krieg nicht fallen zu lassen und in der Noth die Athener aufzurichten" (S. 218); dafs ferner die Worte v. 1187 τά τοι καλῶς εὑρημέν' ἔργα τῷ λόγῳ μηνύεται sonnenklar auf die vorhin bereits erwähnte *Denunciation* (μήνυσις) des Phidias wegen seiner *schön erfundenen* Werke geht, weshalb auch dort nicht mit Hermann und Wunder κακῶς zu lesen ist; dafs aber gleichwohl der so eben erst mit dem Denuncianten des Künstlers verglichene schutzflehende Polyneikes in Wahrheit den ungerathenen Sohn des Perikles, Xanthippos bedeutet, der (S. 224) durch höchst unzeitige Klatschereien den bösartigsten Gegnern seines Vaters willkommene Anlässe zu gefährlichen Angriffen gegeben hatte! Also auch hier wieder soll Sophokles die Heiligkeit der Tragödie und die schauerliche Erhabenheit des Mythos selbst so weit heruntergewürdigt haben, um den Apologeten des Perikles gegen die *chronique scandaleuse* zu machen; wobei sich übrigens Hr. Sch. selbst so untreu wird, dafs er denselben Oedipus, von dem er in dem vorhergehenden Stücke behauptet hatte, dafs sein Ungestüm dem ruhigen Charakter des Perikles unmöglich entsprechen könne, hier in den leidenschaftlichsten Ausbrüchen unversöhnlichsten Zornes mit dem Vater vergleicht, dessen unerschütterliche Gemüthsruhe gerade bei seinen häuslichen Leiden Plutarch c. 36. ausdrücklich hervorhebt! Von dem ästhetischen Mifsgriffe, Polyneikes die einzige ganz tragische Gestalt in diesem Drama zu nennen (S. 220), will ich gar nicht reden, obgleich auch er charakteristisch für des Verfs. ästhetischen Standpunct ist, der die ganze alte Tragödie nach Euripideischen Gesichtspuncten zu beurtheilen scheint; aber wenn er nun diese nämliche Gestalt als den Repräsentanten eines jungen Thunichtgut betrachtet, von dessen Reue, die doch jedenfalls das Hauptmotiv des tragischen Eindrucks bei Polyneikes ist, wir gerade das Gegentheil wissen, so ist das um kein Haar besser, als wenn jemand die Charaktere der Ilias aus der Batrachomyomachie deuten oder die Homerischen Helden als eine Allegorie der Leidenschaften des Marktes auffassen wollte. Doch genug von dieser widerwärtigen Verirrung, die allerdings hauptsächlich durch das unselige und in allen seinen Voraussetzungen nichtige Trugbild von einer Anhänglichkeit des Sophokles an Perikles hervorgebracht ist, weit gemäfsigter erscheint Hr. Sch. in den folgenden Stücken, wo er seinem Dichter wenigstens eine würdigere Stellung über den Parteien anweist, obgleich das kleinliche Haschen nach zufälligen Vergleichungspuncten sich auch

Digitized by Google

hier mitunter auf eine fast unbegreifliche Art kund gibt. So soll im Ajas v. 683 der Gemeinplatz über die Unzuverlässigkeit menschlicher Freundschaft: τοῖς πολλοῖσι γὰρ βροτῶν ἄπιστός ἐστ' ἑταιρείας λιμήν, eine Anspielung auf die *Hetärien* enthalten, durch welche damals Athen gespalten war (S. 98. 244), in der Elektra bei dem athenischen Wagenlenker v. 731 an Alkibiades Wagensiege zu denken sein, deren einer vielleicht unter solchen Umständen gewonnen sein könne (S. 255), und wenn wir es uns auch gefallen lassen wollten, dass der Gedanke der Trachinerinnen dem Dichter durch die Anlage der Colonie Heraklea in Trachinien (Thuc. III, 92.) erweckt sein könne, so würde es doch die höchste Abhängigkeit von den zufälligsten äussern Umständen voraussetzen, wenn nun auch der Jolaos, den Hr. Sch. mit jenen trilogisch verbunden glaubt, zugleich auf die heimlichen Unterhandlungen mit Theben und die Hoffnung eines Bundes mit Argos Bezug haben sollte (S. 237), woraus also folgte, dass wenn nicht diese drei ganz unabhängigen Umstände zusammengetroffen wären, Sophokles jene ganze Trilogie nicht würde haben schreiben können! Noch stärker tritt dies übrigens im Philoktet hervor, der allerdings auch von Andern schon auf Alkibiades gedeutet worden ist, von Hrn. Sch. aber S. 301 fgg. dergestalt ausgelegt wird, dass von der mythischen Handlung schier nichts mehr übrig bleibt und nicht nur die handelnden sondern selbst die beiläufig erwähnten Personen ihre wahren Urbilder in der Zeitgeschichte finden. Hr. Sch. verwahrt sich zwar S. 310 ausdrücklich, dass selbst Philoktet eben so wenig den Alkibiades vorstellen solle, wie Oedipus den Perikles, weil er allerdings selbst fühlen musste, dass jener „verlassen und krank, auf öder Insel mit gehemmtem Gange sich kümmerlich durch sein Jagdgeschoss nährend, kein Bild für den blühend kräftigen unvergleichlich gewandten Alkibiades sei, der immer Vieler Interessen in die seinigen zu verwickeln verstand, in Sparta die Kriegsplane geleitet und der Könige Weiber verführt, in Jonien mit dem Satrapen gelebt, und am meisten durch Rath und Eingriff die Kriegswechsel gelenkt hatte", und wiederholt S. 315, er sei weit entfernt, „mit dieser Zusammenhaltung sagen zu wollen, der Dichter habe im Philoktet das attische Volk und wohl gar im Neoptolemos den Theramenes allegorisirt", indem es sich bloss um die Motive, oder, wie er es S. 333 ausdrückt, um den Gedanken handle, in welchem die ganze Handlung verfasst und dessen Entwickelung ihr Geschäft sei; aber so sehr auch diese Grundsätze an sich gerade mit demjenigen übereinstimmen, wodurch ich oben meine Beziehung des Oedipus Tyrannus auf Perikles gegen seine Einwürfe vertheidigt habe, so zeigt sich doch in der Anwendung bald, dass sie bei ihm selbst nicht tiefer wurzeln, als die ähnliche Versicherung in den Beiträgen S. 118, wo es nach einer langen Auseinandersetzung der höchst speciellen Anspielungen, welche die troische Didaskalie des Euripides auf die Zeitbegebenheiten enthalten soll, plötzlich heisst: „bei alle dem ist nicht meine Meinung, dass er im Alexandros eine Charakterzeichnung des Alkibiades gegeben habe"; und das ist denn auch nicht zu verwundern, wenn wir auf derselben Seite des vorliegenden Werkes lesen, dass Hr. Sch. diese Anspielungen dazu dienen lässt, „den Eposgestalten und ihrer Fabel den Anstrich von Individualität und jene nähertretende Wirklichkeit zu geben, die sie dramatisch macht", wornach es ihm also geradezu als eine ästhetische Unmöglichkeit erscheinen muss, eine poetische Figur der Sage dramatisch auftreten zu lassen, ohne eine entsprechende Persönlichkeit der Gegenwart gleichsam als Modell dabei im Hintergrunde zu haben! Nach solchen Ansichten ist es freilich begreiflich, dass seine Auslegung der alten Tragödie unwillkürlich an solche Kunstfreunde erinnert, die in den Raphaelischen und Tizianischen Madonnen immer eben auch nur die Portraitzüge der Geliebten dieser Künstler verfolgen, und doch hat selbst diese niedrige Betrachtungsweise vor der seinigen noch den Vorzug, dass sie dem Künstler wenigstens nicht die Absicht beilegt, den profanen Gegenstand in dem heiligen Gewande verehren zu lassen, während Hr. Sch. S. 313 offen ausspricht, dass der Dichter die Erinnerung an den wiedergewünschten Alkibiades und die, welche vordem sich als seine, nun auch als des Volkes Feinde bewiesen hatten, beabsichtigt habe, und demgemäss nicht bloss Philoktet selbst in Alkibiades Geiste sprechen lässt, sondern auch hinter Odysseus den zweideutigen Peisandros, hinter dem v. 420 erwähnten Nestor den Führer der gestürzten Oligarchie Antiphon, hinter dessen Sohn Antilochos den ermordeten Phrynichos, endlich hinter Thersites den Demagogen

Digitized by Google

Kleophon erblickt, deren verschiedene Schicksale, wie er sie S. 322—332 weitläufig entwickelt, Sophokles hier nur unter der Hülle mythischer Personen schildere. Nur insofern man annehmen wollte, dafs gerade der Philoktet wie in mancher andern Hinsicht, so auch in dieser bereits den Euripideischen Charakter trüge, könnte man sich solche Anspielungen vielleicht gefallen lassen, wie sie allerdings schon das Alterthum z. B. in Eurip. Orest. v. 891 fgg. auf denselben Kleophon gefunden hat, und so wiederholt sich auch hierin unsere oben bereits gemachte Bemerkung, dafs Hr. Sch. nur zu geneigt ist, die Mafsstäbe seines Lieblings Euripides, den er selbst in unserm Buche S. 83 fgg. ausführlich gegen den Vorwurf des Weiberhasses in Schutz nimmt, auch auf die gröfsern Meister des griechischen Drama's überzutragen, wie er denn auch S. 301 den *deus ex machina* am Schlusse des Philoktet ganz in der Ordnung findet *); gleichwie aber Pollux IV, 111. gerade den Unterschied zwischen beiden Dichtern aufstellt, dafs Euripides den Chor sehr oft nach Art der Komödie in seinem, des Dichters Namen sprechen lasse, was Sophokles nur selten und gleichsam verführt durch Euripides, ἐκ τῆς πρὸς ἐκεῖνον ἁμίλλης gethan habe, so werden wir auch in dieser Hinsicht wenigstens sehr vorsichtig sein müssen, um von dem einen auf den andern zu schliefsen. Hr. Sch. scheint sich die Schaubühne wie eine Kanzel und den tragischen Dichter wie einen Prediger zu denken, der irgend einen mythologischen Text so behandelt, dafs der Zuschauer fühlen soll: *mutato nomine de te fabula narratur;* so soll der Ajas (S. 98) „das Unheil des leidenschaftlichen Ehrgeizes des Parteihasses, den er erzeugt, und dessen zerstörende Rückwirkungen auf den Einzelen und die Gesammtheit in starken Zügen anschaulich machen", der Philoktet „mit unnachahmlicher Schönheit in Charakterzeichnung und Situationswandel die Selbstbehinderung einseitiger Gesinnungen und Motive der Politik darlegen" oder, wie es S. 301 ausgedrückt ist, zeigen, „dafs Treulosigkeit und Unwahrheit, mit je mehr Klugheit und Gaben sie verbunden ist, um so unlösbarer die Bande der Gesellschaft verwirren, die Vernunft des Handelns aufheben mufs"; und auf den ersten Blick könnte ihm in dieser Auffassung selbst der berühmte Ausspruch des Aristophanes zu Gute kommen: τοῖς μὲν γὰρ παιδαρίοισίν ἐστι διδάσκαλος ὅστις φράζει, τοῖς δ' ἡβῶσίν γε ποιητής, den ja auch schon z. B. Jacob Quaest. Sophocl. p. 171 in ähnlichem Sinne anwendet; betrachten wir inzwischen den Zusammenhang, in welchem eben diese Worte bei dem Komiker vorkommen, so werden wir uns überzeugen, dafs sie bei weitem mehr auf das moralische Beispiel, als auf die politische Lehre gehen, und je auffallender es sein müfste, wenn die Tragödie wirklich durchgehends und selbstverstanden jene politische Tendenz gehabt hätte, die ihr Hr. Sch. vindicirt, dafs die gleichzeitigen Komiker ihre Polemik gegen sie auf alle andern Dinge eher als auf ihre Politik gestützt haben, desto mifslicher ist es, ohne die evidentesten Spuren der Moral eines Stückes sofort eine Beziehung auf die Zeitbegebenheiten unterzulegen oder auch nur einzelne Sentenzen sofort auf eine gleichzeitige Erscheinung zu beziehen. Dafs es politische Tragödien gab, eben so wohl wie bei uns politische Predigten, ist gewifs; und eben so wenig läfst es sich verkennen, dafs der dramatische Dichter wie der Prediger als ein Kind seiner Zeit auch ohne bestimmte Absicht auf dieselben Eindrücke und Begriffskreise angewiesen ist, welche die Umgebung bei ihrem Beobachter hervorbringt; Hr. Sch. verfährt aber wie jemand, der nun in jeder Predigt Anspielung auf die politischen Ereignisse der Zeit finden zu müssen glaubte, während es doch eben sowohl die Natur der Sache als die concrete Erfahrung ergiebt, dafs selbst solche Gedanken, welche die bestimmteste Anwendung auf ein vorliegendes Factum zu leiden scheinen, in ganz anderer Beziehung, ja mitunter zu ganz anderen Zeiten entstanden sind. Es ist bekannt, welche passende Anwendung die Schilderung des Amphiaraos in den Sieben des Aeschylos auf Aristides gefunden hat; dafs aber darum diese dem Dichter zum Modell gedient habe, wird man eben so wenig behaupten dürfen, als solches mit Alkibiades der Fall sein konnte, auf welchen gleichwohl Aristophanes in den Fröschen seine

*) „Wie tadelnswerth, sagt er, ist die Kritik, die diesen Schlufs tadelt! Es ist die schärfste und zugleich heiterste Hervorstellung dessen, worauf alle Tragödien des Sophokles hinauskommen, dafs die Menschen zu handeln glauben, während die Götter handeln" — aber wenn es dazu eines *deus ex machina* bedarf, warum finden wir diesen in keiner andern Sophokleischen Tragödie, während er bei Euripides, dem jene grofsartige Ironie fremd ist, so häufig vorkommt?

Digitized by Google

Verse: οὐ χρὴ λέοντος σκύμνον ἐν πόλει τρέφειν κ. τ. λ. so glücklich angewendet hat, oder Euripides im Palamedes Sokrates Tod vor Augen hatte, auf welchen gleichwohl bei einer wiederholten Aufführung die Worte: ἐκάνετε τὰν πάνσοφον κ. τ. λ. mit überraschender Bezüglichkeit gedeutet wurden, oder Attius bei den Worten: *Tullius qui libertatem civibus stabiliverat*, daran dachte, dafs sie einmal auf Cicero übergetragen werden würden, und wenn folglich selbst bei so eclatanten Aehnlichkeiten die Unabsichtlichkeit schlagend bewiesen werden kann, so wird bei anderen, die erst durch künstliche Deutung in die Worte gelegt werden müssen, und von welchen keine Spur vorliegt, dafs sie den Zeitgenossen wirklich aufgefallen wären, noch gröfsere Behutsamkeit eintreten müssen, um den Dichter nicht dem doppelten Vorwurfe auszusetzen, sei es die Heiligkeit der Sage für kleinliche Zwecke des Augenblicks gemifsbraucht oder eine Absicht verfolgt zu haben, die von seinem eignen Publicum nicht verstanden wurde. Nur wo der Gegenstand des Stückes historisch oder mythisch mit der Gegenwart zusammenhängt, oder der ganze Eindruck der Situation und Behandlung an gleichzeitige Umstände erinnert, oder eine Scene oder Sentenz mit der dramatischen Umgebung so disharmonirt, dafs sie nicht aus dem Charakter des Mythus heraus gedichtet, sondern von der Gegenwart in die Vergangenheit zurückgetragen sein mufs, wird man absichtliche Anspielungen voraussetzen und höchstens bei einem solchen Dichter, wie Euripides, der sich Freiheiten der letztern Art notorisch selbst auf Kosten der dramatischen Wahrheit erlaubt, auch an andern Stellen Doppelsinnigkeiten annehmen dürfen; jeden Charakter und jeden Ausspruch aber, der möglicherweise mit einem gleichzeitigen verglichen oder auf Zeitumstände angewendet werden kann, sofort einer bewufsten politischen Tendenz zuzuschreiben ist dieselbe Verirrung, mit welcher eine glücklicherweise vergangene Zeit jedes Institut antiker Staaten und Religionen, das mit irgend einem orientalischen auch nur die entfernteste Analogie darbot, ohne Weiteres aus dem Oriente abzuleiten und damit die classischen Völker eben so sehr aller productiven Selbständigkeit zu berauben pflegte, wie Hr. Sch. — und noch dazu mit viel geringrer urkundlicher Auctorität als jene Unsitte — die grofsen Dichter zu politischen Allegoristen herabzieht. Wohl hat auch ihnen wie ihrem grofsen Zeitgenossen Thukydides die Wahrheit vorgeschwebt, dafs die Vergangenheit die Lehrmeisterinn der Gegenwart sei, und ihren Werken den objectiven Pragmatismus aufgeprägt, in welchen sie die reiche Fülle ihrer Welt- und Menschenerfahrung als ein κτῆμα ἐς ἀεὶ niedergelegt haben; so wenig aber deshalb Thukydides den Lehrton eines Polybios anstimmt, so wenig darf man wenigstens bei solchen Dichtern, die ihre Subjectivität nicht so offen wie Euripides zur Schau tragen, in jeder dramatischen Behandlung eines mythischen Stoffs nur eine verhüllte Predigt über irgend ein politisches oder moralisches Thema erblicken, ja selbst allgemeine Gedanken, die in sofern sogar zur chronologischen Bestimmung eines Stückes dienen können, als sie dem Dichter durch Erfahrungen der Zeitgeschichte aufgedrungen oder zur Klarheit gebracht worden sein mögen, doch darum eben so wenig als absichtliche Belehrungen auffassen, als Thukydides darum, weil er die Geschichte für die Lehrerinn der Nachwelt hält, mit jeder Reflexion, die seine Darstellung begleitet, einen didaktischen Zweck verbindet.

Und was sollen wir nun endlich noch dazu sagen, wenn Hr. Sch. auch verlornen Stücken, von welchen wir, wie oben bereits von Teukros und Eurysakes erwähnt ist, bisweilen noch kaum ein Paar Worte oder wenigstens meist nur solche Bruchstücke besitzen, die um grammatischer oder philosophischer Rücksichten willen excerpirt sind, blofs dem mythologischen Inhalte nach ihre politische Tendenz in specieller Bezugnahme auf bestimmte Ereignisse anweist und z. B. S. 256—284 acht und zwanzig Seiten hindurch von der Beziehung der Dramen Tereus, Oenomaos und Tyro auf die Zeit des Hermokopidenprocesses spricht, ohne irgend einen andern urkundlichen Anhaltspunkt, als dafs auf diese drei Stücke in den Vögeln des Aristophanes angespielt wird, die ihrerseits in die Zeit jenes Processes fallen!

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 74.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1843.

Sophokles. Sein Leben und Wirken. Nach den Quellen dargestellt von Adolf Schöll.

(Schlufs.)

Dafs nicht einmal der Schlufs hieraus auf die Zeitbestimmung sicher ist, erhellt daraus, dafs in der nämlichen Komödie auch auf den Peleus (v. 857) und Inachos (v. 1203) Anspielungen vorkommen, die bereits in den Rittern und Wolken von Aristophanes berücksichtigt sind und mithin beweisen, dafs eine Anspielung nicht immer gerade ein kürzlich erschienenes Stück voraussetzt; aber auch ihre Gleichzeitigkeit zugegeben, bleibt die Bemühung, zwischen dem mythischen Stoffe jener Dramen und dem Hermokopidenprocesse einen Berührungspunkt zu finden, eine petitio principii, die gerade dasjenige, was erst bewiesen werden soll, als entschieden voraussetzt, dafs jedes Sophokleische Drama ein Verhältnifs zur Zeitgeschichte haben, und demgemäfs freilich um jeden Preis ein solches suchen mufs, obgleich die Art und Weise, wie dieses geschieht, selbst bei erwiesener Richtigkeit jener Voraussetzung auf die Sicherheit und Selbstgewifsheit, mit welcher Hr. Sch. auftritt, keinen Anspruch gewährt. Selbst wenn wir wissen, dafs ein Text zu einer Gelegenheitspredigt gedient hat, wird es vermessen sein, die Anwendung, welche davon gemacht, das Thema, welches daraus gezogen worden ist, anders denn als Uebungsversuch oder Geistesspiel reconstruiren zu wollen, und doch ist es hier selbst noch leichter als bei einer alten Sage, welche den Gedanken, der daraus entwickelt werden soll, erst durch die dichterische Behandlung empfängt, wie wir denn ja wissen, dafs dieselben Stoffe von den verschiedensten Dichtern zu den verschiedensten Zeiten auf die Bühne gebracht worden sind, wo also die Kenntnifs des Mythus allein ohne die Autopsie seiner Behandlung kaum zu Vermuthungen über sein Verhältnifs zur Zeitgeschichte berechtigen kann. Dafs der Oedipus Tyrannus des Sophokles sich auf Perikles beziehe, habe ich nicht aus dem Stoffe als solchen, sondern aus der anschaulichen Schilderung der Pest und andern vorliegenden Besonderheiten der dramatischen Behandlung geschlossen, da der Stoff an sich mit jener bestimmten Beziehung sowenig zu thun hat, dafs ihn auch Aeschylus, Eurypides, und viele andere Dichter in ganz andern Zeiten dargestellt haben; sollte also der Schlufs, den Hr. Sch. von dem blofsen Mythus des Tereus, der Tyro, des Oenomaos auf ihre politische Bedeutung macht, nur einigermafsen haltbar sein, so müfste mindestens nachgewiesen werden können, dafs diese Bedeutung jenen Stoffen so eigenthümlich anhafte, dafs sie unter keinen anderen oder doch nur unter ganz ähnlichen Zeitumständen aufgeführt worden seien; und da wir nun gleichwohl auch einen Oenomaos von Euripides, eine Tyro von Astydamas, einen Tereus von Philokles und Karkinos kennen, so entsteht nun die Alternative, dafs entweder die politische Beziehung der antiken Tragödie überhaupt nicht so nothwendig, oder die specielle Bedeutung, welche Hr. Sch. jenen Stoffen für ihre Zeit beilegt, nicht so grofs sei, wie er es darstellt. Freilich ist das Thema, das er allen Dreien beilegt, ein so vager Gemeinplatz, dafs er eben so wohl auf die Hermokopidenzeit wie auf jede andere Zeit und jeden Menschen pafst: „die Gefahr menschlicher Voreile, die das Ungeschehene, das nur Geahnte bestimmt fassen und ihm mit unheilbarer That zuvorkommen will"; aber auch der Beweis, dafs Sophokles jene Mythen in diesem Sinne aufgefafst und dargestellt habe, ist wieder nur ein Seitenstück zu den obigen Fehlschlüssen von der Möglichkeit einer Sache auf ihre Wirklichkeit, wo nicht einmal die Schwierigkeiten, die sich jener Möglichkeit entgegenstellen, hinlänglich berücksichtigt sind. Selbst die Bruchstücke reichen ihm dazu nicht aus, obgleich er anderswo aus diesen solche

Digitized by Google

Schlüsse zieht, dafs er an Richelieus bekannten Ausspruch erinnert, dafs er nur drei Worte von einem Menschen zu haben brauche, um ihn in die Bastille oder auf das Schaffot zu bringen; aber auch diese sind hier so allgemeinen Inhalts, dafs sie ihm selbst erst durch die Wendung, die er dem Stoffe gibt, eine Bedeutung erlangen, und um diefs zu begründen, bleibt ihm also nichts übrig als seine Zuflucht zu Hygin zu nehmen, der ihm erst wenigstens bei Tereus und Tyro die in der gewöhnlichen Form der Sage nicht einmal liegenden Data an die Hand geben mufs, um jene Voreile, welche die gewünschte Moral enthalten soll, darin zu finden. Er sucht zwar nachzuweisen, dafs gerade die Abweichungen bei Hygin in erhaltenen Bruchstücken des Tereus ihre Bestätigung erhielten; aber auch abgesehn davon, dafs das betreffende Capitel bei Hygin (45) nicht Tereus sondern Philomela, und eben so das auf Tyro bezogene (60) Sisyphus und Salmoneus überschrieben ist, mufs schon das gegen jene Annahme stimmen, dafs von denjenigen Behandlungen mythischer Gegenstände, die wir aus Sophokles erhaltenen Tragödien kennen, keine auf jenen Mythographen übergegangen ist, und eine nähere Betrachtung jener vermeinten Aehnlichkeiten kann unsere Zweifel nur bestärken. Was die Fabel des Tereus betrifft, so erscheint diese bei Hygin allerdings in höchst eigenthümlicher Gestalt, die mit Sicherheit aus einer Tragödie abgeleitet werden kann: namentlich wird Philomele nicht ihrer Zunge beraubt, sondern von Tereus, der sie entehrt aus Attika mitbringt, dem Könige Lynceus übergeben, und dessen Gemahlin Lüthusa, mit der rechtmäfsigen Gattin Prokne bekannt, verräth dieser das vermeinte Kebsweib, in welchem sie jedoch bald die Schwester erkennt und nun mit dieser gemeinschaftlich auf Rache sinnt; ein Orakel warnt Tereus, dafs seinem Sohne Itys Gefahr drohe, dieser aber beargwohnt seinen Bruder Dryas und tödtet diesen, während die Schwestern an Itys den bekannten Racheplan vollziehen; und hiervon macht nun Hr. Sch. S. 273 die Anwendung auf den Hermokopidenprocefs, dafs hier wie dort „die Befürchtung und vorgreifende Wuth auf Schuldlose gefallen sei, die wirklich zu Fürchtenden dagegen nicht getroffen und ihnen vielmehr freies Spiel gelassen habe"; so schwach jedoch diese Parallele auch schon an sich ist, so wird sie durch den gänzlichen Mangel urkundlicher Bestätigung noch geradezu unmöglich gemacht. Wollte man eine erträgliche Parallele durchführen, so müfste man, ausgehend von der neuerdings mehrfach wiederholten Vorstellung, dafs der Hermokopidenprocefs eine Intrigue der oligarchischen Partei gewesen sei, um die Demokratie durch falsche Verdächtigungen in ihren eigenen Eingeweiden wühlen zu lassen, die Verblendung des Volkes gleichsam als Sühne für seine früheren Frevel gegen die Oligarchen mit Tereus brudermörderischer Blindheit vergleichen, und dann auf die zweideutige Rachepolitik der Oligarchen anwenden, was bei Sophokles von den beiden Schwestern gesagt war und von Hrn. Sch. S. 274 auf die „jüngsten mörderischen Verirrungen der attischen Strafgerechtigkeit" bezogen wird (Stob. Serm. XX. 32):

ὅστις γὰρ ἐν κακοῖσι θυμωθεὶς βροτῶν
μεῖζον προσάπτει τῆς νόσου τὸ φάρμακον,
ἰατρός ἐστιν οὐκ ἐπιστήμων κακῶν:

inzwischen würde dieses jedenfalls schon beweisen, dafs selbst innerhalb der eignen Methode des Verfs. ganz verschiedene Resultate möglich sind, und wenn einerseits selbst über die Hermokopidensache die Acten noch keineswegs so spruchreif sind, um über die möglichen Urtheile der Zeitgenossen zu entscheiden (vergl. Roscher Klio. B. I, S. 427), so ist andererseits die Art, wie jener Dryas offenbar nur als Maschine des dramatischen Effects in die einfache Form der Sage eingemischt ist, aller Sophokleischen Kunst so fremd, dafs schon um deswillen Hrn. Sch.'s Argumentation auf den schwächsten Füfsen steht. Derselbe meint freilich S. 272, dafs dadurch erst der Schlufs, der bei der gewöhnlichen Fabelform nur den Charakter des äufsersten Skandals habe, wahrhaft tragisch geworden sei, indem die leidenschaftliche That des Tereus, hervorgehend aus der Befürchtung für das Leben seines Sohnes, zugleich die Vaterliebe desselben und hierdurch die Fühlbarkeit der ihn treffenden Rache entwickelt habe; auch dieses Urtheil möchte übrigens nur den Euripideischen Standpunct seines Geschmacks bezeichnen, von dem wir schon oben wiederholte Proben sahen; und eben dahin gehört das Orakel, das zwar immerhin ein tragisches, aber gleich den *diis ex machina* weit mehr bei Euripides als bei Sophokles beliebtes Motiv ist. Wenn derselbe ferner S. 262 und 272 die Chorzeilen bei Stob. Serm. XXII. 22:

θνητὴν δὲ φύσιν χρὴ θνητὰ φρονεῖν,

Digitized by Google

τοῦτο κατειδότας, ὡς οὐκ ἐστίν
πλὴν Διὸς οὐδεὶς τῶν μελλόντων
ταμίας ὅ τι δεῖ τετελέσθαι

als entscheidend für die Uebereinstimmung der Fabelform bei Hygin mit der Sophokleischen betrachtet, so kann die Warnung vor Uebermuth, begründet durch die Wahrheit, dafs Zeus der Geschicke Lenker sei, eben so wohl auf Tereus Grausamkeit gegen Philomele gehn, in deren Verstümmelung nicht blofs die Absicht, das Geschehne zu begraben, sondern auch der eitele Wahn liegt, sich vor künftiger Vergeltung zu sichern; und noch unbegreiflicher ist es, wie man sich auf die beiden Bruchstücke bei Stob. XXXIX. 12 und LXVIII. 19 berufen kann, um den Beweis zu führen, dafs Philomele bei Sophokles nicht stumm gewesen sei, da beide nicht einmal auf ein Gespräch zwischen zwei Frauen, wie er will, geschweige denn zwischen den beiden Schwestern deuten, und die „Sprache des Weberschiffes", welche Aristotcles in der Poetik c. 16 ausdrücklich aus dem Tereus des Sophokles anführt, deutlich zeigt, dafs auch nach der gewöhnlichen Sage die Verstümmelte sich ihrer Schwester durch ein Gewebe bildlich mittheilte. Denn was Hr. Sch. S. 263 flg. vorbringt, um dieses Zeugnifs, das ihm allerdings höchst unbequem sein mufste, seiner Beweiskraft zu berauben, gehört auch wieder nur zu den Willkürlichkeiten, mit welchen er sich über jede urkundliche Thatsache hinwegsetzt: die Unklarheiten, um deretwillen er das ganze Kapitel für unzuverlässig erklärt, sind durch Spengels Kritik in den Abhh. d. Münchner Akad. Thl. II, S. 244 flg. längst gehoben, und der dichterische Charakter des Ausdrucks κερκίδος φωνὴ enthält eben nur das wörtliche Citat, wie im Anfang desselben Capitels die λόγχη, ἣν φοροῦσι γηγενεῖς: ja selbst zugegeben, dafs die Stelle interpolirt sei, würde das Beispiel jedenfalls von einem gelehrten Interpolator herrühren, der für die Aechtheit des Bruchstücks keine geringere Auctorität wäre, da die Auskunft, mit welcher Hr. Sch. auch dieses beseitigen will, sich durch ihre Abenteuerlichkeit von selbst schlägt: der Interpolator soll die Fabel aus dem späten und obscuren Erotiker Achilles Tatius gekannt und weil er gewufst, dafs Sophokles einen Tereus geschrieben, bei diesem dasselbe Mittel blofs vorausgesetzt haben! Nicht besser steht es denn auch mit den beiden andern hierhergezogenen Dramen, in welchen Hr. Sch. selbst nicht einmal Fragmente finden kann, die zu seiner Auffassung derselben etwas beitragen, und sich also lediglich an die Mythen halten mufs, die seiner Meinung zufolge „die Mifslichkeit des Abschreckungssystems zeigen sollen, indem z. B. Oenomaos durch das Wagenrennen, mit welchem er die Freier seiner Tochter abschrecken will, selbst seinen Untergang findet; ja bei der Tyro kommt noch der Umstand hinzu, dafs Sophokles erwiesenermafsen zwei ganz verschiedene Stücke dieses Namens geschrieben hatte, so dafs man nicht einmal sicher weifs, welche der Sagen, die sich an jenen Namen knüpfen, er in der ersten und welche in der zweiten Tyro behandelt hatte; Hr. Sch. jedoch, der sich nun einmal in den Kopf gesetzt hat, dafs der Dichter in dieser Zeit die Abschreckungstheorie bekämpft habe, entscheidet flugs für die Hyginische Fabel, wo Sisyphos auf ein zweideutiges Orakel hin seines Bruders Tochter mifsbraucht und diese dann ihre Söhne opfert, um das dem Vater von ihnen drohende Unheil abzuwenden: „die Verwandtschaft der Motive, sagt er S. 277, zwischen dieser Fabel und jener des Tereus von Sophokles ist zu grofs, als dafs ich dem Gedanken wehren könnte, es sei dies die zweite Tyro unseres Dichters, die in einer Tetralogie gleichzeitig mit seinem Tereus aufgeführt worden".

K. F. Hermann.

XXXVIII.

Schilderung eines römischen Gastmahls zur Zeit des Kaisers Nero. Nach dem Lateinischen des Petronius. Nebst Bruchstücken aus demselben Autor und erläuternden Anmerkungen. Berlin, 1843. *Bei C. G. Ende.* 94 S. 8.

„Es wird erzählt, ein gewisser Abbé Margon habe das Gastmahl des Trimalchio in der Wirklichkeit darzustellen gesucht. Als dieser den Freuden der Tafel mit ganzer Seele ergebene Abbé eines Tages von dem damahligen Regenten von Frankreich, Philipp Herzog von Orleans, für irgend einen geheimen Dienst ein Geschenk von 30000 Franken erhalten hatte, kam er auf den Gedanken, diese Summe auf ein grofses Nachtessen zu verwenden. Er bat seinen Gönner dasselbe in St. Cloud veranstalten zu dürfen, erhielt dazu die Erlaubnifs und führte nun das Gastmahl des Trimalchio, den Petron in der Hand, mit der gröfsten Genauigkeit aus. Es wurden alle Schwierigkeiten mittelst des Kostenaufwandes überwunden. Den Regenten trieb die Neugierde, die Festversammlung zu überraschen, und er

Digitized by Google

gestand, dafs er nie etwas in seiner Art so Eigenthümliches gesehen habe".

Vielleicht hat der uns unbekannte Uebersetzer eines Abschnittes aus Petron, der sich in den Ausgaben von cap. 27 bis 78 erstreckt, deutsche Geschmackskünstler veranlassen wollen, dem Abbé Margon nachzuahmen. Der Ton der Uebersetzung ist leicht und gefällig, etwas flüchtig, aber wohl mit Absicht: manche Tischgespräche der Gäste und andere Vorfallenheiten während des Mahles werden ausgelassen, insofern sie sich nicht näher auf die Beschreibung der Gerichte und die Anordnung der Tafel beziehen. Petron würde damit nicht zufrieden sein, denn jene Incidenzien, vornehmlich der Zank des Gastgebers mit seiner Frau, zeichnen die Sitten und die vornehmthuende Gemeinheit der Gesellschaft ganz vortrefflich. War das Gastmahl an sich die Hauptsache, so konnten auch die dämischen Reden des Trimalchio abgekürzt werden. Zur Belehrung heutiger Gourmands mufsten dagegen die Anmerkungen viel genauer auf die Gerichte und ihre Zubereitung eingehen; denn nach dieser Uebersetzung möchten die Speisen und Getränke doch noch nicht hergestellt werden können.

Der Uebersetzer hat also vielleicht nur zu seinem Vergnügen gearbeitet und die Stellen des Petron, die ihm am meisten zusagten, übersetzt. Weshalb dann auch S. 62 noch die Erzählung von der Wittwe zu Ephesus und von S. 66 an eine Auswahl einzelner Stellen aus dem Satyrikon folgen. Hiebei hat er es sich nicht eben sauer werden lassen, denn wenn die Verse nicht gingen, so übersetzte er in Prosa.

Die wissenschaftliche Kritik mufs es mit der Beurtheilung eines artigen Dilettantismus nicht allzustreng nehmen. Petron ist voller Witz und Laune, aber schwer zu verstehen und schwer wiederzugeben. Die Kritik des Textes ist aufserdem noch gar nicht zu einem leidlichen Abschlufs gekommen, am allerwenigsten in dem Abschnitte von dem Gastmahl des Trimalchio. Der Uebersetzer kann nicht umhin, bald dieser bald jener Conjectur der Herausgeber zu folgen. Hierbei benimmt sich unser Verfasser ganz geschickt. Aber ein anderer Punkt ist die seltsame Sprachenmischung und die Fehlerhaftigkeit des gemeinen Ausdrucks in den Reden der Leute: diese müfste auch im Deutschen einigermafsen nachgeahmt werden, was aber in vorliegender Uebersetzung nicht geschieht. Auch hievon abgesehen, so giebt es noch Stellen, wo der Uebersetzer weit hinter dem Witz des Autors zurückgeblieben ist, oder den Sinn nicht richtig gefafst hat. Von dieser Art wollen wir Einiges anmerken, wenn der Verf. bei seiner unverkennbaren Gewandtheit sich weiter auf diesem Gebiet versuchen will. Cap. 33 sagt Petron *omnium textorum dicta consumit*, d. h. er verbraucht dabei allen Schneiderwitz. Unser Verfasser übersetzt „er schlägt alle Steine seines Gegners" nach Boscha's Conjectur, die aber als verfehlt von Boscha selbst zurückgenommen ist.

Cap. 35 war cicer arietinum durchaus nicht blofs mit Kichererbse zu übersetzen, da hiedurch die ganze Beziehung auf das Himmelszeichen des Widders verloren geht.

Cap. 36 wird mit dem Vokativ des Nahmens Carpus gespielt. Im Deutschen ist *lege vor* kein Nahme. Der Mensch hiefs *Schneider*, woraus man *schneid'er* machen konnte.

C. 37 wird *quemvis ex istis babacelis in rutae folium conjicit* auf die Sklaven bezogen und übersetzt „er kann sie sämmtlich mit einer blofsen Gerte in ein Mäuseloch treiben". Was ist dies Grofses, wenn ein Herr seine Sklaven mit der Gerte in Furcht hält? Dazu reicht auch ein blofses Wort hin. Nein, es sind unter babaceli die vornehmen Grofsmäuler gemeint, die Trimalchio alle ins Mauseloch stecken kann, d. h. die er an Reichthum weit übertrifft.

C. 38 sind *apri gausapati opera pistoria* nicht „fette Schweine" sondern (gebratene) Schweine, die einen Borstenüberzug von Pastetenteig haben.

C. 40 *videte quam porcus ille silvaticus totam comederit glandem*, kann nicht heifsen, „seht ob dieses wilde Schwein seine ganze Mast verzehrt hat". Quam ist nicht *ob*, sondern es ist *lotam* für *totam* zu lesen: „was das Schwein für eine prächtige Mast gehabt hat", mit Bezug auf die Datteln, mit denen es gemästet sein sollte.

C. 43 *facile est autem ubi omnia quadrata currunt.* Nicht „da geht es gut von statten, wo alles nach Wunsch eintrifft", denn das wäre nur eine Tautologie; sondern „wo alles Viereckte wie eine Kugel läuft".

Eb. das. wird *omnis Minervae homo, nec improbo; hoc enim solum secum tulit*, übersetzt „ein *trefflicher Kopf!* und ich habe nichts dagegen, denn dieser *Ruhm* ist ja das einzige was ihm nach seinem Tode übrig bleibt". Weit gefehlt! *omnis Minervae homo* heifst „jedes Mädchens Mann", und dann nichts von Ruhm, sondern mit Sardanapel gesprochen: „das hat er was er genossen".

C. 44 *Itaque dii pedes lanatos habent*, nicht „Unvermerkt rächen sich die Himmlichen dafür", sondern „die Götter haben Wolle an den Beinen", d. h. sprichwörtlich sie rühren sich nicht, kommen uns nicht zu Hülfe.

C. 45 *colubra restem non parit*, „Schlangen zeugen keine Tauben"; Petron viel witziger „die Schlange gebiert keinen Strick".

C. 52 *habeo scyphos urnales plus minus* nicht „ich habe urnenförmige Becher, klein und grofs", sondern ich habe Becher, die einen Eimer, mehr oder weniger, fassen.

C. 65 *cum vicesinariis magnam mantissam habet* nicht „von der Einnahme des Zwanzigsten hat er guten Nutzen", sondern „er und die Einnehmer des Zwanzigsten machen einen guten Profit".

C. 77 *assem habeas, assem valeas; habes, habeberis* falsch übersetzt in der zweiten Hälfte: „habe und du wirst haben". Es heifst: hast du etwas, so wirst du für etwas gehalten werden.

Ein spafshafter, aber anstöfsiger Druck- oder Correcturfehler ist p. 22 „mit nichts fing er an und hätte ehedem wohl ein *Aas* aus dem tiefsten Schmutz mit den Zähnen hervorgeholt". Soll heifsen *einen Afs*, lat. quadrantem, und da wäre noch besser gewesen „einen Dreier mit den Zähnen aufheben".

C. G. Zumpt.

Digitized by Google

№ 75.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1843.

XXXIX.

A. B. Marx: Die Lehre von der musikalischen Composition, praktisch-theoretisch. I. Band. XXIV und 507 S. II. Bd. XVI und 608 S. Zweite Auflage. Leipzig, 1841. 1842; bei Breitkopf und Härtel.

Die Wunderwelt der flüchtigen Luftgestalten, welche uns die Tonkunst eröffnet, vorüberschwebend und wirklich, fremd und traulich, geheimnifsvoll am lichten Tag — ist lange Zeit für ein dem Gedanken unerreichbares Gebiet angesehen worden. Während sie dem Künstler und dem unschuldig Empfangenden ein tiefes Bedürfnifs der Seele in träumerischer Seligkeit erfüllt, dem gemeinen Verstande wenigstens als räthselhafter Genufs gilt, den er nicht wegläugnen, doch noch minder beweisen kann: betrachteten die Philosophen von Fach dieselbe meist als ein unfafsbares Wesen, das sie um seiner unbestimmten Natur willen geneigt waren, alles Gedankens baar und ledig zu erklären. Nicht mit Unrecht, so lange ihnen der Angelpunct fehlte, diese verrauschende Gestaltenwelt zu fixiren. Dieser Angelpunct ist die *Technik*, die genetische Entwickelung des Specifischen. — Zu allem Specifischen ist die natürliche Befähigung die nothwendige Voraussetzung, nach welcher erst Genufs, Reflexion und Bewufstsein möglich wird: so vorzüglich im Gebiete der schönen Künste, doch in gewisser Beziehung auch in allen übrigen geistigen Bestrebungen bis zu den höchsten des reinen Gedankens hinauf; denn ohne die gegebene Genialität ist es weder möglich, ein Philosoph noch ein Künstler zu werden. — Jene natürliche Befähigung zur Wirksamkeit und Bewufstsein zu bringen ist die Technik bestimmt, welche in ihren unteren Stufen das Material bereitet und zerlegt, auf den höheren den Sinn der Formen und Gestalten zu enträthseln, ihre Beziehung zum allgemeinen Geistesleben festzustellen bestrebt ist. Diesen Gipfel der Technik erreichen die bildenden Künste leichter, insofern sie den allgemeinsten, weitwirkendsten Sinn zur Voraussetzung haben: und das Verständnifs der Farben, Perspective, Zeichnung, Gruppirung ist weiter verbreitet und zu einem wissenschaftlichen Abschlusse vorbereiteter, als die Erkenntnifs derselben Gesichtspuncte in den tönenden Künsten.

Der Hauptgrund dieser wissenschaftlichen Verspätung der höheren Musiklehre liegt in ihrem eigenthümlichen Wesen und der daraus folgenden sonderbaren Abgeschlossenheit der schaffenden sowohl, als der ausübenden Künstler. Wie der Stoff, die materielle Grundlage der Musik, nichts ist als luftiges Erzittern und verschwebende Actherwellen — so ist ihre Aeufserung etwas Geheimnifsvolles, auf unerklärliche Weise mit den dunklen Wurzeln des Ich verknüpft. Das sympathetische Mitleben des Subjectes, zu dem die Musik auffordert, wirkt und waltet so tief im Herzen selbst, dafs es den Anschein gewinnt, diese Tiefe müsse auf ewig ein unerschlossenes Reich bleiben, das vor der Schärfe des Gedankens in ein luftiges Nichts zerrinne. Jemehr aber seit den letzten Jahrzehenden die Leistungen und Reproductionen unserer Kunst an Breite gewannen, desto unabweislicher ward das Bedürfnifs, den weit zahlreicher gewordenen Theilnehmern aus den gebildeten Kreisen wenigstens Fingerzeige, wo nicht eine vollständige Lehre an die Hand zu geben; man konnte der wissenschaftlichen Erkenntnifs nicht länger entbehren, wenn nicht das rechte Vertrauen zu dieser Kunst schwinden und ihre sämmtlichen Lebensäufserungen sich in thatsächliche Genüsse abschliefsen sollten. — Der nächste Weg, sich des Stoffes zu bemächtigen, nämlich geradeswegs in die Werkstatt zu gehen, ist unbequem, und schien auch darum den Denkern am wenigsten auszureichen, weil oft die Geistlosigkeit der Professionisten sich dem Fragenden stoffarm er-

Digitized by Google

wies. Eine Formenlehre dagegen, *ohne* die gründliche Kenntnifs der specifischen Technik unternommen, mufste umgekehrt in's Bodenlose gerathen: denn die Vogelperspective der reinen Abstraction arbeitet vergeblich auf dem dunklen Felde, das sich nur dem Naheblickenden erhellt. —

Von diesen beiden Einseitigkeiten, die wir als die technisch-objective und die formell-subjective bezeichnen können, sind die meisten der früheren Systeme der Musik ausgegangen. Marpurg und Türck, die Hauptführer der *eigentlichen Technik* im vorigen Jahrhundert, haben die grofsentheils aus der römischen Schule seit 1500 stammenden Regeln zusammengefafst in ein positiv umschränktes System, das man in die Haupttheile Generalbafs und Contrapunct zu zerlegen und hieraus die Kanonik, Fugen- und Modulationslehre zu entwickeln pflegte. Ein Fortschritt des 18. Jahrhunderts gegen das vorangegangene ist die Scheidung des strengen und freien, oder des kirchlichen und galanten Styls. Ungeachtet der Einseitigkeit, welche in diesem bald erstarrten und bei Albrechtsberger altersschwach gewordenen Theorem waltet, ist doch dieses ein wesentlicher Fortschritt im Sinne jener Zeit, da in ihm die *Anerkennung der weltlichen Musik* enthalten ist, welche sich damals zu künstlerischer Bedeutung zu entfalten anfing, während sie vorher von der Kunst und den Künstlern als nicht existirend angesehen ward, und sich in der Heimlichkeit des Volksliedes und Tanzes, von höheren Kreisen geächtet, begnügen und abschliefsen mufste. — Die *Formenlehre* bewegte sich in einem noch beschränkteren Kreise, wovon Sulzer, Forkel, und die Aesthetiker bis auf Rochlitz das Abbild geben. Man suchte nach allgemeinen Principien im Sinne der Batteux'schen Schule, und fand gewisse Gesichtspuncte, vom Wohlgefallen, Natürlichem und Künstlichem, Ausdruck, Leidenschaft, Gemüth und Verstand in der Musik: es fehlte das Wo, Wie und Wann, das eigentliche punctum saliens der Kunst; während es jenen kindlichen Technologien am Verstande gebrach, war dessen hier zu viel. — Erst in diesem Jahrhundert ist das Bedürfnifs einer wissenschaftlichen Erkenntnifs, angeregt durch den gemüthlich gebildeten Rochlitz, in den Systemen Reicha's und Weber's (Gottfried) angebahnt: jener ging mit dem Versuche voran, der Technik künstlerisches Leben, ästhetische Haltung einzuhauchen; dieser fuhr polemisch daher über den Unverstand der *nur* verständigen Systeme des vorigen Jahrhunderts. Aber auch hiermit waren sowohl dem Künstler als dem Gelehrten nur die Vorhallen geöffnet.

Es kam jetzt darauf an, dafs ein Einziger technische Bildung mit genialer Anschauung und wissenschaftlichem Geiste vereinte; dafs ein Einziger das Allgemeine, Besondere und Einzelne in sich durchlebte, mit Liebe und Geist erfafste, und zugleich Willen und Kraft darlegte, die schwierige, doch langersehnte Versöhnung zwischen Kunst und Wissenschaft zu vollziehen. Der plastischen Kunst ist ein solcher Vermittler früher zu Theil geworden, ganz dem geschichtlichen Gange der Kunstentwickelung gemäfs, wo die Plastik der Musik zeitlich und ideal vorangeht. Doch fehlte viel, dafs Winckelmann sein grofses Werk, die Wiedererweckung der alten Kunst auf wissenschaftlichem Wege, zu Ende führen konnte: Zeit und Kraft versagten das Ziel. — Die Befähigung zu dem grofsen Amte, eine wissenschaftliche Kunstlehre zu schaffen, zumal in der geheimnifsvollsten aller Künste, ist auf viele günstige Voraussetzungen gebaut, deren Erfüllung nur unserer Zeit möglich war. Ein durchgearbeiteter Zeitraum thatsächlichen Kunstlebens, eine durchlebte Periode reicher, tiefer, weltbewegender Künstler und Kunstwerke mufste der Erfahrung vorliegen, der Geist absoluter Wissenschaft wenigstens erweckt sein, endlich eine gewisse pädagogische Technik in ihren Grundzügen vorliegen, um den Forderungen, die die heutige Zeit an ein Kunstlehrbuch stellt, zu genügen. Ein Lehrbuch, das im Sinne der neuen Wissenschaftslehre die Musik aus dem Geiste deducirte, das die einseitige Wahrheit früherer beschränkter Standpuncte in sich aufnähme, aber eben so sehr bezwänge und der Idee der Kunst dienstbar machte: dieses zu schaffen war nur einer Bildungsstufe gewährt, die jene Gegensätze in sich durchlebt und überwunden und dazu an dem kräftigen Leben der Gegenwart thätig und leidend Theil genommen. Nur wo diese Bedingungen erfüllt sind, ist an eine Erledigung jener uralten Fragen zu denken, welche die Denker aller Zeiten über den *Geist der Musik* trüber oder klarer gestellt haben. Von den berühmteren Philosophen hat nur Plato sich ziemlich glimpflich über diesen Fragepunct ausgelassen; Lessing und Kant erkannten sie kaum als schöne Kunst der höheren Ordnung an; der vielverkannte Krause, und

Digitized by Google

nach ihm jüngsthin. Herbart und Hand, haben einen Schritt weiter in die Tiefe gethan; Hegel hat bei eingeständlichem Mangel der Technik, doch auch diefs halbbekannte Gebiet durch die Kraft des Gedankens so weit erläutert, als es eben ohne strengere Praktik möglich ist. Dafs aber unsere Gegenwart das Bedürfnifs einer geläuterten Kunstlehre empfinde, ist von der praktischen Seite her an den Mifsgriffen ersichtlich, welche das thätige Leben in der Kunst allaugenblicklick zu Tage bringt in gewissenloser Composition und Reproduction; die theoretische Seite ist fast noch kümmerlicher bedacht, wenn man erwägt, wie die musikalische Aesthetik an mancher tieferen Aufgabe tastend und rathend umhersucht, um an den einfachsten Fragen zu scheitern. Das Bedürfnifs ist praktisch und theoretisch zugleich, da sich der Boden der Tonkunst seit einigen Menschenaltern wohl um das Zehnfache erweitert hat, ohne dafs in höherem Sinne Uebung und Verständnifs gleicherweise zugenommen hätten. Denn die unhistorische Empirie, womit z. B. die Grammatik durch Heinsius gehandhabt ward, genügt heute nur noch Wenigen aus dem alten Regime; von dem jüngeren Geschlechte wird die kindliche naive Stimme Albrechtsbergers kaum mehr verstanden. — Diese Reform der Technik und die geistige Wiedergewinnung und Vertiefung des Inhalts ist es, was *Marx* sich als *Ziel* seiner musikalisch-theoretischen Arbeiten hingestellt hat.

Die Aufgabe aber, der Musik ihren Rang in dem Gesammtleben der Wissenschaft zu erobern, und zugleich dem schaffenden und empfangenden Künstler eine praktische Lehre an die Hand zu geben, ist eine gemischte; ihre Absicht ist, so ausgesprochen, die *Vermittlung* zwischen dem Künstler und dem Gebildeten. In dieser Weise spricht sich Marx wiederholentlich über seine Leistungen aus, am deutlichsten in seiner polemischen Schrift *). So gestellt, enthält sie einen Zwiespalt in sich, dessen Auflösung nur in dem augenblicklichen Bedürfnisse zu suchen, da sich das System als praktisches erst geltend machen und zugleich die Anerkennung der wissenschaftlichen Welt erwerben will. Es ist also weniger von eigentlicher Wissenschaft, als von wissenschaftlicher Technik die Rede, der Vorschule einer künftigen Aesthetik und reinen Wissenschaft der Musik, wozu M. selbst die bisher ausgeführten Werke als Vorbereitung verstanden wissen will. Ihm ist fürs Erste darum zu thun, durch Jugendunterweisung den Boden zu bereiten, auf dem dereinst die eigentliche Wissenschaft erbaut werden könne. So gut wir aber auf dem gymnasialen Standpuncte von wissenschaftlicher Methode sprechen dürfen, wenn wir den nothwendigen Gang der Kategorien inwendig und scheinbar unbewufst befolgen, ohne das Zauberwort hinzuzufügen, das alle Räthsel löst: eben so wird es der Kunstlehre zum wissenschaftlichen Vortheil gerechnet werden, wenn sie mit innerer Nothwendigkeit den Ausgangspunct, dessen Fortschritt und Selbstnegation, den Uebergang in sein Anderes, die Veränderung der Gestalt und ihre Formung, endlich den idealen Inhalt selbst als Zielpunct plastisch darstellt, auch wenn die Definition, Demonstration und Folge der einzelnen Sätze nicht immer in der Sicherheit und Strenge eines philosophischen Systemes daherschreiten. Grundlage und Postulat des M.'schen Systems ist also nicht das reine Wissen von der Musik, nicht die philosophische Aesthetik, sondern das Leben in der Kunst, das Erleben, Können und Schaffen; daher er auch die Tendenz seines Werkes ausdrücklich als *praktisch*-theoretische d. h. zunächst dem pädagogischen Interesse zugewandt, bezeichnet. Hieraus ergibt sich, dafs von einem *Fortschritt der Wissenschaft* nur insofern die Rede sein kann, als die gegebenen positiven Theoreme die früheren überschreiten und ein Licht durchscheinen lassen, das jene älteren Theorien wirklich erhelle und überstrahle. Ist dieses wirklich gewonnen, so wird sich das vorliegende Werk zu dem versprochenen späteren, der *Musikwissenschaft*, propädeutisch verhalten. Wir haben also hier zu untersuchen, welchergestalt das M.'sche Princip auf Uebung und Wissenschaft der Kunst einfliefse, wiefern es den Lebenspunct entdeckt, der eine neue Theorie begründen mag: von diesem Gesichtspuncte her wird zu entscheiden sein, wo der Vf. die Vorzeit überschritten, und ebendaher werden sich die mangelhaften Seiten seines Systems ergeben.

Die *Compositionslehre* liegt bisjetzt in 5 Büchern vor, von denen das erste die Elementar-Composition enthält, das zweite die Begleitung gegebener Melodien, die drei folgenden die freie Composition, gegliedert in die Lehre von den periodischen Formen, der freien

*) Die alte Musiklehre im Streit mit unserer Zeit. Leipz. Breitkopf u. Härtel. 1841. (S. 9.)

Digitized by Google

Polyphonie und den Umkehrungsformen. Dieser Inhalt begreift Alles, was frühere Lehrer unter den Namen, Generalbafs, Contrapunct, Fugenlehre etc. in besonderen Systemen auszuführen pflegten, zum erstenmal in eine Einheit zusammengefafst. Diese Einheit ist (wie die Vorrede und Einleitung des ersten Theiles weitläufiger auseinandersetzt) die *künstlerische Gestaltung*. Der Schüler soll von Anfang an sogleich in die Atmosphäre des künstlerischen Daseins eingeführt werden, (Bd. 1. S. IX), d. h. er wird sogleich auf Anschauung und lebendige That, auf fortwährendes Bilden eigener Tongestaltungen hingewiesen; jede Stufe sei eine wahrhafte Kunstform, jedes Beispiel, wenn auch im kleinsten Raume mit den beschränktesten Mitteln gewonnen, ein Kunstwerk! Dieses Princip, das sich mit nie ermattender Lebendigkeit das ganze Werk hindurch bethätigt, ist der Nerv der Lehre M.'s, die schon in diesem einzigen Puncte die alte Lehre überflügelt hat. — Um aber diesen neuen, die Vorzeit überschreitenden Standpunct zu gewinnen, bedurfte es noch eines besonderen Lebenspunctes, der auf wesentlich originelle Weise das System begründete und unterschiede; denn die blofse Zusammenfassung und Anordnung könnte höchstens ein literarisches oder pädagogisches Verdienst ansprechen. Es ist die *Lehre von der Melodie*, welche dem M.'schen Systeme seine eigne Geltung gibt, und sich zu allen früheren reformatorisch verhält. Es fehlte nämlich den sämmtlichen bisherigen Systemen nur an diesem einzigen kleinen Etwas; und dieses Etwas ist doch so unendlich grofs, dafs die ganze Musik nach ihrer künstlerischen Seite darauf beruht. Man kann sich wundern über die Blindheit jener älteren Führer, die um dieses deutliche Ziel immer tappend herumgingen, und mufs mit desto dankbarerer Freude den Fund begrüfsen, der wie ein Ei des Columbus nur dem sinnenden Bewufstsein, nimmer der abgestandnen Empirie zu Theil werden konnte. Die polemische Schrift (alte Musiklehre etc. S. 16, 65) weist ausdrücklich den Mangel, die völlige Armuth der empirischen Theoremensammlungen nach, welche dieses punctum saliens zu entdecken unfähig oder unwillig waren, und also nur bis an den Rand der wahrhaften Kunsttheorie führten, ohne von ihr selbst auch nur die unterste Stufe zu berühren. Jene polemische Schrift hat viel böses Blut gemacht, und ist vorzüglich von ihrer schwachen Seite, der persönlichen Gereiztheit, her angegriffen worden; ihre Fragen und Postulate aber treffen allerdings das Wesen der Kunsttheorie und ihre Bedürfnisse. Wie im Uebrigen der Stand der Parteien stehe, und was von der feindseligen Weise zu halten sei, mit welcher G. W. Fink in Leipzig unseren Verfasser angegriffen: diefs zu untersuchen gehört nicht hieher, und es ist auch die Fink'sche Polemik schon anderswo beleuchtet und in ihrer Schwäche aufgedeckt *). Hier genügt es, zu bemerken, dafs die Lehre von der Melodie allerdings als M.'s Eigenthum betrachtet werden mufs, und dafs jene vagen Andeutungen, die sich etwa in Marpurg, Nichelmann und Kirnberger finden, so wenig als die Sulzerschen rhetorisirenden Bemerkungen oder die praktischen, (obwohl nicht unebenen) Versuche Reicha's auf den Ruhm einer theoretischen Melodienlehre irgend einen Anspruch machen. Hätte Fink es nicht *verschmäht*, *positive Data* aus jenen vermeintlichen Melodienlehren zu geben, so würde sich eben der Mangel derselben *als Theorien* desto offenkundiger dargestellt haben.

Der Gang, welchen im Ganzen das M.'sche System genommen hat und in den noch zu erwartenden Büchern nehmen wird, ist also durchaus darauf gerichtet, das *künstlerische Schaffen und Darstellen* zu entwickeln, und dessen innere Nothwendigkeit auf theoretische Weise zu demonstriren. Jener Zwiespalt des Gesichtspunctes, der aus der doppelten Aufgabe entspringt, zugleich für die Schule und für den Gelehrten zu arbeiten, hat nun einen ungünstigen Einflufs auf die Anordnung vorzüglich des *ersten Buches* gehabt. Der Ausgangspunct, das *Irgendwo-Anfangen*, mufs die ganze nachfolgende Construction bedingen, ja gewissermafsen fertig in sich tragen. Alle positiven Disciplinen fangen von einem *Gegebenen* an; es fragt sich nur, welches das *Erst-Gegebene* sei. Zwar dürfen wir in der Kunstlehre nicht ohne Weiteres den rein wissenschaftlichen Beweis verlangen, aber doch dieses, dafs ihr Ausgang und Fortschritt die wissenschaftliche Deduction implicite in sich habe, wie M. selbst anerkennt (C. L. Bd. I. S. 2).

*) N. Musikal. Zeitg. v. Dr. R. Schumann. Leipz. 1843. No. 1—3. — *Fink's* Schrift: der Neumusikalische Lehrjammer, Beleuchtung der M.'schen Schrift etc. Leipz. Mayer und Wigand. 1842. Ueber die *Melodie* S. pag. 50, 51.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 76.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1843.

A. B. Marx: Die Lehre von der musikalischen Composition, praktisch-theoretisch.

(Fortsetzung.)

Also müssen wir mit dem Gewissesten, dem Unmittelbaren, der allgemeinsten Voraussetzung anfangen, und dieses mufs alle künftigen Vermittelungen eingewickelt in sich tragen, um durch die Kategorien der Position, Negation und Reflexion entwickelt die ganze Fülle eines in sich begründeten Systemes möglich zu machen. Von dem Absolut-Ersten anzufangen ist keiner Wissenschaft möglich als der Logik. Das reine Sein, mit dem sie beginnt, und dessen erste Entfaltung bis zum Dasein und zur Erscheinung ist die Voraussetzung aller positiven Disciplinen; erst *nach* dieser Voraussetzung beginnt ihr Reich. Dieses vorausgesetzte Sein, das Sein mit einem bestimmten Inhalte erscheinend, kann man das *Urphänomen* nennen; wie z. B. in der griechischen Plastik der lebendige Leib dieses Erst-Erscheinende, der absolute Ausgangspunct ist. Wo ist nun in der Musik dieses Urphänomen zu suchen? Melodie oder Harmonie — das ist die alte Frage. Es gilt hier nicht eine blofs verständige Untersuchung über das Prius, etwa der Art, wie man gefragt hat, ob das Substantiv oder das Verb früher in der Sprache gewesen — sondern die Indifferenz dieser stetigen Gröfsen, die Idee der Gröfse zu finden. Beide Mächte zusammen können nicht den Ausgangspunct bilden; eine von beiden auch nicht, da sie in ewiger Wechselwirkung zu einander stehen. Wie nun die neuere Grammatik das Verb an die Spitze stellt mit ähnlicher Einseitigkeit, wie die ältere das Substantiv: so ergibt sich aus der Spannung der Gegensätze ein ganz verwandter Zwiespalt in unserem Gebiet. Während die alte Musiklehre einseitig die Harmonie (das Ruhende, Substanzielle) als Grundgewalt anerkannte und unzählige Erscheinungen von diesem Anfange her unbegriffen blieben: so stellt Marx ihr Gegentheil an die Spitze; die Melodie (das Bewegende, Subjective) wird der Angelpunct des Systems, und auch hier bleibt mancher wichtige Punct unerledigt. — Nicht Melodie *oder* Harmonie ist das Erstgegebene in der Musik, sondern die Indifferenz beider in dem *Urphänomen der acustischen Reihe*, welche bei M. erst als Hülfsmittel des zweistimmigen Satzes gelegentlich hinzugezogen wird (Bd. 1. S. 45). Jene acustische Reihe, d. h. der *ursprüngliche Duraccord* ist die Quelle aller Naturmusik, welche durch die subjective Beseelung erst zur Kunstmusik wird. Sie enthält aufser ihr selbst, der Urharmonie, auch schon das *melodische Element* in sich, indem sie zwischen Tonica und Dominante vibrirend durch die leis' heranschwebende Septime schon die Unruhe der Bewegung andeutet, und in dieser Bewegung zugleich das Drängen und Sehnen, in die Tonica zurück zu kehren. Sogar die Quelle des *Rhythmus* liegt in diesem Phänomen verborgen: nebelhaft träumerisch zwar, doch dem Feinhörenden auch ohne Wissenschaft verständlich, neigt sich jene erste natürliche Vibration schon von selbst zu einem Stärker und Schwächer, Auf- und Abwogen, dem Ein- und Ausathmen vergleichbar, wie man es an grofsen Orgelpfeifen, selbst bei schwankungslosen Bälgen, beobachten kann. Dies ist die Grundlage des esten, des *Dupelrhythmus*.

Das Urphänomen also hätte den Ausgangspunct machen müssen, nicht: „*die Tonfolge und ihre Arten*", womit das erste Buch beginnt. Man kann auf diesen Einwurf erwidern, dafs der eben angedeutete Gang der *Musikwissenschaft* angehöre, und im Bereich der Jugendlehre entweder entbehrlich oder unfruchtbar sei. Insofern aber die Tendenz des M.'schen Werkes, wie die Einleitung ausspricht, von der reinen Wissenschaft nur in der Form der Darstellung, nicht in dem Inhalte abweichen soll: so können wir diese strenge Begrün-

Digitized by Google

dung des Anfanges nicht entbehrlich halten. Noch weniger ist sie unfruchtbar; denn manche wesentliche Puncte, die späterhin entweder *versuchsweise* oder *behauptet*, als fester Lehrsatz, aufgestellt werden, bedürfen kaum einer Erklärung und ergeben sich von selbst, wenn das Urphänomen den Anfang bildet. Von dieser Art ist die scheinbar willkührliche *Wahl* der *Durtonleiter*, so wie die versuchsweise gefundene einfachste Theilungszahl *Zwei* (S. 22. 25); die *Behauptung*, dafs Tonica Anfang und Ende der Tonleiter, dafs die Tonleiter die Bewegung zwischen der ruhenden Tonica sei, endlich dafs der Grundton (die Tonica) *natürlich* den Schlufs mache (S. 194). — Vielmehr hören wir (oder dichten) zu jeder einfachsten Tonfolge eine Tonica hinzu, und jeder alleinstehende, verbindungslose Ton kündigt sich dem Gehör als Grundton an. Von besonderem praktischen Interesse ist das auf unseren Satz gegründete Gesetz, dafs nur mit einer *Tonica im Basse* geschlossen werden kann; denn wenn auch *ein anderer, als der Anfangston*, so mufs doch der Schlufston des Basses immer *als* Tonica mit dem tonischen Accorde schliefsen. Darum ist auch wahrscheinlich in dieser zweiten Ausgabe das schwedische Lied von Lindblad weggelassen, welches die erste Ausgabe (Beilage (No. XIII) hatte; denn der Quartsext-Accord am Schlusse ist unerträglich. Zwar fühlt man sich von dem wundervollen Liede und dessen einzigschöner Behandlung ergriffen, man fühlt das durch jenen Schlufs angedeutete ahnungsvolle Verschwimmen der Stimmung, das Verrinnen der Gestalt in Nebelschauer — und doch, wer könnte es als *reinen Schlufs*, etwa am Ende eines Concerts, ertragen? — Die Lehre vom Tonicaschlufs im Basse steht mit einer anderen in Verbindung, deren Beantwortung hier umgangen ist. Bekannt ist Weber's Zweifel an der *Fundamentalität des Basses*. Er äufsert sich ungefähr dahin, dafs jene Annahme, den Bafs Fundament zu nennen, nach ihm die Accorde zu berechnen, wenig mehr als *Convention* sei: eben so gut könne man von oben, vom Soprane, zu zählen anfangen. Auch hier kommt es nicht auf ein Prius der oben erwähnten Art an, ob der Bafs oder der Sopran früher dagewesen, wer von beiden unentbehrlicher sei u. s. w. — sondern die Frage ist nicht anders zu beantworten, als aus jenem Urphänomen, welches zeigt, dafs jeder tiefere Ton einen höheren aus sich erzeugt, dafs jeder höchste von einem tiefsten ein Theil ist; dafs also jene Fundamentalität dem Basse nicht etwa nur als conventionelles *Merkmal* zukomme, sondern vielmehr *dem Wesen nach* jede relativ tiefste Stimme sich zu den höheren als Ursprung verhält. — Darum sind die *Umkehrungen* als harmonische Motive bedeutsamer als die *Lagen*, d. h. es ist wirksamer, durchdringender, wesentlicher, wenn der Bafs, als wenn der Sopran umgelegt wird. Dies erhellt auf's Schlagendste aus der Betrachtung des Canto fermo im Sopran, verglichen mit dem C. f. im Basse. Wenn jener auch noch so selbständig daher schreitet — ein Bafston kann ihn umwerfen, verändern, beschränken und erweitern: die sogenannte Vieldeutigkeit der Melodie beruht hierauf. Und wenn dagegen der Bafs noch so melodisch und figurirt sich ergeht — seine leichtsinnigsten Durchgänge sind von gröfserem Einflufs auf das Ganze, als die inhaltreichsten Melismen der Oberstimme, und in ihm fühlen wir immer die endliche Befriedigung und Versöhnung.

Aus jenem Axiom, die Melodie als das *Ursprüngliche* (Alte Mus. L. S. 21. 152) hinzustellen, welches den Hauptgegensatz gegen die alte Schule bildet, entsteht, wie es scheint, im polemischen Eifer, eine Auffassung der *Harmonie*, welche zuweilen an Geringschätzung streift. Es ist, als sollte ihr ein (künstlerischer) Makel angeheftet werden, wenn es (Alte Mus. S. 21 Anm. 3) heifst: die Harmonie sei die *abstracte Vorstellung* von dem Zusammentreffen mehrerer Melodien in einem Zeitmomente, oder: die Accorde sind *nur die Räume*, in denen die Stimmen verträglich zusammen treffen (Comp. L. 1. S. 214. 346. 347). Auch das Bild der *Säule* (Comp. L. 1 S. 207) gehört hieher. — Diese Herabsetzung der Harmonie wird freilich anderswo wieder vergütet, wie in der Vorrede (S. VIII) Melodie und Harmonie die „im Wesen einigen Gegensätze" genannt werden; und der eigenthümliche Ausdruck: die Harmonie ist *Naturproduct* (A. M. S. 21), welcher den Gegensatz der Melodie als *künstlerischer* Musik involvit, spricht Aehnliches aus. Doch kann man wieder nicht *alle* Harmonie als Naturproducte bezeichnen, wie z. B. Nonen- und verminderte Septimen-Accorde und die aus Vorhalten sich ergebenden die Natur (des Urphänomens) weit überschreiten, wo sich eben die innigste Wechselwirkung zwischen Melodie und Harmonie hervorthut. Auch die „*Beziehung*" der Melodietöne zueinander (C. L. S. 359)

Digitized by Google

ist harmonischer Natur, wie das Gesetz, dafs die Melodie von Tonica zu Tonica strebt; und umgekehrt kann man das Auflösungsbedürfnifs des Septimenaccordes ein melodisches Gesetz nennen.

Doch sind dies mehr *formelle* Bedenken; sie treffen die Anordnung des Stoffes, die sich subjectiv rechtfertigen läfst. Der *materielle* Inhalt des Systems dagegen, welcher concentrirt und beseelt ist in dem kühnen Satze: „*die Melodie ist lehrbar*", hinterläfst ebenfalls einige Fragen. Im Allgemeinen bemerken wir voraus, dafs dieses Streben, die Kunstlehre zur Erschöpfung zu bringen, bis auf den Grund auszuschürfen, was die Jahrhunderte gedacht und gedichtet, und durch das Reich der Erscheinungen zur Freiheit zu führen, eine Aufgabe ist, welche deutlicher als manches Andere die Unzulänglichkeit menschlicher Rede zu offenbaren zwingt. Wir dürfen es nur gestehen, dafs alles menschliche Wissen und Reden von übersinnlichen Dingen ewig nur approximativ bleibt; dafs auch neben den tiefsten Erschöpfungen des Wortes ein Meer jenseits fluthet, welches unendlich ist. Wer kann den Zauber in Formeln fassen, den die himmlische Gewalt von Mozart's Liebestönen erregt? Oder die Linien demonstriren, welche Raphael's verklärte Menschengestalten umzirken? Das Unnennbare, Unsägliche *bleibt*. Es ist von der subjectiven Seite derselbe Ausgangspunct, wie von der objectiven die Urharmonie. Auch wird dies an unzähligen Stellen selbst vom Verf. zugestanden; das Grenzenlose, Unendliche, welches das begabte Subject zur Kunstschöpfung hinzubringen soll, wird wiederholentlich als erste Bedingung eingeschärft, wenn es heifst: „ihr müsset *eurer Seele abhorchen*, am rech„ten Ort, zu rechter Stunde, was da zu thun sei"; wenn nach mühevoller Lehre und mancher paränetischen Verweisung auf das künstlerische Gewissen endlich das bedeutungsvolle Wort erscheint: „ohne *Liebe* „*und Glauben* kannst du kein Künstler werden" — (C. L. 1. S. 478). Demnach bleibt die alte Platonische Frage: ἆρα διδακτὸν ἀρετή; auch auf unserem Gebiete wie damals beim Sokrates unentschieden. Und wenn ein andresmal das glühende Wort: „wenn ihr's nicht „fühlt, ihr werdet's nicht erjagen" zur Bestätigung zugezogen wird (Alte M. L. S. 50 — C. L. 1. S. 281), oder gar bei einem affreusen Machwerk eines Scholastikers der alten Schule der lustige Rath ertheilt wird: „wer dergleichen fabricirt, an dem sehe ich „Gottes Fingerzeig, dafs der kein Musiker werden solle" (A. M. S. 20): so wird mit beiden Sätzen auf's Deutlichste zugestanden, dafs ein Hauptheil der Melodie — vielleicht der wichtigste — unlehrbar sei, oder doch nicht gänzlich lehrbar.

Die kühne Parrhesie, mit welcher M. die wesentlich neuen Ergebnisse seiner Lehre hinzustellen und zu benutzen weifs, hat noch einen Schritt weiter gethan in's Unendliche, der ebenfalls, wie er hier ausgesprochen, nicht ohne Beschränkung verstanden werden kann. Es wird wiederholt darauf hingewiesen, was es mit der „*Bedeutung der Kunstgesetze*" auf sich habe, zuerst in der Einleitung (S. 14), und dann später an unzähligen Stellen. Der Kern dieser Behauptungen ist, dafs es kein absolutes Kunstgesetz gebe, dafs *nichts absolut falsch oder absolut richtig* sei; nur dieses sei die Aufgabe, jede Kunstregel zu verstehen, jede Kunstform ihrem Wesen nach zu erkennen und anzuwenden. Hierüber gibt ein Nachtrag zur Stimmordnung (der sogenannten Repercussion der Fugenthemen (C. L. 2. S 558) Aufschlufs: es komme darauf an, sich einheimisch gemacht zu haben in der *Vernunft der Sache*, und dieses sei die einzige feste Regel für den Künstler. — So sehr wir dem allgemeinen Sinn dieser Sätze zustimmen, so behutsam müssen wir die praktische Anwendung derselben handhaben, da wir sonst in solcher Gränzenlosigkeit Gefahr laufen, wider die Natur anzurennen; denn wer ist Richter über die Gränze? Das eigne Gewissen, die entwickelte Kunstvernunft — die auch bei dem Begabtesten durch Zweifel oft getrübte? Sie so wenig, als alle historischen Regeln. — Aber wäre wirklich kein Gesetz unwandelbar? Gewifs ist es jener Ausgangspunct, ohne den keine Musik gedacht werden kann: *die erste Urharmonie hat sich selbst zu vollziehen und zu erfüllen.* An dieses untrügliche Gesetz knüpfen sich dessen Consequenzen: die Idee des Halbschlusses, der Auflösung u. s. w. Dergleichen *hat* der Begabte von selbst in sich; aber er mufs es auch erwerben und wissen; mit einem ungelösten Septimenaccorde zu schliefsen ist gleich unmöglich für Geist und Natur der Musik. Vielleicht ist darum in der neuen Ausgabe das brasilianische Lied aus der ersten Ausgabe (Beilage XIV, 5.) weggelassen, weil es an solchen gottlosen Septimenschlufs wenigstens erinnert. — Wichtiger ist das pädagogische Bedenken. Gewifs ist die alte Lehre mit

Digitized by Google

ihren bornirten Verboten unwissenschaftlich und unkünstlerisch verfahren; ihr gegenüber stellt die neue den wissenschaftlichen Grundsatz auf: wir wollen suchen, *den bestimmten Sinn* dieser und jener Fortschreitung, Regel, Beschränkung, zu verstehen, und jene pedantischen Einbildungen und Aengstlichkeiten fern von uns halten, die uns jeden freien Schritt verkümmern (C. L. 1. S. 417). — Es darf wohl daran erinnert werden, wie dieser Ausspruch, in der *Lehrzeit* an die Spitze gestellt, der Gefahr des Mifsverstandes ausgesetzt ist. Die Lehrstufe erträgt, da die werdende Jugend ohnehin zum Einreifsen geneigter ist als zum Aufbauen, gar wohl die Abmauerung in ein engumschränktes Gebiet; M. selbst verlangt an manchen Stellen einen Zwang, der seinem eignen Freiheitsprincip in gewissem Sinne zuwiderläuft (C. L. 1. S. 13. 66. 400 u. s. w.). In der That meinten die guten Alten, denen es freilich an wissenschaftlichem Ausdruck gar kläglich gebrach, mit ihrem haarigen Dissonanzsystem nichts anderes, als dies ewige Gesetz auszusprechen, dafs die reinen Consonanzen Anfang und Ziel aller Tonstücke wären (Albrechtsberger rechnet ja deshalb sogar den Quartsext-Accord unter die unvollkommenen Consonanzen!) — und die Dissonanzen die Unruhe, Bewegung, Sehnsucht zum Ziele bedeuteten. Wenn sie dabei den schiefen Ausdruck: „wohl- und übelklingend" gebrauchten, so war doch nicht die Meinung, wie M. behauptet (Allg. M. L. S. 43 Alte M. L. S. 77), das *sinnliche Gehör allein* zum Richter der Accorde zu machen, da sie die Dissonanzen reichlich auszubeuten wufsten, und ungeachtet des häufigen Recurses auf das natürliche Gehör doch keinesweges bei demselben beruhen blieben, sondern demselben allaugenblicklich Dinge zumutheten, die heute selten geworden sind.

Ihnen fehlte der subjective Ausgangspunct: „das „selbständige Gewissen sei Sonne deinem Sittentag" — dies grofse Wort der Freiheit war ihnen noch nicht gesungen; darum mufsten sie gängeln: der Unfreie kann nicht Freiheit lehren. Marx hat diesen Punct des freien Subjectes gefunden und mit Energie an die Spitze, dagegen jenen *objectiven*, natürlichen Ausgangspunct in Schatten gestellt. Denn aufser jenem genannten Naturgesetze läfst sich noch Mehreres auffinden, was — wenigstens *absolutfalsch* zu nennen, wenn wir auch kein zweites Absolutrichtiges finden können, weil die Natur in ihrer Wirkung einfach, stetig, unwankbar ist, und eben hierin den Gegensatz des freien Subjectes darstellt. Aber gerade darum gibt die Natur selbst eine bestimmte *Gränze des Commensurablen*, jenseit welcher das Absolutfalsche beginnt. Nehmen wir ein naheliegendes Beispiel aus der Harmonie. Wir ertragen zugleicherklingende Secunden, Secundterz ist bei Bach häufig zusammengestellt, Secundterzquart ist möglich; 2—3—4—5 in *einer* Octave ist incommensurabel, und *zunächst* dem sinnlichen Gehöre unbegreiflich, wo sich denn die Kunstvernunft dem Naturgesetz, der Gränze, unterwerfen mufs. Bach hat einmal *) auf dem Orgelpunct D durchgehend 2—3—4—5 übereinander gethürmt zu unnennbar schwellendem Ausdruck, aber in *viertehalb Octaven vertheilt*; wäre an jener Stelle oder sonst irgendwo möglich, über die Quinte noch eine Sexte oder Septime zu bauen? So wenig, als in *derselben* Octave zugleich 2—3—4—5 möglich ist.

Derselbe Streit zwischen Natur und Freiheit kehrt auf einem höheren Gebiete wieder: auch in der Tonkunst müssen wir den Kampf durchkämpfen (wenn's ja einer ist) zwischen *Schönheit und Charakter*. Denn diese beiden nehmen in concreterer Fülle die Rolle jener ersten Gegensätze wieder auf sich. Sobald wir diese *im Wesen einigen* Gegensätze einmal zu logischem Bedürfnifs trennen, so fällt der Schönheit die sinnliche Naturseite, dem Charakter die Darstellung der Freiheit zu. Nun ist zwar in den höchsten Kunstgebilden beides auf unnennbare Weise verschmolzen, und die neuere Aesthetik hebt den Unterschied in höherer Weise auf: eine charakterlose Schönheit ist so wenig ein wahres Kunstwerk als eine schönheitslose Charakteristik. Aber dafs eine Seite in einem Kunstwerke oder Künstler vorwalte, haben wir oft erfahren: wie z. B. bei Mozart in manchen Vocalien die Schönheit den Charakter verschlungen hat, so finden sich in Weber's Euryanthe, in Bach's Kunst der Fuge u. s. w. Sätze, in denen der Charakter die Schönheit überwältigt. —

*) J. S. Bach fantasie p. l'Orgue ou le Pf. N. 2. (Peter's Verlags No. 2260) pag. 7 Tact 8 v. unten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 77.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1843.

A. B. Marx: Die Lehre von der musikalischen Composition, praktisch-theoretisch.

(Fortsetzung.)

Dem Principe gemäfs, die *Freiheit der Kunstvernunft* zu predigen, arbeitet nun Marx's C. Lehre vorzugsweise auf die Seite des *Charakters* hin, vielleicht auch mit dem Geständnifs, dafs die Schönheit als das Unsägliche über alle Kategorien hinaus in eignem Gebiete walte. Dahin gehört der Grundsatz: die Musik habe keineswegs allein angenehme Empfindungen, liebliche Sinnenschmeichelei zu bringen (C. L. 1. S. 416 u. a.). Indem wir den Grundsatz ohne Weiteres anerkennen, fordern wir doch eben so sehr, dafs auch die herbsten, entlegensten Bildungen dem Urgesetze, man nenne es Natur oder Schönheit, unterthan bleiben. — Es scheinen sich an dieser Stelle die Gegensätze zu verkehren: die Charakteristik erweist sich als das *Endliche*, die Schönheit als das unendliche Jenseits, das sich der Deduction des Wortes entzieht. Auf diese charakteristische Deduction jedoch legt M. mehrmals Gewicht; wie er sie selbst mit ausgezeichneter Gewandtheit und kritischer Schärfe handhabt, empfiehlt er sie auch eindringlich seinen Schülern (die Motive durch ein *Wort charakterisiren* C. L. 1. S. 409); und wenn auch die Warnung hinzukommt, auf dergleichen nicht ängstlich Gewicht zu legen, so bleibt es doch immer ein guter Rath, dem man versucht ist, jenes andere Wort des Propheten der Schönheit entgegenzurufen: „*Bilde, Künstler, rede nicht!* Nur ein Hauch sei dein Gedicht". — Am letzten Ende, im concreten Kunstwerke, laufen jene Gegensätze freilich wieder in Eins, und so genüge hier die *Erinnerung an das Dasein* derselben, da M. C. Lehre, obzwar dem *Charakter* scheinbar zugeneigter, doch an unzähligen Stellen durch Ablenkung in das Unendliche die Pflicht der Kunstlehre erfüllt, *Schönheit* zu lehren, so weit dies möglich.

Die erste Frage nun: „*ist die Melodie Princip „und Mittelpunct aller Musik*"? — ist so zu erledigen: nach der natürlichen und wissenschaftlichen Seite ist nicht die Melodie, sondern das Urphänomen die Grundlage der Musik, die Melodie dagegen der Ausgangspunct für die subjective Kunst. Hiemit ist für das Jugend-Lehrbuch der (subjective) Gang des Systemes gerechtfertigt; die Wissenschaft wird dagegen den anderen angedeuteten Weg zu nehmen haben. — Die zweite Frage: „haben sich die *früheren Lehrbü„cher dieser Versäumnifs schuldig gemacht*, deren der „Verf. sie bezüchtigt"? ist nur durch eine vollständige Geschichte der Musik zu beantworten. Die Fink'sche Polemik macht diese höchst wichtige Frage cavalièrement in ein paar Worten ab (S. 51), indem sie ein paar Namen von gutem Klange vorschiebt — aber leider kein einziges Datum zum Beweise anführt; oder soll der „dicke Quartant" des braven Christoph Nichelmann unbesehens zum Beweise dienen? Dafs bei Kirnberger, Fux und Marpurg, einige rhetorisirende Bemerkungen über Schönheit, Ausdruck u. s. w. abgerechnet, eine systematische Theorie der Melodie *nicht* zu finden ist, weifs Ref. aus eigner Erfahrung. Nichelmann und Koch kennen wir nicht, wohl aber die einstimmigen Klagen Reicha's und Weber's über diesen Punct, indem jener an die Stelle der *mangelnden* Theorie seine köstlichen *Versuche* gestellt, dieser aber (bei unglaublicher Belesenheit) eben den Mangel ausdrücklich beklagt, und zugleich die Theorie derselben für etwas Unmögliches erklärt. Bis also eine gründlichere Polemik als die Fink'sche auftritt, wird M. das Verdienst, die Bildung der Melodie auf Grundsätze zurückgeführt zu haben, nicht entrissen werden. Endlich die Hauptfrage: „Sind diese M.'schen *Grundsätze über „Bildung der Melodie* haltbar"? — ist nur aus dem Werke selbst zu beantworten, dessen allgemeinen Gang wir nunmehr zu betrachten haben.

Digitized by Google

Das *erste Buch* stellt als Elemente der Composition auf: die Betrachtung der Tonfolge, Tonleiter, Melodie und deren Begleitung. Obwohl, wie bereits erwähnt, dieser Anfang zu sehr medias in res hineinreifst, so ist doch das Gegebene selbst in der Ausführung so gestellt, dafs es den instructiven Zweck auf eine Weise erfüllt, die kaum einfacher gedacht werden kann. Der *Begriff der Melodie* wird aufgestellt als rhythmisirte Tonleiter, diese als die Bewegung zwischen Tonica und Tonica d. h. zwischen den ruhenden Enden, Grundton und Octave (oder Grundton und Grundton) bewegen sich die Töne auf und ab als Tonleiter. Aus diesen Elementen entwickeln sich die Grundformen aller Constructionen: *Satz*, *Periode*, *Gang*. Der Satz ist die einfache in sich abgeschlossene Melodie, die Periode aus mehreren Sätzen oder Satz und Gegensatz gebildet, der Gang die längere *nicht* abgeschlossene Reihe, ähnlich dem *ordo* in der Metrik. — Mit diesen Begriffsbestimmungen ist ein Grofses gewonnen: denn während die früheren Musiklehren in der *technischen Nomenclatur* gränzenlos hin und her schwankten, (man erinnere sich der verwirrenden Vieldeutigkeit der „Periode" bei Marpurg, des „Motivs", der „Clausel" u. s. w. bei ihm und Anderen), ist hier zum ersten Mal die Kunstsprache befestigt und so auch von dieser Seite her der Weg gesichert (vgl. hierüber auch: Alte M. L. S. 92). — Der zweite Abschnitt führt mit raschem Zuge in die künstlerischen Bildungen hinein; die eigene Erfindung beginnt mit der Benutzung des im einleitenden Abschnitte gewonnenen Keimes: das *Motiv und seine Wirksamkeit* wird die Grundlage der ganzen neubegründeten Melodik. Diese lebenzeugende Kategorie, welche als Quelle der Melodik das ganze spätere System beseelt, ist mit solcher Schärfe noch nirgend gefafst und dargestellt worden, wenn auch unter anderen schwankenden Ausdrücken dieses Wort z. B. bei Albrechtsberger gelegentlich gebraucht wird, aber wie ein Proteus bald logischem bald technischem Bedürfnisse dienend. Verwandt könnte man auch den Terminus *Clausel* *) bei Marpurg finden — aber auch er versteht darunter bald einen Satztheil, bald einen Halbschlufs, bald überhaupt Ruhepunct, bald auch etwas dem Motiv Aehnliches; dagegen findet sich weder eine Spur von Definition noch eine fruchtbare Benutzung der Clauseln zu melodischen Zwecken. Die M.'sche Lehre hier im Auszuge zu geben ist unmöglich; es genüge daher die Andeutung, dafs die Kunst, aus dem Keim ein ganzes Gewächs mit Zweigen und Blüthen zu gestalten, in dieser Lehre vom Motiv auf ganz neue Weise logisch und künstlerisch begründet wird.

Zu den ersten Motiven treten sodann (im 3. Abschn.) *rhythmische* Motive hinzu. — Der völligen Entwickelung des rhythmischen Principes wünschten wir eine gröfsere Breite, wenigstens im Verhältnifs zur „allgemeinen Musiklehre", wo der Verf. dieser „Haupt-„macht" mehr die gebührende Aufmerksamkeit erweist; gelegentlich wird auch in der Comp. L. auf jene verwiesen. — Der Rhythmus ist ein Abstractum und als solches nirgend selbständig, sondern als Eigenschaft an den Kunstwerken erscheinend; dennoch hätte ihm eine gründlichere Erörterung gebührt, wie sie der (nach M.) ebenfalls abstracten Harmonie ja doch zu Theil geworden ist. Es müfste, jenem Urphänomen gemäfs, das *Naturgesetz des Rhythmus*, das in dem *reinen Gleichgewicht der Zwei* besteht, tiefer ausgekostet, und weder so *zufällig* wie S. 25 eingeführt werden, noch so rasch *nebenbei überschritten*, wie S. 37. — Wenn wir genau zusehen, so schleicht sich der Grundrhythmus der *Zweiheit* selbst in die gröfsten Gestaltungen der Tripelrhythmen unmerklich hinein, und bleibt ewig der Ausgangspunct. In der aus Beethoven's 9ter Symphonie angeführten Stelle (Allgem. M. L. S. 302) tritt zwar der Unterschied des Dupel- und Tripeltactes schlagend hervor und beide stehen gegen einander in scheinbarer Selbständigkeit: endlich aber gehen alle die dreitactigen (und dreitheiligen) Rhythmen wieder in *gröfsere Gruppen von Zweien* zusammen, so: 3 . . 3 — 3 . . 3 gleich 1 . . 1 — 1 . . 1. Dasselbe findet regelmäfsig statt in sämmtlichen $\frac{3}{4}$, $\frac{6}{8}$, $\frac{9}{8}$ Tacten, wo die gröfseren Tactgruppen, Perioden u.

*) Es ist zu loben, dafs Marx in der zweiten Ausg. diesen Terminus gänzlich gestrichen, den die erste noch überflüssig hatte. Denn ein wesentliches Bedürfnifs war nicht da, die Terminologie zu mehren, und die *Glieder* (C. L. 1. S. 42) thun zur Noth denselben Dienst. — Es sind so viele Spuren von gänzlicher Umarbeitung der 2. Ausg., dafs auch hierdurch Fink's Vorwurf der Selbstgefälligkeit widerlegt wird. — Vgl. übrigens *Marpurg* Abhandlung von der Fuge (1806.) S. 7. 8. u. s. w.

Digitized by Google

s. w. immer zur Zwei zurückkehren *). — Wie dieses Grundgesetz des Rhythmus aus der Urmusik, dem unmittelbaren Urphänomen hergeleitet ist, so waltet es als mystisch-natürliches noch viel weiter und wirkt in höheren Gestaltungen fort, als M. zugesteht, weil er vorzugsweise die subjectiv-charakteristische Kunstwirkung aufzufassen pflegt. So würden wir z. B. das Gesetz der Mehrtheiligkeit, der Wiederholung, der Nachahmung, nicht *allein* aus dem subjectiven Bedürfnisse, „das Thema fester einzuprägen" (C. L. I. S. 37), deduciren; und auch bei der Nachahmung, dem Hintergrund der Fugenform, reicht die blofs verständige Erklärung nicht aus: „es spreche sich in ihr ein *regeres Interesse* an dem nachzuahmenden Satze aus, und die [charakteristische] *vorwärts treibende Kraft* desselben" (C. L. 2. S. 168) — sondern überall schlagen die dunklen Wogen des Urrhythmus hinein als objectiver Grund jenes subjectiven Interesses. — Hiermit soll nun weder die Möglichkeit freierer Rhythmen geläugnet, noch die selbständige [charakteristische] Fortbildung und Erweiterung der vorhandenen beschränkt werden. Nur finden wir es räthlich, wenn dem Grundprincip des Rhythmus mit ähnlicher zäher Festigkeit, wie den übrigen Elementarien, Raum und Entfaltung gegönnt wird. Im Uebrigen ist die Auffassung und Benutzung der vorhandenen Rhythmen gewissenhaft, reich und scharfsinnig durchgeführt.

Die folgenden Abschnitte des ersten Buches behandeln ungefähr das, was man sonst in selbständigen Cursen als Generalbafs oder Harmonielehre abzuhandeln pflegte. Der wesentliche Unterschied des M.'schen Systems besteht, wie aus dem Obigen sich ergiebt, darin, dafs die ganze Harmonielehre der Melodik *untergeordnet* wird. Dies ist so zu verstehen. Die Urharmonie gehört dem Unmittelbaren an; sie wird (dem Principe M.'s gemäfs) als *Hülfe* des zweistimmigen Satzes herbeigezogen (1, 46.). Alles Uebrige, alle Fortschritte und Consequenzen und Erweiterungen der Harmonie, oder kurz gesagt: die ganze *Modulationslehre*, beruht auf dem melodischen Principe, und so kann mit Recht behauptet werden, dafs die *bewegte, künstlerisch gebildete* Harmonie der Melodie untergeordnet, dafs sie ein Theil von dieser ist. Die Gesetze der Fortschreitungen, der freie Gebrauch der Accorde, die Accordverschränkungen und Vorhalte beruhen so auf melodischem Grunde. — Diese Fassung der Harmonielehre gewährt dem Lernenden den unendlichen Vortheil, das ganze Accordwesen nicht als ein Stetiges, Ruhendes, gleichsam im Dogma Verharrendes, aufzufassen, sondern sogleich die Quelle der Bewegung und Fortschreitung, die Seele der Musik, welche die Massen belebt, mit zu erkennen. — Aus diesen Gründen (die nicht *allein* pädagogischer Natur sind) ist die eigenthümliche Behandlung der Harmonielehre in den späteren Büchern zu erklären, wo sie immer als *Accedens* des vertieften und bereicherten Lehrstoffes hinzutritt. Hieran hat Fink den Vorwurf der Unordnung oder Zerstreutheit knüpfen wollen, weil ihm noch die veraltete Didaktik im Sinne lag, nach welcher man in *Qualitäts-Cursen* jedesmal ein Ding, einen Stoff, eine Kategorie etc., für sich durchzunehmen pflegte, ohne des Zusammenhanges der Standpuncte zu gedenken; während die neuere Didaktik (nach Hegels philosophischem Vorgange) die Standpuncte, nicht die Stoffe, unterscheidend auf jeder Stufe gewissermafsen das Ganze gibt; man kann dieses *Quantitäts-Curse* nennen *). — Wir glauben uns der ausführlichen Betrach-

*) Einige der schlagendsten Beispiele setzen wir für Musiker noch hieher. Der 2/4 T. in dem Chor von J. S. Bach: *Du Hirte Israel;* das ganze Orgel-Präludium desselben in Gdur (Prelude et fugue No. 2. Peters.). — In dem Volksliede: *Gang mer nit über u. s. w.* (Allgem. M. L. S. 187 No. 197.) ist das rhythmische Grundgebäude dieses: $\underbrace{1.1.1}_{1} - \underbrace{1.1.1}_{2}$ und das Ganze wieder duplirt in: $\underbrace{3-3}_{1} - \underbrace{3-3}_{2}$. — Von entschiedenem *Tripel-Rhythmus im Grofsen* kennen wir nur: „Prinz Eugen, der edle Ritter", wo je drei der räthselhaften Quintupeltacte einen Satz bilden, und nur die *zwei Theile des Ganzen* entfernt in das Urgesetz zurückstreben. Dagegen gehen die übrigen Tripelrhythmen gleichsam triolenartig immer den Gang, dafs sie sogleich den gröfseren *zweitheiligen* Gang ankündigen, wie sie auch am Ende dahin zurückzukehren pflegen. — Dies Gesetz hat *Böckh* als Grundgesetz der Metrik richtig erkannt, aber daraus unrichtig das Dogma abgeleitet, dafs *alle Tripelrhythmen* (Trochäus u. s. w.) *irrational* seien — wovon die neuere Musik das Gegentheil lehrt.

*) Nach der geistvollen Auffassung *Mager's* in der Pädagog. Revue 1842, Band 5, S. 551. Die ältere Grammatik unterschied so qualitativ zwischen den Aufgaben des Kindes- und Jünglingsalters, dafs jenes zumeist Wortlehre, dieses mehr Syntax lernen müsse; seit Becker und Kühner ist der Versuch gemacht, jedem Alter seiner Stufe gemäfs den ganzen Umfang der Sprache zu geben.

Digitized by Google

tung der harmonischen Lehre überheben zu können, da diese mehr dem Kenner und Techniker, als dem Gebildeten überhaupt Interesse gewähren kann, und begnügen uns, einige bedeutendere Puncte hervorzuheben. — Die Lehre von dem *zweistimmigen* Satze (1. Buch 2. Abth.) ist als versuchsweiser Eingang und Uebergang von dem melodischen zum harmonischen Principe gestellt; es entwickeln sich daraus neue harmonische Motive; angeknüpft wird das tiefsinnige Gesetz der *organischen Richtung von Vorder- und Nachsatz:* wie jener von der Tonica aufwärts, dieser von der Dominante abwärts seinen normalen Gang nehme; ein geniales Aperçu, das ungeachtet seiner abstracten Nüchternheit die Kraft besitzt, jenes Unendliche, das wir suchen, annähernd zu berühren. Aehnlich einfach und wirksam zugleich ist das abstracte Schema der Grundform aller Entwickelung in: „Ruhe, Bewegung, Ruhe" (C. L. 1. S. 58.), worin die Grundzüge aller gröfseren Gebilde im Abrifs erscheinen. — Ungeachtet dieser besonderen Vorzüge scheint uns jedoch dieser Fortschritt vom einstimmigen Satze zum zweistimmigen, von da durch den — wie zufällig — doppelzweistimmigen zum *vierstimmigen Satze* unorganisch und lückenhaft, was der Verf. mit den Worten eingesteht: „wir *wollen* mit dem vierstimmigen Satz beginnen; *wichtigere Gründe* werden sich aus der Sache selbst ergeben" (1, 68.). — Diesen Hauptfortschritt durch einen *Versuch* zu machen, ist mifslich. Warum konnte nicht hier sogleich an dem leichtesten Beispiele, ebenfalls der Urharmonie entnommen, aus dem Begriffe der *Vollstimmigkeit* die *innere Nothwendigkeit* des vierstimmigen Satzes nachgewiesen werden? Hier wird nur das organische Gesetz der Accordbildung, die *terzenweise Verbindung* der Töne, deutlich deducirt (auch diese Lehre ist neu und wissenschaftlich: Beides möchte F.'s Polemik allen M.'schen Leistungen absprechen!) — warum konnte nicht sogleich die Betrachtung des vierstimmigen Satzes von S. 273 hieher gestellt werden? — Die *fehlerhaften Parallelen* von Quinten und Octaven, hier zuerst flüchtiger berührt und ihr Verbot als Dogma aufgestellt, finden erst später bei der „*Enfaltung der Harmonie*" (1, 204. 435.) ihre Erledigung, doch wieder allein im Wege des Charakterismus (sit venia verbo), wo ebenfalls der natürlichen Empfindung und Naturschönheit ihr Recht hätte gegeben werden müssen.

Aus den langwierigen Elementarübungen in dem engen Gebiete der Tonica wird durch die Abschnitte: „Begleitung gegebener Melodien, freier Gebrauch der Accorde etc.", der Uebergang zur zweiten, der menschlich erfundenen *Molltonleiter* gemacht (1, 132.). Mit Recht ist diese so lange aufgespart worden (während die älteren Systeme dieselbe sogleich voraussetzen), bis die *Naturtonleiter Dur* durch alle Gestaltungen so weit erschöpft war, um ihr Anderes, ihren Gegensatz an dem Erfundenen zu fordern. Die *Rechtfertigung* aber, *warum* die Molltonleiter so (a. b. c. d. e. f. gis. a.) gedacht werden müsse, ist begriffsmäfsig nicht ausreichend; das, was das Tongeschlecht *thut und leidet* (1, 131. 133.), ist nicht die Deduction seines *Wesens.* Die gründliche Untersuchung aber gehört der Musikwissenschaft an, wo M. diese und ähnliche Fragen erledigen will. — Unter diese Fragen rechnen wir auch jene frühere nach der *Gränze des Commensurablen*, welche noch einmal aufs Grellste auftritt bei dem Abschnitte: „leitereigner Gang, aus Dominantgängen abgeleitet" (1, 173.). Man fragt, wie weit diese hier sogenannte Reihenfolge der Befreiungen sich in *Willkühr* (174) ergehen könne, oder bei welchem Puncte sie zur Umkehr gezwungen werde. Das Beispiel Nr. 276 (S. 175) halten wir für etwas ungeheuerlich: vielleicht steht eben dieses an der Gränze des Commensurablen, womit wir keineswegs nur die sinnliche Lust bezeichnen wollen. — Eben dahin gehört auch die unerledigte Frage: was ein *selbständiger Accord* sei? M. hat nämlich mit Recht die zahllosen *Namen neuer Accorde* auf den übermäfsigen Dreiklang beschränkt, da es nur unnöthige Belästigung ist, „jeder *flüchtigen* Accordgestalt einen besonderen breiten Namen aufzuheften" (1, 236.). Die Bezeichnung einiger solcher als „*Mischaccorde*" ist die einfachste Auskunft, und ein Riegel wider die abenteuerliche Namenwuth älterer Terminologen, die hier ganze Speicher von Spinngeweben aufgehäuft haben (vergl. Alte M. L. 93. 106. 126.).

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 78.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1843.

A. B. Marx: die Lehre von der musikalischen Composition, praktisch-theoretisch.

(Fortsetzung.)

Aber demnach ist auch der übermäfsige Dreiklang nur ein Durchgang, nicht ein selbständiger Accord. Kommt auf den Namen gar nichts an, so schwankt die Terminologie, die Handhabe des Begriffs; im entgegengesetzten Falle aber bleibt die Frage nach der *Selbständigkeit* der Accorde entweder unerledigt, oder wir werden in den alten Streit über Con- und Dissonanzen zurückgeworfen, oder — es bedarf einer strengeren Trennung zwischen Vorhalt und Accord. — Ferner haben wir in der Lehre von der „*mehrseitigen Modulation*" (1, 178) die *Erklärung der chromatischen Tonfolge* vermifst. Diese wird, nebst ihrer Consequenz, der *Enharmonie*, durch das ganze Werk hindurch stillschweigend vorausgesetzt, und hätte der Rechtfertigung so gut wie die Molltonleiter bedurft; so auch die freien Tonleitern, die man mit den Kirchentonarten vergleichen könnte, z. B. die aus Don Juan (1, 421) und aus *Beethoven's* Sonate op. 111. — Für dieses ganze geheimnifsreiche Gebiet der Enharmonie und chromatischen Tonleiter genügt nicht die Angabe, dafs sie *bei gleicher Tonhöhe verschiedene Namen* führen *). Dies ist das Unwesentliche, da ein *Unterschied der Vierteltöne nicht* blofs imaginär zu Grunde liegt, sondern sich mit Violinen und Singstimmen darstellen lässt, ja auch *in Wirklichkeit* oft erscheint, wenn im Orchester die Geigen plötzlich enharmonisch umschlagen: ein Theil der mährchenhaften Wirkung ist wohl diesem unbewufsten, doch mächtig mahnenden Gefühle zuzuschreiben, welches im Stillen erkennt, dafs zwei fremde Töne Eins werden. Die Singstimmen schwanken selbst bei geübten Sängern in Viertel- und Achteltöne hinein, indem sie den Zwiespalt des Bewufstseins empfinden; die Geigen stehen, auch bei reiner Stimmung und Spiel, mit den Blasinstrumenten in einem gewissen Widerspruch, der die Wirkung der Enharmonie verstärkt. Das E ist als Dominante zu A von der Mediante zu C und der kleinen Secunde zu Es wesentlich verschieden; die Temperatur mildert diese Unterschiede, hebt sie nicht auf: ein gut temperirtes Clavier steht in diesem Falle dem Orchester gegenüber im Nachtheil, da dieses die Urverhältnisse unwillkührlich reiner wiedergibt. — Wenn auch diese verwickelten Fragen nicht geradezu der Kunstlehre angehören, so ist doch der Unterschied zwischen Dis und Es nicht allein als „*bequemere Orthographie*" (1, 180) zu betrachten, da durch die *Gleichgültigkeit* der Schreibung die *Verhältnisse der Intervalle* verwirrt, und manchmal gar zwei *diatonisch verschiedene* Töne durch *dieselbe* Tonstufe bezeichnet würden, als C — Cis in Cisdur u. s. w. — Auch die chromatische Tonleiter, als Erfindung menschlicher Willkühr (wenn man sie den alten Kirchentonarten oder unserer diatonischen Durtonleiter vergleicht), die schon im Auf- und Absteigen *nicht blofs conventionell-orthographisch* enharmonischen Wechsel zeigt, nimmt an der räthselhaften Dunkelheit der Enharmonie Theil. Die Lösung dieser schwierigen Fragen in der Musikwissenschaft wird auf acustischem Wege darthun müssen, wie hier die ursprünglichsten Verhältnisse auf wahrhaft dämonische Weise der gesteigerten, höchsten, bewufstesten Kunststufe entgegen kommen, um ihr zu dienen. — Gewissermafsen nehmen *alle mehrseitigen Modulationen* an den Gesetzen der Enharmonie Theil. Jenes geisterhafte E des Comthurs im Don Juan, welches durch Leporello's erschrockenes C aus der Tonica zur Mediante umschlägt, ist dadurch aus seiner Stelle gerückt und gänzlich ein

*) Die C. L. verweist (1, 154) wegen des Weiteren auf die Allgem. M. L., diese aber (S. 32) deutet wegen der *Begründung der Doppelbenennungen* wieder zurück auf Comp. L. und Musikwissenschaft.

Digitized by Google

Anderes geworden auf enharmonische Weise; und so unzählige Beispiele vorzüglich aus Bach und Beethoven.

Eins der gediegensten Capitel ist die Lehre von der „allgemeinen Constructionsordnung" und die „Modulationsordnung für grössere Compositionen" (1, 185. 194); hier bestätigt sich die denkende Kunstlehre in der Entdeckung wahrhaft künstlerischer Gesetze um so verdienstlicher, da sie auch hier ohne Vorgänger war. An die einfache Zweitheiligkeit knüpft sich die Vier-, Drei- und Mehrtheiligkeit, sodann die *Befreiung der Modulation* durch Trugschluſs und sprungweise Modulation. Diese letzte Weise, das Naturband der Harmonien völlig zu zerreiſsen, ist von den älteren Harmonikern entweder stillschweigend übergangen, oder als auſserordentliche Concession dem wunderlichen sogenannten *freien Style* anheimgegeben. Was es mit letzterem auf sich habe, hat M. an verschiedenen Stellen (1, 433 u. a.) gezeigt: es muſs eben jedes Kunstwerk frei sein in der Idee an sich, gebunden in der formellen Darstellung der Besonderung der Idee. — Die Lehre von Accordverschränkung, Durchgang und Vorhalt ist durch den Ausgangspunkt vom melodischen Principe heller geworden, geistiger und durchsichtiger, als es die früheren Theorien irgendwo gegeben haben. Nur bei einigen Beispielen (1, 460 No. $\frac{5}{543}$ u. a.) bleibt die Frage übrig, ob hier nicht Vorhalt und Anticipation gemischt auftreten, und so diese Gegensätze in einander zu verrinnen anfangen. Freilich, daſs *Alles* zu erklären, auszusprechen, in das Gebiet der Reflexion zu ziehen weder nothwendig noch ersprieſslich sei, wird noch einmal ausdrücklich eingestanden bei einer scharfsinnigen Erörterung über Beethoven (1, 449 Beeth. op. 101). Ueberhaupt aber ist uns (im Anhange N. S. 448 – 460) mitten in dem Reichthum der geistvollsten kritischen Exegesen doch nur zu oft die Armuth des Wortes neben dem unendlichen Reichthume wahrhafter Kunstwerke entgegen getreten; so z. B. S. 454 fg., wo zwar *diese einzelnen* Freiheiten, die sich Bach und Beethoven im bestimmten Falle genommen, vollkommen gerechtfertigt, d. h. aus der Idee, so weit es möglich, deducirt worden sind, doch sogleich mit dem Geständniſs, daſs dies individuell, nicht gesetzlich sei, besonders bei No. $\frac{20}{343}$ und $\frac{21}{343}$, wo es heiſst: „Die Oberstimme widerspricht der zweiten, aber *eben in diesem* „*Widerspruch* liegt der Reiz des Satzes". Dies klingt wie ein idem per idem. Wenn man weiter reflectiren will, so wird sich fragen — was bei Instrumentalien meist unlösbar wäre — woher denn dies Bedürfniſs; was will der ganze Satz; warum muſs ihn der Widerspruch würzen; warum ist hier reizend, was anderswo unerträglich? Solche Fragen des reflectirenden Verstandes werden durch alle Kritik unwiderstehlich erregt, und zeigen auſs Schlagendste, daſs zwischen, neben und durch alle Wissenschaft hindurchwehend das *Unsägliche* waltet. — Zur *Durchgangslehre* (1, 223) ist hinzuzufügen, daſs die Anwendung des melodischen Princips zwar an sich richtig, aber nicht auf *nothwendige* Weise zum Ausgangspunkt gemacht ist durch die (versuchsweise hingestellte) Frage: „was ist die „Terz anders als die *dritte Stufe*, die wir uns *als* „*solche vorstellen* — wie *nahe liegt es also*, diesen „Zwischenton wirklich mitzusingen"? Hiebei rufen wir frühere Bedenken zurück. Die Terz kann ja auch, chromatisch gedacht, wie bald nachher (S. 228) wirklich geschieht, als 4te oder 5te Stufe, oder dem Urphänomen gemäſs, als erste Stufe für die Vorstellung wie für die Erkenntniſs auftreten! — Auch den Terminus: „*Wechselton*" hätten wir gern den älteren Theorien überlassen, da er hier selbst als unersprieſslich bezeichnet wird (225), und in der That im *Durchgang* mitbegriffen ist. Dergleichen Unebenheiten im formellen Ausdruck bedürfen deshalb der Erinnerung, weil sonst die Weise unseres Verf. ist, so manches Entbehrliche, was wir als lästige Erbschaft der guten Alten zur Verzweiflung mit uns geschleppt haben, getrost über Bord zu werfen, um das Schiff zu erleichtern und die Fahrt zu beschleunigen. Dahin rechnen wir auch *die Aufzählungen und Gedächtniſsübungen* (1, 163. 412—425), die der *geistigen* Kunstlehre entbehrlich sind.

Das zweite Buch handelt von der *Begleitung gegebener Melodien*. Zweierlei vornehmlich lassen künstlerische Behandlung zu und fordern sie: Chorale und weltliche Volksmelodien. Beiderlei Melodien haben einen *typischen Charakter*, welcher sie dem hier gewollten Zwecke, an ihnen zuerst die freie Kunstschöpfung zu üben, vorzüglich dienstbar macht, da die Wahl und Erfindung des reinen Stoffes ab ovo erst einer gereifteren Stufe zuzumuthen ist. Die alten Chorale waren ursprünglich — oder lediglich — *weltliche* Melodien; daher dürfte der treffende Ausdruck: „*typische Bedeutung*" (S. 257) auch auf diese letzteren auszudehnen sein. — Die ganze Abhandlung über die

Digitized by Google

Chorale in den *Kirchentonarten* (S. 305 fg.) ist höchst gediegen und ausgezeichnet zu nennen; beachtungswerth ist der aufserordentliche Fleifs, der besonders hier dem *harmonischen* Gesichtspuncte *) zugewandt ist. In der Charakteristik der einzelnen Tonarten erkennen wir den ächten Geist ästhetischer Kritik, der dunklen Ahnungen Worte zu geben weifs, und die gelehrte Ausbeute ohne Schwerfälligkeit und Befangenheit dem Leben der Gegenwart nahe zu bringen versteht. Wie viel hier zu thun war, das zeigt ein Blick auf die früheren Theoretiker. *Marpurg* (Abh. von der Fuge S. 36) fertigt die Kirchentonarten mitleidig mit den Worten ab: „wir könnten dieses Ab„schnittes überhoben sein, wenn nicht Gesänge vorhanden wären, die in denselben Tonarten gesetzt sind und „folglich danach ausgeübt werden müssen"; — als opus supererogationis fügt er den legitimis noch die toni spurii s. illegitimi hinzu, mit dem Geständnifs natürlich, dafs sie *nie gebraucht* sind, weshalb sie bei M. mit Recht fehlen. *Albrechtsberger* spricht sich noch bedauerlicher aus (Alb. Werke Th. 2. S. 7): „da man „sich aber in diesen Tonarten vor Kreuzen und Been „*sehr hüten* mufste, so kam nicht viel Sangbares her„aus u. s. w." Nur *Sulzer* hat nach dem Vorgange des braven W. C. Printz künstlerische Andeutungen *versucht*. Wie aber diese Tonarten „Ergebnisse einer „*tiefsinnigen* Auffassung des Tonwesens, Geburten ei„ner begeisterten, liedesgewaltigen Zeit sind" (Marx 1, 307), das hat unser Verf. in Lehre und Beispiel dargethan, wie keiner vor ihm. Nur von der *lydischen* Tonart hätten wir ein reicheres Bild an einem *typischen* Gesange gewünscht, da Beethoven's wunderbar-schwärmerisches Danklied in modo lydico (Quartett op. 132) doch auch moderne Färbung hat, und er neben seiner tiefsinnigen fernen Modulation doch mehrmal geradezu in C — ionisch, also die am wenigsten charakteristische Ausweichung (Marx 1, 338) übergeht, oder auch das gefährliche H in der Melodie geflissentlich meidet. — Bei der *Erklärung des Eindruckes*, besonders der lydischen Tonart (339) ist eine Behauptung, die auch sonst öfter vorkommt, strengerer Begründung bedürftig. Es wird nämlich in Beziehung auf das Verhältnifs von Ober- und Unterdominante mehrmal die Bezeichnung: „Hinabsinken und Hinaufstreben oder „Aufschweben" in dem Sinne gebraucht, als wäre dies das nothwendige und organische Verhältnifs, z. B. die Modulation von Cdur nach Fdur wäre an sich und eo ipso eine hinabsinkende. Dies ist allerdings die *gewöhnliche* Stimmlage bei einfachster Modulation, dafs der Gang zur Unterdominante ein sinkender ist, wie umgekehrt die Stimmen auf dem Wege zur Oberdominante *meist* hinaufgehen. Da aber auch der umgekehrte Fall möglich und gar nicht selten ist, dafs bei der Modulation aus der Tonica in die Oberdominante *alle Stimmen abwärts gehen* und umgekehrt: so mufs jener Ausdruck M.'s in weiterem, weniger plastischem Sinne gefafst werden; damit dieser nicht *esoterisch* bleibe, bedurfte es für das Lehrbuch einer kurzen Erinnerung; die Musikwissenschaft hätte dann diese Auffassung, dafs die Unterdominante *an sich* den Ausdruck des Tieferen, Schattigen habe, gegenüber der hellen verklärenden Oberdominante (1, 321), aus acustischen Gesetzen zu rechtfertigen. Ob das Geheimnifs der Tonseele, der Wirksamkeit höherer und tieferer Töne, des Charakters der Tonarten, der Gesetze der Enharmonie und Temperatur jemals völlig in logische Formeln wird gefafst werden können, lassen wir dahin gestellt; der Verf. selbst gesteht, dafs der Grund dieser Erscheinungen noch nicht aufgedeckt sei (1, 344).

Die bisher behandelten Aufgaben gehören der Elementarlehre und den untersten Stufen künstlerischer Gestaltung an; das concrete künstlerische Leben entfaltet seine Schwingen in der Lehre von der *freien Composition*, dem Inhalte des zweiten Theiles, der sich zur besonderen Aufgabe stellt, die *freie Schönheit* an der Erfindung eigner Gebilde *ohne bestimmten Zweck* zu lehren; dieses Concreteste aber, die besondere, zweckmäfsige Kunstgestalt auf ihren eigenen Boden hinzustellen, wird den Inhalt des dritten noch nicht erschienenen Theiles der C. L. bilden. — Der zweite Theil hat, wenige Abschnitte ausgenommen, einen noch strenger geschlossenen Entwickelungsgang als der erste. Die *Nothwendigkeit* seines Ganges offenbart sich unzweideutig darin, dafs hier (wie in Hegel's Aesthetik) Geschichte und Wissenschaft unzerreifslich verflochten sind und ihre Versöhnung sich in der völligen Einheit von zeitlicher und idealer Folge bethätigt. Die

*) Dessen Mangel Fink wiederholt, doch ohne Grund beklagt. Nur freilich ist die Harmonie hier nicht, wie bei Türk, Naumann, Dehn und Fink, als ein dogmatisches Aggregat aufgewickelt, sondern immerfort an dem melodischen und ideellen Principe entwickelt, wie vorhin schon bemerkt.

Digitized by Google

Nacheinanderfolge von Choral, Figuration und Fuge ist zugleich die historische und die philosophische: in jedem späteren Kunstgebiete ist das frühere enthalten, und die Geschichte zeigt, wie dieser Gang von dem heil. Ambrosius bis heute wirklich genommen ist. Hierauf beruht die Vernunft, die *Nothwendigkeit der Formenlehre* (2, 6), deren innerer Zusammenhang eine durchdringende, *alle* Formen umfassende Kenntnifs fördert, ohne welche auch dem Begabtesten die Vollendung versagt ist. Die Formenlehre ist die idealisirte Geschichte der Kunst; zugleich aber enthält sie in sich den Drang, über sich selbst hinauszugehen: so ergeben sich *Mischformen* neben und aus den Hauptformen (2, 4—5). Diese ganze Lehre des zweiten Theiles ist nicht blofs den Kunstjüngern, sondern auch jedem Anderen zu empfehlen, der ein mehr als populäres Bewufstsein von dem *Sinn der Kunstgestalten* (vgl. hierüber dies Cap. in der Allgem. M. L.) sich aneignen möchte.

Das erste Buch der freien Composition behandelt die periodischen Formen: Lied und Choralfiguration. Hier erweisen sich die Kategorien der Elementarlehre: Gang, Satz, Periode, Motiv u. s. w. in erhöhter Weise thätig, indem was dort nur in allgemeinen Umrissen gegeben war, hier auf die individuell belebte *schöne* Gestalt angewandt wird. Der Begriff des *Liedes* ist, kraft wissenschaftlicher Machtvollkommenheit, wie es auch in anderen Disciplinen üblich und recht ist, auf eine bestimmte Schranke zurück gebracht, welche zwar der gemeine Sprachgebrauch nicht sogleich anerkennen wird, die Vernunft der Sache aber und das System in sich rechtfertigt. Jeder *periodisch geformte* (aus Vorder- und Nachsatz bestehende) Tonsatz heifst demnach ein Lied (2, 19). Hieraus entwickelt sich die freiere Periodenform (47—54) aus der Zweitheiligkeit die Mehrtheiligkeit erzeugend (40—53). Die weiteren Combinationen der Acht- und Zehntheiligkeit u. s. w. beginnen den Auflösungsprocefs der einfachen Periodenform und geben den Uebergang zu den angewandten Liedformen: *Marsch und Tanz* (55—66); eine glückliche, wenn auch nicht logisch-strenge Anticipation des dritten oder angewandten Theiles der C. L.

Die Vorhalle der höchsten Kunstgestaltungen eröffnet die Lehre von den Choralfigurationen (66—156). Die Liedform, im Choral selbst noch die einfache Grundlage, geht über sich selbst hinaus, indem sie die *Homophonie* überschreitet und die früheren Begleitungsstimmen sich zu eigner Bedeutung emancipiren, um jede ihren eignen Gesang zu singen: dies ist die *Figuration.* Diese befreit und erweitert sich durch melodische und rhythmische Motive (80. 87), und ihre Form beginnt sich aufzulösen in der höheren Stufe, wo der Choralgesang (cantus firmus 100—113) selbst erschüttert, umgebogen und in die Nachahmungsform hineingeleitet wird. So heben sich aus der Figuration die neuen Kategorien der *Nachahmung* und des *Themas* hervor; indem jene Form zerfällt, gebiert sie ihre Elemente als eigene Gestalten wieder. Der Satz (oder das Thema) ruft den Gegensatz hervor (169. 171), und die elementaren Bedingungen der *Fuge* sind einerseits erfüllt. — Die bewegliche, freie, dem Gränzenlosen hingewandte Seite der Fuge ist in dem gangartigen Schweifen, Fliehen und Finden der Nachahmungsform ausgesprochen, die andere Seite, den festen einheitlichen Abschlufs bringt das stetige Element des Thema's, d. h. eines in sich geschlossenen Satzes, welcher Hauptinhalt aller Stimmen wird. — Schon diese dürftige Skizze eines unendlich reichhaltigen Abschnittes gibt eine Ahnung seiner tiefen Fülle, und auch hier sind wesentliche Lehrsätze ohne Vorgang eines älteren Musters: so vor allen die *Nachahmung*, welche sonst in transitu abgemacht und als selbstverständlich nur *genannt* wurde.

Hiemit sind wir auf die Höhe des Systems gelangt; den tiefsten Kern aller Musik und der deutschen insbesondere bildet die *Fuge.* Einer anderen Stelle mufs es vorbehalten bleiben, diese Kunstform, in welcher Gebundenheit und Freiheit auf wunderbare Weise sich durchdringen, der universellen Aesthetik gegenüber, von dem sonderbaren Vorwurfe zu retten, den ihr Hegel (Aesth. 3, 136) macht, als wären ihre Ausführungen etwa dem Verständnisse überflüssig *).

*) Eine ausführliche Betrachtung des Rec. über Hegel's Philosophie der Musik S. in Schumann's N. Musikal. Zeitung. Sommer 1842. (17ter Band).

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 79.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1843.

A. B. Marx: Die Lehre von der musikalischen Composition, praktisch-theoretisch.

(Schluſs.)

Hier genüge das Wort unseres Vfs.: „die Fuge ist „diejenige Form, welche — unser Denken und Dichten „über den Kreis unseres engen Ich erhebt. In der Fuge „sprechen nicht die Particularitäten des Subjectes, und „mein Empfinden und Vorstellen kommt nicht dahinein" (2, 322). Das aus dem Keim entwickeln, aus einem einheitvollen Lebenspuncte ein mannigfaltiges Ganzes bilden, was in allen Künsten das ideale Princip ausmacht: das kommt in der Fuge zur Anschauung wie in keinem Kunstwerk und in keiner Kunst sonst. Alle früheren Kunststufen scheinen diesem einzigen Gipfel zuzustreben, in dem die Tonkunst sich selbst feiert und vollendet. Auf dieser Höhe wissen wir, was wir an den gefundenen Kategorien haben, und so erfüllt sich hier der Gang des Lehrbuches, die Anforderungen der Kunst, Geschichte und Wissenschaft, so weit dies möglich, vereinigt zu erfüllen. Melodie, Harmonie und Rhythmus sind in der Fuge unzertrennlich eins, und doch so frei und selbständig, wie im Kunstwerke überhaupt ein Glied zum Ganzen sein kann. Alle Elemente der Kunstgestaltung münden aus in dieses Meer, welches ebenfalls auch die vereinzelten Selbständigkeiten des Liedes, der Nachahmung, der Figuration in sich aufnimmt. Wem die Frage um den *Geist der Musik* noch Sorge macht, der wende sich an die höchste Form: wobei denn freilich die Gewöhnung, der praktische und technische Ernst durchaus in Anspruch genommen werden muſs, ohne den weder diese noch irgend eine Kunst zu begreifen ist. — Uebrigens ist in diesem Gebiete dem Verf. am meisten vorgearbeitet worden; doch sind auch hier theils die älteren Kategorien auf's Neue durchforscht und eigenthümlich angewandt (S. die Abschnitte von dem Thema, Gegenthema, Zwischensatz u. s. w.), theils wichtige neue Theoreme hinzugekommen. Von letzteren ist das Bedeutendste: die *Erfindung des Fugenthema's* (2, 222 fg.), wo es dem gebildeten Bewuſstsein wunderbar gelungen ist, ein Verborgen-Unsägliches, um das die alte Lehre hinwegging, möglichst in die Helle des Bewuſstseins emporzuheben. — Nur wenige Fragen sind uns in diesem sonst gelungensten Theile der C. L. übrig geblieben. Zuerst ist in der Anordnung des 4. Buches die Stellung der 2. 3. 4. Abtheilung nicht so einleuchtend, die Nothwendigkeit *dieser* Folge nicht so durchsichtig, wie wir an diesem Wendepunct erwarteten. Denn die „Vorbereitungen auf die Fugenform" (2, 206 Buch 4. Abth. 2.) sind selbst schon eigentliche Fugenarbeit; und die „untergeordneten Fugenformen" (287 Abth. 3.) hätten folgerichtig *nach* der vollendeten Fugenlehre ihre Stelle gehabt, wie z. B. die *Mischformen* ihre Stelle richtig *nach* dem Choral bekommen. — Ferner rinnen auch in der späteren Lehre von den abgeleiteten contrapunctischen Formen oft die Gränzen in einander; so kann man bei mancher sogenannten Doppelfuge (z. B. 2, 475) fragen: finden sich hier *zwei Themen?* Wie ist Thema und Gegenthema der einfachen Fuge unterschieden von dem Doppelthema der Doppelfuge? Nur durch die gröſsere und geringere Bedeutung jedes Satzes für sich; also beruht die Entscheidung oft auf subjectivem Ermessen, wie M. eingestehen muſs (2, 444), und der Unterschied ist in der Einleitung dazu (434) nicht scharf hingestellt. Von wesentlicher Bedeutung ist aber die Idee der Doppelfuge nur bei doppelchörigen, also mindestens sechsstimmigen Fugen, da in der zweistimmigen (475) die Kategorien von einfachem Thema und Gegensatz ausreichen.

Es lassen sich noch manche Ausstellungen am Einzelnen machen, die den Werth des Ganzen (als Systems) doch nicht beeinträchtigen, auſser wo die pädagogische Tendenz durch Unklarheit getrübt wird,

Digitized by Google

oder das System durch Voraussetzungen. Beiden Uebelständen wird der Verf. abhelfen, sobald von der Comp. L. die Fortsetzung und Ueberarbeitung zu einer neuen Ausgabe vollendet und die versprochene Musikwissenschaft fertig sein wird. Für das *Lehrbuch* wird dann in der Folge die wichtigste Verbesserung sein, die doppelte Tendenz zu tilgen, welche den bisherigen zwei Ausgaben geschadet und die Polemik mit herausgefordert hat: es wird nämlich dann die gemischte Darstellung vermieden werden können, die aus der Aufgabe entsteht, *zugleich* für Schüler und Gelehrte (oder gereiftere Selbststudirende) zu schreiben; und die störende Nebeneinanderstellung von pädagogischen Paränesen und polemischen Seitenblicken, die immer Einem von beiden Lesern überflüssig ist, wird verschwinden. Die Musikwissenschaft aber hat die gröfsere Aufgabe vor sich, jene an sich richtigen aus dem Geist der Tonkunst abgeleiteten Theoreme in den Brennpunct einer Theorie zu sammeln, auf deren baldiges Erscheinen die musikalische Welt höchst gespannt ist, da nur wer solche Vorarbeiten gemacht hat, die Hauptarbeit vollziehen kann: die Logik der Musik zu jener Propädeutik zu liefern. Was auch die Feinde dagegen sagen: der Weg ist gebahnt, die Musik aus dem Geiste zu deduciren. Wo er selbst die Bahn verlassen oder minder strenge auf ihr gewandelt, das wird der geistvolle Verf. selbst bei der nächsten Ueberarbeitung vergüten, und es bedarf dann nicht wieder einer leidenschaftlich polemischen Schutzschrift, womit er sich leider in den Augen der Welt geschadet hat. Doch auch diese Schrift ist, wenn man, selbst unbefangen, über den Ton und die Haltung derselben wegsieht, von bedeutendem Inhalt und Jedem zu empfehlen, der sich über den gegenwärtigen Zustand der Musikwissenschaft belehren will. Dafs sie nicht inhaltsleer sei, zeigt auch der Zorn der Gegenpartei, die sich nicht blofs *persönlich* angegriffen fühlte. — Ein ganzes, in sich zusammenhängendes System der Kunstlehre hat der Musik bisjetzt gefehlt; Marx hat versucht, ein solches zu gründen, ein fruchtbares Princip hingestellt, und wenn auch nicht gründlich bewiesen, doch glücklich angewandt, und dazu, was die älteren speciellen Disciplinen Erspriefsliches geleistet, bis in die Einzelheiten der spinosesten Technik in seine Lehre verwebt, so dafs sie einen abgeschlossenen Kreis bildet. Bis nun die Gegner ein ähnliches *ganzes* System werden dargestellt haben, können sie ihm den Ruhm nicht entreifsen, die Erkenntnifs des geistigen Gehaltes der Tonkunst gefördert und die wissenschaftliche Lehre begründet zu haben, wenn auch zur Vollendung derselben noch mancher schwere Schritt gethan werden mufs. Jedenfalls ist zu dem: „an ihren Früchten sollt „ihr sie erkennen", der Zeitpunct noch nicht gekommen, da man nicht von der Lehre, die kaum 5—8 Jahre erschienen ist, sogleich behaupten kann, ob sie einen weltbewegenden Künstler bilden werde.

Dr. Eduard Krüger, in Emden.

XL.

Einleitung in die Mythologie auf dem Standpuncte der Naturwissenschaft von J. S. C. Schweigger, Doctor der Medicin und Philosophie und Professor der Physik und Chemie auf der Universität zu Halle. — Ein Anhang zu der in den Jahren 1824—1828 erschienenen Zeitschrift des Vereins für Verbreitung von Naturkenntnifs und höherer Wahrheit. Halle, 1836. bei Eduard Anton.

Auch in der, unter obigem Titel erschienenen Schrift, verfolgt der Hr. Prof. Schweigger ruhig die in Rücksicht auf Mythenerklärung schon früher von ihm betretene Bahn, und läfst sich durch den Mangel an Theilnahme des Publicums für seine Bestrebungen nicht irre machen. Für sehr zweifelhaft mufs es jedoch geachtet werden, ob es ihm jemals gelingen werde, eine solche Theilnahme in einem gewissen Grade zu erregen. Im Princip zwar schliefst er sich an eine, in neueren Zeiten sehr beliebt gewordene Weise der Mythendeutung an: an die stoische nämlich. Die Art indefs, wie er das Princip in Anwendung bringt, wird weder bei Philologen noch Naturforschern, weder bei Archäologen noch Philosophen Beifall finden. Was die Philologen betrifft, so werden sie schwerlich jemals auf das freundliche Anerbieten eingehen, welches ihnen (S. 134) in folgenden Worten gemacht wird: — „Wenn nun einseitige phi„lologische Forschung über Mythologie, und zwar grade „die allergelehrteste und gründlichste, zu solchen Re„sultaten führt" (wie sie Lobeck zu Tage gefördert hat), „während die Naturwissenschaft bei weitem er-

Digitized by Google

„freulichere verspricht, warum sollte nicht eine Freund-„schaft zu schliefsen sein zwischen Philologie und „Naturwissenschaft oder (wie man sich auszudrücken „pflegt) zwischen Humanismus und Realismus"? — Naturforscher und Archäologen werden beide sich sträuben, die Richtigkeit der Erklärung von Bildwerken des Alterthums, wie sie Hr. Schweigger darbietet, anzuerkennen; Philosophen werden von einer vorsündflutigen Naturwissenschaft, die in streng wissenschaftlicher Form bestanden hätte, nichts wissen wollen. Hr. Schweigger behauptet zwar (S. 14), dafs die alte Welt einstimmig von einem untergegangenen Zeitalter rede, welches durch grofse Wissenschaft, und namentlich Naturwissenschaft ausgezeichnet gewesen wäre. Die Richtigkeit dieser Behauptung wird jedoch der Philosoph nicht anerkennen, so wenig wie der Philolog. Derselben von Seiten der Philologie entgegen zu treten, dies war gerade der Hauptzweck des gelehrten und so höchst verdienstvollen Werkes von Lobeck. Von Seiten der Philosophie aber kann der Annahme einer durch Uroffenbarung dem frühesten kindlichen Menschengeschlechte zu Theil gewordenen strengen Wissenschaft keine Anerkennung gewährt werden. Behauptungen, die aus einer solchen Annahme hervorgegangen sind, und auf deren Anerkennung drangen, sind zwar nicht neu; es ist aber auch bekannt genug, welchen vielfachen Widerspruch dieselben haben erleiden müssen. Dieser Widerspruch kann hier nur wieder von Neuem eingelegt werden. Was Hr. Schweigger beigebracht hat zur neuen Begründung jener alten Behauptungen, wird Niemanden überzeugen können. Uebrigens hat er seiner Ansicht über eine dagewesene vorsündflutige Urwissenschaft eine sehr bestimmte Modification hinzugefügt. Er hält nämlich strenge an dem Gedanken fest, dafs diese Urwissenschaft nicht in der Form phantastischer Allegorie bestanden habe, sondern vielmehr in einer verständig ausgebildeten, ganz scharfe wissenschaftliche Bezeichnungen enthaltenden Bildersprache (S. 35). Solche Bezeichnungen sucht er nachzuweisen in Enträthselung allerthümlicher Kunstdarstellungen, und bemerkt dabei, dafs das Eigenthümliche seiner physikalischen Mythenerklärung darin bestehe, dafs er an eine alterthümliche Bilderwelt vorzugsweise sich anschliefse, während alle bisherigen mythologischen Erklärungsversuche vorzugsweise an die oft so widersprechenden schriftlichen Ueberlierungen sich gehalten hätten, indem man die alterthümliche Bilderwelt, wenn auch mit Beziehung darauf, doch blofs als künstlerischen Zwecken zu Liebe erfunden betrachtet habe (S. 127). Ihm gilt das alterthümliche Kunstbild, besonders inwiefern sich an demselben der Typus alter Tempelbilder ausprägt, als eine naturwissenschaftliche Hieroglyphe, deren Schlüssel in den Tiefen der Natur verborgen liegt, und deshalb wiedergefunden werden mufste, nachdem in neueren Zeiten die Naturforschung wieder zu diesen Tiefen gelangt war. Er sagt: — „Was man für eine Mythe „gehalten hat, ist der einfachste schlichteste und zu-„gleich gründlichste Ausdruck einer streng wissen-„schaftlich ausgesprochenen Naturwahrheit" (S. 119. 137). — Zwar lebt Schweigger der Ueberzeugung, dafs das wissenschaftliche Verständnifs derartiger Hieroglyphen in dem historischen Alterthum schon aus dem heidnischen Bewufstsein des Volks verschwunden gewesen sei, und dafs mit Rücksicht auf die Hieroglyphen in Beziehung auf dies Bewufstsein nur von mifsverstandenen Resten der Naturwissenschaft einer vorhistorischen untergegangenen Vorwelt die Rede sein könne (S. 357). Doch zweifelt er nicht daran, dafs in den Mysterien, und zwar in den samothrakischen, wenigstens der praktische Gebrauch der Formeln, die aus einer vorhistorischen Urzeit überliefert gewesen wären, sich erhalten hätte (S. 157). Auf die wundervollen Feuerentzündungen und auf das strahlende Licht, wovon in Beziehung auf Opfer und festliche Darstellungen mehrfach in den Schriften des Alterthums die Rede ist, weist er besonders hin, und sucht damit Döbereiners Entdeckung von den Wirkungen der Platina zur Entzündung des Knallgases in eine poetische Verbindung zu bringen (S. 111. 115. 139). Die Heiligthümer der das heilige Feuer entzündenden Vestalinnen sollen mit den samothrakischen Mysterien im engen Zusammenhang gestanden und das gemeinschaftliche Mysterium in einer Theorie des magnetoelektrischen oder elektromagnetischen Verbrennungsprocesses bestanden haben. Diese Theorie wäre in der Formel des Mythus über die Dioskuren und in dem Typus der alterthümlichen Dioskurenbilder aus der vorhistorischen Urzeit auf die historische, in Verderbtheit versunkene Zeit übergegangen (S. 108. 115. 165). Dafs bei den Schriftstellern des Alterthums nicht genügende Nachrichten über diesen ganzen historischen Entwick-

Digitized by Google

lungsprocefs sich finden, davon wird als Grund angegeben, dafs die Eingeweihten persönlicher Verpflichtungen wegen nichts hätten sagen dürfen, die Uneingeweihten aber selbst, was sie gewufst, verschwiegen hätten, aus Furcht vor Verfolgungen. Das Stillschweigen der Schriftsteller des Alterthums deutet er so nicht auf ein Nichtwissen, sondern als absichtliches Verschweigen (S. 155. 157. 159. 160). Das ganze naturwissenschaftliche Geheimnifs soll sich aber einseitig bezogen haben, auf Magnetismus, Elektricität und deren Polaritäten. Von Formeln, die sich auf Lehren der Optik bezogen hätten, wäre nichts in der aus der vorhistorischen Urzeit herstammenden mythischen Naturwissenschaft überliefert worden. Bernstein und Magnet wären vielfach Gegenstände mythischer Dichtung gewesen; nicht so auch die Luftspiegelungen, Sonnen- oder Mondfinsternisse, oder andere zur Optik gehörige Phänomene. Darin läge denn auch der Grund, dafs die Naturforscher des Alterthums an Magnet und Bernstein, als geheiligt in den Mysterien, mit ihren Experimenten sich heranzumachen, nicht gewagt während die Griechen und Römer mit Brennspiegeln und Brenngläsern zu experimentiren, sich nicht gescheut hätten (116. 149. 150. 152. 154).

Darnach besteht denn der innerste Kern der Geheimlehre, die in den samothrakischen Mysterien aufbewahrt worden wäre, und aus welcher die Mythologie ihren Schlüssel zu nehmen habe, nach Hrn. Schweigger, in der an der Formel des Dioskuren-Mythus sich ausprägenden Lehre. Diese Formel fände ihren reinsten und vollkommensten physikalischen Ausdruck in dem Typus der Dioskurenbilder, der nicht blos alle elektromagnetischen Phänomene in sich schlösse, sondern auch für alle magnetoelektrischen Phänomene eine allgemeine Formel darböte. Da es indefs der Naturwissenschaft bisher noch nicht gelungen wäre, eine solche, in jeder Hinsicht durchaus genügende Formel zu finden, und ihr Ausdruck auch in der Wortsprache unmöglich sei, so handele es sich jetzt nicht mehr von Brauchbarkeit, Bequemlichkeit und Nützlichkeit der Dioskurenbilder in der heutigen Physik, sondern vielmehr von der absoluten Nothwendigkeit dieser Formel (S. 190. 191). Der Versuch, Beweise für jene Behauptung zu geben, wird in Betrachtung mehrerer Dioskurenbilder, von denen Zeichnungen beigelegt sind, gemacht (S. 264. 265. 274. 281).

Es wird jedoch auch auf den Herakles übergegangen, der auf mehreren Bildern in Verbindung mit den Dioskuren erscheint. Die hohe Kraft des Herakles soll mit der magnetoelektrischen und der elektromagnetischen der Dioskuren in der innigsten Verwandtschaft stehen. Denn Herakles wird betrachtet „als Ausdruck für die alles durchdringende, durch keinen Widerstand zu hemmende magnetische Kraft, welche zugleich in den Tiefen der Erde und in der Sonne, alterthümlich zu reden, in der Nacht der Unterwelt und gleichzeitig in den Lichtwohnungen der Götter einheimisch war" (S. 235). „Herkules besiegt als Magnet im Mars das Eisen" (S. 239).

Nach Darlegung der Beweise aus Bildern wird gesagt: — „Wenn eine so lange Reihe von Bildern, wie die bisher dargelegte, bis ins Kleinste hinein sinnig und bedeutungsvoll ist, so braucht man wohl nicht erst zur Wahrscheinlichkeitsrechnung seine Zuflucht zu nehmen, um darzuthun, dafs es an *Wahnsinn* grenzen würde, solches von einem blinden Ungefähr, von dem Spiele des Zufalls ableiten zu wollen, oder von dem, was die Phantasie erfand im Traumzustande, im sogenannten Kindesalter der Menschheit" (S. 279). Anderswo heifst es: — „Wahrlich, es erstirbt entweder in lauter Bewunderung des Alterthums, oder artet, durch Mifsverstand dreist gemacht, in Tollkühnheit aus, der von Natur, je tiefer er innerlich, desto mehr schüchtern hervortretende poetische Sinn, welcher einfach und schlicht seinem Wesen nach blofs in solcher Umgebung gedeihen kann" (S. 300).

Nach Grundsätzen, die sich in diesen zuletzt angeführten Worten aussprechen, will denn Hr. Professor Schweigger, weniger freilich in einfacher Naturumgebung, als in seinem physikalischen Laboratorium sich bewegend, die ganze Götter- und Heroenwelt der Hellenen in ein Spiel magnetischer und elektrischer Kräfte aufgelöst wissen.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 80.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1843.

Einleitung in die Mythologie auf dem Standpuncte der Naturwissenschaft von J. S. C. Schweigger.

(Schlufs.)

Dafs die Iliade in der schönsten griechischen Zeit wirklich im mysteriösen Geiste von den Freien, die in die naturwissenschaftlichen Mysterien eingeweiht gewesen wären, aufgefafst worden sei, dies wäre leicht, wie es ihm scheint, in Kurzem darzuthun (S. 352); der Geist homerischer Poesie sei physikalischer Betrachtung so fremd nicht, als die moderne Schöngeisterei sich vorstellen möge (S. 256); Homer sei vielmehr genau bekannt und innig vertraut mit dem Dioskurenmythus in dessen mysteriösem Sinne, und bemüht, von allen Seiten ihn in diesem Sinne uns vor Augen zu stellen (S. 322. 326). Die samothrakischen Mysterien sollen es sein, „die in der Iliade gleichsam den dunklen Hintergrund eines Gemäldes bilden, auf welchem die Gestalten der Helden in so lichterem Glanze hervortreten" (S. 343). Achill wäre dioskurischen Wesens in dem Sinne, wie der Dioskurenmythus naturwissenschaftlich gedeutet wird; Helena wäre Meteorstein und selbst auch in Feuerkugelerscheinung die Pallas Athene, wie denn auch das Ei der Leda an ähnlicher feuriger Natur Theil gehabt haben soll (S. 220. 297. 305). In den Kreis dieser naturwissenschaftlichen Formeln werden auch, wie Patroklos und Achilles, Odysseus und Diomedes hineingezogen, und auch ihnen die feurige, magnetische und elektrische Natur zugeschrieben (S. 345). Die ganze Darstellung in der Stelle von den Signalfeuern zu Anfange des Agamemnon von Aeschylos soll auch nur Sinn haben, wenn man sie im Geiste der samothrakischen Mysterien auffafst (S. 323).

Von dem Allen aber haben die Unfreien, oder vielmehr die Uneingeweihten im Alterthume nichts gewufst, und selbst den Eingeweihten leuchtete in der historischen Zeit nur ein schwacher Dämmerungsschein noch aus der urgeschichtlichen Vorzeit herüber (S. 162). Dieser Behauptung zufolge klagt Schweigger diejenigen an, die die tiefe Erkenntnifs der Wahrheit in die Mysterien hineingezogen haben, wo sie, bald mifsverstanden, mitgewirkt habe zu dem verderblichen Ziele des sich in dem Besitz aller Weisheit wähnenden Hochmuths, neue Forschungen zu hemmen und den Völkern das vor ihnen aufgeschlagene göttliche Buch der Natur blofs im zweideutigen Dämmerlichte der Tradition zu zeigen (S. 162). Es ward, seiner Ueberzeugung nach, dadurch ein Zustand herbeigeführt, wie er noch heutiges Tages in Indien sich fände. Traditionelle Reste einer untergegangenen Naturwissenschaft nämlich, behauptet er, träten im mysteriösen Gewande noch jetzt in Ostindien dem Forschungsgeist entgegen. Von diesem traditionellen Mysterienwesen aber das heidnische Bewufstsein der Indier dadurch zu befreien, dafs demselben vermittelst der naturwissenschaftlichen Kenntnisse der Europäer das Verständnifs ihrer alten mysteriösen Formeln wieder eröffnet werde, dies hält er für eine der höchsten Aufgaben unserer Zeit (S. 164). Darum hat er schon im Jahre 1821 auf einen Zeitraum von 15 Jahren den im Jahre 1836 erloschenen Verein zur Verbreitung von Naturkenntnifs und höherer Wahrheit gestiftet. Von dem Standpuncte auch, von welchem er auf sein Ziel hinschaut, ist von ihm das Missionswesen vorzugsweise ins Auge gefafst worden, und zwei Hauptzwecke hat er bei Abfassung seiner Schrift besonders zu verfolgen gesucht. Dem einen zufolge wünscht er, zu erwirken, dafs die evangelische Kirche in ihrem äufseren Bestande des evangelischen Missionswesens sich officiell annehmen und

Digitized by Google

dasselbe unter ihre specielle Aufsicht und Schutz stellen möge; demnächst ist zweitens sein Zweck darauf gerichtet, die Missionäre, die sich dafür bestimmt haben, dem ostindischen Heidenthum entgegen zu wirken, zu bewegen, dasselbe in dem Sinne seines Systems näher zu erforschen, da es bei jedem ernstlich gemeinten Kampfe als erste taktische Regel gelte, dafs man seinen Gegner recht genau kennen zu lernen suche (Vorrede, S. IV. IX.).

Ganz ohne Zweifel ist es richtig, dafs die Heidenbekehrer daran gewiesen sind, in einer weit ernstlicheren Weise, als es bisher geschehen ist, das Heidenthum in seinem allgemeinen Wesen und in seinen verschiedenen volksthümlichen Formen zu erforschen. Es mufs ihnen, ihren Zwecken zufolge, sehr viel daran gelegen sein, eine klare Erkenntnifs zu gewinnen von den inneren religiösen Zuständen, wie sich dieselben im Geiste der heidnischen Völker erzeugt haben. In den mythischen Vorstellungen spricht sich die Gesinnung aus, und auf diese wollen doch die Heidenbekehrer hauptsächlich einwirken. Blofs allgemeine, dem alten oder dem neuen Testamente entnommene Vorstellungen von dem Versucher oder Widersacher, der Sünde, der Gnade und der Erlösung werden vom Standpuncte des Christenthums aus dem Heidenthume gegenüber durchgreifend nicht genügen. Es liegt bei dem Bekehrungsgeschäft vielmehr ein Bedürfnifs vor, in dem Bewufstsein des Heiden bestimmtere Anknüpfungspuncte zu finden, um es zu bearbeiten und in demselben einen für die Saat des Christenthums fruchtbaren Boden zu bilden. Dabei wird indefs jede falsche Auffassung des Begriffes vom Mythos mehr Nachtheil als Vortheil bringen. Kämen die Missionäre, anstatt mit dem neuen Testamente, mit dem Döbereiner'schen Apparate nach Indien, sie würden gewifs sehr wenig ausrichten. Vielleicht würde dieser oder jener heidnische Hindu sich einen Mythus über das aus der Platina erzeugte Feuer bilden, und diesen Mythus an die ihm schon bekannte Vorstellung von Siwas anschliefsen; dem Missionär aber würde es, wenn er auch noch fernere magnetische, elektrische oder galvanische Apparate zu Hülfe nähme, sicher unmöglich sein, dem indischen Heiden die Ueberzeugung einzuflöfsen, dafs, was vermittelst der Experimente ihm vorgemacht werde, in irgend einer unmitterbar näheren Beziehung zu seinen religiösen Vorstellungen stehe.

Der ganze Irrthum der Mythenerklärung seit der Zeit, seitdem man überhaupt mit der Deutung sich beschäftigt hat, liegt indefs darin, dafs man den Inhalt der Mythen in abstracter Weise auf Gegenstände hat beziehen wollen, die dem an sie in religiösem Glauben gebundenen Subject in dem Verhältnisse eines äufseren Gegensatzes gegenüberstehend gedacht werden müfsten. An diesem Irrthum, an welchem schon Aristoteles bei seiner Deutung der Mythen auf die Gestirne, die Stoiker bei ihrer Deutung auf die Naturkräfte, Euhemeros bei seiner Deutung auf Menschen der Vorwelt, Natalis Comes, Bannier, Heyne und Creutzer gelitten haben, leidet auch Hr. Professor Schweigger. Wahrhaft zu deuten sind aber die mythischen Vorstellungen nur in der allerinnigsten geistigen Beziehung zu dem gläubigen Subjecte, welches in ihnen seine religiösen Empfindungen in Vergegenwärtigung anschaut. Die Mythen sind geistige Formen, in welchen der Geist sich Bilder schafft, um vor sich selbst im Bewufstsein sich das zu vergegenwärtigen, was durch innere Seelenanregungen und im Verkehr mit der Aufsenwelt, durch Eindrücke aus derselben, empfunden, erfahren und belebt ist. Dies Alles fällt in die Kreise der Subjectivität, und darf aus diesen nicht herausgerissen werden. Die mythische Vorstellungsweise schliefst sich freilich an Formen an, die dem Bereiche der Sinnlichkeit entnommen sind, aber der Inhalt ist geistiger Wesentlichkeit, nur nicht in abstracter Gedankenform, nicht in der rationalen Form strenger verständiger Wissenschaftlichkeit. Auf einen aufserhalb des betrachtenden Subjects belegenen, in wissenschaftlichem Sinne objectiv zu erkennenden Gegenstand bezieht sich der Inhalt auch gar nicht. Auf die Gesinnung vielmehr ist dieser Inhalt zurückzubeziehen, und das Religiöse ist im mythischen Bewufstsein dermafsen als das Vorherrschende zu achten, dafs von eigentlicher Wissenschaftlichkeit dabei gar die Rede nicht sein kann. Der über sein Bestreben klar gewordene Mythendeuter kann sich daher nur den Zweck vorstellen, in der Erklärung der verschiedenen Mythenkreise die Erkenntnifs zu gewinnen von den Zuständen religiöser Gesinnung unter den verschiedenen heidnischen Völkern, die in ihrem Bewufstsein jene Mythenkreise geschaffen haben. Auf ethische Momente kommt es bei Erklärung der Mythen an und nicht auf scientifische.

Digitized by Google

Zwar ist das Heidenthum an die Natur, an die Gegenständlichkeit verloren, und in demselben befangen schafft sich der Geist Vorstellungen von den Bewegungen in dem Leben des Weltalls; allein dies geschieht immer nur in der allerengsten und innigsten Beziehung zu religiösen Empfindungen, und was das mythische Bewufstsein an Naturanschauung in sich erschafft, diesem kann keine Bedeutung auf eine in strenger Form bestehende Naturwissenschaft gegeben werden, sondern gewinnt nur seine Bedeutung in Beziehung auf die religiösen Momente, die sich in der Art und Weise der subjectiven Auffassung des Lebens der Natur aussprechen.

Das Bewufstsein eines heidnischen Volks kann mehr an die Natur verloren sein, wie das eines anderen. So ist zum Beispiel dies unläugbar der Fall in Rücksicht auf das Verhältnifs des Aegyptischen und Indischen zum Hellenischen und Scandinavischen. Immer jedoch bleibt die religiös-ethische Auffassungsweise die Hauptsache, auf welche der Mythenerklärer seinen Blick richten, und vor welcher das naturwissenschaftliche Moment zurückgesetzt werden mufs. Ganz besonders aber ist dies der Fall in Rücksicht auf die griechische Mythologie. Denn wie sehr auch das Bewufstsein des Hellenen an die Natur verfallen war, in seinem innersten Mittelpuncte bewegte es sich dennoch *in ethischen* Momenten in einer Weise, wie mit Ausnahme des heidnischen Bewufstseins der germanischen *Völker*, das keines anderen heidnischen Volks. Um so betrübender ist, das Bestreben anzusehen, nach welchem die herrlichsten ethischen Ideen aus den Kreisen mythischer Dichtung der Griechen in ein Anderes sollen verkehrt und in die Kreise magnetischer oder *elektrischer* Bewegungen hinabgezogen werden. Die in dem Mythus von den Dioskuren besungene, in der Sage von Achilles und Patroklos verherrlichte Idee der Heldenfreundschaft soll aufgelöst werden in die *Vorstellung* von der Polarität des Magnetismus und der *Elektricität*. Die hohe Kraft des Herakles, des hellenischen Urbildes zur Göttlichkeit sich erhebender *menschlicher* Heldenhaftigkeit will man an den Stein geknüpft wissen, der das Eisen anzieht. Achill aber, an dessen *Leben* und Tod das Schicksal Trojas geknüpft war, und damit die in höherer weltgeschichtlicher Bedeutung sich entfaltende Entwicklung des Kampfes zwischen Asien und Europa, soll gedeutet werden als der Entzündungsstoff eines grofsen Verbrennungsprocesses.

Er war indefs das Urbild des hellenischen Jünglings. In ihm ist der erste Tod gefeiert, den jeder erleidet, der aus dem stillen patriarchalischen Familienleben herauszieht in den weltgeschichtlichen Kampf. Nicht seine Kriegsthaten sind das, worin die sittliche Verklärung seines Wesens beruht; es ist vielmehr die sittliche Haltung einer freien und in sich selbst befriedigten Persönlichkeit. Wohl brach seine Kraft, wo gerechter Unwille ihn erfafst hatte, in Zorn aus; den Göttern jedoch blieb er gehorsam in frommer Scheu. Zärtlich gegen Mutter, Freunde, Geliebte, selbst den Priamos milde und freundlich empfangend, wufste er zugleich die Freuden eines stillen friedlichen Lebens im Schoofse der Heimath zu würdigen; doch unendlichem Nachruhme sich opfernd, gab er in Todesverachtung mit Freiheit dem Schicksale sich hin. Das an seinen Tod geknüpfte Schicksal ist es, worin wesentlich das Heroische in ihm beruht. In seiner Gestalt stellt sich der Held einer früheren patriarchalischen Zeit dar, der im Auszuge in die weite Welt, bei dem Erwachen höherer weltgeschichtlicher Kämpfe, mit dem in dem Schoofse der Heimath geführten stillen Friedensleben zugleich ersterben mufs. So hat ihn Homer aufgefafst, und stellt ihn dar in der Bewegung des Gegensatzes zwischen einem friedlichen patriarchalischen Leben und einem heroischen Kämpferleben, in welchem er dem Tode geweiht war. Nach seinem und nach Troja's Falle mufste in den Stürmen und Kämpfen des Lebens Odysseus die Kraft des hellenischen Menschen siegreich in schlauer Besonnenheit bewähren. Diesem Manne waren mit Recht in dem auf das Zeitalter Achill's folgenden Zeitalter die Waffen des Jünglings zu Theil geworden. In Beziehung aber auf den Gegensatz zwischen Achill und Odysseus, wie derselbe klar und bestimmt bei Homer hervortritt, ist Achill anderswo schon der Friedensfürst der hellenischen Urzeit, der mit ihr zugleich ersterben mufste, genannt worden, und dies nicht ohne Grund.

Stuhr.

Digitized by Google

XLI.

De censione hastaria veterum Romanorum conjecturae. Epistola — quam scripsit Otto Schneider, *ph. dr. in gymnasio illustri Gothano doctor. Berolini* 1842. *sumptibus Schroederi. pagg.* 52. 8.

Eine gelehrte gut lateinisch geschriebene Epistel an den Herrn Oberkirchenrath Jacobi zu Gotha, dem der Verfasser seine Verehrung und seinen Dank öffentlich zu bezeugen sich gedrungen fühlte. Der Inhalt ist die Erklärung eines Artikels in den Excerpten des Paulus diaconus aus Festus de significatione verborum. Er lautet p. 54 Müll.: *Censio hastaria dicebatur cum militi multae nomine ob delictum militare indicebatur quod hastas daret.* Herr Schneider erklärt den kurzen und ungrammatisch ausgedrückten Satz so: *Censio hastaria* nannte man, wenn der Censor einem Soldaten Schimpfes halber, wegen einer im Dienst begangenen Uebelthat, ankündigte, er solle seine Lanzen abgeben, wodurch er für unfähig erklärt wurde in den Classen zu dienen und fortan nur als accensus mit Schleuder und Wurfstein bewaffnet war (pag. 33). Ungrammatisch ausgedrückt ist *indicebatur quod* für *ut*, aber genugsam belegt. *Multa* erklärt Hr. Schneider für *ignominia*, was schwer zu beweisen sein dürfte, aber auch nicht nöthig ist, da *multa* sehr häufig für das allgemeine *poena* gebraucht wird. *Hastas dare* ist sehr unbestimmt gesagt, läfst sich aber wohl erklären, da *reddere* nicht gebraucht werden konnte, insofern als der Soldat sich ja seine Waffen selbst beschafft, nicht, wie der Ritter sein Pferd, empfangen hatte. Aber der Sinn ist derselbe: dem Ritter wird Schimpfeshalber auferlegt sein Pferd *zurückzugeben*, dem Hastatus die Lanzen (deren er zwei trug) *abzugeben*, oder abzulegen, d. h. nicht ferner zu führen. Referent ist also mit der Erklärung des Verfassers einverstanden und verwirft mit ihm die Conjectur Caspar Barths, dafs *hasta sestaret* zu lesen sei, was so viel heifsen soll als: ohne Lanze stehen, aber sprachlich nicht zu beweisen ist. Auch die Erklärung Lipsius', die von dem Französischen Akademiker Le Beau wieder aufgenommen ist, dafs die Lanze als Unterpfand für eine Geldbufse genommen wurde, ist unstatthaft, da ein solches Verfahren sehr unmilitärisch sein würde. Gegen Le Beau (oder *Bellus*, wie ihn Herr Schneider nennt) wird eine ausführliche Polemik geführt. Dadurch und durch die Vermuthungen über die Accensi wird die Erläuterung des lexikalischen Artikels schon hinlänglich ausführlich. Nachdem sie pag. 35 beschlossen ist, fügt Herr Schneider noch einige Betrachtungen über die im Lauf der Zeit veränderte Legionseintheilung hinzu. Er stellt dabei die Behauptung auf, *primus pilus* sei nicht blofs die erste Compagnie der Triarier, sondern jede Compagnie der Triarier genannt worden, also *primipilares* hätten alle Centurionen der Triarier geheifsen, nicht blofs die beiden Centurionen der ersten Compagnie.

Referent hält dies für unrichtig, denn bei Livius 7, 13 können die Worte *Septimum primum pilum jam Tullius ducebat* durchaus nur übersetzt werden: schon zum siebenten Mahl führte Tullius den ersten Pilus, nicht aber, wie Herr Schneider will: Tullius führte schon den *siebenten ersten pilus*. Abgesehen von der seltsamen Zusammenstellung, der siebente erste Pilus, wozu soll da *schon?* Wer die siebente Compagnie führt, ist noch nicht der entschieden erste Soldat in der Legion: er hat noch weit bis zur ersten Stelle. Und diese erste sollte dann wohl heifsen der erste erste Pilus? Bei Livius 8, 8 wo die Vulgata lautet: *earum unamquamque primum pilum vocabant*, hat Lipsius längst das Richtige gesehen, dafs es heifsen müsse *earum* (partium) *unamquamque primam pilum* vocabant, nur *u* in *a* verwandelt. Herr Schneider kann nicht läugnen, dafs der Sinn der richtige ist, er läugnet die Richtigkeit der Latinität. Wie soll man denn anders lateinisch sagen? die 15 Manipeln der dritten Linie bestehen jede aus drei Abtheilungen, und *jede erste Abtheilung* heifst ein pilus, d. h. jeder Manipel in der dritten Linie besteht aus 3 verschiedenen Abtheilungen zu 60 Mann, ist also dreifach so stark als die Manipeln in den beiden ersten Linien; von diesen drei zu einem Manipel verbundenen Abtheilungen heifst die erste Abtheilung in jedem Manipel *pilus*, also: jede erste Abtheilung.

Referent findet sich nur noch veranlafst zu erinnern, dafs Herr Schneider dem neusten Herausgeber des Festus Unrecht thut, wenn er ihm p. 4 einen Vorwurf daraus macht, dafs er sich bei Barth's leichtsinniger Conjectur beruhigt habe. Der neuste Herausgeber des Festus ist doch der verstorbene K. O. Müller. Dieser nennt aber Barth's Vorschlag *lächerlich* und erklärt im Allgemeinen ganz richtig *milites hasta esse privatos, quod ea indigni censerentur.* Es fehlt nur die Beziehung auf die Censoren, die aus dem 7 Zeilen vorhergehenden Artikel *censionem facere* zu entnehmen war: die Censoren erklärten den Soldaten für unwerth die Lanze zu führen, und daher hiefs diese Strafe *censio* hastaria. Sonst ist Müller's Erklärung befriedigend, und der Vorwurf unbegründet. Oder meint Hr. Schneider etwa Hrn. Lindemann, dessen mehrere Jahre vor der Müller'schen erschienene Ausgabe uns jetzt nicht zur Hand ist?

C. Z.

Digitized by Google

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Herausgegeben
von der
Societät für wissenschaftliche Kritik
zu
Berlin.

Mai 1843.

Berlin, bei W. Besser.
1843.
Verantwortlicher Redacteur: der General-Secretair der Societät, Professor von Henning.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalt des Mai-Heftes.

Jahrbücher Nr. 81 — 100.

Seite

Ackermann, Dictionnaire des Antonymes ou Contremots. Ouvrage fondé sur les écrivains classiques, destiné à la jeunesse et aux écrivains français. Berlin, 1842. — Schnakenburg. 799

Drumann, Geschichte Roms in seinem Uebergange von der republikanischen zur monarchischen Verfassung, oder: Pompejus, Cäsar, Cicero und ihre Zeitgenossen. Th. 5. Königsberg, 1841. — Kampe. . . 681

Hattemer, Denkmale des Mittelalters. St. Gallens altteutsche Sprachschätze. I. Bd. 1. Lief. St. Gallen, 1842. 678

Hegel, Dante über Staat und Kirche. 1842. — Göschel. 641

Specimen e litteris Neerlandicis, exhibens Ludovici de Velthem chronici, quod inscribitur Speculum Historiale, librum III, denuo editum secundum cod. ms. unicum bibl. acad. Lugd. Bat. atque annotatione illustratum ..... a Guil Jos. Andr. Jonckbloet. Hagae, 1840. — Zacher. 708

Beatrijs, eene sproke uit de XIII eeuw, uitgegeven en opgehelderd door W. J. A. Jonckbloet. Ebendas. 1841. — Zacher. 708

Seite

Die dietsche Doctrinale, leerdicht van den jare 1345, toegekend an Jan Deckers, Clerk der stad Antwerpen. Uitg. d. Dr. Jonckbloet. Ebend. 1842. — Zacher. 708

Letronne, Recueil des inscriptions grecques et latines de l'Égypte, étudiées dans leur rapport avec l'histoire politique, l'administration intérieure, les institutions civiles et religieuses de ce pays depuis la conquête d'Alexandre jusqu'à celle des Arabes. Tome premier. Paris, MDCCCXLII. — Franz. 727

Lorain, Abbaye de Cluny, avec pièces justicatives, contenant de nombreux fragmens de la correspondance de Pierre-le-vénérable et de St. Bernard. Paris et Dijon. — Leo. 788

Riemer, Mittheilungen über Goethe. Aus mündlichen und schriftlichen, gedruckten und ungedruckten Quellen. Zwei Bände. Berlin, 1841. — Rötscher. . . 761

Wattenbach, de quadringentorum Athenis factione. Berolini, 1842. — Curtius. 758

Weil, das klassische Alterthum für Deutschlands Jugend. Eine Auswahl aus den Schriften der alten Griechen und Römer. Berlin, 1843. — C. G. Zumpt. . . 673

Digitized by Google

Im Verlage der **Oehmigke**'schen Buchhandlung ist erschienen:

H. Ledebur, Leop. v., Nordthüringen und die Hermundurer oder Thüringen. Zwei Vorträge, gehalten: der erste am 14. Sept. 1842 in dem Verein für Märkische Geschichte, und der zweite am 8. Oct. 1842 in der geographischen Gesellschaft zu Berlin. gr. 8. geh. 10 Sgr.

Die Erscheinungen der Elektricität und des Magnetismns in ihrer Verbinduug mit einander. Nach den neuesten Entdeckungen im Gebiete des Elektro-Magnetismus und der Inductions-Elektricität. Für Freunde der Naturwissenschaften und besonders für Aerzte ausführlich dargestellt von D. *J. Eydam.* Mit 60 Abbildungen. gr. 8. Weimar bei Wilh. Hoffmann. 1 Thlr. 26 Sgr. 3 Pf.

Unstreitig hat kein Theil der Naturwissenschaften einen so vielseitigen und lebhaften Anklang im Publicum gefunden, wie die wunderbaren Beziehungen zwischen Elektricität und Magnetismus, welche unter dem Namen des Elektro-Magnetismus begriffen werden, besonders seitdem dieselben angefangen haben, eine Rolle in der Mechanik zu spielen und sich unter andern die Aussicht eröffnet hat, dafs durch Einführung der elektromagnetischen Treibkraft die durch den steigenden Preis des Brennmaterials immer kostspieliger werdende bisher gebräuchlichste Maschinenkraft, der Dampf endlich verdrängt werden wird. Ich zweifele daher nicht, dafs obige Schrift, die mit besonderer Rücksicht auf die technische Anwendung des Elektro-Magnetismus und der Magneto-Elektricität sich über alle die interessanten Erscheinungen verbreitet, welche aus dem Conflicte der magnetischen Kraft mit der elektrischen hervorgehen und zugleich eine gründliche, dem neuesten Zustande der Wissenschaft angemessene Darstellung der Lehre von der Elektricität und dem Magnetismus, von dem Thermo- Photo- und Rotations-Magnetismus, der Galvanoplastik, der elektrischen Telegraphie u. s. w. enthält, sich einer willkommenen Aufnahme zu erfreuen haben werde, zumal da der Verfasser seinen Gegenstand so auffafste, dafs nicht nur der gebildete Laie, sondern auch der Physiker vom Fache Befriedigung bei Aneignung der Schrift hoffen darf. Besonders werden auch Aerzte bei Lesung derselben Gelegenheit finden, sich über die Verhältnisse der medizinischen Anwendung der Elektricität und des Magnetismus, so wie der elektro-magnetischen und magnetelektrischen Rotations-Apparate und deren Einrichtung, wie sie in neuester Zeit gebräuchlich worden sind, sich zu unterrichten. — Indem wir im Uebrigen auf das dem Werke vorgedruckte reichhaltige Inhaltsverzeichnifs verweisen, bemerken wir nur noch, dafs bei der äufsern Ausstattung desselben von uns nichts verabsäumt wurde, was zur Empfehlung desselben dienen kann.

Interessante civilrechtliche Entscheidungen der höchsten deutschen und andern Spruchbehörden. Gesammelt und herausgegeben von Dr. *G. von Hellfeldt.* gr. 8. Weimar bei Wilh. Hoffmann. 1 Thlr.

Diese Sammlung wird kein Jurist unbefriedigt aus der Hand legen. Sie enthält keineswegs eine weitläuftige juristische Polemik, sondern immer nur den Kern von 25 Entscheidungen auf 14 Bogen und unter diesen besonders folgende: über *actio in factum de syndicatu* gegen Richter und Kollegien aus nachläfsigem Handeln, oder Unterlassen; — über den Beweis der *condictio indebiti* nach dem Sinne und Geiste der *C. 25. D. de probationibus;* — über Erbvertrag, Umfang des deutschrechtlichen *mundii;* — über Erbschaftsklage und Specification bei Universal- und Singular-Klagen; — über Suppletoria, Dos und Paraphernal-Vermögen; — über Perception industrieller Früchte durch den Usufruktuar; — über Miethvertrag, Einrede des nicht erfüllten Kontrakts und Ehescheidung wegen Hafs; — über Privation wegen Ehebruches; — *Juramentum novorum;* — über der Rechtskraft nicht unterliegende Dekrete, Extrajudicial-Appellation und deren Eigenthümlichkeit; — über devolutive und nicht devolutive Rechtsmittel; — über Zulässigkeit der Geschäftsführer zum Zeugenbeweis und über die Nachtheile der Zuvielforderung, nebst Register zum leichteren Gebrauche u. s. w.

Bei **August Hirschwald** in **Berlin** ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Reichert, H. K. B. (Privatdocent an der Universität zu Berlin u. s. w.). Beiträge zur Kenntnifs des Zustandes der heutigen Entwickelungs-Geschichte. gr. 8. Velin-Papier. geh. Preis 25 Sgr.

Bei **C. W. Leske** in **Darmstadt** ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

GESCHICHTE DER ILCHANE

Das ist

Der Mongolen in Persien

von

Hammer-Purgstall.

Mit

neun Beilagen und neun Stammtafeln.

Zweiter Band.

Mit fünf Beilagen und neun Stammtafeln.

gr. 8. geh. Preis 3 Thlr. oder 5 fl. 24 kr.

Der erste Band dieses Werkes erschien 1842 und kostet gleichen Preis. Ein ausführliches Sach- und Namenregister folgt ehestens nach.

Von demselben berühmten Verfasser erschien früher in meinem Verlage:

Gemäldesaal

der

Lebensbeschreibungen

grosser moslimischer Herrscher

der

ersten sieben Jahrhunderte der Hidschret,

von

Hammer-Purgstall.

6 Bände mit Kupfern.

8. geh. Preis 8⅔ Thlr. oder 15 fl. 36 kr.

Gedruckt in Berlin bei **J. F. Starcke.**

Digitized by Google

№ 81.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1843.

XLII.

Dante über Staat und Kirche. Antritts-Programm von Dr. Karl Hegel, aufserordentlichem Prof. der Geschichte zu Rostock. 1842. *(Druck der Rathsbuchdruckerei in Rostock.) IV. u.* 52 S.

I.

Die Kapelle der Spanier im Kloster S. Maria Novella zu Florenz enthält merkwürdige Wandmalereien aus dem 14. Jahrhunderte, welche in der *Mitte* die Geschichte des Menschensohnes, — Kreuztragung, Kreuzigung, Höllenfahrt, Auferstehung, Himmelfahrt, — auf der Wand zur *rechten Seite* die Thätigkeit der Menschen auf Erden in Kirche und Staat, auf der Wand zur *linken Seite* die menschliche Beschaulichkeit in Wissenschaft und Philosophie unter allerlei Bildern in grofsartiger Auffassung darstellen. Gleicherweise bildet auch in *Dante's* Leben, Dichten und Denken die christliche Wahrheit selbst nach ihrer Ewigkeit die *Mitte* und *Grundlage*, die thätige Theilnahme an Kirche und Staat die *rechte*, die speculative Contemplation in dem Reiche der Wissenschaft die *linke* Seite. Auf dieses sinnreiche Gleichnifs beruft sich (S. 29. 30) der Verf. der vorstehenden Abhandlung, — in welchem wir den Sohn Hegel's, des Philosophen, begrüfsen: er macht uns darauf aufmerksam, um den grofsen Dichter des Mittelalters zugleich als Christen als Philosophen und als Staatsmann in einem Bilde aus jener Zeit selbst abzubilden. Aus eben diesem grofsartigen Lebensbilde, dessen Seiten-Wände sammt der Mitte zu einem einigen Ganzen unzertrennlich zusammen gehören, hat er sich selbst zunächst die rechte Seite zum Gegenstande seiner Nachforschungen ausersehen, indem er *Dante's* Lehre über den Begriff des *Staates* und dessen Verhältnifs zur *Kirche* aus des Dichters Leben, Denken und Dichten näher zu entwickeln sucht. Auf diesem Wege mufste zugleich Dante's Theorie, indem sie nicht als eine literärische Antiquität aufgefafst, sondern als eine historische Thatsache in's Leben gesetzt wurde, mit der Wissenschaft unserer Zeit, mit der Philosophie Hegel's, des Vaters, unabweislich in Berührung kommen. Wie sollten wir uns nicht freuen, dem jungen Freunde in so ernster und würdiger Beschäftigung auf dem Felde der Literatur zu begegnen und Willkommen zu bieten! Ihn auf diesem Wege zu begleiten, seine gründliche Abhandlung in den Jahrbüchern, welche die Philosophie des Vaters vor Zeiten in's Leben gerufen hat, zur Anzeige zu bringen, ist uns eine um so werthere Aufgabe, als sich damit eigene Studien berühren.

Nach einer kurzen Einleitung über die geschichtliche Entwickelung des Kaiserthums und Papstthums bis zum 14. Jahrhunderte, woran sich der Gegensatz des Ghibellinismus und Guelfismus von selbst anknüpft, folgt eine eben so kurze Betrachtung der italiänischen Zustände insbesondere am Anfange des 14. Jahrhunderts. Hiermit ist der Boden gewonnen, um an den Parteiungen der Zeit und ihrer Ausartung, an dem Verderben in Kirche und Staat, Dante Alighieri's Verhältnifs dazu, auch mit Rücksicht auf die göttliche Komödie, in's Licht zu setzen. Und hieran schliefst sich als die *Theorie* Dante's Lehre von der *Kirche* und von der *Monarchie*, welche sodann zum Schlusse in ihrem Verhältnisse zu der Hegel'schen Rechts- und Staats-Philosophie betrachtet wird.

Dante stand, so beweist der Verf., nicht allein über der Parteiung der *Guelfen* und *Ghibellinen*, sondern auch über der lokalen Absonderung der *Schwarzen* und *Weifsen* in Pistoja und in seiner Vaterstadt (S. 17): nach jener Seite wollte er weder der Selbständigkeit der Kirche, noch der Unabhängigkeit des Staates zu nahe treten, aber auch weder der Kirche,

Digitized by Google

noch dem Staate die Ueberschreitung der jedem Lebenskreise angewiesenen Gränzen gestatten; nach dieser Seite wollte er, — wie wir erläuternd hinzufügen müssen, — eben so wenig dem alten Adel der Donati, wenn er sich nur nicht selbst zur Kaste abschliefse oder verkümmere, noch dem neuen Adel der Cerchi, welcher sich immerfort aus den Höhen des Bürgerstandes entwickelt, sein Recht nehmen, aber auch weder dem alten, noch dem neuen Adel ein allen Ab- und Zuflufs hemmendes Monopol einräumen. — *Nobilitas duplex, propria et majorum. — Intellectu vigentes aliis naturaliter principantur.* — Darum war er aber nichts desto weniger ein Mann der Zeit, der für ihre Bedürfnisse und Forderungen ein besonnenes Ohr hatte, er war auch (S. 42) „ein wahrhafter *Ghibelline*, als „Anhänger des unabhängigen Kaiserthums, welches er „in seiner hohen ideellen Bedeutung", — nämlich als Weltmonarchie, — „auffafste, und ein Bekämpfer der „Theorie von der Obergewalt des Papstthums über „das Kaiserthum und die weltliche Macht überhaupt". Hatten Gregor VII. und Innocenz III. geistliche und weltliche Macht als Sonne und Mond am Himmel der Kirche, Bonifacius VIII. als zwei Schwerdter in der Gewalt der Kirche gefafst, so erkannte Dante in beiden Verhältnissen *zwei Sonnen*, in der geistlichen Macht den *Hirtenstab*, in der weltlichen das *Schwerdt. Purg. XVI.* 107—110. Während solchergestalt der Philosoph des Mittelalters den Staat der Kirche gleich stellt und jenen dieser nicht unterordnen will, scheint er dennoch, der Idee des Mittelalters getreu, den Staat als eine vorübergehende Anstalt zur Zucht und Ordnung auf zeitliche Zwecke zu beschränken, während er die Kirche als eine Vorbereitung zum ewigen Leben betrachtet. Dies ist der Stein des Anstofses in Dante's Theorie, auf welchen der Verf. besonders aufmerksam macht: denn es fragt sich, wie das Zeitliche dem Ewigen gleichgestellt werden könne. Bleiben wir bei einzelnen Ausdrücken stehen, so bleibt wirklich dieser Anstofs in Dante's Theorie ungelöst: letzterer sagt noch am Schlusse des Buches von der Monarchie ausdrücklich: *Propter quod opus fuit homini duplici directivo secundum duplicem finem: scilicet summo Pontifice, qui secundum revelata humanum genus perduceret ad vitam aeternam: et Imperatore, qui secundum philosophica documenta genus humanum ad temporalem felicitatem dirigeret.* Zu deutsch: „Weil der „Mensch selbst zweien Welten, einer unvergänglichen „und einer vergänglichen, angehört, so bedarf er auch „zu seinem zwiefachen Ziele einer zwiefachen Leitung: „nämlich eines obersten Bischofs und Papstes, der „nach der Offenbarung das Menschengeschlecht zum „*ewigen Leben* erzieht, und eines Kaisers, welcher „nach den Zeugnissen der Vernunft dem Geschlechte „der Menschen zur *zeitlichen Glückseligkeit* die Rich„tung giebt". So heifst es auch im Purgatorium XVI. 107. 108.

Zwei Sonnen leuchten auf den beiden Bahnen
Des Lebens, für den Weg — der Welt — und Gottes.

Wird aber einmal dieser Unterschied des Vergänglichen und Unvergänglichen, des Zeitlichen und Ewigen, des Weltlichen und Göttlichen, auf das Verhältnifs zwischen Staat und Kirche in solcher Abstraction angewendet, so scheint auch für die Theorie des Mittelalters von der Suprematie der Kirche und ihres Oberhauptes, welcher doch Dante auf das lebhafteste widerspricht, die volle Consequenz zu sprechen. Eben deswegen beschuldigt auch der Verf. seinen Helden der Inconsequenz, wenn er den Staat einmal als zeitliche Anstalt fafst, und ihm dann doch die gleiche Berechtigung neben der Kirche einräumt. Nach ihm hat Dante zwar in grofsartiger Weltanschauung die Wahrheit des Staats *geahndet*, aber nicht *erwiesen*. Eben darum hat auch der alte Staatsmann, wie sein Interpret bemerkt, selbst wieder eingelenkt, wenn er am Schlusse des Buches von der Monarchie, wie der Sachsenspiegel in seinem Anfange, die Lehre von der Selbständigkeit des Staats selbst wieder einschränkt, indem er hinzufügt: *Quae quidem veritas non sic stricte recipienda est, ut Romanus princeps in aliquo Romano Pontifici non subjaceat, cum mortalis illa felicitas quodammodo ad immortalem felicitatem ordinetur. Illa igitur reverentia Caesar utatur ad Petrum, quo primo genitus filius debet uti ad patrem, ut luce paternae gratiae illustratus virtuosius orbem terrae irradiet:* oder zu deutsch: „Doch ist „diese Wahrheit von der gleichen Berechtigung und „Unmittelbarkeit der obersten weltlichen Macht nicht „so *abstract* zu fassen, als wenn das weltliche Ober„haupt nicht *in einer Beziehung* doch dem geist„lichen Oberhaupte untergeordnet sei, da ja vielmehr „*in gewisser Rücksicht* auch *die vergängliche Wohl*„*fahrt für die unvergängliche Seligkeit* berechnet ist.

Digitized by Google

„Darum soll allerdings der Kaiser gegen den Nach-„folger Petri derjenigen Ehrerbietung sich befleifsigen, „welche dem erstgebornen Sohne gegen den Vater „ziemet, auf dafs er, von dem Lichtglanze der väter-„lichen Gnade erleuchtet, den Weltkreis desto kräfti-„ger überstrahle". Hiermit scheint die vorausgehende lange Argumentation für die unmittelbare göttliche Einsetzung der weltlichen Obrigkeit wieder beschränkt, das Hauptprincip gefährdet, aber die Inconsequenz nicht gehoben, sondern nur verdoppelt zu werden.

So weit führt uns der Verf., und er setzt hinzu, dafs hiernach Dante's Theorie vom Staate zwar als unmittelbar wahr anzuerkennen sei, aber der wirklichen Vermittelung und Begründung entbehre. Dazu gehört, wie der Verf. mit Recht nach dem gegenwärtigen Standpuncte der Wissenschaft bemerkt, — dazu gehört nichts so sehr, als dafs der Staat als *Reich der Sittlichkeit und Freiheit* anerkannt werde, näher, dafs Staat und Kirche, diese auf dem Wege religiöser Erziehung, jener als sittliche Lebensgemeinschaft, in ihrer lebendigen *Wechselwirkung* für Ein Ziel begriffen werden.

Wir müssen es dem Verf. Dank wissen, dafs er Dante's Theorie von der Monarchie wieder in das Leben eingeführt und bis auf diese Spitze getrieben hat: wir müssen mit dem werthen Freunde auch darüber uns einverstanden erklären, dafs Dante auch in dieser Beziehung als der Vorläufer der evangelischen Reformation anzusehen ist: aber wir finden zugleich in Dante's Politik die Vestigien derjenigen Begründung, welche der Verf. vermifst. Dante's Theorie steht nach unserer Ueberzeugung der Hegel'schen Rechts- und Staats-Philosophie näher, als der Sohn des Philosophen zuzugeben scheint. Dafs der Dichter selbst den *Aristotelischen* Staat vor Augen gehabt, sagt er uns wiederholt: er geht, wie Aristoteles, davon aus, dafs der Mensch ein politisches Geschöpf ist, ζωον πολιτικον, das nicht blofs für sich ist, *nullo per se. Par. VIII.* 115—117. *Conv. IV.* 4. Dafs er den *Platonischen* Staat in seinen Staat eingewebt, behauptet schon Marsilius Ficinus, Dante's Landsmann, ein Platoniker, der eben deshalb das Buch von der Monarchie übersetzte, und in der Vorrede zu der Uebersetzung das Verhältnifs der göttlichen Komödie zu dem Staate in Platonischer Weise sinnreich entwickelte. Wie Plato, so dringt auch Alighieri auf die nothwendige Alliance der Regierung mit der Philosophie. Dafs Dante's Staats-Begriff, als der Philosophie angehörig, auch an *Hegel's* Auffassung sich anschliefst, hoffen wir nachzuweisen.

Zunächst kann darüber kein Streit sein, dafs die Lehre von den zwei Sonnen mit Unrecht des Dualismus beschuldigt worden ist. Staat und Kirche, Kaiser und Papst sind nicht zwei Principien, sie sind wenigstens nur zwei secundäre Principien, denn Gott ist das Princip beider: sie sind beide von Gott gesetzt: das Setzende ist der absolute Geist. Dante behauptet eben nur dieses, dafs der Staat eben so wie die Kirche *unmittelbar* von Gott gestiftet sind. *Papa et Imperator, cum sint relativa, reduci habebunt ad aliquod unum, in quo reperiatur ipse respectus superpositionis, absque differentialibus aliis. Et hoc est — ipse Deus.*

Aber der Philosoph des Mittelalters scheint doch nach der Weise seiner Zeit, der er den Tribut nicht schuldig bleiben kann, Welt und Staat mit allen menschlichen Einrichtungen für eitel und vergänglich, hingegen die Kirche Christi allein für ewig und unverwüstlich zu erklären? Es fragt sich nur, ob dem wirklich so ist. Ein solcher abstracter Gegensatz kann allerdings dem auch berechtigten Gedankenkreise so vieler frommer Seelen gemäfs sein, welche Natur und Geist, Welt und Himmel, Staat und Kirche nur wie Lüge und Wahrheit, Sünde und Gerechtigkeit, Leibliches und Geistiges unterscheiden können: wiewohl sie doch auch an die Verklärung der Erde und die Auferstehung des Fleisches glauben: aber — wie auch die Vorstellungen in dem Gegensatze sich verfesten mögen, — dem gröfsten Dichter aller Zeiten ist ein solcher abstracter Gegensatz schon poëtisch völlig fremd. Wäre er einer solchen „*Verkümmerung des Staats-Princips*" verfallen, wie sie allerdings modernen prosaischen selbstfabricirten Staatstheorieen eigen ist und mit deren eigenen absolutistischen Principien von dem Verhältnisse des Staats zur Kirche in dem grellsten Widerspruche steht, — hätte er in Staat und Wissenschaft wirklich nichts anderes gesehen, als das irdische Rennen und Laufen, welches er am Anfange des XI. Paradieses-Gesanges so unübertrefflich schön schildert, — wie hätte er für solche armselige, nur auf armselige Eitelkeiten berechnete Institutionen solche Begeisterung verwenden können? Allerdings ist sein Staat nur nach einer Seite unvergänglich, — *quodammodo ad immortalem felicitatem ordinatur*, — und mithin nach

Digitized by Google

einer Seite — *in aliquo* — vergänglich: denn droben sind keine Kaiser und Könige, denn Gott selbst ist beides Kaiser und König, *Inf. I.* 124—127. In dieser Beziehung ist aber auch die Kirche auf Erden — *quodammodo* — der Vergänglichkeit und eben darum künftiger Verklärung unterworfen: denn droben hört auch die Macht und Autorität der Päpste auf *Prg. XIX.* 136—138; denn dort ist Christus der Hirt und Bischof aller Seelen, und der Abt des wahren Klosters *Prg. XXVI.* 128. 129., der wahre Römer *Prg. XXXII.* 100—102. So ist auch droben keine *Ehe*, welche der Anfang des Staats ist, — *Prg. XIX.* 136—138., sie freien nicht und lassen sich nicht freien; und doch zieht Jacob zugleich mit Rahel, um die er hier so lange Jahre gedient hat, aus dem Limbus auf zum Himmel *Inf. IV.* 58—60. So ist auch droben keine Familie wie hier unten abgeschlossen in den einzelnen Häusern und Geschlechtern, aber die Familie nach ihrer Wahrheit *Parad. X.* 49. In gleicher Weise wie die Ehe, wie die Familie, aller irdischen vergänglichen Wahrzeichen enthoben, droben noch fortdauert, in gleicher Weise finden wir auch im ewigen Leben neben der *Kirche* auch den *Staat* verklärt wieder: dort glänzt gerechter Fürsten Glanz noch nach:

Ora conosce, come s'innamora
Lo ciel del giusto rege, ed al sembiante
Del suo fulgore il fa vedere ancora.
Par. XX. 64—66.

Dort bildet das Menschengeschlecht Eine Rose, die Engelgesellschaft einen Bienenschwarm *Parad. XXXI.* 1—27. Dort bilden alle unterschiedene Individualitäten eine einige Harmonie, *Parad. V.* 105. *VI.* 124—126. *XIX.* 11. 12., die als mit einander, als sich liebend, den Staat, als in Gott Eins, als anbetend, die Kirche fortsetzen. Hiermit ist aber auch schon gesagt, dafs beide mit einander in unzertrennlicher *Wechselwirkung* stehen und darum sagt eben Dante, dafs der *Staat*, welcher auf der Liebe zum Nächsten gegründet ist, von der *Kirche*, welche auf der Liebe Gottes auferbauet wird, sich nicht lossagen darf, sondern vielmehr die Kirche als die Mutter, sich als den freien Erstgebornen ansehen soll. In gleichem Sinne heifst es auch anderwärts über eben dieses Wechselverhältnifs zwischen Kirche und Staat:

Convenne rege aver, che discernesse
Della vera citade almen la torre
Purg. XVI. 95. 96.

wozu Philalethes Erklärung die weitere Erläuterung und Verständigung enthält. Und eben darum finden wir auch im Himmel *Bürger*, wie hier, *Purg. XXXII.* 101. *Par. VIII.* 116. Ja, wir finden den Reichsadler selbst verklärt im Gestirne des Jupiter wieder.

Wenden wir uns näher zur Begriffsbestimmung des *Staats* im Verhältnisse zur *Kirche*, so gebührt dem Philosophen, dessen Sohn wir hier begrüfsen, das unsterbliche Verdienst, den Staat als die Entwickelung der sittlichen Freiheit, und diese als die fortgehende Aufhebung des unsittlichen Für-sich-seins von der Ehe an in successiver Gliederung bis zum Staate selbst und bis zum Völker-Verbande zuerst vollständig begriffen zu haben, ohne dafs er ihn darum von der Kirche hätte ablösen wollen, wiewohl die Gegner und Nichtkenner der Hegel'schen Pphilosophie aus einzelnen Stellen auch diese Consequenz abzuleiten versucht haben. Doch darüber hat sich Refer. selbst bei Gelegenheit der Rothe'schen Schrift über die christliche Kirche bereits näher erklärt und die weitere Entwickelung des Unterschieds zwischen Kirche und Staat nach und aus dem Begriffe versucht. (Die Zukunft der Kirche und des Staats in der Ev. K. Z. Jahrg. 1837. S. 641 flg.) Hier kommt es jedoch nur darauf an, ob von eben dieser speculativen Staats-Lehre schon in Dante's Doctrin die Grundzüge zu finden sind? Wir glauben sie in grofsartigster *Unmittelbarkeit*, nicht blofs angedeutet, sondern ausgesprochen zu finden. Dem Florentiner Staatsbürger ist das gesammte Menschengeschlecht der Universal-Staat, und der Zweck desselben der allgemeine *Friede*, pax universa, d. h. die Harmonie der unterschiedensten gröfseren und kleineren Stimmen, die wir im Himmel auch wieder finden, der *ewige Friede*, von dem Kant träumte, der Organismus der Geschichte, den Hegel als *Völker-Verband* fafst. Dieser *Friede* ist die Aufgabe des Staates, als der Gemeinschaft der Menschen unter einander: der Staat selbst ist die Lebens-Schule, die des Zaumes und Gesetzes nicht entbehren kann, um den Willen zu richten, die Leidenschaften zu bändigen, die *Selbstsucht* zu heben, während die Kirche das Herz der Menschen aufwärtshebt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 82.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1843.

Dante über Staat und Kirche. Antritts-Programm von Dr. Karl Hegel.

(Fortsetzung.)

Was kein *einzelner* Mensch, keine *einzelne* Verbindung der Menschen, keine Ehe, keine Familie, keine Gemeinde, kein einzelner Staat vermag, das vermag der allgemeine Staat. *Est ergo aliqua propria operatio humanae universitatis, ad quam ipsa universitas hominum in tanta multitudine ordinatur. Ad quam quidem operationem nec homo unus, nec domus una, nec vicinia, nec una civitas, nec regnum particulare pertingere potest.* Das heifst: „Das gesammte Menschengeschlecht hat als Ganzes „eine Bestimmung seiner Wirksamkeit, die ihm nur „als Gesammtheit zukommt, und zu welcher eben die „Totalität in solcher Vielheit verordnet ist. Zu dieser „Bestimmung kann daher weder der einzelne Mensch „für sich, noch die einzelne Familie für sich, noch die „Gemeinde und Nachbarschaft für sich, noch eine einzelne bürgerliche Gesellschaft, noch ein einzelnes „Reich für sich allein gelangen, sondern nur — „der Staat selbst, als das gesammte Menschengeschlecht". — Dies ist der Dante'sche Staatsbegriff, den er nach allen Seiten zu begründen sucht. Alles was geschaffen ist, so lehrt er, das ist geschaffen, um sich selbst zu entwickeln. Dante sagt in schulgerechter Terminologie: jede geschaffene *Essenz* ist zugleich eine *Potenz*, welche zu *actualisiren* ist. Es ist ein inhaltschweres Wort, und der Kern seiner Lehre vom Staate, wenn es heifst: *Minime enim essentia ulla creata ultimus finis est in intentione creantis, in quantum creans, sed propria essentiae operatio.* Der letzte Zweck der Kreatur ist nicht, dafs sie fertig da sei, sondern dafs sie werde, dafs sie sich selbst actualisire. So hat auch die Menschheit ihren besonderen eigenthümlichen Zweck, den sie nur in der Gesammtheit erreichen kann: und dazu ist ihr der *Gedanke* gegeben, — *intellectus*, näher *potentia intellectus, intellectus possibilis*, der Gedanke, der wesentlich dieses ist, dafs er nicht für sich bleibt, sondern Allen sich mittheilt. *Patet igitur, quod ultimum de potentia ipsius humanitatis est potentia sive virtus intellectiva. Et quia potentia ista per unum hominem, seu per aliquam particulariarium communitatum superius distinctarum tota simul in actum reduci non potest, necesse est multitudinem esse in genere humano, per quam quidem tota potentia haec actuetur.* Der Gedanke, welcher die Bestimmung des Menschen ist, (*virtus intellectiva*) wird erst dadurch seinem Begriffe gemäfs, dafs alle Glieder zu einem Ganzen verbunden, alle entgegenstehenden partikularen Schranken des Für-sich-seins aufgehoben werden. — *Non est ergo vis ultima in homine, ipsum esse simpliciter sumtum.* — Das Für-sich-sein einzelner Menschen und partikulärer Gemeinschaften kann aber nur durch die Gemeinschaft aller Menschen, durch den Universal-Staat aufgehoben werden.

Mit diesen Principien beginnt, mit diesen Gedanken schliefst Dante's Theorie von der Universal-Monarchie, die wir jetzt als Völker-Verband, als Völker-Recht zu fassen pflegen.

Doch damit ist noch nicht der Unterschied der Staats-Gemeinschaft und der Kirchen-Gemeinschaft gefunden. Aber auch hierüber giebt das Buch von der Monarchie im ersten und dritten Abschnitte, das *Convito* im zweiten und vierten Buche die vollständigste Auskunft. Der Unterschied zwischen Kirche und Staat, zwischen Kirchen- und Staats-Gemeinschaft beruht nach Dante, um es sogleich in's Kurze zu fassen, auf der doppelten Potenz des Geistes, die er bald nach ihrer Wurzel als *Wollen* und *Denken*, *la volontà e lo intelletto*, bald nach ihrer Aeufserung als *Thun* und *Wissen*, bezeichnet. Im *Convito IV.* 22. heifst es: *L'uso*

Digitized by Google

del nostro animo è doppio, cioè pratico (operativo) e speculativo (contemplativo). Mit anderen Worten: der Mensch ist an dieses beides gewiesen: *Ora et labora.* Aber das Erste ist und bleibt das Aufsehen auf Gott: und die Kirche ist eben die Gemeinschaft der Individuen im Aufsehn auf Gott, *speculando, contemplando, orando:* dazu sind ihr als Mittel die drei christlichen Tugenden oder Facultäten gegeben: Glaube, Liebe und Hoffnung. Damit ist aber das *Thun* so wenig ausgeschlossen, dafs vielmehr das wirkliche Beten und Aufsehen, die wirkliche Andacht und das Denken, eben in der *Operation* der christlichen Tugenden besteht. Andrerseits ist aber der Staat eben dieselbe Gemeinschaft der Individuen, insofern sie zu einhelliger Thätigkeit unter einander verbunden werden, *operando, praticando:* dazu sind ihm die vier philosophischen (intellectuellen und moralischen) Potenzen gegeben, Weisheit, Mäfsigkeit, Tapferkeit und Gerechtigkeit: nur dafs damit das Denken nicht aussondern eingeschlossen ist. Im *Convito IV.* 22. wird dieser doppelte *Uso del nostro animo* so bezeichnet: *Quello del pratico si è operare per noi vertuosamente, cioè onestamente, con prudenzia, con temperanza, con fortezza e con giustizia: quello dello speculativo si è, non operare per noi, ma considerare l'opere di Dio e della Natura.* Nach jener Seite ist die Gemeinschaft der Menschen mehr activ, selbstthätig, nach dieser mehr receptiv, empfangend: nach jener Seite besteht die Gemeinschaft mehr mit und unter einander, nach dieser mehr im Aufsehen nach Oben. Von dem englischen Weihnachtsgesange gilt nach Dante die erste Hälfte: *Ehre sei Gott in der Höhe! Gloria in altissimis Deo!* zunächst der *Kirche*, und die zweite Hälfte: *Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen! in terra pax hominibus bonae voluntatis!* zunächst dem *Staate:* wiewohl eben Beides Hälften Eines Ganzen sind. In gleicher Weise konnte gesagt werden, dafs die Gemeinschaft der Menschen *unter* und in *Gott* dem Gebote: *Liebe Gott über Alles!*

De tuoi Amori a Dio guardi il so vrano
Par. XXVI. 48.

und dafs eben diese Gemeinschaft, insofern die Menschen mit und unter einander sich verbinden, dem zweiten Gebote: *Liebe deinen Nächsten als dich selbst!*

Le fronde, onde s'infronda tutto l'orto
Dell' ortolano eterno, am'io cotanto,
Quanto da lui a lor di bene è porto
Par. XXVI. 64.—66.

thatsächlich entspricht. Wie der Staat so ist die Kirche, wie die Kirche so ist der Staat dieselbe dem *Geiste* adäquate katholische Gesammtheit aller Menschen: der Unterschied liegt nicht in zwei besonderen Verbindungen, sondern in zwei verschiedenen Richtungen derselben Verbindung. Dies wird auch so ausgedrückt: *Proprium opus humani generis totaliter accepti est actuare semper totam potentiam intellectus possibilis per prius ad speculandum, et secundario propter hoc ad operandum per suam extensionem: nam intellectus speculativus extensione fit practicus.*

Je mehr wir aber nach allen Seiten den Unterschied festhalten, desto mehr bewährt sich eben auch die Einheit beider Hälften, welche nicht getrennt werden dürfen, noch können. Weder kann die Selbstthätigkeit der vier Potenzen für sich bestehen, noch kann es bei der Empfänglichkeit für die drei höheren Facultäten bewenden. So finden wir auch wirklich, dafs die Thätigkeit Lea's *Prg. XXVII.* 101., Martha's *Conv. IV.* 17., Mathilda's *Prg. XXVIII.* 41. zu Gott aufsieht, und der anbetende Quietismus Rahel's, Maria's und Beatrice's nicht ohne Thätigkeit ist. Hiermit ist die unerläfsliche *Wechselwirkung* zwischen Kirche und Staat anerkannt. Hiermit ist zugleich gesagt, dafs die *propria virtus*, die *operatio propriae virtutis*, die *Sittlichkeit*, indem sie sich nach Dante wie nach Hegel im Staate, in der Gemeinschaft entwickelt, nicht die sich selbst überlassene *Moral* ist, sondern von Gott kommt, von dem Glauben geheiligt, und in der das Fürsich-sein aufhebenden *Gemeinschaft* geübt wird. — *Sittlichkeit* und *Freiheit* sind auch in Dante's Monarchie die Loosungs-Worte: die Verläugnung der Selbstheit und Partikularität ist auch ihm die Bedingung des Staatslebens. Darum vergleicht er einmal den Kaiser mit dem Steuermanne, *nocchiere; Conv. IV.* 4., ein andermal nennt er den *Willen* ein Rofs, das des Zügels bedarf, und den Kaiser den *Reiter, cavalcatore dell'umana volonta. Conv. IV.* 9. Zunächst entwickelt sich allerdings aus den vier Tugenden die irdische, aus den drei Tugenden die himmlische Glückseligkeit: die Einheit Beider ist die Seligkeit selbst, die in der Anschauung Gottes culminirt. Aber eben darum vindicirt Dante auch den *Engeln* das Staatsprincip, nämlich die

Digitized by Google

Seligkeit des activen Lebens, *Conv. II.* 5. weil ihnen sonst etwas von der Glückseligkeit des Geistes abgehen würde, wiewohl die speculative Seligkeit der überwiegende Pol ist und bleibt. Darum sehen wir auch im irdischen und himmlischen Paradiese die *drei* und *vier* Frauen, und eben so viele Sterne im innigsten Verbande. *Prg. I.* 23. 37. *VII.* 34—36. *VIII.* 89—93. 106. *XXIX.* 121—130. *XXX.* 1. *XXXI.* 111. 131. *XXXII.* 98. *XXXIII.* 2. 3. Und wenn Dante anderwärts den Staat unter dem Bilde des irdischen, die Kirche unter dem Bilde des himmlischen Paradieses darstellt, so sind auch hierdurch beide Verhältnisse als ewige bezeichnet, und beide auf ihr gemeinschaftliches Princip, auf Gott gewiesen.

Eben darum finden wir auch im Himmel unter der Bedingung des Glaubens die Tugenden des thätigen sowohl als des speculativen Lebens verklärt und gekrönt (*Par. VI.* 112—114.), so wie andrerseits im irdischen Paradiese die Kirche Christi mit allen ihren Insignien sich manifestirt. (*Prg. XXIX. XXX.*)

Alles Zeitliche ist überhaupt eben nur insofern zeitlich und vergänglich, als es sich von dem Ewigen trennt. Je leichter sich diese Abstraction unmittelbar an den Ausdruck knüpft, um so leichter kommen wir in die Gefahr des Mifsverständnisses. So kommen wir namentlich mit Dante's gesammter Weltanschauung nicht in's Klare, wenn wir den Unterschied zwischen Zeitlichem und Ewigem *stricte* d. h. abstract und buchstäblich fassen, wenn wir die Seite, wo sich dieser Unterschied aufhebt, das *in aliquo*, wenn wir Wurzel und Wipfel, worinn sich die Einheit bewährt, das *quodammodo*, nicht gleichzeitig hinzunehmen. Dafs Dante in dem Staate nicht eine blofs irdische und zeitliche Anstalt erkennt, das erweiset sich auch daran, dafs er das Wort Gottes von der göttlichen Ebenbildlichkeit, wozu der Mensch bestimmt sei, nur in dem Staate, in der Gesammtheit des Menschengeschlechts realisirt findet. Darum sagt er: *Genus humanum maxime Deo assimilatur, quando maxime est unum. Genus humanum uni Principi subjacens maxime Deo assimilatur.* Nun ist es auch erst recht verständlich, wenn Dante noch zuletzt darauf aufmerksam macht, dafs, wie Staat und Staats-Oberhaupt unmittelbar von Gott eingesetzt sind, so auch die in den vier Tugenden bestehenden Staats-Elemente, obwohl zur Selbstthätigkeit bestimmt, dennoch von Gott ausfliefsen, *ista dispensari ab illo Curatore, qui totalem coelorum dispositionem praesentialiter intuetur. Hic autem est solus ille, qui dispositionem mundi praeordinavit, ut per ipsam providens suis ordinibus quaeque connecteret.* Darum will er auch die Reichs-Fürsten, welche das Reichs-Oberhaupt heraus finden sollen, nicht *Electores*, sondern *denunciatores divinae providentiae* genannt wissen, womit er zum Voraus, wenigstens in Beziehung auf die Terminologie, gegen die goldene Bulle (1356) protestirt, wiewohl er mit dieser in der Sache übereinstimmt, indem auch sie die Erleuchtung der Fürsten durch den heiligen Geist voraussetzt. Wirklich hatte der Dichter hiermit zum Voraus wissenschaftlich festgesetzt, was später der Kurfürsten-Verein zu Rense (1338) factisch festsetzen sollte, d. i. die Lehre von der unmittelbaren göttlichen Einsetzung des Kaisers.

Wir fassen jetzt alles unverändert in Einem Worte zusammen, wenn wir sagen: Das doppelte Verhältnifs des einzelnen Menschen zu dem, was über ihm, und zu dem, was mit ihm ist, findet nur in der doppelten Gemeinschaft aller Menschen in Beziehung zu Gott und unter einander seine Realisation, und zwar im Staate unter dem Schwerdte (Gesetze), in der Kirche unter dem Hirtenstabe (Evangelium). Das Schwerdt kann jenseits wegfallen, der Glaube kann in Schauen verwandelt werden, Kaiser und Papst können als Vicarien abtreten, aber die doppelte Gemeinschaft selbst bleibt.

So viel für jetzt zur näheren Bestimmung des Dante'schen *Staats-Princips*. Es bedurfte des scharfen Gegensatzes, welchen unser junger Freund herausgestellt hat, um zur weiteren Entwickelung zu gelangen. Nur darauf müssen wir noch aufmerksam machen, dafs der Verrath gegen den *Staat* und dessen Oberhaupt mit dem Verrathe an der *Kirche* und deren höchstem Haupte Eine Strafe, und zwar in dem untersten Schlunde des Höllentrichters die härteste aller Strafen zu erleiden hat: denn wer gegen eine Seite der doppelten Gemeinschaft frevelt, der versündigt sich an dem Ganzen selbst.

Eben dieser Höllentrichter führt uns zugleich auf den zweiten Punct, welchen unser junger Freund ebenfalls in aller Schärfe aufgefafst hat. War bisher Dante's *Staats-Begriff* vorangestellt, so kommt nun auch sein Verhältnifs zur *Kirche* und ihrer Lehre zur Sprache, in's besondere seine Vorstellung von ewiger

Digitized by Google

Excommunication, die auch in seinem *Credo* berührt wird, näher die Vorstellung von der über einzelne, bestimmte Personen ausgesprochenen Verdammnifs. „Man mufs gestehen", so sagt der Verf., „dafs diese „Vorstellung, nach welcher der menschliche Geist an „einen einzigen Fehl, gleichwie Prometheus an seinen „Felsen, festgeschmiedet wird, eben so *hart* ist, als „die andere, welche die ganze Heidenwelt, weil sie „Christum nicht gekannt hat, in die Hölle wirft, *bar-* „*barisch* ist". S. 31. Was die Verdammnifs der Heiden betrifft, — welche sich in demselben Limbus aufgehoben (*sospesi*) finden, aus dem einst alle gläubige Väter Israëls befreit worden sind, *Inf. IV.* 52 flg. *Par. XXVI.* 118—120., so beziehen wir uns auf die schon vorhin in den Jahrbüchern (1842. Sept. No. 42. flg.) mitgetheilte Erörterung: wir haben uns auch anderwärts über des Dichters grofsartige Stellung zum Heidenthum und zu seiner Mythologie umständlich geäufsert. Wenn aber ferner „der kühnste Geist seiner „Zeit", so wird Dante von Hegel, dem Vater, bezeichnet, die Menschen der Vergangenheit und Gegenwart, und zwar bestimmte einzelne Personen der Geschichte, an Gottes Statt nach eignem Urtheile verdammt und als eherne Bilder in ihrer Sünde versteinert, so kann unsers Erachtens den Dichter sein Mitleiden allein, welches ihm noch überdies von Virgil gelegentlich verwiesen und als empfindsame Feigheit, *vilta*, gerügt wird, — denn der Mensch soll nicht barmherziger sein wollen, als Gott selbst, — nicht hinreichend entschuldigen. Auch der gangbare Gedankenkreis seiner Zeit, auch seine eigene Orthodoxie reicht zu seiner Rechtfertigung nicht aus, insofern der Vorwurf nicht gegen die Lehre im Allgemeinen, sondern gegen deren selbsteigenmächtige Anwendung auf Einzelne gerichtet war; denn wenngleich die christliche Kirche in allen ihren Zweigen einstimmig die nach der Zeit endlose Verdammnifs der unbekehrt sterbenden Sünder lehrt, weil ihr ein Ende der Verdammnifs nicht geoffenbart ist, so ist doch hiervon das Urtheil, ob dieser oder jener Mensch unbekehrt gestorben, wesentlich verschieden. Ist dem menschlichen Gefühle schon im Allgemeinen der Gedanke ewiger Verdammnifs, ewiger Entfernung von Gott widerwärtig und unbequem, so ist jede nähere Bestimmung, wodurch das noch leere Allgemeine concret wird, dem Gefühle und Verstande nur noch unleidlicher, so dafs sich gegen einen solchen Zustand ewiger Disharmonie des Universums alle Kräfte des Geistes empören. Am unerträglichsten ist aber die von dem Dichter aus eigner Machtvollkommenheit gegen einzelne bestimmte Personen ausgesprochene Verurtheilung. Diese Machtvollkommenheit gesteht der Dichter selbst dem Papste nicht zu, wie wir an Guido von Montefeltro sehen. *Inf. XXVII.* Dafs es nicht das Amt des Knechtes ist, einen fremden Knecht für die Ewigkeit zu richten, hält der Dichter auch dem Papste vor, wenn dieser eine rechte und linke Seite unter den Christen anzuordnen sich erkühnt. (*Parad. XXVII.* 46—48.) Ueber das letzte Gericht Gottes hat überhaupt der Mensch zum Voraus um so weniger ein Urtheil, als er das Innerste, Geheimste und Letzte in dem Nächsten nicht kennt, worauf der Dichter selbst an der Sterbestunde Manfred's — *Purg. III.* 112—115. — und Buonconte's von Montefeltro — *Purg. V.* 94. flg. — so zart und anschaulich aufmerksam macht. Der Dichter beruft sich selbst, dem richtenden Klerus gegenüber, auf Gottes Gnade, die dem Kinde nicht das Brod entzieht, *Parad. XVIII.* 129. Er weist auf die Pagina (*faccia*) im Worte Gottes, die der Klerus überschlägt und ungelesen läfst: „Gott will nicht den Tod des Sünders, son- „dern dafs er sich bekehre", oder vielmehr, wie Philalethes erinnert, auf die unzähligen Stellen desselben Inhalts. 2. Petr. 3, 9. — Hes. 18, 23. 32. — 1. Tim. 2, 6. Dennoch weifs er nicht allein die Sünde, sondern auch so viele einzelne *Sünder* ewig verdammt; er nennt sie mit Namen. Wenn ihn für diese Anmafsung irgend etwas entschuldigen oder *rechtfertigen* kann, so ist es zunächst die *Geschichte* selbst, die dasselbe thut, indem sie ebenfalls die individuellen Erscheinungen so, wie sie von ihrem Schauplatze abgetreten sind, fixirt und festhält. Eben deshalb wird *sie* als ein Weltgericht angesehen, in welchem jede einzelne Erscheinung zu ihrem *Abschlusse* kommt. Wie die Menschen in dem Buche der Geschichte verzeichnet stehen, — *Parad. XIX.* 113. — mit Ruhm gekrönt oder mit Schandmalen gebrandmarkt, — wie sie in der Erinnerung bleiben, so stehen auch hier die Einzelnen in der „*Mnemosyne*" des Dichters, nur dafs allerdings dieser Mnemosyne eine Objectivität zukommt, welcher hier wie in den Büchern der Geschichte die Autorität eines Gerichtes nicht abgesprochen werden kann.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 83.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1843.

Dante über Staat und Kirche. Antritts-Programm von Dr. Karl Hegel.

(Fortsetzung.)

Für den Dichter spricht nicht minder die *Poësie*, welche nicht die Sünden in *abstracto*, sondern eben nur in *concreten* Gestalten in ihrer Consequenz nachweisen kann. Die poëtische Phantasie ist es allein, welche die allgemeine Lehre von der Hölle aus dieser Leere abstracter Allgemeinheit hervorhebt und im Concreten veranschaulicht, damit sich ein Jeder prüfe, wie viel er davon ertragen, wie viel er davon glauben kann. Hierzu kommt drittens die *Natur der Sünde*, welche wesentlich darin besteht, dafs sie, von dem Subjecte getrennt, nicht zur *Wirklichkeit* kommt, sondern in dieser Trennung eben nur die an sich nicht strafbare *Möglichkeit* des Bösen ist, welche die sittliche Freiheit als ihre Negation an ihr selbst hat. Nicht die Möglichkeit der Sünde, sondern die wirkliche, *concrete* Sünde ist es, welche der Dichter in ihrer Consequenz nachzuweisen hat. Das vierte Moment der Rechtfertigung ist die *Natur der Strafe*, welche von dem Sünder so lange nicht abläfst, als die Sünde nicht von ihm weichet: darum sehen wir in Dante's Hölle die Verdammten nicht allein in der Strafe, sondern auch noch in der Sünde unbufsfertig beharren. Das fünfte ist aber der christliche Begriff der *Vergebung*, welche von der Annahme derselben bedingt ist. *Inf. XXVII.* 118.—120. Nicht „der einzelne Fehl" ist der Stachel der Strafe, sondern die mangelnde Tilgung oder Vergebung, oder vielmehr dieses, dafs die angebotene Vergebung nicht angenommen wird. Darum konnte wohl Prometheus, den der Hr. Verf. als ein solches ehernes Bild der Verdammnifs bezeichnet, darum konnte wohl Theseus (*Inf. IX.* 54.), ohne dafs die Sünder selbst sich verändern, von Herkules befreit werden, wiewohl andrerseits des Letztern Versuch mit Pirithous zu einem sprechenden Zeichen des zähen Verbandes sowohl zwischen Sünde und Strafe, als auch zwischen der Sünde und ihrem Subjecte auf eine merkwürdige Weise mifslang. Jedenfalls konnte aber der christliche Dichter die in der Sünde verstorbenen, von der Welt zwar, doch nicht von der Sünde abgetretenen Sünder von dem Felsen des Aergernifses nicht losreifsen, ohne der pantheistischen Verflüchtigung des Unterschieds zwischen Gut und Böse zu verfallen. Eben darum wird die Folge der Sünde an dem Sünder eben nur insofern, als er in diesem Stadium verbleibend gedacht wird, in der Erinnerung, die er hinterlassen hat, dargestellt: die Verdammnifs bezieht sich auf eben diese *Voraussetzung*, ohne dafs damit den unergründlichen Wegen Gottes vorgegriffen würde. *Parad. XX.* 130.—138. Endlich ist auch wohl zu bedenken, dafs die historischen Eigennamen überhaupt mehr oder weniger als Namen zur Bezeichnung bestimmter Sünden in concreter Gestalt, als *lebendige Ueberschriften zu bestimmten Rubriken* anzusehen sind. Daran hat uns der Sprachgebrauch längst gewöhnt: wir erinnern nur an Sardanapal, Nero, Krösus. So finden wir namentlich in tiefster Hölle eine Caina, eine Antenora, eine Tolemea und eine Giudecca. Je mehr wir uns daran halten, um so gründlicher werden wir uns mit dem Verfahren des Dichters versöhnen, es müfste uns denn eben nicht die Vorstellung des Dichters insbesondere, sondern die allgemeine Lehre aller christlichen Kirchen, welcher der Dichter folgt, — weil er es nicht besser weifs, das eigentliche Aergernifs sein. Dieses ist aber eben das Schwierigste und das Höchste für den Philosophen, dafs er der objectiven Autorität des Gedankens den subjectiven Widerspruch unterordnet, wiewohl er auch diesen Widerspruch in der Form des Mitleidens nicht unterdrückt. Wenn wir uns nun einerseits an dem menschlich-weichen *Mitleiden* des Mitsünders menschlich erquicken, wenn wir uns nicht

Digitized by Google

minder an allen den heitern und lieblichen Lebensbildern, deren Erinnerung den Dichter mitten in der Hölle nicht verläfst, unter allem Schauder und Grauen immerfort wieder erholen, stärken und ergötzen, so müssen wir uns doch andererseits noch viel mehr an der kolossalen *Kraft* und *Energie* des Geistes erheben, welcher, fern von aller Weichlichkeit, den entsetzlichen Zwiespalt, den die Sünde angerichtet hat, sich nicht verläugnen, noch verzierlichen oder verwitzeln darf, sondern dem Gerichte Gottes sich unterwirft. Wir müssen uns an der tapfern *Geduld* des Christen, womit er dem endlichen Rathschlusse Gottes und dem letzten Ausgange der Sünde in Erwartung entgegensieht, ohne selbst titanisch eingreifen zu dürfen, — ein Beispiel nehmen, und mit Virgil seinen heiligen *Zorn* würdigen lernen. *Inf. XIX.* 121—123. Es sind einmal noch nicht alle Widersprüche in zutreffende Harmonien aufzulösen; es ist vielmehr unsere Aufgabe, den Rifs, welchen die Sünde gemacht hat, das Dunkel, in welchem die Sünde besteht, als Thatsache anzuerkennen, weil unser Ruf: *Es werde Licht!* oder *Alle Sünde sei vergeben!* — doch nicht durchdringt. Und darum ist eben dieses das Gröfste in der Anschauung des Dichters, dafs er seinem Gefühle, seinem eigenen Gedanken nicht nachgiebt. Merkwürdig ist es aber, dafs eben dieser Dichter, welcher neuerlichst theils barbarischer Härte, theils der Versteinerung aller jenseitigen Zustände angeklagt wird, früher der Lehre von der Wiederbringung aller Dinge verdächtigt worden ist, weil er einen andern Ausgang der Hölle im Gegensatze zum Eingange statuirt. So viel ist wahr, dafs die Frage über Mehrung, Minderung oder Fortdauer der Höllenpein nicht aus der heiligen Schrift, sondern aus Aristoteles (*Inf. VI.* 106.) beantwortet und insofern die letzte Entscheidung offen erhalten wird, und Gott vorbehalten bleibt. Wenn man ihm ferner, wie er dem Medusenhaupte, (*Inf. IX.* 52. flg.), ein versteinerndes Princip vorwirft, gleich als wenn jenseits alles fix und fertig sei, so kann dies nur auf einer der Vorstellung und Darstellung des Dichters völlig unangemessenen Auffassung beruhen. Wir erinnern nur an Virgil selbst (*Inf. II.* 73. 74.), an Trajan und Ripheus, an Kato und Statius, an die wachsende Freude im Himmel (*Parad. V.* 105.), an die Möglichkeit der Linderung und Mehrung der Höllenpein (*Inf. IX.* 94.—96.), an die Ermahnung der Seligen im Himmel:

E voi, mortali, tenetevi stretti
A giudicar: che noi, che Dio vedemo,
Non conosciam ancor tutti gli eletti.
Par. XX. 133—135.

Aber wir können hier Dante's Stellung zur *Kirche* und zu ihrer Lehre nicht näher erörtern; jetzt wäre nur noch auf seine Theorie von der *Sünde* aufmerksam zu machen: auf die Möglickeit der Sünde,

Parad. I. 137—132.
Parad. IV. 76.

auf die Folge der Sünde,

Parad. VII. 79—84.

auf den Uebergang der Sünde aus der Oberwelt in die Unterwelt,

Inf. XIV. 88—120.

und zunächst auf die Klassification der Sünden, wie sie im XI. Gesange der Hölle und im XVII. Gesange des Purgatoriums dargestellt wird.

Mit der Theorie des XI. Höllen-Gesanges hängt auch die Erscheinung der drei Thiere (Panther, Löwe, Wölfin,) im ersten Gesange der Hölle zusammen. Neuerlich hat Kopisch mit Recht auf Jer. 5, 6. aufmerksam gemacht, daneben aber die Deutung auf Sinnenlust, Ehrgeiz und unersättliche Habsucht stehen lassen, wobei auch unser Hr. Verf. stehen bleibt, ohne darum die weitere Beziehung auf Rom, Florenz und Frankreich auszuschliefsen. Es fragt sich aber, ob nicht zunächst in jenen drei Thieren dieselbe Triplicität der Sünden, wie sie der Construction der Hölle und der Theorie des XI. Gesanges zum Grunde liegt, nämlich *Unenthaltsamkeit*, Incontinentia, ἀκρασια, *Gewaltthat*, bestialitas, θηριοτης, *Lug und Trug*, fraus, κακια, zu finden sein möchte. Darauf hat neuerlichst *Graul*, dessen Uebersetzung der Hölle in Kurzem zu erwarten ist, aufmerksam gemacht; damit scheint auch Cicero's Vorstellung (*De off. I.* 13.) übereinzustimmen, wie denn kaum zu verkennen ist, dafs diese dem Dichter vorgeschwebt hat. Noch wichtiger ist die Deutung des Veltro (*Inf. I.* 101.), welcher die Wölfin noch besiegen werde. Der Retter scheint zunächst für die Kirche, und nur mittelbar für den Staat bestimmt zu sein: im Purgatorium (*Prg. XXXIII.* 40—45.) wird gleicherweise ein Gesandter Gottes für die Zukunft prophezeit: im Paradiese (*Par. XXVI.* 61—63.) ein Scipio. Ist ein Kaiser, ist ein Papst, ein Geistlicher im Filzgewande, — *feltro*, oder sonst ein Reformator gemeint? Neuerlichst ist die Weissagung sogar auf Dante selbst bezogen worden. Noch scheint das Räthsel nicht gründlich gelöst.

Digitized by Google

II.

Die vorliegende inhaltreiche Abhandlung nimmt schon wegen ihres Gegenstandes den Gedanken so vielfältig in Anspruch, dafs wir ihr noch in einigen anderen allgemeineren Beziehungen nachgehen: wir glauben namentlich auf das Verdienst des Verfs. aufmerksam machen zu müssen, dafs er die grofse Erscheinung seines Helden in ihrer Zeit weltgeschichtlich und lokalgeschichtlich zugleich auffafst. Der Commentar zu dem ganzen Menschen ist seine Zeit, seine Umgebung: jede Biographie hat die Zeitgeschichte zu ihrem Complemente. Die Zeit ist die Luft, in welcher der Mensch lebt. Je mehr diese Spur bis in's Einzelne verfolgt, je weiter sie nach allen Seiten ausgedehnt wird, desto gründlicher werden wir den Dichter und Philosophen, den Theologen und Staatsmann kennen und würdigen lernen. Wir versuchen wenigstens einen allgemeinen Blick in die Zeit Dante's zu thun.

Kaiser *Friedrich II.* (*Inf. X.* 121. *XIII.* 59. *Par. III.* 128.) war nicht lange (1250.) gestorben, sein Einflufs auf Italien und Florenz wirkte noch nach, die Parteiungen zwischen Guelfen und Ghibellinen dauerten in vielfältigen Wandlungen fort, (*Prg. XVI.* 117.), *Konrad IV.* war seinem Vater schnell im Tode nachgefolgt, *Richard von Cornwallis* behauptete eben nur den Namen eines Reichs-Oberhauptes, in Constantinopel (*Par. VI.* 1—3.) war eben die mit den Interessen Italiens nahe verwandte lateinische Herrschaft (1261.) gefallen, in Ober-Italien hatte *Ezelino*, das Haupt der Ghibellinen, (1259.) ausgewüthet, (*Inf. XII.* 110.) sein Bruder *Alberich* war mit den Seinigen (1260) unter den fürchterlichsten Martern getödtet worden, die Schlacht bei *Montaperti*, — ein Werk *Farinata's*, den der Dichter mit Cavalcante di Cavalcanti, dem Vater seines Freundes Guido Cavalcante, in der Hölle unter den Ketzern (*X.*) trifft, — eben diese oft erwähnte Schlacht bei Montaperti hatte bereits (1260.) die Arbia roth gefärbt und den Ghibellinen im Namen Manfreds auf kurze Zeit Florenz wieder geöffnet; um diese Zeit waren die Herren von Scala, aus einer kleinen Kaufmanns-Familie entsprossen, zur Herrschaft von Verona gelangt, ihrer Zwei hatte Ezelino lebendig verbrennen lassen, aber die Nachkommen wurden nun erst (1263) desto mächtiger, — eben hatte *Clemens IV.* (1265.) — *Prg. III.* 125. — den päpstlichen Stuhl bestiegen, und *Karl von Anjou* sich gerüstet, Sicilien in Besitz zu nehmen, — als *Dante Alighieri* 1265. in Florenz geboren wurde, *come a ricompensa e conforto delle grandi sventure*, wie der neueste Biograph Melchior Missirini sagt. Am 6. Januar 1266. empfieng Karl die Krone von Sicilien — in Rom vom Papste. Bald darauf blieb *Manfred*, K. Friedrich's II. natürlicher Sohn, (*Prg. III.* 112—145.) in der Schlacht von Benevent 1266. — *Konradin*, Kaiser Friedrich's II. Enkel, wurde 1268. nach der Schlacht bei Tagliacazzo hingerichtet (*Inf. XXVIII.* 18.). Sein Blutrichter war K. Karl I. von Sicilien und Neapel, Graf von Anjou, derselbe, welcher — den Thomas Aquinas vergiftet haben sollte, derselbe, welcher Manfred's Söhne im Kerker lebenslänglich schmachten liefs, den Dante gleichwohl nicht verdammt, weil er noch Bufse gethan. *Prg. VII.* 113. 124. Damals war der Dichter kaum drei Jahre alt. Gleichzeitig verloren die Christen im Morgenlande (1268.) *Antiochien.* Im Jahre 1270. endete vor Tunis König *Ludwig IX.* von Frankreich: in demselben Jahre starb zu Frankfurt Kaiser Friedrich's II. unglückliche Tochter, *Margarethe* von Thüringen. Im J. 1271. fiel Prinz *Heinrich von England*, Richard's von Cornwallis Sohn, auf dem Rückwege von Tunis in Viterbo am Altare durch Meuchelmord, *Inf. XII.* 119. 120., wie später (1307.) Markgraf *Diezmann* von Meifsen in Leipzig, wobei die Sage den Dichter bekanntlich auch betheiligt hat. Im J. 1272. starb auch König *Enzius* von Sardinien, ein natürlicher Sohn K. Friedrich's II., in der Haft zu Bologna: das Hohenstaufenblut war nun ganz erloschen. Im J. 1276. traten drei Päpste auf einmal gegen einander auf: da war Dante eben eilf Jahr alt geworden, und bereits von *Beatrice's* Liebe getroffen. Als die Nachricht von der *Sicilianischen Vesper* (1282.) durch ganz Europa nachzitterte, war der Dichter siebzehn Jahr alt: als *Tripolis* fiel, 1288., da hatte er das 23. Jahr vollendet. Im J. 1290. starb *Ugolino* mit den Seinigen zu Pisa den Hungertod, 1290. (*Inf. XXXII. XXXIII.*). Im J. 1291. fiel *Ptolemais*, und hiermit die letzte sichtliche Frucht der Kreuzzüge *Inf. XXVII.* 89. Im Jahre 1291. war auch Can Della Scala geboren worden, der jüngste von drei Brüdern, die hinter einander zur Herrschaft in Verona kamen. Vom Jahre 1292. an wird der Name Uguccione della Faggiuola immer bedeutender, bald Herr in Arezzo, bald in Gubbio, bald in Genua, Pisa, Lucca. In Mailand erhob sich das Haus der Vis-

Digitized by Google

conti. — In der Romagna finden wir, wie in Toscana, die Guelfen und Ghibellinen, *jene* unter dem Familien-Namen der Geremei, zu welchen die *Malatesta's* von Rimini, die *Polenta's* von Ravenna, die *Manfredi* nebst Bruder Alberigo (*Inf. XXXIII.* 118.) sich hielten, *diese* unter dem Namen der Lambertazzi, an deren Spitze *Guido von Montefeltro* stand, der nach langem wilden Kriegsleben (1297?) Franziscaner wurde und in Bufse Gott suchte, (*Cov. IV.* 28.) aber nach einem anderen Berichte doch wieder in Sünde fiel und ohne Bufse in der Sünde starb (*Inf. XXVII.*).

Der Dichter war schon seit fünf Jahren verbannt und landflüchtig, als im J. 1307. die letzten patrinischen Ketzer zu Vercelli erlagen, als *Dolcino* mit glühenden Zangen zu Tode gemartert, *Margarethe* verbrannt wurde: *Inf. XXVIII.* 55., als in Frankreich 1307. die *Tempelherren* verhaftet, und nach der Synode von Vienne 1311. aufgehoben wurden, (*Prg. XX.* 91—93) als *Jacob Molay* 1314. den Feuertod starb. Unter solchen Weltverhältnissen war der Dichter herangewachsen und zum Manne geworden. Der neueste Biograph sagt: *Veramente eravi bisogno di un ingegno gigante come il suo perchè l'inerte e imprigionata mente prendesse il volo della vita e della creazione.*

In seine Lebenszeit fallen zwei kirchliche Synoden, die zweite zu *Lyon* 1274., welche griechische und römische Kirche zu vereinigen, Kirchenzucht und Clerus zu reformiren, und das *Conclave* zu organisiren bestimmt war, und die zu *Vienne* in ähnlicher Richtung 1311.: nicht minder zwei Sammlungen kanonischer Rechtsquellen, der *liber sextus* und die *Clementinen.* In seine 56 Lebenjahre fallen ferner 14 Päpste zu Rom und Avignon, vor allen *Bonifacius VIII.* und *Clemens V.* Und im deutschen Reiche folgten dem Interregnum 1250—1273. K. *Rudolph* v. Habsburg bis 1292., *Adolph* von Nassau bis 1298., *Albrecht* von Oesterreich bis 1308., *Heinrich VII.* bis 1313., worauf *Ludwig* von Bayern und *Friedrich* von Oesterreich folgten.

Dieses historische Register haben wir als einen Anfang zu weiterer historischer Ausführung, zu reicherer Ausfüllung nicht ohne Grund für Dante's Biographie entworfen. Im XIX. Paradieses-Gesange giebt uns der Dichter selbst eine synchronistische Uebersicht der Fürsten aus dem J. 1300., woran sich ein eigenstes Studium knüpfen liefse, und im VII. Gesange des Purgatoriums liegt uns ein nicht minder wichtiger Rückblick auf europäische Fürsten vor, die eben von der Bühne der Geschichte abgetreten waren. Der XVI. und XVII. Paradieses-Gesang führt uns in das Verderben der Zeit und zum Gegensatz in die Vorzeit von Florenz. Der VI. Gesang des Purgatoriums nach *Florenz*, wie es jetzt ist, wo

l'un l'altro si rode
Di quei, ch'un muro e una fosse serra.

Waren die allgemeinen Weltereignisse jener Zeit wohl geeignet, in dem Geiste des grofsen Zeitgenossen zur Ausbildung der Lehre vom Staate und von der Kirche mitzuwirken, so schienen die Florentinischen Zustände in Verbindung mit den Gährungen und Umbildungen in so vielen anderen Städten Italiens recht eigends dazu ausersehen, Dante's Lehre von dem Verhältnisse der Staatsbürger untereinander, und von der flüssigen Bewegung der Stände untereinander mehr und mehr zu entwickeln. Wir erinnern hier nur an die Florentinischen Spaltungen zwischen Ghibellinen und Guelfen, Weifsen und Schwarzen, zwischen Adel und Adel, zwischen dem Adel und vornehmen Bürgerstande, aus welchem letzteren später die Medici hervorgingen, zwischen dem *popolo grasso* und *minuto*, zwischen dem *popolo* und der *plebe.* Damals hatten sich in Florenz die Häuser der Vornehmen in Festungen und Kriegslager verwandelt, die einander befehdeten: eine Partei vertrieb oft die andere: unter Dante's Priorat wurden beide Parteien aus Stadt und Gebiet verwiesen. — *Inf. XI.* 60—75. *XV.* 61—78. *XXIV.* 143—150. Darum erinnern wir namentlich an die Institution der *Prioren* 1282., aber zugleich im bunten Wechsel an die *Feste* zu Florenz 1283. und an das Johannes-Fest von *Arezzo*, 1288., welchem die Niederlage der Sienesen bei *Toppo* folgte, (*Inf. XIII.* 120 flg.) — wie fast gleichzeitig (1296.) in unserm Norden an der Gränze der Neumark dem polnischen Fastnachtsspiele zu Rogodzno die Niederlage der Polen unter den Waffen der Markgrafen Johann und Waldemar und dieser Niederlage der Tod des polnischen Königs Przemislaw folgte.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 84.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1843.

Dante über Staat und Kirche. Antritts-Programm von Dr. Karl Hegel.

(Schlufs.)

Wir erinnern nicht minder an die Schlacht bei *Campaldino* 1289., in welcher Buonconte von Montefeltro, Guido's Sohn, Dante's Freund fiel, (*Prg. V.* 88.), an welcher der Dichter selbst auf Guelfischer Seite gegen die Aretiner und Ghibellinen Theil nahm, um Karl Martell auf seiner Rückreise nach Neapel den Weg zu bahnen: darüber haben wir beim *V.* Gesange des Purgatoriums von Philalethes den gründlichsten Unterricht erhalten. Für die inneren Angelegenheiten der Stadt war aber besonders wichtig *Giano della Bella* 1292., ein Mann des Volkes, in welchem der Aristokratismus der Ahnherren, die sich weiland unter Markgraf Hugo von Toscana — und *Brandenburg* (*Ugo Brandeburgense*) noch mehr erhoben und dessen Wappen (weifse und rothe Streifen) mit dem ihrigen verbunden hatten, in entschiedensten Popularismus umschlug, — *Parad. XVI.* 127—132. — Von dieser Zeit an war der Sturz und der allmählige Fall des alten Adels entschieden, und die gleichzeitige Hebung anderer Geschlechter förmlich sanctionirt. — Nicht lange darauf folgte Dante's *Priorat* 1300. und *Exil* 1302. *Parad. XVI.* 46 flg. — Im J. 1301. erschreckte der Einsturz der Brücke *alla Carraia* die ganze Stadt Florenz, welche sich versammelt hatte, auf dem Arno Darstellungen der Hölle zu sehen: damals war eben Cardinal Nicola von Ostia in Florenz, Frieden zu stiften: auch Dante hatte sich deshalb an ihn gewendet: aber die Schwarzen in Florenz vereitelten jeden Sühneversuch. Im J. 1307. endete Messer Corso Donati, (*Prg. XXIV.* 82.) *Forese's* (*Prg. XXIII.* 48. 76. *XXIV.* 74.) und *Piccarda's* (*Par. III.* 49. *IV.* 97. 112.) Bruder, ein Verwandter der Gattin des Dichters.

Mit eben diesen successiven Bewegungen im Innern stehen zugleich viele französische Namen in enger Verbindung: *Karl v. Anjou*, König Ludwig's IX. Bruder, König von Sicilien und Neapel, 1265. (*Prg. VII.* 113. 124. *XX.* 67 flg.), *Karl II.* von Neapel, des vorigen Sohn, 1285. (*Prg. VII.* 127. *Par. VI.* 106.) *Karl v. Valois*, König Philipp's IV. Bruder, 1301. (*Prg. XX.* 71.); nicht minder König *Robert* von Neapel, Karls II. Sohn, derselbe, dessen früh verstorbener Bruder Karl Martell im Sterne der Liebe (*Par. VIII.*) mit dem Dichter sich unterhält, derselbe, der bis zu Dante's Tode während dessen Exils die Signorie in Florenz verwaltete, welche nicht lange nach des Dichters Tode wie zur Erinnerung an ihn, an seine politische Lehre, und — an den Titel, womit er Theseus ausgestattet hatte, — *Inf. XII.* 17. — auf Walter von Brienne, den sogenannten *Herzog von Athen*, übergehen und in Tyrannei ausarten sollte.

Aber wir nennen nur einzelne Namen, um an die Geschichte von Florenz zur Zeit Dante's zu erinnern. Erst hierdurch werden wir in seine Lehre von dem inneren Staatsleben und namentlich von den Ständen in ihrem Unterschiede von Kasten eingeführt. Ein wichtiges Monument dieser Lehre ist die dritte Kanzone des Gastmahls, welche zugleich zum Zeugnisse dienen kann, dafs der Dichter in seinem Staate und dessen Organen noch etwas anderes als irdische Anstalten erkannte, denn hier ist es eben das *irdische* Moment der Fortpflanzung (Traducianismus), welches auch in Beziehung auf Staats-Verhältnisse dem *übernatürlichen* Odem des Geistes (Creatianismus) untergeordnet wird. Wie einerseits günstige irdische Verhältnisse der Pflege des göttlichen Geistes-Funkens zu Hülfe kommen können, und zur Mahnung dienen sollen, aber auch oft im entgegengesetzten Sinne gemifsbraucht werden, so ist es andererseits eben jene göttliche Abstammung, welche oft alle irdischen Verhältnisse und Hinderungen überwindet. In letzterer Beziehung setzt der Sänger der Kanzone als sein eig-

Digitized by Google

ner Kommentator hinzu: *Il divino seme non cade in ischiatta, cioè in stirpe, ma cade nelle singulari persone nobili: la stirpe non fa le singulari persone nobili, ma le singulari persone fanno nobile la stirpe.* Wenn in dieser letzteren Beziehung Dante *gegen* die Autorität des *Kaisers* Friedrich's II., ohne Rücksicht auf dessen unverkennbare Ironie, — welcher das Schicksal seines eigenen Geschlechts die Dornenkrone aufgesetzt hat, — die Waffen führt, so ist später *für* ihn ein *König*, Friedrich II., unter Berufung auf den König Melchisedek, den auch der Dichter (*Par. VIII.* 125.) zu gleichem Behufe anführt, in die Schranken getreten. Zu solcher Einsicht konnte namentlich die damalige Zeit dienen mit ihren Wechseln und Wandlungen,

Perch' una gente impera e l'altra langue.
Inf. VII. 82.

Je mehr sich solche Veränderungen und Schwankungen auf alle Einrichtungen, auf alle Principien der Verfassung erstreckten, um so mehr waren sie geeignet, die gesammte Theorie der Staats-Verfassung überhaupt von Neuem in Frage zu stellen. Es ist bittere Ironie, wenn es heifst:

Athen und Sparta, die Gesetze gaben,
Von alter Dauer, und so sittlich waren,
Sie machten gegen dich, Florenz, zum Bessern
Nur kleinen Anfang, denn du triffst so feine
Maafsregeln, dafs bis zu Novembers Mitte
Nicht reicht, was du einfädelst im October.
Prg. VI. 139—144.

Hiermit ist Philalethes Anmerkung zu dieser Stelle zu vergleichen.

Es ist auch wohl zu merken, dafs am 4. Nov. 1301. Florenz dem Herzoge Karl v. Valois die Thore öffnete, während im October alle Stimmen dagegen waren, von welchen zuletzt nur noch die Corporation der Bäcker gegen den Einlafs war.

Wie viel für die Politik an der Geschichte von Florenz zu lernen ist, darauf hat schon Macchiavelli gleich in der Einleitung seiner *istorie fiorentine* erinnert. Eine weitere Entwickelung derselben bis in die Specialitäten der Chronik hinein würde auch Dante's Leben, Dichten und Denken desto mehr zum Verständnifs bringen. Dazu hat neuerdings *Arrivabene* — *Il secolo di Dante* — und noch viel mehr, viel gründlicher und zuverläfsiger — *Philalethes* unschätzbare Materialien geliefert, deren Werth nicht dankbar genug anerkannt werden kann, und bis jetzt nur zu wenig gewürdigt, zu wenig studirt und benutzt worden ist. Neben der politischen Geschichte würde auch die gleichzeitige Literatur und Kunst, die italiänische, provenzalische und deutsche Poësie in Betracht kommen. Heinrich Frauenlob ist ein Zeitgenosse Dante's: in diese Zeit fällt der gesammte Inhalt der Manessischen Sammlung. — Um eben diese Zeit wurde am Dome in *Florenz* — und zu *Cöln* gebaut: um dieselbe Zeit wurde in Florenz das Battisterium (*Par. XV.* 134. *XXV.* 8. 9.) von Aufsen mit Marmorplatten neu bekleidet, die Kirche zum heiligen Marcus und zum heil. Domenikus, auch die Kirche zum heil. Kreuze — jetzt das Florentinische Pantheon — neu begründet, und — von *Folco Portinari*, Beatrice's Vater, — das Hospital zu S. Maria Nuova gestiftet. Aus eben dieser Zeit stammen die ursprünglichen Anlagen der Porta S. Gallo und des Palazzo vecchio. Auf die stolzen Prachtbauten der letzteren Art, auf die luxuriosen Festlichkeiten in Florenz scheint sich auch die zornige Apostrofe im *Conv. IV.* 27. zu beziehen, wenn es heifst: *Ahi malastrui e malnati, che disertate vedove e pupilli,* (*Matth.* 23, 14.) *che rapite alli meno possenti, che furate l'altrui ragioni: e di quello corredate conviti, — edificate li mirabili edificii: e credetevi larghezza fare!* — Solche Strafpredigten erklären sich recht eigentlich aus der Zeit, wiewohl sie für alle Zeiten sind, denn wenn es auch für den geringsten Geist ein Leichtes ist, die Einseitigkeit derselben zu erkennen und zu rügen, so ist es doch nicht minder wahr, dafs trotz den klügsten Widerlegungen eben jene eine Seite in dem Herzen einen Haken zurückläfst, der das eben beruhigte Gewissen mehr als einmal von neuem sticht und beunruhigt.

Uns ist übrigens Dante's Verhältnifs zu allen solchen Einflüssen, welche die Zeit wie die Luft ausübt, zu allen jenen näheren und entfernteren Ereignissen und Bewegungen nicht allein in historischer, oder in politischer, oder in literärischer, sondern hauptsächlich in allgemein menschlicher, näher in subjectiver Beziehung eben so merkwürdig, als unerschöpflich, eben so grofsartig, als liebenswürdig. Wie der Leser mit Dante's Werken nicht fertig werden und davon nicht loskommen kann, wenn er erst einmal in ihre Tiefen gedrungen ist, so können wir uns auch von dem historischen Lebensbilde des Dichters nicht wieder abwenden, wenn wir ihn erst wirklich einmal in der Totalität jener drei Wände zu S. Maria Novella gesehen haben. Dazu

Digitized by Google

gehört aber, dafs wir ihn nicht blofs nach seinen äufseren Beziehungen und Leistungen kennen lernen: wir müssen ihm auch in's Herz sehen und aus diesem Kerne, aus der Mittelwand heraus, seine Stellung beobachten, wie er mitten unter allen Welthändeln und städtischen Reibungen, welche sein politisches Glaubensbekenntnifs ausbilden helfen, mitten unter seinen diplomatischen Geschäften und Legationen, mitten unter seinen Priorats-Functionen im Dienste des Vaterlandes, mitten unter allen Leiden seiner Landes-Verweisung, bei der lebendigsten Theilnahme für alle Bewegungen der Zeit, — indem er sie unter der Form der Ewigkeit auffafste, — ein tief innerlich zartes Leben im Geiste führen und pflegen konnte. Wie eine Insel im Meere, rund um von brausenden Wogen bestürmt, aber nicht überwältigt, so liegt mitten im wogenden Ocean der politischen Bewegungen und persönlichen Anfechtungen wohl geborgen des Dichters *neues* Leben, ein Leben der Liebe, der Studien und der Poësie, das mitten „*unter dem lauten Lärme des Tages*" still und heimlich erblüht und gedeiht. So hatte schon der Knabe am festlichen Tage — *Beatrice* kennen lernen. Seit jenem ersten Maitage hat ihn die theuere Erscheinung nie wieder verlassen: sie ist die Seele seiner Lieder und Gedanken geworden. Darum fehlte er doch nicht bei Campaldino, und noch war nicht lange das Blut der Schlacht getrocknet, der rohe Kriegslärm des Schlachtgetümmels war kaum vorüber, als Beatrice in die Hütten des ewigen Friedens einging. Nun wurde nur noch mehr die Liebe zu *Beatrice* der rothe Faden, der durch Dante's ganzes Leben sich hindurchzieht, und ihn drüber hinausführt. Ihr verdanken wir die *nuova vita*, das *Convito*, die meisten Kanzonen, und — die *göttliche Komödie*, die er nicht als Jüngling, sondern als Mann empfangen,

Prg. XXIV. 52—54. *Parad. XXV.* 1. 2.

in seinem Innern getragen, bewahrt und bewegt, und endlich mitgetheilt hat. Darum glaube ich auch nicht allein in meinem Namen, sondern in der Seele Vieler das Wort zu nehmen, wenn ich meinem jungen Freunde den Krieg erkläre, insofern er jenen gründlichen und unauslöschlichen Liebeszug

Par. XXVII. 88—90.

eben nur als eine schwärmerische Jugendliebe (S. 14) bezeichnet. Nicht soll damit geläugnet sein, dafs der Jüngling und Mann sich oft vergessen und verirrt, oder dafs jene still geborgene Insel oft im Strudel der Bewegung unter Wasser gesetzt worden ist. Bezeichnet doch Beatrice selbst in jener merkwürdigen Strafrede (*Prg. XXX.* 115—145) gleich beim ersten Wiedersehen die Neigung des Geliebten zu ihrer leiblichen Schönheit als eine Jugendliebe, bezüchtigt sie ihn doch selbst der Untreue, des Wankelmuths, der Verirrung in das *alte* Leben. Mufs er doch selbst auf wiederholtes Befragen sich schuldig bekennen, und, nach der Ursache seiner Untreue befragt, die inhaltschwere kurze Antwort geben:

Le presente cose
Col falso lor piacer volser' mici passi,
Tosto che 'l vostro viso si nascose.
Prg. XXXI. 34—36.

Dennoch sind diese Störungen und Verirrungen das Vorübergehende, die Liebe selbst, die Liebe zu Beatrice, welche ihm der Weg zur Liebe Gottes wurde, ist das Bleibende. So bezeuget Beatrice, *Par. XXX.* 70. 72., so bezeugt er selbst, *Par. XXXI.* 79—90. Ohne Beatrice, ohne die Jugendliebe des neuen ewigen Lebens ist Dante Alighieri überall nicht zu denken, und in keinem Bilde wiederzugeben. Dafs aber Beatrice nicht eine blofse Allegorie ist, die — auf etwas anderes deutet, dafs Beatrice Sie selbst ist, dafür spricht die *Poësie* überhaupt, und Dante's Theorie insbesondere, und der Eindruck jedes Wortes, das er von ihr sagt. Aber — darüber ist gewifs unser Gegner selbst mit uns einverstanden: es ist eben nur ein einziger Ausdruck, der uns flugs in die Waffen, in den Harnisch getrieben hat.

Liebessehnsucht, das *desiderium* überhaupt, ist der Grundzug in der Seele Alighieri's. An die Sehnsucht nach Beatrice, an den zehnjährigen Durst, der dann doch noch 21 Jahre länger dauern sollte, knüpfte sich zugleich das *Heimweh*, — worauf auch Prof. Hegel aufmerksam macht, — das unauslöschliche Verlangen nach der Vaterstadt, die ihn verbannt hatte. In dieser Beziehung werden wir S. 26 namentlich auf die rührenden Herzensergiefsungen am Anfange des XXV. Paradieses-Gesanges aufmerksam gemacht: landesverwiesen und landflüchtig, nirgends heimisch, hofft der Florentiner noch immer nach Florenz zurückkommen zu dürfen, und dort am Arno als Dichter gekrönt zu werden. Wie rührend sind nicht minder am Anfange des Convito und der Bücher *de vulgari eloquio* die wiederholten Ausdrücke überfliefsender Zärtlichkeit, womit er die Heimaths-

Digitized by Google

stadt liebkoset. Es ist merkwürdig, dafs auch der Greis, dem Grabe nah, am letzten Abende seines Lebens,

..quia tam proni scindebant aethra jugales,
..da die Rosse der Sonn' abwärts den Aether durchschnitten,

in seinen letzten lieblichen Schwanengesängen aus Ravenna,

Quod libeat niveis avibus resonare Caystrum,
Temperie coeli laetis et valle palustri,

Wie sich die schneeigen Vögel erfreu'n des Gesangs am Caystrus,
Froh der Bläue des Himmels und froh des Wassers im Thale,

eben diese Hoffnungen noch einmal laut werden läfst. Diese Seite seiner Seele gehört so sehr zu seinem historischen Lebensbilde, dafs wir noch zuletzt den Schäfer Tityrus mit Mopsus, mit Meliböus und Aphesiböus nach den lateinischen Eclogen, die er in dem letzten Jahre seines Lebens mit *Johann de Virgilio* wechselte, hören müssen. Dante Alighieri ist Tityrus, Johann ist Mopsus. Tityrus sagt zu Meliböus:

Nonne triumphales melius pexare capillos,
Et, patrio redeam si quando, abscondere canos
Fronde sub inserta solitum flavescere Sarno?
Ille: quis hoc dubitet? propter quod respice tempus,
Tityre, quam velox; nam jam senuere capellae,
Quas concepturis dedimus nos matribus hircos.
Tunc ego: quum mundi circumflua corpora cantu
Astricolaeque meo, velut infera regna patebunt,
Devincire caput hedera lauroque juvabit.

Wär's nicht besser, zu schmücken die Haare zu festlichen Ehren,
Und die grauen, die blond einst waren, zu bergen im Laubkranz,
Wenn ich zurück einst kehre zum heimischen Strome des Arno?
Er: was zweifelst du dran? drum nimm der flüchtigen Zeit wahr,
Tityrus, denn schon alt sind die Zicklein geworden, die einst wir
Jung zur Heerde gethan, jetzt Mütter stattlicher Böcke.
Ich: wenn durch meinen Gesang die meerumflossenen Wesen,
Und die Bewohner der Sterne, wie die der Hölle, sich kund thun:
Dann umschlinge das Haupt Lorbeer und die Ranke des Epheu.

So wandert Dante's Ecloge nach Verona. — Mopsus antwortet in gleichem Sinne:

O si quando sacros iterum flavescere canos
Forte tuo videas, et ab ipsa Phyllide pexos,
Quum visendo tuas tegetes miraberis uvas!

Sähst du doch einst die Haare, die grauen, zu Ehren verjünget
An der Heimath Quelle, von Phyllis selber geschmücket;
Sie sehnd freust du dich auch des voller umranketen Laubdachs!

Und darauf folgt in der letzten Antwort des Dichters der Segenswunsch des Alphesiböus, den er über das theuere Haupt ausspricht:

Hoc illustre caput, cui jam frondator in alta
Virgine perpetuas festinat cernere frondes.

Dies ehrwürdige Haupt, dem schon den ewigen Laubkranz
Eilend der Gärtner bereitet vom hohen Baum der Jungfrau.

Wer könnte in diesen idyllischen Zwiegesprächen das *zwiefache Heimweh* und die unwillkührliche Verschlingung eines mit dem andern verkennen? Wenn wir in *Tityrus* Dante Alighieri wiederfinden, so werden wir auch in *Phyllis* Beatrice erkennen. Und unversehens verklärt sich das Wiedersehen am Arno in das Wiedersehen in dem Heimathlande aller Menschen an den Lebensströmen Lethe und Eunoë. Das grünende und blühende Paradies ist das ächte Florenz: dort finden sich statt des Arno zwei Flüsse zumal. An den Ufern des Lethe begegnet dem Pilger *Mathilde*, die voraufgeht, und eh' er zur Eunoë gelangt, erscheint *Beatrice*. In der Jungfrau können wir *Diana* und *Maria* zugleich nicht verkennen:

Prg. XXV. 128. 138.

und in dem *Frondator*, der *ewige* Kränze flicht und darreicht, sehen wir den *ewigen Gärtner*, *ortolano eterno*, und die Pflanzen seines Gartens,

Le fronde, onde s'infronda tutto l'orto
Parad. XXVI. 64. 65.

wiederscheinen: am Lethe sehen wir schon seine Dienerin im Garten beschäftigt voraufgehen,

Cantando ed iscegliendo fior da fiori.
Pag. XXVIII. 41.

In dieser Beziehung hat des Dichters Heimweh wirklich Befriedigung erfahren, erst in der Entzückung, von welcher die göttliche Komödie zeugt, dann im Tode; denn wenn er auch nicht in die theuere Vaterstadt Florenz heimkehren konnte, so ist er doch im Jahre 1321. aus Ravenna fortgezogen und in die ewige Vaterstadt heimgegangen, welche die Wahrheit des irdischen *Staates* ist, *la vera cittade*, und zu dem irdischen Staate in demselben Verhältnisse steht, wie ihr *Thurm* zu der irdischen Kirche.

Prg. XVI. 95. 96

C. F. Göschel.

Digitized by Google

№ 85.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1843.

XLIII.

Das klassische Alterthum für Deutschlands Jugend. Eine Auswahl aus den Schriften der alten Griechen und Römer. Uebertragen von Dr. Heinr. Weil. Berlin, 1843. *Verlag von Veit u. Comp. XIV S. Vorrede u.* 310 *S. Text.* 8.

Der Gedanke, der diesem Buche zum Grunde liegt, ist vortrefflich. Den deutschen Real- und Bürgerschulen, den Mädchen und den Knaben, die des Gymnasialunterrichts entbehren, oder bevor sie auf den Grund desselben kommen, thut ein Lesebuch aus dem klassischen Alterthum noth, nicht in Nacherzählung, sondern in treuer aber dabei echt deutscher Uebersetzung erlesener Abschnitte aus den klassischen Autoren. Warum aus dem klassischen Alterthum? Weil die Kenntnifs desselben ein für alle Mahl die Grundlage oder eine der wesentlichsten Grundlagen höherer Bildung ist. Warum mit den eignen Worten der alten Autoren? Weil ihre sinnige Natürlichkeit und ihr unverdorbenes Schönheitsgefühl der ewige Born jugendlicher Frische ist. Wem die Erlernung der alten Sprachen und der Genufs jene Autoren im Original zu lesen versagt ist, der kann die Lücken seines Wissens und seiner Bildung immer noch durch gute Uebersetzungen ausfüllen, aber der Sinn dafür mufs ihm offen sein, und er mufs ihm geöffnet werden durch eine Auswahl des Verständlichsten und am meisten Ansprechenden: der Jugend mufs überhaupt das Erlesenste dargeboten werden.

Hr. Weil spricht in seiner Vorrede, die von Frankfurt am Main datirt ist, über Plan und Anlage dieser jugendlichen Chrestomathie gehaltvolle Worte. Die heutige Bildung, sagt er, ruht auf zwei Stützen, auf Morgenland und Griechenland, gleichsam auf einer geistlichen und weltlichen: die eine wird uns fortwährend durch die Bibel vertreten, die andere wurde bisher und wird auch noch auf unsern gelehrten Schulen gepflegt. Aber jetzt haben sich durch die Entwicklung der Zeit Realschulen erhoben, und neben ihnen stehen die Bürgerschulen, deren Aufgabe es nicht minder ist aus ihren Zöglingen gebildete Menschen zu machen. Der Verstand findet auf ihnen reichliche Nahrung, aber der Sinn für das Edle, für das nicht unmittelbar dem Leben Dienende, für das Schöne, will auch vielseitig geweckt und gepflegt sein; es mufs diesen Schulen ein Ersatz für die klassische Bildung gegeben werden. Und dies soll ein solches Buch leisten, in welchem die Alten mit Ablegung des Fremdartigen, in vollkommen deutscher Rede, zu der Jugend sprechen. „Dies Buch soll also, sagt Hr. Weil S. VI, neben den herkömmlichen, die dadurch nicht ausgeschlossen werden, ein Lesebuch für Bürger- und Realschulen sein; zu gleicher Zeit aber auch ein Buch, woraus im Kreise gebildeter Familien der Vater oder die Mutter den Knaben vorlesen, und wozu diese auch allein häufig zurückkehren mögen".

Ref. findet das Buch für beide Zwecke, besonders aber für den letzteren sehr geeignet und wünscht ihm die weiteste Verbreitung. In der häuslichen Lectüre wird es sich sehr wohl an Beckers Erzählungen aus der alten Welt anschliefsen, ein Buch, welches Kinder von 10 bis 12 Jahren mit Lust und Theilnahme für die Griechische Sagenwelt erfüllt und sie geneigt macht nun auch die wirklich antike Darstellung in sich aufzunehmen. Zum Behuf des Schulgebrauches würden wir dem Buche noch mehr konkreten Inhalt wünschen, woran sich die Erläuterung des Lehrers beim Geschichts- und Deutschen Sprachunterricht halten könnte. Denn diese beiden Lehrobjecte repräsentiren in Real- und Bürgerschulen neben dem Religionsunterrichte die humane Seite des Unterrichts. Der Religionsunterricht, vorausgesetzt dafs er rechter Art ist, ersetzt in diesen Schulen die Philosophie. Also müfste das hu-

Digitized by Google

mane Schullesebuch vornehmlich Geschichte, Kunst und Poesie enthalten. Im vorliegenden Buche fehlt die Kunst, die Geschichte ist nicht geschlossen, die Poesie müsste noch verstärkt werden; dagegen könnte die Philosophie etwas an ihrer Ausdehnung gekürzt werden. Wir wollen hiemit der philosophischen Privatlectüre nicht zu nahe treten, aber in einem Lesebuche für die genannten Schulen wird sie zumeist nur in der Form der gnomischen Poesie Beifall finden. Der Erfolg beim Schulgebrauch wird es lehren, denn wir wünschen allerdings auch, dafs das Buch in Schulen Eingang finde, da wir kein anderes und kein besseres dieser Art kennen.

Hr. Weil beginnt seine Auswahl mit Abschnitten aus Xenophons Cyropädie, welche das Jugendleben des Cyrus beschreiben. Einige ähnliche Abschnitte aus Plutarch und Herodot beschliefsen die Abtheilung Knabenalter. Es folgen epische Sagen, der Homerische Hymnus auf den Hermes beinah vollständig, Abschnitte aus der Odyssee theils in Prosa übersetzt, theils aus Vossens meisterhafter Verdeutschung. Die Abtheilung Jünglings- und Mannesalter enthält Stücke aus Plutarchs Biographien, aus der Ilias und aus Herodot. Dann folgen, unter der Ueberschrift Geschichtliches, Schilderungen des alten Staats- und Kriegerlebens, der Perser, Athener, Spartaner, Römer, Germanen, Uebersetzungen aus Plato, Herodot, Plutarch, Cäsar, Tacitus Germania, Thucydides, Demosthenes, die Beschreibung des Ausbruchs des Vesuvs in zwei Briefen des jüngern Plinius. Die Abtheilung Züge und Gedanken enthält viele sinnige Kernsprüche der Griechischen Weisen, so wie die folgende Blumenlese aus der Griechischen Anthologie sehr viel richtig Gedachtes, rund und schön Ausgedrücktes, grofsentheils nach Herders Uebersetzung, dann auch einiges aus den Sinngedichten des Martial. Darauf die verhältnifsmäfsig gröfste Abtheilung Philosophisches, aus Xenophon und Cicero, besonders aber in sehr erwecklichen und ansprechenden Abschnitten aus Plato; endlich lyrische und dramatische Poesien, deren Schlufs Sophokles' vollständige Tragödie Oedipus in Kolonos macht, die zum Theil im antiken Versmaafs übersetzt, theils in Prosa skizzirt ist.

Die Auswahl ist sinnig, die ganze Gabe verdient den Dank derer, die ihrer sonst entrathen wären: den einen wird dies, den andern jenes mehr ansprechen. Es wäre unbillig die Sammlung dafür anzusehn was sie nicht enthält, statt anzuerkennen was sie enthält. Was Ref. noch mehr aufgenommen haben würde, ist schon angedeutet: er würde vornehmlich der Abtheilung Geschichtliches mehr Abrundung und eine gewisse Vollständigkeit gegeben haben: es ist nicht schwer die Lichtpunkte der alten Geschichte durch Aneinanderreihung von Abschnitten aus Herodot, Thucydides, Xenophon, Nepos, Plutarch und Polybius in ein zusammenhangendes Ganze zu vereinigen; ja wir wollten uns anheischig machen eine historische Chrestomathie der schönsten Art auf 100 Seiten zu geben, ohne der wesentlichen Idee, dafs die Lectüre des Buchs eine Schule der reinsten Humanität sein soll, zu nahe zu treten. Was wir dagegen ausgelassen wünschen, ist schwerer zu sagen. Der Hymnus auf den Hermes möchte dem heutigen Stande der Bildung, selbst im Knabenalter, nicht mehr angemessen sein, diebische List kann nicht mehr für eine göttliche Eigenschaft gelten: es gehört schon einige philosophisch-historische Bildung dazu sich in jenen Zustand der Natürlichkeit hinein zu versetzen, und die Erörterung dieses Standpunktes ist wiederum für den Knaben zu hoch. Hr. Weil hat sonst Anstöfsiges gegen die heutige Ansicht, wo es etwa in den Originalen mit unterlief, durch Auslassung geschickt vermieden.

In Betreff dessen, was Hr. Weil selbst übersetzt hat, kann ihm das Zeugnifs nicht versagt werden, dafs er sorgfältig und geschickt übertragen hat, in Prosa sowohl als in antikem Versmaafs. Es kommt hierbei weniger auf genaue Wörtlichkeit als auf den richtigen Sinn und den Ton des Ganzen und die Deutschheit an. Ref. hat nicht das ganze Buch mit den Texten verglichen, aber er hat das Buch in Erinnerung an die Originale mit Vergnügen durchgelesen und ist nur selten angestossen. Wo dies der Fall war, ergab sich dann zuweilen ein Fehler in der Auffassung. So heifst es S. 199 in der Vertheidigungsrede des Sokrates: „da pries ich den Euenos glücklich, wenn er in Wahrheit diese Kunst besäfse und so taktvoll lehrte". *Taktvoll* wird mit einer Note versehen: „d. h. so billig, denn die andern Sophisten liefsen sich ungeheure Summen dafür bezahlen". Aber wann heifst Deutsch taktvoll s. v. a. wohlfeil? Und fünf Minen sind an sich ein ansehnliches Honorar und in dem Zusammenhang noch mehr, wo sie als ein Beweis ange-

Digitized by Google

führt werden, wie viel sich jemand, der für Geld unterrichtete, verdienen konnte. Die Uebersetzung ist im Uebermaafs etymologischer Treue falsch. Das Griechische ἐμμελῶς heifst nichts anderes als *geschickt.* „Ich pries ihn glücklich, wenn er so geschickt wäre", sagt Sokrates mit dem Zweifel, ob er es in der That war. S. 142 aus Tacitus Germania heifst es: „das Gelübde der sehnenden Gattin wird ein einziges Mahl abgelegt". Wie? Sehnende Gattin? ein Mädchen sehnsüchtig nach dem Manne? Das ist der deutschen Reinheit nicht gemäfs. Tacitus spricht nicht von Sehnsucht, er sagt „die Hoffnung und das Gelübde der Gattin hat nur ein Mahl statt und nicht wieder", d. h. sie vermählt sich nur ein Mahl. Ebendas. „Ist alles aufgezehrt, so wird, der so eben *Gastfreund* gewesen, nun Wegzeiger zu gastfreiem Heerde und Begleiter". Er hört nicht auf Gastfreund zu sein; aber Lateinisch ist *hospes* Wirth und Gast. Tacitus sagt in diesem Satze nichts vom „gastfreien Heerd". Dies kommt später, wo es heifst: „sie gehen ins nächste Haus, uneingeladen; doch das hindert nicht, der Empfang ist gleich freundlich". Es mufs wörtlich und deutlicher heifsen: „Ist alles aufgezehrt, so wird der, welcher so eben Wirth gewesen, nun Wegweiser des Gastes und Begleiter." S. 143 „Zum Trank dient ein Gebräu aus Gerste oder Korn, wenn man will dem Weine zu vergleichen, *nur verschlechtert*". Wie kann man Bier einen verschlechterten Wein nennen? Das Lateinische *corruptus* drückt nur die Veränderung durch zugesetzte Stoffe und bewirkte Gährung aus, wodurch der Gerstensaft Bier wird. Wenn Hr. Weil *humor ex hordeo aut frumento* durch „ein *Gebräu* aus Gerste oder Korn" übersetzte, so hatte er damit schon *corruptus* vorweggenommen und ausgedrückt. Darüber s. zunächst Ernesti's Note. Wir fühlen uns veranlafst dergleichen zu bemerken, weil wir nicht läugnen mögen, dafs wir an dem Ausdruck in der Vorrede, der Geist der Alten lebe noch immer in ewiger Jugend „trotz der ertödtenden Gelehrsamkeit ihrer Erklärer", einen moralischen Anstofs genommen haben. Wie konnte dem Herausgeber eines Lesebuchs der Humanität eine solche Aeufserung entfallen, die ganz nach der trotzigen Einbildung der Realschule schmeckt? Es würde schlecht bestellt sein mit dem Geist der Alten, wenn die gelehrten Erklärer ihn ertödteten, also die ungelehrten ihn am Leben erhielten! Hr. Weil wird sich hoffentlich des Beirathes jener auf seinem Wege fleifsig bedient haben, denn sein ist der Schade, wo er es nicht gethan hat. In metrischer Hinsicht ist uns S. 34 der Dactylus *lachte laut* (*laut* als kurze Sylbe), und der fehlerhafte Pentameter S. 190 „Lebe mit der Vernunft und du bist nimmer arm", aufgefallen.

Hr. Weil hat den Text hie und da durch Anmerkungen erläutert. Dies hätte wohl für die vorausgesetzten Leser noch etwas häufiger geschehen können, auch in Bezug auf die Sprache. So bedurfte in der Vossischen Odyssee S. 76 der „wohlgebühnete Saal" einer kurzen etymologischen Erklärung. Die alten Versmaafse dürften ebenfalls noch eine angemessene Erläuterung wünschenswerth machen, da ihre Kunst jüngeren und älteren Lesern ohne Gymnasialbildung zu oft ein Geheimnifs bleibt.

Es thut uns leid, dafs die Correctur des empfehlenswerthen Buches bei dem sonst guten Druck nicht sorgfältig genug besorgt worden ist. Der Verf. entschuldigt sich mit seiner Entfernung vom Druckorte und giebt ein ansehnliches Verzeichnifs nachträglicher Correcturen, wozu doch wohl noch Nachträge zu machen sein werden, wie S. 174 unten statt 430 zu lesen ist 330 vor Chr. Auch müsste der Ladenpreis etwas niedriger gestellt werden, wenn die Einführung des Buches in die Schulen bewirkt werden sollte.

C. G. Zumpt.

XLIV.

Denkmale des Mittelalters. St. Gallens altteutsche Sprachschätze. Gesammelt und herausgegeben von Heinrich Hattemer. I. Bd. 1. Lief. St. Gallen, 1842. *Verlag von Scheitlin und Zollikofer.*

Das erste Heft eines gröfseren Werkes, das nach dem beigegebenen Prospectus im Laufe von drei bis vier Jahren vollendet werden soll und in 16 bis 24 Heften diplomatische Abdrücke aller zu St. Gallen befindlichen altdeutschen Handschriften zu liefern verspricht. Bei der grofsen Wichtigkeit der Sprachschätze, die wir dem Fleifse der St. Gallischen Mönche verdanken, ist das Unternehmen höchst verdienstlich; die deutsche Grammatik kann kaum ein einziges Gesetz aufstellen, bei dem sie nicht auf eine der althochdeutschen Quellen zurückkäme, die uns allein in Notkers altem Wohnsitz aufbewahrt sind; sie würde einzelne Kapitel derselben, so unerquicklich sie ihrem Inhalte nach sind, weniger gern entbehren als manches schöne lange mittelhochdeutsche Gedicht; und diese Werke liegen bisher zum Theil noch in den Handschriften begraben, zum Theil

Digitized by Google

sind die Ausgaben derselben, wie Hr. Hattemer versichert, ungenau. Wir erhalten in der vorliegenden Lieferung den bisher noch ungedruckten, auch in einer Wiener Handschrift befindlichen Sterbegesang der ehrwürdigen Beda, den Vokabularius S. Galli und die erste Hälfte der keronischen Uebersetzung der Benedictinerregel. Eine Vergleichung des Vokabularius mit den Drucken in Wackernagel's altdeutschem Lesebuch Sp. 27—32 (nach einer Abschrift Lachmann's) und in Graff's Vorrede zum Sprachschatz S. LXV—LXVII zeigt vielfache Abweichungen von beiden, doch stimmt Hattemer bei Weitem in der Mehrzahl der Fälle mit Wackernagel gegen Graff überein. Bei Kero sind die Abweichungen von Schilter natürlich bedeutend, allein der Herausgeber bezeichnet auch Graff's in der Diutiska 3, 198—209 niedergelegte Collation als ungenau und weicht von den Formen, die Graff im Sprachschatz aufstellt, mehrfach ab. Wir, die wir die Handschriften nicht kennen, vermögen des Herausgebers Verdienst jenen Gelehrten gegenüber weder zu erheben noch herabzusetzen, doch ist es bei so wichtigen Quellen schon von Interesse die verschiedenen Leseweisen zu erfahren, welche die schwierigeren Wörter der Handschrift zuzulassen scheinen, und in jedem Falle zeigt diese Sammlung viele Sorgfalt. Vollkommen zu billigen ist des Herausgebers Verfahren, insofern er keine Silbe an den Texten ändert, nur einzelne Worttrennungen, Wortverbindungen, Auflösungen u. dgl. sich erlaubt und auch diese gewissenhaft durch anderen Druck als sein Eigenthum ausscheidet; bei althochdeutschen Werken, die nur in einer einzigen Handschrift und zumal in einer so guten und alten, wie die zu St. Gallen sind, sich erhalten haben, macht das Schwanken der Laut- und Flexionsverhältnisse durchaus nur eine diplomatische Ausgabe wünschenswerth; in der gesammten althochd. Literatur wird sich vielleicht blofs Otfried für eine kritische Behandlung eignen; allein wir sehen nicht, weshalb der Herausg. die Interpunction nicht hinzufügt, wie wir überhaupt sein allgemeines, in der Vorr. ausgesprochnes, Urtheil über den Werth der diplomat. und krit. Ausgaben in keiner Weise unterschreiben können. Er sagt hier, es habe ihn bei dieser Einrichtung seines Werkes die Ueberzeugung geleitet, „dafs keine kritische Ausg. für die Wissenschaft den Werth einer diplomatisch genauen erreiche; denn bei gelehrten Arbeiten ist Nichts angenehmer und wichtiger, als zwischen seiner Arbeit und ihrer Grundlage kein fremdes Glas zu haben, und immer bleibt, auch gegenüber jeglicher Auctorität ein ängstliches Mifstrauen und eine qualvolle Unsicherheit, besonders wenn man die Erfahrung gemacht, wie wenig man sich öfters auch auf gepriesene Namen verlassen kann." Der letztere Grund ist natürlich keiner, da Nachläfsigkeit bei diplomatischem Abdrucken mindestens eben so häufig ist wie Willkühr bei krit. Behandlung der Texte, zumal da bekanntlich die diplomatischen Abdrücke oft nur ein willkommnes Mittel für die mühescheue und kenntnifslose Eitelkeit sind, sich eine gewisse Celebrität zu erzwingen. Was aber das fremde Glas betrifft, das sich bei der krit. Ausg. zwischen den Leser und das Werk drängen soll, so ist auch dies, sobald der Herausg. seiner Arbeit gewachsen ist, und das mufs hier vorausgesetzt werden, gar nicht vorhanden; da alle wirklichen Abweichungen und selbst die einigermafsen bemerkenswerthen Schreibungen mit aufgeführt werden und dadurch jedem Leser die Möglichkeit geboten wird, selbst zu urtheilen; wer aber so schwach ist, dafs er, sobald ihm der Herausgeber durch Orthographie und Interpunction andeutet wie er die Stelle fafst, gleich sein eignes Urtheil gefangen giebt, dem ist doch sicher gedient, wenn man ihm nur irgend eine Ansicht mittheilt, da er sonst keine hätte. In der mittelhochd. Poesie, deren krit. Ausgaben Hr. Hattemer nur im Auge haben kann, da die Kritik im Althochd. noch nicht weiter gegangen ist, als dafs sie interpungirte, von den Schreibfehlern der Handschrift gereinigte Texte gegeben hat, hier, wo das Schwanken der Formen weit unbedeutender ist, und wo der Herausg. in Versmafs und Reim zwei höchst wichtige Kriterien besitzt, sind es zwei Gründe vorzüglich, welche für die Wissenschaft eine krit. Ausg., sobald die äussere Möglichkeit derselben da ist, wünschenswerth machen: erstens kann man nicht alle Handschriften abdrucken und nicht immer findet sich eine entschieden beste unter ihnen, dann aber wird sie ohnehin zu Grunde gelegt; zweitens kann der Grammatiker und Literarhistoriker nicht in jedes Werk, das er zu gröfseren Zwecken bedarf, sich so tief hineinleben, dafs er bei schwankender Ueberlieferung, besonders wo zwei Lesarten äufserlich gleich stark beglaubigt sind, alsbald nach dem gesammten Geiste und nach den kleineren sprachlichen und stilistischen Eigenthümlichkeiten des Gedichts das Richtige wählen könnte; das aber kann der krit. Herausg. sehr wohl. Dazu haben die Ausgaben alter Werke doch nicht blofs den Zweck, das Material dem Grammatiker und Literarhistoriker zugänglich zu machen; sondern die Werke wollen an sich genossen werden, doch wie Viele sind für den Genufs zwar empfänglich, allein sie haben nicht die Geläufigkeit, ein Gedicht des 13. Jahrh., welches ein Schreiber des 16. Jahrh. in seine Sprache umgesetzt hat, auch gleich zu lesen; da in demselben Metrum und Reim oft ganz verschwinden und erst wieder auftauchen, wenn man die Formen des 16. Jahrh. in die des 13. zurücksetzt. Aber selbst dann, wenn die Mittel zu einer durchgreifenden kritischen Behandlung fehlen, ist sehr selten, d. h. nur dort wo das Verständnifs überhaupt zweifelhaft oder unmöglich ist, ein Grund da, die Interpunction wegzulassen, und wir glauben, dafs zu diesem Verfahren, das man bei Kero's knechtischer, syntaktisch höchst unbeholfner Interlinearversion noch entschuldigt, bei Notker keine Veranlassung mehr sein wird. — Sonst ist in Betreff der Einrichtung des Buches noch lobend zu erwähnen, dafs der Herausgeber jedem einzelnen Stücke eine genaue Schilderung der Handschrift und eine Angabe der bisherigen Drucke vorausschickt, und vor Kero noch besonders die Zeitbestimmungen von Goldast, Stipplin, Ildefons von Arx u. And. zusammenstellt, sowie die sonst ihm zugeschriebenen Uebersetzungen aufführt. Auch der saubre und sparsame Druck empfiehlt das Werk.

Digitized by Google

№ 86.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1843.

XLV.

W. Drumann, Geschichte Roms in seinem Uebergange von der republikanischen zur monarchischen Verfassung, oder: Pompejus, Cäsar, Cicero und ihre Zeitgenossen. Th. 5. Königsberg, 1841. *bei Bornträger.*

Als vor neun Jahren der erste Theil des umfangreichen Geschichtswerks erschien, dessen fünften Theil ich einer ausführlichen Beurtheilung zu unterwerfen beabsichtige, erweckte sowohl der Name des berühmten Hrn. Verfs., als der Zeitraum, auf den der Plan des Werkes sich beschränkte, die zuversichtliche Erwartung, dafs das Werk sich den Niebuhr'schen Leistungen würdig an die Seite stellen werde. Ungeachtet der grofsen historischen und politischen Bedeutung jenes Zeitraumes, ungeachtet des gerade hier so reichlichen Ergusses der Quellen, und der zahlreichen zum Theil höchst werthvollen Monographieen, entbehrte das wichtigste Jahrhundert der römischen Geschichte doch noch immer einer zeitgemäfsen umfassenden und erschöpfenden Behandlung; dem von Niebuhr gegebenen Impulse folgend, hatten sich die Studien der gelehrten Forscher einer anderen Zeit zugewandt, welche zu glanzvollen Combinationen und glücklichen Entdeckungen ein reicheres Feld eröffnete; den meisten Historikern fehlte es, wozu sollen wir es leugnen? an dem richtigen Takte und vielseitiger Uebung für die Anschauung der reichen politischen Entwickelungen, welche dies Jahrhundert zu einer unvergänglichen Bildungsschule für den ächten Staatsmann machen werden. Als nun das Werk des Hrn. Drumann sich mit einem seltenen Aufgebot historischen Wissens, welches eine vollständige Herrschaft über das historische Material versprach, ankündigte, folgten viele, und Rec. bekennt es ohne Hehl, zu dieser Zahl gehört zu haben, dem gelehrten Hrn. Verf. gern aus den unfruchtbaren Urwaldungen der Pelasger, Umbrer, Etrusker und dem „Italien vor der Herrschaft der Römer" auf das lichte, freie und fruchtreiche Feld wirklicher Geschichte, und beruhigten sich deshalb leichter über die Unbehülflichkeit der Form, über die unzweckmäfsige Vertheilung des Stoffs nach Geschlechtern und Individuen, über die massenhaften Anhäufungen von Citaten; man glaubte selbst, diesen mühsamen Fleifs dadurch ehren zu müssen, dafs man, bis fernere Mittheilungen eine weitere Umsicht gestatten würden, einstweilen mit dem Urtheile zurückhielte. Wenn Rec. jetzt ein Urtheil zu fällen wagt, so wird ihm der Hr. Verf., auch wenn es seinen Wünschen und Ansprüchen nicht genügen sollte, doch wenigstens nicht den Vorwurf der Uebereilung machen können. Ein offenes und unverholenes Urtheil aber ist um so mehr an der Zeit, als das Werk bereits auf manche secundäre Erscheinungen in diesem Gebiete einzuwirken, und als Auctorität zu gelten angefangen hat. Selbst auf die Gefahr hin, mit einem noch reicheren Geschenke bedacht zu werden, als Hr. Drumann für einen früheren Recensenten ausgesetzt hat, will ich frei und offen darzulegen mich bemühen, welche Bedeutung dem Werke für historische Wissenschaft überhaupt und insbesondere für die Geschichte Roms könne zuerkannt werden.

Dasjenige nun, woran jeder Leser bei der ersten Ansicht des Buches den ersten Anstofs nehmen wird, die Vertheilung des Stoffs nach Gentes, und diese Vertheilung in alphabetischer Ordnung, ist meines Erachtens die Klippe, an der jedes tiefere Verständnifs, jedes wissenschaftliche Bewufstsein über den gewählten Zeitraum scheitern mufste, — oder vielmehr, bei einer wissenschaftlichen Auffassung desselben hätte dem Hrn. Verf. die Wahl dieser Form nicht im Entferntesten in den Sinn kommen können. Wir müssen, obwohl dieser Mifsgriff bereits früher gerügt ist, doch wieder darauf zurückkommen, weil wir mit ihm eine Geschichte, wie

Digitized by Google

wir sie wünschen, wie unsere Zeit sie fordert, schlechthin unvereinbar halten, und weil das ganze Werk, wie es uns vorliegt, die Befürchtungen bestätigt, welche beim ersten Theile ausgesprochen wurden. Ich will mich nicht in kleinliche Rüge einlassen, dafs der zusammengehörige Stoff in viele Stücke zersplittert ist, und der Hr. Verf. sich zu einer Menge nutzloser Wiederholungen genöthigt gesehen hat. Jedenfalls aber ist, vorausgesetzt, dafs man nicht durch die Qualität seiner Leser gedrungen wird, sich zu einer ganz bestimmten Form und Anordnung zu verstehen, diese gewifs nicht eine dem Stoffe gleichgültige und äufserliche; sie ist es selbst nicht für den, der das Unnütze und Verkehrte des sogenannten historischen Construirens und Schematisirens in speciellen Forschungen zur Genüge erkannt hat. Was sollen wir mit Gentes in einer Zeit, in der die politische Einheit der Gens längst untergegangen ist? in der bis in die Familien hinab, der innere Bruch, an dem der Staat zu Grunde geht, gedrungen ist? Wir müfsten uns selbst dagegen erklären, wenn Jemand die ersten Jahrhunderte der Republik nach den Gentes behandeln wollte, eben weil diese nicht blofs neben einander stehen, sondern in ihren Wechselbeziehungen ihr Leben und ihre Bedeutung haben; wir müssen es um so mehr für die Zeit, welche uns in Hrn. Drumann's Werke vorliegt. Wir können es daher auch nur für einen sehr argen Mifsgriff halten, wenn man in der neueren Zeit wieder angefangen hat, eine Weltgeschichte in Biographien zu schreiben, weil wir uns hiermit in eine Zeit der Historiographie zurückgeworfen sehen, in der der letzte Funke politischen Lebens in der Nation erloschen war. Plutarch selbst, in dieser Form ein ewiges und unerreichtes Muster, zeigt uns auf jeder Seite seiner Moralien und seiner Parallelen, dafs er keinen politischen Sinn besafs, wie Thukydides und Polybius, dafs ihm für die Verhältnisse der Staaten unter einander, für die Schwankungen in jenem grofsartigen Staatensystem der griechisch-römischen Welt, für die Stellung der Parteien im Innern der Staaten, für ihre Bewegungen und Kämpfe untereinander, für die Formen republikanischen, ja für die des Volkslebens das rechte Auge fehlte. Dagegen weifs er, die Persönlichkeit warm und innig zu umfassen, in die innerste Natur derselben, in das punctum saliens hinabzudringen, auf die charakteristischen Züge ihrer Individualität zu lauschen, und von dem im Innern der Person gewonnenen Standpuncte aus ihre Tendenzen und ihre Thätigkeit anzuschauen. Die Person gilt ihm als eine in sich abgeschlossene und für sich vollberechtigte Totalität; die Parallele mit einer andern kommt als eine äufserlich gemachte hinterher; die Beziehungen zum Staate interessiren nur insofern, als diese bestimmte Person ihr eigenstes Wesen darin manifestirt hat; für Plutarch und die Biographie ist Marius eben so vollgültig wie Sulla, Cäsar wie Pompejus, Antonius wie Brutus. Wer in dieser Weise, wie Plutarch es gethan, mit glücklichen Organen für das Individuelle begabt, die Personen, welche der von Hrn. Drumann behandelte Zeitraum producirt hat, vor uns vorüberzuführen unternähme, würde von Seiten der Historie auf unbedingten Dank rechnen können; diesem liebevollen Eingehen in die Person würde es gewifs gelingen, eine Fülle charakteristischer Züge herauszufühlen und in helleres Licht zu setzen, und das stille Heiligthum des Innern zu wahren, während über das öffentliche Leben ein strenges und unerbittliches Gericht gehalten wird. Wie würden aber bei alle dem die biographische Form nicht für die letzte, vollendete, den Forderungen der Wissenschaft entsprechende halten können. Hr. Drumann hätte demnach eine dem Gegenstande in der That unangemessene Form gewählt. Hätte er jetzt nur wenigstens als Biograph die Personen behandelt, und also der einmal ut cunque vorgezogenen Form Einflufs auf die Darstellung gewährt! So aber sehen wir wenig von einem Schauen in den Pulsschlag ihres geistigen Lebens, von dem Vordringen zu jenem lebensvollen Mittelpuncte, als dessen Ausstrahlung ihr sichtbares äufseres Leben erschiene, wenig von alle dem, was uns über die Unzweckmäfsigkeit und Verkehrtheit dieser ganzen Anordnung hätte trösten und dem Werke selbst eine dauernde Geltung gewinnen können. In dem Sinn und Geist eines Plutarch hat der Hr. Verf. demnach nicht ein einziges Leben aufgefafst, wiewohl wir ihm zugestehen, dafs dies auch nicht in seiner Absicht gelegen hat.

Damit es aber nicht scheine, als beabsichtigten wir eine fruchtlose und gehässige Polemik gegen den Hrn. Verf., so wollen wir lieber selbst sofort einige Gesichtspuncte andeuten, von denen aus wir erwarteten, die vorliegende Zeit aufgefafst zu sehen.

Wenn die Forschungen Niebuhr's und derer, die in seine Fufstapfen getreten sind, uns darzuthun stre-

Digitized by Google

ben, wie durch Ueberwindung des tiefsten Gegensatzes in seinem Innern das römische Volk sich zu jener gediegenen Einheit durchbildet, an der die naturkräftigen Völkerschaften Italiens, die macedonisch griechische Taktik und die Seemacht der Karthager ihren Untergang finden, so hat die folgende Geschichte den inneren Entwickelungen des Staates und Volkes bis zu dem Puncte hin zu folgen, wo die freie Republik in die Herrschaft des Einzelnen umgeschlagen ist. Es ist ein weiter Weg, den die Geschichte hier zu durchmessen hat; aber er ist nicht einförmig und nutzlos, da wir die Stadien desselben zu unterscheiden vermögen. Er ist besonders lehrreich, da die Uebergänge nicht in leichtem Sprunge gemacht, sondern bis auf den Grund durchgearbeitet werden, und die besiegte Partei in zahlreichen Reactionen ihre verborgenen Hülfsquellen zu Tage fördert. In diesen gründlichen Kämpfen arbeitet sich die Geschichte Roms von der Zeit, in der die Gesammtheit der Bürger von dem lebendigen Volksgeiste durchströmt ist, und der Einzelne vom Ganzen gelöst Nichts ist, bis zu dem Puncte durch, wo die Person, und zwar nicht die besonders begabte, innerlich dazu berufene allein, sondern die Person überhaupt als der Mittelpunct des Staates erscheint, und hiermit zugleich die Geschichte in einen neuen Abschnitt übergeht, in welchem an die Stelle des populus Romanus, der Nobilität und endlich des Einzelnen die Institutionen des Staats treten. Da das Werk des Hrn. Drumann Rom in seinem Uebergange von der republikanischen Verfassung zur Monarchie behandeln will, so müssen wir erwarten, nicht etwa blofs eine Geschichte Roms während jenes Zeitraumes zu erhalten, sondern jenen Uebergang selbst durch seine Momente durchgeführt zu sehen, d. h. dieser Uebergang mufs nothwendig in dem Buche der leitende Faden sein. Hierzu nun war es kaum möglich, das Werk auf die Personen zu beschränken, welche dargestellt werden. Ein Uebergang wird schwer zu verstehen sein, wenn nicht seine Präcedenzen und seine Folgen daran geknüpft werden. Das hat aber der Hr. Verf. so wenig gethan, dafs vom Tode Cicero's die Behandlung des Antonius einen anderen Charakter erhält, nur anhangsweise beigegeben, Augustus aber in seiner wesentlichen Thätigkeit ganz von den Gränzen dieses Buches ausgeschlossen wird. Wir meinen auch, Hr. Drumann hätte, wenn auch nur einleitend bis zu jener Zeit zurückgehen müssen, mit welcher Polybius sein grofses Meisterwerk begonnen hat. Blofs einleitend hat er die Geschichte des ersten punischen Krieges vorausgesandt, in welchem wir noch den marathonischen Geist der Nation erblicken, und die Heroen Roms nicht deshalb genannt werden, weil sie etwa ihr Volk und ihre Zeit so hoch überragt hätten, sondern weil sie dieselbe ganz in sich darstellten. Mit dem hannibalischen Kriege beginnt eine neue Zeit; die Geschichte, bis dahin ethnographisch, wird universal, und erhebt sich zur Geschichte eines Staatensystems, in welchem Rom, Pergamum, Rhodus, Aegypten die eine, Karthago, Macedonien, Syrien, Bithynien die andere Seite einnehmen, und so ein politisches Gleichgewicht bilden, das trotz mancher Verletzungen doch den grofsen Staatsmännern des Alterthums heiliger gegolten hat, als das moderne Gleichgewichtssystem der Politik der beiden vorigen Jahrhunderte. Durch den Fall von Macedonien, Syrien und Karthago wird dies Gleichgewicht zertrümmert, und jene Staaten, arm an lebendigem Nationalgefühl, an uneigennütziger und zuverläfsiger Politik, an schöpferisch-genialen Herrscher- und Feldherrntalenten, ziehen in ihren Untergang auch die Staaten mit sich hinab, welche im Bunde mit Rom zum Sturze jener mitgewirkt haben. Hr. Drumann konnte sich nicht wohl der Aufgabe entziehen, diese Verhältnisse im Zusammenhange zu entwickeln, und einen Standpunct zu gewinnen, auf dem man des ewigen Geredes von römischer Selbst- und Herrschsucht, von des Senats tückischer Politik, und aller der grundlosen Verdächtigungen überhoben wird, in denen sich der moderne Scharfsinn so wohl gefällt. Wir würden statt jener Entdeckungen, von denen diese Geschichtswerke überströmen, ein klares, festes Bild des öffentlichen und privaten Lebens jener Staatenwelt zu setzen haben, des erstorbenen nationalen Sinnes, der Unkraft von Fürsten und Völkern, der Demoralisation bis in den innersten Grund des Familienlebens hinab, bis zu den mit Blut und Verbrechen befleckten Thronen hinauf, der Morschheit aller staatlichen Verhältnisse, und leicht darthun, dafs in diese Welt voll Moder und Verwesung nur von Rom aus ein sittlicher Halt kommen konnte; wir würden von diesem Standpuncte aus auch die Reactionen des Orients würdigen, wie sie in Macedonien, Pergamum, unter Mithridates und den Parthern auf einander folgen. Es würde sich endlich hieraus die Nothwendigkeit ergeben, dafs die Provinzen

Digitized by Google

in den Organismus eines Staates im modernen Sinn aufgenommen werden, zumal da der nationale und provinziale Unterschied längst angefangen hat sich zu verwischen.

Denn jeder Zuwachs an äufserer Macht, jede Erweiterung des Reichs nach dieser Seite hin, bringt in das römische Leben eben so wohl eine sichtbare Einbufse an ächtrömischem Geiste und Wesen, wie einen Zuwachs von neuen geistigen Entwickelungen, und hiermit eine Ausgleichung der ursprünglichen Differenz. Es ist nicht unpassend, dafs Michelet darnach die Geschichte Roms in drei Hauptabschnitte zerlegt hat: den des italischen Elementes, den des hellenischen und den des Orientalismus, in dessen Gefolge auch das Kind des Morgenlandes, das Christenthum, sich in Rom einheimisch macht, und wir würden diesem Gedanken noch eine gröfsere Bedeutung einräumen, wenn nicht die Geschichte darthäte, dafs Hellenismus und Orientalismus nicht so in dieser Folge, sondern fast gleichzeitig mit einander in die geöffneten Thore der Welthauptstadt eingezogen sind. Dieses Erlöschen des Römerthums nun in der Assimilirung des fremden Geistes, diesen Untergang der eigenen Nationalität unter den aus den Provinzen eingesogenen Lebenselementen kann der nicht übergehen, der den Untergang der Republik schildern will. Hier ist die lebendigste Wechselwirkung bemerkbar, und nicht blofs im Allgemeinen, sondern selbst so, dafs wir die einzelnen Stufen uns veranschaulichen können. Als der ältere Scipio in Syrakus das Pallium anlegte, die Gymnasien besuchte und in dieser heiteren griechischen Welt sich glücklich bewegte; als er dann auf den rohen Stamm des römisch-italischen Wesens das Reis griechischer Bildung verpflanzte, und so der Vorkämpfer einer neuen Phase geistiger Entwickelungen wurde: — da hatte er eine mächtige Schaar altgesinnter Römer wider sich, welche in der Noth des hannibalischen Kriegs eine Strafe der Götter für den Abfall von alter Zucht und Sitte erblickten, und in der That in einer kräftigen Reaction das Mittel fanden, dem Siegeslauf des gröfsten aller Feldherrn einen starken Damm entgegenzustellen. An der Spitze dieser Altgesinnten, welche die Schwingungen eines neuen Lebens gern niedergehalten hätten, standen der alte Cunctator und, der würdige Erbe seines Geistes, der alte Cato. Sie mufsten freilich den jungen Aar nach Afrika zur Zamaschlacht hinüberlassen; dann aber waren sie stark genug, ihm seine Stellung in Rom zu verkümmern und zu verleiden, bis sie ihn endlich in jene Einsamkeit hinaustrieben, in der sich der rastlose Geist schnell aufzehrte. Und dennoch vermochten sie nicht, dem Strome zu wehren, der von Osten her Italien und Rom überfluthete; nach einem langen Leben voll saurer Kämpfe mufste Cato doch sein Haupt mit dem Bewufstsein niederlegen, dafs er umsonst gekämpft habe. — Und doch nicht umsonst. Der Sohn des Aemilius Paullus wird in die Familie der Scipionen adoptirt, und er ist es, der, den beiden edelsten Häusern Roms gleich nahe verwandt, dazu berufen war, ihre feindlich entgegenstrebenden Richtungen in sich aufzunehmen, und in einer Person den Geist des alten Cato und des grofsen Scipio darzustellen. Die griechische Wissenschaft ist im zweiten Scipio nicht mehr eine dem Römerthum verderbliche, sondern wird, nachdem sie den harten Kern der beschränkten Nationalität gesprengt hat, dieser selbst zu einer neuen Lebensquelle. Und Scipio steht hier nicht allein, sondern es reiht sich um ihn eine Schaar edler, begabter, hochstrebender Jünglinge, welche durch die Gesinnung der Stoa die Tugend ihrer Väter zu ersetzen sich bemühen. Wenn Cicero auf diese Kreise hinblickt, von denen er den greisen Mucius Scävola hat reden hören, so bewegt ihn eine gleiche Empfindung, wie lange vorher den alten Cato, wenn er auf seinem Sabinum den Rauch aus dem Gehöfte aufsteigen sah, das ehedem dem Curius gehört hatte. Wir werden das Leben Scipio's und die Bedeutung jenes Kreises anderswo genauer darstellen. Jetzt wollen wir eine Stufe weiter abwärts steigen, zu Sulla. Jene stoische Tugend ist nur ein künstlicher Ersatz für das unmittelbare Leben in frischer Volksthümlichkeit; von Tubero und Fannius bis auf den zweiten Cato hat sie der Gefahr des lächerlichen Rigorismus nicht ganz entgehen können; alle Verhältnisse in Rom sprachen bald den Grundsätzen jener Männer Hohn; so sehen wir ihnen gegenüber den Epikuräismus aufkommen und in Sulla bis zur äufsersten Consequenz fortgetrieben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 87.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1843.

W. Drumann, Geschichte Roms in seinem Uebergange von der republikanischen zur monarchischen Verfassung, oder: Pompejus, Cäsar, Cicero und ihre Zeitgenossen.

(Fortsetzung.)

Aus diesem Gesichtspuncte wird es nicht schwer werden, die ungeheuren Gegensätze, welche das Leben Sulla's durchfurchen, zu erkennen. Der Widerspruch zwischen seiner Natur und seinen Lebensansichten, zwischen diesen und seinem politischen Wirken — ein weiches Gemüth, Epikuräismus und Optimatie — erfüllt sein ganzes Leben mit einer Welt von Räthseln, läfst ihn aller sittlichen Grundsätze, aller Objectivität spotten, Italien mit seinen Proscriptionen heimsuchen, die Schmach des Menschengeschlechts um sich dulden und endlich die sauer erworbene Herrschaft wie eine lästige Bürde von sich werfen. Die Verdienste seiner Gegner und die eigenen gelten ihm gleich viel: das Glück hat doch das Beste dabei gethan; einem Freunde giebt er den Rath, auf nichts so sehr zu achten, als auf seine Träume und Ahnungen; ihm selbst, sagt er, sei am besten gelungen, wo das Glück, seine einzige Gottheit, ihm geholfen habe. Niemand hat diesen Skepticismus praktisch so weit geführt, als Sulla, nämlich so weit, dafs er aufhörte Egoist zu sein. Und doch hat dieser Epikuräismus ihn nicht gehindert, eine Constitution zu versuchen, welche den Principien seiner eigenen Philosophie feindlich entgegenstand. Von Sulla endlich möge der letzte Schritt bis auf Antonius geschehen, wie er Rom, seine eigene Herrschaft, Weib und Kind in den Armen einer verbuhlten Königin vergifst, und der letzte Funke römischer Gesinnung erlischt. Wir haben nur die Hauptangelpuncte andeuten wollen, glauben nun aber, dafs dieser Procefs nicht übersehen werden darf, wenn man den Uebergang von der republikanischen zur monarchischen Verfassung entwickeln will. Es kann selbst nicht geleugnet werden, dafs in den genannten 4 Männern stufenweis ein immer höheres Maafs des monarchischen Principes zum Vorschein kommt, eben so wie das Volk stufenweis sich derselben Verfassung mehr und mehr nähert, um in derselben, was wir hier nur vorläufig bemerken, endlich Ruhe, Frieden und Recht zu finden.

Was ist es nun aber gewesen, dafs dieser Einströmung des Ostens das Gegengewicht gehalten hat? Ich habe oben erwähnt, dafs Rom nichts halb gethan, jeden Kampf gründlich durchgekämpft, jeden Weg mit Besonnenheit durchmessen hat. So hat es auf jenen Procefs zwei Jahrhunderte verwandt, den eine andere Nation in einem Menschenalter durchlaufen hätte; so aber ist es auch fähig geworden, jene geistige Frucht zur Reife zu bringen, die weder der rohe Stamm der italischen Bevölkerung noch irgend einer der grofsen asiatischen Staaten hätte produciren können. Ich frage also, wo die Gegenwirkung gegen den Hellenismus zu suchen ist? Vor allen Dingen in der innern Kernhaftigkeit der römischen Natur, die, wie wir eben gesehen haben, weder den Scipio noch Sulla von sich losläfst; sodann aber in den Kriegen gegen jene nordische Barbarenwelt, zu der namentlich Spanien, Gallien und Germanien gehören. Diesen Lohn hat der Norden den Römern für die saure Arbeit gezahlt, die sie darauf verwandt haben, ihn zu entwildern. Nach dieser Seite auch hätten wir erwartet, dafs Hr. Drumann den Kriegen gegen Cimbern und Teutonen, gegen Sertorius, gegen die Gallier eine höhere Bedeutung abgewonnen hätte, als dafs z. B. Cäsar dort die Mittel gewinnt, um den morschen Bau der optimatischen Republik zu zertrümmern.

Und doch sind diese Beziehungen leicht zu übersehen bei dem Reichthum und der Energie der inneren politischen Bewegungen in Rom, obwohl die äufseren

Digitized by Google

Verhältnisse mit den inneren auf das Engste zusammenhangen. Es ist bei der Geschichte der französischen Revolution nachgewiesen worden, wie die Siege oder Niederlagen der französischen Heere auf die Parteien in Paris einwirken; in Rom ist es wo möglich noch bestimmter darzuthun. Der Krieg gegen Jugurtha rüttelt zuerst an der Macht der Optimaten, die Cimbern und Teutonen vollenden den Sieg der Popularen, die Siege von Aix und Verona steigern die popularen Tendenzen, bis sie in Saturnin die höchste Höhe erreichen. Umgekehrt, so wie die sullanische Verfassung gestürzt ist, ist Lucullus Thätigkeit im fernen Armenien gelähmt, der Gehorsam der Legionen gebrochen, und Mithridat zu neuen Siegeshoffnungen zurückgekehrt. Der Kampf zwischen Optimaten und Popularen ruft den italischen Krieg hervor, und der Krieg selbst bringt die Macht der Optimaten wieder in Aufnahme. Dieser Kampf nun zwischen den Factionen in Rom hätte unbedingt für diesen Zeitraum zum Grunde gelegt werden müssen. Liegen auch die Anfänge eines besonderen Standes von Nobilen jenseits der Gränzen des Werkes, so kann doch eine Geschichte, welche den Uebergang von der Republik zur Monarchie schildern will, es nicht vermeiden, den leisen Spuren nachzugehen, wie ein Kreis von Bürgern allmählig sich aus dem allgemeinen Bürgerthum abscheidet, sich gegen das Volk abschliefst, den Emporkömmlingen den Zutritt in ihre Mitte erschwert, und sich selbst als den wahrhaften Kern und Halt des Staates betrachtet, das Volk dagegen zur geistlosen Masse herabsetzt. Noch in der Zeit des Cato ist das „Schliefsen des grofsen Raths" nicht vollendet; im Gegentheil, wir sehen die edelsten Häuser mit Familien verbunden, deren Einfachheit und Armuth viele Jahrhunderte in der Erinnerung des Volkes geblieben ist. Hier hat man nun vor allen Dingen zu vermeiden, dafs man die Nobilität nicht in Bausch und Bogen als Aristokratie zusammenfasse, sondern sich der vielfachen Gliederung derselben bewufst werde. Die beiden Hauptfractionen der Nobilität sind nun Optimaten und Popularen, die Ghibellinen und Welfen Roms; sie ringen mit einander um die Gewalt, wissen aber sehr wohl, mit einander zu stehen, wenn einmal aus der Mitte des Volks ein ächt radicaler und popolarer Angriff gemacht wird. Gegen Saturnin hat sich die ganze Nobilität gewaffnet. Sallust sagt mit vollem Rechte: Postquam, remoto metu Punico, simultates exercere vacuum fuit, plurimae turbae, seditiones et ad postremum civilia bella orta sunt, dum pauci potentes, quorum in gratiam plerique concesserant, sub honesto patrum aut plebis nomine dominationes affectabant. Wir werden demnach uns wohl hüten müssen, den Namen Popularen in seiner strengen Bedeutung zu fassen. Das Volk ist beiden nur ein Mittel für ihre besonderen Zwecke. Zwischen diesen beiden Fractionen liegt eine grofse Menge wechselnder Nüancirungen, gemäfsigte Optimaten und Ultra's, gemäfsigte Popularen und Radicale, populare Optimaten, und eine Partei des Sumpfes, die, ohne eigenes festes Streben, dem stärkeren Impulse nachgiebt. Hr. Drumann hat darin gefehlt, dafs er auf diese verschiedenen Schattirungen weniger geachtet hat. Einer der letzten, der sich auf einer Höhe über diesen Factionen zu erhalten gestrebt hat, ist der zweite Scipio. — So wie die Optimatie sich fester zu begründen strebt, beginnen die Angriffe auf sie, besonders seit 150 v. Chr.: den Quästionsgesetzen, den leges tabellariae folgen die leges Semproniae, in denen die Gewalt der Popularen sich bricht, weil sie in Radicalismus übergeht, und die Optimaten sich, um ihr Princip zu retten, zu grofsen Opfern verstehen. Die Optimatie erkämpft einen entscheidenden Sieg, und führt im stolzen Gefühl des Standes den Tempel der Concordia auf, nachdem sie in blutigen Quästionen ihrer Rache freien Lauf gelassen hat. Zu gleicher Zeit aber tritt in dem Ordo equester eine neue Macht, der zweite Stand, der Stand der Generalpächter, auf den Schauplatz, und bringt ein gröfseres Interesse in die politischen Bewegungen, wie auch von Hrn. Drumann sorgfältig nachgewiesen ist. — In diesen Kampf der Gracchen sind von Seiten der Optimatie die Latinen und Bundesgenossen hineingezogen, als eine Macht, deren wichtigste Interessen durch die Popularen bedroht würden, und die in den Optimaten ihre natürlichen Patrone sehen müsse. Dadurch nun erhält der zweite Abschnitt seine Begränzung, vom Sturz des zweiten Gracchus bis zur Aufnahme der Latinen in die Civität. Die Optimatie, ohne hervorragende Talente erleidet zuerst im Felde, gegen Jugurtha, gegen Cimbern, ihre Niederlagen. Der Radicalismus des Saturnin bringt sie wieder empor. Die Verhältnisse zu den Latinen stürzen sie abermals, und die lex Varia ist gegen ihre Häupter gerichtet. Der italische Krieg bringt durch die Talente ihrer Feldherrn und

Digitized by Google

die erkannte äufserste Nothwendigkeit einer Aufnahme der Italer den Optimaten abermals Sieg. Nun folgen die rascheren Schwankungen bis zu Sulla's blutiger Reaction. Die Parteiungen treten immer deutlicher hervor, der Radicalismus des Marius, die gemäfsigte populare Gesinnung des Cinna und des Sertorius, der bornirte Ultra Octavius, der edle besonnene Optimat Metellus Pius; aber hier wie dort keine anerkannten Talente, keine den Ansprüchen entsprechende innere Berechtigung, und — keine kräftige Einheit im Innern der Faction selbst. Gegen die Popularen hat Sulla eine Macht aufgeboten, die nach den Ansichten des Alterthums der Politik völlig fern gehalten werden mufs; er zuerst hatte zur Entscheidung einer Verfassungsfrage ein Heer auf das Forum geführt, welches durch das sacramentum an seine Person gebunden war; die Marianer waren ihm hierin ohne Umstände gefolgt. Es ist in der That auffallend, dafs dieser wesentliche Punct von unseren Historikern so wenig hervorgehoben ist, und dafs sie über die Grausamkeiten der Marianer schreien, Sulla's Angriff dagegen als Nothwehr entschuldigen. Wo diese Macht entscheidet, weicht der Bürger dem Soldaten, der Staatsmann dem Feldherrn, die politische Debatte der Entscheidung des Schwerdtes, die Faction selbst dem Einzelnen; die Legionen werden zu Regimentern, die um so besser sind, je weniger in ihnen von bürgerlichem Sinne bleibt, und in denen Barbaren bessere Dienste thun, als Bürger. Von dem Momente, wo die Optimatie das Schwerdt gezogen hat, bis sie durch dasselbe Schwerdt untergeht, werden wir naturgemäfs einen dritten Zeitabschnitt rechnen können. Hätten die Popularen sich so weit als Glieder der Nobilität vergessen können, um nach ihrer Seite einen Schritt vorwärts zu thun, wie Sulla 300 Jahre zurückging, hätten sie die Tributcomitien an die Spitze des Staats gestellt, und den griechischen Ecclesien genähert, die Tribunen als Rectoren des Staats über die Parteiungen der Signorie erhoben, den Senat in ein jährlich wechselndes, vom Volke wählbares Regierungscollegium umgewandelt, hätten sie dem Bürger anstatt jener Acker- und Korngesetze, welche den Staat erschöpften, ohne dem Elend zu wehren, erhöhtes Interesse am Leben des Staats gewährt, und vor allen Dingen den frischen Strom naturkräftigen Lebens aus den italischen Nationalitäten nach Rom hinübergeleitet, wären sie nicht, dem Namen nach Popularen, in That und Wahrheit aber beschränkte und engherzige Nobilen gewesen: Sulla würde nicht obgesiegt haben. Dem Schwerdte ist die frische Nationalität entgegenzusetzen. Sulla nun constituirt den Staat nach den Grundsätzen der Optimatie, indem er die Opposition der Popularen vernichtet. Die Reihen dieser sind im Kampfe gelichtet, die Stimme der Tribunen ertönt nicht mehr auf dem Forum; in der Regierung und im Gerichte herrschen die Optimaten, und doch giebt es bereits keine Optimatie mehr. Nicht sie hat den Sieg gewonnen, sondern einer der Ihren, und während eine Optimatie nach aller Erfahrung nur dann bestehen kann, wenn sie von dem Gefühl der Standeseinheit getragen wird, und stark genug ist, jeden Einzelnen aus ihrer Mitte zu ihrem Dienst zu verwenden, und dann wieder in sich zurückzunehmen, sehen wir hier die Optimatie zu Rom auf diese Einzelnen gestützt, als auf die Bedingungen ihrer eigenen Existenz. Aus der Gesammtheit des populus Romanus bricht die Besonderheit eines Standes von Nobilen, und aus dieser jetzt die Geltung des Individuums hervor; im Schoofse der Nobilität selbst aber sind die Elemente erwachsen, welche dieser den Untergang bereiten. Zwei der Diadochen Sulla's sind es, welche die Sullanische Verfassung zertrümmern, und im Gefühl ihres eigenen Werthes nach einer von der Optimatie unabhängigen Stellung streben. So lange sie mit einander eins sind, bekämpfen sie ihre Standesgenossen mit den Waffen der Popularen; so wie sie mit einander zerfallen, und die Person an die Stelle der Personen zu treten strebt, läfst sich die Optimatie unter Pompejus Banner gegen Cäsar in's Feld führen. Der Schlufs dieser Bewegung ist in dem Kampf, nicht mehr der Bürger gegen die Bürger, sondern der Legionen gegen Bürger und gegen einander enthalten. Hätte Hr. Drumann nun in diese sich so leicht ordnenden Gruppen die einzelnen Personen einfügen, und ihnen für ihre Bedeutung und ihre Einwirkung auf das öffentliche Leben die rechte Stelle anweisen wollen, hätte er namentlich mit künstlerischem Sinn dies grofsartigste und erhabenste aller welthistorischen Dramen sich entwickeln lassen, er hätte der erschütterndsten Wirkung gewifs sein können. So aber hält der Hr. Verf. den Leser zum Theil in unbrauchbarem Detail fest, erdrückt ihn mit einem Ueberflusse von einem Material, in dem die wesentlichen Elemente neben den ganz bedeutungslosen stehen,

Digitized by Google

und läfst ihn zu keiner Anschauung des Wellenschlages dieses grofsen und tiefen Meeres gelangen. Und da dem Hrn. Verf., so viel wenigstens aus diesem Buche zu schliefsen ist, der Sinn für das Ganze mangelte, und er diesen höheren Standpunkt verschmähte, so hat es ihm auch nicht gelingen können, die einzelnen Personen wahrhaft zu verstehen. Wir wenden uns, um dies darzuthun, zu der Darstellung, welche Hr. Drumann im 5. Theile von Cicero gegeben hat. Ist auch Cicero's Leben noch nicht zum Schlusse gebracht, so läfst sich doch die Weise, wie der Hr. Verf. den Gegenstand behandelt, so bestimmt charakterisiren, dafs Rec., wenn irgend ein Unfall den Hrn. Verf. an der Beendigung des Werkes hindern sollte, sich getrauen würde, es in dessen Geist zu vollenden. Da der Hr. Verf. selbst die Namen Pompejus, Cäsar, Cicero an die Spitze des Werkes gestellt hat (denen wir, beiläufig bemerkt, lieber Sulla, Cäsar und Augustus substituirt sähen), so erhellt, dafs wir gewifs berechtigt sind, die Person Cicero's als eine von denen zu betrachten, bei denen wir eine bestimmte Vorstellung von des Hrn. Verf. Weise zu erhalten hoffen dürfen.

Die ersten §§. behandeln die Jugend Cicero's bis zur Heimkehr Sulla's aus Griechenland. Der Hr. Verf. behandelt mit Umsicht und Gründlichkeit die Verhältnisse, in denen er aufwuchs, die Studien, durch welche er sich bildete, die Männer, welche auf sein Talent einwirkten. Wir wollen, indem wir uns mit Dankbarkeit der Sorgfalt des Hrn. Verfs. freuen, uns nicht ins Detail einlassen, obgleich im Einzelnen manches zu berichtigen, wie z. B. aus der berühmten Stelle de Legg. I, 1 eaque, ut ait Scaevola de fratris mei Mario, canescet saeclis innumerabilibus nicht ferner wird auf das Zeitalter der Abfassung des Marius geschlossen werden können. Auch nach Hrn. Bake's Ansicht enthält die Stelle nicht ein Urtheil Scävola's über jenes Gedicht Cicero's, sondern selbst einen Vers aus dem Gedichte, vielleicht wo Scävola der Augur sich der Aechtung des flüchtigen Marius widersetzt. Wir glauben jedoch, dafs der Hr. Verf. manche Rücksichten noch weiter hätte verfolgen und ausbeuten können, z. B. wenn wir oben richtig vorausgesetzt haben, dafs der zweite Scipio sich über den Parteien zu halten gestrebt habe, was wir anderen Orts weiter nachweisen wollen, und dafs dieser Geist sich auf den Schwiegersohn des Lälius den Augur Scävola vererbt habe, wie wir denn diesen Geist einer milden und versöhnenden Vermittelung bei beiden Scävola's lebendig sehen; so wird es uns sehr natürlich erscheinen müssen, dafs Cicero's ähnliche Bestrebungen dorther ihre erste Anregung erhalten haben. Der Hr. Verf. würde manche Puncte im Leben Cicero's günstiger aufgefafst haben, wenn er diese Richtung anerkannt hätte. Von gröfserem Nachtheil aber ist dem Werke der Umstand geworden, dafs er nicht berücksichtigt hat, welche Stellung die Beredsamkeit im öffentlichen Leben eingenommen hatte. Wenn nämlich irgend etwas ist, was der Beredsamkeit eines Demosthenes vor der ciceronischen den Vorrang verschafft, so ist es dies, dafs der Leser dort in der innern Einheit von Wort und Gesinnung sich zu bewegen glaubt, und die wohlthätige und mächtige Gewalt jener Wahrhaftigkeit und Keuschheit der Seele an sich erfährt, welche ihn unwillkührlich der aufgebotenen künstlerischen Technik vergessen lehrt. Die Reden Cicero's machen diesen Eindruck nicht, sondern drängen uns zu der Frage: wie würde er nun für den Gegner gesprochen haben? Es ist daher nichts leichter, als in den Reden unter einander, so wie zwischen Reden und Briefen eine Menge Widersprüche aufzuzeigen, welche Cicero's Charakter im höchsten Grade haben verdächtigen helfen. Cicero selber scheint dies nicht befürchtet zu haben, weil er sonst diesen Schriften nicht würde jene Publicität gegeben haben. Hier darf man nun nicht vergessen, dafs Cicero's Jugend in eine Zeit fiel, welche aus jener inneren Einheit zwischen Wort und Gesinnung längst heraus war, und die Redekunst zu einer freien Technik erhoben hatte, in der ein Optimate sehr wohl den gefährlichsten Demagogen vor Gericht vertreten kann. Daher ist es schon bei Crassus und Antonius nicht mehr möglich, wie es noch bei Cato, Scipio und C. Gracchus möglich war, aus den Reden, die sie gehalten, und den Processen, die sie geführt haben, ihre Politik zu ermitteln, und im Bewufstsein dessen schrieb Antonius keine Rede nieder, damit er im Nothfall ableugnen könne, etwas gesagt zu haben. In unserer Zeit wird dies um so weniger auffallen können, da jeder weifs, wie dem erwiesenen Verbrecher doch ein Defensor bestellt wird u. s. w.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 88.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1843.

W. Drumann, Geschichte Roms in seinem Uebergange von der republikanischen zur monarchischen Verfassung, oder: Pompejus, Cäsar, Cicero und ihre Zeitgenossen.

(Fortsetzung.)

Ich will noch aufserdem hinzufügen, dafs die Kunst der Rede bereits zu einem glänzenden Erwerbmittel geworden, und ein Mann wie Cicero ganz auf sie angewiesen war. Warum ich diesen Punct nun mehr berücksichtigt wünschte? Weil ich es für verkehrt halte, einen Redner jener Zeit für die in seinen Reden ausgesprochene Gesinnung verantwortlich zu machen, weil ich darauf dringe, dafs bei jedem Worte Cicero's auf das Schärfste unterschieden werde, was der Redner aus seiner Person, und was er um der caussa willen sage. Dazu aber ist der Historiker um so mehr verpflichtet, weil die feine Humoristik, mit der der Redner in seinen Briefen aller dieser pomphaften Reden wiederholentlich spottet, uns andeutet, wie Cicero selbst das Gesagte angesehen wissen wolle. Hätte Hr. Drumann hierauf geachtet, er würde manches Urtheil, über Eitelkeit, Selbstlob u. dgl. an unserm Redner, gemildert haben; er würde in vielen Puncten, aus denen er jetzt eine makelvolle Gesinnung schliefst, nichts gefunden haben, als einen Beweis der wunderbaren Meisterschaft Cicero's in der Rede. So wenig man nun bei uns es einem Juristen zum Vorwurf macht, wenn er eine schlechte Sache bereitwillig übernimmt, und mit Eifer und Glück führt, eben so wenig gebührt dieser Vorwurf dem Cicero; von diesem Mangel an Kritik kann ich Hrn. Drumann nicht freisprechen; im Gegentheil, es ist kein Theil des Werkes, der nicht unter diesem Uebelstande gelitten hätte. Ob man diese Lösung freilich des Worts von der Gesinnung billigen will oder nicht, darüber hat jeder sein eignes Urtheil; ich will aber wenigstens bemerken, dafs sie um dieselbe Zeit erfolgte, wo Marius die Armee von den öffentlichen Verhältnissen löste, und dadurch das Kriegswesen auf eine höhere Stufe der Ausbildung erhob, um dieselbe Zeit, da die Fechtkunst zuerst angewendet wurde, um durch äufsere Technik der wankenden Energie des Muthes zu Hülfe zu kommen. In gleicher Weise hätte der Hr. Verf. vielleicht auch sonst dem Leser bestimmter zeigen sollen, dafs der Benutzung seiner Autoren eine gründliche Kritik derselben vorausgegangen ist. Für den Krieg gegen Sertorius ist es sehr wesentlich, dafs Plutarch, was bis auf Satz und Wort herab zu zeigen ist, Sallust's Historien und *nur* sie vor Augen gehabt hat; so kann auch sonst von Plutarch zu seinen Quellen zurückgegangen werden; die historische fides richtet sich nach diesen. Appian hat die Geschichte der Gracchen von einem anderen Standpuncte aus geschrieben, als den Krieg von Perusia, d. h. nicht er, sondern die Autoren, aus denen er schöpfte, standen auf verschiedenen Standpuncten. Dio Cassius ist in vielen Theilen ein fast unbrauchbarer Rhetor, und Niebuhr's Urtheil über ihn viel zu günstig.

Wir müssen noch hinsichts der Art und Weise, wie der Hr. Verf. die Reden mittheilt, eine Bemerkung hinzufügen. Das historische Material, welches die Rede pro S. Roscio Amerino enthält, gehört offenbar in die Geschichte der sullanischen Proscription, und mufs dort ausgebeutet werden, der Inhalt der Verrinen in die Geschichte der Optimatie, wie sie unter der Aegide Sulla's neu entstanden war, u. s. w. Dort wird der hochwichtige Inhalt derselben nicht verfehlen, eine mächtige Wirkung hervorzubringen. Für Cicero den Staatsmann ist er, nach unserer obigen Bemerkung, ziemlich gleichgültig, es sei denn, dafs wir erkennen, Cicero habe in diesen Reden mehr als blofser Sachwalter sein wollen, was bei den Verrinen allerdings der Fall ist. Dann bedürfen wir wenigstens jener aus-

Digitized by Google

führlichen Relation über den Inhalt. Soll nun aber daraus auf Cicero den Redner ein Schlufs gezogen werden, so ist diese hüpfende Darlegung der Gedanken, diese Zerrissenheit des Vortrags, die allerdings dem Referenten vortheilhaft ist, um den Leser wach zu erhalten, nur geeignet, eine völlig falsche Vorstellung zu erzeugen. Wir werden unten noch einmal hierauf zurückkommen müssen. Und dennoch ermüden diese Analysen über die Maafsen. Wenn im dial. de orat. der Redende sich über seine Zeit beklagt, die nicht mehr die 5 Bücher der Verrinen würde anhören können, so wird, fürchte ich, Hr. Drumann hinsichts dieser Analysen zu einer noch schwereren Klage Anlafs haben. Ich wiederhole demnach, dafs ich diese Benutzung der Reden in jeder Hinsicht für verfehlt halten mufs. Ich glaube daher auch, dafs die Rede, welche Cicero für Roscius hielt, weder so viel Muth von Seiten Cicero's noch so viel Nachsicht von Seiten Sulla's bedurfte, als Hr. Drumann S. 243 angenommen hat, obgleich nicht zu läugnen ist, dafs es im Alterthum so wenig als in unserer Zeit an Personen gemangelt hat, welche Person und Sache nicht zu unterscheiden im Stande waren.

Suchen wir nun Cicero unter den Parteiungen Roms seinen Platz zu ermitteln, so ist, wie von Hrn. Drumann selbst dargethan ist, dieser unter den Popularen. Ihnen gehört er schon seiner Geburt nach zu; in ihrem Sinne bekämpft er den Verres, und in seiner Person die Sünden der Optimaten bei der Gerichts- und Provinzial-Verwaltung, kämpft für Gabinius und Manilius, und rettet den Cornelius. Wir würden noch deutlicher dies erkennen, wenn das Schicksal uns diesen härtesten Verlust erspart hätte, den wir an den Cornelianis erlitten haben. Die Optimaten hatten geglaubt auf sein Talent rechnen zu dürfen, und brandmarkten ihn als fugitivus. Der Hr. Verf. nun geht so weit, dafs er den Cicero auf die Aristokratie seine Angriffe machen läfst, um in ihre Mitte aufgenommen zu werden, und einst in den Reihen der Consularen zu sitzen; zu dem Zwecke deckt er in den Verrinen schonungslos die Entartung der Nobilität auf, während Crassus und Pompejus der sullanischen Verfassung unheilbare Wunden schlagen, und Cäsar als der einzige Sehende in dieser grofsen Stadt von Blinden im Hintergrunde steht, und mit Freude der unbewufsten Förderung seiner eigenen Pläne zusieht. Ich mufs hier ein für alle Mal mich gegen eine Richtung der Geschichtsauffassung aussprechen, der der Hr. Verf. so huldigt, dafs man aus seinem Buche die schlagendsten Beispiele für dieselbe entnehmen kann. Es hat nämlich seit geraumer Zeit das Bemühen, geistreich zu erscheinen, in der Geschichtschreibung um sich gegriffen; durch Vereinigung des Getrennten, Trennung des Zusammengehörigen, kühne Combinationen, ungeahnte Entdeckungen, brillante Hypothesen sucht sie die Geschichte interessant zu machen; sie spannt den Leser durch eine Reihe von Widersprüchen bis aufs Höchste, um dann diese Spannung durch einen einzigen Gedankenblitz zu lösen; sie sucht das Zufällige zu geistiger Bedeutung zu steigern, und umgekehrt das tief Gedachte aus dem leichten Spiel des Zufalls abzuleiten; sie supponirt auch wohl die pikante Memoirenmanier, sieht den historischen Acteurs hinter die Coulissen, und hört das historische Gras wachsen; sie sieht vor allen Dingen nicht die Sache, sondern sich selbst in der Sache, und lieferte uns so eine Geschichte, die kein Polybius, Cäsar und Cicero als eine bekannte anerkennen würden. Hr. Drumann, sage ich, gehört in diese Klasse von Historikern, obwohl er nicht gleich andern den Leser darin zu verzaubern vermag. So legt ihm Cäsar schon 70 die Fundamente zu dem Bau, den er erst über 20 Jahre ausführt. Er denkt schon jetzt daran, nicht wie Pompejus *durch* die Curie, sondern *über* sie zu herrschen. Es ist das einer der Gedanken, von denen der Hr. Verf. sich nicht wieder losreifsen kann. Wahrscheinlich werden es uns unsere Nachkommen noch beweisen, dafs Napoleon zu Brienne oder vor Toulon längst seine Plane fertig hatte, wie er, wenn die dummen Republikaner nur erst aufgeräumt, und die Direction die Sachen ein wenig geordnet hätten, dann selbst als der Held des Tages hervortreten, und ihr Erbe an sich nehmen wolle. Ich sehe an Cäsar nur eine Gröfse, dafs er in jedem entscheidenden Momente das Rechte erkannt, und rasch ergriffen hat. „Alles kann der Edle leisten, der versteht und rasch ergreift". Gegen jene Geschichtsansicht nun, so geistreich und consequent sich auch der Hr. Verf. darin bewegt, kann man sich nicht bestimmt genug erklären; durch sie sind nur Carricaturen möglich. Was Cicero betrifft, so brauchen wir jene Entwürdigung nicht. Er ist seiner Geburt nach Populare, seiner innersten Natur nach Optimat, Optimat in jedem Worte,

Digitized by Google

das er geschrieben hat: was sollen wir in seine eigene Erklärung Zweifel setzen, er gedenke popularer Optimat zu sein? Freilich, als er diese Erklärung that, hatten ihn Verhältnisse bereits der Optimatie genähert.

Wir wollen hier, einen längeren Zeitraum überspringend, die mancherlei Bedenklichkeiten bei Seite liegen lassen, welche wir z. B. gegen des Hrn. Verfs. Urtheil über die lex Manilia haben, und uns zu dem Jahre 63 hinwenden, da wir gewiſs sein können, in diesem Glanzpuncte von Cicero's Leben auch die Anschauungsweise des Hrn. Verfs. am grellsten hervorleuchten zu sehen. Jedermann wird voraussetzen, daſs Hr. Drumann nicht den alten ausgefahrenen Weg einschlägt, den uns Sallust und Cicero führen; selbst die Uebereinstimmung dieser beiden Führer, die ihrer ganzen Natur, ihren Grundsätzen und ihrer Lebensthätigkeit nach so völlig entgegengesetzt sind, bietet dem Hrn. Verf. nicht die nöthige Garantie dar, um ihnen mit Vertrauen zu folgen. Es ist aber interessant und lehrreich, zu sehen, wie die neue Kunststraſse von dem alten Ziele abführt. Hr. Drumann schildert allerdings gleichfalls in grellen Farben die innere Auflösung des Gemeinwesens nach allen Seiten; er thut es aber, um darzuthun, daſs eine Staatsumwälzung nicht bloſs möglich, sondern geradezu nothwendig war, daſs die meisten Optimaten in Catilina's Lage gerade so wie er gehandelt haben würden, daſs Catilina die Verworfenheit des Volks nicht sowohl hervorrief als vielmehr nur benutzte, daſs seine Plane, durch wirkliche Noth hervorgerufen, erst durch äuſsere Umstände d. h. durch den ihnen geleisteten Widerstand, jenen blutigen Charakter empfingen, und daſs seine Schuld genau betrachtet am Ende darauf hinauslief, wie ein Abenteurer einen coup de main zu versuchen, statt, wie Cäsar, der hier stets wie ein unheimliches Gespenst umgeht, weiter zu sehen und auf einen gründlichen Umbau der Republik hinzuarbeiten. Hr. Drumann behauptet, Sallust habe übertrieben, weil er eines Grauen erregenden Bildes bedurfte, um in dem Leben dieses Einen die allgemeine Entartung zu beurkunden. Wer aber weiſs, in welchem Sinne Sallust geschrieben hat, und was man von ihm erwarten muſs, der kann unmöglich auf diese Ungereimtheiten verfallen. Sallust malt den Hintergrund auch schwarz, viel schwärzer als Hr. Drumann, nicht aber damit Catilina wie einer der vielen Gleichen, sondern als der Teufel selber erscheine. Wenn nun aber der Hr. Verf. uns auch zugesteht, daſs Catilina tief genug gesunken gewesen sei, so knüpft er doch daran sofort die naive Frage: meint Ihr denn, daſs die Andern besser gewesen sind? Hat nicht Cicero selbst ihn vorher vor Gericht vertheidigt? — Hierauf liegt die Antwort bereits in unseren obigen Bemerkungen! Hat er nicht dem Antonius Macedonien für Geld cedirt, weil er befürchtete, man würde ihn vergessen, er werde als Fremdling zurückkommen, wenn er in die Provinz ginge? Und hat er nicht später das, was er aus schnödester Selbstsucht gethan, sich als hohe Aufopferung angerechnet? Ich will offen hierauf antworten: die Provinz war nicht der Ort, wo für Cicero Loorbeeren wuchsen. Ich rechne es ihm hoch an, daſs er dies selbst gefühlt, und nicht nach der Eitelkeit verlangt hat, zum Consulat die Ehre des Triumphes zu fügen, wie dies andere Redner, selbst ein Crassus, vor ihm gethan hatten. In der Provinz konnte er nie mit einem Pompejus und Crassus zu rivalisiren hoffen; seine Thätigkeit muſste sich auf Curie und Forum beschränken. Daſs er die ihm zugefallene reichere Provinz nicht aus purer Groſsmuth abtrat, ist für einen Römer, ist für das ganze Alterthum natürlich, und ein Handel der Art nie als turpe negotium zu rechnen. Ueberdieſs ist hierfür noch ein besserer Beweis zu führen, als der auf jene mysteriöse Teucris gestützte. Der Staat in seinen republikanischen Formen war die Grundlage für ein Leben, wie es Cicero von Jugend auf erstrebt hatte: wenn er diesen Schauplatz seiner Thätigkeit und seines Ruhms rettete, folgt daraus, daſs er nicht zu den Besten seines Volks gehört habe? Bekanntlich wuſste Cicero durch Sestius, den Quästor des Antonius, auf diesen einzuwirken, und ihn wenigstens zu vermögen, daſs er nicht geradezu die Verschworenen unterstützte; Cicero selbst spricht in der Sestiana über die Dienste, welche der Quästor ihm und dem Staate geleistet habe, mit groſser Zurückhaltung, so daſs es schwer zu entscheiden ist, ob er wirklich die Gröſse dieser Dienste nicht habe nach Gebühr hervorheben wollen, damit dem Sestius nicht die Verletzung eines heiligen officium könne vorgeworfen werden, oder ob Sestius überhaupt nichts weiter gethan habe, als was der Quästor seinem Consul zu thun schuldig ist. Genug, Cicero deutet nur an, und läſst ahnen, damit die Wohlthat des Sestius, die er aus gewissen Rücksich-

Digitized by Google

ten nicht erwähnen wolle, einen desto tieferen Eindruck auf die Richter mache. Hr. Drumann macht aus Sestius einen von Cicero abgeordneten Spion, der das Vertrauen des Antonius täuschte, diesem aufpafste und an Cicero Bericht abstattete. Hätte Cicero sich des Sestius nicht bedient, hätte er die Gelegenheit unbenutzt gelassen, von Antonius Absichten sich zu informiren, und hätte der Hr. Verf. ihm das beweisen können, wir würden gewifs von der gränzenlosesten Bornirtheit Cicero's hören müssen. Ergötzlich ist vor allem aber die Vorstellung, welche der Hr. Verf. von dem Ackergesetz des Rullus hat. Weil nämlich, wie natürlich, Cicero dem Rullus vorwirft, der Gedanke sei gar nicht aus seinem eigenen Kopfe, und die Zuhörer vor gewissen anderen machinatores, den eigentlichen im Hintergrunde stehenden Urhebern, warnt, so schliefst Hr. Drumann, Rullus sei mit jenem maafslosen und unsinnigen Gesetze eigentlich durch Cäsar vorgeschoben, damit die Optimatie gegen ihn ihre Munition verschiefsen, und Cäsar selbst mit dem eigenen natürlich längst fertigen Ackergesetze desto sicherer durchdringen, und obendrein durch das Maafs in demselben sich den Dank der Gegner verdienen könne. So hat also Cicero jene machinatores wohl gekannt, und doch nicht gemerkt, dafs er mit seinen Fechterstreichen ins Blaue schlage!!

Wir wollen den Hrn. Verf. auf seinem Wege noch weiter begleiten. Kein Zweifel, dafs Cäsar von Anbeginn völlig folgerecht gehandelt hat, Pompejus auch einigermaafsen; Cicero dagegen ist offenbar seinen bisherigen Grundsätzen ungetreu geworden, und zur Optimatie übergetreten. (Rec. hat sich erlaubt, den Ausdruck Optimatie für Aristokratie zu substituiren). Wer das politische Leben in alter und neuer Zeit nur aus der Ferne mit angesehen, der kennt den gleichsam chemischen Procefs, in dem die äufserste Rechte gemeinschaftlich mit der äufsersten Linken sich gegen die Mitte kehrt, Whig's und Tory's gegen den Radicalismus zusammenhalten, Popularen und Optimaten gegen Saturnin und vorher schon gegen C. Gracchus sich verbinden. Catilina's Vorhaben nun war ein solches, bei dem nicht die Formen des öffentlichen Lebens, sondern die Existenz selber, nicht die Rechte, sondern die Grundelemente des Daseins in Frage gestellt wurden; keine Bewegung aus dem Schoofse einer Faction gegen die andere, sondern die friedliche trübe Gährung aus allen Elementen des Staats, daher nicht, wie Hr. Drumann spricht, ein Angriff auf die Aristokratie, sondern auf alle Verhältnisse des Staats. Hier müssen Nobilität und Ritterstand zusammenhalten, und jeder gute Bürger unwillkührlich zum Freunde der Optimaten werden. Es ist daher *kein* Widerspruch, wenn Cicero den Scipio getadelt hat, den Senat durch besondere Sitze vom Volke geschieden zu haben, und den Otho, der für den Ritterstand ein Gleiches erwirkt hat, gegen den Unwillen des Volkes in Schutz nimmt. Hr. Drumann dagegen spricht sogleich von aristokratischem Dünkel, der anmaafsliche Forderungen zum Gesetz erhob, so dafs man nun sogleich übersah, ob jemand Senator, Ritter oder gemeiner Bürger sei. Cicero, nur Consul, nicht einmal König im Dienst einer Kaste (?!) durfte die empörende (!) Scheidung der Gesellschaft (!) bei Fest und Spiel zum Theil als sein Werk betrachten; mit freundlichen Worten dankte er dem Pöbel für seine Erhebung, und verwies ihn dann in die hintersten Reihen. S. 435. Mit gleicher Consequenz vertheidigte Cicero den *Rabirius*, in dessen Person gewifs nicht mehr der vergessene Mord des Saturnin, sondern das Recht des Senats, die Magistrate zu aufserordentlicher Gewalt zu erheben, der Gegenstand des Streites war. Eben so mufste jetzt wenigstens den Kindern der Proscribirten die Restitution versagt werden, wenn auch Hr. Drumann urtheilt: Verblendung und Selbstsucht rechneten anders; man *mufste* endlich den Versuchen, eine Anordnung Sulla's nach der andern aufzuheben, ein Ziel setzen; in einer Zeit der Gährung durfte man nicht *gerecht* sein. S. 438. Also den ganzen Bau Sulla's hätte man umstürzen lassen, und wäre nun kindisch genug gewesen, das letzte Getrümmer retten zu wollen? Eben so ungünstig urtheilt Hr. Drumann über Cicero's Verfahren gegen Catilina selber. Von einem Kampfe des Guten gegen das Böse könne hier überhaupt nicht die Rede sein. Catilina habe sich durch das Consulat retten wollen; er sei zum Verbrecher geworden, weil man ihm durch jedes Mittel den Weg dahin versperrt habe.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 89.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1843.

W. Drumann, Geschichte Roms in seinem Uebergange von der republikanischen zur monarchischen Verfassung, oder: Pompejus, Cäsar, Cicero und ihre Zeitgenossen.

(Schluſs.)

Cicero habe nur seine Privatrache gegen Catilina verfolgt, und durch seine geheimen Mittel diesen bis zu dem Puncte hingetrieben, wo er nicht mehr entrinnen konnte, d. h. hätte Cicero, so wie er die erste sichere Kunde erhielt, gleich zugegriffen, so wäre die Verschwörung nicht so weit gekommen, es lag ihm aber daran, sie heranwachsen zu lassen, und selbst zu nähren, damit sein Feind gewiſs ihm nicht entrinnen könne. Nun frage ich: hat denn der Hr. Verf. so ganz vergessen, daſs Rom weder eine geheime Inquisition noch eine präservative Polizei besaſs? hat er die unendlichen Schwierigkeiten nicht bedacht, die sich einer energischen Thätigkeit der Magistrate in den Weg stellten, zumal in Zeiten, wo die Erinnerung an die Proscription noch so neu war? nicht das Miſstrauen, mit dem Popularen und Optimaten einander beobachteten? nicht die Beschaffenheit der Quästionen, die für die Verurtheilung der Schuldigen keine Garantie boten? Gerade das also, was das eigentliche Verdienst Cicero's ausmacht, daſs er, diesen Consul zur Seite, er ein homo novus mit diesem Senate voll Neid, Haſs und Geringachtung, sich ruhig auf das beschränkte, was ihm zu thun allein übrig blieb, nicht voreilig hervorbrach oder einen unnützen Schlag that, dabei fortwährend im Stillen die Bewegungen der Gegner beherrschte, und sie endlich überwiesen dem Senat zur Strafe überantwortete, gerade das also, worin jeder Andere ein Meisterstück von Besonnenheit, Weisheit und Patriotismus sehen würde, sehen wir hier stufenweis dem Cicero als Schuldregister vorgeführt. Dabei wird er damit zum Gespötte gemacht, daſs er mit einem Brustharnisch in die Comitien geht, und der Plan der beiden Verschworenen, sich unter den Besuchenden einzuschleichen, und Cicero zu ermorden, als kühnes Wagestück bezeichnet; die Verheimlichung von Cicero's Nachrichten wird verdächtigt, dagegen die Geradheit und Unerschrockenheit, mit der Catilina die Klage Cicero's anhört, zur Bewunderung hingestellt. Selbst jene vielbewunderte erste Catilinaria macht, wenn man von den Worten ab auf die Gedanken sieht, einen widrigen Eindruck. Nur schlecht verbirgt sich die Feigheit unter einem erkünstelten Muthe, der persönliche Haſs und die Ruhmsucht unter dem Eifer für den Staat; man vermiſst eine angemessene Haltung und sittliche Würde. Dann endlich kann das Bluturtheil, welches in Rom vollstreckt wird, nur als ein unmotivirtes, der ewige Rückblick Cicero's auf die Nonen des December nur als ekelhaftes Selbstlob erscheinen. Wir müssen es unsern Lesern überlassen, sich diese Andeutungen auszuführen, und hiernach das weitere Leben Cicero's sich im Geiste d. h. dem des Hrn. Verf., weiter fort zu construiren.

Eine vollständige Kritik von Hrn. Drumann's Werke würde nur dadurch gegeben werden können, daſs eine positive Darstellung aus einer lebendigen Anschauung jener Zeiten heraus demselben entgegengestellt würde. Wir haben uns hier daran genügen lassen müssen, darzuthun, daſs der Weg, welchen Hr. Drumann mit seltener Consequenz verfolgt hat, nicht der geeignete ist, um eine wahrhafte Geschichte Roms in jenem wichtigsten Zeitraume zu erreichen, und müssen es beklagen, daſs so viel Kraft, so viel Scharfsinn und Gelehrsamkeit für diesen Irrweg aufgewendet ist. Allerdings wird die Geschichte sich in jeder folgenden Zeit anders spiegeln, und für sie etwas Anderes sein: wozu brauchten wir sonst neue Geschichten? aber dies Neue ist nicht ein solches, wodurch das Alte ausgeschlossen würde. Die Wahrheit liegt nicht so verbor-

Digitized by Google

gen, dafs sie auf unseren modernen Scharfsinn hätte warten sollen, um an's Licht gefördert zu werden. Der Hauptfehler Hrn. Drumann's ist der, dafs er den zweiten Schritt zuerst gethan hat. Er beginnt mit einer Art von mifstrauischem Spürsystem, statt sich ganz ruhig zu verhalten und dem Gange der Dinge selbst zuzuschauen. Er meint, der Historiker habe vor allen Dingen zu glauben, dafs die Sachen sich nicht so geben, wie sie sind, sondern dafs man immer zusehen müsse, was im Verborgenen schleiche. Und so ist es ihm denn widerfahren, dafs er Sachen nicht glaubt, welche uns mit der vollsten Energie innerer Wahrhaftigkeit geboten werden, und umgekehrt in Dinge Glauben setzt, die gar nicht prätendiren, als wahr angesehen zu werden. Sollte indefs Hr. Drumann auch jetzt noch meinen, dafs auf diesem Wege mehr als eine historische Phantasterei zu gewinnen sei, so biete ich ihm, ohne Schimpfreden und ohne Bredow's alte Geschichte, einen geraden und offenen Kampf an: ich erbiete mich, ihm Seite für Seite, nach seiner eigenen Auswahl, den Beweis zu liefern, dafs er überall die Personen, welche er behandelt, mifsverstanden habe. Bei alle dem gestehen wir dem Buche einen bedeutenden Werth zu, dafs es grofsentheils den Stoff vollständig beherrscht, im Einzelnen viel glückliche Entdeckungen an's Licht gefördert hat, vorzüglich aber, dafs es den Leser durch die Keckheit seiner Behauptungen von der bona fides zu eigenem Forschen anregt. Wir hoffen Hrn. Drumann auf diesem Felde noch öfter zu begegnen.

Wir hätten schon jetzt über den philologischen Werth des Werkes ein bestimmtes Urtheil zu fällen gewünscht; es scheint uns jedoch zweckmäfsiger, dafs wir zur vollständigeren Begründung desselben das Erscheinen des 6. Bandes abwarten, in welchem der Hr. Verf. die literarischen Beziehungen (Cicero als Historiker, als Redner u. s. w.) zu berücksichtigen versprochen hat. Ueberdies fürchten wir, dafs der Hr. Verf., der sich an mehreren Stellen als Nicht-Philologen bezeichnet, unsere philologische Kritik als einen gehässigen Angriff auf eine von ihm selbst angedeutete Blöfse betrachten möchte.

Dr. Kampe, in Neu-Ruppin.

XLVI.

1. *Specimen e literis Neerlandicis, exhibens Ludovici de Velthem chronici, quod inscribitur Speculum Historiale, librum III, denuo editum secundum cod. ms. unicum bibl. acad. Lugd. Bat. atque annotatione illustratum..... a Guil. Jos. Andr. Jonckbloet. Hagae Com. apud A. D. Schinkel.* 1840. 136 S. 4.
2. *Beatrijs, eene sproke uit de XIII eeuw, uitgegeven en opgehelderd door W. J. A. Jonckbloet. Ebendas.* 1841. *XII u.* 74 S. 8. — *Dazu: Aanhangsel op de sproke van Beatrijs. Ebendas.* 16 S.
3. *Die dietsche Doctrinale, leerdicht van den jare* 1345, *toegekend an Jan Deckers, Clerk der stad Antwerpen. Uitg. d. Dr. Jonckbloet. Ebendas.* 1842. *LX u.* 375 S. 8.

Das Studium der altniederländischen Literatur und Sprache zeigte während der letzten Jahrzehnte je nach den verschiedenen Ländern, in denen es gepflegt wurde, auch eine verschiedene Färbung. In Deutschland beschäftigten sich damit natürlich nur einzelne Männer, und auch diese fast nur beiläufig; dennoch trugen ihre Arbeiten, wie verschieden sie auch ausfielen und ausfallen mufsten, alle ein wissenschaftliches Gepräge, weil sie nie den Zusammenhang mit dem grofsen Ganzen der gesammten deutschen Sprachwissenschaft vergafsen. In Belgien wurde die Angelegenheit zur nationalen; das patriotische Interesse herrschte vor, und es ergaben sich daraus alle die Vortheile und Nachtheile, welche in ähnlichen Verhältnissen naturgemäfs eintreten, und welche wir auch in einer früheren Periode der deutschen Philologie erfahren haben. In Holland endlich war seit Huydecopers und Clignetts Zeiten ein gewisser Dilettantismus eingerissen, der sich bald in selbsteigner Person bewunderte, bald mit lobenswerthem, wenn gleich ganz unkritischem Sammlerfleifse dicke Commentare zusammentrug, bald auch mit kindlicher Naivetät herausgab und erklärte was er verstand und nicht verstand. — Diese allgemeine Charakteristik vorauszuschicken war nöthig, um einen vorläufigen Standpunct zu gewinnen für die Beurtheilung der an der Spitze dieses Artikels genannten Werke, deren

Digitized by Google

Herausgeber im Haag lebt. Nach der näheren Betrachtung ihres Inhalts wird sich dann, mit Berücksichtigung der eben angedeuteten Verhältnisse, ein hinlänglich begründetes Endurtheil fällen lassen.

Ueber die Lebensverhältnisse *Ludwigs von Velthem* hat Hr. J. auch nicht mehr auffinden können als das wenige, was bereits Hoffmann und Mone aus seinem Gedichte selbst zusammengestellt haben. Wir wissen eben nur, dafs er in Brabant lebte und im Jahre 1316 das sechste Buch seines Spieghel historiael vollendete. Dagegen erhalten wir neue Aufschlüsse über sein Verhältnifs zu Maerlant. Velthem's Werk umfafst bekanntlich die Geschichte der Jahre 1248—1316; Maerlant aber, der 1300 starb, ist, nach dem von Hoffmann gefundenen Fragment, wenigstens bis zum sechsten Buche des vierten Theils seines Spieghel hist. (1250) gekommen. Hr. J. macht nun sehr wahrscheinlich, dafs Velth. für seine ersten drei Bücher (1248—1298) eine weitere Fortsetzung Maerlant's, die vielleicht noch nicht zur Herausgabe vollendet war, benutzt, ja zum Theil buchstäblich abgeschrieben habe; und es läfst sich gegen die Beweisführung nichts wesentliches einwenden. Ferner legt er eine Geschichte des *Tundalus*, die man dem Velth. zugeschrieben hat, mit Recht dem Maerlant bei, und setzt sie als Episode in das vierte Buch des vierten Theils von dessen Spieghel hist. Endlich versucht er in der Anm. zu 3, 44, 1. nachzuweisen, dafs Velth. auch den Stoke benutzt habe und führt für das ganze dritte Buch die Stellen an, welche aus Hêlu genommen sind.

Die Legende von *Beatris* (1038 vv.) enthält die Geschichte einer Nonne, welche mit ihrem Geliebten das Kloster verliefs, sieben Jahre mit ihm lebte, bis Hungersnoth sie trennte, andre sieben Jahre mufste „gaen dôr den nôt Buten der stat op tfelt End winnen met haren licham gelt" bis Maria, die unterdefs ihre Stelle im Kloster versehen hatte, so dafs niemand um ihre Abwesenheit wufste, sie wieder zurückkehren liefs. Hr. J. setzt die Bearbeitung an's Ende des 13. Jahrh., und wohl mit Recht nach Versbau und Sprache. Der Dichter hat den spröden, fast widerlichen Stoff sehr geschickt behandelt, und sein Werk gehört zu den besten Erzeugnissen der mnl. Literatur. Im „Aanhangsel" analysirt Hr. J. eine sehr schlechte spätere Bearbeitung desselben Stoffes, welche in einem 1659 zu Antwerpen gedruckten Büchlein steht, das den Titel führt „Tweede deel van de wonderbaere mirakelen van den *h. Roosen-Crans*, in rym beschreven ende vyt-ghedrvct in fyne belden door *F. Petrus Vloers*, Predick-heer, ende Prefect van het Arts-broederschap" und ein und zwanzig Mariengeschichten in Alexandrinern enthält. Die Legende von der Beatrix ist (S. 10) aus dem dialogus miraculorum des Caesarius Heisterbacensis in die Schriften des Cartagena und Alanus de Rupe Redivivus übergegangen, aus welchen letztern Vloers geschöpft hat. Cäsarius ist jedoch nicht die unmittelbare Quelle der älteren mnl. Bearbeitung, doch führt seine Erzählung auf Deutschland als die Heimath der Legende. Die Legende Van ênen jonghen Kinde ende haren scoelmêster, welche Willems nach einer sehr schlechten Hdschr. herausgegeben hat (Belg. Mus. 1, 326 fgg.), gehört sicher nicht demselben Dichter an, wie Hr. J. will; sie ist seiner unwürdig.

Das *Doctrinal*, ein moralisches Lehrgedicht in drei Büchern, nach den Schlufsversen im Jahre 1345 zu Antwerpen verfafst, hat man auf Grund einer alten Notiz (aus dem 16. oder 17. Jahrh.), die sich in einer Handschrift der Brabantschen Yêsten vorfand, dem *Jan de Clerc* oder *Jan Deckers* zugeschrieben, der damals Stadtschreiber daselbst war. Hr. J. weist diese Behauptung ausdrücklich zurück. Denn jene Notiz verdient schon deshalb keinen Glauben, weil sie Jan de Clerc im Jahre 1351 sterben läfst, während er 1358 noch lebte (Belg. Mus. 3, 174 fg.). Ferner aber war Jan de Clerc ein grofser Verehrer Maerlants, während sich von dem Dichter des Doctr. gar nicht beweisen läfst, dafs er Maerlant auch nur gekannt oder benutzt habe. Dagegen hat er sehr wahrscheinlich den (noch ungedruckten) *Lekenspiegel* gebraucht, der keineswegs, wie man oft anzunehmen geneigt war, von derselben Hand herrühren kann, die das Doctr. verfafst hat. Auch den *Ogier van Denemarken* spricht Hr. J. beiläufig mit gutem Fuge dem Jan de Clerc ab, dessen Gedichte sich also beschränken auf die Brabantschen Yêsten (begonnen vor 1315, geendigt um 1350), den Lekenspieghel (1326—1330) und van den derden Edeward (1341—1349).

Was den Inhalt des Doctr. angeht, so zeigt sich der Verf. als ein Mann von sehr ehrenwerther und vorurtheilsfreier Gesinnung, den Willems ganz treffend charakterisirt, wenn er ihn zu den liberalen Denkern

Digitized by Google

seiner Zeit rechnet. Dagegen sind seine poetischen Verdienste desto geringer. Sein Werk ist die dürrste gereimte Prosa, voller Flickwörter und Widerholungen; und auch nur ein kleiner Theil desselben gehört ihm eigenthümlich, das übrige besteht aus überall her zusammengetragenen Aphorismen, welche er noch dazu auf die ungeschickteste und ermüdendste Weise an einander knüpft, wie z. B. Jhesus Sydrac maect ons vroet; Salomon seit, die wise here; Paulus seit, des sît ghewes; Catoen lêrt ons, die wise man u. s. w. Aber grade weil der Verf. so unselbständig ist und sich fast ganz auf fremde Quellen stützt, hätte Hr. J. sich nicht begnügen sollen, dieselben ohne weitere Erläuterung in einer Note (IX, 2) abzufertigen. Abgesehen davon, dafs eine nähere Untersuchung wol manches für die Kritik des Textes abgeworfen haben würde, gewährt es ja schon ein litterar-historisches Interesse solchen Spuren weiter nachzugehen. So halte ich z. B. den öfter erwähnten (2, 949. 1182. 1664; 3, 870. 1183) „poeten *Marcus Cocus*" für den *Martial*, welchem bereits Aelius Lampridius den Beinamen Cocus giebt (vgl. Testim. scriptt. vor Schrevels Ausg.). Und wirklich findet sich im Doctr. ein Epigramm desselben wörtlich übersetzt, was aber freilich im Anhange, unter den supposititiis steht (Schrev. X. Schneid. XI.), und dessen Quelle selbst der neuste Herausgeber, Schneidewin, nicht genau angeben kann. Für Verehrer Martials, denen das Doctr. wol kaum jemals zu Handen kommen möchte, will ich die übersetzte Stelle (3, 1183 fg.) hier beifügen:

Daer om sprac mêster Marcus
tot sinen gheselle aldus
die Scevola was gheheten:
Scevola, dû wils altôs eten
met allen lieden, op end neder,
end niemen en êt met dî weder;
dû drincs ander liede wine,
ende nieman en drinct die dine.
doe nû weder des ghelike
oft dû blêfs in scanden ewelike.
Altôs nemen, end gheven niet,
es grote scande, waer mens pliet.

Dat Loy (2, 2532. 3179. 3181. 3191. 3595; 3, 161.) beziehe ich auf den *Sachsenspiegel*, obgleich die stets ganz allgemein gehaltnen Stellen des Doctr. sich im Sachsenspiegel nirgends wörtlich wiederfinden. Aber Maerlant kennt ihn bereits unter diesem Namen. Man vgl. Wapene Martîn str. 40. 41. (Nieuwe Wk. d. Maatsch. v. Nl. Lk. III, 2. S. 119) mit Sachsenspiegel (ed. Homeyer) Th. 1. B. 3. Art. 42. §. 3 fgg. — *Vrîdancs* Sprüche scheinen dem Verf. des Doctr. ganz unbekannt geblieben zu sein, obgleich sich wenigstens einzelne Spuren derselben aus jener Zeit in den Niederlanden nachweisen lassen; vgl. Haupts Zeitschr. f. d. A. 1, 251. Denn selbst die Verse diu zunge hât nehein bein, unt brichet bein unde stein (Vrîd. 164, 17) in den Worten des Doctr. (1, 216 fg.) tonghe ghenêst bên enghên, maer si brêct rugghe end bên wiederzufinden, verbietet eine zweite Stelle (2, 743 fg.) men seit tonghe doet breken bên, maer si en doet ghenesen enghên. Und man darf auch nur die Stellen vergleichen, wo beide Dichter denselben Stoff behandeln, oder denselben Spruch aus gleicher Quelle wiedergeben, um den himmelweiten Unterschied zwischen dem lebensfrischen Vrîdanc und dem prosaischen Doctrinale, und die daraus hervorgehende innere Unmöglichkeit wörtlicher Entlehnung aus dem ersteren recht lebendig zu fühlen.

Wie fruchtbar für die Geschichte der Literatur und der Culturzustände jener Zeit überhaupt hätte eine Einleitung werden können, in der Weise, wie sie W. Grimm seiner Ausgabe des Vrîdanc vorangehen läfst, wenn gleich der Verf. des Doctr., um mich dieses Ausdrucks zu bedienen, geographisch und philosophisch einen weit engern Gesichtskreis beherrscht. Doch sind anderweitig die Verdienste des Hrn. J. um die Erforschung der Culturzustände seiner vaterländischen Vorzeit nach Verdienst zu würdigen, und zwar um so mehr als die einheimischen Vorarbeiten grade für jene Epoche fast nur unbedeutendes geben. In den Anmerkungen zu Velth. und zur Beatr. hat er recht brauchbare Materialien über Rittersitte, Volksleben, Spiele, Trachten u. dgl. beigebracht. Manches wäre ihm freilich leichter geworden, wenn er sich auf deutsche Forschungen hätte stützen können. So kommt seine Untersuchung über lesen, singen und sagen (spreken) (Velth. 114. a. Doctr. LVIII) zu keinem rechten Abschlufs, während bereits Lachmann (Abh. d. Berl. Akad. 1833) u. F. Wolf (Ueber die Lais 48 fg.) den Gegenstand erledigt haben. Der letztere bespricht sogar (a. a. O. S. 214 Anm. 55) ausdrücklich die mnl. strophischen Gedichte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 90.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1843.

1. *Specimen e literis Neerlandicis, exhibens Ludovici de Velthem chronici, quod inscribitur Speculum Historiale, librum III, denuo editum secundum cod. ms. unicum bibl. acad. Lugd. Bat. atque annotatione illustratum ..... a Guil. Jos. Andr. Jonckbloet.*
2. *Beatrijs, eene sproke uit de XIII eeuw, uitgegeven en opgehelderd door W. Jos. Andr. Jonckbloet.*
3. *Die dietsche Doctrinale, leerdicht van den jare* 1345, *toegekend an Jan Deckers, Clerk der stad Antwerpen. Uitg. d. Dr. Jonckbloet.*

(Fortsetzung.)

Nun aber mufs ich im Voraus um Entschuldigung bitten, wenn, in Rücksicht auf den gegenwärtigen Zustand der germanischen Sprachstudien in den Niederlanden, auf den folgenden Spalten manches zur Sprache kommt, was in Deutschland zu erwähnen eigentlich überflüfsig wäre. — Den *Text* des Velth. und der Beatr. giebt Hr. J. buchstäblich nach den beiden einzigen vorhandnen Handschr., und fügt in den Anmerkungen einzelne Berichtigungen und Verbesserungen hinzu. Für das Doctr. standen sechs Handschr. des 14. und 15. Jahrh., ein Fragment von 3 Pergamentblättern und ein alter Delfter Druck von 1489 zu Gebote, mithin bedeutend mehr als zu irgend einem bis jetzt gedruckten mnl. Gedichte, und darauf beruht auch vorzüglich die Wichtigkeit dieser Ausgabe. Mit richtiger Einsicht hat Hr. J. nicht die älteste Handschrift von 1367, sondern die weit vorzüglichere, der Bibliothek im Haag gehörige, von 1374 zu Grunde gelegt. Aber auch hier wieder giebt er nur einen diplomatischen Abdruck der Handschr., mit untergesetzten Varianten der übrigen; doch hat er wenigstens durch eine gute Interpunction einigermafsen für den Leser gesorgt. Es besteht nämlich in Holland das Vorurtheil, — und selbst Willems bekennt sich noch 1837 theoretisch zu dieser Ansicht (Belg. Mus. 1, 488 Anm.), denn praktisch scheint er doch etwas anders zu verfahren, — dafs eine kritische Ausgabe gegenwärtig noch unmöglich, mithin ein blofser Abdruck der Handschrift das einzige sei, was man bieten könne. Und freilich, wenn man Ausgaben zur Hand nimmt, wie Fergut, die nach 5 (?) Hdschr. besorgt sind, keine Variante geben, aber Interpunctionen wie v. 2837 fg. 3750 fg. (wo beiläufig statt sinen zu lesen ist finen), die allbekannte Wörter wie ghenendech verstümmeln in ghenen dech (nu sal men kinnen die ghenen dech sal syn ende stout 4153.) und dazu im Glossar die Erläuterung liefern „dech, 4153, deech, geschikt, bekwaam", dann möchte man allerdings in sich gehen und jener Ansicht beipflichten. Aber es bedarf wol keiner weiteren Nachweisung, dafs die Kenntnifs der mnl. Literatur und Sprache, und die Menge des zu Tage geförderten Materiales nachgrade weit genug gediehen sind, dafs es für den Herausgeber von Werken aus jener Zeit nicht blofs möglich, sondern zur unerläfslichen Pflicht geworden ist, streng kritisch zu verfahren, zumal wenn ihm genügende handschriftliche Mittel zu Gebote stehen. Allerdings ist es keine leichte Aufgabe, und sie kann auch nur von demjenigen genügend gelöst werden, welcher eine gründliche Kenntnifs des mhd. besitzt, wie sich weiter unten noch deutlicher ergeben wird. Auch wird es überhaupt wol nie möglich werden, ein mnl. Gedicht so reinlich hinzustellen, wie ein mhd., denn zu der minder streng geregelten Metrik kommt noch das störende Schwanken der Laut- und Flexionsverhältnisse. Aber ein Versuch würde sicher die angewendete Mühe vergelten, und es wäre sehr zu wünschen, dafs Hr. J. darauf einginge, bei den Fragmenten des Trojanischen Krie-

Digitized by Google

ges und bei der Naturen Bloeme von Maerlant, welche er (nach einer freundlichen schriftlichen Mittheilung an den Ref.) herauszugeben gedenkt.

Genauer auf das Einzelne einzugehen verbietet der Raum; doch möchte es nicht überflüfsig sein, wenigstens einige Stellen zu besprechen. Der Anfang des Velthem, welcher allerdings zu den schwierigern Stellen des dritten Buches gehört, liefse sich nach dem überlieferten Texte, ohne zu gewaltsamen Aenderungen zu greifen, vielleicht in folgender Weise der ursprünglichen Gestalt etwas näher bringen:

Enghene pine en es sô swaer
alse tansiene openbaer
die dôt vor oghen: en dên wel wêt
dat hi dier niet ontghêt,
hi en moet bliven opter stat:
end dan ên ander siet na dat
thans, daer hêrscap an gaet, al blôt,
daer dieghene om lighet dôt,
jâ vergheven ofte versleghen,
oft in menegher ander weghen,
hoet ôc mach sin toe bracht —
dattie ander niet en acht,
niene penst: „dat mach geschien
mi, dat wi van desen sien".

Zuweilen ist die von Hrn. J. vorgeschlagne Verbesserung grammatisch vollkommen richtig, aber aus metrischen Gründen unzuläfsig. So würde ich Cap. 2. v. 7. lieber „daer was" streichen (und im folgenden Verse das Komma tilgen) als mit Hrn. J. sî einschieben.

Die Hdschr. der *Beatrîs* ist so vortrefflich, dafs sich mit geringer Mühe das ganze Gedicht herstellen liefse. Für die Stellen, welche mir zunächst beim Durchlesen auffielen, würde ich vorschlagen: zu streichen niet 63. op ende 757. en 145; zu lesen den mensche te côrne end niet cessêrt 66. becôrdi 70. die vingherline copperine 305. in 320. enghene 613. hebt (Druckf.) 631. ontfinet 647. dî 652. (doch vgl. Rein. 4945 fgg.). tcovent 710. mocht die zondersse, die daer leit, die claerheit met oghen wel sien 762 fg. ên abt die (oder dier?) visentêrne plach 920.

Im *Doctrinal* ergiebt sich die richtige Lesart gewöhnlich aus den Varianten, doch bleiben einige Stellen übrig, bei denen man zu Conjecturen greifen mufs; z. B. noch û vrient scande ofte scade 1, 328. 2, 304 lese ich hoe hi die dinc beiaghen mach; want minne, wats gheschiet, en mach der minne derven niet; Hr. J.'s Erklärung der Lesart von A ist für den Verf. des Doctr. wol zu fein. hise verde 2, 569. 2, 1099 ist vielleicht zu ändern want het es maer ên man, nämlich Gott.

ghi selts vrients orbor doen alsô
dat ghis uwes niet wert onvrô 2, 1367 *fg.*
hoe soudin andern doen wel 2, 3134.
hoe hôch si clom, nochtan soudsi
hogher clemmen, mochtsi 3, 437 *fg.*
si slacht der bloeme die scone staet,
maer scônte end rôc te nieute gaet;
want als si vaelt sô sin verloren
beide scônheit end al dat goren 3, 1401 *fgg.*

Wenn irgendwo, so zeigt es sich bei Betrachtung der mnl. *Metrik*, dafs die altniederländische Sprachforschung ohne stete Verbindung mit der altdeutschen alles Fundamentes entbehrt und auf einigermafsen erhebliche Resultate durchaus verzichten mufs. Wer diese auf der Hand liegende Wahrheit nicht begreifen kann oder will, verräth dadurch eben nur, dafs er entweder beide Literaturen nicht hinlänglich kennt, oder in eigensinnigem Vorurtheile befangen ist. So haben selbst Männer, welche für Autoritäten gelten, und deren grofse Verdienste um die alte Sprache jedermann anerkennt, wie Blommaert, Snellaert, Bormans, Clarisse u. a., bisher immer noch in den Versen der Gedichte in kurzen Reimpaaren eine ungewisse Anzahl von Füfsen, und Jamben und Trochäen zu finden geglaubt. Willems hat sich zwar gegen diese Ansicht erklärt (Belg. Mus. 1, 455 Anm.), aber die seinige weder theoretisch ausgesprochen, noch läfst sich dieselbe aus seinen Ausgaben abstrahiren. Hr. J. behält das Verdienst zuerst in den Niederlanden auf das Gesetz der vier Hebungen hingewiesen zu haben; seine Führer aber waren leider nur Koberstein und Mone. (Lachmann's Abhandlung konnte er nicht benutzen, denn die Abh. d. B. A. waren, wenigstens damals, im Haag eben so wenig vorhanden als die beiden ersten Theile von Grimm's Grammatik). Koberstein giebt allerdings das richtige, und zwar in sehr vortrefflicher, klarer Darstellung, aber natürlich für seine Zwecke nur die unentbehrlichsten Hauptsachen. Mone dagegen mifskennt die mnl. Quantitätsverhältnisse und bringt dadurch die ganze Lehre in Verwirrung. So behauptet er (im Jahre 1838) „hinter der vierten Hebung verstummt jede Nachsilbe, wodurch alle Reime stumpf werden müssen" (Uebers. d. niederl. Volksl. S. 30), während ihn jedes strophische Gedicht, in welchem stumpfe und klingende

Digitized by Google

Reime regelmäfsig wechseln, von der Unhaltbarkeit seiner Theorie hätte überzeugen können. Später aber glaubte er in Caerl ende Elegast Verse mit drei Hebungen zu finden, denen er doch füglich keinen stumpfen Reim geben wollte. Er griff also in einer ziemlich unklar ausgedrückten Stelle (Anzeiger 1839. S. 257) zu der Auskunft diese Verse allerdings für klingend reimende aber nach deutschem Muster zugeschnittne zu halten, und kam folgerichtig zu dem Schlufs, dafs mithin das ganze Gedicht aus dem Deutschen übersetzt sein müsse. Hr. J. hat nach demselben Schema noch eine Anzahl Verse mit drei Hebungen im Elegast gefunden (Doctr. LVI.), aber in der beiderseitigen Auswahl ist auch nicht ein einziger, der nicht ebenfalls mit vier Hebungen gelesen werden könnte. Doch kommen allerdings ächt mittelniederländische klingend reimende Verse mit drei Hebungen vor, wenn auch nicht eben häufig z. B. ghewónnen mét éren Doctr. 2, 2453. érsam díne en bérghen 2, 1440.

. . . . . dat hi
gheréchtechéiden plie.
als én hôtròver, die
van vele rovers hôtman es, 3, 127 *fgg.*

In der zuletzt angeführten Stelle ist der klingende Reim plie: die ungemein auffallend, aber an einen stumpfen zu denken verbietet Maerl. Wap. Mart. str. 2. (Nieuwe Wk. d. Maatsch. v. N. L. III, 2. S. 100).

Der wesentliche Unterschied der mnl. Vers- und Reimkunst von der hochdeutschen beruht auf den durchaus abweichenden Quantitätsverhältnissen, welche Grimm Gr. I³, 264 fgg. auseinandergesetzt hat. Nur Diphthonge und kurze Vocale, welche durch zwei folgende Consonanten gedeckt werden, behalten in jeder Lage ihre ursprüngliche Quantität. Sonst finden sich reine organische Längen und Kürzen nur in einsilbigen Wörtern. Tritt an das einsilbige Wort durch Flexion oder Anlehnung ein Consonant, so wird die Silbe stets lang und auch der Vocal derselben als lang bezeichnet; wird aber das einsilbige Wort durch Flexion zweisilbig, so wird der Vocal der ersten Silbe *schwebend*, und der vorher lange Vocal gilt dem vorher kurzen gleich, und umgekehrt. Daraus ergiebt sich zunächst für den Reim, dafs die feine mhd. Unterscheidung zwischen den verschiedenen stumpfen und klingenden Reimen wegfällt; es handelt sich nur noch um einsilbige und zweisilbige. Und will man letztere, wie man wol zu thun berechtigt ist, klingend nennen, so wird in den strophischen Gedichten die Stelle des klingenden Reimes allerdings genau beachtet. Andrerseits aber kann, doch wol nur ausnahmsweise, ein und dasselbe Wort für beiderlei Arten von Reim dienen, je nachdem man eine oder beide Silben desselben reimen läfst; so wird stumpf gebraucht hemél (: wel) Doctr. 3, 1767. Uebrigens sind die Reime des Doctr. rein, bis auf einzelne Stellen, wo, wie ja häufig geschieht, verwandte Laute gebunden werden, vint: omtrent 2, 913. beghint: volint 1, 896. kinnen: minnen 1, 386. Ephesios: aldos 2, 1637. luxuren: manieren 2, 2760. In Beatr. finden sich neben dochte: ambochte 25. quame: vrame 85. 539. lichte: onrechte 751. gheruchte: mochte 924. scone: bome 537. auch ganz unregelmäfsige behoeft: ghenoeg 269. laten: maken 760. verbeden: begheven 783. Auch rührende Reime fehlen nicht lêrt: ontlêrt Doctr. 1, 139. 't ware (verum): ware (esset) 1, 346. und die Schreiber suchen dieselben eben so häufig wegzuschaffen wie im mhd. So ist Lanzelot 12349 (Haager hs.)

die coninc ende menech met ghewelt
brachtene daer Galyas helt

offenbar das, dem Zusammenhange nach sinnlose, „met ghewelt" in „helt" zu verbessern.

Für die Metrik selbst reichen in den meisten Fällen die allgemeinen mhd. Gesetze hin. Die besondern Feinheiten und Subtilitäten der strengern mhd. Dichter wird natürlich niemand bei den mittelniederländischen suchen. Aufserdem bemerke man noch vorläufig, dafs auslautende Vocale vor anlautenden Vocalen und h elidirt oder verschliffen werden können, und dafs die Conjunction ende, welche bekanntlich in den Hdschr. fast immer en̄ geschrieben wird, wie das mhd. „oder" und „aber" in drei Formen, ende, end, en vorkommt. So geben die folgenden Beispiele keinen Anstofs: díts én dóght grôt Doctr. 3, 937. — én hadt cónstè ghedáen 1, 146. te dánkène hérde sére 3, 1512. met hárden méneghèn ghewáden Maerl. 2, 199, 62. — ende vält in cónfusèn sulc stónt Doctr. 1, 302. dat drónken árbeidèr en mách 3, 1018. ende daér in spríughendè fonteínen 3, 1459. vgl. Iwein 33. Nib. 2019, 1. anm. z. Nib. 2011, 1. Ueberhaupt betonen die dreisilbigen Wörter im mnl. gern auf der ersten und letzten Silbe. — beidé den goéden énd den quáden Doctr. 1, 728. schinén op goéde énd op quáde 1, 731. vgl. Iwein 3887.

Digitized by Google

Beidíu der húnger únt sîn árt. anm. z. Nib. 2011, 1. Aber auch in der Mitte des Verses zeigt sich einzeln falsche Betonung zweisilbiger Wörter end breídelen mét sulkér virtût. Doctr. 1, 194. — Das Ueberladen der zweiten Senkung (anm. z. Nib. 1803, 2.), welches bei Diederic von Assenede sehr häufig ist, findet sich im Doctr. seltner (z. B. 1, 403. 2, 383.), und meist in Wörtern, welche ohne sehr harte Kürzung sonst nicht in den Vers gegangen wären, wie „gheréchtecheit, góedertíerenhéit" (ende ist im Texte zu streichen) 2, 3731.

ghestádecheit áls èn wís man séit 3, 1257.
want weísheit en dóch niet twínt
gheréchtecheit én st tfóndamènt 3, 907.

Selbst die zweisilbige Hebung und Senkung macht oft nicht die geringste Schwierigkeit énde clámvòghele ghemène: etén die vóghelkíne cléne Doctr. 2, 653. So werden ganz genau gebraucht selen 1, 33. 289. 659. 2, 59. 393. 3, 362. name 1, 121., 2, 2841. 2890. weder 1, 248. 2, 512. 2393. bede 1, 764. ménegher 1, 42. 3, 255. béseghen 1, 306. 2, 2840. 2852. 3, 56. dághelics 2, 120. 202. u. s. w. aber die einfachen Consonanten t (z), p, k, f haben keine Positionskraft, eben so wenig als gewisse Geminationen, welche sich abweichend vom hochdeutschen gebildet haben, als hebben 1, 419. 716. 2, 1778. 2347, 2459. segghen 2, 2434. Beatr. 26. u. a. Beachtet man ferner, dafs gewisse Consonanten, namentlich das inlautende d zwischen Vocalen, und das auslautende n (und letzteres keineswegs nur im Infinitiv), völlig stumm werden können — wie man ja noch heut in der täglichen Umgangssprache vâer, moeer, naer Leie, wandele, mijne ouen luie hört, statt vader, moeder, nâr Leiden, wandelen, mîne ouden luiden (lieden d. h. meine Eltern) — dafs die Partikeln be-, ghe- und ver- eben so schwach sind als im mhd. — boef, ghlove, ghnoech sind constante Varianten — dafs der Artikel oft tonlos gebraucht wird, dafs sich in Folge der oben erwähnten schwebenden Vocale und des Uebergewichts unwandelbarer Kürzen über die Positionskraft der ihnen folgenden zwei Consonanten zweisilbige Hebungen in erweiterter Analogie gebildet haben — wie lelec Doctr. 1, 285. 390. qualic 2, 1831. 2525. 2704. minne 3, 928. B. 341. — und endlich, dafs alle bis jetzt vorhandenen Ausgaben in Beziehung auf Syncope, Apocope und Anlehnung durchaus unkritisch und unzuverläfsig sind — eine besondere Untersuchung verdienen die auslautenden Flexions-e der Declinationen, der Präterita und Conjunctive, und allgemeine Nachahmung gebührt den Registern über die Anlehnungen wie sie Hoffmann und Visscher ihren Ausgaben angehängt haben — bringt man dies alles mit in Anschlag, so verschwindet sicher schon die Hälfte der verrufenen regellosen zweisilbigen Senkungen, und es bleibt nur übrig zu untersuchen, ob für die andre Hälfte Gesetze vorhanden sind, und welche? oder ob wirklich die reine Willkühr herrscht. Auch über die Ausdehnung der zweisilbigen Hebungen wird sich daraus ein reines Facit ziehen lassen. Dieser letzteren Rubrik fallen also Versfüfse anheim wie réchter omdát Doctr. 2, 3425. évenkersten daertóe 2, 288 u. s. w. Wie wenig aber grade in metrischer Hinsicht selbst alten und vorzüglichen Hdschr. zu trauen ist, zeigt wieder das Doctr. in mehr als einer Stelle. So liest 3, 405 grade die beste Hdschr. ende selden êst daer sonder discôrt, wofür die übrigen sieben ganz richtig haben ende sélden és dáer accôrt.

Das genaue Studium der einzelnen Dichter kann allein zu einem endlichen Resultate und zu einem vollständigen System der mnl. Metrik führen, wobei es freilich nicht gleichgültig ist, mit welchem man beginnt. So scheint Diederic von Assenede, trotz seines leichten, gewandten und anmuthigen Stiles, kein sonderlicher Verskünstler gewesen zu sein, wie er auch selbst andeutet, Floris 19 flg.

men moet corten ende linghen
die tael, sal mense te rime bringhen,
ent te redenen die avonture.
hets worden harde [te] sure
van Assenede Diederike.

und 85 flg. (dese twê kinder)

daer ic af segghe davonture,
ent telle, al wert het mi te sure
èn dèl, van hare gherechter minnen.

wenn er auch nicht solche Ungethüme von Versen zur Welt gebracht haben kann, wie wir sie gegenwärtig in seinem Gedichte finden, was schon aus der Ungleichheit des Textes hervorgeht. Dagegen ist neben den strophischen Gedichten vornämlich Maerlant zur Grundlage geeignet, von dem auch bereits ein ziemlicher Theil gedruckt vorliegt, und nach welchem sich die Spätern meist gebildet haben.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 91.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1843.

1. *Specimen e literis Neerlandicis, exhibens Ludovici de Velthem chronici, quod inscribitur Speculum Historiale, librum III, denuo editum secundum cod. ms. unicum bibl. acad. Lugd. Bat. atque annotatione illustratum ..... a Guil. Jos. Andr. Jonckbloet.*
2. *Beatrijs, eene sproke uit de XIII eeuw, uitgegeven en opgehelderd door W. Jos. Andr. Jonckbloet.*
3. *Die dietsche Doctrinale, leerdicht van den jare 1345, toegekend an Jan Deckers, Clerk der stad Antwerpen. Uitg. d. Dr. Jonckbloet.*

(Schluſs.)

Endlich hat Hr. J. der Beatrîs und dem Doctrinale ein *Glossar* angehängt, und auch in den Anmerkungen zu Velthem das Grammatikalische und Lexicalische besprochen. Die Glossare gleichen im Wesentlichen denen, welche sich in der Regel hinter niederländischen Ausgaben finden, d. h. sie geben die Bedeutung der veralteten Wörter und weisen dieselben in einigen Stellen nach. Hr. J. hat bei seltenen Wörtern auſserdem brauchbare und mit Fleiſs gesammelte Parallelstellen aus gedruckten und ungedruckten Gedichten, und zahlreiche Verweisungen auf andere Ausgaben, auch zuweilen auf mittelhochdeutsche entsprechende Formen beigefügt. Doch ist mit einem solchen Verfahren weder dem Laien noch dem Forscher Genüge gethan. Specialglossare sind wünschenswerth, ja nothwendig in Literaturen, welche noch kein umfassendes Wörterbuch besitzen; sie brauchen nicht jedes Wort aufzuführen, aber sie müssen auſser den gar nicht oder wenig bekannten auch die grammatisch wichtigen enthalten, und alle Stellen, in denen das Wort im betreffenden Werke vorkommt, oder doch die lexicalisch oder grammatisch charakteristischen vollständig verzeichnen. Ferner müssen sie die Flexion und Construction des Wortes, und wo möglich den Zusammenhang desselben mit den verwandten Sprachen oder Mundarten angeben; für das Niederländische ist namentlich der Hêliand zu berücksichtigen. Ich brauche in Deutschland nicht auf Benecke's und Wackernagel's Musterglossare zu verweisen. Hätte Hr. J. diese Anforderungen beachtet, so wäre er genöthigt gewesen, sich selbst über jede Einzelnheit Rechenschaft zu geben, und hätte sich manches Versehen und manche Unklarheit erspart. Zu tadeln ist ferner, daſs die zufällige Flexionsform in der alphabetischen Reihenfolge steht, statt unter die Grundform geordnet zu sein, und daſs selbst diese so oft aufgeführt wird, als Bedeutungen desselben Wortes im Gedichte erscheinen, wobei natürlich die Uebersicht ungemein leidet; doch theilt das Glossar diesen Fehler mit fast allen mnl. Glossaren, aus einer zu weit getriebenen Rücksicht auf die Bequemlichkeit des Laien. Auch ist die Bedeutung gewöhnlich nicht scharf und präcis genug gegeben, und oft statt der ursprünglichen sogleich die abgeleitete hingestellt. — Zur Begründung des abgegebenen Urtheils mögen in aller Kürze noch einige Einzelheiten folgen.

Velthem. S. 97 b. *tanger* ist zwar sehr gelehrt abgeleitet, aber die Bedeutung zu eng angegeben; denn Hätzl. 1, 23, 40 erklingt die Stimme der Vögel zanger, ebendas. 1, 128, 44. 1, 131, 60. wird Maria eine juncvrouwe zanger genannt. Richey im Hamb. Id. erklärt es als „frisch, derbe, gesund". Das zur Vergleichung angeführte tanen (nicht tanden, denn das praet. heiſst taende, nicht tande) gehört zu mhd. zanen.

Beatrîs. Der Art. über qued ist verwirrt, weil das starke Verbum von dem schwachen nicht geschieden wird. Er müſste etwa lauten I. *Queden* st. v. intr. (praet. *quad*) goth. qvithan ahd. quedan alts. quethan, *dicere.* (Krolew. 1375). II. *Quedden* schw. v. trans.

Digitized by Google

praet. *queddede*, *quedde* ahd. quetian alts. queddian *salutare*. 549. 700. vgl. Hêl. 8, 6 endi sia fon gode quedda. Rein. 1108. 2390. Flor. 2064. — Ein adj. *smale* existirt nicht, sondern smal (nach der ersten Decl.), wie Hr. de Vries richtig bemerkt (Aanhangsel S. 15), und die von Hrn. J. angeführten Stellen können deshalb nichts beweisen, weil sie sämmtlich das Adjectiv mit der schwachen Flexionsendung geben. In der fraglichen Stelle der Beatr. aber, van hem latic nû die tale ende segghe û van der scônder smale (191 flg.), ist entweder mit unreinem Reime zu lesen tael: smal, oder smale für eine ungrammatische, des Reimes wegen gemachte Form anzusehen.

Doctrinal. Der Inf. *annen* ist zu streichen. Derselbe Fehler steht übrigens auch im Gl. zu Fergut s. v. ans. — S. 330 fehlt *bedorvenheit* stf. Dürftigkeit 2, 2776 und das Adj. *bedorven*, dürftig 2, 2777. — Unter *bedî* war, statt auf Huydec. und Clarisse, deren Erklärungen nicht genügen, zu verweisen auf Gramm. 3, 176. — S. 332 *sonder blif* ist nicht „voorzeker" sondern ohne Verzug. Belg. Mus. 1, 334. 229. — *bout*, das engl. bold, entspricht nicht dem nhd. *bald*, sondern dem ahd. balt, kühn, eifrig, von welchem dem nhd. nur die abgeleitete Bedeutung geblieben ist. Das mnl. Wort ist übrigens häufig und auch von Willems Rein. 1266. 1769. 5152. richtig übersetzt. — Unter *keytîf* fehlt grade die Stelle, wo es mit dem gen. der Sache constr. wird. 2, 2501. dat hi ewelec blift tgoets keytîf. — Die drei Wörter darven, dorven, derven (S. 338) sind folgendermafsen zu ordnen: *dorven* (derven?) ahd. durfan mhd. durfen alts. thurbhan, durbhan mnl. durven. anom. v. nöthig haben, dürfen, können; seq. inf., 3. sing. *darf*, *derf* 2, 1117. 3255. B. 62. *Darven*, *derven* ahd. darbên mhd. darben alts. tharbôn mnl. derven. sw. v. entbehren. G S. der minne derven 2, 307. 3 sg. *daerft*. AS? hi daerfter omme hemelrike 2, 3768. Huyd. op St. 3, 429, auf den im Glossar verwiesen wird, vermengt beide Wörter und dorren noch dazu. — Auf derselben Seite erklärt Hr. J. „*dieden*, baten, helpen". „*dien*, gedijen". Aber beide Wörter fallen zusammen und entsprechen dem mhd. dîhen, alts. thîhan, thîan Gestalt gewinnen, zunehmen, gedeihen. Die Form *dîgen* findet sich noch bei Hoogvliet (im Abraham), in *dieden* ist das h oder g in d übergegangen und in *dien* ausgefallen, wie ja öfter geschieht. Man vergl. z. B. mhd. blæjen, ahd. blâjan, blâhan, blähen, blasen, wehen, wofür Stoke 7, 88 blaeien, Hêlu aber 5743. 6583. bladen giebt. Eben so mhd. spehen. mnl. spieden, spien Doctr. 2, 3367. C. mhd. zwîgen, helfen, willfahren. mnd. twiden. — *Echt*, welches Hr. J. übersetzt „hierna, vervolgens", ist natürlich nichts weiter als das mhd. iht, wofür mnl. allerdings häufiger, und mit etwas intensiverer Bedeutung, iet gesagt wird. Clarisse (Heiml. der Heiml. S. 160) sucht die Wurzel bis ins Hebräische hinein. Ableitung und Bedeutung Gram. 3, 51 flg. — *Gast* finden wir übersetzt „slecht, bedorven"; aber es enspricht in Form und Bedeutung genau dem mhd. subst. gast, welches bekanntlich nicht blofs den Gast, sondern auch den Fremden, Feind, Krieger bezeichnet. Zu den angeführten mnl. Stellen vergl. die mhd. dô wolden si den gesten weren bürge unde lant Nib. 197, 4. dem bin ich allem worden gast Iwein 3992. Das angezogne altfr. guaste (gâté) ist vom ahd. wastan, verwüsten, abzuleiten. — *Lachter* ist das alts. lastar, mhd. laster, was nnl. wieder zu laster geworden ist. Die Bedeutungen des alten Wortes sind bekannt. Zu den Nachweisungen ist nachzutragen Huyd. op St. 3, 425. Gramm. 1, 504. und bei lachtern die Constr. DPAS zu bemerken. — S. 351 fehlt der seltne Sing. *liet*. st. m. mhd. liut. 2, 1101. 2, 2385. — In *meren* und *menichfouden* sollte die trans. und die intr. Bedeutung geschieden sein. meren intr. 2, 261. 3681. trans. 1, 500. 2, 138. Ferg. 910., menichfouden intr. 1, 893. 2, 261. trans. 2, 1028. — *messchien*, misschien, misschieden (mit dem oben berührten Uebergange des h in d), entspricht dem mhd. misseschehen, ist ebenfalls unpersönlich, und wird mit dem dat. construirt. Ueber misse-, goth. missô, invicem vgl. Gram. 2, 470. 587. — S. 361 ist statt *raakt û* der Conj. rake û zu lesen, und für die Construction zu vergleichen und enruochet mich wie ez gât Flore 43c. — S. 364 u. Veltb. S. 88b. sollten die Verba *smeden*, mhd. smiden, *smeten* mhd. smîzen und *smitten* mhd. smitzen deutlicher unterschieden, und auf Gr. 3, 497 verwiesen sein. — Ebendaselbst wird *sneven* viermal aufgeführt. Sämmtliche Bedeutungen lassen sich aus dem mhd. snaben, besnaben ableiten. — *têt* ist das ahd. mhd. zeiz, zart, lieb; ther ira sun zeizo Otfr. 2, 8, 15 und öfter. Swenne si gehorent den geheiz: er wird in lieb unde zeiz. B. Mosis S. 233. v. 6705 flg. — *vergroeien* hat grade die entgegengesetzte Bedeutung, grün machen, aufrecht

Digitized by Google

erhalten, und in der fraglichen Stelle (3, 1357) steht bliden fehlerhaft für blide. Der Sinn ergiebt sich deutlich aus der niederdeutschen Uebersetzung Mär des minschen frolik môd: forgronet syn levend unde maket frôd und aus Proverb. 17, 22 animus gaudens aetatem floridam facit; spiritus tristis exsiccat ossa. — *vermiden* darf durchaus nicht mit „doen omkopen, verhuren" übersetzt werden; es müfste dann wenigstens heifsen vermieden, und könnte nicht auf tiden reimen. Man kann es nur mit dem mhd. vermîden zusammenstellen, und zu der freilich auffallenden Construction etwa verglichen Parc. 234, 23. im was solch scherpfen niht vermiten, ez hete stahel wol versniten. — *verre* entspricht dem hochd. varre, värse, Stier, Rind. Muerl. 1, 83. 84. hat beide Formen verre und varre mit deutlich schwacher Flexion. — Zu *vertrecken* trage man nach „3. 1153. Hêlu 1605", und zu *verwerren* „2, 356" wo es in intr. Bedeutung steht. — Die Bedeutung von *te winde gân* ergiebt sich aus Syrach 5, 11. non ventiles te in omnem ventum, et non eas in omnem viam. — Erwähnt sollte wenigstens sein die 3 sg. praes. *wilt* (: ghewilt 2, 1499. : scilt 3, 1113) 1, 59. 433. 651. 2, 280. 1229. 1819. 3553. 3, 283. 395. 711. 935. 1243. obgleich sie auch sonst zuweilen vorkommt (Haupts Zeitschr. f. d. A. 2, 336. 1066), selbst einmal als Var. im Hêliand 51, 2. god wilit is alles radan. — Unter *orbor* sollte aufmerksam gemacht sein, dafs es in allen drei Geschlechtern im Doctr. vorkommt, während es sonst, wie auch mhd. (Parc. 321, 28), stf. oder stn. ist. Es steht als m. 3, 1259., als f. zuweilen in den Varr. z. B. 3, 1270., als n. 3, 521.; und alle drei Geschlechter zugleich erscheinen 1, 595. woselbst A giebt onsen orbor, LS. onse, HD. ons.

Trotz dieser mancherlei Ausstellungen — welche Hr. J. keinesweges als eine übel angebrachte Mäkelei, sondern vielmehr als einen Beweis der aufmerksamen Theilnahme ansehen möge, mit der ich seinen ehrenwerthen Bestrebungen gefolgt bin — haben diese drei Ausgaben einen besondern Werth: sie versprechen den Beginn einer neuen Epoche des vaterländischen Sprachstudiums in den Niederlanden, und verdienten deshalb auch in Deutschland eine ausführlichere Anzeige. In den Fehlern wird Hr. J. von seinen nächsten Landsleuten übertroffen, wie sich schon aus einer Analyse von Clarisses Ausgabe der Heimlichede der Heimlicheden ergeben würde, die doch vielleicht das beste der neuern holländischen Erzeugnisse auf jenem Gebiete ist: dagegen gehört ihm eigenthümlich die Hinweisung auf eine vernünftige Metrik, auf den Nutzen, welcher aus der Vergleichung mittelhochdeutscher Sprache und Literatur zu ziehen ist, auf die Nothwendigkeit sorgfältiger Collationen, und eine gedrängtere Darstellung. Doch sind diese Vorzüge immer noch mehr passiver als activer Natur, mehr Andeutung als Ausführung. Möge er in seinen fernern Arbeiten namentlich der Metrik und den Laut- und Flexionsverhältnissen eine schärfere kritische Sorgfalt widmen, den etymologischen Phantasien seiner Landsleute *) durch die Anwendung der Gesetze der historischen deutschen Grammatik einen Damm setzen, die ungezügelte Orthographie der Handschriften nach Grundsätzen zu regeln versuchen, und sich einer gröfsern Präcision befleifsen. Die Schwierigkeit des Unternehmens sieht jeder ein, der die oben in der Einleitung angedeuteten Verhältnisse aus Erfahrung kennt. Aber dafür ist auch auf dem noch ganz unbebauten Felde eine desto reichere Erndte zu erwarten, und jede Bemühung trägt sogleich ihre unmittelbare Frucht. Eine ungefähre Anleitung wie verfahren werden mufs, läfst sich aus Hahns Einleitung zu den kleineren Gedichten des Strickers gewinnen. Die kritischen Ausgaben von Lachmann, Grimm, Haupt u. a., von deren Gehalt und Grundidee man in Holland noch kaum eine Ahnung hat, müssen auch für die niederländischen Arbeiten zum Muster dienen.

Die äufsere Ausstattung ist sehr gut. Druckfehler begegnen nicht viel, aber doch einige störende. Sehr unbequem aber ist, dafs Hr. J. selbst die u, v, w der Handschrift beibehalten hat, statt sie in den jedesmal gehörigen Laut umzusetzen (z. B. wt für ût, v für û, wiue für wive). Das Doctrinal ist auf Kosten der Regierung erschienen, deren Theilnahme an diesen sprachlichen Bestrebungen um so mehr zu wünschen ist, als die Muttersprache in Holland weit mehr als in irgend einem andern Lande gleichgültig angesehen, ja verachtet, und durch die französische, zumal im Briefstiel ersetzt wird.

J. Zacher.

*) Darin war namentlich Bilderdijk stark, der noch immer als Auctorität gilt. So leitet er (Over de Geslachten der naamwoorden S. 210) *duivel* (Teufel) ganz ernsthaft ab von *d'euvel* (der Ueble, der Böse)!

Digitized by Google

XLVII.

Recueil des inscriptions grecques et latines de l'Égypte, étudiées dans leur rapport avec l'histoire politique, l'administration intérieure, les institutions civiles et religieuses de ce pays depuis la conquête d'Alexandre jusqu'à celle des Arabes par M. Letronne. Tome premier. Paris, MDCCCXLII., imprimé par autorisation du Roi à l'imprimerie royale. 480 *pp.* 4.

Dabei ein Atlas mit XVII Tafeln (Cet Atlas comprend les copies figurées de quelques-unes des inscriptions expliquées dans l'ouvrage. L'auteur s'est principalement attaché à celles dont on possède des fac-simile exacts, ou dont il importait de connaître le texte original dans son état actuel, pour que le lecteur pût apprécier les corrections ou les restitutions qu'on y a introduites. On a joint à ces copies les cartes, les plans, les vues, les dessins de monuments qui ont été jugés nécessaires pour pouvoir suivre avec facilité la description sommaire des lieux où les inscriptions ont été recueillies, ainsi que des édifices sur les parois desquelles elles ont été gravées). N. B. On a réservé, dans ce volume, les onglets nécessaires pour le placement successif des deux autres livraisons de planches qui seront données avec chacun des deux volumes suivants.

Die geringe Anzahl von Beziehungen auf die Geschichte Aegyptens unter griechischer und römischer Herrschaft, welche sich aus den Schriftstellern der Kaiserzeit sammeln lassen, macht den Verlust der älteren und umfassenden Schriftwerke über die griechische Epoche um so fühlbarer, je wichtiger dieser Theil für die gesammte Geschichte des wunderbaren Nillandes ist. Es war vorauszusehen, dafs die fast neun Jahrhunderte zählende fremde Herrschaft in dem Lande Spuren werde zurückgelassen haben, welche den Mangel an ausführlichen Berichten theilweise zu ersetzen im Stande sein können. Ueber den Zustand Aegyptens in antiquarischer Hinsicht haben wir zuerst durch Norden und Pococke (1738—1743) einige genauere Angaben erhalten. Die gründliche Kenntnifs des neueren Aegypten, seiner physischen Beschaffenheit, seiner Naturerzeugnisse und der Denkmäler, welche noch seinen Boden bedecken, verdanken wir dem kriegführenden Frankreich. Erst durch die französische Commission begann ein Licht sich über den antiquarischen Thatbestand zu verbreiten, welches die allgemeinste Theilnahme hervorrief. Gelehrte Reisende (Hamilton, Leake, Denon) vermehrten das Material durch Entdeckung einer Anzahl von Inschriften und Papyrusurkunden, welche Hr. Letronne im Jahre 1817 zur Reconstruction der ägyptischen Welt auszubeuten begann, während Champollion der Sprache der alten Aegypter seine Aufmerksamkeit zuwandte und auf diesem Gebiete der Alterthumskunde eine neue Wissenschaft gründete. Unterdessen setzten Künstler und Alterthumsfreunde (Bankes, Belzoni, Cailliaud, Huyot und Gau, Salt u. a.) die Untersuchungen an Ort und Stelle fort, und ihrem Streben verdanken wir nicht nur wichtige Aufschlüsse über die Architektur von Aegypten, sondern auch eine grofse Menge Inschriften, von deren Erklärung im Ganzen die Möglichkeit einer Wiederbelebung verschollener Zeiten abhing.

Als die französische Commission die Ufer des Nils untersuchte, war die Ansicht allgemein, dafs die persische Herrschaft den Künsten und Einrichtungen von Aegypten den Todesstofs gegeben, dafs in Folge davon die Religion des Landes ansehnliche Veränderungen erlitten hätte, dafs die Hieroglyphenschrift zur Zeit der griechischen Herrschaft nicht mehr verstanden wurde und dafs die Tempel, deren Ueberreste vorhanden sind, alle noch aus der Zeit der Pharaonen stammten. Einen Hauptgrund zu dieser Ansicht gab die Beobachtung, dafs die Griechen und Römer, wo sie ihre Waffen hintrugen, auch die Eigenthümlichkeiten und Institutionen der unterjochten Völker zu unterdrücken pflegten. Dazu kam die Entdeckung des Thierkreises in drei ägyptischen Tempeln, in der Form, welche seit Eudoxos bei den Griechen die übliche war. Man las aus diesen Darstellungen ein Datum heraus, welches die Tempel, in denen sie gefunden wurden, in das entfernteste Alterthum hinaufrückte. Das Alter der Tempel insgesammt schien constatirt. Es ist bekannt, mit wie ungleichen Waffen der Streit über den alten Zodiacus geführt wurde. Eine Folge davon war die falsche Erklärung der griechischen Weihinschriften der Tempel. Man glaubte in ihnen den Beweis zu finden, dafs die Griechen die vor Alters ägyptischen Göttern errichteten Tempel zu ihren Zwecken verwandten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 92.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1843.

Recueil des inscriptions grecques et latines de l'Égypte, étudiées dans leur rapport avec l'histoire politique, l'administration intérieure, les institutions civiles et religieuses de ce pays depuis la conquête d'Alexandre jusqu'à celle des Arabes par M. Letronne.

(Fortsetzung.)

Es sollte Hrn. Letronne vorbehalten bleiben, den Weg zur richtigen Erklärung der griechischen Weihinschriften anzubahnen, und so die Grundlinien zu ziehen, auf welchen die Geschichte Aegyptens in der griechischen und römischen Epoche reconstruirt werden konnte. Er bewies, dafs man unter den Ptolemäern und Römern alte unvollendete Tempel der ägyptischen Götter ausbaute oder verschönerte, oder auch neue Tempel in ägyptischem Stil erbaute mit Hieroglyphen und Sculpturen, wie sie in ältester Zeit von den Aegyptern angewendet worden sind. Daraus folgte, dafs die Aegypter unter der fremden Herrschaft volle Freiheit hatten, ihre Tempel zu bauen, ihre Religion fortzuüben, und die damit verbundene Kunst nach wie vor zu pflegen, endlich dafs sie ihre nationale Eigenthümlichkeit bis in die Zeiten der Antonini unverkümmert bewahrten. Als eine merkwürdige Thatsache ergab es sich, dafs der Bau eines grofsen Theiles der Tempel ein successiver war. Sie wurden als kleine Gebäude angelegt an einem Ort, welcher Gegenstand einer besondern Verehrung geworden war. Nach und nach wurden sie erweitert und ausgeschmückt. Was zuvor den ganzen Tempel bildete, wurde nachher die Celle. Daran reihten sich der Pronaos und die Propyla, u. s. w. Die aus den griechischen Tempelinschriften gezogenen Consequenzen sind in dem trefflichen Werke: *Recherches pour servir à l'histoire de l'Égypte*, niedergelegt, und fanden in dem ferneren Studium der ägyptischen Architektur (Huyot und Gau) auf der einen Seite und in der Entdeckung des phonetischen Alphabetes (Champollion) auf der andern ihre volle Bestätigung. Diesen zwingenden Beweisen mufste sich sodann auch die Ansicht über den Zodiacus der Tempel von Tentyra, Latopolis und Panopolis von selbst fügen. Die griechischen Inschriften lehren, dafs die Ausschmückung oder Vervollständigung dieser Tempel in die Zeit der Kaiser fällt; und im Einklang damit wies die hieroglyphische Schrift die Titel der Kaiser nach. Derselbe Zodiacus findet sich auf Mumien mit griechischen Inschriften, aus denen hervorgeht, dafs sie in die Zeit des Kaisers Traianus gehören. Hr. Letronne bewies in dieser Hinsicht weiter, dafs die Darstellungen des Zodiacus erst unter römischer Herrschaft nach Aegypten kamen un von dort sich später durch den Einflufs der Schule von Alexandria nach dem Orient bis nach Indien verbreiteten. Alle seit 1823 in Aegypten neugefundenen griechischen Inschriften haben nur dazu gedient, die Richtigkeit des Weges, welchen Hr. L. in den geschichtlichen Untersuchungen über Aegypten eingeschlagen hat, zu bestätigen.

Unter solchen Auspicien für den Fortschritt der ägyptischen Wissenschaft hat es Hr. L. unternommen, zwei gröfsere Werke anzulegen, welche ein ergänzendes Seitenstück zu der grofsen *Description de l'Égypte* bilden und dazu bestimmt sein sollen, eines Theils den nunmehr ansehnlichen Schatz von griechischen und lateinischen Inschriften aus Aegypten, andern Theils die sämmtlichen Papyrusurkunden, welche uns dieser noch nicht erschöpfte Boden lieferte, kritisch zu behandeln und für die Geschichte auszubeuten. Bei dem ersten Werke, von dem wir hier allein sprechen, wurde Hr. L. durch handschriftliche Mittheilungen gelehrter Reisenden (Champollion, Lenormant, Wilkinson, Nestor L'Hôte) vielfach unterstützt. Am meisten verdankt Hr. L. dem trefflichen Wilkinson, der ihm aus seinem reichen Tagebuche an hundert neu gefundene Inschrif-

Digitized by Google

ten zur Disposition stellte, und während seines wiederholten Aufenthaltes in Aegypten eine weitere Nachlese versprach.

Den gesammten Inschriftenschatz aus Aegypten theilt Hr. L. in folgende Klassen und Sectionen, in denen die chronologische Ordnung, so weit es möglich, befolgt ist.

Classis I. Religion.
- *Sect.* 1. *Tempelinschriften.*
- *Sect.* 2. *Priesterurkunden.*
- *Sect.* 3. *Weihinschriften.*
- *Sect.* 4. Προςκυνήματα.

Classis II. Angelegenheiten des Gouvernements und der Privatpersonen.
- *Sect.* 1. *Ehreninschriften und Dedicationen auf Könige und Kaiser oder Privatpersonen.*
- *Sect.* 2. *Staatsurkunden.*
- *Sect.* 3. *Grabinschriften.*

Classis III. Christliche Inschriften.
- *Sect.* 1. *Auf öffentliche oder religiöse Angelegenheiten bezügliche Inschriften.*
- *Sect.* 2. *Grabinschriften.*

Von diesen Abtheilungen enthält der vorliegende erste Theil die drei ersten Sectionen der ersten Klasse. Die darin enthaltenen Inschriften sind theils von Hrn. L. bereits anderwärts behandelte, wie in den Recherches: I. III. IV. VI(XX). VII. VIII. IX. X. XIII. XIV. XV. XVIII. XIX. XXIII. XXVI. XXXII. XLVII. XLVIII; im Journal des Savants: XXI (Gerasa), XXII (Nikaea), theils sonst mit ungleichartigem Erfolg edirte oder durch handschriftliche Mittheilung ganz neu hinzugekommene, wie: II. V. XI. XII. XVI. XVII. XXIV. XXV. XXVII. XXVIII. XXIX. XXX. XXXI. XXXIII. XXXIV. XXXV. XXXVI. XXXVII. XXXVIII. XXXIX. XL. XLI—XLVI. XLIX. L—LVI.

Die Methode ist dieselbe, welche Hr. L. bereits in den Recherches und anderwärts befolgt hat. Es ist ihm nicht darum zu thun, eine verstümmelte Inschrift um jeden Preis wieder zu einem Ganzen zu machen, sondern sie mit Umsicht und Besonnenheit wiederherzustellen, so weit der Faden der Analogie reicht. Hr. L. hat längst bewiesen, dafs er von der hiezu erforderlichen kritischen Technik sich eine Anschauung erworben hat, wenn gleich seine Kunst, das Gefundene zum Nutzen der Geschichte auszubeuten, eine bei weitem gröfsere Anerkennung verdient. Man kann sagen, Hr. L. hat der philologisch-historischen Kritik in Frankreich Bahn gebrochen. Der Faden der Analogie führt uns aber auf eine vielleicht nicht überflüfsige Bemerkung. Je mehr die Bahnen der ergründenden Erudition und der künstlerischen Form aus einander gehen, desto mehr macht sich die Wahrheit der Behauptung geltend, dafs die epigraphische Wortkritik bei einer blofs durch das Auge und den Verstand errungenen Kenntnifs der Sprache nicht mit Sicherheit geübt werden kann. Denn da zur Wiederherstellung von Inschriften ein combinatorisches Vermögen am meisten in Anspruch genommen ist, welches sich in einer lebendigen Anschauung des Alterthums überhaupt bewegt, so kann das gefühl- und gehörlose Schematisiren von Analogien weder ausreichen noch überall fruchtbar werden. Die Arbeit des Wiederherstellers von Inschriften besteht in einem Reproduciren, und dieses kann von dem Verstand allein nicht geübt werden. So wie zu dieser Reproduction auf der einen Seite die strengste Besonnenheit im Combiniren der verschiedensten Verhältnisse erforderlich ist, welches selbst eine nicht gelegentliche Kenntnifs des Alterthums in seinen politischen, religiösen und Privatbeziehungen nach Ort und Zeit voraussetzt, so kann sie auf der andern Seite nur durch die praktische Anwendung einer gewissermafsen erlebten Sprache bewerkstelligt werden. Ein Studium mit dem Auge und Verstande reicht nicht aus, wenn auch die Erfahrung lehrt, dafs manche Inschriften nur einer trockenen Beobachtung von Analogien ihre Restitution verdanken. Dahin gehören solche Fragmente, wie z. B. in vorliegender Sammlung n. XXX ist. Hier sind die Anhaltspuncte gegeben und die Beobachtung der üblichen Formeln macht die Herstellung eben so leicht als evident. Allein bei der Mehrzahl von Lücken mufs aus einer Menge individueller Verhältnisse auf den Inhalt geschlossen werden, wobei die subjectiven Gesetze der Composition zu berücksichtigen sind. Hat man in solchen Fällen die Richtung und den Zweck des Inhaltes auch bis zur innigsten Empfänglichkeit durchdacht, so fehlt noch immer die praktische Kunst, die Divination durch den Ausdruck zu vollenden und den Gedanken in die entsprechende Form zu bringen. Hier ist es nöthig, dafs die Sprache sich nicht als ein mühsam erworbenes Gedächtnifswerk erweise. Es läfst sich überhaupt nicht nachdrücklich genug wiederholen, dafs alle Erudition

Digitized by Google

auf den Grund langwieriger Studien der Grammatik bauen müsse und nur in der nirgends unterbrochenen lebendigen Kenntnifs von den formalen Gesetzen und Mitteln des Alterthums gedeihen und froh werden könne. Ref. fühlt um so weniger Neigung, darauf weiter einzugehen, da bei der durchaus praktischen Richtung, welche die hier in Rede stehende Technik verfolgt, und bei der Mannigfaltigkeit von Situationen, in welche man sich geistig zu versetzen hat, ohnedies keine Regeln gegeben werden können.

Das vorliegende Werk läfst sich von zweien Seiten aus betrachten: einmal vom Gesichtspuncte des Gewinnes, welchen dem historisch-antiquarischen und chronologisch-geographischen Wissen durch die Inschriften zugeführt wird; dann vom Gesichtspunct der kritischen Behandlung der Inschriften selbst. Wir wollen beiden Seiten mit Rücksicht auf den Raum, der uns in einer Zeitschrift vergönnt ist, diejenige Aufmerksamkeit widmen, welche sie verdienen. Wenn gleich durch das ganze Werk sich eine Kette von interessanten Belehrungen und Ergänzungen der ägyptischen Alterthumswissenschaft hindurchzieht, so treten doch vier Commentare vor den übrigen merklich hervor; welche vermöge der eindringlicheren Behandlung des Textes oder des darin gefundenen Stoffes, so zu sagen, die Glanzpuncte des Werkes bilden. Diese Commentare betreffen den Stein von Rosette, die neue Entdeckung auf dem Obeliscus von Philae, die Inschrift von Athribis und die auf dem Mons Claudianus gefundenen Denkmäler.

Die berühmte Inschrift des Steines von Rosette (n. XXV. p. 241—332.), welcher den Grund zu der von Champollion geschaffenen Wissenschaft bildet, ist zwar öfter behandelt worden, von Niemand aber mit mehr Fleifs und Scharfsinn, als von Hrn. L. Derselbe Commentar, den wir hier vor uns haben, ist bereits früher publicirt worden am Schlufs des Werkes: Fragmenta historicorum Graecorum, ed. Car. et Theod. Muller. Par. Did. 1841. Behufs einer kritischen Behandlung des Textes hat Hr. L. zuerst auf die Forschungen des unsterblichen Champollion Rücksicht genommen. Auf diese Weise ist es ihm gelungen, nicht nur den Text an mehreren Stellen zu berichtigen, sondern auch viele Dunkelheiten zu heben, welche bisher über der Interpretation dieses Monumentes ausgebreitet lagen. Der Commentar schliefst sich hier in ruhigem Fortschritt an den Text an, ohne sich in weitläuftige Excurse über einzelne Puncte auszudehnen, wozu bei der Beschaffenheit der Inschrift, welche eigentlich selbst ein fortlaufender Commentar der Zeit ist, weniger Veranlassung war. Chronologisches und Archäologisches wird mit Vorliebe, aber mit Mafs besprochen; und interessant ist der von Hrn. L. geführte Beweis, dafs der griechische Text der ursprüngliche war, welcher in das Demotische und dann in die Hieroglyphen-Schrift übersetzt wurde. Um nicht noch einmal auf diese Inschrift zurückkommen zu müssen, reihen wir hier sogleich die nöthigen Bemerkungen über die Behandlung des Textes ein, mit der Vorbemerkung, dafs, wenn wir genöthigt sind, einige Einwendungen zu erheben, dadurch dem Verdienste, welches sich L. im Uebrigen um das Verständnifs dieser Urkunde erworben hat, nicht wohl Abbruch geschehen könne. Wir halten uns nicht bei Stellen auf, wie lin. 17 (p. 281), wo für σύλληψις eine Bedeutung gesucht wird, während doch τὴν σύλληψιν ποιεῖσθαι τῶν εἰς τὴν ναυτείαν im Grunde nur eine schärfere Form ist für συλλαμβάνεσθαι τῶν εἰς τὴν ναυτείαν, oder wie lin. 46 (p. 320), wo τὴν τοῦ Μεχεὶρ ἑπτακαιδεκάτην in ungewöhnlicher Stellung gesagt wird für τὴν ἑπτακαιδεκάτην τοῦ Μεχείρ. Aber die Stelle lin. 29. ὄντα εἰς σίτου τε καὶ ἀργυρίου πλῆθος οὐκ ὀλίγον hätte einen Nachweis verdient, da Jedermann mit Rücksicht auf lin. 25. 31. πλῆθος οὐκ ὀλίγον lieber zum Prädicat von ὀφειλόμενα machen wird; in welchem Falle anzunehmen wäre, dafs der Steinhauer aus Versehen das Wort λόγον (εἰς σίτου τε καὶ ἀργυρίου λόγον cf. Corp. inscr. T. II. n. 2058. pr.) habe ausfallen lassen. Hr. L. verbindet εἰς πλῆθος οὐκ ὀλίγον, und dafür wären Beispiele, wie Plat. Critia 119. A. nicht überflüfsig gewesen. Die Construction lin. 30 (p. 295) ἀπέλυσεν δὲ τὰ ἱερὰ καὶ τῆς ἀποτεταγμένης ἀρτάβης —, καὶ τῆς ἀμπελίτιδος ὁμοίως τὸ κεράμιον ist schon Ameilhon aufgefallen. Hr. L. supplirt zu τὸ κεράμιον nach Art der älteren Grammatiker die Präposition κατὰ, was nach dem Fortschritt, den die Grammatik in unserer Zeit gemacht hat, wohl nicht zu billigen sein dürfte. Das Einfache ist, dafs wir ein Zeugma anzuerkennen haben; ἀπέλυσε giebt für den zweiten Satz ein ἀφῆκε, also: ἀπέλυσε τὰ ἱερὰ τῆς — ἀρτάβης, und ἀπέλυσε (d. i. ἀφῆκε) τὸ κεράμιον τῆς ἀμπελίτιδος. Eigenthümlich ist lin. 35 (p. 300) τὰ τῶν ἱερῶν τιμιώτατα erklärt durch les plus honorés des temples. Hr. L. legt den Sinn

Digitized by Google

hinein, den die Worte nur in der Stellung τὰ τιμιώτατα τῶν ἱερῶν oder τῶν ἱερῶν τὰ τιμιώτατα (daher τῶν ἵππων οἱ εὐφυέστατοι) haben könnten. Wie sie im Texte stehen, können sie nur den Sinn haben, den der ägyptische Uebersetzer, freilich etwas schwächer, ausdrückte, wenn er nach Champollion's Erklärung sagt: les honneurs des temples, was sonst τὰ τίμια τῶν ἱερῶν heifst (lin. 33). Lin. 41 (p. 306) wäre χρυσούμενα für κεχρυσωμένα nicht möglich, wenn auch der Raum der Lücke eine solche Ausfüllung gestattete. Auf ähnliche Weise wagt Hr. L. p. 325 ἄνθη πλεκόμενα zu sagen. Etwas ganz anderes ist, wenn es z. B. ἀγρευόμενα θηρία heifst. Die Bemerkung zu lin. 54 (p. 329), dafs die Verstümmelung des Steines im Anfang der Zeile eine ursprüngliche sei, scheint uns zu zuversichtlich ausgesprochen. Es ist im Gegentheil wahrscheinlich, dafs, wie lin. 53. init., so auch lin. 54. init. durch nachmalige Verletzung des Steines einige Buchstaben verloren gingen. Wir schreiben daher: καθάπερ νόμιμόν ἐστ[ιν αὐτοῖς· τὸ δὲ ψήφισμα τοῦτο ἀναγράψαι εἰς στή || λας σ]τερεοῦ λίθου.

Zu den historischen Entdeckungen gehört die Erweiterung der Inschrift des Obeliscus von Philae n. XXVII (p. 337—376.). Bei Reinigung des nach England gebrachten Steines haben sich nämlich über dem Brief der Priester der Isis noch mehrere Buchstaben gezeigt, welche nicht eingegraben, sondern mit einer rothen Farbe geschrieben sind. Es ist nachweisbar, dafs diese Buchstaben ursprünglich mit Gold überzogen waren und dafs die Farbe nur dazu diente, das Gold aufzunehmen und zu fixiren. Diese Buchstaben liefsen auf den Umfang von 17 bis 18 Zeilen schliefsen, aus denen die goldene Inschrift bestand. Hr. Bankes, Entdecker und Besitzer des Steines, theilte dem Hrn. G. R. Hamilton eine Abschrift von diesem Fragmente mit, welche dem Hrn. L. zugesendet wurde. So verstümmelt auch dieses Fragment ist, so mufste es doch gelingen, es befriedigend wierderherzustellen, da es sich bald zeigte, dafs es zwei Staatsurkunden sind, welche ihren stehenden Formeln treu bleiben. Die eine Urkunde ist ein Brief von Numenios, dem Epistolographos (Staats-Secretär) des Königs Euergetes II. an die Priester der Isis, die zweite ein Brief vom König selbst an den Strategen der Thebais. Es sind also drei griechische Inschriften, welche den Stein auf einer Seite bedeckten, in der Ordnung auf einander folgend, welche ihr Inhalt erforderlich macht. Der Brief des Numenios verweiset auf den des Königs und der des Königs verweiset auf die Bittschrift der Priester. Hr. L. hat später eine zweite Abschrift von Hrn. Lepsius erhalten, welche auf den Grund der ersten Copie des Hrn. Bankes gemacht worden ist. In dem Briefe des Königs Z. 6. stand nach der ersten Copie nur ΠΟΙΗΣΗΣ. Hr. L. restituirt nach dem Vorgange ähnlicher Formeln in den Papyris und den Briefen bei Joseph. Ant. Jud. XII. 2. 4. XIII. 2. 5.:

[καλῶς οὖν] ποιήσ[ει]ς [συντάξας ἐπὶ μηδεμιᾷ προφάσει μηδέν]α ἐνοχλεῖν αὐτοὺς [περὶ ὧν προφέρονται παρ' ἕκαστον].

Diese Restitution kann zum Theil in den Zügen, welche in der zweiten Abschrift sichtbar sind, eine Bestätigung zu finden scheinen. Wir können jedoch unseren Zweifel über die Bestimmtheit dieser Züge nicht unterdrücken. Sie tragen zu wenig das Gepräge vollkommener Unbefangenheit an sich. Ref. hat, ehe er die zweite Abschrift, von welcher erst in den Addendis p. 469 sq. die Rede ist, bemerkt hatte, folgendermafsen gelesen:

ὅπως] ποιήσῃς, [καθάπερ ἀξιοῦσι, συντάσσων μηδέν]α ἐνοχλεῖν αὐτούς cet.

und glaubt auch jetzt noch, dafs weder ΠΟΙΗΣΗΣ verändert zu werden braucht, noch die Formel ἐπὶ μηδεμιᾷ προφάσει hier mit Nothwendigkeit erwartet wird. In der Bittschrift der Priester hätte Hr. L. die in den Recherches gefundene einzig richtige Leseart μηδ' ἄλλῳ μηδεν[ί] nicht aufgeben sollen. An die Entdeckung der beiden Staatsurkunden, deren Existenz Hr. L. bereits 1823 ahnete, knüpft sich ein doppeltes historisches Interesse. Einmal sehen wir daraus, welche bedeutende Ausdehnung die Functionen eines Epistolographos haben konnten. Numenios ist hier zugleich Priester Alexanders des Grofsen und der Ptolemäer und bildet so ein religiöses Oberhaupt von Aegypten. Hr. L. nimmt dies als ein regelmäfsiges Factum. Indessen haben wir noch zu wenige Inschriften, in denen der Epistolographie Erwähnung geschieht, und dabei kommen specielle Functionen nicht zum Vorschein.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 93.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1843.

Recueil des inscriptions grecques et latines de l'Égypte, étudiées dans leur rapport avec l'histoire politique, l'administration intérieure, les institutions civiles et religieuses de ce pays depuis la conquête d'Alexandre jusqu'à celle des Arabes par M. Letronne.

(Fortsetzung.)

Nun wissen wir aber, dafs die Priester der Ptolemäer unter Euergetes, Philopator und Epiphanes jährliche waren (p. 259); wären dies lauter Epistolographen gewesen, so müfsten wir annehmen, dafs es eine anschnliche Anzahl von Epistolographen gab. Diesen Punct hat Hr. L. nicht berücksichtigt. Gehen wir einen Schritt weiter. In der Liste der Priester (p. 259) ist Actes, Sohn des Actes, zweimal aufgeführt, einmal aus dem Jahre VII des Ptolemäos Philopator, dann aus dem Jahre IX des Epiphanes. Hieraus könnte zu Gunsten der Ansicht des Hrn. L. allerdings geschlossen werden, dafs es vier Epistolographen gab, welche das Priesterthum der Könige, jeder ein Jahr, verwalteten. Hr. L. zieht bei Gelegenheit der Priester der Ptolemäer einen andern Punct in Erwägung, welcher nicht minder interessant ist und die Politik der Ptolemäer in einem neuen Lichte zeigt. Aus einer andern Inschrift geht nämlich hervor, dafs zur Zeit des Kaisers Hadrianus der pontifex totius Aegypti zugleich Vorsteher des Museum in Alexandria war. Wenn diese Einrichtung eine von den Ptolemäern überlieferte war, was höchst wahrscheinlich ist, so läfst sich die Staatsklugheit des Ptolemaeos Soter nicht verkennen. Indem er die Oberaufsicht über alle Priestercollegien in Aegypten in die Hand Einer Person legte, übertrug er dieser zugleich die Sorge für dasjenige Institut, welches den Mittelpunct aller intellectuellen Bewegung bildete. Bei aller Freiheit, welche dem ägyptischen Kultus gewährt wurde, dessen Formen man selbst mit dem hellenischen auszusöhnen suchte, hatten die Ptolemäer auf diese Weise die Priesterschaft vollkommen in ihrer Gewalt und konnten, sobald es ihr Interesse erheischte, die Zügel anziehen und die Uebergriffe derselben beschränken. Und wenn der pontifex totius Aegypti unter Hadrianus zeigt, dafs die Römer für diesen Posten ein römisches Individuum bestimmten, so scheint der Umstand, dafs unter den Ptolemäern der Epistolographos dieselben Functionen vereinigte, zu beweisen, dafs damals nur Griechen die Oberaufsicht über die religiösen Angelegenheiten in Aegypten führten. Was übrigens diese Einrichtung für einen Einflufs auf die litterarischen Bestrebungen in Alexandria üben mufste, deutet Hr. L. mit wenigen Worten befriedigend an (p. 363). Das Zweite, was von Wichtigkeit ist, liegt in der Formel des Priesters der Ptolemäer. Die Aufzählung der Könige Götter war aus zwei Papyri bekannt, dem sogenannten papyrus Anastasy in Berlin und dem von Casati gefundenen in Paris. In dem pap. Anastasy, welcher vom Jahre 106 v. Chr. datirt ist, steht Z. 2 καὶ θεῶν Ἐπιφανῶν καὶ θεοῦ Φιλομήτορος καὶ θεοῦ Εὐπάτορος καὶ θεῶν Εὐεργετῶν. Der pap. Casati vom Jahre 114 v. Chr. enthält an derselben Stelle καὶ θεῶν Ἐπιφανῶν καὶ θεοῦ Εὐπάτορος καὶ θεοῦ Φιλομήτορος καὶ θεοῦ Εὐεργέτου καὶ θεῶν Φιλομητόρων Σωτήρων. Man hat mit dem Eupator überhaupt nichts anzufangen gewufst, doch fügte sich die Stellung desselben nach Philometor einer, wenn auch nicht streng durchgeführten, Erklärung, und so wurde über die umgekehrte Stellung im pap. Casati ohne Weiteres der Stab gebrochen (Corp. inscr. Gr. T. II. n. 2618.). Hr. L., der von jeher die Meinungen Anderer hierüber (wie Champollion-Figeac, St. Martin, Böckh) nicht theilte, konnte zufrieden sein, in den praescriptis des Briefes des Numenius die Stellung des Casati'schen Papyrus bestätigt zu finden. Unsere Steininschrift enthält nämlich geradezu καὶ θε]ῶν Ἐπιφανῶν καὶ θεοῦ

Digitized by Google

Εὐπάτορος [καὶ θεοῦ Φιλο]μήτορος καὶ θεῶν Εὐεργετῶν. In Uebereinstimmung mit seinen früheren Inductionen argumentirt Hr. L. auf folgende Weise. Arsinoe, die Gemahlin des Philopator, heifst in der Rosette'schen Inschrift Philopator, in dem pap. Anastasy aber Eupator, wonach der Schlufs nahe liegt, dafs auch Philopator zugleich den Beinamen Eupator trug. Zur Unterstützung dieser Vermuthung vergleicht Hr. L. Joseph. Ant. Jud. XIII. 3. 3. der den Ptolemaeos Philopator ein Mal Φιλοπάτορα, ein ander Mal Εὐπάτορα nennt. Gegen beides hatte Hr. Böckh eingewendet, dafs der Schreiber des pap. Anastasy eben so sehr habe irren können, als es wahrscheinlich sei, dafs dem Texte des Josephos wirklich ein Irrthum zum Grunde liege. Indefs kann das Zusammentreffen dieses sogenannten Irrthums doch bedenklich scheinen. Doch zum Folgenden. Durch die Entdeckung des Briefes des Numenios hat sich die Sache nun so gewendet, dafs in der Stellung des Eupator vielmehr der Schreiber des Anastasy'schen Papyrus gefehlt zu haben scheint. Hr. L. verfährt aber durchaus vermittelnd, und indem er an seine Vermuthung über den Doppelnamen des Ptolemaeos Philopator anknüpft, stellt er die weitere Vermuthung auf, Philometor habe ebenfalls einmal Eupator geheifsen, so dafs die Formeln καὶ θεοῦ Εὐπάτορος καὶ θεοῦ Φιλομήτορος oder καὶ θεοῦ Φιλομήτορος καὶ θεοῦ Εὐπάτορος auf den Gedanken zurückzuführen sei: καὶ θεοῦ Εὐπάτορος τοῦ καὶ θεοῦ Φιλομήτορος oder umgekehrt. Diese Erklärungsweise möchte aber auf eine nicht unerhebliche Schwierigkeit stofsen, welche Hr. L. selbst zu fühlen scheint (p. 367). Dafs der Artikel in solchen Fällen bisweilen unterdrückt wird, läfst sich allerdings in Inschriften aus der Kaiserzeit nachweisen, und Hr. L. hatte nicht nöthig n. XLVII (p. 444) Σαραπίων [ὁ] καὶ Ἰσίδωρος zu schreiben. Aber wenn es auf der einen Seite schwer sein dürfte, diesen Gebrauch früheren Zeiten zu vindiciren, so ist es auf der anderen Seite fast unmöglich, an eine solche Anordnung in unserer Stelle zu glauben. Eine solche Unbestimmtheit pafst durchaus nicht zu der Genauigkeit der Canzeleisprache, welche wir vor uns haben. Jeder mit καὶ θεοῦ eingeleitete Name mufs nothwendig eine andere, neue Person bezeichnen. Wir sehen, dafs der Weg ruhiger Vermittelung hier nicht ausreicht. Die Inschriften lehren Neues; und man sollte überhaupt von dem Verlangen ablassen, das durch Inschriften Dargebotene überall und um jeden Preis mit den Ueberlieferungen der geschriebenen Bücher in Einklang zu bringen. Es wäre Schade, wenn die Inschriften immer nur solches lieferten, wofür man schon sonst Notizen vorfindet oder was mit den sonstigen Notizen vereinigt werden kann. Von einem Eupator zwischen Epiphanes und Philometor spricht die Geschichte nicht, und doch steht er durch die Inschriften fest. Philometor, der älteste bekannte Sohn des Epiphanes, wurde im Jahre 188 v. Chr. geboren, vier Jahre nach der Vermählung seines Vaters. Es hat daher nichts Bedenkliches, anzunehmen, dafs dem Epiphanes noch ein älterer Sohn, Namens Eupator, geboren wurde (zwischen 193 — 188), der frühzeitig starb und den sein Bruder Philometor, so zu sagen, absorbirte. Ist dies die natürlichste Annahme, — und dafs sie es ist, beweiset die diplomatische Basis, auf der sie ruht —, so wird es eben so natürlich sein, zu glauben, dafs der Eupator der Papyri und der Epistola derselbe sei mit dem, den die Cyprier durch eine Statue ehrten (Corp. inscr. T. II. n. 2618.). Auf ganz ähnliche Weise hat uns eine Inschrift aus Syrien (bei Pococke Inscr. ant. c. I. p. 4, 18) mit einem neuen Antiochos beschenkt. Es ist ein Verzeichnifs der Priester der Seleuciden von zwei Jahren. Die hierher gehörige Stelle heifst: Σελεύκου Διὸς Νικάτορος καὶ Ἀντιόχου Ἀπόλλωνος Σωτῆρος καὶ Ἀντιόχου θεοῦ καὶ Σελεύκου Καλλινίκου καὶ Σελεύκου Σωτῆρος καὶ Ἀντιόχου καὶ Ἀντιόχου μεγάλου. Hier ist zwischen Seleukos III. Keraunos, der hier Σωτὴρ heifst, und Antiochos dem Grofsen ein Antiochos ohne Beinamen eingeschaltet. Die Stelle ist doppelt beglaubigt. Denn die zweite Columne bietet dasselbe. Man ist also angewiesen, den Antiochos für einen Sohn des Seleukos III. zu halten, den die Geschichte sonst nicht aufgezeichnet hat. — Wir können hier einen anderen Punct nicht unberührt lassen. Es ist bekannt, dafs Euergetes II., um den Thron zu erlangen, die harte Bedingung einging, die Wittwe seines Bruders Philometor, seine Schwester, zu heirathen. Diese verstiefs er jedoch bald darauf, verlockt durch die Reize seiner Nichte Kleopatra. Durch die Intriguen seiner verstofsenen Gemahlin Kleopatra wurde er 132 selbst vertrieben, und erst 127 gelang es ihm, wieder zurückzukehren, unter Bedingungen, welche die nach 127 gesetzten Denkmäler errathen lassen. In denselben spielt nämlich seine erste Frau wieder eine Rolle und hat

Digitized by Google

die Ehre, vor dem Namen der zweiten aufgeführt zu werden. Euergetes und die zwei Königinnen zusammen führen den Titel θεοὶ Εὐεργέται; und so kommt es, dafs es in der königlichen Götterliste blofs θεοῦ Φιλομήτορος, nicht θεῶν Φιλομητόρων, heifst. Da nun aber in dem pap. Casati, der aus der gemeinschaftlichen Regierung der zweiten Kleopatra und ihres Sohnes Soter II. stammt, θεοῦ Εὐεργέτου, nicht θεῶν Εὐεργετῶν gelesen wird, so kann nach dem Grunde gefragt werden. Hr. L. behandelt diesen Punct p. 63. Er setzt drei Möglichkeiten. Einmal kann es scheinen, die erste Kleopatra sei deshalb ausgelassen, weil die zweite nach dem Tode des Euergetes II. jener die Ehre, in die Götterliste mit aufgenommen zu werden, nicht gönnte; dann, weil sie vielleicht mit in die Formel θεῶν Φιλομητόρων Σωτήρων einbegriffen war; drittens, weil sie noch am Leben war (ce ne fut qu' à la mort de cette princesse que son nom fut accolé à celui d'Euergète, sous le titre θεοὶ Εὐεργέται). Der letzte Fall kann bedenklich erscheinen. Die erste Kleopatra kann 114 allerdings noch am Leben gewesen sein. Dies ist aber kein Grund, warum sie übergangen ist. Denn in der Ptolemäerliste nimmt ja die Schmeichelei selbst die noch Lebenden auf, was die Rosette'sche Inschrift, der pap. Casati, und der Brief des Numenius beweisen und Hr. L. p. 261 selbst lehrt. Es könnte freilich mit der ersten Kleopatra ausnahmsweise so beschaffen sein. Allein Hr. L. läfst die p. 63 ausgesprochene Behauptung p. 391. 392 selbst wieder fallen. Dort handelt es sich um eine Inschrift mit dieser Formel: ὑπὲρ βασ. Πτολ. κ. βασ. Κλεοπ. τῆς ἀδελφῆς καὶ τῶν τέκνων. Hr. L. hat ein Interesse, diese Inschrift in die Zeit nach der Verbannung des Euergetes II. zu setzen, und entwickelt hier die Ansicht, dafs die erste Kleopatra, weil sie nicht genannt, zur Zeit der Abfassung der Inschrift nicht mehr am Leben war. So wäre sie also schon vor 117 gestorben. Jedenfalls ist aber diese Conjectur unhaltbar, eben so wie der Glaube, diejenigen Inschriften, welche Götterassimilationen enthalten, möglichst spät setzen zu müssen. Die Kleopatra der Inschrift ist die zweite Frau des Euergetes; die erste ist begreiflicher Weise übergangen. Die Inschrift ist aus der Zeit vor der Verbannung, kann aber, da die Kinder erwähnt werden, nicht viel älter als 140 sein. Soter II. war schon 117 lange verheirathet, mufs also schon vor 140 geboren sein, und sein Bruder Alexander I. wird kaum um zwei Jahre jünger sein, als er. In dieselbe Zeit vor 132 fällt die Inschrift von Pselcis n. V, welche Hr. L. so schön restituirt hat, und wo nur zweifelhaft bleibt, ob für θεῷ μεγίστῳ nicht vielmehr καὶ τῶν τέκνων gestanden habe. Uebrigens ist die Eingangsformel bei dieser Inschrift überaus kurz (ὑπὲρ βασιλέων Πτολ. κ. Κλεοπ.) und kann daher nicht mit der ruhig entwickelten Sprache von n. XXXII verglichen werden. — Was ferner den zweiten Fall betrifft, dafs die erste Kleopatra als in der Formel θεῶν Φιλομητόρων Σωτήρων mit einbegriffen zu denken sei, so halten wir es für unpassend, dafs eine Königin, welche im Leben und im Tode mit ihrem zweiten Gatten in die Formel θεοὶ Εὐεργέται aufgenommen ist, auf einmal sich in der Formel ihrer Tochter und ihres Enkels θεῶν Φιλομητόρων Σωτήρων finden sollte, zumal da sie an der Regierung ihrer Tochter nicht Theil nimmt. Es bleibt sonach der erste Fall übrig; und es ist auch nicht unwahrscheinlich, dafs die zweite Kleopatra einmal von ihrer Machtvollkommenheit Gebrauch gemacht und ihre Mutter von der Liste der ptolemäischen Götter gestrichen habe. Doch kann diese Mafsregel nicht von Dauer gewesen sein. In dem pap. Anastasy vom Jahre 106 ist sie wenigstens in ihre Rechte wieder eingesetzt. Lebte die erste Kleopatra 114 noch, so ist sie mindestens 70 Jahre alt geworden.

Weniger Ausführlichkeit von unserer Seite verlangt die interessante Inschrift von Athribis n. XXIV p. 228 sqq. Wir lernen durch sie die Wiege der Göttin Triphis oder Thriphis kennen, welche auch in der Inschrift von Panopolis erwähnt wird (n. XIII). Zugleich gab der in dieser im neunten Jahre des Kaisers Tiberius gesetzten Inschrift vorkommende Präfekt von Aegypten Hrn. L. Veranlassung zu einem trefflichen Excursus über die Präfekten unter Tiberius, wodurch die Inschrift in dieser Beziehung an Bedeutung gewann.

Das Interesse, welches der vierte Commentar (p. 136 — 199) in Anspruch nimmt, ist ein historisches und geographisches zugleich. Zwei Excursionen, welche die Hrn. Burton und G. Wilkinson 1822 und 1823 in die Wüste zwischen dem Nil und dem rothen Meere unternahmen, haben die ägyptische Topographie mit wichtigen Entdeckungen bereichert. Die im Jahre 1832 hierüber in England erschienene Relation zog

Digitized by Google

Hr. L. in einer Abhandlung an das Licht, welche er 1840 in der Academie des inscriptions et belles-lettres las, und welche nun einen Theil des vorliegenden Werkes ausmacht. Es wurde durch die genannten Reisenden nachgewiesen: die Lage von Myos Hormos und die längs der Küste des rothen Meeres von Ouady Arabah bis Berenice gelegenen Plätze, die Strafse von Myos Hormos nach Koptos und die übrigen Verbindungsstrafsen zwischen dem rothen Meere und dem Nil, endlich die Ueberreste zweier alten Städte, von denen die eine auf dem Berge Djebel-Dokhan an den alten Porphyrsteinbrüchen lag, die andere südlich davon auf einer angrenzenden Bergkette Djebel-Fateereh, wo früher Granit gebrochen wurde. Der erstere Berg ist derselbe, welchen Ptolemäos mons Porphyrites nennt; beide werden in römischer Zeit unter dem Namen mons Claudianus zusammengefafst, wie die daselbst gefundenen Inschriften lehren. Hr. L. weiset aus einer Stelle des Plinius H. N. XXXVI. c. 7. nach, dafs der Porphyr zuerst unter dem Kaiser Claudius gebrochen wurde und dafs der Berg (mons Claudianus) diesem Kaiser seinen Namen verdankt; bei welcher Gelegenheit die Ansicht früherer Gelehrten, als ob die Aegypter vor der Kaiserzeit den Porphyr gekannt und Gebrauch davon gemacht hätten, ihre Erledigung findet. Der Porphyrsteinbruch von Djebel-Dokhan blieb seit Claudius in Activität und war es noch unter Diocletianus, wie aus einer Stelle des Eusebius Hist. eccles. VIII. erhellt. Aristides nennt ihn περιβόητος λιθοτομία ἡ πορφυρῖτις. Wie der Name mons Claudianus die Oertlichkeit zu einer römischen Anlage macht, so schliefsen auch die Ueberreste der Architektur an beiden Puncten jeden Gedanken an ägyptische Beimischung aus. Die zwei unvollendeten Tempel von Djebel-Dokhan und Djebel-Fateereh, welche uns zwei fast gleichlautende griechische Inschriften (n. XVI. XVII) lieferten, sind im griechischen Stil angelegt, der eine jonischer Ordnung, der andere korinthischer. Und so rechtfertigt sich wieder die Beobachtung, dafs, während die an ägyptischen Plätzen ägyptischen Gottheiten errichteten Tempel den rein ägyptischen Stil bewahren, die von Griechen oder Römern angelegten Plätze oder Gründungen die hellenische Bauart aufweisen. Die beiden Städte des mons Claudianus waren römische Stationen. Die Station von Djebel-Fateereh hiefs, wie eine Inschrift (n. XXXIX) beweiset, Ὕδρευμα Τραϊανὸν Δακικόν (Fons Traianus Dacicus), nach dem Beispiel anderer Stationen in der Wüste, welche den Namen Ὕδρευμα führten. Der Name Traianus Dacicus beweiset, dafs sie unter dem Kaiser Traianus gegründet wurde. Der Altar, auf welchem dieser Name erhalten ist, läfst überdies mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit schliefsen, dafs die Gründung im 12. Jahre der Regierung des Kaisers Traianus (109) in das Leben trat. Da wir auf diesen Altar nicht wieder zurückkommen werden, so bemerken wir hier, dafs der, der sich auf dem Plinthos der drei Seiten aufzeichnete, Ἄμμωνις Κησωνίου Μαλλίτης, Niemand anders zu sein scheint, als der Verfertiger des Altares, der, wenn er gekonnt hätte, die Symmetrie befolgt und auf der vierten Seite auch noch sein ἀποίησα angebracht haben würde. Die vierte Seite blieb aber unbeschrieben, zu dem Zweck, wie es scheint, um den Altar seiner Zeit an eine Wand zu stellen. Die Form Μαλλίτης scheint hier für Μαλλώτης zu stehen. Das Citat p. 425 not. 1. bedarf einer Erörterung. Die Lesearl Μαλλοὶ scheint der Stelle Arrian. V. 22. 2. (3.) vindicirt werden zu müssen, wo ein indisches Volk gemeint ist. Dagegen mufs es Arrian. II. 5. 12. Μαλλῶται heifsen, welche Form Ellendt aus 3 Codd. richtig hergestellt hat. Die übrigen drei Inschriften (n. XL. XLI. XLII.) sind alle aus der Zeit Traians und zwar aus den Jahren 109—117, wie Hr. L. richtig bemerkt hat. — Die Lage der beiden Steinbrüche, den alten Häfen Myos Hormos und Philoteras gegenüber, führte Hrn. L. auf eine Untersuchung, welche für die Topographie der Hafenplätze und die Geschichte des Kanals beider Meere bedeutungsvoll wurde. Die Stationen der Strafsen, welche von Lykopolis und Koptos nordöstlich nach dem rothen Meere führten, sind aus der Geographie alle verschwunden. Ihre Lage ist hier und da nur durch einige Ruinen bezeichnet. Eine davon, das Ὕδρευμα Τραϊανόν, hat uns die Inschrift von Djebel-Fateereh überliefert. Die Lage der Häfen Myos Hormos, Philoteras und Λευκὸς λιμὴν ist constatirt. Hr. L. bemerkt, dafs man die Φιλωτέρα πόλις des Artemidoros nicht mit dem Hafen Φιλωτέρας identificiren dürfe. Φιλωτέρα πόλις ist ein anderer Hafenplatz im Norden von Myos Hormos.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 94.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1843.

Recueil des inscriptions grecques et latines de l'Égypte, étudiées dans leur rapport avec l'histoire politique, l'administration intérieure, les institutions civiles et religieuses de ce pays depuis la conquête d'Alexandre jusqu'à celle des Arabes par M. Letronne.

(Fortsetzung.)

Artemidoros nennt nach Heroopolis eine Stadt Arsinoe im Innern des Golfes, dann die Stadt Philotera, dann eine zweite Stadt Arsinoe, und endlich Myos Hormos. Hr. L. setzt mit grofser Wahrscheinlichkeit die Stadt Philotera an das Vorgebirge Grady-Rouémi, wo die Ueberreste einer Nekropole eine griechische oder römische Bevölkerung voraussetzen, die zweite Stadt Arsinoe aber an das Vorgebirge Drepanon. Der Name Philotera, der zweiten Schwester des Ptolemaeos Philadelphos, veranlafst Hrn. L. sich über die Gründungen dieses Ptolemaeos zu verbreiten, welche die Namen seiner Schwestern tragen, wobei er sehr treffend bemerkt, dafs die nach dem Namen seiner Mutter Berenike genannten Städte vor seiner Vermählung mit Arsinoe gegründet wurden (p. 184). Bei dieser Gelegenheit behandelt Hr. L. ein Scholion zu Theokritos Idyll. XVII. 123., welches er für gänzlich unverständlich hält. Die Restitution des Namens Φιλωτέρᾳ, wofür im Texte φωτῆρα stand, ist evident. Was aber noch aufserdem an der Stelle geändert wird, dürfte kaum eine Billigung finden. Die Stelle ist so zu lesen: ὅτι πολλοὺς ναοὺς ἱδρύσατο· καὶ Λύκ[ο]ς δ' ἐν τῷ περὶ Νέστορος· ἐποίησεν ὁ Φιλάδελφος, φησίν, οὕτως· ᾠκοδόμησε τῶν γονέων ἀμφοτέρων παμμεγέθη ναὸν καὶ ταῖς ἀδελφαῖς Ἀρσινόῃ καὶ Φ[ιλ]ωτ[έ]ρᾳ. Die Worte ἐποίησεν ὁ Φιλάδελφος οὕτως gehören zu dem Texte des Lykos und vergegenwärtigen die gemüthliche Darstellungsweise älterer Historiographen. Der Wechsel der Casus τῶν γονέων und ταῖς ἀδελφαῖς hat nichts Befremdendes. Der Gedanke ist: ᾠκοδόμησε παμμεγέθη ναὸν τῶν γονέων ἀμφοτέρων (εἶναι ἱερὸν) καὶ ταῖς ἀδελφαῖς. Der Tempel der Eltern ist auch den Schwestern gewidmet. — Die Lage der von den Ptolemäern gegründeten Häfen mufs auf die Wahl der Oertlichkeit für die beiden Steinbrüche Einflufs gehabt haben. Daher denn auch die beiden Städte des Mons Claudianus in einer Entfernung von 55 geographischen Meilen auseinander liegen, die eine dem Hafen Μυὸς ὅρμος, die andere dem λιμὴν Φιλωτέρας zugekehrt. Es ist zwar aus sehr alten Darstellungen nachweisbar, dafs man zum Transport colossaler Statuen die Maschinerien neuerer Zeiten durch die Menge der Hände und durch die Kraft des Willens ersetzte (vgl. N. L'Hôte Lettres écrites d'Égypte, p. 49). Indefs scheint die Bemerkung des Hrn. L. höchst begründet zu sein, dafs namentlich für die gröfseren Granitschöpfungen des Steinbruchs vom Fons Traianus der Weg zu Meere der einzig mögliche gewesen sei (p. 176 sq.). Diese durch die Oertlichkeit selbst vorgeschriebene Bedingung ist ein Gegenstand, dessen Erörterung die Geschichte des Kanals beider Meere in ein klareres Licht zu setzen im Stande war. Der Kanal wurde, wie Herodotos lehrt, zuerst von Nechos, dann von Darios, dem Sohn des Hystaspes, gegraben und schiffbar gemacht. Was jüngere Schriftsteller von Sesostris sprechen, erkennt Hr. L. mit Recht als Fabelei an. Unter der Regierung der späteren Könige von Persien ward der Kanal wahrscheinlich vernachläfsigt; aber von Ptol. Philadelphos wieder in Stand gesetzt (daher Πτολεμαῖος ποταμός), blieb er während der Herrschaft der Lagiden in Activität. Diodoros (60 v. Chr.) und Strabon (40 n. Chr.) sprechen vom Kanal als von einer allgemein gebrauchten Passage. Hr. L. bewies, dafs Plutarchos (vit. Anton.) diesem Zeugnifs keinesweges widerspricht, dafs aber Plinius, auf dessen Aussage man sich ebenfalls gegen das Zeug-

Digitized by Google

nifs des Diodoros und Strabon zu stützen pflegte, in Widersprüchen mit sich selbst befangen sei. Die veränderte Benennung Τραϊανὸς ποταμὸς, welche ihm Cl. Ptolemaeos giebt, läfst auf bedeutende Verbesserungen unter dem Kaiser Traianus schliefsen. Zugleich geht aus Cl. Ptolemaeos hervor, dafs die Verbesserungen sich auf die dem rothen Meere zunächst liegenden Theile und auf die Gründung eines andern Kanals erstreckten, der den stärkeren Fall des Wassers zur Folge hatte (p. 196). Mit diesem Bericht steht nun die aus der Inschrift der einen Station deducirte Thatsache in vollkommenem Einklang, dafs nämlich seit dem 12ten Jahre des Kaisers Traianus der Granitsteinbruch vom Ὕδρευμα Τραϊανὸν in das Leben trat. Noch im Jahr 160 unter Antoninus scheint der Kanal gebraucht worden zu sein, nach dem Zeugnifs einer von Hrn. L. anderwärts behandelten Stelle des Lucianus. Mit der Versandung des Kanals hörte auch die Bearbeitung des Steinbruches auf; und dieses Ereignifs mag in die Zeit der Antonini fallen. Der Zustand, in welchem Wilkinson die grofse Anzahl Säulenschäfte, Kapitäler und anderer Architekturstücke fand, legt die Vermuthung nahe, dafs der Steinbruch einmal plötzlich verlassen wurde in Folge eines mächtigen Hindernisses. Aber mit der Versandung des Kanals hörte noch nicht die Bearbeitung des Porphyrs der anderen römischen Station auf, wie die erwähnte Stelle bei Eusebios beweiset. Bei den weniger colossalen Architekturstücken, welche dieser Steinbruch lieferte, reichte der Landweg durch die Wüste aus, und dafs noch im 6ten Jahrhundert der Nil mit Porphyrwerken vom Mons Claudianus befrachtet wurde, zeigen Verse des Paulus Silentiarius (Descr. S. Sophiae I. 379. 380. 625). Dies sind die Resultate der trefflichen Untersuchung, welche Hr. L. an die Inschriften vom Mons Claudianus knüpfte. — Was die Administration der beiden römischen Stationen betrifft, so waren nach den aus dem Jahre 118 stammenden Inschriften der Tempel beide der Aufsicht eines tribunus cohortis übergeben; procurator metallorum war an beiden Plätzen derselbe Freigelassene des Kaisers, und Pächter der beiden Steinbrüche war ein Epaphroditus Sigerianus, Caesaris servus. Die Inschriften liefern zugleich einen neuen Präfekten von Aegypten, Rhammius Martialis, welcher in der Liste zwischen Martius Turbo und T. Haterius Nepos einzureihen ist. Es scheint, dafs Martialis bald nach 118 die Provinz verliefs, und dafs, da der Bau der Tempel in seinem Namen unternommen wurde, die kurze Dauer seiner Verwaltung den unvollendeten Zustand der Tempel verschuldete. In dem Commentar der beiden Tempelinschriften bemerkt Hr. L. dafs Epaphroditus seinen Beinamen Sigerianus wahrscheinlich dem bekannten Freigelassenen Sigerius, welcher im Bunde mit einem anderen Freigelassenen Parthenius und dem cubicularius Stephanus den Kaiser Domitianus ermordete, zu verdanken habe. Es ist dies zwar nicht unmöglich; die Verhältnisse der Zeit machen es sogar wahrscheinlich. Indefs kommt doch alles darauf an, ob das Andenken an Sigerius auf das Schicksal seines Sclaven keinen ungünstigen Einflufs gehabt habe. Zu einem Zweifel kann der Umstand veranlassen, dafs Sigerius und Parthenius als Mörder des Domitianus sprichwörtlich geworden sind, wofür Hr. L. selbst die Stelle des Martialis Epigr. IV. 78. anführt. Schliefslich bemerken wir, dafs, wenn Hr. L. in der so eben berührten Stelle des Martialis Sigeros für Sigerios lesen will und diese Leseart für unzweifelhaft hält, er wenigstens keine der Handschriften auf seiner Seite hat.

Nachdem wir auf die Wichtigkeit der vier Hauptcommentare dieses Werkes aufmerksam gemacht haben, dürfte es nicht überflüfsig sein, die Seite der kritischen Behandlung der Inschriften insbesondere näher zu beleuchten, und, wo es möglich, einen Schritt vorwärts zu thun.

Zu den Denkmälern aus vorptolemäischer Zeit gehört das vom General v. Minutoli zwischen Memphis und Abusir gefundene Fragment n. XXXIV. (p. 409), wovon Hr. L. eine Abschrift durch Hrn. Böckh erhalten hat. Der Stein ist bei einem Schiffbruch zu Grunde gegangen. Hr. L. giebt Pl. XVI. 6 ein Fac-simile von diesem Fragmente, welches er pag. XXXI. Hrn. Böckh verdankt. Wir möchten die uns vorliegende Abschrift dieses Fragmentes nicht Fac-simile nennen. Es ist indefs dem Lithographen nicht gelungen, diese Copie genau wiederzugeben. Derselbe hat versäumt, die alte Form des Σ auszudrücken, so wie das Θ. Auch war Z. 8 Col. I. KARYANΔ, und Z. 7 nicht Λ, sondern A zu schreiben. Hr. L. nimmt die Ansicht des Hrn. Böckh auf, dafs das Monument in die Zeit des Chabrias gehöre, also ohngefähr in das Jahr 360 v. Chr. Einige Officiere, wie es scheint, von

Digitized by Google

dem griechischen Hülfsheere, welches bei Memphis stand, haben eine ägyptische Gottheit durch Errichtung ihrer Statue geehrt, wahrscheinlich in Folge eines Ereignisses, welches sie dem Wohlwollen dieser Gottheit zuschrieben. Von der Ueberschrift hat sich nur ΟΔΟΜΑΙΣΤΑΝΟΝΘΕΟΝΙΔΡΥΣΑΝΤΟ erhalten. Hr. L. hält sie für vollständig und glaubt, der Name der Gottheit sei Ὀδομαιστανός. Buttmann hat hier richtig den Schlufs eines Hexameters bemerkt. Man mag denken von dem vorausgehenden Namen was man will, die Worte θεὸν ἱδρύσαντο allein führen auf die Richtigkeit dieser Bemerkung. Man hat also anzunehmen, dafs über dieser Zeile noch ein Paar andere standen, so wie es denn auch klar ist, dafs unter der Z. 8 noch einiges weggefallen ist. Die Ueberschrift mag demnach aus zwei Hexametern bestanden haben, welche, wie dies der Fall bei älteren metrischen Inschriften nicht selten ist, indiscretis versibus geschrieben waren. Beispielsweise läfst sich diese Form denken:

ΑΝΤΙΕΥΕΡΓΕΣΙΑΣΑΝΔΡΕΣΞΕΝ
ΟΙ ΑΕΝΑΟΙΣΙΝΟΙΔΕΠΡΟΣΟΙΚ
ΟΔΟΜΑΙΣΤΑΝΟΝΘΕΟΝΙΔΡΥΣΑΝΤΟ

Ἀντ' εὐεργεσίας ἄνδρες ξένοι ἀενάοισιν
οἷδε πρὸς οἰκ]οδομαῖς Τανὸν θεὸν ἱδρύσαντο.

Die Gottheit hat Τᾶνος oder Τανὸς geheifsen, was schon Droysen im Rh. Mus. III. 4. p. 538 vermuthete. Zur Erklärung dieser Gottheit kann man den Namen der uralten Stadt Tanis (jetzt Toûn-el-Gebbel) bei Hermopolis magna zu Hülfe nehmen, eine Stadt, welche im Delta eine Schwester hatte. Aus der zu Tanis (Toûn-el-Gebbel) gefundenen Stele, deren bildliche Darstellungen mit denen von Psinaula (El-Tell) die sprechendste Aehnlichkeit haben (s. N. L'Hôte Lettres écrites d'Égypte p. 130), läfst sich sofort schliefsen, dafs der Gott Tanos eine Form des in Tanis und Psinaula verehrten Sonnengottes Atenra sei. Diese Vermuthung scheint eine gewisse Berechtigung zu gewinnen, wenn man dazu nimmt, dafs in dem Dorf Busiris in der Nähe der Pyramiden der Sonnengott Helios einen berühmten Tempel hatte (Letronn. Rech. p. 405). Eine Analogie, wenn es solcher bedarf, haben wir in der Gottheit Triphis oder Thriphis von den beiden gleichnamigen Städten Athribis. Unter den ἀέναοι οἰκοδομαί, in deren Nähe die Statue errichtet ist, verstehen wir die Pyramiden, deren Eindruck auf den Beschauer in der busiritischen Inschrift beschrieben wird. Das Wort οἰκοδομὴ f. οἰκοδόμημα gilt für späteren Ursprungs. Die Inschrift beweiset, dafs schon die bessere Zeit Gebrauch davon gemacht hat.

Zu der Inschrift von Parembole n. III. (p. 17) ist Hrn. L. die Abschrift von Salt, welche Prokesch „*Erinnerungen aus Aegypten*" cet. T. II. p. 71 mittheilte, entgangen. Auf den ersten Blick könnte diese Abschrift die von Hrn. L. Z. 2 am Schlusse vorgenommene Restitution zu gefährden scheinen, indem sie, wie Hamilton, ΚΑΙΣΥ bietet. Allein eine genaue Vergleichung läfst kaum verkennen, dafs beide Abschriften aus derselben Quelle geflossen sind, und dafs die Salt'sche sich von der Hamilton'schen nur durch eine ungenauere Distinction der Zeilen unterscheidet. Hr. L. hat die Inschrift richtig hergestellt. Das Einzige, was uns auffiel, ist die p. 23 ausgesprochene Vermuthung „et l'on peut présumer avec beaucoup de vraisemblance que les deux nouveaux époux, ayant parcouru l'Égypte pour se montrer à leurs peuples" cet. Zu einer solchen Vermuthung giebt wenigstens die Form der Inschrift keine Veranlassung. Es heifst nicht βασιλεὺς — βασίλισσα, wie in der Inschrift von Philae n. II. (p. 7) und anderwärts, sondern ὑπὲρ βασιλεως cet. ein Zeichen, dafs der Bau des Propylon von Seiten der Gemeinde aufgeführt worden ist (vgl. n. V. p. 33). Wollte man aber auch annehmen, Ptolemaeos habe die Veranlassung zur Ausführung gegeben, so müfste dies früher geschehen sein, als er mit seiner neu vermählten Gemahlin dahin kommen konnte. Denn die Inschrift scheint aus dem Jahre 165, dem Vermählungsjahre selbst, zu sein.

Bei der Inschrift von Apollonopolis n. VIII. vermissen wir die Vergleichung der Wilkinson'schen Abschrift (bei Young Hieroglyph. Vol. II. tab. 45.), wenn sie gleich keinen unmittelbaren Einflufs auf die Restitution übt, sondern dieselbe vielmehr bestätigt.

Von der Inschrift von Tentyra n. X. (p. 87) erhielt Hr. L. später eine neue Copie durch Wilkinson, worüber er in den Addendis p. 467 Bericht erstattet. In der Abschrift von Hamilton heifst es Z. 1 extr. ΕΠΙΑΥ...ΜΟΠΛ..ΟΥΦΑΛΙΚΟΥ, was man mit Hrn. L. durch ΕΠΙΑΥ[ΛΟΥΑ]Ο[ΥΙΛΛΙ]ΟΥΦ[ΛΑΚ]ΚΟΥ wiedergeben kann. Nach der Abschrift von Joll. und Devill. kann man freilich auch blofs ΕΠΙΑΥΙΛΛΙΟΥΦΛΑΚΚΟΥ lesen. Davon spricht aber Hr. L. im Texte nicht.

Digitized by Google

Nun heifst es in den Addendis: die neue Abschrift gebe Z. 1 ΕΠΙΑΟΥΙΛΛΙΟΥ, nicht ΑΥΙΛΛΙΟΥ, wie die anderen Abschriften hätten. Allein die anderen haben nur ΑΥ, welches Hr. L. durch Αὔλου erklärt hat. Aus dieser eigenthümlichen Brachylogie mufs man schliefsen, dafs Hr. L. seine Restitution fallen läfst, und dafs im Wilkinson'schen apographum ΑΟΥΙΛΛΙΟΥ den ganzen Raum ausfüllt, den Hamilton durch ΑΥ...ΜΟΠΛ..ΟΥ darstellte. Man erwartet bei dieser Gelegenheit eine Modification der im Texte vorgenommenen Verbesserung oder wenigstens eine klarere Andeutung des Thatbestandes.

In der Inschrift von Panopolis n. XIII. (p. 103 sqq.) hätten wir etwas anderes erwartet, als eine modificirte Wiederholung der in den Recherch. p. 194—228 versuchten Restitution, zumal da Hrn. L. eine ziemlich gute Abschrift in der von N. L'Hôte vorlag. Die beste Abschrift ist die von Wilkinson, welche ihm erst nach dem Druck der Bogen bekannt geworden ist (Addend. p. 467). Aber auch mit Hülfe der drei theils in N. L'Hôte's Lettres écrites d'Égypte p. 159. 160, theils im Recueil p. 106 zusammengestellten Copien wäre es nicht schwer gewesen, die Inschrift, Einen Punct abgerechnet, wiederherzustellen, wenn anders, wie wir vermuthen, das Pl. VI. 6. gegebene Fac-simile die Abschrift des N. L'Hôte darstellt. In den beiden Zusammenstellungen finden Anomalien Statt, wie z. B. in den Lettres p. 159 Z. 1 steht ΑΚΙΚΟΥ, Z. 5 ΑΙΓΥΠΤΟΥ, während im Recueil dort ΔΑΚΙΚΟΥ, hier ΑΜΥΠΤΟΥ als die Leseart des N. L'Hôte angegeben wird. Und davon differirt wieder das Fac-simile. Mit dem Fac-simile harmoniren nur die zwei letzten Zeilen, doch auch diese nicht genau. Uebrigens finden wir Pl. VI f. ein zweites Fac-simile derselben Inschrift, welches wahrscheinlich die Wilkinson'sche Abschrift (Addend. p. 467) ist. Aber die Restitution mufste fehlschlagen, da Hr. L. trotz dem Fac-simile Pl. VI. 6. von der Ansicht sich nicht trennen konnte, dafs auf dem Stein Z. 4 und 6 von beiden Seiten, und Z. 5 im Anfang wirkliche Lücken seien. Hr. L. erkannte für Z. 1. 2 eine gewisse Symmetrie an. Dies ist aber auf die ganze Inschrift auszudehnen (vgl. Rofs. Inscr. ined. fasc. II. n. 153 b). Nur Z. 4 scheint sich der Steinhauer geirrt zu haben, indem er ΤΩΝ hier weiter einrückte, als es gut war. Z. 6 steht ohngefähr in der Mitte CYNCTEΛECΘHΔE und sonst weiter nichts. Dies beweisen die Fac-simile's Pl. VI. und Wilkinson bei Young Hierogl. tab. 45. Zur Entschuldigung des Supplementes τὸ πρόπυλον kann freilich Hr. L. die Leseart von Hamilt. Z. 4 extr. 10 anführen. Allein die Abschrift Wilkinson's und die mitgetheilten Fac-similes sprechen offenbar dagegen. Da Hr. L. ἤρξατο τὸ ἔργον nicht anders glaubte nehmen zu dürfen, als im Sinne ἤρξατο τὸ ἔργον ποιεῖν, so postulirte er, dafs mit diesen Worten ein neuer Satz beginne, worin ihn die aus Poc. und Ham. Z. 6 zusammengesetzte Leseart συνετέλεσεν δὲ bestärkte. Die richtige Lesung συνετελέσθη δὲ hat aber schon O. Müller (Gött. Gel. Anz. 1827. n. 153. p. 1526) festgesetzt. Auch Hr. L. selbst war auf dem rechten Wege, als er die Inschrift in L'Hôte's Lettres behandelte. Daraus geht hervor, dafs der Verf. der Inschrift den Gedanken ausdrückte: ἐπὶ τοῦ δεῖνος ἐπάρχου Αἰγύπτου ἤρξατο τὸ ἔργον (näml. γινόμενον, *begann das Werk*), συνετελέσθη δὲ Λιβ Αὐτοκράτορος cet. Mit dieser allein richtigen Erklärung fällt natürlich auch die von Hrn. L. gewagte Wiederherstellung des Präfekten. Der Bau ward beendigt im 12ten Jahr des Kaisers Traianus, am 15ten Pachon, also im Jahre 109 unserer Zeitrechnung, am 10ten Mai. In diesem Jahre war allerdings Sulpicius Simius Praef. Aeg., wie die Inschrift n. XXXIX nachweiset. Allein wir brauchen hier einen andern Präfekten, den nämlich, unter dessen Verwaltung der Bau des Propylon begann. Vier Jahre vor 109 war C. Vibius Maximus Präfekt (Letr. Mém. sur la statue de Memn. p. 134.). Man kann nicht nachweisen, wann ihn Sulpicius Simius ersetzte. C. Vibius Maximus kann noch im Jahre 107 seinen Posten gehabt haben. Auch kann der Bau ein Paar Jahre gedauert haben, was um so wahrscheinlicher ist, da der Verfasser für den Anfang des Baues die Designation des vorigen Präfekten vorzieht. Es ist also zuzusehen, ob nicht C. Vibius Maximus der hier erwähnte Präfekt ist.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 95.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1843.

Recueil des inscriptions grecques et latines de l'Égypte, étudiées dans leur rapport avec l'histoire politique, l'administration intérieure, les institutions civiles et religieuses de ce pays depuis la conquête d'Alexandre jusqu'à celle des Arabes par M. Letronne.

(Schlufs.)

Die Restitution ΓΑΙΟΥ ist sogar nach den Zügen, welche das Wilkinson'sche Apographum enthält, nicht unwahrscheinlich. Z. 3 im Anfang halten wir den Zusatz ἀπὸ für unstatthaft. Dafs die Anmerkung p. 111 über einen Tib. Claud. Apollinaris bei Tacitus überflüssig war, hätte schon der Ausgang des Vaternamens in ΩΝΟC zeigen hönnen. Um möglichen Mifsverständnissen zu begegnen, lassen wir hier unsere Restitution der Inschrift folgen:

Ὑπὲρ Αὐτοκράτορ]ος Καίσαρος Τραϊανοῦ Σεβαστοῦ Γερμανικοῦ Δακικοῦ καὶ τοῦ παντὸς αὐτοῦ οἴκου Πανὶ θεῷ μεγίστῳ Τιβέριος Κλαύδιος Τιβερίου Κλαυδίου Νέρωνος υἱὸς, Κουϊρίνᾳ, Ἀπολλιναρις, τῶν χεχειλιαρχηκότων κ[αὶ προστάτη]ς Τρίφιδος καὶ Πανὸς θεῶν μεγίστων. Ἐπὶ τοῦ δεῖνος ἐπάρχου Αἰγύπτου ἤρξατο τὸ ἔργον, συνετελέσθη δὲ (ἔτους) ιβ̄ Αὐτοκράτορος Καίσαρος Τραϊανοῦ Σεβαστοῦ Γερμανικοῦ Δακικοῦ, Παχὼν ιε̄.

Bei der Inschrift von Latopolis n. XVIII (p. 199) ist es schwer einzusehen, warum Hr. L. im Fac-simile Pl. VI. e. die fünf ersten Zeilen weggelassen hat. Vollständig ist das Fac-simile in den Recherches p. 450 gegeben. Auf die Entzifferung von Z. 2. 3. 4. 5. scheint Hr. L. verzichten zu wollen. Wir finden aber hier ziemlich deutlich NEωT[Є]POC ωΤΙωNOCΠ[Є]TPωNIOY, also Νεώτερος Ὠτίωνος Πετρωνίου. Νεώτερος ist Eigenname, wie auf einer karischen Münze (Mionnet. S. VI. 517.). Wir haben also einen Griechen Νεώτερος, dessen Vater Ὠτίων Πετρώνιος hiefs. Der darauf folgende ist Ἀρποκρᾶς und von väterlicher Seite ein Aegypter. Die Conjectur des Hrn. L., dafs beide Particuliers, welche im Jahre 147 unserer Zeitrechnung zur Verschönerung des Tempels beitrugen, Aegypter sein müssen, wird sich demnach nicht halten lassen.

Die Wiederherstellung der zertrümmerten Inschrift von Gerasa in Syrien n. XXI (p. 216) ist Hrn. L. nicht so gelungen, wie die der Inschrift von Antaeopolis n. XX. Es lagen ihm drei Fragmente vor, welche er bereits im Journ. d. Sav. 1827 p. 164 mit Scharfsinn behandelt hat. Dieselben setzt Hr. L. auch hier wieder zusammen und giebt so ziemlich dieselbe Restitution, mit dem Unterschied, dafs er hier die von C. Fr. Hermann in d. Heidelb. Jahrb. 1828 p. 401 für Z. 3 extr. vorgeschlagene Verbesserung ΥΙΟΥΑΥ aufnimmt. Zwei andere Fragmente (Bullett. dell' Inst. di Corr. arch. 1837 p. 165), wovon das kleinere acht Buchstaben enthaltende schon Burckhardt veröffentlicht hat und Seetzen in Schedis mittheilt, hat Hr. L. nicht berücksichtigt. Diese beiden Fragmente üben zwar auf die Restitution des Ganzen keinen besondern Einflufs aus, und von dem kleineren ist nicht ganz ausgemacht, dafs es zu den übrigen Fragmenten gehöre; indefs wären sie doch der Erwähnung werth gewesen. Hr. L. ergänzt Αὐτοκρατόρων cet. Allein da M. Aur. Antoninus nicht Σεβαστὸς heifsen kann, so kann er auch nicht Αὐτοκράτωρ genannt werden. Zweitens ist die eingeschobene Formel θεοῦ Καίσαρος Τραϊανοῦ Ἀδριανοῦ υἱοῦ sehr störend, zumal da sogleich der Sohn dieses Sohnes genannt und bezeichnet wird. Fügen wir die vier Trümmer der Inschrift zusammen, so werden wir folgende Eingangsformel erhalten, welche zugleich mit der Geschichte im Einklang steht:

Ὑπὲρ τύχης καὶ σω]τηρίας [Αὐτ]οκράτο[ρος τοῦ κυρίου ἡμῶν, Κ]αίσ[αρος Τ. Αἰλί]ου Ἀδρ[ι]ανοῦ Ἀντωνεί[νου Σεβ. Εὐσεβ. π.] π. καὶ Αὐρηλίου Κα[ίσ]αρ[ος υἱοῦ αὐ]τοῦ καὶ τῶν [τέκνων αὐτοῦ] καὶ τοῦ σύμπαντο[ς] οἴ[κ]ου Σ[εβασ]τοῦ καὶ ἱερᾶ[ς συνκλήτου καὶ] δήμου Ῥωμαίων ἡ π[όλις cet.

Digitized by Google

Die Z. 2 ist symmetrisch gestellt. Z. 3 π. π. πατρὸς πατρίδος (vgl. Elem. epigr. Gr. p. 370) ist nicht zu verkennen. Das zweite Π ist vollkommen sichtbar in der Abschrift von Bertou (Bullett.), in der von Seetzen und selbst bei Vidua. Hr. L. hat wohl selbst bemerkt, dafs die Inschrift zwischen 147 — 161 fällt. Aurelius Antoninus heifst in dieser Zeit Καῖσαρ, obgleich Faustina schon Σεβαστὴ heifst (s. Corp. inscr. Gr. T. II. n. 1968. cf. n. 3176.). Auch Z. 6 scheint uns die Ergänzung τὸ πρόπυλ[όν τε καὶ τὴν] στοάν nicht genügend. Denn das Fragment, auf welchem CTOA sichtbar ist, läfst vor diesem Wort noch einen Raum für zwei Buchstaben übrig. Es wird also heifsen müssen: τὸ πρόπυλ[ον τοῦτο καὶ τὴν] στοάν.

Die ursprüngliche Breite der Inschrift von Ombos, wovon ein Fragment übrig ist n. XXXI (p. 383 sqq.) hat Hr. L. richtig erkannt, und die ersten Zeilen auch befriedigend hergestellt. Indessen wird Z. 2 das τῷ καὶ aufgegeben werden müssen, da die Lücke dieser Zeile etwas kürzer ist, als die der ersten. Auch in den folgenden Zeilen ist, so weit es möglich, der Gedanke richtig wiedergegeben. Nur würden wir vorziehen Z. 3. 4. zu schreiben:

[θεοῖς - - - - - - αἱ ἐν τῷ Ὀμβίτῃ τασσόμεν]αι πεζικαὶ καὶ ἱππικαὶ δυνάμεις [καὶ οἱ ἄλλοι πραγματικοὶ πάντες τὸν βωμὸν - - - ἀνέθηκαν] ὑπὲρ Μενάνδρου cet.

um das Verb. ἀνέθηκαν dem ὑπὲρ Μενάνδρου näher zu bringen. Mit Umsicht hat Hr. L. auch Z. 9 behandelt, wobei jedoch die p. 388 vorgeschlagene Ergänzung uns nicht möglich scheint. Τὰ πράγματα kann hier nicht anders verstanden werden, als von Staatsämtern. Dem Sinne nach dürfte sich folgende Ergänzung als wahrscheinlicher erweisen: [ἔχοντες διατελοῦσιν εἰς αὐτούς, ἐξ οὗ τυγχάνουσι κατασταθέν]τες εἰς τὰ πράγματα cet. Die Bemerkung (p. 388) über die unerhörte Huldigung, welche in dieser Inschrift Ptolemaeos und die beiden Kleopatra erfahren, dadurch, dafs ihnen in der Weihformel der erste Platz angewiesen wird, während ein θεὸς μέγιστος als zweiter erscheint, läfst sich auch durch einen Hinblick auf n. XXVI erweitern, wo die Priester der Isis sich nicht scheuen, Ptolemaeos und die beiden Kleopatra θεοὺς μεγίστους zu nennen. Θεοὶ μεγάλοι heifsen Kleopatra und Soter II. auch in der Inschrift von Apollonopolis n. VIII.

Bei der Inschrift von der Insel des Dionysos n. XXXII (p. 389 sqq.), welche bereits in den Recherches ihre Erklärung gefunden hat, glauben wir bemerken zu müssen, dafs die darin vorkommenden Basilistae (p. 394) nicht mit dem Collegium τῶν περὶ τὸν Διόνυσον καὶ θεοὺς Εὐεργέτας τεχνιτῶν auf Kypros (Corp. inscr. Gr. T. II. n. 2620.) identificirt werden dürfen. Denn die Basilistae als cultores regis (wie es cultores Augusti gab, Tacit. Ann. I. 73.) bildeten ein Collegium, welches zwar unter die Dionysiasten subsumirt werden mufs, aber von den Dionysischen Künstlern gänzlich ausgeschlossen ist. Als ein solches können sie mit den Attalisten nur insofern verglichen werden, als diese ebenfalls einen Theil eines gröfseren Collegii (τῶν περὶ τὸν Διόνυσον τεχνιτῶν) ausmachten. Dafs dies sich so verhält, sieht man auch aus der Würde des Oberhaupts dieser Gesellschaft, welche wahrscheinlich macht, dafs das ganze Collegium aus Militärpersonen zusammengesetzt war. Merkwürdig ist die Zahl der Mitglieder 29 (nicht trente et un, p. 395). Man ist versucht, diese Zahl nicht für eine zufällige zu halten. Vielleicht bezeichnet sie die 29 Regierungsjahre des Euergetes II. (170 — 141). Diese Annahme würde darauf führen, dafs die Inschrift im Jahre 142 oder 141 gesetzt sei, also in einem Zeitpunct, welchem wir sie bereits oben zuwiesen. Zugleich würden die von Hrn. L. angesetzten Geburtsjahre von Soter II. und Alexander I. dadurch eine neue Bestätigung finden.

Die Inschrift von Sekket n. LI. LII (p. 453 sqq.) hat der Unterzeichnete mit dem einzigen Apographum von Cailliaud längst hergestellt. Es ist ihm daher sehr angenehm gewesen, zwei neuere und bessere Abschriften davon kennen zu lernen, welche Hr. L. Pl. XVI. n. 2. 3. 4. 5. mittheilt. Wir finden unsere Restitution vollkommen bestätigt, nur dafs wir Z. 1 Πό(πλιος) [Ο]ὐράν[ι]ος [ὁ] καὶ Τουτ[ώριος hatten, während die Abschrift von Wilkinson jetzt Τοῦτος giebt. Es ist kein Grund vorhanden, an dem Eigennamen Tutus zu zweifeln. Die Inschrift auf der Kranzleiste kann, wie auch Hr. L. gesehen, von der auf dem Architrav der beiden Thüren nicht ganz getrennt werden. Man könnte beide auch noch näher verbinden, als H. L. gethan hat. Nehmen wir an, Tutus sei derjenige, welcher das ἱερὸν σπέος aus eigenen Mitteln erbaute. Er hatte den Bau am 27. Mechir, in dem und dem Jahre des Kaisers Gallienus beendigt. Dieses Factum verzeichnet er in Kürze auf die Kranzleiste. Nun sieht man aber aus der längeren Inschrift, dafs er noch mehr den Göttern

Digitized by Google

zu Ehren gemacht und dafs er erst vier Monate später mit dem Graben der Cisterne fertig geworden ist. Erst dann zeichnete er die gröfsere Inschrift von Z. 3—14 mit der ihm eigenen Unbehülflichkeit auf. So könnte es scheinen, dafs er auf dem Architrav unter der kleineren Inschrift fortgefahren habe: μετὰ Πετ]ρωνίου oder μετὰ Σεμπ]ρωνίου. Berenike mag seine Frau gewesen sein. Wie er diese nicht näher bezeichnet, eben so wenig den Petronius oder Sempronius (viell. s. Schwiegervater), dem er die Ehre einer besondern Erwähnung ertheilt. Diese Ansicht entwickelten wir, um zu beweisen, dafs die Erklärung des Hrn. L. nicht die einzig mögliche ist. Nachdem der Schreiber über der einen Thüre den Raum gefüllt hatte, geht er auf den Architrav der anderen Thüre links über. Mit Recht scheint Hr. L. in dem Beinamen der Isis Z. 11 den früheren Namen des heutigen Sekket erkannt zu haben. Doch können wir ihm nicht beistimmen, wenn er Ἴσιδι τῇ Σενσκείτῃ schreibt. Aus der Leseart bei L'Hôte scheint hervorzugehen, dafs die Göttin Σενσκειτηνὴ benannt wurde, eine Form, welche in Λευκοφρυηνή, Βορειτηνή (Corp. inscr. Gr. T. II. n. 3477.) ihre Analogie hat. Sonach dürfte der Ort selbst Σενσκείτη geheifsen haben. Zu der Leseart ἐνώρυξα Z. 13 ist kein Grund vorhanden. Wie der Verfasser der Inschrift oben sagte ὀρύξας, so sagt er auch hier ὤρυξα. Wenn es in der Wilkinson'schen Abschrift EN heifst, so ist dies nur verschrieben aus EI, wie dies die übrigen Abschriften beweisen. Auch scheint uns der Beiname des Sarapis MINIЄI oder MNIЄI noch nicht so sicher mit Μνεύις identificirt werden zu können, dafs die p. 296 ausgesprochene Behauptung hinreichend gerechtfertigt erschiene.

Diese Bemerkungen werden genügen, um die Methode der Textesbehandlung näher zu beleuchten. Wir haben Gelegenheit gehabt, den Scharfsinn und die Gelehrsamkeit des Hrn. Herausgebers vielfach zu bewundern.

Wir legen das Werk mit der vollkommensten Anerkennung seines hohen philologisch-historischen Werthes aus den Händen, und freuen uns um so mehr auf das Erscheinen der beiden folgenden Theile, je mehr neue bisher unbenutzte Inschriften für dieselben in Aussicht gestellt sind.

Johannes Franz.

XLVIII.

De quadringentorum Athenis factione commentatus est Guil. Wattenbach, Phil. Dr. Berolini, 1842. *in comm. ap. G. Besser.* 68 *pg.* 8.

Unter den wichtigern Perioden der innern Geschichte des Athenischen Staates hat keine in letztrer Zeit die Aufmerksamkeit der Philologen so lebhaft beschäftigt, wie die der Partheikämpfe in Athen gegen das Ende des Peloponnesischen Krieges. Es haben sich bei diesem Gegenstande zwei verschiedene Ansichten geltend gemacht. Die eine geht darauf hinaus, gewisse Partheirichtungen im Staate möglichst weit zurück zu verfolgen und namentlich alle Aeufserungen einer antidemokratischen Gesinnung in einem ununterbrochnen Zusammenhange aufzufassen. Die Vertreter dieser Ansicht, welche nach Krügers Vorgange besonders von Droysen mit Scharfsinn ausgeführt und welche dann von Scheibe und Vischer ihren Untersuchungen zu Grunde gelegt worden ist, kommen darin überein, dafs die oligarchische Parthei, deren staatsgefährliche Pläne zur Zeit der Schlacht bei Tanagra Thukydides ausdrücklich bezeugt, sich als solche erhalten und bestimmte Pläne zum Umsturze der Verfassung verfolgt habe, bis zur endlichen Verwirklichung derselben in der Herrschaft der Vierhundert. Diese Ansicht rief gewissermafsen als Reaction die Büttnersche Schrift über die politischen Hetärien hervor. Büttner läugnet diese Consequenz der Principien in den Partheiungen jener Zeit; er erkennt in den Hetärien, welche nach dem Ende des Perikles Athen bewegten, Vereine, die vor Allem persönliche Vortheile im Auge hatten ohne ein gemeinsames Verfolgen weitaussehender Staatspläne; sie werden wohl momentan in gewisse politische Richtungen hineingeworfen, wenn es z. B. gilt den Führer einer Hetärie, wie den Alcibiades, an das Ruder des Staates zu bringen, aber ursprünglich erstrebte Jeder in der Verbindung mit seinen Genossen nur für sich selbst Vortheile, d. h. zunächst einträgliche Aemter und Straflosigkeit (daher bei Thuc. συνωμοσίας ἐπὶ δίκαις καὶ ἀρχαῖς). Diese Ansicht, welche durch das Hervorheben individueller Gegensätze und subjectiver Motive eine von den frühern Darstellungen bedeutend verschiedene Auffassung der Athenischen Factionen veranlafst hat, hat nun auch an K. Fr. Hermann (Rec. von Scheibe und Büttner Berliner Jahrbücher 1842. No. 16—19.) einen Vertheidiger gefunden, während er sich früher mehr der Droysen'schen Auffassung anschlofs.

Diese Gegensätze nun veranlafsten den Verfasser, eine genaue Untersuchung über die Bewegungen in Athen nach der Sicilischen Katastrophe anzustellen, eine Untersuchung, welche zu dem Resultate führt, dafs von einem planmäfsigen Verfahren zum Umsturze der Demokratie keine Spur nachzuweisen sei, bevor die Intriguen des Alcibiades eine temporäre Vereinigung der verschiedenartigen, zersplitterten Partheiinteressen bewirkten.

Der Verfasser folgt dem Gange der Geschichte, er schildert zunächst die Stellung der Factionen in Athen nach dem Hermokopidenprocesse und geht dann zur Wahl der Probulen über.

Digitized by Google

Dies Thema ist nicht immer mit der nöthigen Behutsamkeit behandelt, man trug zu gewaltsam die allgemeine staatsrechtliche Bedeutung der Probulie auf die Athenischen Probulen über. Nun konnte der Verfasser zwar nicht in Abrede stellen, dafs auch in Athen durch Einführung der Probulie die Volksherrschaft wesentlich beschränkt wurde, er dringt aber mit Recht darauf, das Amt von den Beamten zu unterscheiden und nicht aus den einzelnen Probulen gewaltsam lauter oligarchische Partheimänner zu machen. Im Gegentheile zeige sich sogar während der Lenkung des Staates durch die Probulen kein Widerstreben gegen die demokratischen Einrichtungen, kein vorherrschender Einflufs der spätern Partheihäupter Pisander und Charikles, wie Droysen behauptet hat, auch halte sich noch der eifrige Volksfreund Androkles in bedeutendem Ansehen. Nun ist freilich die Mitwirkung der Probulen bei Einsetzung der Vierhundert nicht zu läugnen (worin Büttner zu weit gegangen ist, wie K. Fr. H. Jahrbücher S. 140 gezeigt hat). Man kann jedoch nicht nachweisen, dafs diese Mitwirkung von ursprünglicher Theilnahme an den Planen der Verschwornen herrühre, noch auch dafs sie von einer besondern Energie gewesen sei. Den als Probulen erwähnten Sophokles hält der Verfasser für den spätern Dreifsiger, wobei das Marburger Programm 1840 von Herrn Pr. Hermann zu erwähnen war, welcher jenen Sophokles für den Dichter hält und diese Ansicht neuerdings in der Recension von Schöll's Leben Sophokles (Jahrbücher 1843. April) vertheidigt hat. Die Forderung, Aristoteles habe den Probulen Sophokles von dem Dichter ausdrücklich unterscheiden müssen, wenn es ein andrer war, scheint mir nicht unbedingt zulässig; für die damaligen Athener war die Bezeichnung als Probule hinreichend, um jedes Mifsverständnifs ferne zu halten.

Die Zustände Athens in der folgenden Zeit bis zum Sturze der Verfassung werden besonders mit Benutzung der in diese Periode fallenden Aristophanischen Stücke geschildert. Für die eigentliche Bildung der wirklichen Verschwörung hält sich der Verfasser ganz an die Darstellung des Thukydides, über dessen Autorität in Sachen Athenischer Partheikämpfe wohl ein Paar Worte zu sagen sind. Es ist nämlich die wichtige Frage, ob jenen Geschichtschreiber selbst bei Darstellung jener Begebenheiten Partheiinteressen zum Reden oder zum Schweigen bestimmen. Thukydides hat seine bestimmte politische Gesinnung, er ist abgesagter Feind aller ochlokratischen Bewegungen, aber darum doch nichts weniger als ein Freund der Vierhundert; selbst bei Männern wie Kimon und Nikias, die gewifs noch am meisten Männer nach seinem Herzen waren, ist er nicht blind gegen ihre Schwächen. Was nun im vorliegenden Falle Thukydides für ein Interesse sollte gehabt haben, ein früheres Vorhandensein jener oligarchischen Bestrebungen zu verschweigen, ist gar nicht abzusehn; er läfst sie ja bei ihrem wirklichen Hervortreten sogleich in ihrer ganzen Schlechtigkeit erscheinen, was konnte also durch eine falsche Angabe ihrer Entstehungszeit zu ihren Gunsten gewonnen werden! Es ist daher nach dem Ermessen des Referenten kein Grund vorhanden, die Angabe des Geschichtschreibers, dafs erst durch die Aufforderung Pisanders, den die auf der Flotte zusammengetretenen Verschwornen nach Athen geschickt hatten, jene Privatvereine ἐπὶ δίκαις καὶ ἀρχαῖς eine revolutionäre, politische Bedeutung erhielten, zu verdächtigen, sondern es erscheint ihm die auf diesen Bericht gegründete Auffassung der ganzen Begebenheit als die quellenmäfsige und darum durchaus berechtigte, obgleich ihr neulich „als einer *an sich* naturwidrigen und unhistorischen" von einem Recensenten in der Literar. Zeitung (1842. S. 1088) auf eine eben so vornehme als oberflächliche Weise das Urtheil gesprochen worden ist. Partheien im Staate sind allerdings selten auf einen bestimmten historisch nachweisbaren Ursprung zurückzuführen; anders aber verhält es sich mit Verschwörungen, zu denen verschiedenartige Elemente momentan zusammentreten. Sonst würde man die Erzählung des Sallust von der Entstehung der Catilinarischen Verschwörung mit demselben Rechte verdächtigen, wie man es hier mit dem Thukydideischen Berichte von dem oligarchischen Complotte in Athen gethan hat.

In der zweiten Hälfte der vorliegenden Schrift nun werden über die Staatsumwälzung selbst in ihrem ganzen Verlaufe aus Thukydides und den Rednern möglichst vollständig alle Nachrichten zusammengestellt, wobei zu widersprechenden Ansichten weniger Gelegenheit gegeben ist. Neu aber und sehr geeignet Widerspruch hervorzurufen ist die Meinung des Verfassers über Theramenes S. 55 ff. Ich glaube wohl, dafs man den Theramenes als einen ganz unwürdigen Charakter oft zu hart und zu kurz abgefertigt hat, dafs man das Zeugnifs des Aristoteles (bei Plut. v. Nic. II.) für ihn zu wenig geachtet (siehe Büttner S. 41) und seinem rühmlichen Lebensende zu wenig Gerechtigkeit hat widerfahren lassen. Doch so sehr ich auch die Beurtheilung des Theramenes gemildert wünschte, so führt doch den Verfasser in seiner Ehrenrettung der Eifer zu weit, wenn er seine Staatszwecke als würdig, sein Streben als consequent darzustellen sucht und ihn wegen der gewählten Mittel durch die Zeitumstände entschuldigt.

Dies genüge, um auf den Inhalt des Büchleins hinzuweisen. Wem die Geschichte Athens nicht nur in ihren grofsen Umrissen, sondern auch im Detail ihres reichen Lebens wichtig und lieb ist, der wird der ganzen Untersuchung mit Interesse folgen und sich der auf selbstständige Quellenforschung gegründeten, klaren und geschmackvollen Darstellung erfreuen.

E. Curtius.

Digitized by Google

№ 96.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1843.

XLIX.

Mittheilungen über Goethe. Aus mündlichen und schriftlichen, gedruckten und ungedruckten Quellen. Von Dr. Friedr. Wilh. Riemer, Grofsherzoglich-Sächsischem Hofrathe und Oberbibliothekar. Zwei Bände. Berlin, 1841. *Verlag von Duncker und Humblot.*

Es ist eine schöne Sache um die Treue; sie ist namentlich ein Grundzug der deutschen Nation, auf den diese selbst einen hohen Werth legt. Die Treue schliefst, weil sie volle Hingebung der Persönlichkeit an Ideen und an Persönlichkeiten ist, welche Ideen verkörpern, nothwendig Selbstverläugnung ein, sie hat also ein sittliches Fundament. Dies macht sie uns selbst da ehrenwerth, wo wir den Gehalt, an welchen sich die Treue aufgiebt, als beschränkt anerkennen müssen. Jede Treue aber, durch welche sich der Mensch gleichsam nur zu einem Gefäfse für die Schätze einer fremden Individualität macht, erscheint, so sehr sie auch unser Gemüth rührt, doch nothwendig als ein Mangel völliger Geistesfreiheit. Sehr bedeutende Geister können daher eine solche Stellung niemals einnehmen, weil in ihnen ein zu grofser Geistesreichthum und eine zu grofse Selbstständigkeit des Denkens lebendig ist, als dafs sie sich zu einem Organ für eine noch so mächtige Persönlichkeit entäufsern könnten. Solche Geister bewahren das anvertraute Gut nicht rein in der Gestalt, in der sie es empfingen; ihre Schöpfungskraft bildet dasselbe unwillkührlich um und gibt es umgestaltet wieder. Ein Verhalten, in welchem eine Persönlichkeit das ihr von einer anderen Persönlichkeit anvertraute Gut unvermischt überliefert, ist edlen liebebedürftigen Naturen eigenthümlich, welche sich einer mächtigen Persönlichkeit gegenüber nicht anders als durch das Aufgeben der eignen Persönlichkeit zu erhalten vermögen. „Gegen eine grofse Persönlichkeit gibt es kein anderes Rettungsmittel, als die Liebe". Ein solches Verhalten offenbart Xenophon gegen Sokrates, Las Casas gegen Napoleon, Eckermann gegen Goethe. Alle drei machen sich, weil sie von der Geistesgewalt dieser Persönlichkeiten gleichsam erdrückt werden, freiwillig zu einem Gefäfs für die Aufbewahrung der Gedanken Jener, und gleichen so die Kluft, welche sie geistig von denselben trennt, durch die Unendlichkeit der Treue aus. Weder Plato, noch Napoleon, noch Goethe, hätten umgekehrt die Rolle einer solchen Treue übernehmen können, weil sie, wie alle Geister ersten Ranges, berufen waren, selbstständig ein Lebensprincip in sich auszugestalten und zu verwirklichen.

Die Gestalten, welche wir als Beispiele der Treue genannt haben, wollten und konnten ihrer Natur nach und im Bewufstsein ihrer Stellung zu der grofsen Persönlichkeit, an welche sie sich aufgaben, nichts anders, als die treuen Verkünder der Gedanken derselben werden; sie mafsten sich nicht an, den ganzen Gehalt der Persönlichkeit zu begreifen, und sie so als eine geschichtliche Gröfse aufzufassen; ein solches Streben würde schon eine Geistesfreiheit voraussetzen, in welcher sie den Standpunct reiner Hingebung überschritten und sich theoretisch von dem Gefühl der Uebermacht jener Individualitäten befreit hätten. Denn insofern der Mensch eine grofse Persönlichkeit als ein Ganzes begreift, ihre weltgeschichtliche Bedeutung würdigt, geht er nicht mehr in dieselbe auf, sondern erfafst sie selbst als ein Organ, welches sich der unabläfsig arbeitende Geist zur Darstellung seines Wesens erschaffen hat. Dies ist das Verhalten der geistigen Freiheit. Ihr Werk kann sich nun sowohl in der Form der Kunst als in der Form der Wissenschaft offenbaren. Die erstere gebiert vorzugsweise das concrete Bild der Persönlichkeit und stellt deren geistige Be-

Digitized by Google

deutung in plastischer Anschaulichkeit dar. Die letztere reproducirt die Individualität, indem sie ihr Lebensprincip allseitig begreift und vor dem Leser sich entwickeln läfst; so fafst sie alle Momente einer grofsartigen Thätigkeit, und zugleich die Wechselwirkung des Weltzustandes und der besondern Persönlichkeit zu einer Einheit zusammen; wobei sich das künstlerische Element in der Organisation der ganzen Darstellung, wie in der Anschaulichkeit des Ausdrucks, ohne dem Gedanken etwas zu vergeben, hervorthun wird.

Das vorliegende Werk Riemers gehört nun keiner der entwickelten Weisen des Verhaltens zu einer mächtigen Persönlichkeit an; während es alle diese Weisen in sich vereinigen will, gelangt es nur zu einer unerquicklichen Vermischung, in welcher jede derselben durch die andere verkümmert wird. Dadurch wird das Buch zu einer Caricatur aller Darstellungsweisen. Es ist eine Caricatur der Treue, weil der Verf. sich durchaus nicht zu einem reinen Gefäfs für die Goethische Dicht- und Denkweise zu machen vermocht hat, sondern sich mit seinen rechtfertigenden Reflexionen unabläfsig hervordrängt, dabei in die kleinlichste Apologetik abirrt und Idiosynkrasien als etwas die Persönlichkeit wahrhaft Charakterisirendes darstellen will. Idiosynkrasien, mit dem Ausdruck des Humors vorgetragen, können, als Contrast gegen die Darstellung geistiger Gröfse und allgemeinen Gehaltes, ergötzlich wirken; wird dergleichen aber, wie in dem vorliegenden Buche, mit gewichtigem Ernst oder gar mit Verbissenheit behandelt, so entsteht etwas sehr Geschmackloses. Die Treue, welche zu einer Apotheose auch der endlichen Individualität wird und dabei zugleich in selbstgefälligen Reflexionen den Genufs ihres tiefen, keinem andern Sterblichen in gleichem Maafse zu Theil gewordenen Verständnisses der grofsen Individualität feiert, — diese Treue dürfen wir mit Recht als eine Caricatur der ächten Treue bezeichnen. Sie hat alles das eingebüfst, was die letztere liebenswürdig macht; sie ist nicht naiv, hingebend, auf die Eitelkeit verzichtend und nur in ihrem Objecte lebend, sondern sie liebäugelt mit sich selbst und ist intolerant gegen alle abweichende Auffassung, weil sie im Besitz des eigentlichen Geheimnisses der Persönlichkeit zu sein wähnt.

Unseres Verfassers Werk ist aber auch eine Caricatur jeder künstlerischen Auffassung und Darstellung. Wir haben in einer früheren Anzeige der Denkwürdigkeiten Varnhagens das künstlerische Element dieser Gattung der Litteratur herausgehoben und dasselbe in die Fähigkeit gesetzt, die Persönlichkeit, deren Bild man aus mehr oder minder reichem Verkehr mit derselben in sich aufgenommen hat, als ein lebendiges Ganze der Anschauung zu übergeben. Unser Verf. verfährt mit der von ihm geschilderten Persönlichkeit, wie der Mensch auf dem Standpunct der Wahrnehmung mit den sinnlichen Objecten. Die Persönlichkeit erscheint ihm als ein Ding mit einer Fülle von Qualitäten, welche er nacheinander zufällig bespricht, und die sich eben so vermehren wie beliebig einschränken lassen. Dadurch wird der ganze concrete Mensch, dieser Mikrokosmus, in eine Reihe von Qualitäten aufgelöst und so alle Lebendigkeit systematisch in ihm abgetödtet. Dieses Verfahren wird um so widerwärtiger und ohnmächtiger, je mächtiger die Persönlichkeit ist, deren Bild uns gegeben werden soll, weil deren Leben um so mehr aus Einem Stücke gebildet ist und nur aus Einem Stücke begriffen werden kann. Unser Verf. löst, indem er einen geistigen Organismus in abstracte Qualitäten zersetzt, alle lebendigen Beziehungen, alle Vermittlungen, durch welche die allgemeinen Eigenschaften unabläfsig sich zum Ausdruck des individuellen Lebens erheben, in blofse Stoffe auf, denen jedes geistige Band fehlt. Heifst es nicht den Organismus gleichsam zum Chemismus herabsetzen, wenn uns der Verf. durch bunt neben einander gestellte Qualitäten und Kategorien Goethe's Bild zu entwerfen unternimmt? Man überschaue zur Bestätigung des Gesagten die Kategorien, unter welche die *Goethische* Individualität vertheilt oder vielmehr in Stücke gerissen wird. Es folgen auf einander: Persönlichkeit, Gesundheit, Charakter, Gesinnung, und diese letztere zerfällt wieder in: Sensibilität, Ruhe, Uneigennützigkeit, Dankbarkeit, Wohlthätigkeit, Aberglaube, Religiosität, Aristokratismus, Deutschheit. Unter der Kategorie der Thätigkeit sind subsumirt: Gegenständlichkeit des Denkens, Benutzung zufälliger Ereignisse, Benutzung Anderer und Nachahmer. Unter Eigenheiten erblickt man die Rubriken: Incognito, Discretion, Laune, Witz, Humor, Ironie, Unmuth. Das Capitel der Fehler zerfällt in: Eitelkeit, Selbsturtheil, Parteilichkeit für, Parteilichkeit wider, Neidsucht, Bequemlichkeit. Wir enden unsere Uebersicht damit. Wenn Jemand alle diese und noch andere Rubriken, (denn sie lassen sich in's Un-

Digitized by Google

endliche vermehren), nach dem Zufall des Looses aneinanderreihte, es wäre kaum möglich, einen geringeren Zusammenhang unter denselben herauszubringen. Was findet man nun aber alles unter diesen Kategorien abgehandelt! Hier trügt die Ueberschrift nicht selten. Ein ähnlicher Versuch, auch hier das Einzelne durcheinander zu rütteln und das unter einer Kategorie Gesagte einer andern beliebig zuzuweisen, würde gröfstentheils keine unlogischere Ordnung abgeben, als die vom Verf. beliebt worden ist. Dabei ist das Bedeutungsvollste und Geringfügigste wieder bunt nebeneinander gestellt und beides mit gleicher Wichtigkeit behandelt. So finden wir unter der Rubrik „Persönlichkeit" die Meinung erwähnt, dafs Goethe zu Pferde nicht gut geschlossen habe; etwas, das, nach unserm Vf. „nach den eben erwähnten Courier- und Parforceritten nicht wohl gedenkbar ist, auch nicht durch Zeugnisse zu constatiren, da ihn die letzten 20 Jahre Niemand zu Pferde gesehn hat und der Bemerker am wenigsten". Unmittelbar daran schliefsen sich Bemerkungen über die Anziehungskraft der Persönlichkeit Goethe's. Unter Charakter lesen wir, dafs Goethe nicht gleichgültig, oder unempfidlich gegen Beifall und Zustimmung seiner Freunde, oder Derer gewesen sei, die er für Freunde halten zu müssen glaubte p. 64; eine Bemerkung, welche unser Verf. noch durch Reflexionen und Bilder aus Goethe's Briefen und durch ein Citat aus Feuerbach über Philosophie und Christenthum zu unterstützen für nothwendig hält. Dieser ganze Abschnitt ist überhaupt reich an Trivialitäten, welche in der wohlgefälligsten Breite und stets durchwirkt von überflüssigen Citaten vorgetragen werden. Unter „Sensibilität" lesen wir von Goethe's Reizbarkeit für alles Schöne, Edle und Grofse, und die Relation mehrerer Züge, welche Goethe's lebhaftes Mitgefühl darthun sollen. Es heifst einen Mann wie Goethe in der That wenig ehren, wenn man für nöthig erachtet, ihm menschliche Theilnahme gegen die mit ihm nahe Verbundenen und gegen geistesverwandte Naturen, wie gegen Zelter und Schiller, noch besonders vindiciren zu müssen, vollends aber wenn man diese Theilnahme als Product der Sensibilität, also nur einer natürlichen Reizbarkeit, nicht der sittlichen Gesinnung darstellt. Aehnliche Bemerkungen finden wir wunderlicher Weise unter der Rubrik „Ruhe" wiederholt. Was lesen wir aber Alles in dem Abschnitt: Uneigennützigkeit! Hier wird die Standhaftigkeit, die Treue gegen sich und Andere abgehandelt p. 96 u. s. f. Unter „Thätigkeit" lesen wir Bemerkungen über Goethe's kindliche Natur p. 184. Was kommt nicht Alles in dem Abschnitt „Gegenständlichkeit" des Denkens vor, ein Abschnitt der uns übrigens auch sonst von der Gedankenbildung des Verf.'s keine allzu hohe Meinung fassen läfst. „So gegenständlich", heifst es dort p. 194, „in seinem Denken verfährt Goethe auch als Dichter. Er denkt nicht *in* und *mit* Worten, sondern *mit* den Gegenständen, *mit* den sinnlichen Objecten selber drückt er geistige Verstandes- und Reflexionsverhältnisse aus", — Worte, aus denen sich nur ungefähr die Vorstellung des Verfassers herauswittern läfst, dafs in Goethe der Gedanke stets in höchster Anschaulichkeit und sinnlicher Klarheit hervorgetreten sei, also niemals in der Form abstracter Reflexion. Was wird uns unter der Kategorie „Deutschland" nicht Alles geboten! Wir lesen daselbst über Leichtigkeit der poetischen Production, über die Natürlichkeit der Griechen, das Lächerlich-Obscöne im Homer, p. 174 u. s. f. und eine Menge anderer Dinge, die, Gott weifs wie, mit der Deutschheit Goethe's zusammenhängen. Wunderliche Dinge liest man in dem Abschnitt „Laune"; so über einige Untugenden F. A. Wolf's, und dafs Goethe einen ganzen Abend Knebel an seiner Leidenschaft, beständig die Lichter zu putzen, gehindert habe, während Goethe unsern Verf. dies Geschäft in späteren Jahren ungehindert verwalten liefs p. 269. Ganz besonders schwach, unlebendig und beziehungslos sind die Abschnitte „Witz, Humor und Ironie". Humor wird Goethe insofern zugesprochen, als er ein Genie war, während unter der Rubrik „Ironie" wieder eher alles Andere, als etwas über das Wesen der Goethischen Ironie zu finden ist. Doch wir wollen die Beispiele nicht häufen, welche die Methode, oder vielmehr den Mangel aller Methode in der Darstellung unsers Verf.'s darthun. Insofern Hr. Riemer überhaupt den vollen, ganzen Menschen völlig zerstückelte, möchte es freilich zuletzt ziemlich gleichgültig sein, ob in den einzelnen Rubriken etwas mehr oder weniger Willkühr und Unordnung herrscht. Unkünstlerischer ist schwerlich bisjetzt Goethe dargestellt worden. Der Mann, dem durch eine angeborne Geistesdisposition Alles und Jedes, was er ergriff, so wenig es auch oft mit seiner ganzen Lebensbewegung zusammenzuhängen schien, sogleich organisch für seine

Digitized by Google

Gesammtentwicklung diente, — der, wie wenige Menschen von sich rühmen konnte, dafs der Anfang und das Ende seines Lebens sich in Eins zusammenzog, — diesem grofsen Künstler werden in einem Werke, welches sich gewissermafsen für den Schlufsstein der Betrachtung und Erkenntnifs Goethe's ausgiebt, alle Lebensnerven durchschnitten und derselbe gleichsam in der Auflösung des Lebens in seine unorganischen Elemente dargestellt.

Nicht besser ist unsers Verf.'s Werk bestellt, wenn wir die Seite des wissenschaftlichen Gehalts betrachten und zusehn, was durch dasselbe für das Verständnifs aller Phasen des geistigen Lebens und Wirkens Goethe's, so wie für die Erkenntnifs des Verhältnisses geleistet worden ist, in welchem Goethe zu den verschiedenen Richtungen seiner Zeit gestanden hat. Von der wissenschaftlichen Seite betrachtet, erscheint nun der Verf. gleichfalls ohne alle leitende Principien und so zu sagen, in einer Anarchie des Denkens. Auf diesem Boden tritt die von uns oben bezeichnete Caricatur der Treue in das grellste Licht. Wer sich, wie Hr. Riemer, nicht damit begnügt, wie Las Casas und Eckermann in Bezug auf Napoleon und Goethe, mit gewissenhafter Treue das Gesagte wiederzugeben und auf diese Weise ein Zeugnifs der Pietät abzulegen, sondern selbst richtend, sich gleichsam zum Schiedsmann der gröfsten Interessen und Geistesgegensätze macht, über die ersten Männer der Nation ein furchtbares Gericht hält, — von dem verlangen wir billig, dafs er durch die Höhe seines Standpuncts, und durch die Tiefe seiner Anschauungen, sich das Recht zu einem solchen Verhalten erworben habe. Leider müssen wir unsern Verf. nach dem, was er uns geboten, für einen Mann ansehen, der die Befugnifs über den gesammten Umfang des Goethischen Dichtens und Denkens sein apodictisches Urtheil zu sprechen nur usurpirt hat. Wir nannten oben das Verhalten unsers Verf.'s das einer Anarchie des Denkens, da derselbe nur von Einfällen regiert wird, nur in ihnen sich fortbewegt, und wiewohl er bisweilen ein glückliches Aperçu ausspricht, sich doch auf der andern Seite in der Auffassung von Richtungen, Persönlichkeiten und Anschauungsweisen auf das Gröblichste täuscht und selbst vergeht. Für den Verf. giebt es nur Eine Wahrheit: Goethe ist Goethe, nur Goethe ist grofs. Alles was nicht in Goethe und durch ihn seine Existenz hat, was ein eignes Lebensprincip darstellt, ist von Hause aus verurtheilt. Wie Allah gegenüber alle Existenzen nur eine negative Bedeutung haben und es hier der Mensch zu keiner Affirmation seines Wesens bringt, so sind auf dem Standpunct unsers Verf.'s alle Existenzen unberechtigt und verschwindend, insofern sie aufser Goethe noch irgend ein selbstständiges Dasein behaupten wollen. Ja, die höchste Verehrung gegen Goethe, wenn sie sich irgend wie zum abweichenden Ausdruck ihrer Geisteseigenthümlichkeit verleiten läfst, erscheint dadurch schon aufserhalb der einen und untheilbaren Verehrung, ist verdächtig und fällt durch den Terrorismus unsers Verfassers. Aber Hrn. Riemer's Fanatismus hat nicht einmal etwas Schwungvolles, Bewältigendes, Fortreifsendes, weil derselbe nicht im Dienste einer Idee steht und von ihr getragen wird, sondern nichts ist, als die unbedingte Verehrung für den ganzen Umfang der Persönlichkeit, selbst mit allen ihren vergänglichen Elementen. Der Fanatismus für eine Idee im Gebiet des theoretischen Geistes schliefst allerdings auch eine feurige Verehrung für den Urheber dieser Idee ein. Dieser hat aber für die Verehrer immer nur die Bedeutung das Organ dieser sie ganz erfüllenden Idee zu sein, sie zersplittern die Intensität ihrer Hingebung nicht in das Detail aller die Persönlichkeit betreffenden zufälligen Besonderheiten. So fanatisch daher Hrn. Riemer's Verehrung für Goethe ist, so wenig energisch ist doch der Ausdruck derselben, weil er sich fast niemals zur Anschauung der Totalität erhebt und sich von ihr tragen läfst, sondern sich in tausend vereinzelten Kraftanstrengungen, auch das Particulärste wie ein Heiligthum zu schützen und jede im geringsten abweichende Meinung als ketzerisch abzuwehren, erschöpft.

Verweilen wir einen Augenblick bei dem allgemeinen Standpunct des Verf.'s und fassen das Ziel seines ganzen Kampfes auf, so erscheint uns der erstere eben so untergeordnet, als das letztere unwirklich und nur in der Phantasie des Verf.'s Bestand habend. Nach Hrn. Riemer besteht nämlich alles Leben überhaupt, das grofse, wie das kleine, im Detail, und „unterscheidet sich nur dadurch eins von dem andern, dafs ein jedes andere Einzelnheiten, oder dieselben in einer andern Folge darbietet". Vorwort XIX u. s. f.).

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 97.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1843.

Mittheilungen über Goethe. Aus mündlichen und schriftlichen, gedruckten und ungedruckten Quellen. Von Dr. Friedr. Wilh. Riemer.

(Fortsetzung.)

Daher erscheint es ihm auch als eine natürliche Consequenz, dafs der nahestehende Beobachter eine viel genauere und richtigere Kenntnifs des Gegenstandes gewinnen müsse, als der fernstehende Beschauer. Daher die Berechtigung unsers Verf.'s, gewissermafsen das letzte Wort über Goethe zu sprechen, weil er am längsten um ihn gewesen sei und ihn in dem particulärsten Detail belauscht habe. Man sieht hieraus, was wir schon oben an der Composition unseres Werkes nachgewiesen haben, dafs der Verf. Goethen wie ein sinnliches Object behandelt, an dem man je länger je mehr Qualitäten und besondere Merkmale entdeckt. Wer am meisten von den letztern in sich aufgenommen hat, kennt den Gegenstand am besten in seinem Unterschiede von allen andern. „Der nächste Beschauer", sagt unser Verf., „erfährt alle die einzelnen Posten und Ansätze, die zusammen erst jenes summa summarum geben, welches die Ferne wie in Bausch und Bogen involvirt". Dafs auf einem Standpuncte, wo die eine, sich in mannigfaltige Kreise theilende und doch immer in sich zurückkehrende Geistesströmung einer Persönlichkeit zu einem Additionsexempel mannigfaltiger Merkmale herabgesetzt wird, nur ein rohes, aus Theilen zusammengesetztes Bild herauskommen kann, das leuchtet ein und wir haben davon bereits Rechenschaft gegeben. Wir bezeichneten ferner dasjenige, was den Gegenstand des ganzen Kampfes des Verf.'s bildet, als etwas von seiner erhitzten Phantasie Erträumtes, gegen das er, wie gegen ein reales Object, mit Donquixotischer Todesverachtung ankämpft. Nach unserm Verf. ist nämlich Goethe ein von der gesammten deutschen Nation gemifshandelter, von Mitwelt und Nachwelt bisjetzt verkannter, verläumdeter, mit Füfsen getretener Mann, zu dessen Rehabilitirung der Weltgeist gewissermafsen unsern Verf. berufen und vollständig ausgerüstet hat. In diese fixe Idee hat sich der Verf. so sehr hineingesponnen, dafs wir ihn von diesem fieberhaften Wahne unabläfsig verfolgt sehn. Man gestatte uns das Gesagte mit Wenigem zu begründen. Der Verf. sagt, (und dies ist gewissermafsen sein Grunddogma) p. XXII.: „Seine Mitwelt war's, die Goethen nicht erkannte; seine Nachwelt verdient ihn nicht; denn sie hofft schon auf einen andern, Gott weifs wann, kommenden poetischen Messias". In der Mitwelt und Nachwelt bleibt Hr. Riemer als die einzige Oase in der Wüste der Erkenntnifs über Goethe stehn. Es hiefse Eulen nach Athen tragen, wenn wir uns ernsthaft und ausführlich auf dies Räsonnement einlassen wollten. Einen Mann, der während fünfzig Jahre an der Spitze fast aller Bewegungen des deutschen dichtenden Geistes gestanden — der durch die beispiellose Productivität seines Geistes sich zu immer neuen Entwicklungsstadien zusammengefafst hat, — den die grofsen Dichter und Denker der Nation von Lessing an in seltener Einmüthigkeit als Denjenigen bezeichnet haben, in welchem der Genius der Nation zu seinem vollendetsten Ausdruck gekommen — einen Mann, um welchen alle tieferen und edleren Geister der Nation sich allmählig geschaart haben und an ihm sich grofsgezogen zu haben mit Stolz bekennen, — einen Dichter, dessen Macht und Einflufs durch alle Angriffe des Unmuths, des Neides und des Hasses nur vermehrt worden ist und dessen Ruhm wachsend sich nach Frankreich, England und Italien ausgedehnt hat, — diesen Mann soll weder Mitwelt noch Nachwelt bis auf Hrn. Riemer anerkannt haben! Soll aber der Nation daraus ein Vorwurf gemacht werden, dafs sie, wie Hr. Riemer sich ausdrückt, auf einen neuen poetischen Messias hofft? Wahrlich es wäre das

Digitized by Google

schmachvollste Zeugnifs der deutschen Nation, wenn sie daran verzweifelte, auch nach Goethe noch grofse Dichter aus sich erzeugen zu können, wenn sie mithin ihr Dichten mit dem letzten Worte Goethe's für geschlossen erklärte. Die deutsche Nation würde ihr eignes Todesurtheil unterschreiben, wenn sie nicht die Zuversicht hätte, dafs der neue Geist, der sich nothwendig zur vollen Existenz bringen und alle Kreise umgestaltend ergreifen wird, auch die Dichter erwecken mufs, welche diesen Geist eben so in verklärende Worte fassen werden, wie Goethe die bisherige grofse Entwickelungsepoche des deutschen Geistes. Auf einen letzten dichterischen Messias aber harrt überhaupt kein Mensch, der da weifs, dafs der Geist sich niemals in einer einzelnen Gestalt völlig abschliefst und erschöpft. Die obige Aeufserung unsers Verf.'s kehrt nun in den stärksten Wendungen immer wieder; er klagt die Schriftgelehrten und Literaturkundigen an, „denn gegen sie, nicht gegen die 30 Millionen Deutsche, von denen der allermindeste Theil überhaupt nur von einem Goethe etwas wisse", sind seine Vorwürfe gerichtet. Unter diesen Schriftgelehrten versteht der Verf. aber wieder die ästhetisch-kritisch-journalistische, das übrige Publicum repräsentirende, obervormundschaftliche Kaste, denn „die streng wissenschaftliche", fährt er fort, „nimmt von einem Poeten keine Notiz" p. XXVII u. s. f. Der Leser wird uns eine weitere Kritik dieses völlig unkritischen Geredes erlassen. Wem daran liegt ein Mehreres der Art zu lesen, vgl. p. XXX, und p. 2–4 das ganze Sündenregister, welches Goethen von den Deutschen vorgeworfen worden sei, so dafs, bei Lichte betrachtet, an Goethe eigentlich von der gesammten Nation ein einziger grofser, fortlaufender Frevel begangen worden. Der Verf. sagt dies mit dürren Worten p. 281: „Wie die Deutschen sich vor und nach seinem (d. h. Goethe's) Ableben gegen ihn benommen, sollte zur Ehre der Nation billig verschwiegen bleiben". Uebrigens kann es kaum auffallen, dafs Hr. Riemer sich solche Vorstellungen von dem Verhältnifs der deutschen Nation zu Goethe bildet, da er von der ungeheuren Fortentwicklung der Kritik der letzten Decennien gar keine Ahnung hat. Man mufs erstaunen, bei Hrn. Riemer zu lesen p. 12: „Lächerlich und unnütz ist doch eine Kritik, die entweder rügt oder bedauert, dafs eine Tulpe keine Rose ist, und umgekehrt, und doch verfährt in dieser Art die deutsche bereits seit Lessing bis auf das heutige Tageblatt. Man hört immer nur das Subjective, es gefällt mir, oder es gefällt mir nicht, das muthet mich nicht an, ich würde es anders gemacht haben. — Und auf diesen einseitigen, subjectiven individuellen Standpunct thun die Deutschen so grofs, so dick, als wenn sie allein die kritische Nation wären". Dies spricht Hr. Riemer 1841 im Angesicht aller Arbeiten, durch welche sich die deutsche Nation als die in die Tiefe der Kunst und der grofsen Kunstwerke eingeweihteste gezeigt hat.

Wir bezeichneten oben den Standpunct, den unser Verf. in Bezug auf Goethe einnimmt, als den eines terroristischen, aber in sich ohnmächtigen Fanatismus, der zur schnödesten Ungerechtigkeit, ja zur Verhöhnung der edelsten Männer der Nation fortgeht. Diese unsere Ansicht haben wir zu beweisen. Wir verweilen nicht lange bei der unwürdigen Mifshandlung, die Falk und Bettina erfahren. Es gibt kein verächtliches Prädicat, das beiden nicht zugetheilt wird; wer beide nicht kennte, müfste glauben, sie hätten das Aergste gegen Goethe gethan. Und dennoch erfahren wir kein Attentat, keinen unwürdigen Ausspruch; sie haben beide nur die Anmafsung, neben Hrn. Riemer das Bild Goethe's aus persönlichem Umgange und Beziehungen überliefern zu wollen. Dies ist das Privilegium unsers Verf.'s. Wehe dem, der an diese Prärogative rührt! Der Zorn aber, da er eigentlich völlig grundlos ist, wird bisweilen sogar komisch, wie in Bezug auf Falk, der Goethe einen auf der Strafse bellenden Hund mit den Worten anreden läfst: „Larve, mich *kriegst du* nicht unter". Hr. Riemer behauptet die Unmöglichkeit dieser Worte, p. 28 und setzt fest, dafs, wer Goethe nur einmal gesehn, ihn eines so albernen Ausdrucks hätte unfähig halten müssen. Nur Bestie hätte Goethe sagen können, nur Bestie sei authentisch. „Nun aber *unterkriegen*"! „Wie kann Goethe fürchten, dafs eine Bestie, ein Hund ihn jemals *unterkriege*? Weder im physischen, noch weniger im moralischen Sinne".

Aber diese kritiklose Polemik gegen Andere hat auch ihre sehr ernste Seite. Sie ist die partie honteuse unsers Buchs, denn sie schliefst eine ganze Reihe von Sünden gegen die ersten Männer der Nation in sich. Einige Beispiele mögen Dies bewahrheiten. Wir wählen *Lessing*, *F. A. Wolf*, *Niebuhr*, *Schiller*. Nachdem uns der Verf. das alte Lied von

Digitized by Google

einer nur individuellen, nach blofsen Einfällen richtenden deutschen Kritik wieder vorgesungen hat, fährt er fort: „Dergleichen anmuthige, directe oder indirecte Dankadressen hatte Goethe schon bei seinem ersten literarischen Erscheinen in Empfang zu nehmen. Lessing, ein wahrer Merkutio, ein literarischer Renommist und kritischer Klopffechter seiner Zeit, wollte sogleich mit ihm anbinden, wie er mit Winckelmann anband, besann sich aber doch billiger Weise; denn das junge Genie hätte es wohl mit dem alten Ben Johnson aufgenommen; an seine Stelle rückten aber andere Kläffer, Möppel und Spitze und haben Goethen bis nach seinem Hinscheiden nicht losgelassen" u. s. f. (p. 284). Wahrlich, man schämt sich als Deutscher, eine solche Stelle abschreiben zu müssen, schämt sich in Goethe's Seele, zu dessen Verherrlichung ein Mann abgeschlachtet wird, den die Deutschen, so lange in ihnen noch ein Athem von Selbstständigkeit ist, als einen ihrer grofssinnigsten Befreier von der Fremdherrschaft auf dem Gebiete des theoretischen Geistes verehren werden, — der selbst Schiller und Goethe erst möglich machte, — in welchem sich der vorurtheilsfreiste Verstand mit dem Herzschlag für die höchsten Interessen der Nation vereinigte, — den Goethe nicht anders als mit Ehrfurcht nennt, — und dessen Charaktergröfse er vor Allem preist (vergl. aufser vielen Stellen Eckermann's Gespräche mit Goethe 2. p. 226). Eine Kritik, wie die von Lessing gegen Winckelmann geübte, durch welche ganz neue Bahnen eröffnet worden sind, — in welcher die Deutschen zum erstenmal die Gelehrsamkeit mit dem Reize der geschmackvollsten Darstellung verbunden erblickten, — die den Leser nöthigte, den ganzen Procefs der Kritik selbst mit durchzuleben, eine solche Kritik nennt Hr. Riemer „anbinden". So band Fichte mit Kant, so Schelling mit Fichte, so Hegel mit Schelling an!

Von F. A. Wolf mufs Hr. Riemer allerdings eingestehen, dafs Goethe seine Gelehrsamkeit und seinen kritischen Scharfsinn überaus schätzte, denn die Stellen dafür sind zu schlagend; aber er fügt hinzu: „Wolf hatte doch besonders zwei Untugenden an sich, die Goethen sehr zuwider sein mufsten, obgleich er sie so lange als möglich ohne Weiteres ertrug: Widerspruchsgeist und Ungeduld, die aus Mangel an irgend einem Sachinteresse herrührte, denn von Natur und bildender Kunst verstand er rein Nichts, (Band XXXI. p. 260) und schien jene, nur insofern sie efs- trink- und sonst geniefsbar ist, zu schätzen, letztere aber nur als Haus- und Zimmer verzierend und meublirend anzuerkennen" (p. 266). Dies Urtheil, welches jenem gründlich gebildeten Kenner des griechischen Alterthums denjenigen Sinn, durch welchen allein das griechische Leben zur Unmittelbarkeit geistiger Anschauung reproducirt werden kann, — den Sinn für alles Plastische, nicht nur abspricht, sondern ihn auch darin zu einem völligen Barbaren macht, enthält zugleich noch eine gewisse Perfidie. Denn Hr. Riemer citirt zu den Worten „von Plastik verstand Wolf Nichts" eine Stelle aus Goethe's Werken. Dies erweckt die Vorstellung, als ob entweder Goethe seinem geistesverwandten Freunde daselbst jedes Urtheil über Plastik abgesprochen, oder wenigstens, als ob in der angeführten Stelle sich Wolf so sinnlos über die bildende Kunst geäufsert habe, dafs dadurch unsers Verf.'s Ausspruch völlig motivirt werde. Sieht man die Stelle selbst an, so entdeckt man Keins von Beidem. Wolf bestreitet, der angeführten Stelle zufolge (XXXI. p. 199 u. s. f.), den Weimarschen Freunden nur, dafs man die übriggebliebenen Bildwerke mit gleicher Zuversicht einer bestimmten Zeit zuweisen könne, wie die Sprachdenkmäler; ein Conflict, aus dem, nach Goethe's Worten am angeführten Ort, „für alle der bedeutende Vortheil hervorging, dafs alle Argumente Für und Wider auf das Entschiedenste zur Sprache kamen und es dann nicht fehlen konnte, dafs Jeder, indem er den Andern zu erleuchten trachtete, bei sich selber auch heller und klarer zu werden bestrebt sein mufste". Der Leser wird zugeben müssen, dafs die angeführten Worte Goethe's durchaus nicht mit dem von Hrn. Riemer über Fr. A. Wolf gefällten Urtheil zusammenstimmen. Nicht besser wird Niebuhren mitgespielt. Derselbe soll nach unserm Verf. p. 321 Goethen alle Kunstkenntnifs und Kunstbeurtheilung abgesprochen, dessen Charakter verdächtigt haben, und zwar aus dem einzigen Grunde, „weil Goethe nicht dieselben Natur- und Kunstgegenstände sah und lobte, wie Niebuhr, der vom Nazarenischen Einflufs seines Umgangs nicht frei sein mochte" u. s. f. Hr. Riemer bestätigt dies durch kein authentisches Wort Niebuhr's; er, der allcitirende, läfst uns hier ganz rathlos. Dagegen lesen wir in dem, acht Jahre vor unsres Verf.'s Buch er-

Digitized by Google

schienenen dritten Bande der röm. Gesch. Niebuhr's in einer Anmerk. p. 144 Worte der lautersten Verehrung gegen Goethe, die sich dort gleichsam gewaltsam Luft gemacht hat, nur um irgendwie auch vor der Welt die Pietät gegen Goethe zu bekennen. „Schon blickt das dritte Geschlecht reifer Männer zu ihm hinauf, als dem Ersten der Nation, ohne einen zweiten und Nebenbuhler, und die Kinder vernehmen seinen Namen, wie einst unter den Griechen den des Homerus. Er hat es erlebt, dafs unsere Literatur vor Allem seinetwegen vom Auslande anerkannt und geehrt ist; aber überlebt hat er in ihr die Zeit der Dichtung und der Jugend; er ist einsam übriggeblieben. Möge Er dennoch, seiner ewigen Kraft froh, noch lange heiter unter uns verweilen, von uns als Greisen die nämlichen Huldigungen empfangen, die wir ihm als Knaben reichten; möchte ich ihm diese Geschichte, welcher Er seine Gunst schenkt, vollendet darbringen können. (Geschrieben im Sommer 1829)". Wir meinen, durch diese herrliche Stelle ist unsers Verf.'s Urtheil genugsam gerichtet.

Aber wir haben noch eine Pflicht auf diesem Gebiete zu erfüllen. Sie betrifft *Schiller*. Denn hier erneuert sich, was wir für ein längst der Vergessenheit übergebenes Mährchen hielten, die Sage von Schiller's Neide, seinem Unmuth und seiner Launenhaftigkeit, — Eigenschaften, die in früherer Zeit, je nach der zufälligen Vorliebe für Schiller, Goethen oft angedichtet wurden. Unser für Goethe's Ehre und Ruhm so besorgter Verf. scheut sich nicht, Goethe im tiefsten Innern zu verletzen, indem er zu seiner Verherrlichung Schiller auf das unwürdigste behandelt. Wenn dies noch Treue ist, so ist es eine solche, von der Leporello sagt, dafs sie eine wahre Schande sei. Schreiten wir zum Beweise. Wir unterscheiden hier die Urtheile des Verf.'s über Schiller's Verhältnifs zu Goethe, und die von Hrn. Riemer über den Dichter Schiller gefällten Urtheile. Schiller wird von unserm Verf. für nicht neidlos gegen Goethe gehalten. Man denke warum! — weil er gesagt: dafs es dem Vortrefflichen gegenüber keine Freiheit gibt, als die Liebe. „Solche Reflexion", fährt Hr. Riemer fort 1, p. 341, „macht man nicht, ohne etwas von der Empfindung des Neides gespürt zu haben". Diese Bemerkung, welche bekanntlich Goethe dem Tagebuch Ottiliens, nur in anderer Form, einverleibt hat, setzt vielmehr die höchste Hingebungsfähigkeit voraus, kraft welcher man sich an das Grofse und Vortreffliche freiwillig aufgiebt, weil es unsere ganze Seele erfüllt und wir ihm nichts entgegenzusetzen vermögen. Der Neidische kommt dagegen zu einer solchen Reflexion gar nicht. Es ist schwer zu sagen, ob die obige Bemerkung eine gröfsere Lieblosigkeit, oder einen gröfseren Mangel an gesundem Sinne verräth. An einer andern Stelle 1, p. 448 wird Schiller vorgeworfen, dafs er sich in seiner Kritik ein gewisses Ascendant zu geben versucht habe, vergl. noch p. 461, obgleich Hr. Riemer p. 450 selbst bekennt, dafs Goethen nie ein Wort des Tadels, der Rüge, oder der Empfindlichkeit über Schiller entschlüpft sei. So erscheint also Goethe nur wie ein frommer Dulder, der von Schiller Alles über sich habe ergehen lassen. Wir vermuthen, was Schillern das verkehrte Urtheil unsers Verf.'s zugezogen. Dieser spricht nämlich an mehreren Stellen 1, p. 452 u. 456 von Schiller's Quängeleien und Nörgeleien über Göthe's Werke (vgl. noch 2, p. 626), und namentlich über den Wilhelm Meister. Es ist in der That unbegreiflich, wie Hr. Riemer zu solchen Beschuldigungen Schiller's kommen kann, im Angesicht des von Schiller mit Goethe geführten Briefwechsels, der in den mannigfachsten Wendungen Schiller's freie Bewunderung der dichterischen Productivität und der Energie ausspricht, mit welcher Goethe das Allgemeine sogleich in der concretesten Gestalt anschaut und von sich ablöst. Vollends unbegreiflich ist, wie Hr. Riemer mit dem Namen Quängelei und Nörgelei Schiller's Kritik des W. Meister brandmarken kann, eine Kritik, die uns eine gleiche Anerkennung gegen Schiller's sogleich in den Kern eines Kunstwerks sich vertiefendes philosophisches Talent, wie gegen seine edle, sich ganz in der Sache vergessende Natur abnöthigt. Hr. Riemer mag es uns glauben, dafs es keine geringe Geistesthat ist, ein grofses Kunstwerk gleich bei seinem Entstehen in seiner weitgreifenden Bedeutung zu würdigen und mitten im Procefs des Werdens gewissermafsen schon das Urtheil einer folgenden Generation zu anticipiren.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 98.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1843.

Mittheilungen über Goethe. Aus mündlichen und schriftlichen, gedruckten und ungedruckten Quellen. Von Dr. Friedr. Wilh. Riemer.

(Fortsetzung.)

Wunderlicherweise hat unser Verf., trotz jener von ihm gegen die Schiller'sche Kritik vorgebrachten Schmähungen, sich nicht gescheut, das Wort Schiller's mitzutheilen, welches uns den entzückenden Eindruck, welchen Wilhelm Meister als Ganzes auf ihn hervorgebracht, so ergreifend ausspricht 2, p. 392: „Es gehört zu dem schönsten Glück meines Daseins, dafs ich die Vollendung des W. Meister erlebte, dafs sie noch in die Periode meiner strebenden Kräfte fällt, dafs ich aus dieser reinen Quelle noch schöpfen kann, und das schöne Verhältnifs, das unter uns ist, macht es mir zu einer gewissen Religion, Ihre Sache hierin zu der meinigen zu machen, alles was in mir Realität ist, zu dem reinsten Spiegel des Geistes auszubilden, der in dieser Hülle lebt, und so in einem höheren Sinne des Worts *den Namen Ihres Freundes zu verdienen.* Wie lebhaft habe ich bei dieser Gelegenheit erfahren, dafs das Vortreffliche eine *Macht* ist, dafs es auf selbstsüchtige Gemüther auch nur als eine Macht wirken kann, dafs es dem Vortrefflichen gegenüber keine *Freiheit* giebt, als die *Liebe.* Ich kann Ihnen nicht beschreiben, wie sehr mich die Wahrheit, das schöne Leben, die einfache Fülle dieses Werks *bewegte*". Das Verbrechen Schiller's besteht also darin, dafs er nicht bei dem einfachen Ausdruck der Bewunderung stehen geblieben, sondern zur Entwicklung des Werks, zur denkenden Erkenntnifs fortgeschritten ist! Ja, unser Verf. entblödet sich nicht, zugleich mit seinen Schmähungen über Schiller jenes schöne Bekenntnifs Goethe's mitzutheilen, wonach er durch Schiller's Tod die Hälfte seines Daseins verloren hat 2, p. 509, und die Worte Goethe's zu wiederholen „Meine Correspondenz mit Schiller wird eine grofse Gabe sein, die den Deutschen, ja ich darf wohl sagen den *Menschen* geboten wird. Zwei Freunde der Art, die sich wechselseitig immer steigern, indem sie sich augenblicklich expectoriren. Mir ist es dabei wunderlich zu Muthe, denn ich erfahre, was ich einmal war". vgl. 2, p. 512. Man sieht hieraus, dafs Hr. Riemer jedes Wort Goethe's gegenwärtig hat, was denselben verherrlicht, aber ohne alles Bewufstsein, wie dadurch sein eignes Urtheil über Schiller compromittirt wird. Wie sehr unser Verf. das Verhältnifs Schiller's zu Goethe entstellt, zeigt die mehr als gehässige Bemerkung 1, p. 458, nach der Goethe endlich einmal durch Erfahrung gewitzigt, aus dem Gegenstande seiner dichterischen Thätigkeit ein Geheimnifs gemacht habe, damit es ihm nicht von Schiller weggenommen werde. Der Verf. fügt die naive Bemerkung hinzu: „Hätte er (Goethe) es doch öfter gethan, wir würden mehr von ihm aufzuweisen haben". Es heifst in der That die Lächerlichkeit weit treiben, sich Schillern als einen Freibeuter vorzustellen, der bei Goethe auf eine Kaperei von Stoffen ausgeht, bis Letzterer durch mannigfaltigen Raub, den er erfahren, gewitzigt, sich gar nicht mehr auf das offene Meer wagt. Nicht minder unwahr und unwürdig ist Hrn. Riemer's Ansicht von Goethe's und Schiller's Verhältnifs zum Publicum. Als für Goethe charakteristisch hebt unser Verf. hervor 1, p. 485 u. s. f., dafs Goethe geschrieben habe um sein selbstwillen, d. h. aus dem inneren unabweislichen Triebe, und dafs das Schaffen selbst ihm seinen Lohn gewährt habe. Der Verf. belegt dies durch mehrere sehr schöne Aussprüche Goethe's. Wer in aller Welt wird das läugnen! Gilt denn Dies aber nicht von jedem wahren Dichter, ja von jedem Künstler? Hat Schiller weniger gedichtet, weil er mufste? Man sieht, dafs Hr. Riemer gar keinen Begriff weder von dem Verhältnifs des Dichters zum Publicum, noch von dem innern

Digitized by Google

Proceſs des ersteren hat. Der groſse Dichter schafft sich sein Publicum, weil er Das bringt, was die Herzen entzündet, was die Geister vereinigt; er giebt dem allgemeinen Empfinden das beredte fortwirkende Wort, durch welches die in den Zeitgenossen gährende Unbestimmtheit des Ahnens und Strebens zur vollen, klaren Bestimmtheit gelangt. Weil aber der groſse Dichter den noch verborgenen geistigen Kern seiner Zeit zur schönen Gestalt heraustreibt, so ist dieser zunächst nur den vornehmsten Geistern aufgeschlossen. Die Masse holt gleichsam erst nach Jahren den Genuſs nach, zu dem sie bei dem Erscheinen der groſsen Dichterwerke noch nicht herangereift war. In diesem Sinne liegen im Ausdruck *Publicum* zwei Elemente; es umfaſst einer Seits die noch nicht auf der Höhe der Zeit stehende Menge; diesem Publicum beweist der Dichter, nach Goethe's Ausdruck, dadurch seine höchste Achtung, „daſs er niemals bringt, was man erwartet, sondern was er selbst auf der jedesmaligen Stufe eigner und fremder Bildung für recht und nützlich hält". (G. W. 49, 42. Riemer 1, p. 486.) Anderer Seits schlieſst das Publicum auch die eigentlich geistigen Mächte ein, also Diejenigen, in denen sich die geistige Substanz der Zeit darstellt. Nach dieser Seite ist das Publicum der Souverain des Dichters, durch den er erst zum Gefühl seines vollen Werthes, seiner höchsten Bedeutung kommt, indem er inne wird, daſs das, was er gesungen, auch das Gemüth der Edelsten seiner Zeit ergreift, daſs er also wirklich ein Organ des Geistes seiner Zeit ist. Und in diesem Sinne hat Schiller vollkommen Recht, wenn er das Publicum für seinen Souverain erklärt, vor dessen Tribunal er sich stellen will. Hr. Riemer dagegen zeiht Schiller der Gunstbuhlerei bei der Masse des Publicums, indem er pag. 489 die Liebe des Publicums zu Schiller, „als die intimste, *solideste* — man könnte sagen — *massivste* Freundschaft, auch nach dem Tode, bezeichnet, während es mit Goethe noch sehr zweifelhaft aussieht, dem erst ein Publicum nachgeboren werden müſste, wozu aber wenig Hoffnung vorhanden ist". Auch hier wiederholt sich, nur in anderer Form, der völlig begrifflos gefaſste Gegensatz Schiller's und Goethe's. Die entwickelten beiden Elemente des Publicums werden hier, gegen alle Wahrheit, so an die beiden Heroen vertheilt, daſs Göthen allein die vernünftige, Schillern die verkehrte und niedrige Auffassung seines Verhältnisses zum Publicum geliehen wird, während beide in der That sich in derselben Beziehung zum Publicum, d. h., als die eigentlich geistigen Repräsentanten, mit denen eine neue Aera des dichterischen Schaffens beginne, erfaſst und hingestellt haben.

Wie wenig übrigens unser Verf. geeignet ist, die geistige Beziehung Schiller's zu Goethe zu begreifen, zeigt seine Auffassung einzelner Aussprüche oder Gedichte des Ersteren, welche sich speciell an Goethe wenden. Von dem Verständniſs eines Ausspruchs gaben wir schon oben eine Probe; hier ein Wort über das schöne Schiller'sche Gedicht an Goethe, als dieser den Mahomet von Voltaire auf die Bühne brachte. Hr. Riemer sagt von demselben 1, p. 453: „seine (d. h. Schiller's) Stanzen an Goethe über Mahomet enthalten, statt gebührenden Lobes, ungerechten Tadel, der um so unbilliger ist, als Schiller doch mit Goethe über Zweck und Absicht einer solchen Bearbeituug des französischen Trauerspiels einverstanden war und zur Aufführung die Hand bot". Sieht man darauf das Gedicht selbst an, so findet man darin nicht nur keinen ungerechten Tadel, sondern grade Das, was der Hr. Verf. vermiſst. Nach Schiller erneuert Goethe das Spiel der alten Zeit, nicht um die deutsche Kunst wieder in Fesseln zu schlagen, sondern um der durch die Rückkehr der Kunst zur Naturwahrheit drohenden Erhebung der gemeinen Wirklichkeit auf der Bühne durch die Darstellung eines wenigstens den schönen Schein immer erstrebenden Drama's zu begegnen. Schiller hofft, daſs das von allem Gemeinen sich fern haltende französische Drama dazu dienen werde, die oft entweihte deutsche Bühne zu reinigen.

Da Männern wie Lessing, F. A. Wolf, Niebuhr und Schiller so mitgespielt worden ist, so wird man keinen Augenblick erstaunen, über Knebel, Herder, Tieck und Andere, vom Verf. die Geiſsel geschwungen zu sehen. Nun beachte man aber gar Hrn. Riemer's Ton gegen Diejenigen, welche sich in wirklicher Opposition gegen Goethe befunden haben! Unter diesen nimmt Börne, durch den Geist und die Energie der Gesinnung, mit welcher er seine Abneigung gegen Goethe ausgesprochen hat, die erste Stelle ein. Anstatt die Einseitigkeit des von Börne in seiner Beurtheilung Goethe's eingenommenen Standpuncts zu zeigen und das Unberechtigte dieser Art der Polemik

Digitized by Google

nachzuweisen, sehn wir Hrn. Riemer einen ganzen, „*Juden*", überschriebenen Abschnitt hindurch, nur vor Wuth schäumen und sich in den niedrigsten Schmähungen ergehn. Am meisten hat unser Verf. gewissermafsen noch den alten Nikolai und den Nikolai des neunzehnten Jahrhunderts, Menzel, geehrt, denn sie sind in der honettesten Gesellschaft, Nikolai neben Lessing, und Menzel neben Schiller genannt.

Eben so wenig klare Einsicht, wie Hr. Riemer in seiner Polemik zeigt, verräth er auch da, wo er sich einmal auf die Göthe'sche Weltanschauung einläfst. Man sieht, dafs ein dreifsigjähriger Umgang mit Goethe und ein fast Auswendigwissen seiner Werke noch gar keine Garantien für das Verständnifs ihres Geistes sind. Unser Verf. hat sich in dem Abschnitt, *Religiosität*, mit Goethe's religiöser Anschauung herumgeschlagen, ohne uns jedoch davon ein klares Bild zu geben. Da ist Goethe einmal Christ, aber kein kirchlicher Christ; ferner Lutheraner, weil er Luther's Charakter und Verdienste als Reformator und Bibelübersetzer zu schätzen wufste 1, p. 122; dann zwar kein Heide „in dissoluten Sitten und schwelgerischem Lebensgenufs, sondern in seiner künstlerisch ästhetischen Sinnlichkeit und dem antiken prometheischen Selbstgefühl, dem Vertrauen auf die innere Wahrheit und Güte der Natur" p. 128; dann findet er Gott in Natur, Kunst und Wissenschaft, und bekennt seine Abneigung gegen alle Darstellungen des gemarterten Christus p. 137 u. 138; dann hat er wieder seine eigne Vorstellung von Gott, da nach unserm Verf. Niemand sagen kann, was und wie Gott ist p. 141; endlich gilt es Goethen „sein reines Innere, ohne Bezug auf irgend eine bestimmte Religion, religiös zu entwickeln p. 142 u. 145". Alles dies ist bunt und unvermittelt nebeneinandergestellt. Die Data sind darin sämmtlich gegeben, um den Standpunct Goethe's vollständig zu entwickeln, und darzuthun, dafs es ein vergebliches Mühen ist, Goethe mit dem specifisch christlichen Bewufstsein in Uebereinstimmung zu setzen. Der Dichter befindet sich, kraft seiner Intuition, auf demselben universellen Standpuncte, den die moderne Wissenschaft in ihrer letzten Gestalt errungen hat, welche das Absolute als in der Natur und Geschichte sich unablässig hervorbringend und in der Wissenschaft endlich seinen adäquaten Ausdruck erreichend entwickelt und alle Religionen als Formen und Stufen eines und desselben, eben sowohl göttlichen als menschlichen und darum unendlichen Selbstbewufstseins aufgezeigt hat. Goethe, der Dichter, hat dies in den schlagendsten und aus der Tiefe unmittelbarer Anschauung geschöpften Wendungen ausgesprochen. Sie enthalten die volle Bestätigung unserer Behauptung und den Grund, warum die moderne Philosophie in keinem Dichter so oft eine überraschende Bestätigung des philosophischen Gedankens gefunden hat, als in Goethe. Aber von Dem allen vernehmen wir Nichts bei unserm Verfasser.

Aber auch selbst in denjenigen Abschnitten, welche uns Züge aus dem Leben des Dichters bringen und besonders zu einer Apologie mancher früher angegriffenen Verhältnisse dienen sollen, finden wir unsern Verf. nicht immer glücklich. Wir haben dabei unter Anderem das Verhältnifs Goethe's zu seiner nachmaligen Gattin vor Augen, ein Verhältnifs, welches Hr. Riemer in ein so günstiges Licht zu stellen bemüht ist. Wenn auch die Angabe Anderer, dafs Goethe auf Anrathen französischer Einquartirung seine Ehe eingegangen sei, unwahr ist, und wenn auch, wie Hr. Riemer versichert, der wahre Bewegungsgrund Goethe's zu diesem Schritt seine Dankbarkeit für das von seiner Freundin während der verhängnifsvollen Lage nach der Schlacht bei Jena gezeigte Benehmen sein sollte, (p. 354 — 373) so bleibt es dennoch ein vergebliches Bemühen, diese Verbindung als eine wahrhaft sittliche, auf freier, gegenseitiger Hingebung und Durchdringung der Persönlichkeiten beruhende darstellen zu wollen. Denn schwerlich hätte es sonst erst einer besondern Veranlassung bedurft, um diesem Verhältnisse auch vor der Welt einen sittlichen Charakter aufzudrücken. Die eigene Auffassung unsres Verf.'s beweist, wie entfernt dies Verhältnifs gewesen ist, eine wahrhafte innige Verbindung zu sein. Denn Hr. Riemer beschreibt die spätere Lebensgefährtin als eine Person, „die ganz geeignet war, sowohl für seinen (d. h. Goethe's) Haushalt zu sorgen, als durch anspruchslose und naive Munterkeit seine durch Unbilden des Lebens wie der Menschen getrübte Laune zu erheitern, den Unmuth zu verscheuchen und durch Abnahme widerlicher Sorgen ihm die völlige Widmung an Kunst, Wissenschaft und Amt zu erleichtern". Niemand wird darin die Elemente einer ächten Ehe erkennen. Goethe bedurfte dieser Individualität zu seinem geistigen

Digitized by Google

Leben nicht, sie diente nur dazu, die äufseren Störungen seiner Thätigkeit zu beseitigen. Eben weil dies der Kern des Verhältnisses war, — weil hier kein Zug einer idealen, den ganzen Menschen ergreifenden Neigung sichtbar ist, wie sie Goethe in seiner Jugend empfand, — darum allein konnte der Dichter erst von einem besondern, zufälligen Ereignifs den Entschlufs, diese Verbindung auch vor der Welt zu adeln, abhängig machen. Die wenigen von Hrn. Riemer zu Gunsten dieses Verhältnisses angeführten Verse, welche selbst, verglichen mit andern Ergüssen des Dichters, ziemlich schwächlich erscheinen, ändern darin nichts. Man mifsverstehe uns aber nicht. Wir übernehmen nicht etwa das unerquickliche Geschäft eines frostigen Sittenrichters Goethe's. Wir verurtheilen Goethe nicht etwa deshalb, weil er so lange gezögert hat, dieser Verbindung den Charakter des sittlichen Ernstes zu geben; wir finden in diesem Zögern eher einen Respect vor der tiefen sittlichen Bedeutung der Ehe, welche Goethen der Ausdruck einer vollen Geistes- und Gemüthsgemeinschaft war; aber wir protestiren gegen eine Auffassung, welche uns nöthigen will, dies Verhältnifs für ein durchaus edles und würdiges anzuerkennen.

Ueber den zweiten Theil unsers Werkes können wir sehr kurz sein. Er enthält Mittheilungen über Goethe's Leben und Wirken von 1775—1805, d. h., vom Beginn seines Aufenthalts in Weimar bis zu Schiller's Tode. Unser Verf. bringt es auch hier nur zu der alleräufserlichsten und darum allerdürftigsten Vorstellung über die verschiedenen Phasen der Entwicklung Goethe's. Er unterscheidet die Knaben- und Jünglingsjahre bis 1775; die Zeit des jungen Mannes von seinem Eintritt in die grofse und bewegte Welt, in das Weimarsche Hof- und Staatsleben bis zur Reise nach Italien von 1775—1786; die Zeit seiner Lehrjahre, die Epoche der Kunststudien in Italien; die Zeit von der Rückkehr aus Italien, deren Gipfel in der schönen, beispiellosen Wechselwirkung mit Schiller erscheint, und endlich den nach der winterlichen Zeit von 1806—1814 eintretenden neuen Lenz des Geistes. Es ist aber auch nicht einmal der Versuch gewagt, dieses reiche Leben nach seinen innern Entwicklungsstadien zu begreifen. Und doch, — sollten wir meinen, — bieten sich in der Goethischen Dichterlaufbahn sehr bestimmt drei grofse Phasen dar. Die erste ist die Periode der eigentlichen dichterischen Werdelust, mit welcher durch die Zurückführung der Poesie auf die Darstellung des menschlichen Herzens und der menschlichen Leidenschaft das gewaltige Unternehmen gewagt wird, die in sich arbeitende und gährende, mit der Wirklichkeit entzweite, aber aus ihrer eigenen Tiefe sich zu versöhnen trachtende Subjectivität zur Anschauung zu bringen und dadurch sich selbst, wie die Mitwelt, von der Ueberschwänglichkeit der Empfindung, wie von der Willkühr und Ungemessenheit des Wollens und Strebens zu befreien. Goethe ist der eigentliche Vollender dieser ganzen Geistesstufe und hat sie zugleich selbst überschritten. Diejenigen, welche sich allein an die volle Jugendkraft, an die titanenartige Energie halten, welche mit der überwältigenden Macht des unmittelbaren Anschauens und Empfindens aus den Werken dieser Epoche auf uns eindringt, bezeichnen dieselbe auch gern als die Zeit der höchsten Dichtergröfse Goethe's und sehn in den folgenden Perioden schon einen Abfall von dieser Höhe. Diese Auffassung hat vor Allem L. Tieck vertreten. Die zweite Periode Goethe's wird durch die in jeder Beziehung epochemachende Reise nach Italien vermittelt. Sie vollbringt den eigentlichen Reinigungsprocefs von allen Schlacken der Naturgewalt, welche dem Dichter noch aus der ersten Periode anhingen, und erhebt ihn, ohne seine Schöpfungskraft zu schwächen, in das eigentliche Reich der idealen Schönheit. In Italien enthüllt sich ihm jene volle Idealität der Kunst, welche die Natur in sich aufgenommen, aber zugleich überwunden und verklärt hat. Die zweite Periode stellt uns daher die Zeit der höchsten künstlerischen Reife dar, sie ist die klassische Periode par excellence, wo das Allgemeine und Individuelle, der Gedanke und seine Gestaltung in das volle Gleichgewicht gesetzt sind. Wie die in Goethe's Werken aus dieser Zeit herrschende Weltanschauung, in den mannigfaltigsten Formen, als das Ziel alles Lebens und aller Bildung die Versöhnung der freien Subjectivität mit der Wirklichkeit enthüllt, so entspricht diesem Inhalt in der Darstellung jene nur einmal zu einer solchen Vollendung gedichene Durchdringung der Idealität und Realität, der sinnlichen Anschaulichkeit und des Begriffs.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 99.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1843.

Mittheilungen über Goethe. Aus mündlichen und schriftlichen, gedruckten und ungedruckten Quellen. Von Dr. Friedr. Wilh. Riemer.

(Schlufs.)

Alle Werke dieser Periode werden entweder in Italien vollendet, oder keimen doch unter dem italienischen Himmel. Die dritte Periode dagegen hat das absolute Gleichgewicht der künstlerischen Form und des Gedankens zersprengt und den Gedanken zum ersten und wesentlichen Factor erhoben, welcher sich die individuelle Form erst erschafft. Goethe hat selbst über den Gestaltungsprocefs, welcher die Werke dieser Periode charakterisirt, ein Bewufstsein, wenn er in Bezug auf den zweiten Theil des Faust sagt: „Die Behandlung mufste aus dem Specifischen mehr in das Generische gehn, denn Specification und Varietät gehören der Jugend an, vgl. Riemer 2 p. 569 u. 718. Was Goethe das Generische nennt, ist, philosophisch gefafst, das Allgemeine des Gedankens, das er nicht mehr unmittelbar in individueller Gestalt anschaut und hinstellt, sondern wozu er den Leib erst findet. Was die Werke der dritten Periode daher an Tiefe des Gedankens, an umfassender Weltanschauung voraus haben, büfsen sie an individueller Lebendigkeit ein.

Aus den Mittheilungen, welche dieser Band giebt, sind unstreitig die ersteren, den Aufenthalt in Weimar von 1775—1786 betreffenden, die interessantesten und wichtigsten. Diese Zeit entbehrte bisjetzt am meisten genauer und zuverläfsiger Nachrichten. Und doch ist sie als eine Periode des innern Gestaltens und der Wirkung der neuen Lebenselemente, die Goethe hier am Weimarschen Hofe erfuhr, für das Verständnifs des ganzen Menschen sehr bedeutsam. Für diese Zeit hat sich Hr. Riemer durch eine sorgfältige Zusammenstellung aller bisher gehörigen Nachrichten, welche sich theils in Briefen Goethe's, theils in Briefen andrer, mit Goethe eng verbundener Personen finden, verdient gemacht. Sie geben uns ein schönes Bild, wie Goethe sich in seine neue Sphäre immer mehr einlebt, wie das Band zwischen ihm und dem Herzoge, seinem fürstlichen Freunde, immer enger und inniger wird, wie er selbst, je länger je mehr, zum Genufs seiner Lage kommt, und den Freunden, besonders Wielanden, immer verehrungswürdiger wird. Die Zeugnisse Wieland's über Goethe schildern ganz den Eindruck der mächtigen und doch zugleich liebenswürdigen Persönlichkeit Goethe's, welche, auch nach einer kurzen Entfremdung, über Wieland immer wieder ihr altes Recht zu behaupten weifs. So schreibt Wieland unter dem 10. November 1775 an F. Jacobi: „O mein bestes Brüderchen, was soll ich dir sagen. Wie ganz der Mensch beim ersten Anblick nach meinem Herzen war! Wie verliebt ich in ihn wurde, da ich beim Geh. Rath K., wo er wohnt, am nämlichen Tage an der Seite des herrlichen Jünglings safs". Dann lesen wir, nach einer kurzen Erkaltung Wieland's, in zwei Briefen aus dem October 1776 (vgl. Riemer 2 p. 38) die Worte desselben: „Goethe ist bald da, bald dort, und wollte Gott, er könnte wie Gott allenthalben sein". Ferner: „Goethe ist immer der nämliche, immer wirksam, uns alle glücklich zu machen oder glücklich zu erhalten und selbst nur durch Theilnehmung glücklich — ein grofser, edler, herrlicher, verkannter Mensch, eben darum verkannt, weil so Wenige fähig sind, sich einen Begriff von einem solchen Menschen zu machen" vgl. noch p. 27 u. p. 45, wo Wieland den segensreichen Einflufs Goethe's auf den Herzog hervorhebt. Für dies immer innigere Verwachsen des Herzogs und Goethe's geben ebenfalls besonders Wieland's Briefe ein beredtes Zeugnifs (vgl. Riemer 2 p. 21, 24, 27). Damit vergleiche man das schöne Zeugnifs, welches der Herzog selbst der Thätigkeit Goethe's bei der grofsen Wassernoth in einem Schreiben an Mark vom 6. März

Digitized by Google

1784, ertheilt p. 181. Nach manchen innern Kämpfen, mancher trüben Stimmung (vgl. 2. p. 95) ringt sich Goethe doch endlich zum vollen Gefühl der Gesundheit, Kraft und des ungehemmten Lebensmuthes hindurch. Dahin gehört besonders der Brief an seine Mutter aus dem Jahre 1779, wo er sagt: p. 95 u. 96: „Ich habe Alles, was ein Mensch verlangen kann, ein Leben, in dem ich mich täglich übe und wachse, und komme diesmal gesund, ohne Leidenschaft, ohne dumpfes Treiben, sondern wie ein von Gott Geliebter, der die Hälfte seines Lebens hingebracht und aus vergangenen Leiden manches Gute für die Zukunft hofft und auch für künftiges Leiden die Brust bewährt hat". Damit vgl. man p. 130 den Brief an seine Mutter vom 11. August 1781. Mit diesem Gefühl des Glücks verbindet sich aber auch das Bewufstsein seiner grofsen Lebensaufgabe, welche er nur durch den sittlichsten Ernst erfüllen könne vgl. p. 118 u. 121. „Niemand, als wer sich ganz verläugnet, ist werth zu herrschen und kann herrschen". — Die beiden andern Abschnitte in diesem Theil des Riemer'schen Werkes enthalten durchaus keine neuen Mittheilungen; für die Zeit von 1786—1792 bietet uns der Verf. nur einen Auszug aus Goethe's eignen Zeugnissen, welche wir besitzen; und für die Zeit bis 1805 giebt derselbe uns Excerpte aus dem Briefwechsel mit Schiller. Dabei hat Hr. Riemer nicht einmal dafür gesorgt, nur solche Briefe zusammenzustellen, welche uns ein fortlaufendes Bild der innern Entwicklung bieten; die Mittheilungen sind im Gegentheil sehr willkührlich; es sind eben so viel wichtige, das innere Leben Goethe's bezeichnende Aeufserungen weggelassen, als mitgetheilt worden. Den Schlufs des Buchs bildet ein Verzeichnifs der alphabetisch geordneten Schriften Goethe's, wo bei den einzelnen Schriften die äufseren Umstände und die Zeit ihrer Entstehung gröfstentheils aus Goethe's eignen Mittheilungen zusammengestellt werden; dann folgen Goethe's Urtheile über bedeutende Männer aller Zeiten und seine Tischreden. Auch hier ist die Ausbeute verhältnifsmäfsig sehr gering, besonders wenn man erwägt, dafs eine mehr als dreifsigjährige Beziehung zu Goethe die Fundgrube bildete. Wie unendlich reichhaltiger, interessanter und für Goethe's Wesen bezeichnender sind dagegen die Mittheilungen Eckermanns. Wir haben bei genauer Lesung nur wenig wirklich so Schlagendes gefunden, dafs ihm der Stempel der Goethischen Geisteseigenthümlichkeit aufgedrückt wäre, während Eckermanns Buch davon strotzt. Hier brechen wir unsere Beurtheilung des Werkes ab, welches durch die Art seines Auftretens und seiner Verheifsungen die Kritik zur Strenge aufforderte.

H. Th. Rötscher.

L.

Abbaye de Cluny, avec pièces justicatives, contenant de nombreux fragmens de la correspondance de Pierre-le-vénérable et de St. Bernard. Par M. P. Lorain, Doyen de la Faculté de Droit à Dijon. Paris et Dijon (mit Grundrissen und Abbildungen). 8.

Vier Lieues nordwestlich von Macon in dem wiesen- und waldreichen Thale der Grosne, die aus den Bergen des Beaujolais der Saone entgegenrauscht, lag sonst und bis vor Kurzem auf einem Vorsprunge der Hügel, die die Grosne begleiten, die gröfste Kirche der Christenheit nach St. Peter zu Rom, eine gallische Peterskirche, die Kirche der Abtei Cluny, um welche herum sich allmählig das Städtchen angebaut hat, was nun, nachdem der Vandalismus der Revolution das Kloster niedergeworfen, noch unbedeutend fortdauert, wie eine zersprungene Glocke.

Da man in neuerer Zeit energischer geltend gemacht, und bereitwilliger eingesehen hat, als sonst, dafs, wie breit sich auch Geld und Gewalt in der Geschichte machen, die eigentlichen Rectoren und Factoren der Geschichte doch überall Gedanken sind, hat man nun auch gern verweilt bei der Geschichte solcher Orte, die einmal Centralpuncte geistiger Bewegung waren, man hat mit einem gerechten Triumph bei der welthistorischen Bedeutung z. B. einzelner Universitäten verweilt. Man sollte dabei doch älterer Centralpuncte nicht so ganz vergessen. Schwerlich wird Cluny in den meisten Behandlungen, mündlichen und schriftlichen, des Mittelalters weiter genannt als bei Gelegenheit der Stiftung der Klostercongregationen. Dies Kloster hat aber eine gröfsere Bedeutung; und mit Ausnahme Wittenbergs wird es unter den Orten, die nicht zugleich Centralpuncte gröfserer Fürstenthümer waren, schwerlich einen geben, der an welthistorischer Wichtigkeit mit Cluny rivalisiren dürfte.

Digitized by Google

Cluny ward gestiftet in einer Zeit, wo das Klosterleben in Frankreich in argem Verfall war. Tüchtige Gedanken aber, die als Seele in einem Institut leben, klopfen immer wieder an die Brust edlerer Männer; in diesem Anklopfen liegt alle Kraft der Reformationen, die ja nur im Zurückführen verfallener Institute auf die ihnen zu Grunde liegenden ursprünglichen, tüchtigen Gedanken bestehen. So war es auch mit den Klöstern. Wer wie Wilhelm der Fromme von Guienne in der Zeit des Verfalls der Klöster doch ein reiches Kloster stiftete, hatte natürlich nicht die Absicht einen Belustigungsort für den umwohnenden Adel zu gründen, sondern einen neuen Damm zu ziehen, um der einbrechenden Verweltlichung zu widerstehen. Dabei kam ihm Berno, der Abt von Gigny und Baume, dessen Klöster eine Ausnahme von der herrschenden Erscheinung machten, zu Hilfe; er übergab ihm also als erstem Abte die reichen Güter, die er in der Landschaft der Grosne von seiner Schwester Albane, Wittwe Werners, des Grafen von Mâcon und Châlons, geerbt hatte. Doch unter Berno fallen nur die Anfänge des Klosters, nicht eigentlich der Anfang des mächtigen Einflusses desselben. Dieser beginnt vielmehr unter Berno's Schüler und Nachfolger, Odo, den die Kirche, und mit vollem Rechte, als ihren Heiligen ehrt. Odo war fränkischer Herkunft; sein Vater Abbo, für jene Zeit selbst hochgebildet, hatte ihm eine tüchtige, auch wissenschaftlich tüchtige Erziehung gegeben, und scheint ihn hohen weltlichen Aemtern bestimmt zu haben; mehrere Jahre schon hatte Odo am Hofe Wilhelms des Frommen gelebt, als (er war noch nicht 20 Jahre alt) ihn mit einem Male ein Ekel an dem weltlichen Leben des Ritterstandes ergriff. Er entschloſs sich zu geistlichem Stande, und lebte in strengster Weise kirchlichen Uebungen und wissenschaftlichen Studien als Stiftsherr bei St. Martin in Tours. Als Musiker und kirchlicher Dichter ward er bald so berühmt als wegen seiner Sittenstrenge. Zu ihm aber drang der Ruf des neuen Klosters in Cluny, und als er 30 Jahre alt war, trat er unter Berno in den Orden. Hier nun war es, wo er auch die Studien der klassischen Schriftsteller aufgab. Er hatte besonders Virgil geliebt; ein Traum zeigte ihm ein kostbares antikes Gefäſs — als er es näher beschaute, war es mit Nattern angefüllt. Da hatte er ein treffendes Bild für sein Verhältniſs zur antiken Welt. Er gab sie auf, und blieb vornämlich bei der heiligen Schrift und St. Augustin, diesem mächtigen Leuchter auf dem Altar der christlichen Kirche. Als Berno starb, übergab er die Leitung Cluny's seinem geliebten Odo, und dieser, wie Luther durch Augustin und die Schrift getrieben ward, die ganze Kirche zu reformiren, ward durch dieselben, obwohl damals nothwendig verschieden wirkenden Kräfte getrieben, zunächst das ihm anvertraute Haus weiter zu reformiren, dessen Ruf die tüchtigsten, kräftigsten Seelen geistlicher Männer weit und breit an sich zog, und bald ein Seminar ward, welches über alle Gattungen geistiger Kräfte in seiner Mitte zu verfügen hatte. Das Kloster hatte mit 12 Mönchen nach der Regel des heiligen Benedict begonnen — nun wuchs es so, daſs Odon nicht bloſs eine neue Kirche (St. Pierre-le-Vieux), sondern auch neue Mönchswohnungen bauen muſste. Die Klosterschule, deren sich Odon mit gröſster Liebe und Einsicht annahm, blühte von Jahr zu Jahr schöner auf. Odon selbst leitete und zum Theil gab er den Unterricht. Cluny leuchtete in der französischen Christenheit nach allen Seiten; und besonders nahe ward das Verhältniſs zu Rom, wohin Odon dreimal als Abt reiste, und wo er Gelegenheit fand, das Kloster S. Paolo fuori le mura nach dem Beispiel Cluny's zu reformiren und streng auf die Regel des heil. Benedict zurückzuleiten. Das Dasein Cluny's war ein lebendiger Vorwurf für alle verfallenen Klöster, und wo irgend einfluſsreiche Männer den Gedanken faſsten, verfallene Klöster zu reformiren, wendeten sie sich an Odon und baten um seinen Beistand. Die Klöster von Tulle im Limousin, von Aurillac in der Auvergne, von Bourg-Dieu und Massay im Berry, von Fleury im Orleanais, von St. Pierre-le-Vif zu Sens, von St. Allire zu Clermont, von St. Julien zu Tours, von Sarlat im Perigord, von Roman-Moûtier im Waadlande wurden nach dem Vorbild der Cluniacenser, mit Hilfe Odo's, zum Theil direct durch Uebersendung von Mönchen aus Cluny reformirt, und blieben der Oberleitung des Abtes von Cluny unterworfen. In dieser Congregation der Cluniacensermönche organisirte sich eine geistliche Armee, die einzelnen Klöster waren geistliche Militärstationen, von wo aus der Kampf gegen das Verderben im Klosterleben, von wo aus das Streben zur Wiederbelebung wahrhaft

Digitized by Google

christlichen Lebens in der ganzen Kirche geführt und geleitet ward. Niemand hatte besser begriffen als Odon, dafs dem die Zukunft gehört, der sie zu bereiten versteht; deshalb legte man auch in allen diesen Klöstern das gröfste Gewicht auf die Tüchtigkeit der Schulen, widmete ihnen die gröfste Sorgfalt, so dafs die Söhne eines Königes nicht besser aufgehoben sein konnten, als die Zöglinge der Cluniacenser, und bald waren diese Schulen Sammelpuncte für Alles, was von dem Adel Frankreichs nach höherer Bildung strebte. Nun war es aber unmöglich, dafs alle diese Interessen für die Reinigung des Klosterlebens, für die Belebung christlichen Sinnes im ganzen Volke in Cluny ihren Sitz und Mittelpunct haben konnten, ohne dafs zugleich von der Hoheit, Reinheit und Würde der ganzen Kirche, von der Stellung, die sie im Leben beanspruchen, von der Behandlung, die sie fordern könne, hier ebenfalls die strengsten Ansichten sich ausbildeten, und in dem reichen geistlichen Verkehre in Cluny entwickelten und reinigten, während die actuelle Kirche in ihrem Haupte in Rom verfiel, und gewissermafsen in die Knechtschaft der Factionen des römischen Adels immer tiefer hineingerieth, bis Heinrich III. sie später daraus durch Gründung des deutschen, königlichen Einflusses befreite. Gegen diese Stellung des Kirchenoberen in Rom, so wie gegen die actuelle Abhängigkeit, in welche die einzelnen Bisthümer durch die s. g. Simonie von den Landesfürsten kamen, mufste sich in Cluny um so reiner eine geistige Reaction vorbilden, als das Kloster selbst einerseits durch päpstliche Privilegien bald von dem Einflusse der Diöcesanbischöfe eximirt, keiner weltlichen Lehensherrlichkeit unterworfen, andrerseits von Rom zu entfernt war, um von den dortigen beklagenswerthen Vorgängen directe Einwirkungen zu erfahren. Während die Kirche in der ganzen lateinischen Christenheit mehr und mehr der Verweltlichung anheimfiel, hatten die grofsen Gedanken, die sie beleben sollten, in Cluny eine Freistätte und würdige Pflege gefunden, und der Glanz Cluny's zog unwillkührlich die edelsten Kräfte dem Kloster zu. Odo brauchte keinen Nachfolger zu ernennen; er durfte unbesorgt seine Bestellung der Wahl überlassen; der Geist, den er in seiner Congregation erzogen, schützte vor jedem Unwürdigen. Nur wer in seinem Sinne weiterwirkte, konnte Odo's Nachfolger werden. Als die Brüder in Cluny nach Odo's Tode über die Ernennung des Nachfolgers sannen, kam der Prior Aymar, ein Mönch niederer Herkunft, aber tüchtigster Gemüthsart, von einem Vorwerke des Klosters, von Charnay, mit einer Ladung Lebensmittel zurück. Er hatte sich kein besonderes Packpferd geben lassen, sondern das eigne Reitpferd beladen, und die drei Stunden Weges trotz seiner hohen Würde im Kloster, neben dem Pferde herschreitend zurückgelegt. Dieser neue Beweis von Sitteneinfachheit, die man schon an ihm kannte, entschied die Stimmen für ihn. Die Wahl täuschte die Erwartung nicht; doch scheint es mehr die nähere Umgebung des Klosters gewesen zu sein, welcher der neue Abt seine Sorgfalt zuwendete; als er nach einiger Zeit erblindete, nahm er Majolus, einen Mann aus reicher avigonischer Familie, zum Coadjutor. In dieses Mannes Händen blieb nun die Sorge für Cluny 40 Jahre lang bis 994, und er war der Stellung in jeder Hinsicht werth — nicht blofs in der Schrift und in den Werken des heiligen Augustin, auch in den lateinischen Dichtern und in dem, was man damals durch Cicero, Seneca und Boethius, so wie aus Ueberarbeitungen aristotelischer Schriften von antiker Philosophie wufste, so wie im Civil- und canonischen Rechte war Majolus so erfahren, wie früher Odo; dabei voll Beredsamkeit und natürlicher Salbung, voll Gewandtheit und Strenge — und so ist es kein Wunder, dafs er ein Gegenstand der Anbetung ward für die Päpste seiner Zeit selbst, wie für die Könige; dafs sich alles zu ihm drängte; dafs die Congregation der Cluniacenser durch die Reformationen, die ihm aufgetragen wurden, und durch die Hilfe, die man von ihm bei Stiftung neuer Klöster in Anspruch nahm, jährlichen Zuwachs erhielt. Als eine wahre geistliche Familie breiteten sich diese Cluniacenser unter ihm über alle Theile Frankreichs aus; auch über das benachbarte burgundische Königreich, wo nun Payerne zu Roman-Moûtier kam; auch über das Königreich Italien, wo in Pavia, Parma und Ravenna Reformationen von Cluny aus durchgeführt wurden.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 100.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1843.

Abbaye de Cluny, avec pièces justicatives, contenant de nombreux fragmens de la correspondance de Pierre-le-vénérable et de St. Bernard. Par M. P. Lorain.

(Schlufs.)

Cluny blieb die geistliche und geistige Mutter der ganzen Congregation; hier wurden die grofsen Versammlungen der Congregation gehalten; hier hatte jeder bedeutendere Mann des Ordens selbst längere Zeit gelebt; viele hatten hier ihre ganze Bildung erhalten — und neben dem immer offener und schamloser sich entwickelnden Verfall der Kirche, wuchs in dieser Congregation ein Baum auf, dessen Schatten, als später alles verdorrt schien, plötzlich sich erwies als der Sammelplatz aller nach Erquickung lechzenden, und Erquickung wieder nach allen Seiten bringenden. Majolus starb 80 Jahre alt, als er nach St. Denys reisen wollte, um auch diese Abtei zu reformiren, zu Souvigny in der Diöces von Clermont, einem der ältesten Klöster der Congregation. Er hatte Odilo zu seinem Coadjutor gewählt; dieser folgte ihm nun als Abt, und wandelte allerwege in seinen Bahnen. Aus einer vornehmen Familie der Auvergne und in seiner Kindheit contract, erfuhr er eine wunderbare Heilung. Diese und die vorangegangenen Krankheitsleiden scheinen seinem Geiste schon in früher Jugend eine ernstere Richtung gegeben zu haben. Dabei zeichnet ihn Barmherzigkeit und Milde sein ganzes Leben lang aus. Immer dichter wurden die Pflanzungen Cluny's in Frankreich, Burgund und Italien, und mit der häufigeren Theilnahme französischer Ritter an den Kämpfen der spanischen Christen gegen die Saracenen drang nun auch der Ruhm Cluny's nach Spanien; bald hatte es auch hier Filialinstitute. Die ganze Vorbildung ritterlichen Sinnes, wie sie in dem Jahrhundert vor den Kreuzzügen in Frankreich sich ausarbeitete, und dann in den Eroberungen französischer Ritter in Süditalien, Portugal, England, endlich in den Kreuzzügen sich über das ganze lateinische Europa ausbreitete, war in innigster Vermählung mit den Schulen und Denkweisen der Cluniacenser. Diese haben der ganzen Ritterschaft ihre bestimmte geistliche Färbung, ihre sittliche Weltansicht übertragen oder durch ihre Vermittelung begründet.

Odilon ward so geliebt, dafs Bischöfe, wie Walther von Mâcon, Sanctius von Pampeluna ihre bischöflichen Würden niederlegten, und um nur in seiner Nähe leben zu können, als Mönche nach Cluny zogen. Das Kloster in Cluny selbst wuchs so, dafs ein Neubau nöthig ward; an die Stelle der hölzernen Klostergebäude traten nun steinerne. Dafs wie für die Musik durch Odo, so auch frühzeitig für die Baukunst ein tüchtiger Grund in den Bildungsanstalten dieser Congregation gelegt gewesen sein mufs, beweist am besten die später von einem Mönche des Klosters in ihrem Bau entworfene und geleitete grofse Kirche im prächtigsten, reinsten vorgothischen — wir würden sagen, im Rundbogenstyle, wenn nicht zu gelegentlichen Zwecken auch ein Paar Spitzbogen in dem ungeheuren Baue angebracht gewesen wären. Weltliche Ehren schlug Odilon aus — kein Zureden, sogar keine Drohung päpstlicher Ungnade konnten ihn bewegen, das Erzbisthum Lyon anzunehmen — dagegen als im J. 1030 eine furchtbare Hungersnoth Frankreich heimsuchte, öffneten sich überall die Vorrathshäuser und Schatzkammern der Cluniacenserklöster — Odilon verkaufte alle Kostbarkeiten des Kirchenschatzes bis auf eine einzige Goldkrone, die ihm der Kaiser geschenkt, und speiste die Armen. Die Ehre des Ordens leuchtete in den schönsten Tugenden, und von allen Seiten suchte man sich ihm anzuschliefsen. Aber nun war auch die Macht und der Einflufs des Abtes so grofs, dafs der Bischof von Mâcon einen verzweifelten, letzten

Digitized by Google

Versuch machte, das Kloster seiner Diöces trotz der päpstlichen Exemtion seiner bischöflichen Gewalt unterzuordnen. Odilon widerstund, ohngeachtet der Bischof von Mâcon von den benachbarten Bischöfen unterstützt ward, lange; dann fügte er sich der Ansicht, dafs durch diese Exemtionen die bischöfliche Gewalt und in ihr eine Grundfeste der Kirche gebrochen werde, er fügte sich, als ein edler Mann, Walther, in Mâcon Bischof geworden; er bat sogar kniefällig in versammeltem Kapitel in Mâcon wegen seines Widerstandes um Verzeihung. Aber der Bischof ward seinerseits so für das Kloster gewonnen, dafs die Unterordnung nur eine formelle blieb, und bald als es nöthig ward, dafs die Kirche Streiter gewann, die ganz unabhängig von Bischöfen und Landesherren waren, kam man dann, ohne dafs sie weiter bestritten wurden, auf jene päpstlichen Exemtionen zurück, welche neue Bestätigungen erhielten. Im Jahre 1049 starb Odilo.

Odilo's Nachfolger war Hugo — ein Mann so ausgezeichnet an Geist und Gaben, dafs er obwohl erst 25 Jahre alt zum Abt gewählt ward; und dafs nicht der Umstand, dafs sein Vater Graf von Semur-en-Brionnais war, ihm die Stelle verschaffte, sondern wirklich seine hohe Begabung, hat sein 60jähriges Regiment bewährt. Sein Vater hatte ihn zu ritterlichem Wesen erziehen wollen; als Kind schon hatte er aber Bücher, Gebet und friedliches Gespräch den Pferden und Hunden vorgezogen und war in diesen Neigungen von seiner Mutter genährt worden. Er besuchte die Schulen in Cluny und übertraf so alles, was ihm altersgenofs, ja! alles was älter als er war durch reinen Sinn und tiefe Einsicht, dafs ihn Odilo schon in seinem 15. Lebensjahre zum Prior ernannte. Als Gregor VII., noch als Mönch Hildebrand, eine Zeitlang in Cluny lebte, schlossen diese beiden Geister: Hildebrand und Hugo von Semur, innigste Freundschaft, und hier in Cluny, so scheint es, erkannte Hildebrand erst klar die eigentliche Wurzel des Verderbens der Kirche, wie sie theils in der simonitischen Vergebung der Bisthümer, theils in der Knechtschaft des Stuhles von Rom unter weltlichen Gewalten gegeben war. Was dann als der grofse Gedanke und die That Gregor's VII. erscheint, war über ein Jahrhundert schon von den Cluniacensern vorbereitet, im Gedanken zu immer gröfserer Klarheit entwickelt, im Leben durch tüchtige Werkzeuge gestützt worden. Hildebrand und Abt Hugo begleiteten Leo IX. nach Rom, der von der beiden Freunde Rath nach allen Seiten geleitet ward. Hugo's Wirksamkeit dehnte sich bald auch über Deutschland und Ungarn aus; auf fast allen gallikanischen Synoden erscheint Hugo in dieser Zeit, und sobald Hildebrand den päpstlichen Stuhl bestiegen hat, treibt er Hugo, wieder nach Rom zu kommen; während aller Stürme und Leiden in Hildebrand's Leben bleibt dieser im vertrautesten Zusammenhange mit Hugo; und Hugo ist nebst den Cluniacensern in Frankreich und Italien eine Hauptstütze für Hildebrand's Plane; für den deutschen Hof bildet er wenigstens immer einen Punct zu Vermittelungen. Nach dieser Seite gehörte freilich Hugo's Stellung, bei seinen nahen Verhältnissen zur Kaiserin Agnes, bei dem Dank, den Cluny noch Heinrich III. schuldig war, bei diesen Umständen, die ihm nicht erlaubten überall und ganz feindlich gegen Heinrich IV. aufzutreten, zu den allerschwierigsten Aufgaben, die die Politik einem Manne geben kann. Mit den französischen Rittern dehnten auch die Cluniacenser ihre Gründungen im nordwestlichen Spanien in dieser Zeit mehr und mehr aus; Prinz Heinrich von Burgund ehrte auch in Portugal die heimische Kirche; Alphons VI. von Kastilien hing mit wahrer Freundschaft an Hugo, dem er Befreiung aus der Haft des Bruders dankte, und der einmal selbst zu ihm nach Burgos reiste. Alphons steuerte auch sehr bedeutend bei zum Bau der neuen grofsen Kirche in Cluny, welchen Hugo nun unternahm, und der Mönch Hegelo entwarf und leitete.

Mit Hugo war im Grunde der Cluniacenserorden auf der Höhe seiner geistigen Bedeutung und Wirksamkeit angekommen. Die grofsen Männer, die in dieser Zeit aus ihm hervorgingen oder sich in freundliches Verhältnifs zu ihm setzten, wie Urban II., Paschalis II. u. A. (beides Zöglinge Cluny's, die Hugo nach Rom sandte, und die dann den päpstlichen Stuhl bestiegen), hatten alle sich in einer Zeit gebildet, wo der Orden noch äufserlich bescheidener dastand, wo dessen Oberen noch nicht in dem Grade zu den Grofsen und Einflufsreichen der Welt gehörten, wie seit Hugo's späteren Jahren der Fall war. Auch erlebte dies Geschlecht, welches den Gipfel der inneren Bedeutsamkeit Cluny's darstellt, noch eine That, welche im Grunde als Spitze der Ordensthätigkeit selbst zu betrachten ist. Sehen wir nämlich, dafs Gregor VII. den Gedanken der Kreuzzüge zuerst anregte, ein Zögling Cluny's

Digitized by Google

aber, Urban II., ihn zuerst, und zwar mit wesentlicher Unterstützung durch Abt Hugo, zur Ausführung brachte; sehen wir, dafs die Kreuzzüge im Grunde nur eine erweiterte Fortsetzung der Züge französischer, in specie burgundischer Ritter nach Gallicien und Portugal sind, oder französischer Ritter gegen die Saracenen in Sicilien, und dafs wenigstens bei jenen spanischen Zügen Cluny überall interessirt und betheiligt erscheint; so scheint auch der ganze Gedanke der Kreuzzüge seine Ausbildung hauptsächlich dem Leben, Denken, Anregen von Cluny aus zu verdanken. Damit schliefst nun die schöne ungetrübte Thätigkeit Cluny's — denn schon Hugo's Nachfolger, Abt Pontius de Melgueil, war der Eitelkeit und weltlichen Unruhe übervoll, ein französischer Adalbert von Bremen, der einen wunderlichen Wechsel von Glanz und Unglück über Cluny brachte in seinem confusen Leben, bis er als Gefangener in Rom am Fieber starb. Noch einmal trat ein höchst bedeutender Mann, ein Auvergnate, Peter Moritz, gewöhnlich Peter der Ehrwürdige genannt, im J. 1122 an die Spitze des Ordens, dem er in einem Nebenkloster in Souxillange seine Bildung verdankte, der aber nun doch schon so reich und in so bequemer Aeufserlichkeit dastand, dafs Peter alle Mühe hatte, ihn gegen die Vorwürfe des heiligen Bernhard zu vertheidigen. Zu seiner Zeit sehen wir den Orden nun auch in den neuen lateinischen Reichen der Levante, in Jerusalem, später auch im lateinischen Kaiserthum begütert und mit Klöstern ausgestattet. Peter der Ehrwürdige bezeichnet den gröfsten äufseren Höhepunct Cluny's, wie Hugo den gröfsten inneren. Von nun an verfällt das Kloster mehr und mehr; zuerst ist es nun so reich, dafs die vornehmsten, dafs königliche Prinzen die Abtei suchen, Männer ohne inneren Beruf. Aebte ohne Beruf haben natürlich Mönche ohne Beruf zur Folge. Von Zeit zu Zeit werden neue Reformationsversuche im Orden gemacht; alle erfolglos. Der Orden flöfst auch äufserlich nicht mehr die alte Ehrfurcht ein. Die Zeiten kommen, wo die Simonie am päpstlichen Hofe selbst die zarteste Pflege findet. So wird die Vergebung der Abtei mehr und mehr ein Spielball weltlicher Interessen. Einen vorübergehenden Glanzpunct hatte Cluny noch im 13. Jahrhundert erlebt, als auf Veranlassung des Conciles von Lyon eine Menge der höchsten Gäste da einkehrten, und als der heilige Ludwig, der als Graf von Mâcon Cluny's Nachbar ward, auch für die Abtei zu sorgen suchte. Aber das war nur vorübergehend. Die Zeit bedurfte dieser Art Institute nicht mehr, wie Cluny eines gewesen war; der Geist der Bedeutung war mit dem Bewufstsein der Bedeutsamkeit aus denselben entflohen; und so hatten sie wesentlich nur noch ein Interesse an sich geknüpft als Sammelpuncte von Gütern, Herrschaftsrechten und Versorgungsstellen.

Doch verstehe man dies nicht so, als sollte diesem Cluniacenserleben der späteren Zeit jede, auch die locale Wichtigkeit abgesprochen werden. Wie sehr auch allgemeinere Mächte sich in den späteren Jahrhunderten von diesem Klosterleben getrennt, ja wie sehr auch der gröfste Theil der Einkünfte des Klosters andere Wege als die durch das Kloster, vielmehr Wege an den Hof gefunden hatte, immer blieb Cluny eine Stelle freundlichen, geistlichen Behagens, und einer gewissen Bildung; ganz abgesehen davon, dafs die prachtvollen Monumente der Zeit, in welcher es wirklich welthistorisch grofs, die gebildete Welt umspannend, dagestanden hatte, Ehrfurcht in Anspruch nahmen zu aller Zeit. Auch ist die vorliegende Geschichte von Cluny ganz in dem Sinne ehrfürchtiger Betrachtung des Alterthums, innigen Bedauerns der Roheit, mit der man den Sitz so vieler Herrlichkeit zerstörte, und im tiefsten Gefühl des namenlosen, geistigen Unglücks geschrieben, was über Frankreich durch seine Revolution, durch die letztliche Zerstörung aller ausgezeichneteren Anhaltepuncte provinciellen Lebens, durch die vollendete Centralisation und die Begründung der Herrschaft des Mammons gekommen ist.

Wer ein vollendetes Gemählde der vernichtenden Roheit der französischen Revolution haben will, der lese die Zerstörungsgeschichte von Cluny, von der Aufhebung der Klosterinstitute an, durch den Höllenunfug der armée revolutionnaire, die Verauctionirung der Peterskirche als Steinbruch hindurch, bis zu dem Momente, wo Napoleon der Zerstörung Einhalt thun möchte und nicht mehr kann, weil die Kirche schon kein Dach mehr hat, und so weit niedergeworfen ist, dafs neue Bauten nöthig gemacht würden, wenn das Alte auch nur als Ruine sollte bleiben dürfen. Jetzt steht von dem herrlichen Gebäude noch ein kleinerer Nebenthurm und das Mauerwerk der einst herrlich geschmückten chapelle Bourbon; in dem erhaltenen Reste der übrigen Klostergebäude hat die Municipalbehörde ihren Sitz; hat die

Digitized by Google

Stadtschule ein Local; der grofse Hof des Klosters ist nun der Ort, wo Menagerieen gezeigt, Feuerwerke abgebrannt werden, und wo Polichinelle sein Spiel treibt.

Ohngeachtet das Werk, dessen Gegenstand wir in allgemeinen Umrissen unseren Lesern vorzuführen suchten, nicht die Einrichtung der Forschung und Ausstattung hat, die man in Deutschland von einer specialhistorischen Arbeit dieser Art erwarten würde, ist es doch reich an werthvollen Mittheilungen; durch Bilder, welche das Verständnifs der Baulichkeiten wesentlich erleichtern, geschmückt; und in einem Behagen trauernder Pietät geschrieben, welches zugleich rührt und entzückt. Wenn auch der Historiker, zuweilen ein mehreres, zuweilen ein genaueres verlangt, so wird doch soviel anderweitiges Interesse für jeden sinnigen Leser übrig bleiben, dafs er am Ende nur mit Dankbarkeit das Buch aus der Hand legt.

H. Leo.

LI.

Dictionnaire des Antonymes ou Contremots. Ouvrage fondé sur les écrivains classiques, destiné à la jeunesse et aux écrivains français. Par Paul Ackermann, Membre de la Société de linguistique de Paris. Berlin, 1842. *bei Ferd. Dümmler. XVI.* 303 S. 8.

Diese Schrift soll eine Anleitung zur richtigen Erkenntnifs der wahren Bedeutung und zur correcten Anwendung der französischen Wörter geben. Das Mittel, welches der Hr. Verf. zur Erreichung dieses Zweckes gewählt, ist eine aus eintausend vierhundert Artikeln bestehende, alphabetisch geordnete Beispielsammlung aus den klassischen Autoren der Sprache von Corneille bis Voltaire einschliefslich. In jedem Artikel sind zwei Wörter, die sich in einem gewissen Gegensatze zu einander befinden, enthalten. Durch dieses Aufstellen der Gegensätze soll nun der Sinn beider Wörter wesentlich erläutert, ja nach des Hrn. Verfs. Meinung vollständig umgrenzt werden. (Vorrede p. V. „C'est au moyen du Dictionnaire des Antonymes qu'elle (la langue) pourra s'enseigner dans toute sa précision"). Als Grund für die Richtigkeit seiner Methode führt er an, dafs pour dire d'une chose tout ce qu'elle est et rien que ce qu'elle est, il convient d'énoncer tout ce qu'elle n'est pas. Streng genommen ist dies eine Unmöglichkeit, denn die Summe der Negationen eines Begriffes ist unbegrenzt. Aber selbst wenn man den Satz mit den vom Verf. wohl im Auge gehabten Einschränkungen annähme, erscheint der Weg durch blofse Negationen zur Erkennung der wahren Bedeutung eines Wortes zu kommen dann mindestens unsicher, wenn dieselben das zu erklärende Wort nicht so dicht und zahlreich umgeben, dafs dem Geiste jeder Fehlgriff, jedes Ausweichen unmöglich gemacht wird. Ein einzelnes Wort, einem andern als Widerspiel entgegengesetzt, wirkt meist nur einseitig und in dem gegebenen Zusammenhange zur Erklärung des andern. Was erfahre ich z. B. von dem Begriffe homme, wenn ich das Beispiel von Montesquieu (pag. 147) lese: „Ce que l'on voit dans les *hommes* en particulier se trouve dans les diverses *nations*".? Doch nur dafs zwischen den Erscheinungen des Volkslebens und dem des Individuums gewisse Uebereinstimmungen stattfinden. Wie viel weit wesentlichere Gegensätze liefsen sich hier zur Begrenzung der Bedeutung des Wortes homme aufstellen! Und in diesem Verhältnifs stehen die meisten, ja man kann sagen alle Artikel des Buches. Wenn daher der Hr. Verf. in der Vorrede sagt, dafs durch dasselbe zweitausendachthundert Ideen in dem Kopfe des Lernenden klar gemacht würden, so mufs man dagegen Zweifel erheben. Besonders scheint uns der Nutzen, den der Nichtfranzose von dem Buche in *dieser* Beziehung ziehen kann, sehr gering, um so mehr als es eine Menge Artikel enthält, die dem Fremden und namentlich dem Deutschen, der sich eines solchen Buches doch nur bedient um die feineren Unterschiede der Wörter kennen zu lernen, als ganz unnöthig erscheinen müssen; z. B. die Artikel bâtir — abattre, abolir — introduire, accepter — refuser, admirable — ridicule, adversité — prospérité, cause — effet, chagrin — joie, chaleur — froid, haut — bas, heureux — malheureux und so fort wohl ein gutes Drittel des Buches. In allen diesen Fällen kann man kaum annehmen, dafs die antithetische Zusammenstellung dieser Wörter irgend wie ein neues Licht auf sie werfe. Es hat hier der Hr. Verf. augenscheinlich die Bedürfnisse des Fremden bei Erlernung der französischen Sprache nicht gehörig gekannt. Wenn wir nun aber die praktische Nützlichkeit des Buches, insofern es eine Veranschaulichung der richtigen Wortbedeutung im Sinne der französischen Klassicität geben soll, zum gröfsten Theile in Abrede stellen müssen, so sind wir doch weit entfernt, das Buch in anderer Beziehung nicht als eine interessante Erscheinung anzuerkennen, die, wie andere Arbeiten des Hrn. Vfs., von dem rühmlichen Eifer desselben für die Ausbeutung der französischen Sprache Zeugnifs ablegen. Es bietet eine recht schätzbare Beispielsammlung aus den besten Autoren des sogenannten goldenen Zeitalters der französischen Litteratur, mit vollständiger Angabe der Stellen, die dem Lehrer bei vielen Veranlassungen sehr willkommen sein werden, weshalb wir das Buch auch Allen, die sich mit dem Lehren der Sprache beschäftigen, empfehlen. Aufserdem giebt es in sprachgeschichtlicher Beziehung interessante Belege zu jenem Streben nach antithetischem Ausdrucke, das sich schon seit dem sechszehnten Jahrhundert in der Sprache zeigt, dann im siebenzehnten besonders seit Descartes und Pascal mehr hervortritt, sich durch Corneille auch in der Poesie geltend macht und endlich in Voltaire seine schärfste Ausbildung erhält, ein Streben, das einerseits gewifs wesentlich zur Klarheit des Ausdrucks in der Prosa beitrug, durch das Uebergreifen aber in das Gebiet der Poesie diese um manche ihrer angebornen Rechte und somit um manche ihrer Reize brachte. Schliefslich noch die Bemerkung, dafs wir uns mit den orthographischen Principien des Hrn. Verfs. nicht einverstanden erklären können. Er scheint darin auch mit sich selbst noch nicht einig zu sein. In der von ihm 1841 herausgegebenen kleinen Schrift du Principe de la Poésie schreibt er unter andern die Wörter auf x mit einem s; z. B. mieus, eus, vieus etc. Diese Schreibart ist in dem vorliegenden Buche nicht beibehalten, wohl aber die Tendenz stumme Consonanten ungeachtet ihrer etymologischen Geltung auszustofsen, wie z. B. p. 2 lontems statt longtemps, promt statt prompt etc. Auf diesem Wege fortzufahren ist rein unmöglich. Durch diese arbitrarische Beraubung ihrer etymologischen Kennzeichen verläugnet man Ursprung und Verwandtschaft der Sprache, und es würde namentlich die französische bei consequenter Durchführung eines solchen Princips ein barbarisches Ansehen bekommen, das sie ihren Schwestersprachen entfremden und ihr Studium unnützerweise erschweren würde. Wenn frühere Jahrhunderte uns manchen Irrthum der Art hinterlassen haben, so ziemt es unserer Zeit wohl nicht mit vollem Bewufstsein die Anzahl derselben zu vermehren. —

Schnakenburg.

Digitized by Google

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Herausgegeben
von der
Societät für wissenschaftliche Kritik
zu
Berlin.

Juni 1843.

Berlin, bei W. Besser.
1843.
Verantwortlicher Redacteur: der General-Secretair der Societät, Professor von Henning.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalt des Juni-Heftes.

Jahrbücher Nr. 101 — 120.

Seite

Branifs, Geschichte der Philosophie seit Kant. Erster Theil. Einleitung. Auch unter dem Titel: Uebersicht des Entwicklungsganges der Philosophie in der alten und mittlern Zeit. Breslau, 1842. — Weifse. . 801

Le Comte J. Capodistrias. Paris, 1842. — Kind. . 879

M. T. Ciceronis de Officiis libri III. Recensuit Rudolphus Stuerenburg. Lipsiae, 1843. — W. Zumpt. 871

Hermann, Elementargrammatik der lateinischen Sprache. Herausgegeben von Dr. H. Sauppe. St. Gallen, 1843. — v. Gruber. 948

Jessen, Psychologie, eine Abhandlung. (Aus dem 28. Bande des encyklop. Wörterbuchs der medicinischen Wissenschaften.) Berlin, 1842 — Erdmann. . 881

Die neueste Zeit in der evangelischen Kirche des Preufsischen Staats. Ein praktischer Versuch von Carl Bernh. König. Braunschweig, 1843. — Moll. . 892

Kosegarten, Betrachtungen über die Veräufserlichkeit und Theilbarkeit des Landbesitzes mit besonderer Rücksicht auf einige Provinzen der Preufsischen Monarchie. Bonn, 1842. — Brüggemann. . . 904

Krüger, Grammatik der lateinischen Sprache. Neue gänzlich umgearbeitete Ausgabe der lateinischen Schulgrammatik v. A. Grotefend. Hannover, 1842. — v. Gruber. 948

Schöll, Sophokles. Sein Leben und Wirken. Nach den Quellen dargestellt. Frankfurt a. M, 1842. (Zweiter Artikel.) — Hermann. 833

v. Sparre, die Lebensfragen im Staate in Beziehung auf das Grundbesitzthum. I. Theil: enthält die Untersuchung der Natur und der Bedeutung des Grundeigenthums, aufgefafst aus dem historischen, rechtlichen, landwirthschaftlichen, nationalökonomischen, staatswirthschaftlichen und politischen Gesichtspuncte. Giefsen, 1842. — Brüggemann. 904

Digitized by Google

In der **Fest**'schen Verlagsbuchhandlung in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Einleitung
in die
Volkswirthschaftslehre
für
höhere Gewerb- und Realschulen.
Von
K. W. Weigel.
brochirt. Preis $\frac{1}{3}$ Thlr.

Stuttgart. Bei uns ist erschienen und bei **W. Besser** in Berlin, so wie in jeder andern Buchhandlung zu haben:

Umrifs der biblischen Seelenlehre. Ein Versuch von Dr. *J. T. Beck*, ordentlichem Professor der Theologie in Tübingen. gr. 8. broch. 15 gGr.

Diese für Theologen und Laien bestimmte Schrift des rühmlichst bekannten Verfassers ist ein sehr gelungener Versuch, die in der Bibel zerstreuten Andeutungen über das Wesen der Seele zu einem anschaulichen Bilde zu vereinigen und dadurch ein gründliches Verständnifs der ganzen Heilslehre anzubahnen.

Gedichte von Eduard Eyth. 22 Bogen broch. 1 Thlr.

Diese Sammlung von Gedichten dürfte in der poetischen Literatur an einer Stelle stehen, die beinahe noch eine Lücke heifsen mufs, und hofft schon aus diesem Grunde ein gewisses Recht auf Existenz zu haben. Ihre Grundtendenz ist die Verfechtung des christlichen Prinzips.

Kurze Morgen- und Abendgebete auf sechszehn Wochen, nebst einem Anhang von Fest- und anderen Gebeten in verschiedenen Verhältnissen des Lebens für christliche Familien. Mit einem Vorworte vom Diakonus *Hofacker*. Zweite stark vermehrte Auflage mit einem Stahlstiche. gr. 8. Preis 12 gGr.

Das lautere Christenthum in einfacher und kurzer Bibelsprache findet sich in diesen mit Wärme und Herzlichkeit verfafsten Gebeten, welche bei dem aufserordentlich wohlfeilen Preise vielen Familien willkommen sein dürften.

Chr. Belser'sche Buchhandlung.

Bei **Ludwig Schumann** in Leipzig ist so eben erschienen:

Jahrbuch der Pharmakodynamik
für 1843
von Dr. **Joseph Buchner.**
geh. Preis $\frac{5}{8}$ Thlr.

Bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig ist neu erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Traditiones corbeienses.
Herausgegeben
von
Dr. **Paul Wigand.**
Gr. 8. Geh. 24 Ngr.

Durch alle Buchhandlungen ist von mir zu beziehen:

Philosophie des Staats
oder
Allgemeine Socialtheorie.
Von
Dr. **Hugo Eisenhart.**
Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 6 Ngr.

Leipzig, im Juni 1843.

F. A. Brockhaus.

Gedruckt in Berlin bei **J. F. Starcke.**

Digitized by Google

№ 101.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1843.

LII.

Geschichte der Philosophie seit Kant. Von Dr. Chr. J. Branifs. Erster Theil. Einleitung. Auch unter dem Titel: *Uebersicht des Entwicklungsganges der Philosophie in der alten und mittlern Zeit. Breslau,* 1842. *bei Max u. Comp.* 459 S.

Die doppelte Ueberschrift dieses Werkes fordert für dasselbe auch einen doppelten Standpunct der Beurtheilung. Wir haben dasselbe theils als eine selbstständige Abhandlung, wie es sich in der zweiten Ueberschrift ankündigt, zu würdigen, theils darauf anzusehen, wiefern es dem in der ersten gegebenen Versprechen genügt, zu einer Geschichte der Philosophie seit Kant eine sachgemäfse Einleitung zu geben. Es könnte scheinen, als sei es in der Ordnung, zunächst das Werk als ein selbstständiges zu betrachten, indem sich nur als Resultat dieser Betrachtung die Bedeutung, die es als Moment eines umfassendern Unternehmens in Anspruch nimmt, werde ergeben können. Wir hoffen indefs, dafs man es durch das selbst, was wir über den Inhalt des Buches zu sagen haben, gerechtfertigt finden wird, wenn wir diese Ordnung umkehren, und zunächst die Frage aufwerfen, durch welche aus der Natur der gröfseren von ihm unternommenen Arbeit sich ergebende Rücksicht der Verf. sich bestimmt finden konnte, zum Behufe derselben so weit auszuholen, und ihr eine Einleitung voranzuschicken, die zu dem Gegenstande, den er behandeln will, nur in einer indirecten Beziehung steht.

Dafs in Bezug auf das Hauptwerk der als Selbstdenker und als gebildeter, geschmackvoller Darsteller rühmlichst bekannte Hr. Verf. sich seine Aufgabe nicht leicht gemacht, dies zeigt diese Einleitung ganz unstreitig. Nicht blofs seine Worte, sondern mehr noch die That dieser Einleitung selbst, beweisen, dafs es allerdings ein „tieferes Verständnifs der mit Kant beginnenden speculativen Richtung" ist, welches er anstrebt, wenn er es nöthig findet, „nicht blofs den Zusammenhang dieser Richtung mit den ihr unmittelbar vorangehenden Momenten der dritten, mit Baco und Cartesius beginnenden philosophischen Entwickelungsperiode zu erkennen, sondern auch die Idee und die weltgeschichtliche Bedeutung der beiden früheren, in der antiken Welt und im Mittelalter durchlaufenen Perioden, deren Vermittlung ja die dritte überhaupt sein soll, in bestimmten, das Wesentliche ausdrückenden Zügen dem Bewufstsein zu vergegenwärtigen". Kann man es nun auch beim ersten Durchlaufen des Buches einigermafsen befremdlich finden, wenn der Verf., mit der Einsicht in dieses *doppelte* Vorerfordernifs seines so tief und gründlich angelegten Unternehmens, im gegenwärtigen Bande, ohne dafs irgend eine ausdrückliche Andeutung uns auf eine zweite, in einem nachfolgenden zu erwartende Einleitung hinwiese, welche den Entwicklungsgang der Philosophie von Baco und Cartesius bis auf Kant zum Gegenstande haben würde, *nur* von den zwei ersten, grofsen Gestaltungsperioden handelt, und *diese* Abhandlung für sich allein als Einleitung des Hauptwerkes ankündigt: so wäre dies doch an sich nur ein äufserliches Bedenken, welches sich leicht heben wird, wenn, wie zu erwarten steht, ein folgender Band jene zweite Einleitung nachbringt. — Minder gern, wir bekennen es, haben wir gleich am Eingange der vorliegenden Abhandlung, aber keineswegs *nur* am Eingange, denn die Haltung des Ganzen scheint uns darunter gelitten zu haben, ein anderes Versäumnifs wahrgenommen. Der Hr. Vf. hätte sich nämlich unsers Erachtens nicht mit jener allgemeinen Bemerkung über die vorgängigen Erfordernisse eines tieferen Verständnisses der neuen mit Kant beginnenden Periode der Philosophie begnügen sollen, wie guten Grund er auch immer haben mochte, vorauszu-

Digitized by Google

setzen, dafs dieselbe ihm von allen Sachverständigen werde zugegeben werden. Eine bestimmtere Andeutung über das Verhältnifs, in welches sich die Nachkantische Periode zu allen vorangehenden stellt, über den in diesem Verhältnisse liegenden Grund, der die Nothwendigkeit eines Rückblicks auf dieses Vorangehende bei der Darstellung jenes Nachfolgenden bedingt, wäre gleich hier beim Anfange um so mehr am Platze gewesen, je mehr sich bei diesem Rückblick selbst die Festhaltung eines bestimmten Gesichtspunctes wünschenswerth machte, welcher nur durch den Zweck, dem der Rückblick dienen sollte, gegeben sein konnte. Hätte der Hr. Verf. von vorn herein diesen Zweck, und die durch ihn bedingte Beschaffenheit des Gesichtspunctes seiner Abhandlung sowohl sich selbst, als auch seinen Lesern zu deutlicherem Bewufstsein gebracht: so würde er dadurch nicht nur einer gewissen Unsicherheit in der Auswahl des in seinen Zusammenhang Gehörigen überhoben worden sein, von welcher in der Abhandlung, wie sie vorliegt, die so häufig wiederkehrenden und doch nie den Leser, (schwerlich den Verf. selbst) befriedigenden Erklärungen über die nothwendigen Gränzen des von ihm zu Sagenden und nicht zu Sagenden, des in die Darstellung Aufzunehmenden und nicht Aufzunehmenden Zeugnifs geben. Er würde überhaupt dieser Darstellung, die dann vielleicht beträchtlich kürzer ausgefallen wäre, eine ganz anders klare und feste Haltung haben ertheilen, und dem Leser den Gewinn lichtvoller und fruchtbarer Resultate aus ihr erleichtern können.

Durch den hier ausgesprochnen Tadel hat Ref., er verkennt es nicht, die Verpflichtung auf sich genommen, an seinem Theile, wenn auch nur mit kurzen Worten, den Gesichtspunct anzugeben, unter welchem ein Betrachter der neuesten, mit Kant anhebenden Geschichtsperiode einen Blick auf den vorangehenden Entwicklungsgang der Philosophie zurückzuwerfen allerdings sich veranlafst finden kann. Er will um so weniger unterlassen, dieser Pflicht, so viel an ihm ist, nachzukommen, je mehr er hoffen darf, hiedurch zugleich am sichersten einen Maafsstab des Urtheils auch für den näheren Inhalt der Leistung des Verfs. zu gewinnen. — Der Hr. Verf. sagt von der dritten Periode, welche nach ihm mit Baco und Cartesius begonnen hat, nur ganz im Allgemeinen, dafs sie „nachdem sie in Locke's sensualistischer und Wolff's rationalistischer Schule bereits einen einseitigen und deswegen in sich selbst unbefriedigenden Abschlufs erreicht hatte, durch Kant eines tieferen Ausgangspunctes, und mit demselben neuer und höherer Entwicklung theilhaft ward". Was hier nur unbestimmt ein „tieferer Ausgangspunct" genannt worden ist, dafür möge es uns vergönnt sein, eine nähere Bestimmung aufzusuchen, indem wir zuvörderst die Frage aufwerfen: was es denn eigentlich ist, das seit Kant Alle, sowohl die auf dem durch ihn eingenommenen Standpuncte des Philosophirens stehen geblieben sind, als die sich weiter fortgeschritten glauben, die wissenschaftliche That dieses Denkers als eine so entschiedene, wie wenig andere, wie vielleicht kaum Eine *bestimmte* andere That, Epoche machende, und eine neue, von allen vorangehenden specifisch unterschiedene, Entwicklungsperiode der Philosophie beginnende, betrachten läfst? — Es ist natürlich, dafs auf diese Frage nicht Alle dieselbe Antwort in Bereitschaft haben werden, und es mag vielleicht schwer sein, eine Antwort zu finden, mit der sich Alle einverstehen könnten. Doch hoffen wir, dafs man uns allgemein wenigstens so viel einräumen wird, dafs in der Stellung, welche durch Kant dem *Probleme* der Philosophie gegeben worden ist, Etwas liegen mufs, wodurch bewirkt worden ist, dafs seit ihm und durch ihn solches Problem entweder reiner, oder umfassender, als zuvor, oder sowohl reiner, als auch umfassender, zum Bewufstsein aller zum Mitphilosophiren Berufenen gekommen ist. Was nun mag dieses sein, oder in welcher Wendung des Kantischen Philosophirens werden wir solches Etwas zu suchen haben? — Wer uns diese Frage, allseitig genügend, zu beantworten wüfste, der würde damit zugleich ohne Zweifel noch manche andere beantwortet, oder zu ihrer Beantwortung den Schlüssel gegeben haben. Denn, es ist in der Philosophie fürwahr nichts Geringes, sich der Probleme, deren Lösung man von dieser Wissenschaft erwartet, klar bewufst, oder über Stellung und Gehalt derselben mit sich oder mit Andern einig zu sein. Versucht aber mufs ihre Beantwortung von Jedem werden, der dasjenige leisten will, was unser Verf. zu leisten unterlassen hat, nämlich der sich über das Verhältnifs der mit Kant anhebenden Periode zu den vorangehenden jene vorläufige Rechenschaft geben will, durch die einer einleitenden historischen Betrachtung, in der Weise der hier vorliegenden, ein bestimmtes Ziel ge-

Digitized by Google

setzt, und ein leitender Faden für sie gefunden werden mag.

Die von ihm selbst als neu und eigenthümlich angekündigte Stellung, welche Kant dem Probleme der Philosophie gegeben hat, war bekanntlich diese, dafs die Vernunft, statt unmittelbar an eine, ihr äufserliche, Gegenständlichkeit des Erkennens zu gehen, zuvor in sich selbst, in ihrem eigenen Innern, die Formen und Gesetze aufzusuchen und zum Bewufstsein zu bringen habe, durch welche der von der Sinnlichkeit ihr dargebotene Stoff des Erkennens erst zum wirklichen Erkennen wird. Es ist von entscheidender Wichtigkeit für die Einsicht, um die es uns hier zu thun ist, diesen Grundgedanken der „Vernunftkritik" nach seinem wahren Gehalt und seiner positiven Bedeutung zu vergegenwärtigen, nicht, wie häufig im Interesse des Gegensatzes zu geschehen pflegt, der zwischen Kant selbst und seinen, das von ihm begonnene Werk weiter führenden Nachfolgern hervorgetreten ist, nach der blofs negativen Seite. Diese negative Seite ist es nämlich, welche man zunächst vor Augen hat, wenn man Kants philosophische Richtung als eine subjectivistische, subjectiv-idealistische bezeichnet, und wenn man die geschichtliche Bedeutung seines Systemes an dessen viel besprochenes Ergebnifs knüpft, dafs wir die Dinge, wie sie an sich sind, zu erkennen nicht vermögen. Aber ist denn das Hervorarbeiten dieses Ergebnisses die That, durch welche Kant in der Geschichte der Philosophie, in der Geschichte des menschlichen Geistes überhaupt, Epoche gemacht hat? Oder ist der Charakter des subjectiven oder skeptischen in dem An-sich, in aller substanziellen Wahrheit seine nothwendige Gränze findenden Idealismus das unterscheidende Merkmal seiner Richtung von der skeptischen eines Hume, von der idealistischen eines Berkeley, von dem gesammten Subjectivismus, der aus der sensualistischen Richtung der Locke'schen Schule, und zwar gerade bei der reifsten Durchbildung dieser Richtung nicht minder, wie nur *beim ersten Anlauf* in der Kantischen, hervorgetreten war? — Offenbar ist der Schlüssel zur welthistorischen Bedeutung der Kantischen Philosophie ganz wo anders zu suchen. Er ist zu suchen in dem klaren und strengen Gedanken einer reinen *Vernunftwahrheit*, einer absoluten *Vernunftnothwendigkeit*, der sich bei diesem Denker mit einer Energie, mit einer Entschiedenheit, wie nie zuvor, von aller Beimischung empirischer Elemente losgelöst hat. Nicht, als ob nicht in der That bei Kant diese Vernunftwahrheit, diese Vernunftnothwendigkeit selbst, oder, wie man es mit einem von ihm selbst, wenn auch in etwas eingeschränkterer Bedeutung, zuerst gebrauchten Worte bezeichnen kann, die *Vernunftidee*, einen Charakter der Art angenommen hätte, wie derjenige ist, den wir durch den Ausdruck: Subjectivismus bezeichnen. Allerdings hat sie dies, und sie ist eben dadurch bei den unmittelbaren Jüngern dieses Philosophen zu einer Gränzscheide vielmehr, die ihre Bekenner von aller realen Wahrheit abtrennt, als zu einem Werkzeuge, diese Wahrheit zu erfassen, geworden. Aber dieser Charakter war nur eine Hülle, die sich bei der ersten, unvollkommenen Durcharbeitung des grofsen Werkes um dessen Resultate legen mufste. Die Leistung selbst ist ihrer innersten Bedeutung nach von dieser Hülle unabhängig, und sie greift, wie jede Leistung ächter Art, in ihren Wirkungen weit über den Kreis hinaus, den das System in der Gestalt, in welcher es sich aus dem Epoche machenden Grundgedanken zuerst hervorrang, sich gezogen hatte.

Haben wir uns dies zu deutlichem Bewufstsein gebracht, so dürfen wir hoffen, dafs es uns gelingen wird, für die gesammte mit Kant beginnende Periode der philosophischen Entwicklung den Ausdruck zu finden, der ihre Eigenthümlichkeit, im Gegensatze aller früheren Perioden, bezeichnet. Es ist die Periode, in welcher die Philosophie an der selbstbewufsten Lösung des Problems arbeitet, die Vernunftidee in ihrer Reinheit, im Elemente des reinen Denkens zu ergründen, und mit der so ergründeten den realen Weltinhalt erkennend zu durchdringen. Dafs die Vernunftidee, dieser nächste und eigentliche Gegenstand der reinen philosophischen Speculation, eine Totalität in sich selbst ausmacht, eine solche, die unabhängig von aller Empirie, im rein apriorischen Denken für die Erkenntnifs des Geistes gewonnen werden kann, — gewonnen werden *mufs*, damit der Geist durch sie auch alle sinnliche Erkenntnifs, alle Vorstellung des äufserlich realen Weltinhaltes zur *wahren*, d. h. zur *vernünftigen* Erkenntnifs erhebe: — dies und nichts Anderes ist die grofse Einsicht, welche, in Gestalt ihrer Allgemeinheit, dem philosophirenden Geiste durch das Unternehmen der Vernunftkritik gewonnen, seit Kant die deutsche Philosophie, d. h. die Philosophie überhaupt, beherrscht

Digitized by Google

und, direct oder indirect, den Gang ihrer Untersuchungen geleitet hat. — Es wird dem Sachkundigen nicht schwer fallen, diese Grundeinsicht auch in den, scheinbar widersprechenden, Wendungen wiederzufinden, durch welche nicht selten die Philosophie sich von ihrem eigentlichen oder nächsten Ziele vielmehr zu entfernen, als demselben zu nähern scheint. So, um nur dies Eine zu erwähnen, wenn neuerdings die Forderung einer *positiven* Philosophie hervorgetreten ist, ausdrücklich als einer solchen, die sich mit dem reinen Vernunftwissen, als einem blofs negativen, nicht begnügt, sondern über dasselbe hinaus ein *reales* Wissen aus einer höhern Erkenntnifsquelle zu gewinnen sucht. Hat nicht derselbe Philosoph, von welchem der Ausspruch dieser Forderung herrührt, zugleich ausdrücklich eingeschärft, dafs eben von dieser positiven Wissenschaft nicht eher die Rede sein könne, als wenn die Vernunft zuvor von ihrem „grofsen Rechte" Gebrauch gemacht habe, „in dem Besitz des absoluten Prius, *selbst des der Gottheit* zu sein"? Hat er nicht, indem er die Andeutung beifügte, wie in diesen Besitz, „der allein sie von jedem realen und persönlichen Verhältnifs emancipirt, und ihr die *Freiheit* giebt, die erforderlich ist, um selbst die *positive* Wissenschaft als *Wissenschaft* zu besitzen", die Vernunft „nur spät" sich gesetzt hat, — hat er mit diesem Winke nicht unverkennbar auf die Bedeutung hingewiesen, die eben erst durch die Kantische Philosophie der Begriff des „absoluten Prius", das heifst der Begriff der *Vernunft*wahrheit, der *Vernunft*nothwendigkeit, erhalten hat? Wir brauchen hier nicht einzugehen auf den Streit, der sich zwischen den zwei grofsen Systemen der Gegenwart entsponnen hat; aber welches dieser Systeme auch siegen möge, dasjenige, welches die höchste Wahrheit des Realen für unmittelbar identisch mit der reinen Vernunftidee, der absoluten Vernunftnothwendigkeit, die *als* solche zugleich die absolute Freiheit sei, erklärt, oder jenes, welches die Idee der *Freiheit*, auf die es alle Wahrheit des Realen zurückzuführen trachtet, in einen ausdrücklichen Gegensatz zu der als formale Basis und Voraussetzung der Freiheit nicht minder von ihr anerkannten Vernunftnothwendigkeit stellt, — welches, sagen wir, dieser beiden siege, oder ob zwischen beiden eine Vermittelung denkbar, und der Zukunft, solche aufzufinden, vorbehalten sei: in *jedem* Falle wird es bei der Voraussetzung sein Bewenden haben, dafs die Philosophie erst mit dem Augenblicke, wo sie den Inhalt der reinen Nothwendigkeit des Denkens, das absolute Prius ausdrücklich *als* solches, zum Gegenstande ihrer Untersuchung machte, das heifst mit Kant's Vernunftkritik, in dasjenige Stadium ihrer Entwickelung eingetreten ist, innerhalb dessen sie erst ihrer eigentlichen Bestimmung genügen und in stetigem, fortan, bei allen sich auch jetzt noch wiederholenden, ja sich häufenden Irrungen und Schwankungen, nicht mehr unterbrochenem Fortschritt ihrer Vollendung entgegengehen wird.

Wird nun solchergestalt eingesehen, dafs und in welchem Sinne die Philosophie erst seit Kant zum Bewufstsein ihres eigentlichen Problems hindurchgedrungen ist: so ergiebt sich aus dieser Einsicht für denjenigen, der die genauere Erkenntnifs des Entwicklungsganges dieser Wissenschaft innerhalb dieser letzten Periode sich zur Aufgabe gemacht hat, allerdings ein Vorerfordernifs der Art, wie dasjenige ist, welchem der Hr. Verf. in dem vorliegenden Bande zu genügen sucht. Die Frage nach den früheren Schicksalen der Philosophie bis zu jenem Epoche machenden Momente ist für die Betrachtung, die von diesem Momente selbst ihren Ausgang nehmen will, um so weniger eine müssige, je paradoxer ohne Zweifel eben dieses Factum ist, dafs es durch Jahrhunderte, durch Jahrtausende hindurch eine Philosophie, eine philosophische Entwicklung gegeben hat, bevor die Philosophie sich ihres wahren Problemes bewufst geworden ist. Sie gestaltet sich von selbst zur Frage nach dem Wesen der Philosophie, nach dem Wesen des philosophischen Fortschritts überhaupt. Denn wenn der Philosophie nicht von vorn herein, wie andern Wissenschaften, ein *bestimmtes* Problem ihrer Arbeit, ein *bestimmter* Gegenstand ihres Forschens gegeben ist, sondern sie sich ihr Problem, ihren Gegenstand, erst zu suchen hat und erst nach langem Zeitverlaufe auffindet: so wird eben dadurch das Wesen, die eigenste Natur des philosophischen Denkens zu einem Räthsel, welches sich, da der Schlüssel dieses Räthsels, das heifst der *Begriff* des philosophischen Erkennens, der Voraussetzung zufolge, dem menschlichen Geiste eben *nicht* unmittelbar gegeben ist, nur durch geschichtliche Betrachtung lösen läfst.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 102.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1843.

Geschichte der Philosophie seit Kant. Von Dr. Chr. J. Branifs.

(Fortsetzung.)

Auch die weitere Entwicklung der Philosophie von dem Momente an, wo das Bewufstsein dieses ihres Begriffs in der Geschichte hervortritt, wird verständlich nur durch die Betrachtung ihres Zusammenhangs mit dem Vorangehenden. Denn dieselben, in dem allgemeinen Verhältnisse der Philosophie zum Geistesleben überhaupt verborgenen Motive, welche die gesammte Philosophie so lange Zeit hindurch nicht zum deutlichen Bewufstsein ihrer Aufgabe gelangen liefsen, haben auch seitdem auf dieses Bewufstsein immer neu wieder verdunkelnd eingewirkt, und es in der neuesten Periode so wenig, wie in irgend einer früheren zu einem so planen, ebenmäfsig fortschreitenden, unmittelbar durch sich selbst verständlichen Entwicklungsprocesse kommen lassen, wie dessen andere Wissenschaften sich erfreuen. So findet sich ein Jeder, der zur Enträthselung dieses Processes innerhalb der einzelnen Periode den Schlüssel sucht, unabweislich auf das Ganze hingewiesen, und wir müssen, an der Hand unsers Verf.'s, wenn auch vielleicht nicht in durchgängiger Uebereinstimmung mit ihm, jetzt den Versuch wagen, immer jedoch mit ausdrücklicher Beziehung auf den von uns angedeuteten Grundcharakter der neuesten Periode, für den Charakter der vorangehenden die Bestimmung aufzufinden.

Mit richtigem Tact hat der Verf. herausgefühlt, dafs die wesentliche Bedeutung des geschichtlichen Entwicklungsganges der Philosophie sich nicht anders, als im Zusammenhange mit der allgemeinen Entwicklungsgeschichte des menschlichen Geistes begreifen läfst. Was er (S. 294 f.) gegen eine Betrachtungsweise sagt, welche „der Philosophie eine von dem allgemeinen geschichtlichen Weltleben sich ablösende, besondere Geschichte giebt, und in dieser nur die in der Zeit sich bethätigende, wesentlich aber allein auf sich selbst beruhende Energie des Menschengeistes für die Erzeugung eines absoluten Wissens der Wahrheit erblickt", welche daher auch in der chronologischen Reihe der philosophirenden Subjecte und ihrer Philosopheme überall *nur* Fortschritte, nirgends, auch nur in einzelnen Puncten oder Momenten, einen Rückschritt entdecken will: das unterschreiben wir unbedingt, und schliefsen uns mit ihm der Ansicht an, welche in der Philosophie eben nur ein besonderes Moment des Geisteslebens und der Geistesentfaltung, und zwar keineswegs etwa das schlechthin vorwaltende oder die andern beherrschende erkennt. Dadurch allein auch scheint uns die vom Verf. in den Vordergrund gestellte Eintheilung der Geschichte der Philosophie in drei Hauptperioden gerechtfertigt, für die es, wenn aus der reinen Idee der Speculation der Eintheilungsgrund entnommen werden sollte, nicht ganz leicht fallen würde, einen solchen zu finden. Was die Geschichte der Menschheit zuvörderst in die zwei grofsen Hälften scheidet, in das vorchristliche Alterthum und in die christliche Neuzeit: das ist, wie Jedermann zugiebt, zunächst nicht eine speculative, sondern eine religiöse Thatsache. Dafs aber diese Thatsache nothwendig auch auf dem Gebiete der Speculation Epoche gemacht haben wird: diese Annahme ist von vorn herein nur dann hinreichend motivirt, wenn man jene Unterordnung des speculativen Momentes unter das religiöse anerkennt, welche von denjenigen, die der Speculation unbedingte Selbstständigkeit, oder gar die Herrschaft über alle andern Geistesgebiete vindiciren wollen, in Abrede gestellt werden mufs. Sehen wir näher zu, so finden wir zwar, dafs die philosophische Speculation im vorchristlichen Alterthum einen in sich organisch zusammenhängenden Cyklus ihrer Entwickelung durchgangen ist. Wir finden nicht minder, dafs unmittelbar nach dem Hervortreten des christli-

Digitized by Google

chen Princips, in offenbarem Anschlufs an dasselbe, ein neuer, von dem vorigen sehr deutlich sich abscheidender, und keineswegs nur als dessen Fortsetzung zu betrachtender, philosophischer Entwicklungsprocefs beginnt. Stellt man uns aber die Forderung, in rein wissenschaftlicher Weise die Idee oder den Erkenntnifsinhalt aufzuzeigen, welcher als Resultat des frühern Processes, zugleich den Ausgangspunct des neuen bilde, dergestalt, dafs innerhalb dieses zweiten Stadiums die Entwicklung in gleich immanenter Weise, wie, der Voraussetzung zufolge, in dem früheren fortschreite: so wird sich jeder Kenner der Geschichte, wenn er sich nicht offenbarer Gewaltsamkeiten schuldig machen will, in Verlegenheit finden. Kann man auch zugeben, dafs ein Theil der Resultate des ersten Processes, nicht sowohl in Gestalt eines eigentlichen Erkenntnifsinhaltes, als eines blofsen Werkzeuges der Erkenntnifs, aus dem ersten in den zweiten überging — und auch dies wird man immer nur von einem *Theil*, nie von der Gesammtheit der Resultate jenes ersten zugeben können: — so wird es doch nie gelingen, die leitenden Principien des zweiten Processes, die Probleme, die er zu lösen suchte, und den idealen Gehalt der Lösung selbst in eine organische Continuität mit dem ersten zu bringen. Es wird einem *aufrichtigen* Forscher schwerlich auch nur dies gelingen, für den Procefs, den die philosophische Entwicklung im christlichen Alterthum und Mittelalter durchging, in ihm selbst ein immanentes organisches Princip in gleichem Sinne, wie für den philosophischen Entwicklungsprocefs des classischen Alterthums aufzuzeigen, und dadurch wenigstens eine *Analogie* der Begriffsbestimmungen beider Processe zu begründen. Eher würde es, unter dem Gesichtspunct schlechthinniger Immanenz der philosophischen Entwicklung, sich vertheidigen lassen, wenn man, wie ehemals, weniger in Bezug auf Philosophie insbesondere, als auf höhere Geistesbildung überhaupt, Viele thaten, vom Ausgang der alten Philosophie bis zum Ende des Mittelalters einen völligen Stillstand des Entwicklungsganges annehmen, und die, dann nicht erst mit Baco und Cartesius, sondern mit den Platonikern und Aristotelikern, den Antiplatonikern und Antiaristotelikern der Renaissanceperiode zu eröffnende Philosophie der Neuzeit als unmittelbare Fortsetzung der alt-classischen betrachten wollte. Aber um dieses kecke Verfahren vor der Wissenschaft, deren Geschichte dadurch um einen grofsen und inhaltreichen Zeitraum philosophischer Gedankenerzeugung ärmer würde, zu rechtfertigen, würde dann wiederum in der Idee selbst, welche die Philosophie des Alterthums an ihrem Schlusse erreicht hat, der Grund aufzuzeigen sein, der auf der einen Seite einen solchen Abschlufs, auf der andern, nach Ablauf eines langen Zwischenraumes, die Nothwendigkeit eines neuen, nur mittelbar und nicht ohne grofse Irrungen auf jenen Abschlufs sich zurückbeziehenden Anfangs herbeiführte. Wir meinen aber, dafs, Wem es gelingen könnte, in immanenter Betrachtung des grofsen Gesammtprocesses philosophischer Entwicklung solchen Grund aufzuweisen, ein Solcher sich durch eben diese Betrachtung vielmehr *darauf* hingeführt finden wird, die unauflösliche Verkettung dieses Processes mit dem *realen* geschichtlichen Geistesleben anzuerkennen, und in *diesem* Leben den wahren Unterscheidungsgrund der verschiedenen Perioden oder Stadien des philosophischen Entwicklungsprocesses aufzusuchen.

Werfen wir nämlich jetzt einmal ernstlich, zunächst in Bezug auf die Philosophie des Alterthums, die Frage auf, worin denn jenes eigenthümliche Princip besteht, welches dieselbe, unbeschadet ihrer Bedeutung als organischen Gliedes eines höheren Ganzen, zugleich doch zu einem in sich geschlossenen Cyklus geschich*tlicher* Entwicklung gemacht hat. — Wenn wir uns, zum Behufe der Beantwortung dieser Frage, bei unserm Verf. umsehen, so finden wir in dessen Darstellung zunächst einen Anknüpfungspunct, den wir als einen uns mit ihm gemeinschaftlichen benutzen können. Auch der Hr. Verf. betrachtet (abgesehen von der an dem Ganzen seiner Darstellung sich kund gebenden Gesammttendenz, ist dies u. a. S. 305 f. bestimmt ausgesprochen) die alte Philosophie, die Philosophie der Griechen und Römer, als das — nicht zufällige, sondern aus weltgeschichtlicher Geistesnothwendigkeit hervorgegangene — Streben nach einem Ziele, welches nicht *in*, sondern *aufser* der Philosophie, erreicht werden *sollte*, und, noch *vor* dem völligen Ablaufe ihres Entwicklungsprocesses, wirklich erreicht worden ist. Wie er durch eine umfassende geschichtsphilosophische Betrachtung diese Ansicht zu motiviren sucht, darauf können wir nicht näher eingehen; wir wollen nur, in Bezug namentlich auf den hieher gehörigen Abschnitt über die „geschichtlichen Voraussetzungen der Philosophie" S.

Digitized by Google

19—102), bemerken, dafs uns derselbe, bei manchem Geistreichen, doch für den Zweck des Buches (was in der Hauptsache auch von allem Nachfolgenden im Verhältnifs zu dem *eigentlichen* Endzweck gelten möchte) zu abstrus gehalten scheint, und wir uns mit allerhand Willkührlichkeiten, z. B. der spielenden, aber vom Verf. ganz ernstlich gemeinten Vergleichung der chinesischen, indischen, ägyptischen, persischen, griechischen Geisteswelt mit der natürlichen Stufenfolge von Unorganischem, Vegetabilischem, Animalischem, Kosmischem, Menschlichem, nicht wohl einverstehen können. Im Resultate aber stimmen wir, wie gesagt, mit dem Verf. überein, insofern nämlich, gleich ihm, auch wir alle vorchristliche Speculation als eine solche betrachten, deren weltgeschichtlicher Beruf darin bestand, im philosophischen Denken die Idee vorzubilden, welche in real lebendiger Weise die persönliche Erscheinung Christi offenbaren oder zur Anschauung bringen sollte. Der Hr. Verf. bezeichnet diese Idee als die „Einheit des Natürlichen und Göttlichen im menschlichen Individuum". Wir haben gegen diese Bezeichnung, welche unverkennbar mit der gleich am Anfange (S. 5 f.) vom Verf. gegebenen, freilich, insofern sie, wie beim Verf. der Fall ist, zur Begründung weltgeschichtlicher Unterschiede benutzt werden soll, etwas vagen Bestimmung, der menschliche Geist sei (seiner Anlage oder realen Möglichkeit nach) die Idee einerseits der sich wissenden Natur, andrerseits des absoluten Geistes oder Gottes, nahe zusammenhängt, — wir haben gegen sie im Allgemeinen nichts einzuwenden. Doch ziehen wir es vor, für den Zweck wenigstens, den wir hier im Auge behalten müssen, uns einfach an *die* Bestimmung der Idee zu halten, welche von der alten Philosophie selbst zu wiederholten Malen mit klarem Bewufstsein ausgesprochen ist. Wir sagen demzufolge, dafs es die *Idee des Guten* war, deren wahren und vollständigen Inhalt, deren eigentliche Gestalt und Beschaffenheit die antike Philosophie zum Bewufstsein zu bringen die Aufgabe hatte, und dafs dieselbe, wenn sie einerseits in ihrem organischen Verlauf diese Aufgabe, so weit sie in das Bereich des sich selbst überlassenen oder an die bisherige Weltentwicklung angewiesenen Denkens fällt, vollständig gelöst hat, so andrerseits an der Unmöglichkeit, der Idee die reale Wirklichkeit für die Anschauung zu geben, welche nur die persönliche Erscheinung des Gottmenschen ihr geben konnte, gescheitert ist.

Die Pflicht der Gerechtigkeit fordert, eben dies als ein nicht unbedeutendes Verdienst des Verf.'s anzuerkennen, dafs er in seinem kurzen Abrifs des Entwicklungsganges der griechischen Philosophie (S. 102—307) mit mehr Nachdruck, als häufig zu geschehen pflegt, und in einem Sinne, welcher dem unserer Ueberzeugung nach richtigen mindestens sehr nahe kommt, auf den innigen Zusammenhang hingewiesen hat, welcher die Philosophie der Griechen mit der Gesammtheit ihres übrigen Geisteslebens verknüpft. Doch hätten wir das Wort von ihm noch bestimmt ausgesprochen gewünscht, welches uns darüber belehrt, wie gerade diese eigenthümliche Stellung, welche die Philosophie in dem Leben der Alten einnimmt, es nicht zu höhern theoretischen Fortschritten, nicht zur Vollendung der Philosophie, ja nicht einmal zu jener reinern Fassung ihres Problems, die, wie bereits angedeutet, einem spätern Weltalter vorbehalten war, in der alten Welt hat kommen lassen. Um die Vernunftidee, die Vorstellung des absoluten Prius in ihrer Reinheit zu fassen, um nicht nur ihren ganzen Umfang, alle Tiefen ihres Inhalts ergründen, sondern um ihren blofsen Begriff in abstracter Allgemeinheit ertragen zu können: dazu ist schlechthin erforderlich, dafs der Geist zuvor auf anderem Wege zur vollen religiösen Selbstbefriedigung gelangt sei; dafs er sich in concreter Anschauung jenes absoluten Zieles seines *realen* Wollens und Strebens versichert habe, dessen, doch stets vor ihm fliehende Vorstellung sich, so lange er solcher, nur durch einen Act göttlicher Offenbarung zu ermöglichender, Anschauung entbehrt, allem theoretischen Streben unausbleiblich unterschieben und an die Stelle von dessen eigentlicher Gegenständlichkeit eindrängen wird. Der Mensch ist nicht dazu geschaffen, die Idee des Guten, die Substanz und Wahrheit des Göttlichen, unvermittelt durch eine ihr entsprechende Wirklichkeit, im reinen Denken zu besitzen. Will er dennoch, ohne solche Vermittlung, in reiner Speculation sie gewinnen, oder ist er, durch die ihm zum Bewufstsein gekommenen Mängel der religiösen Substanz, von der in einer bestimmten Periode des Geisteslebens die geschichtliche Wirklichkeit beherrscht wird, darauf angewiesen, sie auf solchem Wege aufzusuchen, so ist die unvermeidliche

Digitized by Google

Folge davon eben diese, daſs dadurch die Reinheit dieses Denkens getrübt, und sein eigentlicher Gegenstand, d. h. die Vernunftidee, die Vernunftnothwendigkeit als solche, ihm entrückt wird. Dies, meinen wir, war der Fall der alten Philosophie, insbesondere seit dieselbe, was gewissermaſsen schon durch Pythagoras, unzweideutig und entschieden aber zuerst durch Sokrates geschehen ist, die Ergründung der Idee des Guten zu ihrer hauptsächlichsten, ja zu ihrer einzigen Aufgabe machte, und mehr und mehr im gebildeten Volksbewuſstsein, beim allmähligen Versinken des Götterdienstes, in die Rechte der eigentlichen Religion eintrat. Es ist der Fall auch noch mancher neuern Philosophen, denen, sei es vermöge ihres philosophischen Strebens oder aus andern Ursachen, die Fülle der religiösen Anschauung des Christenthums abhanden gekommen ist; es war der Fall auch noch Dessen, dessen unsterbliches Verdienst es ist, das Bewuſstsein der Vernunftidee zwar noch nicht in seiner vollen Reinheit selbst besessen, wohl aber in dem Zeitalter geweckt und hervorgerufen zu haben. Denn was sonst, als eine im höhern Sinn doch immer unzuläſsige, Uebertragung des dem religiösen Gebiet Angehörigen auf das unmittelbare Bereich der Vernunftidee, ist die Stellung, welche Kant den von ihm sogenannten *praktischen Ideen* anwies? Wiewohl eben hier, in Folge des Charakters tieferer Abstraction, den gerade durch ihn die Gegenständlichkeit des speculativen Denkens erhalten hatte, einerseits, und in Kraft der sittlichen religiösen Selbstgewiſsheit des Geistes, die in ihm, ungeachtet des Mangels an anschauungsreichem, historischem, Glauben so mächtig war, anderseits, die Idee des Guten und Göttlichen einen dergestalt abstrusen, logisch formalen Charakter annahm, wie ihn die Philosophen des Alterthums nimmermehr würden haben ertragen können, und bei Kant sich demnach in ganz anderer Weise, als bei den Alten, aber in einer den sittlichen sowohl, als auch den speculativen Charakter des groſsen Denkers eben so wenig gefährdenden, der Spruch Baco's bewährt, daſs, die Theologie in der (rein aprioristischen) Philosophie suchen, eben so viel ist, als, die Lebendigen unter den Todten suchen. —

So wenig nun aber mit dieser eigenthümlichen Stellung und Tendenz der Philosophie im Alterthum eine *reine* Fassung ihres Problems, und mithin auch eine vollständige Lösung desselben vereinbar war: so wenig war dadurch doch anderseits die Universalität des philosophischen Strebens in Bezug auf das gegenständliche Bereich des Denkens, des Erkennens überhaupt, ausgeschlossen. Sie war nicht nur nicht ausgeschlossen, sondern die Richtung auf die Idee des Guten als das höchste Princip alles Seins und aller Wahrheit, als die höchste Einheit des „wahrhaft Seienden" brachte solche Universalität ausdrücklich mit sich. Es handelte sich der alten Philosophie ja nicht darum, in der Idee des Guten nur ein praktisches Princip, ein Gesetz oder eine Norm des sittlichen Handelns zu gewinnen, sondern es war diese Idee von ihr nicht weniger als das höchste Erkenntniſsprincip erfaſst worden, als die Macht der Vermittlung zwischen Sein und Erkennen, wodurch allein eine Einstimmung zwischen beiden, und also überhaupt eine *Wahrheit*, möglich ist. Bedürfte es, um diesen Satz zu beweisen, für welchen die gesammte Philosophie des Alterthums den Beweis führt, der Hinweisung auf einzelne besondere Lehren oder Aussprüche, so würde es genügen, an die berühmte Stelle Platon's im sechsten Buche der Republik zu erinnern, wo bekanntlich die *Idee* des Guten in Bezug auf ihre Doppelbedeutung als Idealprincip des Erkennens und als Realprincip alles lebendigen Daseins, mit dem Lichte der Sonne verglichen wird. Nicht minder aber, wie von der Idee des Guten die Möglichkeit des Erkennens und der Wahrheit, ward auch umgekehrt von der Erkenntniſs der Wahrheit als solcher und nach ihrem ganzen Umfange das Sein oder der Besitz des Guten für den Menschen, die Tugend und die Weisheit, als abhängig erkannt. Daher die von den griechischen Philosophenschulen, mit alleiniger Ausnahme der Skeptiker, und auch dieser kaum, durchgehends anerkannte Nothwendigkeit der Erstreckung des theoretischen Erkenntniſsstrebens über das unmittelbar praktische Gebiet hinaus, nach allen Richtungen der Natur und der Ideenwelt. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 103.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1843.

Geschichte der Philosophie seit Kant. Von Dr. J. Chr. Branifs.

(Fortsetzung.)

Wer diesen Gesichtspunct festhält, der wird es auch nicht befremdlich, oder mit unsern obigen Voraussetzungen streitend finden, dafs die Philosophie unter den Griechen von einem rein theoretischen Ausgangspuncte anhebt, ja dafs sie einen sowohl dem Zeitverlaufe als dem Inhalte nach keineswegs unbeträchtlichen Entwicklungsgang durchläuft, bevor sie, was bekanntlich erst in der Person des Sokrates geschehen ist, zum begrifflichen Aussprechen jenes ihres eigentlichen Lebensprincips gelangt. Denn eben dazu, die Idee des Guten als solches Princip, oder als *Problem* des philosophischen Erkennens aussprechen zu können, bedurfte es einer vorangehenden theoretischen Vermittlung. *Unmittelbar* ausgesprochen, ohne dafs zuvor das Problem des Erkennens oder der wissenschaftlichen Wahrheit ausgesprochen war, ohne dafs namentlich jene ersten Kategorien des Denkens, deren ausdrückliche wissenschaftliche Erfassung dem Geiste die unumgängliche Bedingung seiner Erhebung in das Reich der Abstraction oder Denkallgemeinheit, also in das Element des eigentlichen Wissens ist, durch philosophische Forschung zum Bewufstsein gebracht waren, würde die Idee nur jene populäre, praktische Bedeutung gehabt haben, zu der wir sie im Munde des Xenophontischen Sokrates in der That herabgezogen sehen. — Eben so wenig wird es befremden, wenn wir auf dem Höhepunct der alten Philosophie eine Gestalt, wie die des Aristoteles, auftreten sehen, dessen so umfassendes und grofsartiges wissenschaftliches Thun sich allerdings, wir stehen nicht an, es zu bekennen, nicht ohne Zwang unter die einseitige Herrschaft jenes, von seinen nächsten Vorgängern zu seinem reinsten und höchsten Ausdruck gebrachten eigenthümlichen Princips hellenischer Speculation würde einfügen lassen. Denn die Erscheinung des Aristoteles ist eben dadurch, dafs sie eine vereinzelte blieb, dafs sich an sie im Alterthum selbst keine organische Folge einer Entwicklung der in ihr enthaltenen Wissenskeime geknüpft hat, der sprechendste Beweis, dafs dem Alterthum eine nothwendige Bedingung, diese Keime zur Reife zu bringen, gefehlt haben mufs.

Dem Hrn. Verf. in das Nähere seiner historischen Bemerkungen innerhalb dieses Abschnitts folgen zu wollen, kann nicht unsere Absicht sein, da wir hier fast an jedem einzelnen Punct eine Untersuchung anzuknüpfen finden würden, die uns, wenn sie gründlich durchgeführt werden sollte, ins Endlose zu führen drohte. Denn allerdings müssen wir bekennen, dafs, so viel Beifallswerthes uns auch die Tendenz des Vfs., und der philosophische Sinn, in welchem diese Skizze entworfen ist, im Allgemeinen zu haben scheint, wir dagegen in der Darstellung des Besonderen doch nur selten dasjenige angetroffen haben, was wir an jeder Stelle eigentlich zu treffen gewünscht hätten. Davon mag der Grund zum Theil in einem von dem unsrigen abweichenden Princip der Auffassung liegen. Aber auch abgesehen hievon, scheint das Talent des Hrn. Verfs. ihn nicht vorzugsweise zu einer Darstellung solcher Art zu berufen, bei der es darauf ankommt, aus einer Masse geschichtlichen Stoffs eine Anzahl charakteristischer, prägnanter Züge herauszuheben, solcher, die uns wahrhaft fördern, indem sie zugleich unsere Anschauung auf die wichtigsten Puncte concentriren, und dabei doch nach allen Seiten den Blick in die Weite aufthun. — Am wenigsten befriedigt hat uns, was über die vorsokratische Philosophie gesagt ist.

Digitized by Google

Die Reihe von Thesen und Antithesen zwischen Jonischer und Dorischer Philosophie (S. 109—135), deren Gewaltsamkeit wohl jedem auffällt, der mit diesen Philosophemen auch nur oberflächlich bekannt ist, können wir nicht anders als verunglückt nennen. — Bei der Besprechung des Sokrates freute es uns (S. 153 f.) ein Moment beachtet zu finden, welches von den neuern Darstellern, die überhaupt dieser hohen Gestalt nicht ganz mehr die Gunst, wie ihre Vorgänger, zuwenden, häufig übersehen wird; nämlich die für die Philosophie und ihre Weltstellung, in einem Sinne, der vielleicht aufserdem nicht wieder vorkommt und die Vergleichung des Sokrates mit Christus, wenn sie sich innerhalb der geziemenden Schranken hält, zu einer gar nicht schlechthin abzuweisenden macht, epochemachende Bedeutung der *Persönlichkeit* dieses Mannes. Wie wir unsererseits diese Bedeutung zusammenhängend denken mit der eben von Sokrates recht eigentlich zum philosophischen Selbstbewufstsein gebrachten Idee des Guten, wird man aus unsern obigen Andeutungen leicht abnehmen. — Den eigentlichen Höhepunct oder die „objective Vollendung" der griechischen Philosophie findet der Verf. in Platon; und er will dies ausdrücklich (S. 179 f.) so verstanden wissen, dafs in Bezug auf den eigentlich speculativen Inhalt seit ihm weiter kein Schritt, auch durch Aristoteles nicht, sei vorwärts gethan worden. Um den Gehalt dieser Behauptung zu prüfen, würden wir nicht nur auf die Systeme des Platon und Aristoteles und ihre Darstellung durch den Verf., sondern auch auf den Begriff der Speculation als solcher und die Bedeutung des Fortschritts in ihr, eingehen müssen; denn in der eigenthümlichen Fassung dieses Begriffs durch unsern Hrn. Verf. liegt, wie sich weiter unten noch eine Gelegenheit finden wird, bemerklich zu machen, der Grund dieser und ähnlicher von ihm ausgesprochener Behauptungen. Uebrigens zählen wir uns nicht zu jenen einseitigen Verehrern des Aristoteles, über deren am Platon begangenes Unrecht der Hr. Verf. S. 181 Klage führt; aber das Verhältnifs beider Denker dahin bestimmen, dafs Aristoteles nur *gesagt*, was Platon *gethan* (oder, wie es der Verf. etwas motivirter ausdrückt, dafs „die von jenem in unmittelbarer Vernunftanschauung vollbrachte Geistesthat in diesem zu einer vom begreifenden Subject ausgehenden Rede werde"), scheint uns doch noch weniger angemessen. Auch könnte es ihm gar leicht begegnet sein, in seinem Bestreben, worin er sich mit den späteren Neoplatonikern und den aus ihrer Schule hervorgegangenen Commentatoren begegnet, den speculativen Gehalt der beiderseitigen Systeme als einen und denselben aufzuzeigen, seinerseits dem Platon nicht minder, wie dem Aristoteles Unrecht zu thun. — Als die gelungenste Partie ist uns im Ganzen die Schilderung der philosophischen Schulen des spätern Alterthums erschienen. Diese fafst der Verf. in die zwei grofsen Gegensätze des Epikurismus und Stoicismus (S. 220—251), und des Skepticismus und alexandrinischen Platonismus (S. 252—293) zusammen; wobei wir freilich die Berechtigung in Frage stellen müssen, die die zwei letztgenannten Denkweisen in gleichem Sinn, wie die ersteren es sind, als einen *historischen*, d. h. doch wohl im Selbstbewufstsein ihrer Anhänger vorhandenen, Gegensatz zu betrachten. Auch hier übrigens geht er offenbar zu weit, wenn er durch seinen vollkommen berechtigten Eifer, diesen Denkweisen die ihnen gebührende Bedeutung im realen, sittlichen und religiösen Leben der Alten zu vindiciren, sich verleiten läfst, ihnen den eigentlich speculativen Gehalt und Charakter gänzlich abzusprechen. Höchstens könnten wir von der epikurischen und stoischen Schule, auch wohl von der Mehrzahl der Skeptiker so viel gelten lassen, dafs ihr rein wissenschaftlicher Gehalt kein in strengerem Wortsinn eigenthümlicher, sondern ein mit frühern Philosophien ihnen gemeinschaftlicher, und nur theils durch einseitige Abstraction isolirter, theils zum Behuf einer praktischen Weltansicht äufserlich umgebildeter ist. Der alexandrinische Platonismus aber hat, bei allem Zurückgehen auf Platon und Aristoteles, auch einen eigenthümlichen und keineswegs unbedeutenden Gehalt, einen solchen, dessen speculativer Charakter auch nicht durch die vom Verf. dafür gebrauchte Kategorie der „ekstatischen Anschauung" zu beseitigen ist.

In dem Abschnitt über die „Vollendung der alten Geschichte" (S. 307—353) kommt der Verf. nochmals auf die realen, geschichtlichen Voraussetzungen der Philosophie zurück, und ergänzt das früher Gesagte durch eine Darlegung des Gegensatzes, den das Judenthum zu dem Heidenthum überhaupt und dem Griechenthum insbesondere bildet. Seine Vorliebe für natur-

Digitized by Google

und geschichtsphilosophische Parallelen läfst ihn hier das jüdische Prophetenthum mit der griechischen Philosophie, den Gegensatz der pharisäischen und sadducäischen Secte mit dem Gegensatz von Stoikern und Epikuräern, den Essenismus endlich mit dem alexandrinischen Platonismus zusammenstellen. Uebrigens wird man leicht abnehmen, dafs diese Betrachtung im Zusammenhange des Vf.'s nur der weltgeschichtlichen Motivirung der grofsen Thatsache dienen soll, in welcher er mit Recht die Vollendung oder das Endziel des organischen Verlaufes der alten Geschichte findet, der Erscheinung des persönlichen Christus. Es versteht sich, dafs der Sinn des Hrn. Vf.'s nicht etwa dahin geht, diese Motivirung ausschliefslich in die Seite des Judenthums, und nicht eben so sehr in die des Heidenthums zu setzen, oder das letztere für eine minder nothwendige Prämisse der göttlichen Offenbarung im Christenthum, wie das erstere, auszugeben. Von Allem, was er zum unmittelbaren Behuf dieser Motivirung, so wie überhaupt in Bezug auf die weltgeschichtliche Bedeutung des Christenthums und des persönlichen Christus sagt, haben wir nur zu bemerken, dafs wir uns damit in wesentlicher Uebereinstimmung befinden.

Nicht ganz so rasch dürfen wir an den zwei letzten Abschnitten des Buches, „die christliche Idee" (S. 353 — 396) und die „scholastische Philosophie" (S. 396 — 459), vorübergehen. Wir müssen, in Bezug auf den Inhalt dieser Abschnitte, vor Allem unsere obige Betrachtung wieder aufnehmen, und die Frage aufwerfen, welcher entsprechende Grund, wie oben in Bezug auf das Alterthum, so jetzt in Bezug auf die frühern christlichen Zeiten bis zum Ausgange des Mittelalters, sich aufzeigen läfst, der auch hier es nicht zu einer reinen Fassung des Problemes der Philosophie hat kommen lassen. Zuvörderst indefs möge es verstattet sein, auf die Bestätigung aufmerksam zu machen, die in der Wendung, welche die philosophische Speculation im Schoofse des Christenthums nahm, für unsere obige Bezeichnung des eigenthümlichen Charakters der Philosophie des Alterthums liegt. — Wenn es Thatsache ist, dafs beim ersten Auftauchen des philosophischen Strebens innerhalb der Christenheit, (es fällt aber solches Auftauchen schon in die allerersten Anfänge des christlichen Glaubenslebens), dieses Streben sich sogleich auf den grofsen Gegenstand des Christenglaubens, auf die göttliche Offenbarung, die in der Person Jesu Christi gegeben ist, warf, und den Inhalt dieser Offenbarung in einem *Begriff* zu fassen suchte; wenn es ferner als eben so notorisch eingestanden werden mufs, dafs von da ab durch anderthalb Jahrtausende hindurch die Philosophie sich ausschliefslich mit diesem Gegenstand beschäftigte; wenn endlich auch dies nicht in Abrede zu stellen ist, dafs mit der Aufnahme *dieses* Gegenstandes die bis dahin, und auch, in der bekanntlich noch durch mehrere Jahrhunderte fortgehenden heidnischen Philosophie, der Zeit nach beträchtlich darüber hinaus, nachweislich festgehaltene Continuität des philosophischen Entwicklungsganges mit einem Male abgebrochen, und von den Ergebnissen dieser Entwicklung nur ein äufserlicher Gebrauch zum Behuf der formalen Verarbeitung eines ganz anderen Erkenntnifsinhaltes gemacht worden ist: was könnte man da noch für einen ausdrücklichern, von der Weltgeschichte selbst geführten Beweis dafür verlangen, dafs der Charakter der antiken Philosophie wesentlich dieser war, eben das im philosophischen Bewufstsein aufzusuchen, was die christliche Philosophie als ein anderwärts, nämlich in realer, göttlicher Offenbarung *gegebenes* vorgefunden hat? — War aber solches der Charakter der vorangehenden Philosophie, so werden wir es nur als die natürliche Consequenz nicht sowohl dieses Charakters selbst, als vielmehr derselben, in der allgemeinen Natur und Bestimmung des Geistes begründeten Voraussetzungen, aus welchen auch jener Charakter hervorgegangen war, anzusehen haben, wenn das Streben derjenigen Philosophie, die wir vorzugsweise die *christliche*, oder bestimmter, die *christlich-kirchliche* nennen können, mit gleicher Unmittelbarkeit darauf gerichtet war, das in göttlicher Offenbarung Gegebene für die Erkenntnifs des denkenden Geistes zu *verarbeiten*. — *Verarbeitung eines Gegebenen*, darauf in der That beschränkt sich, wie man im Grunde längst eingesehen und zugegeben hat, das Geschäft der Philosophie innerhalb jener anderthalb Jahrtausende; und dies eben ist es, was den Charakter dieser Philosophie *als* philosophischer Speculation allerdings problematisch machen kann, auch für denjenigen, welcher mit uns die geschichtliche Nothwendigkeit einzusehen glaubt, dafs in Folge der allgemeinen Entwicklungsgesetze des Geistes dieser Charakter gar kein anderer sein konnte, als der er eben gewesen ist.

Digitized by Google

Um diesen Charakter, wenigstens in Bezug auf einen Theil der Gesammtmasse jener Philosophie, zu retten, bedient sich der Hr. Verf. einer auffallenden Wendung. Er giebt, was die ganze frühere Zeit betrifft, denselben unbedingt Preis, und bezeichnet die gesammte Philosophie des christlichen Alterthums und des patristischen Zeitalters als ein Werk, welches mit eigentlicher Speculation Nichts gemein habe, nämlich als reine Theologie oder Dogmatik. Dagegen läfst er mit dem Eintritt des scholastischen Zeitalters die philosophische Arbeit wieder anheben, und zwar ausdrücklich mit der Tendenz, die sie nach ihm auch wirklich durchgeführt haben soll, den Inhalt des christlichen Glaubens „von dem Charakter des blofsen Gegebenseins zu befreien, und ihn als Selbstthat des Denkens auszusprechen". — Was den Verf. zu einer so schroffen Stellung des Gegensatzes berechtigen konnte, das, wir bekennen es, vermögen wir nicht einzusehen. Wir wollten es uns gefallen lassen, wenn er sich begnügte, zu sagen, dafs bei den Scholastikern neben der Einheit des philosophischen Elementes mit dem theologischen, welche den Grundcharakter der patristischen Zeit ausmacht, sich auch ein Unterschied, ja hin und wieder ein Gegensatz und Widerspruch beider Elemente zu regen beginnt, ein solcher, den zu schlichten, — denn auf die Schlichtung bleibt auch ihre Tendenz wesentlich und durchgängig hingewandt, — eine ausdrückliche philosophische Arbeit nöthig wird. Wir wollten, sagen wir, dies uns gefallen lassen; wiewohl wir auch hier dagegen würden Protest einlegen müssen, dafs man diesen Unterschied nicht allzusehr auf die Spitze treibe. Denn auch dem patristischen Zeitalter waren ausdrückliche Entzweiungen des philosophischen Bewufstseins mit dem christlichen, ausdrückliche Kämpfe der Speculation mit der Dogmatik in den Geistern seiner vornehmlichsten Vertreter keineswegs fremd, und schwerlich würde sich unter den Scholastikern auch nur Einer auffinden lassen, in dessen Seele dieser Kampf auf eine so grofsartige, in Wahrheit riesenhafte Weise durchgekämpft worden ist, wie in der Seele eines Augustinus. Auch dafs die Arbeit der Scholastiker, worauf der Verf. (S. 407 f.) ein vorzügliches Gewicht legt, ausdrücklicher auf die Herstellung eines bestimmten Lehrzusammenhangs (zunächst jedoch nur eines äufserlichen, denn ein innerlicher fehlt auch bei den älteren Kirchenlehrern nicht) ausging, und insofern sich als eine mehr systematische darstellt, kann man dem Verf. zugestehen. Aber ganz noch etwas Anderes ist es, der Arbeit der Kirchenväter den Charakter einer philosophischen geradezu absprechen, sie ihr (S. 365) ausdrücklich aus dem Grunde absprechen, weil sie „die Idee nur *im* Denken, nicht *durch* das Denken besafsen", weil „das Interesse, welches sie ausschliefslich bewegte, die intellectuelle Erfassung des *gegebenen* Glaubensinhaltes war", kein Interesse eines „aprioristischen Wissens", — und dann der Arbeit der Scholastiker, dem theologischen System der Scholastiker in eben dieser Rücksicht den philosophischen Charakter zusprechen. *Diese* Antithese erscheint uns nicht nur als eine völlig unhistorische*), sondern sie beruht auch auf einem Begriffe der Philosophie oder des philosophischen Denkens, den wir, wie man schon aus unseren bisherigen Bemerkungen abnehmen wird, keineswegs theilen können.

*) Unhistorische Assertionen kommen auch im Einzelnen dieser Abschnitte gar manche vor. Dahin ist zu rechnen der Unterschied, der S. 375 zwischen den Begriffen des Logos und des göttlichen Sohnes gemacht wird; S. 385 die Behauptung, dafs die Trinitätslehre, „obgleich ihrem Wesen nach ein speculativer Gedanke", (war sie dies, wie sie es denn unstreitig war, wie kam sie dann in die alte Kirchenlehre, an der ja nach dem Verf. die Speculation keinen Theil gehabt haben soll?) dennoch „von der kirchlichen Auffassung in ihrer Wahrheit ausgesprochen werden konnte", (ein *speculativer* Gedanke in seiner *Wahrheit* auf *unspeculative* Weise ausgesprochen??) „ohne dafs diese, die Unbegreiflichkeit Gottes voraussetzend, sich auf ihre begriffliche Rechtfertigung eingelassen hätte"; S. 387 die Art, wie in dem „durch Augustinus angeregten Interesse von der Betrachtung des Menschen" der Anlafs zu dem kirchlichen Streit über die Doppelnatur Christi gesucht wird (bekanntlich ward dieser Streit in der morgenländischen Kirche geführt, welche den Einflufs des Augustinus so gut wie gar nicht empfunden hatte); S. 440, dafs Thomas von Aquino den Anselmischen Beweis für das Dasein Gottes adoptirt haben soll u. s. w.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 104.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1843.

Geschichte der Philosophie seit Kant. Von Dr. Chr. J. Branifs.

(Schlufs.)

Sie beruht auf der Voraussetzung, dafs der Charakter *aller* Philosophie jener reine Apriorismus des Denkens sei, der in seiner wahren Bedeutung vielmehr erst, wie *wir* es ansehen, durch die neueste Philosophie herausgearbeitet ist; auch dort jedoch nicht, um fortan das *ausschliefsliche* Element des philosophischen Erkennens zu bilden. Näher betrachtet dürfte sich vielleicht erweisen, dafs gerade diese Forderung eines absoluten Apriorismus für alle Philosophie, — und sie ist es, aus welcher unstreitig auch oben die Behauptung geflossen war, die speculative Productivität des Alterthums habe schon mit Platon ihr Ende erreicht, — auf einem Verkennen des wahren Apriorismus der Vernunft beruht. Denn eine über die eigentliche Bedeutung der Vernunftidee und Vernunftnothwendigkeit in dem Sinne, wie es seit Kant möglich geworden, aber lange noch nicht von allen Forschern erreicht worden ist, aufgeklärte Philosophie wird es sich schwerlich einfallen lassen, in das Bereich des reinen Prius das alles hereinzuziehsn, was nach unsrem Verf. Platon, oder gar, was die Scholastiker zum Inhalt eines rein apriorischen Denkens gemacht haben sollen.

Die Bezeichnung der Arbeit des urchristlichen und des patristischen Zeitalters als einer wesentlich dogmatischen, dogmenbildenden, aber nicht philosophischen, geschieht bei unserm Verfasser mit unverkennbarem Hinblick auf die bekannte Schleiermacher'sche Unterscheidung zwischen Philosophie und wissenschaftlicher Dogmatik. Wir bekennen indefs, dafs wir diese Unterscheidung zwar für denjenigen, der sich auf den eigenen wissenschaftlichen Standpunct Schleiermacher's stellt, durch die engere Begränzung des Begriffs eigentlicher Speculation, den auch dieser Standpunct, ähnlich, wie der des Verfassers, in sich schliefst, motivirt, sonst aber weder durch die Natur der Sache, noch durch das eigene Beispiel ihres Urhebers, dessen berühmtes Werk über Glaubenslehre so entschieden, wie nur je ein anderes, einen philosophischen Charakter, ja den Charakter eines bestimmten philosophischen Systems trägt, gerechtfertigt finden können. Auch in der geschichtlichen Betrachtung des Processes der Dogmenbildung im christlichen Alterthum wird man solche Rechtfertigung vergebens suchen. Es läfst sich allerdings *sagen*, dafs (S. 365) „die alten Kirchenlehrer sich zum substantiellen Glauben ganz eben so, wie etwa die modernen Physiker zur Natur, gestellt haben", aber es läfst sich auch *nur* sagen. Denn wer so sagt, bedenkt nicht das ganz verschiedene Verhältnifs der empirischen Physik zu ihrem Gegenstande, im Gegensatze des Verhältnisses der Theologie zu dem ihrigen, wenn man immerhin auch diesen, was wir keineswegs misbilligen, im höhern Sinne einen empirischen nennen mag. Die Physik hat an der Mathematik ein allezeit bereites Werkzeug zur Verarbeitung der von der Erfahrung ihr dargebotenen Gegenstände, zur Vermittlung des äufserlich Objectiven mit dem denkenden und wissenden Subjecte. Was aber vertritt für die Theologie die Stelle eines solchen Erkenntnifsinstrumentes? Wollte man erwiedern, es bedürfe für sie eines solchen nicht, da *ihre* Erfahrung nicht blofs eine äufserliche, sondern wesentlich zugleich eine innerliche sei: so würden wir zu bedenken geben, einestheils, worin sich dann noch das Dogma von dem unmittelbaren Glauben unterscheiden soll, wenn seine Bestimmung darein gesetzt wird, ohne wissenschaftliche Vermittelung nur ein innerlich Erfahrenes auszusprechen, sodann aber, ob es sich nicht auch hier, ganz eben so, wie bei der Naturwissenschaft, die ja von der sinnlichen Empfindung und Vorstellung, also auch ihrerseits von einer *innern* Erfahrung aus-

Digitized by Google

geht, wesentlich darum handelt, das vom erfahrenden Subject unabhängige *An-sich* der religiösen Erfahrung, das Göttliche als absolute, gegenständliche Wahrheit, zum Bewufstsein zu bringen, und ob dies ohne eine wissenschaftliche, von der religiösen Erfahrung *als* solcher unterschiedene, Denk- und Erkenntnifsthätigkeit geschehen könne? Schon aus dieser einfachen Erwägung läst sich abnehmen, dafs auch die Gründer des Dogma sich bei diesem ihrem Geschäft, sei es mit oder ohne Bewufstsein eines wissenschaftlichen Organes bedient haben werden, und dafs nach diesem Organe ihr Thun, welches denn doch nicht mit der göttlichen Offenbarung als solcher, oder mit der unmittelbaren Wirkung des heiligen Geistes in den Gemüthern der Gläubigen, verwechselt werden darf, zu benennen sein wird. Das Wahre ist indessen, dafs sie, wenigstens zum grofsen Theile, mit klarem Bewufstsein ein solches Organ gebraucht, und dafs sie an ihrem Theile dieses Organ nie anders als mit dem Namen der *Philosophie* benannt haben. Auch kann über die wesentliche Gleichartigkeit dieses Organes mit dem, was bereits im Alterthum jenen Namen führte, und dagegen seine gänzliche Verschiedenheit von den Organen der eigentlichen, wissenschaftlichen Empirie, in der That schwerlich jemand im Zweifel bleiben, der überhaupt auf diesen Punct eine ausdrückliche Aufmerksamkeit wenden will. Auf die äufsere Form der Systematik wird man es dabei nicht ankommen lassen wollen; wer aus *diesem* Grunde den Kirchenvätern, im Gegensatze der Scholastiker, den speculativen Charakter absprechen wollte, der müfste ihn aus gleichem Grunde auch dem Platon absprechen.

In diesem Sinne nun bedenken wir uns nicht, — dem Verfasser gegenüber, dessen Begriff von Philosophie und philosophischer Entwicklung nirgends mehr als hier in den härtesten Conflict mit der Geschichte kommt, gegen die er eine gleich grofse Gawaltsamkeit begeht, wenn er den Scholastikern ein philosophisches System in *seinem* Sinne zuspricht, und wenn er der früheren Kirchenlehre *alle* Philosophie abspricht, — die gesammte Kirchenlehre als *Lehre* für ein Werk der Philosophie zu erklären; freilich nicht einer solchen, die nur aus sich selbst, nur aus reinem, aprioristischem Denken geschöpft hätte. Die Philosophie, welche dieses Werk gegründet hat, ist nicht jünger, als das Christenthum selbst; ihre Anfänge sind bereits im neuen Testament zu finden, und der Apostel Johannes darf mit bestem Recht der erste Philosoph der Christenheit genannt werden. Fortgesetzt aber hat sich dieses Werk in ununterbrochener Folge von der urchristlichen Zeit in die patristische, und von der patristischen in die scholastische, bis an den Schlufs der letztern und noch über diesen Schlufs hinaus, in die Dogmatik und, setzen wir hinzu, indem wir damit einen sehr bedeutenden Zweig dieser Fortentwicklung anzudeuten glauben, in der Mystik auch der neueren Jahrhunderte. Es ist noch geraume Zeit hindurch neben dem schon begonnenen Werke der Entwicklung der neueren, in ihrer Wurzel von der Glaubenslehre unabhängigen Philosophie fortgegangen, ja es geht, wiewohl mit sehr geschwächter Kraft, bis es ganz wird in die letztere aufgenommen sein, um aus ihr heraus sich neu verjüngt zu erzeugen, — noch jetzt neben derselben fort, auf entsprechende Weise, wie auch die Philosophie des Alterthums noch Jahrhunderte hindurch neben der begonnenen christlichen fortging. Weil indefs diese Entwicklung keine im strengen Sinne organische ist, — sie konnte es eben darum nicht sein, weil die Philosophie an einen bestimmten, gegenständlichen Inhalt gebunden war, und nicht frei, wie im Alterthum und wie in der neuern Zeit seit *Baco* und Cartesius, sich aus sich selbst heraus entwickelt hat, — so fällt es auch schwer, innerhalb derselben so bestimmt gegen einander sich gliedernde Gruppen und Perioden zu unterscheiden, wie in jenen beiden andern Entwicklungsreihen. Allerdings besteht ein Unterschied zwischen der patristischen und der scholastischen Zeit, und wir selbst haben vorhin eine Andeutung gegeben über die Beschaffenheit dieses Unterschiedes; aber keineswegs ist auf denselben, auch was die philosophische Seite betrifft, von der hier allein die Rede ist, das grofse Gewicht zu legen, welches unser Hr. Verf. darauf legt. Von gleicher, wo nicht von gröfserer Bedeutung ist im patristischen Zeitalter selbst der Gegensatz der morgenländischen und der abendländischen Entwicklungsreihe, — die Kluft zwischen Augustinus und Thomas von Aquino ist, auch in philosophischer Hinsicht, nicht gröfser, ja kaum so grofs, als die zwischen Origenes und Augustinus, — im scholastischen aber der Gegensatz zwischen Scholastik im engern Sinne und Mystik; letzterer um so mehr, als

Digitized by Google

es nicht ein durch Verschiedenheit der Zeiten und der Völker bedingter, sondern aus der Sache selbst, aus dem Princip der philosophisch-religiösen Entwicklung heraus erzeugter ist.

Wie die speculative Productivität des Alterthums, so soll nach dem Verfasser (S. 456) die speculative Productivität des Mittelalters in der Leistung des Thomas von Aquino sich erschöpft haben. — Referent kann sich nicht rühmen den Schriften eines Duns Scotus, Occam u. s. w. ein selbstständiges Studium zugewandt zu haben, aber da auch bei dem Hrn. Verfasser sich keine Anzeichen eines solchen finden, so erlaubt er sich, denselben auf Darstellungen, wie jetzt die sehr reichhaltige im zweiten Bande von F. Ch. Baur's Geschichte der Dreieinigkeitslehre, zu verweisen, aus denen, meinen wir, allerdings hervorgeht, dafs der geschichtlich so berühmt gewordene Gegensatz des Ersteren der beiden hier Genannten gegen Thomas denn doch eine andere Bedeutung hat, als „theils nur eine speciellere Durchführung einzelner Momente seines Systemes, theils unfruchtbar grübelnde, gegen Particularitäten Bedenken erhebende Kritik" zu sein. Schwerlich hat diese Behauptung, der man wohl nicht Unrecht thut, wenn man sie eine aus der Luft gegriffene nennt, einen andern Grund, als dafs dem *Verfasser selbst* zu seiner so ganz im Allgemeinen und *Unbestimmten* sich haltenden Darstellung des kirchlich-scholastischen Systemes mit Thomas von Aquino die Mittel ausgegangen waren; aufserdem hätte gerade dieser Gegensatz der zwei berühmtesten Scholastiker *ihn* von der Unhaltbarkeit seiner allgemeinen Bezeichnung des Charakters der Scholastik überzeugen müssen. Denn so unbestreitbar es ist, dafs wir in Thomas jenes System in seiner gediegensten, architektonisch-symmetrischen Ausführung vor uns haben, so unverkennbar scheint es uns, dafs, was den Duns über Thomas hinaustrieb und ihn in seiner Freiheitslehre jene Harmonie des Systems zu zerstören trieb, nichts anders war, als gerade der Drang nach dem, was der Verfasser von vorn herein der Scholastik überhaupt vindiciren will, nach einem reinern Aprioris-mus des Denkens; damit aber ausdrücklich zugleich nach einer bestimmtern Ausscheidung des speculativen Elements von dem realen, welches darum doch keineswegs durch jenes absorbirt werden sollte. Referent glaubt nicht zu irren, wenn er in Duns Scotus, von dessen Philosophie er zu diesem Behuf noch genauere Kenntnifs zu nehmen nicht unterlassen wird, vorläufig die mächtigste Anstrengung erblickt, welche die kirchliche Philosophie überhaupt gemacht hat, um zu einem von aller religiösen Voraussetzung unabhängigen Anfange der Speculation zu gelangen. In diesem Sinne könnte er gar wohl, als zweiter Gipfelpunct der Scholastik, dem Thomas auf ähnliche Weise zur Seite geordnet werden, wie im Alterthum Aristoteles dem Platon. Denn wie Platon und Thomas die Vollendung der hellenischen und der scholastischen Philosophie innerhalb des einer jeden eigenthümlichen Kreises, so würden, falls es sich mit dieser Voraussetzung richtig verhalten sollte, Aristoteles und Duns die Puncte bezeichnen, wo jede dieser beiden Philosophien dem Begriff einer von jeder Particularität befreiten, reinen oder universellen Philosophie am nächsten gekommen wäre.

Da der Hr. Vf. seine Darstellung mit Thomas von Aquino abbricht, so würde es den Zweck einer Beurtheilung seines Buches zu überschreiten scheinen, wenn wir unsere Bemerkungen noch über die Philosophie der spätern Perioden erstrecken wollten. Doch glauben wir es dem Zusammenhange schuldig zu sein, noch ausdrücklich die Frage aufzuwerfen, ob in jener Darstellung, wie sie vorliegt, die Prämissen gegeben sind zu einer richtigen und genügenden Auffassung des Gesammtcharakters jener neueren Entwicklungsperiode der Philosophie überhaupt, von welcher die mit Kant anhebende Periode wiederum nur einen Theil, wenn auch den an sich reichsten und für uns wichtigsten bildet. Dafs von dem Gesichtspunct aus, den wir oben für die Auffassung dieses Theiles angaben, diese Frage kaum wird bejaht werden können, wird man sich leicht selbst sagen; es liegt uns aber ob, unser Bedenken durch Hinweisung auf die Schwierigkeit, in die sich, wie wir dafür halten, der Vf. verwickelt, noch etwas näher zu motiviren. Wenn schon die scholastische Philosophie die vollständige Durchdringung des christlichen Glaubensinhalts mit dem philosophischen Bewufstsein, ja nicht nur diese Durchdringung, sondern, — was auch nur als *möglich* überhaupt erst zu erweisen wäre, — das vollständige *Aufgehen* dieses Inhalts in das begreifende Denken enthalten soll: welche höhere Stufe, so liegt dann nahe zu fragen, blieb doch der Philosophie noch übrig zu erklimmen, und woher für sie die Nothwendig-

Digitized by Google

keit eines neuen, von einem neuen Ausgangspuncte anhebenden Entwicklungsganges? Es ist wahr, der Hr. Vf. hat eine Formel in Bereitschaft um diese Frage zu beantworten, und er ermangelt nicht, am Schlusse seines Buches von dieser Formel Gebrauch zu machen. „Vorchristlicher Pantheismus", so heiſst es dort, „und christlicher Theismus wurden in ihrer Wechselbestimmung die Grundelemente des modernen Selbstbewuſstseins". Die Philosophie der neuern Zeit wird also wohl in einer wissenschaftlichen Vermittlung dieser beiden Elemente bestehen sollen; es werden in ihr die zwei, durch den Vf. von vorn herein als Grundbestimmungen des menschlichen Geistes unterschiedenen Momente des Naturbewuſstseins und des Gottesbewuſstseins erst ihre letzte und eigenliche Durchdringung finden sollen. Allein Ref. vermag nach den Prämissen des Vfs. das Bedürfniſs einer solchen Vermittelung, einer solchen Durchdringung sich nicht klar zu machen. Auch der christliche Glaubensinhalt enthält ja, nach seinen bestimmten Erklärungen, schon eine Versöhnung des Natürlichen mit dem Göttlichen, ein pantheistisches Element neben und in Vereinigung mit dem theistischen. Soll daher die scholastische Philosophie diesen Inhalt vollständig in sich aufgenommen und wissenschaftlich verarbeitet haben, so scheint zu folgen, daſs nach der Ansicht des Verfassers schon sie das Werk vollbracht haben müſste, welches er der neuern Philosophie zutheilen will. Wir müssen es dem Hrn. Verfasser überlassen, in dem Fortgange seines Werkes diesen Anstoſs zu beseitigen, bekennen jedoch, daſs er sich, so weit aus dem Vorliegenden ein Urtheil verstattet ist, durch seine gegenwärtige Abhandlung die Lösung seiner eigentlichen Aufgabe eher erschwert, als erleichtert zu haben scheint.

Für die von uns im Obigen aufgestellte Ansicht könnte zunächst nur etwa der Umstand noch eine Schwierigkeit zu bewirken scheinen, daſs wir die neue Entwicklungsperiode der Philosophie, diejenige, in welcher die Philosophie, zum ersten Male von dem unmittelbaren Dienste der religiösen Interessen vollständig emancipirt, nur sich selbst angehört, und eben dadurch auch zu einer vollständigern Lösung des theoretischen Räthsels, welches noch ungelöst in der Religion enthalten ist, sich geschickt und tüchtig macht, — daſs, sagen wir, wir *diese* Entwicklungsperiode nicht sogleich mit dem Kantischen Anfange beginnen sehen. Die Bedeutung des vorkantischen Abschnitts dieser Periode zu erklären, in entsprechender Weise, wie wir im Obigen die Bedeutung der beiden vorangehenden gröſsern Perioden nicht sowohl erklärt, als vielmehr nur andeutungsweise ausgesprochen haben, bleibt ohne Zweifel ein Problem, dem sich der von uns eingenommene Standpunct nicht entziehen darf. Man wird nicht erwarten, daſs wir *hier* auf die Lösung dieses Problemes eingehen; es möge genügen, bemerklich zu machen, wie es im Allgemeinen wohl befremden kann, das Schauspiel, welches die Geschichte der Philosophie im Ganzen und Groſsen gewährt, innerhalb des einzelnen Zeitabschnitts wiederholt zu sehen. Eben darum, weil das Problem der Philosophie dem Geiste nicht unmittelbar gegeben ist, sondern auf selbst philosophischem Wege von ihm erarbeitet werden muſs, eben darum bedurfte es nicht nur in der Geschichte der Philosophie überhaupt, sondern ausdrücklich noch innerhalb der Periode, welche dieses Bewuſstsein in seiner Reinheit zu Tage fördern sollte, einer wissenschaftlichen Vorarbeit. Der Anfang der neuern Entwicklungsperiode wird nur auf negative Weise bestimmt bezeichnet, durch die Abkehr des Geistes von der *ausschlieſslichen* Beschäftigung mit dem *christlichen* Glaubensinhalte; in positiver Hinsicht sind mehrere Anfangspuncte gegeben: die Wiederaufnahme der Studien des klassischen Alterthums und der, nicht bloſs formalen, Beschäftigung mit griechischer Philosophie; der Beginn der methodischen physikalischen Empirie mit Baco; die Einkehr des Geistes in den reinen Gedanken seiner selbst mit Cartesius; endlich das in der bereits angegebenen Weise epochemachende Unternehmen der Vernunftkritik. Schon die Mehrheit *dieser* Ausgangspuncte zeigt, wie eng auch in der neuern Zeit die Philosophie mit der Allgemeinheit des Geisteslebens verflochten bleibt; aber diese Verflechtung hindert nicht, daſs nicht innerhalb dieser Periode die Philosophie, durch das Bewuſstsein ihrer eigenthümlichen Probleme, erst zu ihrer wahren Selbstständigkeit als Wissenschaft gelangen, und dadurch eine von der früheren wesentlich unterschiedene Weltstellung einnehmen kann.

Weiſse.

Digitized by Google

№ 105.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1843.

LIII.

Sophokles. Sein Leben und Wirken. Nach den Quellen dargestellt von Adolf Schöll. Frankfurt am Main 1842. *Verlag der Joh. Christ. Hermann'schen Buchhandlung (F. E. Suchsland). VIII und* 398 *S.* 8.

Zweiter Artikel.

Hiermit sehn wir uns aber zugleich an einen dritten Hauptpunct erinnert, den Hr. Sch. zwar aus seinen Beiträgen bereits als erledigt und ausgemacht voraussetzt, auf den wir aber hier um so mehr eingehen müssen, als er nicht nur höchst wesentlich zu der Einsicht in Sophokles dramatischen Charakter gehört, sondern auch die Art, wie ihn Hr .Sch. aller urkundlichen Forschung und philologischen Sophrosyne zum Trotze behandelt hat, selbst an den bisher betrachteten Mifsgriffen nicht die kleinste Schuld trägt. In letzter Instanz trifft diese Schuld allerdings mittelbar den Urheber der Trilogienhypothesen selbst, dessen an den Tragödien des Aeschylus entwickelte Principien Hr. Sch. nur ganz consequent auf Sophokles und Euripides übergetragen hat, und dessen übrigen eminenten Verdiensten unbeschadet ich doch meine wohlbegründete Ueberzeugung nur dahin aussprechen kann, dafs durch ihn bereits diese wichtige Frage von dem richtigen Wege abgeleitet worden ist; darauf brauche ich inzwischen hier um so weniger zurückzugehen, als jener auch bei der subjectivsten Kühnheit seiner Combinationen doch nie den ächt philologischen Sinn und Tact und die Achtung vor dem gegebenen Grunde verläugnende Gelehrte selbst in der Schrift über die griechische Tragödie S. 1548 fgg. die Consequenzen seines Schülers perhorrescirt und jedenfalls zwischen beiden der wesentliche Unterschied eintritt, dafs Welcker das Zeugnifs des Suidas über Sophokles berücksichtigt und mit seiner Hypothese zu vereinigen sucht, während Hr. Sch. es dergestalt gering schätzt, dafs er ihm in der vorliegenden Biographie des Dichters gar keinen Platz einräumt. „Einstweilen bemerk' ich nur, sagt er in der Vorrede, dafs das, was in den Werken der Dichter selbst klar geschrieben steht, kein späteres Zeugnifs über sie, am wenigsten das eines Suidas, entkräfte", und bemäntelt seine ungründliche Willkür mit dem Gemeinplatze: „wer an der Quelle trinkt, wird nicht der sein, der schlechter schöpft", als ob es hier genug wäre, *dafs* jemand aus der Quelle schöpfe, d. h. die Worte eines Schriftstellers für seine Sache anführe, und nicht vielmehr Alles darauf ankäme, *wie* er dieselben erkläre und verstehe, wozu es bekanntlich für den Spätgebornen vieler fremder Hülfsmittel und umfassender Studien bedarf, weil sonst jede Auslegung und Behauptung, die sich auf die Quelle stützte, gleiche Berechtigung hätte und der Erklärer sich in dem Falle eines Richters befände, der keine Zeugen für oder wider abhören wollte, weil die Handlung für sich selbst sprechen müsse! Stünde es freilich in Sophokles Werken geschrieben, dafs er sie tetralogisch verbunden habe, so könnten wir nicht darauf hören, wenn ein unkritischer Compilator mehr als tausend Jahre später schreibt: ἦρξε τοῦ δρᾶμα πρὸς δρᾶμα ἀγωνίζεσθαι, ἀλλὰ μὴ τετραλογίαν: nun aber steht die Sache so, dafs wir weder aus Sophokles eigenem Munde noch bei irgend einem sonstigen Zeugen des Alterthums das Geringste über eine solche tetralogische oder auch nur trilogische Verknüpfung hören, ja nicht einmal eine Didaskalie bekannt ist, in welcher drei oder vier seiner Stücke zu gleichzeitiger Aufführung vereinigt erschienen, und folglich die so verächtlich behandelte Stelle des Suidas durch ein starkes *argumentum a*

Digitized by Google

silentio beglaubigt wird, während das, was Hr. Sch. als „ein Schöpfen aus der Quelle" ihr entgegensetzt, nichts anders als seine unter der vorgefafsten Ansicht einer solchen Verknüpfung gemachte Analyse, folglich wieder eine reine *petitio principii* ist, die er dann zur urkundlichen Begründung seiner Prämisse noch mit einer andern ähnlichen unterstützt. Denn allerdings hat er sich in der Vorrede zu den Beiträgen auch auf die Ueberlieferung berufen, dafs die tragischen Dichter stets mit je vier Stücken wetteiferten, und ich räume ihm gern ein, dafs bei dem religiösen und politischen Charakter der Tragödie in Athen „die Anzahl der Dramen, die, wo nicht die Zahl des Chors und der Schauspieler, doch die Anstrengung derselben und die Kosten der Einlernung und Ausstattung bedingte, nicht der Willkühr des Dichters heimgestellt sein konnte"; dies geht aber nur gegen diejenigen Ausleger des Suidas, welche dessen Worte so verstanden haben, dafs Sophokles angefangen habe, statt vier Tragödien wenigstens mitunter auch nur eine zum Wettstreite zu bringen, nicht die Auctorität des Grammatikers selbst, von welchem er Beitr. S. 33 sehr richtig bemerkt, dafs seine Worte vielmehr das enthalten, „Sophokles habe es aufgebracht, mit Dramen zu kämpfen, deren jedes, ohne an den Inhalt oder die Wirkung des andern gebunden zu sein, wie ein Einzelkämpfer in die Schranken trat"; und hier liegt nun die *petitio principii* darin, dafs er mit jener Ueberlieferung von der gleichzeitigen Aufführung dreier Tragödien nebst einem Satyrdrama desselben Dichters sofort die ästhetische Foderung eines nothwendigen Zusammenhangs und einer wechselseitigen Abhängigkeit dieser Dramen von einander verbindet und demgemäfs alle Sophokleischen Stücke zu Trilogien oder Tetralogien gruppirt, ohne dem Widerspruche des Suidas auch nur insofern Rechnung zu tragen, dafs er eine Vereinbarung desselben mit den Anfoderungen der Wissenschaft versucht hätte. Gleichwohl ist eine solche meines Erachtens nicht nur möglich, sondern auch zugleich die einzige Art, wie seine Worte selbst sprachlich genügend erklärt werden können. An sich würde mir selbst schon die obige Erklärung, welche im Wesentlichen die Welcker'sche ist, insofern genügen, als ich auch die ästhetische Foderung, welche Hr. Sch. stellt, keineswegs unbedingt zugebe, noch die Behauptung der Beiträge S. 24 anerkenne, dafs „wir kein einziges sicheres Beispiel einer unverbundenen Tragödie kennen", sintemal selbst von Aeschylus in der Persertrilogie ein solches sonnenklar vorliegt und der Trumpf der „Vermuthung auf eigner Faust", den Hr. Sch. gegen diese Behauptung richtet, im Gegentheil auf die zurückfällt, die aus zwei erhaltenen Versen des Phineus und einigen gleichgültigen und theilweise ungewissen Bruchstücken des Glaukos Potnieus eine Ideenverbindung zwischen diesen beiden mythischen Stoffen und dem durch und durch geschichtlichen der Perser herauszutasten gesucht haben; eben deshalb aber kann ich freilich nicht mit Welcker gerade darin eine Neuerung des Sophokles erblicken, die es doch nach Suidas sein soll, und halte es aufserdem auch sprachlich nicht für gerechtfertigt, dafs δρᾶμα πρὸς δρᾶμα, was ja nicht *Stück für Stück*, sondern *Stück gegen Stück* heifst, nur auf die Trennung der einzelnen Dramen von einander gehn soll, so dafs ich allerdings früher selbst die Böckhische Ansicht von Wettkämpfen einzelner Dramen theilte (Quaestt. Oedipod. p. 38), bis ich noch vor Böckh's eigener Modification im Ind. Lectt. Berol. 1841—42 zur Einsicht einer andern Möglichkeit gelangte, durch welche die Ueberlieferung von viertheiligen Didaskalien mit der Auctorität und dem Wortsinne des Suidas völlig versöhnt werden kann. Wir müssen uns nämlich nur erinnern, dafs die Schauspiele in Griechenland eben so wenig wie in Rom auf einen einzigen Tag beschränkt waren; vier Tage geben aus Plutarch. de republ. seni ger. c. 3. hervor, und dafs es gewöhnlich drei waren, schliefse ich aus der von Fritzsche in der trefflichen Abhandlung *de mercede judicum* (Rostoch. 1839. 4.) hinlänglich bestätigten Angabe des Philochorus bei Harpokration p. 146, dafs das Theorikon, das seinem bekannten Ursprunge nach für jede Aufführung zwei Obolen betragen mufste, von Anfang auf eine Drachme festgestellt worden sei *); fragen wir nun, wie sich die drei viertheiligen Didaskalien, mit welchen die Dichter bei diesen Gelegenheiten wettei-

*) Τὸ πρῶτον νομισθὲν sagt Philochorus ausdrücklich und zwar im dritten Buche, dessen Gränze nach Böckh über den Plan der Atthis S. 15 etwa Ol. 80. war; die Angabe von Zenobius III, 27: ἐπὶ Διοφάντου τὸ θεωρικὸν ἐγένετο δραχμῆ (Ol. 96. 2) geht offenbar nur auf die Wiederherstellung desselben nach dem Unglücke; vgl. Böckh Staatshaush. B. I, S. 240.

Digitized by Google

ferten, auf diese Tage vertheilten, so ist zweierlei denkbar, entweder dafs an jedem Tage vier Stücke des nämlichen Verfassers hintereinander aufgeführt wurden, oder dafs jeder derselben an jedem Tage Eins aufführen liefs, und darin liegt denn eben, wie mir scheint, der Gegensatz des δρᾶμα πρὸς δρᾶμα ἀγωνίζεσθαι und der Tetralogien bei Suidas, der wesentlich genug ist, um an den Namen eines Dichters wie Sophokles geknüpft zu werden. Dafs ursprünglich die vier Stücke, welche eine Tetralogie bildeten, einander auch unmittelbar folgten, gebe ich unbedenklich zu und lasse mir für jene ersten Zeiten auch einen nähern Zusammenhang derselben gefallen, der aus der muthmafslichen Entstehung der tragischen Trilogie, wie sie neuerdings Droysen in den Kieler philol. Studien umrissen hat, sehr wahrscheinlich wird; allmählig aber scheint, in demselben Mafse, wie sich die einzelen Dramen zu organischen Kunstgebilden verselbständigten, jener gröfsere Zusammenhang dem Willen des Dichters und der Beschaffenheit des gewählten Stoffs anheimgestellt worden zu sein, und nachdem derselbe, wie die Persertrilogie zeigt, bereits von Aeschylus mit Erfolg aufgelöst worden war, konnte Sophokles leicht noch den letzten Schritt dazu thun, durch Vertheilung der einzelen Dramen auf verschiedene Tage sowohl den Genufs des Publicums zu vermannigfachen, als auch die Vergleichung der wetteifernden Dichter selbst durch die wiederholte Aufeinanderfolge ihrer Stücke zu erleichtern, und zugleich für die Schauspieler zu sorgen, welche, da sie den einzelen Dichtern zugetheilt wurden, durch die Aufführung einer ganzen Tetralogie hintereinander über die Gebühr angestrengt wurden. Denn wenn Polus auch später noch der angeführten Stelle aus Plutarch zufolge in vier Tagen acht Tragödien aufführte, so war dies eine aufserordentliche Leistung, wo er zwei ganze Didaskalien übernommen zu haben scheint; das Gewöhnliche blieben offenbar vier Stücke auf drei oder vier Tage vertheilt, und selbst jenes Zeugnifs über Polus beweist, dafs damals keine ganze Tetralogie mehr hintereinander aufgeführt wurde, weil acht Stücke auf vier Tage vertheilt für jeden nur zwei ergeben, so dafs ein drittes an jedem dieser Tage von einem anderen Schauspieler gegeben worden wäre; wobei sich denn übrigens weiter von selbst versteht, dafs an kleineren Festen, oder an ärmeren Orten, die eine mehrtägige *instauratio ludorum* nicht bestreiten konnten, mitunter auch nur ein Stück von jedem Dichter zur Aufführung gekommen sein mag, ohne dafs darum der Singular in den von Böckh l. c. p. 11 erwähnten Beispielen der ursprünglichen attischen Vierzahl Abbruch thäte. Jene Aenderung aber dürfen wir in Suidas erwähntem Zeugnisse über Sophokles um so sicherer enthalten denken, als dieses Dichters besondere Sorgfalt für seine Schauspieler bekannt ist, und wenn sie der Grammatiker der Tetralogie entgegensetzt, so entspricht dies ganz der scharfsinnigen Bemerkung von Planck de Euripidis didascalia Troica (Göttingen 1841. 8.) über den Unterschied von διδασκαλία und τετραλογία, den ich keineswegs mit Böckh l. c. p. 5 für Zufall erklären, sondern nur so modificiren möchte, dafs τετραλογία vier aufeinanderfolgende, διδασκαλία nur vier zu gleichzeitiger Aufführung bestimmte Dramen desselben Dichters bedeutete, ohne damit für den einen oder andern Ausdruck den innern Zusammenhang der einzelnen Stücke mit Nothwendigkeit anzunehmen oder auszuschliefsen.

Nach dieser Erörterung würden wir also schon von vorn herein weder sprachlich noch urkundlich berechtigt sein, bei Sophokles, auch wenn er fortwährend vier Stücke gleichzeitig auf die Bühne brachte, Tetralogien im ächten und klassischen Sinne des Wortes vorauszusetzen; inzwischen kommt hier allerdings das Wenigste auf das Wort, sondern Alles auf die Frage an, ob überhaupt für alle gleichzeitig aufgeführten Stücke ein ähnlicher Nexus anzunehmen sei, wie er z. B. die Theile der Orestie oder Lykurgie bei Aeschylus zu einem gröfseren Ganzen verbindet, und folglich selbst da, wo die Zeitgenossen eines Stückes, wie solches bei dem Sophokleischen stattfindet, nicht bekannt sind, schon an sich jedes derselben einer solchen drei- oder viertheiligen Gruppe angehört haben müsse; und da gerade dieses Hr. Sch. auch ohne alle Rücksicht auf die Ueberlieferung durch ästhetische Nothwendigkeit nachweisen zu können und an concreten Beispielen nachgewiesen zu haben glaubt, so werden wir auch diese noch etwas näher in's Auge fassen müssen. Wäre freilich seine Argumentation davon ausgegangen, dafs die aufeinanderfolgende Aufführung an einem Tage jenen Zusammenhang nothwendig mache, so könnten wir hoffen, dafs die eröffnete Theilung in mehre Tage

Digitized by Google

wenigstens für Sophokles seine ästhetischen Scrupel beschwichtigen würde, zumal da nicht abzusehen ist, warum derselbe Anspruch innern Zusammenhanges nicht eben so wohl auch an die Stücke des nämlichen Jahres, ja des nämlichen Dichters gestellt werden dürfte; wenn wir aber lesen, wie er es Beitr. S. 670 als unbedingte Behauptung aufstellt, dafs „niemals in der Blüthezeit der attischen Tragödie ein Dichter seine vier Dramen ohne eine kunstgemäfse Verbindung, nur wie bunte Waare zur Aufführung gebracht habe" und selbst die erhaltenen Dramen (S. 356) trotz ihrer inneren Rundung als Glieder eines gröfseren Ganzen betrachtet, so kann kein Zweifel obwalten, dafs, wenn er auch nur über die Brücke der vermeinten Ueberlieferung auf seinen Standpunct gelangt ist, er diese doch selbst hinter sich abgeworfen hat und „die ästhetische Analyse" für hinreichend hält, um die genommene Stellung zu vertheidigen. Nur müssen hierbei mit ihm selbst in diesen Jahrbb. 1841, B. II. S. 920 zweierlei Gattungen tetralogischer Composition, wie er sie denkt, wohl unterschieden werden. Entweder nämlich geht er von der gleichzeitigen Aufführung mehrer Stücke aus — die übrigens bei dem Mangel an urkundlichen Nachrichten bei Sopokles selbst immer erst auf künstlerischem Wege gewonnen werden mufs — und sucht dann nachzuweisen, wie sie, wenn auch „nicht der Fabel, doch dem inneren Begriffe nach zusammengehören"; oder er findet mehre Stücke, die zu derselben Fabel gehören und schliefst daraus auf ihre Gleichzeitigkeit, wie er dieses namentlich in dem vorliegenden Buch hinsichtlich der drei Oedipustragödien darzuthun versucht hat, während in die erstere Kategorie z. B. die drei oben erwähnten Stücke Tereus, Tyro und Oenomaos fallen; und danach ist dann auch die Beweisprocedur verschieden, obgleich er in beiderlei Hinsicht seiner Sache so gewifs ist, dafs er Beitr. S. 535 sagt: „nach dem Charakter der Composition würd' ich überzeugt bleiben, dafs der Ajas des Sophokles mit einem Folgedrama verbunden war, auch wenn das letztere selbst spurlos verschwunden wäre", und sich (S. 639) auch nicht etwa blofs mit zwei einander ergänzenden Stücken begnügt, sondern die Dilogien unerhört sind, wenigstens ein drittes Drama gewinnen mufs, um ein trilogisches Ganze zu haben", wenn er nicht gar, damit „der gröfsere Zusammenhang dieser Dramen sich erfülle" (S. 202) mit Aufgebung des Satyrdrama ein viertes zum tragischen Abschlusse verlangt. Gerade hierin aber zeigt sich bereits formell betrachtet eine grofse Lücke seiner Argumentation, die er nur durch die aufserordentliche Dehnbarkeit seiner Phantasie ausfüllen kann. Hätten wir nämlich sichere Beweise, dafs Sophokles jemals wie Aeschylos gleichzeitig aufgeführte Stücke näher verbunden habe, so wäre es wenigstens zu entschuldigen, wenn man wie es Welcker bei der Perser- und Prometheustrilogie gethan hat, selbst dem Augenscheine oder der Ueberlieferung zum Trotze auch bei den übrigen nach einer solchen Verbindung spähete; da aber solche Spuren hier ganz fehlen, und der Beweis also lediglich aus inneren Gründen erbracht werden soll und mufs, so würden diese begreiflicherweise auch auf alle Fälle, welche darunter subsumirt werden sollen, gleichmäfsig passen müssen; und fragen wir nun nach dem Ergebnisse jener ästhetischen Analyse selbst, so besteht dieses lediglich darin, dafs Hr. Sch. in mehren Tragödien „übergreifende oder voraussetzende Motive" (Beitr. S. 239) gefunden zu haben glaubt, die ihm zu verrathen scheinen, dafs die Fabel zu ihrer dramatischen Vollendung einer gröfsern Anzahl von Stücken bedurft habe. Dieses aber pafst, wie man leicht sieht, nur auf die eine der beiden erwähnten Gattungen, und berechtigt noch zu keinem Schlusse auf die andere, welche keine Fabel gemeinschaftlich hat, die in den übrigen Stücken angekündigt oder fortgesetzt werden könnte; hier also müfste man erst wissen, oder wenigstens zu der Vermuthung berechtigt sein, dafs ein Zusammenhang stattfinde, um ihn, wenn auch nicht in dem realen, doch in dem idealen Gebiete zu suchen; und diese Berechtigung kann doch nicht in den anderen Stücken liegen, deren Zusammengehörigkeit, gesetzt auch, dafs sie erwiesen wäre, doch jedenfalls durch ganz verschiedene, gerade auf diese Gattung nicht anwendbare Gründe erwiesen worden ist! Oder soll das Ergebnifs selbst den Beweis für die Tüchtigkeit des Princips führen, aus welchem das Verfahren hervorgegangen ist?

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 106.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1843.

Sophokles. Sein Leben und Wirken. Nach den Quellen dargestellt von Adolf Schöll.

(Fortsetzung.)

Ich will nicht rügen, dafs dieses ein Cirkelbeweis ist, weil in historischen Dingen allerdings mathematische Gewifsheit nicht verlangt werden kann; aber jedenfalls wäre durch eine Uebereinstimmung des leitenden Begriffs, selbst wenn diese auch weit sicherer ständen, als wir es oben hinsichtlich der Dramen Tyro, Tereus und Oenomaos gesehen haben, das nicht erwiesen, worauf es Hrn. Sch. doch zuletzt allein ankommt, dafs dieses Princip die Grundlage einer trilogischen Composition gebildet habe; ja sogar die Gleichzeitigkeit ihrer Abfassung zugegeben, die Hr. Sch. am Ende selbst mehr auf jene Aehnlichkeit des Begriffs stützt, als dafs er eine feste Grundlage hätte, um diese aus jener abzuleiten, würde die Uebereinstimmung der leitenden Ideen nur als ein psychologisches Moment in der geistigen Entwickelung des Dichters, nicht als beabsichtigtes Zusammentreffen oder ästhetische Nothwendigkeit erscheinen. Es wird nicht schwer sein, zwischen Schiller's Räubern und Kabale und Liebe, ja selbst zwischen diesen beiden und Fiesko eine Aehnlichkeit zu Grunde liegender Stimmungen und Ansichten zu entdecken, die in der gemeinschaftlichen Entstehung dieser drei Dramen aus den Jugendeindrücken des Dichters ihren Grund haben; wer sie aber defshalb als Trilogie mit Wallenstein vergleichen wollte, würde eben so sehr gegen die historische Wahrheit als gegen ihren ästhetischen Werth verstofsen, der wahrlich im eigenen Lichte zu hell strahlt, als dafs er der künstlichen Vereinigung dreier Lichter bedürfte, um die beabsichtigte Wirkung hervorzubringen. Eben dieses Beispiel Schiller's zeigt aber auch, dafs selbst wenn wir von Sophokles eben so wohl wie von Aeschylus, Euripides u. A. wüfsten, dafs er mitunter drei zusammengehörige Stücke in einer Didaskalie vereinigt hätte, ein Schlufs daraus auf alle höchst unsicher sein und uns am wenigsten berechtigen würde, auch da, wo erwiesenermafsen keine Aehnlichkeit der Fabel stattfindet, die Aehnlichkeit des Begriffs zu substituiren. Hat ja doch selbst Welcker in der Persertrilogie dieses nicht gewagt, sondern nur den Mangel eines augenscheinlichen Zusammenhangs durch die Annahme von Prophezeiungen und sonstigen Einstreuungen historischen Stoffs in die mythische Form zu ersetzen gesucht; die Kunst aber, mit welcher Hr. Sch. selbst in den Beiträgen S. 130 fgg. die bekannten Didaskalien der Alkestis und Medea des Euripides in das Prokrustesbette seiner tetralogischen Form gezwängt hat, ist weder in ihren Grundlagen, noch in ihrem Resultate im geringsten geeignet, das zu rechtfertigen, was er mit naivster Unbefangenheit als „klar" voraussetzt, dafs eine solche Verbindung durch gemeinsamen Bezug auf einen allgemeineren Gedanken auch unter Dramen stattfinden könne, die der Fabel nach ganz unabhängig von einander seien. „Es bedarf nur, sagt er, dafs die pragmatischen Spitzen jeder Fabel nach demselben höheren Gemeinbegriff hingerichtet seien: so ergänzt dann, nicht zwar eine Handlung, aber eine Schilderung und Anwendung die andere", und construirt dann „mit Leichtigkeit" den gemeinsamen Gedanken, der in der einen der genannten Didaskalien „das Band des Vaterlandes und des Stammblutes auf der einen, das Fremdenloos und Fremdenrecht auf der andern Seite" sein soll, in der andern aber darein gesetzt wird, dafs „im ersten Drama das buhlerische Weib als Verderberinn des Hauses dargestellt, im zweiten das edel aber unglücklich vertrauende dem begehrlich frechen gegenübergestellt, im dritten das männliche Weib gezeichnet, im vierten das rein weibliche, liebevoll sich aufopfernde gefeiert werde", obgleich alles dieses zuerst nur mit dem höchsten Zwange aus den Resten der verlorenen Dramen herausgeprefst werden kann, und zweitens gesetzt auch, dafs

Digitized by Google

diese im Einzelnen richtiger aufgefafst wären, als es selbst hinsichtlich der erhaltenen Medea der Fall ist, eine so weitschichtige Anwendung der trivialsten Kategorien auf jedes beliebige Kleeblatt von Tragödie passen würde. Weibliche Charaktere finden sich wohl in jedem Euripideischen Stücke in ähnlicher individueller Nüancirung, wie sie Hr. Sch. in dem obigen Schema abstuft, und wenn er namentlich so verfährt, dafs er ohne Rücksicht auf Haupt- oder Nebenpersonen, um nur überall ein Weib hervorheben zu können, im Alkmäon auf Alphesiböa und Kallirrhoe, im Telephos gar auf Klytämnestra das Hauptgewicht legt, auf dem die Wechselbeziehung der einzelnen Dramen ruhen soll, so könnte man wahrlich mit gleichem und gröfserem Rechte Schiller's Maria Stuart, Jungfrau von Orleans und Braut von Messina zu einer Trilogie verbinden; eben so werden wenige Stücke bei Euripides sein, in welchen kein Gegensatz Einheimischer und Fremder vorkäme, und gesetzt also auch in den vier Dramen Medea, Philoktet, Diktys und Theristen wäre dieser Gegensatz in der ganzen Schärfe, wie es Hr. Sch. annimmt, hervorgetreten, so würde eine Erscheinung, die sich keineswegs auf diese vier beschränkt, unmöglich als eine charakteristische Eigenschaft und specifischer Grund ihrer tetralogischen Verknüpfung gelten dürfen. Dafs endlich ein ästhetisches Gesetz auch für solche Stücke, die in keinem stofflichen Zusammenhange standen, eine begriffliche Verknüpfung verlangt habe, würde ich selbst für Aufführungen am nämlichen Tage aus dem einfachen Grunde läugnen, weil die unmittelbaren Combinationen, auf welchen das ästhetische Wohlgefallen beruht, mit der kühlen Reflexion, die die „pragmatischen Spitzen" eines Dramas herausgrübelt, nichts gemein haben und ihre Harmonie ganz andere Eindrücke als den logischen Schematismus eines wohldisponirten Themas voraussetzt, dessen ewige Wiederkehr ganz denselben ermüdenden Eindruck auf den Zuhörer machen müfste, wie wenn ein Concertgeber, um sein Concert gleichsam zu einer grofsen Symphonie zu erheben, alle Stücke eines Abends aus der gleichen Tonart gehen liefse; berücksichtigen wir aber noch dazu, wie es nach Vergleichung der beiden oben citirten Stellen von Plutarch und Suidas als gewifs betrachtet werden kann, dafs die Dramen einer Didaskalie sich auf mehre Tage hintereinander vertheilten, so fällt selbst jeder Schein einer „bunten Waare" weg, und kann den Dichter, der für jeden Tag einen neuen unabhängigen Stoff wählt, kein gröfserer Vorwurf treffen, als einen Redner, der mehre Festtage hintereinander zu sprechen hätte und an jedem derselben ein besonderes Thema ganz und erschöpfend behandelte.

Das Höchste also, was ich Hrn. Sch. einräumen kann, ist, die *Möglichkeit*, dafs Sophokles mitunter den vier Stücken, welche er gleichzeitig aufführen liefs, einen gemeinschaftlichen Gedanken, der ihn gerade damals beschäftigte, zu Grunde gelegt oder gleichsam zur gröfseren Bequemlichkeit der Erfindung alle oder einen Theil derselben, wie wir dieses auch von seinen Zeitgenossen Euripides und Philokles wissen, aus dem nämlichen Mythenkreise entnommen habe; eine Nothwendigkeit kann ich aber auch für die letztere Gattung eben so wenig als für die erstere annehmen, da ein ästhetisches Gesetz dafür überall nicht vorhanden ist und die einzelnen Beispiele, durch welche Hr. Sch. wenigstens die Wirklichkeit eines solchen darzuthun sucht, theils unsicher und völlig irrelevant sind, theils das Gegentheil beweisen und nur durch die höchste Willkür dem vorliegenden Zwecke angepafst werden konnten. Das ästhetische Gesetz begnügt sich mit der inneren Gliederung des einzelnen Dramas, gleichwie ihm die rhythmische Abgeschlossenheit des heroischen Hexameters genügt, ohne dafs es wieder eine gröfsere Anzahl von diesen strophisch zu verbinden zwänge, oder wenn man doch ja die Tetralogie mit einer Strophe vergleichen will, so verlangt es doch eben so wenig einen näheren Zusammenhang der einzelnen Dramen, als die einzelnen Verse einer sapphischen oder alkaischen Strophe durch *perpetuitas numeri* zusammenhängen; und so gewifs es ist, dafs der griechische Künstler hinsichtlich seiner Formen und technischen Mittel weit gebundener als der unsrige war, so darf man doch dabei auf der anderen Seite auch das Moment der Freiheit nicht verkennen, das wie im politischen Leben so auch hier gerade innerhalb dieser Schranke um so intensiver und erfinderischer wirkte. Der Dichter mufste vier Stücke liefern, nicht mehr und nicht weniger, gleichwie er drei Schauspieler und seine bestimmte Anzahl von Choreuten und Statisten bekam; wie er aber diese verwendete, war seine Sache und die Kanones, die sich darüber aufstellen lassen, sind keine ästhetischen Gebote, deren Verletzung dem Kunstwerke als solchen directen Abtrag gethan hätte, son-

Digitized by Google

dern empirische Beobachtungen über die Kunstgriffe (artificia) der technischen Gewandtheit und des Scharfsinns, mit welchem der Dichter seine Mittel zur Hervorbringung oder Verstärkung der beabsichtigten Effecte verwendet oder Schwierigkeiten vermeidet, die dem ästhetischen Zwecke äufsere Hindernisse hätten entgegensetzen können, und gehören folglich mehr der psychologischen Exegese, welche die individuellen Vorzüge des Dichters ins Licht setzt, als dem objectiven Gebiete der ästhetischen Kritik an, die, weil ihr das Ideal selbst vorschwebt, vielmehr dasjenige hervorhebt, dessen Mangel ein Zurückbleiben hinter der künstlerischen Vollendung gewesen sein würde. Hätte sich Hr. Sch. darauf beschränkt, in einzelnen urkundlich gegebenen Fällen die subjective Ideenassociation nachzuweisen, welche den Dichter zur gleichzeitigen Abfassung dieser bestimmten Dramen veranlafste, oder auf die Kunst aufmerksam zu machen, mit welcher er denselben Gedanken zu verschiedenen Malen immer neu dargestellt oder einen gröfseren Sagenstoff zu einer organischen Dreieinigkeit verarbeitet habe, so würden wir ein solches Geschenk seines Scharfsinns als exegetischen Versuch dankbar annehmen; wenn er aber da, wo nicht einmal eine geschichtlich nachweisbare Gleichzeitigkeit für eine solche Operation ein sicheres *Feld darbietet*, die Foderung einer tetralogischen Composition als nothwendig voraussetzt und nicht nur den erhaltenen, sondern selbst den verlorenen Tragödien aufzwingt, so kann dieses nur auf einer ähnlichen Unklarheit und Verwechselung exegetischer und ästhetischer Forderungen beruhen, wie sie seiner vielgerühmten Schlufsfolgerung aus der ästhetischen Analyse selbst zu Grunde liegt. Diese besteht nämlich in nichts anderm als dem versuchten Beweise, dafs ein Drama oder auch nur ein dramatischer Stoff, den wir kennen, kein in sich geschlossenes Ganzes darbiete, sondern theils aufser ihm Liegendes voraussetze, theils über seine eigenthümliche Gränze hinausgreife und dadurch gleichsam das ästhetische Gleichgewicht verliere, so dafs er von Aufsen gestützt werden müfste und nur durch die wechselseitige Unterstützung von drei oder vier Dramen ein harmonischer und gerundeter Abschlufs erfolge; und indem er nun diese vermeinte Beobachtung durch die bereits widerlegten *petitiones principii* verallgemeinert, gelangt er endlich zu einem Resultate, das völlig dasselbe ist, als ob er den alten Tragikern schlechterdings die Kunst abspräche, die doch von den gleichzeitigen Komikern aufs Vollkommenste geübt worden ist, innerhalb der Gränzen eines einzigen Stückes einen Stoff zur vollen Befriedigung der Zuhörer zu erschöpfen. Wohl weifs ich, dafs ganz Aehnliches wenigstens bei Aeschylus von vielen heutigen Philologen als ausgemachte Wahrheit angenommen wird und habe gerade in dieser Beziehung oben Hrn. Sch.'s Ansicht nur als eine Consequenz der Welcker'schen Hypothese dargestellt, die er denn auch für so gewifs hält, dafs er S. 21 geradezu läugnet, dafs eine „gesunde Kritik" an ihrer Wahrheit zweifeln könne; inzwischen kann mich weder dieser Trumpf, noch der ähnliche, den Hr. Droysen in den Kieler philol. Studien S. 87 darauf gesetzt hat, verhindern, meine Ueberzeugung gerade dahin auszusprechen, dafs jene Annahme vielmehr ein Erzeugnifs der Gelehrsamkeit und des kritischen Scharfsinnes, als des ästhetisch richtigen und gebildeten Empfindens sei, und nur auf dem freilich naheliegenden Irrthume beruht, dasjenige als Foderung des ästhetischen Wohlgefallens zu verlangen, was im Grunde betrachtet nur Foderung des Verständnisses und des darauf gerichteten exegetischen Bedürfnisses ist. Dafs ein dramatischer Stoff, zumal ein aus der Mitte eines reichen und bewegten Lebens genommener, nicht ohne vielfache Beziehungen auf andere vorwärts und rückwärts bleiben kann, ist eben natürlich, wie z. B. dafs eine Statue, wenn sie nicht stocksteif und bedeutungslos dastehen soll, in irgend ein Verhältnifs zu einer gedachten Umgebung gesetzt werden mufs; dafs aber diese Umgebung, die der Erklärer im Geiste hinzufügen mufs, auch im Bilde dargestellt werde, ist ein unmögliches und seine Consequenzen bis ins Unendliche treibendes Verlangen, und gleichwie die Kunstbetrachtung von der auch eine Zeit lang sehr beliebten Sitte zurückgekommen ist, die plastischen Reste des Alterthums durchgehends nur als Theile von gröfseren Gruppen auffassen zu wollen, so wird voraussichtlich auch die Trilogienhypothese mit der Zeit in die ihr durch die Ueberlieferung und ästhetische Entwickelung gegebenen Schranken zurückkehren. In gewisser Hinsicht kann man allerdings sagen, dafs die Einzelbildnerei aus der Auflösung der Gruppe hervorgegangen ist, wie das Epigramm aus der Elegie, wie die idyllische Poesie der Alexandriner aus den Episoden des Epos, und so lasse ich selbst ursprünglich die trilogische Verknüpfung

Digitized by Google

gern bestehen; aber gerade wie jene Auflösung der Gruppe als eine organische Entwickelung der Plastik erscheint, wird man eine ähnliche auch im Drama nicht verkennen dürfen, und wenn man auch in sonstiger Hinsicht wohl Aeschylus, Sophokles, Euripides mit Phidias, Polyklet und Skopas oder Praxiteles parallel setzen kann, so wird man die Substitution einer gedachten Verknüpfung für eine handgreifliche auch wenigstens den späteren Dichtern zugestehen müssen, obgleich selbst Phidias eben so wohl Einzelbilder verfertigt hat, als die Niobidengruppe ihren Ursprung von Skopas oder Praxiteles herleitet. Denn dafs trilogische Verknüpfungen auch später noch stattgehabt haben, will ich, wie gesagt, als Möglichkeit auch hier nicht läugnen; die Nothwendigkeit aber bestreite ich eben so sehr, als die Nothwendigkeit jener kyklischen Ergänzungen der Ilias und Odyssee, mit welchen die Trilogienhypothese in ihrem ganzen Gedanken sowohl als ihrer Begründung im Einzelnen zu viele Aehnlichkeit hat, als dafs ich sie nicht schon um defswillen als eine geschmackswidrige und den idealen Gesetzen antiker Composition zuwiderlaufende perhorresciren müfste. Wenn zu dem Organismus eines Werkes ein integrirender Theil fehlt, dann bedarf es freilich einer Ergänzung, wie wenn einer Statue eine Hand oder ein Kopf abgebrochen ist, und dieses Verfahren scheint Hrn. Sch. auch bei seinen Restaurationsversuchen vorzuschweben; aber dafs die erhaltenen Dramen nicht in sich vollendete Organismen, dafs sie blofse Torsi wären, wird er selbst nicht so vielen Jahrhunderten zum Trotze zu behaupten wagen, und die Quelle der mangelnden Befriedigung, die ihn nach ergänzenden Stücken zu suchen veranlafst, ist folglich kein ästhetischer, sondern nur ein exegetischer Defect, wie wenn eine Statue die Hand nach einem Gegenstande ausstreckt, der zwar vor ihr gestanden haben kann, aber keineswegs vorhanden sein mufs, um an ihr das ästhetische Wohlgefallen eines gerundeten Kunstwerkes zu empfinden. Selbst neuere Tragödien enthalten solche „übergreifende Motive", ohne darum mangelhaft zu sein, und es wäre lächerlich, wenn jemand aus dem Schlusse der Maria Stuart auf ein neues Stück: Leicester in Frankreich schliefsen, oder als Ergänzung zu Müllner's Schuld eine Auferstehung der Todten erwarten wollte, wo „das Warum offenbar würde"; noch weniger aber bedurfte dessen die alte Poesie, deren Stoffe so volksmäfsig und bekannt waren, dafs der Dichter hunderte von Anspielungen und Voraussetzungen wagen durfte, zu welchen wohl der reflectirende Leser, nicht aber der unmittelbare Hörer eine erklärende Ergänzung begehrte. „Es ist ein glückliches Ding um die Tragödie", sagt der alte Komiker Antiphanes, weil sie nur einen Namen zu nennen braucht, um die Zuschauer sofort an alle mit demselben verknüpften Umstände zu erinnern, und wenn Hr. Sch. Beitr. S. 529 dagegen auf Aristot. Rhetor. III. 14 provocirt, um zu beweisen, dafs den alten Tragikern niemals die Exposition erlassen geblieben sei, so bezieht sich dieses offenbar nur auf solche Puncte, die für die Handlung des *Stückes* selbst zu wissen nöthig waren, nicht auf solche, die ihrer Natur nach aufserhalb dieser Handlung fielen und eben defshalb nur vorausgesetzt oder prophetisch angedeutet zu werden brauchten, ohne defshalb eine endlose Exposition oder schliefsliche Ausführung zu bedürfen. Denn wie bereits bemerkt, bei dieser Theorie der zurückdeutenden und übergreifenden Motive ist keine andere Gränze abzusehen, als die sich zuletzt auch das kyklische Bestreben setzte, die Entstehung der Menschen auf der einen, das Ende der Heroenzeit auf der andern Seite, und die äufserlich gegebene Dreizahl der Stücke kann keinen Grund enthalten, die vermeinte ästhetische Nothwendigkeit, sobald diese einmal über den gerundeten Organismus des einzelnen Stückes hinaus geführt ist, auf jene Zahl zu beschränken, wie denn Welcker wirklich auch bereits bis zu drei mal drei Trilogien des nämlichen Sagenkreises gestiegen ist und Hr. Sch. Beitr. S. 451 sogar bei einem lateinischen Dichter von einer Hexalogie spricht! Wenn man es sich aber einmal gefallen läfst, dafs der Agamemnon das erste Stück einer Trilogie sei, ohne eine Darstellung der Eroberung Troja's vorher zu verlangen, so ist nicht abzusehn, warum nicht auch der gefesselte Prometheus ohne vorausgehenden Feuerbringer geschrieben sein könnte; und wenn man sich mit dem Schlusse der Eumeniden begnügt, ohne Orestes weitere Schicksale zu verlangen, so brauchen auch die Sieben keine Antigone zur Abrundung, da der Wettgesang der beiden Schwestern am Ende von dem attischen Publicum eben so wohl wie von uns selbst aus der sonstigen Kenntnifs jener Geschichte verstanden werden konnte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 107.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1843.

Sophokles. Sein Leben und Wirken. Nach den Quellen dargestellt von Adolf Schöll.

(Fortsetzung.)

Wie jeder epochemachende Punct in der Weltgeschichte, der die Lösung eines grofsen Dramas auf dem Theater der Menschheit enthält, sofort wieder die Keime neuer Verwickelungen in sich trägt, eben so eröffnet der Schlufs jeder Tragödie eine Fernsicht auf neue Begebenheiten, die für die Phantasie dieselbe Anregung enthalten, wie der Schlufs eines Platonischen Dialogs für das Nachdenken, und wie wir über die Zeiten hinaus sind, wo man aus mangelnder Einsicht in den innern Organismus eines solchen philosophischen Kunstwerks das Ende als verloren betrachtete und das Resultat, weil es nicht gerade im Schlusse ausgedrückt schien, nicht vor sondern hinter demselben suchte, so wird auch hoffentlich wieder eine Zeit kommen, wo man statt des bequemen Auswegs einer verlornen trilogischen Ergänzung lieber in die innere Structur eines Bühnenstücks eindringt und sich überzeugt, dafs jene „übergreifenden Motive" weit entfernt über den organischen Abschlufs desselben herauszuragen und sein Gleichgewicht zu stören, zu diesem selbst eben so nöthig sind, wie zum Schlusse eines Rhythmus die Katalexis oder Clausel, die ein mechanischer Metriker eben so wohl als den angedeuteten Anfang eines neuen Rhythmus betrachten könnte.

Nach allem diesem bliebe mithin, wie gesagt, nur die Möglichkeit übrig, in einem einzelen Falle aus concreten Gründen einen trilogischen Zusammenhang nachzuweisen, der übrigens eben so wenig als z. B. bei Plato der des Theätet, Sophisten und Politikos etwas für die übrigen Stücke präjudiciren würde; aber auch ein solcher einzelner Fall findet sich nachweislich nirgends, und gerade an dem einzigen Beispiele, das wir noch ganz und vollständig beurtheilen können, zeigt sich nur die Willkürlichkeit des Verf.'s in solchem Grade, dafs sich aus dem urkundlichen Standpuncte vielmehr der directe Gegenbeweis führen läfst, während wir bei den andern nur die von Hrn. Sch. prätendirte Nothwendigkeit läugnen können. Ueber diese können wir deshalb auch um so kürzer weggehn, als es demselben für jetzt noch nicht gefallen hat, die Gründe, weshalb er von der Iphigenia vermuthet (S. 240) „dafs sie die Composition eröffnete, in der sich die uns noch erhaltene Tragödie Elektra befand", und von den Trachinierinnen „an einem andern Orte zu zeigen verspricht (S. 236) dafs sie jedenfalls zu einer gröfseren Composition gehörten", näher zu entwickeln, und hinsichtlich der verlornen Stücke, aus welchen er Trilogien bildet oder ergänzt, es ohnehin genügt auf Welcker's griech. Tragödie zu verweisen, wo dieselben Stoffe theilweise mit ausdrücklicher nachträglicher Berücksichtigung der Schöll'schen Ansichten dergestalt behandelt sind, dafs man jedenfalls sieht, wie eine allgemein gültige Gewifsheit in solchen Dingen nicht zu erzielen steht; nur über den Ajas glaube ich, ehe ich zu der vermeinten thebanischen Trilogie übergehe, noch einige Worte sagen zu müssen, nicht um zu bemerken, worüber schon oben das Nöthigste gesagt ist, auf wie schwachen Füfsen die Reconstruction der beiden Stücke Teukros und Eurysakes steht, die er S. 240 fgg. trilogisch mit jenem verbindet, sondern um die ästhetische Analyse, deren Falschheit in der allgemeinen Methode ich so eben darzuthun gesucht habe, auch an diesem einzelnen Probestücke in ihrer Uebereilung und Verkennung der wahrhaft ästhetischen Foderungen zu zeigen. Der Hauptbeweis, gegen den ich den meinigen zu richten habe, gehört zwar schon den Beiträgen S. 520 fgg. an; da aber Hr. Sch. darauf auch hier wesentlichen Bezug nimmt und in solcher Art fortbaut, dafs er die Sache schon als „sicher" abgethan betrachtet, so wird es auch für unsern Zweck

Digitized by Google

nicht überflüfsig sein zu erklären, weshalb uns weder „die Gründung einer neuen Scene und Einführung neuer Personen", noch „die Anlage einer besonders durchzufechtenden Streitfrage und der Aufwand von Leidenschaft in ihrer Führung", noch „der Ausdruck über ihr Ende hinausgreifender Sehnsucht nach Frieden und Heimath, die Erkenntnifs der dort bevorstehenden Anfechtung und der Fluch über die Feldherrn", noch was Hr. Sch. dort S. 534 sonst als die Gründe zusammenfafst, die ihn bestimmen, den Ajas nur als erstes Stück einer gröfseren Composition zu betrachten, zu einer solchen Annahme hinreichend erscheinen. Was zuerst die letztgenannten Puncte betrifft, so beziehen sie sich lediglich auf beiläufige gleichsam perspectivische Aeufserungen, von welchen so eben erst erinnert worden ist, dafs sie eben so wenig das innere Gleichgewicht eines wohlangelegten Dramas stören als der Situation unangemessen sind, zumal wenn man bedenkt, dafs das griechische Publicum alle jene Anspielungen auf spätere Begebenheiten schon an sich verstand, ohne dafs sie ihm noch besonders hinterdrein vorgeführt zu werden brauchten; und noch deutlicher wird dieses, wenn man sieht, wie unter jenen Anspielungen auch solche sind, die mit den von Hrn. Sch. angenommenen Fortsetzungen nichts zu thun haben und überhaupt unmöglich eben so viele besondere Stücke ankündigen konnten. Wohl enthält Teukros Rede v. 1000 fgg. die Quintessenz dessen, was in einem besondern Drama, dessen Hauptperson er war, ausgeführt worden sein kann; dafs dieses jedoch darum als nothwendige Ergänzung zu unserem Stücke gehört habe, folgt eben so wenig als der Fluch des Ajas v. 840 fgg. gegen Agamemnon seine leibhaftige Verwirklichung in einem nachfolgenden Drama verlangte; ja gerade weil der ganze Inhalt des Teukros für den Kundigen hier schon *in nuce* angegeben ist, könnte man eben so wohl schliefsen, dafs des Dichters Absicht nicht gewesen sei, denselben Stoff bei der gleichen Gelegenheit noch einmal *in extenso* zu behandeln; und eben so gut wie darein eine Ankündigung des Folgenden gelegt wird, könnte man aus der höchst bedeutsamen Parallele v. 1030 auf ein vorhergehendes Drama, das Hektors Tod vorgestellt hätte, schliefsen, wenn solche Erwähnungen sogleich auf eine äufserliche Absicht gedeutet werden dürften. Ganz dasselbe gilt aber auch im Grofsen und Ganzen von dem Hauptinhalte des Stückes selbst, der, wenn er ja nicht als selbständig voll betrachtet werden sollte, mit gleichem und gröfserem Rechte eine vorausgehende Darstellung der ὅπλων κρίσις als Begründung von Ajas eigner That wie eine nachfolgende der Schicksale des Teukros und Eurysakes zu verlangen schien, und wenn also Hr. Sch. gleichwohl den nichts weniger als vollständig ausholenden und scheinbar schon mit der Katastrophe anhebenden Anfang des Stückes richtig und unanstöfsig gefunden hat, so hätte er doch wohl bedenken sollen, ob nicht die Anomalie des Schlusses nur eben so scheinbar, ja vielleicht gerade in der des Anfangs mit begründet und durch sie gegeben sei? Er hat zwar auch einige Rücksicht auf die Rechtfertigungsversuche seiner Vorgänger genommen und namentlich den Erklärungen, welche mehr das abstracte Gerippe als die concrete Ausführung in's Auge fassen, S. 521 die äufserst wahre Bemerkung entgegengesetzt, dafs es nicht blofs die Consequenz des Gedankens sei, was die Gestalt von Kunstwerken, zumal antiken, erklären und rechtfertigen könne, sondern zu solcher Erwägung eben so wesentlich auch das Verhältnifs der Massen und das relative Gewicht der Motive gehöre; aber die Widerlegung einer einzelen verfehlten Rechtfertigung gibt noch nicht das Recht, damit die ganze Sache für abgethan zu halten und die *Lösung* des Räthsels aufserhalb zu suchen, die dem künstlerischen Gesetze selbst zufolge innerhalb gesucht werden mufs. Selbst als Glied einer Gruppe betrachtet, bliebe der Ajas fehlerhaft, wenn sein Schwerpunct wirklich so fiele, dafs er nur gestützt auf ein anderes Stück aufrecht stehen könnte, gerade wie auch von Statuen, die Theile einer Gruppe sind, gleichwohl jede ihren eigenen Schwerpunct in sich tragen und technisch betrachtet als geschlossenes Ganzes für sich dastehen mufs; und so richtig Hr. Sch. sagt: „die Statik der Ausführung ist die Probe der Kunst", so sehr irrt er, wenn er dem Ajas in seiner vorliegenden Ausführung selbst dieses Gleichgewicht abspricht. Ein gewöhnlicher Dichter würde allerdings in den Tod des Ajas die Katastrophe selbst gelegt haben und aus diesem Gesichtspuncte wäre dann freilich das ganze Rechten zwischen Teukros und den Königen um das Begräbnifs und Odysseus endliche Dazwischenkunft ein überhängender Theil, dessen Mangel an Proportion eine Störung der Einheit bliebe; ein solcher würde aber

Digitized by Google

auch von dem Waffenurtheile angefangen und den Wahnsinn des Ajas nicht blofs in die Exposition verwebt, sondern zum Mittelpuncte des Stückes selbst gemacht haben, und dafs Sophokles dieses nicht gethan hat, zeugt eben so negativ für seine andere Auffassung der Katastrophe, als die Warnung der Athene an Odysseus v. 127 fgg. positiv den vorliegenden Schlufs als den zum innersten Organismus des Stückes selbst gehörigen und in schönster Abrundung sich auf den Anfang zurückbeziehenden beurkundet. Mit einem Worte, nicht Ajas tragisches Ende als solches, sondern die Folgen seiner wahnsinnigen That, welche letztere der Dichter mit allen ihren Motiven als bekannt voraussetzen durfte, bilden den Gegenstand dieses Dramas, das insofern ganz des grofsen Dichters würdig ist, als es sich auch hier nicht sowohl um die Veranschaulichung der mythischen Thatsachen als solcher, sondern um die Art und Weise der Ausführung handelt, wo er mit dem treuesten Anschliefsen an den gegebenen Stoff doch die höchste Freiheit der Erfindung und psychologische Motivirung verbindet; und je mehr hier die Zuschauer von vorn herein zwischen dem Gefühle der Nothwendigkeit, ein solches Vergehen nicht ungestraft zu lassen, und der Theilnahme und Bewunderung für den gewaltigen Helden auch in seinem Unglücke schwanken müssen, desto weniger kann die gewaltsame Durchschneidung des Knotens durch Ajas Schwerdt als eine befriedigende Lösung desselben gelten, sondern mufs im Gegentheil die Spannung nur erhöhen und neue unerwartete Verwickelungen herbeiführen, die dann erst in den Scenen, wo Teukros handelt, organisch aufgelöst werden. Die Nothwendigkeit eines Conflictes zwischen Ajas und den Häuptern der Griechen ist in der Exposition auf's Nothwendigste angedeutet und dem Zuschauer gleichsam ein Anspruch darauf gegeben, diesen bis zum Ende ausgefochten zu sehen; dafs Ajas für seine Person sich demselben entzieht, kann dieses Ende um so weniger herbeiführen, als in seinem Leichname und seinen Hinterlassenen ein Gegenstand der Rache zurückbleibt, und so beginnt eigentlich erst mit seinem Tode die rechte Handlung, die ihren wahren Abschlufs erst von der durch Athene's Ermahnung motivirten und eingeleiteten Erscheinung des Odysseus erhält und erhalten kann. In demselben Mafse also, wie der natürliche Anfang der Handlung als solcher abgekürzt und in die Exposition zusammengedrängt ist, verlangt das Gleichgewicht selbst einen andern Schwerpunct, der nur durch die Fortsetzung des Dramas über Ajas Tod hinaus erzielt werden kann, und weit entfernt erst in einem folgenden Stücke ihren Abschlufs zu erhalten, gehören die Scenen mit Teukros gerade in ihrer Ausführlichkeit eben so nothwendig zur Idee des Dramas selbst als die Antigone nicht mit der Abführung dieser zum Tode endigen kann. Dafs Ajas untergehen mufs, ist gewifs, eben so gewifs aber auch, dafs die Theilnahme des Zuschauers, der ihn nicht in seiner unbändigen Vermessenheit, sondern nur in seinem Unglücke und seiner grofsartigen Reue kennen gelernt hat, schlecht befriedigt sein würde, wenn diesem Untergange nicht gleichwohl die Anerkennung seiner Heldengröfse folgte, und dafs Sophokles diese nicht etwa auf eine sentimentale Leichenrede beschränkt, sondern durch eine Reihe neuer Scenen und Verwickelungen herbeigeführt hat, ist nur ein neuer Beweis seines feinen Sinnes für eben das, was Hr. Sch. die Statik der Ausführung nennt; die Selbstbeschleunigung des unvermeidlichen Untergangs, so nothwendig sie auch durch die Sage und den Charakter des Helden selbst gegeben war, hat doch den gemessenen Gang der Handlung auf unerwartete Art durchkreuzt und das dadurch gestörte Gleichgewicht mufs erst gleichsam durch die Litiscontestation zwischen Teukros und Menelaos hergestellt sein, ehe in dem Schlufsacte die zwischen Agamemnon und Teukros hinundherschwankende Wage durch Odysseus ihren Ausschlag erhalten kann.

Wenn nun aber in diesem Falle nur durch innere Gründe die Möglichkeit zu beweisen war, dafs ein Stück, für welches der Verf. die Nothwendigkeit trilogischer Verknüpfung in Anspruch nahm, auch aufser derselben ein in sich gerundetes Ganzes gebildet habe, so besitzen wir an den bekannten drei Stücken, welche ihren innern Verhältnissen nach ganz wohl in einer Trilogie vereinigt gewesen sein könnten, ein wirkliches Beispiel der Trüglichkeit solcher Schlüsse, indem es urkundlich feststeht, dafs die Antigone schon um die 84ste, der Oedipus auf Kolonos erst im hohen Alter des Dichters um die 93ste Olympiade geschrieben ist, während der Oedipus Tyrannos nach des Ref. im Wesentlichen auch von Hrn. Sch. gebilligter Vermuthung in das dritte Jahr des peloponnesischen Kriegs Ol. 87. 3. fällt und mithin zwischen jedem dieser so

Digitized by Google

eng verwandten Dramen ein Zeitraum von mehren Olympiaden in Mitten liegt. Dafs freilich Hr. Sch. auch von diesem Beispiele gerade den umgekehrten Gebrauch machen und lieber das deutliche Zeugnifs des Alterthums aufopfern als eine so willkommene Trilogie fahren lassen würde, war nach seinem übrigen Verfahren wohl zu erwarten; gleichwie wir aber schon oben die Schwäche und offenbare Frivolität der politischen Beziehungen kennen gelernt haben, durch welche er auch den kolonischen Oedipus mit den Anfängen des peloponnesischen Kriegs in Beziehung zu setzen sucht, so beruhen auch die übrigen Gründe, welche er der urkundlichen Auctorität entgegensetzt, auf willkürliche und unerweisliche Behauptungen, und werden uns nur dazu dienen können, auch für den vierten Vorwurf, den wir oben diesem Werke machten, der leichtfertigen Verachtung des geschichtlich Ueberlieferten, nach den mannigfachen Belegen, welche derselbe schon im Vorhergehenden beiläufig erhalten hat, zum Schlusse noch einen sprechenden Beweis zu liefern. Nur darin müssen wir ihm nach dem früher Bemerkten auch hier vollkommen beipflichten, dafs weder die Antigone noch einer der beiden Oedipus als einzelnes Stück, sondern in einer Didaskalie von vieren aufgeführt worden sei; daran reiht sich aber sofort die andere Bemerkung, dafs eine solche Didaskalie nichts weniger als den Schlufs auf eine Trilogie in Hrn. Sch.'s Sinne gestattet, und gesetzt auch, was derselbe jedenfalls mehr geistreich vermuthet als mit solcher Evidenz bewiesen hat, dafs es zur Grundlage anderer Schlüsse dienen könnte, die Didaskalie, womit Philokles den Oedipus Tyrannos besiegte, sei eine wirkliche Trilogie oder Tetralogie, die Pandionis gewesen, so würde auch daraus nur auf die Zahl der wetteifernden Dramen, nicht aber, um Hrn. Sch.'s eigenes Gleichnifs S. 170 weiter zu führen, auch darauf geschlossen werden können, dafs das Viergespann, welches Sophokles dem gleichfarbigen des Philokles entgegenstellte, ebenfalls von gleicher Farbe gewesen sei. Sein ganzer Beweis reducirt sich daher am Ende darauf, dafs er einige der unverkennbaren Beziehungen, welche jedes dieser drei Stücke auf die Handlung des andern enthält, nachweist, und nachdem er dem „unbefangenen" Leser überlassen, sich des Zusammenhangs noch bestimmter und tiefer inne zu werden, S. 176 mit folgendem Trumpfe schliefst: „Wenn man nun einem Künstler sagte, es habe ein Bildner drei Figuren so angelegt, dafs sie zusammen eine Gruppe bilden, sie aber in ganz verschiedenen Zeitpuncten getrennt von einander einzeln aufgestellt, so würde man vor ihm lächerlich werden; was aber thut man anders, wenn man zugibt, Sophokles habe einen bestimmten Zusammenhang in der Dichtung dieser drei Stücke beobachtet, aber ohne die Absicht, sie jemals in dieser Verbindung vorzustellen"? — Dieses Raisonnement beruht aber selbst wieder auf so schiefen Unterstellungen und übereilten Annahmen, dafs selbst, wenn der Schlufs bündiger wäre als er wirklich ist, sein Resultat gegen die vorliegenden Nachrichten nicht in die Wagschale fallen könnte. Vor Allem kommt hier in Betracht, dafs Hr. Sch. selbst, wie wir oben bereits sahen, die Antigone um die Zeit des Samischen Kriegs geschrieben sein läfst und sogar sehr specielle Beziehungen auf diesen in ihr annimmt, so dafs also wenigstens dieses Stück von Sophokles nicht darauf angelegt gewesen sein könnte, mit den beiden andern, deren Beziehungen er erst auf zehn Jahre später deutet, eine organische Gruppe zu bilden, sondern nach des Vf.'s Theorie vielmehr einer andern Gruppe angehört haben müfste, aus welcher es nur später herausgenommen wäre, um mit jenen beiden zu einer neuen verbunden zu werden! Wohl nimmt er an, dafs die früher gedichtete Antigone, wie er an anderm Orte zu zeigen verspricht, für diesen Zusammenhang einige Umarbeitung erfahren habe; da er jedoch auch in dem Stücke, wie es jetzt vorliegt, die Spuren des Jahres 440 deutlich zu erkennen glaubt, so könnte diese Umarbeitung jedenfalls nicht so grofs gedacht werden, um jene frühern Beziehungen ganz verschwinden zu lassen; und so hätten wir hier also ein in der Geschichte der Kunst nicht minder als in der des Dramas unerhörtes Beispiel, dafs ein Künstler seine eigene wohlgelungene Gruppe vorbedächtlich zerstört hätte, um ein einzelnes Glied derselben einer andern einzuverleiben!

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 108.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1843.

Sophokles. Sein Leben und Wirken. Nach den Quellen dargestellt von Adolf Schöll.

(Fortsetzung.)

Weiter aber ist zu erwägen, dafs die drei fraglichen Stücke trotz ihrer engen Verwandtschaft doch eigentlich keine solche Gruppe bilden, dafs nicht auch jedes derselben ein Ganzes für sich vorstellte, und der Schlufs von dem Zusammenhange der Handlung auf den der Dichtung eben so übereilt ist, als wenn man früher wohl aus der äufseren Möglichkeit Statuen zu einer Gruppe zu verbinden, auf ihre Zusammengehörigkeit geschlossen hat. Dafs zwischen die beiden Oedipus, und mehr noch zwischen diese und Antigone wichtige Begebenheiten in die Mitte fallen, die zu einer wirklichen Gruppirung nicht fehlen dürften, bedarf keiner Ausführung; so gut nun zum Auftreten des Oedipus auf Kolonos die Geschichte seiner Austreibung aus Theben, zu der Handlung der Antigone die Geschichte des Bruderkriegs aufserhalb ergänzt werden kann und mufs, so kann Gleiches gewifs auch hinsichtlich der Begebenheiten geschehen, die Sophokles zufällig gleichfalls dramatisch behandelt hat, und so nothwendig auch der Oedipus auf Kolonos die Handlung des Tyrannos voraussetzt, so vermessen und unbedachtsam wäre es zu behaupten, dafs Sophokles jenes Stück nicht würde haben ohne dieses schreiben können, da er ja die früheren Vorgänge auch ohnediefs bei seinem Publicum als eben so bekannt annehmen konnte, als dies zur Antigone mit dem Zuge der Sieben gegen Theben der Fall war. Einzelne bestimmte Rückblicke des Oedipus auf Kolonos, wie v. 433 fgg. 761 fgg., sind damit nicht ausgeschlossen, insofern der Dichter sein früheres Drama schon als in das mythologische Bewufstsein seiner Zuschauer übergegangen voraussetzen durfte; spielt ja doch auch Euripides bisweilen auf Aeschyleische oder Sophokleische Behandlung eines Mythus an, so dafs daraus nicht einmal die Gleichheit des Dichters, geschweige denn die Gleichzeitigkeit der Aufführung folgt, und wenn jene Rückblicke gerade bezwecken scheinbare Discrepanzen zu heben, so werden sie weit mehr für eine unabhängige Entstehung des früheren Oedipus, als für eine beabsichtigte Wechselbeziehung beider Dramen zeugen. Dasselbe gilt aber von den Beziehungen, welche Hr. Sch. in dem Oedipus Tyrannos selbst auf die folgenden Stücke wahrzunehmen glaubt, und dabei so weit geht, von diesem abgeschlossensten und in sich befriedigendsten aller Dramen des Alterthums auszusagen, dafs es in seiner vorliegenden Gestalt Ueberhänge und Dissonanzen enthalte, die ohne ihre Auflösung in den späteren Dramen Unproportion und Formlosigkeit sein würden. „Sollte diese Tragödie für sich geschlossen bleiben", sagt er S. 171, „so hatte sie nothwendig ihr Ende erreicht mit dem Gerichte des Oedipus über sich selbst", und gibt demnach dem Schlufsgespräche mit Kreon und der Empfehlung der Töchter an diesen im Gegensatze der Söhne „Moment nur für die jenseitigen Handlungen der Oedipusfabel" mit dem wörtlichen Zusatze: „hätte der Dichter die letzteren nicht auch zur Vorstellung bringen wollen, so wäre, sie anzudeuten, unzweckmäfsig und fehlerhaft gewesen; denn diese Andeutungen, wenn sie aus anderweitiger Kenntnifs der Fabel verstanden werden, lassen das Schicksal des Oedipus als noch nicht erschöpft empfinden, wogegen der Dichter, der hier schon enden wollte, Alles thun mufste, damit es als vollendet erscheine"; ja er behauptet geradezu, „je weniger Sophokles gezwungen gewesen sei, die in der bisherigen Handlung nicht erschienenen Söhne und Töchter am Schlusse zur Vorstellung kommen zu lassen, um so mehr unterliege er dem Tadel, dafs er es doch thue, wenn er den Zuschauer nichts weiter habe erwarten lassen wollen", und würdigt dadurch eine der

Digitized by Google

wahrsten und tiefsten psychologischen Ausführungen, die je ein tragischer Dichter gemacht hat, zum äufserlichen Expositionsmittel herab auf eine Weise, die uns selbst an seinem ästhetischen Gefühle irre machen könnte. Ich will nicht wiederholen, was ich oben überhaupt von der Zulässigkeit, ja Nothwendigkeit solcher Perspectiven am Schlusse eines Dramas gesagt habe, damit das Ende der einzelnen Handlung nicht wie das Ende aller Dinge erscheine; nur in Beziehung auf den Oedipus will ich fragen, was denn die Zuschauer, die da wufsten, dafs Oedipus durch Jokaste Vater geworden war, von dem Helden gedacht haben würden, der in seinem Unglücke sich nicht einmal seiner Kinder erinnert hätte, und was sie von dem Dichter geurtheilt haben würden, der ein so nahe liegendes Moment zur Erhöhung des tragischen Eindruckes verabsäumt hätte? Dafs Oedipus nach der Erzählung des Boten gar nicht mehr auf der Bühne hätte erscheinen dürfen, wird hoffentlich Hr. Sch. selbst nicht behaupten; wenigstens wäre das der nüchternste und mindest dramatische Schlufs gewesen, den je ein stümpernder Anfänger ersonnen hätte; sollte er aber noch einmal auftreten, so mufste er klagen, und sollten diese Klagen nicht unmännlicherweise auf den Verlust der früheren Herrlichkeit gehn, so mufsten sie die dunkele und stützenlose Zukunft betreffen, wo es dann wieder ganz unbegreiflich und in keiner Art zu rechtfertigen gewesen wäre, wenn er nur seiner Zukunft und nicht zugleich der seiner Kinder gedacht hätte. So lange er als Fürst dastand, trat ihm das Haus hinter dem Staate zurück; sein Sturz macht ihn erst gleichsam wieder zum Menschen, und wie es in der Natur der Sache liegt, dafs er Kreon das in übermüthiger Sicherheit zugefügte Unrecht abbitten mufs, so kann auch das frühere Nichterscheinen der Kinder keinen Grund abgeben, dieselben auch nach der Katastrophe aus dem Spiele zu lassen, wo ihm ja gerade aufser ihnen nichts weiter übrig bleibt. Erst mit der Einsicht in ihre Hülflosigkeit, welche die seinige noch potenziirt und ihn nöthigt, sie wie sich in die Hände des früher geschmäheten und verdächtigten Kreon zu legen, erreicht daher die Tragödie ihren wahren Schlufs, der gerade darin besteht, dafs dem Zuschauer das Unglück des Helden in seinem vollen Umfange dargestellt werde; dafs derselbe aber über dessen ferneres Schicksal in Ungewifsheit bleibt und auf eine aufser dem Stücke fallende Entscheidung der Götter verwiesen wird, ist so weit entfernt eine Formlosigkeit zu sein, dafs der Dichter im Gegentheil gar nicht besser hätte schliefsen können, um die bodenlose Tiefe des Sturzes und die Demüthigung des Oedipus zu zeigen, der sich willenlos denselben Mächten fügen mufs, deren Spruch er früher umgehen zu können geglaubt hatte. Und wie grofs ist nicht endlich der Unterschied zwischen dem Auftreten und der Haltung des Kreon in jedem dieser drei Stücke, der sich gar nicht rechtfertigen liefse, wenn sie zur unmittelbar auf einanderfolgenden und organisch verknüpften Aufführung bestimmt gewesen wären? Wäre der Oedipus auf Kolonos kein selbständiges Stück, sondern nur eine Fortsetzung des Tyrannos, so könnte es nur störend und widerwärtig wirken, denselben, der so eben erst rein und gerechtfertigt gegen Oedipus erschienen war, als gewaltthätigen Angreifer gegen diesen auftreten zu sehen, wodurch die Zuschauer an Oedipus früherem Unrechte, das doch allein sein jetziges Unglück moralisch motivirt, irre werden mufsten; und wenn auch die unbeugsame Starrheit, die Kreon's Charakter in der Antigone bezeichnet, sich mit jener Gewaltthat psychologisch vereinbaren läfst, so würde doch nach der Lection, die er für letztere empfängt, sein königliches Auftreten in dem folgenden Stücke für die Zuschauer eben so sehr an Wirkung verloren haben, als es unbegreiflich wäre, Antigonen in ihren Antworten so gar keine Rücksicht auf die früher erlittene Unbill nehmen zu sehen. Doch über die diametrale Zeitverschiedenheit dieser beiden letzteren Stücke kann, wie gesagt, schon aus äufseren Gründen kein gegründeter Zweifel obwalten, und wenn Hr. Sch. S. 227 fgg. gleichwohl eine innere Verknüpfung beider durch die paradoxe Behauptung versucht, dafs Oedipus auf Kolonos nicht, wie allgemein mit Recht angenommen wird, als ein Verklärter, durch Leiden Gereinigter und Versöhnter, sondern durch den Fluch über Polynikes aufs Neue mit Schuld belastet „als derselbe Erinnyenzögling, der er im Leben gewesen", zu den Fluchgottheiten zurückkehre, deren dämonischer Einflufs dann zuletzt auch noch wider seinen Willen sein Liebstes, Antigone, verderbe, so legt er einem untergeordneten, fast euripideisch als historische Episode eingeschalteten Momente eine ganz unverhältnifsmäfsige Bedeutung bei, und beraubt beide Stücke ihrer eigenthümlichen tragischen

Digitized by Google

Erhabenheit und innern Befriedigung, um an deren Stelle die nüchterne Moral zu setzen, dafs solche Unglücksfälle die einzige Frucht der Zorn- und Rachsucht seien (S. 229); dafs aber auch die Gründe, durch welche derselbe die beiden Oedipus zu verbinden und die urkundlichen Zeugnisse für die spätere Entstehung des kolonischen zu entkräften gesucht hat, auf der willkührlichsten Verachtung glaubwürdigster Nachrichten beruhen, möge jetzt zum Schlusse unserer Beurtheilung als ein Probestück seiner ganzen Methode noch etwas genauer dargelegt werden.

Was zuvörderst die ausdrückliche Angabe betrifft, dafs manche im Alterthume den König Oedipus auch den *früheren* überschrieben hätten, so glaubt ihr Hr. Sch. S. 169 durch die einzige Bemerkung, dafs diese Bezeichnung doch nicht von dem Dichter herrühren könne, alle Beweiskraft zu rauben, obgleich doch gewifs ist, dafs auch eine spätere Ueberschrift dieser Art auf Gründen beruhen mufste, und so lange wir diese nicht widerlegen können, stets die Voraussetzung bleibt, dafs zu einer solchen Ueberlieferung ein thatsächlicher Grund gewesen sei. Auch die Unterscheidung der beiden Platonischen Hippias als gröfserer und kleinerer rührt schwerlich von dem Verfasser selbst her; nichtsdestoweniger lehrt der Augenschein, dafs sie richtig ist und dafs wir, auch wenn eines oder beide Gespräche verloren wären, berechtigt sein würden, daraus auf ihr Längenverhältnifs zu schliefsen; wenn also auch der Oedipus Tyrannos in keiner Didaskalie selbst als der frühere bezeichnet war, so steht doch nichts im Wege, dafs ein Grammatiker, welcher beide Didaskalien noch vor sich hatte, durch deren Vergleichung auf jenes Resultat gekommen sei. Ja gerade wenn wir Hrn. Sch. einräumen, dafs dieses Drama in den Didaskalien ursprünglich mit gar keiner Bezeichnung versehen war, so folgt daraus nur, dafs es nicht zugleich mit dem andern Oedipus darin stehen konnte, weil es undenkbar wäre, dafs zwei gleichzeitig aufgeführte Stücke desselben Titels sich nicht wechselseitig durch irgend einen Zusatz unterschieden hätten, und so wird eben aus dem schwankenden Beiworte, das nicht von dem Dichter herrührt, vielmehr für unsere Ansicht geschlossen werden können, dafs der Tyrannos zur Zeit seiner Entstehung der einzige Oedipus des Dichters war. Hr. Sch. meint, die Grammatiker wufsten aus einer späteren Didaskalie, dafs der Oedipus zu Kolonos nach dem Tode des Dichters von dessen Enkel aufgeführt worden, und eine Anekdote sagte ihnen, Sophokles habe diese Tragödie in hohem Alter gedichtet; daraus hätten sie dann nur geschlossen, dafs der andere der frühere sein müsse, und so werde, was wir als urkundliche Ueberlieferung ansprechen, als eine blofse Combination verdächtig; aber wer die spätere Didaskalie besafs, würde damals doch auch die frühere besessen haben, in welcher nach Hrn. Sch.'s Hypothese beide Oedipus sammt Antigone hätten zusammenstehen müssen; aufserdem meint derselbe ja S. 343, dafs Sophokles in der letzten Zeit seines Lebens mit Wiederaufführung und Umarbeitung aller drei Oedipustragödien beschäftigt gewesen sei, so dafs die Verwirklichung dieser seiner Absicht durch seinen Enkel auch in der späteren Didaskalie den Tyrannus neben dem Koloneus voraussetzen würde; und endlich sind ja eben jene Angaben von der späten Entstehung und Aufführung des Kolonens die einzigen vorhandenen Data für dessen Zeitbestimmung, durch welche die Priorität des Tyrannus nicht nur nicht verdächtigt, sondern nur bestätigt werden kann. Denn was Hr. Sch. S. 344 fgg. auch noch gegen diese in den mannigfaltigsten Gestalten erhaltene, aber im Wesentlichen doch stets übereinstimmende Angabe einwendet, beruht gleichfalls lediglich auf jenen divinatorischen Machtsprüchen, woran es zwar durch das ganze Buch nicht fehlt, die aber gegen das Ende desselben eben in dieser Frage eine Höhe erreichen, die selbst nach allem Vorhergehenden kaum zu erwarten stand. „Zunächst", hebt er an, „ist es freilich sicher falsch, dafs Sophokles den Oedipus zu Kolonos erst an der Schwelle des Todes gedichtet habe; dafs er ihn fünf und zwanzig Jahre vor diesem dichtete, glaub' ich oben S. 168—226 bewiesen zu haben" — dieser Beweis beruht aber, wie wir sahen, wesentlich auf der Voraussetzung der Unrichtigkeit der antiken Ueberlieferung, die jetzt erst dargethan werden soll, und bewegt sich also in einem offenbaren Cirkel; und was sonst dort von vermeinten politischen Anspielungen und trilogischen Nothwendigkeiten dafür vorgebracht wird, glaube ich im Vorhergehenden dergestalt in seiner Blöfse aufgezeigt zu haben, dafs ich jenen Beweis mindestens mit derselben Zuversicht, wie ihn Hr. Sch. als erbracht betrachtet, als nicht geführt voraussetzen kann. „Auch", fährt er fort, „ist jene Angabe blofs die dem Effect nachge-

Digitized by Google

hende Steigerung einer literarischen Fabel, nach welcher Sophokles, als Greis der Geistesschwäche angeklagt, sich durch Vorlesung jenes Chorliedes, das den Gau Kolones preist, gerechtfertigt und jubelnde Anerkennung gefunden hätte" — aber mit welchem Rechte Hr. Sch. eine Nachricht, in deren Substanz alle Zeugen übereinstimmen und die selbst in ihren Einzelheiten so beglaubigt ist, wie wir es allen Ueberlieferungen des Alterthums wünschen möchten, für eine Fabel oder, wie er sich gleich nachher ausdrückt, für „eine blofse Phantasie" erklärt, mögen unsere Leser aus seinem eigenen Munde hören. „Die andern Zeugen, welche dies Gedicht dem hohen und höchsten Alter des Dichters beilegen, thun es immer in Verbindung mit der unhaltbaren Anekdote, und sind Schriftsteller entfernter Zeit, welche sich bei ihrem Interesse für das artige Geschichtchen zur historischen Prüfung nicht aufgelegt fühlten"; und dazu die Note: „es ist Cicero, Plutarch, Lukian, Valerius Maximus, Appulejus, lauter Autoren, von welchen bekannt ist, dafs sie bei den Erzählungen, die sie theils zur Verblümung ihrer Diatriben, theils als Unterhaltungsschriftsteller von Profession vorführen, sich kritischer Genauigkeit nicht befleifsigen!" Kritische Genauigkeit ist allerdings die Sache weniger Schriftsteller ersten Ranges im Alterthume, wie Thukydides, Aristoteles, Polybios; sollen wir aber darum Alles, was ein anderer berichtet, um der Möglichkeit seines Irrthums willen sofort als Fabel und Phantasie verwerfen, so wird es in unserer Kenntnifs der alten Geschichte bald sehr leer werden; und was das späte Alter der Zeugen betrifft, das hier noch obenein bei weitem nicht so jung als mancher sonstigen Scholiasten u. dgl. ist, so dürfen wir nicht vergessen, dafs dieselben gleich den jungen Handschriften unserer Schriftsteller, aus verlorenen älteren geschöpft haben, zumal wo die grofse Anzahl, wie hier, durch ihre Abweichung im Detail auch auf eine Mehrzahl von Mittelgliedern hindeutet. Nur das versteht sich von selbst, dafs die historische Prüfung, von der sich bei jenen Zeugen nichts nachweisen läfst, von uns nachgeholt werden müsse; aber gerade hier wird sich zeigen, dafs dieselben schlechterdings keinen Grund hatten, an der Richtigkeit der Thatsache zu zweifeln, und wenn auch einige darunter diese mangelhaft aufgefafst und entstellt haben, daraus gegen den thatsächlichen Verhalt als solchen eben so wenig ein Beweis entnommen werden kann, als die falsche Lesart einer jungen Handschrift die Unächtheit des Schriftwerkes selbst beweist.

Sollte den Alten die Annahme und Fortpflanzung der Anekdote, worauf namentlich die Gewähr für die Entstehung des Oedipus Koloneus in Sophokles höchstem Alter beruht, zum Vorwurfe gemacht werden dürfen, so müfste entweder die äufsere Glaubwürdigkeit oder die innere Möglichkeit derselben erschüttert werden; denn dafs der directe Gegenbeweis aus dem Stücke selbst nicht zu führen ist, haben wir schon oben bemerkt, und das Argument, welches Hr. Sch. noch nachträglich S. 354 für die frühere Entstehung desselben beibringt, ist so beschaffen, dafs wenn es bei einem Alten vorkäme, diesem gerade daraus die Rüge höchster Unkritik und Leichtfertigkeit erwachsen würde. Am entschiedensten, sagt derselbe mit Recht, tritt die Prophezeiung hervor, dafs Theben durch Athen leiden werde, wenn es feindlich seine Landschaft angegriffen habe; wenn er jedoch daraus weiter schliefst, dafs diese Prophezeiung, um nicht widerlegt zu erscheinen, die Zeit wenigstens vor dem achten Jahre des peloponnesischen Kriegs voraussetze, in welchem die Athener bei Delion von den Böotern aufs Haupt geschlagen wurden, so hat er unbegreiflicherweise übersehn, dafs Oedipus Verheifsung nur für einen Angriff der Thebaner auf Athen gilt, wo jene auf Oedipus Grabe bei Kolonos geschlagen werden würden, die Niederlage bei Delion aber die Folge eines Einfalls der Athener in Boötien war, für welchen unser Stück auch nicht die entfernteste Garantie enthält. Dafs allerdings, wie er S. 358 bemerkt, auch die andern Stellen, wo auf wiederhergestellte Freundschaft mit Theben angespielt wird, keine Beweiskraft haben, weil diese von dem jüngeren Sophokles nach 404 eingeschaltet zu sein scheinen, habe ich bereits in meinen Quaestt. Oedipod. p. 43 erinnert, auf die es Hrn. Sch. hier eben so wenig wie anderswo Rücksicht zu nehmen beliebt hat; um so mehr aber werden wir lediglich auf die sonstigen Zeugen angewiesen, die, wenn auch im Einzelnen abweichend oder mangelhaft, einander im Ganzen doch dergestalt ergänzen und erläutern, dafs die innere Glaubwürdigkeit der Geschichte keinen gegründeten Zweifel zuläfst.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 109.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1843.

Sophokles. Sein Leben und Wirken. Nach den Quellen dargestellt von Adolf Schöll.

(Schlufs.)

Namentlich in der Form, wie sie bei der Mehrzahl der oben erwähnten Schriftsteller erscheint, kann sie nicht den geringsten Anstofs erregen: des Dichters Sohn Jophon klagt den greisen Vater der Geistesschwäche an, was ihm nach attischem Rechte erlaubt war, um ihm die Selbstverwaltung seines Vermögens zu entziehen; Sophokles aber entkräftet die Anklage, indem er den Richtern seinen Oedipus auf Kolonos vorliest; oder, wenn die Vorlesung eines ganzen Stückes gerechten Anstofs erregt, so haben wir die genauere Angabe bei Plutarch de republ. seni gerenda p. 785, dafs es der erste Chorgesang v. 668 fgg. gewesen sei, was um so weniger Anstofs erregen kann, als wir aus Aristoph. Vesp. v. 579 wissen, dafs es überhaupt Sitte zu Athen war, dafs ein Künstler vor Gericht Proben seiner Kunst ablegte, und Einschaltung längerer Dichterstellen selbst in erhaltenen Reden von Demosthenes und Lykurg vorkommt. Die Einwendungen, die Hr. Sch. S. 371 dagegen macht, sind theils sophistisch theils irrelevant: dafs nach dem Pseudo-Lucian Macrob. 24 und Appulejus der Kläger Jophon „beinahe oder wirklich der Geisteszerrüttung verurtheilt worden sei", ist ein rhetorischer Zusatz der Erzähler, der um so weniger wörtlich genommen und zur Erschütterung des Ganzen gebraucht werden darf als μανίαν καταψηφίσασθαί τινος gar kein technischer Ausdruck des attischen Forums ist und weder dieses noch irgend ein Recht eine gerichtliche Verurtheilung des Klägers statt des Beklagten kannte, so dafs jener Ausdruck wie sonst καταγιγνώσκειν nur als Bezeichnung des moralischen Unwillens genommen werden kann: wenn aber Aristophanes Ran. 71 fgg. nach Sophokles Tode sagt, er wolle abwarten, was Jophon jetzt ohne seinen Vater werde dichten können, so liegt darin nur, dafs dieser ihm bei früheren Dichtungen behülflich gewesen sei, ohne dafs es die Fortdauer ihrer Eintracht bis auf des Vaters Tod bewiese. Ja den triftigsten Einwurf, der sich gegen die Erzählung erheben liefse, hat er sich selbst durch seine obige Mifsdeutung der Vergleichung mit Simonides in Aristophanes Frieden verscherzt, indem man hiernach allerdings fragen könnte, wie Sophokles, der mit siebenzig Jahren der Gewinnsucht beschuldigt ward, mit achtzig habe angeklagt werden können, wie Cicero sagt, *quod propter studium* (*tragoediarum faciendarum*) *rem familiarem negligere videretur*; diese Schwierigkeit löst uns inzwischen der alte Biograph, aus dem wir sehen, dafs die Beschwerde eigentlich darauf ging, dafs der alte Dichter seinen Lieblingsenkel, den jüngeren Sophokles, vor Jophon bevorzugte und also wahrscheinlich für jenen geizte und ihm sein ganzes Vermögen oder den gröfsern Theil desselben zu Jophons Nachtheil zuzuwenden suchte, wogegen diesem nur jene Klage übrig blieb. Freilich hat auch dieser Biograph scheinbar wieder eine andere Verwirrung in die Geschichte gebracht, indem er, was die andern Zeugen von dem Gerichte erzählen, vor die Geschlechtsgenossen (φράτορες) verlegt; auch diese glaube ich jedoch Quaestt. Oedipod. p. 53 fgg. auf's Einfachste so beseitigt zu haben, dafs ich beide Acte trenne, und die Geschlechtsgenossen nicht, wie Hr. Sch. S. 375 nach älteren Auslegern unterstellt, als eine Art von Familiengericht, sondern als Zeugen der Aufnahme des aus unrechtmäfsiger Ehe hervorgegangenen Enkels in die *jura agnationis* betrachte, wogegen Jophon vergebliche Einsprache erhoben und darauf erst auf die angegebene Weise Hülfe vor Gericht gesucht hätte. Dafs endlich auch der Gewährsmann, auf welchen uns wenigstens der Biograph für die Vorlesung des Oedipus bei dieser Gelegenheit verweist, der Peripatetiker Sa-

Digitized by Google

tyros, nicht so schlecht ist, wie ihn allerdings schon vor Hrn. Sch. auch Welcker u. A. gemacht haben, habe ich im Proömium zum Marburger Lectionskataloge vom Sommer 1840 dergestalt dargethan, dafs ich mich hier lediglich darauf beziehen kann, und will hier nur noch das hinzufügen, dafs auch in Beziehung auf Sophokles Tod diejenige Version, welche der Biograph aus Satyros anführt, mir bei Weitem die annehmbarste zu sein und vielmehr Beachtung zu verdienen scheint, als Hr. Sch. auch ihr hat angedeihen lassen. Bekanntlich sollte nach einigen Sophokles am Feste der Choen an einer unreifen Beere einer Traube, die ihm der Schauspieler Kallippides geschickt hatte, erstickt, nach andern aus Freude über einen tragischen Sieg gestorben sein, wogegen Hr. Sch. S. 348 mit Recht bemerkt, dafs jener solcher Siege zu gewohnt war, als dafs er in einer Zeit, die ihn gewifs für lebhaft frohe Bewegung nicht empfänglich machte, davon so hätte aufgeregt werden können; weshalb nun aber auch Satyros Angabe, dafs ihm die übermäfsige Anstrengung beim Vorlesen seiner Antigone den Tod zugezogen, eine „Persiflage" sein soll, sehe ich um so weniger ein, als, wenn doch hier einmal komische Entstellung mitgewirkt haben soll, die Erstickungsgeschichte mit der Beere gerade aus einer solchen Todesart, wo ihm das unbeendigte Stück gleichsam im Halse stecken blieb, entstanden sein kann, während von einer unvollendeten Umarbeitung der Antigone, wie sie Hr. Sch. hier zum drittenmale zur trilogischen Begleitung des Oedipus Koloneus annimmt, nichts bekannt ist. Dafs Sophokles dagegen auf die Ausbildung des Schauspielerstandes grofse Sorgfalt verwendete, ist aus seiner Lebensbeschreibung ersichtlich, wo es insbesondere heifst, dafs er ἐκ τῶν πεπαιδευμένων (scil. ὑποκριτῶν, wie aus dem Vorhergehenden zu ergänzen ist) den Musen einen heiligen Verein (θίασος) gegründet habe; auf dessen Abzeichen ich auch die καμπόλη βακτηρία, das bekannte *gestamen histrionum*, und die λευκὰς κρηπῖδας des Biographen beziehen möchte; denken wir uns also, dafs er in diesen Zusammenkünften Declamirübungen mit ihnen angestellt habe, so ist es immerhin glaublich, dafs seine von Natur, wie wir oben sahen, schwache und nicht biegsame Stimme der jugendlichen Lebhaftigkeit seines Geistes zuletzt den Dienst versagt und der ohnmächtige Versuch des Greises, eine lange Periode zu bewältigen, seine Lunge gesprengt habe; und selbst dafs dieses an dem Choenfeste geschehen sei, können wir um so eher annehmen, als dieser dem Gotte des Schauspiels geheiligte Tag zu solchen Zusammenkünften vorzüglich geeignet war.

Wenn nun aber, um auf den Oedipus Koloneus zurückzukommen, der Anekdote, welche seine Entstehung in Sophokles höchstem Alter beweist, weder mangelhafte Verbürgung noch innere Unwahrscheinlichkeit vorgeworfen werden kann, so müssen selbst die Zweifel, welche von bedeutenderen und besonneneren Gelehrten, als Hr. Sch. ist, dagegen erhoben worden sind, vor der Gewalt der überlieferten Wahrheit verschwinden, wie ich dieses in den angeführten Abhandlungen näher dargethan habe; geschweige denn, dafs es nöthig wäre, zu einer so halsbrechenden Auskunft zu schreiten, wie unser Verf. nicht nur jene Geschichte selbst, sondern auch alle Ueberlieferungen über des Dichters Familienleben u. s. w., worauf dieselbe Bezug nimmt, in das Reich der Erdichtung und Allegorie verweist. Der Satz freilich, den er schon S. 347 aufstellt, dafs „beinahe der gröfste Theil jener abgerissenen Notizen über die Tragiker, die sich in die spätern Jahrhunderte fortgepflanzt haben, aus Commentaren zu den Komikern, aufserdem aus literargeschichtlichen Gedichten und Epigrammen herrühre", ist im Grunde bereits Welckers Eigenthum, aus dem er auch hier nur die weitern Consequenzen gezogen hat; aber gerade wie wir es bei den Trilogien sahen, zweifle ich nicht, dafs dieser Gelehrte auch hier stark dagegen protestiren wird, wenn Hr. Sch. nun selbst die Angabe von Sopkokles Nebenfrau Theoris, der Grofsmutter des erwähnten jüngeren Sophokles, aus einer Komödie herleitet und als einen allegorischen Ausdruck seiner fortwährenden Liebe zu dramatischen Aufführungen erklärt und so sich auch zur Verdächtigung des Ursprungs jener Anekdote den Weg anbahnt. „Hiernach", sagt er S. 377, „stellt das Drama den greisen Sophokles vor, getheilt zwischen zwei Frauen, die Athenerin und Ehefrau Nikostrate und die geliebtere Kebsfrau Theoris, und minder zugethan seinem ächten Sohne von jener, als den natürlichen Nachkommen von dieser"; ja er deutet sogar die Namen der Söhne des Dichters, die wir bei Suidas finden, Ariston, Leosthenes, Stephanos, Menekleides, in diesem Sinne allegorisch, und findet zuletzt S. 389 in

Digitized by Google

den Phratoren des Komikers Leukon die fragliche Komödie, vor deren Chore die ganze angebliche Gerichtscene vorgegangen sei und Sophokles selbst jenen anmuthigen Chorgesang aus dem Oedipus auf Kolonos aufgeführt habe! Dafs wir von dieser Komödie nicht viel mehr als den Titel besitzen, thut nichts zur Sache, da für Hrn. Sch., wie wir schon bei dem Teukros, Eurysakes u. s. w. gesehen haben, der Titel eines Dramas hinreicht, um es mit Haut und Haar zu reconstruiren; dafs sie bereits 15 Jahre vor Sophokles Tode aufgeführt ist, kommt ihm bei seiner beliebten Weise, im Cirkel zu schliefsen, für den frühern Ursprung des Oedipus Koloneus gerade zu Statten; dafs endlich damals der Enkel des Dichters noch viel zu jung war, um auf die überlieferte Weise dem Sohne Jophon entgegengesetzt werden zu können, und es überhaupt seltsam gewesen wäre, einem wirklichen Menschen auf der Bühne allegorische Aemter zu geben, beseitigt er S. 394 durch die Annahme, dafs derselbe ein jüngerer Sohn des Dichters selbst gewesen und stützt sich dafür auf Diodor XIV. 53, der aus Apollodor geschöpft zu haben scheine, wogegen die Angabe der Grammatiker eine blofse literar-historische Combination sei. Aber, um von diesem letzten Puncte anzufangen, die Grammatiker hatten Urkunden, namentlich Didaskalien vor sich, aus welchen sie schöpften, und wenn in diesen Sophokles als Sohn des Ariston aufgeführt war, so kann weder Ariston für eine mythische Person erklärt noch dem jüngern Dichter ein anderer Vater gegeben werden; was dagegen Diodor betrifft, so könnte, auch abgesehn von seinen sonstigen Fehlern, deren er in seiner Art eben so wohl als Suidas hat, selbst Apollodors Auctorität zunächst nur in chronologischer Hinsicht gelten, und gerade diese spricht vielmehr gegen Hrn. Sch.'s Ansicht, insofern es undenkbar ist, dafs, während Jophon schon zu des Vaters Lebzeiten unter dessen Beistande Tragödien aufführte, dessen Bruder erst fünf Jahre nach des neunzigjährigen Vaters Tode dazu gelangt sein sollte, so dafs die chronologische Bestimmung bei Diodor, wonach der jüngere Sophokles erst unter dem Archon Lysiades Ol. XCV, 4. die Bühne betrat, schon an sich vielmehr auf einen Enkel des grofsen Dichters schliefsen läfst. Wenn derselbe sodann S. 366 der Angabe des Athenäus XIII, p. 592 von Sophokles Liebe im Greisenalter das bekannte Zeugnifs der Platonischen Republik entgegenhält, nach welchem Sophokles auf die Frage, ob er noch einem Weibe beiwohnen könne, sich glücklich gepriesen haben soll, der Herrschaft der Sinnenlust entronnen zu sein, so liegt gerade darin einerseit die Bestätigung, dafs er in frühern Jahren auch sinnlicher Liebe unterthan gewesen, woraus ihm dann eben jene unrechtmäfsige Nachkommenschaft entsprossen wäre, während es andererseits nicht im Wege steht, dafs er auch als Greis sich zu schönen Hetären mit der reineren Zuneigung gewandt habe, welche sich in den von Athenäus angeführten, von Hrn. Sch. S. 368 gleichfalls allegorisch gedeuteten Versen ausspricht:

Göttinn der Kinderblüthe, vernimm mein Flehen: dies Weib lafs
Jungen Männern verweigern der Liebe Genufs und Umarmung;
Aber an Greisen finde sie Lust, an silbergelockten,
Welchen die Sehnen ermildigt sind, doch im Busen der Geist glüht!

Höchstens könnte man das einräumen, dafs Athenäus die Theoris, von welcher Hr. Sch. richtig bemerkt, dafs, wenn sie die Mutter von Sophokles Kindern geworden sei, ihre Liebe in eine frühere Zeit fallen müsse, fälschlich in sein Alter gesetzt und jene Verse unrichtig auf sie bezogen habe; dafs aber von den beiden Geliebten, welche ihm Athenäus beilegt, Archippe einem andern gleichnamigen Zeitgenossen gehöre, Theoris eine allegorische Figur sei, und folglich dem greisern Dichter gar nichts übrig bliebe, ist eine Behauptung, die sich durch die Namensähnlichkeit der Geliebten mit der allegorischen Theoria in Aristophanes Frieden und die Uebereinstimmung ihrer Vaterstadt Sikyon mit einer der ältesten Ursprungstätten tragischer Chöre (S. 389) keinem besonnenen Philologen als hinlänglicher Beweis erscheinen wird. Dafs endlich die Nachricht des Biographen ihren Ursprung in keiner Komödie haben kann, zeigen die Worte, welche er nach Satyros dem Dichter selbst in den Mund legt: εἰ μὲν εἰμὶ Σοφοκλῆς, οὐ παραφρονῶ, εἰ δὲ παραφρονῶ, οὐκ εἰμὶ Σοφοκλῆς, deren prosaischer Charakter eben so klar einleuchtet, als jeder Grund fehlt, sie nicht für wörtlich und urkundlich überliefert zu halten; und wenn dieser nämliche Biograph auch vorher von einem Drama spricht, in welchem Jophon als Neider seines Neffen und Verfolger seines Vaters vorgekommen sei, so gestattet doch der deutliche Wortsinn nicht, dieses ποτὲ ἐν δράματι εἰσήγαγε einem andern Subjecte als Sopho-

Digitized by Google

kles selbst beizulegen, in dessen Oedipus Koloneus man Anspielungen auf den Zwist mit seinem Sohne gefunden zu haben scheint, während eine Komödie in diesem Zusammenhange und Gegensatze schwerlich mit dem allgemeinen Gattungsnamen δρᾶμα bezeichnet worden sein würde. Doch hierüber habe ich bereits in dem früher erwähnten Programm von 1840 hinlänglich gesprochen, das ich von Hrn. Sch. um so weniger widerlegt halten kann, als er gar keine Rücksicht darauf genommen hat; auch G. Hermann's neue Vermuthung in der zweiten Auflage seines Oedipus Koloneus (Lips. 1841, p. XI) ist von ihm nicht berücksichtigt worden und deshalb auch hier für mich kein Anlafs, diese ohnehin das gewöhnliche Maafs überschreitende Recension durch Eingehen auf sie noch zu verlängern; was Hrn. Sch.'s eigene Ansichten anbelangt, so glaube ich keinen wesentlichen Punct übergangen zu haben, der zu einer unbefangenen Würdigung derselben beitragen kann, und so scharf ich sie auch im innersten Grunde ihrer Methode habe bekämpfen müssen, so wird doch gerade die Ausführlichkeit dieser Bekämpfung zeigen, dafs ich es wenigstens mit keiner alltäglichen Erscheinung zu thun zu haben geglaubt habe.

K. Fr. Hermann.

LIV.

M. T. Ciceronis de Officiis libri III. Recensuit Rudolphus Stuerenburg, phil. doct. Gymn. Hildb. Dir. Accedit Commentarius. Lipsiae, 1843. *VI u.* 182 *pg.* 8.

Schon vor neun Jahren hat Hr. St. Cicero's Werk von den Pflichten herausgegeben: seine Ausgabe war blofs critisch und enthielt eine neue Recension des Textes. Ein vollständiger Commentar wurde damals versprochen, der hauptsächlich die Rechtfertigung der aufgenommenen Lesarten enthalten sollte. Es ist indefs *eine* mifsliche Sache, den Text eines Schriftstellers neu zu gestalten, ohne zur selben Zeit, wenn man überhaupt von seiner Arbeit gleichsam Rechenschaft ablegen will, durch vollständige Ausarbeitung des Commentars sich der Gründe für oder gegen eine Lesart klar bewufst zu werden: es trifft sich dann häufig, dafs früher aufgestellte Resultate als unhaltbar erscheinen und das Entgegengesetzte an ihre Stelle tritt. So ist es Hrn. St. ergangen, der, während er den versprochenen Commentar ausarbeitete, zu der Ueberzeugung gelangte, seine ganze frühere Arbeit sei verfehlt. Es gereicht ihm zur Ehre, dafs er ohne Rückhalt diese Ueberzeugung ausspricht. Denn was kann offener sein, als die Erklärung, mit der er seine sehr laconische Vorrede dieser zweiten Ausgabe beginnt: *Cum abhinc annos novem emendatos hos libros edere voluissem, magis multo quam antea fuerant, depravatos edideram.* Ebenso ehrenwerth ist es, dafs Hr. St. „um seine alte Schuld zu sühnen", sich entschlossen hat, in einer erneuten Bearbeitung das zu leisten, was ihm in der ersten nicht gelungen war. Ref. hat in diesen Blättern über die erste Ausgabe Hrn. St.'s gesprochen: er hält sich gewissermafsen für verpflichtet, es auch über diese zweite zu thun. Er wird nur dabei, um sich nicht den Schein eines stets unzufriedenen Tadlers zuzuziehen, sich gleich vorweg entschuldigen müssen, dafs er dem hier so offen hervortretenden Streben, die Wahrheit zu finden, alle Anerkennung zollt, dafs aber deswegen, weil Hr. St. seine Ansichten geändert, dieselben jetzt noch nicht richtig sein müssen, eine Mifsbilligung also möglich ist. Wir betrachten übrigens die vorliegende Ausgabe ganz ohne Rücksicht auf die frühere: auch Hr. St. erwähnt die letztere nur in der Vorrede, im Commentare nirgends.

Die Einrichtung der Ausgabe ist diese: der Text folgt hintereinander, ohne Anmerkung, selbst ohne Angabe der Varianten (p. 1 — 123), dann der Commentar dazu. Wozu dieser dienen soll, wird in der Vorrede nicht angegeben: es heifst nur: *Inveteratas opiniones expuli, repudiatas ex saeculis lectiones egregias esse ostendi, conjecturas multas et feci et recepi nec facere volui, quas recipere non potui, Nomii in his libris auctoritatem penitus labefactavi, neutram denique codicum familiam caecus secutus sum*, zu allgemein; denn welcher Herausgeber will jene Grundsätze nicht befolgt haben? Wir können also nur berichten, wie wir den Commentar gefunden haben. Es ist nicht erklärend; wenigstens kommen davon nur seltene Spuren vor, z. B. zu 1, 9, 63, wo der Versuch gemacht wird, eine von Cicero übersetzte Stelle Plato's in dessen uns erhaltenen Schriften nachzuweisen. Er ist blofs critisch und enthält die Vertheidigung der aufgenommenen Lesarten.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 110.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1843.

M. T. Ciceronis de Officiis libri III. Recensuit Rudolphus Stuerenburg.

(Schluſs.)

Zwar läſst sich ohne genaue Vergleichung nicht bestimmen, welche Lesarten aufgenommen sind; denn nicht alle Stellen, wo eine Verschiedenheit der Ausgaben sich findet, werden im Commentar behandelt, sondern nur die wichtigeren. Wonach richtet sich der Text im Uebrigen? Wir vermuthen, nach der Orellischen Ausgabe, können es aber, da Hr. St. sich darüber nicht erklärt, nicht versichern. Wir können hier überhaupt nur auf die Varianten eingehen, welche in dem Commentar gerechtfertigt sind; die übrigen sind schwer aufzusuchen und bei Hrn. St.'s Schweigen, nicht zu beurtheilen.

Zuerst müssen wir über die Art und Weise der Rechtfertigung des Textes und die Anführung der Handschriften etwas bemerken. Diese werden nämlich meist nur unbestimmt in allgemeinen Ausdrücken angegeben: *plerique codices, paucissimi, deterioris familiae, optimi et plerique, optimi;* nur dreimal im ganzen ersten Buche wird ein bestimmter Codex angeführt, zu I, 9, 28; 26, 91; 43, 54. Wir können die Gründe dieses Verfahrens nicht einsehen. Es giebt zu diesem Buche Cicero's einen reichen critischen Apparat, zum Theil sehr genau und vollständig, so daſs solche Unbestimmtheiten keinesweges nothwendig sind. Sie führen aber auch zu keinem sicheren Urtheil über die handschriftliche Autorität einer Lesart. Gehören z. B. die plerique codices zur schlechteren Familie (und die meisten Handschriften jedes Schriftstellers gehören dazu), so haben sie natürlich nicht so viel Gewicht als ein einziger Codex der besseren Classe. Die heutige Critik ist über das Zählen der Handschriften hinaus: sie verlangt bestimmte Angaben und eine Erwägung, gegründet auf die Abstammung der Codices von einander. Warum will uns Hr. St. wieder zu jener alten, mit Recht jetzt überall verworfenen, Weise der Critik zurückführen?

Welche Handschriften sollen ferner die guten, welche die schlechten sein? Darüber sucht man vergeblich Auskunft, die um so nöthiger ist, da es scheint, als ob die Meinung der frühern Herausgeber verworfen werden sollte. In seiner Vorrede zur zweiten Ausgabe von Cicero's Rede für den Archias S. XVI erklärt Hr. St. zwar, seine in der ersten Ausgabe der Bücher von den Pflichten aufgestellte und durchgeführte Ansicht, die dritte Berner Handschrift sei die beste aller bisher verglichenen, sei noch immer dieselbe; doch giebt er dort auch zu, in der Wortstellung sei dieser Codex offenbar corrigirt. Und fand darin eine alte Interpolation Statt, warum nicht auch in anderen Sachen? Welches endlich sind die andern Handschriften der guten und der schlechten Familie, auf die man so oft verwiesen wird? Ueber alles dieses wird nichts gesagt.

Aehnlich wie bei den Handschriften, verfährt Hr. St. auch bei der Angabe früherer Bearbeiter von Cicero's Werk. In der Regel werden sie gar nicht erwähnt, sondern Hr. St. spricht, als ob er dies Buch zum ersten Male herausgäbe; werden sie erwähnt, so sind es wieder jene Ausdrücke *omnes, plerique editores* u. s. w. Nur der, welcher einen alten Schriftsteller, mit neuen und bedeutenden Hülfsmitteln ausgerüstet, herausgiebt, kann sich in jetziger Zeit das Recht nehmen, die Abweichungen seiner Vorgänger nicht zu erwähnen, und selbst dieser wird, wo eine Emendation nöthig ist, die ein Anderer vor ihm gemacht hat, billiger Weise diesen nennen. Hr. St. dagegen spricht, als ob er alles Gute zuerst gefunden, z. B. zu I, 17, 54 heiſst es: *Addidi ex conjectura* et *ante* caritate; aber diese Conjectur ist längst schon in der von C. G. Zumpt revidirten Heusingerschen Ausgabe gemacht; ebenso zu II, 1, 4 *addidi ex conjectura,*

Digitized by Google

wo dies in der erwähnten Ausgabe als empfehlenswerth, aber nicht als nothwendig angegeben wird. Noch ärger zu I, 12, 38 *tandem haec omnium fere codicum lectio restituenda fuit*, wo C. G. Zumpt ebenfalls diese Lesart hat; zu I, 9, 28 *tandem ex Bernensi c sanavi locum conclamatum*, wo diese Heilmethode schon von demselben in der Vorrede zur gröfseren Ausgabe p. XI empfohlen ist. Aehnlich nimmt Hr. St. aus diesem seinem Vorgänger Lesarten oder Vertheidigungen von Lesarten zu I, 7, 24; I, 15, 49; I, 24, 83; I, 30, 109; I, 36, 130, ohne seiner Quelle zu gedenken. Meist setzt Hr. St. derartigen Auseinandersetzungen noch ein *tandem* oder *aliquando* oder *pessime* oder *perverse* hinzu, um seine Verwunderung auszudrücken, dafs kein Anderer vor ihm die Wahrheit gefunden. Spricht er so, obwohl er weifs, dafs Andere vor ihm dasselbe gesagt und geurtheilt, so verstöfst er gegen die literarische Billigkeit: kennt er aber die Ausgaben seiner Vorgänger wirklich nicht, so ist sein Verfahren unphilologisch. Jedenfalls hat seine Ausgabe den Mangel, dafs man sie nicht gebrauchen kann, ohne alle früheren bei der Hand zu haben.

Am unangenehmsten aber berührt es, dafs Hr. St., der seine jetzige Arbeit mit einer, in der That seltenen, Erklärung beginnt, die alle seine früheren Arbeiten verwirft, seinen Vorgängern Mangel an Ueberlegung zuschreibt. Er sagt zu II, 2, 8 *Contra autem omnia disputantur a nostris* Folgendes: *Sic omnes fere codices, non* disputatur, *quod adhuc ab omnibus editoribus* temere *arreptum est.* Und was ist nun das für eine angebliche *temeritas* der früheren Herausgeber? Cicero spricht von der philosophischen Schule, zu der er gehört, und sagt *ab iis disputatur contra omnia* d. h. sie ziehen Alles in Zweifel und sprechen gegen Alles. Die Abschreiber machten den überaus häufigen Fehler, dafs sie den Numerus des Verbums nach dem zunächst vorhergehenden Worte *omnia* abänderten. Diesen Fehler nimmt Hr. St. in Schutz und übersetzt, undeutsch genug: *nach entgegengesetzten Seiten wird Alles von den Unsrigen erörtert. Fugit*, sagt er, *editores Ciceronem hoc loco* contra *pro nostro nach entgegengesetzten Seiten dixisse.* Und natürlich wufsten sie diese Bedeutung von *contra* nicht. Wie beweist sie Hr. St.? Blofs damit, dafs er hinzusetzt: *quae significatio ex ipsis vocabulis adjectis* omnia disputantur *potuit perspici.* Ebenso *temere* sollen *post Heusingerum editores omnes* zu II, 7, 23 gehandelt haben, wo Hrn. St.'s Meinung unbegründet und seine Angabe, dafs alle es gethan, nicht richtig ist.

Doch genug mit diesem Tadel über die Form des Commentars, einem Tadel, zu dem freilich ein auffallendes Beispiel Veranlassung gab. Was sind nun die Resultate dieser Textesrecension? Vergleichen wir sie mit der zunächst vorhergegangenen, in der von C. G. Zumpt besorgten Heusingerschen Ausgabe, so finden wir im ersten Buche, nach den Angaben des Commentars, etwa 40 Stellen, an denen eine abweichende Lesart aufgenommen ist. Darunter sind auch zwei Conjecturen, zu I, 32, 118 u. I, 17, 55, beide unnöthig und dem Sinne nicht angemessen. An der ersten Stelle sagt Cicero: die meisten Leute verfehlen bei der Wahl ihres zukünftigen Berufs den rechten Weg, entweder weil sie blindlings dem Berufe ihrer Eltern oder dem Urtheil des grofsen Haufens folgen: einige Wenige finden das Richtige, entweder durch einen glücklichen Zufall (*sive felicitate*) oder weil sie es vermöge guter Anlagen selber einsehen (*sive bonitate naturae*) oder weil ihre Eltern sie auf den rechten Weg führen (*sive parentum disciplina*). Statt des letztern soll sine *parentum disciplina* geschrieben werden. Einen Grund für seine Aenderung führt Hr. St. nicht an; doch ist es ersichtlich, dafs die gewöhnliche Lesart der Ausgaben richtig und die vorgeschlagene Emendation unzweckmäfsig ist. Denn bei der Wahl des Berufs sind in der That die drei Fälle möglich, dafs man entweder vom Glücke oder von eigener Einsicht oder von Anderer Rath geleitet das Richtige trifft. Ein Gegensatz aber zwischen *parentum disciplina* und dem Vorigen, dafs man durch den Beruf der Eltern sich leiten läfst, findet nicht Statt. Von den übrigen Verschiedenheiten im Texte ist nur etwa die Lesart zu I, 3, 8 anzunehmen, wo statt des gewöhnlichen *quod Graeci* κατόρθωμα mit den meisten Handschriften *quonium Graeci* κατόρθωμα gelesen wird; alle übrigen sind nicht zu billigen. Wir führen ein Paar Beispiele an. I, 30, 109 *contraque patrem illius* (P. Scipionis Nasicae) — *nullam comitatem habuisse sermonis; ne Xenocratem quidem — ob eamque rem ipsam magnum et clarum fuisse.* So die gewöhnliche Lesart; nach Hrn. St. soll (*aliquando*, wie er sich ausdrückt) geschrieben werden *nec non Xenocratem quidem*, das übrigens nicht *in plerisque codicibus*, sondern nur in dem schlechtesten Berner und dem Baseler Codex ist.

Digitized by Google

Indessen wie soll hier *nec non* d. h. *ac* stehen können, da eine Negation vorhergeht, die auch zum folgenden Satz gehört? Und ist *nec non quidem* auch sonst bei Cicero erweislich? I, 32, 126 soll nach den schlechteren Handschriften gelesen werden: *quae partes autem corporis — aspectum essent deformem habiturae atque formam* statt des gewöhnlichen *atque turpem*. Weshalb wird dies verworfen, das dem Sinne nach einzig richtig ist, da es keinen Theil des Körpers giebt, der an und für sich eine häfsliche Gestalt (*deformem formam*) hätte, sondern nur solche, die, aus sittlichen Rücksichten, sehen zu lassen für unanständig gilt? Hr. St. meint, dann müsse *essent* nach *deformem*, und *ac* statt *atque* stehen!

Es führt uns dies Beispiel auf den Inhalt des Commentars d. h. auf das, wodurch der Text begründet wird. Früher, in der ersten Ausgabe von Cicero's Rede pro Archia, empfahl sich Hr. St. durch Observationen über den Lat. Sprachgebrauch, die er durch vollständig angeführte Stellen der Autoren bewies: er hatte manches Schätzbare gefunden, und man konnte, bei seiner grofsen Bekanntschaft namentlich mit Cicero's Schriften, noch mehr dergleichen von ihm erwarten. Es finden sich auch in dem vorliegenden Commentar hin und wieder solche Behauptungen, z. B. gleich im Anfange zu I, 1, 4 *equidem* heifse immer *fürwahr*, sei also nie gleich *ego quidem*, aber ohne allen Beweis und daher unnütz. Dagegen hat sich Hr. St. jetzt darauf gelegt, eine *Theorie des Tons* in der Lat. Sprache aufzustellen: daraus will er nicht blofs, wie es schon Andere versucht, feine Schattirungen des Ausdrucks erklären, sondern er unternimmt es auch, nach diesen Prinzipien den Text zu ändern. Ref. will sich hier nicht darauf einlassen, diese Theorie auseinanderzusetzen und zu widerlegen, um so weniger, da sie von Hrn. St. in seiner zweiten Ausgabe der Rede für den Archias aufgestellt, in der vorliegenden blofs angewendet wird. Wie mifslich die ganze Sache ist, wird sich deutlich genug aus einigen Beispielen ergeben. Zu I, 7, 20 heifst es, *beneficientia* hätten die Lateiner gesagt, wo sie mit gröfserer Kraft gesprochen hätten, sonst *beneficentia*; ebenso unterschieden sich *fraudum* und *fraudium*, *locupletum* und *locupletium*; zu I, 12, 38 *in vulgari sermone* heifse der Ablativ c i v e, *in elatiore* c i v i; zu I, 15, 48 *in quietiore oratione* n o n n e, *in commotiore* a n im Anfange eines Satzes *etwa doch*; I, 19, 64 ist in den meisten Handschriften der Schreibfehler *excellet* für *excellit* im Praesens. Hr. St. sagt: *cum sententia verborum gravissima sit, rariorem exitum praetuli!* Zu I, 22, 77 wird der Unterschied zwischen den Formen der 3. Pers. Plur. Perfect. *-runt* und *-re* so angegeben, -r u n t stehe *in vulgari sermone*, -r e *in graviore*. Und so geht es fort mit Verbesserungen und Erklärungen über den *sonus*, *gravior sententia* u. s. w. Ja Hr. St. geht so weit zu glauben, auch frühere Erklärer hätten schon in dieser Weise auf den sonus Rücksicht genommen. Z. B. II, 13, 43 und II, 14, 48 sucht er von allen neueren Herausgebern mit Recht verworfene Lesarten wieder hervor, und sagt, seine Vorgänger hätten diese übersehen, *decepti falso sono*.

Aufser derartigen unfruchtbaren und trüglichen Bemerkungen wird man in dem Commentar kaum etwas finden, was bei der Begründung einer Lesart zweckmäfsiges zur Erklärung von Cicero's Buch beigebracht wäre. Manchmal etwas breit ausgesponnene Auseinandersetzungen, wie ein alter Grammaticus dazu gekommen sei, eine Stelle durch ein Glossem zu interpoliren oder zu verderben (I, 3, 8; 9, 28; 22, 75; 22, 77; 32, 118; 35, 128 etc.), können wir nicht hoch anschlagen, noch theilen wir Hrn. St.'s Meinung, die er in der Vorrede zu seiner zweiten Ausgabe von Cicero's Rede für den Archias ausgesprochen, er habe in den Büchern von den Pflichten dies Verhältnifs zuerst richtig eingesehen: auch die früheren Herausgeber hätten dergleichen sagen können, wenn sie die Fehler eines unwissenden Abschreibers so vieler Worte für werth gehalten hätten. Sonst wissen wir in dem ersten Buche z. B. keine Stelle, wo Hr. St. eine Lesart abweichend von den neuesten Herausgebern und dabei richtig erklärt hätte. Manchmal greift er sogar auf eine auffallende Weise fehl, z. B. I, 29, 104 spricht Cicero von dem Scherze, wann und wem er erlaubt sei. Er soll nach Hr. St. Emendation so sagen: *alter* (jocus) *est, si tempore fit, ut si remisso animo, homine dignus, alter ne libero quidem*. Wir lassen den logischen Fehler, der in *homine* und *ne libero quidem*, Begriffen, die einander nicht ausschliefsen, liegt: *homo liber* wird erklärt *ein Mensch, der ein zügelloses Leben führt*. „*Egregie eum, qui vivat libere, jocari illiberaliter utique vetat*". Dies ist Alles, was zum Beweise dieser in der Latinität unerhörten Bedeutung von *homo liber* hinzugefügt wird.

Digitized by Google

Wir schliefsen diese Anzeige mit dem unangenehmen Gefühl, nichts Nützliches und Brauchbares, das in Critik oder Erklärung der so wichtigen Schrift Cicero's durch diese Ausgabe gewonnen wäre, mittheilen zu können. Möglich, ja wahrscheinlich und auch wünschenswerth, dafs in weniger als neun Jahren Hr. St. wiederum eine Palinodie dieser Ausgabe liefert; wir hoffen, dafs er dann, zurückkehrend zu dem, womit er begonnen, den richtigen Weg nicht wieder verfehlen wird. Dr. A. W. Zumpt.

LV.

Le Comte J. Capodistrias, Président de la Grèce, jugé par lui-même. Paris, 1842.

Der ungenannte Herausgeber der vorliegenden wörtlichen Auszüge aus der, im J. 1839 in vier Bänden erschienenen „Correspondance du Comte J. Capodistrias, Président de la Grèce" hat sich zu diesen Auszügen zunächst durch die Betrachtung veranlafst gesehen, dafs diese Correspondance weniger, als sie es verdient, Berücksichtigung gefunden habe, und er hat durch die Auszüge theils zur besseren Kenntnifs und richtigeren Würdigung des Grafen Kapodistrias beitragen, besonders aber eine Rechtfertigung desselben gegen die vielen ungerechten Urtheile, die er erfahren müssen, versuchen, theils im Allgemeinen einer künftigen Geschichte des neuen Griechenlands unter Kapodistrias vorarbeiten wollen. Um zu dem ersteren Zwecke um so sicherer zu gelangen, hat er das reiche Material, welches die Correspondance enthält, unter verschiedene Rubriken gehörig geordnet, und dadurch die Uebersicht des Ganzen und die zweckmäfsige Benutzung der Auszüge erleichtert. Es kann auch nicht geläugnet werden, dafs diese Auszüge, mit dieser Anordnung und Vertheilung des reichen Materials der Correspondance unter gewisse Gesichtspuncte, und da im Uebrigen dieser Correspondance ein officieller Charakter nicht abgesprochen werden kann, auch der Herausgeber dieselbe mit diplomatischer Gewissenhaftigkeit benutzt zu haben scheint, wohl geeignet sind, den Grafen Kapodistrias als Präsidenten von Griechenland in einem lebendigen Bilde erscheinen zu lassen, welches sich darnach ein Jeder aus seinen eigenen Briefen, seinen eigenen Worten, durch ihn selbst, entwerfen und, bei der Unmittelbarkeit des Eindrucks, um so lebendiger sich gestalten kann. Jedenfalls verdient die Charakteristik, welche hier Kapodistrias aus sich selbst und durch sich selbst findet, bei denen, die ihn kennen lernen wollen, und auch bei denen, die aus dem historisch-biographischen Standpuncte seine Erscheinung beurtheilen, gehörige Würdigung und Berücksichtigung, wenn schon diese Briefe, eben weil es nur Briefe, also blofse Worte sind, das auf Thatsachen gegründete und auf Thatsachen zu gründende Urtheil nicht überflüssig machen, es nicht ausschliefsen können, noch viel weniger die Stelle von Thaten und Thatsachen zu vertreten vermögen, auch wohl auf sie dann kein besonderes Gewicht zu legen sein dürfte, wo die Thatsachen widersprechen. Und dennoch können auch die Thatsachen nicht immer und nicht allein entscheiden, da es vielmehr auf Zweck, Absicht und die Beweggründe zur That ankommt; und so kann selbst dann, wenn zwischen dem ursprünglichen Willen und dem ersten Vorsatze und zwischen der späteren That ein Widerspruch sich zeigt, aus den Selbstbekenntnissen in diesen Briefen, aus den Zeugnissen, welche dieselben für Kapodistrias enthalten, viel, unendlich viel zu dessen richtiger Würdigung, wenn auch nicht völliger Rechtfertigung, gewonnen werden. Ob alle Briefe in diesen Auszügen von besonderem Interesse sind, ob sie alle das darthun, was durch sie erwiesen werden soll, — das ist am Ende gleichgültig; und doch ist auch das anscheinend Unbedeutende, im Zusammenhange aufgefafst, von Gewicht. Soll übrigens Rec. der einzelnen Gesichtspuncte, aus denen der Präsident Kapodistrias hier betrachtet wird, näher gedenken, so ist es theils dessen sittlicher und religiöser Charakter, sein Privatleben, seine Individualität: Thätigkeit, Freigebigkeit, Einfachheit des Lebens, Vaterlandsliebe, seine tiefe Einsicht als Staatsmann, seine Gewissenhaftigkeit, Charakterstärke, Festigkeit, gegenüber den vielen Mifsbräuchen, dem Mangel an Vaterlandsliebe und dem Eigennutze unter den Griechen, worüber wir hier reichen Aufschlufs erhalten, theils sind es seine Ansichten über Nationalerziehung, sittliche Wiedergeburt des Volks, Bewahrung der Nationalinteressen und Vertheidigung der Nationalrechte, seine Verhältnisse zu den auswärtigen Mächten im Allgemeinen und im Einzelnen, und zur Diplomatie, seine Bemühungen, die Willkürherrschaft im Lande zu vernichten und eine feste Ordnung zu gründen auf Gesetzlichkeit und constitutionelle Grundlagen, seine Ansichten über Staatsverwaltung und Staatshaushalt, seine Sorge für Minderung der Volksnoth und für die Armen, wie für die öffentlichen Finanzen, seine Bemühungen, letztere zu heben und zu vermehren, im Innern und von Aufsen, sein Bestreben, die Vaterlandsliebe unter den Griechen zu wecken, seine Strenge gegen die Vergeuder des Staatsvermögens und gegen die Anarchisten, ferner seine Stellung zum Prinzen Leopold im J. 1829 und 1830, sein Verhältnifs zu den Journalen, seine Gerechtigkeit gegen die Fremden, worüber diese Briefe sich aussprechen, — Briefe, geschrieben mitten in dem Drange der Geschäfte, unter drückenden Verlegenheiten des Augenblicks, oft unter dem Gewichte der Verzweiflung an der Zukunft, an sich selbst und an dem von ihm unternommenen Werke. Wie auch vielleicht der Präsident Kapodistrias im Verhältnisse zu Griechenland im Einzelnen gefehlt haben mag: der Reichthum seines Geistes und eine gewisse antike Charaktergröfse kann auch nach den Aufschlüssen seiner Briefe nicht verkannt werden — ein Aufschlufs, der selbst in der Hand des Historikers bei Beurtheilung des Präsidenten Kapodistrias, und bei Beantwortung der Frage, wie er seine politische Rolle in Griechenland gespielt habe, nicht geringes Gewicht haben kann. Dafs auch sonst diese Briefe mannigfache Belehrungen, Winke und Rathschläge für eine spätere Zeit des neu-griechischen Staats, Winke und Rathschläge, die auch von der gegenwärtigen Regierung beherzigt zu werden verdienen, in sich fassen, erhöhet in politischer Hinsicht den Werth dieser Sammlung. D. Theod. Kind.

Digitized by Google

№ 111.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1843.

LVI.

Psychologie, eine Abhandlung von Dr. P. Jessen, Director der Irrenanstalt zu Schleswig. (Aus dem 28. Bande des encyklop. Wörterbuchs der medicinischen Wissenschaften.) Berlin, 1842. *Verlag von Veit et Comp.* 102 S.

Wer sich nicht mit Illusionen schmeicheln will, wird schwerlich läugnen können, dafs in diesem Augenblick der Zustand der philosophischen Naturlehre eben so wenig befriedigen kann, als das Verhältnifs derselben zur empirischen. Immer tiefer scheint der Rifs zu werden, der beide von einander trennt. In der Sache selbst möchte der Grund dieser Erscheinung schwerlich liegen, denn kaum wird der unbefangene Empiriker leugnen, dafs gerade die Ansichten, durch welche die Naturwissenschaften in unserm Jahrhundert einen neuen Schwung genommen haben, *philosophische* Ideen sind. (Ich erinnere nur an die vergleichende Anatomie und Zoologie, deren Typen, deren Morphologie u. s. w. man den philosophischen Charakter schwerlich absprechen wird). Eben so wenig wird der Philosoph, wenn er nicht verblendet ist, leugnen können, dafs der Fortschritt der Naturwissenschaften auch einen wesentlichen Einflufs auf die Entwicklung der Philosophie gehabt hat. Dennoch ist nicht abzuleugnen, dafs die Männer, welche die eine Ansicht vertreten, sich gegen die andere in ein sehr sprödes Verhältnifs stellen. Es gibt bedeutende Naturforscher, die öffentlich ihre Klagen aussprechen über die Zeit, die sie mit philosophischen Studien verdarben, und es gibt Philosophen, welche Newton absprechen, dafs er ein Physiker sei, weil er von Kräften spricht, — (als wenn der Physiker als solcher nicht solche Kategorien anwenden *müfste*). Wozu aber ist es bei dieser Feindseligkeit hinsichtlich der Sache gekommen? Die empirischen Wissenschaften, immer weiter sich von allem so verhafsten „Naturphilosophischen" entfernend, suchen, was sie durch das Aufgeben einer Alliance einbüfsten, durch eine andere zu gewinnen und verpflichten sich mehr als bisher solidarisch unter einander, — so sehr, dafs fast der Unterschied zwischen ihnen zu verschwinden droht. So müssen wir uns von den Physiologen sagen lassen, das Heil der Physiologie komme von der Chemie. Und sie beweisen es uns. Ein Weinglas verdaut so gut wie ein Magen. (Der *kleine* Umstand, dafs man durch eine Gabe Pepsin keinen schwachen Magen in einen starken verwandelt, kommt nicht in Rechnung). Die Chemiker andrerseits nehmen solchen Vertrag an. Sie beweisen uns, dafs sie, was man als Product eines Organisationsprocesses angesehn hat, in ihren Laboratorien *machen*. (Der *kleine* Umstand, dafs sie dazu organische Substanzen brauchen, kommt nicht in Rechnung). — Was thut nun seinerseits der Naturphilosoph solchem Phalanx gegenüber? Etwas, wodurch noch nie ein Sieg erfochten wurde, er weist — exceptis excipiendis — ihm den Rücken. So sehn wir denn ganz unbekümmert um die Resultate neuerer und neuster Forschung Manchen das Universum construiren, sehn ihn gegen Ansichten polemisiren die nicht mehr herrschen, sehn ihn Newton's Farbenlehre bestreiten und glauben dadurch allein die Goethe'sche gerechtfertigt zu haben u. s. w. Dafs dieser Zustand der normale sei, davon können wir uns bis jetzt nicht überzeugen, und begrüfsen deswegen immer mit Freude die Fälle, wo in einem und demselben Subject Schätze der Erfahrung sich mit philosophischem Tact, oder gar (im allergünstigsten Fall) mit philosophischem Bewufstsein paaren, ja aus vielen Gründen mit einer ganz besondern Freude die Fälle, wo jene erstern diesem letztern vorausgingen. Mit einer solchen Freude hat uns nun das vorliegende Buch erfüllt. Der Verf. ist als psychischer Therapeut berühmt, und konnte dies nicht werden, ohne mit psychischer Pathologie sich vielfach

Digitized by Google

zu beschäftigen. Wie viel aber aus diesem Studium Vortheil für die Psychologie erwachsen mufs, wird Jeder einsehn, der nur auf die verwandte Erscheinung geachtet hat, dafs durch die Beobachtung der Monstrositäten und das Erkennen derselben als Hemmungsbildungen die Physiologie wesentlich gefördert ist. Hatten wir bisher in unsern psychologischen Studien uns durch die Physiologen (oft mehr als durch die Psychologen) gefördert gefühlt, so mufste ein psychischer Patholog und Therapeut uns neue Förderung versprechen. Hiezu kommt aber noch ein andrer Umstand. Der Verf. beschäftigt sich seit vielen Jahren aufs Gründlichste mit philosophischen Studien. Wie er aber von seinen naturwissenschaftlichen Studien aus zu den philosophischen gekommen ist, so haben die letztern wieder ihn auf die erstern gewiesen, und das Studium der Hegel'schen Logik hat ihm weder das Auge noch die Lust geraubt, anatomische Untersuchungen über das Gehirn und Rückenmark anzustellen. Das vorliegende Buch enthält eben deshalb eben so sehr die Resultate sorgfältiger empirischer Forschung, als tiefsinniger Speculation. Hinsichtlich der letztern schliefst sich der Verfasser besonders an Hegel an. Manchem, dem dies genug ist um zum Voraus zu wissen, dafs hier also nur vorkommen könne, was Hegel in seiner Encyclopädie gegeben hat, möge zur vorläufigen Beruhigung hinsichtlich der Selbstständigkeit des Verf.'s ein Satz dienen, den wir dem ersten Abschnitt entnehmen (p. 18): „Die Methode der Entwicklung eines Begriffs . . . darf nicht nach einem anderswo hergenommenen festen und unveränderlichen Schema geschehn, weil der Weg, welcher in einer Sache zum Ziele führt, in einer andern oft auf Abwege und Irrwege bringt. Wir glauben, dafs Hegel besonders in der Sphäre der Naturphilosophie durch hartnäckiges Festhalten einer einseitigen Methode auf Irrwege gerathen ist, und dafs die Methode der Gedankenentwicklung eben so flüssig (veränderlich, sachgemäfs modificirt) sein müsse wie der Gedanke selber". Dies hindert ihn aber nicht zu sagen (p. 68) „in je strengerer Consequenz und logischerm Zusammenhange diese (die Gedanken) einander folgen, desto freier und tiefer ist das Nachdenken und das bewundernswürdigste Beispiel von Freiheit und Tiefe des menschlichen Denkens ist in der Hegel'schen Philosophie zu suchen und zu finden". — Je mehr der Ref. durch das treffliche kleine Buch Belehrung und Anregung empfangen hat, um so weniger wird er darauf ausgehn können, in dieser Anzeige die Puncte hervorzuheben, in welchen er vom Verf. abweicht. Als eigentliche Aufgabe stellt er sich, eine treue Reproduction des Ganges zu geben, welchen der Verf. verfolgt, so wie der eigenthümlichen Resultate zu welchen er kommt.

Nachdem der Verf. auf die doppelte Bedeutung hingewiesen, welche die Psychologie einerseits für den Physiologen, andrerseits für den Philosophen hat, nachdem er die Vernachlässigung von Seiten jener beklagt, und als die Folge einseitig metaphysischer Ansicht namentlich dies gerügt hat, dafs das Selbstbewufstsein gar nicht als Product vorhergehenden unbewufsten Seelenlebens erkannt werde, ferner dafs man nur zu leicht dazu komme, das Ich als unterschiedslose Monas zu fassen, bestimmt er als Aufgabe der Psychologie, die Seele als einen gegliederten Organismus darzustellen. Die „Darstellung dieser Organisation der Seele in kurzen Umrissen", zerfällt dem Verf. in drei Hauptabtheilungen.

Die *erste Hauptabtheilung* handelt von dem Seelenleben im Allgemeinen, oder von dem Begriffe desselben. Sie fixirt 1) zuerst den *Unterschied des Beseelten vom Unbeseelten*, indem dem erstern Selbstentwicklung, Selbsterhaltung und Selbstveränderung, endlich Selbsterzeugung zugeschrieben wird, vermittelst deren es „ein bewegendes Princip des Lebens" oder eine Seele hat, und geht dann 2) zum *Wesen der Seele* über. Eine Vergleichung der Seelen- oder Lebens-Erscheinungen mit allen übrigen Naturkräften zeigt, dafs in diesen letztern der *Zweck*begriff nicht hervortritt, wohl aber in jenen, in denen sich darum ein *Ideelles* zeigt; dagegen zeigt sich, wenn wir die Seelenthätigkeit mit der Thätigkeit des Geistes vergleichen, eine aufserordentliche Analogie. Wie die Seele in ihrem Leibe bildet und entwickelt, erhält und verändert, vollendet und erzeugt, ganz so das Denkende in seinem Product, dem Gedanken (namentlich dem materiell gewordnen, der Sprache). Leib und Seele verhalten sich wie Geist und Sprache; — die Seele ist nicht nur ein Ideelles, sondern ein *Denkendes* und Geistiges, so dafs der menschliche Geist nur eine höhere Entwicklungsstufe der Seele ist. Endlich aber zeigt sich, dafs die Seele auch ein *Göttliches* ist, indem sie mit ihrer dreifachen Thätigkeit ein Gegenbild Gottes ist, welchen

Digitized by Google

die vernünftige Betrachtung als *Substanz* der Welt (Spinoza), ferner als Welt*seele* (Schelling), endlich als Welt*geist* (Hegel) fassen lehrt. Diese letzte Analogie führt auf das Verhältnifs des menschlichen Geistes zu Gott. Wie die Natur, so ist auch der menschliche Geist ein Gedanke Gottes, nur dafs er, als Ebenbild Gottes, fähig ist, den göttlichen Gedanken nachzugehn und Bilder derselben (Ideen) hervorzubringen, aus denen, so wie aus der Selbsterkenntnifs, er darum die göttlichen Gedanken und das göttliche Wesen zu erkennen vermag. — Wie die Naturwissenschaft in der Natur eine Stufenfolge der göttlichen Gedanken erkennt, so hat auch die Psychologie 3) die *Stufen des Seelenlebens* darzustellen. Die überall in der Natur hervortretende Triplicität der Entwicklungsstufen, welche den Momenten des Begriffs entspricht, und wo die erste ein Einfaches, die zweite ein Zweifaches, die dritte ein Dreifaches ist, zeigt sich auch im Seelenleben, indem die *Pflanze* das in die Substanz versenkte Allgemeine ist, die von einem unbewufsten Gedanken belebt nur instinctartig wirkt, während das *Thier* das zum Gegensatz von Leib und Seele entwickelte Besondere darstellt, in welchem sich das unbewufste Denken der Pflanze zu Bewufstsein, Empfindung und Verstand steigert, und welches, indem jedes Organ seine feste Bedeutung erhält, ein *untheilbarer* Organismus, ein Individuum ist. Indem endlich im *Menschen* derselbe Gegensatz zwischen Leib und Seele besteht wie im Thier, zugleich aber das innere Seelenleben sich zu dem neuen Gegensatz von Seele und Geist gestaltet, ist dieser letztere das, was über jenen beiden schwebend jenen ersten Gegensatz in sich aufhebt. Als diese Einheit von Leib, Seele und Geist ist der Mensch nicht nur Organismus, eben so wenig nur Individuum, sondern Person, vollendetes Einzelwesen auf eine ihm eigenthümliche Weise entwickelt, jeder Einzelne ein ganz Andrer wie alle Uebrigen, was bei Pflanzen und Thieren nicht der Fall ist. In dem Menschen, der in Einem ein vegetatives, animalisches und humanes Seelenleben lebt, gestaltet sich darum dieses als *leibliches* (Nervenleben), das sich als Sinnesthätigkeit, Gemeingefühl und Instinct zeigt, als *psychisches* (animalisches), das sich als reflectirtes Bewufstsein zeigt in Verstandesthätigkeit, Selbstgefühl und Willkühr, endlich als eigentlich *humanes*, das sich im Selbstbewufstsein in Vernunft, Gewissen und Freiheit manifestirt.

Die *zweite Hauptabtheilung* behandelt das Seelenleben im Besonderen, die verschiedenen Richtungen und den Kreislauf desselben. — 1) *Innerliches und äufserliches Seelenleben.* Wenn bei der Pflanze das Materielle und die Seele (Lebenskraft) noch gar nicht gesondert erscheinen, so treten sie im Thier allerdings neben einander auf, aber in steter Wechselwirkung, so dafs Alles was im Leibe ist, auch in der Seele sein *mufs*, und umgekehrt. Beim Menschen endlich tritt uns eine gröfsere Unabhängigkeit und Selbstständigkeit des selbstbewufsten innerlichen und bewufstlosen organischen Daseins entgegen. Der Mensch hat auch (was das Thier nicht hat) *nur innere* Gedanken, (darum auch eine *Zukunft*). An die Stelle jenes Müssens tritt hier das Können. Damit erscheint das Leben des Menschen als ein doppeltes, indem die beiden Seiten des thierischen Lebens eine gröfsere Selbstständigkeit erlangt haben. Dem geistigen Leben steht das körperliche gegenüber und beide werden durch das *psychische* (Seele im Unterschiede von Geist und Körper) vermittelt, welches den Uebergang von der Sinnesthätigkeit zur Vernunft u. s. f. möglich macht. Halb körperlicher, halb geistiger Natur ist es weder blofs das Eine noch blofs das Andere, sondern die Vereinigung von beiden und in relativer Selbstständigkeit an die lebendige Thätigkeit des Gehirns und Rückenmarks gebunden, die deshalb als Centralorgan des Seelenlebens betrachtet werden müssen. 2) *Verhältnifs von Leib und Seele.* Obgleich der ganze Organismus beseelt und also Organ der Seele ist, so ist für die Psychologie (im Gegensatz gegen die Physiologie) besonders auf das Centralorgan des Nervensystems zu achten. Wie in allen organischen Systemen, dem Verhältnisse des Ich's zur Aufsenwelt entsprechend, sich eine aufnehmende, assimilirende und ausführende Function unterscheiden läfst, so auch in diesem. Bell's grofse Entdeckung hat eine neue Epoche der Psychologie begründet. Leider fehlen über Gehirn und Rückenmark noch so viele Untersuchungen, dafs viele hypothetische Voraussetzungen nicht zu vermeiden sind. Die sinnlichen Eindrücke und Wahrnehmungen werden im Gehirn in innerliche Abbildungen des Vorhandenen (Ideen) verwandelt. Diese bilden die eigentliche Nahrung des Geistes, der sie, mit Ausscheidung des Unbrauchbaren, assimilirt. Umgekehrt wird die geistige Absicht auf das Gehirn übertragen und dadurch zum

Digitized by Google

Trieb und zum Vorsatz; dieser vermittelt den Uebergang zu den Bewegungsnerven. Wären diese Vorsätze wie beim Thier *nur* Erzeugnisse der Gehirnthätigkeit, so würde ihrem Entstehn die Vollziehung sogleich folgen. Beim Menschen, bei dem das Gehirn nicht *Grund*, sondern nur *Bedingung* derselben ist, zeigt seine Freiheit in dieser Hinsicht, dafs sie höhern Ursprungs sind. Diese doppelte Richtung bildet einen wirklichen 3) *Kreislauf des Seelenlebens*. Das Factum, dafs wir unsere Muskelbewegungen empfinden, ferner alle Reflexbewegungen deuten auf eine peripherische sowohl als centrale Verbindung der sensiblen und motorischen Fasern der Muskelnerven, d. h. auf einen Kreislauf der Nerventhätigkeit. Dasselbe ist der Fall, wenn wir auf das Factum achten, dafs zu jeder Sinneswahrnehmung die von innen nach aufsen gehende Aufmerksamkeit eben so nothwendig ist, als die die Eindrücke nach innen führende Thätigkeit. Leichter noch als in dem rein physiologischen Gebiet ist dieser Kreislauf im Psychischen und Geistigen nachzuweisen. Zornäufserungen *machen* zornig. In der Sphäre des Denkens zeigt sich dies besonders deutlich in dem Zusammenhang des Denkens und Sprechens, wo der innerliche Gedanke im Gehirn oder wohl gar in den Sprachwerkzeugen verkörpert und dann wieder vernommen wird, so dafs hier der Kreislauf des Denkens gröfser oder kleiner sein kann. Dieser Kreislauf des Seelenlebens ist daher, ganz analog dem des Bluts, ein doppelter. In dem äufserlichen grofsen Kreislauf durchströmen die Ideen den ganzen leiblichen Organismus vom Rückenmark durch motorische und sensible Nervenfasern zu ihm zurück. In dem innerlichen kleinen Kreislauf durchströmen sie vom Centrum des Rückenmarks aus das Gehirn, in dem sie geläutert werden und in die bewufste Vorstellung treten, und von wo aus sie wieder in jenes Centrum zurückkehren. Anders wie bei dem Kreislauf des Bluts, können diese beiden Kreise trotz ihres gemeinsamen Centrums gegen einander relativ selbstständig werden. Das normale Verhältnifs ist, dafs der äufserliche Kreislauf, welcher das Auffassen der Aufsenwelt und das zweckmäfsige Verhalten gegen dieselbe vermittelt, und welcher der Zeit nach sich früher entwickelt, dem kleinern und innerlichen untergeordnet werde, in welchen die Ueberlegung u. s. f. fällt. Das Verhältnifs des grofsen und kleinen Kreislaufs, die übrigens einen polarischen Gegensatz bilden, macht das Factum erklärlich wie vorher bewufst Gedachtes später bewufstlos und instinctartig wiederholt werden kann. Die Bemerkung, wie bei vielen Thieren, bei denen die Centralorgane des Nervensystems nur in einem Rückenmarksstrange bestehn, dennoch die bewufstlose Intelligenz einen hohen Grad erreicht habe (Bienen z. B.), bahnt den Uebergang zur anatomischen Betrachtung dieses Kreislaufs. Durch diese soll nicht sowohl die Wirklichkeit desselben bewiesen werden, welche in allen Erscheinungen des Lebens zu klar vor Augen liegt, als dafs sie zu ihrer Beglaubigung einer anatomischen und mikroskopischen Bestätigung bedarf, sondern nur untersucht, in wiefern die Verkörperung dieses Kreislaufs nachgewiesen werden kann. Es wird dabei nicht geleugnet, dafs viele Behauptungen hypothetisch sind. Der eigentliche Mittelpunct beider Kreise findet sich in der medulla oblongata und dem Hirnstamm; hier ist das gemeinschaftliche Centrum aller der unzähligen Nervenkreise, die mit ihren relativen Centris im Rückenmark sich unterhalb jener befinden. Jeder untergeordnete Centralpunct des Rückenmarks regulirt selbstständig die Bewegungen des ihm angehörigen Nervenkreises. Je höher hinauf das Rückenmark verletzt wird, über eine desto gröfsere Zahl von Nervenkreisen verbreitet sich die Lähmung, nur die Verletzung der *medulla* oblongata ist absolut und unmittelbar tödtlich. Von hieraus strahlen Fasern in's grofse und kleine Gehirn und zurück, von denen das erstere zur Bethätigung der (objectiven) Anschauungen, das letztere der (subjectiven) Gefühle bestimmt ist. Endlich aber entsteht die Frage, ob nicht der specifische Unterschied des Menschen und Thiers auch in dem Centralorgan sich nachweisen läfst. Auch beim Thier ist äufserer und innerer Nervenkreis, unmittelbares äufserliches Verhalten und Reflectiren und Urtheilen; nur das durch die Sprache vermittelte Selbstbewufstsein fehlt ihm. Es ist darum wahrscheinlich, dafs in dem menschlichen Gehirn ein dritter dem Thier fehlender Nervenkreis existirt, durch welchen die innerliche Wortbildung und das Aussprechen der Worte vermittelt wird. Der Vf. deutet an, dafs das corpus olivare den Thieren fehle und dafs alle die Bewegungen des Sprechens regulirenden Nerven in seinem Umkreise entspringen. Von genauern anatomischen Untersuchungen mufs die Psychologie weitere Aufschlüsse erwarten.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 112.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1843.

Psychologie, eine Abhandlung von Dr. P. Jessen.

(Schlufs.)

Die *dritte Hauptabtheilung* behandelt das Seelenleben im Einzelnen oder die verschiedenen Seelenkräfte und ihr Verhältnifs zu einander. Indem 1) *der Begriff der Seelenkräfte* fixirt werden soll, geht der Verf. von der Bestimmung aus, dafs unter Kraft zu verstehen sei die in ihren Wirkungen erkannte, nach bestimmten Gesetzen wirkende Ursache. Da uns nun bei der Beobachtung des Seelenlebens eine dreifache Gruppe von Erscheinungen entgegentritt, nämlich die Sprache, das Gebehrden, und das Thun, diesen drei Aeufserungen aber innerlich Gedanke, Gefühl und Trieb entsprechen, so unterscheiden wir im Seelenleben den denkenden *Geist*, das fühlende *Gemüth* und den zur *That* treibenden *Willen*. Der erste entspricht dem objectiven, das zweite dem subjectiven, der dritte dem subject-objectiven Verhalten des Seelenlebens. In jeder dieser Grundkräfte müssen die drei Entwicklungsstufen des leiblichen, psychischen und geistigen Seelenlebens als verschiedene Sphären nachzuweisen sein; eben so mufs in jeder derselben die zu jeder Thätigkeit nothwendige active und passive (centrifugale und centripetale) Richtung sich erkennen lassen; dem zu Folge werden diese beiden Momente nachgewiesen in den *Functionen des Geistes*, dem Sinn, dem Verstande, der Vernunft, deren Geschäft das Anschauen, das Urtheilen, das Schliefsen, und deren Aeufserungen das Wort, der Satz, die Periode sind. Es wird dabei festgehalten, dafs jedes einseitige Herabsetzen eines dieser Momente der Natur der Sache widerspricht. Dieselbe Duplicität der Richtungen läfst sich in den *Functionen des Gemüthes* nachweisen. Dem Gemeingefühl, Selbstgefühl und Gewissen entsprechen als Erzeugnisse die Empfindungen, der Muth (im Sinne von zu Muthe sein), der Glauben (Gesinnung); ihre Aeufserungen sind die Gebehrde, das Benehmen, die Sitte. Endlich die *Functionen des Willens* zeigen sich als Instinct, Willkühr und freies Wollen. Das Suchen (die Sucht), das Bestreben, das Entschliefsen sind ihre Aeufserungen; das Schaffen, Handeln und die That ihre Producte. Es wird dann 2) zum *Verhältnifs der Seelenkräfte* und ihrer Wechselwirkung übergegangen und hier gezeigt, wie Geist und Gemüth sich entgegengesetzt sind und ein polares Verhältnifs darbieten. Dies wird in allen einzelnen Stufen nachgewiesen, so dafs sich zeigt, wie Geist und Gemüth in den dreifachen Sphären ihrer Thätigkeit in entgegengesetzten Richtungen sich bewegen. Der Geist erhebt sich über sich selbst durch Vertiefen in die Aufsenwelt, das Gemüth über die Aufsenwelt durch ein Vertiefen in sich selbst, indem die Vernunft einen objectiven, das Gewissen einen subjectiven Charakter hat. Dieser Gegensatz schliefst aber die Identität so wenig aus, dafs er vielmehr auf ihr beruht, und die polarisch entgegengesetzten stehn deshalb in steter Wechselwirkung, die Sinne mit dem Gemeingefühl, der urtheilende Verstand mit dem Selbstgefühl, die Vernunft mit dem Gewissen. Vermittelt wird diese Wechselwirkung durch die mittlere Sphäre jedes Gebiets. Auch eine leibliche Vermittelung möchte in den Uebergängen vom grofsen zum kleinen Gehirn nicht fehlen. Unter der Ueberschrift 3) Von der Einheit und Wirklichkeit des Seelenlebens und dem *Selbstbewufstsein* wird dann besonders der *Wille* betrachtet. Dieser ist nämlich nicht nur eine dritte den andern beiden coordinirte Seelenkraft, sondern vielmehr ihre Einheit, so dafs Gefühl und Denken die passive und active Seite an ihm bilden. Und zwar ist er diese Einheit in doppelter Weise, einmal nämlich ist das (bewufstlose) Wollen der Grund, aus welchem jene beiden hervorgehn, dann aber ist der bestimmte (bewufste) Wille ihr Product. Durch diese bewufste Willensthätigkeit bil-

Digitized by Google

det sich das Selbstbewufstsein, das darum nicht Quelle des Seelenlebens ist, sondern Resultat und Product desselben, „erinnerte That" des Menschen. Selbstthätigkeit nämlich, Spontaneität, ist in dem Seelenleben als Totalität betrachtet der Mittelpunct, von dem aus es sich zunächst zum Gegensatz von Denken und Fühlen entfaltet, dann aber zu der Einfachheit des bestimmten Wollens zurückkehrt. Darum ist der Mensch wirklich nur was er (ursprünglich und nachher bewufst) *will*. Nur als Thätiges existirt das menschliche Seelenleben. Es ist nur eine stetige Selbst-Erziehung, in der das Selbstbewufstsein zu Stande kommt, welches selbst wieder in der dreifachen Form des (unmittelbaren) Wissens, des (reflectirten) Bewufstseins und endlich des durch freie Thätigkeit hervorgebrachten Selbstbewufstseins sich entwickelt. Je mehr jenes selbstthätig hervorgebrachte Selbstbewufstsein gereift ist, um so freudiger geht der Mensch dem Tode entgegen, „durchdrungen von der Gewifsheit, dafs in ihm das Saamenkorn des ewigen Lebens gereift und zur künftigen Wiedergeburt vorbereitet sei". —

Mit diesen letzten Worten der vorliegenden Schrift schliefst auch der Ref. die Anzeige derselben. Er kann nur bedauern, dafs so Vieles in derselben nur Andeutungen enthält, es hiefse aber einen unrichtigen Maafsstab an diese Arbeit legen, wollten wir dies tadeln. Sie hatte ursprünglich eine andere Bestimmung, als für sich zu erscheinen. Bei einer weitern Auseinandersetzung würde Manches mehr motivirt sein, was jetzt nur wie eine Behauptung dasteht, und auch der Anschein, als wenn Manches hineingezogen wäre, was eigentlich in andere Gebiete (z. B. das ethische) gehört, würde dann verschwinden. Ref. leugnet nicht, dafs bei manchen Parthien ihm dieser Gedanke gekommen ist. Besondern Dank mufs er dem Verf. zollen, dafs das Leibliche immer genugsam mit berücksichtigt ist. Zwar ist es dem Ref. nicht unbekannt, dafs gegen die Theorie des Kreislaufs im Nervenleben Einwände gemacht sind, die sich auf feine anatomische Untersuchungen gründen, indefs läfst sich hier für den Verf. Manches anführen. Einmal, dafs genau genommen auch die feinste Untersuchung eigentlich keine *Negative* beweisen kann. Ferner, dafs der Verf. nur mit der gröfsten Zurückhaltung schon wahrgenommene anatomische Zusammenhänge behauptet, und es nie verhehlt, dafs hier noch Viel zu beobachten sei. Endlich aber, dafs wenn er das zergliedernde Messer und das Mikroskop nicht als einziges Beweismittel gelten liefs, sondern aus nicht abzuleugnenden psychischen Vorgängen auf somatische Zusammenhänge schlofs, dies doch auch Beobachtung war. Unwillkührlich tritt uns hier der Ausspruch eines unserer gröfsten Experimentatoren in's Gedächtnifs, welcher behauptet, dafs, wenn man die Veränderungen, welche durch das Aufwachsen eines Waldes zu Stande kommen, genau betrachte, dies ein eben so gutes, und vielleicht besseres, Experiment sei, als wenn man ein Pflänzchen unter einer Glasglocke zu wachsen zwinge. —

Dr. Erdmann.

LVII.

***Die neueste Zeit in der evangelischen Kirche des Preufsischen Staats. Ein praktischer Versuch von Carl Bernhardt König. Braunschweig,* 1843. *bei Fr. Vieweg u. Sohn.* X. 93 S.**

Ref. hatte gehofft durch die Ausführlichkeit und durch die Methode seiner im diesjährigen Februarheft dieser Jahrbb. angezeigten Schrift die Besprechung der kurz zuvor noch von G. Julius weitläuftig behandelten *allgemeinen* Zustände der kirchlichen Gegenwart durch die *Besonderheit* der Verhältnisse der evangelischen Landeskirche Preufsens so weit hindurch geleitet zu haben, dafs sich daran ein energisches Bewufstsein von der wirklichen Beschaffenheit unseres kirchlichen Lebens entwickeln und sofort zur entschiedenen, in gleichem Maafse praktischen, wie theoretischen Durcharbeitung der *einzelnen* Einrichtungen und Erscheinungen desselben aufschliefsen würde. Ref. nahm deshalb die in der Ueberschrift genannte Broschüre, die sich selbst einen *praktischen* Versuch nennt, mit gespannter Erwartung zur Hand; und seine zunächst unbestimmte Hoffnung gewann einen festeren Anhalt, als er beim ersten zufälligen Aufschlagen des Buches S. 75 las: „Ich bin früh in's geistliche Amt gelangt, im Alter von 22 Jahren, und habe in drei verschiedenen Pfarrstellen Gelegenheit empfangen, meine Erfahrung zu bereichern. Eine siebenjährige Assistenz in der gröfsern Ephorie-Verwaltung meines Vaters und die mehrjährige selbstständige Führung einer Diöcese haben meinen Gesichtskreis erweitert". Da liefs sich also schon etwas

Digitized by Google

erwarten; und die Hoffnung auf eine tüchtige Leistung und auf eine eingreifende Behandlung der überaus wichtigen und in einer offenbaren Krisis begriffenen kirchlichen Verhältnisse unseres Vaterlandes wuchs ausnehmend, als der Verf. sich sofort als einen Geistlichen darstellte, der stets bei seinen Predigerfunctionen eine zahlreiche Gemeinde im Gotteshause versammlet, in seinen Dienstbeziehungen im freundlichsten Vernehmen mit vorgesetzten Personen und Behörden gestanden, in seinen schriftstellerischen Arbeiten über Kirche, Schule und Vaterland eine günstige Aufnahme gefunden habe, und der sich nun, dem Vorwort zufolge, auf möglichst beschränkten historischen Boden stellen will, mit klarem Bewufstsein über die Zweckmäfsigkeit solcher Beschränkung ausdrücklich daran erinnert, dafs sein Wohnort die Provinz Sachsen sei, und mit seinem aus St. Bernhard genommenen Motto: melius est, ut scandalum oriatur, quam veritas relinquator zu erkennen giebt, dafs er nicht gesonnen sei, aus Menschenfurcht ein Blatt vor den Mund zu nehmen. Allein aufser der Gesangbuchsgeschichte im Halberstädtschen (S. 36 sp.) kommt nichts vor, was an Sachsen erinnert, es müfsten denn einige gar nicht feine und gar nicht schöne Anspielungen sein, die am besten für immer vergessen bleiben. Und aufser einigen, hernach zu erwähnenden, auf Gegenstände der Kirchenverfassung bezüglichen Bemerkungen und Erfahrungen führt nichts darauf hin, dafs der Verf. ein Preufse, ein Superintendent, ein Geistlicher sei. Das ist schon eine üble Vorbedeutung. Aber noch schlimmer ist es, dafs der übrige, ohnehin schon im Vergleich mit den bisherigen Leistungen unbedeutende Inhalt auch in der Behandlung nirgends über die Mittelmäfsigkeit hinausgeht, was einen sonderbaren Contrast mit der beständigen Versicherung, dafs der Verf. vielfachen Anstofs geben werde und auf das Schlimmste gefafst sei, so wie mit der pomphaften Ankündigung bildet (S. X): „er mufs reden, weil er im Schweigen Gefahr erblickt für die heiligsten Interessen seines Vaterlandes und weil er gefunden, dafs seine Redeweise Gönner und Freunde hat". Das Letztere kommt, abgesehen von dem wohlthuenden Eindrucke, der jede offene und von Nebenrücksichten freie Besprechung öffentlicher Angelegenheiten macht, gröfstentheils daher, dafs in dieser „Redeweise" jeder mit gesundem Verstande begabte und mit allgemeiner Bildung versehene Weltmann seine Ansichten und sein Pathos, so wie sein Raisonnement und seine Sprache wiederfindet. Ref. würde sich deshalb mit einer Beurtheilung dieser Schrift nicht haben befassen können, wenn nicht einige sehr ernste und noch lange nicht hinreichend bearbeitete Gegenstände von dem gröfsten Interesse und von der entscheidendsten Bedeutung für die kirchliche Gegenwart dabei zur Sprache kämen.

Im Vordergrunde steht, wie billig, die *Verfassungsfrage*. Sie bildet, wie im Politischen so im Kirchlichen, das Hauptinteresse der Gegenwart; und es ist kein Wunder, dafs auf beiden Gebieten des öffentlichen Lebens dieselben Parteien und Fractionen mit ihren Kämpfen und Intriguen in ihrer gegenseitigen Stärke und Schwäche erscheinen. Aber es ist durchaus falsch, dieses äufsere Getriebe für die Seele und den Werkmeister der Bewegungen zu halten; denn die Verfassung ist nie und nirgends ein blofses Machwerk einzelner Personen und Parteien, sondern selbst dann, wenn sie als ein solches erscheint, wesentlich *Product* einer vorhergegangenen *Entwicklung*. Sie ist der *erscheinende* Volksgeist selbst und darum der Maafsstab für die Stufe seines religiösen und politischen Selbstbewufstseins. Und es ist eben so falsch, das Dringen auf eine *kirchliche* Verfassung für eine blofse *Rückwirkung*, geschweige denn für eine künstliche *Verpflanzung der politischen* Erscheinungen auf das kirchliche Gebiet zu nehmen, als es falsch ist, der Kirche aus ihrem Verfalle aufhelfen und doch die *Erledigung* der *Verfassungs*frage ins Unbestimmte *hinausschieben* zu wollen. Denn die Verfassung ist kein beliebiges opus supererogationis, keine dem schon fertigen Kirchen- oder Staatsverbande noch anderweitig zu gebende Form, sondern die *immanente Form* selbst, die *sittlich-rechtliche Gestalt* des in einem bestimmten Lande und Volke erscheinenden religiösen und politischen Lebens. Diese einfachen Bestimmungen sind gegenwärtig in eine gräuliche Verworrenheit unklarer Ansichten hineingerathen; und wenn man fortfährt, das abstracte Frommsein und die formelle Gläubigkeit kurzweg über die concrete Thätigkeit des erkennenden Geistes und über die inhaltsvolle Arbeit des in den Tiefen des religiösen Lebens ringenden Selbstbewufstseins zu erheben: so wird diese Verworrenheit der Ansichten nicht blofs ins Fratzenhafte sich steigern, sondern bald genug, von subjectiven Neigungen durchkreuzt und von persönli-

Digitized by Google

chen Leidenschaften getrieben, in eine Zerrüttung objectiver Rechtsverhältnisse und in eine Verwüstung des Lebens umschlagen, vor welcher selbst diejenigen erschrecken dürften, welche in ihrem Kampfe gegen die, freilich der Möglichkeit des Erstarrens ausgesetzte und zum Theil wirklich erstorbene Form der jetzigen Rechtsbestände nur nach Leben, nach nichts als Leben und Freiheit der Lebensbewegungen rufen, ohne zu bedenken, dafs Leben und Freiheit nie als solche, purus putus, sondern stets als bestimmt organisirte, gesetzlich bedingte, individuell, ja persönlich gestaltete erscheinen. Hierüber ist auch der Hr. Verf. bei aller Klarheit seiner Darstellung sich selbst nicht klar. Er sieht und nennt freilich die hervorstechendsten Uebelstände, die Büreaukratie mit ihren steifen Conduitenlisten und ihrer ganzen Papier- und Zeitverschwendung; die Centralisation mit ihrem Drang, alles von oben her schriftlich regieren zu wollen, und mit ihrem Mangel an freier Bewegung bei den Unterbehörden; die Heimlichkeit des blofs schriftlichen Verkehrs mit seinem todten Formelkram und der nothwendigen Gleichgültigkeit der Gemeinden gegen ihn; die ganz verfehlte Stellung der Superintendenten, die S. 59 als „Gegenstand des öffentlichen Mitleidens" und als „Schreiberposten weltlicher Behörde" bezeichnet wird; und vor allem „das maafslose Regieren, Rescribiren und Decretiren der weltlichen Macht in der christlichen Kirche" (S. 77). Allein wenn derselbe den kirchlichen Verfassungszustand, etwa seit 1819, so bezeichnet: „der letzte Schein der Selbstständigkeit der Consistorien ist damals verschwunden und der letzte Rest der Kirchengewalt auf die Krone übergegangen" (S. 3) und dann von „Ueberraschungen" spricht, welche in Bezug auf kirchliche Dinge direct aus dem Cabinette des Fürsten hervorgegangen seien, auch von Zeiten redet, in denen die „Zustände der Kirche durch Cabinetsordres verändert" würden: so ist das theils übertrieben, theils ungenau und giebt jedenfalls ein schiefes Bild von der wirklichen Beschaffenheit unserer bisherigen Verfassung. Diese ist allerdings schlecht genug, denn sie ist eine *Vermischung* von kirchlicher und staatlicher Ordnung, die eben deshalb eine trübe Gährung und theilweise Entgegensetzung beider hervorgebracht hat; allein von einem totalen Zusammenfallen beider ist das noch weit entfernt. Die Gefahr, die Kirche als eine blofse Religionsgesellschaft betrachtet, als ein reines Staatsinstitut behandelt und als ein Glied des Staatslebens dem Organismus desselben neben andern Gliedern einverleibt zu werden, ist überdies viel früher dagewesen und überwunden worden; wie auch die kirchlichen Rechte, welche die Krone besitzt, viel früher an dieselbe gekommen sind und jedenfalls von einem Manne in der Stellung des Hrn. Verf.'s nicht so unbestimmt und mit einer Wendung hätten erwähnt werden sollen, dafs der Schein entsteht, als wären auch die unmöglichen Dinge geschehen und durch Ueberraschungen und Ordres aus dem Cabinette auch der Glaube, das Bekenntnifs und die Lehre der Kirche verändert worden oder doch die nächste Aussicht dazu vorhanden. Damit arbeitet der Verf. seinen sonstigen Gegnern in die Hände, welche eifrig durch alle Provinzen den Wahn verbreiten, als sei die Agende an allem Unheil in der Kirche Schuld, und welche zugleich darauf ausgehen, die liturgischen Einrichtungen und sämmtliche kirchliche Verfassungs-Angelegenheiten nicht blofs der Mitwirkung des Staates zu entziehen, sondern aus dem menschlichen Rechtsgebiete überhaupt hinwegzunehmen und als reines jus divinum zu *behandeln*. Hätte er doch statt solcher schielenden und verfänglichen Declarationen lieber das Verhältnifs der Kirchen- und Staatsgewalt einfach und offen so dargestellt, wie es sich historisch bei uns gebildet hat und rechtlich existirt! Dann würde er auch die Suspension der bald nach den Freiheitskriegen zur Einführung einer im Entwurfe schon ausgearbeiteten Presbyterial- und Synodal-Verfassung getroffenen Maafsregeln nicht blofs (S. 2) als eine „Rückwirkung der Politik" betrachten und einzelne Männer dafür „verantwortlich" machen wollen, sondern den wahren Grund in dem *Gesammtzustande* jener Zeit, wozu auch der Mangel an klarem kirchlichen Bewufstsein und an Reife jener Entwürfe selbst gehört, finden und jedenfalls eine bestimmtere Vorstellung von dem, was jetzt geschehen mufs, haben und gewähren, als es nun der Fall ist.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 113.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1843.

Die neueste Zeit in der evangelischen Kirche des Preufsischen Staats. Ein praktischer Versuch von Carl Bernhardt König.

(Schlufs.)

Dafs es nicht bleiben kann, wie es jetzt ist, das weifs der Verf. auch und straft ganz gut das müfsige Warten und leidige Vertrösten als die schon zu lange dauernde Krankheit unserer Zeit. Denn „wir selbst sind Schuld daran, dafs von oben Alles gegeben wird, was uns helfen soll" u. s. w. (S. 58) und es „peinigt der Gedanke, dafs, wenn morgen der Sultan in seinem Harem auf dem Platze bleibt, oder übermorgen Louis Philipp das Zeitliche segnet, unsere ganze kirchliche Reform wieder ins Stocken geräth; was nicht der Fall sein würde, wenn man oben den Gedanken aufgeben *wollte*, Alles, auch das Kleinste, unten selbst zu ordnen" (S. 91). Aber wenn es nun auf die Sache los geht und die Frage: „was wir wollen"? ernstlich zur Sprache kommt, dann ist die Verlegenheit da, die nur schlecht durch den pochenden Ruf: „das mufs anders werden" (S. 58) und durch die unbestimmte Forderung (S. 52 sq.): „wir wollen mehr Freiheit für Wort und *That*" verdeckt werden kann. Denn von „oben" her, erwartet der Hr. Verf. nicht viel; sein Vertrauen ist durch das lange „Warten und Vertröstetwerden" auf die bevorstehende Organisation erschüttert worden, und im Hintergrunde wacht die Furcht vor dem Versuche (S. 12), „die Befriedigung seines religiösen und kirchlichen Bedürfnisses von den Lieblingsneigungen einzelner Personen abhängig zu machen". Hört man nun, dafs er (S. 89) versichert: „vor 25 Jahren waren wir dem Ziele der Organisation unserer kirchlichen Zustände näher als jetzt; damals fing man unten an und diesmal sitzt das grüne Holz auch wirklich unten", und erinnert man sich, dafs er (S. 3) mit Schleiermacher die Consistorialverfassung nur als einen „Durchgangspunct" betrachtet: so denkt man, er werde Alles an eine Synodal- und Presbyterial-Verfassung setzen, und findet auch hie und da einen Ansatz dazu. Aber die Theologen der Gegenwart sind bei dem Hrn. Verf. nicht gut angeschrieben, sie beschäftigen sich zu viel mit „unfruchtbaren Dogmen"; dasselbe thun die „sorgfältig überwachten und versiegelten Synoden der Geistlichkeit der Hauptstadt", die also auch wenig Einladendes und zur Nachfolge Reizendes haben; das Volk sammt den Kirchen-Collegien und Kirchen-Vorständen ist noch nicht so weit entwickelt, als der Hr. Verf. sie haben möchte; auch die Provinzialstände stehen „neben der reinen Monarchie" noch auf so „niedriger Stufe" da, dafs sie auf seine „Plane für die Kirche keinen Einflufs" haben; und vor Allem ist unsere „Staatsverfassung jetzt in voller Gährung" und „erst wenn seine (des Staates) Zustände geordnet sind, darf die Kirche der Beachtung unterliegen" (S. 57). So kommt es denn nur zum Vorschlage einer „Ausbesserung" der „bisherigen" kirchlichen Verfassung. Also wieder ein neuer Lappen auf das alte Kleid, das doch vorhin so schlecht befunden ward, dafs es durchaus nicht bleiben könne. Wozu denn diese Altflickerarbeit? Als blofs provisorische Maafsregel? Da hätten wir ja wieder das leidige Warten und Vertrösten. Und wenn während dieses Interims das grüne Holz von unten anfinge zu treiben und, da es nicht fröhlich nach oben wachsen könnte, nach allen Seiten hin wuchernd ausschlüge und was nicht in Mifsbildungen verkümmerte, doch eine dem öffentlichen Kirchenwesen abgewendete und ihm feindselige Bildung und Selbstständigkeit gewönne, wozu schon ein weltkundiger Anfang gemacht ist, womit wollte er denn diese Bewegungen und Bildungen zum Heil der Kirche lenken? Doch nicht durch die unterdefs auch fertig gewordenen Staatsformen! Ja, könnten diese ohne Rücksicht auf oder vielmehr ohne Mitwirkung der Kirche vollendet werden, wo

Digitized by Google

bliebe dann eine gesetzliche Stelle für dieselbe in der gesammten Landesverfassung? würde sie damit nicht nothwendig von der Entwickelung des Staatslebens ausgeschlossen werden und in eine dem Staatsorganismus durchaus feindselige Stellung gerathen? und wäre sie dann durch den falschen Liberalismus des Hrn. Verf.'s nicht eben dahin gedrängt worden, wohin die kirchlichen Reactionaire sie aus allen Kräften auch zu zerren suchen? Das Auftreten der sogenannten Altlutherischen hätte doch den Verblendetsten die Augen über die Gefahren des Wahnes öffnen sollen, als ob Kirche und Staat sich unabhängig von und unbekümmert um einander entwickeln könnten; und wenn aus früheren Verhandlungen über Kultussachen, Kirchenvermögen, Schulangelegenheiten noch nicht klar geworden ist, wie bitterlich Noth der Kirche als solcher eine *gesetzliche Vertretung durch eigenthümliche Organe* auf dem Gebiete des Staatslebens, namentlich in den *Ständeversammlungen* thut, der hat es mit tiefem Schmerze aus den so eben beendigten Berathungen derselben über die das zu erlassende Ehegesetz betreffenden Kön. Propositionen entnehmen können. Es ist wahrlich die höchste Zeit, den *keimvollen Trieben*, die aus dem grünen Holze des evangelischen Lebensbaumes schlagen und nicht blofs „unten" sitzen, sondern *frei von aller Exclusivität* durch alle Stände und Einrichtungen unseres Vaterlandes brechen, gesetzlichen *Raum* zur Entwickelung zu gewähren und der *Entwickelung* muthig zu vertrauen, damit es endlich zu einer wirklichen *Landeskirche* komme, welche im Unterschiede von den reinen Staatsformen und deren eigenthümlicher Ordnung zugleich die concrete Einheit mit denselben darstelle und bewahre. Diese ist auch die beste Garantie und der sicherste Schutz gegen alle Umtriebe von oben und von unten, gegen alle Intriguen der sich bekämpfenden Parteien, gegen die ganze Willkühr der sich aufblähenden Subjectivität mit aller ihrer leeren Freiheit und eitlen Rechthaberei. Darum aber fürchten eben alle eigentlichen Parteien, dafs es Ernst mit einer *Reorganisation* der Kirchenverfassung werde, und halten, um ihren Untergang in der Landeskirche möglichst zu verzögern, ja in der Hoffnung, dafs doch endlich *ihre* Zeit kommen werde, lieber die unbrauchbare, etwas „ausgebesserte" bisherige Verfassung nach Kräften aufrecht, als dafs sie es zu einer Ineinanderbildung der Consistorial-, Synodal- und Presbyterial-Verfassung kommen liefsen. Bei den Gegnern der Union, deren es in der unirten Kirche mehr giebt, als sich mancher gute Mann träumen läfst, ist dieses Sträuben gegen eine derartige Entwickelung eine — man täusche sich darüber nicht — *nothwendige Lebensbedingung*. Aber warum tritt unser Verf. nicht auf den lebenschwangern Boden der Entwickelung? Er käme ja dadurch los von der Furcht vor den Bewegungen, die ihn von oben und unten erschrecken, von der impotenten Unruhe des Mifsvergnügens und von der Pein des leeren Wartens auf leidige Vertröstungen. Und statt des unbestimmten „Mehr" einer zweideutigen Freiheit erhielte er die wahre Freiheit voll und ganz; denn statt der Willkühr hie und der Knechtschaft da fände er die göttliche Nothwendigkeit eines befreienden Entwickelungsganges, und käme so vom kahlen „Anderswerden" zur concreten Besserung. Auch will er ja „vorwärts" und hafst das „Versteckenspiel" und ist ein Freund der Union als eines „segenreichen", „Gott und Menschen wohlgefälligen" Werkes.

Freilich ein *Freund der Union* will er sein. Aber die Union, welche er meint, ist *nicht* die Union der evangelischen Landeskirche Preufsens. Dies kann nicht stark genug betont werden im Gegensatz gegen die an Bewufstlosigkeit streifende Unklarheit der Gegenwart in Bezug auf diesen unbeschreiblich wichtigen Gegenstand. Nur durch diese Unklarheit in Verbindung mit einer aus der mangelhaften Kirchenverfassung entspringenden und an Auflösung gränzenden Schlaffheit der Kirchenverwaltung ist es möglich geworden, dafs man ungestraft die feierlichen Versicherungen des Kirchenregimentes, dafs man die Bekenntnisse der bisher getrennten beiden Kirchen weder abschaffen noch vermischen, sondern in ihrer Eigenthümlichkeit erhalten wolle und dafs die Union nur auf Grund der wesentlichen Uebereinstimmung beider Bekenntnisse vollzogen werde, vor aller Welt Ohren Lügen strafen und dadurch die Gewissen der Gläubigen verwirren und die unirte Kirche in den schimpflichen Verdacht des Indifferentismus und der Bekenntnifslosigkeit bringen darf. Dafs es indifferente Leute in ihr giebt, wird man doch der Kirche als solcher nicht aufbürden wollen? so wenig, als man den Staat für die Verräther, die sich in seinem Schoofse aufhalten, verklagen kann. Freilich giebt es hier noch manche Fragen, deren Be-

Digitized by Google

antwortung man bisher vermieden hat, die aber immer dringender werden, und für welche die Zeit des „Versteckenspiels" durchaus zu Ende ist. Diese Fragen beziehen sich auf die innerhalb der Union mögliche *Geltung der symbolischen Schriften*, namentlich auf den Umfang und die Art dieser Geltung, so wie auf die *eidliche Verpflichtung* der Geistlichen, denselben gemäfs zu lehren. Hierüber sind zur Zeit die Ansichten noch sehr verschieden und es steht ein weitläuftiger Kampf darüber bevor. Wie man jedoch diese Fragen auflösen mag, unter keinen Umständen kann es erlaubt sein, die Geschichte zu entstellen und seine Neigungen oder Abneigungen ohne Weiteres der unirten Kirche anzuhängen. Ref. glaubt, durch seine vorhin erwähnte Schrift die historische Sachlage, die durch mancherlei Zeitvorstellungen und Parteiinteressen getrübt und dem Bewufstsein der Gegenwart zum Theil entschwunden war, wieder in Erinnerung gebracht und den Ausgangspunct für die weitere Behandlung der eben berührten Fragen festgestellt zu haben. Die Erledigung derselben wird wohl erst im Kampfe mit den Gegnern der Union erfolgen; und es wäre gut, wenn auch hierin sofort das „Versteckenspiel" ein Ende nähme. In diesem Puncte könnte der Verf., der frisch mit der Sprache heraus geht und in aller Ehrlichkeit die ganze Trostlosigkeit seines Liberalismus und Rationalismus Preis giebt, allerdings denen zum Vorbilde dienen, die, statt von dem Glauben der Kirche Profefs zu thun, aus einer forcirten Gläubigkeit Profession machen, ihre wahre Meinung in feiger Achselträgerei verschweigen und in *heuchlerischem* Lauern auf günstigen Wind sich mit geschraubten Redensarten durch die Zeitverhältnisse *hindurchquälen*. Um deswillen hat auch seine Hinweisung (S. 79) auf die historischen Voraussetzungen und Umstände, unter denen die kirchlichen Symbole zu Stande kamen, sowie auf die daraus entspringende geschichtliche Bedingtheit und normirende Relativität derselben einigen, wenn gleich nur geringen Werth. Es ist das falsche Extrem einer nothwendigen und berechtigten Opposition gegen das eben so falsche Extrem eines die Kirchenlehre mit dem Bekenntnifs verwechselnden, das Bekenntnifs mit dem Glauben identificirenden und dieses Convolut zur Dignität der in der heiligen Schrift niedergelegten Offenbarung hinaufschraubenden Symbolzwanges. Im Uebrigen jedoch ist der Hr. Vf. seinen Gegnern nicht gewachsen. Er beginnt gleich mit der *historisch falschen*, obgleich viel gehörten Behauptung: „die beiden protestantischen Schwesterkirchen liefsen also ihre symbolischen Schriften fallen, antiquirten sie und hielten sich an das einfache Bibelwort". Dann verrückt er die Sachlage vollends durch die Voraussetzung, als müfste die unirte Kirche doch wenigstens „als solche" auch „besondere" Bekenntnifsschriften haben; und freuet sich, dafs es nicht so ist, weil er von Bekenntnifsschriften überhaupt nichts wissen will. Ja, die Furcht vor den symbolischen Büchern macht ihn so verwirrt, dafs er neben andern Ueberraschungen von „oben" her auch fürchtet, die Reformirten könnten auf die symbolischen Bücher der lutherischen Kirche und die Lutheraner auf die der reformirten Kirche verpflichtet werden sollen. Die Unklarheit dieses „Aufgeklärten" ist bodenlos. Sieht er denn nicht, dafs in der *Bibel alle* christliche Confessionen unirt sind, ja dafs bei der Weite seines Bibelglaubens auch noch andere Leute als Christenmenschen darin zusammenkommen? Ist das nicht eine eigenthümliche Art von Union des A. und N. Testaments, wenn er sagt (S. 49): „die christliche Religion ist aus der jüdischen hervorgegangen und der Stifter unserer Kirche war ein Jude; das bleibt unbestritten"? Wenn er sich aber so in seinem *Bibel*glauben mit den Juden unirt, mit welcherlei Volk unter dem Himmel kann er sich dann nicht in seinem *Vernunft*glauben uniren, wovon schon einige wundersame Pröbchen mitgetheilt werden?! Das kommt davon, dafs in dem *Kirchen*glauben von ihm, dem Denkgläubigen, nichts als „blinder" Glaube (S. 25) und „Knechtschaft des Buchstabens" (S. 23) gesehen wird und dafs er in den Bemühungen, demselben die ihm gebührende Geltung zu erhalten und resp. wieder zu verschaffen, nur das Streben einer „Partei" erblickt, die „liebe evangelische Christenheit bei einem gewissen Grade von Dummheit zu erhalten" (S. 21) und uns „Geistliche zum Stillstand in unserm Denken zu bringen" (S. 85). Der Hr. Vf. beruhige sich. Ein ganzes Volk läfst sich in seinen tiefsten, geistigen Interessen nicht durch einige Intriguanten täuschen. Und unser Volk ist wohl stets bereit gewesen, seinem „guten Könige" zu „Liebe" viel zu Gefallen zu thun, und ist auch jetzt von Herzen willig, Gut und Blut, wo es Noth thut, zum Opfer zu bringen; aber die „Ueberzeugung, die Glaubens- und Gewissensfreiheit"? Der Hr. Vf. sehe wohl zu, was er sagt. Das haben unsere Könige nie gefordert; und das

Digitized by Google

hat unser Volk nie gethan. Freilich giebt es in allen Ständen und somit auch unter den Geistlichen jetzt, wie damals, als Union und Agende eingeführt wurden, Individuen, die sich durch Ordensbänder, Ehrenstellen und Beförderungen zu allem Möglichen bringen lassen (cfr. S. 4); aber ich würde doch nicht die „Charakterlosigkeit vieler Zeitgenossen" in solcher Ausdehnung den Geistlichen zutrauen, als es der Hr. Verf. (S. 78) thut, und noch weniger, wie er (S. 8 sq.), so, ich möchte sagen leichtfertig, über diese ernste, das Lebensglück und Seelenheil gar vieler Menschen innigst berührende Angelegenheit sprechen. Er sagt nämlich l. c.: „Ich bin getauft als ein lutherisches Christenkind, doch ist mir's verboten, mich Lutheraner zu nennen, und ich gehorche hierin gern. Als Jüngling war mein Stolz, ein Protestant zu sein, doch wurde dieser Protestanten-Name gleichfalls mit Interdict belegt, und ich gehorchte ungern. Gegenwärtig gestattet man mir, bis auf Weiteres mich als evangelisch zu bezeichnen; demnach bin ich, so lange als keine Contreorde kommt, ein Evangelischer". Und: „Hier stehe ich als verbotener lutherischer und untersagter protestantischer, gegenwärtig gnädigst concessionirter evangelischer Geistlicher auf dem nämlichen Grund und Boden, auf welchem Luther stand". Hierin irrt der Hr. Verf. Denn das leere Protestiren ist eben so wenig lutherisch als evangelisch, und die abstracte Ueberzeugungstreue mit ihrer formalen Aufrichtigkeit bewahrt nicht vor dem Umschlagen in eine wüste Gesinnungslosigkeit. Zur wahren, gediegenen Gesinnung gehört eine concrete, mit wahrhaftem Inhalt erfüllte und mit den wirklichen Institutionen der Kirche und des Vaterlandes zusammengewachsene und in ihnen lebende Subjectivität oder vielmehr Persönlichkeit.

Moll.

LVIII.

1) *Die Lebensfragen im Staate in Beziehung auf das Grundbesitzthum; von Karl von Sparre, Königl. Preuſs. Landrathe des Kreises Wetzlar. I. Theil: enthält die Untersuchung der Natur und der Bedeutung des Grundeigenthums, aufgefaſst aus dem historischen, rechtlichen, landwirthschaftlichen, nationalökonomischen, staatswirthschaftlichen und politischen Gesichtspuncte. Gieſsen,* 1842. *G. X. Heyers Verlag. XIV u.* 341 S. 8.

2) *Betrachtungen über die Veräuſserlichkeit und Theilbarkeit des Landbesitzes mit besonderer Rücksicht auf einige Provinzen der Preuſsischen Monarchie. Von Dr. W. Kosegarten, Privatd. der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität. Bonn,* 1842. *bei H. B. König.*

Der Gegenstand der vorliegenden Schriften, — nämlich: die *politische und sociale „Natur und Bedeutung des Grundeigenthums"* und die aus dieser Natur abzuleitende Beantwortung der Fragen nach dem *rechten Maaſse der „Veräuſserlichkeit und Theilbarkeit des Landbesitzes"*, — gehört zu den Angelegenheiten der bürgerlichen Gesellschaft, die in unseren Tagen am öftersten und leidenschaftlichsten besprochen werden. In der That verdient derselbe auch wegen seiner für die ganze Gestaltung der Volkswirthschaft durchgreifenden praktischen Wichtigkeit vollkommen das ihm so reichlich zugewandte Interesse. Allein verständlich wird uns der entbrannte Streit der Ansichten in seiner vorherrschenden politischen Färbung nur, wenn wir über den besonderen Streitpunct hinaus zur Auffassung des allgemeinen Gegensatzes der entgegengesetzten Socialtheorien uns erheben. Es handelt sich hier nämlich um eine in unserer Zeit vorgehende Wendung im ganzen Selbstbewuſstsein der bürgerlichen Gesellschaft, und folgeweise in der ganzen Wissenschaft des bürgerlichen Rechts und der politischen Oekonomie; eine Wendung, die auf ihrem dermaligen Standpuncte leicht ein irremachendes Janusgesicht zeigt. Wir können deshalb den vorliegenden Schriften nur gerecht werden, und können Tendenz und Bedeutung derselben nur recht in's Licht setzen, wenn wir sie im Zusammenhange dieser Wendung der gesammten Staatswissenschaft auffassen: und dies ist um so mehr unsere Pflicht, da beide eben auf solche Wendung sich berufen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 114.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1843.

1) *Die Lebensfragen im Staate in Beziehung auf das Grundbesitzthum; von Karl v. Sparre.*

2) *Betrachtungen über die Veräufserlichkeit und Theilbarkeit des Landbesitzes mit besonderer Rücksicht auf einige Provinzen der Preufsischen Monarchie. Von Dr. W. Kosegarten.*

(Fortsetzung.)

Sehen wir also, um so vorher den nothwendigen umfassenden Standpunct zu gewinnen, wie, — in welchem historischen Zusammenhange, — die vorliegenden Streitfragen sich erhoben haben.

Das *Recht* und die *Oekonomie unserer Zeit* haben sich bekanntermafsen erbaut — mittelst der *Zerstörung und auf den Trümmern des Rechts und der Oekonomie des „Mittelalters"*. — — Vorherrschend war im Mittelalter die Landwirthschaft: und Grundbesitz war fast die einzige Quelle von Rente, — also auch von Mufse zu geistigen Berufen in Kirche und Staat, und so auch von Macht und Ehre in der Gesellschaft. Zugleich hatte, gemäfs solchem fast ausschliefslichen Vorherrschen der Landwirthschaft, die ganze Oekonomie der Gesellschaft die Gestalt eines Gleichgewichts von zu festen Nahrungsloosen, in Patrimonialstaat und Gewerk, ausgetheilten Antheil-Berechtigungen und entsprechenden Arbeitsverpflichtungen. Allein die Landwirthschaft, als gewerbliche Kunst, entbehrte dennoch, — obschon der Grundbesitz die vorzüglichste Quelle der politischen Macht war, — jeder gewerblichen und politischen Bedeutung. Eigenthümer und Bearbeiter des Bodens waren schroff getrennt, und die Bearbeitung war durchschnittlich roh und oberflächlich. Die Entwickelung der städtischen Industrie und des Handels war die Bedingung einer weiteren Entwickelung des Landbaues. — Aber diese *Entwickelung der Industrie* entwickelte zugleich eine ihren ganz andern Verhältnissen entsprechende ganz andere Auffassung des sittlichen und rechtlichen Wesens der gesellschaftlichen Verhältnisse. Diese neue Auffassung mufste mit den Auffassungen der Stufe der fast ausschliefslichen Agricultur nothwendig in Kampf gerathen. Die Industrie mit ihrem beweglichen und theilbaren Vermögen trug es an Productivität, an reichlicher Werthschaffung, über das schwerfällige Grundeigenthum weitaus davon. Die Siege der *römischen Rechtsbegriffe* sowohl, als die neue Finanz und Politik des *„Mercantil-Systems"*, — sind beide die Folge und Zeichen dieses beginnenden Uebergewichts des Städters über den Grundeigenthümer, des Geldes über den Boden. Eben weil Kapital und städtische Arbeit jetzt eine viel reichlichere Quelle von Rente und ökonomischer disponibler Macht war, als der Landbesitz; eben deshalb wurde nun der „Mercantilismus" das herrschende System der politischen Oekonomie, — und setzte nun im Dienste einer oft macchiavellistischen Politik die politische Macht des Grundadels dort überall zum blofsen Schein herab, wo nicht der Grundadel, wie in England, selbst dies System handhabte, und selbst den Patrimonialstaat der Grundherrschaft rechtzeitig auflöste, d. h. zu freiem Eigenthum consolidirte, um so fortschreitend selber die Industrie, — meist durch Verpachtung, — in die Landwirthschaft einzuführen. Die Einführung in anderer, fortgebildeter, Weise zu vermitteln, und die alte Prätension, dafs allein das Grundeigenthum Quelle von Rente und Mufse sei, in den neuen Zuständen aufrecht zu erhalten, versuchte die *„Physiokratie"* in Frankreich, wo die Freiheit der alten Stände bereits gebrochen war, umsonst. Das *Smithsche „Industriesystem"* löste das Räthsel. Es vindicirte der *„Arbeit"* und ihrer freien rationellen *Bildung* die ihr gebührende Ehre, und erklärte so den bis hierher geschehenen enormen Besitzwechsel der politischen Macht, — zugleich seinen Eingeweiheten den Blick auf das Ziel des noch immer stattfindenden eröffnend. Wo diese

Digitized by Google

Ehre der „Arbeit" in der Praxis verkannt wurde; — wo die ländliche Arbeit noch unter den alten Fesseln seufzte und das Landeigenthum in der alten Unbeweglichkeit beharrte: — da mufsten nothwendig Agricultur und Landeigenthum in der Concurrenz mit der städtischen Betriebsamkeit und dem beweglichen Kapital immer mehr und mehr unterliegen. Eine der Erscheinungen dieses Unterliegens war die *Verschuldung* und verhältnifsmäfsige Kreditlosigkeit eines solchen Grundeigenthums. In unserem Vaterlande kam *Friedrich der II.*, — als der siebenjährige Krieg dies Uebel in Schlesien auf einen unleidlichen Grad gesteigert hatte, — durch die *Gründung der „Landschaft"* zu Hülfe, indem er in den *„Pfandbriefen"* dem Grundeigenthum eine Beweglichkeit gab, die es zur Bestehung des Kampfes mit der Geldmacht bedeutend geschickter machte. Allein immer noch blieb die Agricultur gefesselt, so lange nicht der aus ganz anderen Zuständen herüberdaurende *„Patrimonialstaat"* aufgelöst und so *die Landwirthschaft in ihren eigenen inneren Rechtsverhältnissen aus der Boden und Arbeit verschwendenden „Antheilswirthschaft" auf die Stufe der Geldwirthschaft und des freien Verkehrs erhoben war.* Dies, — was in *Frankreich* in der Nacht des 4. August gewaltsam geschehen war, — das geschah in *Preufsen* in freier Gesetzgebung nachdem 1806 sich die Ohnmacht und Unhaltbarkeit der Institutionen des Mittelalters für eine Zeit ganz anderer Gesinnung und Gesittung hinlänglich aufgedrängt hatte. Das „Industrie-System", — damals bei uns verkündet besonders von *Kraus* in Königsberg, — wurde durch die *Gesetzgebung von Stein und Hardenberg* in's Werk gesetzt. Auf den Trümmern des Zunft- und Patrimonialstaats sollte die *„Freiheit des Eigenthums und des Verkehrs"* begründet werden, indem es, — nach dem Edict vom 9. Oct. 1807 — *„eben sowohl den unerlafslichen Forderungen der Gerechtigkeit, als den Grundsätzen einer wohlgeordneten Staatswirthschaft gemäfs ist, Alles zu entfernen, was den Einzelnen bisher hinderte, den Wohlstand zu erlangen, den er nach dem Maafs seiner Kräfte zu erlangen fähig war"*. —

Das *neue Princip* fand bei der nothwendigen weitern Durchführung mannigfachen Widerstand: — besonders bei allen Denen, welche, im Besitz der längst zu Schein gewordenen Macht- und Ehren-Actien der mittelalterlichen Antheilwirthschaft, sich bei solcher Durchführung mit reellem Verlust bedrohet wähnten. Die *„Arbeit"* als Quelle des National-Reichthums anerkennen, schien den Unterschied von Eigenthümer- und Nichteigenthümer um seine bisherige politische Bedeutung bringen, allem „Adel" ein Ende machen zu müssen. Dazu kam, dafs allerdings das Princip in seiner bisherigen *unvollendeten Auffassung*, d. h. als *Theorie des „laissez faire"*, — einer *„ungeregelten Concurrenz"* der so ungleichen natürlichen Kräfte und noch ungleichern zufälligen Besitzthümer, unter dem Triebe des materiellsten Eigennutzes und allein beschränkt durch eine blofs formelle Gerechtigkeit, — nothwendig einer *„Zerstörung aller sittlichen Ordnung"* Thür und Thor öffnen, und zu einer brutalen *„Plutokratie"* mit folgenden *„Pöbelaufständen"* führen zu müssen schien. So konnten bornirte Eigensucht und wahrhaft edele Gesinnung im Widerspruche gegen das neue Princip — des: „desorganisirenden *Individualismus*", oder des: alle höheren sittlichen Güter verläugnenden *„Materialismus"* — sich mit einander verbinden. Es wurden nun allerlei entgegengesetzte Theorien des Rechts und der Volkswirthschaft ersonnen, in welchen die sehr verschiedenen Tendenzen, Sympathien und Antipathien, ihrer Erfinder sich in seltsamen Verbindungen von wahren und falschen Sätzen spiegeln, und durch ein Gewebe oft abentheuerlicher Sophismen scheinbar vereinigt werden. Darin stimmen diese Systeme alle überein, — dafs sie A. Smith und die Industrie hassen; die Bedeutung des Grundeigenthums hervorheben; und allerdings dunkele Ahnungen einer höheren Wahrheit, aber gar keine gründliche Einsicht in die Gesetze und Elemente der heutigen Volkswirthschaft besitzen. Diesen Erscheinungen der Restaurations-Wissenschaft, die besonders auch in Deutschland reichlich wucherten, ist in der Schule bisher durchaus nicht die Beachtung geworden, welche die tiefe Wahrheit des Einen ihrer Elemente, — des Widerspruches gegen den beschränkten, blofs auflösenden Individualismus, — um so mehr hätte finden sollen, da diese relative Wahrheit in den höchsten, der Gesetzgebung am nächsten stehenden, Kreisen der Gesellschaft sich fortschreitend nur zu viel Macht verschaffte, und, mifsverstanden, so leicht praktisch gefährlich werden konnte.

Die Wahrheit dieses Widerspruchs gegen das falsche „laissez faire" drängte sich aber anderswo, —

Digitized by Google

nämlich da, wo das moderne Princip sich in seiner ersten, beschränkten Auffassung freier entwickelt hatte — aus den *Folgen* der „desorganisirenden Concurrenz" gewaltsam genug an den Tag. In *Grofsbritannien*, — dem rechten Mutterlande des Industrialismus, wo der ganze Patrimonialstaat mit Entsetzung des Bauers consolidirt wurde, und wo selbst im industriellen Vermögen ungleiche Erbtheilung nicht selten ist, — griffen, im industriereichen *England* die „*Latifundien*", im industriearmen *Irland* die „*Hütten und Kartoffelgärten*", zerstörend um sich: und periodische Handelskrisen bedrohten das Reich mit immer steigender Gefahr des Umsturzes. Da ging aus der Smithschen Schule selbst dort der Ruf nach nothwendigem „*Maafs*" und neuerer „Organisation" hervor. Man erinnere sich an *Malthus* und an seinen berühmten Streit mit *J. B. Say*, über die Möglichkeit, Gründe und Gefahren der „*Ueberproduction*". — Tiefer schon drang *Sismondi*, in diesem Streite Malthus Parthei ergreifend, ein in die Mängel des „*Industrialismus*". Noch immer aber standen diese Männer ziemlich einzeln und verlassen, bis, mit und nach der Julirevolution von 1830, jetzt mit Einem Male die bisher kaum beachteten Propheten einer ganz „neuen Welt", — *Simonisten*, *Fourieristen* u. s. w., — mit ihrem Widerspruche gegen den: „*desorganisirenden Individualismus*" und das „*unterdrückerische Faustrecht des Capitals*", das höchste Aufsehen, — theils Anklang, theils Furcht, — erregten. Wer auch diesen neuen, meistens eben so freiheitmörderischen, als abentheuerlichen, Theorien in ihren genaueren Societätsconstructionen noch so fern blieb, wurde wenigstens an der Theorie des ungezügelten Privatverkehrs irre, und sah, dafs in ihrem Wege des blofsen „Gehenlassens" — der beabsichtigte Zweck, — „Alles zu entfernen, was den Einzelnen bisher hinderte den Wohlstand zu erlangen, den er nach dem Maafse seiner Kräfte zu erreichen fähig war" — nothwendig verfehlt werden *müsse*.

Hiermit mufsten die Anhänger der eben erst charakterisirten *Restaurations-Doctrinen* — sich sehr bestärkt und ermuthigt fühlen. — Am leichtesten konnte ja der Widerspruch gegen den ungeregelten Privatverkehr an der Natur der Landwirthschaft und des Grundeigenthums seine Wahrheit anschaulich machen. Die Einheit und nothwendige Verhältnifsmäfsigkeit der getheilten Arbeit verbirgt sich für das städtische Gewerbe hinter das Getreibe des Markts und seiner zügelnden, balancirenden Bestimmung der Preise; während sie in der maafsvollen Feldertheilung der Landwirthschaft — handgreiflich genug vor Augen liegt, und sich bei den Bedrängnissen und Uebergangsnöthen der Separationen und Ablösungen mächtig genug überall aufdrängte. Die Theorie von der organisirenden Gerechtigkeit des „freien Verkehrs" und der „natürlichen Ausgleichung der Gewinne", die das wirthschaftliche Vermögen als ein unendlich bestimmbares und bewegliches auffafst, findet nirgends so schlagende Widerlegung ihrer zu abstracten Auffassung, als in der natürlichen Unbeweglichkeit und fast unwandelbaren Bestimmtheit des Grundeigenthums und als in der Gebundenheit des landwirthschaftlichen Capitals und selbst der natürlichen Gesinnung und Schätzung des Landwirths, besonders des kleineren. Man glaubt aus Grofsbritannien, aus Italien, aus Frankreich und aus dem eigenen Vaterlande jetzt leicht den Beweis zu führen, dafs die Herrschaft des Industrialismus und seines freien Privatverkehrs nothwendig, einerseits zu *Latifundien* und andererseits zu *Kartoffelgärtnerei*, also immer zur *Herabdrückung des freien Bauers — entweder zum Tagelöhner oder zum mit wucherlichem Pachtzins erdrückten Afterpächter* — führen müsse, und erfahrungsmäfsig führe; und dafs eine solche Entwickelung, — wie sie der „Natur der Agricultur" widerstreite und für sie eine ihr durch die unnatürliche Geldherrschaft aufgezwungene sei, so auch den wahren und gesicherten Nationalwohlstand mit der Zeit nothwendig untergrabe. — Hielt man sich auch nur an die täglichen Erscheinungen im eigenen Vaterlande; so fand man, bei allerdings vermehrter landwirthschaftlicher Production und ihr folgendem Anwachsen der Bevölkerung, doch einerseits einen, bei der im Umbau aller Felderverhältnisse durch die Separationen und Ablösungen nothwendig gemachten drückenden Verschuldung, erzwungenen Besitzwechsel — theils mit Zersplitterung, theils mit Auskauf und Niederlegung von Gütern, besonders Bauerhöfen, verbunden — vor, indefs zugleich andererseits durch die bessere und sparsamere Arbeitsverwendung in der Agricultur, ohne gleichzeitige Sorge neuer Anlagegelegenheit für die überschüssig werdenden Arbeitskräfte, zu einem gefährlichen ländlichen Pöbel der Grund gelegt zu werden schien.

Die *Gesetzgebung* selbst zeigte sich nach dem

Digitized by Google

Kriege einigermafsen unsicher: und bald suchte man, — wenigstens in den höheren Sphären der Gesellschaft, — dem Staate Institutionen zu erhalten, die ihre natürliche Stelle und Wurzeln in einer ganz anderen politischen Oekonomie gehabt hatten. So sollten namentlich die *politischen* Reste des *Patrimonialstaats* nach Zerstörung seiner *ökonomischen* Bedingungen erhalten werden. Der Widerspruch machte sich fühlbar und unbehaglich. Dazu kam nun, dafs die oben hervorgehobenen Erfahrungen immer mehr an der Weisheit der agrarischen und gewerblichen Gesetzgebung von 1807—1811 irre machten. Es wurden nun wirklich bereits 1825, 1827 und 1831 den Provinzialständen Bedenken über die drohende „*Zersplitterung des Grundeigenthums*", besonders auch der „Bauerhöfe", und Vorschläge zur Abhülfe vorgelegt. Allein überall waren die Stände, und unter diesen gerade am meisten die Abgeordneten der Landgemeinden, gegen die proponirten Beschränkungen, weil sie die handgreiflichen gegenwärtigen materiellen Vortheile der gröfseren Dispositionsbefähigung wegen zweifelhafter politischer Interessen und Gefahren ferner Zukunft unmöglich willig opfern konnten. Indefs die Besorgnisse wuchsen bei denjenigen Staatsmännern, welche im obigen tieferen Sinne dem auflösenden „Individualismus", und theilweise der ganzen modernen Rechts- und Reichthums-Theorie, abgewendet waren. Sie glaubten vielleicht mit Niebuhr: „Alle deutsche Staaten, die nicht ganz stationair sind, gehen mit ihrer Gesetzgebung dahin, — in den Städten Pfuscher und Krämer, auf dem Lande zeitpachtendes und tagelöhnerndes Lumpengesindel". So schien es diesen nothwendig: — „das historische, stabile, aristokratische Element dem mercantilischen, geldwirthschaftlichen, demokratischen gegenüber zu begründen", — und zwar durch „*Majorate*" im *zweiten* und *Kolonate*, als bäuerliche Stammgüter, im *vierten* Stande. Für das Erste geschah ein bedeutender Schritt durch das *Statut für den „autonomen" Adel am Rhein:* für das zweite wurden *Königliche Propositionen* den Landtagen von 1841 zwar wieder *vorgelegt*, aber *von neuem abgelehnt.* —

Dies nun ist der heutige Stand der Frage: und an diesem, so geschürzten, Streite betheiligen sich die beiden vorliegenden Schriften. Es stehen beide auf Seiten der Gegner des „freien Verkehrs", und fassen beide, namentlich No. I., den Widerspruch aus den höchsten Gesichtspuncten. Beide aber nehmen ihren nächsten Anlafs an den Verhandlungen des vorigen rheinischen Provinziallandtags, — um die dort dem Stimmenmehr unterlegene Sache in appellatorio zu vertreten. —

Betrachten wir jetzt die vorliegenden Schriften — und die Gestaltung des bedeutungsvollen Streites in ihnen, etwas genauer. —

1) — In jeder Weise am bedeutendsten ist No. I. — Wir begegnen hier einem Manne, der mit gemüthlicher Betheiligung die socialen Umwälzungen und die entgegengesetzten Gedanken der Revolution und Restauration mit durchlebt und innerlich mit durchkämpft hat. „Der Verfasser", heifst es in der „*Vorrede*", — „hat in der sogenannten guten alten Zeit seine erste Bildung erhalten. Er war von früh ein aufmerksamer Beobachter der ländlichen und Gutsverhältnisse, unter denen er seine Kinderjahre verlebte. Die bis dahin unbekannte Theilnahme am politischen Leben, welche durch die französische Revolution angeregt wurde, gab dem jugendlichen Gemüth unauslöschliche Eindrücke, und regte oft sein ganzes Wesen auf. Er ging dann von der Universität — durch die praktischen Geschäfte der Amtsstube; ward darauf Advokat im Staatsrathe des Königs von Westphalen und Mitglied eines Justiz-Collegiums; dann im Befreiungskriege Soldat, hiernächst Gutsbesitzer, ausübender Landwirth, Mitglied eines Regierungs-Collegiums und zuletzt, seit zwanzig Jahren, Verwalter eines grofsen Kreises". In der Theorie der politischen Oekonomie ist der Verf., — dem wissenschaftlichen Fache nach sichtlich mehr Jurist, — vorwiegend wohl nur Dilettant und Autodidact. Aber er hat bei den Mängeln eines solchen Beherrschtseins von blofs eigner zu enger Erlebnifs und Erfahrung, auch die einer solchen Art von Bildung eigenen Vorzüge, nämlich eine wahrhaft lebendige Verarbeitung des Stoffs und eine durchaus concrete Anschauung der Verhältnisse, soweit solche sich ihm persönlich darboten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 115.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1843.

1) *Die Lebensfragen im Staate in Beziehung auf das Grundbesitzthum; von Karl v. Sparre.*

2) *Betrachtungen über die Veräufserlichkeit und Theilbarkeit des Landbesitzes mit besonderer Rücksicht auf einige Provinzen der Preufsischen Monarchie. Von Dr. W. Kosegarten.*

(Fortsetzung.)

In der eigentlichen Politik ist der Verf., — obgleich der Revolution und ihrer „Vertilgung aller germanischen Elemente vom gallischen Boden" durchaus abgeneigt, dennoch der Zukunft hoffnungsvoll ergeben. Er ist überzeugt, „dafs diese Uebergangsperiode, in der schon lange die Kräfte kreisen und das Leben so oft unbequem machten, zu einem schönern Sein hinübertragen werden, wo die obersten Anlagen, Kräfte und Bedürfnisse des Menschen ihre Geltung erlangen, die Sittlichkeit, mit ihrer Zwillingsschwester der Freiheit in einander aufgehend, *ihre* Herrschaft entfalten und die materiellen Interessen nur als Fufsgestell gebrauchen werde, als blofse Mittel zum Zweck, wie sich's gebührt". Aber als der nothwendige Anfang der Grundlegung eines solchen „schönern Sein's" erscheint ihm nun die Reconstruction der agrarischen Verhältnisse nach der wahren Bedeutung des „Grundeigenthums". Hierzu nach seinem Vermögen beizutragen, ist bei dieser Schrift der Zweck des Verf.'s: und zwar bestimmt er den vorliegenden *I. Theil* — der „*Untersuchung der Natur und Bedeutung des Grundeigenthums*": den folgenden II. Theil — der „Anwendung der gefundenen Sätze", oder den „Lebensfragen für den Staat". —

Das Werk selbst eröffnet der Verf. nun, nach solcher „Vorrede", — wie es bei seiner höheren Auffassung des Gegenstandes nothwendig war, — mit einer *rechtsphilosophischen „Einleitung"* (§. 1—15. S. 1—37), — in welcher er die höchsten Rechtsprincipien entwickeln; die verderblichen Irrthümer unserer Zeit in Betreff ihrer bekämpfen; allem Folgenden aber so den höchsten *Maafsstab* gewinnen will.

Die *eigenthümliche Grundidee* des Verf.'s ist dabei, *dafs „Mensch, Boden und Staat" — in nothwendiger Wechselwirkung und maafsvollem Verhältnisse müssen aufgefafst werden. — — Grund alles Rechts* ist auch dem Verf., eben so wie den liberalen Theorien unserer Zeit, — allein „*der Mensch*". Aber die „Natur des Menschen" mufs „vollständig" gefafst werden. Der Mensch erwacht an der „Noth" seiner natürlichen „Bedürfnisse": und aus den „Trieben der Befriedigung" entwickeln sich die verschiedenen Anlagekeime zu fortschreitender Befreiung. Dies Fortschreiten wird dann selbst zum höheren „menschlichen" Triebe. Solcher Fortschritt ist aber nur in der Wechselhülfe mit Menschen, nur in der Familie und der Gesellschaft, erreichbar. Diese Verbindung des Menschen mit dem Menschen ist aber nicht blofs als Mittel: sie ist auch für sich selbst — Bedürfnifs und Trieb des „sittlichen" Menschen. Die menschlichen Urtriebe sind nämlich: erstens die „niedern", „stürmischen", — der „Trieb zur Erhaltung des Individuums" und der „Trieb zur Fortpflanzung des Geschlechts", — und zweitens die „höheren", — der „Trieb zum Wohlstand" und der „Trieb zur Ausbildung der intellectuellen und moralischen Kräfte". Kaum aber läfst die Lebensnoth den Menschen los; so empfangen ihn zwei andere Dämone: — „der Hang zur Ruhe, Trägheit", und „der Hang zum Uebergreifen, die Selbstsucht", welche den höheren Trieb, den Urtrieb nach Wohlstand zumal, aus seiner normalen Bahn zu drücken streben. — Alle diese Triebe äufsern ihre Kraft im Verhältnisse des Menschen zum „*Boden*". Der Mensch kann gar „nicht anders, als auf Boden lebend und auf Grund wohnend gedacht werden." Der *Boden* — ist: *Bedingung der Menschen-Existenz.* Das ist seine rechtliche Bedeutung. Die feste Beschränktheit der Erde, der gemein-

Digitized by Google

samen Mutter aller Menschen, d. h. die Endlichkeit ihrer „Productibilität", ist die natur-nothwendige Grenze der Menschen-Vermehrung. — Allein da die „höheren Triebe" mindestens gleiche Rechte mit dem Erhaltungstriebe haben; so tritt die menschliche, sittliche Grenze früher ein: und ihre Wahrung gegen die falschen Triebe, gegen Trägheit und Selbstsucht, fordert eine andere „vermittelnde Potenz", — den „*Staat*". Der „*Staat*" ist also „*Bedingung der Menschheit zur Unterscheidung von der Thierheit*". Der Staat aber „besteht aus einer Gesammtheit von Menschen, und diese macht sein Wesen aus". Er hat also „in dem einzelnen Menschen, dem Staatsbürger, nur die Gesammtheit zu erkennen, und jener muſs dieser vom Staate nachgesetzt werden, wenn sie es erfordert zu ihrem Bestehen". — — Das vom Verf. behauptete *Verhältniſs zwischen „Mensch, Boden* und *Staat*" ist demnach: daſs der *Mensch* zwar *Grund alles Rechts* sei, dies aber nur als *sittlicher Selbstzweck;* — und daſs in diesem Sinne der Mensch nicht losgerissen werden könne von einem *bestimmten Maaſse des gemeinsamen, beschränkten Bodens*; daſs daher solches Maaſs gegen Willkühr, d. h. gegen die Wirkung der falschen Triebe, des *garantirenden Staats* bedürfe: — also, daſs der *Staat*, mit den Bedingungen seines Bestehens, berechtigt sei *über* die Privatinteressen und die „*Willkühr der Individuen*", namentlich in Beziehung auf die Verhältnisse der Bodenbehandlung; aber doch wieder *nur* so berechtigt sei — *aus und umwillen der höhern sittlichen Natur des „Menschen", umwillen der wahren Freiheit.*

Wohin diese Entwicklung zielt, das zeigt sich alsbald, da der Verf. sofort von dem gewonnenen Resultate aus einen Blick auf *unsere Zeit* und ihre, seiner Meinung nach *entgegengesetzte, Rechtsauffassung* wendet. — Er giebt dem Geiste der Zeit zu, daſs das „Historische" nur Berechtigung hat, wie weit es das „*Ewig-Vernünftige*", das sich erhaltende Menschliche darlege, nicht aber als bloſs zufällig Hergebrachtes, die freie Befriedigung des Menschen Hemmendes. Miſsverstand hierüber ist, nach des Verf.'s richtiger Einsicht, — ein hervorstechendes Element der Gährung unserer Zeit. „Das historische Element", sagt er sehr treffend (S. 11), trübt unabläſsig das neue reine Gebilde. Die Regierungen kreisen oft und können nicht gebären; der französische Kaiserschnitt aber dünkt ihnen viel zu gefährlich. Ohne feste Grundsätze, mit der Gegenwart lebend, mit der Vergangenheit buhlend, wissen sie diese nicht loszulassen oder festzuhalten: ein Stück nach dem andern wird herausgenommen, und damit in die moderne Zeit hinein experimentirt. Oder ohne solches Wagniſs zu bestehen, lassen sie die Zustände in die Zukunft hinausstürmen, wie ihre Willkühr sich ihrer eben bemächtigen will". — Die „*französische Revolution*" hat nach ihm allerdings das wahre Princip des Rechts, — das Recht „des Menschen", — auf den Thron erhoben: aber es ist dies Princip von der französischen Nation bisher wieder nur im auflösenden, isolirenden, nicht im bauenden und organisirenden Geiste aufgefaſst worden. Die *nackte „Freiheit der Person und des Eigenthums*", die man als ein „Menschenrecht" proclamirte, — hat alle reicheren Verhältnisse niedergebrochen und hat namentlich auch das *Grundeigenthum* zu einem *reinen, — nackten, verhältniſslosen Begriff* gemacht, ganz der *besondern rechtlichen Natur desselben zuwider.* In unserm Vaterlande, wo „die herrliche gemüthliche Macht im Deutschen so fest hält an der »gottverwandten Rechtsidee der himmlischen Milde«, — lieſs man sich weniger vom abstracten Begriff hinreiſsen, und suchte, auswählend, unterscheidend und mit Maaſs und Ziel, „den Regierten der Vortheile des Diesseits, *der groſsen* Grenzscheide menschlicher und staatlicher moderner Cultur theilhaft zu machen". Indeſs — bisher herrschte hier doch mehr nur ein „empirisches Operiren; ein — dem Zeitgeiste Nachgeben, ohne ihn in seinem Grundtone begriffen zu haben": und „es hatten auch diese Gegenstände das Schicksal der Doctrinen, die nur empirisch aufgefaſst werden und des allbelebenden Princips zu entbehren". — Worauf es also zur Rettung aus Halbheit und Schwanken ankommt, ist, — daſs das neue Rechtsprincip in seiner Wahrheit und das Grundeigenthum in seiner wahren rechtlichen d. h. staatlichen Bedeutung zur klaren Anschauung gebracht werde.

In Betreff des oben entwickelten *Rechtsprincips* — specificirt der Verf. nun die Abweichung *seiner* Auffassung von der falschen, im unklaren Zeitgeiste und im gemeinen „Liberalismus" vorherrschenden, in „nachstehenden *sechs Sätzen*". — — 1) Man hat „den *materiellen* Interessen zu sehr gehuldigt. Man hat die jedem christlichen Staate zu Grunde liegende Idee sich nicht immer vergegenwärtigt, die keine andere ist, als

Digitized by Google

den Staatsgenossen die Möglichkeit zu gewähren, der *sittlichen* Idee im Staate theilhaftig zu werden". — 2) Man treibt „Abgötterei mit dem *zufälligen Individuum*" und seinem beliebigen Wohle — auf „Kosten der ewigen Grundlagen des *Menschenthums*, der *Moral* und des *Staats*". Hier geräth der Verf. ein wenig in breite Declamation gegen falsche „Humanität" und nervenschwache „Weichherzigkeit" unserer Zeit, gegen welche er die „alten Republiken" erhebt, in denen das Gemeinwesen das Höchste war, dem der Mensch willig Opfer brachte, — „davon unsere Pygmäenzeit kaum Vorstellungen hat". Indefs, näher betrachtet, verkennt der Verf. doch nicht, dafs sein wahres Rechtsprincip nur zu finden ist — im „Grundprincip der Christuslehre", der „*Menschenwürde*" —, die gerade von der Revolution als Fahne erhoben, aber „von den antiken Religionen durchweg verkannt ward". Er hat es nur gegen die „falsche Auffassung", die „After- und Affenliebe", welche das sterbliche Individuum über den Staat und die unsterbliche Gattung, das sinnliche Wohl über die sittliche Freiheit stelle. Deshalb eifert er besonders gegen die „*Bevölkerungswuth*", die nur „Menschen und wieder Menschen will, unbekümmert um die Grundlagen, welche das sittliche Menschenthum und die Bildung zur Menschlichkeit erhalten und sichern". — 3) Man verkennt *die Bedeutung „des Grundes und Bodens"* und der damit verknüpften „Eigenthums- und Besitz-Verhältnisse", indem man den Boden, aller Menschen gemeinsame Nährmutter, als eine abstracte, schlechterdings bestimmbare Sache behandelt, statt dafs „er aus seinem rein sachlichen Begriffe gleichsam ausscheiden, die Fiction eines unter Curatel des Menschen gestellten, gewissermafsen *lebenden Wesens* ihm vindicirt" und so die „*Obervormundschaft des Staats*" über ihn begründet werden sollte. „Derjenige Regent", sagt unser Verf., „welcher zuerst einen Landcultur-Minister (ein Landes-Oekonomie-Collegium) einsetzt, der den Boden zu bewahren und ihm und allen landwirthschaftlichen Zweigen seine unmittelbare Fürsorge zu widmen hat, — wie anderwärts der Industrie und dem Handel, — der wird sich schon darum einen unsterblichen Namen in der Geschichte sichern". — 4) Man hat „den Staatsbau nicht von unten, sondern beim Dache angefangen, wenig bekümmert um die Familien, die *Gemeinden*, — welche doch die Grundlage bilden". Nur in der engern Gemeinde kann ein wirklich erfülltes, der Natur des besondern Vermögens sich anschliefsendes Recht, und also nur in der Dorfgemeinde ein erfülltes wahres Recht der Landwirthschaft und des Grundbesitzes sich bilden und lebendig fortentwickeln. Statt dessen hat man solche Rechtsbildung den Gemeinden entzogen, und hat überhaupt Stadt und Land „über Einen Kamm geschoren". — 5) Man hat, — anerkennend, „dafs nur der unterrichtete gebildete Mensch ein tüchtiger Staatsbürger und Unterthan sein könne", — allerdings dem Schulunterricht viele Sorgfalt zugewendet: aber man hat „zu sehr nur das Wissen gefördert" und ist „*wenig bekümmert geblieben um das Moralische, die sittliche Ausbildung*". — 6) Man hat sich zu sehr der *Theorie des „Gehenlassens"* ergeben, und nicht bedacht, dafs der Staat die Willkühr der Individuen nicht im Dienste der falschen Triebe, (Trägheit und Selbstsucht) gewähren lassen, sondern das sittliche Wohl der Gesammtheit im Verkehre zu schützen und zu fördern habe.

Was man auch im Einzelnen gegen den Gang dieser rechtsphilosophischen Entwicklung und Kritik einwenden möchte; im Ganzen und im Resultate wird man in ihr das Bewufstsein der ganzen Zeit wiedererkennen. Die Forderung einer *grundsatzmäfsigen Gesetzgebung* gegenüber einem principlosen Experimentiren und die Aufstellung der „*Menschenwürde*" zum letzten Rechtsprincipe — mit Hervorhebung der Wendung aus dem Eudämonismus zur *sittlichen* Freiheit, d. h. der inhaltvollen, mit der Idee der sittlichen Gemeinschaft erfüllten, also der *Erhebung aus dem nackten Privatrechte und blofsem Privatverkehr zu einem öffentlichen Rechte und einer den Privategoismus paralysirenden wahrhaften „politischen" Organisation und Leitung der Volkswirthschaft* — ertönt ja von allen Seiten. Hier sind die entgegengesetzten Parteien im Grunde einig. Auch darüber, dafs der *Boden* in *besonderer* Weise Lebensbedingung für den Menschen sei und eine Beschränkung der Privatwillkühr in Besitznahme und Behandlung desselben — d. h. dafs z. B. Expropriationen, gesetzliche Servitute u. s. w., hier mehr, als bei der beweglichen Habe — dringend seien: — auch hierüber dürfte im Grunde wenig Streit sein. Es kommt deshalb immer vor Allem auf die nähere „Anwendung" dieser ganz richtigen Rechtsphilosophie; auf die richtige Anlegung des aufgestellten Kanons an die concreten Lebensfragen — der

Digitized by Google

in Gährung begriffenen Grundeigenthums-Verhältnisse an. —

Der Verfasser, — um die nähere *Anwendung seiner rechtsphilosophischen Grundsätze auf das Grundeigenthum* anzubahnen — macht den Uebergang durch eine „*geschichtliche Skizze des Grundbesitzthums*" (§. 16. S. 38—62) und eine folgende „*geschichtliche Skizze der Landwirthschaft* (§. 17. S. 63—74). — Diesem Uebergange müssen wir vollkommen beistimmen, da andere Culturstufen, höher-entwickelte sittliche Bedürfnisse und Anlagen des Menschen, offenbar auch andere und höher-entwickelte Grundeigenthums-Verhältnisse fordern und herbeiführen werden, und da gewiſs nichts gründlicher über die rechtliche Natur des Bodens und die Forderungen der Gegenwart in Beziehung auf sie einleiten kann, als eine Betrachtung des Weges und der Wandlungen, durch welche hindurch unsere heutigen Zustände und eben wirkenden Forderungen geworden sind.

Nach einer kurzen Darstellung, — ziemlich in beliebter Weise à la Condorcet, — wie die Menschheit aus der Stufe der Wildheit und des Jägerlebens sich zur Stufe der Landwirthschaft erhoben; wie mit dieser Erhebung der Staat und das Eigenthum, und damit auch der festere Gegensatz von Freiheit und Unfreiheit entstanden sei, — sucht unser Verf. dann ferner die *Grundeigenthums-Verfassung der verschiedenen historischen Völker* kurz zu charakterisiren und zu würdigen. Die Unterschiede der Grundverfassungen des *Morgenlandes*, — wie *Chinas*, *Indiens*, der gebrochnen Priesterstaaten der *Aegypter*, *Assyrier*, *Babylonier* und *Perser* und endlich der *Juden* — gegen einander und gegen das *Abendland*, — und hier wieder der *Spartaner*, *Jonier*, *Römer* gegeneinander, — ist zu kurz, als daſs wir über die Auffassung des Verf.'s zu hinlänglichem Verständnisse gekommen wären. Jedenfalls anerkennen müssen wir das Bestreben, die Unterschiede der Grundeigenthums-Verfassung im Einklange mit den Unterschieden des ganzen religiösen, sittlichen und rechtlichen Volksgeistes, der ganzen humanen Culturstufe, zu fassen, und die Nachtheile — sowohl einer Verschlingung der individuellen Freiheit und des Privat-Eigenthums in die objective Substanz, als umgekehrt einer Verkennung des objectiven Gesetzes über dem Rechte der abstracten Personen und ihrer formellen Freiheit, an Asien und Rom nachzuweisen. Man fühlt in der Auffassung sich ein wenig an Professor Leo erinnert. — — Ausführlicher werden die „*germanischen*" *Institutionen* behandelt (S. 46—63.). — Das germanische Recht kannte, wie der Verf. mit Recht hervorhebt, eine Freiheit des freien Mannes, wie kein anderes vor ihm. Die *älteste* germanische Gesellschaft war eine „*Demokratie*" *souverainer Hausväter*, die ihres Eigenthums mit eigener Hand zu wahren und zu wehren hatten, — und Beschützer und Regierer über Familie und Insassen, Könige über „Land und Leuten", waren. Aber ihr Recht an Land und Leute war kein nacktes Eigenthum der Willkühr: sondern es war erfüllt mit der sittlichen Liebe zur Familie und mit der „*Treue*" gegen die Friedensgenossenschaft der Gemeinde. In dieser *sittlichen Auffassung des Eigenthums*, das in der Hauptsache nur Grundeigenthum, wurzelt die *Pflichtigkeit* desselben, z. B. das deutsche „Gesammteigenthum" der Familie am *Erbgut*, der Gemeinde an ihrer *Mark*, und eben so die mannigfachen realen, an Besitz geknüpften *Dienstpflichten*, (servitus in faciendo) u. s. w. — Im Verlauf der Entwickelung aber wurde nicht nur immer mehr Eigenthum gegen *Zins* und *Dienst* von Freien an Unfreie, — d. h. Eigenthumslose, ausgethan; vielmehr in Bedrängniſs theils der Wer- und Heerbann-Pflichten, die auf dem Vollfreien lasteten, theils der Fehden und Gewaltsamkeiten, begaben sich auch Freie der eigenen Gewere und Vollfreiheit, um mit Darangabe des alten rechten Eigenthums und der Ehre der Reichsunmittelbarkeit nur den sicherern Genuſs des Besitzes zu erkaufen. Von der andern Seite wurden, nach Entwickelung des Heerkönigthums, die Reichsämter mit *Landbesoldungen* verliehen, und kamen in Erbgang, während sich neben ihnen bald die Immunitäten und Vogteien entwickelten. In die Specialitäten des so entstehenden „*Lehnsstaats*" und seiner Heerschilde ist hier nicht einzugehen. Natur und Bedeutung der eigenthümlichen Grundeigenthums-Verfassung desselben mit ihren Institutionen,— der *Majorate*, *Colonate*, *Belastungen* und *Beschränkungen mancherlei Art* — ist vom Verf. gut, d. h. aus der Geschichte der specifischen deutschen Freiheit und Gewere, — verständlich gemacht, wie es seine Aufgabe war. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 116.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1843.

1) *Die Lebensfragen im Staate in Beziehung auf das Grundbesitzthum; von Karl v. Sparre.*

2) *Betrachtungen über die Veräufserlichkeit und Theilbarkeit des Landbesitzes mit besonderer Rücksicht auf einige Provinzen der Preufsischen Monarchie. Von Dr. W. Kosegarten.*

(Fortsetzung.)

Das Ende aber ist gewesen, dafs auch dieser „Lehnsstaat", so gut wie die altgermanische „Demokratie", unterging im Strome der Zeit — und zwar in Frankreich schon früher durch Consolidation der vollfreien Reichslehne mit der Königsgewalt; in Deutschland durch Erstarkung der ersteren zur „*förmlichen Landeshoheit*" *der deutschen Reichsfürsten*". Damit war denn eine neue Umgestaltung auch der Grundeigenthums-Verhältnisse begründet. Als die solche bewirkenden Hauptereignisse zählt der Verf. auf: 1) „der *Handel* nach den überseeischen Ländern und der dadurch *zur Herrschaft gelangte bewegliche*, — namentlich der *Geld-Besitz*; 2) die Einführung des *römischen Rechts*; 3) die Erfindung des *Schiefspulvers*; 4) die *Buchdruckerkunst*; 5) die *französische Revolution*". Leider aber entwickelt er die Natur der Einwirkung dieser Ereignisse nicht weiter und bemüht sich gar nicht, das Wesen der nun erfolgenden Umgestaltung, als einen *Fortgang der Befreiung*; als eine weitere Entwicklung des germanischen sittlichen Freiheitsbegriffes — eben so zu begreifen, wie er dies mit dem Lehnsstaate doch versucht hat. Die „Landeshoheit" mit ihrem nun aufkommenden Oekonomie-Systeme des „Merkantilismus" hielt ihre Gewere doch eben sowohl für erfüllt von der *Pflicht* väterlicher Fürsorge für „Land und Leute", wie nur je der alte vollfreie Hofherr oder der mittelalterliche Grundherr: sein *Vermögen* aber, für dies Wohl zu wirken, war gewifs unverhältnifsmäfsig gröfser, als das des frühern Hof- oder Grund-Herrn. Hätte der Vf., — statt die Entwicklung mit dem Eintritte der sogenannten „neueren Zeit" sofort abzubrechen und blofs noch über nun beginnende „Verkennung der Natur des Grundeigenthums" zu klagen, — lieber erwogen, *wie* mit dem Erblühen der *Industrie*, die in einer natürlichen Entwickelung der Oekonomie doch nothwendig, und selbst Bedingung der Blüthe der Agricultur ist, das Grundeigenthum eine *andere* — und nun erst seine *wahre* und *freie* — *Stellung in der Volkswirthschaft* erhielt; so würde er die neuere Umgestaltung der Rechtsverhältnisse des Grundeigenthums für den Verkehr unter Lebenden und von Todeswegen — vielleicht anders beurtheilt haben, und der preufsischen Gesetzgebung von 1807—1811 mehr gerecht geworden sein. Dafs irgend eine Institution im „Lehnsstaate" nothwendig war: was soll das für die Nothwendigkeit derselben im „modernen Staate" beweisen? Oder ist etwa der Lehnsstaat nicht nur bedingungsweise, sondern absolut, aus der wahren Natur des Grundeigenthums, d. h. aus dem Verhältnisse des Bodens zur sittlichen Bestimmung des Menschen, gefordert? Das ist vom Verf. bisher zu beweisen auch nicht einmal versucht.

Sollte so etwas versucht werden, so hätte der Vf., seiner geschichtlichen Skizze des „Grund-Besitzthums" eine Skizze der Theorie der Volkswirthschaft, — und namentlich des allgemeinen Verhältnisses der Landwirthschaft zu ihr und wieder des Grundbesitzthums zu dieser, — vorausschicken müssen. Er läfst nun zwar (§. 17) eine „*geschichtliche Skizze der Landwirthschaft*" folgen. Aber hier erzählt der Verf. nur, wie die „Landwirthschaft" erst durch rationellen Betrieb aufblüht; und wie solcher sich am meisten zuerst bei den Römern, in höherem Maafse jedoch nur in der neueren Zeit, besonders seit der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, gezeigt hat. Ein tieferes Eindringen in die Gründe und Bedingungen dieser Blüthe der

Digitized by Google

Landwirthschaft und des rationellen Betriebes — vermissen wir wieder. So kommt es denn leider nirgends zu einer entschiedenen Einsicht darüber, dafs *nicht* der *Boden für sich* sondern nur in der *Vermählung mit der beherrschenden menschlichen Arbeit* der Ernährer des Menschen ist; dafs er dies um so mehr, dafs er um so „*productibler*" ist, *je vollkommener diese Vermählung* statt findet; und dafs demnach *Besitzverhältnisse, welche dieser Vermählung hemmend entgegentreten, der „wahren Natur des Grundeigenthums" widerstreiten.* — Der Grundmangel scheint, dafs der Verf. in der politischen Oekonomie mehr nur Dilettant ist und deshalb zu einem durchdringenden Verständnisse über die „*Natur des Bodens*" *in einer zur Geldwirthschaft übergangenen Gesellschaft* — nicht gelangt. Er erblickt Uebelstände des Uebergangs, deren Zusammenhang er nur halb fafst, und wirft sich dann gleich mit ungerechtfertigter Vorliebe auf die Festhaltung von Gestaltungen aus einem ganz andern Zusammenhange. Das hindert aber nicht, dafs er doch, — soweit die Oekonomie in den Bereich seiner unmittelbaren Lebenserfahrungen gekommen ist, — die gründlichsten und beachtungswerthesten Ansichten mit überzeugender Anschaulichkeit darlege. —

Indem der Verf. nun nach diesen verschiedenen Einleitungen zu seinem Gegenstande, der *theoretischen Darstellung der wahren „Natur und Bedeutung des Grundeigenthums"* — sich wendet; geht ihm hierbei in der *Methode* alle eigentliche Entwicklung aus und macht einem äufserlichen juristischen Unterscheiden und Weiterunterscheiden Platz. Indefs, da die von ihm hervorgehobnen *Unterschiede* doch gröfstentheils geschichtlich gewordene Bestimmungen, *Bruchstücke des grofsen Gegensatzes der modernen Gesellschaft* und *des Lehnsstaates*, sind, so gereicht schon alles Bisherige uns dabei zur besten Orientirung und historischen Begeistung. —

Das „*erste Capitel*" (§. 18—27. S. 75—88) hat die Ueberschrift: „*Von der Natur des Grund und Bodens*". Es enthält aber durchaus keinen Versuch einer Theorie der Bedeutung von Grund und Boden in der Volkswirthschaft, sondern lediglich eine Nomenclatur der anzuerkennenden Unterschiede für den Besitz und dessen Veränderungen. — — Es handelt im „*I. Abschnitt*" — von der „*natürlichen Beschaffenheit*" — und macht hier die Unterscheidung von „*Grund*", als die Unterlage von Gebäuden oder Fundort von Fossilien, und „*Boden*", als die fruchtbare Oberfläche: und für den „Boden" wieder die Unterscheidung von „*Gut*", als geschlossene Feldergesammtheit für eine Ackerbau und Viehzucht maafsvoll vereinende „*Landwirthschaft*", und „*Grundstück*", als in sich unterschiedslose Fläche für eine blofse „*ländliche Wirthschaft*", der, — sie sei nun Weidewirthschaft, oder Forstwirthschaft, oder Gärtnerei, — die Natur der eigentlichen wahren „Landwirthschaft" nicht zukomme. — Der *II. Abschnitt* handelt dann von den Unterschieden der „*rechtlichen Verhältnisse*", — und zwar (nachdem vorher noch die möglichen „*Veränderungen*" *der „natürlichen Beschaffenheit des Grundbesitzthums*" schärfer bestimmt sind, nämlich: „*Gutstheilung*", „*Güter-Union*", und „*Güter-Reunion*" — und „*Parzellirung*" als Stück-Theilung, „*Adjunction*" als „Stücken-Union" oder „Parzellen-Reunion" „ohne Verwandlung" der natürlichen Beschaffenheit; dann „mit Verwandlung", — „abwärts": die „*Gutszerschlagung*" und die „*Dismembration*", — „aufwärts" aber: die „*Gutsrestitution*", oder „*Gutsrecuperation*" als jenen entgegenstehend, und die „*Gutsspecification*" oder die „*Incorporation*" als von unvordenklicher Trennung aufsteigend): A „*von den Rechtsverhältnissen bei Gütern*" und B „*bei Grundstücken*". Es kommen da bei beiden in Frage: 1) „*gemeinschaftliches* und *alleiniges*"; 2) „*volles* und *getheiltes*; 3) „*beschränktes* und *unbeschränktes*"; 4) „*belastetes* und *unbelastetes* Grundeigenthum"; ferner 5) „*Realgut* und *Personalgut*"; 6) „*ungeschlossenes* und *geschlossenes*"; 7) „*Stammgut* und *Freierbgut*"; 8) „*Arbeitsgut* und *Freigut*"; — 9) „*verpfändetes* und *unverpfändetes*"; 10) „*selbstbewirthschaftetes* und *verpachtetes*"; 11) *grofses, mittleres* und *kleines*" Besitzthum. — Darin ist nun freilich kein innerer Fortgang. Mitunter laufen sogar Fehler gegen die formelle Logik. Z. B. wenn es zu 4) heifst: „die Belastung kann ruhen auf der Substanz des Bodens: *zinspflichtiges* Gut; oder auf dem Ertrage: *zehntbares* Gut; oder auf der Arbeitskraft: *frohndpflichtiges* Gut", — oder wenn zu 10) von der Verpachtung gesagt wird: „Diese kann *sein*: *Zeitpacht*, wobei eine Anzahl von Jahren wesentlich ist; *Erbpacht*, wo die Dauer nicht auf Jahre beschränkt ist; *Theilpacht*, — wo der Ertrag in Natur nach gewissem Verhältnifs getheilt wird zwischen Verpachter und Pachter" —: wo ist da die Einheit des Theilungs-Grundes dieser Nebenordnungen? Wichtiger indefs als diese Ausstellung, ist die, dafs alle diese Unterschiede

Digitized by Google

blofs, theils aus dem positiven Rechte unvermittelt aufgenommen, theils gar als formelle Möglichkeiten nur erfunden sind, statt dafs sie aus der „Natur von Grund und Boden" in der Agricultur, — und zwar im Zusammenhange mit dem in der Geschichte sich entwickelnden „Staate", — hätten deducirt; hätten als wirklich und nothwendig aufgewiesen werden sollen. Bei solcher allein wissenschaftlichen, echtgenetischen Methode würden alle diese Unterschiede in einer ganz andern Bestimmtheit aufgetreten sein, und würden dann jede das Maafs ihrer Geltung gleich mit sich geführt haben. Statt dessen fallen dieselben jetzt als weitläufige Möglichkeiten dem pro und contra der Reflexion und ihren dutzendweis gegen einander aufmarschirenden Gründen anheim.

Das *zweite Capitel: „Von der Benutzung des Bodens"* (§. 28 — 77. S. 89 — 358), — die Hauptmasse des ganzen Bandes einnehmend, — bringt nun ein solches Kämpfen der Gründe und Gegengründe über alle so eben aufgezählten Grundbesitzthums-Unterschiede, — wobei die in der Einleitung entwickelten philosophischen Rechtsprincipien Kampfrichter sein sollen. — — Der Verf. theilt hier ab: *I. Abschnitt: „Von der Benutzung des Bodens nach seiner natürlichen Beschaffenheit"; II. Abschnitt: „In Bezug auf bestehende Besitzverhältnisse: A. „bei Gütern"; B. „bei Grundstücken"; III. Abschnitt: „Von der Benutzung des Bodens in Beziehung auf dessen Veränderungen"*. Der dritte Abschnitt, dies Ineinanderübergehen der im ersten und zweiten besprochenen Unterschiede enthaltend, wird durch solche Abtheilung zu unzähligen Wiederholungen genöthigt; indefs die beiden ersten, von der „Veränderung" abstrahirend, überall der Weiterverweisung bedürfen, und so durch den Eindruck der Nichterledigung verlieren. Durchbrechen wir aber diese äufserlichen Abschnitte; so gestaltet sich uns allerdings ein gewisser natürlicher Fortgang, den man auch, trotz jenes äufserlichen Zerschneidens, im Buche, als den Gedankengang des Verf.'s leitend, durchfühlt.

Den *ersten Hauptpunct* bildet die *unterschiedene ökonomische*, also *auch unterschiedene rechtliche Natur von „Gut und Grundstück"* (§. 29. S. 82 — 95). — — Dieser allerdings sehr wesentliche Unterschied ist, so viel Ref. weifs, bisher noch von keinem National-Oekonomen so entschieden hervorgehoben, als hier von unserem Verf. Das „*Grundstück*" ist ein einfaches, in sich gleichartiges und verhältnifsloses: ihm fehlt die Geschlossenheit und Selbstständigkeit des „*Guts*" — das in sich selber eine landwirthschaftliche Totalität ist. Es ist auch ganz richtig, dafs dieser Unterschied für den ganzen Charakter der Bewirthschaftung von der gröfsten Bedeutung ist; — namentlich dafs die „*ländliche Wirthschaft*" auf einem blofsen Grundstücke sich in vielen Rücksichten mehr zur Natur der gewerblichen *Industrie* hinneigt. — Dafs es beide Arten Grundbesitzthums neben einander geben müsse, auch immer geben werde: darin wird man mit dem Verf. übereinstimmen. Eben so auch darin, dafs meistens bei der „*Gutszerschlagung*" zugleich ein reelles Capital lebendiger Kenntnifs und eingewöhnter Zusammengehörigkeit verloren geht, das, wenn die Zerschlagung gerechtfertigt sein soll, durch anderweitige Vortheile zweckmäfsigerer Bodenbenutzung aufgewogen werden mufs.

Der *nächste Punct* betrifft die Fragen *über verschiedene Arten der Beschränkungen des Eigenthums an Grund und Boden* — (besonders §. 31 — 33. S. 95 — 103). — — Der Verf. erklärt sich dabei im Allgemeinen *für* — „*alleiniges*", „*volles*", „*unbeschränktes*" und „*unbelastetes*", und also *gegen* — „*gesammtheitliches*", „*getheiltes*", „*beschränktes*" und „*belastetes*" Eigenthum. Die Vorliebe der Zeit für „*Separationen*" und „*Ablösungen*" hat also im Allgemeinen seinen Beifall, und zwar aus den bekannten gewöhnlichen Gründen. Andererseits bemerkt er aber doch, dafs mancherlei Beschränkungen in der Natur des Grundeigenthums liegen, und dafs „auch der Code civile, so unbedingt er sonst (Art. 511 und 638) das Eigenthum hinstelle, „doch die *Servitute* mit einer gewissen Prädilection" behandle". — Dabei ist so im Allgemeinen nichts zu widersprechen. Es ist aber auch wenig damit gesagt. Sollte der Gegenstand wahrhaft wissenschaftlich behandelt werden; so mufste auf die *concreten Gestalten* des „gesammtheitlichen", „getheilten", „beschränkten" und „belasteten" Grundeigenthums, und auf derselben nothwendiges Entstehen und Vergehen in der Entwickelung des Staats und der Wirthschaft näher eingegangen werden. Bei solcher concreten Betrachtung hätte sich dann bestimmt ergeben, *welche* Gestalten, als unseren politischen und ökonomischen Zuständen widersprechend, verschwinden; welche, als noch begründet, sich erhalten; welche erst jetzt sich neu bilden müssen. Z. B. das so zu sagen *staatsrecht-*

Digitized by Google

liche „getheilte" Eigenthum des „*Lehnstaats*" mit seinen *Kriegs-„Dienstpflichten"* u. s. w. — ist übergegangen in die allgemeine gleiche Freiheit und Unterthänigkeit des unmittelbaren Grundeigenthums mit *Steuer* und *Kriegspflicht* unter dem Schutze und der *Obervormundschaft des neuen Staats* und seiner *Gesetzgebung: Steuerexemtionen* u. s. w., — sind folglich verschwindende Privilegien. Eben so das „*getheilte*" *Eigenthum blofs privatrechtlicher, ökonomischer* Bedeutung mit seinen „*Belastungen*", wie es in der Naturalwirthschaft ausschliefslich vorherrschender Agricultur nothwendig war, ist mit dem Uebergange in die Geldwirthschaft nothwendig im Verschwinden und wird in „*Verpfändung*" mit *ablöslichem* „*Geldzins*" fortschreitend umgewandelt. „*Ablöslichkeit*" aller blofs zufälligen, d. h. den natürlichen Beziehungen des Grund und Bodens fremden, Privat-Belastungen ist nun einmal der Geldwirthschaft und ihrem freieren Eigenthumsrechte durchaus wesentlich. Wenn hier unser Verf. für neue Begünstigung von Landvergabung gegen „*unablösliche Naturalbelastungen*" spricht, weil sie „für den veräufsernden Grundbesitzer und dessen Erben oft vortheilhafter seien, als zu verkaufen"; so vergifst er, dafs es sich ja nach seinem eigenen Rechts-Kanon darum nicht handelt, was für den „veräufsernden Grundbesitzer" vortheilhafter sein mag, sondern allein darum, was für die Gesammtheit, den „Staat", vortheilhafter, — d. h. was der ökonomischen Stufe der Gegenwart entsprechend ist. Der Verf. fällt mit solcher Vertheidigung unablöslicher Naturalzinsen eben dem Fehler anheim, den er unserer Zeit vorwirft: nämlich einer falschen Schrankenlosigkeit beliebiger Privatstipulation. So wenig es im Bereiche des Vertrags liegt, sich in die Sclaverei zu verkaufen, oder auch nur in zu jungem Alter sich auf beliebig viele Stunden in Fabriken zu verdingen; eben so wenig liegt die willkührliche Schöpfung unablöslicher Reallasten in diesem Bereiche. Das Recht der Willkühr im Vertrage hat, als Recht, in der Freiheit, im Willkührlosen, seinen Grund und so auch seine Schranke. So also huldigt unsere neue Preufsische Gesetzgebung über diese „Ablösbarkeit" keineswegs der „individuellen Willkühr"; — vielmehr stellt sie dieser eine rechtlich nothwendige Beschränkung, deren Aufhebung der Willkühr des Contrahirens — auf Kosten der Freiheit und der Natur der Sache — huldigen würde. — Ganz anders dagegen verhält es sich mit den „*Servituten*", in welchen es sich nicht um Eigenthums-Ansprüche an einen Theil des Ertrags, oder des *indifferenten* Grund-*Werths*, sondern um *qualitativ-bestimmte* Leistungen oder Duldungen im Dienste und Zusammenhange einer *concreten* Wirthschaft — handelt. Es begiebt sich in dieser Beziehung zwar eine Umwandlung der Landwirthschaft aus „*extensiver*" zu „*intensiver*" Cultur, und hierbei wird, — behuf Futterkräuterbaus und freier Wirthschaft, — Theilung der „Gemeinheiten" und Ablösung gewisser Servituten möglich und nothwendig. Aber die „Natur der Landwirthschaft" fordert, dafs solche Umwandlung mit sach- und ortsgemäfser Allmähligkeit geschehe. *Hier* ist man allerdings mit „*Separation*", und „*Purification*" oft viel zu rasch verfahren, indem man die concrete Natur der Landwirthschaft und die Unterschiede der Lage, des Bodens, des Klima nicht genug berücksichtigt hat. Servitute liegen nun einmal in der Natur des Grundeigenthums: es fragt sich nur — *welche?* Unsere neuen „*Vorfluthsgesetze*", „*Berieselungsgesetze*", — eben so die „*Vorkaufs-*" und „*Retractsrechte*" — sind Servitute, die sich in dieser Natur gründen und die ihrer Ausbildung erst jetzt entgegensehn. Der *Boden* ist eben nicht, wie das Geld, ein blofs Quantitatives: er ist ein *In-sich-verhältnifsmäfsiges*, das als solches von der Gesellschaft gepflegt und geschützt werden mufs. Die Gegenwart ist bereits in der Wendung zur Anerkennung der Forderung eines concreteren Rechts: und es wird, mit Hülfe freier Landgemeinden und landwirthschaftlicher Vereine, sich sicherlich ein besonderer Landwirthschafts-Codex neben einem besondern Handels-Codex bilden.

Am meisten setzt sich der Verf. mit dem „auflösenden" Zeitgeiste in Widerspruch bei der Besprechung des *nächsten Punctes*, — des *Unterschieds von „Real- und Personal-Gut"*, — durch seine Vertheidigung des „*Güterschlusses*" und der „*Stammfolge*" (besonders §. 34 — 36. S. 103 — 158).

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 117.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1843.

1) *Die Lebensfragen im Staate in Beziehung auf das Grundbesitzthum; von Karl v. Sparre.*

2) *Betrachtungen über die Veräufserlichkeit und Theilbarkeit des Landbesitzes mit besonderer Rücksicht auf einige Provinzen der Preufsischen Monarchie. Von Dr. W. Kosegarten.*

(Fortsetzung.)

Der Verfasser charakterisirt den Unterschied von „*Real-*" und *Personal-Gut*" — indem er sagt: „der unterscheidende Charakter liegt nicht in der Dauer; denn ein Personalgut kann zufällig ein Realgut überdauern: er liegt lediglich in dem Willen des jeweiligen Besitzers, in dem sic volo, sic jubeo, das der Personalgutsbesitzer nach Gefallen aussprechen kann, nicht so der Realgutsbesitzer". „*Hier* ist *Unbeweglichkeit; dort — Beweglichkeit;* hier *gebundener Wille;* dort eitel *Willkühr.* Hier ist ein *bereits geäufserter;* dort ein *eben mit der Thatsache sich äufsernder* Wille. Hier ist *geschichlicher Grund;* dort *augenblickliche Laune.* Hier ist eine *Staats-Actie;* dort eine *feile Waare*" u. s. w. — — Diese Gegenstellungen bringen uns die ganze Streitfrage, — bekanntlich die am leidenschaftlichsten verhandelte des ganzen Complexes, — sogleich in die einfachste und vollste Ansicht. Der Verf. findet also im „*Realgute*", wie wir sehen, ein Dasein der *Freiheit*, im „*Personalgute*" nur ein Dasein der Laune, der grundlosen *Willkühr.* Allein sollte sich nicht nach seinen eigenen Gegensätzen das Verhältnifs gerade umgekehrt stellen? „Gebundener Wille", — als ein Wille, der an irgend einen fremden Bestimmungsgrund gebunden ist, entbehrt doch, so scheint es, aller Freiheit von vornherein. Der Bestimmungsgrund im Willen der das Realgut constituirenden Vorfahren — mag ein damals freier gewesen sein; aber unfrei war wenigstens sofort das, dafs der Wille seiner fortdauernden freien Selbstbestimmung und besonnenen Erwägung der wechselnden Umstände nicht trauete, vielmehr sich, kurzsichtig genug, einbildete, mit gleichsam göttlicher Providenz alle die nachfolgenden Besitzer für unfrei und unbesonnen erklären und ihnen den „freien" und besonnenen Entschlufs viele Jahrhunderte voraus vorschreiben zu müssen. Kann man sich einen kolossaleren Unsinn auch nur vorstellen? Also: „*Realgut*" — „*ex pactu et providentia majorum*" — ist sogleich in seinem *Begriffe* eine *Verletzung der Freiheit*, ist die *höchste Anmafsung „augenblicklicher Laune"!* — Eine ganz andere Frage aber ist die, ob nicht *gesetzlich* oder *gemeinrechtlich* — für alle Güter oder für eine gewisse Klasse von Gütern *Schlufs-* und *Stammfolge* bestehen und dieselben der Privatwillkühr entnommen werden sollten. Hier hätten wir wenigstens keinen „entäufserten Willen", der den gegenwärtigen verbände; sondern hätten den *gegenwärtigen lebendigen Willen des Staats*, des Allgemeinen, der die *Privatwillkühr* zügelte. Der allgemeinen *Form* nach hätten wir hier also allerdings ein vernünftiges und sittliches Verhältnifs. In dieser freien Weise hat denn auch das Deutsche Recht Guts-Schlufs und Stammfolge zuerst erzeugt, dann modificirt und jetzt — aufgehoben. — — Handelt es sich aber in diesem Puncte nun von Neuem „de lege ferenda"; so ist die Frage: ob *Schlufs-* und *Stammfolge im Zusammenhange der politischen Oekonomie unserer Zeit für alle Güter, oder doch für eine bestimmte Klasse von Gütern, „Recht"*, d. h. — nach des Verf.'s eigenem Rechtsmaafsstabe — *zur Ermöglichung allgemeiner sittlicher Bildung gefordert — seien.* Der Verf. prüft nun auch diese Frage. Er läfst von den Gegnern zuerst 17 numerirte Gründe gegen den „Güterschlufs" vorbringen und sucht sie nach der Reihe einzeln zu widerlegen. Aber er bringt dabei immer nur Exceptionen vor, als: — es gäbe ja auch „kleine Güter" neben den „grofsen" und „walzende Grund-

Digitized by Google

stücke" neben den „geschlossenen Gütern" — u. dergl. Folgt denn daraus, dafs die Gegner in Aufzählung der bösen Folgen ein wenig übertreiben, auch nur das Allermindeste *für* die Nothwendigkeit des Schlusses? Das wahre Verhältnifs der Sache ist dies: die fortgehende Entwickelung der Oekonomie mit der zunehmenden Population ist ein *nothwendiger* Grund einer *intensiveren Agricultur*, und die Eigenthümlichkeit der Landwirthschaft ist weiter ein Grund, dafs diese intensivere Oekonomie mit einer *entsprechenden Verkleinerung der Güter* verbunden sei. Englands Boden-Vertheilung ist schlechterdings keine natürliche: d. h. keine aus der Natur des Bodens und der Agricultur sich frei ergebende, — sondern eine ungesunde und durch Conservation eines längst unangemessenen Erbrechts erkünstelte: sie ist deshalb auch eine dem Staate durchaus Gefahr drohende. Wo das Gut, wie z. B. das Kolonat, weitere Verkleinerung nicht fordert, vielleicht nicht einmal duldet; da fordert es doch *Freiheit der Dismembration* und *Incorporation*, weil diese häufig Bedingungen ökonomischer Meliorationen und zeitgemäfser Bewirthschaftung sind. Gründliche Würdigung der „Bedeutung und Natur des Bodens" im Zusammenhange unserer *heutigen* Oekonomie hätte den Verf. gerade auf *unbedingte Verwerfung des Güterschlusses* —, und gerade auf die Forderung *möglichster Beweglichkeit des Bodens* führen müssen, weil dies Bedingungen sind, dafs die landwirthschaftliche Arbeit und Bildung sich auf's Freieste mit dem Boden vermählen und in ihm bewähren können. Freilich, dafs es auch *unfreie* und *verderbliche Theilungen*, — Abbauungen und Zerschlagungen — geben kann, und dafs diesen, mehr als bisher, entgegengewirkt werden müsse — das ist damit nicht geläugnet. Darauf kommen wir, bei den landwicthschaftlichen Verschuldungs- und Hypotheken-Verhältnissen, weiter unten wieder zurück. — Einst gab es, wie gesagt, gerechtfertigten „Güterschlufs" — eben mit der „*Stammfolge*" verbunden: damals nämlich, als das Gut noch — entweder gewissermafsen Staatsgebiet und das Grundeigenthum politische Gewere, oder das Gut Besoldung und Unterlage eines Kriegs- oder Hof-Amts war; — damals, als zugleich überhaupt, vor Ausbildung der Industrie und Geldwirthschaft, die ganze ökonomische Bedeutung des Guts eine andere und beschränktere war. Aber was folgt daraus für unsere Zeiten und Zustände, die nicht mehr die Zeiten und Zustände des Lehnsstaats oder der fast ausschliefslichen Agricultur- und Naturalwirthschaft sind? Der Verf. führt (§. 36.) die Gründe der *Gegner der „Stammfolge"* kräftig genug an: die in ihr liegende *Verletzung der Familienliebe* und *Untergrabung des Familienfriedens*. Wenn er aber dagegen eine „Erziehung" zum „Frieden", zur willigen Resignation um des „Familienglanzes" willen — fordert, und gar zum Troste der Nachgebornen meint, der Mensch könne auch „ehelos glücklich leben"; so müssen wir bemerken, dafs allerdings vor der natürlichen oder sittlichen Nothwendigkeit Resignation leicht, aber vor der Willkühr und dem Unrechte, wie höchst unvernünftig und unsittlich, so auch, auf die Dauer wenigstens, nicht möglich ist. Da hilft keine „Erziehung"! Es fragt sich also nur, ob der Verf. etwas für die *Nothwendigkeit der Stammfolge* beizubringen weifs? Er bringt nur zwei ganz falsche und unklare Begriffe —: nämlich *zuerst* Verwechselung des Staats mit einer quasi-Actiengesellschaft, indem das Realgut eine *politische „Actie"* bilden soll, wobei er etwa den Staat der Gegenwart mit der altgermanischen Gemeinde verwechselt; — und *zweitens* — die Verwechselung der lebendigen Familie und ihres wahren sittlichen Geistes der Familienliebe — mit dem „*Stamme*" und der Liebe zu seinem „*Glanze*", wo die lebendigen Interessen der lebendigen Kinder und Geschwister der Eitelkeit des Glanzes längst vermoderter oder noch ungeborner Familienhäupter geopfert werden sollen! *Diese* „Familienliebe" des Verf.'s wird allerdings von unserer Zeit wenig geachtet: sie wird im Gegentheil für eine unfreie und unsittliche Verirrung der Natur, für eine höchst krankhafte Verbildung des Herzens gehalten. Indefs versuche man, was die „Erziehung" vermag! Für „*Autonomie*", für ein Gewährenlassen der Standessitte in freier Verfügung des erblassenden Standesgenossen, können wir stimmen. Nicht so sehr bei den Rittergütern, aber bei den *Kolonaten* — liegt im einstweiligen Zustande unserer Volkswirthschaft allerdings noch Mancherlei, was nach Umständen im Geiste wahrer Familienliebe Bevorzugungen des Anerben begründen und dieselben also in der That rechtfertigen kann. Resignation liegt darin aber freilich immer noch, und der Fortgang der ökonomischen Entwickelung wird diese nöthigenden Umstände fortschreitend beseitigen. Aber allerdings ein gesetzlicher *Zwang* zu übermäfsigen

Digitized by Google

Pflichttheilen und zu gleicher Intestatfolge sollte nicht dieser freien Entwicklung vorgreifen. Das Familienrecht, besonders im Bauernstande, sollte man mit gewaltsamem Eingreifen verschonen, und mehr als in andern Materien ist in dieser das provinzielle Gewohnheitsrecht zu achten. — Gleiche Erbtheilung ist indefs natürlich immer das höhere Recht und das Ziel der Entwicklung, dem wir durch zeitgemäfse Mobilisation des Bodens den Weg anbahnen müssen. — Dies führt auf den nächsten Hauptpunct.

Wir haben so eben in der Frage um — „Realgut oder Personalgut"? — uns durchaus für die freieste Beweglichkeit des Bodens erklärt: aber wir haben dabei zugegeben, dafs es auch *unfreie*, d. h. *seiner ökonomischen Natur zuwider erzwungene, Bewegungen, — Naturabtheilungen oder Veräufserungen, — des Grundeigenthums* geben könne, und dafs diesem allerdings entgegen zu wirken sei. Hierher gehören vor allem die *Conflicte* der *Natural-* und der *Werth-Theilung:* die Conflicte der blofs quantitativen, indifferenten Natur des *Tauschwerths* von Grund und Boden mit der qualitativen, concreten Natur seines landwirthschaftlichen *Gebrauchswerths.* Aus verschiedenen Rechtsverhältnissen kann eine Art Miteigenthum am Vermögen des Landwirths, am Werthe des Bodens, sich begründen. In der früheren Periode unserer Oekonomie erwuchsen so die mannigfachen Grundlasten und Antheile am Ertrage. Aber nunmehr, nach Entwicklung der *Geldwirthschaft*, wird die *beständige Lösbarkeit* solcher Miteigenthumsverhältnisse, die *freie Disposition über den Werths-Antheil*, gefordert: und sie mufs von dem beweglichen Capitale, mufs im Zusammenhange der Geldwirthschaft gefordert werden. Es fragt sich nun: — *kann* und *wie* kann das landwirthschaftliche Vermögen dieser Forderung genügen. Das ist eben die hochwichtige Angelegenheit des landwirthschaftlichen *Credit- und Schulden-Wesens*, — die Frage nach der „*Verpfändung des Grundeigenthums*", die unser Vf. (§. 38. S. 169—198) behandelt. — — Er hebt die Natur des Conflicts ganz richtig hervor — und klagt bitter über das störende Eingreifen der übermächtigen Geldkraft. Es ist ganz wahr: „die Natur des Geld-Capitals ist höchste Beweglichkeit und Pünctlichkeit": darin besteht seine eigenthümliche Vorzüglichkeit. Es wird „das mobile Geld-Capital mit dem unbeholfenen Grundeigenthum nicht leicht einen Bund eingehen. Beide können mit einander nicht recht gewähren, wenn sie zusammengespannt werden; es müfste denn jenes seinen Hauptcharakter zu verlassen sich entschliefsen, und, wenigstens für einige Zeit, so unbeweglich werden wollen, wie dieses". — In der Regel will das Geld-Capital dies aber nicht: und ein solcher Wille wäre auch seiner Natur und Bestimmung zuwider, oder müfste wenigstens durch verhältnifsmäfsig höhere Zinsen motivirt sein. Die *jetzige Organisation des Real-Credits* leidet an dem Uebergangsformen meist eignen Mangel, einer *keinem Theile genügenden Halbheit.* Unser *Hypothekenwesen* genügt noch keineswegs der in unserer heutigen Oekonomie geforderten Beweglichkeit des Capitals, und drückt doch wegen seiner anderseits immer schon zu grofsen Beweglichkeit, — wegen seiner „Kündbarkeit" des Capitals, — das unbewegliche Grundeigenthum unleidlich. Das Grundeigenthum ist bei demselben dem heillosesten Wucher und den unfreisten Versteigerungen, Zusammenschlagung und Verkleinerungen, preisgegeben. Diese, jede freie, d. h. aus der Natur des Bodens hervorgehende — Bodentheilung hintertreibende Ueber-Gewalt des Geldcapitals wird keiner leugnen, der in das ländliche Schuldenwesen nur Einen Blick geworfen hat. Unser Verf. hat deshalb mit Recht einen heiligen Abscheu gegen „Verpfändung". Allein hier ist ein Punct, an dem mangelhafte Einsicht in die heutige politische Oekonomie ihn mehr, als wir erwarten konnten, unpraktisch macht. Das Capital ist in der Agricultur ein eben so wesentlicher Factor der Production, wie der Boden selbst: und die Fortschritte der Agricultur sind immer verbunden mit intensiverer Wirthschaft und also reichlicherer Capital-Anwendung. Die *fortschreitend innigere Vermählung von Boden und Capital* ist demnach eine *naturnothwendige Erscheinung der fortschreitenden Oekonomie.* Dafs aber Capital und Boden im Eigenthum desselben Mannes sich befinden sollen, ist immer nur zufällig und durchaus nicht die Regel. Wo dieser Zufall nicht stattfindet; da bleibt *Verpfändung — eine Forderung der gesunden Oekonomie.* Dazu kommt, dafs der Grundeigenthümer, als Besitzer so bedeutenden gesellschaftlichen Werthes, in einer modernen Gesellschaft — gleiche Dispositionsfreiheit mit dem Capitalbesitzer fordern mufs, um nicht in den wichtigsten Angelegenheiten, z. B. einer der Familienliebe entsprechenden Erbtheilung, sich unleidlich zurückgesetzt zu fühlen.

Digitized by Google

Der Verf. wird daher auch mit seiner Behauptung: — „das Schuldenmachen sei dem Grundbesitzer eher zu erschweren als zu erleichtern" — bei seinen eignen Standesgenossen am wenigsten Anklang finden! Die *wahre Aufgabe* kann allein *die* sein, — das *Hypothekenwesen zeitgemäfs auszubilden* — nämlich dahin, dafs dem *Grundeigenthume seine natürliche Unbeweglichkeit* und dem *Capitale* seine *natürliche Beweglichkeit gleichzeitig gewahrt bleibe.* Ersteres geschieht durch gesetzliche Unkündbarkeit des Capitals. Diese fordert die Natur des Bodens, weil nicht der Boden, sondern nur der Ertrag beweglich und beliebig theilbar ist; weil jede falsche Gutstheilung, ja jede Veräufserung, bei der individuellen Natur eines Landguts und bei seiner Zusammengewöhnung — der Felder nicht nur, sondern auch des Bodens mit dem Wirthe, — ein reeller Verlust ist. Die Verschuldung mufs also auf Seiten des *Grundeigenthümers* wieder die echt deutsche Form — des „*Rentenverkaufs*" annehmen. Aber wie soll hierbei dem *Capitale* Genüge geschehen? Einfach durch die *gröfste Theilbarkeit* und *Beweglichkeit des „Rentenseigenthums"*, d. h. dadurch, dafs die *Rentenscheine*, — die Werthparzellen des Grundeigenthums, — in *beliebiger Gröfse* und blofs *auf den Inhaber lautend* ausgestellt werden. So werden sie dem Capitale, d. h. dem *indifferenten Werthe*, ganz seine Natur bewahren — und alle ihm unnatürlichen Weitläuftigkeiten, — Cessionen u. s. w. — beseitigen; indefs der *Naturalbesitz* von Grund und Boden unbelästigt seinen eignen, ganz *anderen*, natürlichen Gesetzen folgt, und der Landwirth und Grundbesitzer, — so lange er nur seine Rentenschuld zahlt, — vor allen Kündigungen, *proxeneticis etc.* — geschützt bleibt. Hierauf hat die vernünftige Natur der Sache auch von selbst geführt. *Preufsen* ist seit Friedrich dem II. mit seinen „*Pfandbriefe*" ausgebenden *ritterschaftlichen Creditvereinen* vorangegangen. In der Gründung des „*Königlichen Creditinstituts für Schlesien*" (Gesetz vom 8. Juni 1835) ist bereits ein weiterer Schritt zur *Consolidation des Corporations-Credits zum Staatscredite* geschehen: und es kann jetzt nur noch darauf ankommen, — diesen Schritt zu verstehen, ihn allgemein zu machen, und den *Bauern* denselben Vortheil zuzuwenden, wie den Rittern. Wunderlich! Den adligen Gutsbesitz — sieht man ein, durch Erleichterung des Schuldenmachens erhalten zu müssen: — und den bäuerlichen will man durch Erschwerung desselben erhalten! Ist es nicht klar, dafs bei diesem System der Verschuldungsbeschränkung für den kleinen Grundbesitz — ein fortgehender Auskauf des letztern durch den gröfsern ganz unvermeidlich wird? dafs allein die zähe Liebe des Bauers zu seinem ererbten Eigenthume, die nicht zu rechnen versteht, diesem Uebel bisher — zwar nicht vollständigen, aber doch einigen — Einhalt gethan hat? — Demnach müssen wir auch in dieser Frage, der Erleichterung oder Erschwerung des Real-Credits, des „Verpfändungswesens", — durchaus gegen den verehrten Vf. stimmen: und müssen nicht nur die Schöpfung der „Pfandbriefe" als ein grofses Verdienst Preufsens ansprechen, sondern auch die Nothwendigkeit einer Ausdehnung dieses Systems auf allen Grund und Boden im Staate behaupten *).

Durch diese so geschaffene Beweglichkeit und Theilbarkeit des Grundeigenthums dem Werthe nach, ohne gezwungene Bewegung und Theilung der natürlichen Substanz, wird sich nun, so weit keine anderen unfreien Einflüsse stattfinden, das Grundbesitzthum als „Güterbesitz" dem eignen, freien Gesetz seiner Natur in der Landwirthschaft gemäfs — gliedern können. Der grofse Vorzug, den unser Verf. (§. 39. S. 198—201) im allgemeinen der „*Selbstbewirthschaftung*" *vor der* „*Verpachtung*" giebt, wird sich von selbst ökonomisch geltend machen: und es wird, wo Majorate und kranke Vorstellungen von „Familienglanz" u. s. w. — nicht, wie in England, entgegenstehen, — der durch solches Creditsystem so leicht und lockend gemachte „Verkauf" gegen Renten, — immer mehr und mehr an die Stelle der blofsen *Verpachtung* treten. — Gleichermafsen in der Frage nach der *natürlichen* „*Gröfse der Güter*" — (§. 40. S. 201—211) wird der fortgebildete Credit von selbst die heilsamste Freiheit gewähren.

*) Eben indem Ref. dieses schreibt, haben in Sachsen Kammern und Regierung in dieser von ihm verlangten Richtung sich übereinstimmend erklärt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 118.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1843.

1) *Die Lebensfragen im Staate in Beziehung auf das Grundbesitzthum; von Karl v. Sparre.*

2) *Betrachtungen über die Veräufserlichkeit und Theilbarkeit des Landbesitzes mit besonderer Rücksicht auf einige Provinzen der Preufsischen Monarchie. Von Dr. W. Kosegarten.*

(Fortsetzung.)

Kein Realguts-Schlufs — steht in unserm Systeme der nothwendigen Verkleinerung oder Arrondirung entgegen. Keine Schuldennöthe bringen ferner so leicht das Bauerngut gezwungen auf die Versteigerung, und so leicht zur „Zersplitterung", oder auch zur „Niederlegung" durch das begünstigte grofse Besitzthum. Dagegen freilich, wo Majorate bestehn, da bleibt immer die Knechtschaft des Bodens unter eine aufgezwungene Rentenauspumpung — entweder mittelst *Grofspachtungen*, auf welchen die Bauern zu Tagelöhnern herabgesetzt oder gar zum Besten von Schaafen u. s. w. aus über-grofsen Weidegütern ganz vertrieben sind, oder — noch schlimmer — mittelst der blutigen Nothrente eines *irischen After-Pachtsystems:* und in beiden Fällen ist die Bedrohung des Staats durch Banden von „Weifsburschen", oder Umzüge der „Mutter Rebecka mit ihren Töchtern" — bevorstehend. Gleiches aber mufs endlich erfolgen, wenn für den gröfsern Besitz ein leichterer Credit und also geringerer Zinsfufs besteht, als für den kleinern, so dafs folglich durch Auskauf der bäuerliche Boden im Preise steigt. In solchem Falle ist förmlich für Grund und Boden ein doppeltes Maafs und Gewicht, ein doppelter Münzfufs, organisirt; eine schreiende Ungerechtigkeit gesetzlich gemacht. Hier werden nothwendig viele Güter niedergelegt und zusammengeschlagen, ohne dafs das dabei verlorengehende ideelle Capital, das unser Verf. so sehr anerkennt und hervorhebt, irgendwie wirklich aufgewogen zu werden braucht, da der erkünstelte, erzwungene Preisunterschied — den reellen Verlust der Nation für die Privatbillanz des Ankäufers mehr als ausgleicht. So lange diese künstliche Ungleichheit besteht, — so lange mag als künstliches Gegengewicht die Bestimmung des „Schlusses" und der „Nicht-Beischlagbarkeit" des Bauernguts, die Friedrich II. bekanntlich strenge festsetzte, allerdings nothwendig sein. Dafs man bei dem vielen Schreiben über Erhaltung des Bauernstandes — diesen Credit-Punct so wenig hervorhob, — beweist, dafs es mit der Klarheit des national-ökonomischen Wissens bei uns noch schlecht bestellt ist! —

Gegen die *Bodenverschwendung* in Latifundien — wird Aufhebung jedes Schlusses und jeder speciellen Erbfolge, verbunden mit Organisation eines der Stufe der heutigen Oekonomie entsprechenden Verpfändungswesens hinreichen: aber noch nicht gegen jede unnatürliche „*Zersplitterung des Bodens*" und daraus folgende *Arbeitsverschwendung*. — Diese Frage behandelt unser Verf. bei Betrachtung der *Verhältnisse des „Stück-Besitzthums"* — (§. 41—46. S. 211—301 und §. 65—77. S. 322—358); in der unzweifelhaft ausgezeichnetsten Partie des ganzen Buches. — — Das „*Stückbesitzthum*" rechnet der Verf. *nicht* zu dem eigentlichen „*landwirthschaftlichen*" Besitzthum, und sagt, dafs es sich seiner ökonomischen Natur nach mehr dem Besitzthume des städtischen Gewerbes anschliefse. Bei dieser — in der That ganz richtigen, — Auffassung, bleiben ihm *hier* die theoretischen Phantasien von „Staatsactien" u. dgl. ganz fern, und er behandelt hier seinen Gegenstand unbefangen aus *eigner lebendiger Anschauung*. Die Resultate stimmen deshalb hier auch ganz mit denen der Wissenschaft: aber die Freude so anschaulicher Belege aus dem Leben bietet sich dem Städter und namentlich dem Stubengelehrten nicht so leicht. — Der Verf. erkennt willig an, dafs in natürlichem Wege „*Parcellirung*" nur dort zu einem hohen Grade fortschreiten werde, wo *besondere*

Digitized by Google

Culturen, Wein- und Gemüse-Bau oder Handelsgewächse, oder aber die Nähe grofser Städte und Fabriken — dieselbe Gewinn bringend mache: und dafs sie, auf natürlichem Wege, immer auf dem Puncte umkehren werde, wo sie unbedingt nachtheilig wird, indem Niemand zu seinem Schaden werde besitzen wollen. Aber er hebt auch siegreich hervor, wie dieser „*natürliche*" Weg, — nämlich die abstracter Weise vorausgesetzte absolute Beweglichkeit und indifferente Verwendbarkeit der Arbeitskraft und des sonstigen Vermögens der ländlichen Besitzer — keineswegs sich so von selbst verstehe, wie die Theorie des „Laissez faire" voraussetzt. Weder kennt, so von selbst, der ländliche Besitzer die Gelegenheiten der vortheilhaftesten Anlage: noch auch sind so von selbst die Anlage-Gelegenheiten überall gleichgewichtig vertheilt vorhanden. Von selbst fliefst der untern Classe der ländlichen Bevölkerung nicht so viel Bildung zu, dafs sie mit den anderen Classen der Bevölkerung sich im rechten Verhältnifs des Gewerbfleifses und der Besonnenheit erhielte. Die scheinbare Selbstständigkeit des kleinen Grundbesitzes führt vielmehr leicht zu Ueberschätzung desselben und zu höchst unökonomischer *Arbeitsverschwendung*, stets verbunden mit *träger* und *um sich fressender Armuth*. Die Schilderung dieser Halb-Tagelöhner, Halb-Bauern in dem Kreise des Verf.'s (S. 235—239) ist vortrefflich. Eben so vortrefflich ist die Ausführung, wie die Meinung, — *Zunahme der Population*, die allerdings im Gefolge der Parcellirung ist, sei immer Zunahme des Nationalreichthums, weil ja *Zunahme der „Arbeitskräfte"*, — ganz falsch ist. „*Arbeitskraft*" ohne Verhältnifs zur Anlage-Gelegenheit, ist nicht nur nicht Reichthum: sondern, indem sie den Arbeitslohn unter das nothwendige Mafs der gesunden Reproduction eines geistig und leiblich gesunden Arbeiter-Stammes hinabdrückt (vgl. S. 248—250), untergräbt sie die Quellen des Wohlstandes und der Sicherheit, indem sie Verdumpfung und Brutalisirung der Proletarier begünstigt. Mit Recht fordert daher der Verf., dafs der Staat von der verderblichen Weisheit des Laissez-faire entschieden zurückkomme: dafs er durch seine „*Schulen*" die belebende „*Einsicht*" schaffe, durch welche allein die Arbeitskraft als solche wirklich werde; dafs er durch seine ganze *Verfassung* den „*Willen*" pflege, durch welchen allein der Mensch sich nach seiner Einsicht, gegen die falschen Triebe, wirklich beherrsche und bestimme; und dafs er dann *drittens* für „*Gelegenheit*" sorge, indem er durch Communicationsmittel u. s. w. das Zusammenkommen der einander suchenden Productionsfactoren, — Boden, Capital und Arbeit — mit gesammtheitlicher Kraft der Staatsgenossenschaft fördere. — Alles, was der Verf. noch über den „*Stückbesitz*" ausführt, und aus eigner Erlebnifs schildert, — so auch im „*Anhange*" (S. 381—391) die „*topographisch-statistische Beschreibung des Dorfes Hohelheim im Kreise Wetzlar*", — ist ausgezeichnet und dankenswerth. So viel leuchtet allerdings ein: die *Gefahr der „Zersplitterung" des Bodens* fordert *positive* Entgegenwirkung. Aber diese mufs nicht bestehen in Hemmung der Veräufserlichkeit und Theilbarkeit des Bodens, sondern gerade umgekehrt in höchster Erleichterung dieser Theilung und Veräufserung — nur verbunden mit *wirklicher Befreiung des Willens seiner Besitzer* mittelst *Unterricht* und *Bildung*. Ob dabei, vorübergehend, *Erschwerung der Ansäfsigmachung auf zu kleinem Grundbesitz*, — die Nähe von Fabrikorten, Gärtnerei-Gelegenheit u. dgl. ausgenommen, — nothwendig werden kann; ist eine immer nur nach Ort und Zeit zu entscheidende Frage. Wahr und gewifs ist, dafs die Armuth auf dem Lande ein böseres Uebel ist, als die in den Städten. Jene ist eine schleichende chronische Krankheit; *diese eine* acute, welche die Heilkraft in der Gesellschaft bald heftig wachrufen wird. — Bleibend und allgemein ist nichts, als das Besagte, nothwendig —: verbunden natürlich mit einer aus der specifischen „Natur des Bodens" zum Schutze gegen besondere Fälle des Unverstandes oder der Selbstsucht geforderten *zeitgemäfsen Ausbildung der „Servitute"* und „*Vorkaufs- und Retracts-Rechte*", die auch unser Verf. (§. 71 — 77. S. 347 — 358) fordert und richtig beurtheilt. —

Zum *Schlusse* handelt der Verf. im „*dritten Capitel*" (§. 78 — 85. S. 359 — 381): „*von der Erwerbung, Bewahrung und Veräufserung des Grundbesitzthums*". — — Der Vf. geht davon aus, Grund und Boden sei eben keine blofse Waare und bei seiner Veräufserung, Theilung, Verpfändung seien *besondere Rechtsformen* durch seine Natur gefordert. Darin mufs man ihm völlig beistimmen. Eben so auch darin, dafs dem *Verkehre mit dem Boden* — „*Oeffentlichkeit*" gebühre, und dafs diese am Besten den Credit fördern und dem Betruge wehren würde. Er zeigt das Ungenügende der französischen Hypothekenverfassung und schildert die höchst

Digitized by Google

vortreffliche Einrichtung in einem Theile des Kreises Wetzlar — mit dem eigenthümlichen, nachahmungswerthen Institute der „*Feldämter*" in den dortigen Gemeinden. *Die durchdringende Verbindung von „Lagerbuch", „Ortshypothekenbuch"* und *Grundsteuercataster* scheint höchst vortrefflich. Das ganze Institut des „Feldamts" dürfte als eine werthvolle Fortbildung der deutschrechtlichen alten „*gerichtlichen Auflassung*"; seine Ausdehnung aber würde als eine zeitgemäfse Wiederbelebung eines ländlichen Gemeindelebens und einer lebendigen Rechtsbildung zu betrachten sein. — Zugleich lägen in diesem Institute die schönsten *Grundlagen für eine umfassende Organisation des „Realcredits"*, wie sich solche im *Amte Atzbach* (S. 85) sehr eigenthümlich zu bilden begann, aber leider von Oben her seit 1826 in ihrer Entwicklung beschränkt, statt fortgebildet und ausgedehnt, wurde. Mit dem „*Feldamte*" dürfte nur eine „*Filial-Hypothekenbank* mit *königlichen Pfandbriefen* verbunden; der amortisirende *Zins* aber, als *Beischlag, mit der Grundsteuer erhoben und exequirt werden:* — so würden damit nicht nur allen obigen Forderungen an das „*Verpfändungswesen*" genügt *), sondern auch den *Landgemeinden* eine neue Lebenskraft in einem neuen Communal-Interesse, das alle noch bestehenden Communal-Interessen an bindender Kraft weit überträfe, — mit echt positiver und organisirender Politik gegeben sein.

Nachdem wir nun so die vorliegende Schrift, wie *sie verdient*, ausführlich besprochen haben, bleibt unser *Urtheil über sie im Ganzen:* — dafs die Tendenz aus dem abstracten Industrialismus zu einer organisirenden freiern Theorie einer wahrhaft politischen sogenannten „politischen Oekonomie", und folgeweise *zu einer* lebendigern Berücksichtigung der eigenthümlichen ökonomischen Natur der verschiednen Besitzthümer —, durchaus der gegenwärtigen Wendung in der Rechts- und Staatswissenschaft gemäfs ist; dafs indefs in Beurtheilung der das Grundeigenthum betreffenden Streitfragen — im Allgemeinen sich ein Mangel hinreichender politisch-ökonomischer, wie auch historisch-politischer, wissenschaftlicher Durchbildung bedauern läfst, der oft zu ganz falschen Theoremen aus unklaren Partei-Liebhabereien und zum Festhalten „historischer Elemente", die, wenn sie in dem ganz andern Zusammenhang der Gegenwart hinein künstlich conservirt werden sollen, nur „unabläfsig das neue reine Gebilde" — „trüben" würden, geführt hat, — während dennoch wiederum in einzelnen besondern Fragen, in welchen diese Liebhabereien nicht verdunkelnd einwirkten, — namentlich in Beurtheilung des „Stückbesitzes" und seiner vom „Gutsbesitze" unterschiedenen Natur, — die wichtigsten Wahrheiten mit lebendiger, überzeugender Anschaulichkeit dargelegt sind, indem hier zugleich ganz richtig die Natur der von unserer Zeit geforderten positiven, d. h. von Staatswegen geförderten, Verkehrsfreiheit begriffen und angewendet worden ist. — — Mit herzlicher Hochachtung scheidet Ref. vom Verf., un wünschte wohl —, da es sich um so praktisch wichtige Zeitfragen handelt, — im zu erwartenden *II. Theile* seine Bemerkungen widerlegt oder benutzt zu sehn. —

2) Die *Schrift No.* 2. ist höchst unbedeutend. Sie erhält im Ganzen ganz dasselbe, was die so eben besprochene enthält. Aber während sie an Gesichtspuncten und an überall her zusammengetragenen Citaten und statistischen Daten bei einzelnen Fragen sogar viel reicher erscheinen kann, ist sie doch an wirklicher Tiefe und Lebendigkeit der Gedanken und der Anschauung mit No. 1. gar nicht zu vergleichen, — vielmehr jeder Ursprünglichkeit und jedes innern Lebens ganz baar.

Die *Veranlassung* ist ihr mit der von No. 1. gemein. — Auch *Tendenz* und *Standpunct* scheint verwandt. Der Verf. freut sich — „dafs sich der deutsche Vaterlandssinn" in den „Vorgängen der letztverflossenen Jahre am Rhein so kräftig ausgesprochen hat". Er will nun beitragen, — zur „richtigen Würdigung unserer ursprünglichen vaterländischen Einrichtungen" und will „namentlich die Vorzüge derselben vor den eingedrungenen Producten einer fremdländischen Staatsweisheit zeigen". — Besonders ist ihm, mit dem „Journal des Débats", — sehr leid, dafs „die Welt seit Voltaire durch *Phrasen* regiert wird" — „welche sich um die jetzt herrschenden Begriffe von „*Freiheit, Gleichheit* und *zeitgemäfsem Fortschritt*" — drehen". Natürlich fragt hier Jedermann, — was denn setzt unser Verf. an die Stelle derselben? wie heifs *sein* höchstes *Rechtsprincip*, wonach Er die von ihm zu besprechen-

*) Ueber solche Anstalt und über Creditorganisation überhaupt — vgl. Comte Ciewskowski — „du Crédit et de la Circulation". Paris 1839.

Digitized by Google

den Rechts-Fragen messen will? Der Verf. citirt „*Hegel*": — man müsse „*den Staat begreifen, wie er ist*; *keinen Staat construiren, wie er sein soll*". Das übersehe der Liberalismus und seine moderne Gesetzgebung ganz und gar. — Aber wie „*ist*" der Staat denn? *Ist* er so, wie er vor 1807 war? oder wie er jetzt ist? oder gar so — wie er nach des Verf.'s Vorschlägen erst werden soll? — Man sieht, so gestellt — ist das Citat eine „*Phrase*" — ärger als die Phrasen Voltaire's!! —

Der Verf. bringt uns nun:

I. „*Geschichtliche Betrachtung*" (S. 3—44). — Es ist darin kaum eine Andeutung von Verständnifs des geschichtlichen Fortgangs, oder des Zusammenhangs der Grundeigenthums-Verfassungen verschiedener Zeiten und Völker mit dem Ganzen ihres sittlichen und politischen Culturstandes. Von „Begreifen" — wie der Lehnsstaat war und wurde? und wie, eben so historisch, unsere agrarischen Gesetze vor und seit 1807; wie, wiederum historisch und gegen die Vergangenheit berechtigt, — selbst die Voltaire'schen „Phrasen" geworden sind? — daran ist kein Gedanke. Natürlich ist denn auch von einem Unterscheiden der Nationen gar nicht die Rede. Die Folgen der freien Theilbarkeit des Grundeigenthums werden durch einander an Italien, Irland, England, Preufsen exemplificirt, als ob die so wesentlichen Unterschiede des Staats- und Erb-Rechts und der ganzen Oekonomielage, — der Kreditorganisation u. s. w. — unter deren Mitwirkung diese citirten Folgen hervortraten, dabei ganz unwesentlich; nicht für jede genauere und wirklich gründliche Betrachtung in der eigenthümlich verschiedenen Bodenvertheilung dieser verschiedenen Länder so unverkennbar sichtbar wären!

II. Erhalten wir: „*Betrachtungen im Sinne der politischen Oekonomie*" (S. 44—90). — Sie sollen zuerst den *Grundsatz der „uneingeschränkten Verkehrsfreiheit und freien Concurrenz überhaupt prüfen*". Da werden — *Sismondi* und der theosophische Mediciner *Ringseis* in München; *Michel-Chevalier* und *Professor Stahl*; die *Socialisten* und die *Freunde des Feudalstaats* — bunt durch einander gegen *Ad. Smith* in die Schranken geführt. Freilich, was hier gegen die Theorie des „Laissez faire" vorgebracht wird, ist fast Alles ganz wahr: aber mit dem blofsen unbestimmten Widerspruche ist nichts gewonnen! *Zurück*, zur *mittelalterlichen Antheilswirthschaft*? oder *vorwärts*, zum *politisch-balancirten, lebendigen Gleichgewichte?* — das wäre die rechte Frage gewesen. — — Dann wird in Beziehung auf das *Grundeigenthum* näher gefragt: „*welche Gröfsen- und Besitz-Verhältnisse nach national-ökonomischen Gründen die dem Zwecke angemessensten seien?*" — und darauf, — ohne alle Erörterung des mafsgebenden *Zwecks*, des höchsten Rechtsprincips, — mit *drei Sätzen* geantwortet: „1) *Es mufs grofse und kleine Landgüter neben einander geben*; 2) *es ist ein gewisses Maafs der Gröfse und Kleinheit nothwendig*; 3) *es müssen solche Verhältnisse zwischen den grofsen und kleinen und unter den letzten stattfinden, dafs sie sich einander ergänzen, nicht aber die Ueberlegenheit der gröfsern den kleinern schade, namentlich, dafs ein Streit der Interessen zwischen jenen und diesen vermieden, oder doch wenigstens unschädlich werde.* — — Wie diese wichtige national-ökonomische Agrimensur in's Werk zu setzen? — werden wir sehen, nachdem

III. „*Betrachtungen im Sinne der Rechtsphilosophie und Politik*" (S. 91—109) vorher angestellt sein werden. — Der Vf. beginnt diese damit, dafs er meint, — „der Umstand, dafs der *Code Napoleon* so viele Bewunderer und Nachahmer gefunden", spreche — am stärksten für die Ansicht, „dafs unsere Zeit zur Gesetzgebung nicht tauglich sei". *Er* stellt dem abstracten Eigenthume desselben, — mit der Quaterly Review — das Princip entgegen „*property has its duties as well as his rights*". — — Nun könnte zwar scheinen, dafs der Code Napoleon mit seiner Theorie der „Servitute" und seinen *Beschränkungen „cause d'utilité publique"* — dieses Princip doch wohl nicht so ganz verkannt habe. Aber unser Verf. meint, dieser *französische* Grundsatz stellte die „*Auslegung*" der Pflichtigkeit des Grundeigenthums „cause d'utilité publique", ganz in „— *die Willkühr der Staatsgewalt*". Welche weniger napoleonistische und weniger „despotische" Auskunft weifs nun dagegen der Verf.? Das Recht der *Theorie* etwa!

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 119.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1843.

1) *Die Lebensfragen im Staate in Beziehung auf das Grundbesitzthum; von Karl v. Sparre.*

2) *Betrachtungen über die Veräufserlichkeit und Theilbarkeit des Landbesitzes mit besonderer Rücksicht auf einige Provinzen der Preufsischen Monarchie. Von Dr. W. Kosegarten.*

(Schlufs.)

Er giebt freilich eine *Theorie:* von der *Wichtigkeit der Erhaltung eines bedeutenden Grundbesitzes in Händen des Staatsherrschers*"; und von der *Nothwendigkeit einer „Pairskammer mit Majoratseinrichtungen*". Aber wenn eine andere Theorie diese seine Theorie für falsch erklären und, — „cause d'utilité publique", — gerade den Verkauf der Domainen und die Aufhebung der Substitutionen forderte: — *wer* denn anders, als die Gesetzgebung, die „*Staats-Gewalt*", sollte alsdann zwischen dem Verf. und seinen Gegnern entscheiden? Die Klage über den Code Napoleon wegen dort proclamirter „Willkühr der Staatsgewalt" — und die Meinung, dieser modernen Staatssouveränität auch über Grund und Boden, durch irgend eine Weisheit entgehen zu können, — dürfte also lediglich auf Unklarheit und auf dem Mangel sehr einfacher Reflexionen beruhen!

IV. Endlich erhalten wir: „*Schliefsliche Bemerkungen über die praktische Seite des Gegenstandes*" (S. 109 — 116). Diese bestehen in den Vorschlägen: 1) *Begünstigung der Errichtung von adligen „Majoraten*", wobei der Verf. im rheinischen „Adelsstatut" — — „den Ausdruck echt adliger, echt deutscher Gesinnung" — findet; 2) *die gesetzliche Bestimmung eines „minimum" des Grundbesitzthums*; 3) *zusammenhaltende Erbfolge mit mäfsigen Abfindungen*; 4) *Knüpfung von staats- und gemeinde-bürgerlichen Rechten an ein gewisses Maafs des Grundvermögens*; 5) *Erhaltung untheilbarer Güter unsterblicher Personen oder Corporationen*; 6) *Gestattung der Veräufserungen von Bauerngütern blofs an bäuerliche Wirthe*; 7) *Verbot von Gütervereinigungen.* — Bei Besprechung der Schrift No. 1. sind alle diese Maafsnahmen bereits explicite oder implicite mit besprochen: und wir dürfen uns ersparen, hier darauf zurückzukommen. —

Die *ganze Schrift* ist, — wie man beim ersten Lesen sieht, — nichts als eine *Advocaten-Rede für einige „neuere, unsern Gegenstand betreffende Maafsregeln* (Vorschläge) *unserer Regierung*" — mit zusammenhangloser Aufhäufung überallher zusammengeholter Gründe und Autoritäten, ohne Berücksichtigung der Gegengründe und ohne Hingabe an eine absichtenlose, freie, wissenschaftliche Betrachtung des Gegenstandes. —

Sei es nun vergönnt, — Bedeutung der verhandelten Streitfragen für die ganze *gegenwärtige Wendung in der Wissenschaft wie in der Praxis der politischen Oekonomie* — zum Schlusse nochmals hervorzuheben.

Es begiebt sich in der Gegenwart, — seit der französischen Revolution, — die Wendung aus dem Polizeistaate und dem blofsen Privatverkehre zum öffentlichen Staate und zu einer ihm entsprechenden organisirenden politischen Oekonomie.

Die *Rechtswissenschaft* erhebt sich deshalb über den abstracten *Formalismus* von „*Eigenthum*" und „*Vertrag*" zu bewufsterer Anerkennung der *besondern ökonomischen Natur der besondern Rechtsobjecte*, — und damit zu tieferem Verständnifs und freier Wiedergeburt des *germanischen*, sittlichen Rechts, das durch die Aufnahme des *römischen* nicht wirklich gestört, sondern nur naturgemäfs gefördert, aber doch für das freie Verständnifs einstweilen getrübt worden ist. — Die *Oekonomie* erhebt sich über den *indifferenten Tauschwerth* zur Unterscheidung der *Qualitäten*, zumal der „*Stände*", — und so endlich zu einer concreten Ansicht der socialen Verhältnisse. Hier erhebt sich aller-

Digitized by Google

dings die Forderung — „*politischer Verkehrsleitung*", *statt des auflösenden „Gehenlassens":* — aber in dem bestimmteren Sinne einer politischen Förderung des keineswegs schon von Natur freien Verkehrs zu *wirklicher Freiheit* — d. h., eben wie Herr v. Sparre will, die Forderung einer *Realisirung der nationalen „Arbeitskraft" durch Bildung zu freier Besonnenheit mittelst „Unterricht" und „Erziehung", und durch Schaffung von „Anlage-Gelegenheit" mittelst Erleichterung des Zusammenkommens der Productionsfactoren, Land, Capital und Arbeitskraft*, d. h. mittelst Gründung von *Communicationsmitteln* und *Organisation des Credits.*

In diesem allgemeinern Zusammenhange steht denn auch insbesondere der „*Grundeigenthums-Verfassung*" eine *Reform* bevor. — Die agrarische Gesetzgebung gerade bedarf einer Vollendung im angedeuteten Sinne um so mehr, da die landwirthschaftliche Natur des Grund und Bodens einer abstracten Eigenthumsfreiheit am meisten widerstrebt. Vor Allem bedarf sie aus den entwickelten Gründen einer entsprechenden Organisation des *Hypothekenwesens.* Sodann auch des *ländlichen Schulwesens;* besonders um das nothwendige Bildungs-Niveau zwischen Stadt und Land, und hier zwischen Gutsbesitzer und Bauer zu erhalten: und weiterhin dann *Herstellung eines ländlichen Communalwesens realer Gemeinden und gröfserer Kreise.* — — Aus einer *solchen* grundsätzlichen und consequenten Begründung eines den neuen Verhältnissen entsprechenden *neuen corporativen Lebens im Stande der Landwirthe,* (unter steter Mitwirkung des Staats, etwa zunächst durch ein eigenes „Landes-Oekonomie-Collegium"), wird sich dann naturgemäfs von selbst eine „*besondere landwirthschaftliche Gesetzgebung*" entwickeln, in der sich die eigenthümlichen Rechtsverhältnisse dieses Standes frei und lebendig entwickeln werden. Die bestehenden und sich täglich noch mehrenden „*landwirthschaftlichen*" *Kreis- und Central-Vereine* werden, bei richtiger Behandlung, hier Bedeutendes leisten. Jedenfalls nur wolle man sich hüten, — aus leeren Constructionen, Phantasien eines vermeintlich „christlich-germanischen" Staats, „wie er sein soll", — in die gesunde, freie Entwickelung des Staats „wie er ist", — wie echte Wissenschaft ihn auch durch und durch begreift, — mit vergeblichen Künsteleien störend einzugreifen!!

Mehr Detail mufs Ref. sich hier versagen, und auf eine etwaige selbstständige Bearbeitung des Gegenstandes verschieben. Da aber die Frage im gegenwärtigen Momente wieder lebhafter als je in der Gesetzgebung des Vaterlandes angeregt ist; — so erlaubt er sich, noch an eine durchaus vorwärts gewendete, durchaus in der hier bezeichneten Richtung gedachte, Schrift: „*die Landgemeinde in Preufsen* von *Lavergne Peguilhen*" zu erinnern. Der Verf. von No. 2. citirt dieselbe zwar oft genug; aber nur um ihre Sätze, aus dem Zusammenhange herausgerissen, als Waffen gegen die wahre ursprüngliche Tendenz derselben zu benutzen. —

Karl Heinrich Brüggemann.

LIX.

Elementargrammatik der lateinischen Sprache von Alex. Hermann, weil. Prof. a. d. evangel. Kantonsschule in Chur. (Herausg. v. Dr. H. Sauppe, Prof. d. Univ. Zürich.) St. Gallen, 1843. 134 *u.* 307 S. 8.

Grammatik der lateinischen Sprache von Dr. G. T. A. Krüger, Director des Obergymn. zu Braunschweig. Neue, gänzlich umgearbeitete Ausgabe der lat. Schulgramm. v. A. Grotefend. Hannover 1842. *bei Hahn.* 1060 S. 8.

Als der Ref. das erstere Buch zur Beurtheilung für die Jahrbücher zugeschickt erhielt, kam er anfangs in einige Verlegenheit, indem ihm die Beurtheilung desselben für eine pädagogische Zeitschrift weit angemessner schien, als für eine, welche wissenschaftliche Kritik sich zum Ziele gesetzt hat. Denn wenn auch gewifs eine neue Methode verdient einer wissenschaftlichen Kritik unterworfen zu werden, so gilt dies doch nur dann, wenn die Methode selbst eine wissenschaftliche Basis hat, und diese schien dem Ref., insofern der Begriff der Wissenschaft sich von dem einer strengen in der Natur der Sache und deren Anschauung begründeten Ordnung nicht trennen läfst, so sehr zu fehlen, dafs er diese Grammatik hinsichtlich des Mangels an Ordnung und der Vernachlässigung der einfachsten Eintheilungsprincipe fast der berüchtigten Grammatik von Seyfert zur Seite stellen möchte. Anderseits weht ein so lebendiger frischer Geist in dem Buche, findet man eine so interessante Eigenthümlichkeit der Anschauung, Darstellung und Zusammenstellung, die, wenn auch oft willkührlich, doch auf Nachdenken begründet und dasselbe weckend, dem Buche einen Werth und Reiz verleihen, den unsere

Digitized by Google

Grammatiken nur zu oft entbehren und die es daher wohl rechtfertigten, die Methode in diesen Jahrbüchern zu besprechen.

Ref. ging das Buch mit Interesse bis zum Schlusse durch und fand, um seine Ansicht gleich kurz auszusprechen, dafs dasselbe den Charakter eines lebendigen geistvollen Vortrags der lateinischen Grammatik *aus dem Stegreif* an sich trage, der nachher in seinen einzelnen Theilen ausgeführt, aber sowohl in seiner ganzen Anordnung, als in seinen Einzelheiten nicht genug durchgearbeitet ist; eine Ansicht, welche auch die in der Vorrede angegebene Entstehung des Buches begründet: „das Buch ist nach und nach dadurch entstanden, dafs ich, ohne anfänglich die Ausarbeitung „einer lateinischen Grammatik zu beabsichtigen, bald „diesen, bald jenen Abschnitt der Formenlehre und „Syntax, wie ich sie in Grammatiken vorfand, weil „sie meinem methodischen Gefühl widerstritten, umänderte....". Hierbei schenkt Ref. der Versicherung des geehrten Herausgebers, dafs der Unterricht des Verf.'s wahren Eifer für den Gegenstand erweckte und seine Schüler wahrhaft erwärmte, vollen unbedingten Glauben; allein er ist überzeugt, dafs dieses die Wirkungen nicht der vorliegenden Methode, sondern der Persönlichkeit des Mannes waren, wie es ja bekannt ist, dafs ein tüchtiger Lehrer mit der schlechtesten Methode mehr wirkt, als ein schlechter mit der besten.

Das ganze Buch zerfällt in 2 Haupttheile, I. Grundlage, II. Erweiterung; eines dritten unausgeführten, welcher *Zugaben* überschrieben ist, nicht zu gedenken, da er unvollendet geblieben ist.

Die *Grundlage* beginnt mit dem Verbum emo, geht mittelst des Particip S. 15 zur Declination über, kommt S. 25 zu der Conjugation der Stämme auf u und derer auf i, e, a (schwache Conjugation), woran dann esse und das Deponens sich anschliefst; hierauf folgt S. 37 die Bildung des Substantivs durch Stamm und Endung, woran sich die unregelmäfsige Declination der Für- und Zahlwörter schliefst; eine sehr dürftige Zugabe auf einer Seite über sämmtliche Partikeln beschliefst die eigentliche Formenlehre in diesem Theile, wozu als Anhang ein 25 Seiten langes Verzeichnifs aller (?) Vocabula primitiva in 6 Abtheilungen nach ganz willkührlicher Anordnung folgt. Von da bis zum Schlufs von I) wird die Satzlehre in ihren Grundzügen behandelt.

In der Erweiterung II) wird erst ein eigenthümlich geordnetes Verzeichnifs aller unregelmäfsigen Verbalbildungen gegeben, dann die Bildung der Casus von allen Stämmen mit allen Unregelmäfsigkeiten; hierauf die Ableitung der Wörter von den primitiven Stämmen; Nachtrag über die Elemente des Wortes (Aussprache der Buchstaben, Prosodie, Accent). Satzlehre.

Hier ist nun erstens des Uebelstandes zu erwähnen, dafs der Knabe nirgends das Ganze der Conjugation und Declination beisammen hat, denn eine kurze Tabelle der sämmtlichen Endungen gewährt für dies Alter zu wenig Anschaulichkeit. Ein weit gröfserer Uebelstand ist aber, dafs alles dies ohne Bezeichnung auch nur der Haupttheile blofs nach Nummern von §§ aneinandergereiht ist, ein um so gröfserer Uebelstand, da weder ein Inhaltsverzeichnifs noch ein Register vorhanden sind, um die zum Theil willkührlich in diese drei Theile eingereihten Einzelheiten auffinden zu helfen: die §§ haben zwar ihre Ueberschriften, aber diese geben gar keinen Anhalt. So heifsen die ersten §§ von der Conjugation: Stamm und Endung. Abwandlung. Leidende Form. Drei Personen. Die Mehrzahl. Vergangene Zeit. Zukünftige Zeit. Vollendete Handlung. Hier vermifst jeder sofort folgende Ueberschriften: Thätige Form. Einfache Zahl. Gegenwärtige Zeit. Dauernde Handlung. Es ist überhaupt eine grofse Flüchtigkeit, dafs meist der allgemeine Begriff gar nicht erläutert, oft nicht einmal hingestellt ist, und von den Theilen erst der zweite eine Ueberschrift erhält. So umfassen alle vorhin genannten §§ den Indicativ, ohne ihn zu nennen und ohne einen allgemeinen Begriff der Modus zu geben, da doch die Kenntnifs der Muttersprache so weit vorausgesetzt sein mufs, um dies auf eine verständliche Weise thun zu können. §. 24. folgt ebenso *Abhängige Redeweise*, ohne dafs von Redeweisen überhaupt und der *bestimmten* als ursprünglichen ein Wort vorher gesagt wäre. Dies ist so durchgehends im ganzen Buche der Fall, dafs wir §. 34 *zweite* Art der Geschlechtsbezeichnung lesen, ohne vorhergehende *erste*. Nicht blofs formell, sondern auch sachlich unrichtig ist es aber, wenn dadurch Eintheilungen herbeigeführt werden, wie in der Erweiterung §. 22. Bildung des Plurals, §. 23. Bildung der gesammten Declination, als ob der erstere nicht zu letzterer gehöre, und dieser §. 23. fängt dann sogleich mit 2), ohne vorhergehende 1) an, da nämlich der Nominativ im Vorhergehenden behandelt ist.

Am fühlbarsten aber wird der Mangel einer wissenschaftlichen Ordnung in der Syntax. Es würde zu

Digitized by Google

viel Raum kosten, die Willkührlichkeit der Anordnung hier nachzuweisen; doch wird es hinreichen, dieselbe zu verwerfen, wenn wir sehen, dafs die einfachsten Bestimmungen, wie die des Ortes, mehrmals bald vollständiger, bald mangelhafter abgehandelt werden; dafs nicht blofs kein Casus in seiner Gesammtgeltung, sondern auch fast keine einzelne Bedeutung desselben irgendwo zur Anschauung kömmt. So ist von Ortsbestimmungen gehandelt in I) §. 104. überschrieben: Ortsname, in §. 113. überschrieben: Werkzeug; in §. 115: Wohin, woher und wo? §. 110: Ursprung, und §. 111: Ziel stehen ohne alle Verbindung mit jenen für sich; so dafs weder die äufsere Anschauung, noch das innere Wesen der Verhältnisse der Anordnung zu Grund gelegt ist, §. 122. kommen unter den untergeordneten Bestimmungen noch einmal die Ortsbestimmungen vor; §. 124. dieselben in adverbialer Form (z. B. foras); §. 125. die mit Präpositionen; §. 130. als Ablativverbindungen und §. 131. führt die Ueberschrift: die drei Personen als Subject beim Verbum der Ortsveränderung. Eben so wenig ist in II. (Erweiterung) irgend ein Casus in seiner gesammten Bedeutung und den daraus herzuleitenden einzelnen Anwendungen zur Anschauung gebracht; ja nicht einmal die Fälle, wo z. B. der Genitiv das Object, oder den Besitzer oder sonst *ein* Verhältnifs bezeichnet, stehen beisammen, sondern müssen einzeln zusammengesucht werden. Die specielle Rectionslehre ist in II) nach der *Bedeutung* der Verba geordnet; hierauf folgt die Beantwortung einzelner häufig vorkommender Fragen; dann der Gebrauch der Präpositionen. Die Lehre von der Bedeutung der Pronomina und ihrer syntaktischen Beziehung wird im ersten Theil der Lehre vom zusammengezogenen Satz weitläufig abgehandelt, obwohl dieselbe dem zweiten Theil eben sowohl angehört, und dann folgt wieder eine Tempuslehre, die Alles mitumfafst, was den einfachen Satz betrifft und bei der Formenlehre schon einmal da war. Hinter der Syntax steht dann wieder ein Abschnitt betitelt: *zur Formenlehre*, der die Verba defectiva, die unregelmäfsige Steigerung, Genusregeln u. a. in buntem Gemisch enthält. Ist dieses willkührliche Vertheilen des Stoffes nun gewifs weder wissenschaftlich noch praktisch, da es den Schüler hindert, sich in seinem Lehrbuche zurechtzufinden, ihm viele nothwendige grammatische Begriffe nur stückweise hier und da mittheilt und das seinem Wesen und seinem äufsern Erscheinen zufolge als verwandtes Zusammengehörige zerreifst — so ist es gewifs eben so tadelnswerth, dafs das Streben zu *neuern* zu ganz unnöthigen Aenderungen und Zusätzen veranlafste. Welchen Vortheil hat es z. B. die Casus so zu ordnen: Nom. Voc. Acc. Gen. Dat. Ablativ? So sind die 5 Decl. aufgegeben, die dritte an die Spitze gestellt, die 4te u. 5te mit ihr vereint und dann die 1ste u. 2te gegeben. Will man nun auch billigen, dafs die viel schwierigere dritte Declination der einfacheren und leichteren vorangeht; so ist es doch gewifs weder wissenschaftlich noch praktisch, das Adjectivum der Declination zu Grunde zu legen und erst uber, levis, leve, acer, acris, acre, bonus, a, um; und nach ihrer Analogie die Substantiva zu decliniren; es ist nicht wissenschaftlich, da man die Substantivdeclination durchaus nicht als die abgeleitete betrachten kann, und nicht praktisch, da die Declination durch Zuziehung des Genus gleich zu mannigfaltig wird. Nun aber folgen gar noch Unterabtheilungen nach den verschiedenen Stammendungen, die wieder dem Knaben eine Menge neuer Mannigfaltigkeiten bringen, ehe er in der Hauptsache heimisch und sicher sein kann, (schon IS. 37) und in der Erweiterung (II) kommt dazu dann noch die Bildung des Nominativs aus diesen Stämmen. — So sind gleich von vorn herein die Conjugationsformen vermehrt durch eine „zu beginnende Handlung" (mit emturus und emensus) und eine „unbegrenzte Handlung" (die Indicativformen in ihrer aoristischen Bedeutung). Rechnet man hierzu noch die wechselnden Benennungen; bald Modus passivus, bald heifsende Redeweise: Conjunctivus, abhängige Redeweise, verbindende Redeweise u. s. w.; endlich noch eingeschobene Paragraphen, wie z. B. I S. 24 etwa 100 grammatische Kunstausdrücke als Vocabeln (z. B. objectivus, objectlich, positivus setzend, determinativus abgrenzend, forma die Gestalt, Form) und S. 84 §. 99. „Was ausgesagt wird": 1) Bewegungen; 2) Töne; 3) Thätigkeiten der Pflanzen; 4) Farben; 5) Formen; 6) Eigenschaften eines Hauses; 7) eines Zimmers *) — rechnet man als dergleichen Einschiebsel auch noch als Hindernisse einer klaren Anschauung und Uebersicht, — so wird man gewifs dem Ref. beistimmen, dafs hier eine weder wissenschaftliche, noch praktische Anordnung und Auswahl statt findet.

*) Diese Eintheilung der Prädicate mag auch zugleich als Beispiel willkührlicher oder vielmehr unlogischer Eintheilung gelten.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 120.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1843.

Elementargrammatik der lateinischen Sprache von Alex. Hermann.

Grammatik der lateinischen Sprache von Dr. G. T. A. Krüger.

(Schlufs.)

Als Schul- und Elementarbuch möchte dasselbe daher kaum brauchbar sein, denn nur wenige Lehrer möchten sich die ganze Willkührlichkeit der Methode aneignen und zwar nur solche, die eignes Denken in der Methode aufgeben; die Schüler möchten aber in jeder andern Grammatik eher heimisch werden, als hier, wo selbst die äufsere Form der Eintheilung nicht blofs ungenau, sondern geradezu falsch und irreführend, und die Masse so grofs ist, dafs z. B. die Lehre von der regelmäfsigen Declination 26 grofse enggedruckte Seiten einnimmt und überdies an drei ganz getrennten Stellen zu suchen ist.

Aber bei den oben gerühmten Vorzügen der Darstellung, bei der Eigenthümlichkeit der Zusammenstellung, wird gewifs jeder Lehrer, der im Stande ist und sich die Mühe geben will das Gute herauszusuchen, viel Brauchbares für reifere Schüler und noch mehr anregende und leitende Ideen zu einer guten Methode finden; dies geht selbst aus den vorher zur Begründung des Tadels angeführten Einzelheiten hervor; namentlich verdient die gröfsere Beachtung der Wortbildung, die Eigenthümlichkeit in der Darstellung der Declination und Conjugation Anerkennung in den Hauptgrundzügen und daher eine neue Bearbeitung in ihren Einzelheiten.

Ein Werk ganz anderer Art ist das zweite oben angeführte Buch. Es hat die meisten Vorzüge des ersteren Werkes nicht, dagegen gerade diejenigen, welche jenem abgehen. Der Vf. bricht in keiner Weise eine neue Bahn, kommt aber freilich auch auf geraderem Wege zu seinem Ziele. Er hat die Umarbeitung der Grotefend'schen Grammatik übernommen und in einer Weise ausgeführt, welche dieselbe mehr zu einem selbstständigen Werke, als zu einer neuen Auflage macht. Sie soll nicht blofs eine Schulgrammatik sein, sondern eine wissenschaftliche Darstellung der lateinischen Sprachregeln in umfassender Vollständigkeit, welche besonders dadurch erstrebt wurde, dafs die Resultate der neuern Sprachforschung benutzt und auf dieselben verwiesen worden ist. Doch bliebe in dieser Beziehung noch zu wünschen, dafs die Citate aus Bopp, Pott, Benary u. A. nicht blofs kahl hingestellt wären, sondern auch in der Kürze der Gang der Untersuchung angedeutet, da man aus dem blofsen Citat oft kaum errathen kann, wie sie ihre Meinung begründen, und ob die im Texte gegebene Auseinandersetzung ihr oder Hrn. K.'s Eigenthum ist.

Die Darstellung der Formenlehre ist von Hrn. Kr. nicht für das Bedürfnifs der ersten Anfänger berechnet, sondern für Schüler der obern Klassen, welche diesen Theil der Grammatik auch noch benutzen müssen und denselben, nach des Verfs. Wunsche, den der Ref. theilt, aber für unausführbar wegen Zeitmangel hält, noch einmal mit dem Lehrer durchgehen sollen. Die Syntax, geschieden in die Lehre vom einfachen und zusammengesetzten Satze, eine Trennung, mit welcher Ref. sich nie recht befreunden konnte, weil sie so viel Zusammengehöriges aus einander reifst, ist geschickt und so klar und geordnet durchgeführt, als es sich bei dieser Trennung thun läfst, und namentlich sind die verschiedenen einzelnen Erscheinungen auf dem grammatischen Sprachgebiete mit grofsem Fleifse gesammelt und geordnet, so dafs in dieser Beziehung das Buch selbst neben der reichhaltigen Bearbeitung der Reisig'schen Vorlesungen von Haase vielfach ergänzend und vervollständigend eintritt.

Dafs also diese Grammatik eine nicht zu übersehende Erscheinung auf ihrem Gebiete ist, läfst sich

Digitized by Google

hieraus leicht schliefsen, und wenn wir im Folgenden einige Wünsche und Ausstellungen zu machen haben, so geschieht dies mit aller Anerkennung des vielen Brauchbaren und Guten, um dessentwillen das Buch gewifs bald eine neue Auflage erleben wird, zu deren Vervollkommnung ein Rec. gewifs mehr beiträgt, wenn er das Mangelhafte und Unvollkommne erwähnt, als wenn er das Gute nachweist und aufzählt. Wir werden uns dabei auf einige allgemeinere Puncte beschränken, da es dem Zwecke dieser Jahrbücher nicht entspricht, auf blofse Einzelheiten einzugehen.

Was nun die Formenlehre betrifft, so ist die wissenschaftliche Ordnung noch manchmal durch praktische Rücksichten auf Anfänger beeinträchtigt im Widerspruch mit des Verfs. eigner oben erwähnten Erklärung. So ist z. B. §. 93. das Hülfsverbum esse in die Lehre von der regelmäfsigen Conjugation eingeschoben; allerdings erfordert dies die Rücksicht auf den Anfänger beim *Lernen*, aber selbst in einer Elementargrammatik würde Ref. dem Hülfsverbum doch seinen Platz unter den unregelmäfsigen Verben anweisen, wenn auch der Lehrer die wenigen nöthigen Formen schon früher lernen lassen mufs. So mufs in einer Formenlehre für Geübtere jedenfalls die dritte Conjugation die erste werden, wenn der Unterschied zwischen ihr und den drei andern nicht für die Anschauung stets wieder verwischt werden soll. Dasselbe findet in Beziehung auf die 4. u. 5. Declination statt, die als blofse Nebenformen der 1. u. 3. Declination untergeordnet und nicht mehr als eigne Declination aufgeführt sein müssen. — Anderseits scheint es uns besser, die Entwicklung der Tempus- Person- u. a. Formen ihrer tabellarischen Uebersicht vorangehen zu lassen, als die Tabellen vorauszuschicken, die vorher unverständlich sind und gewissermafsen als Endresultat und schliefsliche Uebersicht dienen sollen. Eben so ist es jedenfalls selbst für den Geübteren belehrender die Formen der 4 Conjugationen neben einander stehen zu sehen, als jede für sich getrennt; zumal da bei der Unterordnung der Tempora unter die nebeneinander stehenden Modos immer die meist schon fälschlich eingeprägte Ansicht von der Präsens- und Perfect-Bedeutung des Infinitiv und Particip erneuert wird. — Die Eintheilung der Genusregeln nach Wörtern mit vokalischen und consonantischen Stämmen ist ohne Ergebnifs, da die Regeln durch dieselbe weder an Einfachheit, noch an Bestimmtheit gewinnen. Mit Recht hat aber Hr. Kr. in den Casusregeln die griechischen Wörter ganz für sich behandelt, als Anhang der lateinischen Declination; auch für die Genusregeln hätte dieselbe Trennung eintreten sollen.

Von der Syntax gilt das namentlich, was wir oben rühmten, die fleifsige Sammlung der Erscheinungen auf diesem Gebiete, so weit es Berücksichtigung verdient, die von dem Verf. in dieser Beziehung gesteckten Gränzen scheinen uns ganz zweckmäfsig. Nur sind wir der Ansicht, dafs in jeder lateinischen Grammatik, wie in jedem Lexicon die Ciceronianische Latinität, nebst der Julischen und mit einiger Vorsicht Livianischen, gewissermafsen den Kern bilden müsse. An diese Schriftsteller reihen sich dann die besten Zeitgenossen; aber Dichtergebrauch und spätere Latinität müfsten in der Syntax nur den Platz einnehmen, welchen die Dialecte in der griechischen Formenlehre erhalten, nämlich den von Anhängen und Zusätzen. Die Gründe für ein solches Verfahren liegen in der historischen Entwicklung der lateinischen Sprache; der Nutzen aber, den eine solche Behandlung haben wird und den der Referent für die lexicalische *Behandlung* nächstens anderorts weiter auszuführen gedenkt, ist in der Syntax der einer weit gröfsern Einfachheit und Uebersichtlichkeit der Regeln, insofern dann eine Menge Einzelheiten beseitigt werden, welche jetzt störend ihren Platz in der Darstellung behaupten, und die Anschaulichkeit des Unterschiedes zwischen der Latinität des sogenannten goldenen Zeitalters und der späteren. Man vergleiche in ersterer Beziehung Beispielshalber die Constructionen von est mihi nomen S. 395 und die von doceo, celo u. s. w. S. *419*.

Die Auseinandersetzung der innern Gründe und Gesetze für die äufsern Erscheinungen ist häufig weniger befriedigend und vollständig als die Darlegung der letztern. Die erstere geht oft nicht tief genug und bleibt bei den nächsten scheinbaren Gründen stehen oder bei der äufsern Vergleichung mit dem deutschen Sprachgebrauch, so dafs der logische Grund oft nicht berührt wird. So z. B. heifst es, vom Accusativ bei aequare, sequi u. s. w. „Der Grund davon ist einleuchtend, sobald man nur im Deutschen eine dem ursprünglichen (!) Sinn *entsprechende Uebersetzung* gebraucht (z. B. aequare erreichen, sequi zu erreichen suchen)". Allein die Uebersetzung ist immer etwas

Digitized by Google

willkährliches und der ursprüngliche Sinn von sequi ist gewiſs nicht der angegebene; sondern es schwankt bei vielen Verbis die Anschauung oder Vorstellung zwischen dem Begriff einer unmittelbar und dem einer mittelbar einwirkenden Thätigkeit, z. B. *folgen* denken wir uns als ein Hinterhergehen, von dem der Voranschreitende nicht unmittelbar betroffen wird, daher der Dativ: dagegen der Römer bei seinem sequi mehr eine den Vorangehenden zum Weiterschreiten nöthigende Thätigkeit im Sinne hatte, daher der Accusativ. Beweis für dieses Schwanken der Vorstellung geben in beiden Sprachen die Verba, welche auch zuweilen den Dativ statt des regelmäſsigen Accusativ regieren, z. B. deficere; im Deutschen: es kostet mir und mich u. a. Dieses Schwanken in der Vorstellung und Uebergehen bei einem nicht scharf bestimmten Begriffe aus der einen Vorstellungsweise in die andere ist überhaupt die Veranlassung zu vielen Abweichungen von der Regel und daher sind namentlich die Uebergänge der Vorstellungen in einander, die zwischen zwei verschiedenen Begriffen liegenden Mittelwörter wohl zu beachten. So erklärt S. 405 Hr. K. die Verba vincere und delere für keine factitiven Transitiva. Die deutschen Grammatiker haben passend die Verba transitiva in Verba des *Machens* und des *Habens* geschieden; erstere zerfallen aber wieder in solche, die da heiſsen, einen Gegenstand erst schaffen und hervorbringen und solche, die denselben bloſs verändern; letztere bilden den *Uebergang* zu den Verbis des *Habens*, welche ihr Object nicht afficiren, z. B. sehen, hören; wie diese selbst den Uebergang zu den intransitiven. Sonach haben aber auch delere und vincere einen factitiven Accusativ bei sich. So bleibt die Erklärung des Nominativs *in: aetas* cui fecimus aurea nomen auch bloſs beim Aeuſsern stehen, wenn es S. 396 heiſst: „der Name erscheint hier *unflectirt als Indeclinabile*"; der Name ist hier gebraucht, wie der Titel eines Buches u. dgl., d. h. wie man die eignen Worte Jemandes anführt; also mit dem Charakter der directen Rede.

Solche Erklärungen und Bemerkungen werden zwar in den Augen derer, welche das Verständniſs der lateinischen Grammatik bloſs als Hülfsmittel zum Lateinschreiben und lesen betrachten, wenig Werth haben; allein dies ist eben eine unwissenschaftliche und unpraktische Auffassung von dem Zweck des lateinischen Unterrichts, welcher keineswegs bloſs bezweckt, Latein zu lehren, sondern überhaupt eine formelle Geistesbildung. Diesen Standpunct müssen wir Philologen gerade darum um so fester behaupten, als sich in dem Streite des Humanismus und Realismus herausgestellt hat, daſs die Anhänger des letzteren nicht ohne Grund behaupten, die äuſsere Nothwendigkeit des Lateinlernens, d. h. der materielle Nutzen desselben nehme immer mehr ab; während dagegen noch keiner bewiesen hat, daſs die formelle Geistesbildung in sprachlicher Hinsicht durch das Erlernen einer neuern Sprache eben so gefördert werde, als durch das Lateinische; und schwerlich je Einer erweisen wird. Denn die alten Sprachen haben erstens den Vorzug der Abgeschlossenheit, des Fertigseins, ferner den für die Auffassungskraft des Knaben besonders geeigneten plastischen Charakter ihrer Formen vor den neuern Sprachen voraus. Die ganze Formenlehre der alten Sprachen hat durch die Bestimmtheit und das scharfe Gepräge der Endungen eine Anschaulichkeit, die den neuern Sprachen abgeht. Unrecht haben daher diejenigen, welche beim Unterricht im Lateinischen bloſs fragen, wie viel *Latein* hat der Knabe nach n Jahren in n wöchentlichen Stunden gelernt; indem sie bei ihrer Ausrechnung des Nutzens vom lateinischen Unterricht gerade den wichtigsten Factor übersehen, nämlich, wie viel grammatische Anschauung der Knabe dabei gewonnen hat für seine Muttersprache, wie für jede fremde; ein Nutzen, der meist weit gröſser ist, als jenes Wissen lateinischer Formenlehre und Syntax, und den jeder tüchtige frische Lehrer in seinen Stunden erzielt und um dessentwillen er nicht bloſs alles tüchtig einlernen und anwenden läſst, sondern auch auf das Verständniſs des Gelernten, auf die Anschauung des ganzen sprachlichen Gebäudes Zeit verwendet; und wer gestände nicht wenigstens die Erfahrung zu, daſs die besseren Schüler in Folge dessen eben auch nachher sich geschickter zeigen in der Erlernung und gründlicher in der Auffassung der neuern Sprachen, als solche, die keinen lateinischen Unterricht gehabt haben. Daſs Hr. Kr. diese unsere Ansicht im Ganzen theilt, zeigen so viele Einzelheiten, deren Aufnahme und Behandlung in einer lateinischen Grammatik sich eben nur von jenem Gesichtspuncte aus rechtfertigt, z. B. die guten Bemerkungen über den Objectskreis der Verba S. 406, 7., über die prägnante Bedeutung solcher Verba, wie praeire, ferire, = praeeundo dicere, feriendo facere

Digitized by Google

und Aehnliches; Bemerkungen, deren Nutzen nicht in einer unmittelbaren Anwendbarkeit auf das Lateinische, wohl aber in einem tiefern grammatischen Verständniſs überhaupt besteht. Aber diese tiefere logische Begründung der Sprachgesetze ist eben nicht consequent durchgeführt und doch ergiebt sich eben aus ihr erst die fruchtbarste Vergleichung der verschiedenen Sprachen mit einander, indem die Verschiedenheit der äuſsern Erscheinungen überall als eine Verschiedenheit der Vorstellungsweise muſs dargethan werden.

Anderseits muſs man sich freilich wieder hüten, nicht jede Freiheit der Sprache, namentlich jede Abweichung von der eignen Regelmäſsigkeit als hervorgegangen aus logischen Gründen erklären zu wollen; denn eine Licenz oder Unregelmäſsigkeit entsteht eben dann, wenn von der Strenge der Regel abgegangen wird und also eine Ungenauigkeit des Ausdruckes eintritt. Ohne *Veranlassung* wird dies freilich bei einem guten Schriftsteller nicht geschehen, aber oft eben nur aus äuſsern Veranlassungen, nicht aus innern logischen Gründen; so z. B. eine Abwechslung der Formen hervorzubringen, übeltönende oder längere Formen zu vermeiden, u. s. w.; wie im Deutschen aus solchen Gründen der Gebrauch des Praesens, Fut. I., Perf. für das Fut. ex. so gewöhnlich ist, daſs wir letzteres verhältniſsmäſsig selten finden. Unrichtig ist es daher, wenn S. 588 das Praesens in Sätzen, wie: si reus condemnatur, desinent dicere. Perficietur bellum, si urgemus obsessos erklärt wird: „weil das im Präsens, gleichsam wie eine allgemein gültige Behauptung, Ausgesprochene, nicht bloſs in der Gegenwart, sondern auch in der Zukunft Statt finde". Es ist nur eine Ungenauigkeit des Ausdrucks zur Vermeidung der längern Formen des Fut. ex. oder allenfalls eine rhetorische Vergegenwärtigung der erst eintreten sollenden Handlung. Die folgende Anmerkung bessert nichts, wenn es da heiſst: „in dem vorliegenden Falle ist bei dem Gebrauche des Präsens auf das Zeitverhältniſs gar keine Rücksicht genommen, wie wenn es hieſse urgendo obsessos, durch Bedrängung der Belagerten". Bei urgendo ist wohl ein Zeitverhältniſs gegeben, das der *Gleichzeitigkeit*, dennoch entspricht urgendo gar nicht dem Präsens, sondern dem Futurum. Nachher folgt die richtige Anerkennung der rhetorischen Vergegenwärtigung in solchem Tempusgebrauch, wird aber mit Unrecht auf Hauptsätze beschränkt. So ist auch *zuviel* und daher *nichts* gefolgert, wenn es über das Perfect zur Bezeichnung dessen, was zu geschehen *pflegt*, heiſst S. 592: „.... daraus, daſs etwas einmal geschehen ist, schlieſst man, daſs es auch sonst geschehen *könne* oder zu geschehen *pflege*". Das *Können* geben wir wohl zu, aber das *Pflegen* aus einem *einmaligen* Ereigniſs zu folgern, wäre sehr unlogisch. Es ist hier nicht scharf geschieden zwischen den Sätzen positiver und negativer Art; erstere sind nur dichterisch, selbst Tacitus setzt als nähere Bestimmung *aliquando* hinzu und der Dichter *erzählt*, was immer geschehen ist und überläſst es dem Leser daraus die Folgerung zu ziehen, desselbe geschehe auch noch.

Zu den Ungenauigkeiten, welche unrichtige Begriffe erzeugen, gehört es, wenn S. 606 der Imperativ nur eine Nebenform des Indicativ *und* Conjunctiv heiſst; eine Nebenform? und zwar für zwei Modus zugleich! Ref. wäre wirklich in Verlegenheit, wenn er dies Jemandem klar machen sollte. — Eben so ungenau ist Folgendes: der Indicativsatz kann verschiedene Formen annehmen, 1) Aussage oder Behauptung, 2) Frage, 3) Frage mit dem Ausdruck der Verwunderung. Hier ist die unlogische Eintheilung auffällig, denn No. 3. ist in No. 2. enthalten; und statt: *mit dem Ausdruck der Verwunderung*, müſste es heiſsen: m. d. A. d. *Verneinung*, wie sich auch aus Hrn. Kr.'s eigner Darstellung der Fragesätze S. 688 ergiebt.

Aus dem Mitgetheilten ergiebt sich wohl zur Genüge, in welcher Beziehung wir eine recht sorgfältige Durcharbeitung des Buches vom Hrn. Verf. bei einer zweiten Auflage wünschen; wozu dann noch die getrennte Behandlung des mustergültigen und späteren Sprachgebrauches käme. Ein sorgfältiger Index erhöht die Brauchbarkeit des Buches, aber der Berichtigungen sind fast zu viele, besonders in den Citaten. —

Johannes v. Gruber.

Digitized by Google

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Herausgegeben
von der
Societät für wissenschaftliche Kritik
zu
Berlin.

Jahrgang 1843.
Zweiter Band.

Berlin, bei W. Besser.
1843.
Verantwortlicher Redacteur: der General-Secretair der Societät, Professor von Henning.

Digitized by Google

Digitized by Google

Jahrbücher

für

wissenschaftliche Kritik.

Herausgegeben

von der

Societät für wissenschaftliche Kritik

zu

Berlin.

Juli 1843.

Berlin, bei W. Besser.

1843.

Verantwortlicher Redacteur: der General-Secretair der Societät, Professor von Henning.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalt des Juli-Heftes.

Jahrbücher Nr. 1—20.

Seite

De nominum Graecorum formatione, linguarum cognatarum ratione habita scripsit Georgius Curtius. Berol. MDCCCXLII. — Kuhn. 29

Ueber den Frieden unter der Kirche und den Staaten, nebst Bemerkungen über die bekannte Berliner Darlegung. Von dem Erzbischofe von Cöln, Clemens August Freiherrn Droste zu Vischering. Münster, 1843. — Marheineke. 3

Georg Wilhelm Friedrich Hegel's Vorlesungen über die Naturphilosophie, als der Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften Zweiter Theil. Herausgegeben von D. Carl Ludwig Michelet. (Hegel's Werke. Siebenter Band. Erste Abtheilung). Berlin, 1842. (Erster Artikel.) — Weifse. 41

Hiecke, der deutsche Unterricht auf deutschen Gymnasien. Ein pädagog. Versuch. Leipzig, 1842. — Driesen. 101

Löwe, die Offenbarung und die Fragen der Zeit. Ein theologisches Bedenken. 1. Die Grundfrage. Hamburg, 1842. — Moll. 87

Marx, zur Würdigung des Theophrastus von Hohenheim. Göttingen, 1842. — Mühry. 81

Seite

Numi Mohammedani. Fasciculus I, continens numos Mamlukorum dynastiae, additis notabilioribus dynastiarum: Moavidarum, Charizmschachorum, Mervanidarum, Ortokidarum, Karakojunlu, Seldschukidarum, Atabekorum, Fatimidarum, Aiyubidarum, Hulaguidarum et regum Siciliae. Collegit descripsit et tabulis illustravit Jgnatius Pietraszewski. Berolini 1843. — Petermann. 149

Abel-Rémusat: Mélanges posthumes d'Histoire et de Littérature orientales. Paris. 1843. — Schott. . 156

Die ordinatorische Verpflichtung der evangelischen Geistlichen auf die symbolischen Schriften. Abgenöthigte Erklärung des Generalsuperintendenten Ribbeck zu Breslau. Berlin, 1843. — Klöpper. . . . 123

Schmitthenner, Grundlinie der Geschichte der Staatswissenschaften, der Ethnologie, des Staatsrechtes und der Nationalökonomie. Zweite Auflage. Erster Band unter dem Titel: Friedr. Schmitthenners zwölf Bücher vom Staate, oder systematische Encyklopädie der Staatswissenschaften. Giefsen, 1839. — Reuter. . 134

Digitized by Google

Bei **Gebrüder Reichenbach** in Leipzig erschien so eben:

POETAE LYRICI GRAECI.

Edidit

Theodorus Bergk, Prof. Marburg.

1843. 8. mai. 56 Bogen. 4½ Thlr.

Diese **erste vollständige Gesammtausgabe** der griechischen Lyriker enthält ausser den Pindarischen Gedichten die Ueberreste von mehr als **siebenzig** Dichtern, die zum Theil **zum ersten Male** hier gesammelt sind, in vielfach verbesserter Gestalt, nebst einem fortlaufenden **kritischen Commentar.**

M. T. Ciceronis

DE OFFICIIS Libri III.

Recensuit

Rud. Stuerenburg, Phil. Dr. Gymn. Hildbrgh. Dir.

Accedit Commentarius.

1843. 8. mai. 1 Thlr.

Nach vollständig neuer kritischer Bearbeitung des Textes und **mit kritischem Commentar** begleitet übergiebt hiermit der Herausgeber dem philolog. Publicum zum zweiten Male die Bücher DE OFFICIIS.

Es ist neu erschienen und durch alle gute Buchhandlungen zu haben:

Musikalische Dynamik

oder

Die Lehre vom Vortrage in der Musik.

Ein

Lehr-, Hand- und Hülfsbuch für Alle, die auf irgend eine Weise praktisch Musik treiben, Künstler oder Dilettanten, Sänger oder Instrumentalisten, Lehrer und Schüler,

von **Gustav Schilling.**

Gr. 8. broch. (24 Bogen.) 1 Thl. 20 gGr. = 1 Thl. 25 Sgr.

Cassel, 1843.

J. C. Krüger'sche Buchhandlung.

Als die beste Empfehlung für dieses Werk möge das Urtheil eines der competentesten Richter, unseres berühmten Spohr, dienen:

„Das Schilling'sche Buch „die Lehre vom Vortrage „in der Musik", habe ich mit grossem Interesse ge„lesen und mich seines reichen und umfassenden In„halts gefreut. Bei der Dürftigkeit, woran bisher alle, „mir bekannt gewordenen, musikalischen Lehrbücher im „Kapitel vom Vortrage litten, war es ein längst „gefühltes Bedürfnifs das, was sich über den musi„kalischen Vortrag in Worten lehren läfst, in geordne„ter Folge zusammengestellt zu sehen. Das ist „hier mit Geschick und Umsicht geschehen, und „es wird daher das Werk nicht nur allen Musiktrei„benden von grofsem Nutzen sein können, son„dern auch zu weiterer Bearbeitung dieses bisher ganz „vernachläfsigten Theiles der Musiklehre wei„ter anregen".

Dr. **Louis Spohr.**

Neu erschienene Bücher der **Dieterich'schen Buchhandlung** in Göttingen:

Ewald, H., Geschichte des Volkes Israel bis Christus. Erster Band. gr. 8. 1 Thlr. 16 gGr.

Hoek, K., Arnold Hermann Ludwig Heeren. Eine Gedächtnifsrede. gr. 4. 4 gGr.

Langenbeck, M., Diss. inaug. de totius uteri extirpatione. Cum V. Tab. aen. 4. maj. 1 Thlr.

Krause, K. Chr. Fr., Handschriftlicher Nachlafs. 1. Abth. 2te Reihe synthetische Philosophie: I. die absolute Religionsphilosophie im Verhältnifs zum gefühlgläubigen Theismus, herausgg. von *H. K. v. Leonhardi.* Bd. II. Abth. 2. enthaltend:

a) Die Kritik Schleiermachers. 1 Thlr. 16 gGr.

b) Ergebnifs der Kritik Bouterweckes und Vorrede des Verfassers. gr. 8. 10 gGr.

— — — — Abth. IV. Vermischte Schriften I. Geist der Geschichte der Menschheit. Bd. I. herausgg. von *H. K. v. Leonhardi.* gr. 8. 3 Thlr. 8 gGr.

Leonhardi, H. K. von, Vorbericht zu *K. Chr. Krause's* Vorlesungen über die reine Philosophie der Geschichte nebst Inhaltsbericht dieser Vorlesungen. gr. 8. 12 gGr.

Abu Zakariya Yahya El-Nawawi, the biographical dictionary illustrious men chiefly at the beginning of Islamism. Now firs edited from the collation of two mss. at Göttingen and Leiden by *Ferdinand Wüstenfeld.* Part. II. Part. III. gr. 8. geh. 1 Thlr. 8 gGr.

Abhandlungen der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen. Bd. I. gr. 4. 8 Thlr.

(Fortsetzung der Commentationes Gottingensis).

Hieraus einzeln:

Historisch philologische Classe 12 gGr.
Mathematische Classe 12 gGr.
Physische Classe 7 Thlr.

Kraus, L. A., Etymologisch-medicinisches Lexicon. 3te stark vermehrte und verbesserte Auflage. Heft I. II. Bogen 1—20. Subscriptionspreis 16 gGr. pro Heft.

Gedruckt in Berlin bei **J. F. Starcke.**

Digitized by Google

№ 1.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1843.

I.

Ueber den Frieden unter der Kirche und den Staaten, nebst Bemerkungen über die bekannte Berliner Darlegung. Von dem Erzbischofe von Cöln, Clemens August Freiherrn Droste zu Vischering. Münster, 1843. 8.

Es kann leicht als befremdend erscheinen, den durch seine Schicksale berühmt gewordenen Erzbischof von Cöln noch in seinem hohen Alter als Friedensstifter auftreten zu sehen. Im Ganzen macht es einen wehmüthigen Eindruck, den Herrn Erzbischof von seinem ausgebreiteten praktischen Wirkungskreise auf ein so theoretisches Verhalten beschränkt zu finden. In welcher Weise nun auch der ehrwürdige Prälat seinen Zweck zu erreichen suche, so können wir doch nur wünschen, dafs eben diese Herzenserleichterung, mit welcher auch eine genaue Beschreibung seiner unter so tragischen Umständen erfolgten Abführung von Cöln verbunden ist, dem edlen Greise zur Beruhigung gereichen und er die Erfahrung von Goethe machen möge, welcher von sich sagt, dafs er erst dann gesundete und zur innern Ruhe kam, als er das innere Leiden, welches ihn tief bewegte, hervorgebracht und es nicht mehr in sich, sondern vor sich hatte und dafs er zu derselbigen Zeit in sich frei geworden, wo die Welt noch an diesem Leiden sich zerarbeitete und sympathetisch krank war. Die nähere Betrachtung dieses censurfrei, mit liberaler Weitläuftigkeit gedruckten und deshalb gerade 20 Bogen und 13 Zeilen starken Buchs bringt ferner auch den Eindruck der Achtung hervor gegen einen Mann, der darin eine seltene Erscheinung ist in unserer Zeit, dafs er sich nöthigenfalls auch zum Opfer seiner Grundsätze zu machen weifs und sich dadurch wesentlich zu seinem Vortheil unterscheidet von dem Trofs derer, welche ohne alle eigene, bestimmte Ueberzeugung eine solche nur feil halten für den Meistbietenden und alle nur zufällig obenaufschwebenden Grundsätze (in mehr als einem Sinn: gegen Gebühr) zu den ihrigen machen. Gegen solche ist der Hr. Erzbischof von Cöln ein ganzer Mann und wahrer Christ, ein würdevoller Charakter, der immer zu den respectabelsten Erscheinungen zu rechnen sein wird. Denn aufser dem einen, allerdings nicht zu überhörenden, Mifsklang vor Antritt seiner Amtsführung bietet der Verlauf derselben nur eine Reihe und Consequenz von Handlungen dar, welche denen, die im Princip mit ihm einverstanden sind und ihm selbst auch eine Rechtfertigung aller seiner Schritte möglich macht. Die Welt hat nun den Genufs davon, zu der Praxis, nach welcher der Hr. Erzbischof in seinem Amte verfuhr, auch die Theorie zu besitzen und zu sehen, wie jene in dieser gegründet war. Der Hr. Erzbischof ist aber auch ein ganz unbefangener, höchst naiver Charakter darin, dafs er ohne Bedenken die schwersten Grundsätze auf sich nimmt und sich unter der Last derselben ganz muthig und zuversichtlich, ja in seiner Weise ganz frei bewegt. Dies giebt auch eine Festigkeit des Charakters zu erkennen, die kaum eine Ahnung davon hat, dafs es auch anders sein könnte. Wie es nun die Natur der Naivetät und Unschuld ist, dafs es ihr zum Ruhm gereicht, geradezu zu sein und geradeaus zu gehen, ohne rechts oder links zu sehen, so hat sie nur, wenn sie in eine Zeit der Bildung und Dialektik hineingeräth, das Unbequeme zu erfahren, dafs sie auf ihrem Wege durch Einreden der mannigfaltigsten Art aufgehalten wird und so in sich zur Reflexion gebracht leicht auch in Widerspruch mit sich selbst geräth. Dies ist die allerdings bedenkliche Stellung, die sich der Hr. Erzb. gegeben hat, dafs er, wie ein Geist aus einer andern Zeit (wie ein révenant aus dem Mittelalter) in eine durchaus veränderte, heterogene Zeit- und Weltbildung hineinspricht, welche sich einerseits

Digitized by Google

mit ihren Rechten und Ansprüchen nicht abweisen läfst und welche er andererseits mit allen ihren Anforderungen nicht anerkennt. Widerlegt sie ihn nun praktisch und theoretisch, so hätte er seinerseits die Pflicht, sie auch zu widerlegen, wenn er kann; aber statt dessen stellt er nur seine Grundsätze hin und wiederholt sie beständig, sich um das, was für die gegenseitige Ansicht spricht, nicht im mindesten bekümmernd. Es giebt schon dies keine frohe Hoffnung für den Erfolg der von ihm unternommenen Friedensstiftung. Es liefse sich leicht zeigen, dafs wie in dieser, so in mancher andern Hinsicht ein grofser Theil der Uebel dieser Zeit darin seinen Grund hat, dafs man so ängstlich und vorsichtig die Principienfrage vermeidet und in dieser Weise von den entgegengesetzten Seiten des Geredes kein Ende wird. Bei Schriften römisch-katholischen Glaubensinhalts sind wir es vollends gewohnt, dafs sie auf die Principien sich nicht einlassen, die doch den eigentlichen Begriff der Sache, um die es sich handelt, enthalten. Ihre Principien sind Autorität, Herkommen, historisches Recht u. dgl., deren Princip gerade das in der Wissenschaft erst zu untersuchende ist. Sie haben (mit seltener Ausnahme z. B. des Weihbischofs von Trier, Nicolaus v. Hontheim (Febronius) und mehrerer Kanonisten aus der Josephinischen Periode) das Eigenthümliche, dafs ihre dogmatischen und politischen Grundsätze insofern der Kritik das Geschäft sehr erleichtern und vereinfachen, dafs sie im Wesentlichen dieselbigen sind und bleiben, nur hoffen, schon durch die beständige Wiederholung sich auch als wahr zu zeigen. Diese stereotypische Stabilität hat es nur mit ein für allemal, nicht nur in ihrer Bedeutung, sondern auch in ihrer Beziehung und Anwendung bestimmten, durch das Herkommen geheiligten axiomatischen Sätzen zu thun, welche durch das Individuum nur hindurchlaufen, wie Wasser durch ein gläsern Gefäfs. Es selbst braucht sich dabei nicht weiter in geistige Unkosten zu setzen, als nur die überlieferten Sätze beisammenzuhalten und indem es sie auf's Neue ausspricht, hiedurch zu erklären, dafs sie auch für das Subject sind und gelten. Ein Zweifel an der Richtigkeit dieser Grundsätze ist schon durch diese Grundsätze selbst ausgeschlossen und nicht nur etwas Unerhörtes, sondern auch etwas Unmoralisches, Strafbares; denn welche Autorität wäre wohl höher oder gröfser, als die Autorität Gottes d. i. der Kirche? Die letztere Zusammenstellung und Zusammenschliefsung (Identität) gehört selbst wesentlich mit in diese Weise der Argumentation und kann davon schon eine vorläufige Probe sein. Man kann mit Berufungen auf Stellen der heiligen Schrift, wenngleich aus ihrem Zusammenhang, aus ihrer bestimmten Beziehung herausgezogen, in das Licht vorhergefafster, bereits feststehender Urtheile gestellt, die wir Vorurtheile nennen, und zur Bestätigung von diesen gebraucht, imponirend viel ausrichten. Zwar geht man jetzt, wegen anderweitiger Rücksichten, nicht mehr soweit, wie früher, dafs man etwa, um das geistliche und weltliche Schwerdt, in der Hand des Papstes vereinigt (mit welchem letzteren er die weltlichen Herrscher begnadigt), zu beweisen, sich auf den Ausspruch des Petrus beruft: Herr, siehe, hie sind zwei Schwerdter. Luc. 22, 38. Aber auch unser Hr. Verf., will er die göttliche Stiftung der Kirche auf Petrus und dessen Nachfolger, welches (doch wohl nicht mehr nach der Schrift?) der Papst ist, die gesetzgebende, richterliche und ausführende Kirchengewalt (so sehr viel auf einmal) beweisen, so erinnert er nur an den Ausspruch Christi: Du bist Petrus und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen und die Pforten der Hölle sollen sie nicht *überwältigen*. Ist die Selbständigkeit, die absolute Unabhängigkeit der Kirche vom Staat zu beweisen, so darf nur gesagt werden: Und Jesus trat hinzu, redete mit ihnen (seinen Jüngern) und sprach: mir ist alle Gewalt gegeben im Himmel und auf Erden. „Damit ist aller Einspruch der Grofsen dieser Welt ein für allemal beseitigt" S. 40. An solchen summarischen und grandiosen Beweisführungen ist die Schrift des Hrn. Erzbischofs reich. Doch sind, auch nach ihm, die Zeugnisse der Schrift nicht genügend, sondern das Episcopat mufs erst noch hinzukommen, vermittelst der Weihe mit der Unfehlbarkeit begabt. Auf diesem Wege ist, ohne weitere Frage, auch der Sinn dieser Stellen und ihre Auslegung einmal für immer und unabänderlich festgestellt; denn da tritt vollends die Function des heiligen Geistes ein. Wir fragen nur: wie kann auf solchem Standpunct anders, als von „sogenannten Reformatoren" gesprochen und die Reformation anders, denn „als Verachtung *aller* Autorität, des Rechts und Alterthums" dargestellt werden, um so mehr, wenn hinzugefügt werden kann, wie es der Hr. Erzbischof

Digitized by Google

thut, „dafs Luther durch seine Lehre: der Glaube *allein* mache selig, der Immoralität und durch seine Lehre, dafs es Jedem zustehe, die Bibel auszulegen, dem Vernunftstolz allen Zaum abgenommen". Soll man dergleichen noch widerlegen, nachdem es so oft und ohne Erfolg geschehen ist? Dann müfste man gar nichts Besseres zu thun haben. Wen Irrthümer sogar selig machen, den wäre es hart, darin zu stören durch eine Widerlegung, die sich nur an den für die Wahrheit offenen Sinn wenden kann. Wer sich ein so welthistorisches Ereignifs, wie die Reformation, zu der sich so viele Völker und Fürsten bekennen, als Umsturz aller Autorität oder, wie manche andere, daraus allein, dafs Luther heirathen wollen, erklären kann, dem ist sein süfser Traum zu gönnen. Das ist es also nicht, womit wir uns hier beschäftigen. Solche Traditionen und Vorurtheile, gleichsam mit der Muttermilch eingesogen, lassen sich bequem fortpflanzen und geben eine falsche Beruhigung. Sie mufs man daher auch dem Individuum nicht zurechnen, welches darin schon eine schwere Vergeltung zu erfahren hat, dafs es aus seinen Irrthümern nicht aufwachen darf; denn es ist in nothwendiger Weise davon afficirt, weil sie gleichsam in der Luft des Standpunctes liegen, welchem es angehört.

Doch giebt es noch über das Individuum hinaus zwei Mächte in der Welt, welche auch durch die Kirche nicht überwunden werden können und diese sind der Staat und die Wissenschaft. Die letztere weifs, was wahr, die erstere, was recht ist. Nun hat die römische Kirche von jeher die Klugheit gehabt, beide in sich nachzuahmen. Sie stellt den Staat vor, einen in sich gegliederten Organismus von oben bis unten, befestigt im Princip der Autorität, ausgestattet mit unbedingtem Gehorsam, Alles unter der Berufung auf Gott und seinen Willen. Wie denn neuere Kanonisten selbst dem Stifter der christlichen Kirche am Staat ein Muster vorhalten und sagen: Christus habe nach Analogie des Staats in diese Gesellschaft vom Anfang an eine nothwendige Ungleichheit gelegt, nämlich die der Regierenden und Gehorchenden. Sie enthält auch die Wissenschaft in sich und selbst die Lehrfreiheit, doch beide so gemäfsigt und abgeschwächt, dafs von beiden nur der Schein übrig bleibt. Aber sie hat dann beide, den Staat und die Wissenschaft auch aufser sich und ihr höchstes Interesse ist, sich von beiden zu unterscheiden und sich als das Heilige ihnen in der gemeinsamen Kategorie des Weltlichen entgegenzusetzen. Liefse sie diese Welt, welche der Staat und die Wissenschaft ist, frei und ungehindert in sich zu, so wäre es um sie (in dieser Form) geschehen. Diese Kirche ist nicht ohne Wahrheit und nicht ohne Recht; aber sie ist ohne das Wissen um beides, wie es das des Staats und der Wissenschaft ist. Sie hat den christlichen Glauben, aber nur in solcher Weise, dafs er kein Wissen aus sich hervorgehen lassen, sondern sich nur im Gegensatz zu demselben behaupten kann. So ohne die Aegide des Wissens ist dieses Glauben, obgleich in sich sicher und dreist, doch eigentlich in sich timide und machtlos und auf die beständige Wiederholung seiner Glaubens*sätze* beschränkt, ob einer noch schwach genug ist, sich davor zu fürchten. Geht man aber mit der Leuchte des Wissens an seine axiomatischen Sätze, so geht diesen das bis dahin noch leuchtende Licht aus; es scheidet sich Licht und Finsternifs darin und diese Scheidung (Krisis, Kritik) ist das Gericht darüber.

Auf dem Boden der Wissenschaft stehen wir auch hier, und da sind wir frei von aller Leidenschaft, wie auch von aller Particularität der Confessionen. Wer es anders und besser weifs, der widerlege und streite mit den Waffen der Wissenschaft; er wird uns willkommen sein. Denn dieser Gegenstand ist aus ungegründeten Besorgnissen seit längerer Zeit nicht näher erörtert worden, da er doch, über die Unruhe des Lebens hinausgehoben und mit Gemüthsruhe besprochen, für den Geist von höchstem Interesse ist. Von dieser Seite ist die durch den Hrn. Erzbischof gegebene Anregung, welche darum noch nicht Aufregung zu sein braucht, als eine dankenswerthe und verdienstliche anzusehen.

Um nun zu erkennen, in welcher Weise der Hr. Erzbischof sein Werk der Vermittelung des Friedens zwischen Staat und Kirche vollbringt, wird es nöthig sein, zuvor zu untersuchen, ob man auf diesem Standpunct überhaupt einen Begriff vom Staat und von der Kirche haben kann.

Was denn zunächst den Staat betrifft, so ist er da nicht, wofür er längst erkannt worden, die *Wirklichkeit* des sittlichen Geistes, *deren Wahrheit* die Kirche ist, er ist da nicht das Reich objectiver Ordnung, Freiheit und Sittlichkeit, dessen tiefste Wurzel

Digitized by Google

und höchster Gipfel das Leben in Gott, der Glaube der christlishen Kirche ist, sondern der Staat ist da selbst mitten in der Christenheit das Unchristliche der Welt, welchem durch die Kirche abgeholfen werden muſs, der Inbegriff aller Unsittlichkeit, dem durch die Kirche widerstrebt werden muſs, kurz, was die heilige Schrift in ganz bestimmtem Sinn die *Welt* nennt, wie sie noch nicht auf christlichem Grund und Boden steht, wie sie noch die unbekehrte, dem Reich Gottes widerstrebende ist, das gottwidrige Princip, dessen Herrschaft zu begränzen und ihr ein Ende zu machen die Bestimmung der Kirche ist. Diesem Staat Abbruch zu thun und dessen Gränzen immer mehr zu verengen, kann daher nur für eine heilige Pflicht der Kirche gehalten werden und wie man auch mit ihm temporisire und ihn tolerire, da auch die Kirche als die kämpfende nicht aus der Welt heraus kann, so ist es doch in der letzten Schluſsfolge darauf abgesehen, daſs der Staat gar nicht mehr sei, alle Unsittlichkeit der Welt verschwinde, die Welt selbst in das Reich Gottes verwandelt und die Kirche Alles in Allem werde. Klingt dies allerdings, wenn man unter der Welt den wirklichen Staat versteht, sehr revolutionair, so ist doch zu bedenken, daſs dies Princip auch vielfältig abgeschwächt, gemildert, verfeinert, von dem Einzelnen oft als gar nicht gültig für ihn erklärt wird. Es kann eben so noch als vereinbar damit erscheinen, daſs der Staat sogar für eine göttliche Ordnung und als nothwendig zu den heilsamsten Zwecken angesehen wird; aber als wesentlicher Zweck für sich, als für mehr, wie eine göttlichweise Zulassung, wie des Uebels überhaupt, woran der Christ seine Kräfte üben soll, kann er nicht erklärt werden. Der Staat ist nach diesem Princip höchstens die unbestimmte Form der Welt, oder der Völker. Das Unbezweifelbare war bisher wenigstens, daſs die römische Kirche *in* den verschiedenen Staaten der Welt und nirgends sonst in der Welt sei. Aber der Hr. Erzbischof fragt mit dem Zeichen der Verwunderung: „die katholische Kirche im Staat"? und gründet nun seine Meinung, daſs sie *in* keinem Staat sei, darauf, „daſs sie ja im Raum und in der Zeit keine Gränze kennt, *alle* Menschen, Regenten und Unterthanen zu heiligen, zu segnen habe, am wenigsten also *in* jenen Staaten sein könne, die auf kleine Theile der Erde beschränkt sind, und sich sogar von ihr getrennt, das Haus ihrer Mutter verlassen haben". In diesem Satz unterscheidet der Hr. Verf. den Staat von der Kirche, denn er sagt, die Kirche sei nicht im Staat; doch wenn die Menschen, Regenten und Unterthanen, mit denen es die Kirche zu thun hat, einem Staat angehören, wo bleibt dann die Kirche, als im Staat? Der Begriff des Staats kennt eben so wenig, als die christliche Kirche, eine Gränze in Zeit und Raum; aber so ist er noch der abstracte; in der erscheinenden Wirklichkeit, in der Alles begränzt und endlich ist, sind nicht nur die einzelnen Staaten begränzt, sondern auch die Kirche ist es in ihnen und so nimmt auch die römische Kirche, unbeschadet der Allgemeinheit, auf die sie Anspruch macht, überall den Charakter des Landes und Staates, in welchem sie verbreitet ist, ja oft nur zu sehr einen politischen Charakter an. In Frankreich, Irland, Preuſsen ist die eine und selbige Kirche eine andere und wird danach auch unterschieden und benannt; wie der römisch-katholische Theil der Bevölkerung dieser Staaten in der römischen Kirche ist, so ist auch die Kirche in jedem dieser Staaten. Es ist das also keinesweges ein so einseitiges Verhältniſs, wie es der Hr. Verf. vorstellt. Kurz, ist der Staat auch nur als irgend eine Form des Volkes genommen und ist so der Staat noch nichts anderes als die Welt und die Welt der Staat, so muſs nach dieser seiner eigenen Vorstellung vom Staat der Hr. Erzbischof selber sagen, daſs die Kirche nothwendigerweise ist im Staat. Die christliche Religion giebt keinem, er sei auch, wer er sei, etwa ausnahmsweise das Recht, sich den Gesetzen des Staats, welche unbedingt für Alle gelten, zu entziehen oder sich ihnen zu widersetzen. Für diesen Zweck kann selbst die von der römischen Kirche in Anspruch genommene Immunität in Bezug auf das Kirchenregiment keine Exemtion oder Dispensation gewähren, welche harte Conflicte auch an dieser Seite entstehen mögen. Nur um je mehr die Kirche das Himmelreich auf Erden ist (nach dem Hrn. Erzbischof), um so mehr und gewisser wird dies Himmelreich den Staat anerkennen in seinen Rechten und Gesetzen, und nur je weniger jenes, um so weniger auch dieses. Jeder Widerspruch gegen diese Lehre setzt eine verkehrte Vorstellung vom Staat, wie von der Kirche, voraus.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 2.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1843.

Ueber den Frieden unter der Kirche und den Staaten, nebst Bemerkungen über die bekannte Berliner Darlegung. Von dem Erzbischofe von Cöln, Clemens August Freiherrn Droste zu Vischering.

(Fortsetzung.)

Uebrigens ist noch wohl zu beachten der obige Zusatz von den Staaten, die das Haus ihrer Mutter verlassen, sich von ihr getrennt haben und in denen die Kirche „am wenigsten" ist. Hiebei scheint die Meinung zu sein, dafs die Staaten eigentlich in der römischen Kirche zu Hause sind, die Kirche somit nicht im Staat, sondern der Staat nur in der Kirche zu suchen sei. Da nämlich ist er in seiner Wahrheit, wie er sich von seiner Mutter noch nicht getrennt hat. Diese sorgt ohne Zweifel dafür, dafs der Staat nicht zu sich selbst komme und er von ihr stets ungetrennt, stets bevormundet bleibe. Nimmt er sich aber die Freiheit, selbständig sein zu wollen, wie das mit der Zeit nicht zu vermeiden und selbst in ganz römisch-katholischen Ländern der Fall ist, so hat sie an ihm nur noch die unwahre, treulose Welt. Denn ist nach dem Hrn. Verf. die Kirche nicht einmal *im* Staat, so ist sie allerdings nur noch in der Welt und der Staat als solcher ist entweder für sie gar nicht da oder er ist selbst nur die Welt. Der Hr. Erzbischof behauptet unter andern, der Rationalismus und die Demagogie bezwecken den Untergang der Staaten; man mufs billig fragen, ob es nicht auf eins hinausläuft, wenn man es zum Untergang, oder wenn man es nicht zur Anerkennung des Staates kommen läfst; er sagt ferner: die Rationalisten und Demagogen wollten die Kirche zur Magd des Staats machen und dann über den Staat selbst herfallen. Man kann nicht schlimmer über den Staat herfallen, als wenn man sein Dasein und Recht ignoriren will. Der Hr. Erzbischof spricht wiederholt von „den geselligen Verbindungen, welche wir Staaten nennen"; sind sie noch nichts weiter, als dies, so sind sie nur sogenannte Staaten, wie wir auch die geselligen Verbindungen, welche wir in der Thierwelt antreffen, keine Staaten nennen. Es wäre zwar etwas mehr, aber auch so noch lange nicht genug, den Staat nur als ein Zuchthaus für Verbrecher, als einen Richtplatz für Delinquenten anzusehen. Das Mindeste würde doch sein, den Staat als ein sittliches Institut zu wissen und nicht ihn etwa nur zu beschränken auf das, was wir den Polizeistaat nennen, der es im strengsten Sinn nur mit äufserlichen Dingen und materiellen Interessen zu thun hat. Man beschränkt ihn aber darauf, wenn man ihn von aller Gesinnung und inneren Bildung entleert denkt und dieses als für den Staat gleichgültig ansieht oder als ein solches, was ihm erst von aufsen, von demjenigen, was nicht der Staat ist, gegeben und eingeflöfst werden mufs. Es wäre wirklich interessant, in der modernen Welt einen Staat zu finden, der nach den Principien des Hrn. Erzbischofs organisirt wäre. Es gab deren allerdings schon vor dem eigentlichen Beginn des Mittelalters, Völker, welche zunächst nur die Bestimmung hatten, ein taugliches Material zu sein für die organisirende Thätigkeit der Kirche und welche durch sie zum Christenthum bekehrt und zu Staaten wurden. Diese Zeit der Stiftung der abendländischen Staaten durch die Kirche schwebt dem Hrn. Erzbischof vor und die Verdienste der Kirche um jene Zeit wollen wir auch nicht leugnen oder verkennen. Es war dies aber zugleich die Zeit, wo alle Bildung und Cultur in der Welt nur auf der Seite der Kirche und aufser ihr nichts als Rohheit und Uncultur zu finden war. Wenn hingegen dies Verhältnifs sich mit der Zeit ausgeglichen und zum Theil umgekehrt hat, wenn im Staat Gesetz und Sitte, Ordnung und Recht das Herrschende, der reine, christliche Glaube und die sittliche Thätig-

Digitized by Google

keit, Geistesbildung und tüchtige Einsicht verhältnifsmäfsig durch alle Stände der Gesellschaft verbreitet ist, dann wird es sehr unpassend, den Staat als die unchristliche, unsittliche Welt zu qualificiren und den heutigen Staat nach dem Maafsstabe einer uralten Vergangenheit und eines nothdürftigen Anfanges zu messen. Im preufsischen Staat wenigstens sind wir nicht in Algerien, wo die römische Kirche noch ein reiches Feld für ihre staatenbildende Thätigkeit finden kann, was wir ihr auch von Herzen wünschen. Ob aber diese africanischen Staaten, wenn sie dereinst mündig geworden sind, der Mutter, welche sie geboren, noch sehr stark anhängen und ihr treuer bleiben werden, als andere, lassen wir billig dahingestellt; es wäre nicht das erstemal, dafs die Kinder mit der Zeit klüger werden, als ihre Eltern.

Kann man nun auf dem Standpunct des Hrn. Erzbischofs keinen Begriff vom Staat haben, so auch nicht einen Begriff von der Kirche. Dies kann leicht seltsam und anmaafsend scheinen und wir wollen deshalb sogleich milder und rücksichtsvoller das Begrifflose als das, was es in Wahrheit ist, als das Einseitige bestimmen. Denn der Begriff ist nicht in einem seiner Momente, sondern die Wahrheit des Begriffs ist seine Vollständigkeit, die Unwahrheit desselben die Einseitigkeit. Die christliche Kirche nun ist dem Hrn. Erzbischof nicht die in sich freie Gemeinde Gottes, durch Christum gestiftet, die Gemeinde der Gläubigen, in sich und wesentlich ohne allen weitern Unterschied, als einerseits den der durch die Lehre Leitenden und andererseits der Gläubigen insgemein, sondern sie ist ihm nur die äufserliche Form und Erscheinung der Kirche, die Verfassung, das Kirchenregiment. Wenn so sich alles Gewicht auf die erscheinende *Wirklichkeit* der Kirche legt, wie steht es um die *Wahrheit* derselben; ist es etwa auch in dieser Beziehung genug, nur zu sagen: Du bist Petrus und auf diesen Felsen u. s. w.? Auf diesem Standpunct ist der Leib der Kirche, dies corpus ecclesiae, der Klerus, die Hierarchie — die Kirche selbst. Diese unwahre Definition der Kirche ist es, welche allen Zwiespalt mit dem Staat erzeugt und nur das einzige grofse Verdienst gehabt hat, ihren Gegensatz, die wahre ursprüngliche Kirche Christi aus allen ihren Verderbnissen wieder zu sich zurück zu rufen. Der Leib ist das Sichtbare, die Kirche also die sichtbare, doch, wohl bemerkt, so sichtbar, dafs sie darüber aufgehört hat, die unsichtbare zu sein. Im Verhältnifs zum Leibe ist allerdings der Geist das Unsichtbare und gegen nichts wird daher in dieser Theorie so heftig gekämpft, als gegen eine Lehre, welche die Unsichtbarkeit der Kirche behauptet. Der Hr. Erzbischof nennt diese Lehre eine Erfindung Luther's und nicht nur eine unwahre, sondern auch unvernünftige. Demnach hätte der Geist, als der heilige, in seiner Kirche nichts zu thun gehabt und wäre auch der Mensch nur wenn er der geistlose ist, als der wahre und dafs er dies ist, als sein wahrer Charakter bestimmt. Der Unterschied der sichtbaren und unsichtbaren Kirche wird auf diesem Standpuncte nicht einmal für einen quantitativen gehalten, wie er in Wahrheit ist; wie denn auch von uns, die wir die Unsichtbarkeit d. h. die Geistigkeit der Kirche behaupten, keinesweges der Kirche die Leiblichkeit und Erscheinung abgesprochen wird; vielmehr, wie der Leib nichts ist ohne den Geist, der dieses Leibes Seele ist, so kann auch die Seele *in* dieser Welt nicht ohne Leib sein und nimmt man *die Seele* für das Wesen, den Leib für die Erscheinung, so müfste es heifsen:

das Wesen, wär' es, wenn es nicht erschiene?

Auf der Seite der protestantischen Kirchenlehre also ist die Einseitigkeit nicht. Wenn man aber gegen das Wesen auf die Erscheinung, gegen das Substanzielle auf das Accidentelle, gegen den Geist auf den Leib, gegen die Innerlichkeit auf die Aeufserlichkeit das Hauptgewicht legt, so nennen wir das mit Recht Einseitigkeit und wer so denkt, kann keinen vor der Wissenschaft bestehenden Begriff von der christlichen Kirche haben. Es würde in dieser Weise der Begriff der christlichen Kirche über den der Gemeinde der Gläubigen, welche Leitende und Geleitete in sich schliefst, hinausgehen, so, dafs in dieser Contraction und Concentration der Kirche auf die Erscheinung zuletzt schon der Bischof und in höchster Potenz der Papst die Kirche vorstellen könnte, wie in den geläufigen Redensarten häufig geschieht, z. B. die Kirche d. i. der Papst hat gesprochen, entschieden. Es können in dieser Weise die Begriffe und Ausdrücke: Kirche und Klerus oder Hierarchie als völlig identisch genommen werden. Wenn man diese Identität bedenkt, so scheint es allerdings unglaublich und im Widerspruch damit, was der Hr. Erzbischof

Digitized by Google

versichert, dafs die Kirche (d. i. der Klerus) das Himmelreich auf Erden, das Unvergängliche im Vergänglichen, das Unveränderliche im Veränderlichen sei, dafs die Kirche (d. i. der Klerus) das Ewige wahrt in den Staaten, die nur das Irdische zu wahren haben. Der innere Widerspruch ist klar. Einerseits ist die Kirche nur in ihrer Sichtbarkeit, Leiblichkeit die wahre; sie ist in dieser Welt und mit ihr gar sehr beschäftigt; sie hat in dieser ihrer Aeufserlichkeit selbst ein erstaunlich weltliches Aussehen; sie ist ganz und gar im Diesseits zu Hause. Andererseits wenn es darauf ankommt, grofse Ansprüche geltend zu machen, so gründet sie diese auf ein Jenseits, so ist nur der Staat ein Reich von *dieser* Welt, sie aber ein Reich von jener; sie ist sogar das Himmelreich selbst, lebt nur im Ewigen und gründet darauf ansehnliche Rechte — im Zeitlichen (in temporalibus). Wenn aber der Klerus von der Kirche nur die Leiblichkeit darstellt, so mufs er ja damit im Leiblichen und Irdischen recht zu Hause und so zu sagen erst recht in seinem Elemente sein. Ist nun das allerdings die unverkennbare Einseitigkeit der römischen Kirche, so hat sie doch diese eine Seite, welche die Kirchenverfassung und das Kirchenregiment ist, ihrem Princip gemäfs gründlich und scharfsinnig ausgebildet und wir könnten vielleicht in Verlegenheit gerathen, wenn der Hr. Erzbischof zu uns spräche: Eure Kirche ist in meinem Sinn gar keine. Ein Kirchenregiment habt ihr eigentlich gar nicht, sondern ihr seid ganz in die Discretion des Staats hingegeben und wie ihr regiert werden sollt, hängt von der zufälligen Einsicht und Gemüthsstimmung, von der aufgeklärten oder entgegengesetzten Gesinnung ab, auf welche dann auch eine dieser entgegengesetzte folgen kann. Nur mit der Art, wie ihr im Punct der gemischten Ehen für euch gesorgt habt, kann ich vollkommen zufrieden sein. Auch der Hermesianismus hat in eurem Bereich ein befriedigendes Ende genommen; nur mit dem Hegelianismus seid ihr noch sehr geplagt, was nur die Unvollkommenheit eurer Kirchenverfassung ist. Das eigentlich Inhaltsvolle des Kirchenregiments hat dieses selbst aus den Händen und an zahllose Vereine hingegeben, an „Lichtfreunde" und Finsternifsfreunde und die convulsivischen Zuckungen, welche durch eure Kirche fahren, drohen ihr ohne ein weises Kirchenregiment die unvermeidliche Auflösung, eine Dissolution, welche dem frommen Pater Henricus seinen Plan zur Reconciliation Deutschlands mit Rom wesentlich erleichtern kann. Nur Formelles, Geringfügiges, ob ein Candidat nach alter oder neuer Dogmatik examinirt werden soll, — solche Dinge sind die grofsen Objecte eures Nachdenkens und Kirchenregiments. Hingegen Liturgien und öffentliche Gottesdienste nach Belieben zu erfinden und zu improvisiren, ist bei euch jedem Prediger und Privatmann erlaubt. Einen wahrhaft grofsen Blick und Gedanken habe ich über euer Kirchenwesen noch nicht aufgehen sehen; ein Synodalsystem, welches bis jetzt durch den Staat supplirt ist, wird man euch nicht bewilligen, weil dann die Kleinigkeitskrämerei aufhören müfste u. s. w. Wenn der Hr. Erzbischof so spräche, so hätte er nicht ganz Unrecht. Nur der eine kleine oder grofse Unterschied bleibt zwischen ihm und uns, dafs, von wegen des Princips der christlichen Freiheit, auf welchem wir stehen, aus uns noch Alles werden kann, hingegen die römische Kirche unter den zahllosen Reliquien, welche sie hat, selber nicht die unbedeutendste ist.

Aus dem bisher Erörterten kann nun der geneigte Leser schon entnehmen, von welcher Art der Friede zwischen Kirche und Staat sein wird, den der Hr. Erzbischof beabsichtigt. Er versucht es zuerst, ihn durch das argumentum ab utili annehmlich zu machen für den Staat; es würde, sagt er, der Unfriede dem Staat nicht frommen. Dies Nützlichkeitsargument hat aber seine Beziehung auf den Klerus eben so gut, was aber nicht geltend gemacht wird; es würde diesem doch eben so schlecht bekommen und gefallen, wenn sich der Staat zum Verfolger der Kirche machte. Die Voraussetzung ist schon hier, wie schon gezeigt, dafs der Staat für das der Kirche schlechthin Entgegengesetzte und Feindselige zu halten sei; denn „mit der Anerkennung der jederseitigen Rechte", von der beiläufig ein Wort vorkommt, zeigt es sich bald, kein Ernst zu sein. Sondern ein Scheinfriede, heifst es, wäre das, wenn die Bischöfe zu allen Anfeindungen und Angriffen Seitens eines schlechtberathenen Staats Ja sagen wollten. Auch um den Frieden zwischen der Kirche und solchen Staaten, die nicht katholisch sind, zu besprechen, wird vorher eine solche Auseinandersetzung des Staats und der Kirche vorgenommen, dafs die weltliche Regierung nur „die im Lande Ansäfsigen" vor Augen hat und sie nur als Unterthanen in

Digitized by Google

Anspruch zu nehmen hat. Hiebei ist die Voraussetzung, dafs die Unterthanen ganz seelenlose Wesen sind, die höchstens Hände haben, die Steuern zu entrichten, auf deren Inneres, Erziehung und Bildung der Staat ganz und gar allem Einflufs zu entsagen hat; denn dies wäre Verwechselung des Politischen mit dem Religiösen, Gewissenszwang, sagt der Hr. Verf. Er wirft sich mit Recht die sehr ernste Frage auf, ob irgend ein Gouvernement mit der Kirche in Frieden leben könne und wenn er doch die Frage bejaht, so wird man schon wissen, wie er dies versteht, nämlich so, dafs der Staat sich mit der katholischen Kirche aufser aller Berührung setzt und sie als absolut selbständig anerkennt. Damit die Kirche ganz freie Hand habe, soll man zwischen Staats- und Landesgesetzen unterscheiden; jene sind solche, welche im Wesen des Staats liegen, die nicht erst gegeben werden und denen Verbindlichkeiten von Seiten der Kirche entsprechen; Landesgesetze hingegen werden von weltlichen Regenten gegeben, betreffen nur weltliche Angelegenheiten und gehen die Kirche nichts an; denn die Kirche hat ihre eigenen Gesetze. Auch in dieser Form spricht der Hr. Verf. nur den bleibenden Gegensatz von Staat und Kirche aus, innerhalb dessen er sich hält; er richtet den Gegensatz von Landesgesetzen und Kirchengesetzen auf, ohne auf die Einheit der Quelle beider zurückzugehen, ein Gegensatz, der dem vom Innern und Aeufsern entspricht und aus welchem, weil er in der Wirklichkeit durchaus unbestimmt und fliefsend ist, ein Jeder machen kann, was er will. Auf dem Standpunct unserer Friedensstiftung ergiebt sich daraus eine solche Selbständigkeit, Unabhängigkeit der Kirche, dafs sie, ohne Genehmigung des Staats, machen kann, was sie will. „Den Staatsgesetzen und Rechten, welche Nero, der Heide, der abtrünnige Julian, der Arianer Constantius, der Kaiser von China hat, entsprechen Verbindlichkeiten der Kirche; aber von Rechten und Gesetzen, welche die Regenten sich selbst zugelegt haben, kann nicht die Rede sein" S. 35. Dem hiebei offenbar zu Grunde liegenden Wahlspruch: procul a Jove, procul a fulmine, setzen wir vielmehr den biblischen entgegen: bleibe im Lande und nähre dich redlich. Dem Kaiser von China will die Kirche mit Vergnügen gehorchen; nur in Ansehung der Landesherren trägt sie Bedenken. „Auf Befehl des Heilandes, in der Kraft Gottes, wider den entschiedensten Willen der Grofsen dieser Welt, in Widerspruch mit den klarsten Bestimmungen der weltlichen Gewalt gebauet, verbreitet, sich mehr und mehr verbreitend, steht sie da (die Kirche) und wird bis zum letzten der Tage nach dem Wort des Herrn, dessen, der Himmel und Erde in seiner Hand hält, fest stehen — und sie sollte den Staaten, der Staatsgewalt subordinirt sein? Das Himmelreich auf Erden den Reichen dieser Welt? u. s. w." S. 42. Es kommt nun auf dem Standpunct des Hrn. Verf.'s, nachdem er die Subordination verworfen, zur Coordination der Kirche und des Staats. Der Hr. Verf. bedenkt nicht, dafs dies ein Verhältnifs der Gleichgültigkeit ist und die Coordination logisch erst darin ihre Wahrheit hat, dafs die beiden Coordinirten einem dritten Höhern gemeinsam subordinirt sind. Aber dieses würde unmittelbar über des Hrn. Erzbischofs Standpunct hinausführen und zeigen, dafs auch der Staat nicht ist ohne Religion, selbst wenn er an dem Volk nur eine Masse hätte, deren Form er wäre, wie in Nordamerica, wo wenigstens das Volk seine Religion hat und andererseits eben so wenig die Kirche sein könne aufserhalb des Staats. Nur in dieser constanten Einbildung einer ganz negativen, blos formalen, sich selber gleichgültigen Verschiedenheit, welche nur die Abstraction des Reflectirenden ist, haben alle jene Vorurtheile ihren Grund, welche sich so reichlich daraus ergeben haben. Die Verschiedenheit, so wie sie in's wirkliche Leben und Handeln eintreten will, kann auch kaum anders, als in den eben so förmlichen Gegensatz fortzugehen. Es kommt zur Erscheinung das gegenseitige Mifstrauen, welches die wesentliche Voraussetzung und Grundlage dieses Standpunctes ist, ein Mifstrauen, welchem zu allen Zeiten nur dürftig und schwach durch Concordate zwischen dem römischen Hof und den verschiedenen Staaten abgeholfen worden und welche selbst den innern, gegenseitigen Unfrieden zu ihrer nothwendigen Voraussetzung haben; es kommt zu einer Douanenlinie an den Gränzen des Staats und der Kirche und nur um so eifriger und eifersüchtiger werden diese Gränzen bewacht und gesucht, je schwerer es wird, sie zu finden und zu fixiren.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 3.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1843.

Ueber den Frieden unter der Kirche und den Staaten, nebst Bemerkungen über die bekannte Berliner Darlegung. Von dem Erzbischofe von Cöln, Clemens August Freiherrn Droste zu Vischering.

(Fortsetzung.)

Diese Lehre ist das Unglück, die Wunde, der faule Fleck der Zeit, auch in der protestantischen Kirche, in der noch Viele von solcher Coordination der Kirche und des Staats, ganz im Sinne des Hrn. Erzbischofs, träumen, wenn sie auch, wie von Schuderoff, zur Confraternität gesteigert wird, von der ich schon vor länger als 30 Jahren gesagt habe, es sei dies das Verhältnifs von zwei Brüdern, die sich einander nicht todtschlagen. Es ist nichts leichter, als zu zeigen, dafs diese Lehre nicht nur sich selbst aufhebt, sondern, in ihrer Schärfe genommen, auch an einen Punct geräth, an welchem das Gegentheil von dem, was sie will, herauskommt. Denn soll der Staat allem Einflufs auf die Kirche entsagen, so ist auch er vollständig selbständig im Sinne der Kirche selbst nur dann, wenn auch er sich allem Einflufs der Kirche auf ihn entzieht und das Volk vor allem solchen Einflufs behütet und bewahrt. Hiemit ist denn der Krieg zwischen Staat und Kirche erklärt. Ganz etwas anderes ist es doch mit der Einheit, welche selbstthätig ihre Unterschiede setzt und die gesetzten auch stets wieder in sich zurücknimmt, wie die Liebe eben diese beständige Aufhebung der von ihr selbst gesetzten Unterschiede ist. — Wenn nach dem Hrn. Verf. die Coordination den Sinn haben soll, dafs die Kirche nicht die Dienstmagd des Staates sein soll, so ist das nur das Eine; das Andere, welches eben so wohl darin liegt, ist, dafs auch der Staat nicht der Dienstbote der Kirche sein soll; die Coordination, wie sie nur das Gegentheil der Subordination ist, läfst beides zu oder schliefst vielmehr beides aus. Mit einem so lahmen Grundsatz kommt man also nicht aus der Stelle und die Klage erneuert sich auch bei unserm Hrn. Verf., dafs doch die Kirche vom Staat nicht genugsam in ihrer Selbständigkeit anerkannt werde; „ein Zweifel an der Unabhängigkeit und Selbständigkeit des Staats würde gleichsam als crimen laesae majestatis angesehen; in Bezug auf die Kirche sei es ganz anders" und es entsteht die Frage: wie das komme? Antwort: „es kommt daher, was in der *Welt* so häufig geschieht, dafs das Zeitliche (der Staat) dem Ewigen (dem Klerus), das Irdische (der Staat) dem Himmlischen (dem Klerus) vorgezogen, Macht mehr als Recht, die physische, militärische Gewalt höher geachtet wird, als die moralische Gewalt". Am Ende ist nun auch unserm Friedensstifter mit der verlangten Coordination nicht genugsam gedient; er fodert auch noch wechselseitige Freundschaft, und dies ist wenigstens etwas Positives zu jenem Negativen. Es kann dies aber doch nach der bisherigen Gränzbestimmung nur so viel als höchtens gute Nachbarschaft, somit auch so nur ein ganz äufserliches Verhältnifs sein, welches innere Zuneigung noch keinesweges in sich schliefst. So lange man vollends noch, wie der Hr. Verf., sich nur im strengen Rechtsverhältnifs behauptet, wird auch der Klerus noch nicht seine rein moralische Gewalt, die der Hr. Verf. ihm kurz vorher zusprach, eintreten lassen. Es erhebt sich hier die verfängliche Frage: kann wohl unter einem Staat, dessen Regent nicht katholisch ist, und der katholischen Kirche Freundschaft sein? und der Hr. Verf. antwortet darauf: „Ich aber frage, was die Confession des Regenten, da das Bekenntnifs zu einer Confession eine durchaus persönliche Angelegenheit des Regenten als Mensch ist, mit dem öffentlichen Leben des Regenten, als solchem zu thun habe? Diese Frage oder Antwort können wir uns gefallen lassen; sie spricht das wahre Verhältnifs aller

Digitized by Google

Staatsoberhäupter zu den Bekennern des mannigfaltigen Glaubens aus. Wir leiten daraus nur noch etwas mehr, als der Hr. Erzbischof, ab. Sie enthält zunächst dies, dafs vor dem Staats- und Landesgesetz die verschiedenen Confessionen gleich sind, dafs das Staatsoberhaupt gleiche Gerechtigkeit austheilt an die Bekenner derselben und desselben persönliches Bekenntnifs dabei nicht in Betracht kommt. Es liegt aber auch dies darin, dafs im Unterschied der Kirche und des Staats das Oberhaupt des letztern zwar nur diesen zu vertreten, aber auch nöthigenfalls desselben Recht und Gesetz gegen alle An- und Uebergriffe zu vertheidigen und aufrecht zu halten hat und zwar gleichermafsen unabhängig von allem persönlichen Glaubensbekenntnifs. Der römischen Kirche gegenüber befinden alle Staaten sich in dieser Stellung; in diesem Verhältnifs ist es, dafs der Staat, er sei, welcher er wolle und ob das Staatsoberhaupt sich zur protestantischen, griechischen oder selbst zur römischen Kirche bekenne, der Staat mithin als solcher wesentlich und nothwendig — *der Protestant ist.* Diesen, diesen Protestantismus will der Hr. Erzbischof nicht anerkennen. Wir stimmen ihm völlig bei, wenn er verlangt, das kirchliche Glaubensbekenntnifs soll in dem Regenten als solchem keinen Einflufs haben auf sein Verhältnifs zu den verschiedenen Kirchen; aber sein politisches Glaubensbekenntnifs, welches das ist, wodurch er des Staats Oberhaupt ist, wird er ihm doch wohl lassen müssen. Wenn nun z. B. die römische Kirche Grundsätze und Handlungen entwickelt, wodurch eine andere Kirche im Staat in ihren heiligsten Grundsätzen und wohlerworbenen Rechten gekränkt und beeinträchtiget wird, (wie z. B. in diesem Buch der Hr. Erzbischof unter andern sagt: „durch den Westphälischen Frieden sei den von der Kirche sich trennenden Kindern nur Seitens der weltlichen Gewalt die politische, ruhige Existenz gewährt". Wie? nicht auch kirchliche Existenz, freie Ausübung des Gottesdienstes?) so ist auch der Staat dadurch unmittelbar afficirt, und die Gerechtigkeit des Staatsoberhaupts erfodert, auch abgesehen von seinem kirchlichen Glaubensbekenntnifs, die gekränkte Kirche nicht unbeschützt zu lassen, die Gerechtigkeit z. B. des Königs von Baiern, den protestantischen Theil des Militairs von der gefoderten Kniebeugung vor demjenigen, was dieser als ein Heiliges nicht anerkennen kann, zu befreien. Denn einem weisen Monarchen ist auch an der Gutwilligkeit und dem Vertrauen eines solchen, beträchtlichen Theils seines Volks gelegen und er würde leicht, was er an der einen Seite gewinnt, an der andern verlieren können. In dieser Welt der Endlichkeit hat Alles, auch die Geduld, auch die Nachgiebigkeit ihr Ende. Wir müssen in dieser Beziehung und in Bezug auf den Handel mit dem Hrn. Erzbischof von Cöln mit unserer gewohnten Pietät und Verehrung besonders unseres hochseligen Königs gedenken, der, wahrlich ein gerechter Herr gegen Jedermann, doch im vollen Gefühle seiner ihm von Gott anvertrauten Majestät ein klares Bewufstsein hatte von demjenigen, was der Staat ist und was die Würde des Staats mit sich bringt, auch alle gegen die Kraft und Selbständigkeit des Staats gerichtete Tendenzen vollkommen durchschaute. Man irrt sich sehr in Ihm, wenn man meint, Er sei in diesem Handel eines beschränkten Confessionsinteresses fähig gewesen. Er war ein ganzer König und gehörte als solcher keiner Partei und Confession an. Nach öffentlichen Blättern *soll der Hr.* Erzbischof Clemens August von Droste-Vischering bei der Einsetzung des Generalvicars Jven sich geäufsert haben: es sei für den Generalvicar nur die Wahl möglich, entweder zum Verräther der heiligen Sache der römischen Kirche oder zum standhaften Bekenner und Blutzeugen derselben zu werden. Dies erinnert gar sehr an die Repealberedsamkeit des Bischofs Higgins von Ardagh, der gleichfalls nach öffentlichen Blättern lebhaft versicherte, die ganze katholische Hierarchie von Irland ohne Ausnahme sei für die Aufhebung der Union; alle katholische Bischöfe ohne Ausnahme seien Repealers. Wie? steht das Verhältnifs von Staat und Kirche in Deutschland so, wie der Hr. Erzbischof versichert, nämlich in der Alternative und Frage: ob *nur* die Kirche oder *nur* der Staat sein, eine von beiden Mächten auf dem Platze bleiben *soll?* sind wir schon soweit, dafs das blutige Drama der Weltgeschichte, durch die Reformation zu Ende geführt, wieder von vorn beginnen kann? Sollten wir nicht *mehr* aus der Geschichte gelernt haben? Der Hr. Erzbischof scheint in seinem obigen Spruch vorauszusetzen, dafs Hegel Recht hat, wenn er in seiner Philosophie der Geschichte behauptet: „Man verweiset Regenten, Staatsmänner, Völker vornehmlich an die Belehrung durch die Erfahrung der Geschichte. Was

Digitized by Google

die Erfahrung aber und die Geschichte lehren, ist dieses, dafs Völker und Regierungen niemals etwas aus der Geschichte gelernt und nach Lehren, die aus derselben zu ziehen gewesen wären, gehandelt haben". Es gehört dies zu demjenigen, was wir nicht glauben, obgleich es Hegel gesagt hat und wir halten uns vielmehr im Widerspruch mit dem Spruch des Hrn. Erzbischofs an den Ausspruch eines grofsen römisch-katholischen Dichters, Dante Alighieri, welcher sagt: wer gegen den Staat und dessen Oberhaupt sich versündigt, verräth auch die Kirche und hat Eine Strafe zu leiden und zwar in dem untersten Schlunde des Höllentrichters. —

Sollen wir uns nun nach diesem Allen mit dem erzbischöflichen Werk der Friedensstiftung zwischen Staat und Kirche noch im Einzelnen beschäftigen? Wir müssen es wohl, der Vollständigkeit wegen, doch mit einiger Kürze und Auswahl. Die Rechte des Staats in Bezug auf die Kirche fasset der Hr. Verf. als solche zusammen, die in der Landeshoheit liegen und durch das ius circa sacra bezeichnet sind. Auf dem Standpunct des Hrn. Verf.'s kann das ius c. sacra im Wesentlichen nichts anderes bedeuten, als dafs der Staat so weit als möglich um die Kirche *herum* gehe und sich von ihr entfernt hatte. Er beschränkt dies Recht auf das Negative, dafs er sich vor Beschädigungen von Seiten der Kirche hüte (ius cavendi) und auf das Positive, welches er aber nicht sowohl Recht als Verbindlichkeit genannt wissen will, die Kirche zu beschützen (ius tuendi). Er leitet beides aus seiner Coordination des Staats und der Kirche ab, ohne zu bedenken, dafs nur darum beiderlei Recht nothwendig ist, weil die Coordination als dieses leere Gleichgewicht, so wie sie in's wirkliche Leben übergeht und sich geschichtlich erweiset, sofort in's Schwanken geräth, die Waagschale sich entweder nach der einen oder andern Seite neigt, somit als Coordination sich aufhebt. Denn wenn sie eine wahre und wirkliche oder es Ernst mit ihr wäre, so brauchte wahrlich der Staat sich nicht in Acht zu nehmen vor der Hierarchie, noch entstände für ihn gar die Verbindlichkeit, sie zu beschützen, da sie in ihrer Selbständigkeit und Unabhängigkeit ohnehin genugsam im Stande ist, sich selbst zu vertheidigen und zu beschützen, und der Staat könnte seinerseits eine solche Beschützung leicht überflüssig machen durch ein gerechtes Verhalten gegen die Kirche. Der Hr. Verf. will aber selbst nicht einmal, dafs das ius cavendi unnöthig werde, weil dies die Kirche in die Unmöglichkeit setzen würde, dem Staat zu schaden und so aus der Coordination gleich wieder die Subordination unter den Staat entstände; also die Möglichkeit soll bleiben; aber die Wirklichkeit einer Beschädigung wird als möglich geleugnet und als solche Dinge, die den Staat gar nicht beschädigen können und als solche „anerkannt" sind, nennt der Hr. Erzbischof naiv genug auch die Kirchengesetze und das Kirchenrecht. In Beziehung darauf kann und darf, nach ihm, kein ius cav. stattfinden. Man müfste wenig Kenntnifs der Geschichte haben, wenn man leugnen wollte, dafs die ganze Dialektik der Geschichte des Verhältnisses von Staat und Kirche seit dem Mittelalter und seit es ein päpstliches Kirchenrecht giebt, sich um diesen Punct gedreht, der Klerus gar viele Gesetze darin gemacht hat, welche mit jedem Staat, der sich irgend selbst begreift, unvereinbar sind und die Nothwendigkeit eines ius cav. von Seiten des Staats hinreichend motivirt haben. Der Staat soll, wenn er unbedingtes Vertrauen zur Kirche hat, von diesem Recht keinen Gebrauch machen, nach dem Hrn. Erzbischof; so vertrauend bedarf er aber überhaupt keines ius cav. und die Forderung ist somit eigentlich, er soll sich sorglos der Discretion der Kirche überlassen und wenn doch nun, nach ihm, der Staat dies Recht haben mufs, nur zu dem Zweck, damit die Kirche dem Staat nicht subordinirt erscheine und sie nicht aufser Stand gesetzt werde, dem Staat, wie Gutes, so auch Böses anzuthun („wie wir Menschen nun einmal sind"), so wäre das viel Einfachere, die Kirche, die ohnehin das Himmelreich auf Erden ist, nähme sich selbst hinreichend in Acht, damit der Staat sich nicht mehr vor ihr in Acht zu nehmen brauchte. So lange aber in der Hierarchie das Himmelreich auf Erden noch nicht ganz evident erschienen ist, wird man dem Staat nicht verargen, wenn er es an den nöthigen Präcautionsmaafsregeln nicht fehlen läfst. Das Recht der Beschützung nimmt der Hr. Verf. ohne weiteres nur als Verpflichtung des Staats; er führet aber nicht dazu an, was doch zum Beschützen wesentlich erforderlich ist, dafs auch der Schützling, der ja in einzelnen Fällen auch Böses thun kann („wie wir Menschen nun einmal sind"), stets in den Gränzen seiner Befugnisse bleibe. End-

Digitized by Google

lich, damit kein Zweifel übrig bleibe, wie es auf diesem Standpunct mit beiderlei Recht allein gemeint sein kann, wird der Kirche, von wegen der Coordination, beides in gleicher Weise beigelegt. Auch die Kirche hat sich vor dem Staat in Acht zu nehmen und ihn zu beschützen. So ist der Unfriede völlig etablirt und zur Grundlage des Friedens gemacht. In der That kann auf dem Boden des Rechts aller Friede nur der negative, d. h. nicht mehr und nicht weniger als *nur kein* Unfriede sein. Um zum wahren, inhaltsvollen Frieden zu gelangen, muſs man sich in ein ganz anderes Element erheben; da muſs man vor allem Gratians Decret, die Decretalen (besonders die falschen), die Extravaganten und das ganze corpus iuris canonici bei Seite und in Vergessenheit stellen. — Der Hr. Verf. geht weiter in seiner Auseinandersetzung von Staat und Kirche, um auf *dem* Wege den Frieden abzuschlieſsen d. h. ihn auszuschlieſsen. Das Placet will er gänzlich beseitigt wissen; denn das Minimum, welches er davon zuläſst, ist nicht der Rede werth. Auf dem Grunde seiner Coordination fragt er sogar: ob nicht aus dem Placet folge, daſs auch die Kirche die Handlungen des Staats genehmigen müſste? Dies soll ohne Zweifel die Unzulässigkeit, Absurdität des Placet von Seiten des Staats zeigen; es zeigt aber zugleich, was und wie viel ein Klerus, der sich für das Himmelreich auf Erden hält, sich einzubilden fähig ist. — Näher zeigt sich dies bei der Frage: wie es mit den Schul- und Bildungsanstalten zu halten sei? Auf die Stelle der Bibel: die Obrigkeit ist Gottes Dienerin u. s. w. sich berufend setzt hier der Hr. Erzbischof hinzu: „mir scheint in dieser Bestimmung der Staaten der Beruf, sich den Schul-, den Erziehungs- und Bildungsanstalten zu unterziehen, auch ein dazu gegebener Auftrag nicht zu liegen". Als ob der Apostel davon gehandelt hätte! Von den Schul- und Bildungsanstalten der Kirche will er den Staat gänzlich ausgeschlossen wissen und was er weiter will, merkt man wohl. In dem höchst unbestimmten Gedanken, daſs alle zu Bildende gute Christen werden, fasset er Alles zusammen und das ist der Hauptgrund gegen den Einfluſs des Staats auf solche Anstalten. Der Hr. Erzbischof hat in seinem Vorurtheil vom Staat als einem Unchristlichen, noch eine scheinbare Berechtigung zu seinem Urtheil. Er hat aber auch in der protestantischen Kirche jetzt viele Allirte, die ganz so denken, wie er und die Gymnasien (vorerst, bald auch gewiſs die Universitäten, wie in Frankreich die Reaction schon angefangen), wie wenn sie das bis jetzt nicht gewesen wären, christlich machen, den Einfluſs des Staats darauf verengen, den der Kirche erweitern wollen. Es klingt auſserordentlich, daſs, nach der neuen Theorie, der Zweck des Christenthums an den Zöglingen nun erreicht werden soll und nur so erreicht werden kann, daſs die Kirche sie in ihre Obhut nimmt. Mit solchen unbestimmten, allgemeinen Redensarten wissen sie zu imponiren; praktisch aber kommt es überaus kläglich heraus. Denn wissen diese auch, was überhaupt der Zweck des Staats, was geistige Freiheit und Befähigung sei zum wahren Christenthum? Zum Abgrund aller Bildung und Geistesfreiheit wollen sie das Christenthum machen und diesen prachtvollen Namen benutzen zur Verdüsterung, zur Verdumpfung und Versumpfung des Geistes. In dem unbestimmten Gedanken des Christenthums liegt freilich Alles, was der Mensch bedarf zum zeitlichen und ewigen Leben. Aber wie das ein gar Weites und viel Umfassendes ist, was als das Christliche in der Theorie und Erkenntniſs des Glaubens sich auseinander zu legen hat, wo man nicht mehr mit dem einfachen Namen des Christlichen ausreicht, so ist auch im Leben die Kunst der Bildung, des Unterrichts und der Erziehung vielmehr, das darin Enthaltene wirklich und vollständig auch herauszusetzen und zur Erscheinung zu bringen, alle Elemente desselben gehörig einander unterzuordnen, Mittel und Zweck in allen Beziehungen zu unterscheiden und so eine organische Gliederung aller Bestandtheile eines wohlgeordneten christlichen Lebens zu erzeugen, in der alle Einseitigkeit der Bildung verschwunden ist und in der man nicht mehr das eine christlich, das andere unchristlich nennen kann. Wenn solche, die übereinstimmend mit dem Hrn. Erzbischof denken, einen groſsen Staat zu regieren hätten, so würden sie ihn mit aller ihrer sogenannten Christlichkeit in kurzer Zeit so herunterbringen, daſs nur wenig noch von wahrer Bildung in ihm übrig bliebe und er in dem Kosmos des europäischen Staatensystems, so zu sagen, nur noch einen geringen *Nebel*flecken vorstellen könnte.

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

№ 4.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1843.

Ueber den Frieden unter der Kirche und den Staaten, nebst Bemerkungen über die bekannte Berliner Darlegung. Von dem Erzbischofe von Cöln, Clemens August Freiherrn Droste zu Vischering.

(Schlufs.)

Unser Hr. Verf. stellt bei dieser Gelegenheit eine Behauptung auf, bei der, wie er selber sagt, Vieler Haare sich sträuben werden, nämlich, dafs nicht nur die Kirche für sich ausschliefslich Gymnasien haben müsse (als ob sie deren im preufsischen Staat bisher nicht gehabt hätte an Orten, wo die Bevölkerung dieser Kirche angehörte), sondern auch völlige Freiheit haben müsse, diese Gymnasien der Leitung geistlicher Corporationen anzuvertrauen („ob der Jesuiten, welche *Joh.* v. Müller eine Vormauer *aller* Autorität nennt, oder Anderer, darauf kommt es hier nicht an"). Wir können darauf nur erwiedern: wohl bekomme es ihr und — dem Staat! Auch Universitäten will er ausschliefslich für die Kirche reclamiren oder wenigstens in Beziehung auf Alles, was das ewige Heil gefährdet oder ihm frommt. Wenn dies etwa das ist, womit *theologi*sche Facultäten sich beschäftigen, so hat es daran im preufsischen Staat nicht gefehlt; soll aber mehr darin liegen, so würde das zugleich an Zeiten erinnern, welche jetzt schier allgemein als die der Barbarei gelten. Doch geht des Hrn. Verf.'s Liberalität hierbei noch so weit, dem Staat Einsicht zu vergönnen, aber nicht Aufsicht, nicht Vormundschaft. So läfst es sich auch, seiner Meinung nach, mit der Selbständigkeit der Kirche nicht reimen, wenn der Staat verfügt, dafs ohne Bestätigung Seitens der Staatsgewalt Schenkungen an die Kirche nur bis zu einem gewissen Betrag gültig seien, eine Schenkung aber darüber hinaus der Bestätigung Seitens der Staatsgewalt bedürfe — „wenn dies einen andern Sinn haben sollte, als dafs die Kirche Eigenthum habe und der weltliche Arm dasselbe beschütze". Es schliefst sich daran die verfängliche, auch vorher schon einmal berührte Frage, welche allerdings in diesem Gedankensystem und bei der Vorstellung vom Klerus als der Kirche von grofser Wichtigkeit ist: ob Reichthum der Kirche heilsam sei oder nicht? Wir in der protestantischen Kirche halten uns an den von dem Hrn. Verf. nicht angeführten Spruch des Petrus: Silber und Gold habe ich nicht, was ich aber habe, das gebe ich dir, im Namen Jesu Christi u. s. w. Ap. 3, 6. Diese klingende Münze trägt das Gepräge der ursprünglichen evangelischen Kirche auf der einen, und das ihres heiligen Stifters auf der andern Seite. Der Hr. Verf. klagt über Beraubungen der Kirche, unter denen er nicht undeutlich die Secularisationen versteht. „Die Kirche betrachtet ihr Vermögen als aus Almosen entspringend". Auch die verlangten Dotationen von Seiten des Staats? Dies wäre wenigstens ein sehr weiter Begriff von Almosen. Desto mehr wird aber die Vorstellung, dafs Dotation so viel, als Besoldung von Seiten des Staats sei, zurückgewiesen. Desto mehr Gewicht wird darauf gelegt, dafs die Dotirung der Bischöfe vom Gouvernement als ein Staatsgesetz anerkannt ist und desto fester wird nun der Staat auf dieser Bestimmung festgehalten. Wie das aber zusammen bestehen könne mit der obigen Behauptung, dafs die Kirche „nicht im Staat" sei, ist gewifs ein schwer zu lösendes Problem. Es werden zuletzt finanzielle Vorschläge hinzugefügt: „sollten nicht etwa stehende Renten, wo die noch nicht verkauften Domainen nicht mehr hinreichen, statt der Waldungen genommen werden können"? S. 182 heifst es: „wer das hier Gesagte erwäget, der möchte wohl die Ansicht gewinnen, die Kirche könne nicht leicht *zu* reich sein (warum nicht gar?) und man möchte auf den Gedanken kommen, dem so fromm scheinen-

Digitized by Google

den Misfallen am Reichthum der Kirche liege Unglaube, Irreligiosität, weltliche Gesinnung zum Grunde". Wenn der Klerus das Himmelreich auf Erden ist und der von dem Hrn. Verf. nicht angeführte Spruch Pauli ist: das Reich Gottes ist nicht Essen und Trinken, so ist um so mehr zu verwundern, dafs der Klerus gerade einen so starken Appetit hat, ja nach des Hrn. Verf.'s eigenem Ausdruck, nie genug haben kann. — Nach diesem Allen hätte der Hr. Verf. die ihm noch wichtig scheinende Frage gar nicht mehr aufzunehmen brauchen: sind die katholischen Geistlichen als solche Staatsbeamte? Wenn nach der Theorie des Hrn. Erzbischofs der Staat nur gleichsam in der Nachbarschaft der Kirche wohnt und sie desselben (*aufser zu den Dotationen*) nicht bedarf, so versteht sich die Immunität von selbst und es kann dann als Unrecht erscheinen von Seiten des Staats, Kleriker in Ordnungsstrafe zu nehmen, sie ab officio zu suspendiren u. s. w. So einen Staat im Staat bildend ist die Kirche gewifs exemt und kann der wirkliche Staat in ihr so wenig etwas der Art vornehmen, als ein Staat in dem andern dessen Beamte absetzen kann. Allein wie schon das Placet und bei der Bischofswahl die persona grata in Erwägung kam, so noch viel mehr jeder Uebergriff des Klerus in das Staatsgebiet. Von der persona grata steht wohl, worauf sich auch der Hr. Erzbischof beruft, (klüglicherweise) nichts in der Bulle de salute animarum; doch *soll*, nach ihm, in einem päpstlichen Breve an die Domkapitel davon die Rede sein. Sollte das der Hr. Erzbischof nicht genauer wissen, um mit einem Soll davon zu handeln? Von diesem wichtigen Punct spricht überhaupt der Hr. Verf. in sehr unbestimmten Ausdrücken, z. B. die Bestätigung der Bischofswahlen *scheine* eine blofse Form zu sein. Aber die Form ist hier gerade die Hauptsache, nicht Schein, sondern Ausdruck eines bestimmten Rechts. — Auch was der Hr. Verf. von den Patronatrechten sagt, hat alles nur zum Zweck, die *aus*schliefsende Gewalt der Kirche zu behaupten und sie aus allem Nexus mit dem Staat herauszusetzen. — Der Hr. Verf. kommt hienächst auf die berühmte 18. These zu sprechen und streitet da im eigentlichen Sinn pro aris et focis und seine oratio ist die pro domo oder vielmehr pro sede. Dafs der Minister v. Altenstein in jener These einen Angriff auf die appellatio ab abusu gefunden, kann man dem hohen Staatsbeamten, der das Recht des Staats zu wahren hat, nicht verdenken, da die Allgemeinheit und Unbestimmtheit der von dem Hrn. Erzbischof gebrauchten Bestimmungen und Ausdrücke, die doch in anderer Beziehung zugleich so bestimmt lauten, auch jene app. ab abusu füglich in sich schliefsen *konnten* und es nachher nichts helfen kann, zu sagen, sie sei nicht darin begriffen. Natürlich verwirft er dann die app. ab abusu auch und an sich und es kommt die freundnachbarliche Zänkerei zum Vorschein, in welcher, nach des Hrn. Erzbischofs Entscheidung, zwei Partheien gegen einander stehen und er hinzufügt: „wer wird nun entscheiden, ob die app. ab abusu rechtlich begründet sei? doch nicht Eine der Partheien"? Selbst bei dem Punct von dem unmittelbaren Verkehr in kirchlichen Angelegenheiten mit dem Oberhaupt der Kirche ist der Hr. Verf. noch nicht damit zufrieden, dafs dieser Verkehr durch des jetzigen Königs Maj. nachgegeben ist, sondern er beklagt sich auch noch, das des gegenwärtigen Herrn Ministers Exc. die Erinnerung an den Unterthaneneid der Bischöfe und die Drohung, allenfalls die Freiheit des Verkehrs mit Rom abermals zu hemmen, hinzugefügt habe. Er tröstet sich aber damit, dafs dieses nur Zusätze seien, welche nach alter Gewohnheit bei allen ähnlichen Verfügungen stattfinden, woraus der Hr. Verf. ja eben hätte merken können, wie sehr nöthig dergleichen hinzugefügte Vermerke zu allen Zeiten gewesen und dafs sie keinesweges überflüssig sind. Dafs jener Verkehr mit Rom in der vom Heilande seiner Kirche gegebenen Verfassung liege, wird immerfort bezweifelt werden, wie es von Kanonisten jener Kirche längst bezweifelt worden und dafs jener freie Verkehr zum Leben der Kirche eben so nothwendig sei, wie zum Leben des Leibes der Verkehr der Glieder mit dem Haupt, ist nur Mifsbrauch biblischer Lehren und nennt man in der Rhetorik eine Metabase. Wenn der Hr. Verf. hinzufügt, durch ein Verbot des freien Verkehrs werde die heimliche Correspondenz hervorgerufen, so ist daraus erst recht zu ersehen, was des Staats nothwendiges Bewufstsein dabei ist, nämlich dafs er nur unter zwei *Uebeln* eins zu wählen habe. Der Hr. Erzbischof hat aber hierüber ganz eigenthümliche Vorstellungen. Er meint, „wenn das ein Landeshoheitsrecht wäre (über den

Digitized by Google.

Verkehr mit Rom etwas zu bestimmen), so würden doch die Apostel und ihre Nachfolger davon gewufst, der heilige Geist, der die Apostel leitete, würde es doch gekannt haben". Ja wenn die Apostel nichts besseres zu thun gehabt hätten, so würden sie vielleicht daran gedacht haben, auch über solche Aeufserlichkeiten Vorkehrungen zu treffen, und besonders wenn sie daran gedacht hätten, welche Uebel künftig im Gefolge davon sich einfinden könnten, so würden sie ohne Zweifel den Staaten zuvorkommend, den Weg nach Rom pflichtmäfsig durch die Staaten geleitet haben.

Viel Einzelnes wäre noch zu besprechen in der Schrift des Hrn. Erzbischofs. Doch das Erörterte möge genügen. Auch die drei letzten Abschnitte, welche meist nur Persönliches und sonstige Wiederholungen enthalten, übergehen wir und überlassen denen, die darin angegriffen sind, ihre Vertheidigung. Nur das Eine wollen wir noch als auffallend bemerken, dafs der Hr. Erzbischof in seiner Vertheidigung immer nur sagt: er habe die Vereinbarung und Instruction nicht *gesehen*, nicht *gelesen*; aber auch nicht gekannt? auch in den Verhandlungen mit dem Domkapitular Schmülling nicht kennen gelernt? — Soviel, hoffen wir, wird wohl aus dem Bisherigen hervorgehen, dafs das Project des Hrn. Erzbischofs einen solchen Frieden zum Gegenstand hat, der nicht *befriedigt*.

D. Marheineke.

II.

De nominum Graecorum formatione, linguarum cognatarum ratione habita scripsit Georgius Curtius, phil. Dr. Berol. ap. F. Duemmlerum. MDCCCXLII.

Die unter obigem Titel genannte Schrift behandelt nicht etwa das ganze Gebiet der Nominalbildung, wie man aus jenem zu schliefsen allerdings berechtigt wäre, sondern, worüber sich der Verf. gleich in dem kurzen Vorworte ausspricht, nur einen Theil der Substantivbildungen, nämlich die unmittelbar aus der Wurzel durch ein Suffix gebildeten. Der Verf. geht daher im ersten Kapitel vom Unterschied zwischen Primitivis und Derivatis aus und weist zunächst die falsche Auffassung derjenigen mit Recht zurück, die nur solche Nomina primitiva nennen, welche auf keine Wurzel zurückführbar sind, alle übrigen dagegen derivata. Er selbst nennt demnach primitiva diejenigen Nomina, welche entweder die Casuszeichen unmittelbar an die Wurzel hängen, oder dieselben mit einem der Wurzel antretenden Suffix verbinden; dagegen heifsen ihm derivata diejenigen, welche von einem bereits gebildeten Nominalstamm abgeleitet sind. Der Verf. thut dann dar, dafs diese Unterscheidung eine bereits durch die Sprache selbst gegebene sei, wenn sie gleich nicht überall streng von ihr fest gehalten wurde, indem sich nämlich in den Primitivis das Bestreben zeige, die Form der Wurzel bei dem Antritt des Suffixes so vollständig wie möglich zu erhalten, dagegen bei den Derivatis schon häufig ein Aufgeben mindestens des auslautenden Vocals des ursprünglichen Nominalstammes statt finde.

Im zweiten Kapitel wird von den Buchstaben gehandelt, die ohne die Bedeutung des Nominalstammes zu verändern, demselben zuweilen antreten, und zwar giebt der Verf. zwei Gründe an, aus denen dies geschehe; nämlich einmal, sagt er, treten dem vocalisch auslautenden Thema Consonanten an, um die Casuszeichen leichter mit ihnen verbinden zu können, dann aber auch Vocale dem consonantisch schliefsenden aus einer gewissen Nachläfsigkeit der Sprache, welche die schwache (isosyllaba et magis vulgaris) Declination der ungebräuchlicheren starken (perittosyllaba) vorzieht. Darauf wird zunächst von den Consonanten gehandelt, und zwar zuerst das auf diese Weise den Stämmen antretende δ besprochen, das bereits Bopp vergl. Gr. p. 139 und 148 bei dem Femininsuffix τρις, sowie bei den weiblichen Patronymicis auf ις und ας als späteren Ursprungs bezeichnet hatte. Der Verf. geht noch weiter und behauptet, dafs alle Substantiva auf ις, die ein δ im Stamme zeigen, das δ erst später erhalten haben und führt als Grund, weshalb dies geschehen sei, den Hiatus an (p. 7), den besonders der attische Dialect zu vermeiden sucht. Zur Unterstützung dieser Ansicht läfst sich allerdings sagen, dafs, da die Griechen die beiden Halbvocale j und w verloren hatten, ein Dialekt wie der Attische in solchen Fällen, wo ι einem andern Vocal vorauf-

Digitized by Google

ging und er nicht contrahiren konnte, den Hiatus allerdings sehr stark gefühlt haben müsse, und dafs sich, da eben das j fehlte, die Media des Organs, welchem dieser Vocal angehört, das δ als der zunächstliegende weiche Buchstabe dargeboten haben könnte; allein es scheint mir sich anders zu stellen und zwar so, dafs eben das δ erst aus j entstanden ist. Wenn wir im Griechischen das lateinische und indische j durch ζ vertreten sehen, so ist klar, dafs der Uebergang von jenem zu diesem Zwischenstufen haben müsse, wie sie etwa lat. judex, franz. juge, engl. judge im Anlaut zeigen, und zwar wird die nächste Stufe vor dem ζ immer ein mit δ zusammengesetzter Laut gewesen sein, wie ihn namentlich das vom Plato im Cratylus p. 418 D. angeführte δυογόν = ζυγόν (καὶ τὸ γε ζυγὸν οἶσθα ὅτι δυογὸν οἱ παλαιοὶ ἐκάλουν) zeigt, in welchem δυ offenbar einen dem skr. g' poln. dz' sehr ähnlichen Laut bezeichnet; denn Pott scheint mir Unrecht zu haben, wenn er Etym. Forsch. II. 35 dies δυογόν als eine blofse Fiction angesehen wissen will. In ziemlich gleichem Verhältnifs wie dies δυογόν zu ζυγόν steht dann auch skr. djaus der Himmel, im Rig Veda: Gott des Himmels zum griech. Ζεύς und es ist mir daher wahrscheinlich, dafs das vom Verf. in den oben genannten Fällen als angetreten bezeichnete δ, aus einer Zeit stamme, wo die griech. Sprache das j noch nicht unmittelbar aufgab, sondern der Uebergang aus diesem in andre Buchstaben in obiger Weise statt fand, so dafs also das δ sich an der Stelle des j zeigt, der mit demselben verbundene Zischlaut aber aufgegeben ist, wie dies Aufgeben sich auch dialektisch im äol. Δεύς = Ζεύς skr. djaus zeigt. Für den Wechsel zwischen d und j, g' im Sanskrit selber erinnere ich an die nahe Berührung der beiden Wurzeln dam und jam, deren beider Grundbedeutung „bändigen, bezähmen" ist, ferner an dampatî und g'ampatî (beides: Mann und Frau, aber wie ich glaube ursprünglich jampatî von jam für jama zwiefach, Zwilling und patî der Gatte, also etwa unser Ehe*paar*). — Der Verf. bringt nun um seine Meinung zu unterstützen, fernere Beispiele bei, in welchen angeblich ein δ, um den Hiatus zu vermeiden, eingeschoben sei. Allein in mehreren derselben ist das δ wurzelhaft, so in den von V. σπα (σπάω) hergeleiteten Formen, denn fut. σπᾰσω pf. ἔσπᾰκα zeigen dadurch, dafs sie den Wurzelvocal nicht verlängern, dafs hier ein δ ausgefallen sei, und dies ist im aor. pass. ἐσπάσθην in σ verwandelt. — In στάδιος, στάδιον ist zwar das δ in der Wurzel noch nicht vorhanden, indefs möchten sich diese Formen zu στα doch wohl ähnlich verhalten, wie unser *stehen* zu *stand*. — ἀμφᾰδίος scheint Ableitung von ἀμφαδόν und in diesem ist ὸν Adverbialendung. — In ψαδυρὸς kann ich ebenfalls kein eingeschobenes δ erkennen, da ihm die Formen ψαδαρός, ψαθαρός, ψαθυρός, ψαθάλλω, alle mit einem Dental, zur Seite stehn. — Eben so wenig läfst sich in χλίδη etc. ein Einschub des δ nachweisen, denn auch hier ist es wurzelhaft; Lobeck weist (zu *Buttm.* ausf. Gramm. II. 326) ein ptc. perf. διαχεχλιδώς nach und demnach ist δ in χλίω ausgefallen. Dies stellt sich in seiner Bedeutung weich werden, zerfliefsen dem skr. *klid* madescere zur Seite; das χ erklärt sich aus der Aspirationskraft des λ. — Aehnliches läfst sich entweder von den meisten übrigen Formen, die der Verf. anführt, sagen, oder sie stehn doch so vereinzelt da, dafs ein Urtheil über den Ursprung des δ derselben schwer fällt. Dagegen ist es mir mit dem Verf. wahrscheinlich, dafs das δ in der Endung der Patronymica auf αδιος, ιδης, αδης, so wie der Wörter auf ιδιος späteren Ursprungs sei, und zwar möchte ich auch hier behaupten, dafs es an die Stelle eines früheren j getreten sei, das sich in der entsprechenden indischen Endung îya findet, jedoch so, dafs in den Wörtern auf αδιος und ιδιος das δ und ι für skr. j steht. — Endlich nimmt der Verf. noch den Einschub eines δ bei den femininis in ας, die sich neben masculinis in ος finden, an, und dafs es hier nicht ursprünglich sei, ist offenbar genug; über die Entstehung desselben spricht er sich jedoch nicht weiter aus; es scheint, dafs diese nach Analogie der Patronymica, sowie andrer Adjectiva auf ας gebildet, überhaupt späteren Ursprungs seien. —

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 5.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1843.

De nominum Graecorum formatione, linguarum cognatarum ratione habita scripsit Georgius Curtius.

(Schlufs.)

Der Verf. ist ferner bemüht, den späteren Ursprung eines τ in vielen Substantivstämmen zu beweisen, indefs werden sich hier sicher manche Beispiele als nach Analogie solcher gebildet, die ursprünglich ein τ hatten, erklären lassen, bei andern wie bei χρώς (χρωτ) neben dem Homerischen χρο-ός, χρο-ί, χρό-α folgt daraus, dafs die epische Sprache jene Form nur selten anwendet, doch noch nicht, dafs diese die Frühere sei, sondern nur dafs sie beide verschieden gebildet sind; wie χρωτ gebildet sei, läfst sich, da wir die Wurzel nicht kennen, nicht sagen; ἔρως und γέλως *sind* ohne alle Frage selbstständige Formen neben ἔρος und γέλος; ἔρωτ steht mit der häufigen Verwandlung von τ zu σ und dann folgendem Ausfall des σ zwischen zwei Vocalen für ἐρασοτ-ἐραοτ, was Ἐρατώ, ἐρατεινός, ἐρασθείς zeigen; γέλως zeigt dasselbe Suffix οτ und steht für γελασοτ-γελαοτ, denn dafs σ zum Stamme gehöre zeigt fut. γελάσω mit kurzem α und aor. ἐγέλασ-σα; über ἱδρώς wage ich wegen Schwierigkeit der Ableitung nicht zu entscheiden. — Das τ der Suffixe der Abstracte auf τητ ist hinlänglich durch das lat. tat und tut als ursprüngliches geschützt und hier könnte eher das skr. tâ den auslautenden Consonanten aufgegeben haben. In ἄναξ und γάλα kennen wir wieder die Bildung zu wenig um darüber urtheilen zu können, ob τ späterer Einschub sei oder nicht, γονατ und δορατ (γόνυ, δόρυ) zeigen dadurch, dafs sie α statt des nominativen υ haben, dafs sie ganz andre Bildungen sind und nur der Nominativ γόνυ vergleicht sich dem skr. g'ânu. — Endlich nimmt der Verf. noch den späteren Einschub eines τ in einer gröfseren Anzahl analog gebildeter Composita an, und diese Annahme scheint hier um so wahrscheinlicher, als sich bereits im Sanskrit und Lateinischen nach Bopp's Ansicht der spätere Einschub eines solchen t in ähnlichen Fällen nachweisen läfst. Gehen wir nämlich, wie der Verf. thut, vom Sanskrit aus, so zeigt sich hier vor dem Gerundialsuffix ya der Einschub eines t 1) bei Wurzeln, welche auf einen kurzen Vocal, 2) bei einigen, die mit m oder n und vorhergehendem kurzen Vocal auslauten; die letzteren zeigen jedoch daneben gewöhnlich auch die regelmäfsige Bildung. Gewifs richtig hat nun Hr. Prof. Bopp dies Gerundium auf ya sowie das andre auf tvâ als einen alten Instrumentalis erklärt und zwar hier als des participii futuri passivi auf ya; dabei mufs es nun aber auffallen, dafs grade die unter 1 genannten Wurzeln ihr part. fut. pass. (die Wurzeln i, stu, vrĭ und drĭ ausgenommen, wenigstens nach Pânini III. 1. 109) auf eine andre Weise bilden, nämlich dadurch, dafs sie das ya ohne t an die Wurzel hängen, aber den Wurzelvocal durch Guna und Vriddhi verstärken; dies geschieht schon in den Vedas, wo sich z. B. havya bei Rosen Rig V. h. 108. 6, 116. 6, arya ib. 116. 6., kârya ib. 88. 4. findet, nicht aber zeigt sich, soviel mir bekannt, die Verstärkung der Wurzel durch t, weshalb ich auch glaube, dafs diese Bildung bei den obigen Ausnahmen nach Analogie des Gerundii erst später eingetreten sei. Eben so wenig zeigen die Wurzeln unter 2 dies t, sondern einige hängen das ya an die Wurzel, deren Vocal Vriddhi erhält, andere ohne dasselbe. Es scheint mir daher nicht gut möglich, das Gerundium auf ya bei diesen Wurzeln durch das part. fut. pass. zu erklären, sondern ich glaube in diesem Falle, dafs das t nicht der Warzel angetreten ist, sondern zum Suffix gehört, und zwar dergestalt, dafs tya f. tyâ steht und der Instrumentalis des auch in den slavischen Sprachen zur Bildung des Infinitivs, in den übrigen zur Bildung zahlreicher Abstracta verwandten Suffixes

Digitized by Google

ist *). Dies ist mir um so wahrscheinlicher als einmal die von diesen Wurzeln gebildeten Abstracta auf ti ganz mit dem Gerundium übereinstimmen, man vgl. âkrtya mit instr. prakrtyâ etc., dann aber auch in älterer Zeit die Gesetze über die Annahme eines bestimmten Gerundialsuffixes noch nicht so fest gewesen zu sein scheinen wie später, da sich wenigstens häufig in den epischen Gedichten Formen des Ger. auf ya zeigen, bei Verbis die mit Präpositionen zusammengesetzt sind; mir sind im Augenblick nur zwei Stellen Mah. III. v. 10615 grihya pânau rudantam und ib. 10673 grihyâ'çu zur Hand, sie werden sich aber leicht mehren lassen. — Der Verf. stützt sich nun weiter auf das Sanskrit und zwar auf die bisher durchweg als unbezweifelt angenommene Ansicht, dafs den mit kurzem Vocal schliefsenden Wurzeln, sobald sie als letztes Glied eines Compositi auftreten, zur Stützung des Wurzelvocals ein t antrete. Aber auch dies t ist kein blofs mechanischer Buchstab, sondern es ist ein Suffix und zwar dem Participialsuffix at oder ant identisch, für das es vielleicht nur die bei vocalisch auslautenden Wurzeln ältere Form ist. Dafs wir es aber dafür nehmen, dazu bewegt uns eine im Rig Veda vorkommende Form, nämlich âçrutkarna (schol. â sarvatah çrinute, iti âçrut : kvip hrasvasya tuk : tâdrîçau karnau yasya, sa âçrutkarnah), die dies t auch im ersten Gliede eines Compositi zeigt; wollte man nämlich hier das t als einen blofs mechanischen Einschub annehmen, so wäre das eine Art der Composition, wie sie sonst im Indischen nicht vorkommt, dafs nämlich die suffixlose Wurzel als erstes Glied in einem Compositum aufträte; nimmt man es dagegen als Participialform, so schliefst es sich eng an die von Rosen in den Anmerkungen zum Rig V. p. XXII. behandelten Bildungen mit participiis an und âçrutkarna einer der alles hörende Ohren hat, ist ganz so gebildet wie g'ayadrat'a einer der einen siegenden Wagen hat. Mir scheint es daher sehr wahrscheinlich, dafs die Sprache die Participialnatur von âçrut noch deutlich fühlte und es demnach in dieser Weise verwandte. Aber aufserdem läfst sich aus dem Rig Veda noch eine Form anführen, die freilich von einer Wurzel mit langem Vocal herrührt, aber dennoch dasselbe Suffix zeigt; es ist dies der Gen. pl. st'âtâm R. V. h. 70. 2 von st'ât das stehende, feste, was eben so wie âçrut durch Anhängung des einfachen t gebildet ist, da es als mit suff. at, ant gebildet nicht angesehen werden kann, weil vor diesem der Wurzelvocal â ausfallen müfste, wie das regelmäfsige part. praes. tis't'at zeigt. Endlich zeigt sich dies t noch in einem unzusammengesetzten Substantiv nämlich in stut, das sich unter den stotrînâmâni im Nig'antu 3. 16. findet. Ref. glaubt daher mit einiger Wahrscheinlichkeit behaupten zu können, dafs auch das t der obengenannten Composita wie vicvakrit keine blofse Stütze des Wurzelvocals sei. Die Sprache mufste sich dieses Suffixes bedienen, da sie von kurzvocalisch auslautenden Wurzeln keine Nomina durch blofse Verbindung der Casusflexionen mit der Wurzel bildet, sie bedurfte aber dieses Bildungsmittels nicht bei consonantisch auslautenden, da diese mit Casussuffixen ohne weiteres Nominalnatur annehmen; aber auch hier geschieht es nur am Schlufs eines Compositi und im ersten Gliede eines solchen ist immer das Suffix nöthig, was am besten die gleichbedeutenden Wörter vasurid und vidadvasu zeigen, und denen sind, wenn man von der Beziehungsart der Theile des Compositi absieht, havanaçrut Rig V. h. 10. 10 und âçrutkarna ganz gleich gebildet. — Dies t zeigt sich nun aber nicht allein im Sanskrit, sondern Bopp hat es auch bereits im Lat. nachgewiesen und der Vf. führt eine Anzahl griechischer Composita auf, die es ebenfalls zeigen, aber grade diese zeigen, da mehrere von ihnen einen vorhergehenden langen Vocal haben, dafs das τ keine blofse Stütze der Wurzel sein kann, sondern einen andern Ursprung haben müsse, und diesen glauben wir auch hier in dem erwähnten Participialsuffix zu finden; was die bald active, bald passive Bedeutung der Wörter betrifft, so scheint mir die letztere mit Pott II. 561 nicht gegen jenen Ursprung zu sprechen. — Am Schlufs dieses Kapitels bespricht der Verf. die auch im Griechischen sich zeigende Erscheinung, dafs der leichteren Flexion der Nominalstämme halber 1) Consonanten abgeworfen, 2) Vocale angefügt wurden, und belegt sie mit Beispielen.

Im dritten Kapitel spricht der Vf. von den Consonanten, die zuweilen zwischen Wurzel und Suffix treten und weder jener noch diesem gehören; zu diesen rechnet er σ und θ und nimmt an, dafs sie zur Verstärkung der Wurzel aufgenommen seien, jedoch so,

*) Aehnliches hatte schon Bopp in seinem Conjugationssystem p. 51 angenommen.

Digitized by Google

dafs sie nur in gewissen Formen erscheinen, keine constanten Erweiterungen der Wurzel sind, die da auf sämmtliche von ihr ausgehenden Ableitungen übergehen. Der Verf. führt nun eine Anzahl von Substantivis auf, in denen σ angeblich eingeschoben sein soll. Ref. kann sich jedoch bei den meisten derselben nicht davon überzeugen, und zwar erstens aus dem allgemeinen Grunde, weil die griech. Sprache, die in der älteren Zeit das σ zwischen zwei Vocalen untergehen liefs, und es selbst vor Consonanten häufig nicht dem Untergange entrissen hat, sich unmöglich, bei Bewahrung ihrer ursprünglichen Lautgesetze im Allgemeinen, so untreu gewesen sein kann, ein σ wie es in mehreren dieser Beispiele geschieht, grade zwischen zwei Vocalen wieder einzuschieben, dann aber auch zweitens deshalb, weil in eben denselben Beispielen Wurzel oder Stamm auf ein ursprüngliches σ weisen; γέλασος gehört zu γελάω und wir haben schon oben wahrscheinlich gemacht, dafs das Thema des Verbi γελασ gewesen sei; dasselbe gilt von πέτασος, das sich durch sein kurzes α im Fut. ganz an das vorige anreiht und das σ aufserdem deutlich im herodotischen πεπέτασμαι im aor. ἐπετάσθην und in πέτασμα zeigt. Neben καῦσος stellen sich alle übrigen Ableitungen von καίω, die ein mit τ anfangendes Suffix haben, welche sämmtlich vor demselben das σ zeigen; freilich finden sich neben diesen auch andre Formen mit denselben Suffixen ohne das σ, aber das beweist eben nur den allmähligen Untergang desselben; denn man begreift sonst nicht leicht wie die griech. Sprache, die ein αὐτός hatte, in καυτός hätte einen Anstofs finden und ein σ annehmen sollen, etwa weil es nicht wohllautend genug war, oder weil die Wurzel im Verhältnifs zum Suffix noch einer Verstärkung bedurft hätte. In den übrigen Beispielen ist entweder ebenfalls ein wurzelhaftes σ anzunehmen, wie in ῥυσός, μυσός, τραυσός, oder sie sind wie ὀρσός, καμψός mittelst eines Suffixes σος gebildet. Von den Compositis wie Τερψιχόρη neben Τερπικέραυνος hat bereits Rosen in den Anmerknngen zum Rig Veda p. XXII gesprochen und den ersten Theil ohne allen Zweifel richtig auf ältere Participialformen zurückgeführt; so schliefst sich φερέσβιος rücksichtlich seiner Bildung genau dem skr. b'aradvâg'a Opfer bringend an, indem einmal φερέσβιος für φερετβιος steht und dann das regierende Participium gegen die gewöhnlichen Compositionsgesetze in beiden den ersten Theil des Compositi bildet. Rosen führt aus dem Rig Veda aufser obigem b'aradvâg'a noch mandayatsak'a Freunde erheiternd, xayadvira Männer vernichtend und (h. 106. 4) Männer beschützend, taraddves'a Feinde besiegend und vidadvasu Schätze wissend an, die die Richtigkeit seiner Ansicht vollständig beweisen, und wir können, da er die griechischen auf gleiche Weise gebildeten Composita ausführlicher bespricht, auf seine Darstellung verweisen; nur das bemerken wir noch, dafs in einigen der vom Verf. angeführten Wörter wie στρεψόδικος an die Stelle des älteren Compositionsvocals ι das ο getreten ist, daneben tritt jedoch auch jenes auf z. B. in στρεψίμελος. — Schliefslich nimmt der Verf. eine Erweiterung der Wurzel durch θ bei einigen Substantivis an, deren Etymologie jedoch gröfstentheils so dunkel ist, dafs wir über die Richtigkeit seiner Annahmen nicht zu entscheiden wagen.

Im vierten Kapitel handelt der Verf. kurz vom Wechsel der Vocale in Nominibus, die unmittelbar von Wurzeln gebildet sind, und bespricht namentlich das neben ε vorkommende ο, welches hauptsächlich dann erscheinen soll, wenn die Wurzel eines stärkeren Gewichts gegen die Endung bedarf. Obwohl man das in manchen Fällen zugeben mufs, so ist doch die Erscheinung keineswegs dadurch erschöpfend erklärt.

Im fünften Kapitel handelt der Verf. von der Bedeutung der Suffixe und stellt die Ansicht auf, dafs alle von der Bezeichnung von Personen ausgegangen und von diesen auf Sachen und Abstracta übertragen seien. Hier mufs man dem Verf. zugeben, dafs das Neutrum und Abstractum in der Entwicklung der Sprache jedenfalls das spätere sei, und dafs die lebendige Anschauung des Volkes in seiner Kindheit Sachen allerdings als handelnde Wesen aufzufassen pflegt, wie z. B. der Fufs πούς pes, skr. pad (vom gehen pad) der Geher genannt wird, wie man scherzweise auch wohl sagt, die Treter. Daher rührt denn die grofse Zahl der Masculina und Feminina, die zur Bezeichnung von Sachen und Abstracten dienen, für welche der Verf., indem er zunächst die vocalischen Suffixe ο, α, η u. s. w. behandelt, eine Reihe sorgfältig zusammengestellter Substantiva beibringt, unter welchen er jedoch p. 30 irrthümlich sonus und focus als Abstracta aufzählt. P. 32, 33 wird γῆρας als mit skr. suff. as gebildet angenommen; es läfst sich doch aber wohl wegen des α nicht füglich von den mit Suff.

Digitized by Google

ατ gebildeten Stämmen wie κέρας, mit denen es auch in der Declination stimmt, trennen. — Die Suffixe τηρ, της, τα nimmt der Verf. aus mehreren einleuchtenden Gründen als identisch an; von της und τα hatte es schon Bopp ausgesprochen. Der Verf. weist nun auch nach, wie bei mehreren Substantivis in τηρ daneben die Endung της vorkömmt, und dazu möge man bemerken, dafs selbst bei solchen, die nur της zeigen, das dazu gehörige Fem. zuweilen noch das ρ des ursprünglichen Suffixes zeigt, so ποιήτρια neben ποιήτης. Nachdem der Verf. diese Suffixe, deren Grundform tr ist, behandelt hat, geht er zu denen über, die m — n mit dazwischen stehenden Vocalen zeigen, indem er auch hier die grofse Verwandtschaft aller unter einander nachweist. Zunächst bespricht er die Endung man, lat. men d. man, men neben denen das griech. ματ steht; hier hatte sich Hr. C. schon früher p. 12 dahin ausgesprochen, dafs, nachdem das leichtbewegliche ν der ursprünglichen Endung μαν gewichen, das suff. durch ein antretendes τ wieder verstärkt worden sei. Sind wir nun gleich einer Ansicht mit ihm darüber, dafs auch das Griech. ursprünglich die Endung μαν gekannt habe, und dafs erst später ματ an seine Stelle getreten sei, so können wir dies doch nicht auf die angegebene Weise erklären, sondern glauben, dafs die Erweiterung in ατ bestehe, wie wir eine solche bereits bei γόνυ skr. g'ânu im Vergleich zum Stamm der cas. obl. γονατ, eben so bei δόρυ — δορατ erkannt haben. Aehnlich verhält sich γῆρας mit vorausgesetztem τ zu skr. g'aras, wahrscheinlich κρέας zu skr. kravyam Fleisch. — Im Folgenden macht es der Verf. durch Zusammenstellung mehrfacher Beispiele sehr wahrscheinlich, dafs die Suffixe μος und μη dem älteren μαν (ματ) ihren Ursprung verdanken; mehr als Wahrscheinlichkeit wird man indefs bei dergleichen Behauptungen nie leicht erlangen können, da die anderen Formen gewöhnlich bereits seit ältester Zeit daneben bestehen, wie z. B. das skr. schon manche Formen in mas zeigt, die griechischen in μος entsprechen, wie z. B. d'ûmas der Rauch und θυμός die Seele. Eben so schreibt der Verf. dem seltenen Suffix μις den Ursprung aus μαν (ματ) zu, kann jedoch nur Zusammenhang mit μος und μη nachweisen; hier ist mir der Ursprung aus man in ἀτμός, ἀτμή, ἀτμίς der Rauch sehr wahrscheinlich, die sich rücksichtlich des Begriffs zu skr. âtman die Seele d. âtum der Athem verhalten wie d'ûmas zu θυμός, aber dessen ungeachtet müfste der Ursprung von μις aus μαν schon in einer Zeit liegen, für deren Erscheinungen wir schwerlich historische Gewifsheit erlangen können, da das suff. mis m. und f. schon zahlreich in den Veden auftritt, so nemis f. die Folge von nî (oder viell. nam?) raemis m. Strahl zusammenhangend mit ruc', ûrmis mf. die Wage von rî gehen oder vrî bedecken, g'âmis das Wasser pl. die Finger; die Verwandten (in Bezug auf letztere Bedeutung vgl. man geminus, beide von g'an), b'umis f. die Erde von b'û werden, b'rîmis m. der Vollender von b'rî bringen u. a. — Endlich behandelt der Verf. von den mit μ anlautenden Suffixen die sich dem skr. mâna zur Seite stellenden und liefert auch hier ganz hübsche Zusammenstellungen. Von diesen geht er darauf zu den Suffixen über, die sich von den vorigen nur durch das Nichtvorhandensein des anlautenden m unterscheiden, und weist überzeugend manchen Uebergang der Suffixe in einander nach, wie p. 51 den von ων in ω. Bei dieser Gelegenheit bespricht der Verf. auch ἠώς und sagt, die lesbische Form αὐώς sei eine durch Guna verstärkte, wenn man sie mit skr. us'as vergleiche, indefs bietet uns dies selbst gar nicht die ursprüngliche Form, die Wurzel beider *ist nämlich* vas und findet sich im vedischen adv. vastar (cf. Ves-ta) früh morgens, ferner in vâsara der Tag und andern Ableitungen, zu den sich us'as rücksichts des Anlauts verhält wie das von Bopp richtig vorausgesetzte, vedische vavâc'a (Rig V. 137. 4) zu dem späteren uvâc'a. Es ist daher ein vasas vorauszusetzen, zu dem sich gr. ἠώς und ἑώς so verhalten, dafs in jenem die Verlängerung zu η, in diesem der Spir. asper das Digamma vertritt, in αὐως aber ist αὐ aus va entstanden und steht in demselben Verhältnifs wie der spätere indische Genitiv mad'ôs vom mad'u m. dulcis zum vedischen mad'vas. — Im Folgenden behandelt der Verf. noch die Infinitivsuffixe und die Suffixe τυ, τι oder σι, το, τη, νο, νη, ιο, ια, ρο, ρα, λο, λη und wir sind ihm auch hier überall mit Interesse gefolgt, können aber nicht einzeln auf die gebotenen Resultate eingehen. Wir sprechen aber schliefslich aus, dafs wenn wir auch in manchen Einzelheiten über die Ursachen einiger Erscheinungen mit dem Verf. nicht einer Meinung sein konnten, wir doch jedenfalls in den meisten Fällen die Richtigkeit der vom Verf. beobachteten Erscheinung zugeben, auf die besonders durch die fleifsigen und geschickten Zusammenstellungen des Verf.'s, der mit dieser Abhandlung in die literarische Welt eintritt und eine weitere Behandlung der griechischen Wortbildung in Aussicht stellt, kein geringes Licht geworfen worden ist.

Dr. A. Kuhn.

Digitized by Google

№ 6.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1843.

III.

Georg Wilhelm Friedrich Hegel's Vorlesungen über die Naturphilosophie, als der Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften Zweiter Theil. Herausgegeben von D. Carl Ludwig Michelet. (Hegel's Werke. Siebenter Band. Erste Abtheilung). Berlin, 1842. bei Duncker u. Humblot.

Erster Artikel.

Vorliegendes Werk gehört zu denen, in Bezug auf welche beim ersten Anblick, und nicht einmal blofs beim *ersten* Anblick, fast nur entweder eine unbedingt beistimmende, oder eine eben so unbedingt gegnerische Beurtheilung möglich scheint; erstere für *diejenigen*, welche seiner Methode und seinen wissenschaftlichen Voraussetzungen beipflichten, letztere für *die*, welche Beides in Abrede stellen. Allerdings liegt, was die Ersteren, also was alle wirklichen Anhänger seines berühmten Urhebers betrifft, die Möglichkeit im Allgemeinen nahe genug, dafs sie, bei wesentlicher Uebereinstimmung im Princip, doch im Einzelnen der Ausführung Manches zu erinnern, manche Berichtigung, sowohl in Ansehung des Thatsächlichen und seiner Auffassung, als auch des Formalen und Methodologischen der Gedankenentwicklung und Begriffsstellung, anzubringen finden. Insbesondere, sollte man meinen, müfste dieser Fall denn eintreten, und, wenn er eintritt, auch wohl das Interesse solcher Leser, die nicht gerade der Schule in alle Specialitäten ihrer Meinungsverschiedenheit in Bezug auf die Behandlung einzelner Gegenstände zu folgen sich aufgelegt fühlen, in Anspruch nehmen können, wenn etwa ein Jünger Hegel's, mit gründlicher Kenntnifs der empirischen Naturwissenschaften ausgerüstet, und vielleicht in einem oder dem andern Gebiete dieser Wissenschaften selbst als Mitforscher thätig, eben vom Standpunct dieser Forschung, der empirischen aus, auf die philosophische Arbeit seines Meisters zurückzublicken und dieselbe, ohne Verzichten auf ihr Princip, in erheblichen Puncten umzugestalten sich veranlafst fände. Dennoch ist dieser Fall, so viel wir wissen, bis jetzt, ungeachtet der nicht geringen Ausbreitung des Studiums Hegel'scher Philosophie auch unter Männern, die nicht der eigentlichen Speculation ihre ganze, der Wissenschaft gewidmete Kraft zuwenden, nicht eingetreten, und es fehlt nicht an Anzeigen, welche vermuthen lassen, dafs in dem naturphilosophischen Werke des grofsen Denkers selbst ein Grund liegen mag, weshalb er auch nicht so leicht eintreten wird. Unbedingte Anhänger des berühmten Mannes werden diesen Grund in dessen wirklicher Unfehlbarkeit, oder in dem durchgängigen Gelungensein seiner Leistung, die es zu keiner erheblichen Ausstellung von Seiten gründlicher und sachkundiger Beurtheiler kommen lasse, zu suchen geneigt sein. Anderen, die darum noch nicht schlechthin nur seine Gegner sind, liegt es näher, zu argwöhnen, dafs jener Grund in einem von Hegel, trotz der entgegenlaufenden Versicherung eines Theils seiner Schule, noch nicht ganz überwundenen Mifsverhältnisse zwischen den Principien der philosophischen und der empirischen Forschung, in einer bis jetzt noch unausgefüllt gebliebenen Kluft zwischen Speculation und Erfahrung liegen mufs. Man braucht Hegeln keineswegs sehr achtungswerthe Kenntnisse auf dem Gebiet der naturwissenschaftlichen Empirie abzusprechen oder ihn einer geflissentlichen, durch übermäfsiges Vertrauen in die apriorische Macht des rein rationalen Begriffs verschuldeten Nichtbeachtung dieser Empirie zu bezüchtigen; aber wie ausgebreitet auch immer jene Kenntnifs, oder wie sorgfältig bei ihm das Fortgehen mit der gleichzeitigen empirischen Forschung gewesen sein möge: erklärlich wird durch Beides nicht, wie nichts

Digitized by Google

destoweniger nicht der mit Hegel's naturphilosophischer Speculation bekannte und sich für sie interessirende Forscher in seinem, durch rastlose Forschung von Jahr zu Jahr so staunenswerth sich erweiternden Gebiete auf eine Menge von Thatsachen — wären es auch nur seit dem Tode des philosophischen Meisters neu entdeckte — treffen sollte, die ihn zu einer Revision jener Philosopheme die dringendste Veranlassung böten, wenn sonst solches Interesse bei den Forschern vorhanden wäre. *Dafs* es aber thatsächlich nicht vorhanden ist: davon mag man immerhin einen Theil der Schuld auf den Mangel an philosophischem Sinn der Empiriker zu werfen suchen; dagegen sollte man nicht vergessen, wie die gewaltig anregende Kraft, welche zu allen Zeiten bedeutende Philosopheme auch auf dem Gebiete der empirischen Naturforschung bethätigt haben, und welche Hegel's Philosophie auf andern empirischen Gebieten auch jetzt bethätigt, jedenfalls ein unverwerflicher Zeuge dafür ist, dafs nicht *nur* auf der Seite der Empiriker diese Schuld gesucht werden darf. Mag man es sich eingestehen oder nicht, die Sache verhält sich wirklich so, Hegel's Philosophie, wie reich auch an Ideen, welche in der That fruchtbar in die naturwissenschaftliche Empirie eingreifen könnten und zum Theil, von Anderen schon vor Hegel in anderer Weise ausgesprochen, wirklich eingegriffen haben, hat sich doch in der näheren Ausführung ihres naturphilosophischen Theiles zur empirischen Forschung eine Stellung gegeben, welche ein wirklich fruchtbringendes Verhältnifs zwischen beiden, eine gegenseitige Förderung, ja sogar eine blofse, einfache Rücksichtnahme der empirischen Forscher auf die eigenthümliche wissenschaftliche Gestaltung dieser Philosopheme so gut wie unmöglich macht. Die Zahl der Empiriker ist gewifs keine ganz geringe, die, von Achtung für die philosophische Forschung im Allgemeinen erfüllt, gern von derselben über die Principien und Voraussetzungen ihres eigenen wissenschaftlichen Thuns eine tiefere Belehrung empfingen und sich von ihr solche Richtungen ihres Forschens vorzeichnen, solche Aufgaben stellen liefsen, durch deren Verfolgung, durch deren Lösung sie ihrerseits den Fortgang der Speculation und des speculativen Verständnisses der Natur unmittelbarer noch, als es, indirect, freilich ohnehin durch alles empirische Forschen geschieht, zu fördern vermöchten. Auch Hegel's Name hat in der Wissenschaft überhaupt einen hinreichend gewichtigen Klang gewonnen, dafs von nicht Wenigen derer, die jetzt bei ihrem Forschen seine naturphilosophischen Lehren ganz zur Seite liegen lassen, mit Bestimmtheit vorauszusetzen ist, dafs sie solches nicht aus Mifsverstehen oder Mifsachtung, sondern einfach nur in der Ueberzeugung thun, dafs, wie diese Lehren jetzt vorliegen, sie zwar in sich selbst ihren Werth haben mögen, aber dem empirischen Forscher noch nicht nahe genug gerückt sind, um ein erspriefsliches Wechselverhältnifs möglich zu machen.

Ist nun aber nach diesem Allem zu einer Würdigung und Kritik des vorliegenden Werkes in dem Sinne, wie aufrichtige, aber besonnene Anhänger und Freunde Hegel's zunächst etwa von der Seite eines, philosophischen Ideen nicht unzugänglichen, ausdrücklich durch sie geschulten Empirismus eine solche wünschen könnten, im Ganzen wenig Aussicht: so sinkt eben damit auch die Hoffnung, vom rein philosophischen Standpunct aus, insofern dieser Standpunct als in allen wesentlichen Beziehungen mit dem Standpunct des verewigten Meisters zusammenfallend gedacht würde, eine bei dieser Uebereinstimmung doch freisinnige, in der Auffassung und Anordnung des Einzelnen die Wissenschaft wirklich fördernde Kritik zu Stande gebracht zu sehen. Denn auch diese Hoffnung würde sich, so viel die realphilosophischen Theile des Systems betrifft, hauptsächlich doch an die Aussicht auf eine immer innigere Durchdringung der Speculation mit dem Erfahrungsinhalte knüpfen, da ja von demjenigen Theile der wissenschaftlichen Aufgabe, von dem man etwa voraussetzen könnte, dafs er in *reiner* Gedankenarbeit bestehe, diejenigen, die sich in dem hier angenommenen strengeren Sinne zu dem *Standpuncte* Hegel's bekennen, eben damit die Voraussetzung aussprechen, dafs er in allem Wesentlichen bereits durch diesen Meister abgethan und vollendet sei. Hat sich aber, wie vorhin bemerkt, für die naturwissenschaftliche Empirie die Schwierigkeit ergeben, sich mit dem philosophischen Standpuncte, von welchem Hegel sein System entwarf, dergestalt zu durchdringen, dafs sie durch *ihre* Arbeit, oder von den Gesichtspuncten aus, welche durch diese Arbeit ihr eröffnet werden, an dem systematischen Werke, welches dieser Standpunct fordert, Theil zu nehmen oder sich demselben förderlich zu erweisen vermöchte: so wird diese Schwierig-

Digitized by Google

keit ohne Zweifel eine gegenseitige sein. Wie die Empirie durch die Eigenthümlichkeit des philosophischen Standpuncts an dem Eingehen in dessen Forderungen, so wird die Speculation dieses Standpuncts sich eben dadurch an einer wirklich unbefangenen, vorurtheilslosen Aufnahme der Erfahrungsthatsachen gehindert finden, und die Spannung beider auseinandergehenden Richtungen wird durch jeden neuen Versuch einer Vermittlung nur um so heftiger werden, je deutlicher durch die Häufung solcher Versuche die wirklich vorhandene Divergenz zum Bewufstsein kommt. Auch haben die Versuche, welche in Bezug auf andere Theile des Systemes, solche, in denen die Collision mit parallelgehenden Erfahrungswissenschaften entweder, wie in der Logik, ganz wegfällt, oder, wie z. B. in der Psychologie oder der Lehre vom subjectiven Geiste, minder bedenklich ist, als in der Naturphilosophie, in dem engeren Kreise der Schule gemacht worden sind, das von dem Meister entworfene systematische Schema auszufüllen, zu ergänzen, zu erweitern, zu berichtigen, bisher sich wenig geeignet erwiesen, zu einem ähnlichen Versuche in Bezug auf die Naturphilosophie, wo aus dem angegebenen Grunde die Schwierigkeit noch gröfser ist, zu ermuthigen. Noch hat keine in der methodischen Anordnung des Systems oder in der wissenschaftlichen Auffassung einzelner Momente versuchte Aenderung durchzudringen, oder sich eine nur nicht ganz einseitige Anerkennung und Geltung zu erwerben vermocht; noch erkennt die Schule, aufser des Meisters eigener, durchaus keine andere Autorität innerhalb des ihr eigenthümlichen Gebietes der Forschung an, und immer deutlicher ist man inne geworden, dafs man entweder das Werk dieses Meisters ganz so, wie derselbe es gegeben hat, hinnehmen, oder dasselbe ganz von vorn zu beginnen, sich entschliefsen mufs. Dabei ist allerdings die Freiheit der Bewegung, welche sich jeder einzelne Jünger innerhalb der besonderen Theile und Zweige des Systemes verstattet, statt sich zu beschränken, vielmehr immer gröfser geworden; aber wer sich dieser Freiheit bedient, der kann von ihr, wenn er dabei doch zu dem System als solchem sich zu bekennen fortfährt, immer nur etwa in dem Sinne Gebrauch machen, dafs er die Masse der ἀδιάφορα innerhalb jener besondern Theile für gröfser nimmt, als man sie anfangs zu nehmen pflegte, dafs er also, neben der durch die Persönlichkeit des Meisters bedingten Behandlungsweise solches mehr oder minder Gleichgültigen bei einer übrigens unbestimmt bleibenden Einstimmung mit dessen Principe im Allgemeinen, auch *sein* Recht einer individuellen, eigenthümlichen Behandlungsweise gelten macht, ohne die Prätention übrigens, dadurch die Arbeit des Meisters im eigentlichen Sinne berichtigen oder verbessern zu wollen. Dafs auch aus dem Gesichtspunct einer solchen Denkweise eine wirklich ersprieſsliche und fördernde Kritik eines der Hauptwerke des gefeierten Denkers schwerlich zu erwarten steht, bedarf keiner besondern Nachweisung.

Bei dieser Sachlage würde man es kaum befremdlich finden, wenn in diesen Blättern, die von ihrem Beginn an der Vertheidigung und weitern Bethätigung des Hegel'schen Princips gewidmet waren, denen aus diesem Grunde eine schlechthin gegnerische Kritik allerdings nicht ziemen würde, während es einer nur anpreisenden nicht mehr bedarf, eine unbedingt apologetische leicht ihren Zweck verfehlen möchte, die Besprechung des vorliegenden Werkes lieber ganz unterbliebe, als dafs sie in einem Sinne unternommen würde, für den man sich zum Voraus wenig Erfolg verheifsen kann. Auch Ref. würde, unberufen, wie er es ist, durch seine Laienschaft im Gebiete der empirischen Naturkunde zu einer eigentlichen Detailkritik dieses Werkes, und durch seinen eigenen philosophischen Standpunct weder zum blofsen Apologeten noch zum blofsen Opponenten der allgemeinen Principien desselben geeignet, solche Besprechung nicht unternommen haben, wenn er nicht gerade in diesem seinem Standpuncte das Princip einer Beurtheilung der Art fände, wie wir sie zur Zeit weder von den Anhängern, noch von den Gegnern Hegel's erwarten dürfen. Allerdings nicht zu einer solchen, wie jene, von der wir so eben zu zeigen suchten, dafs sie, bei allem guten Willen, den Anfängern sehr schwer, wo nicht unmöglich gemacht ist, d. h. eine, die in der Hauptsache von den eigenen Principien Hegel's, nicht nur den allgemeinen seines gesammten Philosophirens, sondern auch den besonderen, auf welche sich bei ihm die Philosophie der Natur begründet, ausginge. Wohl aber hofft er diese Principien selbst in einem Sinne besprechen zu können, wie man es von den blofsen Gegnern nicht zu erwarten hätte. Er wird es sich nämlich zur Aufgabe machen, die besondern Principien dieses Werks

Digitized by Google

an die allgemeinen des Hegel'schen Philosophirens überhaupt zu halten, in der Absicht, um nicht bloſs, so viel an ihm ist, die ersteren an den letzteren zu richten, sondern auch, um immer jedoch in ausdrücklichem Bezug auf die Probleme der Naturphilosophie, in den allgemeinen Principien selbst ein Bleibendes und Wahres, dessen Besitz oder Entdeckung Hegel's Verdienst um diese Wissenschaft ausmacht, von dem Zufälligen und Problematischen zu unterscheiden, welches sich in seiner eigenen Darstellung und in den Arbeiten seiner Schule an den Ausdruck auch der Principien geknüpft hat.

Hegel's Naturphilosophie hat zu ihrem Ausgangspuncte ein Philosophem, welches bekanntlich von mehr als einer Seite her — unter andern auch vom Ref. gleich in seiner ersten, den allgemeinen Problemen der Philosophie gewidmeten Schrift — zum Hauptzielpuncte der gegen Hegel's System als *System* geführten Angriffe gemacht worden ist. In der That glauben wir auch jetzt dieses Philosophem als dasjenige bezeichnen zu dürfen, mit dessen Anerkennung und Annahme das System als besonderes, als Gegenstand des Glaubensbekenntnisses einer gegen andere philosophische Lehren sich exclusiv verhaltenden Schule, d. h., um es kurz zu sagen, der eigentlich so zu nennende *Hegelianismus*, steht oder fällt, — ähnlich, wie etwa der Kantianismus, gleichfalls als particuläres, exclusives System mit dem Philosophem von der Unerkennbarkeit der „Dinge an sich". Dieses Beispiel nämlich, mit welchem wir hier das Verhältniſs des Ausgangspunctes der Naturphilosophie zum Princip der Hegel'schen Philosophie überhaupt zu erläutern suchen, scheint uns um so angemessener, als die weltgeschichtliche Bedeutung der Kantischen Philosophie, wie längst der Erfolg bewiesen hat, keineswegs an das oben bezeichnete Schiboleth des Kantianismus geknüpft war, und unsere Meinung, dem entsprechend, auch in Bezug auf die Hegel'sche dahin geht, daſs die geschichtliche Zukunft, die wir mit Recht auch ihr prophezeien zu können glauben, mit Nichten als an jenes Schiboleth des Hegelianismus unauflöslich geknüpft zu denken ist. Wir werden daher auch in der Folge darauf zurückkommen, und, im vollen wissenschaftlichen Ernste diese Vergleichung durchführend, den Satz zu erweisen suchen, *daſs die Hegel'sche Naturansicht, in sofern dieselbe sich auf den Begriff der Aeuſserlichkeit der Natur, gegen die Idee, oder des Auſsersichseins der Idee in der Natur begründet, zu dem eigentlich Speculativen in Hegel's Philosophie ganz in demselben Verhältniſs steht, wie zu dem Speculativen in Kant's Philosophie die auf den Satz, daſs wir die Dinge, wie sie an sich sind, zu erkennen nicht vermögen, begründete Natur- und Weltansicht.* — Bevor wir jedoch diese vergleichende Betrachtung aufnehmen, wird es nöthig sein, mit einigen Worten an den Zusammenhang des philosophischen Gedankenganges zu erinnern, durch welchen Hegel auf die Behauptung, daſs die Natur die Idee in der Gestalt ihres Andersseins oder ihrer Aeuſserlichkeit sei, geführt worden ist.

Man weiſs, daſs Hegel's Philosophie geschichtlich in einem Systeme wurzelt, dessen Ansicht von der Natur alles Andere eher, als diese Vorstellung der Aeuſserlichkeit, des „Anders"- oder „Auſsersichseins" mit sich zu bringen oder zu begünstigen schiene. Wenn je eine philosophische Weltansicht die Natur als ein Reich zu erfassen und erkennen zu lehren gestrebt hat, in welchem das Ewige, das Absolute, die ewige oder absolute Idee als eine *in* sich und *bei* sich selbst seiende enthalten und gegenwärtig ist: so war es das ältere Schelling'sche, welches ja eben von dieser so innigen Verknüpfung, in die es die Anschauung der Natur mit dem Gedanken des Ewigen und Absoluten gebracht hat, den Namen der *Naturphilosophie* trägt. Aus diesem System herübergenommen, oder ein mit jenem ihm gemeinschaftliches Besitzthum ist denn auch für das Hegel'sche in der Gestalt, wie es vorliegt, bei weitem die gröſsere Masse wenigstens derjenigen naturphilosophischen Gedanken, welche, im Streit mit den in der gewöhnlichen neuen wissenschaftlichen Empirie vorwaltenden, von ihm sowohl in, als auſserhalb des systematischen Zusammenhangs seiner Lehre geltend gemacht, mit Recht als die charakteristischsten Merkmale der *speculativen Naturansicht* angesehen werden, als deren hauptsächlichsten Vertreter man, seit Schelling's Abtreten vom Schauplatze des naturwissenschaftlichen Kampfes, längere Zeit hindurch Hegel zu betrachten pflegte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 7.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1843.

Georg Wilhelm Friedrich Hegel's Vorlesungen über die Naturphilosophie, als der Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften Zweiter Theil. Herausgegeben von D. Carl Ludwig Michelet.

(Fortsetzung.)

Bekanntlich trägt diese Naturansicht, dem mechanischen Atomismus der empirischen Physik gegenüber, den Charakter einer *dynamischen*, dem hartnäckigen Materialismus, der nicht über die Duplicität von Materie und Geist, von Körper und Seele hinauskommt, gegenüber, den Charakter einer *geistigen* oder *absolut-idealistischen*, d. h. einer solchen, welche den absoluten *Monismus*, die Lehre von der schlechthinigen Identität des Idealen und des Realen, des Geistigen und des Materiellen, im Hintergrunde hat. Beides aber, sowohl der (Hegel und Schelling mit Kant gemeinschaftliche) Dynamismus, als auch der (Hegel nur mit Schelling gemeinschaftliche) objective oder absolute Idealismus der philosophischen Naturansicht steht an sich zu dem Gedanken einer „Aeufserlichkeit" des Naturseins, oder eines „Abfalls", eines „Aufsersichgekommenseins" der Idee in der Natur, in keiner andern Beziehung, als in der des directesten Gegensatzes. Weit eher hätte man erwarten können, dafs von dem Standpuncte derjenigen Naturansicht aus, welche Hegel aus der früher sogenannten Naturphilosophie in die seinige herübergebracht hat, diese Kategorien als Bezeichnungen des Vorwurfs gegen die materialistischen, atomistischen, mechanistischen Ansichten des unphilosophischen Empirismus gebraucht werden würden. Denn diese ja sind es, welche, bis auf ihre letzte metaphysische Grundlage zurück verfolgt, sich auf der Voraussetzung beruhend zeigen, dafs in allem körperlichen oder räumlich erscheinenden Dasein das Geistige, das Ideale, falls auch sie ein solches als schöpferischen Grund der Wirklichkeit anerkennen, nicht bei sich, sondern aufser sich, nicht Es Selbst, sondern das Andere seiner selbst ist. Nichts destoweniger haben sich Hegeln eben diese Kategorien als Bezeichnungen des Naturseins auch nach der mit seinen speculativen Vorgängern ihm gemeinschaftlichen, jenem Materialismus ausdrücklich entgegengesetzten Auffassung ergeben; und zwar in Folge einer weiteren philosophischen Arbeit, der man wenigstens nach *einer* Seite, und in *gewisser* Beziehung die Bedeutung nicht absprechen kann, dafs sie die durch die Natur der Sache und das eigene, inwohnende Princip des früheren „naturphilosophischen" Standpuncts geforderte Entwicklung von dessen wissenschaftlichem Inhalte ist.

An der früheren Naturphilosophie ist bekanntlich jetzt von deren eigenem Urheber der Mangel bemerkt und mit vielem Nachdruck hervorgehoben worden, dafs ihre Principien nur dazu ausreichen, eine *Möglichkeit* des Daseins zu umschreiben, die, obgleich in sich selbst keineswegs eines eigenthümlichen Gehalts entbehrend, vielmehr auf eine Weise, die aller Wirklichkeit zum nothwendigen Vorbilde dient, oder gleichsam zu deren Gestalt die Umrisse liefert, gestaltet und gegliedert, doch nicht selbst die Bedeutung solcher Wirklichkeit für sich in Anspruch nehmen darf, — also, um uns der eigenen Worte jenes ihres Urhebers zu bedienen, das wahrhaft Seiende, das Wirkliche nur von der Seite seines Quid, und zwar nur des allgemeinen, actracten, der reicheren Färbung, die nur eben die Wirklichkeit selbst ihm ertheilen kann, noch entbehrenden Quid, nicht noch der Seite seines Quod und der concreten Consequenzen dieses Quod — erkennen zu lehren. Dafs der Standpunct jener Philosophie sich dieses Mangels nicht, wenigstens nicht deutlich und nicht andauernd, bewufst war, wird von dem Urheber selbst nicht in Abrede gestellt. Es theilte derselbe dieses Schicksal mit einer ganzen Reihe früherer phi-

Digitized by Google

losophischer Standpuncte, solcher, die sich eben dadurch als besondere und eigenthümliche von einander abschieden, dafs ein jeder ein Princip, welches seiner eigentlichen Bedeutung nach nur einen Theil oder eine Seite der philosophischen Wahrheit umfafst, in der Meinung aufgreift, durch seine Bearbeitung das Ganze dieser Wahrheit erschöpfen zu können. — Wir führen diese Bekenntnisse des Urhebers der Naturphilosophie hier nur in der Absicht an, um auf die möglichst authentische Weise die in jener Philosophie, dem Ausgangspuncte der Hegel'schen, selbst liegende Nothwendigkeit einer solchen Richtung des Philosophirens, wie die von Hegel demnächst eingeschlagene, bemerklich zu machen. Diese Richtung nämlich wird nach ihrer Eigenthümlichkeit durch nichts kenntlicher bezeichnet, als durch das Unternehmen einer *Wissenschaft der Logik*, die ja nach Hegel's Absicht nichts Anderes sein soll, als der Inbegriff dessen, was durch reines Denken, durch reine Vernunfterkenntnifs oder Vernunftthätigkeit von dem Seienden und Wirklichen gewufst werden kann. Es mag sein, dafs Hegel sich dagegen gesträubt haben würde, diesen Inbegriff als einen Inbegriff von blofsen *Möglichkeiten* eines jenseitig bleibenden Daseins, und die Einheit, in welche er auf organisch concrete Weise diesen Inbegriff zu umfassen suchte, die „absolute Idee" der Logik, als den blofsen *Begriff* der Möglichkeit eines positiven Daseins, einer Wirklichkeit überhaupt, zu bezeichnen. Aber wie sehr er sich auch hiergegen gesträubt haben möchte, so viel würde jedenfalls auch Er haben einräumen können, dafs mit der Vollendung einer Logik in diesem Sinne, gesetzt auch, die Bedeutung ihres Resultates würde an sich noch eine andere und höhere sein, jedenfalls die Möglichkeit, die reine, absolute Denkmöglichkeit eines natürlichen Daseins, und, was dieses Dasein *als solches* betrifft, *nur* die Möglichkeit, aber noch keine Wirklichkeit eines solchen, dafs also, um noch einmal diese Worte zu brauchen, mit dieser Vollendung ganz in jenem Schelling'schen Sinne wohl zwar das Quid eines Naturseins, und zwar dieses Quid in seinem ganzen Umfange, so weit es nämlich im reinen Denken gefafst und umschrieben werden kann, nicht aber das Quod desselben, gegeben sein würde. Er würde von seinem Standpunct aus ganz eben so unbedenklich dies haben einräumen können, wie umgekehrt Schelling von dem Seinigen die Forderung einer reinen Denkwissenschaft, einer Lehre von dem blofsen, die Voraussetzung des Quod noch nicht in sich schliefsenden Quid des Seienden nicht in Abrede stellt, obgleich er diese Wissenschaft nicht für die *eigentliche* Wissenschaft des Seienden, für die *positive* Philosophie, sondern nur für eine *negative*, der positiven vorangehende, sie bedingende oder einleitende philosophische Betrachtung erkannt wissen will.

Wer uns diese Bemerkungen zugiebt, — und sie können, bei ihrer Einfachheit, bei ihrer durchaus nur historischen Haltung, kaum von einem der Sache Kundigen in Abrede gestellt werden, — der wird auch nicht verkennen, wie das Hegel'sche Philosophem von der Aeufserlichkeit der Natur, so fremd es der durch die nächste Vorgängerin dieser Philosophie eröffneten Naturansicht gegenüberzustehen scheinen mag, nichtsdestoweniger schon in dieser verborgen liegt, und bei einer folgerechten Entwicklung aus ihrem Schoofse an den Tag treten mufste. Es liegt in jeder solchen Philosophie verborgen, die als das *wahrhaft Seiende* in der Natur, in der Welt der räumlich-*zeitlichen* Erscheinung nur diejenigen Bestimmungen dieser Erscheinungswelt erkennen lehrt, welche sich als begründet in dem Princip derselben, also in dem Absoluten als solchem, in der Idee als solcher, mit reiner, von keiner besonderen Erfahrung abhängiger *Denknothwendigkeit* entwickeln lassen. Denn welche Philosophie dies lehrt, eine solche ist eben damit genöthigt, für dasjenige in der Natur, was sich nicht auf eine solche Denknothwendigkeit zurückführen läfst, da sie ihm nicht *jede* Existenz absprechen kann, eine solche Kategorie auszusuchen, durch die ihm eine gewisse, wiewohl unwahre, weil zufällige und gegen die Idee und deren Nothwendigkeit in einem Mifsverhältnifs begriffene Art des Daseins zugesprochen wird. Sie ist genöthigt, eine Form der Bejahung dafür zu suchen, die ohne das Erscheinende in *der* Weise zu bejahen, wie nur das Absolute oder was unmittelbar als inwohnendes Moment im Absoluten enthalten ist, bejaht werden darf, es doch nicht schlechthin verneint, oder von aller und jeder Theilnahme an der Idee und ihrer Wahrheit ausschliefst. Ob man sich für diese Bejahung derselben Ausdrücke bedient, wie die mehrfach erwähnten, welche wir zu diesem Behufe von Hegel beim Uebergange aus der Logik zur Philosophie der Natur gebraucht finden: darauf kommt es hier nicht an. Die

Digitized by Google

Sache, welche durch diese Ausdrücke bezeichnet werden soll, ist überall da vorhanden, wo ein Bewufstsein vorhanden ist über den Gegensatz des Zufälligen, Willkührlichen, Veränderlichen und Wechselnden, sei es in der Natur selbst, oder in unserer sinnlichen und vorstellungsmäfsigen Auffassung der Natur, zu einem Nothwendigen, Ewigen und Unveränderlichen, welches dem Veränderlichen als der Kern oder die Substanz seiner Wahrheit, als das allein Seiende zum Grunde liegt, sofern nämlich dieses Letztere als ein Solches gefafst wird, in dessen Erkenntnifs die reine Vernunft sich selbst genüge, indem sie in sich selbst, in ihrer eigenen, mit diesem Begriff identischen Wesenheit dessen Begriff besitze, und keiner besonderen Erfahrung, um durch sie denselben in sich zu erzeugen, bedürfe. Denn überall, wo dieses Bewufstsein vorhanden ist, da findet sich der Geist, da findet sich die Vernunft, die in sich die speculative Idee erzeugt, zu jener Aeufserlichkeit des Sinnlichen und Vorstellungsmäfsigen, welches aus dem Begriffe der Natur nie ganz entfernt werden kann, weil es das Specifische dieses Begriffs im Gegensatze der *reinen* Vernunftidee ausmacht, in einem Verhältnisse, welches weder als blofse Bejahung, noch als blofse Verneinung sich bezeichnen läfst, — Letzteres um so weniger, je deutlicher zugleich doch und energischer in einer von jenen Voraussetzungen ausgehenden philosophischen Richtung das Bestreben hervortritt, gerade in dieser Aeufserlichkeit die Gestalt der Idee oder der reinen Vernunftwahrheit wie im Abbilde wieder aufzufinden. Gerade dieses Streben aber charakterisirt, wie man weifs, die Schelling'sche Naturphilosophie, im Gegensatze mancher älteren Gestalten der Speculation, welche, wie z. B. die Platonische, und überhaupt mehrere Systeme des classischen Alterthums, das Prädicat der *Wahrheit* ausschliefslich der Ideenwelt des reinen Geistes vorbehalten, und der erscheinenden Wirklichkeit, welche durch die Sinne an uns kommt, durchaus keinen Antheil an demselben zugestehen wollen.

Ein künftiger Geschichtschreiber der Philosophie, der es sich zur Aufgabe macht, den geschichtlichen Zusammenhängen, in denen das philosophische System Hegel's wurzelt, näher nachzugehen, wird in Bezug auf die eigenthümliche Fassung des Naturbegriffs, wenn er die Keime auch zu dieser in dem Nächstvorhergehenden nachweisen will, vor Allem auf diejenige Phase der ältern Naturphilosophie hinzublicken haben, welche sich in dem Dialog „Bruno" und besonders in der Schrift „Philosophie und Religion" darstellte. Was in der ersten dieser Schriften das „göttliche", und was das „natürliche Princip" genannt wird, darin kann man schon ganz deutlich den Hegels'chen Unterschied der reinen und der mit der Aeufserlichkeit des Naturseins behafteten Idee ausgesprochen finden. Denn auch dort ist es vor allem Andern die *Zeit*form, (von der *Raum*form ist dort nach ihrer allgemein begrifflichen Bedeutung weniger ausdrücklich die Rede, obgleich die daselbst geführte speculative Verhandlung über die Bedeutung der Bewegungen der Himmelskörper dies hätte können erwarten lassen), was als die absolute Gränze zwischen Beiden bezeichnet wird, indem, was an dieser Form Theil hat oder wessen Dasein in dieser Form gesetzt ist, dies eben damit für ausgeschlossen von der reinen oder unmittelbaren Inwohnung des „göttlichen" Princips, und dem „natürlichen" anheimgefallen erklärt wird. In der Schrift „Philosophie und Religion" aber wird für den begrifflichen Ursprung dessen, was aus dem absoluten oder göttlichen Princip herausgetreten und der Herrschaft des Zeitbegriffs verfallen ist, derselbe Ausdruck gebraucht, den bekanntlich auch Hegel in Bezug auf *sein* Princip der Unterscheidung des Naturseins von dem logischen angeführt und gutgeheifsen hat, der Ausdruck „Abfall". Die gesammte Welt des räumlich-zeitlichen Daseins, also die *Natur* in ihrem ganzen Umfange, wird dort, dem Absoluten oder Göttlichen gegenüber, in welchem freilich auch sie wurzelt, und von dem sie Alles hat, was ihr den Schein des Daseins, der Wahrheit oder Wirklichkeit giebt, als eine Welt des *Abfalls* bezeichnet, und auch darauf hingewiesen, wie diese Erscheinungswelt ihre Spitze in demjenigen Phänomen erreicht, welches zugleich den Anfang einer Umwendung, einer Rückkehr zum Absoluten, oder zum ewigen Insichsein des Göttlichen ausmacht, in dem Phänomen der creatürlichen *Ichheit*. Zugleich ist die letztgenannte Schrift durch die Energie merkwürdig, mit welcher sie, der Forderung religiöser und gläubiger Anerkennung eines Göttlichen gegenüber, welches nie vollständig in die reine Vernunfterkenntnifs eintreten könne, das Recht der letztern auf ein *absolutes Wissen* des Göttlichen, auf vollständigen und adäquaten Besitz der Wahrheit des Absoluten, gelten macht. Wenn irgendwo, so ist

Digitized by Google

es in dieser Abhandlung schon *vor* Hegel zu klarem Bewufstsein gebracht, wie eine Lehre, welche von dem Absoluten auch ein absolutes Wissen behauptet, indem sie die Idee des wahrhaft Seienden oder Göttlichen im reinen Denken, in reiner Vernunfterkenntnifs aufgehen läfst, wie, sagen wir, eine *solche* Lehre zur Natur sich schlechterdings in kein anderes Verhältnifs stellen kann, als eben in jenes, welches durch die Worte: Aeufserlichkeit, Aufsersichsein oder Abfall bezeichnet wird. Es ist dies dort geschehen nicht zwar durch eine, auch nur *versuchte* Ausspinnung der Idee des Absoluten zu einer Wissenschaft des reinen Denkens, welche die Unmöglichkeit zur Erfahrung gebracht hätte, mit dem reinen Gedanken anders an die natürliche Wirklichkeit heranzukommen, als durch Verneinung, durch gewaltsame Ausstofsung dessen, was in dieser Wirklichkeit Mehr, als im reinen Gedanken ist; wohl aber durch einen Geistesblick ähnlicher Art, wie jener war, der auch nach der entgegengesetzten, positiven Seite zur Naturansicht des Identitätsystems den Anstofs gegeben hat, durch die in unmittelbarer Anschauung sich erzeugende Gewifsheit, dafs dieselbe Natur, welche das Gesetz und die ewige Form des Gedankens auf das Deutlichste an sich ausgeprägt zeigt, zugleich doch zu diesem Gedanken sich als sein Anderes verhält, und nie, sei es im Ganzen oder im Einzelnen, vollständig in Eins mit ihm zusammenfallen kann.

Wie also auch weiter über Wahrheit und Werth jener Grundkategorie der Hegel'schen Naturphilosophie geurtheilt werden möge: über die relative Berechtigung derselben, über die geschichtliche Nothwendigkeit, dafs irgend einmal im Entwicklungsverlaufe der philosophischen Speculation, und dafs gerade *für*, im unmittelbaren Anschlufs an eine Richtung des Philosophirens, welche zum erstenmale in der neuern Zeit das weite Reich der natürlichen Wirklichkeit der Herrschaft des sinnlichen Empirismus einerseits, des abstrusen Mechanismus anderseits entrissen und dem speculativen Gedanken zugänglich oder durchdringlich gemacht hatte, der Versuch hervortreten mufste, die Natur unter diese Kategorie der Aeufserlichkeit oder des Abfalls zu stellen, und sie gleichsam durch den Schleier hindurch, welchen dieselbe durchsichtig um sie zieht, von dem Lichte der Idee durchleuchten zu lassen, — über diese Nothwendigkeit kann auch schon nach dem hier Gesagten kaum ein Zweifel sein. Der Irrthum, wenn es ein Irrthum ist, schlechthin nur im reinen Denken die Wahrheit, die höchste, die absolute Wahrheit, die Wahrheit nicht nur der Form, sondern auch des Inhalts zu suchen, und sinnliche Wahrnehmung, Anschauung oder Vorstellung nur als eine Trübung dieser Wahrheit anzusehen, führt sich nicht auf einen zufälligen Einfall Hegel's zurück; er ist so alt, als die philosophische Speculation selbst, und in immer neuen Gestalten bei den Philosophen aller Zeiten wieder aufgetaucht. Es ist hier nicht der Ort, dem Grunde dieser vorgefafsten Meinung fast aller bisherigen Philosophie tiefer nachzuspüren; genug, dafs dieselbe sich als dergestalt unzertrennlich verflochten mit allen historischen Entwicklungsmomenten dieser Wissenschaft erwiesen hat, dafs ein Philosoph, der nach irgend einer Seite hin eine neue Consequenz aus dieser Voraussetzung zieht, keineswegs schon *dadurch* sein Werk dazu verurtheilt, als eine blofse Episode in der Geschichte der Philosophie gelten zu müssen. Eine solche Consequenz aber, nichts anderes, des rationalistischen oder idealistischen Grundgedankens so vieler bisherigen Systeme, jenes Grundgedankens, über den sich auch die ältere Naturphilosophie, dem reinen Geständnifs ihres Urhebers zufolge, noch keineswegs erhoben hatte, ist auch die eigenthümliche Gestalt, in welcher wir bei Hegel die Lehre von dem Aufsersichkommen der Idee oder ihrem Abfalle von sich selbst zur Natur hervortreten sehen. Sie tritt bei diesem Denker nur darum schroffer auf, als bei manchen seiner Vorgänger, weil Hegel wirklich Hand gelegt hatte an das Werk der wissenschaftlichen Ausführung jener reinen Vernunfterkenntnifs, die, nach jener ihm mit diesen Vorgängern gemeinschaftlichen Voraussetzung, eine und dieselbe mit der Wahrheit des Absoluten oder Göttlichen selbst sein soll, und weil er, dem entsprechend, auch über das Verhältnifs der wirklichen Natur und ihrer Wissenschaft zu jener Wahrheit eine ausdrücklichere Rechenschaft zu geben nicht vermeiden konnte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 8.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1843.

Georg Wilhelm Friedrich Hegel's Vorlesungen über die Naturphilosophie, als der Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften Zweiter Theil. Herausgegeben von D. Carl Ludwig Michelet.

(Fortsetzung.)

So lange die reine Vernunftidee des Absoluten noch in der nicht näher bestimmten Allgemeinheit gehalten war, in welcher wir sie z. B. bei der älteren Naturphilosophie antreffen, so lange konnte die Anschauung, konnte die Phantasie aus Natur und Geschichte, aus Empirie und religiöser Dichtung einen beliebigen Inhalt in sie hineintragen, und sie hat dies bekanntlich in um so reicherem Maafse gethan, je gröfseren Antheil der persönliche Genius des Erfinders an einer Gestaltung der Wissenschaft hatte, welcher, bei dem Mangel eigentlicher, methodischer Ausführung, nur die Lebendigkeit dieses Genius die höhere speculative Weihe ertheilen konnte. Deshalb mochte es dort auch geschehen, dafs die exoterische Stellung des Naturseins zur Idee minder bemerkt ward und zum bestimmten Ausdruck nur einmal in einer gelegentlichen, fast nur episodischen Darstellung kam, über deren Inhalt ein Theil der Anhänger jener Philosophie im Zweifel geblieben ist, ob er als ein ernstlich gemeinter zu betrachten sei. Für die Ausführung des Systems dagegen, wie sie Hegel gab, bezeichnet der Abschlufs der *Logik* einen Punct, von dem aus der Uebergang zu denjenigen Disciplinen, die man gemeiniglich unter dem Namen der realphilosophischen zu befassen pflegt, bei der einmal vorausgesetzten Geltung der logischen Idee als eines schlechthin Höchsten, Absoluten oder sich selbst Genügenden, durchaus auf keinem andern Wege, als mittelst der mehrfach erwähnten Begriffsbestimmungen des Abfalls und des Aufsersichkommens zu gewinnen war. Jener Abschlufs selbst aber war in Folge der Strenge, mit welcher innerhalb der Logik der Begriff der Immanenz des Denkens und des Seins festgehalten, und in der Hauptsache wirklich Nichts, als ein dem reinen Denken nicht sowohl nur durchsichtiger, als vielmehr schlechthin ihm gegenwärtiger und in ihm aufgehender Begriffsinhalt zugelassen worden war, auf eine Weise erfolgt, dafs *darüber* kein Zweifel bleiben konnte, wie unter der Kategorie der Aeufserlichkeit in der That die Gesammtheit des empirisch Realen befafst sei, — nicht nur des Natürlichen, sondern auch des Geistigen, wiefern dasselbe auf natürlichem Grunde beruht und in der Form der Zeit, des zeitlichen Lebens und Geschehens gesetzt ist.

Indefs, wie geneigt man zufolge dieser und ähnlicher Betrachtungen auch sein mag, dem Hegel'schen Naturbegriffe die entschiedenste *historische* Berechtigung einzuräumen, so müssen wir doch dem engeren Kreise der Schule zu bedenken geben, dafs in Folge derselben Betrachtungen diese Berechtigung an eine Bedingung geknüpft ist, mit deren Wegfall oder Nichterfüllung sie aufhört, und sich in ihr Gegentheil verkehrt. Der Begriff der *Aeufserlichkeit* des Natürlichen, oder vielmehr des zeit-räumlichen Daseins überhaupt, hat nur dann einen Sinn, — nämlich, wie gesagt, einen historisch berechtigten, denn ein Mehreres können wir unter *keiner* Bedingung zugeben, — wenn mit voller, ungetheilter Strenge an der ursprünglichen Voraussetzung des Systemes festgehalten wird, nach welcher der Schwerpunct desselben in die Logik, und *nur* in die Logik, fällt. Wir wollen uns, um diesen Ausspruch zu rechtfertigen, nicht auf die bekannte, vielfach mifsverstandene Wendung Hegel's berufen, nach welcher das Verhalten der absoluten logischen Idee zu jener ihrer Aeufserlichkeit als ein *Frei-aus-sich-Entlassen* ihrer Momente vorgestellt werden soll; ein offenbar ungenauer, zwischen eigentlicher und bildlicher

Digitized by Google

Geltung schwankender Ausdruck, den indefs Hegel nicht gebraucht haben würde, wenn er sich nicht bewufst gewesen wäre, der logischen Idee in seinem Systeme die entsprechende Stelle eingeräumt zu haben, welche in dem Theismus des religiösen Glaubens der Begriff eines persönlichen Weltschöpfers einnimmt. Wir berufen uns vielmehr auf die von uns nachgewiesene Genesis des in Rede stehenden Philosophemes selbst, welche zeigt, wie dasselbe von Haus aus keine andere Bestimmung hat, als, den Mangel oder das Minus von Realität auszudrücken, welches, der schlechthin immanenten Wahrheit des reinen Gedankens gegenüber, deren allein nur auf sich selbst beruhenden und sich selbst genügenden Inhalt wissenschaftlich auszuführen der Logik die Bestimmung zugetheilt war, dem Princip des absoluten Rationalismus, oder, wie diese Lehre sich lieber nennen hört, Idealismus zufolge von allem Empirischen und Gegebenen zu prädiciren ist. Noch die encyklopädische Verzeichnung des Systemes, welche wir Hegeln verdanken, ist in der Hauptsache aus diesem strengen Gesichtspunct entworfen. Darum sehen wir dort, was so manchen Nichtanhängern Gegenstand einer leicht erklärlichen und an sich selbst keineswegs ungerechten Befremdung geworden ist, am Schlusse des Ganzen die Idee dieses Ganzen nicht über den Standpunct hinaus fortgerückt, den sie bereits am Schlusse der Logik erreicht hatte, sondern als das Ziel, dem die dialectische Entwickelung der Idee innerhalb der zeit-räumlichen Aeufserlichkeit entgegenstrebt, nur ihr vollständiges Zu-sich-kommen im „absoluten Wissen", oder mit andern Worten, nur die vollständige Wiedergewinnung ihrer selbst aus der Zerstreuung, in welche das Princip jener Aeufserlichkeit sie hinausgeworfen hatte, im absoluten Selbstbewufstsein des philosophischen Erkennens ausgesprochen. — Dagegen haben wir schon anderwärts darauf hingewiesen, wie in manchen der eigenen, mehr exoterisch gehaltenen Darstellungen Hegel's dieser Standpunct keineswegs mit gleichmäfsiger Strenge festgehalten ist; wie namentlich in den Vorlesungen über die Philosophie der Religion, diesem seit dem Abscheiden des grofsen Denkers in seiner Schule von vielen andern emsig studirten und tonangebend gewordenen Werke, an die Stelle der logischen Idee, dieser ursprünglich allein von dem Systeme anerkannten Gottheit, ein anderes Absolute sich eingedrängt hat: der Begriff des dreieinigen Gottes als des *absoluten Geistes*, in welchem das logisch Absolute nur als das erste von drei Momenten auftritt, deren Gesammtheit erst den eigentlichen oder vollständigen Begriff des göttlichen oder absoluten Daseins ausmacht.

Dafs der eigentliche Standpunct des Systemes weder von dem Meister selbst, seitdem derselbe daran gegangen war, den speculativen Kern seiner Lehre dem natürlichen Bewufstsein näher zu bringen und zu einer allgemeiner zugänglichen Weltansicht zu verarbeiten, noch auch von der Schule in seiner ursprünglichen Strenge festgehalten werden konnte, dies hat seinen guten Grund in der unerträglichen, den natürlichen Menschenverstand verletzenden Härte desselben, welche nur von einem in der tiefsten Arbeit der Speculation begriffenen und durch sie wie durch eine Taucherglocke von allem Menschlichen abgeschiedenen Denker, und auch von diesem nur, so lange er eben in jener Arbeit begriffen war, übersehen werden konnte. Durch Hegel's Logik, — gleichviel wie nahe sie übrigens dem eigentlichen Ziele ihrer Arbeit *gekommen*, oder wie weit sie noch davon entfernt *geblieben sein* mag, — war das Geheimnifs des „reinen Gedankens" verrathen worden, welcher, wie ehemals in der Ideenwelt eines Platon, so noch neuerdings in dem „Absoluten" der Naturphilosophie, als der Abgrund einer überschwänglichen Herrlichkeit auch für die Phantasie, für die dichterische und religiöse Anschauung hatte erscheinen können. Kein Denkender, welcher durch die Schule dieser Logik hindurchgegangen, und in ihr über das Wesen und die Forderungen des wirklich reinen, nur seiner eigenen Nothwendigkeit folgenden und jeden von Aufsen herzugebrachten Inhalt verschmähenden Denkens aufgeklärt ist, kann sich über den Inhalt dieses Denkens fernerhin eine Illusion der Art machen, wie solche sowohl der platonischen Ideenlehre, als auch der naturphilosophischen Anschauung des Absoluten unstreitig zum Grunde lag. „Grau in Grau zu mahlen" ist, wie ja ihr Urheber selbst es ausgedrückt hat, das Geschäft jener reinen Speculation, welche ohne alles Hinzunehmen eines bestimmten Erfahrungsinhaltes zur Wahrheit des Absoluten gelangen will, und der natürliche, gesunde Menschensinn wird sich nie überreden lassen, gegen dieses Grau in Grau die bunte Farbenwelt seiner Wirklichkeit als eine Welt eitel nur der Unwahrheit und Täuschung preis-

Digitized by Google

zugeben. Daher die ungeheuere Concession, welche die Schule Hegel's, wir dürfen sagen von ihren ersten Anfängen an, denn der Meister selbst ist ihr darin vorangegangen, diesem Menschensinne zu machen sich nicht hat entbrechen können. Allenthalben, oder so gut wie allenthalben, wo die Lehre dieses Philosophen in die Gestalt eines wirklichen, auch im Leben festgehaltenen Glaubensbekenntnisses eingegangen ist, finden wir, dafs als der Gegenstand dieses Glaubensbekenntnisses, als das Eine und Alle der Lehre, oder als der Gott, welchen sie verehren lehrt, statt der absoluten logischen Idee der *absolute Geist* genannt, und dafs von diesem Geiste eine Bezeichnung gegeben wird, welche keinen Zweifel darüber läfst, dafs in *seinem* Begriffe der Begriff der natürlichen Aeufserlichkeit, welche doch nach wie vor noch in derselben Weise, wie in Hegel's Encyklopädie, zur logischen Idee in Gegensatz gestellt wird, nicht als ausgeschlossen, sondern ganz im Gegentheil als darin eingeschlossen gedacht werden soll. — Die Schule hat bei dieser Auffassung den Vortheil für sich, entsprechend dem Gesetz der dialektischen Methode, welches innerhalb der Logik selbst, und auf gleiche Weise auch innerhalb der realphilosophischen Disciplinen, die in methodologischer Beziehung nur das Gegenbild der Logik sein sollen, einen *stetigen* Fortschritt vom Einfachen zum Zusammengesetzten, vom Abstracten zum Concreten, vom Allgemeinen zum Besondern fordert, nunmehr auch das Ganze des Systemes als ein Ganzes methodologischer Gliederung vorstellen zu können, in welchem sonach die Logik den, für sich noch abstract oder unwirklich bleibenden Anfang, die Natur, als erste Negation dieses Anfangs, zugleich doch einen Fortschritt über die Abstraction, in welcher dieser Anfang gehalten ist und dem Gesetz der Methode zufolge gehalten bleiben mufs, der Geist endlich, als Negation dieser Negation, nicht die *blofse* Rückkehr zum logischen Anfange, sondern zugleich die vollendete Concretion und damit erst die eigentliche Wahrheit und Wirklichkeit der Idee ausmacht. Aber, indem sich die Schule dieses Vortheils bedient, vergifst sie nur allzuleicht, dafs ihr durch denselben auch die Pflicht auferlegt wird, dieses grofse Ganze, diesen dreifach getheilten und gegliederten Organismus des philosophischen Wissens auch in allen seinen Theilen wahrhaft organisch, d. h. hier *dialektisch* zu gestalten, — dafs ihr insbesondere in Bezug auf jenen wichtigen, Alles entscheidenden Uebergang von der Logik zur Naturphilosophie, der bei Hegel offenbar *nicht* als ein dialektischer gefafst ist, ja nach einer gelegentlichen, von den Schülern wohl kaum mit gehöriger Besonnenheit aufgegriffenen Aeufserung des Meisters, überhaupt nicht als *Uebergang* (d. h. nicht als *objectiver*, in der *Sache*, die ja in der „absoluten Idee" der Logik schon als an ihrem absoluten Ende angekommen vorausgesetzt wird, erfolgender) gefafst werden soll, diese Pflicht auferlegt wird.

Man könnte auf den Gedanken kommen, in dem inneren Zwiespalte, dem, wie hier nachgewiesen, das eigene Philosophiren des Meisters nicht hat entgehen können, den Grund zur Trennung der Fractionen zu suchen, die sich, wie man weifs, in der Schule hervorgethan haben. Solchen Grund *unmittelbar* hierin zu finden, würde nun zwar eben darum nicht wohl gelingen können, weil, wie bereits angedeutet, keine dieser Fractionen in ihrem dogmatischen Verfahren den ursprünglichen Sinn des Systemes in seiner ganzen Strenge festzuhalten wagt. Dennoch wird man das Rechte nicht verfehlen, wenn man die Wurzel jener Irrungen bis zu dieser Stelle verfolgt, wenn man namentlich zu dem Kampfe, der sich innerhalb der Schule über die Begriffe der *Transscendenz* und *Immanenz* entsponnen hat, eben hier die letzte veranlassende Ursache aufsucht. Das ursprüngliche Princip der Hegel'schen Speculation ist ein Princip absoluter *Transscendenz*, insofern es die Wahrheit des Absoluten, losgebunden von jeder Schranke des Raumes und der Zeit, die sich zu ihm schlechthin als ein Aeufserliches und Zufälliges verhalten sollen, *jenseits* der unmittelbaren sinnlichen Wirklichkeit, nicht nur der äufserlich natürlichen, sondern auch der unmittelbaren Wirklichkeit des Seelenlebens, des anschauenden, vorstellenden, empfindenden, in dem Reiche des *reinen Gedankens* aufsuchen lehrt. Nun hat zwar dieses Princip nicht verhindern können, dafs, nicht etwa nur von einer oder der andern, sondern von allen Fractionen der Schule, das entschiedenste Gewicht zunächst gerade umgekehrt auf den Begriff der *Immanenz* gelegt worden ist. Dies nämlich ist aus dem Grunde geschehen, weil es, gewissen aufserphilosophischen Vorstellungen gegenüber, welche zu bekämpfen in dem Interesse nicht blofs der Hegel'schen, sondern aller philosophichen Speculation

Digitized by Google

liegt, zunächst darauf anzukommen schien, *den* Immanenzbegriff gelten zu machen, der auch von jener philosophischen Transscendenz nicht ausgeschlossen, vielmehr ausdrücklich eingeschlossen wird, nämlich dafs das Absolute nicht als durch Raum- und Zeitschranken von unserer diesseitigen Welt und Wirklichkeit abgetrennt zu denken sei. Dagegen erklärt es sich eben aus jener, in der Quelle zurückgebliebenen Unklarheit, wie dieses Princip der Immanenz in einem Theile der Schule dergestalt um sich greifen konnte, dafs endlich aller und jeder Begriff der Transscendenz dadurch verdrängt ward, während in einem andern die Erinnerung an die ursprünglich von dem System behauptete Transscendenz lebendig blieb, und, wenn auch in mannigfach umgewandelter, zuweilen auch wohl getrübter Gestalt, dem Princip derselben wieder Eingang verschaffte. Das erste ist, wie jetzt immer deutlicher zu Tage kommt, auf der so genannten *linken* Seite der Schule der Fall, wenigstens in demjenigen Theile derselben, der sich bereits, als „junghegel'sche" Partei, von der älteren oder eigentlichen Schule abgetrennt hat, und hin und wieder, in seinem offen ausgesprochenen Naturalismus, bis zur rücksichtslosesten Bekämpfung des Meisters fortgegangen ist. Von der, im Widerspruch wenigstens gegen den ursprünglichen Sinn des Meisters gefafsten, wiewohl an sich richtigen Wahrnehmung, dafs nicht in der Logik, sondern in der Natur und in dem geschichtlichen Geiste die eigentliche Realitität und Wirklichkeit zu suchen sei, hat sich diese jüngere Partei, fast ohne alle Zwischenstadien, bis zur kecksten Verneinung aller Logik oder reinen Denkwissenschaft fortreifsen lassen, und mit derselben zugleich, in fanatischem Hafs gegen jeden „Transscendentalismus", alle religiösen aber auch, mag sie es sich nun eingestehen oder nicht, alle eigentlich speculativen Elemente über Bord geworfen. Dem gegenüber kann man den Fractionen der älteren Schule und der *rechten* Seite zwar nicht nachrühmen, dafs sie insgesammt, oder dafs auch nur eine von ihnen zum Princip der Transscendenz genau in jenem Sinne, der für das System als solches der ursprüngliche ist, zurückgekehrt wäre. Es ist vielmehr dort der „absolute Geist", dessen Begriff sie, der unmittelbaren, natürlichen und geschichtlichen Empirie gegenüber, zu einer Gestalt hindurchzubilden suchen, welche wo möglich den Forderungen der Transscendenz und der Immanenz gleichmäfsig genügen soll. Welche Stelle und Bedeutung in dem, solchergestalt sich in den verschiedenartigsten Modificationen und Nüancirungen proteusartig immer neu umgestalteter Systeme die *Logik*, diese eigentliche Grundwissenschaft des Systemes, wie es aus der Hand seines Urhebers hervorgegangen war, einnehmen soll: darüber ist, wir getrauen uns diesen Ausspruch zu rechtfertigen, eine Unklarheit und Verwirrung entstanden, aus der man so lange vergebens einen Ausweg suchen wird, so lange man dabei beharrt, zwischen Logik und Realphilosophie genau dieselbe Unterscheidungslinie stehen zu lassen, die von Hegel aus dem Gesichtspuncte einer ganz anderen, von der Schule, wie schon bemerkt, in allen ihren Fractionen längst aufgegebenen Ansicht über die Bedeutung des Logischen und der logischen Idee errichtet worden war.

Wenn wir auf die vorhin erwähnte Forderung näher eingehen, welche offenbar die Schule Hegel's, nämlich jene ältere, ächte, die noch nicht, weder auf das specifische Princip der Speculation *überhaupt, noch* auf das der Hegel'schen insbesondere, verzichtet hat, an sich selber stellen mufs, sobald sie, allerdings nicht in Anschlufs an den *ursprünglichen* Gedanken des Meisters, wohl aber einem Gedanken folgend, der sich bei der Arbeit der Ausführung und Erläuterung des Systemes nachweislich dem Meister selbst aufgedrungen hat, das System sowohl nach seinem logischen, als nach seinen realphilosophischen Theilen als einen durch ununterbrochene Stetigkeit der dialektischen Methode erzeugten Gesammtorganismus zur Ausführung bringen will: so nimmt dieselbe, in Bezug auf jenen vielbesprochenen, die hauptsächlichste Schwierigkeit bereitenden Uebergang von der Logik zur Naturphilosophie, jetzt folgende Gestalt für uns an. Es wird gefordert, für die Logik einen solchen Abschlufs, oder für den vorhandenen Abschlufs der Logik einen solchen Ausdruck zu finden, in Folge dessen dieser Abschlufs sich unmittelbar durch sich selbst, und ohne Dazwischentreten eines Abfalls von sich selbst, eines Aussichherauskommens oder Sichanderswerdens der logischen Idee, als der *Anfang*, als die *unmittelbare Gestalt* des Naturbegriffs darstelle. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 9.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1843.

Georg Wilhelm Friedrich Hegel's Vorlesungen über die Naturphilosophie, als der Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften Zweiter Theil. Herausgegeben von D. Carl Ludwig Michelet.

(Fortsetzung.)

Wir sprechen diese Forderung hier einfach nur so aus, wie sie sich unmittelbar als einfache Consequenz der methodologischen Philosopheme Hegel's ergiebt, ohne fürerst noch zu fragen, ob sie genau in dieser Gestalt auch realsirbar ist, oder ob vielleicht, — eine Möglichkeit, die wir hier zwar nicht behaupten, aber auch nicht von vorn herein abweisen wollen, — die veränderte Gestalt entweder der Logik überhaupt, oder wenigstens des Schlusses der Logik, auf eine andere Folge der realphilosophischen Disciplinen, als bei Hegel, hinführen würde. Angenommen also, dafs die Naturphilosophie sich unmittelbar, mit einer Stetigkeit der Art, wie sie durch die dialektische Methode gefordert wird, an die Logik anreihen solle: was folgt daraus für diejenigen Begriffe, die wir bei Hegel an die Spitze der Naturphilosophie gestellt sehen, für die Begriffe des Raumes und der Zeit, der Bewegung und der Materie? Offenbar nichts Anderes, als dafs diese Begriffe, wie sie nach einer Seite den Ausgangspunct der *naturphilosophischen* Dialektik bilden, so nach der andern als das Resultat der *logischen* Dialektik sich ergeben haben müssen, dafs sie folglich, als *Kategorien*, in gleiche Reihe mit den übrigen Kategorien der Logik zu stehen kommen müssen. Die Rechtmäfsigkeit dieser Forderung ist nach allen Prämissen, die in Hegel's Schule als zugestanden vorausgesetzt werden dürfen, eine so evidente, dafs es schwer fallen würde, zu begreifen, wie nicht schon längst Alle, die über diese Prämissen einig sind, sich darüber verständigt haben, wenn nicht die entgegenstehende Autorität des Meisters uns den Mangel solches Einverständnisses erklärte. Allein auf welcher, den gegenwärtigen Voraussetzungen der Schule offenbar widersprechender, überhaupt kaum jemals von irgend einem Jünger im Ernst als haltbar befundener Voraussetzung die abweichende Vorstellung bei Hegel beruhte: dies glauben wir im Obigen genügend nachgewiesen zu haben.

Dem Vernehmen nach soll Schelling in seinen Vorlesungen die Ausstellung gegen Hegel's Logik erhoben haben, dafs dieselbe, um als negative Philosophie im wahren Wortsinne, als Lehre von der *Möglichkeit*, der reinen, aber absoluten, schlechthin objectiven *Denkmöglichkeit* des Daseins in ihrem ganzen Umfange gelten zu können, sich näher an die wirkliche Natur anschliefsen, und *deren* Formen einer ausdrücklichen Erörterung unterwerfen müfste. — Wir halten diese Ausstellung für vollkommen gegründet; nicht blofs von dem, uns nicht näher bekannten, Gesichtspunct aus, von welchem Schelling seinen Begriff einer negativen Philosophie entworfen haben mag, sondern auch von dem Gesichtspunct aus, der sich aus der Grundidee von Hegel's Logik selbst ergiebt, wenn ihr Verhältnifs zu dem übrigen Systeme so, wie es jetzt in der Schule immer allgemeiner geschieht, aufgefafst wird. Um hierüber sich zu verständigen, wird freilich vorausgesetzt, dafs man sich Hegel'scher Seits zu dem Zugeständnifs entschliefse, dafs in der That die Logik keine andere Bestimmung hat, als eben diese, die schlechthin *negative Philosophie*, die Wissenschaft von dem *negativ Absoluten*, der *absoluten Möglichkeit*, dem *absoluten Seinkönnen* zu sein. Wir wissen wohl, welche Vorurtheile solchem Zugeständnisse entgegenstehen. Die Unterscheidung der Möglichkeit von der Wirklichkeit gehört in Hegel's Schule, noch von dem älteren Identitätssysteme her, über dessen Mängel Hegel in dieser, wie noch in manchen andern Beziehungen, nie das deutliche Bewufstsein

Digitized by Google

gewonnen hat, wie jetzt dessen eigener Urheber, zu den verpönten Kategorien der „Reflexions"- oder „Subjectivitätsphilosophie". Man wittert in dieser Unterscheidung, wenn sie von einem Philosophen aufgestellt wird, einen Rückfall auf den bereits durch das Identitätssystem so weit überflügelten Kantischen oder Fichte'schen Standpunct, und man begreift nicht, oder stellt sich, nicht zu begreifen, wie von einer objectiven Möglichkeit des Daseins, von einer solchen, die selbst in der „absoluten Identität" begriffen, oder vielmehr ihrerseits nichts Anderes, als dieser reine Begriff der absoluten Identität des Seins und des Denkens ist, die Rede sein könne; während man doch schon von Aristoteles, auf den man ja sonst doch so grofse Stücke hält, und den man jener Reflexionsphilosophie als die gewichtigste Autorität entgegenzuhalten liebt, gelernt haben könnte, dafs der Gegensatz von δύναμις und ἐντελέχεια mit Nichten blofs einem subjectiven Reflexionsstandpuncte angehört. Allein wir glauben die Zeit kommen zu sehen, wo man sich dieser Bedenken wird entschlagen haben, wo man jenes Zugeständnifs, welches jetzt noch einem Theile der Schule als eine Unmöglichkeit, als ein Abfall von aller Speculation, kurz als die ärgste aller philosophischen Ketzereien bedünken mag, als etwas sich von selbst Verstehendes betrachten wird. Ist ja doch dasselbe zwar nicht den Worten, wohl aber der Sache nach, in der That schon von Allen gemacht worden, die mit uns darin einverstanden sind, dafs die logische Idee für sich allein noch nicht das Ganze ist, dafs sie, um als das positiv Absolute, als der absolute Geist gelten zu können, durch die Momente der Natur- und Geistesphilosophie hindurchgeschritten sein, und den Inhalt derselben dialektisch in sich aufgenommen haben mufs. Denn dafs ein *Theil* im gewöhnlichen, materiellen Wortsinne die logische Idee nicht sein kann, dies werden wir doch wohl als unbestritten voraussetzen dürfen; wenn sie aber weder ein Theil, noch das Ganze ist: was sonst könnte sie sein, als ein für sich *unwirkliches*, nur in dem Ganzen zur Realität gelangendes *Moment* dieses Ganzen? In welchem Sinne aber es von einem solchergestalt Unwirklichen, aber, als Form oder Möglichkeit eines Wirklichen, und nicht nur *eines* Wirklichen, sondern *alles* Wirklichen, *Wahren*, und in dieser seiner Wahrheit *Absoluten* oder schlechthin *Denknothwendigen* eine auf sich beruhende und in sich abgeschlossene *Wissenschaft* geben könne: dafür hat man ja an der *Mathematik* einen so augenfälligen, so über jeden Zweifel, über jedes Mifsverständnifs erhabenen Beleg, dafs schon durch den Hinblick auf sie jeder Zweifel an der Möglichkeit einer reinen Denkwissenschaft in diesem Sinne zum Voraus für beseitigt gelten sollte. — Eben die Mathematik nun ist es auch, an welcher man sich über den eigentlichen, eben so tief geschöften, als gründlich berechtigten Sinn jener von Schelling an eine Wissenschaft des Negativen, negativ Absoluten gestellten Forderung, dafs sie näher an die Natur herantrete, dafs sie selbst in gewissem Sinne Naturphilosophie sein solle, am bequemsten orientiren kann.

Wer zu einem System der Philosophie mit der Erwartung herzukommt, dafs er in ihm die Principien der besondern Wissenschaften abgeleitet, das eigenthümliche Gebiet einer jeden derselben umschrieben, und ihr die Bestimmung, die aus ihrem Begriffe hervorgeht, vorgezeichnet finden werde: den mufs bei dem Hegel'schen die unklare, zweideutige Stellung befremden, welche dasselbe zu den Principien und begrifflichen Grundlagen der Mathematik eingenommen hat. Wird ein Solcher zwar in dem ersten Theile der Logik gründlich eingehend über die Principien der Arithmetik und arithmetischen Analysis gehandelt, und insbesondere den von dem Standpuncte der gewöhnlichen Logik aus, mit welchem sich hier die Mathematik in offenbaren Widerspruch setzt, als so schwierig erscheinenden Begriff des mathematisch Unendlichen tiefer und umfassender, als noch in irgend einer andern speculativen Philosophie, erörtert finden; wird er ferner im dritten Theile derselben Wissenschaft auf eine Abhandlung über den Gegensatz des analytischen und des synthetischen Erkennens treffen, aus der gewifs auch der Mathematiker mannigfaltige, gediegene Belehrung schöpfen kann: so mufs es ihm, dem gegenüber, zumal da in beiden Abhandlungen der Inhalt der geometrischen und mechanischen Begriffsgebiete auf das Vielfachste vorausgenommen ist, um so mehr auffallen, wenn er *die* Begriffe, welche wissenschaftlich betrachtet offenbar an der Spitze beider letztgenannten Gebiete stehen, die Begriffe des Raumes oder der räumlichen Ausdehnung einerseits, der Bewegung und der Masse oder Materie anderseits, in der Logik nicht, wohl aber später in einem Zusammenhange abge-

Digitized by Google

handelt sieht, welcher dieselben zu den Kategorien der Logik, und mithin auch zu den *dort* verhandelten Grundbegriffen der Mathematik, in ein Verhältnifs der Aeufserlichkeit oder des Andersseins stellt. Zwar pflegen wohl auch manche Mathematiker als das Moment der Denknothwendigkeit in ihrer Wissenschaft durchaus nur das abstract logische Gesetz der Identität, an welchem dieselbe einhergeht, und in welchem man auch das Princip der Zahlenbildung zu besitzen meint, anzusehen, den Raum aber und seine Momente, Punct, Linie, Fläche u. s. w., und eben so auch die Bewegung, die bewegende Kraft und die bewegliche Materie im Raume nur als ein Gegebenes hinzunehmen, dem als solchem oder dessen Begriffe keine höhere Nothwendigkeit zukomme, als anderem Gegebenen. Aber eine höhere Ansicht dieser Wissenschaft, die sich sowohl in als aufserhalb der speculativen Philosophie genugsam Bahn gebrochen hat, und in ihren Grundzügen unstreitig auch von Hegel nicht würde verläugnet worden sein, mufs sich auf das Bestimmteste dagegen sträuben, das Formal- und Materialprincip derselben in einer solchen Weise auseinanderzureifsen, bei der sich überdies noch der Uebelstand ergiebt, dafs ein Theil der Mathematik, die Arithmetik und reine Analysis, ausschliefslich unter das formale Princip der abstracten Denknothwendigkeit gestellt, und von aller Berührung mit dem Materialen ausgeschieden erschiene, während dagegen bei den andern Theilen jene Unterscheidung des Formalen von dem Materialen erst neu eintreten würde. Es wird diese höhere Ansicht, was zunächst die Geometrie betrifft, auf die bereits von Kant gleich am Eingange der Vernunftkritik mit grofsem Nachdruck gelten gemachte Denknothwendigkeit des *Raum*begriffs hinweisen, und dadurch auch für diesen Theil der Mathematik, wie für die Arithmetik ohnehin, das Zusammentreffen ihrer formalen und ihrer materialen Seite in Einem Principe absoluter Denknothwendigkeit aufser Zweifel stellen. Was aber die Mechanik betrifft, so scheint zwar eine gleiche objective Nothwendigkeit nicht sowohl unmittelbar ihren materialen Principien, wiefern dieselben in den Begriffen der *Masse*, der *Kraft* und der *Bewegung* enthalten sind, als vielmehr nur dem sie alle bedingenden und vermittelnden Begriffe der *Zeit* zukommen zu müssen; worin unstreitig der Grund zu suchen ist, weshalb Manche auch derer, welche die Geometrie noch unter der *reinen* Mathematik inbegreifen, die Mechanik dagegen sich nur unter der Kategorie der *angewandten* vorstellig zu machen wissen. Aber gerade hier ist es, wo wir eine wahrhafte Philosophie der Mathematik, die ihrerseits nur in der Methaphysik oder speculativen Logik wurzeln kann, erwarten dürfen. Denn wenn auch nicht irgend einer wirklichen Materie Kraft oder Bewegung, so wie sie uns *als* wirkliche gegeben ist, so kommt doch den *Begriffen* der Bewegung, Kraft und Materie, wie die allgemeine Mechanik mit ihnen operirt, als blofsen *Möglichkeiten*, eine der Denknothwendigkeit des Raum- und Zeitbegriffs, in denen jene wurzeln, ganz gleiche Denknothwendigkeit zu; und wenn in diesem Theile der Mathematik die aufzustellenden Grund- und Lehrsätze die Bedeutung zunächst nicht kategorischer, sondern hypothetischer Urtheile haben: so wird die philosophische Betrachtung eben dies als ein für die eigenthümliche Stellung dieses Begriffsgebiets charakteristisches Moment erkennen, ohne dadurch die auch hier stattfindende Identität des Formal- und Materialprincips der Wissenschaft im Mindesten gefährdet zu glauben.

Wir bleiben, wie bereits erinnert, weit entfernt davon, Hegeln zu bezüchtigen, dafs er das hier von uns in Bezug auf die Mathematik gelten Gemachte an sich selbst sollte verkannt oder in Abrede gestellt haben. Vielmehr, in der Bezeichnung eben, die er am Beginne seiner Naturphilosophie von dem Raum- und Zeitbegriffe giebt, die ihm bekanntlich als *Formen* der natürlichen Aeufserlichkeit gelten, tritt das Bewufstsein über die absolute Denknothwendigkeit und mithin über die *logische* Natur dieser Begriffe, tritt ausdrücklich auch das Bewufstsein der Aufgabe, durch Nachweisung der Momente des logischen Begriffs oder der logischen Idee an ihnen, diese Begriffe, und durch sie die dialektisch sich an sie anschliefsenden der Bewegung und der Materie, in einen stetigen Zusammenhang mit den Kategorien der Logik zu bringen, deutlich genug hervor. Nur meinen wir, dafs man diese Gerechtigkeit dem grofsen Denker nicht wiederfahren lassen kann, ohne eine nahe damit zusammenhängende Beschuldigung gegen ihn zu erheben, die Beschuldigung eines *Dualismus*, welcher durch ihn in das logische Princip der objectiven Denknothwendigkeit selbst gebracht worden ist. Denn ungeachtet jenes von Hegel wohl erkannten und berücksichtigten Inwohnens

Digitized by Google

der logischen Momente, treten bei ihm doch offenbar Raum und Zeit sammt ihren dialektischen Consequenzen als das *Andere*, als das *Nichtsein* der Idee auf, mithin als eine zweite Denknothwendigkeit, als eine zweite Metaphysik neben der ersten, welche nach ihm in der Logik und ihrer absoluten Idee enthalten ist. Was bei ihm solchen Dualismus verschuldet hat, liegt am Tage: es ist eben die vorgefafste Meinung, dafs in der logischen Idee eine absolute *Realität* gesetzt sein müsse, eine solche, wie in der blofsen *Möglichkeit* des Naturseins, — und als solche Möglichkeit sind unverkennbar auch bei Hegel die Begriffsbestimmungen der Raum-Zeitlichkeit gefafst — eben *nicht* enthalten ist. Eben darum aber behaupten wir, dafs mit der Herabsetzung des Logischen zur blofsen *Dynamis* oder *Potenz* des Realen, mit jener Depotenzirung, die in der Schule, mag diese es nun eingestehen wollen oder nicht, bereits factisch vollzogen ist, die Schranke schon gefallen ist, welche bisher in dem Systeme die Kategorien der Logik von jenen Grundbegriffen der Naturphilosophie getrennt hielt. Dafs diese Schranke eine unstatthafte sei, davon hat Hegel in einer frühern Periode seines Philosophirens die bestimmteste Einsicht gehabt und ausgesprochen, — Letzteres an einer Stelle seiner Kritik der Kantischen Philosophie, auf die wir in gleichem Sinne schon anderwärts aufmerksam gemacht haben. *) Sonderbar, dafs derselbe Philosoph damals an Kant die Abtrennung der Verstandeskategorien von den „Formen der Anschauung" zu rügen fand, der es sich jetzt gefallen lassen mufs, gerade in Bezug auf diese, in seinem System, wie es vorliegt, noch weit schroffer auffallende Trennung an Kant erinnert und durch ihn berichtigt zu werden. Denn wie ungenügend auch immer die, freilich sehr äufserlich bleibende Weise sein möge, in welcher Kant die Anschauungsformen mit den Verstandeskategorien, und beide mit den Vernunftideen zusammenstellt: so ist doch schon in jenem Grundphilosophem der Vernunftkritik, nach welchem die Kategorien schlechterdings nur in der Anwendung auf die Formen der Anschauung und in dem daraus resultirenden „Metaschematismus der reinen Vernunft" reale Bedeutung haben, eine Wahrheit enthalten, an welche es, dem Hegel'schen Princip des „Aufsersichseins" gegenüber, jetzt wieder zu erinnern Noth thut. Es ist dieselbe und keine andere Wahrheit, welche auch Schelling mit dem vorhin angeführten Ausspruche einzig meinen kann. Denn wo anders, als in den von Kant so genannten Formen der Anschauung oder reinen Anschauungen, sammt den „transscendentalen Schemen", in welche durch sie die Kategorien umgewandelt werden, hätten wir das Moment zu suchen, welches die Gestalten der wirklichen Natur mit einem Denken vermitteln oder in demselben vorgebildet zeigen könnte, welches nur aus sich selbst, aus der reinen Nothwendigkeit des Vernunftprincips die objective *Möglichkeit*, aber aus keiner Erfahrung oder concreten Anschauung die *Wirklichkeit* eines Daseins schöpfen will?

Und hiermit nun sind wir denn auch in Stand gesetzt, über die oben von uns gewagte Zusammenstellung Hegel's und Kant's in Bezug auf das Verhältnifs des Geistes und der speculativen Eigenthümlichkeit beider grofsen Denker zu den in ihren beiderseitigen Schulen am meisten hervortretenden *Resultaten* ihres Philosophirens eine bestimmtere Rechenschaft zu geben. Beide haben ihre geschichtliche Bedeutung zunächst in dem, was sie für den negativen Theil der Philosophie, für die Philosophie als reine Denk- oder Vernunftwissenschaft, als Wissenschaft von der schlechthin objectiven Möglichkeit des Seins, geleistet haben. Wie tiefgreifend und umfassend das Verdienst ist, welches Beide sich um diese, und durch sie auch um die positive Philosophie, um die philosophische Welt- und Geisteslehre erworben haben: das ist, was Kant betrifft, schon längst, wenn auch nicht immer mit gründlicher Einsicht in die wahre Beschaffenheit dieses Verdienstes, von allen Seiten anerkannt; was Hegel betrifft, so ist Grund zu der Hoffnung vorhanden, dafs, nach Verstummen der Ueberschätzung, deren Gegenstand auch Er, wie jeder Philosoph, der eine Schule gründet, eine Zeitlang gewesen ist, auch Sein wahres Verdienst immer allgemeiner und immer vollständiger gewürdigt werden wird.

*) „Es erhellt, dafs die Kantischen Formen der Anschauung und die Formen des Denkens gar nicht als besondere isolirte Vermögen auseinander liegen". Hegel's Werke I. S. 22.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 10.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1843.

Georg Wilhelm Friedrich Hegel's Vorlesungen über die Naturphilosophie, als der Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften Zweiter Theil. Herausgegeben von D. Carl Ludwig Michelet.

(Schlufs.)

Beiden Denkern aber ist es begegnet, dafs sie, in ihrer Richtung vorzugsweise auf Ergründung dieses Negativen, die Bedeutung desselben, und zwar in entgegengesetzter Weise, einseitig aufgefafst haben: Kant, insofern er aus der formalen und abstracten Natur der Kategorien und Anschauungsformen übereilt die Anwendbarkeit derselben auf das wahrhaft und eigentlich Seiende, auf die „Dinge an sich" folgerte, Hegel, indem er von der Erkenntnifs der absoluten und objectiven Geltung des Logischen ausgehend, dasselbe in die Stelle jenes wahrhaft oder eigentlich Seienden selbst, die logische Idee also in die Stelle des positiv Absoluten oder der Gottheit einsetzen wollte. An der zuletzt erwähnten Verwechslung hängt, wie wir sahen, die Vorstellung eines Aufsersichkommens oder Vonsichabfallens der Idee zum Natursein; man wird es daher nicht unangemessen finden, wenn wir behaupten, dafs diese Vorstellung, als Dogma des Hegelianismus, die entsprechende Stelle einnimmt, wie im Kantianismus das Dogma von der Unerkennbarkeit der „Dinge an sich", von der Beschränktheit unsers Denkens und Erkennens auf die „Welt der Erscheinung". Eben so wird man es in der Ordnung finden, wenn wir von dem einen, wie von dem andern dieser Schuldogmen, in denen beiden man so häufig das Wesentliche und Charakteristische der beiderseitigen Standpuncte zu erkennen, und für die welthistorische Stellung und Schätzung beider Philosophen einen sichern Mafsstab zu besitzen meint, gerade umgekehrt bemerklich machen, dafs sie nur die vergängliche und unwahre Seite beider philosophischen Systeme bezeichnen, für den ächten und bleibenden Gehalt derselben aber ohne alle Bedeutung sind. Freilich, ein bestimmt formulirtes Glaubensbekenntnifs der Schulen, (die jedoch, wiefern sie eines solchen bedürfen, oder darin das Wesentliche ihres philosophischen Charakters suchen, vielmehr Secten, als Schulen zu nennen sind), wird sich dieser und ähnlicher Dogmen nicht entschlagen können. Aber es stände schlimm um den Ruhm und das Verdienst der ausgezeichnetsten Denker aller Zeiten, wenn dasselbe als abhängig von der Geltung solcher Glaubensformeln erscheinen sollte.

Um nun aber jetzt der besonderen kritischen Würdigung des vorliegenden naturphilosophischen Werkes näher zu treten: so ergiebt sich für sie aus dem Obigen folgender allgemeiner Gesichtspunct. Was Hegel Philosophie der Natur nennt, darin finden sich zwei unterschiedene wissenschaftliche Elemente vereinigt, welche von einander abgetrennt zu halten und in verschiedene Disciplinen zu vertheilen sowohl durch die Idee der philosophischen Wissenschaftlichkeit überhaupt, als namentlich durch das Princip systematischer Gestaltung, welches in Hegel's eigener speculativer Methodik liege, gefordert wird. Das eine dieser Elemente ist das rein rationale, aprioristische, das Element einer *Methaphysik der Natur*, welche, nach der Unterscheidung der philosophischen Disciplinen, wie sie bei diesem Denker verzeichnet ist, nur in der Logik ihre wahre Stelle finden kann, und, durch Hineinarbeitung in deren übrigen Inhalt, diese Wissenschaft erst auf den Standpunct erheben wird, wo sie ihrer eigentlichen Bestimmung, die sie bei Hegel nur unvollkommen erfüllt, zu genügen vermag. Das andere Element ist das einer positiven philosophischen Naturwissenschaft, einer philosophischen Betrachtung der wirklichen Natur, welche, auf der Grundlage jener

Digitized by Google

Methaphysik ruhend, bereits vor Hegel fast allgemein mit derselben verwechselt worden ist, und auch jetzt, wohl zwar in manchen geistvollen Blicken und Anschauungen der empirischen Naturforschung vorausgenommen, aber keineswegs schon, auch nur in der Weise, wie vielleicht von einer oder der andern unter den philosophischen Geisteswissenschaften solches mit gröfserem Rechte sich rühmen läfst, als eigene Disciplin umschrieben und begründet ist. Die Abtrennung beider Elemente von einander, die strenge wissenschaftliche Durcharbeitung zunächst des metaphysischen, in Ansehung des positiven aber nicht sowohl die Ausprägung desselben zu einer systematisch in sich abgeschlossenen Disciplin, (zu welcher vielleicht die Zeit noch nicht gekommen sein dürfte), als vielmehr die auf's Neue, und mit gröfserem Ernst als bisher anzustrebende innigere Durchdringung der Principien des philosophischen Forschens mit denen des empirischen: dies betrachten wir als einen der ersten und wesentlichsten Schritte, welche die Philosophie jetzt nach Hegel zu thun hat. Es versteht sich, dafs die Ausführung dieses Schrittes nicht die Aufgabe einer blofsen Kritik des Hegel'schen Werkes sein kann. Da indessen die Bedeutung dieses Werkes wesentlich darin besteht, die Vereinigung jener disparaten Elemente, welche keineswegs von ihm zuerst verschuldet ist, auf eine solche Weise in wissenschaftlicher Darstellung durchgeführt zu haben, von der zu ihrer wirklichen Abtrennung eben nur noch Ein Schritt ist, oder durch welche die Abtrennung in der That unmittelbar gefordert wird; ja da man mit Wahrheit sagen kann, dafs diese Abtrennung von Hegel, indem er die Logik von der Naturphilosophie ausschied, *an sich* (potentia) schon vollzogen ist, und es nur noch darauf ankommt, die Bedeutung derselben richtiger aufzufassen und ihr Princip im Besonderen umfassender und vollständiger zu bethätigen: so scheint uns aus diesem Grunde allerdings auch eine kritische Besprechung der Hegelschen Naturphilosophie der angemessene Ort, über die Beschaffenheit der jetzt zunächst geforderten, und nur durch die erwähnte Abtrennung zu erzielenden Fortschritte einige Winke zu geben, und dies zwar um so mehr, je mehr es für die Beurtheilung der Hegel'schen Philosophie überhaupt, und dieses Theils derselben insbesondere von Interesse ist, auf die wissenschaftliche Stetigkeit hinzuweisen, mit der sich diese Fortschritte an die eigene Leistung Hegel's anschliefsen werden. Wir gedenken in diesem Sinne gegenwärtigem Aufsatze einen zweiten Artikel folgen zu lassen, in welchem unser hauptsächlichstes Augenmerk zunächst dieses sein wird, in Bezug auf einige Haupt- und Grundbegriffe der Naturphilosophie die Nachweisung zu geben, wie dieselben durchaus metaphysischer Art, ihrem Inhalte nach derselben absoluten Denkmöglichkeit, ihrer Form nach derselben absoluten Denknothwendigkeit angehörend, sind, wie die Kategorien der Logik, und wie das Unbefriedigende in Hegel's Darstellung dieser Begriffe eben darin seinen Grund hat, dafs er sie aus dem strengen Zusammenhange einer rein metaphysischen Dialektik losgerissen hat; während doch anderseits das eigentlich Substanzielle seiner Leistung gerade in dem metaphysischen Theile derselben besteht, ungleich weniger in demjenigen, was sie zur Auffassung des Positiven und Empirischen beiträgt. Denn keineswegs geht unsere Meinung dahin, etwa nur die Begriffe, welche bei Hegel *den Anfang* machen, der Metaphysik vindiciren *zu wollen, die* übrigen Abschnitte der Naturphilosophie aber der Hauptsache nach in derselben oder einer ähnlichen Gestalt, wie sie bei Hegel haben, als eigene Disciplin bestehen zu lassen. Wir müssen vielmehr von den Begriffen, welche dort den Schlufs der Naturphilosophie, nicht minder, wie von denen, welche den Anfang dieser Wissenschaft bilden, von den Begriffsbestimmungen, welche das Reich der organischen Lebendigkeit umschreiben, nicht minder, wie von jenen, in denen die Grundformen des allgemeinen Mechanismus enthalten sind, behaupten, dafs ihre Natur im Allgemeinen die rein metaphysische ist. Finden wir doch selbst bei Hegel nicht nur den Begriffen des Mechanismus und Chemismus, sondern auch denen des Lebens und des Erkennens in der *Logik* eine Stelle angewiesen; es wird nur darauf ankommen, zu zeigen, wie *die* Unterscheidung, welche Hegel zwischen der logischen und naturphilosophischen Bedeutung dieser Begriffe macht, nicht die richtige ist, so wenig es freilich anderseits von uns darauf abgesehen sein kann, die concreten Gestalten der wirklichen Natur, so zu sagen, mit Haut und Haar in das Bereich der absoluten metaphysischen Denknothwendigkeit hereinzuziehen, oder darin aufgehen zu lassen.

Digitized by Google

Ehe wir jedoch zu dem hier bezeichneten kritischen Geschäfte schreiten, möge es uns vergönnt sein, hier am Schlusse des ersten Artikels noch eine kurze Bemerkung beizufügen über die Ansicht, die Hegel über die Natur und ihr Verhältnifs nicht blofs zur logischen Idee, sondern auch, nach der andern Seite, zum zeitlich erscheinenden Geiste im Allgemeinen aufstellt, und über eine Consequenz, die er aus dieser Ansicht gezogen hat. — Die Geringschätzung der Natur, welche sich unter andern in dem bekannten Satze ausspricht, dafs jeder schlechte Einfall, wie er dem Menschen wohl durch den Kopf geht, ja das Böse selbst, etwas Höheres sei, als alle Herrlichkeiten der Natur, ist von jeher ein Gegenstand der Befremdung Aller gewesen, die nicht auch in jeder andern Beziehung durch Hegel sich von der durchgängigen Richtigkeit seiner Naturansicht haben überzeugen lassen. Dennoch kann kein Zweifel darüber sein, dafs dieser Satz von Hegel vollkommen ernst gemeint war, so ernst, dafs wir selbst die hinzugefügten Worte „formell betrachtet", durch welche in den Vorlesungen über Aesthetik (I, S. 4) der auch dort vorkommende Ausspruch gemildert ist, dem ursprünglichen Sinne desselben, wie er anderwärts sich schroffer ausgedrückt findet, kaum für ganz gemäfs erkennen können. In diesem Sinne schliefsen sich an ihn auch andere, mehr auf Besonderes bezügliche Aeufserungen, z. B. die eben so das menschliche Gefühl verletzende, wie von keiner unbefangenen Beobachtung bestätigte, dafs es in dem Begriffe des *Thierlebens* liege, ein krankhaftes, angstvolles, unglückliches zu sein. Insbesondere aber schliefst sich daran der Urtheilsspruch der absoluten Nichtigkeit und Geisteslecre, der über alles räumliche Dasein aufserhalb des Planeten, welchen wir bewohnen, unerbittlich gesprochen wird. Es ist bereits anderwärts darauf aufmerksam gemacht worden, welch ein unentbehrliches *Glied* diese Behauptung in der Kette der philosophischen Weltansicht Hegel's bildet, und wie unbesonnen diejenigen handeln, die sie aus letzterer, unbeschadet ihres übrigen Inhalts, entfernen zu können meinen. Denn nur auf der Voraussetzung der ausschliefslichen Realität des diesseitigen, irdischen Geisteslebens ruht der Begriff, welchen Hegel von der *übergreifenden Subjectivität* des absoluten Geistes aufstellt, welcher Begriff keinen Sinn hätte, wenn nicht dabei eine durchgängige Stetigkeit des Bewufstseins, welches der Weltgeist über alle Momente seines Lebens und seines Entwicklungsprocesses hat, ein absolutes Wissen des Geistes über alle seine Voraussetzungen, seine Inhaltsbestimmungen, und die durch ihn selbst gesetzten Momente seines Daseins, enthalten wäre. Allerdings könnte man, wenn man sich ganz streng innerhalb des *ursprünglichen* Standpunctes Hegel'scher Speculation halten wollte, die Berechtigung dieses Begriffes selbst in Frage stellen. Man könnte fragen: wenn schon die logische Idee für das Absolute, für das wahrhaft Seiende und Ewige gelten soll, ob denn nicht bereits in dieser der Forderung einer „übergreifenden Subjectivität" genügt sei, und was denn die Idee als solche mit dem geschichtlichen Geiste und der Continuität seines zeitlich erscheinenden Selbstbewufstseins zu schaffen habe, mit einem absoluten Wissen, das in der Zeit, in der Endlichkeit steht, und, sofern es das Zeitliche, das Endliche zu seinem Gegenstande hat, der Forderung wirklicher Absolutheit zu genügen, schon durch den Begriff dieser Endlichkeit verhindert wird. In der That würden wir es, wenn Hegel selbst jenen seinen ursprünglichen Standpunct ganz und ungetheilt hätte behaupten wollen, für das Folgerechtere erkennen, wenn er, — worauf vielleicht auch von Anfang her sein Sinn wirklich ging, denn manche seiner diesen Punct betreffenden Aeufserungen sind in der That zweideutig gehalten, — das aufserirdische Vorhandensein lebendiger Naturen und geistiger Entwicklungswelten nur hätte für *gleichgültig* vor der Idee, und mithin auch für nothwendig *zweifelhaft* bleibend, für ungeeignet, ein Object des „absoluten Wissens" zu werden, als welches ja allein die Idee, aber nichts Zeitliches zum Gegenstand habe, erklären wollen, statt ein solches unbedingt und positiv in Abrede zu stellen. Denn „gleichgültig" würde unter jener Voraussetzung das Dasein solcher Welten genau in dem Sinne, und weder mehr noch weniger, zu nennen sein, wie auch das Dasein der unsrigen. Der „absoluten Idee" müfste es ganz einerlei sein, ob sie sich in der Zeit und im Raume überhaupt, und wenn überhaupt, ob sie sich in der selbstbewufsten, lebendig-geistigen Entwicklung einer planetarischen Welt einmal, oder hunderttausendmal verwirkliche; aber der letztere Fall, der der hunderttausendfältigen Verwirklichung, dürfte als

Digitized by Google

Möglichkeit von der philosophischen Ansicht der zeiträumlichen Welt eben so wenig ausgeschlossen sein, wie jener der nur einmaligen. Dies, meinen wir, würde die richtige Consequenz des ursprünglichen, strengen Standpuncts der Hegel'schen Speculation gewesen sein, jenes Standpuncts, vor welchem nur die „absolute Idee" für das Wahre und Seiende gilt. Eben deshalb aber können wir nicht umhin, gerade dies, dafs Hegel nicht diese, sondern eine andere Consequenz gezogen hat, als charakteristisch für den im Laufe seines Philosophirens wirklich von ihm eingenommenen Standpunct zu erkennen. Dafs er in Bezug auf die aufserirdischen Geisteswelten nicht bei der blofsen Ungewifsheit und Gleichgültigkeit stehen blieb, sondern zur directen Verneinung fortging, dies erklärt sich nur aus dem Umstande, dafs in der allmähligen Entwicklung seiner philosophischen Weltansicht der „absolute Geist" in seiner geschichtlichen Gestaltung und Ausprägung mehr und mehr in die Stelle der logischen Idee, der Geist überhaupt in die Stelle des Logischen eintrat. Nur durch diese Umtauschung oder Verwechslung der Begriffe konnte es geschehen, dafs die Annahme auch nur der Möglichkeit eines aufserirdischen Geisteslebens als ein Raub an dem Rechte des absoluten Geistes auf absolutes Wissen alles Seienden erschien und in diesem Sinne behandelt ward. Denn dafs gewisse besondere Ergebnisse seiner Naturphilosophie Hegel an dem Zugeständnisse solcher Möglichkeit verhindert haben sollten, wird wohl Niemand im Ernste annehmen wollen. Mochte er immerhin in seinen Philosophemen über die *abstracte* Natur des Lichtwesens einen Berechtigungsgrund finden, die Bedeutung und Würde der Sonne unter die der planetarischen Welt herabzusetzen, und die Unendlichkeit des Fixsternhimmels für einen blofsen „Lichtausschlag" zu erklären: schwerlich würde er selbst in Bezug auf Sonne und Fixsterne von dieser Berechtigung Gebrauch gemacht haben, wenn nicht andere Motive ihn dazu vermocht hätten. Noch weniger aber konnte ihm dies ein Grund sein, den übrigen Planeten unsers Sonnensystems, und den etwaigen planetarischen Begleitern anderer Fixsterne höhere Entwicklung und Lebendigkeit bis zum Erzeugen auch einer Welt von Geistern abzusprechen, da er ja durch diese verneinende Behauptung sich mit seiner naturphilosophischen Bezeichnung des Begriffs der planetarischen Körper sogar in ausdrücklichen Widerspruch setzen mufste. — Was wir aber *hier* von dem Grunde dieser auffallenden Verneinung sagten: Dasselbe oder ganz Entsprechendes möchte auch von jenen geringschätzigen Aeufserungen über die Natur im Allgemeinen gelten. Es drückt sich darin nicht sowohl das in dem ursprünglichen Sinne des Systemes begründete Verhältnifs der natürlichen „Aeufserlichkeit" gegen die Idee als solche aus; — wäre dies, so hätten jene Aeufserungen auch über die zeitliche Thätigkeit und die geschichtliche Entwickelung des Geistes erstreckt werden müssen, da ja nach dieser Seite auch der Geist unter die Kategorie dieser Aeufserlichkeit fällt. Es drückt sich vielmehr in ihnen das Verhältnifs zu dem, mit dem ewigen Sein des Absoluten oder der logischen Idee verwechselten, oder an die Stelle desselben, als wahrhafter Begriff des Realen An-und-Fürsichseienden, eingeschobenen Begriffe des Geistes und seiner Thätigkeit *aus*, — dieser spiritualistische Pantheismus, in *welchen der frühere*, freilich sehr abstrus gehaltene, Transscendentalismus des Systemes allmählig umschlug. Dafs jede geringste Lebensäufserung des Geistes ein Höheres sei, als selbst die höchsten Naturproducte, dies läfst sich nur von einem Standpunct aus behaupten, der das Höchste oder Absolute schlechthin nur in der reinen Form des Geistes oder der Ichheit als solcher, in diesem Insichsein oder dieser Beziehung auf sich findet, welche das Seiende zu einem seiner selbst bewufsten macht. Diese Form hat allerdings der Geist in allen Momenten seines Daseins, auch den niedrigsten oder schlechtesten, der Natur voraus; aber der ursprüngliche Sinn des Systemes konnte doch wohl schwerlich im Ernst dahin gehen, dafs das *blofse Gesetztsein* dieser Form in einem vorübergehenden Zeitmomente ein Höheres sein solle, als der natürliche Kosmos, als die harmonische Gesammtheit der Himmelskörper, deren Gestalt und wunderbar gesetzmäfsige Bewegung bereits von den Philosophen des Alterthumes als das vollkommenste Abbild der ewigen Ideenwelt betrachtet worden ist.

Weifse.

Digitized by Google

№ 11.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1843.

IV.

Zur Würdigung des Theophrastus von Hohenheim. Von Dr. K. F. H. Marx, Hofrath und Professor an der Georgs-August-Universität. Göttingen, 1842. bei Dieterich. 140 S. 4.

Die Bearbeitung der medicinischen Geschichte schreitet in Deutschland auf eine erfreuliche Weise fort und übertrifft weit die anderer Länder. Dies gilt sowohl von der ganzen Geschichte als von einzelnen Theilen derselben. Nach Ref. Ansicht hat besonders die neuere von der Philosophie durchdrungene allgemeine Geschichtsauffassung, welche einen gewissen Entwicklungsgang in dem Wissen der Menschheit anerkennt, zu dieser Thätigkeit, mehr oder weniger dem Einzelnen bewufst, Anregung gegeben. Der Gegenstand vorliegender historischer Monographie ist in neuerer Zeit vorzugsweise der Untersuchung unterworfen worden, wir wollen nur die von C. H. Schultz, F. Jahn, A. Bremer, Lessing, nennen, und wenn Paracelsus früher mit Lob abwechselnd die gröfste Herabsetzung erfahren hatte, ist neuerlich seine Anerkennung überwiegend gewesen. Nach dem „Herophilus" ist dies die zweite gröfsere historische Arbeit des Verf.'s, und — wie überhaupt sein Beruf zur Geschichtsforschung und -schreibung nicht zu bezweifeln ist — es war zu erwarten, dafs sie gelingen und auch dafs sie in ihrem allgemeinen Resultate dem neueren anerkennenden Urtheile über den Gegenstand sich anschliefsen werde. Sie hat aber zwei Eigenthümlichkeiten, wodurch sie sich unterscheidet; diese betreffen die Auffassung der Aufgabe und die speciellen Resultate. Was zuerst letztere anlangt, so wollen wir gleich bemerken, dafs sie in manchen Puncten verschieden ausfallen, weil der Verf. von den Schriften des Theophrast nur zehn für echt anerkennt und daran allein sich haltend seine Charakteristik giebt. Was dann die Auffassung anlangt, so ist die Untersuchung ohne jenen allgemein- oder philosophisch-historischen Einflufs unternommen, sondern entwickelt sich allein aus dem objectiven Thatbestande und zwar mit der Richtung auf das Interesse der Person, mit der Absicht dem Manne Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, „dem Verkennung zu Theil geworden", während bei jener allgemeinen Auffassung die Person viel gleichgültiger der Idee und dem Wirken gegenüber, welche sich dadurch äufserten, erscheint. Sie mufs allerdings für die höhere gelten, führt aber freilich oft mit grofser Einbufse ihres Werthes über die factischen Wahrheiten hinaus; die hier gewählte, individuelle dagegen, pflegt mit der Absicht, Gerechtigkeit gegen die Person zu üben, die objective Grundlage, welche jeder weiteren Reflexion und Anwendung des Geschehenen auf die Folge erst vorangehen mufs, treuer zu liefern. Dieser Absicht ist sich der Vf. wohl bewufst, er sagt: „die Aufgabe der Geschichte bleibt es Gerechtigkeit zu üben — und einzig der Wahrheit zu dienen". Er verfährt dann kritisch-synthetisch, sichtet zuerst das literarische Material und setzt daraus, fast Satz für Satz durch Citat belegend, ein Bild gleichsam wie eine mühsame Musivarbeit, zusammen. Zugleich verfällt er indessen nicht in den Fehler der Biographen, die Wahrheit der Person zu Liebe zu verbessern, er giebt keinen Panegyrikus, sondern seine Arbeit ist eine kritische Apologie des Theophrastus.

Der Inhalt, von dem wir ein Verzeichnifs vermissen, ist in drei Vorlesungen vertheilt; die erste behandelt das betreffende literarische Material, die zweite die persönlichen Verhältnisse und die dritte die Leistungen im Einzelnen.

In der ersten Vorlesung wird zunächst der Name festgestellt. Von dem langen Namen Philippus Theophrastus Paracelsus Bombastus ab Hohenheim bleibt nur „Theophrastus von Hohenheim", den er selber ge-

Digitized by Google

braucht hat. Dann folgt die Sichtung der grofsen Menge ihm fälschlich zugeschriebener Werke, deren Zustandekommen zum Theil dadurch erklärlich wird, dafs selbst fast alle echten erst nach dem Tode des Th. gedruckt wurden. Nachdem als Kriterien der *echten* Schriften aufser der Schreibart auch die Dedication, die Angabe des Orts und der Zeit und die Unterschrift des wahren Namens aufgestellt sind, sehen wir die Zahl der hauptsächlichsten ja vielleicht einzigen Quellen, aus denen man zu schöpfen berechtigt sein soll, auf nur 10 zurückgeführt, (während die Ausgabe seiner Werke von J. Huser in drei Foliobänden Strafsburg 1618. 84 Schriften enthält). Diese von Marx für echt erklärten sind der Zeitfolge nach: 1) die sieben Bücher de gradibus et compositionibus receptorum, 2) die kleine Chirurgie, 3) sieben Bücher von offnen Schäden, 4) drei Bücher von den Franzosen, 5) von den Imposturen der Aerzte, 6) Opus Paramirum, 7) von Bad Pfeffers, 8) grofse Wundarznei, 9) neun Bücher de natura rerum, 10) drei Bücher seiner Verantwortung, des Irrgangs der Aerzte und vom Ursprunge des Steins. (Jedoch finden wir auch später vom Vf. das Buch Paragranum zu Citaten benutzt). Diese strenge Reduction ist von besonderer Wichtigkeit, indem dadurch sehr viel Unsinn, Unverständliches, Mystisches ausgemerzt wird. Anderes wird grofsentheils durch den unausgebildeten Zustand der deutschen Sprache, deren sich Th. zuerst bediente, entschuldigt, und wenn auch manche Unklarheit, Willkühr in der Terminologie, Derbheit (und Unkenntnifs Ref.) bleiben, werden ihm dagegen Kämpfen gegen Aberglauben und Schwärmerei, selbst gegen Astrologie, Nigromantie, Chiromantie, Magie und Alchemie, zugleich ein Freisien von Theosophie und eine in der That weit über sein Zeitalter gehende Vorstellung von den Naturkräften durch Belege aus seinen Schriften Schritt für Schritt nachgewiesen.

In der zweiten Vorlesung folgt der biographische Theil. Theophrast hielt, nach der Universität Basel berufen, dort von 1527 an einige Jahre mit aufserordentlichem Beifall Vorlesungen in deutscher Sprache, die sich fast über alle Theile der Medicin verbreiteten und von denen mehre lateinisch nachgeschrieben vorhanden sind. Mifsgunst über seine Erfolge in Lehre und Praxis, Gegenwirkung gegen seinen selbständigen, negirenden Geist, so wie sein eigner unruhiger Charakter liefsen ihn nicht lange verweilen; er führte ein herumziehendes Leben bis er in Salzburg 1541 starb im 49sten Jahre (geboren war er 1493, also ein Jahr nach Columbus Entdeckung der neuen Welt). Da sein Vater Wilhelm von Hohenheim selber Arzt war, scheint er früh in die ärztliche Praxis eingeführt und überhaupt mehr Autodidact gewesen zu sein als eine regelmäfsige Schulbildung gehabt zu haben, er blieb den Universitäten und ihren scholastischen Fesseln Feind. Er lebte auch schon früh unter den Bewegungsmännern der Reformation, er bekämpfte die blinde Ergebung in die Satzungen des Aristoteles, Plato, Galen, Dioscorides, Plinius, der Araber und der mittelalterlichen Autoren und wies an deren Stelle auf die Lehren der Natur. Es wird erklärlich gemacht, dafs seine Zeitgenossen Hafs auf ihn warfen und sein Charakter von manchen Verunglimpfungen gereinigt, namentlich von dem Vorwurfe von Stolz, Unverträglichkeit, Charlatanerie, Völlerei und Rohheit. Auch werden ihm mehr positive Kenntnisse zugeschrieben, das Lateinische verstand er, wenn er auch das Deutsche nur gebrauchte, geschah dies nicht aus Ignoranz in jener Sprache. Ueber seine Schüler, deren er viele fand, klagt er selber, dafs sie von seiner Lehre und Person abgewichen seien. Seine „Monarchey" zerfiel nach seinem Tode; spätere Nachbeter (die Paracelsisten) hielten sich zunächst an leere Wortformeln und die Spreu seiner Schriften.

Die dritte Vorlesung dient der Darlegung der Einzelnheiten aus obigen für echt anerkannten Schriften. Der Forscher, sagt der Vf., fände sich von ihnen bald angezogen, bald abgestofsen, bald belehrt, bald verdüstert, dagegen sei auch an ihnen charakteristisch eine Tiefe der Gedanken, ein Erfassen des Wesentlichen, Th. habe sich abgemüht die Natur zu studiren, aber dann sei ihm das Einzelne von untergeordneten Werthe gegen das Bestreben, Begriffe, Grundsätze und Uebersichten zu gewinnen. Zu weiterer Würdigung wird ein Blick auf den damaligen Zustand der Medicin geworfen, indefs nur kurz sich auf Angabe damaliger geltender Haupt-Schriftsteller beschränkend. — Hier hätten wir nun gern eine allgemeinere Auffassung der ganzen Geschichte angewendet gesehen, mit einer Andeutung, dafs die damalige Zeit das Ende des Mittelalters und der Beginn der neueren Geschichte war, dafs überhaupt ein neuer Tag in allen Aeufserungen des Geistes anbrach, als dieser damals aus der Schule der alten Literatur, in welcher die durch die Völker-

Digitized by Google

wanderungen früher untergegangene Cultur wieder erlernt worden war, heraustrat und eignes Denken, Erfinden und Fortschreiten unternahm. Wenn einerseits, was die Medicin dabei betrifft, die Kühnheit dazu gehörte, die Lehren des Aristoteles, Hippokrates, Galen und der Araber zu bezweifeln, so sehen wir dies bei Theophrast mit einem übertriebenen Negiren und Verachten der Alten verbunden, und wenn anderseits dafür richtigere positive Kenntnisse der Natur wieder an die Stelle treten mufsten, so sehen wir bei ihm diese, wie es auch in einer Erfahrungswissenschaft zu erwarten war, nicht gleich vorhanden und nur auf unbefriedigende Weise ersetzt durch vorläufige ideelle Constructionen und unklare Vorbegriffe. Die Einzelnheiten der Th. Kenntnisse können daher für unsere jetzt erreichten Fortschritte an sich nicht viel Werth mehr haben, obwohl sein Wirken im Entwicklungsgange der Wissenschaft eine hohe Stelle einnimmt, aber mehr durch die Nothwendigkeit der Folge als durch irgend eine Persönlichkeit in ihrer allgemeinen Richtung bestimmt werden mufste. Dieses mehr apriori sich ergebende Urtheil sehen wir durch die speciello Untersuchung des Verf.'s bestätigt, wodurch er das Substanzielle der Theophrastischen Medicin zusammenstellt. Sehr zweckmäfsig geschieht dies in der Ordnung der *jetzigen Disciplinen* der Medicin. — Ueber die *Medicin im Allgemeinen* hatte Theophr. in Bezug auf Erfahrung und Theorie und auf die Verhältnisse des Arztes sehr richtige Ansichten; — die *anatomisch-physiologischen Kenntnisse* waren sehr gering und abenteuerlich, wie überhaupt der damaligen Aerzte (erst Vesalius verbesserte bald nachher hierin den Galen), sein Begriff vom „Archäus", diese dunkle Vorstellung des selbständigen von der Aufsenwelt verschiedenen Lebens im Organismus, im gröfsten Gegensatz zu den alten Hippokratischen und Galen'schen Vorstellungen möchte als neu und ihm eigenthümlich hervorzuheben sein; — die *allgemeine Pathologie*, die ehemals s. g. Philosophie der Pathologie, gehörte zu seinen Lieblingsgegenständen, er bestritt die 4 Cardinalflüssigkeiten auf das kräftigste, „die vier Humores sind eine Lugnerei", die Krankheit sei etwas Selbständiges, „die Krankheiten sind nicht Corpora", „wie kann man's denn purgiren", der Schnee mache nicht den Winter, der Winter aber den Schnee. (Auffallend ist, dafs die bekannten drei Grundstoffe des Th. Sal, Sulphur und Mercurius vom Vf. nicht erwähnt sind und ihm also nicht zuerkannt scheinen); — die *allgemeine Therapie*, es erweis't sich seine Ansicht der von innen wirkenden Lebenskraft, „es gebüret der Arznei nachzufolgen im Willen der Natur", „in den Wunden mufs das Fleisch von innen heraus wachsen". Ueber einen therapeutischen Grundsatz des Th., der neuerlich viel besprochen ist, sagt der Vf., derselbe schiene die gemeinhin geltende Ansicht, als müsse jede Krankheitserscheinung durch eine ihr entgegengesetzte ohne weiteres aufgehoben und vernichtet werden, nicht gelten zu lassen; er habe gesagt, die Krankheit sei der Gesundheit widerwärtig, „diese zwei vertreiben einander, — heifs vertreibt Kaltes, das ist falsch" — auch befeuchte der Regen nicht deshalb den Acker, weil das Nasse dem Trocknen entgegengesetzt sei, sondern weil das Feuchte die Wurzeln nähre. Seine Praxis ergiebt ferner, dafs er nicht mit der neueren Homöopathie übereinstimmte — in der *Arzneimittellehre* mufs man wieder die aufgeklärten Ansichten bewundern; es komme nicht nur an auf die Quantität, sondern die Qualität, „das Fünklein im Element so sein Widerwärtiges verzehrt"; er gab viel beruhigende narkotische Mittel, sein laudanum war berühmt, er liebte wirksame Mittel, warnte aber vor dem Schaden durch unrichtigen Gebrauch der Mittel, empfahl Einfachheit in der Zusammensetzung und Beachtung der ersten Zeit in der Anwendung, schätzte die Diät hoch und hielt viel von Brunnen und Bädern, auch die Einwirkung des Arztes auf das Gemüth brachte er in Anschlag. (Die gewöhnliche Angabe, dafs er den Arzneischatz besonders durch manche metallische Gifte und Präparate bereichert habe, wird hier nicht wiederholt). — Unter den *Zeichen*, deren Lehre so leicht aus der Symptomatologie eine abgetrennte Semiotik wird, unterschied er sehr verständig, auf Puls und Urin hielt er viel — die *specielle Pathologie und Therapie*: man kann keine systematische Ordnung darin erwarten (also auch keine Uebersicht seiner Kenntnisse darin), die Ueberschriften seiner Schriften geben diejenigen Krankheiten an, welche ihn besonders beschäftigten, darunter waren Syphilis und Steinkrankheit. Das Entstehen der ersteren setzt er in dem Heere vor Neapel zwischen 1470—80 (wie auch Hecker in der historischen Pathologie annimmt), er erklärt sich gegen übermäfsigen Quecksilbergebrauch; die Steinkrankheit nennt er tartarische Krankheiten und versteht darunter nicht

Digitized by Google

nur Ablagerungen in den Urinwegen, sondern auch andere concrementose Ablagerungen, wie gichtische und Gallensteine. — Die *Chirurgie* wird nur kurz berührt, da sie am wenigsten Widerspruch erhalten, auch hier erkennt er den von innen ausgehenden Heilprocefs an, vermied auch heftige und zerstörende Mittel.

Der Verf. sagt am Schlufs: „Mir schien es angemessen, Alles was vor ihm eben so gut und besser gesagt war und wovon er Kenntnifs haben konnte zu übergehen und mich zu seiner Charakterisirung nur an das ihm Eigenthümliche zu halten". — „Die Absicht Theophrast's war, die Fesseln der Tradition zu lösen, neuen Wahrheiten in der Medicin Eingang zu verschaffen — da im Fortschritte der Zeiten aber diese Absichten, wenn auch nicht immer in seinem Sinne, zur Erfüllung kamen, so ist die Sphäre seiner Wirkungen abgeschlossen". Mit dieser Aeufserung knüpft der Vf. seine historische Arbeit an die weitere philosophische Geschichtsanschauung selber an, nachdem es ihm gelungen ist mit der Würde und Treue echter Forschung das Bild des Theophrast von allen fremden Zuthaten gereinigt aufzustellen.

A. Mühry.

V.

Die Offenbarung und die Fragen der Zeit. Ein theologisches Bedenken von Friedrich Anton Löwe, Licent. der Theologie. I. Die Grundfrage. Hamburg, 1842. *bei Joh. Aug. Meifsner. XXIII.* 328 S.

Die Offenbarung hat nicht blofs ein Verhältnifs zu den Fragen der Zeit, sondern sie ist selbst eine Zeitfrage im eminenten Sinne. Sie ist ihrer ganzen Wirklichkeit und Wahrheit nach in Frage gestellt. Denn die sonstige vereinzelte Bezweiflung hat sich in unserer Zeit zur *systematischen Auflösung des Offenbarungsbegriffes* überhaupt gesteigert. Die *Wirklichkeit* der Offenbarung oder *sie als Form* ist hiernach nicht mehr eine übernatürliche Erscheinung, ein Act Gottes, wodurch eine reale Mittheilung an das Diesseits aus dem real davon unterschiedenen Jenseits entstünde, sondern gilt nur als ein in dem Entwickelungsgange des religiösen Geistes der Menschheit ganz natürlich und so oft entstehender Schein, als dieser Geist aus dem Abgrunde, dem Ansich seines eigenen Wesens neue, aber nur für die frühere Stufe jenseitige Bestimmungen zum Fürsichsein hervortreibt. Dieser Schein hat hiernach eine relative Nothwendigkeit; aber er wird als Schein gewufst, sobald in einem Volke das Bewufstsein und das Selbstbewufstsein des Geistes einander gleich geworden sind. Ehe es dahin gekommen ist, ist der Glaube an eigentliche Offenbarung, obwohl objectiv betrachtet ein Irrthum und subjectiv genommen eine Täuschung, doch unvermeidlich und unschuldig. Beim Eintritt jener Identität aber würde das Geltendmachen dieses Glaubens in absichtlichen Betrug und in bewufste Lügenhaftigkeit und Heuchelei umschlagen. Eben so geht es mit der *Wahrheit* der Offenbarung d. h. die *Offenbarung als Inhalt* genommen. Dieser Inhalt, heifst es, tritt in das Bewufstsein der Menschen zunächst als eine gegen den gesammten Inhalt des sonstigen und bisherigen geistigen Lebens durchaus andere und für denselben jenseitige Wahrheit ein. Aber dieses Anderssein verschwindet ebenfalls im Fortgange der Entwicklung. Jedoch nicht, wie die Offenbarungsgläubigen meinen, dadurch, dafs die geoffenbarte Wahrheit zur allein herrschenden wird und die übrigen Bestimmungen angeblicher Wahrheit in sich aufhebt und verwandelt; sondern dadurch, dafs der zum Selbstbewufstsein gekommene Geist der Menschheit in den Satzungen der Offenbarung seine eigenen concreten Unterschiede anschauet, die er selbst gesetzt hat und dadurch in sich aufhebt, dafs er ihnen die für die verschiedenen Stufen seines Bewufstseins verschiedengestaltete und für sie nothwendige Form des realen Andersseins und der wirklichen Entgegensetzung zwischen geoffenbarter und selbstbewufst erzeugter oder subjectiv ausgedrückt zwischen geglaubter und erkannter Wahrheit abstreift. Dieser selbstbewufste Geist bleibt in allen seinen concreten Unterschieden und in allen realen Positionen derselben in Identität mit sich selbst und sich selbst durchsichtig und gegenwärtig. Er hat in dem allen nur ein Verhältnifs zu sich selbst, und eine für ihn durchaus andere und real jenseitige Wahrheit wäre für ihn objectiv eine Unwahrheit, subjectiv ein Wahn.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 12.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1843.

Die Offenbarung und die Fragen der Zeit. Ein theologisches Bedenken von Friedrich Anton Löwe.

(Fortsetzung.)

Die früher so viel ventilirte Frage nach dem Verhältnisse der Offenbarung zur menschlichen Vernunft hat also hiernach eigentlich keine Bedeutung mehr. Ja das ganze Verhältnifs Gottes und des Menschen zu einander ist in das *Verhältnifs des Geistes der Menschheit zu sich selbst* zusammengesunken und damit die Religion als solche aufgehoben. Sie gilt nur noch für untergeordnete Standpuncte, auf denen der Geist noch nicht zu sich selbst gekommen ist; und die Geschichte der Religionen mit ihren angeblichen Offenbarungen ist nicht mehr Geschichte der Thaten und Wege Gottes unter den Menschen, sondern *Entwickelungsgeschichte der Menschheit* selbst. Die Theologie ist Anthropologie geworden und an die Stelle der Schriftforschung treten Entdeckungsreisen, besonders psychologische, im Gebiete des menschlichen Selbtbewufstseins.

Man mufs solche Ansichten, die sich in bekannten Schriften ausführlich dargelegt haben, in ihrer *relativen Berechtigung* und in ihrem *wissenschaftlichen Zusammenhange* mit der bisherigen *Speculation* nicht allein, sondern auch mit der *bisherigen Theologie und Apologetik* anerkennen, wenn man das Recht und die Macht haben will, sie zu widerlegen. Allein das ist schwierig und mifsliebig und in der Gegenwart beinahe mehr als verdächtig. Denn die Neigung der Zeit geht dahin, diese Erscheinungen entweder als ganz vereinzelte und somit durchaus unberechtigte, ja fast als blofs individuelle und rein persönliche Verirrungen und Mifsgeburten zu verurtheilen oder sie als die absolute Höhe und vollendete Consequenz des Zeitgeistes, der Speculation u. s. w. zu nehmen und je nach der Stellung der Individuen, Richtungen, Schulen zu ihnen sie maafslos zu verdammen oder zu preisen. Dieses Letztere, die Sucht Alles nur einigermafsen Verwandte in Einen Sack zu stecken, hängt mit der seit einiger Zeit zur Mode gewordenen Unart zusammen, kurzweg von der Kritik, Apologetik, Speculation u. s. w. zu reden und, statt diese oder jene namhafte Leistung darin dreist und redlich beim Worte zu nehmen, aus den bieher und daher gerissenen Lappen und zum Theil mit allerhand Zuthaten aus dem Eigenen sich nach eigener Erfindung und zu beliebigem Gebrauch eine Puppe zurechtzuflicken. So macht es auch der Hr. Verf. und fällt deshalb, was man bei einem Schüler Schleiermacher's am wenigsten suchen sollte, in die ungeheuerlichsten Uebertreibungen. Am übelsten ergeht es dem *symbolischen Kirchenglauben* und dem *speculativen*. Und da der Hr. Verf. diese beiden als die herrschenden Systeme der Gegenwart anerkennt, sie jedoch wesentlich als „mechänisch überlieferte" und als „willkührlich selbstgemachte Glaubensgewifsheit" betrachtet: so bricht er mit ihnen und mit der von ihnen beherrschten Zeit, in welcher es dahin gekommen sein soll, dafs „Freund und Widersacher nicht mehr zu unterscheiden" seien, dafs das „Eindringen der offenbaren Leugnung und Selbsterlösung durch keine *wesentlichen* Schranken mehr von der Kirche abgehalten" werde, die „Kirche selbst zum Losungswort der entgegengesetzten Parteien und Theorien und somit jedes Zwiespalts und Zweifels geworden" sei, worin endlich die „Art und Weise der kirchlichen Geltung und Geltendmachung des protestantischen Bekenntnisses sich unzweideutig einer falschen Vermittelung zwischen der einzelnen Seele und Christo nähere, wodurch zugleich Schrift und Sacrament ihre *wahre* Geltung, die ausschliefsliche Abhängigkeit von Christo darzustellen, verloren" hätten. Deshalb kommt es dem Hrn. Verf. auf ein „*That*bekenntnifs an, wo die Christenheit aufhört und die Welt anfängt; auf ein *Bekenntnifs*

Digitized by Google

allerdings, aber „nicht als feststehender Buchstabe einer formellen Rechtgläubigkeit, sondern als eben so freie, wie in Gottes Wort gegründete Selbstübergabe der Gläubiggewordenen an Christum allein mit bestimmter Lossagung von *jeder* andern und menschlichen Vermittelung der Gemeinschaft mit Gott und in ihm unter einander"; kurz es kommt ihm an, nicht auf irgend welche alt- oder neu erfundene formelle Abweichung von den bestehenden oder doch als bestehend geltenden kirchlichen und confessionellen Standpuncten", sondern „auf eine geistige und wesentliche Erhebung der Glaubenden über diese vorhandenen und über jede andere nachweisbar zeitliche und beschränkte Gestalt des Evangeliums zum Bekenntnisse der unbeschränkten Fülle Christi, durch das Zusammentreten nämlich so vieler selbstständig überzeugter Christen aller Parteien und aller Orte als immer möglich zur freien und einmüthigen, allein von göttlicher Norm geleiteten Untersuchung des unleugbaren Grundgebrechens was ihr Verhältnifs als Glieder Eines Leibes zu einander und zur Welt betrifft, sofern darunter ein gemeinsames Gebrechen des Glaubens selber sich verbergen mufs". Es müsse also „der volle unverkümmerte Standpunct des Glaubens erst wieder in entsprechender gemeinsamer Weise gewonnen" werden, aber nicht durch „neue Luther und Calvine", nicht durch ein „abermaliges Reformiren", sondern eben durch jenes Zusammentreten der selbstständig überzeugten Christen innerhalb der „äufsersten d. h. *göttlich gebotenen* Grenzen", innerhalb deren auch die Rationalisten, insofern sie ehrlich sind, aber nicht die Symbolgläubigen und nicht die Speculativen Platz finden. Zu dieser „thätigen Glaubensbezeugung" will der Hr. Verfasser nicht unmittelbar praktisch auffordern, sondern die „Nothwendigkeit" derselben rein wissenschaftlich beweisen und beginnt deshalb in diesem ersten Bande, der auch den Specialtitel führt „die Zusammenstimmung des Glaubens mit der menschlichen Selbstgewifsheit und Wissenschaft in besonderer Anwendung auf die Irrungen der Gegenwart", im 1sten Abschnitte den *göttlich menschlichen Grund* der wahren Heilsgewifsheit nachzuweisen, im 2ten die *menschliche* (resp. gegenwärtige) *Un- und Aftergewifsheit* zu schildern und das in diesem Widerstreite verborgene neue höhere Bedürfnifs; endlich im 3ten das menschliche Bedürfnifs und die göttliche Erfüllung überhaupt auf den möglichst erschöpfenden *Verhältnifsausdruck* zurückzuführen, von welchem alle geistig *vermittelte* Gewifsheit und Wissenschaft vom Glauben auszugehen hätte. Uebrig bleiben also noch die Fragen nach der Zusammenstimmung der Offenbarung mit der Geschichte und mit dem Leben, oder die historische und die praktische Frage.

Wenn der Hr. Verf. meint, dafs dies ein „neues Zurückführen des Protestantismus in die Urgrundlagen des Evangeliums" sei, so dürfte das wohl mit demselben Rechte für einen Irrthum gehalten werden dürfen, mit welchem die Tröstung, dafs eine solche Art des Zurückführens kein „Bruch mit der bestehenden Gestalt der Kirche" sei, doch wohl nur für eine Selbsttäuschung, und mit welchem die Angabe, dafs die Grundbedingungen des wahren Bekenntnisses und der wahren Einheit des Glaubens in der Reformation vorhanden waren, aber in der ferneren Entwickelung *wesentlich* alterirt und gehindert worden sind", nur für eine einseitige und übertriebene Behauptung gelten kann. Und was ist mit diesem maafslosen Anklagen der Gegenwart und des Zeitgeistes, mit diesem Zerbrechen der Continuität der Geschichte, mit diesem Sprung in die angeblichen Urgrundlagen des Evangeliums Anderes gewonnen, als für den Betrachtenden die erneuerte und durch ein frisches Beispiel bestätigte Einsicht, dafs diejenigen, welche mit aller Gewalt aus ihrer Zeit heraus gesetzt sein wollen und durch irgend einen neuen Act herausgesetzt zu sein wähnen, erst recht das Gepräge dieser Zeitlichkeit tragen und dasjenige, was in Wahrheit *schon vorhanden* ist und nur einer *zeitgemäfsen Entwickelung aus seiner eigenen Idee* heraus bedarf, als ein erst zu Machendes und Seinsollendes behandeln. Wäre der lebendige Glaube wirklich so sehr verloren gegangen und der Zweifel so ganz herrschend geworden, als es der Hr. Verf. darstellt, wonach es weder in der jetzigen Gestalt der Kirche noch in der der Wissenschaft eine eigentliche „Heilsgewifsheit" und eine „wirkliche Gegenwart Christi" gäbe, so müfste er einfach das Evangelium von dem in Jesu Christo erschienenen Heile *predigen*. Aber das thun alle evangelischen Prediger; und an solchen hat es der Kirche nirgends und zu keiner Zeit *ganz* gefehlt. Das ist nichts Neues und Besonderes, und kann auch nicht durch die versuchte wissenschaftliche Deduction der „Glaubensnothwendigkeit" und „Offenbarungsbedürftigkeit" des Menschengeschlechtes

Digitized by Google

ersetzt werden sollen. Und ist noch — was unläugbar ist — solcher Glaube und solches Predigen, Bekennen und Bezeugen des Glaubens da, ist es vor allem noch Ernst mit dem dritten Artikel des christlichen Glaubens, mit dem heiligen Geiste und einer heiligen allgemeinen christlichen Kirche u. s. w. so glaubt, bekennt und hat die Christenheit auch noch und zwar auf ganz andere Weise Alles, was und wie es der Hr. Verf. erst durch das „Zusammentreten selbstständig überzeugter" Christen hervorbringen möchte. Die Haupteonfusion, aus welcher alle diese, bei der unverkennbaren religiösen Lebendigkeit und scharfsinnigen Beurtheilung der Zeitverhältnisse sonst unerklärlichen, schiefen Auffassungen und verkehrten Forderungen entspringen, scheint darin zu liegen, dafs der Hr. Verf. die Heilsgewifsheit und den Glauben, insofern sie rein religiöse Acte sind, dem durch die Operationen des Denkens vermittelten Erkennen, also zwei incommensurable Gröfsen, gegenübersetzt und dieses Wissen und Erkennen nur in der einseitigen Bestimmtheit der menschlichen Selbstgewifsheit und nicht, wie es seiner Wahrheit nach ist, als göttlich-menschliches behandelt, zu welchem der Glaube, insofern er wesentlich Gewifsheit und Erkenntnifs des Heiles ist, sich selber aufschliefst. Der Hr. Verf. erkennt dagegen zunächst nur den *Grund* des Heiles und der Heilsgewifsheit in der Versöhnung und Rechtfertigung, und dann die *religiöse* oder *gläubige* Bestimmtheit dieser Gewifsheit durch die an die Vermittelung der heil. Schriften und Einsetzungen gebundene Wirkung Christi als des Geistes für *göttlich-menschlich* an. Der *Zweifel* ist deshalb bei ihm auch nicht ein *Moment des Ueberganges* aus der blofs geglaubten in die wirklich gewufste Gewifsheit, sondern eine *Erscheinung der Zwiespältigkeit alles menschlichen* Lebens und Denkens, wodurch grade das *Bedürfnifs einer Offenbarung*, die wesentlich *Erlösung*, und die *Nothwendigkeit eines Glaubens*, der wesentlich *Heilsgewifsheit* ist, bewiesen werde.

Hierbei ist allerdings mit Anerkennung hervorzuheben, dafs sehr wesentliche und tiefe Bestimmungen des Offenbarungsbegriffes ausgesagt sind, welche in den gäng und gebe vorkommenden Theorien theils zurückgesetzt, theils ganz übersehen wurden. Die gewöhnliche Weise der Behandlung nimmt nämlich den Offenbarungsbegriff, wie schon die äufsere Verweisung desselben in die Prolegomenen zur Dogmatik anzeigt, blofs in abstracto und entwickelt ihn abgesehen von aller wirklichen Bestimmtheit Gottes und der menschlichen Natur und Geschichte. Die Erstorbenheit dieser Abstraction kommt sogleich daran zum Vorschein, dafs die Offenbarung als Form und sie als Inhalt total und verhältnifslos auseinanderfallen. Was der Inhalt sei, weifs man hier noch nicht und es kommt auch an dieser Stelle der Vorläufigkeiten gar nicht auf ihn und auf das Wissen von ihm an. Das Interesse der Untersuchung liegt nur darin nachzuweisen, dafs dieser Inhalt, welcher er auch in näherer Bestimmtheit sei, um der *Form des Geoffenbartseins* d. h. des göttlich Gesetzt- und Vorausgesetztseins willen absolute Geltung haben müsse und wohl über die Vernunft, aber nicht wider dieselbe sein könne; wobei denn auch in Bezug auf die Vernunft die schon bezeichnete Abstraction von aller Bestimmtheit derselben als Inhalt eintritt und nur die *Form der Vernünftigkeit* in Betracht und in Verhältnifs zur Form des Geoffenbartseins kommt. Daraus entsteht denn jene Dogmatik, welche den Inhalt der Offenbarung nach sogenannten logischen Denkgesetzen systematisirt, die Wahrheit desselben aber von der Voraussetzung des Geoffenbartseins abhängig macht und die Wirklichkeit d. h. die empirische Facticität dieser Voraussetzung auf die historische Nachweisbarkeit derselben gründet. Der Beweis jedoch, dafs ein bestimmtes Factum kein blofses Naturereignifs und dafs es auch kein Phantasma u. s. w., dafs es eine eigentliche Offenbarung und zwar des wahren Gottes sei, geht einerseits an sich selbst über die blofse Historie hinaus und hat andererseits nicht blofs den Glauben an die Möglichkeit einer Offenbarung überhaupt, sondern auch ganz bestimmte Vorstellungen von Gott und dessen Verhältnifs zur Welt und Menschengeschichte zur Voraussetzung und Basis der ganzen Operation, hebt sich also selber auf und geht in den Cirkelbeweis der gewöhnlichen Apologetik über. Geht man dagegen unter Voraussetzung derselben Abstraction von der Annahme der *unbedingten Wahrheit des Inhaltes*, sei es der Offenbarung, sei es der Vernunft, aus, so sinkt die Form des Geoffenbartseins unaufhaltsam zum mehr oder weniger äufserlichen und damit zufälligen Mittel, zum Vehikel der Einführung von Wahrheiten herab, welche um dieser ihrer eigenthümlichen Beschaffenheit willen dem menschlichen Ge-

Digitized by Google

schlechte absolut unvorenthaltbar seien. Dafs sie *offenbar* werden müssen, ist hier gewifs und beweislich, aber nicht so verhält es sich mit ihrem *Geoffenbartsein;* und wenn dieses aus irgend welchen Gründen angenommen wird, so giebt es für diesen Standpunct doch kein inneres und aus innerer Nothwendigkeit zu beweisendes Verhältnifs zwischen der bestimmten Form des Geoffenbartseins und dem jedesmaligen Inhalte desselben. Ueber diese Abstractionen ist der Hr. Verf. dadurch hinaus, dafs er die Offenbarung gleich in ihrer concreten Bestimmtheit nimmt als „göttliche und Göttliches mittheilende That" und sie unter Nachweis „der allgemeinen Sünde" und des „allgemeinen Zwiespaltes zwischen Freiheit und Abhängigkeit in dem natürlich-menschlichen Leben" wesentlich als *Erlösung* und *Heils*offenbarung behandelt oder als „reelle Ausgleichung" jenes Zwiespaltes. Durch die allgemeine Sünde wird allerdings das concrete Verhältnifs Gottes zur Welt und damit der Begriff der Offenbarung eigenthümlich modificirt und bedingt; sie ist unter den *geschichtlichen* Voraussetzungen und Bedingungen derselben die erste und vornehmste. Allein damit ist der Hr. Verf. noch nicht zufrieden. Er erhebt diese Sünde zur „*Grund*voraussetzung" und setzt sie so absolut, als wenn ohne sie keine wirkliche Offenbarung wäre. Es ist dies offenbar eine *Verwechselung der geschichtlichen* mit der *absoluten* Voraussetzung, mit dem *ewigen* Grunde aller wirklichen Offenbarung, den nur eine speculative Entwickelung des Gottesbegriffes aufdecken kann. Aus dieser Verwechselung entspringt dann jene *Identificirung der eigenthümlichen*, durch die Sünde bewirkten *Modification* des Offenbarungsbegriffes *mit diesem Begriffe überhaupt*, wodurch die Offenbarung selbst aus einer in dem freien Liebeswillen Gottes gegründeten, auf der eigenen Selbstbestimmung Gottes, seiner inneren Selbstunterscheidung und ewigen Selbstvermittelung beruhenden, das göttliche Wesen selbst enthüllenden, in dieser göttlichen Entäufserung und Selbsthingabe alle geschichtlichen Hemmnisse überwindenden, alle natürlichen Grundlagen, alle zeitlichen Bedingungen in sich aufhebenden und verklärenden, kurz aus einer göttlich-nothwendigen und eben darum absolut-freien zu einer durch die menschliche Noth und Bedürftigkeit nothwendig gemachten und durch die geschichtlichen u. s. w. Bedingungen zu einer allseitig gebundenen und beschränkten wird. Hiermit hängt auch zusammen, dafs der Hr. Verf. weder die Einheit der Offenbarung durch alle Zwiespältigkeit der Geschichte hindurch verfolgen noch den Unterschied der Offenbarung, sei es der in Form und Inhalt oder der in die verschiedenen Begriffsunterschiede mit den ihnen entsprechenden geschichtlichen Erscheinungsstufen als die eigene Bewegung jener concreten Einheit darstellen kann; sondern dafs er einerseits den Unterschied, wenn er ihn nicht zum Gegensatze steigert, aus einander fallen läfst und deshalb von „wirklicher Zweiheit" der Offenbarung „als λόγος und πνεῦμα" redet, andererseits die Unterschiede vor dem Zusammenfallen in eine abstracte Einheit nur durch eine ihnen selbst äufserliche Reflexion rettet und in Bewegung bringt, so dafs er z. B. das Alte Testament als „die historisch von Gott eingeführte Vernunftreligion" schildert. Aus diesen Wirrsalen kommt man nur heraus, wenn man die Offenbarung als *absolute Form des absoluten Inhaltes des Absoluten* d. h. Gottes entwickelt und ihre Vermittelung sowohl ad intra wie ad extra durch die Begriffe des *göttlichen Ebenbildes* und des *Sohnes Gottes* entstehen läfst.

Was endlich die göttlich-menschliche Natur der Heils*erkenntnifs* betrifft, so ist zu bedenken, dafs alle wirkliche Erkenntnifs Gottes die *Identität des göttlichen und menschlichen Geistes* zur Voraussetzung hat. Dies ist so sehr wahr, dafs selbst die neuesten, anstöfsigen Behauptungen, dafs der menschliche Geist an sich selbst der göttliche und der göttliche Geist der menschliche sei, nur eine Entstellung des wahren Sachverhältnisses sind. Es würde hier zu weit führen, dieses Sachverhältnifs vollständig zu entwickeln und namentlich auszuführen, wie diese den Unterschied als aufgehobenen in sich einschliefsende Identität als *ursprüngliche* durch den *Begriff* des göttlichen Ebenbildes und als aus dem Sündenfalle und dessen Folgen *wiederhergestellte* durch die *Menschwerdung* des Sohnes Gottes vermittelt ist.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 13.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1843.

Die Offenbarung und die Fragen der Zeit. Ein theologisches Bedenken von Friedrich Anton Löwe.

(Schluſs.)

Allein das dürfte doch kurz zu zeigen sein, daſs diese Identität erst dann in ihrer Wahrheit verwirklicht und damit der Begriff der Offenbarung vollendet ist, wenn eine concrete Persönlichkeit sich aufgeschlossen hat, deren menschliches Bewuſstsein zugleich ein göttliches ist und umgekehrt, und welche diese Identität nicht als eine bloſs individuelle Begabung oder partikulare Bestimmtheit, sondern als die Wirklichkeit und Wahrheit des Geistes überhaupt ausspricht, darstellt und mittheilt. Der göttliche Geist hat nämlich als solcher zwar das Moment der Endlichkeit, die Negation als aufgehobene, in sich *selbst*; er ist die Identität des Unendlichen und Endlichen und weiſs sich als solche; er ist auf ewige, unendliche Weise versöhnt mit seinem Andern. Aber dies ist nur *für ihn* offenbar, nicht für den endlichen Geist. Soll es, was die Bestimmung ist, diesem *gleichfalls* offenbar werden, so kann das nur dadurch geschehen, daſs der Geist, der sich selbst in seinem Anderen gleich und offenbar ist, sich selbst ihm offenbaret. Es würde also eine Abstraction sein, diese Offenbarung von dem unendlichen Geiste, wie er auſser der Welt und Menschheit ein von dem endlichen Geiste durchaus verschiedenes Dasein hat, bewirkt werden zu *lassen*. Dem zunächst würde es dabei durchaus an einem *Uebergange* des *einen Geistes zu dem andern* fehlen und somit an jeder eigentlichen *Vermittelung* zwischen beiden. Der unendliche Geist als solcher könnte nämlich in den endlichen Geist nur eingehen und ihn mit sich erfüllen dadurch, daſs er die Schranken desselben zerbräche und die besondere Form, in welcher der endliche Geist sein Dasein und Bewuſstsein hat und worin die Eigenthümlichkeit seines Anderssein besteht, ohne Vermittelung, also willkührlich und gewaltsam aufhöbe. Aber er würde ihn dadurch sofort vernichten, wenn er nicht nach nur momentaner Dauer seines derartigen Eintritts eben so vermittelungslos den früheren Zustand wiederherstellte und das auſser sich gekommene oder vielmehr aufgehobene Bewuſstsein wieder in die Schranken seiner früheren Form sich zusammenziehen lieſse. Damit fehlte es ferner aber auch an einem Uebergange und einer Vermittelung zwischen der *menschlichbewuſsten Form* des endlichen Geistes und jenem *Zustande* desselben, wo es von dem unendlichen Geiste überfluthet zu einem bloſsen Träger desselben herabgesetzt wäre. Es würde mithin dem endlichen Geiste durchaus an der *Selbstgewiſsheit der Wahrheit* fehlen; sein Selbstbewuſstsein wäre und bliebe ein menschliches, endliches, beschränktes, das verschwinden muſs, um dem göttlichen, in ewiger Sichselbstgleichheit auch nur sich selbst wahrhaft offenbaren Platz zu machen und nur erst, wenn dieses gewichen ist, seine alte Stelle wieder einnehmen kann, und die Identität des göttlichen und menschlichen Geistes würde dem letzteren nicht als das wahre Wesen des Geistes offenbar, sondern als ein Zustand des menschlichen Geistes, der gewesen ist und wiederkommen kann, ohne daſs dieser Geist vermögend ist zu wissen, wie ihm darin geschieht. Es wird also bei einer solchen Auffassung eben so sehr die Voraussetzung derselben aufgehoben, als es auch dem Begriffe des menschlichen Geistes widerspricht, ihn als reine Passivität zu denken oder vielmehr als ein Naturelement, dem der göttlich-unendliche Geist bei seinem Besuch aus der Höhe zum Denkmale desselben hieroglyphische Eindrücke hinterlassen hat und eine Spur seiner Tritte gönnt, aber nicht seine unendliche Gegenwart selbst —. Kehrt man dagegen die Sache um und nimmt den menschlichen Geist als solchen zum Principe der Heilserkenntniſs und Gottesoffenba-

Digitized by Google

rung an, so ist zwar, da der Mensch *an sich* mit Gott versöhnt ist, die berührte Identität eine allem Wissen und Erfahren von diesen Gegenständen *zu Grunde liegende;* aber weiter kommt es auch auf diesem Standpuncte nicht. Sie ist und bleibt eine *Voraussetzung*, deren Nothwendigkeit nachgewiesen, deren näherer Inhalt und eigenthümliche Bestimmtheit jedoch nicht durch das Licht des menschlichen Selbstbewufstseins aufgeschlossen werden kann. Denn in welchen Formen und Wendungen sich auch der menschliche Geist auf dieser Voraussetzung bewegen und um deren wirklichen Inhalt bemühen mag, er kann nur, wie man sagt, seine Gedanken dabei haben und diese sind nichts als der Reflex seiner eigenen jedesmaligen Beschaffenheit. Es ist *sein* Licht, womit er alle Dinge beleuchtet; es ist *sein* Inneres, welches er zu Tage kehrt; es ist *sein* Wissen, welches er offenbaret. So offenbaret sich nicht *Gott*, sondern der *menschliche Geist* offenbaret ihn und zwar wie *er* ihn weifs. Damit aber *offenbaret* er gar nicht mehr Gott und was Gott von sich und allen Dingen weifs, sondern er offenbaret nur *sich selbst* und hat es nur mit *seinem* Wissen Gottes und aller Dinge zu thun. Dieses Wissen ist aber ein durchaus endliches und subjectives, ein Wissen endlicher und blofs menschlicher Bestimmungen, worin der menschliche Geist durchaus mit nichts anderem als mit sich selber zu thun hat und deshalb auch in der gröfsten Erhebung nicht aus der Subjectivität heraus und von dem endlichen Inhalte, der seine sonstige Bestimmtheit ausmacht, loskommen kann. Es *kann* daher nicht blofs als eine Einbildung, falsche Ansicht, vorgebliche Behauptung erscheinen, was er von Gott und dessen Verhältnifs zu ihm weifs und verkündet; er *mufs* sogar, wenn er erst über sich selber aufgeklärt wird, sein ganzes Wissen von Gott u. s. w. als eine blofs subjective Gewifsheit selber wissen; ja er mufs zuletzt, wenn er consequent und ehrlich ist, alles Wissen von Gott als einem von dem Subject unterschiedenen und von einem reellen Verhältnisse zu ihm als ein durchaus nur vorgebliches und eingebildetes aussprechen, da der endliche Geist als solcher durchaus nichts weifs, als sich und seine Uebereinstimmung mit sich selbst. Dieses Sichselbstgleichsein ist freilich *unendliche Selbstgewifsheit*, weshalb einer auch für Ansichten und Gefühle sterben kann, die einem andern Individuo gar nichts gelten; aber sie ist *rein formelle* Gewifsheit, die zu objectivem Inhalte und zu dessen Wahrheit gar kein Verhältnifs hat. So zerstört sich auch diese Voraussetzung und Annahme selbst und es ergiebt sich die Einsicht in die Nothwendigkeit, dafs alles wirkliche Wissen des wahren Gottes als Offenbarung in die Welt eintreten, dafs als das wahre Princip der wirklichen Offenbarung die concrete Identität des göttlichen und des menschlichen Geistes genommen und die Vollendung beider in einer Person gefunden werden mufs, in welcher Gott als der offenbare, als der offenbarende und als der geoffenbarte erscheint und durch deren Vermittelung es erkannt werden kann, dafs es die eigene Bewegung des Geistes ist, sich selbst als die Identität des göttlichen und menschlichen Geistes in dem Unterschiede und in der Entwickelung seiner Momente zu offenbaren oder in seinem Bewufstsein seinem Selbstbewufstsein gleich zu werden. Hiedurch allein wird auch das Sich-selbst-Offenbaren und -Mittheilen Gottes als eine in gleicher Weise *nothwendige* Bestimmung seiner *Natur* und *freie* Aeufserung seines *Liebeswillens* begriffen werden können; und man ist dadurch eben so sehr über den von der Natur oder dem Wesen Gottes abgetrennten willkührlichen Willen der Neu-Schellingschen Schule, als über die durch das blofs menschliche Bedürfnifs und den geschichtlichen Zwiespalt bedingte äufsere Nothwendigkeit in der Theorie unseres Hrn. Verf.'s hinaus, auch völlig im Stande, die *Frage der Zeit* auf diesem Gebiete, die der Hr. Verf. durch seinen Zurücktritt auf das reine Feld des Glaubens und durch den Nachweis der Glaubensnothwendigkeit eigentlich nur umgeht, durch eine *wissenschaftliche Theorie der Offenbarung* aus ihrer dermaligen Verstockung und Verwirrung zu lösen. Denn wenn gleich die Offenbarung sowohl als Form wie als Inhalt ursprünglich in religiöser Bestimmtheit auftritt und ihre gott-menschliche Natur zunächst dem Glauben enthüllt und mittheilt oder wenn alle wahre Gottes- und Heilserkenntnifs auf religiöser Offenbarung und auf Vermittelung des in Jesu Christo Mensch gewordenen Sohnes Gottes und seines heil. Geistes beruhet: so ist doch schon anderwärts hinreichend nachgewiesen worden, dafs der religiöse Glaube selbst eine Seite hat, durch welche er sich zum eigentlichen Wissen aufschliefst und, ohne sich selbst und seinen Gegenstand und Inhalt zu verlieren, darin übergehen kann;

Digitized by Google

so wie, dafs dieses eigentliche Wissen, das begreifende Erkennen, in seiner Wahrheit eben so gut, wie das religiöse und gläubige, die Identität des göttlichen und menschlichen Geistes oder das Wissen Gottes im Menschen und das Wissen des Menschen in Gott zum Principe haben mufs und wirklich hat, wenn es diese seine gottmenschliche Natur entwickelt.

Moll.

VI.

Der deutsche Unterricht auf deutschen Gymnasien. Ein pädagogischer Versuch von R. H. Hiecke. Conrector und Prof. zu Merseburg. Leipzig, 1842. *bei Ed. Eisenach.* 296 S. 8.

Die vorliegende Schrift des Hrn. Hiecke ist als eine bedeutende und erfreuliche Erscheinung auf dem Gebiete pädagogischer Literatur zu begrüfsen. Allerdings können wir die Grundansicht des von Liebe für seinen Gegenstand wohl zu weit geführten Verf.'s nicht theilen. Dafs der *Ziel-* und *Gipfelpunct* des gesammten Gymnasialunterrichts, der auf Bewältigung und Verarbeitung alles an den Schüler herankommenden Lernstoffes berechnete Unterricht in der Muttersprache sei, dafs im deutschen der Schwerpunct liege für die in's Schwanken gerathenen Gymnasien, die nicht mehr *lateinische*, sondern *deutsche* Schulen sein müfsten, mit *einem* Worte, dafs das Deutsche, das Organ alles Denkens und Empfindens, das *Centrum* bilde für alle Disciplinen der Schule (S. 25 u. 278 ff.). Gleichwohl bleibt dem Verf. das Verdienst, in einer umsichtig gewählten und systematisch forschreitenden *Lectüre* eine Grundlage des deutschen Unterrichts hingestellt zu haben, auf welcher mit Sicherheit fortgebaut und zu den bedeutendsten Resultaten gelangt werden kann.

Der deutsche Unterricht, oder, wie man genauer sagen müfste, der Unterricht in der deutschen Sprache und Literatur, indem ja *jeder* Unterricht, insofern die deutsche Sprache Organ desselben ist, ein deutscher genannt werden mufs — ein Unterschied, welchen der Verf. nicht überall mit der gehörigen Schärfe scheint festgehalten zu haben — ferner das Verhältnifs dieses Unterrichts zu den übrigen Lehrgegenständen wird durch den Begriff und die Bestimmung des Gymnasiums selbst bedingt. Als die Aufgabe des Gymnasiums aber sieht der Verf. an (S. 19) nicht nur die Erfüllung des Subjects mit Geist- und Charakter-bildendem Wissen, sondern auch die Durcharbeitung dieses mannigfachen und reichen Gehaltes bis zur freiesten Beherrschung, so dafs die erlangten Kenntnisse und Fertigkeiten als Basis zu eigenen Productionen dienen; zu einer wahrhaft gebildeten *Weltanschauung* und *Weltwirksamkeit*, welche, von aller abstract-idealistischen Schwärmerei entfernt, mit Besonnenheit concret-ideale Zwecke verfolgt, solle das Gymnasium die elementare Bildung geben. Da also *Production*, jedoch nicht eine ganz freie, sondern eine auf selbstständiger Reproduction und Reflexion beruhende, der eigentliche Gipfelpunct des Gymnasialunterrichtes, eine solche Production in ihrem ganzen Umfange nur in der Muttersprache möglich sei: so sei das Deutsche der Ziel- und Centralpunct der gesammten Gymnasialbildung.

Wir müssen bekennen, dafs uns diese Bestimmungen des Verf.'s in das Wesen der Sache wenig einzudringen scheinen. Denn um zunächst von der Weltanschauung und Weltwirksamkeit zu abstrahiren, welche nicht in der Schule, sondern eben erst in der Welt und durch das Leben in der Welt erlangt werden kann, so bleibt als die Aufgabe des Gymnasiums die Erfüllung des Subjects mit Geist- und Charakterbildendem Wissen und die vollständige Durcharbeitung desselben. Was aber ist dies für ein Wissen? Welches Wissen wäre nicht nur Geist-, sondern, indem es eine sittliche Anstrengung und Hingabe fordert, nicht auch Charakter-bildend? Und wenn die freie Reproduction des Erlernten allerdings das Ziel des Unterrichts ist, kommt es nicht zunächst auf den *Inhalt* des zu Producirenden an und wird der vollständig und klar gefafste Gedanke nicht auch leicht seinen Ausdruck finden? Indem der Verf. daher die Muttersprache, das *Organ* alles Denkens und Empfindens, zum letzten Zweck des Unterrichts erhebt, trifft ihn der Vorwurf, den Ausdruck über den Gedanken, die *Form* über den *Inhalt* gestellt zu haben.

Der Gymnasialunterricht aber ist von einem höhern Gesichtspuncte aus zu betrachten. Eine tiefe und umfassende Bildung, welche Gymnasium und Universität geben sollen, beruht auf der Wissenschaft der Natur und des Geistes. Die Entwickelung des Geistes aber wurzelt in dem klassischen Alterthum. Als das Leben desselben zu ersterben drohte, ward es materiell durch

Digitized by Google

die germanischen Stämme, sittlich durch das Christenthum regenerirt. Das Christenthum durchdrang hierauf die germanischen und romanischen Nationen, aber die kirchliche Bildung des Mittelalters ward geläutert durch das wieder erwachte Studium des Alterthums und auf dieser antik-christlichen Wissenschaft und der erst in der neuern Zeit begründeten und gestalteten Naturwissenschaft beruht unsere heutige Bildung.

Also werden es drei Elemente sein, welche dem Gymnasialunterricht, der ersten, aber breitesten der beiden Stufen, welche auf die Höhe dieser Bildung führen, zum Grunde liegen. Das *Griechisch-Römische*, das *Germanisch-Romanisch-Christliche* und das *Mathematisch-Naturwissenschaftliche*. Das erste dieser Elemente stellt sich in dem lateinischen und griechischen Unterricht, das zweite in dem Deutschen, Französischen und der Religion dar. Zwischen beiden Elementen ist das bindende Mittelglied die Geschichte, zumal, wie sie in den beiden obersten Klassen vorzutragen ist, als Cultur- und Universalgeschichte, welche das gesammte Leben der Völker in seinem Zusammenhange entwickelt und darstellt. Das dritte Element endlich hat seine Geltung in der Propädeutik für die Naturwissenschaft, der Mathematik und in dem naturwissenschaftlichen Unterricht selbst, namentlich Physik und Elementar-Astronomie.

Auf dem richtigen Verhältnifs dieser drei Grundelemente, für welche das gemeinsame Organ die Muttersprache ist, beruht das Wesen des Gymnasialunterrichts. Welches aber von ihnen das Vorherrschende ist, hängt jedesmal von der Stufe der jugendlichen Entwickelung ab. In dem ersten Stadium derselben, wo hauptsächlich Anschauungen zu geben sind, wird der wichtigste Lehrgegenstand die *lateinische* Sprache sein: der Knabe hat die Wortformen und die syntaktischen Grundverhältnisse dieser so festen und in sich abgeschlossenen Sprache zu bewältigen und gleichsam zu erobern und an ihnen sich seine eigene Muttersprache, die er nicht erst grammatisch zu erlernen braucht, zum Bewufstsein zu bringen, eine Ansicht, welche bereits die Römer hatten, wie Cicero in seinen Briefen erzählt: Equidem memoria teneo, pueris nobis, primum *latine* docere coepisse Plotium quendam, ad quem quum fieret concursus, dolebam mihi idem non licere. Continebar autem doctissimorum hominum auctoritate, qui existimabant graecis exercitationibus melius ali ingenia posse. Die Sprache überhaupt aber ist das erste und wichtigste Bildungsmittel, weil die erste Offenbarung des Geistes das Wort oder der Logos ist.

In den mittleren Klassen wird eine tiefere Kenntnifs des Alterthums vorbereitet durch das beginnende Studium der griechischen Sprache. Neben die Uebungen in der lateinischen Syntax tritt die schwierige Erlernung der griechischen Wortformen, andererseits aber wird der jugendliche Geist durch den ebenfalls auf dieser Stufe beginnenden Unterricht in der Mathematik zu einem strengen, consequenten und zusammenhängenden Denken angeleitet. *Grammatik* und *Mathematik* werden also hier die Hauptbildungsmittel sein.

In den beiden obersten Klassen wird die Uebung des Geistes durch die Sprache und besonders die Mathematik nicht aufhören, aber der Unterricht wird eine mehr wissenschaftliche Gestalt annehmen, so dafs die Sprache mehr als Mittel, als Zweck aber der wissenschaftliche *Inhalt* erscheint, welchen der Lernende wieder frei aus sich zu reproduciren hat. Diese Productionen werden zwar hauptsächlich in der deutschen, obwohl in manchen Gegenständen auch in der lateinischen Sprache statt finden, aber der Stoff zu diesen Arbeiten wird nicht etwa nur aus dem Studium der deutschen Klassiker, welche allerdings eine gleiche Berechtigung in Anspruch nehmen dürfen als die altklassischen, sondern bei weitem mehr aus den Griechen und Römern, aus den Religions- und Geschichtsvorträgen, ja grofsentheils auch aus naturwissenschaftlichen und Lebensanschauungen geschöpft. Wenn also in den untern Klassen des Gymnasiums die *lateinische Sprache*, in den mittlern *Grammatik* und *Mathematik* die Hauptobjecte waren: so wird in den obersten Klassen der Unterricht ein sachlicher und wissenschaftlicher sein und neben dem antiken und mathematischen dem *deutsch-christlichen* Element eine vorzügliche Wichtigkeit einräumen, für welches jedoch der *Geschichts-* und *Religionsunterricht* von nicht geringerer Bedeutung ist als das Studium der deutschen Sprache und Literatur.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 14.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1843.

Der deutsche Unterricht auf deutschen Gymnasien. Ein pädagogischer Versuch von R. H. Hiecke.

(Fortsetzung.)

Der Geschichtsunterricht, der in den untern Klassen biographisch, in den mittleren ethnographisch und in den obern universalhistorisch und pragmatisch sein mufs, hat neben den politischen Begebenheiten zugleich die wichtigsten Momente der Cultur- und Literaturgeschichte darzustellen, die aus der Lectüre der alten Autoren fragmentarisch geschöpften Anschauungen des Alterthums zu vervollständigen und zu einem Ganzen zu gestalten, sodann die Entwickelung der Menschheit bis auf die neuesten Zeiten fortzuführen und den Schüler auf den heutigen Standpunct der Welt zu erheben. Welche Fülle von fruchtbringenden Ideen, welche Anregung zu eigenen Studien, welche Veranlassung endlich zu inhaltreichen mündlichen und schriftlichen Uebungen in der Muttersprache ein solcher Unterricht darbietet, bedarf kaum der Erörterung.

Wenn ferner das Gymnasium die harmonische Entwickelung aller geistigen Kräfte, der sittlichen sowohl als der intellectuellen sich zur Aufgabe stellt, wenn es als eine Pflanzstätte wahrer Humanität den ganzen Menschen zu bilden bemüht ist: so thut dies kein Unterricht in höherem Maafse als der Religionsunterricht: er ist daher als die Krone und Spitze des Schulunterrichts anzusehen. Mit Recht hat man auf die hohe Wichtigkeit dieses Lehrgegenstandes in letzter Zeit wiederholt hingewiesen, sich aber über das Wesen dieses Unterrichts noch keineswegs verständigt. Soll derselbe gedeihen, so sind in den obern Klassen die einzelnen theologischen Disciplinen nicht in academischer Weise vorzutragen, wie denn überhaupt auf der Schule nicht Theologie, sondern Religion zu lehren ist, sondern die Grundlage des Religionsunterrichts, auf welche bei den Vorträgen über die Hauptpuncte der Glaubens- und Sittenlehre und bei der Entwickelung der wichtigsten Gestaltungen, welche die christliche Lehre seit ihrer Erscheinung erfahren hat, beständig hinzuweisen ist, mufs stets eine sorgfältige Lesung und Erklärung des neuen Testaments und zwar im Grundtext bilden. Die einfachen und tiefen Worte der Apostel, zumal des Paulus und Johannes, werden am ersten in die Herzen wissenschaftlich sich bildender Jünglinge eindringen und zu einem christlichen Leben im Geist und in der Wahrheit führen. Wer diesen Unterricht zu ertheilen berufen ist, ob ein geistlicher oder weltlicher Lehrer, hängt davon ab, ob er eine gründliche und religiöse Bildung mit gereifter Lebenserfahrung, Kenntnifs des jugendlichen Herzens und seiner Bedürfnisse verbindet. Unseres Erachtens dürften die Directoren der Gymnasien, vorausgesetzt, dafs sie die nöthige theologische Vorbildung besitzen, da sie am besten die gesammte Entwickelung ihrer Zöglinge, die geistige sowohl als sittliche, kennen zu lernen im Stande sind, vorzugsweise berufen sein, den Religionsunterricht zumal in den obersten Klassen zu leiten.

Wir haben als drittes Hauptelement des Gymnasialunterrichts das *Germanisch-Romanisch-Christliche* genannt. Der romanische Bestandtheil stellt sich in der *französischen* Sprache dar, da das Italienische und Englische nur ausnahmsweise auf Gymnasien gelehrt werden. Das K. Preufs. Ministerium des Unterrichts sieht zwar in seinem durch die Lorinser'sche Schrift hervorgerufenen Erlafs vom 24. October 1837 die französische Sprache eben so wenig als die Hebräische als integrirende Lehrgegenstände der Gymnasien an, diese, weil sie als Vorbereitung zu einem speciellen Facultätsstudium dem allgemeinen Zweck der Gymnasien fremd sei, jene, weil sie ihre Erhebung zu einem Gegenstande des öffentlichen Unterrichts nicht sowohl ihrer innern Vortrefflichkeit und der bildenden Kraft

Digitized by Google

ihres Baues, als der Rücksicht auf ihre Nützlichkeit für das weitere praktische Leben verdanke. Allein wenn auch von der hebräischen Sprache zugegeben werden kann, dafs sie, indem sie nur für das Verständnifs des alten Testaments nothwendig ist, und das Christenthum die Resultate der jüdischen Religion in sich aufgenommen hat, für die allgemeine wissenschaftliche Bildung kein wesentliches Element sei, so ist die französische Sprache noch aus einem andern Gesichtspunct als dem der Nützlichkeit zu betrachten. Die Entwickelung der europäischen Menschheit ist nämlich eine doppelte, eine Germanische und eine Romanische, eine protestantische und eine katholische, und es würde zu einer grofsen Einseitigkeit der Bildung führen, wenn in der französischen Sprache wenigstens nicht ein Schlüssel geboten würde zum Verständnifs dieser romanischen Welt, welche reich genug ist an Entwickelungen des Lebens in Staat, Kunst und Literatur.

Also auf der innigen Harmonie des antiken, des modernen und mathematischen Elements beruht der Gymnasialunterricht; die deutsche Sprache aber ist nicht das Centrum, sondern das *Organ* desselben. Nur so kann das Gymnasium seinen Zweck erreichen, der ein doppelter ist, Uebung und Stärkung aller geistig und sittlichen Kräfte und Erwerbung der zu einem wissenschaftlichen Studium erforderlichen positiven Kenntnisse. So ist der von der Schule scheidende Jüngling fähig die Aufgabe des academischen Studiums zu lösen, auf der Grundlage einer tiefen und umfassenden philosophisch-historischen Bildung sich für einen besondern wissenschaftlichen Beruf vorzubereiten, so kann er zu gleicher Zeit ein selbstthätiges Studium der Philosophie und Geschichte sowohl als seiner besonderen Berufsdisciplin beginnen und die Wissenschaft zugleich in ihrem Centrum, der Philosophie, und in ihrer Peripherie, den positiven Disciplinen, erfassen. Das Gymnasium aber ist weder eine lateinische noch eine deutsche Schule: *es ist die Vorschule für ein wissenschaftliches Leben* und die Wissenschaft ist eine einzige, allgemeine, eine Weltwissenschaft.

Ist dies das Grundprincip des Gymnasiums, so ergiebt sich von selbst, dafs Realgymnasien ein Unding sind. Den Naturwissenschaften vor denen des Geistes den Vorzug einräumen, heifst die Natur über den Geist, das Geschaffene über das Schaffende stellen: aus dem Alterthumsstudium aber die griechische Sprache verbannen, heifst jenem seine herrliche Grundlage rauben und die gesammte Bildung auf Sand bauen. Wie es nur *eine* Wissenschaft giebt, die den Mittelpunct ausmacht für alle einzelnen Disciplinen, und für sie die Gesetze und Principien aufstellt: so giebt es auch nur eine Vorbildung für die Wissenschaft und diese ist das Gymnasium zu geben berufen. Jede Vorbereitung für einen besonderen Lebensberuf auf der Schule ist nicht mehr Bildung, sondern Abrichtung. Es ist daher ein erfreuliches Zeichen fortschreitender Intelligenz, dafs der Staat eine gemeinsame Grundlage aller höheren Bildung anerkennend, das Studium der alten Sprachen zur Basis auch des höhern Militairunterrichts zu machen gesonnen ist. Anders ist freilich die Stellung der Realschulen. Diese haben unmittelbar auf einen bestimmten praktischen Lebensberuf, auf den Handels- und Gewerbestand vorzubereiten, sie haben die Kluft zwischen Schule und Leben schon auf der Schule auszufüllen, können daher auch keine allgemeine, wissenschaftliche, sondern nur eine beschränkte praktische Bildung geben.

So viel über den Organismus des Gymnasialunterrichts und das Verhältnifs der deutschen Sprache zu demselben. Gehen wir nun mit Hrn. Hiecke auf die Organisation dieses Unterrichts selbst über und betrachten wir zunächst den Gewinn, welcher für die Bildung im Deutschen aus der zweckmäfsigen Behandlung der übrigen Schuldisciplinen hervorgehen mufs. Es ist durchaus richtig, dafs der Unterricht in der Muttersprache sich durch alle übrigen Lectionen hindurchzieht. Keineswegs aber darf der Lehrer, wie der Vf. will, jeden anderweitigen Unterricht auch zugleich als Unterricht im Deutschen ansehen und *behandeln*. Dies würde dem eigentlichen Lehrobject selbst den gröfsten Eintrag thun. Da die deutsche Sprache das Organ für alle Disciplinen ist und dem Lehrer obliegt, seinen Gegenstand in einer so klaren und anschaulichen Form darzustellen, dafs derselbe wirklich ein geistiges Eigenthum des Schülers werden kann, so liegt hierin schon mittelbar ein grofser Nutzen für die Bildung im Deutschen; eine besondere Behandlung derselben aber würde die Harmonie zwischen Inhalt und Form aufheben und dieser ein ungebührliches Uebergewicht geben.

Wohl begründet dagegen sind die nachfolgenden Forderungen, welche der Verf. an die übrigen Disciplinen macht, damit durch sie auch die Fortbildung

Digitized by Google

im Deutschen kräftig gefördert werde, zunächst eine zweckmäfsige Auswahl des Stoffes und sodann die rechte Form für denselben, eine nicht blofs objectiv probehaltige, sondern auch subjectiv zweckmäfsige Darstellung. Desgleichen sind Repetitionen sowohl der einzelnen Theile als gröfserer Abschnitte und in den untern Klassen nicht blofs das *Ein*lernen, sondern auch das *Fest*lernen des Stoffes dringendes Bedürfnifs. Wir wollen hier noch daran erinnern, dafs die so oft besprochenen schriftlichen Arbeiten nur *Mittel*, nicht Zweck sein dürfen und dafs eine jede Repetition zugleich eine *Reproduction* sein müsse, welche eben durch die schriftliche Ausarbeitung vorbereitet und gesichert wird.

Ist so der Schüler absolut Herr und Meister des ihm gebotenen wissenschaftlichen Stoffs geworden, so ist unseres Erachtens Alles erreicht, was die Schule vernünftiger Weise erreichen kann. Denn dafs nun auch, wie der Verf. verlangt, der Trieb und die Fähigkeit ausgebildet werde, eigene sinnvolle Fragen aufzuwerfen, *Probleme zu entdecken*, zweckmäfsige Beobachtungen zu ihrer Lösung anzustellen, mit einem Worte, dafs in allen Gegenständen auf freie Arbeiten gedrungen werde, zwar nicht absolut freie, doch aber freie im Verhältnifs zu den bisherigen Leistungen: das *sind* Ansprüche, wie man sie wohl an einzelne, vorzugsweise reich begabte Schüler und auf Universitäten studirende Jünglinge, keineswegs aber an alle Zöglinge des Gymnasiums machen darf. Der gröfste Fehler, der bei der Erziehung und bei dem Unterrichte *begangen* werden kann, ist auf zu frühzeitige Productionen zu dringen, ernten zu wollen, bevor man *gesäet* hat. Die Jugend ist auf der Schule vorwiegend *receptiv*. Man darf ihr nicht Leistungen zumuthen, die einen solchen Zeit- und Kraftaufwand in Anspruch nehmen würden, dafs sie dem Studium der übrigen Disciplinen Eintrag thun müfsten, zumal da es oft schon Einzelnen besonders in den exacten Wissenschaften schwer wird, den eigentlichen Vortrag des Lehrers aufzufassen und zu durchdringen, so dafs ihnen eine Lösung von Problemen schlechterdings unmöglich sein würde. Der Verf. führt (S. 30) weiter fort: „Jeder Lehrer soll es als sein gutes Recht ansehen, auf diese Weise noch eindrücklicher mit seiner Thätigkeit in die Wirksamkeit der Lehrer des Deutschen einzugreifen; denn nur so behandelt er das ihm übertragene Object in der intensiv bildendsten Weise, *erst damit kommt dies Object zu seinem vollen Rechte*". Aber das Object *soll* auf dem Gymnasium gar nicht zu seinem vollen Rechte kommen: dies kann erst auf der Universität geschehen: auf der Schule ist jedes Object nur *Mittel* für die Gesammtbildung, nur ein Glied in dem Organismus der Humanitätswissenschaften; Eingriffe, wie die bezeichneten, würden *Uebergriffe* sein, welche die harmonische Ausbildung aller Geisteskräfte nur stören könnten. Selbstständige Production kann, abgesehen von den mathematischen Aufgaben, in welchen theoretisch erlernte Sätze und Formeln praktisch angewendet und geübt werden, nur in den deutschen und lateinischen Aufsätzen stattfinden, deren Gegenstände jedoch durchaus in dem Gesichtskreise der Schüler liegen müssen, und zu dem Ende allerdings sehr zweckmäfsig aus den Gebieten der übrigen Disciplinen gewählt werden können.

Mit Recht erscheint dem Verf. der Geschichtsunterricht vorzüglich erspriefslich auch für die Bildung in der Muttersprache, namentlich sind die freien Wiederholungen der gehörten Vorträge eine treffliche Uebung in der Beredsamkeit. Relationen jedoch aus andern historischen Schriften und Quellen als den vom Lehrer bezeichneten, sind unseres Erachtens aus den geschichtlichen Stunden zu verweisen, weil sie in den Vortrag des Lehrers fremde Elemente bringen und den Schüler verwirren könnten, und auf die deutschen Stunden zu beschränken. Auch müssen wir es unzweckmäfsig finden, dafs für die mittlern Klassen — für die unteren will der Verf. den Vortrag des Lehrers nicht entbehrt wissen — ein gutes Lehrbuch, das sich nicht mit einer trockenen Angabe der Facta begnügt, sondern lebendig schildert, geradezu eingeführt und der fortlaufende Vortrag an die Schüler abgegeben werden soll. Der Lehrer darf das Heft nicht aus der Hand geben, zuerst, weil das persönliche Ansehen desselben nothwendig dann leiden mufs, wenn der Schüler Alles glaubt aus dem Buch schöpfen zu können, sodann, weil das lebendige Wort des Lehrers einen weit tieferen Eindruck macht als die Lesung des todten Buches, endlich, weil der Schüler unmöglich im Stande ist, das Wichtige von dem Unwichtigeren, die Hauptsachen von den Nebensachen zu unterscheiden und aufzufassen. Dagegen werden als historische Lectüre die Biographien des Plutarch, wenn

Digitized by Google

auch nur in einer guten Uebersetzung und Bearbeitung, denn es ist besser, dafs sie in einer Uebersetzung als überhaupt gar nicht gelesen werden, mit Recht dringend empfohlen. Es veranlafst uns dies von dem rechten Gebrauch der Uebersetzungen überhaupt zu reden. Wollte man denselben dem Schüler bei der Interpretatation der alten Autoren gestatten, obwohl man es meistentheils nicht verhindern kann: so geht die Anstrengung und Uebung der geistigen Kraft verloren, welche dadurch erzielt wird, dafs der Schüler ohne andere Beihülfe als die des Wörterbuchs, der Grammatik und solcher Anmerkungen, welche die für Sach- und Spracherklärung unentbehrlichen Data geben, den Sinn des Autors zu erfassen sucht. Aber für die nicht minder nothwendige Kenntnifs und Anschauung von der Geschichte und dem Leben des gesammten Alterthums wird man der Uebersetzungen nicht entrathen können. Denn man dürfte einem Schüler doch wohl nicht zumuthen, Autoren wie Aeschylus, Sophokles, Euripides, Demosthenes, Thukydides vollständig im Original zu lesen, etwas was dem Philologen von Fach Schwierigkeiten genug macht. Nur durch die fleifsige Lectüre der schwierigeren Autoren in guten Uebersetzungen kann die Kenntnifs des Alterthums weniger fragmentarisch und lückenhaft werden, als es jetzt der Fall ist und selbst die Lesung der Original-Klassiker wird durch die auf solche Weise gewonnene *Sachkenntnifs* erleichtert und gefördert werden.

Mit Recht macht der Verf. bei dem historischen Unterricht auf das aufmerksam, was man das *Typische* der Geschichte nennen kann, weil es, wie Kriege, Schlachten, Friedensschlüsse, Revolutionen, in gröfseren oder kleineren Modificationen immer wiederkehrt. Allerdings ist das einmal gewonnene Verständnifs *eines* solchen Factums die beste Anleitung für die Einsicht in ein analoges; nur geht der Verf. zu weit, wenn er behauptet, dafs sich die wesentlichsten und bleibendsten Züge des Römischen Nationalgeistes in Cäsar's Commentarien über den Gallischen Krieg im Kleinen nachweisen liefsen. Hier vergifst der Verf., dafs man in jenen Commentarien die Römer weder auf der Höhe ihrer sittlichen und bürgerlichen Gröfse, noch in ihrer innern politischen Wirksamkeit durch Gesetz und Recht kennen lernen würde.

Einen noch specielleren Gewinn zieht das Deutsche aus der Behandlung der alten Sprachen, insofern durch eine genaue und geschmackvolle Uebertragung der alten Autoren in die deutsche Sprache diese selbst wahrhaft künstlerisch behandelt wird. Auch erweckt ein gründlicher und eindringender Unterricht in den alten Sprachen den grammatischen Sinn überhaupt, bringt die Eigenthümlichkeiten der Muttersprache zum Bewufstsein, wie denn überhaupt das Wesen einer Sprache erst aus der Vergleichung mit einer andern sich erschliefst und gewöhnt an eine strenge logische Genauigkeit, an eine gewisse *Reinlichkeit*, wie der Verf. es nennt, im Denken und Sprechen überhaupt. Gründliche Kenntnifs der Grammatik und eine logisch-grammatisch-rhetorische Zergliederung der Perioden sind freilich für das Gelingen dieses Unterrichts unentbehrlich. Eine *logisch-ästhetische Durcharbeitung* aber der alten Autoren, wie sie der Verf. fordert, ist unausführbar. Das Höchste, was man in dieser Rücksicht verlangen kann, ist sorgfältige Relation des Inhalts, des Ganges und der Gruppirung des Stoffes in mündlichen Vorträgen und schriftlichen *Aufsätzen*. Ein weiteres Eingehen mufs wie das tiefere Verständnifs der Klassiker überhaupt und ihre Reconstruction der Universität vorbehalten bleiben.

Hierin besteht nach der Ansicht des Verf.'s „die grofse und eingreifende Hilfe, welche die nicht deutschen Lectionen für das Deutsche" (oder wohl richtiger für die allgemeine Bildung) zu gewähren vermögen. Wir vermissen hierbei den bedeutenden Einflufs, welchen das Studium der Mathematik auch auf die Genauigkeit und Präcision des deutschen Ausdrucks ausübt. Es mufs aber auch die Mathematik in ihrem Verhältnifs zur Gesammtbildung aufgefafst werden, es mufs deshalb der Schüler eine Herrschaft über den mathematischen Stoff erlangen und nicht nur die einzelnen begriffenen Sätze in strenger Ordnung frei vortragen, sondern auch eine Uebersicht ganzer Abschnitte zu geben im Stande sein. So wird der mathematische Unterricht in Verein mit dem grammatischen eine bessere Vorschule zum Studium der Philosophie bilden, als die sogenannte philosophische Propädeutik, die mehr einen formellen Nutzen haben und den Uebergang zum strengen philosophischen Studium vermitteln als in den Gymnasial-Unterricht bedeutend eingreifen kann.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 15.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1843.

Der deutsche Unterricht auf deutschen Gymnasien. Ein pädagogischer Versuch von R. H. Hiecke.

(Fortsetzung.)

Was nun den deutschen Unterricht selbst betrifft, so ist die vollkommen zu billigende Grundansicht des Verf.'s, „dafs dieser Unterricht durch und durch auf gehaltvolle und eindringende Lectüre zu gründen, nicht dafs er damit sich abschlösse, aber wohl sei hiermit die natürliche Basis gegeben für eigene inhalts- und lebensvolle Productionen, für einen interessanten und fördernden grammatischen Unterricht und für alle sonstige theoretische und historische Belehrung, wie Metrik, Poetik und Literaturgeschichte".

Von den Gründen, welche der Verf. anführt, wie die Nothwendigkeit der Lectüre zu erreichen, ist unseres Erachtens der bedeutendste und der, welcher alle übrigen in sich schliefst, dafs eine jede Sprache als *ein lebendiger* Organismus, als der sinnliche Ausdruck und die Hülle des *Gedankens* anzufassen ist, dafs aber erst *in* der schriftlichen Darstellung der Gedanke zu seinem vollkommenen und angemessenen Ausdruck kommt. Soll aber die Lectüre ein Mittel werden, sich die deutsche Sprache und die geistigen Schätze derselben anzueignen, soll zugleich eine schlechte, *verbildende* und entnervende Lectüre verhindert werden, so mufs das Lesen gelehrt werden, und zwar *nicht allein* durch Regeln und Anweisungen, sondern die deutsche Lectüre mufs so gut wie die griechische und römische zu einem Unterrichtsgegenstande gemacht, es müssen deutsche *Interpretationsstunden* eingeführt werden. Unsere deutschen Klassiker bieten eben so grofse Schwierigkeiten des Verständnisses als die der Alten, weniger freilich in der Auffassung der Wörter und Formen, deren Material bekannt ist, mehr dagegen schon in dem Bau der Sätze und ihrer Verbindung, am meisten jedoch in der Erfassung der Sätze und der Gedanken, indem die moderne Weltanschauung eine weit tiefere und reichere als die antike ist.

Die Einführung von Chrestomathien dagegen dürfte unseres Erachtens höchstens für die mittleren Klassen zuzulassen sein, wo die Erklärung sich noch nicht auf die Composition eines gröfseren Ganzen erstrecken kann. Die höhere Interpretation aber, wie sie in den obern Klassen eintritt, mufs zum Gegenstande ein vollendetes, in sich abgeschlossenes und abgerundetes Ganze haben, nicht Fragmente und Bruchstücke, sollten diese auch bei weitem besser ausgerüstet und zusammengestellt sein, als es in der Regel der Fall ist.

Die öffentliche Lectüre ist jedoch noch keineswegs ausreichend, sondern es mufs eine häusliche hinzutreten. Diese ist eine doppelte, eine wissenschaftliche und eine unterhaltende Lectüre. Denn weder kann der Schüler stets mit Anstrengung lesen, so dafs er das Gelesene sich immer reproducirt, wie dies der Verf. zu fordern scheint, sondern er mufs auch lesen, um sich von ernsteren Arbeiten zu erholen und Gemüth und Phantasie zu erfreuen, noch kann die deutsche Lectüre in die Erholungsstunden des Schülers verwiesen und die eigentliche Arbeit des Geistes ausschliefslich dem Studium der alten Klassiker zugewendet werden, wie Deinhardt verlangt in seiner Schrift: Ueber den Gymnasialunterricht nach den wissenschaftlichen Anforderungen unserer Zeit. Aber die Schule mufs die ganze häusliche Lectüre leiten und regeln, einerseits damit die wissenschaftliche Lectüre zweckmäfsig und fruchtbringend, andererseits damit den nachtheiligen Folgen, welche eine schlechte Unterhaltungslectüre herbeiführen kann, vorgebeugt werde. Zu dem Ende halten wir reichhaltige und zweckmäfsig eingerichtete *Schülerbibliotheken* für ein nothwendiges Bedürfnifs *jedes* Gymnasiums, indem nur durch ein solches Institut dem Schüler diejenigen Schriften in

Digitized by Google

die Hände gegeben werden können, welche seine gesammte Ausbildung zu fördern und den Unterricht des Lehrers zu befestigen und zu ergänzen im Stande sind.

Der Verf. behandelt in einem dritten Abschnitt *Wahl und Umfang der Lectüre.* Fragen wir: was soll gelesen werden? so wird das, was der Verf. als Entscheidungsgründe aufstellt, Einflufs auf das Gemüthsleben, Erweiterung des Gedankenkreises, Geläufigkeit im Sprechen und Denken, Grundlage für theoretische Einsicht, endlich Einführung in die Literatur, mehr oder minder durch jedes literarische Product erreicht werden. Der Hauptgesichtspunct ist unseres Erachtens, dafs nur solche Schriften gelesen werden, welche der jedesmaligen Entwickelungsstufe der Schüler angemessen sind, mit den übrigen Unterrichtsgegenständen, zumal der Geschichte, der Religion, der Naturwissenschaft in Verbindung stehen, von diesen ihr Licht erhalten und erläuternd wieder auf sie zurückwirken. Nun aber ist, wie der Verf. sehr richtig bemerkt, die Entwickelung des Individuums vollkommen analog dem Gange der Bildung des Volkes und fügen wir hinzu, der Menschheit überhaupt. Wie daher Epos und Geschichte die Anfänge und das Drama und die Beredsamkeit die Blüthe aller Literatur sind, so hat auch die Lectüre mit episch-anschaulichen, bewegt-fortschreitenden Darstellungen anzufangen, mit Homerischen Dichtungen und Herodoteischen Erzählungen, alsdann fortzuschreiten zur Lyrik und Didaktik, und endlich mit dem Drama und der Beredsamkeit zu schliefsen, wobei es sich von selbst versteht, dafs niemals eine dieser Gattungen der Poesie und Prosa ausschliefslich herrscht, sondern nur vorzugsweise berücksichtigt wird. Die Auswahl, welche der Verf. hier unter den Autoren trifft, der Vorschlag, in Ermangelung geeigneter politischer Reden in der Muttersprache Demosthenische in der Uebersetzung von Jacobs zu lesen, die Ansicht endlich, dafs unter unsern grofsen Klassikern weder Klopstock in seiner etwas abstracten Weltanschauung, noch der nicht genug productive, divinatorisch umhertastende Herder Autoren für die Jugend seien, sondern dafs diese unter *Lessing's*, *Schiller's*, *Goethe's* Panieren geschaart werden müsse, verdient vollkommenen Beifall. Auch Uhland, dieser nationale und ächt deutsche Sänger, ist einer vorzüglichen Beachtung werth.

Der *vierte* Abschnitt des Buches beschäftigt sich mit der Frage, *wie* gelesen werden solle? Hier ist die Ansicht des Verf.'s, dafs die laute Recitation den Kreis der Leseübungen eröffnet und beschliefst, indem sie am besten bekundet, wie weit der Schüler die zu erklärende Schrift sich zu seinem geistigen Eigenthum gemacht habe. Die Erläuterung selbst aber durchläuft drei Stadien. Zuerst werden nach der Vorlesung des Ganzen der Inhalt und die Hauptgedanken der Reihe nach in freier Rede angegeben, dann geht man von dem Allgemeinen in's Einzelne, erläutert die sachlichen und sprachlichen Schwierigkeiten, bei letzteren sowohl die lexicalischen als syntactischen. Zweitens betrachtet man die Eintheilung und die Gliederung des Ganzen und das dritte Stadium bilden Fragen, welche aus dem gegebenen Stoff gezogen und auf Grund desselben beantwortet werden, wie z. B. nach der Lectüre von Cäsar's gallischem Krieg nach den politischen Verhältnissen Galliens vor der römischen Invasion gefragt werden kann. Weiter aber zu gehen, nach dem *Warum* der Darstellung zu fragen, in die innerste Werkstätte der Composition einzudringen, das liegt, unserer Meinung nach, über der Fähigkeit des Schülers und mufs einem reiferen und philosophischen Denken vorbehalten bleiben, wie die tiefere Betrachtung der Individualität des Autors, der Stilgattung und der Literatur überhaupt. Es ist dies wieder ein Punct, wo der Verf. die Grenze zwischen Gymnasium und Universität überschreitet, und dadurch, dafs er zu viel erreichen will, Gefahr läuft zu wenig zu erlangen, und durch Reflexionen, die über dem Horizont des Schülers liegen, Oberflächlichkeit und Halbbildung zu befördern, oder, indem er aus seinem Gegenstande Alles herausziehen will, was nur irgend in demselben liegt, den Schüler, der für solche gelehrte Zergliederungen noch kein Interesse haben kann, zu ermüden und abzustumpfen.

Sehr richtig dagegen ist, was der Verf. über das naturgemäfse Verhältnifs von freien Vorträgen und schriftlichen Aufsätzen bemerkt, für welche eine eindringende und reflectirende Lectüre den reichsten Stoff darbietet. Je mehr das Leben der Nation ein öffentliches, ein Leben im Staate wird, desto höher werden sich die Anforderungen steigern, die in der Bildung zur Beredsamkeit an die Schulen gemacht werden, abgesehen davon, dafs die Schule einen ihrer Hauptzwecke, Uebung und Stärkung der Geisetskraft am

Digitized by Google

besten durch das Mittel der freien Rede erreicht. Aber Sprechen und Schreiben stehen im innigsten Zusammenhang. Das Schreiben ist ein fixirtes, zusammenhängendes, ausgebildetes Sprechen und wiederum ist die Sprache auf einer höheren Stufe, die *Rede*, eine in sich abgeschlossene, in einer angemessenen Form vorgetragene Reihe von Gedanken, die eine Meditation und Ueberlegung voraussetzt, die am besten durch die schriftliche Abfassung bewirkt wird. Also wird zunächst, damit der schriftliche Ausdruck einfach und natürlich werde, dem Schreiber das Sprechen, auf einem höhern Standpunct aber, damit die Rede ein in sich abgeschlossenes, durchdachtes Ganze bilde, das Schreiben dem Sprechen vorangehen. Stilus est optimus dicendi artifex atque magister.

In einem *fünften* Abschnitt kommt der Verf. auf das für den deutschen Unterricht nöthige *theoretische* und *historische* Wissen (Grammatik und Geschichte der deutschen Sprache, nebst philosophischer Grammatik; Metrik und Prosodik; Poetik, Rhetorik und Geschichte der deutschen Literatur; Logik, Encyklopädie der Schulwissenschaften), endlich auf die Production über dahin einschlagende Fragen.

Auch für dieses theoretische und historische Wissen ist ihm die Lectüre Basis und Ausgangspunct. Es ist überhaupt das Wesen des Gymnasialunterrichts, von der Praxis zur Theorie, von dem Besonderen zum Allgemeinen fortzuschreiten, während die Methode des academischen Studiums eine umgekehrte ist und die individuelle Gestaltungen als die Verwirklichungen allgemeiner Gesetze und Principien darstellt. So mufs jeder grammatische Unterricht, besonders der in der Muttersprache, da bei demselben das Können der Erkenntnifs vorausgeht, von dem lebendigen Sprachorganismus, dem *Satze* ausgehen: aus dem Satze sind die *Redetheile* und die syntaktischen Begriffe zu entwickeln: das Erste ist das Beispiel, das Zweite die Definition: endlich ist auch der Satz- und Periodenbau von dem Schüler selbst aufzufinden. Damit soll keineswegs ein ausdrücklicher Unterricht in der deutschen Grammatik in der Formenlehre sowohl als Syntax für überflüfsig erklärt werden: ohne ihn würde nicht einmal die Erlernung der lateinischen Grammatik möglich sein: nur mufs man bei diesem Unterrichte die analytische Methode anwenden und den Schüler über eigentlich bekannte und geläufige Gegenstände zur Besinnung und zum Bewufstsein kommen lassen.

Dafs jedoch, nachdem in der untersten Klasse der Unterricht in der deutschen und lateinischen Grammatik eine Zeit lang Hand in Hand gegangen, die regelmäfsigen Declinationen und Conjugationen beider Sprachen zu erlernen sind, der Lehrer des Lateinischen bei der nun folgenden Lectüre leichter Lesestücke die Wörter gleich selbst angiebt und „dem armen Schüler die heillose Qual der Präparation, die für den Anfänger nichts als ein maskirter Müfsiggang sei, eben weil sie *keine* geistige Arbeit sei, erspare", halten wir für vollkommen unrichtig. Gerade die Präparation giebt zu den mannigfaltigsten Geistesoperationen Veranlassung. Der Schüler mufs sich den Satz in seine Bestandtheile und Wörter, das einzelne Wort wieder in Stamm und Endung zerlegen, erst dann kann er es im Wörterbuch auffinden und sich in der gehörigen Form imprimiren. Freilich müssen die Lesestücke so gewählt sein, dafs nichts in denselben vorkommt, das nicht mit Hülfe der bis dahin erlernten Formen und Regeln aufgelöst und aufgefunden werden kann; auch sind dem Schüler nicht gleich gröfsere Wörterbücher, sondern solche, die eigenst für die Elementarlectüre ausgearbeitet sind, in die Hand zu geben. Ist für die untern Klassen der grammatische Lehrstoff die Formenlehre und Wortbildung, ferner Orthographie und Interpunction: so hat in den mittlern Klassen die Behandlung des lexicalischen und materiellen Reichthums der Sprache einzutreten. Hier unterscheidet der Verf. drei Stufen, die *extensive*, die *extensiv-intensive*, und die *intensive*. Die erste behandelt die ganze Fülle der Sprache an *Stamm-* und *Wurzelwörtern*. Die zweite die durch Fortzeugung und Fortgestaltung derselben Wurzel abgeleiteten Wörter, die *Wortfamilien*, die dritte endlich betrachtet die mannigfache Fortbildung der *Bedeutung* desselben Wortes und giebt die Geschichte der in ihm wohnenden Seele.

In den obern Klassen will der Verf. die Syntax und Wortforschung nicht aufgegeben wissen: im Gegentheil könne die Erläuterung vorzüglich tiefsinniger Wörter erst hier beginnen: als die eigentliche Aufgabe aber dieser Klassen, zunächst der Secunda sieht er die altdeutsche Grammatik und Lectüre an.

Wir müssen uns jedoch entschieden gegen ein

Digitized by Google

systematisches Studium des Altdeutschen auf Gymnasien aussprechen. *Das Altdeutsche ist kein integrirendes Element der allgemeinen wissenschaftlichen Bildung*, wie überhaupt keine Sprache in ihren Anfängen, sondern erst in ihrer Vollendung ein Bildungsmittel sein kann. Allerdings kann das Altdeutsche für das gründliche Studium der heutigen deutschen Sprache nicht entbehrt werden, allein es ist eine Bezugnahme auf dasselbe nur in so weit nothwendig, als die Wurzelwörter des Hochdeutschen, die Flexions- und Ableitungssylben ihr Licht und ihre Bedeutung aus der alten Sprache erhalten. Was aber die altdeutsche Lectüre betrifft, so ist die Kenntnifs der Niebelungen für eine deutsche Jugend unerläfslich, aber da die Lesung derselben im Grundtext einen unverhältnifsmäfsigen Zeit- und Kraftaufwand erfordern würde, so mufs hier die Lectüre einer zweckmäfsigen Bearbeitung eintreten. Die eigentliche Wiege indefs der Jugendbildung bleibt immer Hellas und der Kreis Homerischer Gesänge: Grajis ingenium, Grajis dedit ore rotundo Musa loqui! — Bedenkt man überdies, dafs in Secunda bereits vier Sprachen gründlich betrieben werden, dafs eine nicht unbedeutende Schülerzahl das Hebräische hier zu erlernen anfängt: so kann man nicht noch die grammatikalische Erlernung des Altdeutschen fordern, ohne den Schüler mit Material zu erdrücken.

Eben so wenig können wir es gutheifsen, dafs in Prima aufser dem Altdeutschen noch eine Propädeutik der Sprachphilosophie gelehrt werde: es kann nicht ein Object integrirender Bestandtheil des Lehrplans sein, von dem der Verf. selbst gesteht, dafs es einen fragmentarischen Charakter behalten mufs. Allerdings ist die Hervorhebung von Identität und Differenz der griechischen, lateinischen, deutschen und französischen Sprache von grofser Wichtigkeit: allein dieselbe wird weit besser an die Lectüre angeknüpft, als dafs die in Prima zumal ohnehin bedeutende Zahl der Unterrichtsobjecte noch um eins vermehrt wird.

Dagegen dürfen Rhetorik und Poetik, letztere in Verbindung mit Prosodik und Metrik nicht, wie der Verf. will, sich lediglich an die Lectüre anschliefsen, sondern müssen in eigenen Cursen freilich mit steter Hinweisung auf concrete Fälle vorgetragen werden. Die Lectüre ist zwar ein vortreffliches Mittel, dem Schüler Anschauungen und Ideen zuzuführen und sein eigenes Denken zu erwecken, aber er bedarf auch für seine eigenen Productionen einer besonderen Anleitung und diese ist nur die Rhetorik und für die nicht geringe Zahl derjenigen Schüler, welche sich in der Dichtkunst versuchen, die Poetik zu geben geeignet.

Für den Vortrag der Geschichte der deutschen Literatur fordert der Verf. mit Recht eine grofse Beschränkung des Materials: aufser einer allgemeinen Charakteristik der einzelnen Perioden in bestimmten und scharfen Umrissen, sollen nur die Hauptautoren, dem Schüler vorgeführt werden, damit nur über solche Gegenstände gesprochen und geurtheilt werde, welche er aus eigener Anschauung und Lectüre kennen zu lernen im Stande ist.

Noch gedenkt der Verf. der philosophischen Propädeutik, welche aus den Elementen der Logik und Psychologie besteht. Aber mit der Logik, wie er fordert, bereits in Secunda anzufangen, scheint uns nicht nur deshalb unzweckmäfsig, weil die Schüler dieser Klasse für ein abstracteres Denken noch nicht reif sind, sondern weil überhaupt das Studium der philosophischen Propädeutik in die Lehrobjecte der Schule wenig eingreifen und nur den Uebergang zum strengeren Studium der Philosophie auf der Universität vermitteln kann. Wie wenig aber überhaupt der Verf. eigentlich den Standpunct der Schule festhält, zeigt er darin, dafs er in Prima eine Encyklopädie der gesammten Schulwissenschaften vorgetragen wissen will. Was sind Schulwissenschaften? Man kann behaupten, dafs es überhaupt keine Schulwissenschaften giebt, indem die Schule kein Object seiner selbst wegen, sondern nur als Bildungsmittel behandelt. Weshalb der Schüler seine bisherigen Studien betrieben, das mufs ihm im Laufe seiner Entwickelung von selbst klar werden: Vorträge aber über den Organismus der Schule und Methodik der einzelnen Objecte, gehören auf die Universität und nicht auf die Schule. Eine bessere Mitgabe für die Universität würde am Schlusse des Schuljahres eine vorläufige Belehrung über Aufgabe und Inhalt der einzelnen Facultätswissenschaften sein, damit der junge Studirende nicht ganz unvorbereitet und rathlos in das ihm zuerst ganz fremde und ungewohnte academische Leben eintritt.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 16.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1843.

Der deutsche Unterricht auf deutschen Gymnasien. Ein pädagogischer Versuch von R. H. Hiecke.

(Schlufs.)

Der Verf. läfst sich in seinem allerdings löblichen Streben nach Einheit und Concentration des Unterrichts zu weit führen. Diese liegt in dem Ineinandergreifen und der Harmonie der einzelnen Lehrgegenstände, es ist aber weder möglich noch nothwendig, dafs ein Lehrer in seiner Person den Schülern die Gesammtbildung des Gymnasiums repräsentire und mit ihnen am Schlusse ihrer Laufbahn auf der Schule eine Gesammtrepetition des Wissens anstelle.

In dem sechsten Abschnitt kommt der Verf. auf die eigentlichen Productionen und zwar auf diejenigen, *welche auf* Beobachtung des Lebens gegründet sind und giebt sodann allgemeine Bemerkungen über die *auf Entwickelung* des Productionsvermögens berechneten Uebungen.

Es ist eine richtige Ansicht des Verf.'s, dafs die Productionen der Schüler nicht blofs aus einer wohl gewählten und anregenden Lectüre hervorgehen, sondern *auch* der aufmerksamen und sinnigen Betrachtung des unmittelbaren Lebens entnommen sein müssen. *Aber* auch diese zweite Quelle für eigene Schöpfungen wird dann erst recht ergiebig fliefsen, wenn der Schüler durch das Studium klassischer Vorbilder den wahren Gehalt des Lebens aufzufassen und künstlerisch zu gestalten gelernt hat: ohne dieses wird es nur die *Dürftigkeit* und Prosa des Lebens, keineswegs aber dessen ideale Substanz sein, die sich in den Arbeiten der Schüler abspiegelt. Den Themen aber, welche der Verf. vorschlägt — wir führen nur eins an: Die *Wissenschaften* der Natur und des Geistes — müssen wir *meistentheils* den Vorwurf machen, dafs sie zu sehr *theoretisiren* und bei weitem besser für Lehrende als für Lernende passen. Mit Recht dagegen verwirft der Verf. die Themata, welche moralisiren lassen, z. B. über Schadenfreude, über die Bescheidenheit und fordert deren Durchführung an einem concreten Fall: auch mifsbilligt er die übermäfsige Anwendung der Redeform, welche häufig zu hohlen Phrasen und leeren Exclamationen verleite. Ueber jedes Thema soll der Schüler zuvor orientirt sein und in allen deutschen Arbeiten soll in den einzelnen Klassen sowohl als zwischen denselben eine gewisse Einheit und ein Fortschritt statt finden.

Fragen wir nun schliefslich nach dem Gewinn, der aus den von dem Verf. aufgestellten Grundsätzen hervorgeht, so dürfte es eine zu kühne Hoffnung desselben sein, dafs eine Umgestaltung des ganzen Gymnasialwesens oder auch nur die Herausbildung desselben aus der jetzt darin herrschenden Gährung zu einer neuen und klaren Gestalt die Folge sein werde. Das Heil der Gymnasien ruht einzig und allein in der richtigen Auswahl und Methode der einzelnen Lehrobjecte und in dem innigen, harmonischen Zusammenwirken derselben, zu dem einen gemeinsamen Zwecke allgemeiner wissenschaftlicher Ausbildung. Das allerdings bedeutende Resultat der vorliegenden Schrift aber ist, dafs für den deutschen Unterricht durch vielseitige Lectüre und gründliche Interpretation eine breite und sichere Grundlage gewonnen ist, auf welche sowohl die theoretischen Disciplinen, Grammatik, Rhetorik, Poetik und Literaturgeschichte als auch die freien stilistischen Productionen der Schüler sich gründen müssen. Damit es aber nicht an Lehrern fehle, welche einen Unterricht, wie den bezeichneten, ertheilen könnten, müfsten die Universitäten mehr als bis jetzt geschehen, für die deutsche Literatur leisten. Wie die Italiener im vierzehnten Jahrhundert ihre eigenen Lehrstühle für den einen Dante hatten, so dürfen auch die grofsen Autoren der deutschen Nation ihre besonde-

Digitized by Google

ren Erklärer in Anspruch nehmen. Es ist dabei nicht zu fürchten, dafs eine gelehrte Behandlung der Autoren der freien Production Eintrag thue, vielmehr wird gerade ein gründliches Studium der Klassiker der deutschen Literatur einen neuen Aufschwung zu geben im Stande sein.

Dr. L. Driesen.

VII.

Die ordinatorische Verpflichtung der evangelischen Geistlichen auf die symbolischen Schriften. Abgenöthigte Erklärung des General-Superintendenten Ribbeck zu Breslau. Berlin, 1843. *Plahn'sche Buchhandlung.*

Es ist erfreulich, bei der so lebhaft angeregten Symbol-Frage, einer theologischen Schrift zu begegnen, welcher man es auf den ersten Blick ansieht, dafs ihr Verfasser, begabt mit einem praktisch-genialen Scharfblick, innig vertraut mit den Streitpuncten des Tages, bewegt von dem lebendig machenden Geiste der Theologie, erfahren in den Bedürfnissen des praktischen Amtes, den Freimuth hat, sich unumwunden auszusprechen, kämpfend unter der Aegide der die eigentliche Seele seines Gegenstandes erfassenden *Idee*, ohne sich hinter verbrauchtes Schanzwerk zu verstecken. Die vorliegende Schrift ist aber mehr ein *Zeugnifs*, als eine wissenschaftliche Deduction; sie ist eine Selbstvertheidigung, indem sie zugleich die Sache der ganzen evangelischen Kirche führet. Die Veranlassung und zwar die dem Verf. erwachsende Opposition im *Breslauer Propheten*, setzen wir als bekannt voraus, und indem wir diese geistvolle Schrift selbst prüfend besprechen, müssen wir, um der Wichtigkeit des Gegenstandes willen, etwas weiter ausholen, als es der geringe Umfang des Büchleins zu fordern scheinen könnte.

Wenn der Kirche die Bestimmung zugewiesen wird, sie sei ein *genossenschaftliches Leben*, so ist diese Aussage, obwohl nicht erschöpfend, doch eine durchaus nothwendige. Sie drückt ein durchaus nothwendiges Moment aus. In einem genossenschaftlichen Leben, wo es sich constituirt, gröfsere Kreise ergreift; da ist zugleich das Bedürfnifs mitgesetzt, sich in prägnanter Weise in Wort und Schrift über die Grundtypen eines solchen Lebens klar zu werden. In den ersten Zeiten des Christenthums trat somit eine regula fidei, ein apostolisches Kerygma in solennen sich wiederholenden Formen und Formeln auf, welches sich allgemach zum Symbolum apostolicum erweiterte. Nicht schon eine dürftige Aushülfe nur, sondern die Befriedigung eines wesenhaften Bedürfnisses entwickelte die junge Kirche in dieser Anordnung. Es ist bekannt, wie im Conflict mit dem abweichenden die Kirche vielfach alterirenden Geiste der Irrlehren und der Schismatiker, die Glaubensbekenntnisse sich erweiterten, und zwar eben so sehr durch den productiven Geist der Kirchenlehrer, begabter Gemeindeglieder, als durch den theologischen Gedanken und durch Ermittelung der reinen constanten Schriftlehre. Dieser Erweiterungs- und Reinigungsprocefs hat in der Kirche nie geruhet; die Synoden waren dazu die gesetzlichen und legitimen Organe, und unter solchen Versammlungen ragen die *ökumenischen* wieder besonders hervor, da sie es vor allen Dingen mit den dogmatischen Lehrbestimmungen zu thun hatten. *Symbole* sind daher nicht schon Bekenntnisse und Zeugnisse von der Stellung des religiosen Bewufstseins zum Christenthume; nicht schon Bestimmungen, welche zeigen, wie weit das vorhandene christliche Leben Erkenntnifs, die den Gedanken angehenden Elemente desselben speculative Theorie geworden: sondern vielmehr solenne Aussprüche der ganzen Kirche in Zeiten grofsartiger Entwickelung über ihr innerstes Glauben und Leben und zwar in einer Sprachform, welche die Unmittelbarkeit des Schriftworts und der Kirchensprache mit der fortgeschrittenen theologischen Reflexion und Speculation auf eine wundersame Weise vereinigt und somit einen gemeinsamen Ausdruck gewinnt, welcher gleich sehr für die kirchliche Praxis, wie für die Wissenschaft Bedeutung hat.

Die Reformation im 16. Jahrhundert, da sie eine Entwickelung des christlich-kirchlichen Lebens von welthistorischer Bedeutung war, mufste es nothwendig, unter Anschlufs an die ältesten ökumenischen Symbole, zu einem Zeugnifs und Bekenntnifs bringen, welches, so weit es damals möglich war, dem neuen Leben und der gereinigten Doctrin, dem gesäuberten Institut und Cultus, den öffentlichen officiellen Ausdruck gab. Dies ist geschehen in der *Augsburgischen Confession*, um welche sich die Glieder der neuen Kir-

Digitized by Google

chengemeinschaft, wie um die Standarte der ecclesia militans, sammelten und in dem explicirten Geiste und Buchstaben des Symbols den völlig entsprechenden Ausdruck ihres christlichen Glaubens und der Grundtypen der kirchlichen Genossenschaft erkannten. Dazu noch nahm die neue Kirche die drei ältesten Symbole auf, wodurch ein für allemal die Haupthäresieen in Bezug auf die kirchliche Trinität abgewiesen, und das göttliche Mysterium innerhalb der Sphäre des Geheimnisses dialektisch constituirt wurde. Dafs durch die Polemik der Reformatoren, durch ihre Predigten, Kirchenlieder und symbolischen Bestimmungen das, was als christlicher Glaube im ursprünglichen und eminenten Sinne in der wahren Kirche, das heifst bei den wahren Gliedern derselben, gegolten hat, aufgenommen und hervorgehoben wurde, ist bekannt. Dies war zugleich die Negative gegen den verderbten Katholicismus, als es zugleich das allein fruchtbringende positive Element für die Entwickelung der neuen Gemeinschaft wurde, denn das *innerste Wesen* des christlich-kirchlichen Bekenntnisses ist und bleibt die freudige Anschliefsung im gläubigen Vertrauen *an den Stifter des Heils*, an sein ewiges Königthum, Prophetenthum und Hohepriesterthum, welches Heil allerdings durch die öffentliche Kirche vermittelt wird, aber doch das *alleinige Ziel* hat, dafs das einzelne Glied in Christo wiederfinde das Urbild des wahren göttlichen Menschenthums. Der Katholicismus bleibt stehen bei dem *Glauben* an die traditionelle Kirche, welche im römischen Episcopat ihren Mittelpunct und ihre bewegende Seele hat; der Protestantismus führt seine Glieder durch den Vorhof der Kirche unmittelbar zu Christo und zu allen in ihm beschlossenen ewigen Heilsgütern. Die äufsere Kirche ist somit, wenn gleich ein nothwendiges Vehikel, aber doch nicht das absolute Ziel, wohin die Gläubigen kommen sollen. Sie sollen durch die Kirche zu dem in der Trinität beschlossenen Christus kommen. In solch' freiem Verhältnisse kann denn auch die Kirche nie auf einem Puncte gedacht werden, wo sie in der explicirten Lehre, in ihrem Cultus, in ihrem Regiment still stehe und als abgeschlossen betrachtet werde. Ihre Schranke und Bewegung, ihr Buchstabe und Geist, ihre Substanz und Vermittelung, mit einem Wort ihr organisches Leben, ist gesichert, und wir Protestanten wissen, dafs diesen Bau die Pforten der Hölle nicht bewältigen können. Die grofsartigen Grundfesten, die nothwendigen Grundtypen zu diesem wiedererrungenen Leben der christlichen Kirche, sind mit dem historischen Auftreten des Protestantismus und mit der Abfassung der Augustana gelegt und nicht eher wird an eine Näherung oder Reconciliation der verschiedenen Confessionen gedacht werden können, bis das protestantische Princip selbst in den nicht-protestantischen Gemeinschaften zum Leben erweckt sein wird.

Es liegt nun in dem Geiste der evangelischen Kirche, da sie als äufsere Kirche mit einer geschlossenen Lehre, einem einmal fertigen Cultus, einer unabänderlichen Hierarchie sich nicht starr, wie der Katholicismus, behaupten kann: dafs sie in ihrem Schoofse vielmehr eine Mannigfaltigkeit des Lebens entwickele, welche allerdings zu Zeiten den Schein annimmt, als würde das Innerste des Glaubens, der substanzielle Kern selbst, von Grund aus alterirt. Ja es ist eine gewöhnliche Erscheinung, dafs, wenn ein reiches productives Leben in hoher Begeisterung eine Zeit hindurch in schönster Blüthe sich entwickelt hat, solche Kraft und Fülle der Unmittelbarkeit wieder abnimmt, und die kritische Reflexions-Thätigkeit der Einzelnen, losgelöset aus dem allgemeinen geistigen Verbande, sich geltend macht. Diese Zeit begann am Schlusse des siebenzehnten Jahrhunderts, und wir sehen dort den Einzelnen, je eminenter seine persönliche Begabung ist, im Conflict mit der kirchlichen Objectivität. Dogmatische Untersuchungen, neu gewonnene exegetische Resultate, Fortbildung des öffentlichen Cultus, einseitiges Entwickeln besonderer Lehrbestimmungen, Mifsverhältnisse im Kirchenregiment, der freie Gedanke auf dem Gebiete der Philosophie, welche nicht von der Kirche ihren Ausgang nehmen will, und dergleichen mehr geben dann der Reflexion und der Kritik ein Uebergewicht, wobei allerdings der ruhige Bestand der Kirche vielfach in eine unruhige Bewegung hinübergehoben wird. Kurz vor dem Beginn dieser Periode versuchte wie bekannt, die evangelische Kirche sich auf's Neue durch Abfassung einer *Concordienformel* wieder zu consolidiren. Da aber diese Symbolische Schrift über die Grenzen einer Bekenntnifsschrift hinausging, indem sie Lehrbestimmungen, welche den wissenschaftlichen Explicationen angehören, nicht nur in sich aufnahm, sondern ganz davon beherrscht wurde; ferner, da es ihr nicht gelang, eine

Digitized by Google

Zustimmung in allen Theilen der evangelischen Kirche zu erlangen: so ist sie durchaus kein Symbol, wie es die Augustana ist in ihrer kräftigen, bündigen, einfachen, keuschen, den Glauben bekennenden *Kirchensprache*. Die Eintrachtsformel ist ein Resümé der damaligen complicirten scholastischen Dogmatik, und in dieser Beziehung ein für die wissenschaftliche, namentlich dogmenhistorische Theologie höchst schätzbares Document. Jedoch auch die Augustana hat sich in der evangelischen Kirche nicht vor dem weitverbreitesten heftigsten Widerspruche verwahren können. Und wie dieser Widerspruch von der Mitte des vorigen Jahrhunderts bis auf uns're Tage sich geltend gemacht habe, das ist nur zu sehr bekannt. Man kann von der nächsten Gegenwart nicht sagen, dafs es nur die vom christlichen Geiste Verlassenen seien, welche Protest gegen dieselbe, als gegen eine authorisirte Norm des Glaubens und der Lehre (*in rebus et phrasibus*) erheben; nein, auch Männer, denen man den innigsten Anschlufs an die Heilsgüter der Kirche im Glauben nicht absprechen kann, erklären sich gegen die strenge Verpflichtung auf ein so verfafstes Symbol. Was ist nun die Motive zu diesem Widerspruche? Es ist die Besorgnifs, dafs, wenn formulirte Lehrbestimmungen in solcher Ausdehnung mafsgebend sein sollen, dann die freie Psyche des Glaubens im Bunde mit dem Gedanken gebunden, dann das innerste Leben selbst zerstöret werde, wie es der Kirche eigne. Es ist die Instanz, dafs die Lehrbestimmungen im sechszehnten Jahrhundert durchaus zurückständen gegen die Fortschritte der Theologie, welche diese in 300 Jahren gemacht. Ja es ist die idealistische Instanz, dafs überhaupt der Einzelne, wofern er von einem Leben, wie dem christlichen, beherrscht werde, und solches zum wissenschaftlichen Gedanken erhebe, nicht die Worte Anderer zu seinem völligen Eigenthume machen könne; denn nie und nimmermehr können hier Subject und Object in einander aufgehen; es bleibe eine durch nichts zu füllende Kluft. Darum sei es entweder Illusion, oder Heuchelei, zu sagen, man glaube in jetziger Zeit buchstäblich so wie im 16. Jahrhundert. Nur *die* könnten es sagen, die eben nur an Worte und Phrasen glaubten. Andere, die den Rifs für nicht so grofs ansehen, wollen sich damit retten, dafs sie eine Verpflichtung des Einzelnen nur einzig und allein auf den *Geist* der symbolischen Bücher statuirt wissen wollen. Wogegen denn allerdings mit Recht bemerkt wird, dafs dies keine Gewähr leiste für die Vertreter der Kirche, gewissenhaft nach dem Symbol zu lehren. Es ist bekannt, wie man in älterer und neuerer Zeit die Verpflichtung gemildert hat durch ein Unterschieben der heil. Schrift, und die Obligation so mäfsigte, dafs man sagte: es solle das Symbol gelten *quatenus* dasselbe mit der Bibel übereinstimme. Dieser Limitation, welche überhaupt alles und jedes Symbol unrichtig macht, setzte man denn wieder von der anderen Seite das „*quia* consentit" entgegen. Noch andere Limitationen und Milderungen brachte man in Vorschlag dadurch, dafs man dem Symbol nur die normirende Auctorität für die *Lehrer*, in so fern sie lehrend vor der Gemeinde aufträten, zuerkannte, und es zugab, dafs der Glaube sich allerdings durch die heilige Schrift und durch den Geist der Kirche entwickele; aber wegen der *Einheit der Lehre*, sollten die Lehrenden sich vereinigen in dem Lehrtropus der Symbole. Auch dies kann in dieser Fassung nicht Stich halten, wenn einmal eine Discrepanz zwischen dem Glauben in einer gewissen Zeit und dem der Vergangenheit, vornehmlich im Ausdruck für diesen Glauben, eingetreten ist. Den heftigsten Widerspruch haben aber mit Recht die erfahren, welche gar keine Fortbildung des Dogma nach der wissenschaftlichen Seite zugestanden, sondern die Fassungen der protestant. Symbole mit Einschlufs der Eintrachtsformel für eine ewige unverbesserliche Glaubens- und Lehrnorm betrachtet wissen wollten.

Nimmt man nun noch hinzu, dafs in der neuesten Zeit *die* Richtung eine grofse Ausdehnung erhalten hat, wonach die Bestimmungen des christlichen Glaubens lediglich die Aufgabe und das Ziel hätten, als Aussprüche des *autonomischen Gedankens* aufzutreten, und dafs sie in dieser Umgestaltung sowohl dem Inhalte als der Form nach bedeutend anders sich zeigen würden: so sieht man, dafs auch hier kein irgend erfreulicher Anschlufs an das Symbol Statt finden könne.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 17.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1843.

Die ordinatorische Verpflichtung der evangelischen Geistlichen auf die symbolischen Schriften. Abgenöthigte Erklärung des General-Superintendenten Ribbeck.

(Schlufs.)

Von denen zu reden, welche allein die heil. Schrift als Glaubensnorm wollen gelten lassen, ist nicht der Mühe werth, da wir wissen, wie, wenn auch der einzelne Christ sich mit der lebendigen Predigt und dem Lesen der Schrift begnügen kann, doch die Kirche und ihre Lehrer eine *explicirte Form des bestimmten Bekenntnisses*, und des Bewufstseins ihres legitimen Bestehens in negativer und positiver Beziehung bedürfen; weshalb denn auch nie eine wahre Kirchengemeinschaft factisch bei der heil. Schrift stehen geblieben ist, sondern es zu einer besondern Norm des Bekenntnisses gebracht hat.

Ungeachtet dieser verschiedenartigen Bedenken, Limitationen und Protestationen, hat die evangelische Kirche in ihrem Regiment bis jetzt ihre symbolischen Schriften als Bekenntnifs und Lehrnorm für die Kirchenlehren betrachtet und ist bei der Anordnung geblieben, die Kleriker bei der Ordination oder Introduction in's Amt auf dieselben zu verpflichten. So hat es auch der geehrte Hr. Verf. der vorliegenden Schrift in seiner Stellung als General-Superintendent der Provinz Schlesien gehalten. Diese Schrift ist nun eine Apologie seines Verfahrens, den Anfeindungen seiner Gegner gegenüber. Wie ist dem Verf. nun diese Rechtfertigung seiner selbst und die der Anordnungen des Kirchenregiments gelungen? Nach vielen in treffender conciser wahrhaft klassischer Fassung besprochenen Gesichtspuncten, die den neu angeregten Symbolstreit berühren, macht er geltend, dafs der Mensch auf doppelte Weise an die Wahrheit heranköne: unmittelbar bewältigt durch die Idee in der totalen Anschauung; mehr mittelbar und durch eigene Anstrengung, in der Reflexion des Verstandes oder der Philosophie. Dem religiösen Gebiete sei es besonders eigenthümlich, dafs auf ihm ein solcher Wechsel von Unmittelbarkeit und Vermittelung eintrete; und zwar vorzugsweise in der Gegenwart sei die Oscillation des Gemüths zwischen dem Glauben der religiösen Anschauung und dem Unglauben der Reflexion eine natürlich nothwendige. Die Meisten schämten sich des Einen oder Andern und man rede vornehme Worte: wie: der Mensch müsse *ganz* sein, *ganz* im Glauben stehen, entschieden sein, und was dergleichen mehr. Dies aber sei gleichbedeutend mit der unnatürlichen Forderung: „ein Jeder solle sofort zurücktreten in die Paradieses-Unschuld des Geistes". Aber eben so wenig könne man die totale Anschauung ganz abthun, und lediglich auf klarer explicirter Erkenntnifs stehen. Nun bespricht der Verf. die Stellung derjenigen, welche das Alleinrecht der Verstandes-Erkenntnifs vertheidigen, und macht geltend, wie sie doch auch öfter bei dieser oder jener Function ihres klerikalischen Amtes in den Strom der religiösen Anschauung, vergessend die Verstandes-Bedenken, hinabtauchen, und aus der unmittelbaren Quelle der christlichen Wahrheit ihr Gebet, ihre Rede schöpfen. Es sei nicht möglich, solche Momente des religiösen Ergriffenseins sich nachher wegzureflectiren und für Illusionen zu halten. Er sagt: „in der Epoptie liegt die Stärke des Religiosen überhaupt, so denn insonderheit die des ächten προφήτης, des kirchlichen Lehrers und Liturgen", und „die Kirche ist eben nichts Anderes, als ein eleusinisches Institut der Anschauung, des unmittelbaren Innewerdens göttlicher Dinge in ihrer Wahrheit". Näher auf das Symbol der Kirche kommend, sagt der Verf., den *thetischen* Inhalt des Symbols von dem Modus, sich zu expliciren und seinen Beweis zu führen, unterscheidend, *dafs in letzterer Beziehung*

Digitized by Google

es nicht bloſs erlaubt, sondern pflichtmäſsig, mithin allewege wohlgethan sei, nicht buchstäblich am Symbol zu halten, sondern, der Thesis unbeschadet, dieser durch die fortschreitende Wissenschaft eine solidere Begründung zu geben. Die nähere Ausführung des Gedankens möge in der Schrift selbst nachgelesen werden.

Diese geistvolle Apologie, in welcher dem Felsen des substanziellen Bekenntnisses der Kirche in ihren solennen Formen für Glauben und Leben nicht minder, wie dem Flusse der Wissenschaft ihr Recht gegeben werden soll, trifft allerdings den Punct, daſs das Symbol keine Hemmkette für den lebendigen Geist der Kirche sei. Sie macht geltend, daſs in der kirchlichen Genossenschaft es eben so und eigentlich zuerst auf die glaubensvolle Affection ihrer Glieder durch die lebendige christliche Wahrheit und durch die Verwirklichung dieser Wahrheit im Cultus und der Seelsorge, ankomme, als auf die dieses Ergriffensein begleitende Reflexion, und daſs in der Praxis der Kirche immer *der totale Geist der Kirche* in der lebendigen Anschauung durchbreche, selbst bei dem sonst der Reflexion hingegebenen. Das ist nun alles sehr wahr und ein höchst wichtiger groſsartiger Gesichtspunct; aber bedenkt man, wie der Verf. nicht umhin kann, eine Differenz zwischen dem in religiösen und kirchlichen Momenten von der totalen Idee Ergriffenen und zwischen dem Zustande der kritischen, oder auch nur die Glaubensbestimmung fortbildenden Reflexion, zu statuiren, und wie dieser Zwiespalt lediglich als *in verschiedenen Zeitmomenten* zum Vorschein kommend, doch sonst nicht wird, als einzig und allein dadurch, daſs dieser Wechsel in *Einem* und *demselben Individuo* vor sich geht: so ist immer noch nicht beantwortet, wie das Kirchenregiment auf die Symbole, oder auch nur auf die Augustana die Lehrer verpflichten könne. Das Regiment könnte sich da nur berufen auf die Uebereinstimmung der vornehmsten leitenden und lehrenden Glieder der Kirche mit der Weisung: sic placet, oder könnte sagen, die totale lebensvolle sich verwirklichende Idee der Kirche ist gröſser, als das einzelne in Bedenken gerathende Individuum. Und das ist es auch im Grunde, was der Verf. sagen will. Dasselbe zwingende Moment aber führt für sich das Tridentinum an, und so haben wir wieder menschliche Auctorität. Und will man diese Auctorität auf die heilige Schrift stützen, so kommen andere mit andern Schriftstellen und weisen das Gegentheil nach. Will man sie gründen auf den historischen Geist der Kirche, so fällt man leicht in die katholische Traditionsansicht. Und doch thut, auch nach unsrer Ansicht, das Kirchenregiment recht daran, nicht nur das Symbol, als den gesetzlichen öffentlichen Ausdruck des Glaubens und des Lebens der Kirche, aufrecht zu halten, sondern auch jedes in der Kirche lehrende Glied auf das Symbol zu verpflichten. Ja daſs das Kirchenregiment auch der wissenschaftlichen Fortbildung des Dogmas nicht Eintrag thut, geht daraus hervor, daſs *theologische Facultäten* bestehen, in welchen die wissenschaftliche Kirche ihre Pflege findet. Wo liegt nun der Zunder des entflammenden und immer nicht gelöschten Streites; wo ist die verwundbare Ferse an dem Leibe der Symbole? Nicht die Symbole, und am allerwenigsten die Augustana, tragen die Schuld. Denn wenn gleich die fortschreitende Wissenschaft manche ihrer Lehrbestimmungen reiner, tiefer, totaler faſst; wenn vieles in der Augustana *fehlt, was in* jetziger Zeit nicht fehlen darf in einer *Dogmatik*, die vom Gedanken mit getragen wird; so enthält die Augustana doch in der würdigsten Fassung, im welthistorischen Ernste, in der vollen Klarheit des protestantischen Princips, in der totalen Anschauung der Kirche und ihrer Heilsgüter den ewigen Ausdruck christlicher Wahrheit, und durch diese ihre innere substanzielle Wahrheit; ideelle Totalität und ethische Ehrlichkeit hat sie sich Anerkennung bei Staat und Kirche verschafft. An der Augustana, welche wir für das eigentliche legitime Symbol unserer Kirche halten, liegt daher der Fehler nicht; sondern in der schiefen unbestimmten *Auffassung des Begriffs der Obligation der Cleriker auf ihren Inhalt.* Das ist es, was bisher *gefehlt* hat, und woher ein groſser Theil der Verwirrung und des Widerspruchs gekommen ist, daſs man von jeher von Seiten des Kirchenregiments versäumte, diese Verpflichtung, *in welchem Sinne sie gemeint sei*, näher zu bestimmen. Auf sie kann nicht eine Verpflichtung Statt finden, wie auf ein Kriminal-Gesetzbuch, nicht wie auf eine Amtsinstruction, nicht wie auf die Statuten eines sonstigen menschlichen Vereins. Die Gründe hat die Wissenschaft zu oft angegeben, und wiederholen wir sie hier daher nicht. Wie soll denn nun der Lehrer der Kirche diese Obligation

Digitized by Google

eingehen; was will diese Verpflichtung bedeuten? Es soll und kann nur bedeuten: der als protestantischer Kirchenlehrer Berufene erkennet an, dafs in den Bekenntnifsschriften, namentlich der Augustana, der principielle Anfang, der confessionale constituirende reale Geist ausgesprochen ist, der auch jetzt noch die Lehrer der Kirche beseelen soll. Denn das Leben der jetzigen Kirche erzeugt sich dem Wesen nach in demselben Geiste, worin es gegründet; dieselbe Gläubigkeit, die ihren Ausdruck niederlegte in die Bekenntnifsschrift, ist ihrem *Grunde* nach um nichts verschieden von der, unter welcher und mit welcher auch jetzt ein lehrendes Glied der Kirche als solches mit Recht und mit Ehren diesen Platz bekleidet. Diese Stimmung, als bleibend betrachtet, ist die loyale patriotische Begeisterung, die nicht in Opposition, sondern in Sympathie steht mit dem ursprünglichen Leben der evangelischen Kirche. Die Wissenschaft bleibt dabei gesichert, denn die nähern Fassungen der Dogmen, insofern sie Versuche sind, jene Grundstimmung weiter, tiefer und reiner zu expliciren, dem Gedanken aufzuschliefsen, mit der allgemeinen Bildung zu vermitteln; fallen der *theologischen Thätigkeit* anheim, und darum diese wissenschaftliche Freiheit innerhalb des christlichen Geistes und Lebens. Wer sich daher verpflichten läfst, auf die symbolischen Bücher und namentlich auf die Augustana, der erkennet an, dafs das Symbol aus dem productiv frischen Geiste der neuen Confession hervorgegangen, dafs es mit den principiellen Sätzen des Kerygmas aus dem Munde des Herren, seiner Apostel und der der Kirche vorangehenden Propheten im Einklange stehe.

Würde ähnlich endlich das Kirchenregiment, (was aber nur durch Zustimmung einer allgemeinen Synode geschehen könnte), sich entschliefsen, die Obligation *zu interpretiren*; sicherlich tausend Bedenken und Widersprüche würden mit Einem Male verstummen und *viele* tüchtige Talente, die jetzt der Kirche durch den Mifsverstand der Verpflichtung *vor*, *in* und *nach* den Universitätsjahren entzogen werden, müfsten sich mit Freuden unter der kirchlichen Standarte sammeln. Des unfreien Geistesknechtschaft predigenden, den heiligen Geist der kirchlich Getreuen betrübenden Geredes, Geschimpfes, Verklagens, Verdächtigens, Verdammens, würde weniger sein, und eine bessere Bahn in Liebeswegen geöffnet werden!

Wir scheiden von dem geehrten Hrn. Verf., der durch seine geistvolle Schrift sich und das Kirchenregiment gerechtfertigt hat, und wünschen nun auch, dafs seine einflufsreiche Stellung ihn in den Stand setzen möge, den Anfang zu machen, dafs über *den Sinn der Obligation* ein öffentlicher Ausspruch laut werde.

Klöpper.

VIII.

Grundlinie der Geschichte der Staatswissenschaften, der Ethnologie, des Staatsrechtes und der Nationalökonomie von Dr. Friedr. Schmitthenner, Grofsherz. Hess. Geheimen Regierungsrathe, ord. Prof. der Staats- und Kammeralw. zu Giefsen u. s. w. 2te Aufl. 1ster Bd. unter dem Titel: ***Friedr. Schmitthenners zwölf Bücher vom Staate, oder systematische Encyklopädie der Staatswissenschaften. Giefsen, 1839. bei G. F. Heyer, Vater. XVI u. 666 S. gr. 8.***

Die Bestrebungen der staatswissenschaftlichen Schriftsteller gehen im Besonderen dahin, die Ergebnisse von mancherlei Forschungen in einem zusammenhängenden Ganzen darzustellen und durch Zurückführung auf gewisse allgemeine Grundsätze in den Staatswissenschaften Sicherheit und Festigkeit zu gewinnen, weil in ihnen so viel Schwankendes sich findet, welches wohl theoretisch recht wohl begründet; aber in der Praxis nicht immer brauchbar ist. So viel auch im Einzelnen über die gesammten Staatswissenschaften geschrieben wurde, so fehlte doch immer ein zusammenhängendes Werk über dieselben: dieser Lücke begegnet der Verf. durch vorliegendes Werk, dessen 1stes und 2tes Buch im Jahre 1832 unter dem Titel: „Ueber den Charakter und die Aufgaben unserer Zeit in Beziehung auf Staat und Staatswissenschaft" erschienen und mit Recht bei den angesehensten Gelehrten dieses Faches Anerkennung fanden. Beide erscheinen hier in der neuen Auflage mit Zugabe von drei anderen Büchern und gehen in manche Lehren viel tiefer und gründlicher ein, als in der 1sten Auflage, wodurch ihr wissenschaftlicher und praktischer Werth sehr erhöht wird. Da mit Ausnahme von manchen Gesichtspuncten der Inhalt dieser zwei Bücher durch

Digitized by Google

ihre Verbreitung hinreichend bekannt ist, so bemerkt Refer. über sie nur Weniges und geht zu den übrigen drei Büchern über.

Er wünscht, der Verf. hätte den geistigen Gütern in Theorie und Praxis eine gröfsere Einwirkung zuerkannt, sie das Formelle und Materielle in den Staatswissenschaften mehr beherrschen und sowohl für das Wesen des Staates und der Staatswissenschaft, als für die Geschichte der letzteren die Hauptrolle spielen lassen. Vom Menschen und ihrem Zusammenleben geht der Staat aus; ihr physisches, geistiges und sittliches Element bilden daher die Grundlagen für diesen; sein Begriff, sein Zweck, seine Entstehung und seine Fortbildung bezieht sich stets auf den Menschen und seine drei Elemente, welche daher in formeller Beziehung die erste Berücksichtigung verdienen und auf diese, wenn von einem consequenten und systematischen Zusammenhange der Staatswissenschaften die Rede sein soll, den ersten Anspruch machen, müssen jeden Staat leiten, wenn er sicher fortschreiten soll.

Liest man die geschichtlichen Momente der alten Welt und neueren Zeit, besonders die Entwickelung der subjectiven und äufseren Freiheit mit Aufmerksamkeit durch, so nimmt man überall wahr, dafs dem Verf. jene Idee auch vorschwebte, und er den immateriellen Gütern sehr viel Gewicht beilegt, wie namentlich im 3ten, die Ethnologie, d. h. alle Beziehungen der Menschen, enthaltenden Buche und in dem Gedanken sich zu erkennen giebt, dafs die Staatsordnung keine Physiokratie sein könne, sondern als Logokratie im Gebiete des Ethischen, dem Physischen gegenüber hervortrete; allein es greift diese Idee nicht überall gleich stark durch und die Wirkung nimmt in sehr vielen Materien ein vorherrschendes Gewicht ein, was Refer. umgekehrt wünscht, weil er es für rein wissenschaftlich hält, von der Ursache aus und zur Wirkung überzugehen und weil dadurch die Behandlung einen wahrhaft wissenschaftlichen Charakter erhält, welcher sich durch das Ganze hindurchzieht und es möglich macht, diejenigen allgemeinen Grundsätze aufzufinden, worauf das wissenschaftliche Gebäude ruhen mufs, wenn es zureichend begründet heifsen soll.

Damit die Leser das Ganze leichter übersehen, giebt Referent den Inhalt der zwei ersten Bücher kurz an: das 1ste Buch zerfällt in 4 Hauptstücke: 1) vom Begriffe des Staates im engeren und weiteren Sinne; 2) vom Zwecke des Staates; 3) von seiner Entstehung und endlich 4) vom Begriffe der Staatswissenschaft S. 1 — 33. Hier erörtert der Verf. sehr gehaltvoll, dafs der Staat sich nicht selbst Zweck sei und es einen Begriff für ihn gebe, jedoch weist er nicht nach, in wiefern das Gegentheil, nämlich die Idee, dafs der Staat Selbstzweck sei, gefährlich sei für Volk, Grundsätze der Verwaltung, für Mittel und für den Staat selbst, was für die Lenker der Staaten sehr wichtig ist. In Ansehung des Entstehens bespricht er zuerst den Naturzustand und zeigt alsdann, dafs der Staat weder zufällige Erscheinung, noch das Werk der Uebereinkunft, noch eine blofse Naturerscheinung, sondern eine durch geschichtliche Thatsachen verwirklichte Idee eines durch das Ethische begründeten Ganzen sei, welches seinen Zweck aufser sich trägt und ein nothwendiges Postulat für den Menschen ist, der aufserhalb desselben seine Bestimmung nicht zu erreichen vermag. Den Gegensatz zwischen Natur- und Kunststaat erläutert der Verf. kurz und gediegen, worauf er den Begriff und die Eintheilung der Staatswissenschaft aufstellt, worüber in formeller Hinsicht mit ihm sich rechten läfst, weil z. B. der eigentlichen Staatswirthschaft der ihr eigenthümliche Charakter nicht speciell zugewiesen ist.

Das 2te Buch beginnt mit einer kurzen Einleitung über Begriff der Geschichte und Literatur der Staatswissenschaft hinsichtlich des Naturrechtes, der Nationalökonomie, der Politik und Statistik, woraus hervorgeht, dafs der Verf. die Staatswirthschaft von der Nationalökonomie nicht gehörig unterscheidet, obgleich jene die Thätigkeit des Staates für Erhaltung und Vermehrung des Volksvermögens an materiellen und immateriellen Gütern, diese, die Nationalökonomie, aber das Verhältnifs des Menschen zur Güterwelt darstellt, die allgemeinen Naturgesetze dieser aufsuchet und die Grundlage für die Staatswirthschaftslehre darbietet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 18.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1843.

Grundlinie der Geschichte der Staatswissenschaften, der Ethnologie, des Staatsrechtes und der Nationalökonomie von Dr. Friedr. Schmitthenner.

(Fortsetzung.)

Er hat es zwar auf keine vollständige Literatur abgesehen, allein es sollten doch sehr wichtige Schriften z. B. *Schön's* neue ökonomische Untersuchungen, die Erörterungen von *Ricardo* und andern nicht unberührt geblieben sein. Refer. vermifst hier einen kurzen geschichtlichen Ueberblick und eine genauere Richtung der einzelnen Fortschritte, welche die späteren Angaben wesentlich abgekürzt hätten.

Die Eintheilung in drei Perioden, nämlich die alte Welt, das Mittelalter und die neuere Periode, welche die Entwickelung der subjectiven und die der äufseren Freiheit trennt, verdient allen Beifall und macht den Leser mit allen Momenten in der kurzen Ausdehnung von S. 34 — 187 bekannt. Den Charakter des Orients trennt er genau von dem der Griechen und Römer und schildert alsdann bei der Entwickelung der subjectiven Freiheit die innere Entwickelung und den Kampf der Geltung, worauf er zu der des Gedankens hinsichtlich der englischen und französischen Revolution übergeht und das Geltendwerden der äufseren Freiheit rücksichtlich des Naturrechtes, der Nationalökonomie, Statistik und Politik mit grofser Sachkenntnifs schildert.

Inwiefern übrigens die Kreuzzüge die ökonomischen Thätigkeiten aufregten, die Emancipation der Städte die Gewerbe äufserlich hob, und bedeutend machte, die Abnahme der rein kirchlichen Tendenzen die Fürsten auf die Bevölkerung und auf das Nationalvermögen, also auf weltliche Gegenstände hinwendete, und gegen das Ende des 16ten Jahrh. in sehr vielen Ländern die vorzüglichere Stadt die Trägerin der Civilisation und Nationalmacht war, stellt jedoch der Verf. nicht ganz richtig und einsichtsvoll dar; man vermifst gar manche Momente und entscheidende Gesichtspuncte und sieht in den Darstellungen nicht klar hindurchleuchten, wie die persönliche Freiheit sich allmählig mit dem Gesammtwohle zu versöhnen sucht. Vor allem zeigt sich nicht, wie die Staatswirthschaft theils aus der Polizei, theils aus der Finanzpflege erwuchs; wie mit der Industrie die Population und Staatsmacht wuchs, der Staat Menschen und Geld brauchte u. s. w. und wie die Sorge für Förderung des Volksvermögens die italienischen Staaten zuerst beschäftigte, die Franzosen, Deutschen und Engländer aber nicht zurückblieben.

Refer. findet ferner nicht klar gezeigt, wie das Merkantilsystem auf Uebervortheilung aller Nebenstaaten berechnet war und nur durch die Schwäche und Thorheit der letzteren so lange bestehen konnte. Eben so findet er die Verdienste des Schottländers *Law* nicht gehörig gewürdigt, obgleich er derjenige ist, welcher alle zerstreuten Notizen sammelte und gleichsam die erste Anlage zu dem Merkantilsystem machte. Ob es nicht zweckmäfsig gewesen wäre, die Grundsätze dieses Systems in ihrer völligen Reinheit darzustellen und bei den künftigen geschichtlichen Angaben die einzelnen Puncte merklich zu machen, welche sich neben den anderen Systemen erhielten und direkten oder indirekten Einflufs auf die Wirksamkeit dieser ausübten, will Refer. nicht absolut behaupten, aber als sehr brauchbar will ihm dieses erscheinen.

Belehrender sind die Grundsätze des physiokratischen Systems und ihre Beförderer dargestellt; jedoch vermifst Refer. unter der Literatur in Deutschland eine specielle Würdigung des Handbuches von *Lotz*, welcher in gar vielen Puncten ein starker Anhänger dieses Systems ist und die Smith'schen Lehren, also das Industriesystem, auf das Schärfste und Vollständigste systematisirt hat, obgleich er in den praktischen Grund-

Digitized by Google

sätzen jener Lehren um so treuer ist und die Freiheit in allen Zweigen unbedingt vertheidigt. Es wäre daher sehr zu wünschen, der Verf. hätte diesem Schriftsteller etwas mehr Aufmerksamkeit gewidmet, als wirklich geschieht. Refer. kann jedoch in die Details der fleifsigen Zusammenstellung der Forschungen bis auf unsere Zeit und des Doctrinellen nicht eingehen, sondern bemerkt blofs, dafs die Angaben eine sehr empfindliche Lücke ausfüllen und unfehlbar jeden Leser völlig befriedigen, wenn er nicht einseitig an einer Ansicht hängt, wenn er unpartheiisch die Darstellungen beurtheilt, und mancherlei Eigenheiten übersieht. Besonderes Interesse gewähren die Betrachtungen über den gegenwärtigen Stand der politischen Partheien; der Verf. hebt den Gegensatz zwischen der historischen und rationalistischen Schule, zwischen Liberalismus und Absolutismus, zwischen Katholicismus und Protestantismus hervor und betrachtet unter den verschiedenen Regierungsformen die rein-monarchische, die constitutionelle und republikanische, als diejenigen, mittelst welcher die übrigen Formen gebildet werden.

Warum er nicht eben so bei der Nationalökonomie, worunter er mit Unrecht die Staatswirthschaft zu begreifen scheint, die verschiedenen Gegensätze und Hauptansichten, welche sich zu erkennen geben, einiger Aufmerksamkeit gewürdiget hat, kann Refer. nicht beantworten, obgleich die umsichtsvolle Erörterung der übrigen Gegenstände grofse Anerkennung verdient und die Berührung jenes Gesichtspunctes erwarten läfst. Er glaubt, der Verf. hätte sich noch besonderes Verdienst erworben, wenn er am Shhlusse der Erörterungen auf das Dunkle, Zweifelhafte, Fehlende und Verschobene aufmerksam gemacht und durch systematische Entwickelung die vorhandenen Kenntnisse zu wissenschaftlicher Einheit und Uebereinstimmung aller Theile erhoben hätte. Das Hauptgebrechen aller Darstellungen liegt übrigens in dem Umstande, dafs zwischen einer blofs geselligen und staatsgesellschaftlichen Oekonomie kein Unterschied gemacht, die Nationalökonomie zur Staatswirthschaftslehre erhoben ist und hierbei zwei Begriffe für gleich bedeutend angesehen sind, welche von einander wesentlich verschieden sind. Eine weitere Ausführung dieser Differenz und eine nähere Begründung der Ansicht, dafs die Nationalökonomie an sich dem Gebiete der Staatswissenschaften gar nicht angehört, kann Refer. hier nicht versuchen. Er deutet blofs darauf, und auf die Thatsache hin, dafs die geschichtliche Entwickelung eine mehrfach geänderte Gestalt erhalten haben würde. Die Staatswirthschaft, nicht aber die Nationalökonomie, als Güterlehre, hat das Verhältnifs des Staates zur Güterwelt zu betrachten und nachzuweisen, was dieser thun mufs, um den Gesetzen der bürgerlichen Thätigkeit, nämlich der Erzeugung der Güter, der Vertheilung der erzeugten Güter unter die Producenten, der Verzehrung jener durch diese und der abgeleiteten Vertheilung der Güter eine wohlthätige Richtung und Wirksamkeit zu verschaffen. Dieser einfache Grund läfst den Refer. mit der Ansicht des Verf.'s nicht ganz einverstanden sein.

Das 3te Buch S. 182—239 beschäftigt sich mit der Ethnologie, d. h. mit denjenigen Wahrheiten einer Wissenschaft, welche *Schlözer* Metapolitik nannte. Liest man die einzelnen Darstellungen aufmerksam und mit Bezug auf die physischen, geistigen und sittlichen Elemente des Menschen als Staatswesen, ohne Unterbrechung durch, so findet man gegen jenen Begriff, welcher als wissenschaftlicher und formeller, im Gegensatze zu der Ethnographie als praktischer und materieller, erscheint und vielleicht Aehnlichkeit mit der Geologie und Geographie haben mag, wenig einzuwenden. Allein dieser Ansicht stimmt Refer. doch nicht ganz bei, weil der Geologie an und für sich die Geognosie entspricht. Der Verf. betrachtet hier den Menschen als Gesellschaftswesen überhaupt, als Person, als natürliches bedürftiges Individuum und als denkendes Wesen in einem mit „politischer Anthropologie" überschriebenen Hauptstücke und in einem anderen Hauptstücke, als Ethnologie im engeren Sinne, das natürliche Princip der Gliederung des Volkes, die ökonomische Gliederung oder bürgerliche Gesellschaft, die politische Gliederung, die des Volkes nach der Cultur, die Bevölkerung und das Verhältnifs der Völker zu einander.

Unter manchen Gesichtspuncten, welche Refer. hier näher entwickelt zu finden dachte, ist das Physische, Geistige und Sittliche des Menschen, wenn derselbe als erstes Staatswesen mit allen seinen Beziehungen, Neigungen, Bestrebungen und Charakterzügen die Grundlage des Staates ausmachen soll, nicht nach Erfordernifs behandelt. Nach des Refer. Ansicht mufs der Körper des Menschen um so gründlicher und genauer

Digitized by Google

betrachtet werden, als er den Staat in seiner äufseren Form personificirt und die sichersten Anhaltspuncte für die Construction desselben giebt. Die eigentliche Somatologie des Staates entnimmt ihre zuverläfsigsten Wahrheiten aus den Gesetzen, welche sich am menschlichen Körper zu erkennen geben. Das geistige Element des Menschen giebt dem Staatskörper Leben und Bestehen, verschafft ihm die Möglichkeit der Veredlung, Verbesserung und des sicheren Bestandes; es durchdringt alle einzelnen Theile und Glieder des Staates und findet in diesem ihre fruchtbarsten Anwendungen. Das sittliche Element des Menschen bietet dem Staate den Keim zu seiner Sittlichung und Veredlung dar und läfst denselben zur Knospe, Blüthe und Frucht sich entfalten.

Diese wenigen Beziehungen mögen hinreichen, diejenigen Gesichtspuncte zu veranschaulichen, welchen Refer. eine bessere oder vorzugsweise Behandlung gewünscht hätte und welche nicht unberührt hätten bleiben sollen. Der Verf. hat zwar manches Einzelne recht gut besprochen, aber Dasjenige nicht klar erörtert, worauf es für eine politische Anthropologie vorzugsweise ankömmt. Refer. meint eine kurze Uebersicht des anthropologischen Gebietes, um aus ihm für den Staat wahres Leben zu ziehen und es zu späteren Betrachtungen zur Begründung vieler Staatsverhältnisse zu gebrauchen, und deutet nur auf die innere Wechselwirkung zwischen Körper, Geist und Seele des Menschen hin, um kurz zu begründen, was diese Begriffe, ihr Inhalt und Umfang für den Staat in ihren Anwendungen sind und werden müssen, wenn dieser nicht als eine blofse Physiokratie, sondern als eine wahre Logokratie dargestellt werden soll. Er deutet ferner auf den Zusammenhang der immateriellen und materiellen Interessen aller Staaten hin und berührt blofs, dafs die Herrschaft der ersteren über die letzteren nur durch das Uebergewicht des geistigen und sittlichen Elementes der Menschen bedingt ist, also dieses die Materie durchdringen und sonach der Geist und die Seele des Menschen den Staat beleben mufs.

Auch hinsichtlich der Ethnologie im engern Sinne, wo der Verf. mit der Familie statt mit der Ehe beginnt, wünschte Refer. sowohl eine veränderte Stellung als umfassendere Behandlung. Die Ehe bildet die Grundlage der Familie, welche ohne jene nicht denkbar ist. Die Wichtigkeit derselben erkennt der Verf. wohl an, indem er sie für die tiefste Wurzel des Staates hält; allein er weiset nicht allgemein nach, wie der Staat durch sie, die Ehe, gegen gemeinschädliche Unsittlichkeit wirken und durch die Familie, als innigstes Verhältnifs, die Sittlichkeit fördern kann, wie der Staat gleichsam die gröfste Familie ist und an dem Heiligthume der den zur Welt kommenden Menschen, den Jüngling und die Jungfrau, den Mann und das Weib, den Greis und die Greisin beglückenden Familienbande das sicherste Element hat, sich selbst zu veredeln. Refer. hoffte daher über diese beiden Verhältnisse eine ausführliche Nachricht, ein näheres Bezeichnen der Pflichten und ein genaueres Entwickeln des Zusammenwirkens, der Vertretung und Liebe, welche Alles weihet und heiligt und in der Familie von allen Arten der Liebe die reinste und edelste ist. Gerade in dem Stören dieses Familienlebens und in dem Seltnerwerden der Familienliebe liegt eine Hauptquelle der vielen Uebel, mit welchen das Industriesystem verbunden ist. Dieser Mangel ist für die Staaten eine gefährliche Klippe, welche grofse Gefahren droht.

Die bürgerliche Gesellschaft betrachtet der Verf. nach vier Culturstufen, nämlich des Jäger- und Hirtenlebens, des Ackerbaues und der Gewerbe, des Handels, der Kunst und Wissenschaft. Hier wäre nach des Refer. Ansicht der passendste Ort gewesen, das geistige und sittliche Element im Gegensatze mit dem materiellen klar hervorzuheben und das Leben in Kunst und Wissenschaft von dem des Handels und der Gewerbe zu trennen. Mit diesen erweitern sich zwar jene; allein jene erfordern eben darum, weil sie diese beherrschen und zur Vervollkommnung bringen, eine selbstständige Behandlung und müssen als leitende Idee der bürgerlichen Gesellschaft die Grundlage und die einzige Stütze für ihr Bestehen und Fortschreiten geben. Ob daher der Vf. nicht besser gethan hätte, jene nach den materiellen und immateriellen Interessen zu betrachten und in jenen sein Jäger- und Hirtenleben, den Ackerbau und die Gewerbe nebst Handel, in diesen aber Kunst und Wissenschaft, Schule und Kirche näher zu erörtern, will Refer. hier nicht weiter entwickeln, weil er alsdann auch bei den späteren Darstellungen diese Ansicht durchführen und manche Aenderungen wünschen müfste.

Digitized by Google

Die bürgerlichen Stände, den Nähr-, Lehr- und Wehrstand, sodann die politische Gliederung des Volkes nach Ehe, nach Cultur u. s. w. erörtert der Verf. kurz und gut; allein die Bedingungen der Cultur und Erwerbung der geistigen Güter, den Charakter der Gebildeten und Ungebildeten nebst dem Gelehrtenstande erwartete Refer. umsichtsvoller besprochen, weil diese Gegenstände alle übrigen im Staate beherrschen und ihnen zum Fortschreiten verhelfen müssen. Unter den Schriften über Bevölkerung vermifst Refer. manche sehr gehaltvolle z. B. *Bülau's* „Staat und Industrie", worin dieser über die Zustände der Bevölkerung seine Ansichten mittheilt, welche für Theorie und Praxis gleich wichtig sind und in die Sache selbst möglichst umsichtsvoll eingehen. Dafs es einen Punct der absolut angemessenen Bevölkerung geben mag, bei welchem das Volk seine höchste Kraft und sein gröfstes Wohlsein hat und um den die wirkliche Bevölkerung beständig gravirt, läugnet Refer. nicht: aber die Auffindung desselben für ein Land hält er für eine sehr schwere Aufgabe, zu deren Lösung der Verf. wenige Materialien geliefert hat. Ueberhaupt findet Refer. diesen hochwichtigen Gegenstand, der in der neuesten Zeit so viele Bedenklichkeiten erregte und schon so viele Federn in Bewegung setzte, seitdem *Malthus* seine Theorie veröffentlichte, keineswegs mit derjenigen Gründlichkeit und Umsicht behandelt, welche er fordert und welche ihm die Wissenschaft anweiset.

Das vierte Buch beschäftiget sich mit dem natürlichen Privatrechte in zwei Hauptstücken; I. von dem Naturrechte überhaupt S. 240—268 und II. von dem im Besonderen nach den Gesetzen des abstracten und Gesellschaftsrechtes: S. 269—323. Sowohl hier als in anderen Erörterungen legt der Verf. grofses Gewicht auf die Grundzüge der Gesellschaftswissenschaft von *Lavergne Peguilhen*, weniger weil derselbe zu den von ihm früher ausgesprochenen Ansichten zu erkennen gebe, als vielmehr, weil er sehe, dafs derselbe selbstständig Gesetze aufgefunden habe, welche, seines Erachtens, als Grundsteine des wahren Systems anzusehen seien. Ref. hat sich bei Beurtheilung jener Grundzüge, wovon erst die Bewegungsgesetze als 1ster Bd. erschienen sind, über die leitende Idee, über ihre Durchführung in einzelnen Theilen und über die gröfsere oder geringere Haltbarkeit der verschiedenen Ansichten näher ausgesprochen und glaubt nicht, dafs der Verf. sich auf dieselben zu berufen Ursache hat, da viele Ansichten weder in der Theorie, noch in der Praxis hinreichend begründet sind. Mehr über das Einzelne zu sagen, gestattet der Raum nicht; den Verf. scheint übrigens die Billigung seiner Ansichten etwas bestochen zu haben.

Er bemühet sich weniger, das natürliche Privatrecht als Wissenschaft im Ganzen, als vielmehr solche Parthieen möglichst vollständig zu erörtern, welche für Staatsrecht und Politik entschieden wichtig sind, z. B. die Lehre vom Verhältnisse des Naturrechtes zu dem positiven, von der Natur der Gemeinheit und von dem Wesen des organischen Rechtsverhältnisses u. dergl. Da ihn die subjectiv-rationalistische Gestaltung, welche diese Wissenschaft in neuerer Zeit unter den Schriftstellern und Gelehrten angenommen hat, nicht befriedigte, so ging er zu den Ansichten von *Aristoteles* zurück, worin ihm theils beizustimmen, theils zu widersprechen ist, weil in den geläuterten Ansichten der subjectiv-rationalistischen Parthei viel Wahres liegt, welches die Grundsätze von Aristoteles mehrfach erschüttert und der wissenschaftlichen Betrachtung unserer Staatsverhältnisse einen wesentlichen Vorzug verschafft.

Er erklärt zuerst den Begriff „Naturrecht" als Inbegriff der mit der Idee der sittlichen Welt nothwendig gegebenen Gesetze und durch diese begründeten Verhältnisse, wofür man auch sagen könne: „die göttliche Ordnung der im Zusammenleben der Menschen gesetzten Beziehungen der Personen zu einander"; dann den des Gesetzes, des Rechtes, Rechtsverhältnisses und der Pflicht und verbreitet sich etwas ausführlicher über den Entstehungsgrund des natürlichen Rechtes, über positives Recht und Eintheilung des Naturrechtes. Jedoch treten alle diese Gesichtspuncte hinter die Betrachtungen des abstracten Rechtes zurück, indem diese nicht allein ausgedehnter und gründlicher, sondern auch bestimmter und gediegener sind, als jene

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 19.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1843.

Grundlinie der Geschichte der Staatswissenschaften, der Ethnologie, des Staatsrechtes und der Nationalökonomie von Dr. Friedr. Schmitthenner.

(Schlufs.)

Der Vf. handelt von den Urrechten und Urpflichten, von den erworbenen und persönlichen Rechten hinsichtlich der Verträge, des Unrechtes und der Verbrechen und geht mit Umsicht und Klarheit zu Werke. In vielen Puncten findet er gewichtvolle Gegner: allein er polemisirt weniger, und geht ruhig in seinem Ideengange fort, sich durch die Forderungen vieler Gelehrten z. B. eines *Rotteck* und Anderer nicht von jenem abbringen lassend. Einzelne Materien würden viel Stoff zu besonderen Abhandlungen geben, wenn sich *Männer* vom Fache damit befassen wollten: Refer. glaubt, jene werden nicht ausbleiben und manche Ansichten entweder widerlegen, oder näher erläutern und fester begründen.

Titel und Ueberschriften nehmen oft einen grofsen Raum ein, welcher zu zweckmäfsigeren Notizen zu verwenden wäre und für den Leser unfehlbar mehr Interesse gewährt hätte. Noch weniger findet Refer. den Geist und Charakter der Gesellschaft mittelst der Begriffe „Gemeinheiten u. dergl." behandelt. Diese Wahl ist nicht zu billigen, weil sie keine zureichende Begründung enthält und dasjenige nicht bezeichnet, was sie bezeichnen soll. Zuerst handelt der Verf. von den Gemeinheiten überhaupt, dann von ihnen im Besonderen, von den willkührlichen Gemeinheiten und ethisch-organischen Vereinen, nämlich von der Familie und von den Gemeinden in bürgerlicher und religiöser Beziehung. Im Zwecke jener sucht er nicht blofs die Erzeugung, sondern auch die Erziehung der Kinder, worüber jedoch zu wenig gesagt wird, als dafs der Leser daraus einige Belehrung schöpfen sollte. Nicht allein über die häusliche, sondern auch über die öffentliche Erziehung erwartet der Leser nähere Erörterungen, weil Erziehung und Unterricht zu den wichtigsten Gegenständen der Gesellschaft gehören und ohne gute häusliche Erziehung die öffentliche selten erfreuliche Früchte bringt. Erziehung und Religion gehen Hand in Hand; beide ergänzen einander und erfordern eine gleich aufmerksame Behandlung, weil sie die geistigen und sittlichen Elemente der Menschen, Gemeinden und Staaten betreffen und ohne sie der Staat, die Gesellschaft, als organisches Ganze nicht bestehen kann.

Beide Gesichtspuncte haben ihre Ergänzungen in der Schule und Kirche, als äufsere Wege, mittelst welcher die Zwecke erreicht werden können; sie sind die Formen für den inneren Gehalt und sollten daher nicht übergangen, sondern nach ihren Hauptmomenten betrachtet sein. Ref. kann das Verfahren des Verf.'s nicht billigen, weil seinen Darstellungen die zureichende Begründung abgeht und Hauptwege und vorzügliche Mittel zur Erreichung der verschiedenen Zwecke der Gesellschaft entweder nur oberflächlich berührt, oder ganz übergangen sind, und weil dadurch in dem inneren Zusammenhange eine grofse Lücke entstanden ist, welche man in einem Systeme der Staatswissenschaften nicht finden sollte. Ref. übergeht jedoch diese Lücken und überläfst die Ergänzung derselben dem Verf. bei einer etwaigen zweiten Auflage, um noch Einiges über das fünfte Buch, welches die Nationalökonomie enthält, sagen zu können.

Der Verf. theilt dieses in zwei Abtheilungen, deren eine mit der allgemeinen Wirthschaftslehre, S. 324—632, die andere mit der besonderen sich befasset, S. 632—666. Ob der Begriff „Nationalökonomie" für die allgemeine Güterlehre unpassend ist, bezweifelt Ref., da er unter dem Volke die Gemeinden und Private versteht und diese sich zur Nation vereinigen.

Digitized by Google

Man streitet sich zwar vielfach um jenen Begriff; allein nach des Ref.'s Ansicht ersetzt ihn des Verf.'s Annahme einer Nationalökonomik ebenfalls nicht. Dieser hat viele Ansichten *Riedel's*, dessen bis jetzt erschienener Ister Bd. N. 153 u. d. f. des Jahrg. 1838 dieser g. A. beurtheilt wurde, adoptirt, weicht jedoch in Manchem ab und dürfte gerade in denjenigen Gesichtspuncten, in welchen er von *Riedel* abweicht, nicht zweckmäfsig verfahren sein, was Ref. durch Vergleiche nicht näher beleuchten kann. Er will das Merkantilsystem nicht als eine speculative Theorie, sondern blofs als ein aus der unmittelbaren Auffassung von Erscheinungen abgeleitetes System gelten lassen, und betrachtet daher weder es, noch die beiden anderen Systeme, worin ihm Refer. nicht beistimmt.

Er will das physiokratische und Industriesystem in einem organischen Ganzen vereinigen und läfst daher diese Idee im ganzen fünften Buche hindurchleuchten. Ref. konnte es zwar nie billigen, die Nationalwirthschaft als ein blofses Aggregat von Privatwirthschaften aufzufassen und Freiheit und Völkerglück durch die Zersetzung der Gesellschaft in ihre Atome bedingt werden zu lassen; allein er kann sich auch mit der Ansicht des Verf.'s nicht vereinigen, welcher die unkörperlichen Güter aus dem Gebiete der Nationalökonomie ausschliefst und diese blofs hinsichtlich der Materie behandelt. Die unkörperlichen Güter haben ebenfalls Werth wie die körperlichen; der erstere bedingt den letzteren; die geistigen Güter, die sittlichen mit eingeschlossen, sind nicht weniger productiv, als die physischen und müssen diese beherrschen, wenn sie brauchbar, gehörig erworben und vertheilt werden sollen. In dem Umstande, dafs die Schriftsteller die immateriellen Güter aus dem Systeme der Nationalökonomie ausschlofsen, und im Allgemeinen noch ausschliefsen, sucht Ref. den wichtigsten Grund, warum die Untersuchungen an wissenschaftlicher Begründung Mangel leiden und die Wissenschaft selbst vielen Bedingungen nicht entsprechen kann.

Er hat sich bei Beurtheilung verschiedener Schriften über diese verfehlte Behandlungsweise schon umständlicher ausgesprochen und durch vielseitige Studien, Erfahrungen und Beobachtungen von der Wahrheit überzeugt, dafs die in dem geistigen und sittlichen Elemente der Menschen liegenden Güter die reinsten und die am Meisten productiven sind und dafs die Nationalökonomie erst dann rationell begründet wird, wenn diese Güter die Grundlage für die materiellen Güter, für deren Erwerbung, Vertheilung und Verzehrung ausmachen.

Die allgemeine Wirthschaftslehre beschäftigt sich auch mit der Vertheilung der Güter, als demjenigen Gesichtspuncte, welcher gleich wichtig als die Erwerbung und Verwendung ist und in der neuesten Zeit in dem Industriesysteme eine so sehr besprochene Schattenseite nach sich zog, indem gerade in der ungleichen Vertheilung der materiellen Güter die Hauptursache so vieler Uebel liegt. Die einzelnen Productivkräfte, nämlich Natur- Menschen- und Capitalkraft nebst der Verbindung der productiven Kräfte konnten den Verf. schon zu der Nothwendigkeit führen, dafs die geistige und sittliche Kraft der Menschen, Gemeinden und des Volkes allen anderen Kräften vorzuziehen und darum selbstständig zu bearbeiten sei, um namentlich den Charakter des Verkehres im Allgemeinen und Besonderen, den Tauschwerth und Gebrauchswerth, welchen der Verf. mit Unrecht für gleichbedeutend mit dem Preise zu halten scheint, eben so den Kredit und die Verkehrsanstalten, zugleich aber auch die einzelnen Industrieprocesse und vor Allem die Verwendung der Güter nach dem ganzen Inhalte und Umfange beurtheilen zu können.

Mehr in das Einzelne geht Ref. nicht ein, blofs bemerkend, dafs der Verf. sowohl die Grund- und Capitalrente, als auch den Arbeitslohn und den Gewinn, eben so das Geld und seine Bedeutung im Systeme der Nationalökonomie, die urproductive, formirende, vertreibende und unproductive Industrie behandelt und bei der ersten die Stoffgewinnung und Landwirthschaft ziemlich ausführlich besprochen hat. Er berührt freilich manche Gegenstände nur vorübergehend und höchst oberflächlich; jedoch nehmen alle Darstellungen, welche die Nationalökonomie betreffen, den gröfsten Theil der Schrift ein und verdienen wegen ihres Zusammenhanges mit den übrigen staatswissenschaftlichen Gebieten die Aufmerksamkeit der Gelehrten, welche sich mit dem Einzelnen schon vertraut gemacht haben, wenn sie die Ansichten *Riedel's* zu prüfen und sich zu vergegenwärtigen nicht unterliefsen.

Manche Gesetze des Verf.'s, z. B. der bekannte Satz: Vires unitae agunt, treten sowohl der Physiokratie als dem Industriesysteme völlig entgegen und

Digitized by Google

deuten auf eine originelle Behandlungsweise hin, welche ihre Hauptidee in einem organischen Systeme der Production sucht und in der öffentlichen Wirthschaft ihre Realisirung findet.

Ref. hätte noch Manches zu besprechen, wenn er nicht die Bearbeitung des weiteren Stoffes abwarten wollte. Er glaubt, dafs das Eigenthümliche der Darstellungsweise erst dann recht klar hervortritt, wenn alle zwölf Bücher der Beurtheilung vorliegen und die Wissenschaft des Staates als Blüthe aller Wissenschaften in ihrer Entfaltung sich zeigt. Liebe und Fürsorge für das Wohl der Menschheit giebt der Verf. überall zu erkennen; beide verschaffen seinen Erörterungen besonderen Werth und mögen ihn stärken, die folgenden Bücher recht bald dem Publicum zu übergeben. Papier und Druck sind ziemlich gut.

Reuter.

IX.

Numi Mohammedani. Fasciculus I. continens numos Mamlukorum dynastiae, additis notabilioribus dynastiarum: Moavidarum, Charizmschachorum, Mervanidarum, Ortokidarum, Karakojunlu, Seldschukidarum, Atabekorum, Fatimidarum, Aiyubidarum, Hulaguidarum et regum Siciliae. Collegit descripsit et tabulis illustravit Jgnatius Pietraszewski, interpretis munere ad legationem Russicam Constantinopoli perfunctus. Berolini 1843. *apud Alex. Duncker. XIV. und* 139 S. *gr.* 4.

Unter allen europäischen Reichen ist Rufsland gerade dasjenige, welches theils durch seine eigenen, mächtigen Besitzungen in Asien, theils durch die unmittelbare Berührung und Nachbarschaft und den steten Verkehr mit den gröfsten Reichen des Orients die meiste Gelegenheit und zugleich die meiste Aufforderung hat, sich mit demselben nach allen Seiten hin zu beschäftigen; und es ist bekannt, wie namentlich durch den unermüdeten Eifer eines deutschen Gelehrten, des Akademikers und Staatsraths von Fraehn, den wir *instar omnium* nennen, und durch das Ministerium des öffentlichen Unterrichts unter der Leitung des als Gelehrten, wie als eifrigen Beförderers aller Gelehrsamkeit rühmlichst bekannten Ministers von Uwarov die orientalischen Studien in diesem Reiche in der neuesten Zeit einen seltnen Aufschwung erlangten, und das asiatische Museum wie die kaiserliche Bibliothek in St. Petersburg vielfach bereichert wurden, und fast täglich neuen Zuwachs erhalten. So finden wir gewifs kein Museum auf der Erde, welches sich in Rücksicht auf Seltenheit und Reichthum an orientalischen, besonders muhammedanischen Münzen mit diesem vergleichen könnte, und kein Land, welches so viele und so bedeutende Privatsammlungen solcher Münzen aufzuweisen hätte.

Eine höchst schätzenswerthe und reichhaltige Sammlung dieser Art hatte Herr Pietraszewski, der Verfasser vorliegender Schrift, ein junger russischer Orientalist, bei seinem mehrjährigen Aufenthalte in dem türkischen Reiche sich zu verschaffen gewufst. Vor 11 Jahren kam derselbe zu seiner weitern Ausbildung in den orientalischen Sprachen nach Constantinopel, wo er einen dreijährigen Aufenthalt zugleich benutzte, um diese Sammlung anzulegen, und sich der thätigen Beihülfe des ehemaligen türkischen Gesandten in Wien Jsmail Bey, eines Mannes von vieler Kenntnifs, zu erfreuen hatte. So gelang es ihm, nach und nach, und durch den Ankauf der Sammlung eines armenischen Apothekers, Namens Petros, gegen 1000 Stück zusammen zu bringen. Er wurde hierauf als Attaché bei der russischen Gesandtschaft in Constantinopel angestellt, und als solcher in verschiedene Provinzen des osmanischen Reichs geschickt, wo er überall die vielfachen Gelegenheiten, welche sich ihm darboten, zu der Erweiterung seiner Sammlung, und zu dem Ankaufe anderer Gegenstände des muhammedanischen Alterthums, als Siegel in Stein geschnitten, Metallplatten und Muscheln mit mystischen Charakteren, Becher u. s. w. benutzte. Die reichste Ausbeute an Münzen fand er aber als russischer Consul in Jaffa, wo er zwei Jahre verweilte. Von da aus besuchte er die Ruinen von Ascalon, und liefs durch einen armen Fellah nicht ohne Gefahr des Nachts, da Jbrahim Pascha Alles, was der Art gefunden wurde, zu confisciren befohlen hatte, Nachgrabungen anstellen, deren Gewinn er für den Metallwerth an sich brachte. Dies Alles setzte ihn in den Stand,

Digitized by Google

die Zahl seiner Münzen während eines Zeitraums von 8 Jahren auf beinahe 4000 Stück (worunter 171 goldene und 1089 silberne) der verschiedensten Dynastieen zu vermehren. Unter diesen finden sich, um nur die seltenern davon herauszuheben, aufser einer Anzahl von Münzen der Sassaniden, von Jspehbedi's und von denen der Beherrscher von Mazenderan und Turan, 196 Münzen der Umaijaden (3 goldene, 6 silberne, 187 kupferne), ferner Münzen der Abbasiden aus der letzten Zeit, der spanischen Umaijaden, der Tahiriden und Edrisiden, der Chane von Turkestan, der Fatimiden, Seldschucken, Ortokiden, Atabeks, Aijubiden, Mamluken, Moraviden, Muvehiden, Aliden, Jlchane, der Emire von Samarcand und der Turkomanen vom schwarzen Schöps, der Charizmschahe, Mervaniden, der armenischen Könige und der Normannen. Dafs eine so bedeutende Sammlung in den Händen eines Privatmannes bleibe, ist nicht zu erwarten, aber auch nicht zu wünschen; im Interesse der Wissenschaft hoffen wir, dafs dieselbe in ein gröfseres Cabinet übergehe, und, wie wir hören, ist dies auch gerade der Wunsch des Besitzers, welcher, um darauf aufmerksam zu machen, und einen Begriff von ihrer Wichtigkeit zu geben, das vorliegende erste Heft durch den Druck veröffentlicht hat. Anfangs war seine Absicht, nur die Münzen der Dynastie der Mamluken bekannt zu machen; durch die Unterstützung des Fürsten Kotschubey aber wurde es ihm möglich, diesen noch eine grofse Anzahl von andern Dynastieen hinzuzufügen, so dafs es im Ganzen 493 Stück sind, und die merkwürdigsten davon durch 15 lithographirte Tafeln, welche eine anschauliche Darstellung derselben gewähren, zu erläutern. Dabei hat er mit Recht nur diejenigen Münzen hier aufgenommen und beschrieben, welche in den bekannten Werken von Fraehn, Castiglioni und Mainoni entweder ganz fehlen, oder doch, weil er bessere Exemplare hatte, von ihm auch genauer beschrieben werden konnten. Bei der Entzifferung der oft höchst schwierigen Inschriften hatte er das Glück, in zweifelhaften Fällen sich der thätigen Unterstützung eines Fraehn zu erfreuen, dessen Name allein schon für die Richtigkeit der Erklärung sichere Bürgschaft gewährt. Nur hier und da scheint der Verfasser, sofern die Abbildungen, wie sich erwarten läfst, mit vollständiger Genauigkeit gemacht worden sind, mehr gelesen zu haben, als auf den Münzen wirklich noch zu lesen ist: so bei No. 37. A. I. den Namen Kalaun, A. II. die Angabe des Jahres am Rande, desgleichen No. 58. A. II. die Jahreszahl, No. 62. A. I. die Angabe des Ortes بدمشق, wovon keine Spur vorhanden ist, die Randschriften von No. 133., vergleiche auch No. 269. 281. 296. 305. 319. 325. 331. 400. 420.

Das Ganze zerfällt in 2 Abtheilungen, von denen die erstere pag. 1—64 eine fast ganz vollständige Series von Münzen der Mamluken beider Linien, der bahriten wie der tscherkessischen, giebt, während die zweite ausgewählte Münzen verschiedener Dynastieen enthält. Der Grund dieser Eintheilung lag wohl in der ursprünglichen Absicht des Verfassers, nur den ersten Theil zu veröffentlichen, und diese war ohne Zweifel wieder durch den glänzenden Erfolg seiner Nachgrabungen in Ascalon bedingt, welche ihn in den Besitz der reichhaltigsten Sammlung von Münzen dieser Dynastie setzten. (Der Verfasser zählt 248 verschiedene Münzen dieser Art auf, wogegen in Fraehn's *recensio numorum etc.* nur 14 aufgeführt werden.) Aus der Zahl derselben heben wir No. 160. heraus, welche unter Schaaban im J. 779 der H. geprägt worden ist, während dieser Sultan schon im J. 778 der H. nach de Guignes abgesetzt wurde. Es finden sich darunter von No. 47. an einige, denen der Verfasser (vergl. Vorrede p. XIII) passend den Namen „*trunci*" beigelegt hat. *Dies* sind unvollständige, unförmliche Stücke, ungefähr von der Art unserer Nothmünzen, von denen der Verfasser, welcher sie mit Recht unter die Zahl der wirklichen Münzen aufführt, behauptet, dafs man sie insgemein dafür nicht gelten lassen wolle, und weder Fraehn, noch Andere sie in ihre Beschreibungen aufgenommen haben.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 20.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1843.

Numi Mohammedani. Fasciculus I. continens numos Mamlukorum dynastiae, additis notabilioribus dynastiarum: Moavidarum, Charizmschachorum, Mervanidarum, Ortokidarum, Karakojunlu, Seldschukidarum, Atabekorum, Fatimidarum, Aiyubidarum, Hulaguidarum et regum Siciliae. Collegit descripsit et tabulis illustravit Jgnatius Pietraszewski.

(Schlufs.)

Referent theilt ganz die Ansicht des Verfassers in Bezug auf ihre Geltung, und ist der Meinung, dafs nicht allein Mangel, Noth, und Ungeschicklichkeit im Prägen, sondern auch die Nothwendigkeit, bei dem Handel mit auswärtigen Völkern, wobei die Münzen nur nach ihrem Gewichte taxirt werden konnten, dieselben bei dem Abwägen zum Theil zu zerschneiden oder zu zerhacken, diese Verstümmelungen herbeigeführt haben. Dies beweisen die vielen halben und Viertel-Dirhems, wie die kleinern Stücke der Art von umaijadischen und abbasidischen Münzen, welche noch immer in grofsen Massen in verschiedenen Gegenden Preufsens gefunden werden, und denen man es ansieht, dafs sie nur zum Behufe des Abwägens zerstückelt worden sind. Manche Verstümmelungen mögen aber auch in Zufälligkeiten, und namentlich bei dem Kupfer, welches sich auch in dieser Beziehung als unedleres Metall kund giebt, in der Zeit selbst ihren Grund haben. Dafs man diese Münzen nicht als solche anerkennen wolle, ist dem Referenten unbekannt, auch glaubt derselbe, dafs Ausdrücke, wie *diffractus*, *praecisus*, *mutilatus*, *minus integer* und andere, welche bei Fraehn öfter wiederkehren, auf solche zu beziehen seien.

Die zweite Abtheilung, in welcher der Verfasser die chronologische Aufeinanderfolge und die geographischen Verhältnisse der Dynastieen möglichst berücksichtigt hat, beginnt mit den Münzen der Moaviden, worunter er die Ommiaden oder Umaijaden versteht, nach dem Gründer dieser Dynastie Moavia so benannt. Er giebt die Beschreibung von 7 Kupfermünzen, von denen es theilweise zweifelhaft ist, ob sie in diese erste Periode gehören. Ob Chaled, der Eroberer Syriens unter Omar, also lange vor Abd ul melik, schon Münzen mit seinem Namen habe schlagen lassen, und ob die unter No. 249. von dem Verfasser angeführte von diesem, und nicht vielmehr von dem Emir Chaled unter dem abbasidischen Chalifen Mansur herrühre, ist trotz der Versicherung des Verfassers (Vorrede pag. VII), dafs seine Annahme nicht auf blofser Conjectur beruhe, doch noch sehr fraglich; auch möchten wir von den unter dieser Rubrik angeführten nur No. 250. dieser Dynastie zueignen, da die übrigen bei gänzlichem Mangel einer nähern Bestimmung völlig abbasidische Inschriften an sich tragen, und No. 254. der Name Abd ul melik wegen des Beisatzes بن يزيد nicht wohl der des umaijadischen Chalifen sein kann. Zwar stehen unmittelbar unter diesem Namen die Worte الخليفة الله, aber auch dies kann noch keinen Beweis dafür geben, da erst Mehdy sich auf seinen Münzen „Chalif" genannt hat, der Titel امير المومنين aber früher seit Omar allein im Gebrauch war.

Es folgt nun eine Münze des Charizmschah's Ahmed, wahrscheinlich, weil sich sonst keine passende Stelle dafür finden liefs, worauf der Verfasser wieder nach dem Westen sich wendend die Münzen der verschiedenen muhammedanischen Dynastieen, welche in Armenien und Mesopotamien nach einander auftraten, der Mervaniden, Ortokiden und Turkomanen vom schwarzen Schöps nach einander beschreibt. An diese schliefst er die Dynastie der Seldschuken von Jconium,

Digitized by Google

von welcher er so glücklich war, in ihrem ehemaligen Reiche selbst eine bis auf den Gründer derselben vollständige Series zusammen zu bringen. — Unter den Münzen der Atabeks, welche nach diesen folgen, bemerken wir nur, dafs die unter No. 387. beschriebene mit Unrecht dem Herrscher Muizz ed din Mahmud, der Linie von Dschesireh ben Omar beigelegt wird, da dieselbe, wie die Inschrift zeigt, auf Befehl des Atabeks von Mosul, Bedr ed din Lulu geschlagen wurde, welcher 1 Jahr vorher, im Jahre 648 d. H. (die Münze ist von dem Jahr 649 d. H.) den eben erwähnten Emir gefangen genommen, und diese Provinz mit seinem Reiche vereinigt hatte; auch ist No. 340., obgleich im Jahr 617 der H. geprägt, der Inschrift zufolge nicht dem Mahmud, sondern dem Kotb ed din Muhammed beizulegen. — Unter den Fatimiden-Münzen, zu denen der Verfasser sodann übergeht, zählt er zuvörderst einige gläserne auf. In Betreff derselben bemerkt er (Vorrede p. XIII) mit Recht, dafs er nur diejenigen für wirkliche Münzen halte, welche die Namen der Chalifen an sich tragen, und im Aeufsern auch den Münzen ähnlicher sind, und fügt hinzu, dafs vielleicht auch durch die Farbe des Glases der verschiedene Werth und die verschiedenen Metalle angezeigt werden sollen; alle übrigen aber, welche entweder blofse Ziffern oder andere arabische Bezeichnungen enthalten, seien als Marken anzusehen. — Zu No. 401., unter den metallenen Münzen dieser Dynastie, bemerken wir, dafs nicht, wie der Verfasser meint, A. II. unten der Name علي fehlt, sondern die Abbildung tab. XII deutlich zeigt, dafs nichts verwischt ist; auch wäre dies hier ganz überflüfsig, da dieses Wort schon oben allein steht, und wie bei vielen Münzen mit den Worten der untersten Zeile zu verbinden ist. N. 402. aber ist A. II. unten nicht wie No. 401. ولي الله zu lesen, sondern علي وليه, da hier das Wort علي ohne Zweifel, wie bei No. 382. 394. u. s. w. nicht darüber gestanden hat. An diese schliefst der Verfasser passend die Münzen der Aijubiden in Aegypten und Syrien mit ihren verschiedenen Seitenlinien an, wobei zu berichtigen ist, dafs No. 419. A. II. unten nicht المومنين, wie der Verfasser angiebt, sondern nur منين steht, welches mit dem in der obersten Zeile stehenden المو verbunden werden mufs. No. 426. 427. u. 449. ist ابن ابي بكر für ابن ابو بكر zu lesen, und bei No. 427. steht der Name ايوب A. I. nicht unten, sondern oben, und ist zu dem Worte der letzten Zeile hinzuzunehmen. — Bei der Beschreibung der Münzen No. 444. und 445 hat eine eigenthümliche Verwechselung statt gefunden, indem die Inschrift von No. 445. auf beiden Seiten mit No. 441. übereinstimmt, bei No. 444. aber diese Uebereinstimmung sich nur im Avers zeigt, wogegen der Revers die Inschrift hat, welche der Verfasser der folgenden Nummer giebt. — N. 454. scheint A. I. الملك العادل سيف für الملك العدي zu lesen sein. — Den Schlufs bilden die Münzen der Hulaguiden, eine Münze des Normannen-Königs Roger II., und zwei Siegel mit arabischen Inschriften, bei deren letzterm durch die Schuld des Referenten, welcher die Correctur übernommen hatte, والمرقضي für والمرتضي und والسبنطين für والسبطين stehen geblieben ist.

Wir schliefsen unsere Anzeige mit der Ueberzeugung, dafs der Verfasser durch die Bekanntmachung dieses Theiles seiner so reichhaltigen und wichtigen Sammlung, deren Erwerb für ein jedes Cabinet von grofsem Gewinn sein würde, der Numismatik einen wesentlichen Dienst geleistet habe, und mit dem Wunsche, dafs er die Fortsetzung dieser allerdings höchst schwierigen Arbeit dem Publicum nicht vorenthalten möge. —

Petermann.

X.

Abel-Rémusat: Mélanges posthumes d'Histoire et de Littérature orientales. Paris. 1843.

Dieser unter den Auspicien des Ministeriums des öffentlichen Unterrichts erschienene litterarische Nachlafs des berühmten Gelehrten enthält eine Anzahl kürzerer und längerer Abhandlungen, die gröfstentheils schon bei Lebzeiten Abel-Rémusat's gedruckt, aber in verschiednen Zeitschriften zerstreut waren. Mehrere derselben sind streng wissenschaftlich, Andere haben einen populären Charakter, diejenige edlere Popularität, welche nur wenigen Männern der Wissenschaft in so ausgezeichnetem Grade zu Theil geworden ist.

Vornehmster Gegenstand der Abhandlungen ersterwähnter Klasse ist der *Budd'aismus*, um dessen gründlichere Kenntnifs, mag man ihn nun von der dogmatischen Seite oder von Seiten

Digitized by Google

seiner historischen Entwicklung betrachten, Abel-Rémusat sich ein unbestreitbares Verdienst erworben hat. Ohne Zweifel würden die Forschungen des französischen Orientalisten auf diesem grofsen Gebiete noch weit fruchtbringender geworden sein, wenn ihm nicht gewisse vorgefafste Meinungen, die er aller Wahrscheinlichkeit nach mit ins Grab genommen hat, den rechten Standpunct öfter verrückt hätten. Dahin gehört besonders seine Lieblings-Idee, dafs die ächte ursprüngliche Budd'a-Lehre nicht in den religiösen Urkunden der Tibeter und Mongolen, sondern bei den Baudd'en von *Nepâl*, den Verehrern eines Urwesens, das sie *Adi-Budd'a* nennen, zu suchen sei, obwohl das ganze Glaubenssystem der Nepalesen erweislich ein synkretistisches, und in Folge späterer Einflüsse des Brahmanismus entstanden ist. An diese Idee knüpfen sich seine Eintheilung des Budd'athums in eine exoterische und in eine esoterische oder Geheimlehre, sein Ahnden einer göttlichen Trias in *Budd'a*, *D'arma* und *Sank'ya* (Budd'a, die Lehre und der Verein der Geistlichkeit) u. s. w. Es kann hier nicht unser Zweck sein, den von *J. J. Schmidt* und *Stuhr* bereits gründlich erörterten Gegenstand von Neuem zu besprechen und wir müssen nur unser Bedauern ausdrücken, dafs Schmidt's gediegene Abhandlungen „Ueber die sogenannte dritte Welt der Budd'aisten" (1831); „Ueber die tausend Budd'a's einer Periode der Einwohnung" (1832); „Ueber das *Mahâyâna* und *Prâdjnâ-Pâramitâ* der *Baudd'en*" (1837) dem französischen Gelehrten unbekannt waren, zum Theil auch, als nach seinem Tode erschienen, unbekannt bleiben mufsten *).

Die Abhandlung *Observations sur la religion Samanéenne* würde für Denjenigen, der von Allem, was für die Erforschung des älteren und neueren geistigen Lebens der Asiaten geschieht, *regelmäfsige Kenntnifs* zu nehmen gewohnt ist, jetzt schon eine überflüfsige Arbeit sein; denn hier macht sich's Abel-Rémusat zum Hauptgeschäfte, die Menge von Verirrungen zu beleuchten, in welche sein grofser Vorgänger, *Deguignes der Aeltere*, hinsichtlich der Religionslehren Indiens und des Budd'aismus insonderheit gerathen ist. Deguignes verwechselt die Lehre der Baudd'a's mit dem Systeme der Brahmanen, hält die heiligen Bücher der Letzteren, die *Wéda's*, für Budd'a Sâkyamuni's Wort u. s. w. Alles dies war aber sehr verzeihlich in einem Zeitalter, wo die Sanskrit-Sprache und die in ihr geschriebenen Urkunden in Europa eben so unbekannt waren, wie das Tebitische und Mongolische noch vor zwei Jahrzehenden: Deguignes konnte über Indiens Religions-Systeme aufser dem classischen Alterthum keine anderen Quellen benutzen, als *Chinesische*, und auch das Verstehen der Letzteren war damals mit viel gröfseren Schwierigkeiten verknüpft als heutzutage. Abel-Rémusat's eignes Beispiel beweist übrigens, dafs selbst ein viel höherer Standpunct, als derjenige, den Deguignes eingenommen, vor Irrthümern nicht schützen kann, wenn der Beobachter seinen Blick mit zu grofser Vorliebe auf einzelne Partieen des Rundgemäldes richtet. — Der *Essai sur la cosmographie et la cosmogonie des Bouddhistes, d'après les auteurs chinois* ist ein sehr reichhaltiges Memoire, ein Seitenstück zu der ähnlich betitelten Abhandlung *Schmidt's*, und im Wesentlichen von gleichem Inhalt. — In den *Observations sur les sectes religieuses des Hindous* giebt der Verfasser eine Uebersicht der religiösen Secten Indiens, die mit einer möglichst ausführlichen Darstellung der Budd'a-Lehre von Nepal, nach *Hodgson's* Vorgange, schliefst. — Das folgende Memoire handelt *De la philosophie Chinoise*. Der Verf. beginnt mit der sehr richtigen Bemerkung, dafs die älteren in China naturalisirten Missionare sich zu einseitig um die Lehre des Confucius und seiner Schüler bekümmert, und den sogenannten heterodoxen Philosophen, den originellen tiefsinnigen Metaphysikern *Lao-tsee*, *Hoai-nan-tsee*, *Tschuang-tsee* entweder gar keine oder doch sehr flüchtige und ziemlich vornehm verachtende Aufmerksamkeit geschenkt hätten. Er versucht eine Entwicklung der Theorie des Lao-tsee, in die aber manche schiefe Ansicht mit einfliefst, die jetzt durch Bekanntmachung des ganzen *Tao-te-king*, mit Stanislas Julien's meisterhafter Uebersetzung, ihre beste Widerlegung gefunden hat *). Confucius erhob sich zu keinen metaphysischen Höhen; er war ein Sokrates, der nie seinen Plato fand; denn diejenigen, die seine Lehren der Nachwelt überlieferten, waren gröfstentheils Menschen von beschränktem Verstande. Im 11ten Jahrhundert u. Z. erschien *Tschu-hi*, das Wunder der Gelehrsamkeit, ein umfassender Kenner von Allem, was China bis auf seine Zeit in historischer und philosophischer Beziehung geleistet hatte. Dieser unternahm zunächst eine Vergleichung aller Lehrpuncte, aller Stellen der für classisch geltenden Autoren, die einander bestätigten oder widerlegten. Die Ergebnisse dieser herkulischen Arbeit legte er in einem grofsen Commentare nieder, der ein Muster von Klarheit, Präcision und Eleganz ist, und einen allgemeinen bis auf die neueste Zeit nicht ernstlich erschütterten Einflufs geübt hat. Nach jenem Commentare schrieb er ein eignes Werk, dessen Titel man durch *Naturphilosophie* übersetzen kann und welches die übersichtliche methodische Entwicklung der von ihm angenommenen Principien enthält. Ein naiver Materialismus ist in diesem Werke an die Stelle des wohlüberlegten Skepticismus des Confucius getreten. „Tschu-hi" — sagt der Verfasser — „erscheint nur allzu oft als ein Sophist, der sich mit Wörtern bezahlt und seinen Lesern dieselbe Münze bietet; mehr damit beschäftigt, Ausdrücke von gleicher oder contrastirender Bedeutung zu combiniren als Ideen zusammenzustellen, glaubt er Alles aufgeklärt zu haben, wenn er die abstracten Begriffe unter gewisse Hauptrubriken und in ein geordnetes Fachwerk bringt. Er nimmt den beiden Principien der alten Chinesen das Unbestimmte, das sie ihnen gelassen, wird aber, da er Geist und Materie nicht gut definiren kann, durch seine Theorie von Bewegung und Ruhe auf ganz materielle Erklärungen geleitet, selbst hinsichtlich der intellectuellen Erscheinungen". Diese atomistische und moleculare Philosophie tritt uns in späteren Compilationen noch crasser entgegen.

Wir übergehen die kleine Arbeit *Sur l'état des sciences na-*

*) Vgl. Stuhr's Religions-Systeme der heidnischen Völker des Orients, S. 171 ff.

*) Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik, April 1842. No. 64. — Jena'sche Allgemeine Literaturzeitung, Mai 1842.

Digitized by Google

turelles chez les peuples de l'Asie orientale, den blofsen Auszug einer umfassenden Abhandlung, die bereits im 10ten Bande der Mémoires de l'académie des inscriptions et belles lettres (1828) mitgetheilt ist. — Eine ausführliche und in manchem Betrachte lehrreiche *Analyse de l'histoire des Mongols par Sanang Setsen* ist der mongolischen Chronik gewidmet, welche der verdienstvolle *J. J. Schmidt* zu Petersburg (1829) mit Uebersetzung und Anmerkungen herausgegeben. Abel-Rémusat hebt die wahre Bedeutung dieses Werkes für den ostasiatischen Forscher hervor, rühmt die Treue der Uebersetzung, welche er jedoch, als sehr untergeordneter Kenner des Mongolischen, nicht wohl beurtheilen konnte, und macht berichtigende oder ergänzende Zusätze zu den Anmerkungen des deutschen Gelehrten. Dabei kommt ihm oft seine Belesenheit in chinesischen Autoren und seine überlegene Kenntnifs des Vorzüglichsten, was bereits von älteren Europäern für die Kenntnifs Innerasiens, zum Theil auch des Budd'aismus, geschehen war, zu statten. Schmidt hat bei seinen Forschungen, in Vergleichung mit Abel-Rémusat, nur sehr selten nach abgeleiteten Bächen sich umgesehen, fast immer am Borne selbst geschöpft und diesem seine Kenntnifs des Sachlichen nach und nach gleichsam abgerungen; hat nun diese viel mühsamere Methode ihn auf der einen Seite vor mancher Verirrung bewahrt, in die sein Gegner gerathen, so ist ihm auf der anderen Seite auch viel Einzelnes länger unbekannt oder dunkel geblieben als dem weit vielseitigeren, überall hin nach Belehrung spähenden französischen Gelehrten. Aus denjenigen Schmidt'schen Werken, die später als seine Uebersetzung des Sanang-Setsen erschienen sind, ergiebt sich eine solche Vervollständigung und zum Theil Abklärung seiner damaligen Kenntnisse von mancher Partie des Budd'aismus, von der Geschichte Central-Asiens, vom Sanskrit u. s. w., dafs er jetzt ohne Zweifel eine gelehrtere und gründlichere Recension seiner eignen Noten zu Sanang-Setsen schreiben könnte, als Abel-Rémusat sie jemals zu schreiben im Stande war.

Wir lassen nun Abel-Rémusat's Endurtheil über das Werk des mongolischen Fürsten folgen: „Sanang-Setsen ist kein eigentlicher Historiker, sondern ein Compilator von Legenden und Genealogieen, dessen Ideen durch indischen Einflufs etwas Unbestimmtes erhalten haben. Man darf in seinem Buche weder eine regelmäfsige Chronologie, noch genaue Daten, noch die geringste Bestimmtheit in geographischen Angaben suchen, noch weniger aber eine Reihe in einander verketteter Facta, tiefe Belehrung über das hohe Alterthum, ein vollständiges Bild von dem Zustande irgend einer der besprochenen Nationen u. s. w. Seine *Geschichte* ist eine dürre, mit Fabeln untermengte Chronik. Einige Aufeinanderfolgen von Fürsten, in denen man Grund hat, zu glauben, dafs die Thatsachen im Allgemeinen wahr sind, ob sie gleich irrige Details enthalten; eine ziemlich vollständige Genealogie mehrerer Zweige der Tschinggis'chaniden, die in der östlichen Mongolei regiert; nützliche Data über den Ursprung der Hierarchie der Lama's; im Uebrigen verworrene aber doch schätzbare Erinnerungen; eine grofse Anzahl religiöser Ueberlieferungen; eine Menge Züge, die uns den mongolischen Charakter so enthüllen, wie die Lama's ihn seit drei Jahrhunderten zugestutzt: dieses ist's, was dem Werke des Sanang-Setsen einen grofsen Werth giebt".

Die oben als populär bezeichneten Abhandlungen oder Memoiren betreffen Charakter, Sitten und Litteratur der orientalischen Völker im Allgemeinen. Der Verfasser sucht darzuthun, dafs unsere eingewurzelte Idee von der Stabilität des Orients überhaupt und China's insbesondere, unbegründet sei. Er macht auf die ungemeinen Verschiedenheiten in Charakter, Sitten, Meinungen und Einrichtungen der meisten Völker Asiens aufmerksam; berührt die grofsen religiösen, philosophischen und selbst politischen Umwälzungen, von welchen die Geschichte jedes orientalischen Hauptvolkes Kunde giebt, und bemüht sich dann zu zeigen, dafs die Gewalthaber des Orients in der Ausübung ihrer Macht viel gebundener seien, als man gewöhnlich annimmt; ja, dafs der wahre Despotismus eigentlich nur von den Europäern gehandhabt werde, die sich einen Theil des Orients angeeignet hätten. Aus der Bitterkeit des letzten Räsonnements blickt der Nationalhafs gegen England deutlich genug hervor. Wie stände es noch jetzt mit unserer Kenntnifs von Asien jenseit des Indus, wenn nicht geistliche Herrschsucht *europäischer Priester* so lange in China ihr Wesen getrieben, wenn die weltliche Herrschsucht Grofsbritanniens nicht Ostindien verschlungen hätte! Der europäische Despotismus hat übrigens kein solches Unheil über Indien gebracht, wie die mörderischen Einfälle der Mongolen, der Türken, und der Perser unter Tamasp-Kuli-Chan; und nur die innige Verbindung mit Völkern, die sich ihrer Bürger- und Menschenrechte klar und energisch bewufst sind, kann die Asiaten einst zu wahrer Freiheit und nationaler Glückseligkeit führen. — Auf den Inhalt der übrigen *Discours* werden wir an einem anderen Orte mehr eingehen: der Verf. giebt den Umstand, dafs der Geschmack an orientalischen Geistesproducten in Frankreich noch sehr zurück ist, hauptsächlich den Uebersetzern Schuld, die ihre Originale entweder zu sclavisch wörtlich oder zu frei und alles morgenländische Colorit verwischend wiedergeben. Er handelt in höchst anziehender Weise von dem Style der Asiaten, zieht feine Parallelen zwischen ihrer Bildersprache und der unsrigen, und bespöttelt recht anmuthig den grassirenden Unfug, eine Unzahl ausländischer Wörter aus allen erdenklichen Sprachen in europäische und namentlich auch ins Französische aufzunehmen, als ob nicht sehr Viele derselben, der Eigenthümlichkeit des Gesammteindrucks unbeschadet, auch mit Quasi-Aequivalenten der Muttersprache vertauscht werden könnten.

Schott.

Digitized by Google

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Herausgegeben
von der
Societät für wissenschaftliche Kritik
zu
Berlin.

August 1843.

Berlin, bei W. Besser.
1843.
Verantwortlicher Redacteur: der General-Secretair der Societät, Professor von Henning.

Digitized by Google

Mitglieder und Mitarbeiter.

Abegg, in Breslau.
Abeken, in Osnabrück.
Albrecht, in Leipzig.
Aschbach, in Frankfurt a. M.
Baier, in Greifswald.
Barthold, in Greifswald.
Baumstark, in Greifswald.
Baur, in Tübingen.
Bäuer.
Bayer, in Erlangen.
Bayrhoffer, in Marburg.
v. Beunigsen-Förder.
A. Benary.
Bernhardy, in Halle.
Beseler, in Greifswald.
Bessel, in Königsberg in Pr.
Binder, in Heidenheim.
Blum, in Heidelberg.
Blume, in Lübeck.
Bonitz.
Bonnell.
* *Bopp*.
Boumann.
v. Brandt, in Stettin.
Brüggemann.
v. Buch.
Bülau, in Leipzig.
Burmeister, in Halle.
Carrière, in Gielsen.
Carus, in Dresden.
Crailsheim, in Frankfurt a. M.
Cybulski.
Damerow.
v. Dechen, in Bonn.
Diefenbach, in Offenbach.
Dieterici.
Diez, in Bonn.
* *Dove*.
Duncker, in Posen.
Eiselen, in Halle.
Encke.
Erdmann, in Halle.
Ewald, in Tübingen.
Fr. Förster.
Franz.
Friedländer.
Fuchs, in Dessau,
* *Gabler*.
v. Gansauge.
Gerhard.
Gloger, in Breslau.
Glückselig, in Prag.
Göschel.
Göttling, in Jena.
J. Grimm.
W. Grimm.
v. Gruber, in Stralsund.
Haase, in Breslau.
v. d. Hagen.
Hagen II. in Königsberg in Pr.
Hahn, in Breslau.
Halm, in München.
Harms, in Kiel.
Hartung, in Schleusingen.
Hegel, in Rostock.
Heiberg, in Copenhagen.
* *v. Henning*.
Heffter.
Hermann, in München.
Hermann, in Göttingen.
Hertz.
Herzberg, in Halberstadt.
Hesse.
Heusinger, in Marburg.
Hiecke, in Merseburg.
Hinrichs, in Halle.
Hoefer.
Hoffmeister, in Kreuznach.
Homeyer.
J. Ideler.
Jacobson, in Königsberg.
Johannsen, in Copenhagen.
Jung, in Königsberg.
Kampe, in Neu-Ruppin.
Keil, in Schulpforta.
Kind, in Leipzig.
Kleine, in Duisburg.
Klöpper, in Bergen.
Kosegarten, in Greifswald.
Kramer.
Krüger, in Emden.
Kühne, in Leipzig.
Kuhn.
Kummer, in Breslau.
Lange, in Oppeln.
G. Lange, in Worms.
Lange, in Zürich.
Lappenberg, in Hamburg.
Lebrecht.
Leo, in Halle.
* *Link*.
Lisch, in Schwerin.
Lorinser, in Oppeln.
* *Marheineke*.
Marquardt, in Danzig.
Matthies, in Greifswald.
Mayer, in Bonn.
Meinicke, in Prenzlau.
Merkel.
Minding, in Dorpat.
Mittermaier, in Heidelberg.
* *Mitscherlich*.
Moll, in Löckenitz bei Stettin.
Moser, in Königsberg in Pr.
Mullach.
Mundt.
v. Müffling.
* *J. Müller*.
Müller.
Naumann, in Bonn.
Naumann, in Freiburg.
Nebenius, in Carlsruhe.
Nees v. Esenbeck, in Breslau.
Nöggerath, in Bonn.
Osenbrüggen, in Kiel.
Parthey.
Passavant, in Frankfurt a. M.
Pelt, in Kiel.
Petermann.
Phillips, in München.
Pinder.
Plafs, in Verden.
Pohl, in Breslau.
Poppo, in Frankfurt a. O.
Pott, in Halle.
Preufs.
v. Prittwitz, in Ulm.
Purkinje, in Breslau.
Rathke, in Königsberg in Pr.
Ratzeburg.
v. Raumer.
Rauter, in Strafsburg.
v. Rehfues, in Bonn.
Reuter.
Riedel.
Carl Ritter.
Romberg.
v. Roon.
H. Rose.
Rosenkranz, in Königsberg.
Roestell.
Rötscher, in Bromberg.
Fr. Rückert.
Rühle v. Lilienstern.
Rudorff.
Sachs.
Schaller, in Halle.
Schellbach.
Schmidt, in Erfurt.
A. Schmidt.
Schmidt, in Bielefeldt.
Schmieder, in Wittenberg.
Schnaase, in Düsseldorf.
Schnackenburg.
Schoell, in Weimar,
Schömann, in Greifswald.
Schott.
Schubert, in Königsberg in Pr.
* *J. Schulze*.
* *C. H. Schultz*.
Schncke, in Königsberg in Pr.
Sommer.
Spiker.
Stahr, in Oldenburg.
Stannius, in Rostock.
Steffens.
Stein, in Niemegk.
Steinheim, in Altona.
Stern, in Göttingen.
Strauſs, in Tübingen.
Streckfuſs.
Stuhr.
* *Toelken*.
Trendelenburg.
* *Twesten*.
Uhlemann.
Ulrici, in Halle
* *Varnhagen v. Ense*.
Vatke.
Volkmann, in Dorpat.
Waagen
Wachsmuth, in Leipzig.
Waitz, in Kiel.
Walter.
Wasserschleben, in Breslau.
Weber, in Bremen.
Weber, in Bonn.
Weiſse, in Leipzig.
Wendt, in Posen.
Wilda, in Halle.
Wilmans.
Windischmann, in München.
v. Winterfeld.
Witte, in Halle.
Wolff, in Wien.
Wolfers.
Zeller, in Tübingen.
* *C. G. Zumpt*.
A. W. Zumpt.

Digitized by Google

Inhalt des August-Heftes.

Jahrbücher Nr. 21—40.

Seite

Ueber Goethe's Spinozismus. Ein Beitrag zur tiefern Würdigung des Dichters und Forschers. Von Wilh. Danzel. Hamburg. — Weifse. 308

Eisenhart, Philosophie des Staats oder allgemeine Socialtheorie. Leipzig, 1843. — Glaser. . . . 236

Endlicher u. Unger, Grundzüge der Botanik. Wien, 1843. — Schultz. 261

Georg Wilhelm Friedrich Hegel's Vorlesungen über die Naturphilosophie, als der Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften zweiter Theil. Herausgegeben von D. Carl Ludwig Michelet. (Hegel's Werke. Siebenter Band. Erste Abtheilung). Berlin, 1842. (Zweiter Artikel.) — Weifse. 161

De Luciis Cinciis scripsit, Cinciorum fragmenta edidit Martinus Hertz. Berolini, MDCCCXLII. — Mercklin. 292

Verzameling van Fransche Woorden, uit de Noordsche Talen afkomstig of door Sommigen afgeleid, bijeengebragt door Mr. J. H. Hoeufft. Breda, 1840. — Diefenbach. 201

Λόγος ἐπιτάφιος εἰς τὸν ἀοίδιμον Θ. Κολοκοτρώνην, ἐκφωνηθεὶς ὑπὸ Κωνσταντίνου τοῦ ἐξ Οἰκονόμων. Athen, 1843. — Kind. 199

Mohl, über den Milchsaft und seine Bewegung. (In der botanischen Zeitung 1843. 33 Stück). — Schultz. 317

Cn. Naeuii poetae Romani uitam descripsit, carminum reliquias collegit, poesis rationem exposuit Ernestus Klussmann. Jenae, MDCCCXLIII. — Hertz. . 217

J. J. Schmidt: Dsang Lun oder der Weise und der Thor. Aus dem Tibetischen übersetzt und mit dem Originaltexte herausgegeben. 1ster u. 2ter Theil. St. Petersburg, 1843. — Schott. 252

Anzeigeblatt No. 1.

Seite

Literarische Anzeigen . . . . . 1—4

Digitized by Google

Im Verlage der Unterzeichneten ist so eben erschienen:

Die zweite Lieferung des zweiten Bandes

(der dritte Band ist bereits ausgegeben)

vom

Handwörterbuch

der

Griechischen Sprache

von

Dr. **W. Pape,**

Professor am Berlinischen Gymnasium zum grauen Kloster.

Lexicon-Octav. 2 Bände, jeder von 80—90 Bogen; nebst einem 3ten Bande von 27 Bogen, die Griechischen Eigennamen enthaltend.

Subscriptionspreise.

Für das ganze Werk von 3 Bänden . . . . . $7\frac{1}{3}$ Thlr.
Für das Griechisch-Deutsche Wörterbuch von 2 Bänden 6 Thlr.
Für das Wörterbuch der Griechischen Eigennamen . $1\frac{1}{3}$ Thlr.

Von diesem Wörterbuche, über dessen Plan und Tendenz wir Näheres aus dem durch alle Buchhandlungen gratis zu beziehenden Prospecte einzusehen bitten, ist jetzt die 2te Lieferung des 2ten Bandes ausgegeben. Die dritte Lieferung des 2ten Bandes erfolgt bestimmt zu oder unmittelbar nach Michaelis d. J., und wird damit das ganze Werk vollständig erschienen sein.

Wir machen Deutschlands Philologen und Schulmänner hierdurch auf eine der ausgezeichnetsten Arbeiten aufmerksam und bemerken, dafs die aufserordentlich billigen Subscriptionspreise noch bis Ostern 1844 bestehen. Bis dahin wird auch auf 6 Exemplare 1 Frei-Exemplar abgegeben.

Braunschweig, August 1843.

Friedrich Vieweg und Sohn.

In **C. Hochhausen's** Buchhandlung in **Jena** ist erschienen:

Boethii de consolatione philosophiae libri V. ad optimor. libr. mss. nondum collatorum fidem recensuit et prolegomenis instruxit *Th. Obbarius.* 14 B. gr. 8. broch. 18 gGr.

Naevii, Poetae Romani, vitam descripsit, carminum reliquias collegit, poesis rationem exposuit *Ernest. Klussmann.* 14 B. gr. 8. broch. 18 gGr.

Müller, Dr. H. A., Oberlehrer am Gymnasium zu Fulda, Französische Grammatik für Gymnasien. Nebst den nöthigen Uebungsaufgaben zum Uebersetzen aus dem Deutschen in's Französische. 1ster Curs. $12\frac{1}{2}$ B. gr. 8. br. 12 gGr. 2ter Curs. 16 B. gr. 8. broch. 15 gGr.

Diese Grammatik zeichnet sich durch streng logische Anordnung und wissenschaftliche Behandlung ihres Stoffes aus, und ihre Einführung in 3 Gymnasien ist bereits erfolgt.

Libri symbolici ecclesiarum orientalium nunc primum in unum corpus collegit, variantes lectiones adnotavit, prolegomena addidit, indice dogmatum et locorum sacrorum instruxit *Ernest. Kimmel.* 35 Bog. gr. 8. broch. $2\frac{1}{2}$ Thlr.

In der Verlags-Buchhandlung von **H. R. Sauerländer** in **Aarau** ist erschienen, und in allen Buchhandlungen von ganz Deutschland und den benachbarten Staaten zu haben:

Spinoza's Leben und Lehre. Nebst einem Abrisse der Schelling'schen und Hegel'schen Philosophie. Von Professor *Conrad von Orelli.* gr. 12. geheftet. 2 fl. 40 kr. — 1 Thlr. 16 Gr.

Zur Einleitung in Pindar's Siegeslieder. Von Professor *R. Rauchenstein.* gr. 8. geheftet. 1 fl. 30 kr. — 1 Thlr.

Bei **Weller** in **Bautzen** erschien:

Schmaler, F., deutsch-wendisches Wörterbuch mit einer Darstellung der allgemeinen wendischen Rechtschreibung. 1843. 8. broch. 20 Ngr.

Gedruckt in Berlin bei **J. F. Starcke.**

Digitized by Google

№ 21.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1843.

XI.

Georg Wilhelm Friedrich Hegel's Vorlesungen über die Naturphilosophie, als der Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften zweiter Theil. Herausgegeben von D. Carl Ludwig Michelet. (Hegel's Werke. Siebenter Band. Erste Abtheilung). Berlin, 1842. bei Duncker u. Humblot.

Zweiter Artikel.

Die methodische Entwickelung der Naturphilosophie hebt bei Hegel mit denselben Begriffen an, wie bei Kant die Kritik der reinen Vernunft, mit den Begriffen des Raumes und der Zeit. Die Zusammenordnung dieser beiden Begriffe ist in der neuern Philosophie so sehr zur mechanischen Gewohnheit geworden, dafs man fast allgemein sie als etwas von selbst sich Verstehendes hinnimmt, und es kaum Jemandem einfällt, nach einem Grunde derselben zu fragen. Es kann gewagt scheinen, diesen Vorwurf auch auf einen Denker, wie Hegel, zu erstrecken, von dem doch nicht zu verkennen ist, dafs er beiden Begriffen eine sorgsame Betrachtung gewidmet hat. Demungeachtet, und obgleich wir in gewisser Hinsicht die Berechtigung, beide Begriffe unter einen gemeinschaftlichen Gesichtspunct wissenschaftlicher Behandlung einzureihen, gar nicht in Abrede stellen, halten wir uns befugt, alles Ernstes die Frage aufzuwerfen, ob nicht in der eigenthümlichen Art ihrer Behandlung auch bei Hegel der Vorgang Kant's als ein Vorurtheil nachgewirkt, und Uebelstände veranlafst hat, die ohne jenen Vorgang vielleicht würden vermieden worden sein. Wir finden nämlich bei dieser Behandlung einen zwiefachen Uebelstand zu rügen, einerseits die gewaltsame Losreifsung derselben von andern Begriffen, die mit beiden in derselben Verwandtschaft stehen, wie beide unter sich, sodann die nicht minder gewaltsame Zusammenstellung derselben zu einem durch keine dazwischentretenden Kategorien vermittelten, angeblich dialektischen Gegensatze.

Unter den Begriffen, von denen Hegel den Raum- und Zeitbegriff gewaltsam losgetrennt hat, verstehen wir hier nicht zunächst die Kategorien der Logik überhaupt, sondern eine bestimmte einzelne dieser Kategorien, den *Zahl*begriff. Die „Formen der Anschauung" oder „reinen Anschauungen" von den Kategorien des Verstandes zu unterscheiden, hatte, so wenig die Art und Weise der Abtrennung dort die richtige ist, Kant im Allgemeinen doch einen guten Grund, nämlich diesen, dafs jene so genannten Anschauungen dem Verstande einen Stoff darbieten, der sich, was von keiner der Kategorien gilt, aus sich selbst heraus und ohne Hinzunahme eines Empirischen, durch blofs verstandesmäfsige Entwickelung zu einer Unendlichkeit des Wissens ausspinnen läfst. Die *Mathematik* ist es, welche, nach Kant's eigener Bemerkung, durch die Vereinigung der Kategorien mit den reinen Anschauungen oder durch Anwendung jener auf diese zu Stande kommt, indem die Kategorien die Form, die Anschauungen aber den Stoff zu dem gemeinschaftlichen Werke liefern. Gegen diesen Satz lag zwar ein Einwand nahe, dem indessen Kant durch eine eigenthümliche, wenn auch nicht eben glücklich zu nennende Wendung zu begegnen wufste. Von der Arithmetik nämlich oder der reinen, auf keine geometrischen Voraussetzungen fufsenden Analysis ist für den unbefangenen Betrachter nicht wohl abzusehen, was für eine wissenschaftliche Beziehung sie zu den Begriffen, sei es des Raumes, oder der Zeit, haben soll. Kant jedoch liefs sich dadurch nicht irren, sondern behauptete kecklich, auch der Zahlbegriff komme, als das *Schema* des Gröfse- oder Quantitätbegriffs, nur mittelst der Zeit, durch successive Hinzufügung der Einheit, die

Digitized by Google

als solche reine Kategorie ist, zu sich selbst, zu Stande, auch hier also müsse die Zeit, ohne die keine solche Hinzufügung Statt finden könne, den Stoff zu der im reinen Verstande enthaltenen Form hergeben. Dabei bedachte er freilich nicht, weder dafs die Kategorien der Quantität, die Einheit und die Vielheit, den Zahlbegriff offenbar schon voraussetzen und ohne ihn nicht gedacht werden können, noch, dafs in der Bildung der Zahlen, wie solche in der Mathematik als Wissenschaft theils vorausgesetzt, theils vollzogen wird, von einer zeitlichen Succession derselben gar nicht die Rede ist, und eine solche auch nicht als Voraussetzung dabei zum Grunde gelegt wird. Wenn irgendwo der Begriff eines gegen die Zeit sich gleichgültig verhaltenden Daseins, einer zeitlosen Ewigkeit, seine Stelle hat, so ist es hier, bei den reinen Zahlen und Zahlenverhältnissen, welche in dieser Hinsicht mit den reinen Kategorien ganz unter gleichem Gesichtspuncte stehen. Ohne Zweifel hat also Hegel das Richtigere getroffen, wenn er im ersten Theile seiner Logik den Zahlbegriff und die in ihm enthaltenen oder aus ihm sich ableitenden mathematischen Grundbestimmungen gleich unter den Kategorien der Quantität abhandelte, ohne alle Beziehung auf den Zeitbegriff so gut wie auf den Raumbegriff, welche *wissenschaftlich* an dieser Stelle noch gar nicht in Betrachtung kommen. — Hat er nun nach dieser Seite seinen Vorgänger unstreitig verbessert, so hätte man erwarten können, dafs ihm auch nicht unbemerkt bleiben würde, wie eben damit der Grund weggefallen war, welcher diesen Vorgänger zur Abtrennung der reinen Anschauungen von den Kategorien veranlafst hatte. Er selbst hatte, durch seine Behandlung des Zahlbegriffs, das Vorurtheil beseitigt, als ob die Kategorien nicht aus sich selbst heraus den Stoff zur Mathematik erzeugen könnten; wie hätte man erwarten sollen, dafs er selbst an einer andern Stelle in dieses Vorurtheil zurückfallen würde? Man hätte um so weniger dies erwarten sollen, als Hegel ja ohnehin, wie wir in unserm ersten Artikel anführten, gleich am Anfange seiner philosophischen Laufbahn über die ursprüngliche Einheit der Principien des Anschauens mit denen des Denkens das deutlichste Bewufstsein ausgesprochen hatte, und als er in seiner Logik selbst, sogar auf eine Weise, welche durch Uebertreibung in's entgegengesetzte Extrem für seine gesammte philosophische Weltansicht verhängnifsvoll geworden ist, allenthalben auf das Zugeständnifs der absoluten Identität von Stoff und Form, und wie der Stoff an und für sich schon in der Form enthalten sei, zu dringen fortfährt. Aber freilich, diese Uebertreibung war der rechte Weg nicht, zur wissenschaftlich näher bestimmten Einsicht in das wahre Verhältnifs der Anschauungsformen zu den Kategorien, oder in die Stelle, welche für die erstern in Mitten der letzteren in Anspruch zu nehmen ist; und so ist es denn geschehen, dafs Hegel gerade an der Stelle, wo er sich gegen Kant in den schroffsten Gegensatz stellte, ihm selbst unvermerkt an einem von diesem seinem Vorgänger überkommenen Vorurtheile haften blieb.

Den Begriff der Zahl mit den Begriffen des Raumes und der Zeit, oder vielmehr, durch Aufnahme in dasselbe Gebiet logischer Denknothwendigkeit, welchem die Zahl angehört, Raum und Zeit mit ihr unter einen und denselben wissenschaftlichen Gesichtspunct einzureihen, — diese Forderung, welcher die Philosophen des Alterthums (es genüge, an die Schule der Pythagoräer zu erinnern), und auch manche Neuere vor Kant bereits nachgekommen sind, ist eine solche, wodurch sich eigentlich nur diejenigen befremdet fühlen könnten, die im Ernst, wogegen wir Kant so nachdrücklich auftreten sehen, den Raum und die Zeit für etwas nur empirisch Gegebenes, oder für eine blofse Abstraction aus empirisch Gegebenem halten, die mithin die absolute Nothwendigkeit in Abrede stellen, mit welcher wir nach der von Kant, aber nicht von Kant zum ersten Male gemachten Bemerkung, den Raum und die Zeit als *seiend* vorzustellen gezwungen sind, während doch Alles in Raum und Zeit Daseiende und Wirkliche auch als nichtseiend vorzustellen in unserm Vermögen liegt. Dafs es Philosophen giebt, die, freilich hiedurch im grellsten Widerspruche gegen den natürlichen Menschenverstand, dies wirklich in Abrede zu stellen wagen, ist kein Zweifel, wir sind aber weit entfernt, Hegel ihnen beizuzählen; dieser hat vielmehr über die absolute Denknothwendigkeit des Raumes und der Zeit, trotz ihrer Abtrennung von dem Logischen, in wiederholten Aeufserungen das bestimmteste Bewufstsein an den Tag gelegt. Eben darum aber, weil bei ihm solches Bewufstsein nicht vermifst wird, sind wir geneigt, die sonderbare, ausnahmweise Stellung, welche er dem Raum- und Zeitbegriffe nicht unter den

Digitized by Google

Kategorien, mit denen sie diese Denknothwendigkeit gemein haben, sondern ihnen gegenüber anweist, wenigstens zum Theil der Nachwirkung früherer Lehren zuzuschreiben, wenn wir auch nicht verkennen, dafs solche Nachwirkung in einem so selbstständigen Geiste schwerlich würde Platz ergriffen haben, wäre nicht in seiner Philosophie ohnehin eine wunde Stelle gewesen, welche durch die irrige oder halbwahre Theorie eines Vorgängers bedeckt werden mufste. Ohne diese wunde Stelle, (worin sie bestand, hat unser erster Artikel zu zeigen versucht) würde ihm der wahre wissenschaftliche Ort kaum haben entgehen können, den Er selbst in seiner Wissenschaft der Logik mit einem Tiefsinne, der an das Höchste reicht, was überhaupt von philosophischer Speculation geleistet worden ist, zunächst wenigstens für den *Raum*begriff angebahnt hatte. Jeder, der mit Hegel's Philosophie einigermafsen bekannt ist, erinnert sich der ausführlichen, mit den gehaltvollsten Bemerkungen über wichtige Thatsachen und Probleme der Mathematik, der Physik, der Chemie u. s. w. so reich ausgestatteten Abhandlung über das Wiederumschlagen des Quantitätbegriffs in Qualität, welche den Schlufs des zweiten und den gröfsern Theil des dritten Abschnitts im ersten Buche der Logik anfüllt. Wir fragen, und haben schon vorlängst gefragt, ohne *dafs man sich bis* jetzt in Hegel's Schule zu einer ernsten, wissenschaftlichen Antwort entschlossen hätte: der Raumbegriff, was ist er anders, als eine, in der Weise, die diese Abhandlung aufzeigt, in Qualität umgeschlagene, reine Quantität, oder vielmehr, als der *Quantitätbegriff* selbst, der unendliche, absolute, in eine eben so absolute, eben so rein metaphysische und *schlechthin* denknothwendige *Qualität* umgeschlagen? Es versteht sich, dafs wir nicht etwa mit dieser Frage die wichtige Aufgabe einer metaphysischen Ableitung des Raumbegriffs schon gelöst zu haben meinen. Nur der Ort für solche Lösung ist durch sie aufgezeigt, *dieser eben* erst in Hegel's Philosophie abgesteckte und zubereitete Ort; denn wir sind alles Ernstes der *Meinung, dafs* nur durch Fortbauen auf dem von Hegel im ersten Buche der Logik gelegten Grunde, nur durch Weiterführen der dort begonnenen Dialektik jene Aufgabe zu lösen ist, auf jedem andern Wege aber, aufser diesem, schlechthin unlösbar bleibt. Für wirklich erfolgt wird die Lösung erst dann gelten können, wenn — dies nämlich ist der nähere Ausdruck für die Gestalt des Problems, wie solche zwar nicht unmittelbar in Hegel's Logik ausgesprochen ist, wohl aber aus der Combination mit dem eben bezeichneten logischen Zusammenhange sich entnehmen läfst, — wenn der Grund nachgewiesen ist, weshalb gerade diese bestimmte Art und Weise der, an sich noch rein quantitativen, Setzung des logischen Quantitätbegriffs, die sich in dem Raumbegriffe als enthalten nachweisen läfst, die *Steigerung der rein quantitativen Unendlichkeit zur dritten Potenz*, weshalb, sagen wir, gerade diese Steigerung, das Umschlagen jener Unendlichkeit in eine qualitative, wiewohl gleichfalls rein formale rein mathematische, in die Unendlichkeit des nach den drei Dimensionen, durch welche jene drei Potenzen bezeichnet werden, ausgedehnten Raumes zur Folge hat. Ref. hat sich schon anderwärts dahin erklärt, dafs er die von ihm früher, in seinen „Grundzügen der Metaphysik" versuchte Lösung dieses Problems nicht mehr für die genügende erkennen kann; — dasselbe ist dort noch gar nicht *als* Problem in den bestimmten, präcisen Worten ausgesprochen, deren wir uns hier dafür bedient haben, indem wir uns einfach nur an die Euklidische Definition der *Körper*zahl (d. h. des Productes von drei andern Zahlen) anschlossen. Er hat noch in seiner letzten Schrift (das philosophische Problem der Gegenwart S. 184) das Bekenntnifs abgelegt, dafs ihm die metaphysische Ableitung des Raum- und Zeitbegriffs auf dem Wege, den er doch mit dem entschiedensten wissenschaftlichen Bewufstsein für den allein wahren, allein möglichen erkennt, noch nicht vollständig gelungen sei. Jetzt, nach einer seitdem wiederholten Prüfung und Durcharbeitung jener Gedankenreihe hat er hinzuzufügen, dafs er sich, so viel den Raumbegriff anlangt, nunmehr in dem Besitze der Momente weifs, welche ihm damals zu einer vollständigen Deduction noch mangelten. Er mufs jedoch, da hier zur Mittheilung dieser Momente der Ort nicht ist, solche auf eine andere Gelegenheit versparen, von der er indefs am liebsten erst dann Gebrauch machen wird, wenn er sich zugleich in Bezug noch auf manche weitere Puncte des metaphysischen Entwicklungsganges, die ihm bis jetzt noch dunkel geblieben sind, in Stand gesetzt sehen sollte, in der Weise, die er ein für allemal für die allein wissenschaftlich genügende erkennt, die Lösung zu geben.

Die vorstehende Bemerkung über die Continuität,

Digitized by Google

in welche Hegel, durch Kant's Vorgang irre geführt, unterlassen hat, den Raumbegriff mit seiner materiell nothwendigen Voraussetzung, dem Zahlbegriffe, zu bringen, bahnt uns zugleich den Weg zur Erläuterung der zweiten Rüge, die wir an jene erste knüpften, nämlich dafs er, durch eben diesen Vorgang verleitet, den Raum- und den Zeitbegriff in eine *unmittelbare* Berührung unter einander gebracht, welche ihrer wissenschaftlichen Natur zuwider ist und ein wissenschaftliches Verständnifs beider unmöglich macht. Die Ausführung dieser Rüge greift tiefer, als man beim oberflächlichen Anblick meinen sollte, in den Gang der naturphilosophischen Entwicklung ein; aus dem Grunde, weil eben die dialektische Behandlung beider Begriffe, wenn sie so, wie ihre Natur es fordert, auseinandergehalten werden, die wissenschaftliche Basis ausmacht für jene Metaphysik der Natur, von der wir in unserm ersten Artikel bemerkten, dafs sie es ist, deren Begriffsbestimmungen, nur freilich aus ihren Fugen gebracht und hin und wieder auf die gewaltsamste Weise durcheinander geworfen, den hauptsächlichsten Inhalt der naturphilosophischen Darstellung auch bei Hegel bilden. Wir machen also wiederholt bemerklich, wie *die* Continuität, in welcher der Zeitbegriff mit dem Raumbegriffe steht, ganz nur die entsprechende, aber keine anderartige sein kann, wie jene, in welcher der Raumbegriff seinerseits mit dem Zahlbegriffe steht. Den Zeitbegriff, wie Hegel es thut, zur directen dialektischen Negation des Raumbegriffes machen, ist ein Verzweiflungsstreich, zu welchem den grofsen Denker nur die Verlegenheit gedrängt haben kann, in welche ihn das, wie gesagt, von ihm unüberwunden gebliebene Vorurtheil des unmittelbaren Zusammengehörens beider Begriffe gesetzt hatte. Nicht besser würden es diejenigen angreifen, die etwa, wie sich hier und da in Hegel's Schule schon Aeufserungen solchen Inhalts haben vernehmen lassen, auf den Gedanken kämen, mit einer Andeutung des Meisters (Logik, Werke Bd. III, S. 215) in einer Weise Ernst zu machen, die offenbar nicht in seinem Sinne lag. Daraus nämlich, dafs Hegel als *Beispiele* der reinen Quantität im logischen Zusammenhange Raum und Zeit (zugleich mit beiden jedoch, was nicht zu übersehen, die Materie, Licht, selbst das *Ich* des reinen Selbstbewufstseins u. s. w.) anführt, dafs er überhaupt in dem Abschnitte, welcher der Erörterung des logischen Quantitätbegriffs gewidmet ist, vielfach und gründlich schon von den Eigenschaften des Raum- und Zeitbegriffs und den an diese Eigenschaften sich knüpfenden Problemen der Geometrie und der Mechanik handelt, hat man schliefsen wollen, dafs jenen Begriffen eigentlich eine doppelte Stelle im Systeme angewiesen sei: diese logische, die sie als bestimmte Momente oder Verzweigungen des Quantitätbegriffs erscheinen läfst, und dann die realphilosophische am Beginn der philosophischen Naturwissenschaft. Nun werden sich zwar die Jünger, welche den Sinn ihres Meisters richtig gefafst haben, leicht davon überzeugen, dafs, wenn Hegel in der That an jener Stelle der Logik Raum und Zeit als wirklich dahin gehörige Begriffe, nicht als blofse, der empirischen Aeufserlichkeit entnommene *Beispiele* hätte einführen wollen, er dies nicht, so zu sagen, nur verstohlener Weise, sondern mit ausdrücklicher Angabe der Stelle, die sie unter den Kategorien der Quantität einnehmen sollen, und mit bestimmter Erörterung ihrer Eigenthümlichkeit, auch derjenigen, *wodurch sie sich* von den *blofsen* Quantitätbestimmungen, *der blofsen* Zahl u. s. w. unterscheiden, gethan haben würde. Allein auch unbeschadet dieses Zugeständnisses könnte Manchen namentlich Derer, die sich etwa mit uns von der Unstatthaftigkeit der Ausscheidung des Raum- und Zeitbegriffs aus dem Logischen überzeugt haben, durch jenes Verfahren des Meisters der Versuch nahe gelegt scheinen, gleich an dem bezeichneten Orte der Logik, in Mitten der Kategorien der Quantität, für beide Begriffe die wissenschaftliche Stelle aufzufinden. Aber dieser Versuch würde nothwendig mifslingen; er würde alle diese drei Begriffe, Zahl, Raum und Zeit in eine ähnlich gezwungene Stellung zu einander bringen, wie jene, in welche wir bei Hegel die beiden letztern gesetzt erblicken. Denn eben so, wie für den Raum, dessen eigentliche, vollständige Gestalt für die metaphysische Erkenntnifs, um es noch einmal zu sagen, nicht allein durch die Kategorien der Quantität, sondern wesentlich durch die aus Quantität und Qualität gemischten, durch die Kategorien des *Maafses* vermittelt wird, würde denn auch für die Zeit jene zweite Reihe von Kategorien wegfallen, welche eben so wenig entbehrt werden kann, um die Zeit mit dem Raumbegriffe, wie die genannten, um den Raum mit dem Zahlbegriffe zu vermitteln.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 22.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1843.

Georg Wilhelm Friedrich Hegel's Vorlesungen über die Naturphilosophie, als der Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften zweiter Theil. Herausgegeben von D. Carl Ludwig Michelet.

(Fortsetzung.)

Bei Hegel, nicht anders, wie bei Kant, bei welchem ohnehin, der Natur seines Standpunctes zufolge, die Aufgabe einer dialektischen Ableitung und Vermittlung dieser Begriffe gar nicht in Frage kommen konnte, beruht das unvermittelte, brusque Zusammenstellen von Raum und Zeit darauf, dafs beide Begriffe, von dem dialektischen Flusse der Kategorien abgelöst, als *gegebene* hingenommen werden. Man hat sich vorzusehen, dafs man, wenn man den von Beiden begangenen Fehler verbessern will, nicht dennoch wieder in denselben zurückfalle. Dies aber würde der Fall sein, wenn man, statt die Puncte der logischen Entwicklung abzuwarten, an denen diese Begriffe sich, jeder an seiner Stelle, nicht beide auf einmal, als Forderungen des logischen Gedankenverlaufs, der in ihnen seine innere Ergänzung, seine objective Vervollständigung sucht, ergeben, mit ungeduldiger Hast sie, um sie nur überhaupt in der Logik unterzubringen, an der ersten besten Stelle einzuschieben eilen wollte, deren Inhalt nur irgendwie eine Verwandtschaft zu ihnen zeigt, oder durch die Art und Weise, wie er von dem ersten Begründer der metaphysischen Logik behandelt ist, als zu ihrer Aufnahme prädestinirt scheinen kann.

Um nämlich jetzt bestimmter auf den Sinn hinzudeuten, ohne welchen die Aufnahme des Raum- und Zeitbegriffs in die Logik doch nichts fruchten, ohne welche sie den Nutzen, den wir uns für das metaphysische Verständnifs der Natur von ihr versprechen, nothwendig verfehlen, und in der Hauptsache Alles beim Alten, d. h. bei der äufserlichen Stellung des Naturbegriffs zur logischen Idee, die wir als den Grundmangel von Hegel's Naturansicht erkannt haben, lassen würde, werfen wir folgende Frage auf. Was heifst es: den Raum, die Zeit als logische Kategorien, als Momente der logischen Wahrheit, der absoluten logischen Idee erfassen? Wir antworten, im Sinne, wie wir glauben, der richtig verstandenen dialektischen Methode: nichts Anderes, als, in ihnen zunächst abstracte *Bejahungen* erkennen, durch die, entsprechend, wie durch das reine logische *Sein*, diese allgemeinste oder abstracteste aller Beziehungen, nur auf höherer Stufe, d. h. mit weiter ausgebildetem Bewufstsein über die nothwendige Beschaffenheit dieses Seienden, ein Seiendes, oder vielmehr *das* Seiende *als* seiend gesetzt wird; sodann aber, — denn dieses zweite, negative Moment gehört ganz eben so nothwendig zur wissenschaftlichen Fassung jeder logischen Kategorie, wie das erste, positive: — erkennen, wie solche Bejahung an sich, und ohne dafs eine weitere Bekräftigung hinzukommt, durch die sie erst zur wahren Bejahung wird, ganz gleich einer Verneinung ist. Der reine Raum, der noch nichts weiter, als Raum, die reine Zeit, die noch nichts weiter, als Zeit ist, sind in sich selbst ganz eben so nichtig, wie das reine Sein, welches deshalb von Hegel mit Recht als identisch mit dem reinen Nichts ausgesprochen worden ist. — Wir halten uns nun zuerst an die positive Seite, und fragen weiter: auf welchem Wege kann sich die Logik wissenschaftlich berechtigt finden, jeden dieser beiden Begriffe an seiner Stelle auf ganz gleiche Weise, wie an ihrem Anfange das reine Sein, welches *unmittelbar* für den denkenden Geist diese Bedeutung hat, als allgemeine und absolute Form der Bejahung für das Seiende überhaupt, für die Allheit und Unendlichkeit des Seienden, einzuführen? Hier nun ist die durch den richtigen Sinn der dialektischen Methode geforderte Antwort offenbar diese: dadurch, dafs sich an zwei

Digitized by Google

bestimmten Stellen ihres Verlaufs der eine oder der andere dieser Begriffe als die einzig mögliche Form der Bejahung überhaupt, nämlich derjenigen Bejahung, von welcher in der Logik einzig die Rede ist, der rein formalen, aber in dieser formalen Bedeutung schlechthin objectiven, die Gewifsheit ihrer formalen Wahrheit und Geltung für jedes mögliche Object des Erkennens in sich selbst tragenden, ergiebt. Der *Raum* wird zur logischen Kategorie, wenn an einer bestimmten Stelle der Logik klar geworden ist, erstens, dafs ein Princip unendlicher *Specification*, d. h. ein solches, das zu der Unendlichkeit quantitativer Bestimmungen, die in dem Zahlbegriffe gesetzt ist, eine gleiche Unendlichkeit *qualitativer*, derselben absoluten Denknothwendigkeit angehörender Bestimmungen hinzufügt, gefunden werden mufs, wenn überhaupt fernerhin von irgend etwas Seiendem die Rede soll sein können, sodann aber, dafs solches Princip sich nur dadurch finden läfst, dafs man die rein quantitative oder numerische Unendlichkeit doppelt mit sich selbst multiplicirt, oder in ihre dritte Potenz, in ihren Cubus erhebt. Dem entsprechend wird die *Zeit* zur Kategorie, wenn sich im weiteren Verlauf der logischen Dialektik die Nothwendigkeit ergeben hat, dafs die drei rein quantitativen und darum, jede für sich betrachtet, leeren oder nichtigen Unendlichkeiten, die Factoren des Raums, damit sie als seiende sich erweisen, oder bestimmter, als Princip eines solchen Seins desgleichen — nämlich ein im höhern Sinne *wahres*, weil *lebendiges*, lebendig sich auf sich selbst beziehendes, — auch der Raum zu fassen nicht vermag, — wieder auseinander treten, und die eine dieser Unendlichkeiten (— als *Zukunft*) in die andere (die *Vergangenheit*) sich auflöst, um dadurch gemeinschaftlich mit jener die dritte, die, für sich betrachtet (als *Gegenwart*), gleich nichtig, wie beide, als Einheit jener beiden aber (als *Ewigkeit*) die absolute, absolut lebendige Form des Seienden gleichfalls als eines Lebendigen ist, zu erzeugen.

Geht nun schon aus dieser Erwägung hervor, dafs der wissenschaftliche Ort innerhalb der Metaphysik oder metaphysischen Logik für den Zeitbegriff eben so wenig derjenige sein kann, an welchem der Raumbegriff seine Stelle gefunden hat, wie für den Raumbegriff jener, an welchem der Zahlbegriff, so wird dies noch deutlicher erhellen, wenn wir jetzt auch die andere Seite, welche beide, wiefern sie als Kategorien gelten sollen, darbieten, die negative, in Betrachtung ziehen. Die Negation ist dem Raumbegriffe, wie jeder andern logischen Kategorie, immanent, und braucht keineswegs von Aufsen, durch die Zeit, an ihn zu kommen, so wenig, wie etwa erst der Zahl- oder Quantitätbegriff darauf warten mufs, im Raume als sich selbst äufserlich gesetzt zu werden, um von der Logik als das, was er ist, als ein für sich betrachtet rein Negatives und nur durch Anderes und in Anderem (dem *Qualitativen*) Reales und Seiendes erkannt zu werden. Die Gestalt der Negativität, welche der Raumbegriff in seiner dialektischen Fortbewegung sich selber giebt, ist die des *Ortes*; Ort aber ist das, was er ist, wesentlich für ein Seiendes, welches, insofern es einen Ort, und damit den Raum, zu seiner Voraussetzung, zur vorläufigen, negativen Bedingung seines Daseins hat, der weiteren Bestimmung unterliegt, ein *Ausgedehntes*, ein *Körperliches* zu sein. Es erhellt also, dafs der nächste methodische Fortschritt vom Raumbegriffe nicht unmittelbar zum Begriffe der Zeit, sondern nur zum Begriffe der *Ausdehnung oder Raumerfüllung* führen kann, oder, was gleichviel ist, zur logischen Fassung derjenigen Bejahungen, durch welche ein Seiendes gesetzt wird, welches den Raum nicht unmittelbar zu seiner Form, sondern nur zu seiner begrifflichen Basis oder Voraussetzung hat. Die Aufgabe einer *Construction der Materie* genau in dem Sinne, wie Kant sie in seinen für das philosophische Verständnifs der Natur epochemachenden *metaphysischen Anfangsgründen* gefafst hat, tritt mit dialektischer Nothwendigkeit in die Mitte zwischen die methodische Erörterung des Raum- und des Zeitbegriffs, und die Einführung des letzteren kann nicht eher erfolgen, als nachdem jene Construction an sich selbst die Erfahrung gemacht hat, dafs auch sie für sich allein nicht vermögend ist, zu ihrem eigentlichen Ziele, welches zugleich das gemeinschaftliche Ziel aller logischen Betrachtung ist, nämlich zu einem auf sich allein beruhenden und in sich abgeschlossenen Begriffe des Seienden, zu gelangen.

In dem zuletzt Gesagten haben wir einen bestimmteren Maafsstab gewonnen, um die gröfsere Masse der allgemeineren Begriffsbestimmungen von metaphysischer Natur zu würdigen, welche (S. 61—122) die zwei ersten Abschnitte der vorliegenden Naturphilosophie anfüllen, oder wenigstens der weiteren Ausführung

Digitized by Google

welche sich schon hier zum Theil weit genug über das Positive und Empirische verbreitet, zum Grunde liegen. — Auch bei Hegel finden wir, dafs die Gedankenfolge, durch welche dort, unter Voraussetzung nicht blofs des Raum-, sondern zugleich auch des Zeitbegriffs, die Aufgabe einer (sit venia verbo!) Construction der Materie erfüllt werden soll, mit dem Begriffe des *Ortes* anhebt. Aber der Ort wird dort sogleich, in Folge dieser doppelten Voraussetzung, (§ 261) als die „*gesetzte* Identität des Raumes und der Zeit" bezeichnet; eine zum Behuf jener gewaltsamen Anordnung offenbar erkünstelte Bestimmung, gegen die sich Entsprechendes einwenden läfst, wie gegen die oben erwähnte Behauptung Kant's, wonach sogar der Zahlbegriff die Zeit voraussetzen soll. Es reiht sich an sie der, einen ächt dialektischen Sinn zwar durchscheinen lassende, aber in dieser Gestalt doch abstrus und scholastisch bleibende, Formalismus, nach welchem, — wir müssen hier die eignen Worte des Verf.'s wiedergeben — „dieses Vergehen und Sichwiedererzeugen des Raumes in Zeit und der Zeit in Raum, dafs die Zeit sich räumlich als Ort, aber diese gleichgültige Räumlichkeit (gleichgültig, wegen ihrer Indifferenz gegen die Diesheit und das Andersseyn des Ortes) — eben so unmittelbar zeitlich gesetzt wird, die *Bewegung*, dieses Werden selbst aber eben so sehr das in sich *Zusammenfallen* seines Widerspruchs, die unmittelbar identische, daseiende Einheit beider, die *Materie*" sein *soll*. — Der dialektische Sinn, welcher durch diese schwierigen Definitionen hindurchblickt, ist derselbe, der bereits Kant' bei seiner Idee einer dynamischen Construction der Materie vorgeschwebt hat, ohne dafs ihn auch Dieser sich, wie Hegel ihm anderwärts gründlich nachgewiesen, zur vollen Klarheit zu bringen vermocht hätte. Es gilt nämlich an dieser Stelle, den Begriff einer *reinen, im Raume wirkenden Action* zu fassen, einer solchen, die als die substanzielle Grundlage einer wirklichen, wirklich den Raum erfüllenden Materie gedacht werden kann, ohne ihrerseits das Dasein einer Materie vorauszusetzen. Hat nun Kant diesen Begriff nicht ganz erreicht, hat er vielmehr in seiner Vorstellung anziehender und abstofsender Kräfte, aus denen er die Materie zusammensetzt, unvermerkt die Voraussetzung einer schon vorhandenen Materie immer wieder hineingetragen: so hat sich Hegel, wie wenigstens Ref. zu urtheilen nicht umhin kann, noch weiter von dem Rechten entfernt, indem er auch denjenigen Begriff aufgiebt, der bei Kant von allen am Meisten den Weg einer construirenden Dialektik offen hält, den Begriff einer actio in distans, einer unmittelbaren, zeitlosen Wirkung in die räumliche Ferne, und dagegen geradezu die in der Zeit erfolgende *Veränderung* des Ortes, also die *Bewegung*, zur Voraussetzung der Materie macht. Bei dieser Vorstellung fragt man mit Recht, *was* denn das sein soll, das den Ort verändere; da hier der Ort als ein Seiendes vorausgesetzt wird, welches sich eben so gleichgültig gegen das sich Bewegende verhält, wie dieses gegen ihn, während dagegen der richtig gefafste Begriff der actio in distans von selbst solche Frage abschneidet, indem er, ächt dialektisch, eben dieses selbst, das Verneinen der räumlichen Erstreckung, das Setzen zweier räumlich getrennter Orte in Eins, welches ohne allen Zeitverlauf, ohne alle Veränderung geschieht, als das Sein oder vielmehr als das Werden bezeichnet, welches den Raum erfüllt, indem es ihn verneint, oder welches wenigstens zu seiner realen Erfüllung den Anfang macht. Die *Attraction*, welche bekanntlich von Kant als diese actio in distans bezeichnet war, wird von Hegel (§ 262) zum Momente der *Continuität* in der vorhandenen Materie herabgesetzt — ein unstreitiger Rückschritt gegen seinen Vorgänger, dessen Scharfsinne und unbefangenem Blicke es an dieser Stelle gelungen war eine schreiende Dissonanz zwischen der metaphysischen Speculation, die bis dahin (selbst in Geistern, wie einem Leibnitz) jede Möglichkeit einer Wirkung in die Ferne geläugnet hatte, und der seit Keppler und Newton so grofsartig entwickelten Empirie auf das Entscheidenste zu lösen. Die wahre Aufgabe wäre vielmehr zunächst diese gewesen, für den Begriff der *Repulsion*, in dessen Entwicklung Kant ungleich weniger glücklich war, das richtige dialektische Verhältnifs zur Attraction, und damit die Bestimmung aufzufinden, welche auch ihn als das, was er bei Kant sein soll, aber nicht wirklich ist, als eine eben so zeitlose als immaterielle, das Dasein der Materie bedingende Action im reinen Raume darstellt. Hätte Hegel dies unternommen, so würde er dann freilich nicht zu dem etwas dürftigen Resultate Kant's zurückgekehrt sein, bei welchem mit der Gegenüberstellung jener zwei Actionen die ganze Aufgabe einer Construction der Materie als vollendet gegeben wird. Aber er würde noch weniger auf den

Digitized by Google

Gedanken gekommen sein, dieses Resultat dadurch zu berichtigen, dafs er, mit Vorausschicken des Begriffs der Bewegung, die Materie fertig hinstellt, und erst in der bereits vorhandenen sowohl jene Duplicität der Actionen, als auch noch manche andere Begriffsbestimmungen nachweist, welche vielmehr nur in der richtig gefafsten Aufgabe einer Construction der Materie selbst ihren wissenschaftlichen Ort haben würden. War ja doch, jenen Bestimmungen diesen ihren wahren Ort anzuweisen, schon in der Naturphilosophie des Identitätsystems ein sehr beachtenswerther, jetzt so gut wie vergessener Anfang gemacht worden: wie viel mehr hätte Hegeln sein Begriff der dialektischen Methode darauf hinführen müssen, den Begriff der Materie, der schweren, raumerfüllenden Materie nicht als den Anfang, sondern als den Schlufspunct jener Reihe von Momenten anzusehen, welche der Urheber der Naturphilosophie ehemals unter dem, wie es uns scheint, keineswegs unglücklich gewählten Namen des *dynamischen Processes* zusammenzufassen versuchte!

Was zuvörderst die zwei Momente der Attraction und der Repulsion in ihrer Vereinzelung betrifft: so ist es ein Vorurtheil, wenn man dieselben für *nur* abstracte, *nur* ideelle nimmt, in dem Sinne, als komme ihnen keinerlei erscheinende Wirklichkeit auch als von einander unterschiedenen und abgetrennten zu. Die reine Attraction; oder, denn so glauben wir sie nach unserer obigen Andeutung bezeichnen zu dürfen, die reine *Raumverneinung* ist nichts Anderes als die *Schwere* oder *Gravitation* genau in der mit Unrecht von Hegel verworfenen Newtonischen Fassung dieses Begriffs, während die reine Repulsion oder *Raumbejahung* mit dem in abstracter metaphysischer Reinheit gefafsten Begriffe des *Lichtwesens*, des *leuchtenden Aethers* zusammenfällt. Es ist eine der für die Metaphysik, für das metaphysische Verständnifs der Natur wichtigsten Grundthatsachen der naturwissenschaftlichen Empirie, eine Thatsache, zu deren Erklärung (die keineswegs so leicht ist, als es beim ersten Anblick vielleicht scheinen könnte), d. h. zu deren Zurückführung auf logische Denknothwendigkeit die metaphysische Dialektik alle ihre Kräfte aufzubieten hat, dafs beide entgegengesetzte Actionen einem und demselben Gesetze gehorchen, dem Gesetze des umgekehrten quadratischen Verhältnisses der Entfernungen, welches Hegel beim Licht unbegreiflicher Weise ganz ignorirt, bei der Schwere, wie schon bemerkt, unter dem Vorwande, dafs dieselbe, als „absolute Identität", keiner quantitativen Unterschiede fähig sei, sogar ausdrücklich in Abrede gestellt hat. Für die Begriffe beider Actionen wird in einer Metaphysik der Natur eine Stelle *vor* dem Begriffe der im engern, eigentlichen Sinne so zu nennenden Materie oder Masse, in der wissenschaftlichen Ableitung dieses Begriffs, aufzusuchen sein, und wenn die Schwere dann ihrerseits als wesentliche Eigenschaft, als inwohnende Maafsbestimmung der Materie wiederkehrt, das Licht dagegen oder der Aether, aufserdem dafs er als abstractes Moment der Ausdehnung oder Raumbejahung in der ponderablen Materie *aufgehoben* ist, zugleich in äufserlicher, erscheinender Selbstständigkeit ihr gegenübertritt, so ist eben dieses unterschiedene Verhalten der Materie zu den inwohnenden Momenten ihres eigenen Begriffs als eine weitere Bestimmung der Nothwendigkeit in der dialektischen Genesis *dieses ihres* Begriffes aufzuzeigen.

Den entscheidenden Fortschritt über den Kantischen Versuch einer dynamischen Construction der Materie hinaus hatte innerhalb desselben Bereichs wissenschaftlicher Betrachtung die ältere Naturphilosophie gemacht, als sie gewahr ward, wie die Kantische unmittelbare Ineinssetzung der Attractions- und Repulsionskraft zunächst noch nicht die wirkliche, concrete Materie, sondern wieder nur eine Action oder Thätigkeit ergiebt, und zwar eine solche, die uns, wenn auch mannigfach bedingt und umschränkt, und deshalb nicht in der vollen, ungetrübten Reinheit ihres Begriffs, in gewissen bestimmten, scheinbar particulären Erscheinungen der wirklichen Natur entgegentritt. Den *Magneten* in der Entzweiung seiner doch ewig unzertrennlich bleibenden, sich gegenseitig zugleich suchenden und fliehenden Pole als das *Urphänomen* zu begrüfsen, dessen Form oder Gesetz allem erscheinenden Dasein zum Grunde liegt: dies war das entscheidende Aperçu, durch welches der Speculation erst der Blick in das wahre Innere, oder so zu sagen in das Herz der Materie geöffnet ward.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 23.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1843.

Georg Wilhelm Friedrich Hegel's Vorlesungen über die Naturphilosophie, als der Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften Zweiter Theil. Herausgegeben von D. Carl Ludwig Michelet.

(Fortsetzung.)

Wie nahe lag hier für Hegel die Aufforderung, diese wichtige Einsicht, deren Bedeutung im Allgemeinen ihm zwar nicht entgangen war (vergl. S. 246), auf ihren präciseren logischen Ausdruck zurückzuführen, und sie zugleich mit den daran sich knüpfenden Momenten, durch welche, wie durch den Magneten die reale *Linie*, so die reale *Fläche* und der reale *Körper* construirt werden (Elektricität und Galvanismus, — beide gleichfalls, eben so, wie der Magnet, nicht als particulare Naturerscheinungen, sondern als allgemeine metaphysische Potenzen im Constructionsprocefs der Materie oder der Körperlichkeit überhaupt behandelt), *in den methodischen* Zusammenhang einer stufenweise fortschreitenden dialektischen Begründung des Begriffs *der Materie* einzureihen! Allerdings würde er, wenn er dieser Aufforderung Folge geleistet hätte, in Ansehung der eben genannten Begriffe so wenig, wie der vorhin erwähnten des Lichts und der Schwere, damit allein schon *der* Aufgabe genügt haben, die er in der Erörterung *dieser* Begriffe, wie sie der zweite Abschnitt des vorliegenden Werkes giebt, zugleich mit der allgemeinen metaphysischen hat erledigen wollen, der Aufgabe einer concret naturwissenschaftlichen Erklärung der Gründe und Zusammenhänge des besonderen, empirisch bedingten Vorkommens derselben an bestimmten Stellen der wirklichen, physikalischen Erscheinungswelt. Aber es erhellt aus dem Obigen und bereits aus dem Inhalt unsers ersten Artikels, wie eben dies in der Natur der Sache und der Nothwendigkeit der wissenschaftlichen Methode liegt, dafs beide Aufgaben, die metaphysische und die realphilosophische, hier und in andern Partien der Naturwissenschaft in der That von einander abgetrennt bleiben müssen.

Es wird nicht nöthig sein, ausdrücklich darauf hinzuweisen, wie die hier nur im raschen Vorüberflug berührten Kategorien (über die Ref. im Allgemeinen auf seine Metaphysik verweisen kann, nicht ohne die Bemerkung jedoch, dafs er auch hier vielfachen und dringenden Anlafs zu Berichtigungen gefunden hat) sich zu dem Raumbegriffe und dem Geometrischen in ein ganz entsprechendes Verhältnifs stellen, wie bei Hegel die Kategorien des Maafses zum Quantitätbegriffe und dem Arithmetischen. Wie dort von einer Specification des abstract Quantitativen, so handelt es sich hier von einer Specification der abstracten räumlichen Ausdehnung, die, obgleich an sich, dem reinen Quantitätbegriffe gegenüber, schon specificirt, doch ihrerseits wieder im weitern dialektischen Verlaufe die Bedeutung eines schlechthin Quantitativen annimmt, zu einem Realen, Qualitativen, d. h. zur raumerfüllenden Materie. Aber auch hier kann die metaphysische Dialektik, weit entfernt, sogleich zum Begriffe der erfahrungsmäfsig *gegebenen* Materie zu gelangen, nur bis zu einem auch seinerseits noch abstract bleibenden *Allgemeinbegriffe* derselben fortschreiten, zu einem solchen, der nur zeigt, *wenn* Materie gegeben ist, *wie*, d. h. in welcher näher bestimmten Denkform sie gegeben sein mufs, der aber keineswegs schon das quod des Gegebenseins einer wirklichen Materie einschliefst, und daher auch nichts über *die* Eigenschaften der physikalischen Materie lehrt, die wir nur zugleich mit der wirklichen Materie, als gegebene in der Erfahrung vorfinden. Unter jenen abstracten Quidditätsbestimmungen des *Begriffs* der Materie indefs, welche noch diesem metaphysischen Zusammenhange angehören, stehen wir jetzt, nach abermaligem Durchdenken auch dieser Partie, nicht an, einen solchen aufzuführen, den in dieser

Digitized by Google

Reihe anzutreffen Manchen befremden mag, wie denn früher Ref. selbst ihn, irrthümlicher Weise, wie er jetzt einsieht, sogar ausdrücklich davon hat ausschliefsen wollen. Wir meinen den Begriff der *Einheit* und *Untheilbarkeit* der materiellen, ponderablen Substanz, jenen, den älteren Naturphilosophen, z. B. der Cartesischen Schule wohl bekannten, von den meisten neueren aber, und auch von Hegel, übergangenen Begriff, der in den Kreis der physikalischen Empirie durch den bekannten Erfahrungssatz eintritt, dafs in allen mechanischen, chemischen, organischen Vorgängen und Veränderungen das Quantum der Schwere, der schweren Masse, das nämliche bleibt, und weder einer Vermehrung noch Verminderung unterliegt. Die Bedeutung dieses Satzes hätte schon um seiner empirischen Wichtigkeit und um des Mifsverständnisses willen, welches durch seine Vernachläfsigung nothwendig auf den durch die gesammte Darstellung sich hindurchziehenden Gegensatz gegen den materialistischen Atomismus geworfen wird, in einer naturphilosophischen Darstellung, wie die Hegel'sche, nicht unerörtert bleiben dürfen. Wie nämlich diese Darstellung vorliegt, giebt sie, buchstäblich verstanden, in Folge des erwähnten Gegensatzes, den Sinn, als ob das abstracte Moment der Masse und ihrer Schwere in der intensiveren Macht des Chemismus und des Organismus vollständig aufgehe, dergestalt, dafs in den chemischen und organischen Processen unabläfsig neue Masse erzeugt und die vorhandene aufgezehrt werde; was doch, wie man weifs, thatsächlich nicht der Fall ist. Es wird also dem Leser zugemuthet, dieses Thatsächliche als ein von selbst sich Verstehendes vorauszusetzen; dennoch versteht sich dasselbe für den natürlichen Menschenverstand mit Nichten von selbst, sondern wer etwa das bekannte gigni ex nihilo nihil, in nihilum nil posse resolvi, zum Studium der Naturphilosophie mitbringt, der wird mit seltenen Ausnahmen auch die atomistischen Irrthümer dazu mitbringen, die sich in der neuern und zum Theil schon in der alten Physik an diesen Satz geknüpft haben, und die naturphilosophische Darstellung, wenn es ihr gelingt, ihn zum Aufgeben dieser Irrthümer zu vermögen, wird ihn geneigt finden, mit dem Irrthum auch das Wahre, welches ihm zum Grunde liegt, fahren zu lassen. Um dies zu verhüten, bedurfte es auf alle Weise mindestens der ausdrücklichen Darlegung und Anerkennung des empirischen Factums als eines solchen; das Factum aber konnte Hegel nicht anerkennen, ohne zugleich das Problem, welches darin für die philosophische Speculation liegt, zum Bewufstsein zu bringen. Wir zweifeln nicht, dafs es ihm gar nicht schwer gefallen sein würde, dieses Factum auch unter den naturphilosophischen Kategorien, wie sie sich bei ihm einmal gestaltet haben, mit nicht schlechterem Glücke, als so manche andere, oft ziemlich unbequeme Thatsachen der physikalischen Empirie, unterzubringen, sind aber unserseits der Meinung, dafs dasselbe in sein eigentliches wissenschaftliches Recht nicht eher wird eingesetzt sein, als bis es gelungen ist, in einem Zusammenhange streng metaphysischer Denknothwendigkeit die Einsicht ihren Platz finden zu lassen, dafs durch die ganze Unendlichkeit des Raumes hindurch die ponderable Materie, wiefern eine solche überhaupt vorhanden ist (denn die abstracte Denkmöglichkeit, dafs es überhaupt nichts Wirkliches im Raume gebe, wird auch durch diese Kategorie nicht, so wenig, wie durch irgend eine andere der metaphysischen Kategorien ausgeschlossen), nur *als eine und* dieselbe, ihrer Quantität nach ein für allemal bestimmte, und weder eines Zuwachses, noch einer Verminderung fähige gedacht werden kann. Wir kennen die Schwierigkeit eines solchen Beweises, sprechen aber dessen *Möglichkeit* mit um so gröfserer Zuversicht aus, als wir uns bereits im wirklichen Besitze einiger Hauptmomente dazu wissen, und zugleich das Bewufstsein hegen, dieselben nicht etwa Behufs einer metaphysischen Erklärung der erwähnten Erfahrungsthatsache erkünstelt zu haben, sondern, nachdem wir die Möglichkeit solcher Erklärung bereits aufgegeben, durch unbefangenes Verfolgen der Kategorien, in denen die dynamische Construction der Materie enthalten ist, zu unserer eigenen Ueberraschung auf jene Beweismomente, die ungesuchten, geführt worden zu sein. Ist der Beweis einmal gelungen, so wird dann in der wahren Metaphysik der aus ihm resultirende Begriff der in sich einigen und untheilbaren materiellen Substanz an die Stelle jenes leer und unbestimmt bleibenden Substanzbegriffes eintreten, den Hegel aus Spinoza in seine Logik übertragen hat, bekanntlich in der Absicht, dafs er für die weitere Entwicklung des logischen Inhalts zur absoluten Subjectivität des Begriffs und der Idee als Grundlage dienen soll.

Dies führt uns auf die Frage, wie sich in dem

Digitized by Google

metaphysischen Zusammenhange, den wir vor Augen haben, jener Uebergang gestalten wird, welchen wir in Hegel's Logik als Uebergang von der „Substanz" zum „Begriffe" bezeichnet finden, nach unsern Prämissen aber als Uebergang von dem Begriffe des *raumerfüllenden* zu dem des *zeiterfüllenden* Daseins bezeichnen müssen. Wir halten diese Frage für die schwierigste der ganzen Metaphysik, und sind weit entfernt, die Antwort, die man aus des Ref. früherer Darstellung entnehmen könnte, für genügend auszugeben, obwohl wir auch jetzt noch der Meinung sind, dafs in derselben gewisse richtige, die Sache wirklich fördernde Grundaperçu's enthalten sind. Da hier von diesem Gegenstande nur in Bezug auf die vorliegende naturphilosophische Darstellung Hegel's die Rede sein kann, so begnügen wir uns mit der Andeutung, dafs in die methodische Verhandlung desselben alle Hauptmomente — nämlich die allgemeinen, metaphysischen, welche wir als die aus rein apriorischer Denknothwendigkeit zu schöpfenden ein für allemal von den empirischen und realphilosophischen abgetrennt halten müssen — der von Hegel im engern Sinne so genannten *Physik*, als des *zweiten* Abschnitts seiner Naturphilosophie, fallen, wiefern dieselben nämlich nicht schon in demjenigen Theile, den wir oben als die dynamische Construction der Materie bezeichneten, vorweggenommen sind. Der leitende Gesichtspunct ist für uns hier, dafs an diese Stelle alles das gehört, was den dialektischen Voraussetzungen des *Mechanismus* beizuzählen ist, wenn dieser Begriff in dem Umfange und mit der Schärfe festgestellt werden soll, welche ihn dazu befähigt, als *inwohnende Bestimmung* (nicht als *Erfüllung* — denn dies ist sorgfältig davon zu unterscheiden) des in seiner metaphysischen Wahrheit gefafsten *Zeit*begriffs, das Princip der *Mechanik* oder der *physikalischen Mathematik* als dritten Hauptzweiges der Mathematik überhaupt abzugeben. Wie wir dies meinen, ist theils schon aus den Andeutungen unsers ersten Artikels zu entnehmen, theils wird es aus dem sogleich Folgenden noch deutlicher werden. Für jetzt nur die Bemerkung, dafs der Mechanismus nicht blofs die allgemeinen Begriffe der bewegenden Kraft und der beweglichen Materie, sondern offenbar auch schon gewisse specifische Unterschiede der letzteren zu seiner Voraussetzung hat, namentlich jene, welche das Alterthum mit seiner, von Hegel mit Recht, wenn auch schwerlich ganz in der rechten Weise, wieder zu wissenschaftlichen Ehren gebrachten Lehre von der Vierzahl der Elemente unstreitig gemeint hat, die Unterschiede des Festen, des tropfbar und des elastisch Flüssigen, und des Imponderablen. Schon aus dieser Erwägung mufs Jedem, der den Begriff der dialektischen Methode gefafst hat, einleuchten, wie Hegel, vom *metaphysischen* Standpunct betrachtet (— ob vom realphilosophischen vielleicht ein Anderes gelten kann, ist eine weitere Frage, die wir hier zur Seite lassen müssen), unmöglich Recht haben kann, wenn er den Begriff des Mechanismus jenen physikalischen, ohne die ein Object des Mechanismus nicht gedacht werden kann, vorangehen läfst. Der einfachste Mechanismus, den wir kennen, oder vielmehr den es nach allgemeiner Denkmöglichkeit überhaupt geben kann, der Mechanismus der Licht- und Wärmeverbreitung in seiner abstracten, von der specifischen Eigenthümlichkeit der ponderablen Körper, zu denen er in Beziehung tritt, noch unberührten Gesetzmäfsigkeit, setzt schon die specifische Bestimmtheit besonderer physikalischer Qualitäten voraus, welche Hegel in die Voraussetzungen des Mechanismus *nicht* eingehen läfst, und sie den Gesetzen des mechanischen Begriffsgebiets lieber ganz entziehen möchte. Wie viel mehr noch gilt dies von dem mechanischen Processe der ponderablen Körper, unter dessen *allgemeinen* Voraussetzungen die Begriffe der Cohäsion, der Elastität, der specifischen Schwere ganz eben so enthalten sind, wie jener der allgemeinen Gravitation, dessen weitere, von der Mathematik indessen gleichfalls noch ganz aprioristisch behandelte Verzweigungen aber, wie schon bemerkt, auf den Unterschieden der Elemente, so wie diese wiederum auf den allgemeinen metaphysischen Principien des Chemismus beruhen! — Von allen den hier erwähnten, bei Hegel unter dem gemeinschaftlichen Namen der *physikalischen*, im Gegensatze der *mechanischen* Kategorien zusammengefafsten Begriffsbestimmungen ist zu sagen, dafs sie, *an sich* und *abgesehen* von der Bedeutung, die sie im mechanischen Processe haben, wodurch sie erst zu etwas Zeitlichem, zur Grundlage und Bedingung des eigentlich Zeiterfüllenden, d. h. des *Organischen*, werden, sich gegen den Zeitbegriff vollkommen gleichgültig verhalten, dafs sie vielmehr, in ihrer metaphysischen Allgemeinheit (denn nur von dieser ist, um es nochmals zu erinnern, die

Digitized by Google

Rede), nur dienen, den Begriff des raumerfüllenden Daseins, oder der Materialität, der Körperlichkeit im engern Sinne, zu begründen. Darum haben sie auch sämmtlich ihre dialektisch nothwendige Stelle *vor* dem Zeitbegriffe. Der Zeitbegriff kann sich, als nothwendige Gestalt des Seins oder der Wahrheit, erst *aus ihnen* ergeben, indem sie sämmtlich, wie Hegel es sehr gut, aber wiederum nicht an der rechten Stelle (S. 170) angedeutet hat, in den Begriff eines *elementarischen Processes* eingehen, als dessen Wahrheit sich im weiteren Verlaufe der metaphysischen Dialektik der Zeitbegriff sammt dem in ihm als sein eigenes inwohnendes Moment, worein sich seine dialektischen Voraussetzungen auseiuanderlegen, enthaltenen Begriffe des *Mechanismus* oder des *mechanischen Processes* erweist.

Es wäre nun die Aufgabe einer weiteren Detailkritik des vorliegenden Werkes, die einzelnen Paragraphen sowohl der „Mechanik", als auch der „Physik" in der Weise durchzugehen, dafs allenthalben die wesentlichen Abänderungen auch in der Auffassung des Einzelnen nachgewiesen würden, die sich aus der veränderten Stellung des Ganzen ergeben müssen. Damit würde zugleich die zum Theil ziemlich äufserliche und formale Dialektik des vorliegenden Werkes in eine mehr immanente umgewandelt, und die realphilosophischen Bestandtheile desselben überall von den rein metaphysischen ausgeschieden werden. Dies Alles, wie sich versteht, ohne damit den ächt philosophischen Gehalt zu beeinträchtigen, mit welchem auch diese Partien der Hegel'schen Darstellung reichlich ausgestattet sind, besonders sofern dieselben sich polemisch gegen den Atomismus und *einseitigen* Mechanismus der gewöhnlichen physikalischen Empirie kehren. Freilich begegnet es gerade in diesen Partien dem Verf. nur zu oft, (unter andern auch in dem mit besonderer Vorliebe behandelten Abschnitt über die Farbenlehre, wo er sich bekanntlich an Goethe anschliefst), das Kind mit dem Bade wegzuschütten, und über den mit Recht gegen die *ausschliefslich* mechanistische Erklärungsweise erhobenen Einspruch auch das Recht, welches dem Mechanismus als *Momente* der wissenschaftlichen Auffassung und Erklärung der Phänomene nicht bestritten werden darf, zu übersehen und zu beeinträchtigen. Wir können hier auf eine solche Kritik nicht näher eingehen; dagegen verstatten wir uns, um das wahre von Hegel, wie wir dafür halten, nicht durchaus richtig aufgefafste Verhältnifs der allem Natürlichen zum Grunde liegenden metaphysischen Kategorien zur Realität noch an einem Beispiele nachzuweisen, eine Bemerkung über einen sowohl im gegenwärtigen Werke, als auch mehrfach in andern Schriften des Verf.'s mit besonderem Nachdruck hervorgehobenen Lehrsatz. Wir meinen die Erklärung, welche Hegel von den durch ihn so genannten Begriffen der „relativ freien" und der „absolut freien Bewegung", d. h. von dem Galilei'schen Gesetze des Falls und den Kepplerischen des Planetenumlaufes zu geben sucht; diesen, von ihm gleich in seiner Erstlingsschrift, der Dissertation de orbitis Planetarum dargelegten Lieblingseinfall, der auch in einige der ältern Schriften Schelling's (den „Bruno" und die „Neue Zeitschrift für speculative Physik") Eingang gefunden hat, von Hegel aber seitdem in der gröfseren Logik und in den wiederholten Auflagen der Encyklopädie immer auf's Neue wieder, nicht sowohl gegen Angriffe, als vielmehr gegen das beharrliche Ignoriren der Männer vom Fach mit dem hartnäckigsten Eifer verfochten worden ist. Wir glauben, dafs es für die Bekenner der speculativen Naturansicht an der Zeit ist, und in ihrem eigenen Interesse liegt, sich von dieser Verirrung des grofsen Denkers, — denn eine Verirrung ist es, nichts Anderes, — bestimmt loszusagen und zur schlichten, von der wissenschaftlichen Empirie stets festgehaltenen mechanischen Erklärung jener grofsen Thatsachen zurückzukehren. Es kann kaum etwas Geschraubteres, Nebelhafteres, dem gesunden, geraden Verstande, auch dem durch speculative Ideen erleuchteten, Unverständlicheres geben, als die von Hegel unternommene Zurückführung der Galilei'schen und Kepplerischen Gesetze auf ein angeblich in den Begriffen des Raumes und der Zeit begründetes Verhältnifs, nach welchem der Raum als das Quadrat der Zeit gelten, und *darum* (!) das vermeintliche Moment der Freiheit in den Bewegungen unorganischer Körper darin bestehen soll, die Zeitbestimmung mit der räumlichen dadurch *auszugleichen* (?), dafs durch sie entweder die unmittelbare räumliche Bestimmung dem Quadrat der zeitlichen, oder das Quadrat der räumlichen dem Cubus der zeitlichen gleich gesetzt wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 24.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1843.

Georg Wilhelm Friedrich Hegel's Vorlesungen über die Naturphilosophie, als der Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften zweiter Theil. Herausgegeben von D. Carl Ludwig Michelet.

(Fortsetzung.)

Fragt man nach dem Interesse, welches Hegeln auf diesen seltsamen Einfall gebracht haben mag, so wird man schwerlich ein anderes finden, als eben dieses, den Begriff der *Freiheit*, dem noch höchst abstrus gefafsten Princip der Identitätlehre zu Gefallen, in eine Region herüberzuziehen, wo ihm eine von den Vorurtheilen jenes Standpunctes befreite Speculation durchaus keine Geltung beimessen kann. Woher sonst die eigensinnige Polemik gegen die von der Newtonischen *Physik mit bestem* Rechte unternommene Zerlegung der planetarischen Umlaufsbewegungen in die zwei *Momente* der Centripetal- und der Tangentialbewegung, — jene Polemik, in deren leidenschaftlichem Eifer der sonst so besonnene Denker sich die Blöfse gegeben hat, Etwas als unmöglich zu behaupten (Logik I, S. 463 vergl. Naturphilosophie S. 112), dessen Möglichkeit nicht nur, sondern dessen nothwendiges Eintreten unter gewissen Bedingungen von der Mathematik auf das Evidenteste bewiesen ist, nämlich das abwechselnde Umschlagen des, der Bequemlichkeit halber so genannten, Ueberwiegens der centrifugalen Bewegung über die centripetale und umgekehrt, unter der Voraussetzung des realen Unterschiedenseins beider, — woher, fragen wir, dieser Eifer, wenn nicht aus dem einmal gefafsten Widerwillen gegen die Anerkennung eines jenseitigen höheren, in Wahrheit *freien* Princips, dessen Eingreifen in diese Sphäre des Mechanismus sich für den analysirenden Verstand zunächst in dem Phänomen der Wurfbewegung bethätigt, welches auf keine physikalische Nothwendigkeit der Art, wie die centripetale, sich zurückführen läfst? Hieran allein nämlich hängt, wie man bei genauerer Prüfung bestätigt finden wird, die gesammte Antithese gegen die Newtonische Erklärung der Kepplerischen Gesetze, in der sich übrigens Hegel nie ganz klar geworden ist, wie weit er eigentlich gehen, oder *was* er als unwahr bekämpfen soll *); — hängt mithin auch der von ihm an die Stelle gesetzte, angeblich speculative, in der That aber auf phantastischen Sophismen beruhende Erklärungsversuch.

In der Frage nach der richtigen Stellung des Mechanismus concentrirt sich der Gegensatz, den wir, auf gemeinschaftlichem Grunde der dialektischen Methode, gegen die Hegel'sche Naturansicht geltend gemacht haben. Man wird es daher in der Ordnung finden, wenn wir noch einige Augenblicke bei dieser Frage verweilen, und die Puncte, auf die es dabei ankommt, mit möglichster Klarheit herauszuheben suchen. Wir glauben dies nicht besser thun zu können, als durch Hinweisung auf ein Werk, welches durch das Verdienst seiner Darstellung neuerdings so sehr die Aufmerksamkeit Aller, welche sich für diese speculativen Fragen interessiren, auf sich gezogen hat, dafs wir eine Bekanntschaft mit seiner Tendenz bei unsern Lesern voraussetzen zu dürfen glauben. Wenn *Trendelenburg* in seinen „logischen Untersuchungen" in dem Begriffe der *Bewegung* die Grundkategorie zugleich des Denkens und des Seins, das allgemeine Moment der Vermittlung zwischen Subject und Object des Erkennens zu erkennen glaubt, so spricht er da-

*) Vergl. die offenbar schwankenden Aeufserungen S. 110 f. Ein ähnliches Schwanken zwischen der gegen Newton erhobenen Beschuldigung, als habe er etwas ganz Falsches behauptet, und als habe er nur nichts Neues, sondern im Wesentlichen blofs Solches behauptet, was bereits Kepplern bekannt gewesen, wird der aufmerksame Leser schon in der Dissertation de orbitis Planetarum gewahr werden.

Digitized by Google

mit in der Weise einer Hypothese, oder eines unmittelbaren, durch dialektische Entwicklung nicht weiter gerechtfertigten Grundaperçu Dasselbe aus, worauf wir bei der Stellung, die wir in dem Ganzen einer dialektischen Metaphysik der Kategorie des Mechanismus zu vindiciren suchen, abzielen. Auch Er bezeichnet die *Bewegung*, sammt den unmittelbar als inwohnende Momente in ihr enthaltenen Begriffen des *Raumes* und der *Zeit*, und sammt den als weitere Consequenzen aus ihr abzuleitenden *Kategorien* als das Prius, durch dessen unmittelbaren, nicht erst aus äufserer Erfahrung zu schöpfenden Besitz der denkende Geist zur Erkenntnifs auch des äufserlich Gegebenen befähigt wird. Er thut dies mit ausdrücklichem Hinblick auf das gesammte Gebiet der empirischen Wissenschaften, indem er das wohlbegründete Bewufstsein hegt und und ausspricht, wie das Phänomen dieser Wissenschaften sich nur durch den apriorischen Besitz eines Organons für sie erklären läfst, und wie dieses Organon kein anderes ist, als die Mathematik in der ausdrücklichen Bestimmung, welche sie durch die Principien des Raumes, der Zeit und der Bewegung gewinnt, also nicht als blofse Arithmetik und Geometrie, sondern wesentlich zugleich als allgemeine Mechanik. Die Principien *dieser* Wissenschaft also, der allgemeinen Mechanik, werden noch nach der Hypothese dieses scharfsinnigen Forschers die metaphysische Grundlage des Empirischen ausmachen, insofern nämlich das Empirische nicht auf der weiteren, gleichfalls noch der metaphysischen Apriorität zu vindicirenden, Grundlage des *Zweck*begriffs beruht. — Dies Alles nun erkennen wir für vollkommen richtig, mit der Bemerkung jedoch, dafs wir es nicht *als* Hypothese hinzunehmen gemeint, sondern auf streng dialektischem Wege, aus den Prämissen, die unsere obige Betrachtung enthält, abzuleiten entschlossen sind. Dadurch glauben wir nicht nur eine tiefere Einsicht in das Warum *der* Kategorien, deren Anerkennung uns mit den „logischen Untersuchungen" gemeinsam ist, nicht nur die Möglichkeit ihrer Ableitung aus einem Princip eigentlicher Denknothwendigkeit, welches, näher zugesehen, dort fehlt, indem durch das von dem Verfasser jenes Werkes geltend gemachte A priori nicht sowohl eine wirkliche Denknothwendigkeit, als vielmehr nur ein Gebiet innerer, psychologischer Erfahrung, gegenüber der äufseren, sinnlichen, bezeichnet werden soll, sondern wir glauben zugleich damit auch dies zu gewinnen, dafs auf diesem Wege sich eine vollständigere Ableitung der Principien des Mechanismus in Aussicht stellt, als dort gegeben werden konnte. Denn nicht nur findet sich für die specifischen Unterschiede der bewegenden Kräfte und der beweglichen Materie, welche doch, wie oben bemerkt, schon für die allgemeine, rein mathematische Mechanik von wesentlichem Interesse sind, in den „logischen Untersuchungen" kein Princip einer Erklärung, sondern auch die Materie im Allgemeinen bleibt dort, ähnlich dem Kantischen „Dinge an sich", eingeständlicher Weise ein unbekanntes x, welches als existirend anzunehmen uns zwar die äufsere Erfahrung nöthige, für das sich aber im apriorischen Denken eine entsprechende Kategorie ein für allemal nicht will auffinden lassen. Wir dagegen erkennen uns gar nicht eher für berechtigt, von Bewegung, und auch von dem mit der Bewegung zugleich gesetzten Zeitbegriffe, zu sprechen, als bis sich uns im rein logischen oder metaphysischen Denken ein *Object* der Bewegung, dies aber ist nichts Anderes, als der Begriff *der Materie* sammt ihren, zur mathematisch berechenbaren Gesetzmäfsigkeit der Bewegung erforderlichen, inwohnenden Bestimmungen und Unterschieden, ergeben hat. Auf welchem Wege wir *dazu* zu gelangen gedenken, dies wird man aus dem, was wir vorhin über die nothwendige Umkehr der Stellung sagten, in die bei Hegel die „Mechanik" zur „Physik" gesetzt war, leicht entnehmen können.

Je entschiedener wir nun aber nach diesem Allem auf der den Principien des Mechanismus im metaphysischen Zusammenhange von uns angewiesenen Stelle beharren müssen, mit um so gröfserer Sorgfalt müssen wir uns der Reinhaltung dieser Principien, der Abhaltung aller blofs empirischen, bei Hegel in reichem Maafse, namentlich im Capitel von der „absoluten Mechanik" ihnen beigemischten Momente befleifsigen. Diese Kategorie einer *absoluten* Mechanik erkennen wir überhaupt für ungehörig; nach der einen Seite ist, als Moment des absoluten Prius, der absoluten Denknothwendigkeit, alle Mechanik absolut, nach der andern ist nichts Mechanisches absolut, denn keine mechanische Bestimmung ist *als* solche, durch ihre eigene Kraft oder durch Kraft der in sie eingegangenen dialektischen Voraussetzungen, ein Reales, sondern alle Mechanik hat ihre Wahrheit und Realität nur als in-

Digitized by Google

wohnendes Moment eines höheren, in einer dem Mechanismus jenseitigen Sphäre aufzusuchenden Realen. Diese, schon in Leibnitz bekanntem Ausspruche: „dafs Alles in der Natur mechanisch zugehe, mit Ausnahme der Principien dieses Mechanismus selbst" enthaltene Wahrheit *) ist von Hegel verkannt worden, wenn er die inwohnende Nothwendigkeit der mechanischen Bestimmungen auch über die *wirkliche Existenz*, über das *Gegebensein* einer körperlichen Welt erstrecken will, die ihre wesentliche, nach dieser Stufe der Begriffsbestimmung, und nicht erst einer höhern, angehörende Bestimmung in den Massenverhältnissen und den gesetzmäfsigen Bewegungen ihrer Glieder haben soll. Weder das Dasein der Himmelskörper selbst, noch ihre Massen- und Bewegungsverhältnisse in der Gestalt, wie sie erfahrungsmäfsig vorgefunden werden, sind nothwendige in *dem* Sinne wie Er es will; den Bewegungen kommt eben nur eine *mechanische*, d. h. eine *der wirklichen Existenz* nach von gegebenen Bedingungen abhängige, wiewohl in abstracto, d. h. in Bezug auf die *Möglichkeit* dieser Voraussetzungen, allerdings rein mathematische, Nothwendigkeit zu. Hätte sich Hegel solcher Verunreinigung der mechanischen Kategorien innerhalb ihres eigenen Gebietes enthalten, so würde dafür auch das Bedenken weggefallen sein, welches ihn innerhalb der Physik und hin und wieder auch innerhalb der Organik verhindert hat, die mechanischen Bestimmungen als inwohnendes Moment von Begriffen anzuerkennen, denen doch die empirische Forschung gar nicht anders, als durch Herbeiziehung mechanischer Kategorien beizukommen weifs. So Recht ohne allen Zweifel der speculative Denker hat, auf den Gebieten der Licht- Farben- Wärmelehre, der anorganischen und organischen Chemie u. s. w., die atomistischen Voraussetzungen abzuweisen, welche die meisten Physiker, Chemiker, auch wohl Physiologen in die Anwendung jener Kategorien hineintragen, so Unrecht hat er auf allen diesen Gebieten mit der Nichtbeachtung der mechanischen Bestimmungen selbst; und eben in Bezug hierauf hätte eine reiner gehaltene Behandlung des mechanischen Begriffsgebietes ihn auf die Einsicht bringen müssen, wie die richtig verstandene Uebertragung der mechanischen Kategorien auf jenes Aufsermechanische keineswegs mit einem nothwendigen Rückfall in die atomistische Vorstellungsweise verbunden ist. Freilich aber bleibt eben solche Behandlung eine Aufgabe, welche zur Zeit noch nicht vollständig gelöst ist. Hegel seinerseits hat ihre allgemeine Bedeutung sehr wohl begriffen, indem er der Kategorie des Mechanismus, abgelöst von allen empirischen Naturbedingungen, eine Stelle in seiner Logik einräumte; aber durch die Lostrennung von den Elementen, die keineswegs blofs in der äufsern Anschauung, sondern allerdings auch im reinen Gedanken diese Kategorie bedingen, wird seine *dortige* Behandlung zu einer leer abstrusen, für die concrete wissenschaftliche Einsicht gänzlich unfruchtbaren, während die naturphilosophische von vorn herein mit empirischen Voraussetzungen behaftet ist.

Die wahre Bedeutung dieser, von uns hier dem Mechanismus angewiesenen Stellung wird erst dann vollständig begriffen werden, wenn man dahin gelangt sein wird, den logischen Gegensatz dieses Begriffs, den Begriff des *Organismus*, nicht blofs in der allgemeinen Weise, die in der Wissenschaft unserer Zeit nicht erst noch gesucht zu werden braucht, sondern in einer wissenschaftlich näher motivirten, als die eigentliche *metaphysische Wahrheit* des Naturbegriffs, als die Kategorie, in welcher alles Natürliche gesetzt werden mufs, wenn es als *seiendes* gesetzt werden soll, zu erkennen und auszusprechen. Das Allgemeine dieser Erkenntnifs ist der grofse Schritt, den die philosophische Naturbetrachtung in dem ältern Systeme Schelling's gethan hat, und Hegel ist hinter dieser Einsicht in der Hauptsache nicht zurückgeblieben. Aber Hegel selbst hat uns gelehrt, uns bei diesem Allgemeinen nicht zu begnügen. Wenn wirklich mit dem Satze Ernst gemacht werden soll, dafs die Erscheinung des organischen Lebens auf dem Gipfel *der* Natur, die *unserer* Anschauung geöffnet ist, nicht blofs ein zufälliges Spiel der in der unendlichen Substanz der Natur verborgenen Kräfte, und eben so wenig nur eine durch äufsere Gewalt ihr aufgedrungene, künstliche Verschränkung dieser Kräfte, sondern dafs sie in Wahrheit der aufgeschlossene, zur letzten Entfaltung und

*) Es kann jedoch dieser Ausspruch auch auf die Nothwendigkeit einer *metaphysischen Ableitung* der Principien des Mechanismus bezogen werden. Dies selbst nämlich ist charakteristisch für den Standpunct, auf welchem, mit allen Philosophen seiner Zeit, auch Leibnitz steht, dafs für ihn der Unterschied zwischen dem *Formel*grunde, der alles Mechanische in dem dialektisch Vorangehenden, und dem *Real*grunde, den es in dem dialektisch Nachfolgenden hat, nicht vorhanden ist.

Digitized by Google

dadurch zur Offenbarung auch für uns gekommene *substanzielle Kern* des Naturseins, dafs also die Natur selbst in ihrem innersten Grunde und Kerne organisch, oder Ein grofser Gesammtorganismus ist, — wenn, sagen wir, mit dieser Einsicht wissenschaftlich Ernst gemacht werden soll, so gehört dazu vor Allem, dafs auf dem Wege streng logischer oder metaphysischer Dialektik sich die Nichtigkeit alles dem Organismus *vorausgesetzten*, — nach der gemeinen Ansicht *factisch*, nach der richtigen nur *begrifflich* vorausgesetzten, — also für sich unorganischen, Daseins, ergeben habe. Die metaphysische Dialektik kann nicht eher dazu gelangen, die Begriffsbestimmungen, in denen der Organismus enthalten ist, die *Kategorien der Lebendigkeit*, als die einzig mögliche Gedankenform, in welcher das Seiende als ein Wahres und Wirkliches erfafst zu werden vermag, hinzustellen, als bis sie die gesammte vorangehende Kategorienreihe dazu herausgearbeitet hat, als aufgehobenes, inwohnendes Moment in die Kategorie des lebendigen Organismus eintreten zu können. Der Metaphysik nämlich, der absoluten metaphysischen oder logischen Denknothwendigkeit, ist dieses ihr Anrecht auf die Begriffe des Lebens und des Organismus bereits in Hegel's Logik vindicirt worden. Bekanntlich treten dort diese Begriffe unter der allgemeinen Rubrik der *Idee*, nahe am Schlusse des Ganzen, als die höhere Wahrheit der logischen Bestimmungen auf, in denen jene Wissenschaft auch die specifischen Formen des Naturseins, die Formen des Mechanismus, des Chemismus und der Teleologie, vorzubilden, nicht unterlassen hat. Der *Mechanismus* wird zwar nicht ausdrücklich, wie wir ihn fassen, als die Totalität jener, der Idee des Lebens voran- und in sie eingehenden Bestimmungen begriffen, aber er erscheint doch unter ihnen als eine derselben, und wenn Hegel in seiner logischen Darstellung Mechanisches und Teleologisches hin und wieder, auf *Kant's* Vorgang, auch als einen einfachen Gegensatz zu betrachten liebt, so ist mit diesem Gegensatze *die* Stellung des Mechanischen, die wir für die richtige halten, wenigstens angedeutet. Die Kategorie des Mechanismus, wenn sie nicht, wie dort, in raum- und zeitloser Abstraction, sondern in der concreteren, aber doch rein metaphysisch bleibenden Bestimmtheit gefafst wird, wie von ihr die mathematischen Wissenschaften beherrscht werden, welche unter dem gemeinschaftlichen Namen der mechanischen zu begreifen sind, gestaltet sich von selbst zur Totalität der metaphysischen Voraussetzungen des Organismus. Auch der Chemismus, den Hegel bereits in der Logik als eine eigene, und zwar höhere Kategorie davon abtrennt, ist darin enthalten, — der metaphysische nämlich, oder die allgemeine Form oder Grundbestimmung des Chemismus, während die Erscheinungen des realen Chemismus in der wirklichen Natur nach einer Seite hin schon unter der Potenz der organischen Gesammtbestimmungen des Naturlebens stehen, und dadurch der ausschliefslichen Herrschaft des rein mechanischen Princips sich entziehen, ähnlich, wie ja auch die mechanischen Phänomene der himmlischen Bewegungen u. s. w. zuletzt von organischen oder teleologischen Impulsen abhängig sind. — Eben aber *als* dies, *als* Totalität der metaphysischen Voraussetzungen des Organismus, ist der Mechanismus etwas durchaus Negatives, für sich Nichtseiendes, oder vielmehr, er ist die dem Organischen, organisch-Lebendigen, als dem allein wahrhaft Seienden, inwohnende Negativität selbst, der in das Leben eingeschlossene und dadurch von ihm überwundene *Tod*, gleichwie, von einem noch höheren Standpunct betrachtet, das Natürliche überhaupt mit Einschlufs des organisch-Lebendigen, für das in dem Geist und dessen Freiheit als der letzten Wahrheit alles Seienden eingeschlossene Negative zu gelten hat. — Auch der Verfasser der „logischen Untersuchungen", um noch einmal auf ihn zurückzublicken, stellt auf sinnige Weise dem Begriffe der *Bewegung* den *Zweck*begriff als ein zweites und höheres A priori, als ein zweites Princip der Vermittlung zwischen Subject und Object, zwischen Denken und Sein, und als Quelle einer zweiten Kategorienreihe gegenüber, und es läfst sich nicht verkennen, wie nahe diese Gegenüberstellung mit der unsrigen von Mechanismus und Organismus zusammentrifft. Aber beide Principien bleiben sich dort einander äufserlich; sie scheinen auf dem Boden der wirklichen Natur nur zufällig einander zu begegnen und zu dem gemeinschaftlichen Resultate der erscheinenden Wirklichkeit zusammenzuwirken, weil die Dialektik fehlt, durch welche die mechanischen Kategorien als sich in sich selbst aufhebende oder verneinende, und dadurch zu der höhern Wahrheit der organischen hinüberführende aufzuzeigen gewesen wären.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 25.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1843.

Georg Wilhelm Friedrich Hegel's Vorlesungen über die Naturphilosophie, als der Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften zweiter Theil. Herausgegeben von D. Carl Ludwig Michelet.

(Schlufs.)

Es liegt in der Natur von Hegel's Standpuncte, wie wir denselben mehrfach im Obigen bezeichnet haben, dafs diese einfache Gesammtansicht über das Verhältnifs des Mechanischen und des Organischen in der Natur, — sie, die zur richtigen Stellung der Probleme auch des empirischen Forschens auf dem Gebiete, wo sich beide berühren, nach unserm Dafürhalten die unerlafsliche Bedingung ausmacht, und mit deren Durchdringen und richtigem Verständnifs erst die grofse Anschauung der neuern Philosophie über den wesentlichen Zusammenhang der Idee des Organismus mit der Idee überhaupt, oder der Idee des Absoluten, sich als eine fruchtbare auch für die naturwissenschaftliche Empirie erweisen wird, — in der naturphilosophischen Darstellung dieses Denkers, wenn man sie ihm auch nicht geradezu absprechen darf, doch nicht ganz zu ihrem Rechte hat kommen können. Dies zeigt sich schon in der oben gerügten Verunreinigung der Kategorie des Mechanismus durch empirische Beimischungen, durch deren Hülfe der Afterbegriff einer „absoluten Mechanik" erkünstelt worden ist, so wie anderntheils in der falschen Stellung der „physikalischen" Kategorien gegen die mechanischen: es zeigt sich nicht minder in der Behandlung der „organischen Physik", und in der Art und Weise, wie dieselbe an die vorangehenden Theile der Naturphilosophie angereiht worden ist. Denn wenn auch Hegel im Allgemeinen die Forderung, die Natur im Grofsen und Ganzen als organisch zu begreifen, gelten läfst; wenn er in diesem Sinne (S. 430 ff.) den Begriffen des pflanzlichen und des thierischen Organismus den Begriff der „geologischen Natur" als einen integrirenden Theil der „Organik" voranstellt: so hat er doch im Vorangehenden die mechanischen und die physikalischen Kategorien viel zu sehr als ein sich selbst Reales, Selbstständiges behandelt, als dafs ihm an dieser Stelle der Gesammtorganismus der Natur eine andere Bedeutung, als (S. 423) nur die eines „Nichtlebens", eines „Leichnams des Lebensprocesses", einer (— äufserlichen und überdies nur auf unsern Erdkörper beschränkten, also in Wahrheit sehr particular bleibenden) „Totalität der als unlebendig existirenden mechanischen und physikalischen Natur" haben könnte. Die Schuld dieser Auffassung trägt, wie man leicht gewahr wird, die vorausgesetzte Vorstellung der *Aeufserlichkeit* des Naturseins. Wäre diese nicht, so würde schon sein eigener Begriff der dialektischen Methode den Vf. genöthigt haben, die Kategorien in einem ganz andern, der *logischen* Dialektik entsprechendern Sinne für die *Wahrheit* der mechanischen und physikalischen Kategorien, und von *ihrer* Vermittlung alle und jede Realität, nicht blofs die Realität der im engern Sinne so genannten organischen Natur, abhängig zu erkennen. Die nähere Art und Weise, wie die metaphysische Dialektik solche Erkenntnifs zu vollziehen hat, ist von uns schon im Obigen angedeutet; sie besteht zunächst in der richtigen Einreihung des *Zeit*begriffs in die Kategorienreihe der metaphysischen Wissenschaft. Der Zeitbegriff ist es, der alle ihm vorausgesetzten Daseinsformen, die sich eben durch ihn und in ihm zum Gesammtbegriffe des *mechanischen Processes* zusammenschliefsen, dergestalt in sich aufzehrt, dafs ihre Realität dadurch zu seiner eigenen, also zu einer abstracten und leeren, oder, was gleichviel ist, zur Nichtrealität, seine eigene inwohnende Gesetzmäfsigkeit aber, d. h. eben der Mechanismus, zum Gesetz eines nur erst noch hypothetischen Geschehens wird, dessen Wirklichkeit von der Thatsache einer *Zeiter-*

Digitized by Google

füllung abhängt. Dieses selbst aber, die Zeiterfüllung, ist wiederum eine metaphysische Kategorie, die sich auf ganz entsprechende Weise, wie nach unserer obigen Bemerkung der Begriff des raumerfüllenden oder körperlichen Daseins, nur in einer dialektischen Folge von Begriffsbestimmungen entwickeln läfst. Unter diesen wird nun zunächst eben die des *Organismus* und des *Lebens*, weiterhin aber auch die des *Geistes*, des erkennenden und selbstbewufst wollenden, als der höchsten, allein sich durch sich selbst verwirklichenden, weil allein *freien* Potenz des Daseins, ihre Stelle finden.

Den Abschnitt, der von der Organik handelt (S. 423—696), glauben wir übrigens als den verhältnifsmäfsig gelungensten in Hegel's Werke bezeichnen zu können. Die beiden Hauptmängel, die wir an dem Werke zu rügen fanden, die Vermischung des metaphysischen und des realphilosophischen Gesichtspunctes, und die dem Ganzen zum Grunde gelegte Vorstellung von der Aeufserlichkeit der Natur gegen die Idee, machen sich hier in demselben Maafse minder fühlbar, als nach Hegel's eigener Voraussetzung die Natur im organischen Bereiche der Idee wieder näher tritt und vollständiger deren Form sich einverleibt. Die Darstellung dieses Abschnitts nimmt im Ganzen bestimmter, als die vorangehende, die Gestalt einer philosophischen Betrachtung des empirisch Gegebenen an, da das Gegebene hier unmittelbar dem Philosophen in einer Gestalt vorliegt, welche zur Idee in einem minder schroffen Gegensatze steht, als, nach seiner Auffassung, die Gestalten der unorganischen Natur. Auch macht sie sich im Einzelnen nicht so auffallender Gewaltsamkeiten gegen dieses Gegebene schuldig, wie zu welchen in den früheren Theilen die Meinung, der Philosoph müsse die begrifflichen Momente, welche die Natur, ohnmächtig, die Bestimmung des Begriffs festzuhalten, auseinander geworfen habe, durch die Macht des Gedankens zusammenbringen, verleitet hatte. Dabei fehlt es freilich auch in diesem Gebiete nicht an vielfachen Nachwirkungen der frühern Mifsgriffe. Das Verhältnifs des organischen Lebens der Pflanzen- und Thierwelt zu dem ihm selbst, diesem Leben, inwohnenden Mechanismus, hat Hegel, bei allem in der Verhandlung dieser Frage aufgebotenem Tiefsinn, eben so wenig zur Klarheit zu bringen vermocht, wie das Verhältnifs zu der gemeinhin unorganisch genannten Aufsenwelt, welches letztere, wie übrigens richtig von ihm bemerkt worden ist, kein *nur* mechanisches sein kann, schon darum nicht, weil die Aufsenwelt selbst, zwar nicht im Einzelnen, aber doch im Grofsen und Ganzen organischer Natur, und der Einzelorganismus zugleich ein Glied oder Moment in diesem Gesammtorganismus ist. In allen diesen Beziehungen scheint uns indessen der Vf. eben so geneigt, dem mechanischen Momente zu *wenig* einzuräumen, wie die Mehrzahl der empirischen Forscher, wenigstens derjenigen, die sich der physikalischen Schule anschliefsen, geneigt sein mag, ihm zu *viel* einzuräumen. Als Beispiel dieses Zuwenig, möge auf seine Theorie über den Blutumlauf (S. 577f.) hingewiesen sein, die wohl von den meisten Physiologen, falls sie davon Notiz nehmen wollen, mit Kopfschütteln wird aufgenommen werden. Uns war bei derselben die Analogie merkwürdig, in welcher sie zu der Vorstellung eines vermeintlich absoluten Mechanismus in der Bewegung der Himmelskörper steht; wie nämlich dort, so wird auch hier eine *freie* Bewegung im Blut als solchem angenommen, und der Voraussetzung eines mechanischen Anstofses, welchen *diese Flüssigkeit* durch andere Kräfte des Organismus *erhalten*, widersprochen. — Im Uebrigen begiebt sich Ref., wie billig, auch was diese Theile betrifft, des näheren Urtheils über die Verarbeitung des empirischen Inhalts. Sachverständige mögen entscheiden, ob Hegel in dem Verkehr mit den ihm zu seiner Zeit zugänglichen Quellen dieses Inhalts an jedem Ort eine gute Auswahl getroffen, und in ihrer Benutzung einen richtigen Tact bewährt hat. Für die Nichtberücksichtigung späterer Entdeckungen der Wissenschaft kann er natürlich nicht verantwortlich gemacht werden, aufser wiefern sich etwa finden sollte, dafs er durch übereilte aprioristische Machtsprüche die Resultate derselben zum Voraus von sich abgewiesen habe. Ein ausdrückliches Bedenken gestatten wir uns nur noch über einen Umstand, welcher der Beurtheilung von dem allgemein philosophischen Standpunete, den wir im Vorstehenden eingenommen haben, näher liegt. Dieser Umstand betrifft die Gränze, durch welche Hegel die Naturphilosophie als einen Theil der Realphilosophie (— innerhalb der Metaphysik kann, wie wir nicht erst zu erinnern brauchen, von einer solchen Gränze überhaupt nicht die Rede sein) nach der Seite der Geistesphilosophie hin abschliefst; diese nämlich scheint uns eine unsichere und schwankende, wo nicht eine, nach seinen eigenen Vor-

Digitized by Google

aussetzungen geradezu falsche zu sein. Wir finden nämlich, dafs Hegel in der Lehre vom thierischen Organismus sich ausschliefslich mit den körperlichen Functionen des Thierlebens beschäftigt, die Bestimmungen des Seelenlebens dagegen ganz übergeht, d. h. sie, wie wir hier annehmen müssen, und in der weiteren Folge seiner encyklopädischen Darstellung bestätigt finden, der Geistesphilosophie überweist. Dieses Verfahren empfiehlt sich zwar, was namentlich die Behandlung der Geisteslehre, oder vielmehr nur ihres ersten Theils, der Lehre vom subjectiven Geiste, betrifft, dem hergebrachten Treiben unserer Psychologen und Anthropologen dadurch, dafs es für die von derselben beliebte Vereinigung des Elementes der allgemeinen, animalischen Seelenlehre mit der Lehre vom selbstbewufsten Geiste des Menschen eine scheinbare Rechtfertigung in der Anordnung des Systems darbietet. In der That aber wird dadurch, abgesehen von der Inconsequenz gegen das philosophische Princip, welche das als zusammengehörig und dem Begriffe nach Eins Erkannte, die Seele und ihren organischen Leib, auseinanderreifst, der argen Verwirrung Vorschub geleistet, welche in unsern psychologischen Handbüchern fast ohne Ausnahme in Bezug auf den eben angedeuteten, dort so gut wie ganz vernachläfsigten Unterschied obwaltet. Dafs diese Verwirrung in den aus Hegel's Schule hervorgegangenen psychologischen Arbeiten und in der eigenen encyklopädischen Darstellung dieses Denkers nicht gehoben ist, dafs sie vielmehr, den Forderungen der dialektischen Methodik gegenüber, welche durch nichts gröblicher verletzt werden kann, als durch dieses unkritische Zusammenwerfen der Begriffsbestimmungen des animalischen Seelen- und des selbstbewufsten Geisteslebens, dort nur um so greller hervortritt: davon wird sich leicht jeder überzeugen, der mit dem Bewufstsein der *Aufgabe*, die hier noch zu lösen ist, einen Blick auf diese Darstellungen werfen will.

Was die Gestalt betrifft, in welcher der Hr. Herausgeber das Werk dem Publicum vorgelegt hat, so haben wir darüber Folgendes zu bemerken. Schon die Ueberschrift des Buches zeigt, dafs Derselbe es als seine Aufgabe betrachtet hat, den Inhalt der naturphilosophischen Vorlesungen Hegel's mit möglichster Vollständigkeit wiederzugeben, und so eine Darstellung zu liefern, in welcher die Paragraphen der Encyklopädie samsamt ihren Anmerkungen der Sache nach fast nur als eine Zugabe erscheinen, während dem Worte nach vielmehr die aus den Vorlesungen entnommenen Partien als „Zusätze" bezeichnet sind. Man kann sich nicht verbergen, dafs dadurch das Buch ein etwas unförmliches Ansehen erhalten hat; aufserdem ergiebt sich der Uebelstand, dafs diese Weise der Bearbeitung zu der des ersten Theiles der Encyklopädie (vgl. unsere Anzeige desselben in diesen Jahrbb., Jahrg. 1841, Jan., N. 7—10) in einem offenbaren Mifsverhältnisse steht. Dort nämlich waren die aus den Vorlesungen entnommenen Zusätze nur als kurze Erläuterungen zu den Paragraphen behandelt worden, während hier, wie gesagt, die Vorlesungen selbst in ihrer ganzen Breite aufgenommen sind. Das Motiv zu dieser abweichenden Behandlungsweise mochte der Herausgeber in dem Umstande finden, dafs wir über die Naturphilosophie nicht, wie über die Logik, ein ausführlicheres Werk von Hegel's eigener Hand besitzen, dessen Stelle uns hier, wie in mehreren Partien der Geistesphilosophie, die Vorlesungen vertreten sollen. Allein hätte man wirklich die über die Naturphilosophie gehaltenen Vorträge hiezu geeignet befunden, so wäre dann wohl das Richtigere gewesen, sie, gleich den Vorlesungen über so manche andere Disciplinen, die freilich in der Encyklopädie noch spärlicher bedacht sind, in Gestalt eines selbstständigen Werkes erscheinen zu lassen. Dafs man dies nicht zu thun für gut befunden hat, dies ist wohl für ein Eingeständnifs zu nehmen, dafs sich die naturphilosophischen Vorlesungen Hegel's in der That nicht zu solcher Selbstständigkeit eigneten, dafs sie vielmehr, wie sie in der spätern, reifern Zeit dieses Denkers, äufserlich die Paragraphen der Encyklopädie zur Grundlage nahmen, so auch ihrer innern Beschaffenheit nach von ihnen abhängig blieben. Aber diese Abhängigkeit eben legte unsers Erachtens dem Herausgeber die Verpflichtung einer gröfsern Sorgfalt auf, bei der Hineinarbeitung des Inhalts der Vorlesungen in die Folge der Paragraphen, zu denen diese sich eben nur als Erläuterungen geben wollten. Ein Anderes ist in einem solchen Falle der mündliche Vortrag, dem es immerhin verstattet, ja bei dem es unvermeidlich sein mag, die Sätze des zum Grunde gelegten Lehrbuchs auf mannigfache Weise zu paraphrasiren und in's Breite zu ziehen, ein Anderes ein Schriftwerk, dem man dergleichen Weitschweifigkeiten und Unförmlichkeiten nicht gern zu Gute hält. Allerdings hat es stets ein Interesse,

Digitized by Google

einen so kräftigen, originellen Geist, wie Hegel, in seinen eigenen Worten und Wendungen sprechen zu hören, auch wo er sich frei und zwanglos gehen läfst, oder wo er, wie solches in diesen Vorlesungen auch wohl vorkommt, in etwas unbeholfener Improvisation mit dem Ausdrucke der in ihm gährenden Gedanken ringt; und wir bekennen gern, dafs wir dieses Interesse beim Lesen des Vorliegenden mehrfach, und in reicherem Maafse, als bei manchen sorgfältiger ausgearbeiteten Darstellungen empfunden haben. Dennoch müssen wir bezweifeln, ob hier, zwischen den Paragraphen der Encyklopädie, für die Mittheilung eines so wenig buchgerecht verarbeiteten Vortrags der rechte Ort war, und die Frage aufwerfen, ob der Hr. Herausgeber nicht dem Andenken und Fortwirken seines Meisters einen erspriefslichern Dienst geleistet haben würde, wenn er, mit Unterdrückung so mancher, von Hegel eilfertig und ohne eine Durcharbeitung der Art, wie er zum Behuf des Drucks unstreitig selbst von sich gefordert haben würde, hingeschriebenen oder hingesprochenen Partien, sich nur auf das zur Erläuterung der Paragraphen wirklich Nothwendige oder Förderliche in einer für diesen Zweck geeigneten Form hätte beschränken wollen.

Weifse.

Druckfehler im ersten Artikel der Recension von Hegel's Vorlesungen über die Naturphilosophie.

S. 46 Z. 10 v. u. st. Anfängern l. Anhängern
— 48 — 9 v. u. st. neuen wissenschaftlichen l. naturwissenschaftlichen
— 55 — 10 v. u. st. *für* l. *hier*
— 56 — 27 v. u. st. reinen l. eignen

XII.

Λόγος ἐπιτάφιος εἰς τὸν ἀοίδιμον Θ. Κολοκοτρώνην, ἐκφωνηθεὶς ὑπὸ Κωνσταντίνου τοῦ ἐξ Οἰκονόμων. *Athen*, 1843.

Das neuerstandene Griechenland — dessen allerwärts freie Entwicklung leider von Denen selbst auf mancherlei Weise gehemmt wird, die dieselbe aus Gründen der Gerechtigkeit und um des eigenen Vortheils willen vielmehr kräftigst unterstützen sollten! — das neuerstandene Griechenland hat auf dem Wege der geistigen Entwicklung schon manchen Schritt vorwärts gethan, — occulto velut arbor aevo! — und unter Umständen, die ihm günstig und zugleich von äufserem Einflusse unabhängig waren, auf dem Gebiete der wissenschaftlichen Wiedergeburt schon manche Eroberung glücklich bewerkstelligt, die auch der bereits begonnenen oder doch sicher bevorstehenden Entwicklung der Dinge im Oriente unter allen Umständen zu Statten kommen mufs. *Brandis* in seinen „Mittheilungen über Griechenland" (1842), Theil 3, in demjenigen Abschnitte, der sich mit der neugriechischen Literatur, namentlich mit der wissenschaftlichen Literatur beschäftigt, giebt hierzu in nuce den besten Commentar, und auch die letzten zwei Jahre haben für Denjenigen, der um die wissenschaftliche Literatur des neuen Griechenlands sich bekümmert, und dessen Interesse bei der mangelhaften buchhändlerischen Verbindung zwischen Deutschland und Griechenland von Zeit zu Zeit neue Nahrung zugeführt worden ist, neue und erfreuliche Beweise für jene Wahrheit geliefert. In der von Brandis a. a. O. gegebenen Uebersicht hat Derselbe zwar der für die Theorie der Rhetorik unter den Griechen unserer Tage gemachten Versuche im Vorbeigehn gedacht; er hatte jedoch zu erwähnen vergessen, dafs das Gebiet der Rhetorik auch bereits praktisch unter den Griechen angebaut und gepflegt worden war. Kein Wunder; denn die politischen Verhältnisse begünstigten die *politische* Beredsamkeit, und die *geistliche* Beredsamkeit war im neuen Griechenland nie ganz ausgestorben, wenngleich sie nur auf einer niedrigen Stufe gestanden und bei dem Drucke, unter welchem die Kirche selbst sich befunden, ebenfalls nur in einem gedrückten Zustande gewesen war. Von politischen Reden aus der Zeit des griechischen Freiheitskampfes liegt nur eine kleine, auf der Insel Aegina gedruckte und im Jahre 1829 erschienene Sammlung, unter dem Titel: Σπυρίδωνος Τρικούπη Λόγοι ἐπικήδειοι καὶ ἐπινίκειοι, vor, welche sechs, in den Jahren 1824 bis 1827, zum Theil aus dem Stegreif gehaltene Reden des bekannten Staatsmanns und Historikers, Trikupis, enthält; und aufserdem gedenke ich hier noch der, während des griechischen Freiheitskampfes zu verschiedenen Zeiten von dem gelehrten Neophytos Wamwas, jetzigem Professor der Philosophie an der Universität in Athen, aus dem Stegreif gehaltenen politischen Reden an das Volk (wahre δημηγορίαι), deren von einzelnen Memoirenschreibern der Griechen Erwähnung geschieht, die aber, so viel mir bekannt ist, nicht gedruckt worden sind. An geistlichen Rednern besitzt das neue Griechenland einen Konstantinos Oikonomos, zwar nur Einen, aber einen, von welchem fast zu sagen wäre, was ein alter Hellene singt:

Πολλοὶ θυρσοφόροι, παῦροι δέ τε Βάκχοι.

Von diesem Konstantinos Oikonomos habe ich weitläufiger, und vornehmlich über ihn als geistlichen Redner gesprochen, da ich in den Jahrbüchern für wiss. Kritik, 1842, Sept. No. 60. der von ihm zum Andenken der Brüder Zosimas im April 1842 in Athen gehaltenen Leichenrede gedachte. Das seltene Rednertalent, welches aus dieser Rede hervorleuchtet, hat Oikonomos nun auch in dem gegenwärtigen Jahre, als der, besonders aus der Geschichte des Freiheitskampfes vielfach bekannte und gefürchtete Klephte und Häuptling, nachheriger Ἀρχιστράτηγος τῆς Πελοποννήσου und zuletzt Ἀντιστράτηγος καὶ Σύμβουλος τῆς Ἐπικρατείας, als Theodor Kolokotronis im Febr. 1843 gestorben war, von Neuem bewährt. Auch diesem hielt Oikonomos die Grabrede. Auch sie ist von einer seltnen Kraft des Geistes, von dem Feuer hoher Begeisterung durchdrungen, und Schwung der Beredsamkeit, Feinheit des Geschmacks und eine Energie der Sprache, die in der Rede herrscht, machen dieselbe nicht minder zu einem Meisterwerke geistlicher Beredsamkeit, als andere Reden des Konst. Oikonomos dafür bereits anerkannt sind. Die vorliegende Rede auf Kolokotronis ist ziemlich umfangreich, ihren Gegenstand möglichst vielseitig, so weit er sich dem geistlichen Redner darbietet, in höchst eindringlicher und anschaulicher Weise behandelnd, übrigens voll Anwendung biblischer Stellen. Sie führt gleichsam den Satz aus den Büchern der Makkabäer durch: πῶς ἔπεσε δυνατὸς, σώζων τὸν Ἰσραήλ, und beweist, wie die Kraft des Mannes den Glauben stärkt, und wie der Glaube mächtig und werkthätig ist in dem Starken. Will es mir übrigens scheinen, als habe der Redner mit grofser *Klugheit* manche Schattenseiten in dem Leben des Kolokotronis *theils* ganz verschwiegen, theils bemäntelt, und ist er mit dessen Lobe etwas zu verschwenderisch gewesen, ohne auch des Tadels zu gedenken, so glaube ich dies zugleich namentlich daraus erklären und damit entschuldigen zu können, dafs Oikonomos und Kolokotronis der russischen Partei in Griechenland angehört haben. Weiter ins Einzelne dieser Rede einzugehen, gestattet der Raum dieser Blätter nicht; doch glaubte der Unterzeichnete sie auch hier nicht unerwähnt lassen zu dürfen, besonders um auch an ihr und durch sie für die im Eingange ausgesprochene Behauptung einen neuen Beweis zu liefern. Das neue Griechenland kann durch solche Wahrnehmungen und Beweise nur gewinnen; aber auch das Ausland ehrt sich selbst, wenn es auf solche Zeichen und Zeugnisse eines innern, kräftigen und selbstständigen Lebens in den Geistern des neuen Griechenlands gebührend achtet. Interessant und lehrreich wäre es, einige Reden des Konst. Oikonomos, namentlich die beiden neuesten desselben auf die Brüder Zosimas und auf Kolokotronis, im Originale und in der Uebersetzung zusammenzustellen.

D. Theod. Kind.

Digitized by Google

№ 26.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1843.

XIII.

Verzameling van Fransche Woorden, uit de Noordsche Talen afkomstig of door Sommigen afgeleid, bijeengebragt door Mr. J. H. Hoeufft. Breda, 1840. *Broese et Cp. II. u.* 399 *S. gr.* 8.

Sollte Jemand nur ungemischte Stammsprachen der wissenschaftlichen Durchforschung würdig halten, so möchte er sich, zumal im heutigen Europa, vergeblich nach einem Gegenstande seiner Thätigkeit umsehen. Lange bevor Dampfkraft und Weltbürgerthum ihn fördern, Polizei und Censur ihn hemmen konnte, durchzog der Geist auf tönenden Schwingen die Welt und trug Vorstellungen und Worte von einem Volke zum andern. Ja, in einer massenhaften Ausdehnung, wie sie die jüngere Zeit nicht mehr kennt, zogen ganze Völker sammt *ihren Gedanken* und Sprachen in ferne gelobte Länder aus; auf dem langen Wege im Austausche Vieles ausgebend und empfangend, begannen sie am Wanderziele häufig eine Mischung in grofsartigerem Mafsstabe, die sich mit der Zeit zum neuen organischen, ursprünglich erscheinenden, Ganzen verdichtete. Aufgabe der Wissenschaft ist es nun: sowohl die Elemente jener Mischungen zu sondern und bis in ihre ältesten Heimathen zurück zu verfolgen; wie den neuen Lebensstrom, der sie einigte, zu erkennen. Kein Jargon ist zu elend, um nicht der ernstgemeinten Forschung einige Gewinnste für Geschichte der Völker, der Gedanken, der Sprache und der gesammten Cultur zu gewähren.

Natürlicher Weise bleibt eine stufenreiche Rangordnung für Stammhaftigkeit und Reinheit der Völker und Sprachen, und somit ein relatives Recht, diese Vorzüge zu behaupten. Wenn z. B. wir Deutsche auch nicht vergessen dürfen: wie viele keltische Elemente bei der ersten Besitznahme unseres Landes in uns und unsere Sprache übergingen, wie viele Fremdlinge später durch kirchliches Römerthum, durch höfische und ästhetische Bildung, wie durch Handel romanischer Völker, durch höhere Cultur der unsterblichen Griechenwelt, durch Landwirthschaft der Slaven u. s. w. in unsre Sprache eingeführt wurden; so dürfen wir diese doch noch immer den stammverwandten Engländern gegenüber als Stammsprache erheben, und *rühmen* sie wenigstens nicht, wie diese die ihre, einer grundsätzlich gewordenen Unreinheit, die „den Rahm von allen fremden Sprachen abschöpft". Doch erkennen wir immer noch der englischen, wie der ungefähr gleich macaronirten albanesischen Sprache, demnächst auch der neugriechischen, neupersischen u. a. den Rang der Stammsprache zu, weil diese Sprachen nach Grammatik und überwiegendem Wörtervorrathe sich als die ureigenen der Völker bezeugen, die sie reden, und deren Stock, gleich dem ihren, trotz aller Mischung im Wesentlichen der alte geblieben ist. Wo dagegen eine Sprache in ein fremdes Volk eindrang und, dessen alte Sprache zertrümmernd, nicht blofs bedeutende Trümmertheile derselben aufnahm, sondern auch durch den Zusammenstofs einen grofsen Theil des eigenen organischen Zusammenhanges verlor: da mufste nun jedes fremde Element leichteren Zutritt und gröfsere Kraft gegen die alte Eigenthümlichkeit gewinnen.

Indem wir, vielleicht vor allen Sprachen der Welt, der lateinischen diese Function oder dieses Schicksal zuschreiben; müssen wir uns jedoch hüten, den Gegensatz der romanischen Sprachen zu der als altlateinisch bekannten allzusehr jenem Zusammenstofse zuzuschreiben. Es gilt hier, die Factoren der heute sichtbaren Sprachbildung aufzusuchen und unparteiisch nach ihren verschiedenen Kräften zu taxiren, mannigfaltige Neben- und Wechsel-wirkungen gegeneinander abzuwägen. Wir begnügen uns mit einigen Andeutungen und Rubricirungen, wo wir von einer Geschichte der lateinischen Sprache und ihrer Töchter das genaueste Eingehn auf die Einzelheiten fordern. Vor Allem dürfen

Digitized by Google

wir die Eigenthümlichkeiten der romanischen Sprachen nicht durch eine Vergleichung mit der römischen Literalsprache bestimmen lassen, letztere wiederum aber auch nicht ganz von diesem Felde ausschliefsen; fast überall im Bereiche römischer Herrschaft drang auch sie mit römischer Bildung und Verwaltungsform von oben herab in die abhängigen Völker ein, während diese zugleich durch die Heere mit ihrem Trosse, durch Künstler und Pfuscher, Kaufleute und Freikäufer aus Roms und andrer Italienerstädte niederen Volksklassen von unten auf romanisirt wurden. Dieser letztere Weg war denn der betretenste. Zunächst wanderte auf ihm die lingua Romana rustica ein, die, wie alle Volkssprachen ihres Ortes, sich von der gebildeten römischen sowohl durch Beibehaltung alter Redeweise, als durch Desorganisation und, in Folge derselben, durch neue Organisation unterscheiden mochte. So geschieht es, dafs entartete Kinder sich noch durch einzele Züge als Enkel einer ehrwürdigen Aeltermutter erweisen. Aber wie manche Volkssprache Italiens wurde noch aufser jener römischen Volkssprache, oder bereits im Mutterlande mit ihr gemischt, in die fremden Länder importirt! Es ist möglich, dafs die Verschiedenheit mancher romanischen Dialekte sowohl durch die der alten Landessprachen, als durch die der römischen Kolonensprachen entstand; wo ganze Heeresabtheilungen der Römer aus je Einem Volksstamme bestanden und sich mehr oder minder im eroberten Lande fest siedelten, konnte auch der Orient und Occident des ungeheuren Reiches aufserhalb Italiens sein Contingent zu dem romanischen Sprachschatze liefern.

Der Hauptsache nach betrachten wir indessen die Mutter der romanischen Sprachen als Eine Sprache, ohne selbst den Unterschied der gebildeten und der bäurischen allzuhoch anzuschlagen; demungeachtet wird sie uns keineswegs durch Zusammenstofs und Mischung mit fremden Sprachen allein zur romanischen Sprache, sondern auch durch eine esoterische Entwickelung und Umbildung nach aller Sprachen Weise. Alle Sprachen sind, wie alles Lebende, zwar in steter Bewegung begriffen; aber die Entwickelung hat ihre Knotenpuncte, und der Saft steigt in gewissen Abschnitten des Jahres und der Jahre mit besonderer Kraft in den Lebensadern der Wesen. Diese Perioden sind von Entwickelungskrankheiten begleitet, in welchen gleichsam das Individuum in sich selbst zu unentschieden ist, um sich als solches der Welt zu manifestiren. Deswegen haben auch Völker und Sprachen in dieser Gährungszeit keine eigentliche Literatur der Gegenwart und handhaben ihre Vergangenheit mit kranker, zitternder Hand, bis der neue Zustand sich innerlich hinreichend entschieden hat, um sich auch würdig und selbstbewufst öffentlich zu bekennen und als einen neuen anerkennen zu lassen. So erging es mit dem lateinisch-romanischen Sprachprocesse. An jener esoterischen Neubildung nahm die Literatur höchstens passiven Antheil; wesentliche Spuren derselben bemerken wir nur in Schriften, die eigentlich der Literatur nicht zuzuzählen sind; leider fehlt es auch jener ganzen Zeit (deren engere Grenzen übrigens nicht leicht zu ziehen sind) an Ruhe zur Selbstbeschauung, und es vergeht eine geraume Zeit, bis die ausgegohrene Sprache von den Provençalgrammatikern beobachtet und durch Darstellung ihrer Beobachtungen legitimirt wird. Unserer Vermuthung einer frühen esoterischen Umbildung der lateinischen Sprache liegt deshalb *vorzüglich* ein Rückschlufs aus den allen romanischen *Sprachen*, mit Einschlusse der auf ererbtem *Boden* wohnenden italienischen Römersprache, gemeinsamen Merkmalen zu Grunde. Wir glauben, dafs viele derselben zu stark markirt sind, um nur aus dynamisch ähnlicher Entwickelung erklärt zu werden, so sehr wir diese in gewissem Mafse überall anerkennen. Da nun die in verschiedenen Ländern der lateinischen Sprache zugemischten fremden unter sich viel zu sehr verschieden sind, um die Gleichförmigkeit jener Merkmale aus gleichartiger Mischung zu erklären, was ohnehin nur wenig auf Italien passen würde; so thun wir dies lieber durch die Annahme eines gemeinsamen Erbes. Nur *aus der* ausgedehntesten Vergleichung der einzelen romanischen Sprachen und ihrer zahlreichen Dialekte, unter einander, wie mit dem unklassischen Latein aller Zeiten, läfst sich dies Erbe einigermafsen erschliefsen *und* in integrum restituiren. Bei dieser Vergleichung werden wir häufig durch die Wahrnehmung überrascht, dafs sich die räumlich und auch dem Gesammtcharakter nach einander fernsten Sprachen und Mundarten in dem Besitze auszeichnender Einzeltheile jenes Erbes begegnen; eine Thatsache, welche weniger auf ursprüngliche Parteilichkeit und Lückenhaftigkeit der Erbvertheilung, als auf den allmähligen Verlust bei den einzelen Erben schliefsen läfst. In einigen solcher

Digitized by Google

Fälle jedoch, wo zumal die Correspondenzen räumlich weit geschiedener Sprachen nicht leicht auf die lateinische Mutter zurückzuführen sind, dürfen sie auf die Verwandtschaft der vorromanischen Landessprachen untereinander gedeutet werden. Eine andere Klasse von Correspondenzen, die in alten und neugebildeten lateinischen Wörtern bestehn — vieler griechischen und einiger arabischen zu geschweigen — und welche die romanischen Sprachen überdas mit den meisten gebildeten fremden Stammes theilen, sind erst dem späteren Einflusse der klassischen Bildung und des römischen Kirchenthums zuzuschreiben. Dazu kommt die Gewohnheit, für technische Begriffe und feinere wissenschaftliche Abstractionen selbst der modernen Zeit nicht blofs altlateinische Ausdrücke zu wählen, die in der neu gestempelten Bedeutung sich überallhin verbreiteten; sondern auch aus altlateinischem Stoffe bald in alter, bald in neuer, romanischer Wortbildungsweise neue Wörter zu creiren. Da die Umgangssprache gewöhnlich schon dieselben alten Wortstämme in volksthümlicher, durchaus romanischer Umbildung von Anfang an für triviale Begriffe verwendete; ist jener jüngere Adel besonders in den entartetsten Sprachen, wie in der französischen, leicht durch seine antikere Form zu erkennen und gleicht sich auch deshalb in den verschiedenen romanischen Sprachen, so verschieden sonst ihre Lautverschiebung und ihr ganzes Verhältnifs zu der Sprachenmutter sein mag. Wir müssen hier auch noch einiger andern Scheinverwandtschaften der romanischen Sprachen unter einander gedenken. Die unter dem Namen des Mittellateinischen bekannte lingua franca besitzt eine grofse Zahl gerichtlicher, religiöser, technischer u. a. Ausdrücke, die nebst den von ihnen getragenen Ideen ein Gemeingut der meisten romanischen Sprachen wurden, sich dabei mehr oder minder den *einzelen* Laut- und Wortbildungs-gesetzen entzogen, und dadurch oft ein falsches Licht auf diese Gesetze und auf den Wortvorrath der einzelen Sprachen werfen. Wir sprechen hier von solchen Ausdrücken, welche nicht einmal klassisch klingen, sondern die entweder von bereits romanisch redenden Orten ausgingen, oder von einzelen Erfindern aus lateinischem, häufiger noch aus fremdem Sprachstoffe, in romanischer (neulateinischer) oder auch schlechthin fehlerhafter, halb lateinischer Weise gebildet wurden. Aufserdem erinnern wir daran, wie viele Wörter in Zeiten, in welchen die romanischen Sprachen sich bereits völlig gebildet hatten, aus einer in die andre überwanderten, am Meisten vielleicht aus der französischen in die italienische und umgekehrt. Die bei aller Verwandtschaft der Sprachen fremdartig gebliebene Gestalt dieser Einwanderer macht sie dem schärferen Blicke kenntlich; politische und Cultur-Geschichte der Völker erklären ihr Eindringen.

Unendlich wichtig und fruchtbringend ist das Studium der vorhin erwähnten sogenannten mittellateinischen Sprache. Ihr Wörterschatz bildet ein ungeheures Cache-désordre oder — nach jenem englischen Grundsatze zu reden — eine Anthologie sowohl aus den neulateinischen und somit den ältesten romanischen Dialekten, als auch aus sämmtlichen andern Sprachen der Völkerwanderung und des Mittelalters. Viele Wörter aus letzteren mögen uns nur durch das Mittellateinische überliefert sein, indem sie sich eben so wenig in den romanischen Sprachen, als in den Originaldenkmalen der unromanischen zeigen, oder indem sie völlig abhanden gekommenen Sprachen angehören. So vielfach und erfolgreich das mittellateinische Wörterbuch schon durchforscht wurde, verspricht es doch noch manches neue Licht für Abstammung und Wanderungen der in jene unermefsliche Weltaufregung verflochtenen Völker, sowie, durch den Sinn der einzelen Wörter, für die Bildungszustände dieser Völker und für die Art des Einflusses, den eines auf das andere übte. Obschon die fremden Wörter gröfstentheils nach alter oder neuer lateinischer Weise geformt sind, so haben sich doch viele Besonderheiten aus ihrer ursprünglichen Gestalt bis ins Kleinste hinein erhalten, am Ersten wo sich diese bequem mit der neuen Form zusammen vertrugen. So namentlich in deutschen Wörtern das charakteristische *i* (*j*) gewisser Declinationen und Conjugationen, die *n*-Suffixe u. s. M.; auch die deutsche Lautverschiebung ist oft so treu erhalten, dafs sich darnach der Dialekt bestimmen läfst, aus welchem das Wort entnommen wurde. Aber so reich der Ertrag dieses Studiums, so nöthig auch seine gröfste Nüchternheit und Umsicht. Diese Nothwendigkeit geht schon aus der grofsen Verschiedenheit des *Ortes* und der *Zeit* hervor, woher die mlt. Wörter stammen und welche oft schwer oder gar nicht mehr bestimmt werden können; nur das lockere Band einer schwankenden Form vereinigt diese wirren Elemente zu einem Gan-

Digitized by Google

zen, das man kaum eine Sprache und noch uneigentlicher *Eine* Sprache nennen kann. Dazu ist die Art und die Kunst, in welcher die fremden Stoffe mit den lateinischen verschmolzen wurden, nach dem Geschicke der Schreibenden so verschieden, dafs sich kein allgemeines Urtheil darüber fällen läfst. Bei den zusammenhangendsten und vielversprechendsten Documenten ist sogar die Möglichkeit einer gänzlichen Täuschung des hoffenden Forschers da. Wo wir die reinen Reste einer alten Landessprache dem Scheine nach erhalten meinten, wie im Virgilius Maro und wohl noch in andern Theilen der Majischen Sammlung, glauben wir jetzt nur eine selbsterfundene Gauner- oder Narrensprache der Scholastik und mönchischen Müfsiggangs zu finden. Nicht viel besser, wenn auch etwas wohllautender und mehr latinisirt, mögen u. A. mehrere Bamberger Glossen in der Jäckschen Sammlung sein. Dagegen bieten wiederum weit mehrere alte Glossen und Glossare Räthsel, deren Lösung gewifs die Mühe und den Verdrufs des Irrens aufwiegt. Denken wir an die schon erkannten und benutzten altdeutschen Glossare und Glossen religiöser und juristischer Schriften, die meistentheils auch für das Mittellateinische anderweitige Ergebnisse liefern; an die noch meistens kundiger Hände harrenden keltischen, vorzüglich irischen, Glossen in Klosterbibliotheken und Archiven, ganz besonders an die vielbesprochene Malberggloss, die in keltischer Instanz von Leo beurtheilt nun auch bald eine tüchtige germanische finden möge, die ein neues Urtheil wenigstens versuche. Wir machen bei dieser Gelegenheit angelegentlichst auf *Ansileubis* aufmerksam, dessen bisher vermifstes Glossar sich in Brüssel, angeblich sogar in mehreren Hss., gefunden hat; noch aber wissen wir nicht, ob es den bedeutenden Erwartungen, die wir namentlich für gothische Sprachkunde darauf richten, entspricht.

Die Bestandtheile des Mittellateinischen lassen sich ungefähr in folgender quantitativen Rangfolge skizziren: *Lateinisch;* einiges älteste theils aus der „treuverworrenen" Ueberlieferung der Volkssprache, theils durch pedantische, nach ungewöhnlichen Wörtern haschende Affectation der Gelehrten; viel neugebildetes und alte Wörter mit neuer Modification des Sinnes; auch diese Modification scheint bisweilen Resultat der Willkür und Ziererei, nicht des Volksgebrauches, sonst sollten sich doch wohl Wörter wie *patria* = *Land, Gegend* überhaupt irgendwo in romanischen Sprachen erhalten haben; gar manches altlateinische Wort ist bereits mehrfach verdaut, indem es in neuer Form oder neuem Sinne schon in die deutsche oder eine andre „barbarische" Sprache aufgenommen war und von dort in das Mittellateinische kam, ein Hin- und Her-zug, der sich mehrmals wiederholen konnte. In ähnlicher Weise nahm das alte, noch mehr aber das neue Deutsch die eigenen Wörter in umgeänderter Form aus den romanischen Sprachen als Fremdlinge zurück. So lehrreich für den neu werdenden Sprachorganismus die ältesten — meist gerichtlichen — Documente sind, welche neben der altlateinischen Declination und Conjugation u. s. w. bereits romanische, mitunter sogar ganze romanische Phrasen zeigen; so unerquicklich sind manche, in welchen der unwissende Schreiber ein wüstes flexionsloses Latein nur dem Lexicon entnommen zu haben scheint. — Die nächste Stelle nach dem Lateinischen der Masse nach nimmt das *Deutsche* ein. Demnächst das *Keltische*; die Urverwandtschaft dieser beiden Sprachen nicht minder, als ihre wechselseitigen Anleihen erschwert die Entscheidung über möglicher Weise keltische Wörter; im Allgemeinen möchten wir mit *Diez* in zweifelhaften Fällen die Ableitung aus dem Deutschen vorziehen. Zwar giebt die Lautstufe der Mutae häufig ein Merkzeichen, entscheidet jedoch nicht immer, wo sie eine secundäre ist, gegen das Keltische, weil die esoterische, grammatisch-euphonische Lautverschiebung desselben den latinisirenden Schreiber irre führen konnte. — Ferner: das *Griechische*, vorzüglich das Byzantinische, mit bedeutender Einwirkung der Kreuzzüge (die jerusalemitischen Assisen zeigen fast völliges Neugriechisch); in griechischem Gewande kamen auch Wörter asiatischer und osteuropäischer Sprachen herein. — In Südgallien und Hispanien liefert auch das *Iberisch-Baskische* einige Beiträge. — Auch das *Arabische* mufs erwähnt werden. —

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 27.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1843.

Verzameling van Fransche Woorden, uit de Noordsche Talen afkomstig of door Sommigen afgeleid, bijeengebragt door M. J. H. Hoeufft.

(Schlufs.)

Eine kleine, aber desto wichtigere Zahl dunkler Wörter schreiben wir den apokryphen Sprachen der Völkerwanderungen zu. Diese letzte Klasse verdient nicht mindere Aufmerksamkeit des ethnologischen Sprachforschers, als die älteren, in den Klassikern, später in Dioskorides, Lydus u. A., sodann in noch unenträthselten Inschriften zerstreuten Reste der Barbarensprachen. Selbst bei dem oben erwähnten scholastischen Jargon dürften doch wirkliche Sprachen einigen Einflufs gehabt haben; so leicht und natürlich das Sprechen der geoffenbarten Sprache ist, so schwer ist es, willkührlich eine neue aus Nichts zu erschaffen; ist ja selbst Erfindung und Umgestaltung der Schrift, als eines tertiären Organismus, der blofsen Willkühr schwer.

An dieser Stelle wollten wir einen mehr detaillirten Ueberblick der Elemente geben, die zu der Bildung der einzelen Romanzi beitrugen oder beitragen konnten; schieben ihn aber auf eine baldige andere Gelegenheit auf, da wir für die Besprechung einzeler Artikel unseres rubricirten Buches noch des Raumes bedürfen. Bei dieser Besprechung französischer Wörter beziehen wir uns natürlich zunächst auf die romanischen Sprachen überhaupt. Ihr Studium ist zwar auf's Innigste mit dem des Mittellateinischen verknüpft, ist aber doch wieder ein besonderes und weit erquicklicheres, da es, dem mehr gemachten und lückenvollen Organismus, ja Mechanismus, des Mittellateins gegenüber, ein von dem Pulsschlage je eines gesammten Volkes durchdrungenes Sprachleben zum Gegenstande hat — versteht sich, mit Einschlusse der literarisch überlieferten alten romanischen Dialekte. Trotz mancher Lücken bietet uns, im Occidente wenigstens, kein andrer Sprachstamm eine solche Kette von bekannten Gliedern bis zur grauen Vorzeit hinauf, einen solchen Blick in die sprachliche fabrica mundi. Der griechische Stamm oder Ast reicht zwar tiefer und (wegen der alten Selbständigkeit der Dialekte) breiter in die Vorzeit hinein; aber seine mindere Verbreitung und Entartung — von höherem Standpuncte aus: Entwickelung, in der jüngeren Zeit ist für die historische und gewissermafsen prophetische Sprachforschung auch minder lehrreich. Bekanntlich ist auch für romanische Sprachforschung schon Viel gethan: früherhin durch *Du Cange*, *Muratori*, *Ferrario*, *Ménage*, *Covarruvias*, *Souza* u. A.; später durch *Raynouard*, *Pougens* u. A., in neuer Zeit überstrahlt *Diez* durch seine unvergleichliche Grammatik, durch deutsche Emsigkeit und Besonnenheit die Leistungen aller geborenen Romanen; zunächst von dessen Forschungen geleitet giebt auch *Schwenck's* polyglottes Wörterbuch der deutschen Sprache viel Schätzenswerthes für die romanischen Sprachen; in Ehren ist u. A. *Fallot* zu nennen, in Unehren *Bruce-White*. Das hochwichtige Studium der Einzelmundarten ist wiederum durch Deutsche gefördert worden, vorzüglich durch *Fuchs*, der seine vortrefflichen Forschungen hoffentlich noch fortsetzen und erweitern wird, dann auch, für die französischen Mundarten, durch *Schnakenburg*. Der kürzlich verstorbene Holländer *Hoeufft* endlich hat in seinem vorliegenden Werke zwar die älteren Romanisten auf's Fleifsigste benutzt, aber wenig Verdienst durch eigenes Urtheil gewonnen; unbegreiflich bleibt seine völlige Unbekanntschaft mit *Diez*. Er ist übrigens bescheiden und will nur „eenige bijdragen of bouwstoffen" zu einem Etymologicon geben. Leider ist er auch mit den altdeutschen Mundarten wenig bekannt und giebt der Keltomanie um so mehr Raum; wiewohl wir ihm darin Recht geben, dafs er, wie einst der verdienstvolle

Digitized by Google

Wachter, den kymrischen Keltenast zur nächsten Berathung zieht. Er hat auch dadurch sein Werk weit über Noth erweitert, dafs er für's Erste auch bei sicher lateinischen Wörtern bis in die mögliche keltische Mischung der altlateinischen Sprache zurückgeht; und ferner dadurch, dafs er eine grofse Menge altfranzösischer und mundartlicher Wörter aufnimmt, ohne doch einen erschöpfenden Vorrath derselben zu sammeln, ja ohne die aus nordischen Sprachen abstammenden Wörter der heutigen Schriftsprache irgend vollständig aufzuzählen. Für die folgende Besprechung einzeler Puncte bemerke ich: dafs ich nur da bereits in meinen Celtica I. verhandelte zulasse, wo ich meine dort angestellten Untersuchungen wesentlich erweitern konnte.

Bas: „Wallis. *bas* = infra; al.: βάσσων. βάσις". Wenn wir mit Forcellini u. A. den römischen Namen *Bassus* hierherziehen, so erscheint das Wort als Altlateinisch. Der kymrische Keltensprachast besitzt es in der Bedeutung *seicht* (Wallis. *bâs* Corn. *bas* Briton. *baz*). In den alten Glossen zeigt sich die Bedeutung *dick*, *fett*, παχὺς etc. am Häufigsten und wird z. B. von Jo. de Janua als Grundbedeutung angenommen. Das Gloss. Montis S. Elig. Atrebat. giebt ein (gallisches?) Wort *bassan* = *pinguedo, ovis pinguis;* vgl. auch u. A. Mlt. *bassulus*, παχὺς, *bassilitas*, παχύτης; Ital. *bassotto* = *untersetzt*, d. i. *kurz* und dick; auch Pg. *basto* = *dick* könnte zu diesem Wortstamme und nicht zu Ahd. *pasto* u. s. w. (Celt. I. 292—3) gehören. Für *niedrig* als Grundbedeutung zeugen jedoch ebenfalls alte Glossen und die Mlt. Zeitww. *bassare*, *bassiare*, *bassere* = Frz. *baisser* nebst andern Derivaten; sodann die Bedeutung des Adjectivs in den rom. Sprachen: It. *basso*, Pr. Frz. *bas*, Rhaet. *bass*, Span. *baxo*, Pg. *baixo*, Sard. *basciu*; vgl. auch Frz. *biser* = *sich senken* mit auffallendem Vocale; It. *basire* = *hinfallen*, *sterben* (*s* gegen *ss*), nach Diez: βάσις oder: ANord. *basa;* letzteres scheint, wie nicht wenig nord. Wörter keltischen Ursprungs vgl. Gadhel. *bâs* = *Tod* mit zahlreichen Ableitungen — vgl. Sskr. *Pas* = *occidere*, *ferire?* —, das vielleicht zu der obigen keltischen Reihe gehört, da der Wortstamm in dieser Bedeutung den kymrischen, in jener den gadhelischen Dialekten mangelt. Dem Dakoromanischen scheint er ganz zu fehlen, wenn nicht *ba'si'ire* = *wühlen, grübeln* hierher gehört. Dagegen mag im Ngr. βασιγεύειν = *untergehn* (der Sonne) eine Assimilation von diesem Wortstamme stecken (vgl. o. *bassilitas* der Form nach). Es frag sich nun, ob er auch im Deutschen zu finden ist. Vg o. ANord. *basa;* davon verschieden Ahd. *herapas* = *gering*; sodann Ahd. *arbeizjan*, Mhd. *erbeizen* = *sich niederlassen;* Mhd. auch *unterliegen* und *erjagen*. I der letzten Bedeutung gehört es zu *Beize* (= *Jagd*). Graff stellt auch das Ahd. Wort zu *Bîzan*, *beifsen*, zu bemerken ist, dafs jenes Dak. *ba'si'ire* (*bäsire*) auch *hetzen*, *necken* bedeutet. *Weigand* und *Schwenck* ziehen auch *ins Gras beifsen* hierher; es möchte aber eher ein auch anderswo vorkommendes Bil des Todeskampfes sein; wohl aber gehören mehrere Wörter deutscher Volksdialekte zu *arbeizjan*. *Schwenck* ist auch geneigt, *Böschung* aus dem Romanischen (*baisser* etc.) abzuleiten. Wir bezweifeln die Verwandtschaft aller dieser Hd. Wörter mit *bassus* schon um des Auslauts willen; auch das übrigens räthselhafte *böse* wagen wir nicht dazu zu stellen. Indessen scheint das Bayonnische Patois eine Form *bat* für *bas* zu haben, die eher zu jenen Hd. Wörtern pafste. Dafs Frz. *bas* = *Strümpfe* hierher gehört, nehmen wir als bekannt an. Schlüfslich noch eine Ableitung in Pap. Gl. „*Abbassum, infima domus*, quasi sine base".

Bei *blesser* giebt der Verf. zwei Ableitungen von *Leibnitz* an: von *Blüsse* = *signum* und von Nd. *Pliete* = *Wunde*. *Diez* I. 318 hält es für normannischen Ursprungs und vergleiche ANord. *bletta* = *beflecken*, „nicht zunächst" Mhd. *letzen* = *Schaden thun*. Indessen könnte die Afrz. Schreibung *blecier* auf einen auslautenden Guttural der Wurzel führen, vgl. vielleicht Ahd. ANrd. *plaga* (*Plage*) *)? Oder mit besser entsprechendem Anlaut die D. Wz. *Blak*, deren Bedeutung *Flecken* (dies Wort selbst mag verwandt sein) in den deutschen Volksmundarten hervortritt (auch u. A. Illyr. *blek* = *Fleck*)? Die Wahl ist schwierig, weil in den deutschen Sprachen und Dialekten mehrere Wurzeln, die mit den Labialen aller Stufen an, mit Gutturalen und Dentalen aus lauten, *l* als vielleicht ursprünglichen Anlaut aber in die Mitte setzen, neben einander herlaufen. Ménage giebt Ableitungen von Lt. *laedere* und βλάψαι. Auch das Südfrz. hat das Wort (*blassa*, *blessa*). Die übrigen rom. Sprachen scheinen es nicht zu besitzen; ist das Dakor. *brezu* = *maculosus* verwandt, so gehört auch der kelt. Stamm *brith* u. s. w.

*) Vgl. πληγή Alb. *pliaga* = *Wunde, Plage* u. s. M.?

Digitized by Google

hierher; vgl. Celt. I. 339. *Benfey* gr. Wb. II. 82. — Bei *cochon* führt der Verf. nach Wendelin ad l. Sal. *cuddens* = *Ferkeln* (: *kudde* = *Herde*), zieht aber die Ableitung von dem Stamme *cacare* vor, den er sonderbarer Weise nur im Keltischen und Baskischen sucht. Das Wort mufs unlateinisch sein. Das Mlt. *cocha* in einer franz. Urkunde von 1365 ist das franz. Stammwort *coche* = *Sau*. Sonst finden wir dies nirgends auf romanischem Gebiete, nur hier und da abgeleitete Formen; vgl. im Nivernois *coiçot*, in den schweizerischen und den angrenzenden Patois die sonderbare Form *caïon*. Sodann: im Span. *cochino*, *cochastro* (= *Ferkel*) *etc.*; Dakor. *cocina* = *Saustall*, darneben *cocióba* = *schlechte Hütte*, vielleicht nur zufällig an Genues. *cuccio du can* = canile erinnernd, das nebst dem It. *cuccia* = *couche* aus dem Französischen entlehnt sein mag. Italienische Dialekte haben *cioncarino*, *cioncolo*, die aber nach den von *Ferrari* verglichenen Wörtern, wie nach dem Anlaute, nicht hierhin gehören mögen. Wahrscheinlich sind sie dort und bei Ménage fälschlich zu It. *ciacco* = *Schwein* gestellt und dieses eben so irrig zu *cochon*. Eher dürfte Mlt. *cuciones* = *Kellerasseln* hierher gehören, da diese Thiere auch Mlt. *porcelliones* und in roman. Dialekten *porcellets* heifsen. Ménage's Ableitungen können wir füglich übergehn. In deutschen Dialekten klingt *Haksch* an, wohl richtig von *Schwenck* mit alem. etc. *hag* = *Zuchtstier* u. dgl. zusammengestellt. Gehört jenes It. *ciacco* trotz des Anlauts hierher, der vielleicht aus einem deutschen *ch* entstand? Das Engl. *hog*, dem unseres Wissens kein ags. Wort entspricht, ist vielleicht nebst den glbd. kelt. Wörtern Kymr. *hwch*, Brit. *houch*, *hoch*, Korn. *hoch* ganz von den deutschen zu trennen und aus jenen entlehnt. Mlt. *hogaster* in einem schottischen Documente ist aus dem engl. Wort gebildet. *Leo* giebt als Malbergische Form *chuc*, und diese führt dem Frz. *coche* näher. Das fehlende gadhelische Gegenstück würde wahrscheinlich mit *s* anlauten und uns zu dem Sskr. *sûkara* mit seiner zahlreichen Verwandtschaft führen, dessen Nebenform *çûkara* auch anderweitig auf einen Gutturalanlaut deutet. Indessen erklärt sich aus ursprünglich anlautendem *s* sowohl der kymrische Guttural *), als der in den entsprechenden arischen Wörtern Pers. *khûk* (خوک), Armen. *chôz*, und, wenn wir uns recht erinnern, *chôgh*.

*) Dem einfachen *s* entspricht gewöhnlich Kymr. *h*, *ch* dagegen dem namentlich von *v* begleiteten, hier (in *chuc*) dem *s* + *u* : *v*. Briton. *souin* leitet *Pott* Et. F. II. 189 wohl mit Recht aus dem deutschen *Schwein* ab.

Laisser, „von D. *lassen* oder Lat. *laxare*". *Laxare*, von dem auch *Diez laisser* ableitet, hat im Mlt. die Bedeutungen von *laisser*, *lâcher* und *laxiren*. Zu *laisser* stellen wir in den romanischen Sprachen auch Span. *dexar*, das wir nicht mit *Diez* aus *desitum*, *desitare* erklären, sondern mit *Ferrario* und *Fuchs* ebenfalls von *laxare* ableiten. Demnach: It. *lasciare* (*lassare* theils von *lassus*, theils von *laxus*; *allazzare* = *ermüden* vermuthlich aus dem Deutschen), Calabr. *dassari*, Sard. *lassari* (— *ai*. Dagegen *déxiri* = *wohl lassen*, *geziemen* von *decere*, Rhaetor. *descher*), Venez. *lassar* (*lasco* = *lâche*, *matt* u. dgl.; doch vgl. nachher keltische und deutsche Wörter), Altcastil. und Leon. *lexar*, Catal. und Pg. *leixar*, Neuspan. *dexar* (*dejar*. *lajar* = *lâcher*; Pg. *laxar* = *laxiren* verm. später entlehnt), Rhaetor. *laschar*, Frz. *laisser* (neben *las*, *lâche*, *lâcher etc.*), Neupr. *laissar* (*laissa*. *Lacha* = *lâcher*), Dakor. *lasu*, *la'sare*. Trennen wir auch das deutsche *latjan etc.*, Lith. *léidmi* und die verwandten, vielleicht aus dem Deutschen entlehnten, Formen mehrerer finnischen Sprachen ab, so bleiben doch für's Erste noch keltische u. a. Wörter zu berücksichtigen, wie Gael. *lasaich* = *lâcher*, to *loosen*, *slacken*, *give over etc.* Kymr. *llesg* = *weak* u. dgl.; *llaesu* = *schlappen*, *schlaff herabhangen*; *llack* = *loose*, *slack*, Schwäb. *lack*, daher u. a. die Zeitw. *llaccau*, *llacio*; Briton. *laosk* = *lâche*, *laoska* = *lâcher*, vll. entlehnt. Die deutschen Dialekte haben *lack*, *slack* u. s. M. Der Kundige theile diese Formen und stelle ihr Verhältnifs zu *laxus*, *lâche* u. s. w. fest. Die baskischen Wörter *lachoa* = *libre*, *lâche* und *lachatcea* = *délivrer* sind wahrscheinlich aus dem Frz. entlehnt. Vielleicht verschiedenen Ranges sind die albanesischen Wörter *le* = *lassen*, *verlassen*; die Conjugation zeigt u. a. die Formen *liatze* und *les'oïgh*; letzterer giebt *v. Xylander* auch die Bed. *entlassen*, *befreien* und *les'úare* = *frei*; *ligh* = *verlassen* dagegen schliefst sich an Lat. *linquere* an.

Troupe, *trop*. „von Mlt. *troppus*, Hd. *trop* u. s. w.; It. *troppo* nach *Ferrari* von *ultro plus*". *Troppus* = *grex* Leg. Alam. *in tropo*, *stuote* s. Graff V. 488 cf. ib. 252 *in drupo*, *thrupo*, *turbas minores*. Mlt. *tropellus* = *troupeau* (a. 1328). Indem wir die romanischen Formen zusammenstellen, können wir einige Digressionen nicht

Digitized by Google

vermeiden, ohne uns jedoch auf die weitverzweigte Verfolgung des ganzen Wortstammes und seiner Ausläufer tiefer einzulassen. Der Wortstamm scheint hauptsächlich in Frankreich sich festgesetzt zu haben; die frz. Formen s. o. Altpr. *trop* = Npr. *troupelado* = *troupe*, *troupeau;* Npr. *troou* = *trop* Sp. Pg. *tropa* (Pg. nur von Pferden, vgl. o. *stuote*); It. *truppa* a. d. Frz., *troppo* adj.; Sard. *tropa* a. d. Sp., *troppu* adj. viell. a. d. It., einheimisch *truba* = *Herde* neben (dem auch Sp. Ital.) *turba* = *troupe*, wie *truma* neben It. Sard. *turma;* Rhaet. *truppa*, woher noch *truppira;* pl. *truppas* = *Truppen* vll. durch das Ndeutsche a. d. Frz.; Dak. *turma* = *Herde* (im Sp. sonderbar = *Hode*) setzen wir nur als nebst Lat. *turma*, *turba* *), τύρβη urverwandt hierher; das lautlich entsprechende Dak. *trupu* = *corpus* ist trotz des romanischen Plurals *trupuri* nicht etwa aus *corpus* gebildet, sondern vermuthlich aus dem Slavischen entlehnt, vgl. Russ. Poln. *trup* = *Leiche*, im Illyr. = *grober Körper;* Ill. *truplo* = *Klotz;* Lith. *truppeti* = *aufgelöst sein* mag nicht hierher gehören; sodann Alban. *trup* = *Fleisch*, *Leib* neben *turp* = *Leichnam*, letzteres aber auch *Schande*, *Scham*, *Scheue* bedeutend und in dieser Bd. mehrfach abgeleitet, so dafs die Entlehnung aus dem Lateinischen, vielleicht auch die Trennung von jenem *turp*, *trup* fast bedenklich wird; *turpuem* = *toll werden* **) ist wahrscheinlich zu scheiden und gehört zu *terbím* = *Wuth*, *terbónem* = *wüthen;* ob in *tufa'* = *Herde*, *Haufen* ein *r* ausfiel, stehe dahin. Nun aber hat das Dakoromanische noch ein andres, ebenfalls wahrscheinlich zunächst aus dem Slavischen entlehntes Wort, das zu einem Nebenaste des obigen (*troppus*) gehören mag, nämlich *torgu*, *te'rgu* = *Markt* mit vielen Derivaten. Vgl. Lith. *turgus*, Lett. *tirgus*, Slav. *terg*, *torg*, *trh*, Esthn. (entlehnt?) *turro* (s. Pott l. Lett. II. 61); sodann in germ. Sprachen Schwed. *torg* = Dän. *torv* (*v* aus *g*, darum nicht: *Dorf*) = *Markt*. Die anlautende Tenuis dieser Wörter deutet schwerlich auf Entlehnung aus dem Slavischen, sondern steht, wie häufig in den nord. Sprachen für die Media, vgl. vll. Ags. *druh* = *loculus*, wozu *H. Müller* viele Ortsnamen auf *drih*, *dreh*, später *drecht*, in salischem Gebiete stellt. Dieses *drecht* giebt *Meyer* (bei Müller) in seinem Woordenschat als veraltetes Appellativ für „een stad, vleck ofte merckt vermaart in koophandel"; ohne Zweifel ist es identisch mit Schwed. *tracht* = *Gegend* (demnach nicht aus Lat. *tractus*) und mit Afrs. *dracht*, *drecht* = *Schaar*, das wiederum auf die ausgedehnte Sippschaft des Goth. *draúhts* überführt, obschon diese in den nord. Sprachen sich anders gestaltet als die obigen Wörter; wir dürfen sie hier nicht weiter verfolgen und verweisen auf *Grimm*, *Graff*, *Richthofen*, *Leo Rectitudines* u. A. Wenn *druchte* = *Brautgeleit* im sal. Gesetz Vieltisch ist (?), so trennen die in Celt. I. 227 unter *Trajectu* gegebenen und mit *drih*, *druh* u. s. w. vergleichbaren Wörter den Stamm *draúhts* mindestens eben so stark von dem ersteren, als Schwed. *tracht* : *drott* = *draúhts*. — Wir kehren nun wieder zu unsrem Ausgangspunkte zurück. Sollte auch *troppus etc.* ursprünglich deutsch sein, so scheint doch Nhd. *Trupp* mit den entsprechenden Formen in den nd. und nord. Dialekten erst aus dem Französischen wieder herüber genommen. Dagegen haben wir die verwandten alteinheimischen, wenn auch schwerlich urdeutschen, Wörter in dem Stamme *Dorf* zu suchen, der ursprünglich *Versammlung*, *congregatio* zu bedeuten scheint. Vgl. Goth. *thaúrp* (ἀγρός); Alts. Altn. Ags. *thorp* (Ags. *dhorpe* bei Graff V. 224); Afrs. *thorp*, *therp*, *torp*, *dorp;* Ahd. *dorf;* andre Dialektformen s. u. A. bei *Richthofen* und *H. Müller lex Sal.;* hervorzuheben ist noch Ags. throp, threp und in Ortsnamen Hd. *druf* als Nebenform. Schwed. *torp* bedeutet auch *Hütte;* Altn. *thyrpaz*, *congregari*; *thyrping*, *congregatio*, *turba*; ebenso Schweiz. *Dorf* = *Versammlung*, *Besuch*. Aus dem Nord. *thorp* leitet *Schafarik* vielleicht mit Unrecht das auf einen andern Wortstamm führende *derewnja* ab; vgl. u. A. Slav. *drewonice* = *Herdstätte*, woher *Lisch* das Nd. *dörnitze* ableitet. Ob θόρυβος hierher gehöre, wagen wir nicht zu entscheiden. Dagegen halten wir eher Lat. *tribus* verwandt, das zumal im Mlt. *pagus*, *villa*, *Canton* bedeutet, vgl. Celt. I. S. 147, wo auch Mlt. *trofa* = *Haus* zu Schwed. *torp* stimmt. Finn. *torppa* = *Dorf* ist verm. a. d. Germanischen entlehnt. Wie im Germanischen und vermuthlich im Lateinischen zeigen sich auch in den keltischen Sprachen mehrfache Formen neben einander. Kymr. *torf* = *Truppe*, *torfa* = *Heer etc.* schliefst sich an *turba* (vielleicht auch *tormu* = *to assemble round*, an *turma*); an *tribus* das glbd. *ächt* Gadh. *treabh trubh* (zugleich nach Sinn und Form an *Dorf*), Ky. Corn. Brit. *trêf etc.* (*f* = *v*) = *Wohnort*, *Haus* u. s. w.; Ausführliches s. wiederum Alt. l. c. Gadh. *trapan* = *cluster*, *group* möchten wir nebst Sskr. *trapâ* = *Blatt*, Race von dieser ganzen Gesellschaft trennen; Gdh. *trup* f. = *troop* als entlehnt annehmen. — Der Leser verzeihe, wenn wir ihn eher in Labyrinthe, als aus ihnen führten!

Lorenz Diefenbach.

*) Hierzu u. A. Afrz. *torbe* = Kriekentenherde; conqueste par *turbe*, *tourbe* in Weisthümern (*Leo*). Die zu *turma* gehörigen Wörter s. in Celt. I. 228.

**) Vgl. Dakor. *turbare* id. neben *turburare* = It. *turbare* Frz. *troubler* etc. etc.

Digitized by Google

№ 28.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1843.

XIV.

Cn. Naeuii poetae Romani uitam descripsit, carminum reliquias collegit, poesis rationem exposuit Ernestus Klussmann Osnabrugensis. Jenae, MDCCCXLIII. VIII u. 228 pp. 8.

Cneius Naeuius, nach Liuius Andronicus der erste namhafte Schriftsteller, der in der römischen Litteratur auftritt, der Schöpfer des ersten römischen Nationalepos, der vielseitig fruchtbare Bühnendichter, bietet der Forschung eben so mannigfachen Reiz, als er ihr Schwierigkeiten entgegensetzt. Aus spärlichen Notizen mufs Persönlichkeit, Stellung und Bedeutung des Dichters erkannt werden, nur aus dürftigen, aufser dem Zusammenhange und oft im verderbtesten Zustande erhaltenen Bruchstücken vermag man seine Werke zu reconstruiren. Dazu kommt, dafs überall ein Fundament mangelt, auf dem man sicher weiter bauen könnte, denn die vornävianischen Anfänge der römischen Litteratur sind uns gleichfalls nur in den äufsersten, oft erst durch Hypothesen zu einem lockern Ganzen verknüpften Umrissen erhalten und auch zu Naeuius Bilde lassen die schwachen Contouren wegen der beständigen Verwechselung seines Namens in den Handschriften mit denen des Liuius, Laeuius und Nouius sich nicht mit einiger Sicherheit abrunden, da, wenn hier auch zuweilen schon nach allgemeinen Kriterien eine Entscheidung möglich ist, eben so oft ein wahres Labyrinth widersprechender Annahmen den Forscher empfängt, aus dem ihm kein Faden der Ariadne sicheres Geleit bietet. Aus diesen Verhältnissen ist es leicht erklärlich, dafs wir im Einzelnen zwar viele und oft schätzenswerthe Beiträge zur Lösung jener Aufgabe erhielten, eine allseitige Bearbeitung derselben aber Niemand unternahm. Erst vor einigen Monaten wurde zu Würzburg ein mit der Jahreszahl 1841 bezeichnetes Büchlein ausgegeben, das wenigstens den Anfang einer solchen bilden sollte: De Cnaeo Naevio poëta scripsit Dr. A. Schütte, particula prima, die Abschnitte über das Leben des Dichters und über sein episches Gedicht nebst den Fragmenten desselben enthaltend. Es ist dies eine mit Fleifs gearbeitete Zusammenstellung, in der man aber häufig kritische Sichtung und ein reifes und geschärftes Urtheil vermifst, so dafs es nur erwünscht sein konnte eine zweite und zwar gleich vollständig erscheinende Monographie über den Naeuius zu erhalten, wie wir sie nunmehr in dem vorliegenden Buche des Hrn. Klussmann besitzen.

Aus einer von der Jenaer Facultät gekrönten Preisschrift hervorgegangen, umfafst dasselbe das mit ausdauerndem Fleifse zusammengebrachte Material und beherrscht es mit Umsicht und Klarheit: dafs freilich mancher ungelöste Zweifel übrig bleibt, dafs manche Behauptungen des Hrn. Klussmann nicht unangefochten bleiben werden, kann Niemanden, der die Schwierigkeit des Gegenstandes kennt, zumal bei einer Erstlingsschrift, Wunder nehmen. Wenn wir nun diese Zweifel und Bedenken in der folgenden Anzeige hauptsächlich hervorheben, um auch unsererseits einzelne Beiträge zu der vorliegenden, interessanten Forschung, die von Hrn. Kl. im Ganzen mit so vielem Glücke durchgeführt ist, zu geben, so möchten wir, dafs darüber der Ausdruck der aufrichtigsten Anerkennung, die über die ganze Arbeit auszusprechen uns die erste Pflicht schien, nicht übersehen würde.

Gehen wir nun an die Betrachtung des Werkes selbst, so hat Hr. Kl. das Material in drei Bücher disponirt, von denen das erste (S. 4—25) die Biographie des Naeuius enthält, das zweite (S. 26—201) die Sammlung der Bruchstücke giebt, das dritte (S. 202—228) den ästhetisch-kritischen Maafsstab an die Poesie des Naenius legt.

Was zunächst das Biographische betrifft, so nimmt Hr. Kl. nicht, wie es gewöhnlich geschieht, Campanien

Digitized by Google

als Vaterland des Dichters an, sondern läfst ihn in Rom geboren werden. Mit Recht bemerkt er, wie schon Regel und Schütte, dafs die superbia Campana, die seiner selbstgefertigten Grabschrift bei Gellius N. A. I. 24. 2. beigelegt wird, die vulgäre Annahme durchaus nicht stütze, eben so wenig als die Gründe, welche Hr. Schütte nun von andern Seiten her dafür aufzustellen gesucht hat: allein die Gründe, die Hr. Kl. selbst für seine Annahme beibringt, scheinen uns nicht mehr zu beweisen, als dafs Naeuius lange in Rom gelebt habe und wohl früh schon dorthingekommen sei, da Cicero ihn als Muster des sermo urbanus rühmen konnte und zwar neben Plautus, der doch auch ein Umbrer war. — In der Stelle des Varro de l. L. V. § 163. p. 163 Sp. beruht die von Spengel vorgeschlagene, von Müller in den Text aufgenommene Lesart, durch die der Dichter Naeuius als Eigenthümer der silua Naeuia und somit als wahrscheinlicher Nachkomme eines bei Festus genannten gleichnamigen Besitzers erscheint, nur auf den interpolirten Handschriften. Behalten wir dort, den Cod. Flor. fast ganz uns anschliefsend, die auch von Becker de Rom. uet. mur. atque port. p. 66 gebilligte Lesart bei: „sequitur porta Naeuia, quod in nemoribus Naeuiis (Naeuius Flor.): etenim loca, ubi ea, sic dicta", so schwindet jene Wahrscheinlichkeit und somit die Hauptstütze für Hrn. Kl.'s Ansicht. Denn zugegeben, was ferner dafür angeführt wird, Cato habe den Ennius mit sich nach Rom geführt, um Naeuius zu ersetzen und ihm deshalb dort auf dem Aventin einen Sitz unter den Plebejern angewiesen, wo auch Naeuius demnach vorher gewohnt haben müsse, so folgt daraus, sobald jene Stelle Varro's uns nicht mehr als Zeugnifs dienen darf, eben nichts für die Geburtsstätte des Naeuius, die auch durch das auf S. 20 sq. Beigebrachte nicht fest auf Rom zu fixiren sein möchte. Somit würden denn auch manche Folgerungen, die Hr. Kl. auf die römische Geburt des Naeuius gründet (vgl. z. B. S. 203, 213), zu modificiren sein: allerdings spricht aber das vornämlich für dieselbe, dafs eben kein anderes Vaterland des Naeuius uns überliefert wird. Ref. wagt hier keine feste Entscheidung.

Ueber die chronologischen Verhältnisse konnten die trefflichen Auseinandersetzungen Ritschl's de aetate Plauti (Bonn 1841. 4.) benutzt werden: die von Ritschl aufgestellte Ansicht über die Stelle des Cicero im Cato maior XIV. 50. (l. l. p. 3. 19. Rh. Mus. I. 1842 S. 51) ist auch die des Hrn. Kl., der sich aber vielleicht für die bekannte Stelle der Tusculanen I, 1, 2 durch Hrn. Ritschl's Gründe zur Aenderung seiner Meinung hätte bewegen lassen, eben so wie er S. 21 bei der neuen Erklärung des Plautinischen Verses über Naeuius Gefangenschaft, wonach die bini custodes im Mil. glor. II. 2. 57 Fufsfesseln sein sollen, die Mittheilung desselben hochverdienten Gelehrten im Ind. lect. Bonn. für das Winterscmester 18$\frac{4}{5}$ S. VI übersehen hat, dafs daselbst nicht accubant, sondern nach Uebereinstimmung sämmtlicher Handschriften occubant zu lesen ist. — Da wir aber in nächster Zukunft, wahrscheinlich durch Wiederauffindung und Bekanntmachung des Secco Polentone, auch über Naeuius Lebensumstände (Rh. Mus. II. 4. 1843. S. 630) die Notizen des Sueton und somit eine feste Basis der Untersuchung zu erhalten hoffen dürfen, so unterläfst es Rec. auf eine speciellere Betrachtung dieses Abschnittes einzugehen.

Das zweite, umfangreichste Buch läfst in der sorgfältigen Zusammentragung der Fragmente Nichts zu wünschen übrig: anzufügen wäre etwa die Notiz, dafs von den beiden bei Fest. s. u. *stuprum* (p. 317 M.) erhaltenen Versen der zweite sich auch bei dem anonymen Grammatiker in Ouidii Halieut. ed. Haupt p. 101 findet, so wie dafs das fragm. trag. inc. 8 „in montes ubi uenti frangebant locum" bis auf das letzte Wort aus Isid. Or. XIV. 8. 27 auch in die Scholien zum Lucanus VI, 126 hinübergenommen worden ist. Von den neu in das bellum Punicum aufgenommenen Bruchstücken werden wir dagegen I. 2. S. 38 aus Serv. ad Verg. Aen. III. 10 jedenfalls dem Alleinbesitze des Vergilius zurückzustellen haben. Nachdem nämlich dort ein Fragment des Naeuius (I. 5. Kl.) vorhergegangen, in welchem der Schmerz der Troja verlassenden Gattinnen des Anchises und Aeneas geschildert wird, sagt der Scholiast: „hoc iste Aenean eodem in tempore eiusdem rei causa inducit fecisse cum dixit: litora tum patriae lacrimans portusque relinquo, et multi tradunt hoc in primo dictum: Troiae qui primus ab oris". Es ist hier offenbar nicht zu primo mit Hrn. Kl. belli Punici libro zu ergänzen, sondern Aeneidos.

Auch das vierte Fragment des ersten Buches scheint uns hier nicht an seiner Stelle zu sein: die Verse, den Intpp. Maii ad Aen. II. 687 entlehnt, sind offenbar die dem Ennius bei Prob. ad Verg. Buc. VI. 31 zugeschrie-

Digitized by Google

benen, wo sie sehr deutlich das dactylische Maafs zeigen: dasselbe aber tritt auch hier, obwohl die Verse sehr corrumpirt sind, noch in dem Schlusse der angeführten Stelle diuinum ut pectus haberet, deutlich hervor. Die Worte des Scholions selbst lauten so: „peritum multarum disciplinarum fuisse ..... ssunt. Naeu ..... qui ita deo (de eo) ait: Doctus Anchisa etc. Das . . ssunt (auctores sunt) zeigt, dafs mehrere Beweisstellen folgen sollen: nach Naeu . . . ist eine Lücke: es scheint uns also ganz klar, dafs hier, wo vielleicht aufser Naeuius Namen in der Lücke, deren Gröfse unbekannt ist, ein Fragment des Naeuius (das auch bei Prob. l. l. erwähnte, III. 1. Kl.?) gestanden hat, vor dem qui ein „et Ennius" ausgefallen ist, dem wir somit dies Fragment ausschliefslich zuzuweisen haben: dieselben Bemerkungen zu dieser Stelle hat übrigens, wie wir, nachdem dies niedergeschrieben war, sahen, Düntzer de uersu Sat. p. 58 gemacht.

Nicht so ohne Zweifel, wie bei dem zweiten und vierten, ist Ref. bei dem dritten Fragmente des ersten Buches nebst dem 6ten des vierten, beiden aus Festus s. u. topper p. 352 M. Es steht dort unter den Beispielen für topper: „citius, sic C. Naeuius „capesset flammam Volcani". cito, sic in eodem: namque nullum peius macerat hemonem quamde mare saeuum, uires *cui sunt magnae* topper confringent importunae undae'. Das letzte Fragment hat Scaliger und wieder G. Hermann, dem auch Bothe folgt, als offenbar übersetzt aus Od. VIII. 138 sq.

οὐ γὰρ ἔγωγέ τί φημι κακώτερον ἄλλο θαλάσσης,
ἄνδρα τε συγχεῦαι, εἰ καὶ μάλα καρτερὸς εἴη

der Odyssee pes Liuius zugewiesen, für sic in eodem *lesend* sic in Odyssia: auch Düntzer l. l. p. 44 hat diese Stelle unter die Bruchstücke der Odyssee gestellt, doch mit der Bemerkung: „Hermanni coniectura in Odyssea locum habere non potest. Suspicor post Naeuii locum alium Liuii excidisse". Müller zum Fest. p. 397 giebt als Grund, weshalb er Hermann's Conjectur nicht billige, das Vorwiegen der handschriftlichen Autorität an, Hr. Kl. die anderweitige Nachahmung des Homer, die sich bei Naeuius finde. Er verweist dazu auf das fragm. bell. Pun. II. 11 (p. 52) „nouem Jouis concordes filiae sorores". Spangenberg (l. 3) und Schütte (fragm. II) stellen diese Anrufung der Musen, wie es gewifs auch bei unbefangener Betrachtung am natürlichsten und der allgemeinen Weise der Dichter entsprechend erscheint, an den Anfang des Gedichtes: „bene, si ad Virgilium (Aen. I. 8), male, si ad Homerum (Il. II. 484) respicimus, quem Naeuius sine dubio non omnino neglexit, ut e compluribus locis demonstrari potest" sagt Hr. Kl., für letzteres nur auf die Anmerkung zu IV. 6 — der vorhin angezogenen Stelle, die eben wieder nur auf die jetzt vorliegende sich beziehen mochte, hinweisend. Da sich nun zumal von einem Kataloge der feindlichen Heere bei Naeuius kaum Spuren werden nachweisen lassen, denn was Hr. Kl. III. 12. 13. dahin rechnet prima incedit Cereris Proserpina puer und

deinde pollens
sagittis inclutus arquitenens sanctusque Delphis
prognatus Pythius Apollo

auf eine dem Schiffskataloge vergleichbare Aufzählung zu deuten, ist doch sehr gewagt: so ist es noch bedenklicher bei Naeuius vor diesem problematischen Kataloge jener Anrufung der Musen eine Stelle anzuweisen. Somit bleiben wir jener einfacheren Auffassungsweise getreu und da Hr. Kl. auch S. 217, wo er von Naeuius Nachahmung des Homer spricht, nur dieselben beiden Stellen anführt, haben wir darin wenigstens keinen Halt für unser Fragment. Freilich aber ist die Aenderung von in eodem in in Odyssea diplomatisch wenig wahrscheinlich. Betrachten wir das erste Fragment „capesset flammam Volcani", in dem offenbar das Stichwort topper fehlt und das wir mit leichter Aenderung

tóppér capéssit flámma Vólcáni,

lesen möchten, so liegt die Erinnerung an das Homerische φλὸξ Ἡφαίστοιο gewifs nahe und wir glauben nicht zu irren, wenn wir, freilich auch die Deutung des topper durch citius an dieser Stelle verlassend, hier eine Beziehung auf den einzigen Vers der Odyssee finden, wo dieser Ausdruck vorkommt, (Od. XXIV. 71) in der Erzählung des Agamemnon an Achill im Hades über seine Bestattung:

αὐτὰρ ἐπεὶ δή σε φλὸξ ἤνυσεν Ἡφαίστοιο

Dann lassen wir in eodem unverändert und vertauschen nur den so oft verwechselten Namen des C. Naeuius (statt dessen man jetzt Cn. Naevius bessert (Müller a. a. O. Schütte S. 5) oder das C. streicht (Schütte S. 84) mit dem des Liuius oder (Fest. s. u. surregit p. 297 M.) L. Liuius.

Die Anordnung der Fragmente ist mit anzuer-

Digitized by Google

kennender Umsicht und Sorgfalt angestellt; nur würden wir, da die Beziehungen derselben da, wo handschriftliche Autorität sie keinem bestimmten Buche zuweist, oft doch sehr unsicher bleiben, diese Fragmente nicht ohne alle Unterscheidung unter die handschriftlich bestimmten gemischt haben. Freilich kann auch die Ueberlieferung uns nicht unbedingt bei der so leicht möglichen Corruption der Zahlen binden, so dafs wir z. B. gegen Hrn. Kl.'s Conjectur, wonach das Fragment über den Cos. Valerius des Jahrs 263 nach dem von ihm entwickelten Plane des Gedichtes, den wir hier nicht in's Einzelne verfolgen können, dem Anfange des 3ten Buches zuzuschreiben wäre (auf das 4te Buch bezieht es Düntzer l. l. p. 53) nicht viel einzuwenden haben, wenn auch die Handschrift des Charisius libro primo bietet: nur das kann kein Grund dafür sein, dafs „Charisii libri (d. h. die Ausgaben, die auf jene eine Handschrift zurückzuführen sind) in ipso libri numero fluctuent (nam et libro primo et secundo legitur"). —

Das zweite Fragment des dritten Buches

blande et docte percontat Aenean, quo pacto
Troiam urbem liquerit

bezieht Hr. Kl., wie auch Schütte, der aber nicht der Urheber dieser schon von Niebuhr R. G. I. S. 202 (4te Ausg.) aufgestellten Ansicht ist, auf die Dido, die den Aeneas zur Erzählung seiner Schicksale auffordert. Das ist allerdings sehr scheinbar: Klausen aber, Aeneas und die Penaten I. p. 515, den Hr. Kl. hier nach Schütte's Anführung citirt *), bemerkt, dagegen spreche, dafs Prochyta im ersten Buche erwähnt gewesen sei nach Seru. ad Aen. IX. 715 und vermuthet daher, wie schon Spangenberg, Latinus oder Evander sei hier der Fragende. Bei Hrn. Kl. finden wir das ohne Angabe des auch bei Schütte erwähnten Gegengrundes von Klausen als error bezeichnet: jene Stelle des Seruius aber, wo Prochyta erwähnt wird, druckt er zwar S. 49 ab: „hanc Naeuius in *primo* belli Punici de cognata Aeneae nomen accepisse dicit" — aber als fünftes Fragment des zweiten Buches, ohne darüber irgend etwas zu bemerken, was doch wohl eine Lösung des Knotens durch das Schwerdt genannt werden mufs. — Oft hat Hr. Kl. die Beziehungen der Fragmente mit grofsem Scharfsinne ermittelt: vielleicht ist er zuweilen darin etwas zu weit gegangen, verhältnifsmäfsig viele Bruchstücke auf ein vorzugsweis bedachtes Thema zu beziehen z. B. III, 6—9 auf Atilius Calatinus. Von den Fragmenten, die Hr. Kl. noch als incerta hinstellt, wollen wir nur über das dritte:

Summe Deûm regnator
Quianam genus isti,

das Spangenberg, mit Recht deshalb von Kl. S. 78 getadelt, auf den Duillius bezieht, der den Jupiter frägt, weshalb er das gottlose Geschlecht der Punier erschaffen, die Vermuthung aufstellen, ob diese Worte nicht der Venus in dem Gespräche mit Jupiter im ersten Buche zuzuweisen seien, wo sie „Troianis tempestate laborantibus cum Joue queritur et sequuntur uerba Jouisfiliam consolantis spe futurorum" (Macr. Sat. VI. 2); in der, wie Macrobius l. l. ausdrücklich bezeugt, dem Naeuius nachgeahmten Rede der Venus an Jupiter in Vergilus Aen. I. 228 sqq. finden sich deutliche Anklänge an die aufbehaltenen Worte des Naeuius.

Ohne die oft glückliche kritische Behandlung der einzelnen Stellen zu betrachten, gehen wir zu dem 2ten Abschnitte des 2ten Buches, der Cypria Ilias (p. 86—88) über, die im heroischen Maafse geschrieben, von den Neueren, denen Hr. Kl. folgt, mit Recht aus der Reihe der Gedichte des Naeuius entfernt und dem Laeuius zugesprochen wird. Der Hr. Verf. sucht bei dieser Gelegenheit die Ansicht geltend zu machen, nicht die Kyprien habe Laeuius übersetzt, sondern eine kyprische Recension der Ilias, woneben er auch an das sabinische cyprum, bonum (Varro l. L. V. §. 159) erinnert, indem die Ilias des Laeuius durch dies Beiwort auch als gute Uebersetzung im Gegensatze der roheren des Liuius und Matius habe bezeichnet werden können.

*) Klausens reichhaltiges Werk selbst scheint Hrn. Klussmann nicht zugänglich gewesen zu sein: wir bemerken daraus, dafs derselbe (S. 515) die Anfangsworte des B. P. vornämlich auf Regulus Niederlage bezieht; zu I. 5 s. S. 589. 1078 und über die Gestaltung der Aeneassage bei Naeuius und Ennius überhaupt S. 589 sqq.; zu dem von Merkur verfertigten Schiffe des Aeneas (I. 8.) vergl. S. 617, zu I. 9. S. 494 A. 767 a., zur cimmer. Sibylle (II. 4) S. 209, zu Prochyta (II. 5) S. 549 f. 1044 fgg. über Cajeta; zum fragm. inc. 10 (aënum) S. 992.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 29.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1843.

Cn. Naeuii poetae Romani uitam descripsit, carminum reliquias collegit, poesis rationem exposuit Ernestus Klussmann.

(Fortsetzung.)

Das Gedicht, als Cypria Ilias bei Char. p. 118 P. 84 L. (wo die Handschrift doch Naeuius zu haben scheint) angeführt, heifst bei Prisc. I. p. 479 Kr. freilich Ilias, wo man, wenn das Gedicht Uebersetzung der Kyprien war, Cypria erwarten sollte — allein solche Nachläfsigkeit Priscian's bei einem Citate kann nicht Wunder nehmen; die erhaltenen Verse aus Buch 1

Collum marmoreum torques gemmata coronat

und aus Buch 2

Foecundo penetrat penitus thalamoque potitur

lassen sich in der Ilias nicht wohl unterbringen: Hr. *Klussmann* verweist beide in das dritte Buch der Ilias, den ersten mit Vs. 141 daselbst αὐτίκα δ' ἀργεννῇσι καλυψαμένη ὀθόνῃσιν, den zweiten mit Vs. 447 ἦρα καὶ ἦρχε λέχος δε κιών· ἅμα δ' εἵπετ' ἀκοιτις zusammenstellend, in der verschiedenen Anordnung aber, so wie in dem verschiedenen Wortlaute sieht er theils die abweichende Gestaltung der kyprischen Recension, theils freiere Uebersetzung des Laeuius. Gegen diese Ansicht aber scheint uns die gangbare, nach der Laeuius die Kyprien übersetzt hatte, festgehalten werden zu müssen: wenn Hr. Kl. den Titel Cypria Ilias verwirft, cum ipsa Ilias nec inter Cypria referenda sit neque arctius cum iis cohaeserit, so können wir Letzteres nach Betrachtung der Inhaltsangabe bei Proc(u)lus (vgl. Henrichsen de carm. Cypr. Haun. 1828. 8. p. 18 sqq.) unmöglich zugeben, schliefsen uns vielmehr ganz dem Ausspruche O. Müller's griech. Litteraturg. I. S. 118 an: „das Gedicht, welches in dem Cyclus der Iliade vorausging und das von seinem Verfasser ganz deutlich für diesen Zweck bestimmt wurde, waren die Kyprien", so dafs wir selbst nicht abgeneigt sind mit Welcker (ep. Cyclus S. 307) zu vermuthen, Laeuius habe durch seine Cypria Ilias nur einen vorgefundenen Titel, ähnlich wie kleine Ilias, übersetzt. War dem aber auch nicht so, so konnte er, um dem römischen Publicum durch deutlichere Bestimmung des Titels den Inhalt des kyklischen Gedichtes näher zu rücken, das im engsten Zusammenhange mit der Ilias stand und durch die Sage vielfach selbst auf Homer zurückgeführt wurde, dasselbe Cypria Ilias nennen. Hierauf aber lassen sich auch die Bruchstücke ohne alle Schwierigkeit beziehen. Das Fragment aus dem ersten Buche werden wir nämlich, vielleicht im Zusammenhange mit der reizenden Schilderung der Schminkung der Venus durch Chariten und Horen bei Athenaeus im 15ten Buche, wo Henrichsen S. 66 nach Heyne's (Vergl. t. II. p. 390 ed. Wagner) Vorgange gewifs mit Recht das 1ste Buch der Kyprien statt des 11ten erwähnt glaubt, auf die Schilderung der Venus bei dem im Eingange des Gedichtes erwähnten Urtheile des Paris, das zweite auf die in den Kyprien bald darauf erzählte Vereinigung des Paris mit Helena in Sparta während der Reise des Menelaos nach Kreta, zu beziehen haben.

Der dritte Abschnitt: fabulae (p. 88—201), behandelte zunächst die Tragödien. Mit Recht nimmt Hr. Kl. S. 219 sq. den Naeuius als Tragiker gegen die von Welcker erhobenen Zweifel in Schutz. Von den Titeln, die er in der Sammlung der Fragmente aufführt, ist der Aegisth des Liuius, wie Alcestis und Protesilaodamia des Laeuius zu streichen, auch die Phoenissen, die Bothe den Tragödien des Naeuius zuzählt, weist Hr. Kl. mit Munk de fab. Atell. p. 179 nach der Handschrift des Festus s. u. scriptum [scirpus] p. 330 M. dem Nouius zu: allein für den Atellanendichter, dem auch eine Andromache nur fälschlich beigelegt worden ist, scheint uns ein solcher Titel kaum gerechtfertigt werden zu können und wir ändern daher mit O. Müller Naeuius; das erhaltene Bruchstück aber

Digitized by Google

sume árma iam te occídam claua scírpea

verräth deutlich, dafs es einer Komödie angehört, wie wir denn auch in dem griech. Lustspiele Phoenissen des Strattis (Meineke I. p. 233 II. 2. p. 780 sqq.) und Aristophanes begegnen: (Bergk bei Meineke II. 2. p. 1167—1169; Phoenissen des Krates beseitigt Meineke I. p. 63). Bezieht man das Bruchstück nach Munk's Vorgange auf den Zweikampf des Eteokles und Polyneikes, so tritt der lächerliche Gegensatz der claua scirpea zu den χαλκᾶ ὅπλα bei Eurip. Phoen. 1359 um so deutlicher hervor. Als Tragödien aber behalten wir 1) die von Hrn. Kl. identificirten Titel Hector proficiscens s. Andromache, oder wenigstens den erstern, wenn man die Andromache dem komischen Anstriche des Fragments gemäfs etwa als selbstständige Komödie festhalten wollte. 2) Danae; Welcker die griech. Tragöd. S. 1371 hat uns nicht vom Gegentheile überzeugt: gleichnamige Komödien des Apollophanes und Sannyrio (Meineke I. S. 264) lagen zwar vor, doch zeigt schon das wenige aus letzterem Stücke erhaltene (das. II. 2. S. 874 fg.) einen ausgelassenen Ton, dem Naeuius Fragmente in keiner Hinsicht entsprechen. 3) Lycurgus, den Hr. Kl. genau und gründlich gegen Düntzer, der ihn zur Komödie gemacht hatte, in Schutz nimmt; 4) die von Gellius ausdrücklich Tragödie genannte Hesione, wohl auch 5) die Iphigenia, aus deren einem, höchst corrupten Verse (s. Kl. p. 106 sq.) wir jedoch keinen festen Schlufs zu ziehen wagen. Uebergangen haben wir noch die Fabel, die Hr. Kl. als Dolus s. Equus Troianus anführt. Den ersten dieser Titel hat Müller mit Recht bei Varro de L. L. VII. § 107 p. 385 Sp. hergestellt in einer Sammlung poetischer Ausdrücke, die wie M. dort S. 163 (vgl. XI. 303 sq.) scharfsinnig bemerkt hat, sämmtlich aus Naeuius entlehnt sind, so dafs nachdem ein Beispiel aus der Tragödie Hesione vorgebracht worden ist, die folgenden aus Komödien, nach den in alphabetischer Reihe aufeinanderfolgenden Titeln derselben geordnet, entnommen sind. Es entspricht das sowohl einer viel verbreiteten Sitte des Alterthums (vgl. z. B. Ritschl de Plauti Bacchidibus disp. Vratisl. 1836. 4. § 1) als besonders den bibliographisch-biblothekarischen Bestrebungen des Varro (s. auch Stahr Aristoteles b. d. Römern S. 63). Das Einzige, was Hr. K. S. 134 (vgl. S. 176) dagegen vorbringt: „quae enim Muellerus de dispositione et ordine, quo Varro Naeuii fabulas hoc loco citauerit, exponit, ab ipso Varrone refelluntur, qui primo loco Hesionam siue Esionam, secundo Clastidium posuit". beruht nur darauf, dafs er hier übersehen hat, dafs die Hesione eben eine Tragödie ist, also nicht in jenen Katalog der Komödien eingefügt werden durfte. Sonach ist denn der Dolus als Komödie anzusehen, und ist die Identification der Titel, wie das Hr. Kl. S. 99 fg. sehr wahrscheinlich gemacht hat, richtig, so haben wir auch den Equus Troianus aus der Zahl der Tragödien des Naeuius zu streichen. Aufser der Stelle des Varro aber mit dem Fragmente „caperata fronte" haben wir aus dem Equus Troianus nur noch drei Bruchstücke, deren keins sicher auf eine Tragödie oder Komödie (in welcher ein nunquam hodie effugies quin mea manu moriare doch auch vorkommen kann) schliefsen läfst. Eins derselben sero sapiunt Phryges (Cic. ad Diu. VII. 16. coll. Fest. s. u. p. 343 sq. M.) verschweigt den Namen seines Autors, von den beiden andern aber bei Nonius und Macrobius wird jenes dem Liuius, dies dem Naeuius zugeschrieben. *Ref.* wagt hier keine Entscheidung, ob an einem *Orte zu corrigiren* sei — und dann wird allerdings, *da, die Richtigkeit* der Klussmann'schen Identification der Titel vorausgesetzt, Naeuius ein so betiteltes Drama jedenfalls geschrieben, Liuius weichen müssen — oder ob wir, was Ref. wenigstens das Wahrscheinlichere ist, beiden Dichtern einen Equus Troianus zuzuschreiben haben. Welches von beiden Stücken dann Cicero l. l. und ad fam. VII. 1. 2 gemeint habe, wo die Aufführung des Equus Troianus mit des Attius Clytaemnestra bei der Einweihung des Theaters des Pompeius erzählt wird, bleibt freilich unentschieden (so auch Drumann IV. S. 524. Welcker S. 1324 vgl. 1370): was Osann und Lange gegen die Möglichkeit der Aufführung des Stückes des Liuius sagen, hat uns nicht überzeugen können. Wenn aber Hr. K. S. 101 als argumentum grauissimum dagegen die Stelle des Varro de l. L. VII §. 2. 3. p. 283 sq. Sp. beibringt „ut in soluta oratione sic in poematis uerba non omnia quae habeant ἔνομα possunt dici. neque multa ab eo (eruentur) quem non erunt in lucubratione literae prosecutae multum licet legerit. Aelii hominis in primo in literis Latinis exercitati interpretationem carminum Saliarium uidebis et exili litera expeditam et praeterita obscura multa. nec mirum, quom non modo Epimenides post annos L. experrectus a multis non cognoscatur, sed etiam Teucer

Digitized by Google

Liuii post annos XV ab suis qui sit ignoretur". und dazu fügt „post annos igitur XV ne a suis quidem satis intellectus est Liuius, post duo autem fere saecula praeterlapsa ab uniuerso populo Romano intellectus"?, so können wir einer solchen Erklärung dieser Stelle unbedingt nicht beipflichten. Varro spricht von der Schwierigkeit der etymologischen Erklärung poetischer Wörter: selbst des L. Aelius Erklärung der Saliarischen Gedichte sei dürftig und unvollständig; darüber dürfe man sich aber nicht wundern, da nach einem viel kürzeren Zeitraume, als dem zwischen den poetischen Wörtern und ihren Interpreten liegenden, nämlich nach 50 Jahren, Epimenides aus dem Schlafe erwachend von Vielen nicht sei wiedererkannt worden, ja selbst den Teucer in dem (doch wohl gleichnamigen) Drama des Liuius nach nur 15 (12?)jähriger Abwesenheit bei der Heimkehr die Seinen nicht zu erkennen vermöchten: Aehnliches scheint auch in Attius Eurysaces (s. Schöll Beiträge z. Gesch. d. gr. Poesie *I, 1*, S. 625) dargestellt worden zu sein. Der von Hrn. Kl. aufgestellte Grund, den er auch S. 206 und 211 wiederum in Anwendung bringt, fällt somit in sich selbst zusammen.

Eine wichtige Frage, die beim Hector proficiscens und Lycurgus zur Sprache kommt, ist die, ob Naeuius *Trilogien gedichtet* habe und ob speciell jene beiden *Dramen* von trilogischer Composition gewesen seien. Es beruht das auf zwei Stellen des Nonius und Priscianus. Diese ist I. S. 383 Kr., wo Naeuius in III Hectore proficiscente zwar Lips. 1. 2. Erl. 2. haben, dagegen nicht nur Zwicc. 1. und die ed. Ven. auslassen, die Hr. Kl. S. 93 erwähnt, sondern auch, von Krehl a. a. O. neben jenen genannt, Erl. 1. Lips. 3. und, was für uns maafsgebend ist, die wichtige, von Krehl fälschlich Luth. bezeichnete, Halberstädter Handschrift (durch Hertzberg's Vergleichung in Jahn's Archiv VII. 2. 1841. bestätigt). Läfst sich so diplomatisch jene Zahl, die so leicht aus Wiederholung des in entstehen kann und in der gröfseren Anzahl der verglichenen Handschriften und darunter in der bei weitem vorzüglichsten fehlt, kaum vertheidigen, so ist die trilogische Composition des Hector des Astydamas, dem Naeuius hier gefolgt sein soll — und auch das scheint uns nicht hinlänglich zu beweisen — so wenig erhärtet, dafs wir auch hier keine Stütze jener Ansicht finden. Somit steht die Stelle des Nonius ganz isolirt. Diese aber lautet (p. 192 Merc. 131 Gerl.) folgendermafsen: arua neutri sunt generis ..... Feminino Neuius Lycurgo lib. II. quaqua (wie Merc. für quaque verbessert hat) incedunt omnes aruas opterunt. Nonius citirt den Lycurgus 24mal, ohne jemals eine ähnliche Bezeichnung anzuwenden, aufser an dieser Stelle, wo also diese Erwähnung höchst auffallend ist; aus den häufigen Anführungen dieses Dramas aber auf eine trilogische Ausdehnung desselben schliefsen zu wollen, scheint uns gewagt. Die Danae citirt Nonius fast eben so häufig und überhaupt pflegen die Grammatiker nach Lectüre und Neigung oft einzelne Schriften der Autoren vorzugsweis zu berücksichtigen, wie z. B. grade für Naeuius Charisius aufser je einer Anführung des bell. Pun. und des Figulus und 3 aus dem Acontizomenos seine Beispiele nur aus Corollaria, Tarentilla und Agitatoria entnimmt, die sich bei Nonius gar nicht finden: eben so citirt dieser unter den Stücken des Caecilius, von denen über 30 bei ihm vorkommen, unverhältnifsmäfsig oft d. Plocium, unter fast eben so viel Titeln des Afranius bei ihm werden etwa sechs (Diuortium, Epistula, Exceptus, Fratriae, Priuignus, Vopiscus) bevorzugt, beim Lucilius die letzten fünf Bücher der Satiren u. s. w. Lesen wir an der angeführten Stelle nach Merciers so überaus leichter Emendation, die ihr Analogon noch einmal im Nonius s. u. corporare findet (vgl. Welcker a. a. O. S. 1204),

Liberi quaqua incedunt omnes aruas opterunt,

was sich entweder, wie auch Hr. Kl. den Vers so wie er ihn giebt erklärt, auf die befreiten und nun wild jauchzend umherschwärmenden Begleiter des Bacchus beziehen kann oder (wenn man Liberi als Genitiv nimmt, so dafs im vorhergehenden Verse comites, ministri oder dgl. stand) auf die Erzählung vom ersten Herannahen des Dionysoszuges, so haben wir eine, auch von Welcker a. a. O. gebilligte und vollkommen befriedigende Lösung jener Schwierigkeit. Nur wenn sich ein genaues Anschliefsen nicht nur an den Inhalt der Fabel im Allgemeinen, sondern auch an die Composition der Lykurgischen Trilogie des Aeschylus begründen liefse, würden wir bei Naeuius zur Annahme trilogischer Composition uns geneigt erklären können; bis dahin aber bleiben wir bei jener Emendation, die auch durch die eventuelle Erklärungsweise des Hrn. Kl. nicht beseitigt wird, dafs hier nach der Eintheilung der Naeuianischen Werke durch Lampadio könne citirt sein, da der Ein-

Digitized by Google

wurf, dafs solches Citat sich nur an der einen Stelle unter so vielen finde, dadurch nicht gehoben wird, dann aber diese Eintheilung des Lampadio von Suet. de ill. gr. 2. ausdrücklich nur in Bezug auf das Epos des Naeuius überliefert wird. —

Als fabulae togatae des Naeuius, die Varro also mit in seinen Komödienkatalog aufnahm, werden darauf nach Neukirch's Vorgange Romulus und Clastidium angeführt: der erstere Titel läfst wohl keinen Zweifel daran zu, dafs Naeuius togatae geschrieben (s. jedoch Welcker S. 1346), doch möchten auch wir der „alimonia Remi et Romuli" eher einen komischen Charakter (s. Welcker S. 1370) vindiciren; Clastidium bezieht Hr. K. scharfsinnig auf die durch den Verrath des Brundusiners Dasius bewerkstelligte Einnahme dieses Ortes durch Hannibal nach der Schlacht am Ticinus. Ob auch Hariolus, Leon, Lupus, (Pulli), Demetrius (s. S. 149 fg.) hiehergehören, läfst Hr. Kl. S. 221 mit Recht unentschieden. —

Es folgen nun auf S. 132—181 die Fragmente der Komödien des Naeuius und zwar hat Hr. Kl. hier folgenden Katalog: Acontizomenos, Agido, Agitatoria, Agrypnuntes, Apella, Aulularia, Assitogiola, Carbonaria, Colax, Cementria, Corollaria, Dementes, Demetrius, Diabolaria, Erularia, Figulus, Glaucoma, Gladiolus, Gymnasticus, Hariolus, Lignaria, Lampadio, Leon, (Ludus s. Satira), Lupus, Nautae, Paceuus, Paulus, Pedius, Pellicus, (Personata), Philemporus, Proiectus, Pulli, Quadrigemini, Sanniones, (Satira), Sirene, Stalagmus, Stigmatias, Tabellaria, Tarentilla, Testicularia, Technicus, Tribaselus, Triphallus, Tunicularia, Virgo praegnans. Betrachten wir dies Verzeichnifs etwas näher, so werden wir zunächst dem Agido, der Reihefolge des Varronischen Kataloges, in welchem er allein citirt wird, entsprechend, mit Müller ein N vorzusetzen haben, während Hr. Kl., jener Müller'schen Ansicht, wie wir oben gesehen haben, ohne zureichenden Grund entgegentretend, die alte Lesart beibehält. Ob und wie weit der Inhalt dieser Komödie mit der von Strabon im 14ten Buche (Th. III. S. 222 Tauchn.) und Stephanus Byz. p. 206 Wm. genannten Stadt Nagidos an der Grenze von Kilikien und Pamphylien zusammenhing, lassen wir dahingestellt. — Auch der Titel Diaboloria, bei dem d. Vf. sich auf den Διάβολος des Nikostratos und Apollodoros Karystios beruft, ist offenbar in Diobolaria zu ändern; denn so haben, wie aus dem Stillschweigen bei Gerlach und Roth an der Stelle des Fulgentius, wo diese Fabel erwähnt wird, zu schliefsen, Gud. 1. und Bongars. 1., Diouolaria Bong. 2. und Basil., Dyoualano Gud. 2.; auch die Berliner Handschrift aus dem 10ten Jahrhundert hat Dioualaria: es ist also hier nicht an jene διάβολοι zu denken, sondern an „seruulorum sordidorum scorta diobolaria" (Plaut. Poen. 1. 2. 58 cf. Paul. Diac. p. 74 M. Varro L. L. VII. § 64 Böckh Staatshaush. I. S. 135). In den Katalog haben wir ferner nach dem vorher Bemerkten noch Dolus (s. Equus Troianus) und Phoenissae hineinzubringen: viele Namen dagegen werden aus denselben ausscheiden müssen. Bei den meisten hat Hr. Kl. das schon selbst bemerkt, jedoch dadurch, dafs er sie den andern ununterschieden zugesellt, die Uebersicht erschwert. Folgen wir theilweis ergänzend seinen Untersuchungen, so beruht die Aulularia nur auf einer, durch keine handschriftliche Autorität zu stützenden Lesart bei Nonius S. 151 M. 103 G. statt der Erularia; der Gladiolus gehört nach der Handschrift des Festus s. u. pedibus obsitum p. 210 M. und der Uebereinstimmung der Neueren dem Liuius, dem einige auch die Sirene (Sirenus, Sirenes, Serenus?) beilegen wollen, die Hermann, Weichert (Hr. Kl. nennt ihn S. 168 als Gewährsmann für Liuius, wogegen er S. 186 seine Meinung richtig angiebt), Krehl, auf den Laeuius beziehen: die Handschriften des Nonius s. u. hippocampi (fr. trag. inc. 10. Kl.) aber geben ein Fragment des Naeusus Sireno. Ist nun hier Naeuius zu lesen, so dafs sowohl er, als Laeuius (Liuius) Sirene (oder Sirenus) schrieben? oder lesen wir auch hier mit Hrn. Kl. Laevius? oder nehmen wir einen sonst unbekannten, corrumpirten Dichternamen bei Nonius an? Ref. vermag keiner der verschiedenen Meinungen mit einiger Sicherheit beizutreten, eben so wenig als bei den Pulli, die bei Nonius s. u. assulatim einem Vaeius, s. u. asperiter einem Veius, s. u. morsicatim aber einem Suis von den Codd. zugeschrieben werden: Naeuius oder Laeuius daraus zu emendiren ist gleich gewagt.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 30.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1843.

Cn. Naeuii poetae Romani uitam descripsit, carminum reliquias collegit, poesis rationem exposuit Ernestus Klussmann.

(Schlufs.)

Am Nächsten steht noch unter den uns bekannten Dichtern, wenn man einmal zwei Corruptionen desselben Namens anzunehmen hat, Sueuius, bei Macrob. Sat. II. 14. 15. VI. 1. 5 (p. 371 sq. 375. 532. 555 ed. 1670.) erwähnt, der neuerlich auch fast in den Varro (de l. L. VII § 104 cf. Ritschl melett. Plaut. spec. onomatol. Bonn 1842. 4. p. 23) seinen Weg gefunden hätte: sein Idyll Moretum pafst wohl zu den Pulli, doch ist zu bemerken, daf wir eben nur hexametrische Bruchstücke von ihm kennen. Mit völliger Sicherheit dagegen kommen, wie auch Hr. Kl. bemerkt, dem Atellanendichter Nouius zu die Lignaria (Liciniaria nach Spengel bei Munk S. 172), und die Virgo praegnans, über deren Fragmente, von denen eins dem Liuius, eins dem Naeuius (frgm. inc. com. 25) zurückzustellen ist, die genaue Untersuchung des Hrn. Kl. S. 180 fg. zu vgl. Dem Nonius wird nach den Handschriften des Nonius S. 510 M. 348 G. doch neben dem Paulus des Pacuuius auch ein gleichnamiges Stück zuzuschreiben sein und auf eben denselben ist auch, da nur die Leidener Hdschr. bei Nonius S. 380 G. abweichend Naeuius Namen giebt, der dunkle Titel Paceuus zu beziehen, in dessen Fragmente wir die cerea castra nur auf die apum faui wie bei Virg. Aen. XII. 589, den Hr. Kl. selbst anführt, Claud. rapt. Pros. II. 125 sq. zu deuten vermögen. Hrn. Kl.'s Erklärung ist mindestens gesucht. Vielleicht ist der Titel Paceuus aus Parcus verdorben; eine Atellane des Nouius unter diesem Titel wird bei Gell. XVII. 2 (Munk S. 176), vielleicht auch nach Müller's Vermuthung bei Festus s. u. rutabulum p. 262 erwähnt und auch unsere Stelle kann auf die Schilderung des geizigen Alten, der sich auf's Land zurückgezogen, wohl gedeutet werden. Auch der Pedius (Pedium? Paedium?) des Naeuius bei Nonius s. u. supparum geht wohl in dem dort sonst häufig citirten gleichnamigen Stücke des Nouius auf, obwohl es allerdings nicht unmöglich ist, dafs wie Turpilius (Bothe V. 2. S. 89—91) so auch Naeuius ein so betiteltes Stück geschrieben: dann wäre wohl Paedium nach den gleichnamigen Stücken des Platon, Menander, Apollodor und Poseidippos als Name desselben hinzustellen. Ueber die Tabellaria, die die Handschriften des Nonius dem Nouius zuweisen, während sie bei Diomedes unter Naeuius Namen geht, suspendiren wir unser Urtheil, bis wir endlich eine kritisch berichtigte Ausgabe des ganzen Diomedes erhalten werden; dafs schliefslich die Sanniones des Naeuius gegen alle Handschriften des Nonius s. u. purpurissum durchaus eine Atellane des Nouius sein müssen, wozu der Titel allerdings vorzugsweise pafst, glauben wir nicht annehmen zu dürfen.

Unbezweifelt von Naeuius selbst, aber nach Inhalt und Form sehr fraglich sind Ludus, Personata, Satira. Letztere, wie noch neulich v. Heusde stud. crit. in C. Lucilium p. 286 sqq. gethan, für satirische Poesie zu halten, scheint uns durchaus unstatthaft, wie auch K. Fr. Hermann in der gehaltreichen Rec. jenes Werks (Gött. Gel. Anz. 1843 n. 40. p. 389) sagt, dafs in der Stelle des Festus s. u. quianam p. 257 M., wo sie citirt wird, eben sowohl die Möglichkeit, ja die Wahrscheinlichkeit bleibe, dafs dies eine satura dramatischer oder Ennianischer Art gewesen sei, wenn man es nicht gar vorziehe, eine Umstellung bei Festus anzunehmen und das ganze Citat Ennius beizulegen, aus dessen Annalen gleich nachher eine Stelle angeführt wird.

In einen Katalog der Naeuianischen Komödien würden wir demnach als solche, die uns wenigstens, abgesehen von der etwanigen Corruption einiger noch nicht erklärter Titel (vgl. Kl. S. 145), nicht wohl zu bezweifeln scheinen, folgende aufnehmen: Acontizome-

Digitized by Google

nos, Agitatoria, Apella, Assitogiola, Carbonaria, Colax *), Cementria (corrupt? Cosmetria nach Bothe, Müller, Meineke I. S. 584), Corollaria, Dementes, Demetrius, Dolus (s. Equus Troianus?), Erularia, Figulus, Glaucoma, Gymnasticus, Hariolus, Lampadio, Leon, Lupus, Nagidon, Nautae, Pellicus (Pellex? Bothe), Philemporus, Phoenissae, Proiectus, Quadrigemini, Sanniones, Stalagmus, Stigmatias, Tabellaria (?), Tarentilla, Technicus, Testicularia, Tribaselus (von Bothe mit dem folgenden identificirt), Triphallus, Tunicularia.

Der dritte Abschnitt endlich, zu dem wir uns wenden, ohne näher auf Einzelnes eingehen zu können, um den Raum für diese Anzeige nicht zu überschreiten, handelt de poesi Naeuiana. Es wird hier de sermone Naeuii, de ingenio Naeuii und endlich de carminibus Naeuii gesprochen, wobei jede einzelne Dichtungsgattung einer besondern Betrachtung unterworfen wird. — Ein fester Charakter, den Grofsen abgeneigt und mit bitterm Spotte gegen sie sich erhebend, tritt Naeuius auch politisch bedeutsam auf: sei er auch kein eingeborner Römer, doch zeigt sich überall in ihm neben vielen Schroffheiten und Unebenheiten ächt römische Kernkraft. So ermangelt auch, seinem Charakter, wie seiner Zeit entsprechend, Naeuius Sprache des einschmeichelnden Wohllautes und des feineren Reizes, aber sie zeigt eine tüchtige und entschiedene Kraft. Wenn aber Hr. Kl. heftig gegen Th. Bergk polemisirt, der in einem geistreichen Aufsatze in der Zeitschrift für Alterthumswissenschaft 1842 S. 190 fg. die kunstmäfsiger Bildung entbehrende Uebertragung der Odyssee des Liuius doch immer noch für fein und zierlich der kaum erträglichen Ausführung des Naeuianischen Epos gegenüber erachtet hatte und dagegen seinen Dichter, obwohl auch sein Ausdruck noch roh sei, im Vergleich zu den Zeitgenossen elegans fere nennt — so müssen wir aufrichtig gestehen, zwischen der Sprache des Liuius und Naeuius und der Ausführung im Einzelnen eben keinen bemerkbaren Unterschied in den abgerissenen Bruchstücken auffinden zu können, wie wir denn auch das Fragment:

namque nullum peius macerat hemonem
quamde mare saeuum, uires quoi sunt magnae,
topper confringent importunae undae,

das Hr. Bergk als „aller Poesie baar und ledig" den Bruchstücken aus Liuius Odyssee zunächst gegenüberstellt, gerade diesen ohne Bedenken zuweisen zu dürfen geglaubt haben.

Hertz.

*) Hr. Kl. sagt S. 140 „fabulam modo Naeuio, modo Nouio tribuunt libri manuscripti". Die uns bekannten Handschriften des Nonius und Priscian geben sämmtlich Naeuius (Neuius die Halberstädter des Pr.), so dafs Bentley's Angabe zu Ter. Eun. Prol. 25. die älteren Handschriften hätten Nouius, isolirt steht und jedenfalls dort, worin auch Hr. Kl. mit uns übereinstimmt, der Colax des Naeuius nicht durch Emendation fortzuschaffen ist.

XV.

Philosophie des Staats oder allgemeine Socialtheorie von Dr. Hugo Eisenhart, Privatdocenten der Staatswissenschaften zu Halle. Leipzig, 1843. *bei F. A. Brockhaus. XXVIII. und* 256 *S.*

Qu'est-ce que le tiers-état? fragte der Abbé Sieyes, als im Jahre 1789 die französischen Reichsstände zu verhängnifsvollen Berathungen zusammenberufen wurden, und diese Frage, so wenig sie an die Spitze gestellt wurde oder auch nur zum Bewufstsein gekommen sein möchte, kann man gewissermafsen als den Mittelpunct ansehen, um welchen sich alle Veränderungen anreihen, welche seitdem in dem staatlichen und socialen Leben der Völker gemacht worden sind. Ich erinnere nur z. B. an die Gesetze, welche von 1807—13 in Preufsen gegeben worden sind, die sich gleichsam nur mit der praktischen Auflösung jener Frage beschäftigen; eben so an die Revolution von 1830, die ganz und gar ein Werk jenes tiers-état ist. Allein so vielfach man auch theoretisch und praktisch jene Frage zu lösen und dem Stande, dessen Princip die Arbeit ist, seine richtige Stellung im Staate anzuweisen, sein Verhältnifs zu den übrigen Ständen abzugränzen und ihn in sich zu ordnen versucht hat, so ist dennoch, ungeachtet eine, alle socialen und bürgerlichen Verhältnisse umgestaltende Revolution in's Mittel getreten, eine befriedigende Entscheidung der Sache bis jetzt noch nicht erlangt worden. Die Mifsverhältnisse, welche sich dadurch im Staatsleben erzeugt haben und welche besonders in Frankreich sehr drückend und fühlbar geworden sind, haben dort auch Verbesserungsversuche in's Leben gerufen, welche, der Bizarrerie ungeachtet, in die sie bei weiterer Ausbildung gerathen sind, eines tieferen

Digitized by Google

Grundes keineswegs entbehren und namentlich haben die Forschungen Fourier's, wie wenig auch sein System praktisch oder theoretisch befriedigen könnte, grofse, zwar gefühlte, aber nicht zum klaren Bewufstsein gekommene Mängel in unserem gesellschaftlichen und staatlichen Leben aufgedeckt.

Der Hr. Vf. der uns vorliegenden Schrift nun, obgleich er dafür hält, dafs „unseren deutschen Verstand und Tiefsinn die leichtfertigen und flüchtigen (!) Socialsysteme St.-Simon's und Fourier's eher abstofsen als anziehen, ihm eher lächerlich als gefährlich sein dürften, als „ „jene Illusionen, mit denen Kinder sich einseifen, um uns glauben zu machen, dafs sie Haare auf den Zähnen hätten" " — Hr. Eisenhart ist dessenungeachtet der Meinung, „dafs uns dies nicht abhalten dürfe, uns des lebendigen Keimes der Erscheinung zu bemächtigen und denselben auf unsere Weise zu entfalten". Er hat es daher versucht, uns „eine Socialwissenschaft von deutscher Art und Kunst" darzustellen, von der jedoch Ref., ohne damit die Sache selbst tadeln zu wollen, schon hier sich zu sagen erlaubt, dafs sie mehr von jenen „leichtfertigen und flüchtigen Socialsystemen" in sich aufgenommen hat, als man nach diesem wegwerfenden Urtheile erwarten möchte.

Bevor wir jedoch den Inhalt der Schrift selbst darlegen, wollen wir noch mit Kurzem die Art und Weise anzugeben versuchen, in welcher der Hr. Vf. seine Socialtheorie durch ein „Vorwort über die Staatswissenschaften, als natürlicher Basis für das Studium der Rechte und die Kunst der Gesetzgebung" in die Wissenschaft einführt. Unsere Staatsmänner, sagt er, seien meist blofse Juristen und meinten der Kenntnifs des *gesellschaftlichen Körpers* entbehren zu können; allein, wenn auch Jurisprudenz immer die Substanz und Schwere des Staatsbeamten werde ausmachen müssen, so sei doch die Socialwissenschaft die natürliche Basis für die Rechtswissenschaft, so gut wie der Arzt glaube, dafs für seinen Beruf nichts wichtiger sei, als eine gründliche auf Anatomie und Physiologie gestützte Kenntnifs des menschlichen Körpers; auch seien, mindestens den reichern Geistern unter den Rechtsgelehrten, über dieses Bedürfnifs bereits die Augen aufgeschlossen worden; denn das Naturrecht, welches sonst die Basis der Rechtswissenschaft bildete, habe durch einen todten Formalismus und seine knöcherne Härte einen Untergang, wie in der Wissenschaft, so auch im Leben und der Achtung der positiven Juristen verwirkt, eine andere lebendigere Wissenschaft müsse an seine Stelle treten. Hr. E. weis't auf Savigny und Stahl hin, die es ausgesprochen, dafs das Recht nicht von den Verhältnissen getrennt werden dürfe, die es ordnen solle.

Die gegenwärtige Staatslehre, sagt Hr. E. ferner, sei das entsprechende Kind des Naturrechts. Wie dieses einseitiger Weise für den einzigen Inhalt und Gegegenstand des Rechts, den es zu decken habe, die individuelle Freiheit genommen, so sei auch jener nur *Eines* Inhalt und Gegenstand, nämlich die Construction der Verfassung, jenes das Recht und seine Execution garantirenden Organismus der Beamten und ihrer Stellung zu den Staatsinsassen. Unsere Staatslehre sei mit einem Worte nur politische Wissenschaft, Darstellung der Organisation der öffentlichen Gewalt, und als solche könne sie freilich der Rechtswissenschaft, welche die Verhältnisse der Staatsbürger selbst in ihren mannigfachen Formen ordnen oder doch mehr oder weniger decken soll, kein Fundament liefern. Einer Socialwissenschaft also bedürfen wir, im Gegensatze der beschränkten naturrechtlichen, nämlich blofs politischen Staatslehre.

Abgesehen davon, dafs Hr. E. die Rechtswissenschaft, man sieht nicht mit welchem Grunde, blofs auf die Privatverhältnisse beschränken will, ergiebt sich aus der Stellung, die er seiner Wissenschaft anzuweisen sucht, dafs es dieser Philosophie des Staates gerade an dem fehlen werde, was den Staat ausmacht, an der Form, nämlich der Organisation der pouvoirs. Wir werden sehen, dafs Hr. E. gerade in dieser Beziehung noch weiter vom Ziele schiefst, als seine von ihm getadelten Muster, die Franzosen. Ueberhaupt müssen wir bemerken, dafs alle diese Socialsysteme den Inhalt und die Form des Staates, das Material, (dieses Wort in dem Sinne genommen, dafs es auch den Inhalt des geistigen Lebens befafst) und die constituirende Ordnung nicht gehörig zu scheiden wissen. Diese Systeme sind vielmehr nur eine Uebertragung des Princips der Arbeitstheilung auf den ganzen gesellschaftlichen Körper und haben in dieser Beziehung ihre grofse Bedeutung, nur mufs man nicht meinen, dafs die Gliederung der Gesellschaft in Bezug auf die Production und den Verbrauch der Güter, mögen diese materieller oder geistiger Natur sein, schon den Staat ausmache, einer

Digitized by Google

solchen Gesellschaft fehlt es an Einheit, an der bindenden Seele, welche die Theile zusammenhält, ihre Functionen leitet und regiert. Erst durch diese Seele, die Regierung, wird eine solche Gesellschaft zu einem Staate, zu einem sittlichen in sich lebendigen und organischen Ganzen.

Betrachten wir nun näher den Inhalt der Socialtheorie des Hrn. E., so wird uns die Uebersicht desselben bedeutend erleichtert, wenn wir zuvor einige Hauptmomente des St.-Simonismus hervorheben. Dieser beruht aber bekanntlich in seinem letzten Grunde auf einer association universelle par et pour l'amélioration toujours progressive de la condition morale, physique et intellectuelle du genre humain, und verdankt diesem Grundsatze, welcher nur eine Umformung des christlichen Gebotes: „Liebe deinen Nächsten als dich selbst", ist, die Anerkennung, welche er eine Zeit lang sich erworben hatte. Um nun diesen Grundsatz zur Ausführung zu bringen, theilte St.-Simon die Gesellschaft in drei Klassen: artistes, savans, industriels, von denen jede eine Fähigkeit im Menschen darstellt und bearbeitet. Die Künstler wenden sich an das Gefühl (sentiment) und ihre Aufgabe ist, anzuregen (émouvoir). Die Männer der Wissenschaft bearbeiten den Verstand (intélligence) und bezwecken die Aufklärung (éclairer), die Geschäftsmänner endlich repräsentiren die Thätigkeit (activité) und ihr Ziel ist der Reichthum (enrichir). Abgesehen davon, dafs es dieser Gliederung an einem Principe fehlt, ist auch das gegenseitige Ineinandergreifen dieser Klassen aufser Acht gelassen; denn eine jede kann doch nicht blofs für sich, sondern mufs auch für die Andern arbeiten. Die gröfste Schwierigkeit aber macht die Auffindung der Einheit dieser association universelle, des Gesetzes des Fortschrittes (loi du progrès), wie man es nannte. Dieses sollte bald durch einen conseil de Newton, bald in einem industriellen Königthume dargestellt werden. Endlich aber entschlofs man sich zu einem weltlichen Papstthume, an welchem das ganze Unternehmen scheiterte.

Auf diesen Grundzügen nun ist auch Hrn. E.'s Theorie erbaut.

So wie Oken die Natur in einem jeden ihrer Reiche nach einem Urbilde arbeiten läfst und das Pflanzenreich z. B. die selbstständige Darstellung der Pflanzenorgane, ein Ausdruck der vollkommensten Pflanze, dargestellt in der Vielheit der Individuen, eine auseinandergelegte anatomirte Urpflanze ist, so wie der Mensch in einem Leibe alle Thierleiber verbindet und die Thiere nur vereinzelte Menschenorgane sind, so liegt auch dem Staate ein solches „messianisches Schema" zu Grunde, auch der Staat erreicht seinen Zweck, „*aus empirischen Individuen vollkommne zu machen*", auf analoge nur menschlich-modificirte Weise. Platon hat bereits in seiner Republik eine naive Darstellung der wahren naturgemäfsen Socialformen gegeben, sein Fehler aber besteht darin, dafs er die Vollkommenheit des Individuums und damit den Socialzweck in die Tugend (δικαιοσύνη) allein setzt. Diese besteht ihm einfach in der Herrschaft des sich zur Weisheit vollendenden Erkenntnifsvermögens über das Begehrungsvermögen kraft des von den Ideen hingerissenen Empfindungsvermögens und seines göttlichen Pathos, und ist die Einheit des Menschen mit sich selbst, die drei Seelenvermögen „zusammengestimmt zur Harmonie, wie die drei Hauptsaiten eines Instruments". Die auf die Zerfällung der Tugend gegründete Eintheilung der Stände in einen Nähr- Wehr- und Lehrstand, vergifst im idealistischen Fluge die *realen* Bestimmungen derselben und übersieht ihren specifischen Gehalt. Bei dem Nährstande wird nur die ethische Bestimmung, die Tugend der *Mäfsigkeit* in Betracht gezogen, die *Begierde* aber, die Production der sinnlichen Bedürfnisse und wirthschaftlichen Güter, — doch auch ein Bestandstück des ganzen und vollen Menschen unter der Sonne! — aufser Acht gelassen. Bei dem Wehrstande, — wäre überhaupt dieser im Kriegerstande und nicht vielmehr in den Beamten zu suchen, ist nicht nur die *Tapferkeit*, sondern auch die reale Seite desselben, die Kriegskunst abzuhandeln gewesen. Eben so wird dem Lehrstande fälschlich das *Regiment*, statt der Erzeugung der übersinnlichen Güter des Menschen beigelegt. Es ist daher kein Zweifel, es mufs diese Ausführung der göttlich gezeugten Form, welche nur den sittlich idealen Menschen als dessen einzigen Zweck ansieht, aufgegeben werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 31.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1843.

Philosophie des Staats oder allgemeine Socialtheorie von Dr. Hugo Eisenhart.

(Fortsetzung.)

Es besteht der Mensch nicht umsonst aus Leib und Seele, und die beiden Hauptgestalten, in welche sich die Staatswissenschaft dermafsen zerspellt hat, Rechtswissenschaft und Wirthschaftslehre (Naturrecht und politische Oekonomie) führen näslings darauf, dafs der Staat auch den sinnlich vollendeten und befriedigten Mann zum Gegenstande und Inhalte hat.

Jegliches, was Natur am Menschen unerfüllt und unvollendet gelassen hat, jede mögliche reale oder ideale Befriedigung oder Ausbildung, constituirt einen Bestandtheil des vollkommenen Menschen, unseres Urbildes, ein menschliches Gut und somit einen Socialzweck. Der Staat aber ist, wie Adam Müller sagt, das Bedürfnifs aller Bedürfnisse, des Herzens, des Geistes und des Leibes; nichts Menschliches aufserhalb des Staates. Er schliefst die Totalität der menschlichen Vollkommenheit in sich. Der Mensch nun aber besteht zunächst aus Leib und Seele; die Gesammtheit der leiblichen Befriedigung ist das *Wohl*, die Gesammtheit der geistigen *Bildung* und dieses sind die zwei ersten Geschlechter der menschlichen Vollkommenheiten oder Güter. Aufser diesen zwei unmittelbaren giebt es aber noch zwei mittelbare, gewissermafsen dienende, die man auch die *formalen* nennen könnte. Einerseits nämlich ist das Gemeinwesen selbst das nothwendige Mittel für die Erzeugung der individuellen Vollendung, die Mitgliedschaft an demselben ist das *Bürgerthum*, das dritte Bestandstück an dem vollen Manne. Andererseits ist gerade durch die Mitgliedschaft im Gemeinwesen die Freiheit gefährdet; die Garantie für Sicherheit und Freiheit, *das Recht* ist das vierte Bestandstück. *Diese Zergliederung des Urbildes mufs mit der Zeit eine gründliche psychologische Basis erhalten, vorläufig aber reicht sie für den praktischen Gebrauch, den Staat zu erkennen gänzlich aus* (!!).

Den Zweck haben wir, wie wird er verwirklicht? Die Kräfte des Einzelnen reichen dazu bei weitem nicht aus. Schon die Verschiedenheit der Anlagen weist darauf hin, dafs nicht Jeder zu Allem fähig sei. Der Zweck der Menschheit wird daher erreicht durch die Arbeitstheilung, die Gliederung der Gesellschaft in Stände. Indem aber Jeder nur eines thut, wird er dadurch der übrigen Güter verlustig, es ist deswegen, damit Jedem der Genufs sämmtlicher Güter zu Theil werde, auch noch der Verkehr erforderlich. So ist das Product des Gemeinwesens die „*Herstellung des vollkommenen Menschen in einem jeden empirischen oder naturwüchsigen ihm anvertrauten Exemplare*". Dieser Staat dürfte der wahrhaft christliche sein, derjenige der mit gleicher Liebe alle Menschen umfafst, und man dürfte vielleicht nicht mit Unrecht das Gemeinwesen den Heiland der Menschheit nennen.

Was wir bisher auseinandergesetzt haben, bildet den Inhalt des ersten Capitels der Socialtheorie des Hrn. Eisenhart und die Substanz des Buches. Es möge daher erlaubt sein, hier einen Augenblick zu verweilen und das Fundament, auf welche diesem Staatsphilosophie erbaut ist, etwas näher in Augenschein zu nehmen. So viel wird dem Leser bereits klar geworden sein, dafs Hr. E. von dem St.-Simonismus im Grunde nicht abweicht, auch ihm ist die Vollendung der Menschheit im Individuum Zweck, die association universelle, Arbeitstheilung und Umsatz der Producte Mittel. Nun ist es zwar gewifs, dafs der Staat die Aufgabe hat, die Menschheit in jedem Individuum zur Darstellung zu bringen und die Herren Socialisten sind nicht die Ersten, die dies eingesehen haben, wenn auch Hr. E. die Worte, worin er dieses ausgesprochen hat, unterstreicht; allein es entsteht nun sogleich die Frage, was denn diese Menschheit im Menschen ausmache.

Digitized by Google

Darüber schweigen die Herren und Hr. E. tadelt sogar den Cicero und Aristoteles, dafs sie, bevor sie an die Sache selbst gegangen, sich gefragt haben: quid sit ipsum, quod quaerimus. Oder glaubt vielleicht Hr. E., dafs der Mensch so ein Compositum aus den Elementen sei, die er angegeben hat, ohne eine beseelende Mitte? Die Glieder erhalten ihren Werth und ihre Bedeutung nur durch den sie haltenden und tragenden Schwerpunct und wenn es, wie wohl Niemand läugnen wird, die Aufgabe des Staates ist, den Begriff des Menschen im Individuum zu realisiren, so wäre es doch wohl vor allen Dingen nöthig, diesen Begriff und Zweck zu bestimmen; denn gerade darüber herrscht die gröfste Verschiedenheit der Ansichten. Es hilft Nichts, wenn Hr. E. sagt, dafs „Jegliches, was die Natur im Menschen unerfüllt und unvollendet gelassen, jede mögliche, reale oder ideale sein sollende oder sein müssende Befriedigung oder Ausbildung, ein Bestandtheil des vollkommenen Menschen, eine Vollendung, ein menschliches Gut und damit ein Socialzweck sei; diese möglichen, sein-sollenden und sein-müssenden realen oder idealen Bestandtheile müssen angegeben und, damit man sehe, dafs sie vollständig und in der gehörigen Ordnung vorhanden sind, aus einem Principe, id ipsum, quod quaerimus, abgeleitet werden. Allein die Ableitung aus Principien scheint Hrn. E.'s Stärke nicht zu sein, wie seine Ableitung der im Staate zu realisirenden Vollkommenheiten oder Güter des Menschen zeigt. In der That, es ist eine sehr naive Erklärung, die des Hrn. E., dafs *diese Zergliederung des Urbildes mit der Zeit eine gründliche psychologische Basis erhalten müsse;* man hätte denken sollen, dafs er gerade diese Basis (ob sie übrigens eine psychologische sei, wäre auch eine zu beantwortende Frage) sein Hauptgeschäft hätte sein lassen; denn auf die Grundlage kommt es an, ist diese richtig, so sind die Consequenzen nicht schwer. Selbst die „*leichtfertigen und flüchtigen*" Socialtheorieen St.-Simon's und Fourier's ruhen nicht auf einem so schluttrigen Grunde. Hätte dabei die Gliederung selbst noch einige Gediegenheit, so könnte der Mangel der Ableitung eher übersehen werden. Wenn aber Hr. E. das Wohl in die Gesammtheit der leiblichen Befriedigung setzt, so hat er übersehen, dafs die Arbeit (Ackerbau, Industrie und Handel) nicht allein um des Essens und Trinkens willen, sondern vorzüglich zur Erreichung höherer geistiger Zwecke vorhanden ist und nicht allein durch den *Leib* vollbracht, sondern mehr durch Intelligenz und Willen. Eben so ist die Bildung des Geistes theils abhängig von der körperlichen Vollkommenheit, wie schon das Sprichwort sagt, dafs in einem gesunden Leibe ein gesunder Geist wohne, und wie will Hr. E. es rechtfertigen, wenn er später, unseres Erachtens nicht mit Unrecht, den Militairstand als einen *Bildungsstand* vorzüglich aber des Körpers ansieht?

Die übrigen beiden Güter sind aber gar ohne jeden Grund herbeigezogen. — Wir wollen nur aufmerksam machen auf die ungemeine Leichtfertigkeit, mit welcher der Hr. Verf. sein System hinstellt, ein Versuch, die Sache in's richtige Geleise zu leiten, würde zu weit führen. Dafs dann die Güter des Menschen nur durch das Zusammenwirken der Glieder im Staate erzeugt und genossen werden können, ist eine zu allgemein anerkannte Wahrheit, als dafs es nöthig wäre, dabei zu verweilen. Aristoteles nannte deshalb den Menschen ein ζῶον πολιτικόν und die Arbeitstheilung, so wie sie von Ad. Smith ist geltend gemacht worden, ist nur die Uebertragung dieses Gedankens von dem ganzen Staate auf ein Moment desselben, die Industrie, wobei er sich noch den Fehler hat zu Schulden kommen lassen, dieses Moment von den übrigen loszureissen, wodurch zu nicht geringen Mifsverhältnissen in der Anordnung des gesellschaftlichen Lebens Veranlassung geworden ist. Die Socialtheorien haben gerade den Zweck und ihren eigenthümlichen Werth darin, dafs sie jene Zerreissung wieder aufzuheben und die Industrie mit den übrigen Zweigen und Gliedern des staatlichen Lebens in Harmonie und Uebereinstimmung zu bringen suchen.

Wir wollen nun zu der ferneren Darstellung des Hrn. E. übergehen. Nach den vier Vollkommenheiten oder Gütern theilt er die Gesellschaft in vier Klassen oder Stände: der *Gewerbsstand* besorgt das allgemeine Wohlsein; die allgemeine Bildung ist dem Lehrstande übertragen; der Stand, welchem der Schutz der allgemeinen Freiheit übertragen ist, ist der Beamtenstand, der *wahre* Wehrstand. Den Stand der Krieger betrachtet er, und dieser Gedanke ist einer gröfsern Aufmerksamkeit werth, als einen Bildungsstand, obwohl Hr. E., überhaupt die Charakterisirung und innere Organisation der Stände bei Seite setzend, diese Idee nicht vollkommen in's Licht stellt.

Digitized by Google

Den vierten Stand zu bestimmen verschiebt er zunächst noch, die Harmonie und Einheit in den drei bereits vorhandenen aufzustellen sich bemühend. Freilich wäre aber dazu es nöthig gewesen, das gemeinschaftliche Princip; aus welchem die Theilung in Stände hervorgeht, aufgefunden zu haben, was, wie wir bereits bemerkt haben, Hr. E. der Zukunft überläfst. Darum hat er aber auch die Charakteristik und gegenseitige Integrirung der Stände nicht zu geben vermocht und es bei einem blofsen Namengeben derselben bewenden lassen müssen. Das Band der Einheit wird daher eben so äufserlich sein; denn den Unterschied zwischen Regierung und Regierten, worauf der Staat beruht, ignorirt er gänzlich, nein, er macht sogar die Regierung, den Stand der Beamten zu einem Stande neben andern, gerade wie wenn Jemand die Seele als Glied des Leibes betrachtete. Wohl ist das Recht die Stärke des Staates und der Stand, welcher demselben seine Kräfte widmet, ein besonderes, von der Regierung als solcher unabhängiges Glied des Staates, worauf schon die Unabsetzbarkeit der Richter hinweis't, nicht so aber die Regierung. Diese fehlt dem Hrn. Verf. ganz und gar. Es ist derselbe Fehler, an dem, wie wir gesehen haben, der St.-Simonismus zu Grunde ging, dem es ebenfalls an einem Bande der Einheit mangelte, der aber doch wenigstens versuchte, sich ein solches zu geben. Hr. E. aber bringt die Harmonie und Einheit auf folgende Weise in sein System.

Das Gemeinwesen, sagt er, kann nicht blofs aus Ständen bestehen, vielmehr mufs eine Mittheilung der Arbeiten an alle Glieder des Gemeinwesens Statt finden. Indem nun sämmtliche Mitglieder des Gemeinwesens sich Einen von einem besondern Stande erzeugten Artikel aneignen, entsteht je eine besondere Einheit um einen solchen Stand und eine solche nennt er einen organischen Bestandtheil des Gemeinwesens. Nach Art und Zahl der Stände wird es *vier* solcher besondern Einheiten innerhalb der grofsen Einheit des ganzen Gemeinwesens geben.

Erstens ein Gemeinwesen des Wohls, welches das wirthschaftliche System des gemeinschaftlichen Körpers, die sogenannte bürgerliche Gesellschaft bildet, welche aber Hr. E. in ihren Functionen zu charakterisiren unterlassen; denn was er sagt, in ihr sammelten sich die übrigen Stände um den Gewerbsstand, um sich ihre sinnlichen Bedürfnifsmittel einzutauschen, ist nur die Function des einen Gliedes des Gewerbstandes selbst, nämlich des Handels. Dasjenige aber, was in der That die bürgerliche Gesellschaft zu einer geordneten Einheit macht, ist die Polizei, ein Attribut der Regierung, welche Hr. E. aufser Acht läfst.

Das zweite Gemeinwesen, welches sich um den Beamtenstand sammelt, nennt er den *Staat* (stricto sensu) die Einheit aller im Genusse des Rechts, die Rechtsgemeinschaft der Menschen; dieser bildet ihm also einen Staat im Staate und es ist eben so wieder ersichtlich, dafs eine Function der Regierung, die Handhabung des Rechts, die Art und Weise der Distribution desselben im Hintergrunde liegt. Eben so verhält es sich mit dem dritten Gemeinwesen, dem der Bildung, Schule, Kirche und Heer (Geistlichen, Künstler (Krieger) und Gelehrte) umfassend, die Functionen eines geistlichen Ministeriums auch des Kriegsministeriums, des eigentlichen Centrums der Kunst. Diese Functionen der Regierung treten nun alle hervor, ohne die Regierung selbst und merkwürdiger Weise steht der Fürst (dieses wird jedoch nur beiläufig bemerkt) an der Spitze des Beamtenstandes, so dafs die übrigen Glieder in ihren bestimmten Functionen aufserhalb des Bereiches seiner Thätigkeit liegen. Der Unterschied zwischen der Form des Staates und dem Materiale desselben, den Gegenständen, in deren Bearbeitung das staatliche Leben besteht, ist also bei Hrn. E. gar nicht zum Bewufstsein gekommen, und seine Theorie steht in dieser Beziehung noch hinter dem St.-Simonismus zurück, welcher doch noch durch ein weltliches Papstthum, im couple-prêtre repräsentirt, die Einheit zu erreichen suchte.

Doch auch für Hrn. E. ist das Bedürfnifs der Einheit vorhanden und er findet sie darin, *dafs es dieselben Personen sind, welche diese unterschiedenen Systeme des Gemeinwesens bilden* (!). Noch aber mufs ich erwähnen (denn es betrifft einen Gedanken, den Hr. E. in der Darlegung seiner Theorie gewifs ungern vermissen würde), dafs bevor er uns die angegebene kräftige Einheit seines socialen Gemeinwesens darlegt, in einem besondern § von der Symmetrie desselben gesprochen wird. So wie nämlich die Natur (versteht sich nach Oken'scher Theorie) in jedem ihrer Reiche in der höchsten Klasse die sämmtlichen untergeordneten Klassen recapitulirt, so verhält es sich auch im socialen Leben. Von den drei Ständen, dem Nähr-

Digitized by Google

Wehr- und Lehrstande oder besser, den Gewerbsbeamten und Bildungsständen, sind die letzteren die höchsten (der Fürst also steht nicht an der Spitze des Gemeinwesens, sondern hat seine Stelle in der Mitte, vielleicht um nicht den Kopf, sondern das Herz desselben zu bilden); sie theilen sich nach den drei Ständen in drei Klassen; die *Künstler* und die *Kunstanstalten stellen* die Vollendung des *Gewerbstandes*, der bürgerlichen Gesellschaft dar; *der geistliche Stand und die Kirche* decken und verklären *den Beamtenstand und den Staat* (sensu stricto); der dritte, der *Culturbestandtheil* endlich wird im *Schulwesen* von sich selber bejaht.

Dieses der Vollständigkeit wegen, und wir gehen nun zu dem unerörterten vierten Stande über, welcher im dritten Kapitel als das Fundament des Gemeinwesens behandelt wird. Dieses Fundament nun — sind die *Weiber*, sie bilden den Gebärstand. Das Männerschauspiel ist vollendet und es wird nun das Weiberschauspiel aufgeführt. Zuerst tadelt Hr. E. die Platonische und die Fourier'sche Weiberlehre, wobei er aber in Betreff der ganzen Socialtheorie des letztern viele Schiefheit blicken läfst, was wir jedoch nur erwähnen wollten, eine Berichtigung, weil sie uns zu weit vom Ziele abführte, geflissentlich bei Seite setzend. Die bürgerliche Stellung der Weiber begründet er sodann folgender Gestalt: jeder Stand producirt Eins, aber tauscht sich dafür die Erzeugnisse der übrigen Stände ein. Eben so ein jeder Mann, er producirt Eins, wofür er sich die ganze Mannigfaltigkeit seiner Bedürfnifsmittel eintauschen soll. Das Geschäft des Eintauschs aber ist offenbar eine ganz besondere Arbeit und man sollte meinen, dafs der Idee der Arbeitstheilung gemäfs auch eine besondere Kraft für diese Arbeit eingesetzt werden müfste. Wie nun, wenn diese besondere Kraft das Geschlecht der Weiber wäre? Die Weiber dürfen sich über diese ihre bürgerliche Stellung nicht beschweren. Während sie jetzt nur höchstens im Hause das Regiment übernehmen, so kommt nun die ganze sociale Gesellschaft unter den Pantoffel; denn welches sind die Güter, die eingetauscht werden sollen? Der Mann gehöre dem Erwerbsstande an, so mufs die Frau für Bildung und Recht sorgen, sie wird sich mit Rechtshändeln, Wissenschaft, Kunst bemengen. Und wenn doch Hr. E. auch angegeben hätte, wie dieser Verkehr durch Weiber veranstaltet wird; denn sicherlich ist es eine ganz besondere Weise, wie die Weiber die Processe einleiten werden, zumal auch der Rechtsgelehrte seine Producte durch seine Frau umsetzen läfst. Der ganze Handel und Wandel und aller Verkehr des Lebens kommt in die Hände der Frauen; die Männer beschaffen nur die Mittel des Verkehrs. Es ist jedoch nicht zu verkennen, dafs Hrn. E. bei seiner Darstellung der richtige Grundgedanke vorgeschwebt hat, welcher in dem von ihm angeführten Kraft-Ausspruche Luthers enthalten ist: „Die Weiber haben ein breit Gesäfs, dafs sie sollen daheim bleiben, Haus halten und Kinder tragen", aber die Art und Weise, wie er denselben zu begründen sucht, würde in praktischer Ausführung noch viel schlimmere Mifslichkeiten erzeugen, als ein Fourier'sches Phalansterium. Die Elemente des Staates sind nicht Individuen, Menschen, sondern Familien; dieses war der Punct, von dem Hr. E. hätte ausgehen *müssen, wollte* er sich in den richtigen Gesichtspunct der Betrachtung stellen.

Um den Weiberstand bildet sich eben so ein besonderer Kreis, wodurch das von ihnen Erzeugte in die übrigen Kreise des Gemeinwesens übergeht. Das Product aber, das sie zu Tage fördern, sind die Kinder (wie dieses Product mit ihrem arbeitstheiligen Geschäfte zusammenhängt, ist aus Hrn. E.'s Darstellung nicht klar); der concentrische Kreis daher das Volksthum, welches darin besteht, dafs ein Blut durch alle Adern rollt, wobei nur freilich übersehen ist, dafs von allen historisch gewordenen Völkern kein einziges aus einem Blute entsprossen ist; vielmehr scheint die Geschichte zu bezeugen, dafs zur Bildung einer Volkseinheit Stämme verschiedener Abkunft sich vereinigen müssen. Auch sehen wir, dafs in den ältesten Zeiten *Geschlechter* wohl ein und *dasselbe Geschäft* treiben, eine *Gilde* bilden, keines von den historisch gewordenen Völkern aber ist aus demselben Blute entsprossen. Diese Begründung der Volksthümlichkeit ist daher eben so schief, wie die Begründung der bürgerlichen Stellung der Weiber.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 32.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1843.

Philosophie des Staats oder allgemeine Socialtheorie von Dr. Hugo Eisenhart.

(Schlufs.)

Drittens wird dann auch noch von den Frauen verlangt, dafs die Mutter durch Verstand und Liebe die Anlagen des Kindes entbinden soll, wobei es als gewifs zugegeben werden kann, dafs die häusliche Erziehung die Grundlage der übrigen Bildung sein mufs, und dafs namentlich die Einwirkung der Mutter auf das Gemüth der Kinder unauslöschlich sich ihr ganzes Leben hindurch bewahren wird, die wahrhafte Bildung erhält aber namentlich die männliche Jugend nur in den öffentlichen Instituten; denn der Geist der Nation wird nur durch die Nation selber gegeben. Auch ist sie es, welche auf ihre Werke der Vergangenheit *hinweis't*, an welchen der Geist sich zu *verklären* hat, nicht durch die Fortpflanzung von Geschlecht zu Geschlecht.

Wir haben bereits gesehen, dafs für Hrn. Eisenhart eine Regierung im Staate nicht vorhanden ist, dafs er vielmehr die Seele zu einem Gliede des Leibes mache und dafs sich ihm die Offenbarungen derselben zu Dunstkreisen gestalten, welche als Decken und Hüllen die Körpertheile umlagern. In diesen Nebelregionen finden dann die Processe und Ablagerungen des staatlichen Lebens Statt, ohne dafs man über den Vorgang ein Näheres erfahren könnte. Es ist hiernach nun nicht zu erwarten, dafs er uns aus diesem Dunkel zu den Lichtregionen des Zeus, des Deus poticus hinführen werde. Wir erhalten daher, statt der Organisation der pouvoirs, der Potenzen, wodurch der gesellschaftliche Körper bewegt und zusammengehalten werden sollte, im vierten Capitel — *ein System der Staatswissenschaften*. Die *Encyklopädie* der Staatswissenschaften wird in Zukunft durch die Philosophie des Staats oder die Socialtheorie ersetzt, statt der Methodologie eine *Litteraturgeschichte* gegeben, worin der Lehrer erzählt, wie er durch das Studium der Geschichte seiner Wissenschaft zu seiner bestimmten Auffassungsweise gekommen. Die wirklichen Staatswissenschaften zerfallen in 1) die Philosophie der Geschichte, an das Volksthum sich anschliefsend und 2) die reinen Staatswissenschaften, deren es drei giebt: *a*) die Philosophie der Wirthschaft, welche die Cammeralwissenschaften, die Gewerbswissenschaften und die politische Oekonomie umfafst; *b*) die Philosophie des Rechts, Privat-, Straf-, Staats- und Völkerrecht unter sich begreifend; endlich *c*) die Culturwissenschaften, zu denen Pädagogik, Aesthetik, Ethik und Dialektik (Wissenschaftslehre) gehören. Ref. mufs sich begnügen, diese Eintheilung angegeben zu haben, eine Beurtheilung derselben ist nicht möglich, da die Gliederung der Wissenschaft nur durch die Gliederung der Sache gegeben werden könnte, aber diese, nämlich der Staat seiner *wesentlichen Form* nach ganz aufser dem Spiele geblieben ist.

Folgt nun noch zum Schlusse dieses Capitels eine Definition des Gemeinwesens, in welcher Hr. E. die wesentlichen Momente des bisher Auseinandergesetzten wiederholt und die dem Ganzen zu Grunde liegende Vorstellung in den Worten von Steffens zusammengefafst wird: „*Der Staat ist die wechselseitige Bildung Aller durch Jeden und umgekehrt; fortschreitende Befreiung durch gemeinsame That: der Meister*"! eine zwar schön klingende Formel und die auch als eine Wortdefinition betrachtet werden könnte, wäre nur nicht das zu definirende Subject in der Definition wieder enthalten; denn ein Staat ist nicht „*wechselseitige Bildung*", sondern ein x (die St.-Simonisten nennen es association universelle, Fourier: solidarité), dessen Aufgabe ist u. s. w. — Dieses x aber wäre anzugeben gewesen, was aber freilich nicht so ganz leicht ist. Eine Sachdefinition durften wir nach dem

Digitized by Google

Bisherigen nicht erwarten und um eine Wortdefinition zu geben, brauchte Hr. E. denn auch nicht bis an's Ende zu warten, wie er es denn auch nicht gethan hat, obwohl er sich das Ansehn giebt; denn die Vorstellung liegt von Haus aus zu Grunde und ist auch zu wiederholten Malen, nur nicht gerade mit diesen Worten, im Verlaufe der Abhandlung ausgesprochen.

Hiemit nun sollte man meinen würde Hr. E. sein Buch geschlossen haben, allein es folgen noch drei Capitel, von denen kaum ein äufserer, geschweige denn ein innerer Zusammenhang mit dem Corpus des Ganzen angegeben werden könnte. Wir werden uns daher begnügen, den Inhalt derselben kurz anzugeben. Im fünften Capitel giebt er nämlich „Umrisse zu einer natürlichen Philosophie der Geschichte", in welchen die Weltgeschichte nach dem Formulare des Gemeinwesens schematisirt wird. 1) Die mythische Zeit, das Weltalter der formalen Gemeinwesen umfafst *a*) China als Familienstaat, *b*) Indien, Kastenstaat, *c*) die babylonisch-chaldäischen Stämme, die Handelsstaaten, *d*) Aegypten, den Genufsstaat. 2) Die alte Welt, das Weltalter der juridischen Gemeinwesen begreift unter sich *a*) Israel, die welthistorische Theokratie, *b*) die Despotie, das persische Princip, *c*) die Demokratie, Hellas, *d*) Rom, die Aristokratie. 3) Das Mittelalter, das humanistische (religiöse) Weltalter umschliefst *a*) die unsichtbare, apostolische Kirche, den christlichen Glauben, *b*) das Frankenreich, den Lehnstaat, *c*) den Kirchenstaat, das Papstthum, *d*) das Kaiserthum oder das heilige römische Reich deutscher Nation. 4) Das ökonomische Weltalter, die neuere Zeit, deren nähere Momente nicht angegeben sind, wahrscheinlich weil, wie aus dem 7ten Capitel erhellt, erst ein Moment, das *kritische* davon abgelaufen, die drei *organischen* aber noch in dem Schoofse der Zukunft verborgen sind.

Die „Materialien zu einer Philosophie der Geographie", welche das sechste Capitel darlegt, sind unter dasselbe Schema gebracht. Ein Land ist das Stromgebiet eines Flusses, welcher einen obern, mittlern, untern Lauf und ein Delta oder Inselland hat. Die Region der Tiefländer, des untern Laufes der Flüsse, ist die Heimath der Formalgemeinwesen (Geographie der Urzeit); die Region der Bergländer, des oberen Laufes der Flüsse, die Heimath der politischen Gemeinwesen (alte Geographie); die Region der Stufenländer, des mittleren Laufes der Flüsse, die Heimath der humanistischen Gemeinwesen (Geographie des Mittelalters); die Region der Seeländer endlich die Heimath der Oekonomiestaaten (neue Geographie). Im siebenten Capitel endlich „zur vergleichenden Chronologie" und Statistik betitelt, wird der Ablauf der Weltgeschichte auf das Jahr 3000 p. Ch. berechnet. Eine eben so lange Zeit umfafst die Geschichte vor Christi Geburt. Dieser ganze Zeitraum von 6000 Jahren wird dann zu gleichen Raten an die vier *Weltalter* vertheilt, jedes derselben vier *Zeitalter* zu 375 Jahren umfassend.

Sollen wir nach dieser Darlegung des Einzelne noch unser Urtheil über das Ganze geben, so möchten wir sagen, dafs obwohl der Hauptzweck des Hrn. Verfassers, den gesellschaftlichen Körper anatomisch und physiologisch zu zerlegen, bei weitem nicht erreicht ist, dennoch sein Streben auf diesem neuen Wege Lob und Aufmunterung verdiene: dabei enthält die Schrift im Einzelnen sehr richtige Blicke, die einer genauern Beachtung wohl werth scheinen und das Buch lesenswerth machen, ein Geschäft, das bei der geistreichen Behandlungsweise des Hrn. E. zu einem Vergnügen wird.

J. C. Glaser.

XVI.

J. J. Schmidt: Dsang Lun oder der Weise und der Thor. Aus dem Tibetischen übersetzt und mit dem Originaltexte herausgegeben. 1ster Theil. XXXVIII S. Vorrede und 323 S. Text. 2ter Theil. Uebersetzung 404 S. St. *Petersburg*, 1843. 4.

Aufser seiner tibetischen Grammatik und seinem Wörterbuch derselben Sprache hat Hr. Staatsrath *J. J. Schmidt* auch schon zwei gröfsere tibetische Texte, von seiner deutschen Uebersetzung begleitet, herausgegeben: der Erstere, mitgetheilt in den *Mémoires de l'Académie de St. Petersbourg* (1837), ist ein sehr abstruser *Sûtra* der Budd'isten, den man, wie überhaupt die heiligen Bücher dieser Secte, in eben so vielen Sprachen besitzt, als es civilisirte Völker giebt, bei denen das Budd'athum Eingang gefunden *); der Andere ist die vorliegende *Legenden-Sammlung*.

*) Die chinesischen Budd'isten nennen dieses heilige *Kin-kang-king*, das *Diamantene*; die Tibeter: *Pugpa rabtschi p'arollu tsch'inpa dordje tschodpa ji djaw tschenpoi do*, d. h. das ehrwürdige Buch vom grofsen

Wie zu einem gründlichen Studium des Mongolischen in Europa erst durch Hrn. Schmidt die rechte Bahn gebrochen worden, so hat der gelehrte Ungar Csoma von Körös uns zuerst die tibetische Sprache wahrhaft erschlossen. Abel-Rémusat's sonst in mancher Hinsicht lehrreiches und, was die Methode betrifft, musterhaftes Werk *Recherches sur les Langues Tartares* (Paris 1820), worin er, beiläufig bemerkt, das Tibetische sehr mit Unrecht den *langues tartares* beizählt, giebt über die erwähnten zwei Sprachen nur kümmerliche Auskunft, und Klaproth's Notizen über dieselben sind, wie der Verf. sich ausdrückt, „wenn nicht Plagiate aus dem handschriftlichen Nachlafs des Translators Jährig oder gar aus gedruckten Schriften, nichts als Auswüchse unwissender Anmafsung". Hr. Schmidt kommt bei Erwähnung dieser beiden Gelehrten wieder auf das von ihm sogenannte *Uiguren-Phantom*, welchem Beide nachgejagt und dessen Existenz sie gewissermafsen zur Lebensfrage für alle Ergebnisse ihrer Forschungen hinsichtlich Mittelasiens gemacht hätten. Allein die Schmidt'sche Hypothese von den Uiguren erscheint dem Recensenten, der selbst einem Forscher wie Abel-Rémusat nie auf sein Wort geglaubt hat, doch ganz unhaltbar, indem Hr. Schmidt durch die Behauptung, dafs der Name *Uigur* erst während der Mongolen-Herrschaft dem betreffenden Volke beigelegt worden, dafs dieses Volk nicht türkischen sondern tangutischen (tibetischen) Ursprungs gewesen sei, und seine Schrift erst von den Mongolen empfangen habe (nicht umgekehrt), mit allen asiatischen und mittelalterlich europäischen Zeugnissen sich in Opposition setzt. Recensent findet den Namen der Uiguren schon bei dem Byzantiner *Theophylactus*, welcher im 7ten Jahrhundert, also geraume Zeit vor der Mongolen-Herrschaft, schrieb, und in dessen Geschichte (Buch VII) erzählt wird, wie ein *Chaghan* (χαγανος) der *Türken* das Volk *Ogôr* (Ὀγὼρ) bekriegt und unterworfen habe. „Dieses Volk, sagt der Byzantiner, bewohnt im Osten ein von dem Flusse *Til* durchströmtes Land, welchen Flufs die *Türken* den *schwarzen* nennen". Schwarzes Wasser (*Kara-su*) heifst aber noch jetzt derjenige Strom, welcher die östlichste bewohnte Region der sogenannten kleinen Bucharei in nordost-südwestlicher Richtung durchströmt, und eben diese Gegend, nicht Tangut, bezeichnen auch die chinesischen Historiker als Wohnsitz der Uiguren. Mit der von Theophylact erzählten Begebenheit kann nichts Anderes gemeint sein, als die furchtbare Schlappe, die ein von den Chinesen *Ki-li* genannter Chaghan der *Tu-kiu* im Jahre 627 n. Z., also vielleicht schon bei Lebzeiten des Theophylactus, den empörten *Hui-ku*, (d. h. *Uiguren*) beibrachte *).

Der Verf. sagt, er gedenke des „Uiguren-Gespenstes" nur darum noch einmal, weil ohne dasselbe die Freunde orientalischer Studien wohl noch lange auf eine nähere Kenntnifs der *tibetischen* Sprache und Litteratur hätten verzichten müssen, da Csoma von Körös nur auf dem falschen Wege, den er beim Aufsuchen der Stammväter des Magyaren-Volkes eingeschlagen, jene Kenntnifs erlangt habe; wahrscheinlich seien eben die *Uigur* (ob der Aehnlichkeit des Namens mit *Ungar*) ein erster Impuls zu seiner Reise gewesen. Dafs Körös einen falschen Weg eingeschlagen, ist sehr einleuchtend; allein wir halten es nur für seine eigne Schuld, und nicht für die Schuld Klaproth's, Hamaker's, Sacy's oder Abel-Rémusat's, wenn der Name *Uigur* ihn dazu verleitet hat; denn die *Ugren* oder *Jugoren*, die wahrscheinlichen Stammeltern der *Ungarn*, waren ein ganz anderes Volk, dessen Stammsitze man nicht weiter östlich, als bis in die Nachbarschaft des Uralgebirges verfolgen kann, und welches im 9ten Jahrhunderte, von den Petschenegern vertrieben, aus einer Gegend östlich von Kiew, wo es sich später niedergelassen hatte, westwärts über den Dnjepr nach Bessarabien, der Moldau und der Wallachei wanderte. Als Nachkommen der in ihrer alten Heimath zurückgebliebenen Ugren darf man die *Wogulen*, *Syrjänen* und *Ostjaken* betrachten, deren Sprachen ein unverkennbares Band historischer Verwandtschaft mit dem heutigen Magyarischen verknüpft. Wir bewundern und verehren die Standhaftigkeit, womit der edle Csoma von Körös trotz

tungsmittel, genannt der zum Jenseits der höchsten Erkenntnifs gelangte zerschneidende Diamant. — Nach einer mongolischen Bearbeitung ist dieses Buch durch Pater Hyacinth in's Russische übertragen und mit der Ueberschrift „Auslegung der budd'istischen Religion" (изложеніе буддійской религіи) im Russischen Botschafter (Русскій Вѣстникъ) vom Jahre 1841 mitgetheilt worden.

*) Sie findet sich unter Anderen erzählt im 199sten Buche des grofsen geographisch-ethnographischen Werkes *Hoan-yü-ki* von welchem die Königliche Bibliothek zu Berlin ein Exemplar besitzt.

Digitized by Google

übermenschlicher Strapazen und Entsagungen sein grofses geträumtes Ziel verfolgte; wir schätzen seine Verdienste um die Sprache und Litteratur Tibet's im höchsten Grade; was er aber jemals über Sprachen-*Verwandtschaft* gesagt oder geschrieben, das überzeugt uns auch, dafs er nicht der Mann gewesen wäre, in diesem Gebiet etwas Anderes als abenteuerliche Hypothesen zu Tage zu fördern. Hätte ihn sein Forschungstrieb nach dem Ural geführt, statt nach dem Himalaya, so besäfse man jetzt ohne Zweifel treffliche Vorarbeiten zu einer vergleichenden Grammatik des Magyarischen und der ostfinnischen Sprachen; aber die Ausführung dieser Arbeit müfste einem besonnenern und kritischeren Kopfe überlassen bleiben.

Wir kommen auf das vorliegende Werk *Dsang Lun* zurück, dessen Publication der Verf. schon in der Vorrede zu seinem tibetischen Wörterbuch versprochen hatte. Es ist in die riesenhafte Sammlung *Gandjur*, genauer *bKa-'gyur*, d. h. *Uebertragung der Worte (Budd'a's)* aufgenommen, die, wenn sie vollständig ist, *hundert Bände* begreift, von denen aber das *Dsang Lun* nur *einen* Band beinahe ausfüllt. Den *Gandjur* bilden alle diejenigen Bücher der Budd'isten, welche als das *Wort des Stifters* verehrt werden und theils rein didaktisch sind, theils Legende mit Belehrung vereinigen. Zu der ersteren Classe gehört das im Jahre 1837 von Hrn. Schmidt tibetisch und deutsch herausgegebene *diamantene Buch* (s. oben); zu den Letzteren, deren Schreibart weit verständlicher, das Buch *Dsang Lun*, d. i. *der Weise und der Thor*. Dieses war dem Verf. in der *mongolischen* Bearbeitung, welche *Uligerün-Dalai* (*Meer der Parabeln*) betitelt ist, schon lange bekannt; eine Legende desselben veröffentlichte er zuerst im Anhang zu seiner mongolischen Grammatik; und vier Andere sind in Kowalewskji's Монгольская Хрестоматія (Kasan 1836) mitgetheilt *). Bei Vergleichung des tibetischen Dsang Lun mit dem mongolischen boten sich merkwürdige Varianten dar, indem Letzterer breiter gehalten und paraphrasirt, öfters auch mit kleinen Zusätzen versehen ist, die im tibetischen fehlen, ja eine ganze Erzählung, die vom *Königssohne Susati*, mehr enthält: Gründe genug zur Annahme, dafs bei Anfertigung der mongolischen Uebersetzung ein anderer tibetischer Text des Buches vorgelegen. Der Verf. gönnt jener Erzählung der Vollständigkeit wegen in seiner Vorrede einen Platz; er scheint aber nicht zu wissen, dafs sie allbereits vom Anfang bis zum Ende in Kowalewskji's oben citirte Chrestomathie (Th. I, S. 13—26) aufgenommen ist. Die empörende Crafsheit ihres Inhalts hielt uns davon zurück, sie der deutschen Lesewelt anzubieten und vielleicht haben selbst die Herausgeber des von Hrn. Schmidt benutzten Dsang Lun sie nicht sowohl vergessen als zur Ehre Budd'a's und ihres Glaubens geflissentlich unterdrückt.

„Mit sehr wenigen Ausnahmen" — sagt der Verfasser — „bildet die Epoche der Gegenwart Budd'a Säkyamuni's auf Erden, dessen Aufenthalt in mehreren Districten und Städten Ober-Indiens, *nebst Begebenheiten*, welche sich während dieser *Zeit zutrugen, den* Inhalt fast aller Capitel dieses Werkes. *Die* erzählten Begebenheiten, die Thaten und Schicksale einzelner damit verflochtener Personen, und was sonst damit in Verbindung steht — dies Alles wird dann von Budd'a als nothwendige Folge, als unausbleibliche Vergeltung, als reife Frucht der in früheren Epochen und Generationen begangenen tugendhaften oder lasterhaften Handlungen erklärt, wodurch in demselben Capitel eine zweite, bisweilen auch eine dritte und vierte Erzählung herbeigeführt wird, welche zum Zweck hat, den Beweis festzustellen, dafs kein Verbrechen, kein Laster, kein Vergehen, es sei grofs oder gering, ohne sichere Vergeltung und Strafe in einer oder mehreren spätern Wiedergeburten bleibe; dafs aber auch jede Tugendhandlung, jede, wenn gleich noch so unbedeutende, aber aus reinem, aufrichtigem oder andächtigem Herzen vollbrachte Gutthat nicht umsonst geschehe, vielmehr der reichsten Belohnung in künftigen Lebensperioden gewärtig sei. Der Tugendhafte ist mithin der *Weise* und der Lasterhafte der *Thor*, und darin findet der Titel des Buches seine vollgültige Erklärung".

*) Von zweien derselben hat Rec. in Lehmann's „Magazin für die Litteratur des Auslands" (1838. März, No. 30 und 36) Uebersetzungen geliefert.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 33.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1843.

J. J. Schmidt: *Dsang Lun oder der Weise und der Thor. Aus dem Tibetischen übersetzt und mit dem Originaltexte herausgegeben.*

(Schlufs.)

„Wir erblicken neben dem, auch vom Budd'ismus ungeläugneten freien Willen des Menschen zugleich ein Fatum, das ihn und seinen Willen beherrscht und zum Spielball des Wechsels seiner Schicksale innerhalb des Kreises der Seelenwanderung macht, dem der Mensch sich in keiner Weise völlig entziehen kann, wenn er seinen Willen nicht auf den einzigen Gedanken der Befreiung aus diesem Kreislaufe richtet, mit beharrlichem Eifer blofs verdienstlichen Handlungen nachstrebt, und zuletzt durch Abwerfung aller Leidenschaften, welche als die stärksten Fesseln im Gefängnisse des Kreislaufs angesehen werden, das erwünschte Ziel erreicht. Dieses Endziel der Befreiung, die *Feindbesiegung* genannt, kann nur durch Eintritt in den geistlichen Stand und strenge Befolgung der damit verbundenen Pflichtgebote erreicht werden; wer aber diesen Grad der Vollkommenheit erlangt und behauptet, ist von da an aus dem Kreislauf und von der Wiederkehr in denselben vollständig erlöst: er wird ein *Budd'a in der Räumlichkeit*, d. h. in den Budd'a-Regionen weit über der Welt Brahma's; er erscheint blofs dann auf's Neue und zwar nach eigner Willkür als *Bôd'isattwa* in der Welt verkörpert, wenn ihn Liebe zu den Wesen innerhalb des Kreislaufs, Mitleid mit ihrem Jammer und Elend hinzieht".

„Ein solcher ist jedoch nicht mit *Sâkyamuni* und vielen anderen Budd'a's, die vor demselben erschienen sein sollen, oder deren Zukunft noch erwartet wird, zu verwechseln. Diese werden vorzugsweise *Siegreich-Vollendete* genannt; sie haben alle Uebergänge (*Pâramitâ*) des Tugendverdienstes und der Weisheit in höchster Vollendung durchgemacht bis zum *Jenseits der Erkenntnifs*. Und was ist dieses Jenseits der Erkenntnifs? — Die abstracte, namenlose Monas und die Versenkung in selbige auf ewig, das wahre, einzige *Sein im Nichtsein*, als Gegensatz zu dem scheinbaren, falschen Sein Alles dessen, was objectiv auf Sinne oder Verstand wirkt, und wodurch wir mit den Gegenständen aufser uns in Berührung und Beziehung treten". . . . . .

„Dieses Endziel, der Uebergang zur budd'aischen Monas und die Versenkung in dieselbe gilt für die vollständige Erlösung des Geistes aus den Banden des Formenwechsels, der für ihn nun in keiner Weise mehr existirt und daher nebst allen seinen Consequenzen und Beziehungen negirt wird. Ein Anderes aber und völlig umgekehrt ist es mit dem noch unbefreiten Geiste, er mag noch so hoch oder noch so niedrig stehen: für denselben ist die abstracte Monas ein unbegreifliches Nichts, wogegen blofs die ihn umgebende Weltnatur für ihn Dasein und Beziehung hat. Dadurch wird er ein Sclave des in derselben waltenden unerbittlichen Schicksals der Thaten, das durch Verschuldung verschlimmert wird; jedoch befähigt ihn die Freiheit seines Willens, sich dem über ihn verhängten und ihn seit lange verfolgenden Fatum durch die Ausübung tugendhafter Handlungen allmählig zu entziehen".

„Die Freiheit des Willens und das Gefühl des Bedürfnisses der Erlösung müssen indefs durch Etwas angeregt werden. Dafs dies durch die abstracte budd'aische Monas, die zu dem Materiellen in keinerlei Beziehung steht, nicht bewirkt werden könne, fällt in die Augen; deswegen fehlt es aber dem Budd'ismus keineswegs an einem göttlichen Principe, das sich durch Wort und Offenbarung den Weltbewohnern kund giebt. Das Religionssystem desselben löst nämlich den Vollbegriff *Budd'a*, der an und für sich einzig und allein in der abstracten Monas besteht, in drei Persönlichkeiten oder Eigenthümlichkeiten, die drei Körper

Digitized by Google

genannt, auf. Zwei davon sind zwar bloſs Reflexe dieses Absoluten und gehören deshalb den Regionen der Verwandlung, der Täuschung an; allein für diese Regionen haben sie die vollste Geltung dessen, was sie vorstellen. Die erwähnten Persönlichkeiten sind: die des wahren Seins (Budd'a in der Einheit des geistigen Alls), die offenbarte Herrlichkeit Budd'a's in den Himmeln oberhalb der Welt des Brahma, und seine Offenbarung in höchster physischer und moralischer Vollkommenheit und Macht in der Menschwerdung innerhalb Brahma's Welt. Auf letztere Persönlichkeit ist das ganze Religionssystem und die ganze praktische Lehre gegründet".

Der Herausgeber hat bei seiner Uebersetzung hauptsächlich dem Bedürfniſs der Anfänger im Tibetischen genügen wollen, weshalb das Verdienst der Treue ihr vornehmstes ist. Von den ein und funfzig Legenden wollen wir zwei der kürzeren in etwas veränderter Form als Probe mittheilen:

Von der ersten Veranlassung, bei welcher Budd'a liebende Fürsorge erzeugte.

„Solches habe ich zu einer Zeit gehört: der Siegreich-Vollendete hatte seinen Sitz in *Njanjod*, im Lustgarten des Prinzen *Djaldjed*, am Orte allgemeiner Freude des *Gonmedsaidjin* (der den Hülfsbedürftigen Speise reicht)".

„Zu der Zeit hatten die *Gelong's* (Geistlichen) ihre Lebensweise während des Sommers verlassen und begaben sich dahin, wo der Siegreich-Vollendete verweilte. Daselbst angelangt, verbeugten sie sich vor demselben und erkundigten sich nach seinem Wohlbefinden. Aber auch der Siegreich-Vollendete erzeugte im liebevollen Herzen Freude (über ihren Anblick) und fragte sie mit herzlicher Theilnahme: Ihr habt doch nicht Mühseligkeiten und Leiden erduldet? Da fragte ihn *Kungawo:* Seit wie lange ist es her, daſs du, o Vollendeter, in solcher Weise Gedanken des Wohlwollens erzeugst? Budd'a entgegnete: Wenn du es zu wissen wünschest, so werde ich dir es zeigen".

„In frühester Vergangenheit, vor zahllosen, nicht in Worte zu fassenden Weltaltern, waren zwei Menschen wegen sündhafter Handlungen in die Hölle hinabgesunken, wo sie der Höllenhüter an einen eisernen Wagen gespannt hatte, sie mit eisernem Hammer schlug und sie hin und her laufen lieſs, ohne ihnen Ruhe zu gönnen. Der Eine, dessen Kräfte gering waren, konnte den Wagen nicht ziehen und setzte sich, worauf der Hüter ihn mit dem Hammer schlug, daſs er starb, aber alsbald wieder lebendig wurde. Als sein Gefährte diese Qualen sah, erzeugte er Gedanken des liebevollen Mitleids und sprach zum Höllenwächter: Ich allein will den Wagen ziehen; lasse diesen Menschen frei! Diese Worte erregten den Zorn des Treibers und er schlug ihn (den mitleidigen Sünder) mit dem Hammer dermaſsen, daſs er sein Leben einbüſste, aber sogleich in Brahma's Götterwelt wiedergeboren ward".

„*Kungawo!* Derjenige, welcher in jener grauen Zeit als Höllenbewohner Mitleid fühlte, bin *ich* nun. Seitdem habe ich (in zahllosen Weltaltern) gegen alle Wesen Gedanken des Erbarmens in mir erzeugt".

„Und Kungawo und die ganze groſse Versammlung freuten sich in gläubiger Nachfolge der Lehren des Siegreich-Vollendeten".

Von *Serdjig* (*dem Goldreichen*).

„Solches habe ich zu einer Zeit gehört: Der Siegreich-Vollendete hatte seinen Sitz in *Njanjod* u. s. w."

„Damals gebar die Frau eines Hausbesitzers in jener Stadt einen Knaben, welchem der Name *Serdjig* gegeben ward. Derselbe war so reizend von Ansehen, daſs die Welt seines Gleichen nicht aufzuweisen hatte. In Folge früherer Handlungen kam der Knabe, beide Hände zur Faust geballt, auf die Welt. Die Eltern öffneten beide Fäuste des Knaben und fanden zu ihrem Erstaunen in jeder Hand eine Goldmünze. Sie nahmen beide Goldmünzen heraus, allein es entstanden immer wieder neue an ihrer Stelle, und auch dann noch, als ihr ganzer Schatz bereits angefüllt war. Als der Knabe heranwuchs, bat er seine Eltern, in den geistlichen Stand treten zu dürfen, begab sich dahin, wo Budd'a seinen Sitz hatte und sprach, sich vor ihm verneigend: „Der Siegreich-Vollendete geruhe, sich meiner erbarmend, mein Lehrer zu werden"! Nach empfangener Einwilligung Budd'a's schor Serdjig sich Haupt und Bart und zog das geistliche Gewand an. Als seine Volljährigkeit eingetreten war, empfing er die geistliche Weihe, und wurde, nachdem er frommen Betrachtungen mit Eifer obgelegen, ein *Feindebesieger*".

„Da fragte *Kungawo* den Siegreich-Vollendeten: Welche verdienstliche Handlung hat der Gelong Serdjig in früherer Zeit verrichtet, daſs er von Geburt an Goldmünzen in den Händen trägt? — Budd'a erwiederte: Merke auf meine Worte und ich werde dir's erzählen.

Digitized by Google

Vor ein und neunzig Weltaltern, als der Budd'a *Kanakamuni*, das Heil der Wesen begründend, in Begleitung des Vereins der Geistlichkeit auf Erden wandelte, geschah es, dafs die reichen Hausbesitzer alle Arten Speise bereiteten und als Opfer darbrachten. Damals pflegte ein armer Mann, der nicht das geringste Besitzthum hatte, im Gebirge Holz zu sammeln, das er verkaufte. Dieser hatte einst als Preis seines verkauften Holzes zwei Münzen erworben und erblickte Budd'a, wie er in Begleitung der ganzen Geistlichkeit von einem Besuch im königlichen Palaste kam. Mit grofser Freude brachte er sofort die zwei Münzen, sein ganzes Besitzthum, dem Siegreich-Vollendeten dar. Der Budd'a Kanakamuni gedachte seiner mit Erbarmen und nahm die zwei Münzen in Empfang, jener Holzfäller aber wurde seitdem während ein und neunzig Weltaltern mit Goldmünzen in den Händen wiedergeboren. Er ist der nunmehrige Gelong Serdjig. Obwohl derselbe nicht sofort die Frucht der Feindbesiegung erlangte, so war die für zukünftige Wiedergeburten reifende Frucht seiner Handlung doch unermefslich. Möchten darum alle Wesen in Handlungen der Gabenspendung Eifer beweisen"!

Schott.

XVII.

Grundzüge der Botanik. Entworfen von Stephan Endlicher und Franz Unger. Wien, 1843. XXXX. *u.* 494 *S.* 8

Es ist ganz zweckmäfsig, wenn der neue Zuwachs ler Naturwissenschaften von Zeit zu Zeit mit dem Gan- en in Compendien zusammengefafst wird, um ein Bild es gegenwärtigen Zustandes zu geben; doch bleibt zu vünschen, dafs dies immer in der wahren Richtung des Zeitgeistes geschehe. Was die Botanik betrifft, so ann man diese Richtung derselben als die praktische ezeichnen, weil man jetzt diese Wissenschaft mit Recht ehr als sonst bei uns für praktische Zwecke auszu- uten, und sie selbst in Beziehung auf praktische nwendung zu bearbeiten bemüht ist, anstatt man nst wohl die theoretische Richtung, selbst im entiedensten Widerspruch mit praktischen Erfahrungen, t zwecklos und erfolglos auszuspinnen gewohnt war. e Namen zweier bewährter Schriftsteller, des Hrn. ıdlicher, durch seine systematischen Arbeiten ausgezeichnet, und des Hrn. Unger, bekannt durch mehrere anatomische und physiologische Untersuchungen, scheinen eine Bürgschaft für eine solche zeitgemäfse Bearbeitung der Botanik zu sein, und man ist nach der von den Vfn. selbst in der Vorrede ausgesprochenen Richtung ihrer Bestrebungen wenigstens berechtigt, etwas zeitgemäfs Befriedigendes von ihrem Unternehmen fordern, oder doch einen dem heutigen Zustand der Wissenschaft angemessenen Maafsstab an die Beurtheilung ihrer Arbeit legen zu dürfen; um zu sehen, inwieweit sie den Fortschritten der Wissenschaft überhaupt gefolgt und wie sie ihre Richtung aufgefafst haben. Dabei erlauben wir uns vorweg die Bemerkung, wie es den Anschein hat, als ob der wesentliche Antheil an gegenwärtiger Arbeit dem Hrn. Unger gebühren möchte, dessen auch anderweitig ausgesprochene Ansichten hier weiter ausgeführt und zur Grundlage des Ganzen benutzt worden sind, so dafs vielleicht Hr. Endlicher nur durch seinen Namen das Unternehmen hat unterstützen wollen. Am besten werden wir das Werk selbstredend einführen, indem wir zuvor seinen Gang und seinen Inhalt in kurzen Zügen angeben. Es zerfällt in zwei Theile, von denen der erste: die Natur der Pflanze als Einzelwesen, der zweite: die Pflanze als systematische Einheit betrachtet. Der *erste Theil* behandelt in drei Büchern: 1) die Histologie oder Lehre von den Elementargeweben. 2) Die Organologie. 3) Die Physiologie. Der *zweite Theil* betrachtet in zwei Büchern: 4) die Systematik, und 5) die Geographie der Pflanzen. Wir bemerken beiläufig, in Betreff der räumlichen Ausdehnung, dafs die Organologie den bei weitem gröfsten Theil des ganzen Buchs, gegen 300 S., einnimmt, während der Histologie (Anatomie) kaum 50, der ganzen Physiologie nur 40 S. gewidmet sind, und nur 68 S. für die gesammte Systemkunde und Geographie der Pflanzen übrig bleiben.

In diesem äufseren Betracht erscheint das Buch mehr als eine Organographie, d. i. eine Terminologie im Gewande der Metamorphosenlehre, dem als Anhang noch einige kurze anatomisch-physiologische, systematische und geographische Bemerkungen beigegeben worden. Betrachten wir näher den Inhalt der einzelnen Bücher, so unterscheiden die Vff. in dem ersten Buche, der *Histologie* (Anatomie), primäre Elementarorgane oder Zellen, und abgeleitete Elementarorgane oder Gefäfse, welche sämmtlich als aus aneinanderge-

Digitized by Google

reiheten Zellen entstanden betrachtet werden. Als Grundfunction schreiben die Verff. dem Zellensystem Assimilationsvermögen und Contractilität zu; dem Gefäfsbündelsysteme Leitungsvermögen, sowohl der Nahrungsflüssigkeit als auch äufserer Reize, obgleich beide ausdrücklich nicht als Organe, sondern nur als organische Elemente angesehen werden. In dem zweiten Buche, der *Organologie*, werden ähnlich zuerst Grundorgane und abgeleitete Organe unterschieden. Als *Grundorgane* sehen die Vff. 1) die Axen (Stengelglieder) und 2) die Seiten- oder appendiculären Organe (Blattfortsätze) an. *Abgeleitete Organe*, durch verschiedene Stellung der Grundorgane gebildet, sind: Wurzel, Stamm, Blatt, Blüthe, Frucht, Saamen. Wurzel und Stamm als Axen sind die ersten oder centralen, Blätter sind peripherische Organe. Die Axengebilde bieten nach den Vffn. wenig Verschiedenheit dar, während nur die Blätter so mancherlei Formen durchlaufen, und indem sie mit den Endtheilen der Axe zusammentreten, das bilden, was wir Blüthe, Frucht und Saamen nennen (S. 61). Wurzel und Stamm sehen die Vff. als blofse Massen von Elementarorganen (Zellen) an, die in linearer Richtung aneinandergereiht einen gestreckten, cylindrischen, soliden (auch die hohlen Stengel?) Körper bilden. Die Vff. bauen sich also mit den Materialien der Zellen zuerst ihre Grundorgane und durch Zusammenschichten dieser die ganze Pflanze auf, und üben den Mechanismus ihrer botanischen Baukunst um so zuverläfsiger, als sie selbst sagen, dafs die Pflanze in bestimmten architektonischen Verhältnissen Gerüste und Bekleidung ihres Leibes aufbaue, wie andererseits der Chemismus der Pflanze in den Bildungen und Veränderungen der Stoffe nach bestimmten unabänderlichen Proportionen vor sich gehe (S. 62); so dafs man hiernach zweifelhaft werden könnte, ob die corinthischen Säulenköpfe nach dem Muster der zuerst dagewesenen Acanthusblätter, oder die Acanthusblätter nach dem Muster der corinthischen Säulen gebildet sein möchten, und ob die organischen Formen sich nach den Gesetzen der organischen Erregung oder denen der chemischen Verwandtschaft bilden.

Folgen wir den Vffn. noch etwas weiter in der Darstellung ihrer abgeleiteten Organe, so finden wir 1) in Betreff *der Wurzel* ausgesprochen, dafs sie durch einen bestimmten Punct (Wurzelhals, collum) von dem Stamm geschieden sei, von welchem Punct aus die entgegengesetzte Richtung des Wachsthums gehe, wobei denn freilich der an allen Stellen der ganzen Pflanze sich zeigende Ursprung der sogenannten Luftwurzeln, so wie der Wurzeln rankender und kriechender Stengel unerklärt bleibt. Die Function der Wurzel wäre den Vffn. zufolge nur: Befestigung der Pflanze in dem Boden und Aufnahme der Nahrung, wobei alle übrigen Thätigkeiten derselben übersehen bleiben, und nicht untersucht wird, ob *alle* inneren Theile der Wurzel oder nur *einige* derselben zur Aufnahme der Nahrung dienen, ob diese Function also der ganzen Wurzel oder nur einigen Theilen derselben zukomme, während die anderen Theile wieder andere Functionen haben. 2) Der Betrachtung *des Stammes* wird eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet, sowohl seiner äufseren Form, als der inneren Structur nach. Er ist eine Fortsetzung des Wurzelstammes nach oben, aber mannigfaltiger der Form und Structur nach durch seine *Beziehung zum* Licht und zur Luft, was sich durch *das Hervortreten* der appendiculären Organe zeigt, so wie durch die Knospenbildung, wodurch sich seine secundären Axen (Zweige) bilden. Die Formen des Wurzelstocks, als unterirdischer Stamm, Knollen und Zwiebeln werden hiernach, hier wie auch im ganzen Buche, durch zahlreiche dem Text beigedruckte Holzschnitte anschaulich erläutert, und ein besonderes Capitel ist dem *inneren Bau des Stammes* gewidmet, dessen Wesenheit in der Anordnung der Gefäfsbündel gesucht wird (S. 88), woraus denn vom Hrn. Unger besondere Gesetze und Formen des Wachsthums (modi vegetationis) abgeleitet werden. Solcher Wachsthumsformen werden drei unterschieden: *a) vegetatio terminalis*, bei welcher das Anwachsen neuer Elementartheile der Gefäfsbündel nur an der Spitze geschieht. Dieser Wachsthum soll sich bei den Moosen, Farren, den Cycadeen und Nymphäen finden, wobei nur auffällt, dafs die Moose, welche keine Gefäfse haben, auch nicht durch Spitzenverlängerung ihrer Bündel wachsen können, und wie es möglich ist, dafs die baumartigen Farren so dicke Stämme erhalten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 34.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1843.

Grundzüge der Botanik. Entworfen von Stephan Endlicher und Franz Unger.

(Fortsetzung.)

b) Vegetatio peripherica. Der Gipfelansatz neuer Elementartheile der Gefäfsbündel ist beschränkt, es entstehen aber immer neue Gefäfsbündel vom Umfange des Stammes zur Mitte der Stammspitze (punctum vegetationis) und bedecken die bereits vorhandenen. Dies soll auf eine ähnliche Art durch Schichtenbildung geschehen, wie unter der Rinde der Bäume sich die Holzschichten bilden. Doch wird der Hergang nicht nachgewiesen. Der Stamm wächst also zugleich an der Spitze und an der Peripherie. Dies findet sich nach den Vffn. bei den Monocotyledonen: Gräsern, Liliaceen, Palmen. *c) Vegetatio peripherico-terminalis.* Der Ansatz neuer Elementartheile der Gefäfsbündel geschieht auf eine doppelte Weise. Ein Theil des Gefäfsbündels verlängert sich continuirlich durch Gipfelansatz, während sich ein zweiter fortwährend am Umfang vervielfältigt. Das Gefäfsbündelsystem sondert sich nach den Vff. gleichsam in einen centralen und einen peripherischen Theil, von denen der erstere den Gesetzen des Terminalwachsthums, der letztere den Gesetzen des peripherischen Wachsthums folgt. Dies soll bei allen Dicotyledonen mit Ausnahme der Cykadeen und Nymphäen, aber mit Einschlufs der endorhizen Dicotyledonen (den Piperaceen, Amaranthaceen) der Fall sein. Der Verf. beschränkt also diese Art des Wachsthums nicht auf die mit einem Rinden- und Holzkörper versehenen Dicotyledonen, sondern dehnt es auch auf solche mit zerstreuten Gefäfsbündeln aus. Daher sieht derselbe die Gefäfsrinde (die von ihm sogenannte die Lebenssaftgefäfse enthaltende Bastschicht) nicht als einen wesentlichen Charakter derselben an, sondern er rechnet die Rindengefäfsschicht zu seinem centralen System, und sieht nur die äufsere Zellenschicht der Rinde als wahre Rinde an, weshalb er denn diese Zellenschicht allein als Charakter der hierher gehörigen Pflanzen betrachtet, und also auch die damit versehenen Monocotyledonen mit den Dicotyledonen in Analogie bringt, durch welche Begriffsänderung der Benennungen eine nicht abzuwickelnde Verwirrung entstehen würde, wenn man ihr folgen wollte, ohne dafs man sich in der Sache dabei gefördert sähe; wobei wir indessen zur Entschuldigung des Vfs. zufügen, dafs sich auch bereits Andere solcher ganz der Natur entgegenstrebenden Analogieen bedient haben. Verrichtung des Stammes ist, Organ der Saftleitung zu sein, welche Function die Vff. den Gefäfsen des Stammes zuerkennen, ohne zu sagen, welches die Function der übrigen Theile des Stammes ist. 3) Die Morphologie *der Blätter* und deren Zusammensetzung wird ausführlich behandelt, wobei die Vff. von dem Grundsatz ausgehen, dafs die Blätter, als appendiculäre Organe, dem runden Stengel, von dem sie sich flächenartig lostrennen, gegenüber, nothwendig die Flächenform haben müfsten, während doch die vielen runden, selbst drei- und viereckigen Blätter vieler Pflanzen deutlich genug zeigen, dafs auch die Stengelform in den Blättern wiederkehren kann. Die mannigfaltigen einfachen und verzweigten Blattformen und deren Theile (Blattstiele, Blattfläche) werden mehr terminologisch beschrieben, als genetisch entwickelt, weil sie die Vff. als abgeschlossene für sich bestehende Organe ansehen, die weiter keine Analogie mit den Stengelbildungen zeigen sollen, weil sie immer nur als Gegensätze derselben betrachtet werden.

Die Stellung der Blätter wird im Allgemeinen nach Braun angegeben, ohne dafs sich die Vff. über den Punct aussprechen, ob sie die gegenüberstehende und quirlförmige, oder die spiralige als die Urstellung ansehen; ob also nach ihnen die Quirle contrahirte Spiralen, oder die Spiralen verschobene Quirle sind. Als Function der Blätter wird Respiration, Transspiration

Digitized by Google

und Unterstützung der Ernährung angegeben; wie aber bei blättlosen Pflanzen diese Functionen ausgeübt werden, wird nicht gesagt. 4) Die Knospen werden von den Vffn. als Erstlingsbildungen neuer Axenglieder betrachtet, zu denen ein Axenkern und die appendiculären Knospenschuppen gehören. Hierdurch soll die unbegränzte Vervielfältigung der Axen möglich werden. Dafs unendlich viele Pflanzen niemals, andere nur unter gewissen Verhältnissen Knospen bilden, aber sich doch vervielfältigen und wachsen, ist nicht berücksichtigt.

Die Morphologie der Blumen und Früchte ist mit grofser Ausführlichkeit behandelt; sie nimmt allein von der im Ganzen 300 S. erfüllenden Organographie über 200 S. ein, füllt also ziemlich die Hälfte des ganzen Werks. Die Mannigfaltigkeit der Formen des Blüthenstandes, der Blumenböden, Blumenhüllen, der Staubfäden und Stempel, ferner der Fruchtstände, der Fruchthüllen der Saamenträger und Saamen, so wie des Keims, finden sich bis in's Einzelnste verfolgt. Der allgemeine Unterschied von Axen und appendiculären Organen wird auch hier festgehalten und die Theile danach geordnet, so wie ihre Metamorphosen demgemäfs erklärt, überhaupt die Blumentheile auf individuelle Theile (Stengelaxen und Blätter) zurückgeführt, daher denn auch die Blüthe eine Geschlechtsknospe genannt wird. Die rein organographischen Verhältnisse behalten indessen bei dem Reichthum des Formenmaterials in der Blumenbildung hier das Uebergewicht über die Durchführung der theoretischen Ansichten der Vff., weshalb wir, da es nicht unsere Absicht sein kann den Formbeschreibungen hier zu folgen, uns darauf beschränken, die bemerkenswerthen Ansichten über die Bedeutung der einzelnen Theile hervorzuheben.

Die Blüthenaxe bildet den Fruchtboden (receptaculum). Die Vff. sehen ihn richtig als oft aus mehreren Gliedern gebildet an und unterscheiden an dem mehrgliedrigen den Unterboden, die Scheibe (discus) und die Axenspitze, als Oberboden. Vielleicht ist indessen diese Unterscheidung nicht natürlich, indem die Vff. die bei den mehrgliedrigen Axen nothwendig vorhandenen Verbindungsstellen der Glieder, die Gliederknoten, übersehen haben, überhaupt auf die mancherlei Metamorphosen der Axengebilde auch bei den Stengeln viel zu wenig Gewicht legen, weil sie alles aus den Metamorphosen der Blätter erklären zu können glauben. Die Scheibe ist nämlich nichts anderes als eine hervortretende Knotenbildung an den Verbindungsstellen der Axenglieder. Wir haben bereits früher die Glieder- und Knotenreihe der Blüthenaxe durch die Namen: Kelchträger (calycophorum), Kronenträger (corallophorum), Staubfädenträger (staminophorum), Stempelträger (gynophorum) unterschieden, und glauben dadurch den verschieden metamorphosirten Theilen leicht ihre rechte Bedeutung anweisen zu können. Dafs diese bei den hüllenlosen Blüthen sich ohne Blattfortsätze ausbilden können, haben die Vff. nicht berücksichtigt. Appendiculäre Theile gehören also auch hier nicht nothwendig zur Blumenbildung. Die kurzen wulstigen Blüthenhüllen vieler Pflanzen sind meist blofs seitliche Entwickelungen der Kelch- oder Kronenträgerknoten, also Axengebilde ohne wahre Blätter, wie bei anderen selbst die Antheren stiellos auf solchen Trägerwülsten sitzen, die blofse Metamorphosen von Gliederknoten sind.

Als Function der Blüthenhüllen (*Kelch, Krone*) sehen die Vff. den Schutz der Generationsorgane an. Die Kelchblätter nehmen auch an der Verrichtung der Blätter Theil; die Kronenblätter dienen zur Secretion gewisser im Uebermaafs in die Geschlechtsknospe gelangender Stoffe und scheinen dadurch das Eingehen des Blattes in die Metamorphose des Staubgefäfses vorzubereiten.

Wir vermissen hier gänzlich die Erwähnung der Nektarien, deren Entwickelungsgeschichte einen reichen Stoff für die Vermittelung der Entstehung der Generationsorgane und den Uebergang zwischen diesen und den Blumenhüllen dargeboten hätte. Die Vff. scheinen die Nektarien ganz vergessen zu haben.

Die Staubgefäfse werden als appendiculäre Organe angesehen und Staubblätter genannt. Wie dieser Vergleich bei den baumförmig verzweigten, offenbar axenartig gebildeten, Staubfäden vieler monadelphischen und polyadelphischen Staubfäden durchzuführen wäre, kömmt nicht zur Sprache. Auch scheinen die Vff. selbst die Fächerbilduug der Antheren nicht als durch Faltung von Blatträndern entstanden anzusehen, indem sie den Pollen als durch Auflösung des Zellenparenchyms entstanden erkennen.

Im Fruchtknoten und der Frucht werden von den Axengliedern die einfachen oder verzweigten Saamenträger (Fruchtaxen) gebildet, die Fruchthüllen überall

Digitized by Google

als Blätter angesehen. Die Ovula im Fruchtknoten werden Keimknospen genannt. Dennoch aber nehmen die Vff. an, dafs der Keim aus diesen Knospen nicht vorsprossen könne, sondern dafs dieser aus den Pollenschläuchen in das Ei hineinwachse. Es wären also Keimknospen, die nicht keimen können.

Vom Eiweifs des Saamenkerns sagen die Vff., es bestehe aus einem ursprünglich als Eikern vorhandenen, oder später gebildeten Zellgewebe, und nennen das erstere Perisperm, das letztere Endosperm. Inzwischen wird es in beiden Fällen aus einer den Keim umhüllenden Haut gebildet (der Kernhaut oder der Keimhaut) und wir finden beide Arten zugleich bei den Nymphäen.

Das dritte Buch des vorliegenden Werkes enthält die Physiologie oder Lehre von den Lebensverrichtungen. Nächst einer Bemerkung über Lebenskraft ist hier von der Thätigkeit der Zelle die Rede, die alle nur möglichen Functionen: Aufnahme der Nahrung, Assimilation, Wachsthum, Vermehrung, Secretion verrichten soll, wozu ihr Contractionsvermögen und Erregbarkeit beigelegt wird. Kohlensäure, Ammoniak und Salze sehen die Vff. im Allgemeinen als Pflanzennahrung an, die in Wasser gelöst durch Endosmose von der Pflanze aufgenommen werden und als roher Nahrungssaft im Holze aufsteigen. Dieser rohe Saft werde dann an der Spitze und im Umfang des Stammes in absteigenden Saft umgewandelt, der als Cambium erscheine. Wie das Absteigen des Saftes bei den synorganischen Pflanzen ohne Rinde Statt finden sollte, ist nicht berücksichtigt worden; und eben so wenig in Betracht gezogen, wie die Blätter durch absteigenden Saft sich entwickeln sollten. Die Blätter dienen dazu, den rohen Nahrungssaft zu assimiliren, vermitteln die Ernährung und corrigiren sie durch das Athmen, nach den Verfassern.

Den inneren Verlauf der hierbei Statt findenden Thätigkeiten deuten die Vff. nicht im entferntesten an. Man vermifst alle Angaben über die chemischen und organischen Bestandtheile ihres rohen Nahrungssaftes und absteigenden Saftes, so wie über die Stoffmetamorphosen, welche bei den Umänderungen derselben vor sich gehen sollen, selbst die bekannten chemischen Phänomene über den Zusammenhang des Athmens der Pflanze mit ihrer Stoffzunahme beim Wachsthum sind nicht angeführt.

Unter der Ueberschrift: von den Secretionserscheinungen finden sich allgemeine Bemerkungen über Drüsen, ohne dafs auf die besondere Organisation und auf die Verschiedenheit derselben für die verschiedenen Secretionen, z. E. die verschiedenen Formen der ätherischen Oeldrüsen, der Gummigänge, der Balsamcanäle, eingegangen würde. Von Wärme- und Luftentwickelung, von Bewegungserscheinungen ist nur ganz aphoristisch die Rede, wie auch zuletzt über die Einwirkung der äufseren Lebensbedingungen auf das Keimen und die dabei vorgehenden chemischen Veränderungen im Saamen, die Perioden im Pflanzenleben und deren Lebensdauer nur Andeutungen vorkommen. Dafs die mittleren viele hundert Jahr alten Schichten eines alten Baums nicht mehr leben, sondern vor fast eben so vielen hundert Jahren schon abgestorben sind, und man einen Baum mit solchen Schichten nicht mehs als ein auch in den abgestorbenen Theilen noch lebendes Ganze ansehen könne, mufs man allmählig mehr in Rücksicht nehmen, wenn sich die alten Geschichten über das wunderhohe Alter der Bäume in den Büchern wiederholen.

Im zweiten Theil des Werkes ist zuerst von der Systematik die Rede. Die Vff. stellen hier ein auf die oben angegebenen, von ihnen angenommenen verschiedenen Wachsthumsformen begründetes Pflanzensystem auf. Die obersten Abtheilungen bilden sie nach den von ihnen sogenannten Grundorganen: den Axen und Blattanhängen, und sie unterscheiden so je nach der An- oder Abwesenheit der Axen: 1) Axenlose Pflanzen (Zellenpflanzen, Thallophyta), die nur ein axenloses Laub haben sollen. Hierher werden die Algen, Lichenen und Schwämme gerechnet. 2) Axenpflanzen (Cormophyta, Stengelpflanzen, Gefäfspflanzen), wohin alle übrigen höheren Ordnungen gehören, die wieder in drei Unterabtheilungen gebracht werden: 1) Acrobrya, Endsprosser, wohin die Lebermoose und Moose, die Schachtelhalme, Farrenkräuter, Lycopodiaceen, Cykadeen gehören. 2) Amphibrya, Umsprosser; alle wahren Monocotyledonen: Gräser, Palmen, Liliaceen. 3) Acramphibrya, Endumsprosser, wozu alle Dicotyledonen und Polycotyledonen, mit Einschlufs der Piperaceen, Amaranthaceen, Diphylleiaceen u. a. aus unserer Klasse Synorgana dichorganoidea gerechnet werden.

Die andere Abtheilung des zweiten Theils handelt von der Geographie der Pflanzen, in welcher mit kur-

Digitized by Google

zen aber charakteristischen Umrissen die Lehre von den Einwirkungen der Aufsenwelt, Licht, Luft, Feuchtigkeit, auf die Vertheilungsweise der Pflanzen, der Einflufs des Bodens auf die Verbreitung der Pflanzen, das Verhältnifs der verschiedenen Erdzonen und Klimate zu den darin vorkommenden Pflanzenformen dargestellt, und zuletzt die Vegetationsgebiete oder Floren nach Schouw charakterisirt werden.

Zuletzt wird von der Geschichte der Pflanzen, nämlich von den fossilen Floren, als Urgeschichte, und von der historischen Ausbreitung der Pflanzen gesprochen.

Nachdem wir nun somit den wesentlichen Inhalt des Buchs in seinem eigenen Zusammenhange den Lesern mitgetheilt, gehen wir dazu über einige kritische Bemerkungen hinzuzufügen, welche sich um so weniger an bestimmte Abschnitte des Werks zu binden brauchen, als öfter dieselben Grundsätze, von denen einige hier in Betracht zu ziehen sind, die Vff. bei der Bearbeitung verschiedener Abtheilungen ihres Buchs geleitet haben. Im Allgemeinen erkennt man leicht, wie die Vff. im Ganzen von den Grundsätzen der neueren Metamorphosenlehre aller inneren und äufseren Organe der Pflanze geleitet worden sind, ihr eigenes Princip daher, auch für die Darstellung der inneren Organisation, nicht sowohl ein physiologisches als ein morphologisches ist; und die Vff. von allen den Mängeln, welche jener Lehre von Natur ankleben, natürlich auch nicht frei geblieben sind, um so weniger als die Vff. mit einer gewissen Consequenz dieser Metamorphosentheorie anhängen, nach welcher sie alles andere, was nicht dazu pafst, entweder ignoriren oder ihrer Theorie zu Liebe ganz entstellt wiedergeben. Was wir also hier über diese wissenschaftliche Richtung zu sagen haben, gilt demnach nicht den Vffn. allein, sondern dieser ganzen Richtung, der sie folgen. Die Metamorphosentheorie führt zu einem äufserlichen causalen Mechanismus, nachdem man alles gethan zu haben glaubt, wenn man eine Form der Organe aus einer anderen erklärt oder ableitet, während aber das angenommene Grundorgan selbst in seiner Entstehung und Bedeutung durchaus unerklärt bleibt. So glaubt man denn alles gethan zu haben, wenn man aus Zellen, als dem vorausgesetzten Grundorgan, alle Gefäfsformen ableitet, oder vielmehr diese Formen auf Zellen zurückführt, wobei denn Analogieen der äufseren Form das allein leitende sind, ohne dafs man die inneren Unterschiede der zu vergleichenden Formen beachtet, und noch viel weniger die Unterschiede der Functionen von Gefäfsen und Zellen berücksichtigt. Indem man Gefäfse auf Zellen zurückführt, werden beide identificirt; etwas das aber der Verschiedenheit der Functionen beider ganz widerstreitet. Durch die Phänomene der Verschiedenheit der Functionen zwischen Zellen und Gefäfsen spricht die Natur laut die Differenz dieser Organe selbst aus; denn die Functionen sind zugleich das, was die Formen der Organe bildet, sie sind das Ursprüngliche und ihre Differenz bedingt auch eine Differenz der Form. Das physiologische Interesse liegt also hier vielmehr in der Erkenntnifs der inneren Differenz der Functionen, als in der äufseren Analogie der Formen, die doch nur eine Scheinanalogie sein könnte, wenn sie auch wirklich vorhanden wäre. Daher entstehen nun die *unendlichen Widersprüche* in jener Metamorphosentheorie zwischen der Organ- und Functionslehre. Eine solche Verwirrung, als dadurch in die Pflanzenphysiologie gekommen ist, hat niemals in den schwierigsten Theilen der thierischen Physiologie geherrscht. Belege zu dieser Wahrheit kann man fast auf jeder Seite des gegenwärtigen Buchs finden, wenn man in diesem Betracht vergleicht, welche Functionen die Vff. den verschiedenen von ihnen sogenannten Elementartheilen und Organen zuschreiben. Gefäfse sollen die unassimilirten Nahrungsstoffe leiten, Zellen den rohen Nahrungsstoff assimiliren (S. 51), während es an einer anderen Stelle heifst: die Lebenserscheinungen der Zelle sind Aufnahme der Nahrung von Aufsen, die Assimilation derselben, ihr Wachsthum und Vermehrung, so wie Bildung verschiedenartiger Körper, daher sich denn eine lebhafte Bewegung des Zellensafts zeigt (S. 366. 367. 68), wobei denn ganz unerklärt bleibt, wie die Gefäfse den rohen Saft *leiten* sollen, den die Zellen von Aufsen *aufnehmen*, und wozu, wenn beinahe alle Verrichtungen der ganzen Pflanze den Zellen zugeschrieben werden, aufser ihnen noch Gefäfse da sind.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 35.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1843.

Grundzüge der Botanik. Entworfen von Stephan Endlicher und Franz Unger.

(Fortsetzung.)

Weiterhin aber finden sich die Vff. wieder in der Verlegenheit, dem Stamm, der doch so gut Gefäfse als Zellen enthält, nur die Function der Saftleitung, den Blättern aber, die wieder neben den Zellen eben sowohl Gefäfse enthalten, nur die Function der Ernährung und Athmung zuzuschreiben (142. 380), wobei nicht zu sehen ist, welchen Zweck die Zellen in dem Stamm, und die Gefäfse in den Blättern haben sollten. Zu einer solchen Rathlosigkeit, wo man nicht weifs; wie man hier Organ und Verrichtung zusammenbringen soll, führt jene Metamorphosenlehre der inneren Organe.

Betrachten wir diese Lehre aber von der rein empirischen Seite, so findet sich bald, dafs ihr jeder solide Grund und Boden fehlt. Man sagt, es giebt ursprünglich (?) nur eine Form von Elementarorganen, die Zelle, aus welcher alle übrigen entstehen; aber man denkt nicht daran zu sagen, wie die Zellen selbst in die Welt kommen. Wenn es also keinem Zweifel unterworfen ist, dafs alle sogenannten abgeleiteten Organe im pflanzlichen und thierischen Körper sich immerfort neu hinzubilden, und die gebildeten sich ewig erneuern, so sind dazu auch immer von neuem Zellen nothwendig. Wo kommen diese Zellen her? Sie sind ursprünglich, sagt man, und berücksichtigt ihren Ursprung nicht. Diese Art von Physiologie fängt also erst an, wenn der Organismus oder doch seine vorausgesetzten Elemente schon fertig sind, und sie besteht nur in dem Mechanismus, ein organisches Haus aus schon gezimmertem Holz und fertigen Steinen aufzubauen, wobei man sich um die organischen Ziegeleien, wie und wo die Zellen gebaut werden, nicht bekümmert; also viel nichtfertiger als ein guter praktischer Baumeister verfährt. Es ist also keine Frage, dafs sich die Pflanzenphysiologie der praktischen Anforderung nicht entziehen kann, den Ursprung der Zellen selbst nachzuweisen und sobald sie in den Fall kömmt dieses zu zu thun, und praktisch zu werden, ist das Schiff der Zellenmorphologie sogleich auf's trockne geworfen. Die ganze physiologische Baukunst hört auf, so wie man ihr das Baumaterial, die Zellen, wegnimmt.

Was die Vernunft hier fordert, nämlich die beständige Zeugung und Wiederzeugung der Organe nachzuweisen, ist in der That auch empirisch nachweisbar; denn eine vorurtheilsfreie Beobachtung zeigt, dafs in der organischen Bildung die Zellen niemals ursprünglich sind, sondern immer erst secundäre Bildungen. Wir glauben in unseren Darstellungen der Entwickelungsgeschichte des Bluts in den Thieren und des Lebenssaftes in den Pflanzen den inneren Verlauf der Thätigkeiten vollständig nachgewiesen zu haben, der bei einer ursprünglichen Organisirung und späteren Blasenbildung (Zellenbildung) sich zeigt. Aus einer an sich gleichartigen mit organischem formlosem Nährstoff imprägnirten Flüssigkeit, schlagen sich zuerst Körnchen und Kügelchen nieder. *Die Kügelchen sind also das ursprüngliche in aller organischen Gestaltung*, und lange vor aller Zellenbildung da. Es ist hier der erste Gegensatz organischer Polarität in der Contraction und Verdichtung des Stoffs zur Kugelgestalt, der Expansion in der Flüssigkeit gegenüber. (Verjüngung des menschlichen Lebens S. 228. 233. Cyklose des Lebenssaftes S. 204. System der Circulation S. 37—48). Die Kügelchen entwickeln sich durch lineare Ausdehnung zu Fäden (wie im Pollen und Saamen) und die Fäden durch flächenartige Ausdehnung zu Membranen, und damit ist erst Blasen- und Zellenbildung gegeben, die zwar durch eine ursprüngliche Richtung der bildenden Kräfte auf diese ihre Gestaltungsweise entstehen; aber nicht als ursprünglich fertige Existenzen gebildet sind.

Digitized by Google

Nun sieht man aber bald, dafs wenn die Zellen selbst secundäre Bildungen aus den plastischen Elementen des Bluts und des Lebenssaftes sind, die Zellen nicht die Grundelemente sein können, woraus Gefäfse und alle übrigen Organe durch Aggregation und Metamorphosen sich bilden. Denn denselben Gang, welchen die Natur bei der Bildung der Zellen einschlägt, kann sie auch ursprünglich bei der Bildung der Gefäfse, der Nervenröhren u. s. w. einschlagen, ohne dafs sie nöthig hatte, den Umweg zu machen, erst Zellen zu bilden und die Zellen dann in Gefäfse zu metamorphosiren.

Abgesehen hiervon, wird nun aber die vorausgesetzte Entstehung der Pflanzengefäfse durch Aneinanderreihen und Umgestaltung von Zellen durch die empirische Beobachtung nirgends nachgewiesen, vielmehr dadurch jene Vorstellung als vollkommen hypothetisch und naturwidrig widerlegt. Wären die Gefäfse aus Zellen entstanden, so müfsten sie sich in ihrer ersten Entwickelung als Zellenreihen, deren Höle durch Scheidewände unterbrochen ist, darstellen. Die Beobachtung aber lehrt gerade das Gegentheil, und zeigt, dafs beiderlei Gefäfsarten der Pflanzen ursprünglich continuirliche Canäle sind, die sich im späteren Alter erst durch stellenweise Einschnürungen abgliedern, ohne dafs jedoch jemals vollkommene Scheidewände an den Gliederstellen entständen, indem die Mündungen der Gliederstellen nur verengert erscheinen. Wir glauben zuerst diese Verhältnisse sowohl für die Spiralgefäfse als für die Lebenssaftgefäfse, nachgewiesen zu haben. Vor dem Erscheinen unseres Werks: über die Natur der lebendigen Pflanze glaubte man allgemein, die Spiralgefäfse seien ununterbrochen continuirliche Röhren, und man kannte nur die sogenannten wurmförmigen Körper, welche man für besondere Arten von Gefäfsen hielt, ohne ihre Bedeutung als gegliederte Spiralgefäfse überhaupt im geringsten zu ahnen. Wir zeigten, dafs die wurmförmigen Körper ursprünglich ebenfalls continuirliche Spiralgefäfse seien, und sich in den Knoten und knollenartigen Theilen nur kürzer als die übrigen späterhin abschnürten. Wir zeigten ferner, dafs alle übrigen Spiralgefäfse, die man für ganz continuirlich gehalten hatte, nur in der Jugend diesen Zustand behielten, später aber sich ebenfalls, wenn gleichhin längere und gerade Glieder abschnürten, *dafs also die Gliederung ein allgemeines Phänomen in der Entwickelung aller Spiralgefäfse sei*, was aber erst im späteren Alter derselben erscheine, und gaben davon die ersten Abbildungen. In unseren späteren Schriften (Mémoire sur la circulation et les vaisseaux laticiferes und die Cyklose des Lebenssaftes) haben wir so viele Abbildungen aller Entwickelungsstufen gegeben, dafs man fast auf jeder Tafel verschiedene Formen findet. Dieses allgemeinere Phänomen der Gliederung der Spiralgefäfse hat man später stillschweigend allgemein angenommen, nicht aber um die rechte Entwickelungsgeschichte daraus zu verstehen, sondern um den Beweis zu führen, dafs die Gefäfsglieder Ueberreste ursprünglicher Zellen und daher die Gefäfse durch Aneinanderreihen solcher Zellen gebildet, also secundäre aus Zellen abgeleitete Organe sein sollten, wobei aber ganz übersehen ist, dafs die Gliederung der Spiralgefäfse erst im späteren Alter eintritt, während, wenn jene Hypothese der Zellenmetamorphose richtig sein sollte, vielmehr diese Gefäfse ursprünglich gegliedert sein und später continuirlich werden müfsten. Wären die Spiralgefäfse wirklich ursprünglich gegliedert, *so wäre dies* auffallende Phänomen gewifs schon *früher aufgefallen*, während man, weil man mehr jugendliche Zustände untersuchte, es früher vielmehr gar nicht bemerkt hatte. Die empirische Unrichtigkeit der Ableitung der Spiralgefäfse aus Zellen wird hieraus von selbst klar.

Was die Lebenssaftgefäfse anbetrifft, so herrscht im Allgemeinen noch manche unrichtige Ansicht über ihren Bau, wegen der gröfseren Schwierigkeit ihrer Beobachtung. In der Jugend sind sie so zart und durchsichtig, dafs sie sich zwischen den Geweben verstecken und wohl ganz geläugnet worden sind, weil sie sich von den Umgebungen im frischen Zustande nicht isoliren lassen, und durch ihre Contraction so verkleinern, dafs sie schwer bemerkt werden. Im Alter verwachsen sie mit den Geweben, schnüren sich in Glieder ab und trennen sich in den Knoten derselben, so dafs sie in dieser Gestalt ein ganz anderes Ansehen erhalten. Die Maceration bleibt das einzige allgemein anwendbare Mittel, ihren Bau in den verschiedenen Altersstufen zu erkennen. Obgleich wir nun ihre Organisation in den verschiedensten Altersperioden beschrieben und fast aus allen Familien abgebildet, so wie auch die Untersuchungsmethoden aufs Umständlichste angegeben haben, so haben doch die Vff. vorliegender Schrift, wie es scheint, weil sie nicht aus

Digitized by Google

den Quellen geschöpft haben, sondern anderen unvollkommenen Darstellungen derselben gefolgt sind, dieses Gefäfssystem nicht naturgemäfs dargestellt, und weder seine Formen noch die Entwickelungsgeschichte richtig erkannt. Die Vff. machen einen Unterschied zwischen eigenen Gefäfsen und Lebenssaftgefäfsen, während das, was sie eigene Gefäfse nennen, nur die ältere expandirte und articulirte Form der Lebenssaftgefäfse vieler Pflanzen ist, welche durch die Abgliederung zellenähnlich werden, sich aber durch die Continuität der Mündungen ihrer Glieder von den Zellen unterscheiden. Auf der Analogie dieser Gefäfsformen mit den Zellen gründen nun die Vff. ihren vermeintlichen Ursprung aus Zellen, während wir hinreichend gezeigt haben, dafs die Lebenssaftgefäfse ursprünglich continuirliche Canäle sind, die sich ähnlich wie die Spiralgefäfse im späteren Alter erst gliedern. Wollten die Vff. ein dem Zustande der Wissenschaft entsprechendes Gemälde der Pflanzenorganisation liefern, so mufsten sie diese Beobachtungen entweder wiedergeben oder widerlegen, nicht aber fremde Ansichten im Sinne ihrer Theorie supponiren, und nur durch eine naturgemäfse Darstellung der Organisation konnten sie zu sicheren naturgemäfsen Ansichten über die Functionen der inneren Pflanzenorgane gelangen, die ihnen bei ihrer Metamorphosenlehre unhaltbar ineinanderfliefsen.

Wie nun die Vff. bei der Darstellung des inneren Pflanzenbaues die ursprünglich verschieden geformten und mit verschiedenen Functionen begabten Organe künstlich identificiren, so sehen wir, dafs sie in althergebrachter Weise in ihrer Organologie, d. i. der Darstellung der äufseren Pflanzentheile: Wurzel, Stengel, Blätter, die im wesentlichen identischen Pflanzenglieder, von denen jedes das Ganze nur in anderer Form wiederholt, als mit verschiedenen Functionen begabte Organe darstellen. Weder die nach französischen Autoren wiedergegebene Distinction von Axen und Anhangsorganen, als Grundorganen, noch die Fixirung von Wurzel, Stengel, Blatt als mit bestimmten Functionen begabten Organen ist naturgemäfs allgemein, weil alle Functionen zusammengenommen und alle wahren inneren Organe der Pflanze in jedem dieser Theile wiederkehren, und die Verschiedenheit allein darauf beruht, dafs eine oder die andere dieser Functionen vorwiegend hervortritt, so dafs eine wahre innere Differenz gar nicht vorhanden ist.

In Betreff des Stammes erkennen die Vff. selbst an, dafs der innere Bau desselben von seinen verschiedenen Formen unabhängig sei, (S. 88) indessen gilt dieses ähnlich auch von den Wurzeln und Blättern, insofern man auf die allgemeinen Systeme von inneren Organen überhaupt sieht, die auf gleiche Art in allen diesen Theilen vorkommen. Dagegen zeigt sich in der Anordnung und gegenseitigen Lage der inneren Organe eine Verschiedenheit in den verschiedenen Entwicklungsstufen der Gefäfspflanzen, welche aber nicht, wie die Vff. annehmen, allein auf den Stamm beschränkt ist, sondern durch alle äufseren Theile: Wurzel, Stengel, Blätter durchgreift. Diese Verschiedenheiten mufsten im Allgemeinen schon früher einer äufseren Betrachtung auffallen, erregten aber erst gröfsere Aufmerksamkeit, seitdem Desfontaines an der Structur des Holzes der Palmen zeigte, dafs den Abtheilungen der Monocotyledonen und Dicotyledonen eine solche Verschiedenheit der Anordnung der Gefäfsbündel entspreche, worauf eine verschiedene Art des Wachsthumes beruhe, nach welchem man dann die Monocotyledonen mit dem Namen Endogenen, die Dicotyledonen mit dem Namen Exogenen belegte, weil man glaubte, dafs die Exogenen durch concentrische Schichten (Holzringe) nach aufsen, die Monocotyledonen durch ähnliche Schichten von Innen heraus anwüchsen, daher nicht an Dicke zunehmen könnten. Mohl machte auf das Ungenaue dieser Ansicht aufmerksam, weil in den Palmen zwar die Gefäfsbündel für die jüngsten Blätter aus der Mitte des Stammes vorbrechen, im weiteren Verlauf nach unten sich aber mit den Bündeln der älteren Triebe wieder verflechten und nicht gerade die innerste Lage behalten, sondern sich selbst über die inneren Bündel legen. Diese Erscheinungen commentiren nun die Vff. nach ihrer Weise so, dafs sie den Unterschied zwischen exogenem und endogenem Wachsthum nicht nur aufheben, sondern der Wachsthum der Palmen und verwandten Pflanzen ebenfalls als eine Anlagerung neuer Theile nach Aufsen, wie bei den Bäumen der exorrhizen? Dicotyledonen ansehen, welche Form des Wachsthums sie das peripherische nennen; so dafs die Palmen so gut als die anderen Bäume in die Dicke wachsen könnten. Dabei soll der Gipfelansatz, das Wachsthum an der Spitze, bei dem peripherischen Wachsthume der Palmen beschränkt sein, während nur bei den durch Jahresringe wachsenden Bäumen zu-

Digitized by Google

gleich starke Gipfeltriebe angenommen werden, daher die Vff. diese Form des Wachsthums das peripherisch-terminale nennen. Von den Farrenkräutern nehmen sie an, dafs solche nur durch Gipfelansatz, gar nicht in die Dicke, wachsen, daher sie diesen ein blofses Terminalwachsthum zuschreiben. So gelangen also die Vff. zur Annahme der oben genannten drei Arten des Wachsthums, über deren Verhältnifs zur Natur wir noch eine Bemerkung hinzufügen. Man erkennt sehr bald, dafs die verhältnifsmäfsige Dicke der Farrenkrautstämme der Annahme ganz widerspricht, dafs diese Pflanzen nur in die Höhe nicht in die Dicke wachsen sollten. Jene Annahme rührt nur von der von Mohl bemerklich gemachten Erscheinung her, dafs in den baumartigen Farrenkrautstämmen eine Anzahl grofser von unten bis oben scheinbar gleich dicker und ringartig in einen Kreis gestellter Gefäfsbündel verläuft, daher man diesen einen Holzring zuschrieb, der sich aus Mangel an Verästelung der Bündel nicht vergröfsern könne. Diese Annahme von einem constanten Holzring in den baumartigen Farrenkräutern ist indessen völlig unrichtig und wir haben anderswo (Mém. sur les vaisseaux laticifères Tab. 22. 23. p. 99) durch vergleichende Untersuchung baumartiger und krautartiger Farrenkrautstämme gezeigt, dafs jener Holzring, wie bei allen synorganischen Pflanzen, aus getrennten Gefäfsbündeln besteht, die nur durch ihre von allen abweichende Structur verschieden sind. Diese Gefäfsbündel haben nämlich ein centrales Spiralgefäfsbündel und eine dieses rindenförmig umgebende Schicht von Lebenssaftgefäfsen, die noch wieder wie sonst bei synorganischen Pflanzen von einer Bündelscheide eingeschlossen ist; während bei den übrigen synorganischen Pflanzen das Lebenssaftgefäfsbündel nur an der äufseren Seite des Gefäfsbündels, niemals rund herum liegt. Jene eigenthümliche Structur der Gefäfsbündel der Farrenkräuter macht es nun möglich, dafs die Bündel selbst, wie ein ganzer mit Rinde umgebener dichorganischer Stamm, sich so sehr vergröfsern, wie es bei keiner anderen Pflanze möglich ist. Durch diese Vergröfserung dehnen sich die Bündel seitlich bandförmig in die Breite aus, selbst bei allen krautartigen Formen, und winden sich bei den baumartigen Sförmig oder wellenförmig, indem sie sich seitlich berühren und zu einem scheinbaren Holzring verwachsen, der aber immer aus getrennten Bündeln besteht. Mit dieser inneren Vergröfserung der Bündel wachsen die Farrenkräuter eben so gut in die Dicke als die Liliengewächse und Palmen, und der ganze Unterschied zwischen beiden beruht darauf, dafs bei den letzteren die Gefäfsbündel sich in dem Maafse verzweigen und vervielfältigen, als sie bei den Farrenkräutern dicker werden, während nur wenige kleine Zweige von ihnen zu den Blättern seitlich durchbrechen. Die Annahme daher, dafs die Farren ein blofses Terminalwachsthum hätten, ist also den äufseren Erscheinungen und der inneren Organisation nach ganz unrichtig.

Betrachten wir die Vorstellung der Vff. von dem peripherischen Wachsthum der Monocotyledonen, so finden wir auch diese keineswegs mit der Natur in Uebereinstimmung. Dafs diese Gewächse und besonders die Palmen in der ganzen Ausdehnung ihres Stammes durch Anlagerung gegen den Umfang *in die Dicke* wachsen sollten, gleich den dichorganischen Bäumen, stimmt mit den Erscheinungen im Grofsen selbst bei den Palmen sehr wenig überein, und wenn gleich einige Palmenstämme, wie auch der Stock von Tamus Elefantipes, stellenweis sehr dick werden; so ist dieses der äufseren Erscheinung wie dem inneren Procefs nach von dem schichtenweisen Anwachsen der dichorganischen Bäume durchaus verschieden, und die Sache verhält sich im Wesentlichen in der That so, wie sie schon von Desfontaines dargestellt wurde, indem sich die Palmen wesentlich von den übrigen Liliaceen und Gräsern nicht unterscheiden, wie man an den sogenannten grasartigen Palmenstämmen hinreichend deutlich erkennt. Ich finde nach der genauesten Untersuchung in dem Wachsthum des Stammes von Chamaedorea keinen Unterschied von dem Wachsthum des Bambusrohrs und des Mais. Die schuppigen Strünke der gröfseren Palmen sind nur dadurch eigenthümlich, dafs bei ihnen die Stengelglieder wegen des Uebergewichts der Blattbildung sich nicht ausdehnen, so dafs die Knoten gedrängt übereinander stehen, wie auch ähnlich bei den baumartigen Aloegewächsen und Drachenbäumen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 36.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1843.

Grundzüge der Botanik. Entworfen von Stephan Endlicher und Franz Unger.

(Fortsetzung.)

Die Dicke der Stämme aller dieser Pflanzen entsteht nicht durch Nachwachsen der alten Stämme nach dem Abfallen der Blätter, sondern ursprünglich dadurch, dafs die vom Keim aus sich übereinander entwickelnden Glieder, sich der Reihe nach durch immer gröfsere Verzweigung ihrer Gefäfsbündel verdicken, so der Stamm gegen die Spitze zu immer stärker wird und einem mit der Basis nach oben gerichteten Kegel gleicht. Man kann diesen Hergang an einer etwas tief im Boden stehenden Maispflanze auf's Deutlichste erkennen und die Sache verhält sich eben so bei Palmen und Aloineen, wie man sich durch Betrachtung einer vom Keim aufgewachsenen Palmenpflanze überzeugen kann. *Diese* ursprüngliche Entwickelung und Verdickung ist bei den Palmenstämmen niemals untersucht worden, woher denn die Irrthümer über das Dickerwerden der alten Stämme rühren. Die Palmen wachsen, gleich wie die Farren, bis zu dem Zeitpunct, wo sie die gehörige Dicke, die zu ihrer Erhebung nöthig ist, erreicht haben, rhizenartig unter der Erde fort und erheben sich *dann* gleich in der Stärke, die der Stamm gewöhnlich in seiner ganzen späteren Ausdehnung behält. In der Regel finden geringe Verdickungen nur um die Wurzelursprünge in der Nähe des Bodens Statt, weil besonders die über der Erde hervorsprossenden Wurzeln gleich den Blättern eine Gefäfsbündelvermehrung und Verzweigung im Inneren zur Folge haben, wie ich *mich* durch genaue Beobachtung der Palmenvegetation in den Gärten von Brüssel, London, Paris, Wien, wie in den hiesigen überzeugt habe. So werden die Stämme von Chamaerops humilis, die sich fast auf der ganzen Oberfläche mit Wurzeln bedecken, an den Stellen, wo die Wurzeln sitzen, auch dicker, um so mehr je mehr sich die Wurzeln entwickeln.

Im übrigen sterben, wie bei alten dichorganischen Bäumen die ältesten Holz- und Rindenschichten, so bei älteren Palmen, die unter der Erde befindlichen älteren und untersten Stammglieder allmählig ab, wodurch der ganze Stamm nach und nach tiefer in die Erde herabsinkt, in welchem Maafse höher herauf immer neue Wurzeln hervorbrechen, auf deren künstlichem Hervorlocken bei der Palmencultur sehr viel ankömmt, weshalb man denn die Palmenstämme am Fufs gern mit feuchtem Moos umgiebt.

Dafs bei den Gräsern, Palmen und Liliaceen das Terminalwachsthum beschränkt sein sollte, widerlegen alle diejenigen hierhergehörigen Pflanzen, welche, wie viele Palmen selbst, z. B. die bis 500 Fufs lang werdenden Stengel des Rotang, ferner die Asparagineen, die meisten Gräser, ja man möchte diesen Pflanzen bei genauerer Erwägung ihrer Vegetationsweise einzig und allein ein gliederweis fortschreitendes Terminalwachsthum zuschreiben, das nur ein Wachsthum in die Dicke zur Folge hat, insofern die oberen Glieder sich nach und nach durch Verzweigung ihrer Gefäfsbündel von den Knoten aus verstärken.

Forscht man den Ursachen dieses eigenthümlichen Wachsthums nach, so findet sich diese allein in der diesen Pflanzen eigenthümlichen Organisation der Gefäfsbündel, die in der Art mit Bündelscheiden umgeben sind, dafs sie sich nicht in die Dicke ausdehnen und nicht seitlich unter einander verwachsen können, daher die Bündel für immer getrennt bleiben und auch in den alten Stämmen die durch und durch faserige Structur bewirken, die wir wie an jedem Grashalm so auch an den Palmstämmen sehen. Eine Folge hiervon ist, dafs die Bündel sich nur in die Länge fortsetzen und sich verzweigen, anstatt zu verdicken, woher denn die Vermehrung der Bündel in den oberen dickeren Gliedern kömmt. Diese Verzweigung der Gefäfsbündel ist ein inneres Sprossen derselben, der äufseren Ramification

Digitized by Google

der Stengelzweige analog. Wie nun aber die Stengelzweige nicht einfache Verlängerungen des Stammes, sondern neue, selbstständige, nur parasitisch mit dem Stamm zusammenhängende Anaphytosen sind, so dürfen auch die synorganischen Gefäfsbündel nicht als ununterbrochene Verlängerungen von der Wurzel bis zur Spitze der Pflanze angesehen werden, indem immer neue Zweigglieder der Bündel anheben. Die Knoten sind vorzüglich die Stellen, von denen die neuen Generationen der Gefäfsbündelzweige ausgehen und wo sie am stärksten hervortreten, wenn sie gleich auch für die oberen Articulationen oft schon in der Mitte der unteren Glieder anheben. Daher müssen die Knoten dieser Pflanzen als die wahren Wachsthums-Keimpuncte angesehen werden. Wir haben aus diesem Grunde diese Pflanzen *Knotenpflanzen* genannt. (Natürl. System des Pflanzenreichs S. 159). Die Ansichten über den ununterbrochenen Gefäfsbündelverlauf durch die ganze Länge des Stammes sind bisher sehr unzulänglich gewesen und haben manche irrige Vorstellungen über den Verlauf der sogenannten Faserung (Gefäfsbündelzertheilung) zur Folge gehabt. Ueberall ist nicht eine peripherische Anlagerung, sondern eine terminale (nach oben und unten gehende) Ramification, und die Vermehrung der ramificirten Bündel in den obern Gliedern hat die Dickenausdehnung zur Folge.

Das Wachsthum der dicotyledonen Bäume, welches die Vff. endumsprossendes (terminal-peripherisches) nennen, würde sich nach ihrer Ansicht von dem vorigen nur durch gröfsere Spitzenverlängerung unterscheiden, während das Dickenwachsthum hier ein ähnliches wie bei den Monocotyledonen sein sollte. Dies stimmt aber auch mit der Natur sehr wenig überein. Die allgemeinere Form einer kegelförmigen Zuspitzung eines dichorganischen Baumstammes nach oben, während die Aloe- und Palmenstämme, wenn nicht oben dicker werden, doch cylindrisch bleiben, zeigt im Grofsen einen so bestimmten Unterschied, dafs einzelne scheinbare Ausnahmen nicht dagegen in Betracht kommen, und die von den Vffn. angezogenen Analogieen sämmtlich künstlich erscheinen. Dafs sich bei manchen Aloen, bei Xantorrhoea, Hypoxis, in den Knoten von Arundo Donax, die synorganischen Gefäfsbündel strahlenförmig gegen den Umfang stellen; dafs sich bei den Aloineen eine zellige Hülle (Rinde) um den Stamm bildet; bei Yucca sogar die Gefäfsbündel sich schichtenweis sondern, bedingt alles keine nähere Uebereinstimmung mit dem wahren Holz- und Rindensystem der Dichorgana. Die wahre Rinde dieser letzteren ist eine Gefäfsrinde, die sogenannte Bastschicht, welche die Lebenssaftgefäfse mit den Bastbündeldecken enthält, und von welcher daher die neuen Schichtenbildungen ausgehen. Auf der Absonderung aller Lebenssaftgefäfsbündel von den Spiralgefäfsen des Holzes, wodurch ein Holz- und ein Gefäfsrindenkörper entsteht, beruht das Wesen der Organisation dieser Pflanzen, die auch ein eben so eigenthümliches Wachsthum zur Folge hat, als die synorganischen Bündel der Synorgana. Die sogenannte Rinde der Aloineen hat keine abgesonderte Lebenssaftgefäfsschichten und besteht aus einer blofsen Zellenhülle, wie sie etwa aufserhalb der Gefäfsrinde der Dichorgana noch vorkömmt. Diese Zellenrinde ist daher häufig wie das Mark derselben Pflanzen mit synorganischen Gefäfsbündeln durchzogen, die zu den Blättern geben, aber für sich zur Bildung neuer Gefäfsschichten nicht geeignet. Die Andeutung einer Schichtung der Gefäfsbündel im Stamme einiger Monocotyledonen rührt meist von den mit dem Stamm verwachsenen Blattscheiden her, und ist keinesweges als eine von der Rinde ausgegangene Neubildung um den Stamm zu betrachten, es ist vielmehr eine von den unteren Gliedern ausgehende Gefäfsbündelramification. Die Scheinmarkstrahlen bei Xantorrhoea sind queerüberlaufende Blattgefäfsbündel, während der Stamm dieser Pflanze sonst ganz synorganisch gebaut ist. Nach Analogie bei Tamus sind die Zellenrindenschichten bei Xantorrhoea ganz dem epidermatischen System angehörig, worüber wir in dem Werk über Cyklose näheres mitgetheilt haben (S. 271).

Wir müssen also das peripherische Wachsthum der dichorganischen Dicotyledonen (wovon wir die synorganischen ausnehmen) als von dem Wachsthum der Palmen, Liliaceen, Gräser gänzlich verschieden ansehen. Seine Eigenthümlichkeit beruht allein auf der gänzlichen Sonderung der Lebenssaftgefäfse von den Spiralgefäfsbündeln und deren Vereinigung zu einer Gefäfsrinde, so dafs nun ein mittlerer Holzkörper entsteht, worin die Spiralgefäfse zur Grundlage werden, und ein umgebender Rindenkörper, dem die Lebenssaftgefäfse zur Grundlage dienen. Die gänzliche Abtrennung der beiderlei Gefäfssysteme aus allen zusammengesetzten Gefäfsbündeln, und die höhere Vereinigung und Ausbil-

Digitized by Google

dung aller Spiralgefäfse zu einem Holzkörper und aller Lebenssaftgefäfse zu einem Rindenkörper, bildet also den Hauptcharakter dieser Pflanzen. Daher ist das faserige sogenannte Holz der Palmen und aller synorganischen Pflanzen dem festen Holz der dichorganischen Dicotyledonen ganz und gar nicht zu vergleichen, und wie die ursprüngliche Entstehungsart, so ist auch das spätere Wachsthum beider Formen von Grund aus verschieden, und die Identificirung beider unter dem Namen des peripherischen Wachsthums ist durchaus künstlich.

Die Vff. scheinen als wesentlichen Charakter der dichorganischen Dicotyledonen die Holz- oder Rinden-*Schichten* anzusehen, die sie als von der Mitte nach dem Umfang hin sich ansetzend ansehen. Dafs dieses nicht richtig ist, sieht man sehr bald an allen hierher gehörigen Sommergewächsen, wenn man auch die analogen Fälle von nicht schichtenweis wachsenden Bäumen und Wurzeln gar nicht in Betracht ziehen wollte. Manche dichorganische Sommergewächse, wie die Sonnenblumen, die Georginen, der Wunderbaum, bilden dicke Stämme ohne die geringste Schichtenbildung; woraus man sieht, dafs hier das Wachsthumsprincip ein anderes sein müsse, als die Anlagerung von Schichten. Betrachten wir die Sache näher, so beruht dies *auf einer* strahlenförmigen Vergröfserung der Gefäfsbündel *in dem* Umfang des Stengels, und diese selbst hat ihren Grund in der eigenthümlichen Organisation der Gefäfsbündel, die niemals von Bündelscheiden rings umgeben sind, wie bei den Lilienartigen und Palmen, sondern *eine* freie Anlagerung der Lebenssaftgefäfsbündel an die Spiralgefäfsbündel bilden, so dafs beide sich *in einen* Holz- und Rindentheil trennen und jeder dieser Theile sich in's ungemessene ausdehnen kann, wobei die Bündel mit ihren Gefäfstheilen selbst seitlich unter sich verwachsen können, so dafs jeder Kreis von Bündeln nun einen geschlossenen Ring bildet. Die verschiedenen Modificationen, welche hier möglich sind, haben wir ausführlich beschrieben und durch Abbildung erläutert (die Cyklose des Lebenssaftes S. 252 f.). Die synorganischen Bündel können auch dann niemals zu einem Ring verwachsen, wenn sie, wie bei Paris und Trillium, in einen Kreis gestellt sind (Natur der leb. Pflanze 2. Tab. II. p. 24). Die strahlenförmige Vergröfserung der dichorganischen Bündel tritt an die Stelle der Ramificationen derselben bei den synorganischen Pflanzen. Der Wachsthumskeimpunct liegt hier nicht in den Knoten, sondern in der ganzen Ausdehnung der Bündel selbst und zwar genau an der Trennungsstelle des Holz- und Rindentheils, von welchem daher alle Entwickelung ausgeht. Die Entwickelung geht also hier von dem Inneren der Bündel selbst aus, während bei den synorganischen Formen durch äufsere Anhäufung der Bündelzweige die Stammverdickung geschieht. Dies ist in der That eine höhere Entwickelungsstufe der Vegetation und dadurch allein wird ein fester Holz- und Rindenkörper gebildet. Wir haben diese Vegetationsform die strahlige, und die Pflanzen welche sie zeigen: Strahlenpflanzen genannt (Natürl. System des Pflanzenreichs S. 165). Im übrigen zeigt sich hier bei dem gleichzeitig gliederweis in die Länge fortgehenden Wachsthum eine von den Knoten ausgehende Vermehrung der Bündel durch Verzweigung wie bei den synorganischen Formen. Die dichorganischen Bündel können sich daher in die Länge wohl verzweigen, aber die synorganischen können mit ihren Gefäfstheilen selbst nicht seitlich verwachsen. Die synorganischen Bündel können zwar äufserlich durch ihre zelligen Bündelscheiden aneinanderwachsen, und wenn diese als dicke Bastzellen erscheinen eine Art festen Holzes, wie bei den Palmen bilden, dies behält aber, wie die Stengel mit isolirten zusammengesetzten Bündeln, immer die faserige Structur bei, und niemals ist hier ein wahres strahlenförmiges Wachsen.

Das Schichtenwachsthum ist eine zweite Art der Vergröfserung des dichorganischen Stammes bei den mehrjährigen Bäumen und Sträuchern, das nicht zum wesentlichen Charakter dieser Wachsthumsform überhaupt gehört, sondern accessorisch ist und den jährlich periodisch fortgehenden Anaphytosen angehört. Es geht übrigens im Wesentlichen nach denselben Gesetzen des Strahlenwachsthums vor sich und zwar von dem Keimpunct auf der Grenze zwischen Holz- und Gefäfsrinde aus. Hr. Unger hat uns ganz mifsverstanden, wenn er glaubt, wir setzten das Wesen der synorganischen Bildung in den *zerstreuten* Bündeln, wogegen der dichorganische Charakter darin läge, dafs sie in *einen Kreis gestellt sind*, vielmehr haben wir immer erklärt, dafs in der Organisation der Bündel selbst der Unterschied liege (Syst. des Pfl. 167). Daher sind denn auch die Ausstellungen, die derselbe früher schon über unsere Abtheilung der Synorgana dichorganoidea gemacht hat,

Digitized by Google

durchaus nicht treffend, und finden sich allerdings bei den Pflanzen dieser Klasse die Formen des Strahlenwachsthums und der Bündelverzweigung vereinigt, und kommt hier die sonderbare sonst nirgends im Pflanzenreich sich zeigende Mittelbildung einer Stellung ungesonderter zusammengesetzter Bündel in kreisförmigen Schichten besonders in den Wurzeln der Amaranthaceen vor, worüber wir uns jedoch hier nicht weiter verbreiten können. Im übrigen stimmt auch die ganz eigenthümliche Blumen-, Frucht- und Keimbildung dieser Pflanzen mit ihrer Mittelbildung zwischen zwei Stufen der inneren Organisation überein.

Die Lehre von der Befruchtung handeln die Vff. nicht in der Physiologie, sondern in der Organographie ab, wie man sieht, weil sie der neueren Evolutionshypothese folgen, nach welcher der Embryo nicht neu gebildet würde, sondern eine blofse Metamorphose der in die Keimblase des Eies hineinwachsenden Pollenschläuche wäre. Diese nicht nur den Gesammterscheinungen der geschlechtlichen Zeugung, sondern auch den bestimmtesten empirischen Beobachtungen widersprechende Hypothese hätten die Vff. nicht, wie geschehen, noch durch eine völlig ideale Figur verbildlichen sollen, die doch die Richtigkeit jener Hypothese nicht mehr beweisen wird, als die Figur eines Storchs, der man ein Kind in den Schnabel giebt, beweisen wird, dafs die Störche die Kinder bringen. Man weifs längst, dafs jener Irrthum in den unreinen Beobachtungen seinen Grund hat, wobei man das Fortwachsen der Pollenschläuche bis zum Endostom des Eies für ein Eindringen derselben in die Keimblase selbst gehalten hat, und in der That kann man bei den Pflanzen mit nackt aus den Eimündungen hervortretenden Keimblasen, wie bei den Bohnen, und vorzüglich da, wo die Keimblase selbst aus dem Ei lang heraus und den Pollenschläuchen entgegenwächst, wie bei Santalum von Griffith gezeigt worden, auf's augenscheinlichste sehen, dafs niemals die Pollenschläuche weder in die Keimhaut hineinwachsen, noch dieselbe einstülpen, sondern dafs sich der Keim gewöhnlich am entgegengesetzten Ende der Stelle bildet, wo sich die Pollenschläuche aufsenken; welche die äufsere Grenze des Eies niemals überschreiten. Wie man auch sonst in unseren Tagen die Widersprüche gegen eine solche Evolutionstheorie nicht bemerken konnte, welche schon von C. F. Wolff, Blumenbach u. a. gegen die ehemaligen Spermatiker und Ovisten zum Ueberflufs geltend gemacht worden sind, scheint unbegreiflich. Man darf nur an die Entstehung der Bastarde denken, die freilich die Vff. gänzlich übergehen, weil solche zu ihren Ansichten auch gar nicht passen würden.

Die Physiologie ist in gegenwärtigem Werk, wie angegeben, so kurz und fragmentarisch gehalten, dafs man aus den gegebenen Bruchstücken nicht ersehen kann, wie sich die Vff. den gesammten inneren Verlauf der Thätigkeiten im Pflanzenorganismus denken. Manche physiologische Bemerkungen sind bei der Anatomie und der Organographie eingestreut, welche in der Physiologie zur Sprache gebracht werden, betreffen einzelne Puncte über Nahrung, Säfteeinsaugung, Respiration, Secretion. Durch den oben berührten Widerspruch, der zwischen den Ansichten über die Theile, welche man als (innere oder äufsere) *Organe* anzusehen gewohnt ist, und den Functionen dieser Theile nothwendig herrscht, sind die Vff. bei ihrer *Darstellungsweise* überhaupt zu einer so unsicheren *Behandlung* der Physiologie auch widerwillen gleichsam gezwungen worden, und nur wenn man sich von den in diesem Betracht hergebrachten Vorstellungen losmacht und dem Gang der Natur frei folgt, kann hier eine der Natur entsprechende Physiologie gewonnen werden. Es dringt sich hier die Bemerkung auf, wie, der früheren künstlichen Systematik gemäfs, sich auch ein ganz künstliches Zusammenstellen der physiologischen und organographischen Erscheinungen gebildet hatte, welches in Form der Terminologie erschien, weil es überall nur für den Zweck der künstlichen Systematik auf künstliche Unterscheidung der Formen ankam, daher sich denn ein natürliches System der Morphologie und Physiologie von diesem Standpuncte aus niemals bilden konnte. Die terminologischen Beschreibungen und Distinctionen der Formen bilden daher immer noch den Rahmen, in welchen man die Physiologie fassen will, während es hier jetzt auf eine natürliche Systematisirung der physiologischen Phänomene, die aus dem Gange der Natur selbst heraus genommen ist, ankömmt.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 37.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1843.

Grundzüge der Botanik. Entworfen von Stephan Endlicher und Franz Unger.

(Schlufs.)

Nach dem Muster der thierischen Physiologie, wie es Meyen versuchte, kann man dabei gar nicht verfahren und Meyen hatte ganz geirrt, wenn er meinte, dafs wir selbst nach diesem Muster unsere pflanzenphysiologische Systematik gewonnen hätten. Es ist zwar eine allgemeine Aehnlichkeit zwischen beiden da; allein die Eigenthümlichkeiten des vegetabilischen Organismus fordern hier solche Abweichungen, dafs die Kunst der pflanzenphysiologischen Systematik in etwas ganz anderem, als in oberflächlichen Vergleichen mit den Theilen der thierischen Physiologie besteht. Die Verschiedenheiten zwischen beiden sind theils durch die Natur der Anaphytose, theils durch die Art der centrumlosen inneren Organisation der Pflanzen, bestimmt und müssen sich aus einer naturgemäfsen Auffassung der Pflanzenorganisation selbst ergeben.

Auf diese Weise allein wird es möglich, diejenige Richtung der Pflanzenphysiologie auf dem Gebiete der Wissenschaft selbst zu erreichen, welche wir Eingangs dieses als die praktische bezeichnet haben, und welche man von Aufsen her jetzt von der Pflanzenphysiologie mit Recht verlangt. Die frühere künstliche Richtung wird niemals im Stande sein, den Anforderungen des Lebens zu entsprechen, vielmehr wird sie immer mit den praktischen Erfahrungen im entschiedensten Widerspruch bleiben, wie denn dies mit den morphologischen Theorieen der Knospen und Keimbildung, der Lehre vom auf- und absteigenden Saft, der Ansicht von der Bedeutung von Wurzel, Stengel, Blatt als Organen der Pflanze und so vielen anderen Gegenständen der Physiologie der Fall ist. Denn dafs der Keim keine Knospe ist, die sich durch Verlängerung des Pollenschlauchs bildet, widerspricht den praktischen Erfahrungen der Bastardbildung; und dafs die Knospen nicht mit dem Saamenkeime identisch sind, sieht man daran, dafs aus den Saamen der Bergamottenbirne ganz andere Bäume aufwachsen, als man durch Knospenvermehrung von demselben Baum erzielt; dafs der Saft noch etwas anderes zu thun hat, als blofs auf- und abzusteigen, ist aus den mancherlei Richtungen des Bildungsprocesses an sich klar, und solche Theorieen müssen in sich zusammensinken, so wie man sie mit dem Leben zusammenhält. Es ist also gar nicht gleichgültig, ob das empirische physiologische Material in künstliche Formen gegossen, oder im natürlichen organischen Zusammenhang aufgebaut wird.

Wir fügen nun noch wenige Bemerkungen über die Systemkunde in diesem Werk hinzu, welche sich aus dem vorhin über die Ansichten der Vff. vom Wachsthum Gesagten leicht von selbst ergeben. Die Vff. theilen die Pflanzen ein in 1) Thallophyta oder Laubpflanzen und 2) Cormophyta oder Stengelpflanzen. Die Thallophyten sind die Algen, Lichenen und Schwämme. Ihr allgemeiner Charakter soll sein, dafs sie nur ein Organ, den Thallus, haben, das aus einer Aggregation von Zellen sich bildet und sich nach allen Seiten vergröfsert, also den Unterschied von Axen- und Anhangsorganen (Stengel, Blatt) noch nicht darbietet. Alle höheren, blühenden und cryptogamischen, Pflanzen, die Moose eingerechnet, nennen die Vff. Stengel- oder Axenpflanzen. Als ihr Hauptcharakter soll eine hier vorhandene Mittelaxe, die den Stengel bildet, und Anhangsorgane, als welche die blattartigen Theile erscheinen, gelten.

Indessen ist bei der allgemeinen Identität der anaphytotischen Glieder an der Pflanze die Axen- und Blattbildung eine blofse Formverschiedenheit, in welchen beiden sich dasselbe allgemeine Bildungsgesetz wiederholt, so dafs diese Theile ineinander übergehen,

Digitized by Google

und unmöglich dazu dienen können, durch das ganze Reich durchgreifende Charaktere zur Bildung von Klassen abzugeben. Man sieht daher nicht ein, warum die Conferven nicht eben so gut, als die Cuscuta-Arten, eine Stengelaxe haben sollten, und ob die mit quirlförmigen Blattfortsätzen besetzten Batrachospermen unter den Conferven nicht viel mehr, als die breitgliedrigen Cactus-Arten, wirkliche Axenpflanzen im Sinne der Vff. sein sollten. Auf der anderen Seite bieten die Marchantien, Riccien unter den Lebermoosen, die Lemna-Arten und manche andere höhere Formen, die nach jener Eintheilung Axenpflanzen sein sollten, vielmehr eine blattförmige Laubstructur als viele Fucus-Arten dar. Wie wenig aber die Eintheilung der Axenpflanzen selbst in Acrobrya, Amphibrya, Acramphibrya nach den verschiedenen Wachsthumsformen natürlich haltbar ist, wird aus dem, was oben über die Ansicht von jenen Wachsthumsformen selbst gesagt ist, hinreichend hervorgehen. Es bleibt daher in der Vertheilung der verschiedenen Pflanzenformen unter die angegebenen Klassen eine grofse Willkührlichkeit, und nicht selten zeigen sich widerstrebende Unnatürlichkeiten in der Zusammenstellung. So, dafs man die Lebermoose und Moose nicht nur neben den Farrenkräutern, sondern sogar mit den Cycadeen in eine Abtheilung gebracht findet, dafs die Piperaceen, Nymphäen, Diphylleiaceen mit grasartigen synorganischen Stengeln wieder unter die dichorganischen Familien gebracht sind, mit denen sie auch der Frucht- und Keimbildung nach nicht zusammengehören. Im Uebrigen ist es zweckmäfsig, dafs in der Gruppirung der Familien noch Familienstämme mit besonderen Namen unterschieden worden sind.

Betrachten wir vorliegendes Buch im Ganzen, so scheint es, dafs dasselbe, ungeachtet des auf die morphologischen Darstellungen gewendeten Fleifses, am wenigsten den praktischen Anforderungen genügen möchte, die man in unserer Zeit an die wissenschaftliche Botanik zu machen berechtigt und beschäftigt ist.

Dr. C. H. Schultz.

XVIII.

De Luciis Cinciis scripsit, Cinciorum fragmenta edidit Martinus Hertz, Ph. Dr. Adjecta est de M. Junio Gracchano disputatio. Berolini. MDCCCXLII. In aedibus E. H. Schroederi. Typis academicis. 112 S. 8.

Roms älteste Geschichte und die Anfänge seiner Litteratur bieten sehr verwandte Erscheinungen dar, obgleich beide in der Zeit auseinanderliegen. Denn auch hier giebt es nur eine Trümmerwelt, über der noch dichter Nebel ruht und die geisterhaften Gestalten der eindringlichen Beschauung entzieht. Aber es ist auch noch kein Niebuhr aufgestanden, der wie mit einem Zauberstabe die vereinzelten Ergebnisse der Forschung zu einem grofsen lebenden Bilde vereinigt hätte, aus dem eine allgemeine Ueberzeugung unwillkührlich anspricht und versöhnend über die Lücken fortträgt. Vielleicht zum Besten für die Wissenschaft, welche unterdefs mit löblicher Vorsicht die zerstreuten Glieder sammelt und sichtet. Wenigstens dürfte der zukünftige Restaurator eine nicht so ruhmvolle, aber desto gefahrlosere Mission zu erfüllen haben. Für jetzt aber giebt es zu jener mangelhaften Kunde altrömischer Culturzustände kaum einen deutlicheren Beleg, als die Verschiedenheit der Meinungen, die sich über den fragmentarischen Nachlafs unter dem Namen der Cincier ausgesprochen hat. Denn nachdem noch Niebuhr Alles dem Historiker und Prätor im zweiten punischen Kriege, L. Cincius Alimentus zugesprochen hatte, verwies die Kritik, welche schon früher bei Longolius erwacht war, bald in das Zeitalter des Augustus, bald in das der Antonine einzelne Bruchstücke, bei denen mancherlei Zeichen für eine spätere Abfassung zu sprechen schienen, während es zugleich nicht an Vertretern der Niebuhr'schen Ansicht fehlte. So wurden diese für die Kenntnifs des römischen Alterthums nicht gleichgiltigen Ueberreste zu einer fahrenden Habe, deren man sich nur mit der gröfsten Vorsicht bedienen mochte. Der letzte Bearbeiter des Gegenstandes, Liebaldt, blieb bei mancher verdienstlichen Bemerkung doch den Beweis im Einzelnen schuldig. Daher darf die neue Bemühung, mit welcher Hr. Dr. Hertz im vorliegenden Buche den langjährigen Streit wieder aufnimmt, als eine zeitgemäfse bewillkommnet werden.

Digitized by Google

Durch einen leicht erklärlichen Act der Wahlverwandtschaft ist der Verf. und der Rec. auf dieselben Themata geführt worden, so dafs, nachdem des Rec. Abhandlung über Junius Gracchanus 1840 und 41 erschienen war und er die Vorarbeiten zu einer Schrift über die Cincier beendet hatte, Hr. Dr. Hertz wohl dieselbe Reihenfolge beobachtend, jetzt die noch unerledigte Frage zum Hauptgegenstande seines Buches machte. Unter diesen Umständen sei es dem Rec. verstattet, sein Urtheil über Untersuchungen abzugeben, mit deren eigenthümlichen Schwierigkeiten er nicht unbekannt ist.

Es kam hier vorzüglich darauf an, aus den Fragmenten selbst Indicien für die Zeit ihrer Abfassung zu finden, innere Beweise, welche mit den äufseren vereint, oder wo diese zu widerstreiten schienen, als überwiegend entgegengestellt, dem ungewissen Schwanken ein Ende machen mufsten. Dabei konnte eine Berücksichtigung der früheren Ansichten, welche häufig auf äufseren Wahrnehmungen beruhen, fruchtbar für die Wissenschaft werden, und durfte namentlich erörtern, in wie weit die Gegenstände der betreffenden Schriften, die Art der Behandlung, der Ausdruck u. A. für mehrere Perioden der Litteratur sich in Anspruch nehmen liefsen, und nachdem so eine breite Basis gewonnen war, mufsten die inneren Gründe eine sichere Entscheidung herbeiführen. Denn ein einziges Argument, wenn auch nur aus einem Fragmente gewonnen, mufste für die ganze Schrift und alle übrigen Reste derselben den Ausschlag geben und der Interpretation zweifelhafter Stellen den rechten Standpunct anweisen. — Betrachten wir danach die Arbeit, so läfst sich nicht verkennen, dafs der Verf., obgleich er nicht immer dieses Regulativ befolgt hat, durch eine umsichtige Benutzung des dargebotenen Materials aus alter und neuer Zeit und eine scharfsinnige Combinationsgabe die Untersuchung zu den Resultaten geführt hat, welche jetzt überhaupt möglich sind. Denn dafs noch mancher Zweifel immer übrig bleibt, ist mehr eine Folge der unzulänglichen Mittel als der geistigen Befähigung des Bearbeiters. Und wenn derselbe häufig eine Unentschiedenheit ausspricht, gereicht ihm dies, namentlich im Verhältnifs zu seinen Vorgängern, nur zum Lobe, indem es für die Wissenschaft ersprieflicher sein wird, auf einem so schlüpfrigen Boden bei der Wahrscheinlichkeit stehen zu bleiben, und sich mit dem Lohne zu begnügen, welchen der Verf. S. 87 bescheidentlich in Anspruch nimmt. Die Untersuchung ist in folgenden Abschnitten dargelegt: 1) de L. Cincii Alimenti vita p. 3—9; 2) de L. Cincii Alimenti opere historico p. 10—27; 3) de ceteris fragmentis quae sub Cincii nomine nobis servata sunt virorum doctorum sententiae p. 28—31; 4) fragmentorum tabula p. 32—60; 5) de aetate atque auctore horum fragmentorum disquisitio, wobei wir nur gewünscht hätten, dafs der dritte Abschnitt mit dem fünften wäre zusammengezogen worden, da hier doch auf jene Ansichten mufste zurückgegangen werden. Den Schlufs macht ein index auctorum locorumque und ein Druckfehlerverzeichnifs.

Im ersten Abschnitte geht der Verf. von der ersten historischen Erwähnung des L. Cincius Alimentus bei Liv. 26, 23. aus, wonach derselbe im J. d. St. 544 unter dem Consul M. Valerius Lävinus Prätor in Sicilien war, und verfolgt darauf kurz nach dieser Quelle seine Thätigkeit auf der Insel, seine Stellung vor Locri, von wo er bei Hannibal's Ankunft abzog und — über Sicilien, was nicht erwähnt ist — nach Rom zurückkehrte, seine Sendung mit einer Botschaft des Senats zum kranken Crispinus nach Capua, womit er bei Livius verschwindet. Die frühere Stelle (Liv. 21, 38), der zufolge er als Hannibal's Gefangener von ihm Auskunft über seine Truppenzahl erlangte, wird auf denselben bezogen und Pighi's wie Clinton's Zweifel nach Vossius' Vorgang mit dem Zeugnisse des Dionysius I, 6 beseitigt. Für das Alter der gens Cincia wird auf Festus s. v. Romanam portam und Paulus s. v. Cincia verwiesen. Ueber die Lage dieser Localität sind wir aber dürftig unterrichtet. S. Becker de Romae vet. muris atque portis p. 48. Auch scheint es dem Rec. noch fraglich, ob jener Begräbnifsort aus der alten Sitte, die Todten im Hause zu bestatten, hervorging, da Plinius (h. n. 34, in.) zeigt, dafs nicht blofs der Staat die Ehre eines Standbildes dem Bürger gewähren konnte, sondern Eitelkeit und Willkür Einzelne dazu trieb.

Der zweite Abschnitt beschäftigt sich mit dem Geschichtswerk des Alimentus und den daran sich knüpfenden Fragen. Aus Dionysius (1, 5 und 6) wird geschlossen, dafs er später als Q. Fabius geschrieben und zwar beide nach Beendigung des Krieges, weil sie dann erst der Erzählung einen festen und erfreulichen Endpunct geben konnten. Nach derselben Quelle, der kein

Digitized by Google

andres Zeugnifs entgegensteht, wird angenommen, dafs er sein Werk griechisch abgefafst, entweder zur Belehrung Hannibal's (vgl. p. 9. fortasse ut ἀντίδωρον Hannibali offerret) oder der Griechen diese Sprache wählend. Uns scheint es aus keinem Grunde von beiden. Sondern der Einflufs griechischer Erziehung und Litteratur im Vergleich mit der noch unentwickelten Muttersprache mochte schon den Fabius bestimmt haben, bei dem wir auf eine so specielle Veranlassung, die noch dazu im römischen Charakter wenig begründet ist, nicht schliefsen können. Und eben so mifslich möchte es sein, dieselbe Rücksicht allen späteren Historikern zuzuschreiben. Es ist vielmehr die natürliche Wirkung einer mächtigen Erscheinung, die zur Nachfolge bewegt und die griechisch schreibenden Römer mag dabei wenig Absichtlichkeit geleitet haben, aber ein richtiges Gefühl vom nothwendigen Erfolge. — Unter den Fragmenten, welche diesem Werke zuertheilt werden, scheint dem Verf. nur eins zweifelhaft, Liv. VII, 3. und obgleich er zugiebt, dafs es dem Inhalte nach für die fasti eines späteren Cincius passe, wohin Lachmann es gestellt, entscheidet er sich doch auch hier für den alten Alimentus (S. 39 vgl. 63), erstens, weil bei Livius die Erwähnung gleichzeitiger Grammatiker und Antiquare nicht vorkomme, dann aber, weil aus Dionys. 1, 74. hervorgehe, dafs der Historiker über die Erbauungszeit Roms chronologische Untersuchungen angestellt hatte. Die erste Beobachtung ist allerdings richtig, aber wir besitzen des Livius Werk zu unvollständig, um sie mit Gewifsheit aussprechen zu können. Hier durfte der Verf. einer andern Hypothese entweder begegnen oder Raum geben. Unter den von Festus mit Cincius Namen citirten Schriften sind auch Mystagogica, in wenigstens zwei Büchern, wahrscheinlich ein periegetisches Werk, wie sich, einige Abschnitte von Varro's antiqq. rer. div. ausgenommen, kaum etwas Aehnliches in der römischen Litteratur findet. Giebt man nun die Stelle bei Liv. VII, 3. nicht den Fasten, von denen es doch wohl klar ist, dafs sie einen späteren Verf. haben, so könnte man dagegen geneigt sein, sie den Mystagogica zu vindiciren. Der diligens talium monumentorum auctor pafst dazu vortrefflich, für den griechisch schreibenden Alimentus liefse sich der griechische Titel in Anspruch nehmen und der Zusatz qua consuetudine hodieque utimur erlaubt an einen von Verrius Zeit entfernt Lebenden zu denken. Aber bei Livius bleibt es immer auffallend, dafs er a. a. O. den Cincius schlechtweg nennt, dagegen erst XXI, 38 L. Cincius Alimentus, obgleich es auch hier nur auf die Bezeichnung als Schriftsteller ankam, das praesens comparere scheint mehr für einen Zeitgenossen des Livius, als Zeugen der punischen Kriege zu sprechen und endlich gehören bei Festus doch wohl alle Werke Einem Cincius, wenn er nicht mit arger Nachläfsigkeit excerpirte. So ist Alles zusammengenommen nicht hinreichend, diese Frage abzuschliefsen, daher wir das Fragment lieber unter die dubia gesetzt hätten.

Zum dritten Abschnitt trägt der Rec. noch nach: Göttling in Hermes 1826. Bd. 26. p. 84, der dem Alimentus das Buch de comitiis beilegt, und dessen Verlust bedauert, weil der Verf. als Zeitgenosse Hannibal's die bedeutende Veränderung der Centurialcomitien entweder entstehen sah oder doch als nicht zu lange eingerichtet genau beschrieben haben wird. Vgl. Gesch. d. R. St. p. 380 und der Curiosität wegen S. Grosser hinter seinem Sallust von 1699. frgm. hist. p. 356: Graece scripsit Historiam Annibalicam, Latine ab Gorgia Leontino redditam.

Vierter Abschnitt. Zu dem ersten Fragment aus dem liber de fastis äufsert der Verf. die Meinung, Macrobius scheine bei der Erwähnung Varro's dessen Worte de l. L. VI, 33 im Sinne gehabt zu haben, wie schon Müller zu dieser Stelle geurtheilt hatte. Dagegen hatte der Rec. de Jun. Gracch. II. p. 36 angenommen, dafs sowohl Macrobius als Censorinus c. 22. diese Notiz aus einem andern Werke des Varro geschöpft haben müssen, und, was zunächst lag, an die antiquitates rer. hum. gedacht. Es stimmen nämlich die Ableitungen der übrigen Monatsnamen (Maium vero non a majoribus, sed a Maia, — Junium quoque a Junone potius, quam a junioribus), die Censorinus als Varronisch anführt, nicht mit den Etymologieen a. a. O. de l. L. überein, sondern sehen vielmehr wie eine Verbesserung der dort vorgetragenen Ansicht aus.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 38.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1843.

De Luciis Cinciis scripsit, Cinciorum fragmenta edidit Martinus Hertz.

(Fortsetzung.)

Auch ist dies nicht das einzige Beispiel, dafs der unverdrossene Forscher in verschiedenen Schriften über denselben Punct sich anders aussprach. S. Döderlein Synon. III. p. 75. Müller. praef. ad Fest. p. XXX. n. 6. Rubino S. 324 n. 1. Inzwischen hat Bergk im Rhein. Mus. 1842. H. III. p. 370 sq. wahrscheinlich gemacht, dafs die ephemeris agrestis die Quelle gewesen. — Dafs der Verf. S. 34 Göttling's Etymologie von Aprilis huldigt, wie Merkel ad Ovid. Fast. p. 181, wundert uns, da ihm Hertzberg's Recension bekannt war, mit dem der Rec. II. p. 40 übereinstimmt. Vgl. Pott Etym. Forsch. II. S. 179. — Es kann nur gebilligt werden, dafs S. 35 sq. Merkel's Vorschlag, bei Macrobius I, 16. S. 267 für Cincius zu lesen Titius, zurückgewiesen ist, wenn aber der Verf. den Grund zu einer Aenderung anerkennt und den armen Lydus einer Nachläfsigkeit im Uebersetzen zeiht, indem περὶ ἑορτῶν nach Merkel nicht bedeuten solle de fastis, sondern de feriis, wird man billig fragen, wie denn der Verf. und sein gelehrter Freund de fastis im Griechischen anders wiederzugeben gedenken? Den Griechen fehlte mit der Sache das bezeichnende Wort und wie verwandt auch im Lateinischen die Titel de fastis und de feriis sind, springt in die Augen, wenn man bei Macrobius wahrnimmt, dafs die Verfasser solcher Bücher dieselben Gegenstände besprochen haben. Hier durfte gegen Merkel auf Lachmann Comm. Liv. I. p. 31 verwiesen werden, welcher sagt: Sacri enim, non civiles, non chronologia, sed commentarius de diebus festis erant, περὶ ἑορτῶν, ut citat Lydus de Mensib. c. 90 qui p. 125 inde idem fragmentum affert, quod Macrob. I. Sat. 12. e libro fastis attulit. Dies letzte Urtheil über die Identität beider Fragmente ist aber unrichtig und es genügt nicht, dafs der Verf. es S. 38 dahin mildert, arctissime cohaerere cum ea, quam primo loco ex Macrobio posuimus de mense Aprili disputatione, sondern es hätte bemerkt werden sollen, dafs ein grofser Widerspruch zwischen beiden Stellen statt finde, und hier durfte vielleicht mit mehr Grund über die incuria des Lydus geklagt werden. — Was des Verf.'s eigenen Vorschlag betrifft, die übrigen von Merkel dem Titius zugetheilten Stellen aus Macrobius dem Schriftsteller zu geben, welcher III, 11 Tertius heifst, so können wir auch hier nicht beistimmen, weil uns weder einleuchtet, warum er perperam so genannt werde, noch auch, dafs er vor der Abfassung der Schrift des Verrius de vbb. sign. geschrieben habe, sondern wollen lieber abwarten, bis die von L. v. Jan verheifsene Ausgabe des Macrobius eine zuverläfsigere handschriftliche Basis wird dargeboten haben. — S. 40 zum Fragment aus dem liber de comitiis kann jetzt noch auf Pellegrino: Andeutungen über den ursprünglichen Religionsunterschied der Röm. Patricier und Plebejer S. 2 Anm. verwiesen werden. — S. 44 wird bei dem ersten Fragment aus den Büchern de re militari Rubino's Bemerkung erwähnt, wonach in den Fecialformeln der alten Zeit die Zustimmung des Senats als wesentliches Erfordernifs erscheint und daher das Fehlen derselben in der von Cincius überlieferten Formel das spätere Alter dieser darthut, ohne dafs der Verf. hier oder später p. 73 n. 61 sich damit einverstanden erklärt. Es bedurfte aber diese scharfsinnige Observation um so mehr einer Erörterung, als der Verf. S. 78 schreibt: scriptionem antiquitatem redolere, id quatenus ad formulas sollemnes antiquitus traditas attinet, infitias non eo. Denn wenn er sich durch Rubino's Zusatz a. a. O., diese Erwähnung des Senats fehle aber auch schon viel früher in den Worten des Gelübdes, welches dem syrischen Kriege voranging, bestimmen liefs, auf die ausgesprochene An-

Digitized by Google

sicht nicht viel Gewicht zu legen, konnte Liv. 36, 2, 2. vgl. mit 36, 1, 4 sq. lehren, dafs auch hier der Senat nicht übergangen ward, und wohl nur das excerpirende Verfahren des Livius uns die vollständige Angabe der Formel entzogen habe. — S. 51 ist bei Festus s. v. nuptias für das verdorbene legem quoque parenstam Bergk's Conjectur (Hall. L. Z. 1842. N. 105. S. 232) Praenestinam aufgenommen, und obgleich eine lex Praenestina durch leges Laurentum nicht ganz gesichert scheint, will der Rec. sie in Ermangelung eines Besseren noch durch die Bemerkung unterstützen, dafs Cincius auch sonst in Bezug auf Präneste sich unterrichtet zeigt. S. Macrob. 1, 12. p. 269. ed. Zeun. Fest. s. v. trientem p. 363 M. — S. 58 das Fragment aus Arnobius hält Orell. ad l. l. p. 170 für einen Ueberrest der Schrift de vb. pr.

Der fünfte Abschnitt, der schwierigste und gehaltreichste, macht den eigentlichen Kern der Untersuchung aus. Des Verf.'s Bestreben geht im Allgemeinen dahin, die Anfänge der römischen Prosa der Zeit des Historikers Alimentus möglichst nahe zu rücken, grammatisch-antiquarische Forschungen aber erst mit ihm entstehen zu lassen, um daraus für die Ueberreste des Cincius ein späteres Alter zu gewinnen. Aber wenn es schon den Römern nicht gelingen wollte, die ersten Beispiele für die einzelnen Litteraturgattungen festzustellen, werden unsere Bemühungen wohl noch weniger Erfolg haben. Darum billigen wir es nicht ganz, wenn Appius Claudius Cäcus als Vater der römischen Prosa angesehen wird, denn ihm gingen die genannten und ungenannten Verfasser der laudationes funebres voraus. S. Westerm. Gesch. d. R. B. §. 19, 4. 5., wo noch Lyd. de mag. I, 33. hinzuzufügen ist. So dürr und ungelenk diese frühen Versuche auch waren, und sie waren es vielleicht weniger, als wir uns vorstellen, daraus zu schliefsen, die Fragmente des Grammatikers Cincius können wegen ihrer einfachen, aber keineswegs veralteten Sprache nicht derselben Periode angehören, sind wir nicht berechtigt. Wie verschieden Zeitgenossen schreiben können, zeigt wohl nichts besser als die Sprache Varro's, verglichen mit der Ciceronianischen (S. Gerlach. praef. ad Non. p. X) und neben jener dürfen sich wiederum einige Proben des um ein Jahrhundert früher lebenden C. Gracchus behaupten. Sodann aber haben wir jene Fragmente nicht aus der ersten Hand und namentlich mufs die doppelte Excerption derer bei Festus auch gegen die scheinbar eigenen Worte des Cincius bedenksam machen. Unbegründet ist auch der Tadel Liebaldt's, der S. 15 in solchen Stellen ein genus dicendi elegantius atque artificiosius, quam quod annalium scriptori recte assignetur, findet. Sieht doch der Verf. selbst S. 81 in dem Fragment bei Fulgentius, über dessen Authentie freilich schwer zu urtheilen ist, Vellejanas magis sententiarum oppositarum argutias, quam cascam et roscidam belli Punici alterius aetatem. Endlich, und das mufs uns die Möglichkeit eines solchen Schlusses vollends benehmen, können wir des Cincius Sprache nicht mit der des Alimentus zusammenhalten, von dem wir kein directes Wort besitzen. So gern daher der Rec. a priori zugibt, der Historiker habe anders geschrieben, als der von ihm zu trennende Cincius, mit unseren Mitteln erweisen läfst es sich nicht. — Zusammenhängende grammatisch-antiquarische Forschungen fallen nach unsern Quellen allerdings mit der Zeit des Alimentus zusammen, aber es finden sich auch schon frühere Spuren desselben, welche der Verf. nachgewiesen hat. Danach scheint die gangbare Ansicht, die römische Litteratur habe einen der griechischen entgegengesetzten Bildungsgang eingeschlagen, indem sie von der Theorie zur Praxis fortschritt, für die Prosa wenigstens so zu ermäfsigen, dafs in Rom die Praxis sich der griechischen Theorie schon früh bedienen mochte und dann beide Hand in Hand gingen. So dürften die Schriften des Cincius auch hier weder zu frühe noch als Anfangspunct verwerflich gelten. Die Neigung zu etymologischen Deutungen, an denen jene reich sind (S. S. 67. 70), ist so alt, wie die römische Litteratur (S. Lersch III. p. 113 sqq.) und wenn man des Ennius Bücher de litteris syllabisque item de metris nicht anerkennen will, hätte wenigstens bei Cato, von dem es nicht richtig heifst: (p. 64) *post* Cincium antiquitatis indagationem inprimis *continuavit*, (denn er ist Zeitgenofs, geboren 519) erwähnt werden müssen, dafs er de re militari schrieb, also von dieser Seite wenigstens die gleichnamige Schrift dem Alimentus abzusprechen kein Grund war. (S. Drumann V. p. 147 n. 20 Lion. Catoniana. p. 43). Eben so läfst desselben Cato Schrift de oratore auch grammatische Studien vermuthen, ohne welche eine Rhetorik nicht gut denkbar ist. Indem der Verf. diese Richtungen bis auf Aelius Stilo, Varro's Lehrer, verfolgt, erwähnt

Digitized by Google

er des Cassius Hemina Bücher de censoribus, welche auch der Rec. I. p. 37 angenommen hatte, ohne damals zu wissen, dafs schon Andre dasselbe gethan. Aber sicher wird diese Vermuthung erst durch die neue Ausgabe des Nonius, wo s. v. moliri für Mercier's demoliuntur die Herausgeber demolivit lesen, freilich, ohne dafs man in der kritischen Note über die Autorität belehrt wird. Steht aber dieses Werk fest, so wird man, wie der Rec. ebenfalls a. a. O. geäufsert hatte, geneigt sein, den L. Cassius censorius bei Mai. Interp. ad V. A. II, 717 für den Hemina zu halten und in der verwalteten Censur einen Anlafs zu der genannten Schrift finden. Wenn ferner S. 66 der Historiker nicht Verf. der präsumtiv späteren Fragmente sein soll, weil für diese mannigfaltigen Studien kein Zeugnifs ihn an die Spitze der gelehrten Alterthumsforscher stelle, liefse sich dafür, falls es dessen bedürfte, nicht eine Erklärung in dem Umstande finden, dafs Cato, der Zeitgenofs, ihn verdunkelte, der mit mehr Recht ein Varro jener frühen Periode zu heifsen verdient? Denn die Erwähnung bei Liv. VII, 3, die sich noch dazu auf einen Andern beziehn läfst, erscheint dem Verf. als die einzige eine jejuna ac dubia fere laus. Dennoch wäre sie die älteste und im Munde des wenig Anerkennung zeigenden Livius eben wegen ihrer vereinzelten Erscheinung kein leichter Spruch. Wir wissen aber zu wenig über jene frühe Zeit, um zu erklären, was in einem möglichen Falle hätte sein müssen. Nach den angeführten allgemeinen Gründen ist es dem Rec. wenigstens nicht ganz unwahrscheinlich, dafs Alimentus alle mit des Cincius Namen citirten Schriften habe schreiben können. Doch das sei nur dicis causa gesprochen und wir eilen zu den besonderen Argumenten, wo wir dem Verf. mehr Beifall schuldig sind.

Der Verf. wendet sich zuerst zu dem Buche de fastis (p. 67) und obgleich der Gegenstand dieser Schrift nach der gleichbenannten des M. Fulvius Nobilior, eines Zeitgenossen des Alimentus, und der noch früheren Arbeit des Cn. Flavius, sich auch für diesen Historiker schicken und selbst die chronologische Angabe über Roms Erbauung bei Dionys. 1, 74. dafür zeugen könnte, machen ihn doch schon die in den Fragmenten vorkommenden Etymologieen zweifelhaft. Aber entscheidender für ein späteres Alter ist der Umstand, dafs Cincius bei Macrob. 1, 12 sagt imperite quosdam opinari Aprilem mensem antiquos a Venere dixisse und Varro de l. L. VI, 33. als Gewährsmänner dieser Meinung den Fulvius (Nobilior) und Junius (Gracchanus) nennt. Denn somit kann Cincius nicht vor C. Gracchus geschrieben haben. Diese Combination ist so natürlich, dafs sie schon Rubino und Merkel gemacht hatten und auch der Rec. seine fünfte Thesis darauf stützte. Um so auffallender mufs es sein, dafs Lersch (Sprachphil. III. p. 141), dessen Buch der Vf. wohl zu spät erhielt, um es mehr als beiläufig berücksichtigen zu können (S. 29. 32), die Worte des Cincius nicht auf eine schriftstellerische Ausführung bezieht, sondern darin vielmehr die Widerlegung einer mündlich ausgesprochenen Meinung findet und nach lebendigster Ueberzeugung die Schriften de fastis und de vbb. pr. dem Alimentus zuerkennt. Aber nur ein negirendes Verfahren, etwa noch sich stützend auf Macrobius' eigne Worte I, 10. p. 249 si opinio vocanda est quae idoneis firmatur auctoribus, wird den Fulvius und Junius unter quosdam nicht anerkennen wollen. Doch wenn man bei demselben Schriftsteller putare häufig gebraucht findet, wo nothwendig an schriftliche Abfassung gedacht werden mufs, erscheint dergleichen als leere Subtilität. — Darauf wird S. 68 Cincius bei Macrobius und Festus für identisch erklärt mit dem Verf. der fasti. Festus hätte, falls nicht alle von ihm citirten Schriften demselben Verfasser gehörten, doch wohl einen Unterschied in den Citaten gemacht (der scheinbare s. v. praecidanea porca, wo L. Cincius steht, wird aber wohl nicht auf Verrius Rechnung zu setzen sein). Seine Zeit wird nun näher dahin bestimmt, dafs er vor Verrius schrieb, weil unglaublich, dafs Festus, der den Verrius in's Kürzere zog, ihn an so vielen Stellen hinzugesetzt habe, und — vor der Abfassung der ersten Dekade des Livius, weil er die Triumphaltafel des Dictator T. Quinctius, welche Livius nach Lachmann's Annahme nicht mehr sah, als Augenzeuge zu beschreiben scheint. Zur Zeit der punischen Kriege könne er das Werk de vbb. pr. nicht verfafst haben, indem viele der von ihm als prisca erklärten Wörter, wie Stellen des gleichzeitigen Livius Andronikus und Ennius beweisen, im täglichen Gebrauche waren und somit gar keiner Erklärung bedurften. Ferner mache die Gesellschaft des Aelius, Varro,

Digitized by Google

Verrius und andrer Grammatiker desselben Zeitalters, in der uns der Name Cincius ohne alle Unterscheidung begegnet, unwahrscheinlich, dafs hier an den Alimentus zu denken sei. Für die Identität dieses Cincius aber bei Macrobius und Festus spreche einmal schon die gleiche Sphäre der behandelten Gegenstände, sodann des Verf.'s Beobachtung, dafs, was bei Paulus S. 103 M. kurz über den Junius steht, sich bei Macrob. 1, 12. p. 266 als Cincius Ansicht wiederfinde, woraus wahrscheinlich werde, dafs auch der lückenhafte Artikel über Maius bei Festus S. 134 auf dieselbe Quelle zurückzuführen sei. Hier durfte jedoch bemerkt werden, dafs Censorinus c. 22. für die von Paulus und Macrobius dargelegte Meinung des Cincius als Gewährsmann Varro nennt, was sich aber leicht so erledigen läfst, dafs Varro hier wie auch sonst (Macrob. 1, 12. Cincio etiam Varro consentit) entweder des Cincius Resultat adoptirte, oder unabhängig zu eben demselben gelangt war. — Eben so wird auch Cincius bei Servius, Arnobius, Charisius und Gellius (VI, 15) mit vollem Rechte von dem bei Festus und Macrobius nicht unterschieden (S. 72), Merkels Hypothese aber über die genauere Zeitbestimmung, die sich aus Macrob. l. l. und Festus, wo Cincius nach Aelius genannt werde, ergeben sollte, sorgfältig zurückgewiesen (S. 73), dabei derselbe als jüngerer Zeitgenosse des Stilo anerkannt (S. 74), obgleich es scheint, dafs Aelius bei Fest. s. v. refriva faba p. 277 auf ihn Rücksicht nahm. Ferner hält ihn der Verf. für einen Zeitgenossen des Varro, ohne aus dem consentire des Macrobius einen chronologischen Unterschied abzuleiten. Varro kannte wahrscheinlich seine Schrift de fastis als er de l. L. schrieb, hat sie aber nach seiner Gewohnheit, die Zeitgenossen ungenannt zu benutzen (von der er jedoch Ausnahmen machte S. Weichert de Cass. Parm. p. 272) nicht angeführt. Endlich wird Merkel's Annahme, dafs Cincius des Cicero Mitschüler bei Aelius gewesen, und dafs, wo Festus und Paulus ohne weitere Bezeichnung den Aelius erwähne, nicht seine, sondern seiner Schüler Schriften vorgelegen, als ungewifs bezweifelt.

Die Bücher de re militari, welche nur Gellius erwähnt, und deren späteres Alter schon Zumpt dargethan hatte, hält der Verf. für ein Werk desselben von Gellius VI, 15. genannten Cincius, indem er noch auf eine Verwechselung der Eidschwüre hinweist, die sich aus der Vergleichung mit Polyb. VI, 29. § 4. ergiebt und der man doch den Prätor Alimentus nicht wird beschuldigen wollen. Die schwierige Frage über die Hermunduli in der von Cincius mitgetheilten Fecialformel, welche auch der völkerkundige Zeufs (d. Deutschen und ihrer Nachbarstämme S. 104) nicht unterzubringen wufste, entbehrt zur Zeit noch einer genügenden Lösung. So mag des Verf.'s Meinung S. 79, der sie auf die durch Cäsars Kriegszüge bekannt gewordenen Hermunduren bezieht und den Namen vom Grammatiker beispielsweise in die Formel gesetzt glaubt, einstweilen gelten. (S. Rein in der Zeitschr. für die Aw. 1836. N. 92). Auch der Ansicht, welche der VI. S. 79 sq. über das Fragment bei Fulgentius vorträgt, wird man, wie die Sachen stehn, seine Beistimmung schwerlich versagen und jedenfalls braucht man nicht an eine besondre Schrift de Gorgia *Leontino zu denken*. Eben so wenig entscheidet sich der Vf. S. 81 sq. über die Stelle bei Victorinus, welche Liebaldt S. 9 stillschweigend dem Anfange des Geschichtswerkes des Alimentus entnommen glaubte. Merkel a. a. O. p. CXCVII bezieht sie auf den späteren Cincius.

Konnte der Recensent mit Allem dem nur einverstanden sein, so erlaubt er sich nun Einiges nachzutragen, was die an den Büchern de fastis und de rit. pr. erwiesene spätere Abfassungszeit auch für die übrigen Schriften noch bekräftigen dürfte. Erstlich die häufig gebrauchten Zeitpartikeln. Lib. de comitiis. Fest. p. 241 qui *nunc* ingenui vocentur, womit die Zeit des Cincius und Verrius als nicht verschieden angedeutet wird. — Lib. de consulum potestate. F. p. 241. Praetor ad portam *nunc* (was im Texte des Verfassers S. 40 ausgefallen ist) salutatur is qui in provinciam pro praetore aut pro consule exit, cujus rei morem ait fuisse Cincius etc. Hier gehört es Verrius, aber indem Cincius den Nachweis für die bestehende Sitte liefert, kann er nur als Zeitgenosse des Verrius gedacht werden.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 39.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1843.

De Luciis Cinciis scripsit, Cinciorum fragmenta edidit Martinus Hertz.

(Schluſs.)

Auch was Niebuhr, vom Verf. S. 41 erwähnt, an des Cincius Darstellung tadelte, daſs weder die Zeit, wo Latium unter des Königs und der frühesten Consuln Botmäſsigkeit stand, noch die wo die übrig gebliebenen Städte sich unter der Römer Schirm begeben hatten, ausgenommen werde, wird je später man den Schriftsteller ansetzt, desto begreiflicher, und der Zusatz quod est sub monte Albano, wenn er von Cincius herrührt, scheint ebenfalls mehr für einen späteren Verfasser zu passen. — Lib. de vbb. pr. F. p. 376 vindiciae *olim* dicebantur, was, zusammengehalten mit antiquitus bei Gell. XVI, 4. natürlich auf dieselbe Zeit von *demselben* Standpuncte aus verweist. — Lib. de re militari. Livius berichtet XXII, 38, daſs im J. d. St. 536: delectu perfecto — milites tunc, quod nunquam antea factum erat, jure jurando ab tribunis militum adacti, jussu consulum conventuros, neque injussu abituros. Nam ad eum diem nihil praeter sacramentum fuerat. Dagegen zeigen die Imperfecta bei Gell. XVI, 4. dies als etwas Gewöhnliches und Herkömmliches an, deren sich schwerlich der Historiker Alimentus, welcher die Veränderung erlebte, würde bedient haben.

Zum Schlusse führt der Verf. noch die Hypothese aus, S. 84, es möchte dieser spätere Grammatiker identisch sein mit dem L. Cincius, welchem wir in dem Briefwechsel des Cicero und Atticus zwischen den Jahren 687 u. 705 mehrmals begegnen, dem Geschäftsführer und Freunde des Letzteren, der sich mit praktischer und gelehrter Rechtskenntniſs ausgerüstet zeigt, verkennt dabei aber nicht, daſs solche Vermuthungen nur unsichere Stellvertreter historischer Beglaubigung sein können.

Die angehängte disputatio de M. Junio Gracchano S. 88—109 verdanken wir nach n. 21 p. 22 dem Umstande, daſs dem Verf. unsere Abhandlung über denselben trotz aller angewandten Mühe nicht zugekommen war, und wenn wir dies einestheils bedauern, weil wir dann vielleicht eine gründlichere Widerlegung unserer Ansichten erfahren hätten, freuen wir uns doch auch durch die unabhängige und selbständige Untersuchung des Verf.'s manche unserer Resultate bestätigt zu sehn. Auf alle Differenzen hier einzugehn, würde zu weit führen, weshalb wir uns begnügen, die Hauptsachen, in denen der Vf. von uns abweicht, hervorzuheben.

Es handelt sich zuerst um die Stelle bei Cic. de legg. III, 20, 47., in welcher der Verf. mit Madvig aus cod. Monac. de potestatum jure liest (S. 90 n. 74) und darin eine Anspielung auf den Titel der Schrift sieht (S. 92), welche M. Junius, der sodalis des älteren Atticus, diesem zueignete, zugleich aber denselben mit Junius Gracchanus, nach dem Vorgange der meisten Ausleger identificirt. Der Rec. hat dagegen auch jetzt noch Folgendes zu bemerken. Der neueste Herausgeber der Bücher de legg., Bake, billigt jene Lesart keineswegs (S. 663), weil Cicero schwerlich potestates für magistratus gesagt habe, sondern hat de potestate eorum et jure in Vorschlag gebracht. Giebt man ferner auch zu, daſs bei sodalis wegen der vorangehenden Worte scripsit ad patrem tuum die Beziehung auf den Vater des Atticus nicht zweifelhaft sei, so macht doch noch die Bedeutung des Wortes einige Schwierigkeit, indem auch bei Cic. de or. III, 61, 228 Ellendt (Explic. p. 464) mit Recht Anstoſs genommen hat, obgleich Bake a. a. O. die Sache rasch entscheidet. Endlich dürfte Cicero's Urtheil über jene Schrift doch kaum auf des Gracchanus Werk sich beziehen. Dem Rec. scheint gewiſs, daſs dieser seinen Beinamen, wie auch der Vf. S. 92 zugiebt, nicht von öffentlicher Theilnahme an den politischen Bestrebungen des jüngern Gracchus erbte, sondern vielmehr durch die unveränderte Gesinnung erwarb, die nach dem Falle des Tribunen sich schwerlich anders

Digitized by Google

als in Schriften zeigen durfte. Nun lobt aber Cicero die peritia, mit welcher das Werk verfafst sei, woraus man doch wohl auf Theilnahme an Staatsgeschäften wird schliefsen müssen. Freilich möchte die Klage des Atticus, welche diesen Worten vorausgeht, kaum begreiflich sein, wenn man nicht in dem eingeschalteten meo quidem judicio eine Opposition gegen die bestehende Meinung sieht, die das Buch als Instruction für angehende Magistrate verworfen hatte. Die Ueberreste der Bücher de potestatibus, welche wir besitzen, (der Vf. rechnet dahin mit vieler Wahrscheinlichkeit S. 104 auch Gell. XIV, 8.) sind aber gering und geben durchaus kein genügendes Bild von dem Umfange und der Art der Darstellung, um darin das diligenter und pluribus verbis des Cicero wiederzufinden. Dennoch will der Rec. sich gegen die Wahrheit nicht verblenden und gesteht, dafs er jetzt weniger zweifelhaft über jenen M. Junius denkt. Durch Bake's Bemerkung aber, welche viel zur Entscheidung beitragen könnte, unter den Freunden des C. Gracchus scheine auch der Vater des Atticus gewesen zu sein, indem jener nach Cic. de div. II, 29, 62. (vgl. auch I, 18, 36.) eine Schrift an ihn richtete, mufs man sich nicht irre machen lassen. Denn jener M. Pomponius fand mit dem Tribunen i. J. 631 seinen Untergang, der Sohn des Atticus aber, erst 645 geboren, ward von seinem Vater erzogen, der auch wahrscheinlich Titus, nicht Marcus hiefs. (S. Drumann V. p. 4 n. 14). Dabei bleibt aber die Freundschaft mit einem Gliede der gens Pomponia als Factum stehen.

Ein andrer streitiger Punct ist der M. Junius bei Varro de l. L. VI, 95, welche Stelle der Vf. S. 95 nach Lachmann's Restitution mittheilt. Auch hier kann der Rec. nach seiner Auseinandersetzung I. p. 14 sq. nicht beistimmen, indem er, die schwankende Lesart bei Seite gesetzt, nichts Zwingendes sieht, diesen M. Junius entweder für den Gracchanus oder, was dem Verf. unwahrscheinlich dünkt, für den Juristen M. Junius Brutus zu halten, da sich auch noch andre Auswege denken lassen. Bei Varro steht das Wort inlicium, um dessen Schreibart allein es sich hier handelt, auch VI, 86. in tabulis Censoriis und VI, 88. in commentariis Consularibus. An solche Commentaria möchte auch hier zu denken sein, Formulare und Protocolle, welche sich die Magistrate zum eigenen Gebrauche anfertigten. Was wir sonst von Gracchanus wissen, macht aber nicht geneigt, ihm dergleichen zuzuweisen, und der Rec. zweifelt sehr, dafs die übrigen Fragmente bei Varro, die der Verf. als Ueberreste dieses Werkes ansieht, dahin passen.

Gegen den Versuch S. 101, dem Gracchanus aus Charisius S. 79 Lind. das Fragment zu vindiciren, welches sonst dem Coelius beigelegt wurde, läfst sich einwenden, dafs damit dem Grammatiker die Kenntnifs eines Schriftstellers gegeben wird, dem wir sonst nicht mehr bei ihm begegnen. Eben so wenig hält der Rec. die Aenderung locatos für sicher, und möchte locutos lieber mit den vorausgehenden Worten ait per i verbunden gar nicht als Theil des Fragments ansehn, das zu apokryphisch scheint, um Merkel's sinnreiche Auslegung zu erlauben.

Indem wir noch auf zwei längere Anmerkungen hinweisen, wo der Verf. p. 12 durch den Vorschlag bei Liv. Ep. l. 53 Acilius zu lesen für C. Julius, diesen Namen aus der Reihe der römischen Historiker entfernt (S. Krause S. 127), und S. 36 aus Consentius S. 2031 P. (für egisse wird hier wohl eguisse zu schreiben sein, wie aus den nach debemus folgenden, vom Verf. aber ausgelassenen Worten quo invento et de genere ac numero certiores efficiemur sich zu ergeben scheint) durch Emendation des fehlerhaften Cini ein Fragment des Varro Atacinus gewinnt, scheiden wir von demselben mit dem Wunsche, dafs er in diesen Zeilen nur das Interesse wiederfinde, mit dem wir seine Schrift und deren Gegenstand erfafst hatten.

L. Mercklin.

XIX.

Ueber Goethe's Spinozismus. Ein Beitrag zur tiefern Würdigung des Dichters und Forschers. Von Wilh. Danzel. Hamburg bei Meifsner. IV. 138 S. gr. 8.

Unter dem „Spinozismus" Goethe's versteht der Vf. dieser Schrift, die sich in dem Vorworte als ein Erstlingsproduct ankündigt, nicht, wie die Meisten beim Anblick der Ueberschrift vermuthen werden, die Denkweise des Dichters in Bezug auf religiöse Gegenstände. Er bezeichnet vielmehr mit diesem Namen die Gesammtheit der Einflüsse, welche das Studium des Spinoza, von dem man weifs, wie sehr es zur Zeit der aufbrechenden Jugendblüthe den Dichter gefesselt, und wie es ihn seitdem durchs Leben begleitet hat, in sittli-

Digitized by Google

cher, wissenschaftlicher, künstlerischer Beziehung auf ihn geübt; oder, richtiger vielleicht ausgedrückt, die Momente der geistigen Wahlverwandtschaft, welche Goethen zu diesem Studium hingezogen und für seine Einflüsse geöffnet hat. Keineswegs nämlich solle (S. 26) von einer äufsern Entlehnung die Rede sein; vielmehr sucht der Vf. schon aus dem Ursprung und Charakter der Lehre des Spinoza nachzuweisen, dafs es für jeden, der dieselbe auch nur verstehen will, einer ähnlichen innern That bedürfe, wie jener, durch welche diese Lehre in ihrem Urheber entstanden war; sei nun, wie der Vf. annehmen zu dürfen glaubt, der Spinozismus die Grundlage von Goethe's geistiger Wirksamkeit, so müsse in ihm eine demselben ursprünglich verwandte Sinnesart angenommen werden. In diesem Sinne gestaltet sich die Aufgabe des Vf.'s nothwendig zu einer doppelten: einerseits, in der ursprünglichen Geistesanlage des grofsen Mannes den Charakterzug nachzuweisen, der ihn vor allen seinen Zeitgenossen zum Verständnifs des Spinoza befähigte, sodann aber anderseits von dem Augenblick jener innern That an, durch welche er sich zugleich dieses Verständnisses bemächtigte und für seine weitere Wirksamkeit als Mensch, als Forscher und als Dichter den Grund legte, die Folgen dieser That in den näheren Spuren der Verwandtschaft, welche das Thun und Schaffen des Dichters zu der Lehre des Denkers zeigt, zur Anschauung zu bringen. Doch hat der Vf. in der Ausführung diese zwei Seiten seiner Aufgabe nicht ausdrücklich getrennt gehalten; er hat sie vielmehr beide zumal, in einer eng verschlungenen Folge der Betrachtung zu lösen gesucht.

Von dieser Ausführung selbst hier auszugsweise einen deutlichen Begriff zu geben, würde schwer, ja vielleicht unmöglich fallen. Nicht um dies zu unternehmen, sondern nur, um ganz im Allgemeinen auf den Punct hinzudeuten, an welchen der Vf. seine Entwicklung anknüpft, heben wir folgende Stellen aus. Nachdem er auf einigen inhaltsvollen Blättern (S. 12 f.) von einer alle bedeutenden Erscheinungen des vorigen Jahrhunderts ihren Grundzügen nach umfassenden Dialektik des Geisteslebens gesprochen, und als deren vornehmste Repräsentanten Voltaire und Rousseau bezeichnet hat: sagt er (S. 16) von Goethe, er habe diese Dialektik „auf die genialste Weise ganz einfach dadurch zum Abschlufs gebracht, dafs er die geistige Thätigkeit darauf verwies, sich selbst als die jedesmalige Thatsache und die Entfaltung der innern Natur des Menschen zu begreifen, welche diese letztere weder [mit Voltaire] hinter sich lasse, um sich auf leere Weise in's Unendliche zu potenziren, noch auch [mit Rousseau] in der Ferne zu suchen habe, sondern eben niemals verlasse, noch verlassen könne". „Nur so", führt er fort, „wird das Ideale wirklich erfafst. Denn es wird ein Wirkliches; das Sehnen, welches sich in der Sentimentalität consequenter Weise zuletzt zur Sehnsucht nach dem Sehnen sublimirt hatte, wird zur lebendigen Triebkraft im Innern coercirt; der geistige Procefs bekommt einen Gehalt, und die Natur wird aus der Unbestimmtheit, bei welcher sie, man mochte übrigens sagen, was man wollte, mehr oder weniger immer in's Bewufstlose und des Menschen Unwürdige gesetzt werden mufste, zur wahrhaft menschlichen, zur *geistigen* Natur erhoben. Diese Erfassung des *Präsenten*, im höchsten Sinne des Wortes, spricht sich bei Goethe am Bestimmtesten in seinem Anschlusse an *Spinoza* aus, und man kann behaupten, dafs ihm wenigstens das Bewufstsein über dieselbe, und dieses gehört bei ihr fast mehr als bei irgend einem andern geistigen Standpuncte, zu ihrem Wesen, an demselben aufgegangen sei". — Wie gerade Spinoza solches dem Dichter habe leisten können, dies sucht der Vf. durch eine weitere, an sinnvollen Gedanken der vorigen über den Geist des achtzehnten Jahrhunderts nicht nachstehende historische Entwicklung klar zu machen, die sich (S. 23) in den Worten zusammenfafst: „Spinoza habe als das Ursein *das* begriffen, was im Menschen, indem er sich rein auf sich selber aufserbaut, beständig darin begriffen ist, sich über sich selbst vor sich selber Rechenschaft abzulegen, das Geistig-Sittliche; seine weltgeschichtliche That bestehe darin, die Metaphysik unter der Form der Ethik concipirt zu haben". Mit näherem Bezug auf die Hauptstelle über Spinoza im vierten Bande von „Dichtung und Wahrheit" (Werke, Bd. 48, S. 9 f.) heifst es S. 42: „Wenn das Verfahren, sich der Unabhängigkeit von einer Sache dadurch zu versichern, dafs man sich von ihr fern zu halten sucht, an der Unsicherheit leidet, dafs dieselbe uns dennoch nahe kommen könnte, auch ohnehin die Demüthigung mit sich führt, dafs wenigstens der Entschlufs der Entsagung ihrem Einflusse zuzuschreiben sein wird, endlich die Abwendung

Digitized by Google

von einer bedeutenden Lebenssphäre oder dem Leben selbst für eine Sinnesart, die dafür hält, dafs die Dinge dieser Welt doch auf die eine oder die andere Weise ihren guten Grund haben müssen, immer etwas Frevelhaftes behalten wird, giebt es ein anderes, welches derselben gerade entgegengeht, und indem es sich ihres Kerns zu bemächtigen und mit demselben zu identificiren sucht, sie dazu nöthigt, sich selbst den Streich zu spielen, dafs Alles, was sie etwa gegen uns zu unternehmen versucht, hinterher vielmehr aus uns selber hergeflossen ist. Dies ist das vivere memento, welchem Goethe nach Spinoza's Vorgange anhing, und welches, der Tendenz seiner Zeitgenossen entgegen, welche in der Hingabe an irgend eine geistige Lebendigkeit, die doch immer nur vom Einzelnen zu anderm Einzelnen führen kann, Befriedigung suchten, den Sinn hat, dafs man sich des Mittelpuncts der Lebendigkeit zu bemächtigen habe, der Quelle, wohin der Strom nicht aufwärts fliefsen könne, uns zu entrücken, mit Einem Worte, dafs man sich *der Gedankens der Sache* versichere und an dessen Besitz und Entfaltung genügen lassen solle".

Wir müssen es unsern Lesern überlassen, ob sie die kurzen, hier ausgehobenen Stellen, die freilich nicht im Entferntesten ausreichen, über den eigentlichen Gehalt der Schrift ein Urtheil zu bilden, vielleicht doch hinreichend finden werden, auf den Geist und die Tendenz derselben aufmerksam zu machen. Wirkliche Kenner Goethe's und Spinoza's werden, wir zweifeln nicht, schon aus diesen Worten entnehmen, dafs auch sie nur von einem *Kenner* Beider herrühren können, von einem Solchen, der mit Ernst und wahrer Geistestiefe in das Wesen beider aufserordentlichen Geister eingegangen, und dasselbe sich zur Klarheit zu bringen beflissen ist. Wer nun in der That diese Präsumtion gefafst haben sollte, dem können wir mit Zuversicht versprechen, dafs er sich in der Erwartung, die er hiernach sich von der Schrift bilden mag, nicht getäuscht finden wird, ohne darum behaupten zu wollen, dafs nicht, wer sich etwa durch die mitgetheilten Worte minder angesprochen fühlen möchte, vielleicht dennoch mehr, und Vorzüglicheres, als er erwartet, antreffen wird. Allerdings verlangt das Büchlein ernst gestimmte und zu einem gründlichen Eingehen aufgelegte Leser, zu einer leichten, flüchtigen Lectüre ist es nicht geeignet; aber einen Leser, der gediegene Belehrung oder ernste Anregung zu eigenem, gründlichem Denken sucht, wird es schwerlich unbelohnt lassen. Der Verf. hat sein Thema nicht aus den banalen Redensarten irgend einer Schule entnommen, er ist durch eigene liebevolle Beschäftigung mit den Werken des grofsen Dichters und durch das Streben, sich vor Allem den sittlichen Grundcharakter seiner Persönlichkeit und den Gang seiner geistigen Entwicklung klar zu machen, darauf geführt worden. Darum finden wir ihn durchgehends mit der Sache beschäftigt und in die Sache versenkt, und nirgends von der Versuchung auch nur berührt, schönrednerische Worte an die Stelle eines ächten Gedankengehalts zu setzen. Ob es ihm gelungen sei, die Wahlverwandtschaft zwischen dem Dichter und dem Denker, über deren thatsächliches Vorhandensein sich Niemand täuschen kann, der Goethe's so bestimmt lautende, so vielfach wiederholte Aeufserungen über sein Verhältnifs zu Spinoza in gehörige Erwägung zieht, sich zur eigentlichen, letzten Klarheit zu bringen, darüber werden vielleicht Manche im Zweifel bleiben, die etwa den Versuch anstellen möchten, das Resultat der Schrift in kurze, leicht fafsliche Worte oder Sätze zusammenzudrängen; ein Versuch der freilich nicht leicht gelingen wird. Allein dieser Umstand, der es allerdings auch dem Beurtheiler der Schrift erschwert, über ihren eigentlichen Inhalt eine bestimmte Rechenschaft zu geben, gereicht in unsern Augen dem Verf. doch nicht zum Nachtheile. Er ist nur die nothwendige Folge der Umsicht und Zartheit, womit er ein Verhältnifs aufgefafst hat, welches sich jeder rein verständigen, abstract begrifflichen Fassung aus demselben Grunde entzieht, aus welchem sich weder das innerste Wesen eines Kunstwerks, noch das einer gehaltvollen, genialen Persönlichkeit auf genügende Weise mit Verstandesbegriffen, oder mit Worten, die zunächst zur Darstellung von Verstandesbegriffen ausgeprägt sind, wiedergeben läfst.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 40.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1843.

Ueber Goethe's Spinozismus. Ein Beitrag zur tiefern Würdigung des Dichters und Forschers. Von Wilhelm Danzel.

(Schluſs.)

Mit richtigem Takt hat der Verf. den eigentlichen Sitz seiner Frage auf *ethischem* Gebiete gefunden. Goethe's eigene Andeutungen geben uns zu verstehen, daſs das Bedürfniſs, welches ihn zu Spinoza hintrieb, ungleich weniger ein speculatives, als ein sittliches war. Der Satz: wer Gott recht liebt, muſs nicht verlangen, daſs er ihn wieder liebe, paradox wie er ist, aber auf dem Standpuncte der Auflösung aller eigentlich sittlich-religiösen Ueberzeugung in dichterische Anschauung, auf den Goethe durch seine Naturanlage und durch den Gang seiner frühesten Bildung gestellt war, ein unentbehrliches Moment des Uebergangs zur Möglichkeit einer Wiedergewinnung der ersteren, hatte ihm ein Licht angezündet, welches nur dem Lichte vergleichbar ist, das unsere Vorfahren so oft bei der Betrachtung einzelner, kernhafter Bibelsprüche aufging. In der That scheint Goethe'n wenigstens bis zu dem Zeitpuncte, wo ihm zugleich mit der höhern künstlerischen auch die höhere sittliche Reife zu Theil ward, Spinoza in sehr ähnlicher Weise durchs Leben begleitet zu haben, wie eigentlich die Bibel diese Bestimmung hat; er hat sich wiederholt an ihm gestärkt und aufgerichtet, wenn ihm n einer der Weisen, die er aus so tiefer Lebenserfahung in den Personen seines Werther und Weislingen, eines Faust und Tasso geschildert hat, der sittliche alt- und Stützpunct des Lebens verloren zu gehen rohte. *Wie* Spinoza dies dem Dichter werden konnte, ies wird freilich denen ein Räthsel bleiben müssen, ir die sich alle sittliche Ueberzeugung von vorn herein n einen bestimmten religiösen Dogmatismus festgeknüpft at; diesen wird es überhaupt immer sehr schwer fal-n, gegen Goethe gerecht zu sein, und den sittlichen Werth seines Charakters, welcher durch die religiöse Skepsis, durch die er sich hindurchzuarbeiten hatte, nur erhöht wird, zu begreifen und richtig zu würdigen. Unser Vf. hat versucht, (S. 39 ff.) die eigenthümliche Richtung, welche, sei es in Folge seines Anschlusses an Spinoza, oder als unbewuſstes Motiv dieses Anschlusses, den sittlichen Grundzug dieses Charakters bildet, in dem Begriffe der *Resignation* zusammenzufassen; wir können unsere Leser nur auf die treffliche Ausführung, die er diesem Gedanken gibt, hinweisen, ohne den Versuch wagen zu dürfen, sie im Auszuge wiederzugeben. Nur die Bemerkung erlauben wir uns, daſs der Sinn dieser Entwicklung, der zwar auch so dem aufmerksamen Leser schwerlich entgehen wird, vielleicht noch an Klarheit gewonnen haben würde, wenn der Vf. sich zur rechten Zeit, um an sie diese Entwicklung anzuknüpfen, zweier Stellen in „Dichtung und Wahrheit" erinnert hätte: die erste im zweiten Band (Werke 25, S. 198), wo der Dichter, auf Anlaſs der durch Fräulein von Klettenberg ihm gegebenen Versicherung, seine Irsale rühren daher, daſs er keinen versöhnten Gott habe, bemerkt: „er habe von Jugend auf geglaubt, mit seinem Gott ganz gut zu stehen, ja er habe sich, nach mancherlei Erfahrungen, wohl eingebildet, daſs Gott gegen ihn sogar in Rest stehen könne, und sei kühn genug gewesen zu glauben, daſs er Gott einiges zu verzeihen hätte; dieser Dünkel nämlich habe sich auf seinen unendlich guten Willen gegründet, dem Gott, wie es ihm schien, besser hätte zu Hülfe kommen sollen"; die andere im dritten Bande (26, S. 313), bei Gelegenheit des Prometheus: „es scheine, sogar die Gottheit habe sich so zu dem Menschen gestellt, daſs sie dessen Ehrfurcht, Zutrauen und Liebe nicht immer, wenigstens nicht gerade im dringenden Augenblick, erwidern kann. Er (Goethe) habe jung genug gar oft erfahren, daſs in den hülfsbedürftigsten Momenten uns zugerufen wird: Arzt, hilf dir selber! und wie oft habe

Digitized by Google

er nicht schmerzlich ausseufzen müssen: ich trete die Kelter allein"! — Wesentlich als sittlicher Gegensatz gegen dieses Gefühl eines unbefriedigten Geistesbedürfnisses ist, — dies liegt im Sinne des Vf.'s so gut wie in dem unsrigen, — jene Gesinnung einer lebendigen, geistes- und thatkräftigen Resignation zu verstehen, für die unserm Dichter die Weltansicht des Spinoza, so wie er sie aufgefafst hatte, das Entsprechende war, wie den Griechen bei ihrem künstlerischen Thun, dessen sittliche Seite mit jener Gesinnung vielfache Vergleichungspuncte bietet, ihr Schicksalsglaube. — Warum der Dichter das Heil, das Gefühl der Versöhnung mit seinem Gotte, statt aus dem Heiden Spinoza, nicht lieber sogleich aus der rechten Quelle geschöpft, in die ihn die vorhin genannte Jugendfreundin verwiesen hatte? — ist eine Frage, die, falls sie überhaupt einer Beantwortung bedarf, am besten auf ähnliche Weise sich beantworten lassen wird, wie der Vf. seinerseits (S. 46 f.) den verwandten Tadel Goethe's über seinen Mangel an Sinn für das Geschichtliche beantwortet hat.

Sollten wir an der wackern Schrift, die uns um so inniger erfreut hat, je mehr sich gerade die nächste Gegenwart von dem ernsteren Studium des unsterblichen Dichters, der noch auf lange hin die gediegenste Grundlage deutscher Geistesbildung abgeben wird, abwenden zu wollen scheint, Etwas tadeln, so wäre es, dafs sie in ihrem weiteren Verlaufe, besonders in ihrer zweiten Hälfte, unbeschadet freilich stets der Einsicht, dafs das wesentliche Verhältnifs des Dichters zum Denker nicht ein wissenschaftliches, sondern ein sittliches ist, dennoch auch den theoretischen Einflufs des Letztern auf den Ersteren etwas weiter erstrecken zu wollen scheint, als wir finden können, dafs er sich wirklich erstreckt habe. So will der Vf. (S. 57) in der von Goethe hin und wieder behaupteten Unerkennbarkeit Gottes „die der Spinozischen Substanz" wiedererkennen, „welche anders als in den Attributen nicht erkannt werden kann, weil dies eben die Seiten sind, mit welchen sie sich der Erkenntnifs darbietet". Aber wo fänden wir bei Goethe eine Spur, dafs er mit Spinoza der Gottheit eine unendliche Vielheit von Attributen zugeschrieben habe, von denen nur zwei, Denken und Ausdehnung, der menschlichen Erkenntnifs zugänglich seien? *Die* Aeufserungen, in denen er sich scheinbar zur Dualität dieser letztern bekennt, unter andern die vom Vf. S. 32 und S. 55 angeführte bei Riemer über den Streit zwischen Jacobi und Schelling können so gewifs nicht dafür angeführt werden, so gewifs dort, eben so wie in der Philosophie, deren Partie der Dichter daselbst gegen den Jacobi'schen Spiritualismus ergreift, die Dualität von Geist und Natur, oder wie es dort heifst, von Geist und Materie, von Seele und Körper, eine ganz andere und ungleich lebendigere Bedeutung hat, und an die Spinozi'sche von Denken und Ausdehnung eben nur nebenbei erinnert wird. Geist und Natur sind bei Goethe, nicht anders, wie in der neueren Philosophie überhaupt, nicht Attribute solcher Art, neben denen noch für eine Unendlichkeit anderartiger Raum wäre; sie gelten ihm als *ausschliefsliche* Dualität in Gott so gut, wie in dem creatürlichen Universum, und die „Unerkennbarkeit" bezieht sich nicht, wie das infinita infinitis modis des Spinoza, auf etwaige andere, unserer Anschauung und Denkkraft gänzlich entzogene Prädicate Gottes, sondern auf die unerschöpfliche Tiefe und Fülle des Seins, die auch *innerhalb jener beiden* Platz findet. Möglich immerhin, und sogar wahrscheinlich, dafs Goethe sich diesen Unterschied *nicht zu deutlichem* Bewufstsein gebracht, dafs *er auch in diesem* Falle, wie nach seinem eigenen Geständnifs in so manchen, vielmehr seine Meinung in den Spinoza hinein, als die eigene dieses Denkers aus ihm heraus gelesen hatte. So zweifeln wir auch nicht, dafs er schon frühzeitig, und längst vorher, ehe er durch seine eigenen reiferen Meditationen und durch die damit zusammentreffenden der neuern Philosophie auf „die Erfüllung" aufmerksam gemacht war, die (Werke Bd. 50, S. 252) seiner frühern Naturansicht, eben so, wie freilich auch der Spinozi'schen, fehlt, auf „die Anschauung der zwei grofsen Triebräder aller Natur, des Begriffs von *Polarität* und von *Steigerung*, jene der Materie, insofern wir sie materiell, diese ihr dagegen, insofern wir sie geistig denken, angehörig", — in Spinoza eine sehr andere Naturansicht hineingelesen haben mag, als die todte mechanische dieses Philosophen und seines Zeitalters, eine ähnliche ungefähr, wie auf seine Weise auch Herder, von dessen Ansicht des Spinoza die Goethe'sche in jener frühern Zeit gewifs nicht so weit entfernt war, als der Vf. (S. 37) vorauszusetzen scheint. Aber was Goethe in Spinoza hineingelesen hat, das durfte uns der Vf. doch nicht als aus ihm herausgelesen darstellen wollen. Gerade das Eigenthümliche und Charakteristische von Goethe's naturwissenschaftlichen

Digitized by Google

Bestrebungen ist der Naturansicht des Spinoza *durchgehends* und *ohne Ausnahme* so diametral entgegengesetzt, dafs hier von einem (theoretischen) Einflusse, den das Studium des Philosophen auf ihn geübt, auch nicht im Entferntesten die Rede sein kann; wie es denn auch gewifs nicht Spinoza war, der Goethe'n auf die Betrachtung der Natur hingeführt hat. Es verhält sich hier nicht einmal so, wie in Bezug auf Kant, dessen Jünger dem Dichter, nach seinem eigenen Berichte, „wenigstens ein Analogon Kantischer Denkweise, wiewohl ein seltsames", zugestehn wollten. — Was der Vf., sinnreich ohne Zweifel, wenn auch hin und wieder paradox, über das Verhältnifs des Künstlerischen in Goethe zur geometrischen Methode des Spinoza sagt (S. 66 ff.), das können wir gelten lassen, insofern wir es nämlich als im Wesentlichen mit dem, was Goethe selbst darüber sagt (Werke 26, S. 291) zusammentreffend betrachten dürfen. Dagegen trifft den gesammten Abschnitt über Goethe's wissenschaftliche Studien (S. 95 bis zum Schlusse) die bereits angedeutete Rüge, dafs der Vf. den ethischen Einflufs, den wir auch auf diesem Gebiet nicht in Abrede stellen, mit einem theoretischen verwechselt, oder wenigstens nicht ausdrücklich genug davon unterschieden gehalten hat. In allem Uebrigen aber, und abgesehen von der Frage nach dem *Einflusse* des Spinoza, zeugt auch diese Partie von demselben gründlichen Studium und geistvollen Verständnisse des Dichters, welches die gesammte Schrift auszeichnet, und kann jedem, dem es an seinem Theile um solches Verständnifs zu thun ist, nur auf das angelegentlichste empfohlen werden.

Weifse.

XX.

Ueber den Milchsaft und seine Bewegung. Von Hugo **Mohl.** (*In der botanischen Zeitung* 1843. 33 *Stück*).

Obige Abhandlung, zu welcher noch eine Fortsetzung folgen soll, veranlafst uns schon jetzt zu einer Erwähnung derselben, weil darin, ungeachtet der Vf. bei den Beobachtungen und Versuchen, welche derselbe, nach den von uns angestellten, wiederholt hat, mit Genauigkeit und redlichem Willen verfahren zu haben angiebt, dennoch Entstellungen unserer Angaben und daher rührende Mifsverständnisse vorkommen, welche sogleich eine Aufklärung verdienen. Es handelt sich hier um die Organisation und die verschiedenen Bestandtheile der Lebenssäfte der Pflanzen, auch der nicht milchigen, unter denen der Verf. selbst den Lebenssaft von Musa hauptsächlich in den Kreis seiner Beobachtungen gezogen hat, so dafs er schon mit einem Vorurtheil den Titel seiner Abhandlung gewählt hat, indem darin von nicht milchigen Milchsäften die Rede ist. Mit solchen Vorurtheilen, mindestens gesagt, führt nun der Verf. seine ganze Untersuchung, indem er dabei zu Schlufsfolgerungen gelangt, die schon vor dem Erscheinen unserer Schrift über die Cyklose des Lebenssaftes von Treviranus und Meyen gemacht worden waren, und die wir unter ausdrücklicher Anführung in unserer Schrift (S. 137 u. a.) durch bestimmte Beobachtungen widerlegt und aufgeklärt hatten; so dafs der Verf. für diejenigen, welche selbst mit der Geschichte der vorliegenden Untersuchungen einigermafsen bekannt sind, jetzt beinahe um 10 Jahre zu spät kömmt. Die Unverträglichkeit unserer Darstellungen mit den früheren Ansichten über Säftebewegung und Ernährung scheinen dem Verf. einen wesentlichen Anstofs zu dem Versuch sie zu widerlegen gegeben zu haben, während uns diese Unverträglichkeit sehr wenig kümmert, indem wir nur die Verträglichkeit unserer Lehren mit dem unentstellt verfolgten Gange der Natur im Auge behalten. Der Verf. hat mit den Säften von 2 oder 3 Pflanzen Versuche angestellt, und es wäre schon daher nicht zu verwundern, wenn bei den mancherlei Verschiedenheiten, die wir in einer viele Jahre fortgesetzten Untersuchung der Lebenssäfte aus fast allen Familien des Pflanzenreichs gefunden haben, die vom Verf. gemachten Beobachtungen an ein Paar Pflanzen, von denen ihm nur wenige Tropfen der Säfte zu Gebote standen, nicht mit den Hauptresultaten aller unserer so umfangreichen Untersuchungen zum Theil grofser Saftmassen und von so zahlreichen Pflanzen übereinstimmen sollten. Von der besonnenen Umsicht, die man von dem Verf. mit Recht sollte fordern dürfen, hätte man also schon im Allgemeinen kaum erwarten sollen, dafs er aus der Wiederholung unserer Versuche an ein Paar Pflanzen, wie es doch hier geschieht, noch keine Folgerungen gegen die Resultate so ausgedehnter Arbeiten wagen würde. Wie indessen der Verf. verfährt, sieht man zunächst daran, dafs er zuerst solche Resultate unserer Untersuchungen, die er widerlegen will, entstellt wiedergiebt. Der Verf. legt uns zunächst die Meinung unter, dafs wir die gröfseren Kügelchen des Lebenssaftes als wahre Blasen betrachteten, die einen Kern enthielten, und darauf den Vergleich mit den Blutblasen der Thiere gegründet hätten, um dieses dann hinterher zu widerlegen. Die Wahrheit ist aber, dafs wir, S. 122. 171 unserer Schrift, Beobachtungen an Musa angeführt haben, „die darauf zu deuten *scheinen*, dafs bei einigen Pflanzen die gröfseren Kügelchen sich in Blasen umbilden können", „dafs ich aber noch nicht zu entscheiden wage, ob diese Erscheinungen von einer Hölenbildung im Inneren oder von einer Scheidung des Kügelchens in zwei Substanzen herrühre", „und dafs vielmehr im *Allgemeinen* die Kügelchen auf der Stufe der Kügelchenbildung selbst stehen bleiben und der Lebenssaft sich mehr der *Lymphe* als dem Blute zu näheren scheine". Wir haben also die Natur und alle ihre verschiedenen Erscheinungen ganz treu wiedergegeben, und sehen nicht ein, wie der Verf. mit seinem redlichen Willen von vorn herein unsere Angaben entstellt wiedergeben, und dann als seine

Digitized by Google

richtige Beobachtung anführen konnte, dafs die von ihm beobachteten Kügelchen wirklich Kügelchen seien, und unser Vergleich derselben mit den Blutkügelchen unrichtig sei.

Wir haben ferner gesagt, dafs einige der Kügelchen ganz aus Wachsfett beständen, sich auch ganz in Aether auflösen, ähnlich wie die Fettlymphkügelchen der Thiere (S. 171); dafs dagegen andere mehr entwickelte sich nicht ganz auflösten, sondern aus einer unlöslichen organischen Hülle beständen, aus der Aether noch Wachsfett ausziehe, während aber der organische Kügelchenrückstand in Form eingeschrumpfter Kügelchen (S. 121), die oft punctförmig klein werden (S. 125), übrig bleibe. So verhält sich die Sache auch in der That; der übrig bleibende Theil der Kügelchen findet sich nicht blofs bei Ficus, sondern auch bei allen übrigen Pflanzen. Der Aether löst also einen Theil der Kügelchen ganz auf, aus anderen zieht er nur das Fettwachs aus. Alles dieses giebt Hr. M. entstellt und unvollkommen wieder und behauptet dann, es sei ihm unbegreiflich, wie ich behaupten könne, dafs der Aether die Kügelchen nicht ausziehe. Wenn Hr. M. die übrig bleibenden Kügelchenrückstände nicht hat finden können, so liegt dies an der oberflächlichsten Beobachtung; denn sie bleiben in so grofsen Massen zurück, dafs ich den Rückstand bei der Analyse des Kuhbaumsaftes durch das Gewicht bestimmt und die sonstigen Eigenschaften angegeben habe (S. 162), und auch aus dem Safte von Tabernaemontana utilis derselbe, ohne dafs man den Ursprung kannte, als Ulmin abgesondert worden ist. Ohne Rücksicht auf die chemischen Verhältnisse ist mit den mikroskopischen Observationen hier gar nicht fertig zu werden und wenn sich der Vf. damit entschuldigt, dafs er nicht Chemiker sei und sich nicht anmafsen wolle chemische Analysen der Milchsäfte zu liefern, so hätte er sich eben so wenig anmafsen sollen, aus einseitigen mikroskopischen Beobachtungen ohne gehörige vergleichende Rücksicht auf die chemischen Verhältnisse über die Gesammtnatur der Lebenssäfte, bei denen doch einmal beiderlei Verhältnisse zu berücksichtigen sind, absprechen zu wollen.

Ein anderer Punct, den der Vf. zur Sprache bringt, ist der Sitz des Elastins (Cautschuk) in den Lebenssäften. Meyen hatte schon behauptet, es entstehe durch Zusammenfliefsen der Kügelchen. Ich habe diesen Irrthum ausführlich berichtigt und gezeigt, dafs die Kügelchen nichts, als organische Kügelchensubstanz und Wachsfett enthalten, wogegen das Elastin in dem Saftplasma enthalten ist. Der Vf. will nun, ohne hierauf Rücksicht zu nehmen, und vielleicht ohne den alten Irrthum von Meyen zu kennen, aus seinen Paar Versuchen folgern, „dafs es handgreiflich sei, dafs das Cautschuk nicht im Serum enthalten sei". Zunächst habe ich nicht gesagt, dafs das Cautschuk im Serum sitze, sondern dafs es im Plasma sitze, was noch ein vom Serum ganz verschiedenes Ding ist, und durch seine willkührliche Terminologie entstellt der Vf. zunächst auch hier wieder unsere Darstellungen. Abgesehen hiervon aber, kömmt es nur darauf an zu zeigen, dafs das Elastin nicht, wie der Vf. behaupten will, in den Kügelchen sitze, sondern in der Flüssigkeit des Lebenssaftes, worin die Kügelchen schwimmen. Dies ist im Grofsen schon daran zu sehen, dafs die vollständig gebildeten Kügelchen noch in dem trocknen Cautschuk zu sehen sind, besonders reichlich in dem Cautschuk aus Pflanzen, die viel Kügelchen enthalten, wie die Feigenbäume. Die Kügelchen nämlich werden hier, wie die Blut- und Lymphkügelchen bei der Blut- und Lymphgerinnung in dem Blutkuchen, von dem Elastingerinsel eingeschlossen, und da sie nach der Cautschukbildung noch deutlich zu sehen sind, so ist doch klar, dafs die Kügelchen nicht, wie dem Vf. so handgreiflich zu sein scheint, selbst zu Cautschuk zusammenfliefsen. Dafs wir bei so vielen langjährigen Beobachtungen diese Verhältnisse sämmtlich durchexperimentirt haben, und dafs wir also recht gut gewufst haben, was wir sagen, indem wir angaben, dafs Cautschuk nicht in Aether auflöslich sei, sondern nur zum Theil davon aufgeschwemmt werde, hätte der Vf. immer versichert sein können. Wir haben nicht mit weingeisthaltigem Aether experimentirt, und Andere haben eben so gut längst gefunden, dafs sich Cautschuk eigentlich gar nicht in Aether löst und nur ein Theil darin aufschwemmt. So zieht denn auch Aether aus dem geronnenen, wie aus dem frischen, Lebenssaft nur das Saftfett der Kügelchen aus und das Cautschuk bleibt übrig. Das Elastin aber und die vollständigen Kügelchen vermengen sich leicht und hängen so fest an einander, dafs es schwer ist, sie zu trennen, und wenn der Verf. alles nachgelesen hätte, was wir über diese Schwierigkeit gesagt hatten, so würde er selbst gesehen haben, in welchem handgreiflichen Irrthum er sich befinde, indem er das Cautschuk in die Kügelchen versetzt. Das Cautschuk ist übrigens eine so fast unzertheilbare zusammenhängende Substanz, dafs sie weder durch Kunst noch durch Natur in Kügelchenform zu bringen ist, während nach der Verdunstung des zu milchigen Lebenssaft gesetzten Aethers das Wachsfett sich sogleich in Kugelform wiederherstellt. Auch hätte der Verf. leicht sehen können, dafs nach der Bildung von Cautschuk durch Zusatz von Aether zum Safte von Musa die Kügelchen selbst in dem Cautschukgerinsel noch zu sehen sind. Dafs die Kügelchen selbst eine weiche Consistenz haben und nach einiger Zeit oder durch mechanische Annäherung (z. E. Senkung) leicht zusammenkleben, ist ganz richtig; aber wir selbst haben dies bei der Beschreibung des Kuhbaumsaftes ausführlich besprochen, und dies ist keine Entdeckung des Verfassers. Die Masse zu der sie zusammenkleben ist aber nur weich, nicht elastisch, wenn der Cautschuk rein getrennt ist, und der Verf. hat sich in aller Uebereilung täuschen lassen, wenn er aus der Zähigkeit zusammengeklebter Kügelchen schlofs, dafs daher das Cautschuk darin enthalten ist. Es ist der Sitz des Cautschuks in dem Plasma eine so sehr über allen Zweifel erhabene und so bestimmt nachzuweisende und mit allen Erscheinungen seiner Bildung zusammenstimmende Sache, dafs man sich wundern mufs, wenn es der Unbeholfenste nicht findet. Zudem steht, weil der Elastin- und Kügelchengehalt in verschiedenen Säften so sehr verschieden ist, oft die Kügelchenmenge in umgekehrtem Verhältnifs mit dem Elastingehalt, wie bei den Feigenbäumen. Der Milchsaft der Feigenbäume strotzt von Kügelchen und hat so wenig Elastin, dafs es schwer ist etwas abzuscheiden. Wären die Kügelchen Cautschukkügelchen; so hätte ja der Verf. an dem kügelchenreichen Feigensaft am ersten seine Behauptung beweisen können. Aber er sagt selbst, der Feigensaft eigne sich nicht dazu, seinen Satz zu beweisen. Dagegen finden sich wenig Kügelchen und viel Elastin bei Musa, deshalb gelang es auch dem Verf. besser, hier Elastin abzuscheiden. Alle diese Verhältnisse kommen im Verlauf unserer Schrift ausführlich vor, und wenn der Verf. wirklich redlichen Willen hat, so möge er unsere Untersuchungen erst studiren und richtig auffassen, bevor er sie zu widerlegen unternimmt. Für jetzt müssen wir sagen, dafs es ihm gänzlich mifsglückt ist, durch ein Paar unvollkommene und offenbar unreife Beobachtungen ein Resultat vieljähriger Untersuchungen zu verdächtigen.

Dr. C. H. Schultz.

Digitized by Google

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Herausgegeben
von der
Societät für wissenschaftliche Kritik
zu
Berlin.

September 1843.

Berlin, bei W. Besser.
1843.
Verantwortlicher Redacteur: der General-Secretair der Societät, Professor von Henning.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalt des September-Heftes.

Jahrbücher Nr. 41—60.

Seite

Barthold, Geschichte des grofsen deutschen Krieges vom Tode Gustav Adolf's ab, mit besonderer Rücksicht auf Frankreich. Erster und zweiter Theil. Stuttgart, 1842. 1843. — Stuhr. 349

Carus, Grundzüge einer neuen und wissenschaftlich begründeten Cranioscopie (Schädellehre). Stuttgart, 1841. — Mayer. 396

Carus, Atlas der Cranioscopie. Heft I. Leipzig, 1843. — Mayer. 396

Exner, über Nominalismus und Realismus. (Aus den Abhandlungen der königl. böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften besonders abgedruckt). Prag, 1842. — Weifse. 383

Glaser, die Philosophie und die Wirklichkeit. Berlin, 1843. — Schmidt. 406

Auli Gellii quae ad ius pertinent. Recognouit commentarioque critico instruxit D. Jwan de Gloeden. Series prima tres priores Gellii libros amplexa. Pro obtinenda uenia legendi in universitate literaria Rostochiensi. — Rostochiae, MDCCCXLIII. — Hertz. . 473

Mohl, über den Milchsaft und seine Bewegung. Fortsetzung und Schlufs. In der botan. Zeitung 1843. 34. 35 Stück. (Vgl. No. 40. der Jahrbücher). — C. H. Schultz. 321

Ott, Geschichte der letzten Kämpfe Napoleon's. Revolution und Restauration. Erster und zweiter Theil. Leipzig, 1843. — Jacob. 457

Petermann, Grammatica linguae Armeniacae. Berol., 1837. — Diefenbach. 441

Rofs, Reisen auf den griechischen Inseln des ägäischen Meeres. Erster und zweiter Band. Stuttgart und Tübingen, 1840 u. 1843. — Kind. 477

Schultz, Anaphytose oder Verjüngung der Pflanzen. Ein Schlüssel zur Erklärung des Wachsens, Blühens und Fruchttragens, mit praktischen Rücksichten auf die Cultur der Pflanzen. Berlin, 1843. — Ratzeburg. 433

Söltl, der Religionskrieg in Deutschland. Drei Theile. Hamburg, 1840. 1842. — Stuhr. 349

C. Cornelii Taciti opera, emendavit et commentariis instruxit Ludovicus Doederlein. Tomus I. Annales continens. Halis, 1841. — Marquardt. . . 421

C. Cornelii Taciti Historiarum libri quinque; textum recognovit, animadversionibus instruxit Th. Kiefslingius. Lipsiae, 1840. — Marquardt. . . . 421

P. Virgilius Maro varietate lectionis et perpetua adnotatione illustratus a Christ. Gottl. Heyne. Editio quarta curavit Ge. Phil. Eberard. Wagner. Volumen primum Bucolica et Georgica. 1830. Volumen secundum Aeneidis libri I—VI. 1832. Volumen tertium Aeneid. l. VII—XII. et index notarum quibus aucta est nova editio. 1833. Volumen quartum: Carmina minora, quaestiones Virgilianae et notitia litteraria (auch mit dem Titel: Virgilii etc. Culex Ciris Copa Moretum rec. et Heynii suasque observationes addidit J. Sillig) 1832. Volumen quintum: Publi Vergili Maronis Carmina ad pristinam orthographiam quoad eius fieri potuit revocata ed. Ph. Wagner. Accedit orthographia Vergiliana, index in Heynii notas atque commentarios et conspectus eorum quae hac editione continentur. 1841. Leipzig, London. — Paldamus. . . . 339

Digitized by Google

Bei **Vandenhoeck** und **Ruprecht** in Göttingen ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Ahrens, F. H. C., de graecae linguae dialectis Liber II. de dialecto dorica. 8 maj. 2 Thlr. 20 Sgr.

Gregorii, Bar Hebraei qui et Abulpharag Grammatica linguae syriacae in metro ephraemeo edid. annotat. instruxit Dr. *E. Bertheau.* 8 maj. 27½ Sgr.

Meyer, H. A. W., kritisch exegetischer Commentar über das Neue Testament. 8te Abth. den *Brief an die Epheser* umfassend. gr. 8. 27½ Sgr.

Im Verlage der Unterzeichneten ist so eben erschienen:

Lateinische Sprachlehre
für Schulen
von **J. N. Madvig.**

gr. 8. Velinpap. geh. Preis 1⅓ Thlr.

Bemerkungen
über verschiedene Puncte des Systems der lateinischen Sprachlehre und einige Einzelnheiten derselben.

Als Beilage
zu seiner lateinischen Sprachlehre für Schulen.
Von
J. N. Madvig.

gr. 8. Velinpap. geh. Preis ⅓ Thlr.

Beide Werke dürften das lebhafteste Interesse der Philologen und Schulmänner in Anspruch nehmen. — Um die Einführung der Grammatik thunlichst zu erleichtern, ist jede Buchhandlung in den Stand gesetzt, auf 12 Exemplare ein Freiexemplar zu bewilligen.

Braunschweig, den 1. September 1843.

Friedrich Vieweg und Sohn.

In **G. W. F. Müller's** Verlag in Berlin ist erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Alt, Dr. Heinrich; Der christliche Cultus nach seinen verschiedenen Entwicklungsformen und seinen einzelnen Theilen historisch dargestellt. Mit zwei Nachträgen: Ueber das christliche Kirchenjahr und über den kirchlichen Baustyl, so wie mit ausführlichen Inhaltsverzeichnissen und Registern versehen. 1842. gr. 8. Broch. (40 Bogen). 2⅓ Thlr. n.

Inhalt: I. Der Ursprung der Sonntagsfeier. II. Der Sonntag, ein Ruhetag. III. Der Sonntag, ein Tag der Heiligung, und seine gottesdienstlichen Stunden. IV. Die Kirchenglocken. V. Der Kirchenbesuch. VI. Der Eintritt in das Gotteshaus. 1) Das Neigen des Hauptes beim Gebet. 2) Das Falten der Hände. 3) Das Beten mit vorgehaltenem Hute. 4) Das Beten des Vaterunser. 5) Das Weihwasser. 6) Das Zeichen des Kreuzes. VII. Das Gotteshaus und seine innere Einrichtung: 1) Die Kirchenstühle. 2) Die Kanzel. 3) Das Kanzelpult. 4) Die Sanduhr. 5) Der Altar. 6) Die Nebenaltäre. 7) Die Reliquien. 8) Die Bilder in den Kirchen. 9) Die Weihgeschenke in der Kirche. 10) Die Amtstracht der Geistlichen. 11) Die Orgel. VIII. Der Gottesdienst und seine liturgische Anordnung. A. Der altchristliche Sonntagsgottesdienst. B. Der Gottesdienst der morgenländisch-griechischen Kirche. C. Die katholische Messe. D. Der lutherische Gottesdienst. E. Der Sonntagsgottesdienst der Reformirten. F. Der Gottesdienst der englisch-bischöflichen Kirche. G. Der protestantische Gottesdienst seit dem Zeitalter der Reformation. IX. Das Morgenlied. X. Das Sündenbekenntnifs. XI. Das Kyrie. XII. Das Gloria. XIII. Der Altargesang. XIV. Der Herr sei mit Euch. XV. Die Collecte. XVI. Das Amen. XVII. Das Gebet zu Jesu. XVIII. Die Epistel und das Evangelium. XIX. Das Hallelujah. XX. Das Glaubensbekenntnifs. XXI. Die Kirchenmusik. XXII. Das Hauptlied. XXIII. Der Klingelbeutel. XXIV. Die Predigt. XXV. Das allgemeine Kirchengebet. XXVI. Die kirchlichen Meldungen. XXVII. Das Vaterunser, der Friedenswunsch, die Collecte und der Segen. — Erster Nachtrag: I. Die Wochentage in kirchlicher Beziehung. II. Das Kirchenjahr mit seinen Festen. A. Die Feste des Herrn. B. Die Marienfeste. C. Apostel- und Märtyrerfeste. D. Andere Feste. — Zweiter Nachtrag: Grundrifs einer alten christlichen Kirche nebst Erklärung.

Lisco, Fr. G, Dr. Theol., Pred. und Ritter, Stabat mater. Hymnus auf die Schmerzen Mariä. Nebst einem Nachtrage zu den Uebersetzungen des Dies irae. Zweiter Beitrag zur Hymnologie. *(7 Bog.)* Gr. 4. 1843. Broch. 1⅙ Thlr.

So eben erschien bei uns und wurde an die Buchhandlungen versandt:

Geschichte des deutschen Reiches
unter
Lothar dem Sachsen
von
Philipp Jaffé.

Eine von der philosophischen Facultät zu Berlin gekrönte Preisschrift.

18 Bogen 280 Seiten. Geheftet. 1¼ Thlr.

Berlin, den 21. Septer 1843.

Veit & Comp.

In der **Hahn**'schen Verlagshandlung in Leipzig sind so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Vier Documente aus römischen Archiven.
Ein Beitrag zur Geschichte des Protestantismus vor, während und nach der Reformation.

Gr. 8. Geh. Velinpap. 1843. Preis ⅔ Thlr.

Gedruckt in Berlin bei **J. F. Starcke.**

Digitized by Google

№ 41.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1843.

XXI.

Ueber den Milchsaft und seine Bewegung. Von Hugo Mohl. Fortsetzung und Schlufs. In der botan. Zeitung 1843. 34. 35 *Stück. (Vgl. No.* 40. *der Jahrbücher).*

Der Verf. trägt seine weiteren Meinungen über den milchigen und nicht milchigen Lebenssaft der Pflanzen noch unter zwei Ueberschriften vor: II. Bewegung des Milchsaftes und III. der Milchsaft als Lebenssaft. Es ist nöthig besonders darauf zu achten, dafs der Verf. nur Meinungen und Redensarten, aber keine einzige neue Beobachtung, keinen einzigen gereiften und entscheidenden Versuch anzuführen im Stande ist, wodurch der vorliegende Gegenstand aufgehellt werden könnte. Ja es sind nicht einmal des Verf.'s eigene Meinungen, sondern meistens längst und schon zu wiederholten Malen von Anderen ausgesprochene Meinungen, deren Irrigkeit wir zum Theil schon vor Jahren gezeigt hatten, so dafs es in unseren neuesten Schriften nicht der Mühe werth schien, darauf zurückzukommen, die der Verf. hier wieder aufzutischen unternimmt, wobei er nicht einmal im Stande gewesen ist, sie zeitgemäfs aufzufrischen, weshalb kaum zu glauben ist, dafs ein Anderer, aufser dem Verf. selbst, an seinen aufgewärmten Gerichten Geschmack finden werde. Zu diesen gehört nun zuerst das wiederholte Gerede des Verf.'s über die innere oscillatorische Bewegung *in dem Plasma* des Lebenssafts. In seinem blinden Eifer hierzegen verwechselt derselbe zunächst den organischen Bestandtheil des Lebenssaftes, worin sich diese Bewegung findet, indem er voraussetzt, diese innere Bewegung solle sich in den grofsen Kügelchen des Lebenssaftes finden, die in dem Plasma schwimmen. Die mühsamen Beobachtungen, wodurch wir in fast allen Familien des Pflanzenreichs die Allgemeinheit wie den Unterschied dieser beiden organischen Bestandtheile des Lebenssaftes (der Kügelchen und des Plasma) nachgewiesen haben, verfolgt der Verf. nicht im Geringsten; er thut, als ob dieses längst bekannte Dinge wären, die von ihm zwar angenommen und vorausgesetzt werden, aber nur um sie in Verwirrung zu bringen. Anstatt wir nämlich die innere Bewegung nur in dem Saftplasma beschrieben haben, worin die Saftkügelchen schwimmen, während wir die ganz eigenthümlichen Formen und Eigenschaften der Kügelchen selbst durch eine so grofse Reihe von neuen, früher ganz unbekannten, Beobachtungen verfolgt und durch so viele Abbildungen vor Augen gelegt haben, will uns der Verf. unterschieben, wir hätten die innere Bewegung in den grofsen Kügelchen angenommen. Nun sei aber in den grofsen Kügelchen keine Molecularbewegung zu sehen, und daraus will der Verf. beweisen, dafs überhaupt keine solche Bewegung in dem Lebenssaft vorhanden sei, wie man dies bei den Milchsäften mit recht grofsen Kügelchen am deutlichsten sehe. Der Verf. ignorirt ganz, dafs wir selbst zuerst die verschiedene Gröfse dieser Kügelchen bei verschiedenen Pflanzen kennen gelehrt, und dafs er ohne unsere Beobachtungen darüber selbst von ihrer Existenz nichts wissen würde; aber er ist mit der Kenntnifs ihrer Existenz nun so überklug geworden zu finden, dafs keine Molecularbewegung in den Kügelchen sitze, etwas das er gar nicht erst aufzufinden brauchte, wenn er unsere Arbeiten zuvor studirt hätte. Wenn nun der Vf. dabei so anmafsend ist zu sagen, es seien Phantasiegebilde, was wir von der inneren Bewegung im Lebenssaft gesagt hätten, so ist dies nur mit seiner gänzlichen Unkenntnifs zu entschuldigen, wodurch er die Sache oder vielmehr sich selbst über die Sache in Verwirrung bringt, und seine eigenen Einbildungen sich vorspiegelt, mit denen er sich in die Fabelwelt versetzt, die er uns andichten möchte. Wenn in unseren früheren Werken die Lehre von der Organisation des Lebens-

Digitized by Google

saftes noch nicht in der vollständigeren Ausbildung, welche sie durch die neuesten Untersuchungen erhalten, vorgetragen werden konnte, so darf man nicht, wie es der Verf. will, aus den Mängeln früherer Arbeiten, und den Abänderungen, welche neue Untersuchungen mit sich bringen, schliefsen, dafs darin ein Irrthum liege, wenn nicht alles beim Alten bleibe. Wir erkennen in dem Fortschritt zur erweiterten Erkenntnifs ein Verdienst, und niemand wird sich durch die Sophisterei des Verfs. irre führen lassen, wenn er an den unvollständigeren früheren Arbeiten kleben bleibt, während ihm die vollständigeren neueren vorliegen. Die grofse Unvollkommenheit der früheren Kenntnisse über diese Gegenstände, wo fast alles neu geschaffen werden mufste und noch ferner geschaffen werden mufs, wird es von selbst erklärlich machen, dafs man hier nicht stationär bei den ersten Anfängen stehen bleiben kann, wie es der Verf. als nothwendig fordert. Wie wenig übrigens hierbei auf Worte ankömmt, wenn die Sache nur festgehalten wird, ist von selbst klar, und wenn der Verf. daraus, dafs wir in der Schrift über Cyklose, die Ausdrücke: Autosynkrisis und Autodiakrisis für Anziehung und Abstofsung in der inneren Saftbewegung nicht gebraucht haben, folgern will, dafs deshalb die Sache selbst ganz anders dargestellt worden, so sieht man, wie sehr der Verf. an Aeufserlichkeiten hängend, über die Sache selbst hinwegsieht. Er selbst will dieser inneren Bewegung eine Molecularbewegung substituiren, die aber in den Saftkügelchen sitzen müsse, weil nach seiner Meinung die Bewegungen einer Flüssigkeit nicht sichtbar seien. Hier verkennt der Verf. wieder ganz den Unterschied, den wir zwischen chemisch aufgelösten und organisirten Flüssigkeiten, wie das Blut- und Saftplasma, aufgezeigt haben, ein Unterschied, der sich auch darin documentirt, dafs sich aus letzteren der ganze Organismus regenerirt und noch bei der Gerinnung solche organische Gebilde, wie der Faserstoff und das Elastin, sich aus ihnen erzeugen können. Dafs aber solche organisirte Flüssigkeiten auch Bewegungen ihrer organischen Elemente zeigen, ist etwas ganz anderes als der Zustand chemischer Flüssigkeiten. Um dieses gehörig würdigen zu können, hätte der Verf. die thierische Physiologie berücksichtigen und unsere Darstellungen in den Werken über das System der Circulation der Thiere, über Verjüngung u. a. a. O. mit der Schrift über Cyklose vergleichen sollen, um über alle die Dinge in's Klare zu kommen, über welche er sich in vollständiger Verwirrung befindet.

In Betreff der Cyklose, oder der strömenden Bewegung des Lebenssaftes, geht der Verf. vorerst wieder so undankbar zu Werke, dafs er die Entdeckung und angestrengte Verfolgung der Erscheinungen dieser Bewegung in den vielen Familien des Pflanzenreichs als eine längst bekannte Sache, die sich gleichsam von selbst verstehe, voraussetzt, und seine neue Weisheit besteht darin, dafs er das alte Gerede wieder vorbringt, wonach die Ursachen dieser Bewegung nicht in der Lebensthätigkeit der Pflanze, sondern in äufseren mechanischen Einflüssen liegen sollen; wobei er wieder unsere eigene Darstellung und Beurtheilung dieser Verhältnisse, wodurch wir dieselben hinreichend aufgeklärt haben, gänzlich übergeht. Der Verf. steckt hierbei in den alten Vorurtheilen, wonach man eine ganze Pflanze, gleich dem mit Centralorganen begabten Thier, als ein unzertrennlich zusammenhängendes Ganze ansah, dessen Organe von den äufseren Theilen: Wurzel, Stengel, Blätter dargestellt würden, die dann nothwendig zu der Individualität des Ganzen gehören müfsten, wie die inneren Organe der Thiere. In diesen Vorurtheilen festgewachsen, bildet er sich ganz falsche, von uns niemals vorgetragene, Ansichten über den Zusammenhang der Cyklose durch die unverletzte ganze Pflanze, und will diese als Maafsstab an die Beurtheilung unserer Darstellung der Cyklose legen. Schon im Allgemeinen hätte sich der Verf. aus seinem Irthum leicht aufwecken können, wenn er an die alltäglichsten praktischen Phänomene der Zerstückelung einer Pflanze in lauter Theile, deren jeder einzelne, als Steckling, Ableger, Propfreis, Blattkeim u. s. w., wieder die ganze Pflanze darstellt, gedacht hätte, die ihm hinreichend hätten beweisen können, wie falsch und eingebildet seine Vorstellung sein mufs, nach welcher durch Verletzung das selbstständige Leben getrennter Pflanzentheile aufgehoben sein soll. Schon von dieser allgemeinen Seite betrachtet, sinken alle die Schlufsfolgerungen des Verfs. darüber, dafs auch in verletzten Theilen die Bewegung fortdauert, in sich selbst zusammen, und ein Paar sogenannte Beobachtungen der Bewegungen an einem Schöllkrautblatt geben sich als solche zu erkennen, die er nur durch seine hypothetische Brille über den vorausgesetzten Zusammen-

Digitized by Google

hang der Cyklose durch die sämmtlichen äufseren Glieder der ganzen Pflanze gesehen hat; während sie der Natur gänzlich widersprechen.

Der Verf. will nämlich gefunden haben, dafs in dem Blatt einer ganz unverletzten Schöllkrautpflanze keine Saftströme vorhanden seien, und dafs die Strömungen, welche man sehe, erst dadurch entständen, dafs durch die Verwundung oder Druck in den verletzten oder unverletzten Gefäfsen der Saft zu strömen anfange. Die Art der Schlufsfolgerungen des Verfs. hierbei ist freilich ganz neu und nur durch seine oben angegebenen fixen Vorurtheile dictirt, und daraus erklärlich. Der Verf. sagt nämlich, er habe gesehen, dafs in einem mit einer unverletzten Pflanze zusammenhängenden Blatt einer Schöllkrautpflanze, wie auch in einem abgeschnittenen Blatt derselben Pflanze, dessen Wundfläche er gebrannt hatte, damit kein Saft ausfliefsen könne, die Saftströme anfangs rasch und deutlich zu sehen waren. Hiermit war er aber nicht zufrieden, sondern brachte nun durch Schlüsse heraus, dafs was er hier gesehen, nicht richtig sei. Er sagt: es könnte aus jener Beobachtung der Schlufs gezogen werden, dafs dieses eine Saftströmung sei, welche vor Anstellung des Versuchs in dem Blatte Statt gefunden habe, die dann in Folge eines Absterbens des Blattes allmählig erlösche; allein er zweifle, dafs ein solcher Schlufs gerechtfertigt wäre. Es sei nämlich einleuchtend (?), dafs ein Blatt, sei es abgeschnitten oder mit der Pflanze in Verbindung, nicht unter das Mikroskop gebracht werden könne, ohne dafs seine Form und Lage mannigfach geändert, einzelne Stellen gebogen, andere ausgebreitet werden, an einzelnen Stellen eine Compression, an anderen eine Ausdehnung eintreten müsse (?). Bedenken wir nun, fährt der Verf. fort, dafs ein solches Blatt von einem vielfach verzweigten Netze feiner Kanäle, die mit einem zähen Safte gefüllt sind, durchzogen ist; (der Verf. bringt also hier nachträglich stillschweigend durch blofses Bedenken heraus, was wir durch jahrelange mühsame Beobachtungen über die Organisation der Lebenssaftgefäfse erst auffinden mufsten) bedenkt man also dies, so sieht man sich ein (!), wie in Folge dieser mechanischen Formänderung eine mannigfache Dislocation des Saftes in den einzelnen Kanälen vorgehen und wie einige Zeit vorübergehen mufs (?) bis dieses Zu- und Abströmen des Saftes aus einzelnen Aesten des verzweigten Netzes sein Ende erreicht; es wäre in der That unbegreiflich, (!) wenn es sich nicht so verhielte. Wir haben ausdrücklich mit den eigenen Worten des Verf.'s seine Schlufsfolgerungen hergesetzt, damit man sehe, zu welchen nicht blofs jeder gesunden Vernunft, sondern auch der directen Sinneswahrnehmung selbst Hohn sprechenden Sophistereien, ein sonst verständiger Mensch durch eingewurzelte Vorurtheile gebracht werden könne. Der Verf. beweist sich hier, dafs seine eigene Sinneswahrnehmung der Bewegung nicht richtig sein könne, und wenn man bei anderen auffallenden Gelegenheiten wohl zu sagen pflegt, dafs man seinen Sinnen nicht traue, so straft hier der Verf. seine Sinne geradezu Lügen, und getraut sich noch dies auch von Anderen zu verlangen, blofs weil das Gesehene nicht mit den althergebrachten Vorstellungen übereinstimmt. Was für Vorstellungen der Verf. von dem Werth der Empirie und von dem des Urtheilens und Schliefsens hat, ist kaum zu errathen. Wenn jemand daraus, dafs er einen Vogel fliegen sieht, schliefsen wollte, dafs der Vogel nicht fliege, sondern durch den Wind getrieben werde, so könnte dieser die Existenz des Windes für sich haben. Aber Hr. M. schliefst, dafs der Saft, den er sich bewegen sieht, sich nicht bewege, weil er sich einbildet, dafs an einem Blatt, das er ruhig auf den Objectträger eines Mikroskops hinlegt, dieses Hinlegen nicht möglich sei, ohne grofse mechanische Dislocationen, die er sich völlig fingiren mufs.

Dabei müssen wir auch hier bemerken, wie der Verf. wieder ungerecht ist, indem er die für seine Zwecke so wichtig scheinende Entdeckung, dafs durch mechanischen Druck auf die Lebenssaftgefäfse ein Forttreiben des Inhalts bewirkt werden könne, Morren zuschreibt, während er dies schon in unseren frühesten Schriften eben so wenig wie das andere, dafs bei Verletzung eines lebenden Gefäfses der Saft durch Contraction künstlich zum Ausfliefsen gebracht werden kann, ohne dafs diese auf die allgemeine Richtung der Ströme einen Einflufs habe, verschwiegen findet. Daraus folgt aber gar nicht, dafs nun jede Bewegung in den Lebenssaftgefäfsen durch mechanischen Druck, der der Pflanze von Aufsen zugefügt werde, entstehe; eben so wenig als durch die Möglichkeit des Ausdrückens des Bluts aus einer todten Vene folgern würde, dafs nun auch im Leben das Blut blofs durch solchen Druck sich bewegt hätte.

Digitized by Google

In der extremen Einseitigkeit der Auffassung der Phänomene der Cyklose, als durch mechanische Ursachen bewirkt, verschliefst nun der Verf. die Augen gänzlich gegen die grofse Mannigfaltigkeit der von uns dargestellten Verhältnisse dieser Bewegung in der lebenden Pflanze, welche seinen Vorurtheilen durchaus widersprechen, und erdichtet hinwiederum ganz falsche Beobachtungen, die seine Ansicht beweisen sollen. Das Auf- und Abströmen und die Uebergänge beiderlei Ströme in einander durch netzförmige Anastomosen der Gefäfse zu einem Stromkreise, die schnellere Strömung im Frühling und überhaupt in der Jugend und den jüngeren kräftigen Trieben einer Pflanze, die Abnahme der Bewegung mit der Abnahme der Lebensthätigkeit im Herbst und in den älteren Theilen; die verschiedenen Verhältnisse der Bewegung in den contrahirten und expandirten Gefäfsen, die Phänomene der lebendigen Contraction und Expansion der Gefäfse selbst und deren Verhältnisse zu den Zuständen der Lebenserregung der Pflanze; die erregende Einwirkung der äufseren Lebensbedingungen auf die Cyklose, die in der todten Pflanze ganz aufhört; die relative Unabhängigkeit der Bewegung in den verschiedenen äufseren Theilen der Pflanze, dieses und so vieles Andere mit dem Leben der Pflanze in Beziehung Stehende bleibt dem Verf. alles ganz unbekannt; und in der That hat die ärmliche und einseitige Betrachtung eines abgerissenen Stücks aus dem grofsen Ganzen der Erscheinungen der Cyklose es dem Verf. nur möglich gemacht, eine solche steife Reihe von mechanischen Consequenzen darüber hinzustellen. Wenn der Verf. z. B. sagt, dafs in einem abgeschnittenen Blatt der Saftstrom nur durch Ausfliefsen des Saftes aus den Schnittwunden entstehe, so hätte ihm bald einfallen müssen, dafs dieses Ausfliefsen selbst noch in der lebendigen Contraction der Gefäfse seinen Grund haben müsse, weil es in einem todten Blatte nicht mehr geschieht; aber nach seiner Hypothese doch geschehen müfste. Warum ist es dem Vf. nicht gelungen, an einem todten Schöllkrautblatte noch durch Druck und Dislocation die Ströme wieder zu erzeugen? Wozu brauchte der Verf. überhaupt lebendige Pflanzen zu seinen Versuchen zu nehmen, wenn er das Kunststück verstand, durch mechanischen Druck die Bewegung hervorzubringen? Gerade an todten hätte er ja seine Behauptungen, wenn es keine Sophistereien wären, am besten beweisen können.

Man sieht übrigens aus der ganzen Darstellung des Verf.'s, dafs ihm die Hauptphänomene der Cyklose gänzlich unbekannt geblieben sind, und dafs er aus einzelnen unvollkommenen und übereilten Versuchen, die ihm durchaus nicht gelungen sind, sich auf das Ganze zurückzuschliefsen für befähigt gehalten hat. Nicht nur, dafs der Verf. aufser dem Schöllkraut kaum eine einzige andere Pflanze beobachtet hat, sondern am Schöllkraut selbst hat er die entscheidenden vergleichenden Beobachtungen gar nicht gesehen, denn wenn dies der Fall wäre, so könnte der Vf. zu so verkehrten Schlufsfolgerungen, als er macht, unmöglich gelangt sein. Schon in der ersten Schrift über den Kreislauf im Schöllkraut haben wir gezeigt, dafs die fast reifen durchscheinenden Schotenklappen dieser Pflanze, das zusammenhängende Bild der ganzen Stromnetze vorzüglich geeignet sind zu zeigen, weil sie noch Lebensthätigkeit genug besitzen, um die Bewegung fortdauern zu lassen, und andererseits den Einwurf des Ausfliefsens aus verletzten Gefäfsen, mit dem sich der Vf. so viel zu schaffen macht, entschieden beseitigen, weil sich die Gefäfse an den Ablösungsstellen der Schotenklappen so vollständig abschliefsen, dafs nicht die geringste Saftmenge ausfliefst, und auch jeder Druck, jede Biegung oder sonstige mechanische Einwirkung auf die Schotenklappen bei der Beobachtung vermieden wird. Wenn man den rechten Zeitpunct kurz vor dem freiwilligen Abfallen der Kelchblätter des Schöllkrauts beobachtet, so ist an diesen mit noch vorzüglicherem Erfolg die Bewegung in völlig abgeschlossenen Stromkreisen zu sehen, und ähnlich an allen denjenigen Pflanzen und Pflanzentheilen, deren vergleichende Beobachtung wir in dem Werk über Cyklose beschrieben haben. Wir müssen es dem Vf. geradezu absprechen, dafs er eine einzige solcher entscheidenden Beobachtungen jemals gesehen hat, sei es nun, dafs er ähnlich wie sein Gewährsmann Treviranus die Gelegenheit zu solchen Beobachtungen vermieden, oder sei es, dafs es ihm sonst nicht gelungen ist das Rechte zu finden. Daraus, dafs der Vf. selbst nur über ein Paar Beobachtungen am Schöllkraut spricht und keine einzige andere Pflanze gehörig verglichen hat, sollte man freilich vermuthen, dafs er nur nach mifslingenden Versuchen gesucht und sie deshalb auch gefunden hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 42.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1843.

Ueber den Milchsaft und seine Bewegung. Von Hugo Mohl.

(Fortsetzung.)

Dafs der Vf. da, wo ihm mechanischer Druck zur Erzeugung der Bewegung nicht ausreicht, zu der Hypothese von Amici, dafs die Wärme eine solche Saftströmung erregen könne, seine Zuflucht nimmt, setzt wieder eine gänzliche Unbekanntschaft mit den früheren Verhandlungen über diese Sache voraus, indem nicht nur v. Mirbel in der Pariser Academie vor mehr als 10 Jahren den Irrthum von Amici berichtigt hat, sondern auch die Sache in unseren späteren Schriften hinreichend aufgeklärt ist; Amici auch gar nicht die strömende sondern nur die innere oscillirende Bewegung des Saftplasma meinte. Der Vf. versuche nur durch Wärme in einer todten Pflanze Saftströme zu erregen und niemals wird es gelingen. Auch hat die Temperatureinwirkung ihre Gränze in den Wärme- und Kältegraden, die von physikalischen Wirkungen ganz unabhängig ist. Wir haben gezeigt, dafs da, wo die Wärme einen Einflufs auf die Cyklose äufsert, sie sich ähnlich wie alle äufseren Lebensbedingungen blofs erregend verhält und dafs, sobald ihre reizende Wirkung aufhört, sie keinen anderen Einflufs mehr auf die Bewegung hat. Sie ist also ebensowenig als die Luft, das Wasser, oder das Licht als eine direkte Ursache der Cyklose anzusehen.

Sonderbar genug scheint auch der Vf. in aller Verwirrung durch seine Vorurtheile doch empfunden zu haben, dafs endlich auch ein organischer Einflufs möglich sei, daher denn von ihm noch die Turgeszenz der Zellen, indem dabei die Gefäfse gedrückt würden, als bewegende Ursache angenommen wird. Wenn der Vf. aber soweit kommen konnte, so mufs man sich billig wundern, warum er nicht die Turgeszenz der Lebenssaftgefäfse selbst als Ursache angenommen hat, die, auch nach seiner physikalischen Meinung, ebensogut als die der Zellen möglich sein müfste. Der Vf. tappt hier überall im Dunklen herum und sucht Erscheinungen zu erklären, die ihm nicht einmal von Ferne in ihrem wahren Zusammenhang bekannt sind.

Was der Vf. über die Cyklose in den feinen contrahirten Gefäfsen des Zellgewebes und der Haare sagt, könnte mit Stillschweigen übergangen werden, weil die Verhältnisse der Sache in dem Werk über Cyklose hinreichend aufgeklärt, und mit den irrigen Ansichten, wodurch dieses Phänomen mit der Rotation verglichen wird, zusammengestellt sind. Des Vfs. Hauptgrund dagegen, dafs diese netzförmigen Strömungen zur Cyklose gehören, ist der, dafs sämmtliche Beobachter darüber unter sich einig und mit uns im Widerspruch, und deshalb keine grofse Hoffnung da sein sollte, für unsre Ansicht viele Anhänger zu gewinnen. Diese Argumentation pafst ganz zu dem sonstigen Verfahren des Vfs., das überhaupt nur aus dem ängstlichen Festhalten an dem bequemen Lager der alten Vorurtheile entspringt, und das, wie viel oder wie wenig Anhänger es vorläufig auch behalten möchte, durch den Gang der Fortschritte der Wissenschaft schon zerstört werden wird. Wir kümmern uns sehr wenig darum, ob unsere Ansichten mit älteren im Widerspruch sind oder nicht, und finden es thöricht, dafs ein verständiger Autor glauben machen will, sie seien deshalb unrichtig. Alles kömmt darauf an, ob sie mit der Natur in Uebereinstimmung sind, und diese Uebereinstimmung hat uns der Vf. nicht streitig zu machen vermocht. Im übrigen haben sich alle diejenigen französischen, englischen und deutschen Botaniker und Physiologen, denen wir die Erscheinungen in Natur

Digitized by Google

gezeigt haben, sofort für die richtige Ansicht, dafs die netzförmigen Ströme zur Cyklose gehören, erklärt, und die Vergleichung mit der Rotation als irrig anerkannt; und des Vfs. Behauptungen werden andere Freunde der Wahrheit auch nicht abhalten ihr zu folgen, trotz aller Bemühungen den alten Irrthümern neue Anhänger zu verschaffen. Der Vf. glaubt künstlich mit Hülfe der Hebel und Schrauben einer Anhängerzahl die Wissenschaft von Aussen bewegen zu können, und scheint sich auch selbst nur als ein Werkzeug in diesem mechanischen Getriebe zu betrachten, indem er sich blofs fremden Ansichten anhängt, ohne merkliche eigene Thätigkeit durch neue Untersuchungen zu entwickeln. Wir wünschen ihm in dieser Stellung alles Glück, halten aber unsererseits dafür, dafs durch blofsen Partheianhang der Wissenschaft wenig geholfen wird, und dafs vielmehr nur durch die geistigen Hebel der Vernunft und vernünftiger Untersuchungen die Wissenschaft wahre Fortschritte machen und der Wahrheit werde der Ausschlag gegeben werden.

Unter der Ueberschrift: der Milchsaft als Lebenssaft, versucht der Vf. nun die Widerlegung der Ansicht, dafs der Lebenssaft der nährende und bildende Quell der Pflanze sei, und den Beweis, dafs ihm vielmehr nur die chemischen Eigenschaften eines Sekrets, wofür man die milchigen Arten des Lebenssaftes früher ausgab, zukommen. Auch hier bringt der Vf. keinerlei neue Thatsachen vor, sondern wiederholt nur was Decandolle u. A. darüber gesagt, und was von uns bereits aufs Ausführlichste in allen Puncten besprochen worden; so dafs es uns in der That lästig wird, abermals darauf zurückzukommen. Wir haben die plastische Natur des Lebenssaftes aus seiner Organisation, seiner Bildungsgeschichte und der mannigfaltigen Zusammensetzung seiner Bestandtheile, so wie aus den Phänomenen seiner Lebensbewegung gezeigt. Der Vf. bildet sich nun ein, bewiesen zu haben, dafs der Lebenssaft nicht organisirt, sondern ein mechanisches Gemenge von meist giftigen chemischen Stoffen sei, dafs er sich nicht bewege, und daher kömmt er zu der Schlufsfolgerung, dafs auch der Lebenssaft kein Bildungssaft sein könne. Anstatt dem grofsen Gang der Natur zu folgen, ja nur im entferntesten den Sinn für eine einfache Naturanschauung zu zeigen, verliert sich der Vf. wieder in sophistische Consequenzen aus seinen Vorurtheilen, wodurch er den natürlichen Zusammenhang der Dinge, wie überall so auch hier, in Verwirrung bringt, indem er Einzelnes aus dem Zusammenhang herausreifst, wie es gerade in seinen Kram pafst, und alles übrige bei Seite liegen läfst. Zunächst ist hier wieder die Entstellung unserer Darstellung durch den Vf. zu berühren, welche dadurch erzeugt worden, dafs er den Kernpunkt der Argumente, auf welchen sich die Lehre von der Organisation und der Lebensthätigkeit des Lebenssaftes stützt, nämlich die organische *Entwickelungsgeschichte* des Plasma und der Kügelchen aus den Elementen, die schon im Holzsaft vorhanden sind, ganz aufser Betracht gelassen hat. Sowohl in unseren neuen Untersuchungen über den Holzsaft, als in denen über die verschiedenen Lebenssäfte haben wir auf die Nachweisung der stufenweisen Ausbildung der verschiedenen Formtheile und Bestandtheile des Lebenssaftes zu höherer Entwickelung grofses Gewicht gelegt; und das factische Fortschreiten zu stufenweis höherer organischer Ausbildung und Entwickelung gezeigt, das in geradem Verhältnifs mit dem Bildungsprocefs der Pflanze steht. Diese Entwickelungsgeschichte in Verbindung mit den Phänomenen der ausgebildeten Organisation des Saftes und seiner Bewegung zusammengenommen ist der Grundpfeiler, der in Betracht zu ziehen war. Der Vf. hat von dem Organismus der Thätigkeiten, den wir im Ganzen betrachten, und von deren Grundpfeiler, obgleich er sich rühmt diesen erhascht zu haben, nicht die entfernteste Idee gehabt, und hat wieder einzelne chemische Verhältnisse stückweis aus dem Ganzen herausgerissen, um daran seine hypothetischen Vorurtheile zu knüpfen. Dabei schliefst nun der Vf. obenein von sich auf Andere und bildet sich ein das Princip unserer ganzen Darstellung beruhe auf einer verwerflichen Anwendung einer zwischen Thieren und Pflanzen gezogenen Analogie. Der Vf. besitzt die Dreistigkeit uns in dieser Beziehung fälchlich eine Schlufsfolgerung in seiner Weise unterzulegen, und p. 58. unseres franz. Memoirs dazu zu citiren, wo kein Wort davon sondern vielmehr das Umgekehrte von dem was er behauptet steht. Er sagt: „Weil das thierische Blut eine sichtbare Organisation besitzt, so schliefst Schultz, mufs nothwendigerweise der Nahrungssaft auch eine solche zeigen." Wir haben auf eine solche falsche Unter-

Digitized by Google

schiebung dem Vf. nur zu erwiedern, dafs weil er selbst so ganz widersinnige Schlufsfolgerungen macht, er sich nur so weit vergessen konnte, eine solche verwerfliche Analogie von sich selbst auf uns zu übertragen. Unser Princip in Behandlung der Pflanzenphysiologie ist ein ganz anderes, als das einer blofsen Vergleichung der Analogieen, obgleich schon Meyen, nach Traditionen die ihm ebenfalls von anderer Seite kamen, den Schlüssel zu unserem Verfahren gefunden zu haben glaubte, indem er voraussetzte, dafs wir nach blofsen Analogieen der thierischen Organisation unsere Pflanzenphysiologie hergestellt hätten, und er selbst in diesem Sinne am besten verfahren zu können meinte. Indem der Vf. diefs abermals nachspricht, irrt er sich aber ebensosehr und wollen wir ihm, um diefs Gerede zum dritten Mal zu vermeiden, den wahren Schlüssel zu unserem Verfahren nicht verschweigen, der darin liegt, die Pflanzenphysiologie als ein Abbild der Pflanzenorganisation nach der eigenen Natur der Pflanze selbst zu gestalten, die Aehnlichkeit der Pflanzen und Thiere als organischer Körper zwar nicht zu übersehen, aber vielmehr die Unterschiede beider hervorzuheben. Nur auf diese Art konnten wir zu dem naturgemäfsen Begriff der Cyklose als peripherischer Circulation, zu dem Begriff der Anaphytose u. s. w. gelangen. Was nun aber die gegenwärtige obige Behauptung des Verf.'s betrifft, so haben wir (Mem. p. 57.) gesagt: „Wenn man die vollkommene innere Organisation des Latex und die Kügelchenbildung in demselben ähnlich wie die Gerinnungsfähigkeit und die Scheidung in Serum und Fibrine betrachtet, so wird man die Aehnlichkeit des Latex mit dem Blute der Thiere nicht verkennen." Das heifst mit anderen Worten, weil der Latex organisirt ist, hat er Aehnlichkeit mit dem Blute, und nicht wie Hr. M. unterschiebt: weil das Blut organisirt ist, mufs, der Analogie halber, der Latex auch organisirt sein. Unsere Pflanzenphysiologie ist nicht nach Mohlschen sophistischen Schlüssen, sondern nach unverfehlter Beobachtung der Natur gebildet, wogegen sophistische Schlufsfolgerungen scheitern müssen, und wenn die Mohlsche Entstellung nicht absichtlich sein, sondern auf einem Mifsverständnifs beruhen sollte, so ist sie wenigstens eine wiederholte Probe der leichtsinnigen Oberflächlichkeit, womit er unsere Schriften studirt hat, und wird daraus erklärlich, wie er so verwirrte Urtheile darüber zu fällen wagen konnte.

Nach dieser Vorbemerkung über die Stellung, die der Verf. zu unseren Arbeiten einnimmt, können wir nun näher auf seine Gründe eingehen. Der Verf. tadelt die Anwendung der Analogien des Lebenssaftes und des Blutes, doch wie man sieht ohne die geringste Kenntnifs auch von den neueren Fortschritten in der Physiologie des Bluts selbst zu haben, also ohne zu wissen was er eigentlich tadelt. Er behauptet, der ganze thierische Körper bestehe aus Bestandtheilen, die im Faserstoff des Bluts zu finden wären, während die Bestandtheile des Elastins von den Bestandtheilen der Pflanzensubstanz verschieden seien. Als ob der Faserstoff ein fertiger chemisch aufgelöster Stoff im Blut und nicht selbst eine bei dem Gerinnen erst entstehende organische Bildung wäre, und als ob es bei der Ernährung nur auf chemische Stoffe und nicht vielmehr auf deren organische Form und Erregung ankäme. Wenn aber von den Stoffen, als Lebensbedingungen, die Rede ist, so werden diejenigen des Faserstoffs am wenigsten im Stande sein alle Gebilde aus sich zu erzeugen. Aehnlich ist es nun mit dem Elastin und dessen Form als Cautschuk. Wie wenig ist also der Verf. im Stande aus den chemischen Bestandtheilen dieses organischen Gebildes auf seinen Zweck zu schliefsen. Mit jenen irrigen Vorstellungen hängt nun auch die vom Verf. geäufserte Meinung zusammen, dafs weil das Cautschuk in den Pflanzensäften unauflöslich und kaum durch die stärksten chemischen Agentien angreifbar sei, es auch als Nahrungsstoff unbrauchbar wäre. Aber ganz dieselbe Unlöslichkeit hat der thierische Faserstoff und dennoch hält der Verf. diesen für das nährende Material! Das sind die Consequenzen von des Verf.'s klar gedachter Physiologie. Die Hauptsache ist aber, dafs der Verf. hier wieder mit Windmühlen ficht, denn wir haben nirgends gesagt, dafs das Cautschuk der nährende Stoff des Lebenssaftes sei; vielmehr haben wir das *gesammte Saftplasma*, welches aufser Elastin noch eine Menge anderer Dinge (Gummi, Zucker, Säuren) enthält, für das nährende Material erklärt (Cyklose S. 203.), und wenn man hier auch ganz auf dem chemischen Standpunkte des Verf.'s stehen bleibt, so würde er alle seine Forderungen, dafs in der nährenden Flüssigkeit Kohle und die Bestandtheile des Wassers enthalten sein sollten, befriedigt finden, weil in dem Plasma im Ganzen dies alles enthalten ist, und

Digitized by Google

er würde selbst den Beweis geführt haben, dafs das Lebenssaftplasma das wirkliche nährende Material der Pflanze sei. Wir haben durch zahlreiche Untersuchungen nachgewiesen, dafs die Elemente des Saftplasma: Gummi, Zucker, Säuren, Salze, sich schon aus dem Holzsafte herschreiben und in dem Lebenssafte aller Pflanzen enthalten sind, dafs überhaupt der Lebenssaft eine in diesem Betracht übereinstimmende Organisation und Zusammensetzung in allen Pflanzen, ungeachtet anderer Nebeneigenschaften, hat, und dafs er sich auch durch diese eigenthümliche Zusammensetzung von den immer einfachen, aber in verschiedenen Pflanzen ganz verschiedenen, Secretionen unterscheidet. Wenn also der Vf. meint, dafs unseren Vergleichungen kein klarer Gedanke zu Grunde liege, so wird er nun sehen, dafs er sich durch seine Entstellungen und Verwirrungen unsere Darstellungen selbst getrübt hat. Worin aber des Verf.'s eigene klare Gedanken liegen, sieht man eben nicht. So sagt er: die Bildung *organischer* Verbindungen sei ein *chemischer* Procefs. Jeder verständige Mensch würde doch mit uns voraussetzen, dafs organische Theile sich nur durch einen organischen Procefs bilden können, und wir müssen also Anderen überlassen, die Klarheit der Gedanken des Verf.'s aus solchen confusen Redensarten, wonach der chemische Procefs lebendige Junge erzeugen müfste, herauszufinden.

Einen Hauptgrund gegen die bildende Eigenschaft des Lebenssaftes findet nun der Verf. in den Ansichten von Decandolle, nach welchen die scharfen und narkotischen Eigenschaften der Milchsäfte mancher Pflanzen ihrer nährenden Fähigkeit entgegenstehen sollten. Wir haben hier zuerst wieder eine Entstellung unserer Darstellung durch den Verf. zu berichtigen. Er behauptet nämlich, wir hätten gesagt, die Schärfe des Lebenssaftes bei Euphorbiaceen rühre von den gleichzeitig verletzten Secretionsbehältern her, während ihm solche Behälter bei diesen Pflanzen nicht vorgekommen. Wir aber haben (Cykl. 107) gesagt: die Schärfe des Saftes bei Euphorbiaceen und *anderen Pflanzen* (womit Terebinthaceen, Umbelliferen u. s. w. gemeint sind, wie ausdrücklich (S. 183 u. Mém. p. 37 Nat. der leb. Pflanze 1. S. 537) gesagt ist) rühre von den gleichzeitig verletzten Secretionsbehältern und *Zellen* her. Wo also der Verf. keine besonderen Secretionsbehälter findet, wird er Zellen mit scharfen Säften in hinreichender Menge finden, und die Sache behält ihre volle Richtigkeit. Dann aber verfährt der Verf. wieder oberflächlich, indem er die Hauptsache übersieht, welche wir in Betreff der Lebenssäfte und ihrer Unterschiede von dem Blute der Thiere, sorgfältig genug auseinandergesetzt haben. „Jedoch ist es natürlich, dafs ähnlich wie in dem thierischen Blute sich excrementitielle Stoffe zur Secretion vorbilden können, dieses im Lebenssafte der Pflanzen ebenfalls geschehen kann, weil hier die Stoffbildung überhaupt überwiegender als im Thierreich hervortritt". (Cyklose S. 184) Wir glauben, dafs niemand so vollständig, als wir selbst, die scharfen und giftigen, wie die medicinischen und nährenden Eigenschaften der Lebenssäfte zusammengestellt hat. Sie enthalten aber sämmtlich keinen zureichenden Grund *dagegen, dafs* dieser Saft nicht dennoch die nährende und bildende Flüssigkeit sein sollte. Denn überall erscheinen die scharfen oder narcotischen Stoffe als den serösen Theilen angehörige Beimengungen, wodurch sich die übrigen Bestandtheile des Lebenssaftes nicht im geringsten ändern; und nirgends ist auch nur im entferntesten wahrscheinlich, dafs jene Stoffe auf die Pflanze selbst im mindesten nachtheilig wirken sollten, so dafs es nur zum Zweck der Secretionen erforderliche Vorbereitungen des Lebenssaftes vieler Pflanzen sind. Wir hatten also gar nicht nöthig alle Lebenssäfte als milde und (den Thieren und Menschen) unschädliche Stoffe darzustellen, da wir die Schädlichkeit derselben für Thiere und Menschen ganz von der Schädlichkeit für Pflanzen unterscheiden. Im übrigen ist selbst das Blut der Thiere ebenfalls kein so ganz indifferenter und allgemein unschädlicher Stoff als der Verf. zu glauben scheint, wie die Wirkung der Transfusion des Bluts verschiedenartiger Thiere und die Verdächtigkeit der Blutwürste genugsam documentiren.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 43.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1843.

Ueber den Milchsaft und seine Bewegung. Von Hugo Mohl.

(Schlufs.)

Niemals aber besteht ein Lebenssaft, wie die Balsame, ätherischen Oele, Alkaloide, ganz aus einem identischen scharfen oder narkotischen Stoff, und darin liegt der hinreichende Grund zu der Annahme, dafs solche Stoffe, die nur als besondere Beimengungen zu den allgemeinen Bestandtheilen des Lebenssaftes erscheinen, während in den Zellen und Secretionsbehältern ähnliche Stoffe rein für sich abgelagert erscheinen, nicht permanente diesen Säften angehörige Secretionen sein können; was der Verf. alles aus unserer Schrift selbst hätte entnehmen können, wenn er sie vorurtheilsfrei und gründlich studirt hätte.

Betrachten wir die obigen Aufsätze im Ganzen, so sieht man zunächst nicht ein, welchen Zweck der Verf. dabei gehabt hat. Einen wissenschaftlichen sollte man kaum darin zu finden glauben, weil der Vf. auch ganz und gar nichts Neues giebt, indem er nur, was viel ausführlicher von Decandolle, Meyen u. A. schon gesagt worden, wiederholt, und des Verfs. eigne Beobachtungen so überaus unbedeutend und unreif erscheinen, dafs sie in einer so umfangreichen und so vielseitig durchgearbeiteten Sache nicht der Rede werth sind. Beachtet man die Aeufserung, welche der Verf. selbst am Schlusse seiner Abhandlung macht, dafs er sich nämlich in einer gänzlichen Unwissenheit über die Bedeutung der Milchsäfte befinde, so sollte man glauben, der Vf. hätte nur sich selbst und Andere durch fremde Meinungen in Verwirrung bringen wollen. Wie nun der Vf, trotz des eigenen Geständnisses seiner Unwissenheit, die freilich in höherem Maafse als es der Vf. selbst glaubt, aus dem ganzen Inhalt seiner Abhandlung zu erkennen ist, es wagen konnte, über einen so hochwichtigen Gegenstand, dem er, wie fast jedes Wort seiner Abhandlung ergiebt, nicht im Geringsten gewachsen ist, mit solcher Anmafsung abzusprechen, ist schwer zu errathen, und um so mehr, als der Verf. selbst sich doch unmöglich verhehlen konnte, wie, nachdem er so viele Jahre lang theilnahmeloser Zuschauer so mühsamer Arbeiten gewesen, es nicht wohl möglich war, dafs er sich plötzlich in wenigen Tagen von so umfangreichen Gegenständen auch nur gehörig hätte unterrichten können. Von der so wichtigen Organisation und den Lebensverhältnissen der Lebenssaftgefäfse, spricht der Vf. mit keiner Sylbe und aus seinen früheren Darstellungen derselben auf Querdurchschnitten, besonders trockner Palmenstämme, sieht man nicht, dafs der Verf. irgend eine autoptische Bekanntschaft mit den Längenansichten dieser Gefäfse aus frischen und lebenden Pflanzen gewonnen hätte. Der organische Zusammenhang dieses Gefäfssystems mit seinem Inhalt macht aber eine lebendige Auffassung des Systems im Ganzen nothwendig, wenn die Bedeutung der einzelnen Theile verstanden werden soll, und schon die einseitige Betrachtung des Lebenssaftes, ohne die geringste Kenntnifs der Gefäfse, mufste dem Verf. die Erkenntnifs der Natur des Saftes ganz unmöglich machen. Wir glauben also, dafs die grofse Unkenntnifs des Verf.'s über seinen Gegenstand im Ganzen, und die Oberflächlichkeit und Flüchtigkeit, mit welcher er ein Paar stückweis abgerissene Phänomene, die ihm zufällig aufgestofsen, behandelt hat, ihn die Wichtigkeit und Schwierigkeit der Sache gar nicht haben ahnen lassen, weil er sonst unmöglich unternommen haben könnte, über Dinge abzusprechen, worüber ihm jede gründliche und zusammenhängende Kenntnifs abgeht, und worüber er gar kein Urtheil hat. Der oben angedeutete Standpunct, welchen der Verf. einnimmt, Werkzeug einer Partei zu sein, mufs uns übrigens als Maafsstab für die Beurtheilung des Werths seiner ganzen Abhandlung dienen. Der sachliche Inhalt

Digitized by Google

ist von der Art, dafs er in der That nur die Verachtung verdient hätte, mit Stillschweigen übergangen zu werden, und nur die Parteizwecke derselben müssen an's Licht gezogen werden: nicht um die blinden Anhänger der alten Vorurtheile und die tauben Gegner wissenschaftlicher Fortschritte zu bekehren; denn dies würde eben so unnütz als vergebens sein, sondern um zu verhindern, dafs den Sehenden und Hörenden die Wahrheit nicht dadurch verdunkelt werde, dafs man ihnen, wie hier geschieht, Sand in die Augen streut und Geräusch macht, das man für einen Ton angiebt.

Dr. C. H. Schultz.

XXII.

P. Virgilius Maro varietate lectionis et perpetua adnotatione illustratus a Christ. Gottl. Heyne. Editio quarta curavit Ge. Phil. Eberard. Wagner. Volumen primum Bucolica et Georgica. 1830. 698 S. *gr.* 8. *Volumen secundum Aeneidis libri I—VI.* 1832. 1044 S. *Volumen tertium Aeneid. l. VII—XII. et index notarum quibus aucta est nova editio.* 1833. 901 S. *Volumen quartum: Carmina minora, quaestiones Virgilianae et notitia litteraria* (auch mit dem Titel: *Virgilii etc. Culex Ciris Copa Moretum rec. et Heynii suasque observationes addidit J. Sillig)* 1832. 749 S. *Volumen quintum: Publi Vergili Maronis Carmina ad pristinam orthographiam quoad eius fieri potuit revocata ed. Ph. Wagner. Accedit orthographia Vergiliana, index in Heynii notas atque commentarios et conspectus eorum quae hac editione continentur.* 1841. 528 S. *Leipzig, Hahn'sche Buchhandlung (London, Black).*

Wohl kein Schriftsteller des Alterthums hat sich einer so vollständigen und dabei verhältnifsmäfsig so wenig Ballast bei sich führenden Ausgabe zu rühmen, als Virgil durch vorliegende Arbeit gewonnen hat. Dafs die Heyne'sche Ausgabe trotz ihrer anerkannten Mängel noch lange ein unentbehrliches Hilfsmittel beim Studium des Virgil bleiben wird, unterliegt keinem Zweifel, wie denn auch Heyne selbst keinem der von ihm edirten Autoren ein gröfseres und dauernderes Interesse zugewandt hat, als grade dem Virgil. Ein neuer Abdruck seiner gröfseren Ausgabe war, da die dritte Auflage derselben vergriffen war, demnach eine Nothwendigkeit. Wünschenswerth mufste es aber bei einem so kostspieligen Werke erscheinen, dafs der Käufer nicht lediglich allein die Heyne'sche Arbeit erhielte, dafs die neue Ausgabe auch einen entschiedenen Vorzug vor der ältern immer noch leicht und billig käuflichen habe. Es war also eine editio correcta und aucta nothwendig, welche aber wiederum sehr verschiedener Art sein und doch dabei gerechten und billigen Anspruch auf Anerkennung machen konnte. Es war z. B. dem nächsten Zwecke schon genügt, wenn der neue Herausgeber die Irrthümer der Heyne'schen Exegese, so weit sie von andern Editoren oder ihm selbst bemerkt waren, durch kurze Zusätze und Nachweisungen verbesserte, Fehlendes supplirte, bedeutendere Divergenzen in der Kritik und Interpretation annotirte und somit einen Leitfaden für die Erklärung des Virgil von Heyne bis auf die neueste Zeit gegeben hätte. So würde Ref. wünschen, dafs bei einem neuen Abdrucke des Bentley'schen Horaz den einzelnen Anmerkungen eine kurze Nachweisung der bedeutendsten Autoritäten und gewichtigsten Stimmen, welche sich für oder gegen die Ansicht des grofsen Briten erklärt, hinzugefügt würde, versteht sich nur solcher Philologen, welche wirklich Gründe für oder gegen beigebracht haben, mag ihr Name auch nicht so berühmt sein, als vieler, die obiter ihr Gutachten abgegeben. Schon dies wäre dankenswerth und billigen Anforderungen entsprechend gewesen. Doch bewundernswerth und wahrhaft einzig ist die Selbstverleugnung des Hrn. Wagner, mit welcher derselbe die Früchte eines eifrigen Studiums, welche ihn reichlich befähigten, als selbsständiger Herausgeber auf das ehrenvollste aufzutreten, darbot als piis Heynii manibus sacrum (Worte der Dedication). Ohne Heyne's Verdiensten irgend zu nahe zu treten, kann man mit vollem Rechte behaupten, dafs die von Hrn. W. gemachten Zusätze für unsere Zeit an Wichtigkeit den Heyne'schen Commentar in den Hintergrund drängen und dafs diese neue Ausgabe mit gröfserem Rechte eine Heyne-Wagnersche als eine Heyne'sche von Wagner besorgte genannt werden kann. Dies zu beweisen, dürfte ein Ueberblick der Leistungen des Hrn. W. genügen.

Digitized by Google

Indem Hr. W. die schwache Seite Heyne's, die Kritik, praef. p. VII. mit liebenswürdiger Milde berührt, so benachrichtigt er uns, wie er sich zunächst die Foggini'sche Collation des Mediceus aus Florenz zu verschaffen bemüht gewesen sei. Deren Varianten sind sorgfältig nachgetragen, eben so die von Pattier, u. a. Besonders wichtig ist aber die Genauigkeit, mit welcher Hr. W. die Lesart des Mediceus, insofern sie von manus prior (s. S. X) oder von altera manus herstammt, anmerkt. Uebrigens suchte Hr. W. nicht nach Vergleichung von neuen codices, was jeder, welcher mit der Kritik des V. bekannt ist, nur billigen wird. Sein eigenes Verfahren in Bezug auf Kritik beschreibt derselbe p. XVII also: „Jam in facienda critica id maxime alloboravi, primum ut, ubi necesse videretur, certius constaret de codicum lectione, tum ut causas diversarum lectionum investigarem, et id, quod vel receptum iam esset, si quam dubitationem residere putarem, vel quod ipse recepissem, certis firmarem argumentis. Ex meis coniecturis nullam in textum intuli, praeter unam Ecl. III, 110 *) non quod verum me assecutum confiderem, sed ut saltem legeretur aliquid, quod intelligi posset. In afferendis variis lectionibus Heynius brevitati imprimis studuit. — — — Nunc satis habui ea subinde explere, quae maxime necessaria videretur etc." Als exegetische Hilfsmittel führt Hr. W. aufser Vofs Commentaren an p. XXI: „Notas *Wunderlichii*, ad interpretationem fere spectantes, magnam partem integras huic editioni intuli; *Brunckii Jahniique* nonnullas excerptas. Profuit etiam *Fr. Jacobsii* opera diligens in Volum. *II. libri*, cui titulum fecit Blumenlese der röm. Dichter, collocata. Eximium autem ornamentum huic editioni quaesitum est ex ineditis *Spohnii*, τοῦ μακαρίτου, commentariis" **).

Die Bemerkungen der Vorgenannten so wie seine eigenen hat der Hr. Herausg. theils der varietas lectionis theils dem exegetischen Commentare Heyne's, der hier und wieder auch in sprachlicher Hinsicht verbessert ist (s. praef. p. XXIV.) eingefügt. Von ihnen nehmen die des Hrn. Herausg. sowohl in quantitativer als in qualitativer Hinsicht den ersten Platz ein. Keine Seite des weitschichtigen Werkes ist ohne Verbesserung geblieben und mag man auch nicht immer einerlei Meinung mit dem Hrn. Herausg. sein, wie auch der Unterz. seine abweichende Meinung über mehrere besonders wichtige Stellen, z. B. über Aen. I. zu Anfang vi superum — quo numine laeso n. a. St. schon ausgesprochen hat, Zeitschr. f. A Wissensch. 1839. n. 104, so bleibt immer wichtig die genaue Beobachtung des Virgilischen Sprach- und Versbaues, auf welche Hr. W. jederzeit seine Ansicht stützt. Auch finden wir nirgends, wie sonst wol zu geschehen pflegt, den Herausg. erlahmt und ermüdet, so dafs je näher das Ende, je spärlicher und kürzer die Zusätze, sondern durchweg zeigt sich derselbe Fleifs und dieselbe Sorgsamkeit und Umsicht in Beurtheilung seines Vorgängers, in präcisem Ausdrucke und mit derjenigen Pietät, welche aus dem Schlusse der Vorrede spricht: „At Tua, pia, candida anima Heynii, si quid etiamnum hasce res respectas, ignosce, quaeso, si quando forte aliud agens immodestius quidpiam adversus Te pronuntiavi; ignosce, si quid indignum tanto nomine tantaque gloria, cuius non minimam partem debes studio in his carminibus illustrandis posito, mea protulit mediocritas." Jene oben erwähnte genaue Kenntnifs der Virgilischen Diction und Metrik zeigt sich aber am glänzendsten in den im 4ten Bande befindlichen Quaestiones Virgilianae, welche eine vollständige Grammatik und Metrik des Virgil enthalten. Es sind 41 Capitel, in welchen Hr. W. den Gebrauch der Präpositionen, Pronomina, Modi, des Numerus, der Conjunctionen bei Virgil, ferner die Cäsur und den Hiatus, einzelne Punkte der Kritik, endlich die von Virgil selbst begangenen Anachronismen und sonstige Fehler behandelt. Der Werth dieser Abhandlungen ist aber nicht blos für das Studium des Virgil von höchster Wichtigkeit, indem in nur verhältnifsmäfsig wenigen Punkten dem Verf. nicht beizustimmen ist, sondern häufig sind Resultate gewonnen, welche für die gesammte Latinität von dem wesentlichsten Interesse sind. Wir rechnen unter andern dahin die vortreffliche nächst dem Virgil auf den codex rescriptus der Ciceronischen Bücher de republica basirte Untersuchung über den Unterschied von nec und neque, dafs nämlich letzteres ein milderer

*) Grade diese kann Ref. durchaus nicht billigen. Er hat die alte Lesart zu schützen und zu erklären versucht, Zeitschr. f. A Wissensch. 18.8. n. 142.

**) Dieselben beziehen sich ausschliefslich auf die Eklogen, sind aber nach Hrn W.'s eigenem Geständnisse noch zu wenig ausgearbeitet, um die Erklärung dieser allerdings oft dunkeln Gedichte wesentlich zu fördern.

Digitized by Google

Ausdruck der Verneinung als ersteres ist. Damit stimmt überein, dafs in den Stellen des Cicero, in welchen Ernesti u. a. atque statt der Negation nach unserm Sprachgebrauch verlangte, wo also die Kraft der Negation jedenfalls eine geringere zu sein braucht, neque nicht nec sich findet. S. die Stellen bei Madvig Cic. de fin. I, §. 30., wo die Stelle aus den Büchern de Officiis keine Ausnahme macht, indem hier die Meinung des Cicero über Tilgung von Staatsschulden mit Energie ausgedrückt ist. Hin und wieder hat vielleicht Hr. W. sich selbst die Sache durch zu grofse Spaltung der Begriffe erschwert, z. B. bei dem von Virgil sehr geliebten Pronomen ipse, doch im Allgemeinen sind diese Quaestiones eine wahre noch lange nicht genug, wie es scheint, gewürdigte Fundgrube für die grammatischen Studien. Indem wir hier von den exegetisen Leistungen des verdienten Herausg. uns weiter wenden, können wir den Wunsch nicht unterdrücken, dafs es demselben gefallen möge, die Serviani'sche Erklärung mehr als bisher wol geschehen in Erwägung zu ziehen. Ref. glaubt, dafs dieses Grammatikers Interpretation immer noch zu oft übersehen werde und dafs selbst Hr. W. ihm häufiger, als von demselben geschehen, hätte folgen sollen.

Die erstere Hälfte des Bandes, welcher die oben besprochenen Quaestiones enthält, nehmen die sogenannten carmina minora in der Bearbeitung des Hrn. Sillig ein. Unstreitig war die Aufgabe in kritischer Hinsicht eine sehr schwierige, da die Vorarbeiten unvollständig und eigentlich ohne Fundament sind. So können wir auch nicht behaupten, dafs Hr. S. die Kritik dieser Gedichte, weder, was man so nennt die höhere, noch die niedere zu einem Abschlusse gebracht habe, müssen aber doch und zwar gern gestehen, dafs dieselbe immerhin bedeutend gefördert sei. Was das erste derselben, den Culex, betrifft, so hielt Heyne bekanntlich denselben für ein, obwohl stark interpolirtes, Product des Virgil, wie Hr. Sillig p. 14. bemerkt, wahrscheinlich dadurch zu dieser Meinung bewogen, weil v. 52. von Nonius citirt wird. Mit Recht schlägt Hr. S. diese Autorität nicht hoch genug an, um deshalb allein ein Verfahren einzuschlagen, welches sich auch in der von Heyne versuchten Realisirung als mifslungen erweist. Hrn. S.'s Meinung selbst ist p. 21. ausgesprochen: A veritate proxime abesse videmur, quum illud exeunti fere seculo aerae nostrae primo vindicamus, quo studia declamatoria in quovis litterarum elegantiorum genere cum maxime fervebant. Ad quem denique Octavium carmen scriptum sit, utrum ad Caesarem Octavianum an quemcunque alium, pariter nescimus; poetam tamen de illo cogitasse mihi probabilius videtur etc. Demnach wäre dasselbe keine harmlose Nachahmung oder Versuch im Virgili'schen Genre, sondern eine absichtliche Fälschung. Hr. S. hat die Lesarten von 6 bisher gröfstentheils nicht verglichenen Handschriften mitgetheilt; leider endet die beste, schon von Scaliger unter dem Namen der membranae Pithoeanae benutzte Handschrift (bei Hrn. S. Colbertinus W.) schon mit v. 93. Heyne's Urtheil, indem er von der falschen Prämisse einer Interpolation ausging, ist vielfach vom neuen Herausg. mit Glück modificirt und reichliche grammatische Anmerkungen zeugen von der bekannten Belesenheit des Verf. In der Kritik verfährt er eklektisch. Von allen, dem echten Virgil zugefügten Gedichten hat die Ciris die meisten Untersuchungen über ihren Ursprung veranlafst. Mit *J. H.* Vofs nehmen noch jetzt mehrere competente Kritiker, wie *Merkel*, den Cornelius Gallus als Verfasser an, weniger Anhänger möchte zu unserer Zeit Scaliger's Meinung, Virgil selbst habe dies Gedicht in Megara verfafst, finden, auch an den Catull trotz der unverkennbaren Aehnlichkeit in der Diction, welche nach Anderer Vorgange auch Hr. S. p. 155. bemerkt und weiter verfolgt Haupt Quaest. Catull. p. 45 sq. p. 75 sq., ist nicht zu denken. Mit Recht erinnert Hr. S., dafs der in diesem Gedicht angeredete Messalla nicht nothwendig, wie Heyne supponirte, der berühmte Gönner des Tibull sein müsse; gedenken wir der lippa Messallae propago bei Persius S. II, s. f.! Doch nun entsteht das Dilemma, dafs entweder anzunehmen ist, es rühre das Gedicht aus einer nicht viel spätern Zeit als die des Virgil ist oder es ist Product einer spätern Nachahmung, welche den Namen des Messalla gebrauchte, um dasselbe in die goldene Zeit einzuschwärzen. Hr. S. nimmt das erstere an; wir neigen uns entschieden der Ansicht Haupt's zu, welcher dasselbe späterer Zeit zuschreibt.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 44.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1843.

P. Virgilius Maro varietate lectionis et perpetua adnotatione illustratus a Christ. Gottl. Heyne. Editio quarta curavit Ge. Phil. Eberard. Wagner.

(Schlufs.)

Uebrigens ist Hr. S. keineswegs blind gegen die Mängel des Gedichtes (s. S. 157.), doch scheint ihm der sermo elegantissimus und nicht unwahrscheinlich, der hier angeredete Messalla sei der Messalla Valerius bei Tacitus A. I, 8., ohne diese Hypothese jedoch näher zu begründen. Die Kritik, bei welcher Hr. S. vorzüglich vom Cod. Rehdigeranus gefördert ward, ist schwierig und mufs oft zu Conjecturen ihre Zuflucht nehmen; mehrere sinnreiche theilt nach Hrn. S. Haupt mit Quaest. Catull. p. 76—78. Bei den zwei letzten Gedichten, der *Copa* und dem *Moretum*, hat die Kritik insofern leichteres Spiel, als der unleugbare poetische Werth und die Eleganz der Sprache derselben ihnen unbedingt einen Platz in der besten Zeit sichert, möge nun Virgil selbst oder ein Zeitgenosse Verfasser sein. Hr. S. läfst dies letztere, wie wir glauben mit Recht, unentschieden, wie auch Haupt thut Quaest. Catull. p. 52., will aber lieber mit Vofs dem Virgil die Copa als mit Zell dieselbe dem Florus beilegen, welche letztere Vermuthung auch ganz grundlos ist. Hr. S. bringt die Collation von 12 Handschr. zur Copa bei und hat die Exegese theils aus eigenen Beiträgen theils durch Excerpte aus Ilgens Commentatio und Benutzung von Wernsdorf, Vofs und Zell bedeutend vervollständigt. Vom Moretum will Hr. S. mit Bestimmtheit nur das sagen, dafs dasselbe aureae aetatis sei, jedoch manche Verschiedenheit im Versbau und Darstellung von den Virgilischen Eklogen zeige. Auch stimmt Hr. S. Ilgen bei, dafs dasselbe nicht von Septimius Severus herrühre. Auch hier bringt Hr. S. eine reiche Collation vorzüglich von Pariser Handschriften bei, zu denen in den Addendis noch die Varianten dreier Münchener Codices kommen. Was nach Heyne für dies Gedicht geschehen, ist vom Hrn. Herausg. sorgfältig benutzt. Kann also, wie schon oben bemerkt, wegen der eigenthümlichen Schwierigkeit einiger dieser Gedichte, namentlich der Ciris, die Kritik derselben für nicht abgeschlossen erachtet werden und war vielleicht ein strengeres Anschliefsen an einen oder mehrere der besten Handschriften, mit gröfserer Hintansetzung schlechterer, hin und wieder zu wünschen, so ist dennoch Hrn. S.'s Arbeit ein wesentlicher Fortschritt und eine unentbehrliche Grundlage künftiger Bestrebungen und verdient die vollste Anerkennung des philologischen Publicums. Die Catalecta hat wiederum Hr. W. zur Bearbeitung übernommen mit geringen neuen Hilfsmitteln. Eine durchgreifende Kritik derselben hängt mit der der Anthologia Latina eng zusammen und ist ohne neue Subsidien nicht möglich. Hr. W. hat geleistet, was nach dem Stande der Sache möglich war; der Conjecturalkritik mufste freilich ein gröfserer Spielraum, als wünschenswerth war, bleiben. Ref. kann nicht umhin, hier mitzutheilen, wie Hr. W. das namentlich durch Kopps und Huschke's Bemühungen berühmt gewordene Epigramm in C. Annium Cimbrum rhetorem (ep. II.) constituirt:

Corinthiorum amator iste verborum,
Thucydides Britannus, Attice febris,
Tau Gallicum, min, al, sil ut male elisit,
Ita omnia ista verba miscuit fratri.

Ein längerer Excurs sucht die gemachten Veränderungen, die gewaltsamer scheinen als sie wirklich sind, auf eine jedenfalls plausible Weise näher zu begründen. Den Beschlufs macht Heyne's Abhandlung de Virgilii codd. et editionibus, allenthalben wo es nöthig war vom Herausg. ergänzt, verbessert und vermehrt.

Der letzte Band endlich enthält die orthographia Virgiliana. Da ein glücklicher Zufall zwei so bedeu-

Digitized by Google

tende alte Handschriften, wie der Mediceus und Vaticanus sind, erhalten hat, so beschlofs Hr. W. aus ihnen mit Zuziehung des Romanus und Palatinus die von Vigil oder wenigstens seiner Zeit selbst gebrauchte Orthographie möglichst zu reconstituiren. Er verschaffte sich demnach eine neue und genaue Abschrift des Vaticanus, welche mit dem Mediceus überraschend in orthographischer Beziehung übereinstimmt. Vom codex Romanus hat Hr. W. nur die Bukolika sorgfältig verglichen erhalten, da die Forderung eines römischen Abschreibers auf einen homo Attalicis condicionibus, nicht auf einen deutschen Philologen berechnet war, welcher also, wie Hr. W. sich ausdrückt, Tantalica sorte zufrieden sein mufste. Der Hr. Herausg. gibt also nach Vorausschickung der Varianten des Vaticanus und Romanus den Text nach der Rechtschreibung des Mediceus, welchem eine umfangsreiche Abhandlung mit der Ueberschrift: Orthographia Vergiliana folgt, in welcher die einzelnen in Rede kommenden Wörter und Formen nach alphabetischer Ordnung besprochen werden. Indem Hr. W. mit weiser Beschränkung lediglich eine orthographia Virgiliana constituiren will, behält er einen sichern Standpunkt, der ihn doch nicht hindert, in der gedachten Abhandlung den Wechsel der Schreibart chronologisch zu verfolgen. Auch hier bewährt derselbe seine umfassende und gründliche Gelehrsamkeit, welche dieser Abhandlung einen hohen allgemeinen Werth gibt, und sie namentlich zu einer wichtigen Ergänzung und Modificirung der bekannten Arbeit von Freund (Cic. or. p. Milone) macht. So zeigt Hr. W. auf das evidenteste, dafs bei Vigil von einem Wechsel der Accusativendungen es und is, der auf Rücksichten des Wohllauts basirt sei, durchaus keine Rede sei bei den Participien und Adjectiven, dagegen in den hieher gehörigen Substantiven allerdings ein Unterschied zu machen ist, demnach einige nomina die, andere jene Endung vorzuziehen scheinen, wobei freilich zweifelhaft bleibt, ob zur Zeit des Virgil oder dessen, der den Mediceus schrieb, die befolgte Regel galt. Von welcher unmittelbaren Wichtigkeit übrigens diese Manchen minutiös scheinenden Dinge für die Exegese werden können, beweist unter andern Ge. I, 25. wo in den Worten: urbisne invisere Terrarumque velis curam, urbis leicht für den Accusativ pl. genommen werden kann und dies auch oft geschieht, nach Hrn. W.'s Untersuchung es aber nur der Genitiv sein kann. Wir zeichnen als noch besonders reichhaltig die Artikel: D et T, qu et c, litterae sibi insidentes, aus, ferner scaena, Superlativus; temptare, welche Form Zumpt zuerst wieder einführte, findet sich durchweg im Mediceus, endlich Vergilius, wofür sich mit Ausnahme des Vaticanus oder, wie er auch heifst, des Fragmentum Vaticanum, dessen Schreibart dieses Namens noch unbekannt, alle alten Autoritäten entscheiden, bei welcher Controverse der berüchtigte Appuleius auch seinen Spuk treibt, und zuletzt den Buchstaben y. Den Beschlufs des Werkes machen willkommene indices in Heynii notas et commentarios (ein index notarum, quibus aucta est haec quarta editio, befindet sich zu Ende des 3ten Bandes, ein index rerum et verborum zu Hrn. Sillig's Bearbeitung der carmina minora unmittelbar hinter derselben im 4ten Bande) und ein conspectus eorum, quae in hac editione continentur.

Dies ist der Inhalt eines Werkes, welches auf lange Zeit hin einen ehrenvollen Platz in unserer Litteratur einnehmen wird, ehrenvoll sowohl wegen der Gesinnung der Pietät und der Ausdauer, mit welcher der Hr. Herausgeber dasselbe gefördert, als wegen der Gelehrsamkeit, des Scharfsinnes und der Hilfsmittel, mit welchen er sowohl als Hr. Sillig ihre Aufgabe gelöst haben. Doch hatte sich, wie wir aus Vol. V. praef. p. XVIII. XIX. erfahren, Hr. W. ein weiteres Ziel gesteckt, indem er ein Lexicon Vergilianum beizufügen gedachte, von welchem Plane er jetzt so abgekommen zu sein versichert, dafs er die gesammelten Materialien dem, welcher der Arbeit gewachsen und sie zu übernehmen geneigt ist, zur Benutzung zu überlassen Willens ist. Wir wollen hoffen, dafs sowohl der Hr. Verf. als der wackere Verleger den Muth nicht verlieren werden, auf diese Weise ein Werk zu vollenden, dem alsdann kein anderes sich zur Seite stellen kann und dafs namentlich die begonnene schamlose Compilation, welche jedoch, wenn wir anders recht unterrichtet sind, im Verlaufe der Ausgabe unterblieben oder wenigstens mehr versteckt ist, nicht niederschlagend auf Herausgeber und Verleger wirken werde. Immerhin wird dem eigentlichen Gelehrten, und dessen Kreis ist doch für ein solches Werk immer noch grofs genug, diese Ausgabe unentbehrlich bleiben, wie auch Hr. W. selbst diese Hoffnung ausspricht Vol. V. pr. p. XIX. — Dafs auch schon jetzt Manches nachzutragen, zu verbessern und zu ergänzen ist, kann nicht

Digitized by Google

Wunder nehmen und ist von Hrn. W. l. l. p. XLVII. seiner nur die Sache im Auge habenden Gesinnung gemäfs offen ausgesprochen. Wenn Hr. W., wie der Unterz. sicher hofft, zur Fortsetzung seiner rühmlichen Arbeit sich entschliefst, so erlaubt sich derselbe einen Wunsch ihm dringend an das Herz zu legen, nämlich ein möglichst tiefes Eingehen in die Schwächen des Virgil, wie sie in einigen Eklogen und in dem 2ten und 3ten Buche der Aeneis, mehr als in den andern Büchern, wenn Ref. nicht ganz irrt, theils in der Auffassung und Anschauung, theils in der gesuchten und gehäuften Diction hervortreten. Hr. W. hat nicht zu fürchten, zu den modernen Herostraten gerechnet zu werden; aber wohl ziemt es unserer Zeit und wird mehr als man vielleicht glaubt, frommen, neben der aufrichtigsten Verehrung des Alterthums nicht blind gegen etwaige Mängel zu sein, zugegeben dafs das, woran sich ganze Generationen in ästhetischer und rhetorischer Beziehung auferbauten, seine Bestimmung erfüllt und insofern den frühern Glanz und Nimbus verloren habe: denn um so sicherer läfst sich das unverlierbare Terrain, und ein solches gibt es auf diesem Felde und wird es ewig geben, gegen Angriffe, wie sie immer häufiger und immer gewichtiger kommen werden, behaupten.

Paldamus, in Greifswald.

XXIII.

Geschichte des grofsen deutschen Krieges vom Tode Gustav Adolf's ab, mit besonderer Rücksicht auf Frankreich. Verfafst von F. W. Barthold. Erster und zweiter Theil. Stuttgart, 1842. 1843. *Verlag von S. H. Liesching.*

Der Religionskrieg in Deutschland. Von Dr. Söltl, Professor. Drei Theile. Hamburg, 1840. 1842. *bei Johann August Meifsner.*

Die beiden unserer Betrachtung hier vorliegenden Werke unterscheiden sich ihrem Geiste nach sehr von einander. In dem Werke von Barthold spricht sich eine, ohne Zweifel parteiische Vorliebe für das Interesse des Hauses Habsburg aus; in dem Werke von Söltl dagegen zeigt sich eine eben so parteiische Vorliebe für das kurfürstlich pfälzische Haus und besonders für die Gemahlin des unglücklichen Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz. Seiner Vorliebe für diese Fürstin wegen hat denn auch Hr. Söltl seinem Werke einen zweiten Titel gegeben, und es nach Elisabeth Stuart benannt. Er hat den Versuch gemacht, das Hauptinteresse an der Geschichte des dreifsigjährigen Krieges an die Person der Elisabeth Stuart zu knüpfen. Dafs ein solcher Versuch kaum durchzuführen ist, wird jeder zugeben, der nicht ganz mit der Geschichte des dreifsigjährigen Krieges unbekannt ist.

Hr. Barthold dagegen hat, wie auch aus dem Titel, den er seinem Werke gegeben, erhellt, in ernsterer Weise, mit besonderer Rücksicht auf Frankreich, die Aufmerksamkeit auf einen würdigeren Gegenstand gerichtet. Es war von jeher ein höchst preisliches Bestreben Barthold's, die Verhältnisse näher zu erforschen und zu entwickeln, unter denen Frankreichs Macht, zum Nachtheile Deutschlands, sich zu erheben, schon seit den Zeiten Philipp's IV. bestrebt gewesen ist. Indem man an jenem Bestreben Interesse nahm, konnte man denn freilich an Manchem in seinen früheren Werken auch schon Anstofs nehmen. Eine gezierte, nicht gefällige, noch einfach gehaltene Schreibart, die sich auf eine unangenehme, gedehnte Weise in Vorder- Nach- und Zwischensätzen bewegt, macht das Lesen der Barthold'schen Schriften beschwerlich. Der häufig zu kurz hingestellte, und, man möchte sagen, schroff abgerissene Gedankeninhalt stört die Auffassung. Bewufste, berechnende Absichtlichkeit, mit Vernachläfsigung der Objectivität, leuchtet häufig in zu subjectiver Weise durch, wie zum Beispiel ganz besonders in der Darstellung des Charakters von Wollenweber und der geschichtlichen Verhältnisse, in denen sich dieser bewegt hat. Unwahr wird manchmal der Gedanke in Folge dessen, dafs er zu scharf auf die Spitze getrieben wird. Aufserdem wird der innere Zusammenhang im Fortgange der Erzählung oft plötzlich auf eine störende Weise abgebrochen, durch Einschub von Berichten über allerlei Gegenstände, in Rücksicht auf die man zweifeln mufs, ob sie auch an ihren gehörigen Ort hingestellt sind. Vieles, was für Monographieen höchst interessant zu verarbeiten sein würde, oder was mit Fug und Recht unter der Form von Lesefrüchten dem Publicum dargeboten werden könnte, wird mitten hineingeworfen in den Gang der Darstellung ernsterer

Digitized by Google

allgemeinerer geschichtlicher Verhältnisse. Hr. Barthold möge mir erlauben, zu gestehen, dafs, wie es mir scheine, er häufig in einen rein memoirenhaften Ton verfalle.

Das, was ich in Rücksicht auf seine historische Darstellungsweise im Allgemeinen ausstellen zu müssen, geglaubt habe, findet sich auch in reichem Maafse wieder in seiner Geschichte des dreifsigjährigen Krieges. Besonders aber leidet dies Werk an zwei Hauptfehlern. Der erste besteht darin, dafs in den angestellten Betrachtungen und darnach abgemessenen Urtheilen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft auseinandergerissen werden. Die Erwägung, wie eine bestimmte Gegenwart in allen ihren Erscheinungen mit Nothwendigkeit aus dem sich entwickle, was in früheren Menschenaltern, ja in Jahrhunderten der Vergangenheit sich vorbereitet habe, wird vermifst; so auch weiter das Bestreben, Erscheinungen einer bestimmt gegebenen Gegenwart aus dem zu erläutern, was in Folge späterer Entwicklungen klarer an den Tag getreten ist. Schon die ganze Anlage des Werks zeigt darauf hin, wie die nöthige Rücksicht auf die Vergangenheit vernachläfsigt worden, und mehrere im Werke ausgesprochene Urtheile über einzelne Personen, und namentlich über Bernhard von Weimar und über den grofsen Kurfürsten von Brandenburg, zeigen hinlänglich, wie die später klarer an den Tag getretene sittliche Gröfse dieser Fürsten in keine ideelle Beziehung zu dem gesetzt ist, was in Rücksicht auf ihre früheren Handlungen, zu denen sie sich in einer noch ganz verworrenen Zeit gedrängt fühlten, scharf getadelt wird.

Was die Anlage des Werks betrifft, so beginnt die Geschichte des dreifsigjährigen Krieges vom Tode Gustav Adolph's ab, grade mit der Zeit, in welcher am schauderhaftesten das Verderben über Deutschland einbricht. So wird man plötzlich mitten in die grenzenloseste Verwirrung geschichtlicher Verhältnisse hineingesetzt; das aber, was in der Einleitung darüber beigebracht wird, wie dieselbe entstanden sei, kann durchaus nicht als genügend gelten. Es heifst in dieser Einleitung nicht vom ganzen Deutschland, sondern mit ausdrücklichen Worten vom *protestantischen*, dafs dieses, „das *protestantische* Deutschland, krank an vielfachen inneren Gebrechen, ohne Liebe für das Ganze, ohne Kraft und Einsicht im Einzelnen sich geltend zu machen, sein Verderben herbeibeschworen habe" (S. 3). Das Unheil, von welchem Deutschland im Laufe des dreifsigjährigen Krieges betroffen worden ist, wird seinem Ursprunge nach abgeleitet von der politischen Stellung Frankreichs zu Spanien. „Fast rings von Spanien umgürtet, wäre Frankreich eingeengt, einem vielfachen Angriffe offen gewesen, und hätte im Falle eines Krieges mit den Spaniern fast alle seine Landgrenzen zu vertheidigen gehabt; solcher Fesseln aber sich zu entledigen, hätte der Wunsch jedes patriotischen Franzosen sein müssen und wäre das glückgekrönte Streben des Kardinals Richelieu sein Leben hindurch gewesen; aber wie trugvoller, arglistiger Mittel er sich bediente, ohne auch nur eine einzige Waffenthat der Franzosen, in Bezug auf Deutschland, seine Pläne zu erreichen", dies zu zeigen, wird als die schmerzliche Aufgabe des vorliegenden Buches angegeben (S. 4). Nur durch Richelieu's Politik soll Gustav Adolph angeregt worden sein, der katholischen Partei in Deutschland gegenüber sich der protestantischen Partei anzunehmen. „Richelieu", heifst es, „hatte im tiefen Norden den Gegner erspäht, welcher, wenn auch nicht die Macht des Kaiserhauses zu erschüttern im Stande, doch fähig schien, die Waffen Ferdinand's so zu theilen, dafs Frankreich ein günstiges Ende des mantuanischen Krieges hoffen durfte".

Hiernach also ersieht man, wie Hr. Barthold nur von dem ganz einseitigen Standpuncte aus, den das politische Verhältnifs von Frankreich zu Spanien darbietet, die Geschichte des grofsen deutschen Krieges betrachtet. Die anderen und die eigentlichen Hauptmomente, die diesen grofsen Krieg hervorgerufen haben, werden zum Theil gänzlich übersehen, oder zum Theil in den Hintergrund geschoben. Der Gefahr, die seit dem Ende des sechszehnten Jahrhunderts für die Protestanten durch die regsamen Bestrebungen der Jesuiten immer drohender sich nahte, wird kaum gedacht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 45.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1843.

Geschichte des grofsen deutschen Krieges vom Tode Gustav Adolf's ab, mit besonderer Rücksicht auf Frankreich. Verfafst von F. W. Barthold.

Der Religionskrieg in Deutschland. Von Dr. Söltl.

(Fortsetzung.)

Richtiger dagegen als Barthold, deutet Söltl auf den eigentlichen inneren historischen Grund des dreifsigjährigen Krieges hin, indem er (Theil 3. S. 39) folgendes sagt: — „Ferdinand von Steyermark, der eifrigste, treu ergebene Schüler der Jesuiten, ward von diesen zum Mittel und Werkzeug ausersehen, die Macht und das Ansehen der römischen Kirche in Deutschland wiederherzustellen. Mit ihm wirkte Maximilian von Bayern; die Gegenreformation begann und zeigte sich bald so entschieden, dafs Rom und die Jesuiten endlich zum offenen Kampfe drängten, um mit Waffengewalt zu vollenden, was bisher der schlauen Unterhandlung nicht gelungen. Zu gleicher Zeit beginnt in Frankreich der Kampf gegen die Hugenotten wieder, stärken sich heimlich die Katholiken in England, beginnt der Krieg zwischen dem katholischen Polen und dem protestantischen Schweden heftiger, und Rom hofft, durch die Unterdrückung der Ketzer in Deutschland, woher die grofse Umwälzung ihren Lauf begann, leicht die übrigen Völker wieder zum Gehorsam zu bringen. Deutschland wurde das grofse Schlachtfeld für die Rettung der religiösen Freiheit und des germanischen Lebens gegen römische Uebermacht. — Und doch wollen Einige nicht erkennen, dafs es der Religion galt? Sie erinnern sich nicht an die Gegenreformation in Steyermark, in Oesterreich ob und unter der Enns, in Böhmen, in den Reichsstädten, endlich in der Oberpfalz selbst noch nach dem westphälischen Friedensschlusse? Das heifst doch den Wald vor lauter Bäumen nicht sehen"! —

Von einem anderen Standpuncte aus, als Barthold und Söltl, hat Karl August Müller den Gegenstand des böhmischen Krieges, als den Anfang des dreifsigjährigen betrachtet. Er hat sich hierüber neuerdings folgendermaafsen geäufsert: — „Auf der einen Seite steht die böhmische Feudal-Aristokratie, mit ihren maafslosen Ansprüchen nach maafslosen Zugeständnissen, die anderen Lande mit sich fortreifsend zum Kampfe gegen das monarchische Princip, dessen Kräftigung für die Ruhe, den Frieden, das Fortschreiten der Völker und Staaten auf der Bahn höherer Entwicklung so wünschenswerth war; zu ohnmächtig, um ihre Sache allein auszufechten, ruft diese Feudal-Aristokratie die Calvinische Opposition im Reiche zu Hülfe. Diese, an sich nur ein negatives Element, ist trotz des Hereinziehens der Niederländer, Engländer und der Opposition in Oesterreichs östlichen Landen, nur fähig zur Zerstörung, nie und nimmer zum Wiederaufbau. Auf der anderen Seite erblicken wir das aufs äufserste bedrängte, einmüthig erwählte Reichsoberhaupt, die wankende Vormauer des heiligen römischen Reiches gegen östliche Barbarei, das verhöhnte positive Recht". — (Karl August Müller's Forschungen auf dem Gebiete der neueren Geschichte. Dresden und Leipzig 1841. Dritte Lieferung. Erster Theil. S. 377).

Das in der Geschichte der Länder des österreichischen Herrscherhauses seit dem Tode Maximilian's II. Vorangegangene übersieht Müller bei seiner Beurtheilung des böhmischen Krieges, wie Barthold bei seiner Beurtheilung des französischen Krieges. Richter dagegen hat in seiner Geschichte des dreifsigjährigen Krieges aus Urkunden und anderen Quellenschriften (Erster Band. Leipzig 1840) den so eben berührten Gegenstand sehr im Einzelnen und mit breiter Ausführlichkeit behandelt. Er geht selbst bei seinem

Digitized by Google

Zwecke, die Momente der Aufregung der Gemüther darzulegen, so weit, die Geschichte der Einführung des verbesserten Kalenders weitläuftig zu erörtern (a. a. O. S. 156—186). So ist es denn gekommen, dafs er in dem 48 Bogen starken ersten Bande seines Werkes nur die Vorgeschichte des dreifsigjährigen Krieges hat darstellen können; er hat vorläufig angehalten nach Abstattung des Berichtes über den im Jahre 1608 zwischen dem Kaiser Rudolph und dem Erzherzoge Matthias abgeschlossenen Vertrage. Ist es hiernach denn wohl klar, dafs er allerdings sich etwas kürzer hätte fassen können, so darf man ihm doch die Ansprüche nicht streitig machen darauf, dafs es anerkannt werde, wie er bestrebt gewesen sei, auf eine tiefsinnigere Weise, wie die genannten Herren, den Ursprung des dreifsigjährigen Krieges anzuknüpfen an die innere Entwicklung des Geistes der Geschichte des deutschen Volks. Sehr in's Einzelne gehend, legt er das geheime und stille, wie das offene und gewaltsame Wirken der Jesuiten, welches seit dem Tode Maximilian's II. in den österreichischen Staaten überhand nahm, offen dar. Es war aber nicht eigentlich die Feudal-Aristokratie, die in einem dieser Staaten besonders betroffen worden wäre, sondern es fühlten sich auch im Erzherzogthum Oesterreich die Bauern so gedrückt, dafs ihr Unwille endlich in offenen Aufruhr ausbrach. In Steyermark, Kärnthen und Krain begann bekanntlich mit dem Jahre 1596, als der Erzherzog Ferdinand sein mündiges Alter erreicht hatte, ein planvolles Wirken, die Reformation bis auf ihre letzten Wurzeln auszurotten. Auch ist bekannt, dafs Ferdinand zwei Jahre darauf, während seiner Anwesenheit in Italien, der Jungfrau Maria zu Loretto das Gelübde that: dafs er seine Länder von Ketzerei säubern werde; auch wenn diese Säuberung schwierig wäre und sogar sein Leben gefährdete. Rudolph II. hatte schon früher gegen die böhmischen Brüder strenge Befehle erlassen; später in den ersten Jahren des siebzehnten Jahrhunderts wiederholte er dieselben und dehnte sie zum Theil auch aus auf die Lutheraner und Calvinisten. Diesen dreien Religionsparteien wurden alle Zusammenkünfte untersagt; wer zu ihnen gehörte, wurde unfähig erklärt, ein öffentliches Amt zu bekleiden; wer im Amte stand, abgesetzt. Der Befehl, das Land zu räumen, wurde gegen die böhmischen Brüder erneuert, und auf die Calvinisten ausgedehnt.

Dies Alles sind freilich ganz bekannte Sachen; aber es mufs daran erinnert werden, um einer falschen Beurtheilung grofsartiger, bedeutender weltgeschichtlicher Entwicklungen zu begegnen. Die katholische Kirche ist es gewesen, die durch ihre unduldsamen Bestrebungen den Unfrieden im Volke erregt hat. Der dreifsigjährige Krieg war nur eine Folge dieser Erregung. Wie übrigens Barthold und Müller zu dem Versuche haben kommen können, die Veranlassungen und Verhältnisse des dreifsigjährigen Krieges in abstracter Weise an rein politische Interessen zu knüpfen, dies ist schwer einzusehen. Wohl knüpften sich auch politische Interessen an diese Verhältnisse an. In den weltgeschichtlichen Entwicklungskämpfen sind aber niemals religiöse und politische Interessen, am wenigsten kirchliche und politische auseinander zu halten. Sie verschlingen sich nothwendig mit einander auf das Innigste. Das Wesen des Bürgers und das des Mitgliedes einer religiösen Gemeinde, die Verhältnisse der bürgerlichen Gemeinschaft und die der kirchlichen, besonders wenn die letztere in äufserlich *befestigter* Verfassung dastehn will, fliefsen dergestalt *in einander* über, dafs hier scharfe, bestimmte Grenzen gar nicht zu ziehen sind. Nimmt man aber auch hier noch die politischen Interessen in äufserlicheren Beziehungen, so kann doch wahrlich in dieser Rücksicht der Vorwurf nicht blofs auf die Gegner des Hauses Habsburg fallen. Wer dies letztere behaupten wollte, der müfste es entweder niemals gewufst, oder es vergessen haben, dafs Aeneas Sylvius mit Erfolg dem Kaiser Friedrich III. vorgestellt hätte: „Wie er daran denken könne, das Ansehn des Papstes herabzusetzen, um sich dem Volke beliebt zu machen, das doch seiner Natur nach höchst unbeständig sei? Es bestände eigentlich ein ewiger Hafs zwischen Volk und König. Papst und Kaiser müfsten deswegen einander immer beistehen." Friedrich III. liefs sich durch solche Reden bestimmen. Karln V. einen ähnlichen Vorwurf zu machen, dazu freilich ist man im eigentlichen Sinne nicht berechtigt; indefs läugnen läfst sich in Rücksicht auf seine Pläne auch nicht, dafs in denselben kirchliche und politische Interessen auf die allermannigfaltigste Weise sich durchschlangen. Dieser Vorwurf, wenn es überhaupt einer wäre, würde auch die Politik der fünf auf Karl V. mit Einschlufs Ferdinands II. folgenden Kaiser aus dem habsburgischen Hause treffen. Aufserdem sind

Digitized by Google

aus ihren Zeiten auch viele einzelne Fälle nachzuweisen, in welchen von den Katholiken religiöse und politische Interessen in einander gewoben wurden. Die in ihren äufserlichen rechtlichen Beziehungen rein politische Angelegenheit des Erbanfalls der jülich-clevischen Lande an das Haus Brandenburg ward von Seiten der Jesuiten sogleich in das Bereich der kirchlichen und religiösen Interessen gezogen. Die Art und Weise, wie der Herzog Maximilian von Bayern in den Besitz von Donauwörth kam, und wie er für sein Haus die Oberpfalz und die Kurwürde gewann, zeigt auch darauf hin, dafs er eben nicht abgeneigt gewesen wäre, religiöse Zerwürfnisse politisch auszubeuten.

Die donauwörthische Angelegenheit und die jülich-clevische sind überhaupt zwei Hauptbegebenheiten, die ganz besonders zu beachten und hervorzuheben sind, wenn die Frage darüber entsteht, wie in den geschichtlichen Entwicklungen im Leben des deutschen Volks der Ausbruch des dreifsigjährigen Krieges vorbereitet worden sei. Herr Barthold hat sich um dergleichen weniger gekümmert, und so scheint der im Vorhergehenden ihm gemachte Vorwurf, dafs er Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft nicht in gehörige innere Verbindung zu setzen gewufst habe, begründet zu sein. Was aber hier den Tadel auf sich zieht, das fällt auch auf in der Art und Weise seiner Auffassung und Beurtheilung grofsartiger Persönlichkeiten. Ueber Bernhard von Weimar heifst es (Th. I. S. 328.) in Beziehung auf den Vertrag, den der Herzog mit Frankreich zu einer Zeit abschlofs, in welcher, nach Abschlufs des Prager Friedens, die Angelegenheiten der Protestanten in Deutschland allerdings sehr schlecht standen, wie folgt: — „Gegen solche Verheifsungen machte Bernhard, der selbst dem schwedischen Könige auf seiner Siegeslaufbahn seine fürstliche Reichsfreiheit nicht aufgeopfert, sich anheischig, sein Heer unter die Hoheit des Königs wider alle Verordnungen, welche ihm von Schweden oder anderen Bundesgenossen gegeben werden dürften, dahin zu führen, wohin der König es verlange! Schaamvoll verschwieg der Enkel Johann Friedrich's seinen Waffengenossen und der deutschen Welt die Bedingung schmählicher Abhängigkeit von Frankreich, und beschlofs nur in der Noth die Fesseln des Söldners zu tragen, zumal der Besitz des Landgrafenthums (Elsafs), in doppelsinnigen Ausdrücken und mancherlei Einschränkungen, ihm nimmer eine Stelle, seiner Abkunft, seines ererbten Berufs und seines Herrschersinnes würdig, verhiefs." — Anderswo (Th. 2. S. 188.) heifst es: „Der Sachse hatte vortrefflich gelernt, die aufrichtigste Gesinnung gegen Frankreich zu erheucheln, und machte sich kein Gewissen daraus, durch betrügliches Verhalten seinerseits Frankreich zu strafen, welches unter dem Scheine der Uneigennützigkeit das Verderben des deutschen Reiches bezweckte. Ungeachtet nicht zu läugnen war, dafs Bernhard *ohne* Frankreichs Geld seit der Schlacht von Nördlingen eine schwächliche Rolle gespielt hätte und ihm nichts geblieben wäre, als dem Kaiser sich zu unterwerfen oder Schutz in der Fremde zu suchen; glaubte er, ohne die bindende Verpflichtung der geheimen Verträge anzuerkennen, die Unterstützung Frankreichs durch den Waffendienst bezahlt zu haben, welchen er seit vier Jahren dem wehrlosen Lande durch die Beschirmung seiner Grenzen geleistet." Seite 192 des zweiten Theils wird gesagt: „Tödtliche Krankheit oder vielleicht empfangenes Gift nagte bereits am innersten Leben Bernhard's und die Entfremdung seines Schwerterwerbes war schon eingeleitet, indem Frankreichs Politik von seinem Tode lohnendere Frucht erwartete als von den Thaten des Lebenden; als der Herzog unzweifelhafter begann, die schmachvolle Fessel zu zerreifsen, und er einer planvollen, hochherzigen Thätigkeit sich hingab, um die am Vaterlande begangenen Sünden wieder gut zu machen!! — — „Bedeutsamer, als die mehr selbstsüchtigen Bestrebungen, dem ernestinischen Hause die verkürzte landesherrliche Stellung wieder zu gewinnen und auch die streitige niederrheinische Erbschaft ihm zuzuwenden; war der vorsichtig eingeleitete Plan, *zwischen dem Kaiser und den fremden Kronen, welche den Frieden verhinderten*, da Oesterreich, mit Spanien innig verbunden, nichts *aufopfern* wollte, und jene ungerecht eine *Zerstückelung* Deutschlands verlangten, eine *gebieterische dritte Partei zu bilden.* In einem so segensreichen Gedanken begegneten sich, durch das Verständnifs der Zeit aufgefordert, die Tüchtigsten der vaterländisch gesinnten Männer".

Wer diese drei, in einem und demselben Werke enthaltenen Stellen mit einander vergleicht, dem mufs doch wahrlich die Frage sich aufdrängen, woher Hr. Barthold es denn in Erfahrung gebracht habe, dafs Bernhard von Weimar erst gegen das Ende seines Lebens einer planvollen hochherzigen Thätigkeit sich

Digitized by Google

hingegeben hätte. Läfst es sich denn irgend läugnen, dafs der Herzog in den früheren Zeiten seines historischen Auftretens in einer eben so planvollen und hochherzigen Thätigkeit sich bewegt habe, als in späteren Zeiten. Barthold selbst gesteht zu, dafs Bernhard ohne Frankreichs Geld seit der Schlacht von Nördlingen eine schwächliche (vielleicht schmähliche?) Rolle gespielt haben würde. Das Unheil aber, welches für Deutschland in Folge des Benehmens des Herzogs erwuchs, ist mehr einem Schicksale, und zum Theil dem zu früh eingetretenen Tode Bernhard's, als von ihm begangenen Sünden zuzuschreiben. Ein anderer Bernhard war der Sachse nicht vor oder nach der Schlacht von Nördlingen und dann wiederum kurz vor seinem Tode. Die Verhältnisse waren nur zu den verschiedenen Zeiten anders, und deshalb spiegelt sich das Bild seiner Persönlichkeit vor dem Blicke dessen, der die Verwirrung nicht zu durchschauen vermag, verschiedentlich ab.

Der Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg, der bis zum Ende seines Lebens schwere und nur theilweis siegreich bestandene Kämpfe zu führen gehabt hat für die Verwirklichung jener Idee, die dem Geiste Bernhard's von Weimar vorschwebte, wird eben so schief wie dieser beurtheilt. Ihm wird (Th. 2. S. 276) vorgeworfen, dafs er, am 1. December 1640 seinem Vater als Kurfürst gefolgt, bei der gänzlichen Entkräftung seiner deutschen Lande verzagt habe, mit Waffengewalt gegen die Schweden sein Erbrecht auf Pommern zu verfechten, und, bedauernswürdig für die allgemeine deutsche Sache, die schwach gehandhabten Waffen niederlegend, den Eingedrungenen den Rücken gesichert, und den Eroberungen der Schweden an der Ostsee die erste Festigkeit verliehen habe. Barthold sagt (Th. 2. S. 333): „Raffte der junge Friedrich Wilhelm muthvoll die letzte Kraft Preufsens und der Mark zusammen, und erschien, *selbst* Feldherr und die trägen Gemüther durch die Macht seiner persönlichen Eigenschaften kräftigend, mit einem Heere, an welchem es nach Arnim's Vorbereitungen so wenig, wie an entschlossenen tüchtigen Offizieren fehlte, zwischen Elbe und Oder, ehe der neue schwedische Generalissimus (Torstenson) herbeikam; so war, nach menschlicher Einsicht, nicht allein Pommern, das unbestrittene Erbe seines Hauses, gewonnen, sondern die schwedische Krone zum Frieden gezwungen und Deutschland seines gefährlichen Gegners entledigt. Aber der junge Fürst, seiner eigenen Einsicht und Kraft noch unbewufst, erfafste nicht den Beruf seines Hauses, die Vertretung des deutschen Protestantismus, welchen Sachsen nicht behaupten konnte, den zudringlichen Fremden zu entreifsen. Geleitet von einer Partei, welche den bisherigen allgewaltigen Diener seines Vaters, den Grafen Adam von Schwartzenberg, bitter hafste, und geschmeichelt durch die hochstrebende *Hoffnung*, an der *Hand* der jungen Königin Schwedens auch *Pommern* und eine entscheidende Macht im Norden zu gewinnen: bereitete er in der Stille einen Entschlufs vor, der, so weit ihm auch die Ohnmacht des Staates und das Elend des Landes das Wort reden mag, dennoch als Verrath an dem höchsten Interesse heraustrat, und für das gemeinsame deutsche Vaterland die beklagenswerthesten Folgen hatte. Nur leise, unmerklich, versteckt that Brandenburgs Abfall von der *guten deutschen* Sache und von dem Ehrenstreite *des Hauses* sich kund; was hinterdrein nach einer beklagenswerthen Wendung der Dinge, die Brandenburg verhindern konnte und mufste, als *politische* Klugheit und Berechnung sich geltend machte, war im Anfang nur Schwäche und politischer Kleinmuth und räukevolle Leidenschaftlichkeit jener Cabinets- und Höflingspartei, welcher der junge Regent, wie so häufig mit dem *ersten Minister* seines Vaters in übelem Verhältnifs, willig sein Ohr lieh".

Gegen diese leichtsinnig ausgesprochenen Worte Barthold's ist nur Folgendes kurz einzuwenden: 1) Dafs der Zustand Preufsens und der Mark zur Zeit, in welcher Friedrich Wilhelm den kurfürstlichen Thron bestieg, ein solcher war, dafs man an ein schleuniges Zusammenraffen auch nur von letzten Kräften gar nicht denken konnte. Der grofse Kurfürst konnte nur daran denken, nach und nach sich eine eigene Macht zu bilden, da die geringe Anzahl von Truppen, die ihm zu Gebote stand, ihm nicht treu war, und sich dem Kaiser verpflichtet hielt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 46.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1843.

Geschichte des grofsen deutschen Krieges vom Tode Gustav Adolf's ab, mit besonderer Rücksicht auf Frankreich. Verfafst von F. W. Barthold.

Der Religionskrieg in Deutschland. Von Dr. Söltl.

(Fortsetzung.)

2) Dafs der Kurfürst von Sachsen nie und nimmer seine Eifersucht gegen Brandenburg aufgegeben haben würde, und also auch nicht gestattet, dafs das ihm verpflichtete, von Arnim aufgebrachte Heer an Friedrich Wilhelm verwiesen würde. 3) Dafs das höchste Interesse, um welches es sich im dreifsigjährigen Kriege fragte, nicht das nationale, sondern vielmehr das religiös-kirchliche war. 4) Dafs eben deshalb Friedrich Wilhelm nur dadurch, dafs er die protestantische Partei ergriff, in der Gesinnung der Protestanten einen festen Halt sich bildete, durch den er in den langwierigen und schwierigen Kämpfen seines späteren Lebens getragen worden ist. 5) Dafs bei dem weit innigern Verhältnisse, welches zwischen dem sächsischen und österreichischen Hause schon damals statt fand, gar keine Aussicht für das protestantische brandenburgische Haus vorlag, zu dem Kaiser in eine wahrhaft günstige, für dies Haus und für die protestantische Partei wirklich fruchtbringende Stellung zu gelangen.

Zur Bildung einer dritten Partei aber, um an deren Spitze dem katholischen Kaiserhause sich gegenüberzustellen, dazu waren die Zustände der Länder des Kurfürsten in dem Augenblicke des Antrittes seiner Regierung so wenig, wie die Machtverhältnisse, in denen er sich überhaupt um diese Zeit befand, geeignet. Wie früher Bernhard von Weimar bei Frankreich Hülfe hatte suchen müssen, so schlofs sich später Friedrich Wilhelm an Schweden an. Beiden dies als Schuld oder Sünde anzurechnen, wird keinem vorurtheilsfreien Historiker einfallen; auch kann von einem späteren Gutmachen solcher etwaigen Sünden die Rede nicht sein; die ursprünglich schon planvolle, hochherzige Thätigkeit dieser beiden Helden entwickelte sich nur später sichtbarer und klarer. Hr. Barthold sagt zwar (Th. 2. S. 333) in einer Anmerkung: „So hoch dem Verfasser der grofse Kurfürst steht in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts, die einzige Heldengestalt unter den Fürsten Deutschlands, so steht die geschichtliche Wahrheit ihm doch höher". — Die geschichtliche Wahrheit ist aber nun diese, dafs Friedrich Wilhelm schon als Jüngling zum Helden erwachsen war, und dafs sein Jugendalter durch sein Mannesalter verklärt worden ist. Von allem Anfange an hat er in der Stille an selbstständiger Gröfse gearbeitet (Vergl. Th. 2, S. 607), und die kräftige Thätigkeit für diesen Zweck ist nicht ohne Lohn geblieben.

Das Auseinanderreifsen des inneren Zusammenhanges der Entwicklung verschiedener aufeinander folgender Zeiten, wie es im Vorhergehenden dem Hrn. Verf. zum Vorwurfe gemacht worden, ist wohl hinlänglich erwiesen. Von einem zweiten Hauptfehler des Werks ward jedoch auch gesprochen, und dieser besteht darin, dafs auch in der Betrachtungsweise Barthold's die grofsen weltgeschichtlichen Verhältnisse, in denen die Völker zu einem Gesammtleben der Menschheit sich zu entwickeln berufen sind, zerrissen werden. In den neueren Jahrhunderten haben sich die Volksthümlichkeiten gegen das alte mittelaltrige kaiserliche Reich, welches Ansprüche darauf machte, die ganze Christenheit zu umfassen, wieder emporgehoben. Gegen Napoleon ward als Hebel der Begeisterung die Idee der Nationalität ganz besonders in Anspruch genommen. Daraus nun ist erfolgt, dafs in Beziehung auf Staats- und Völkerrecht immer und immer wieder von dieser Idee gesprochen wird, und in solcher Art, als ob sie allein es sei, wodurch das höchste politische Interesse bedingt werde.

Digitized by Google

Es scheint fast, als ob man die alten Naturstaaten wieder herzustellen gedenke, eine Zeit wieder hervorrufen wolle, in welcher jeder Fremde, jeder von dem Volke, dem er nicht angehörte, als Feind geachtet und behandelt ward. Diese Sache hat freilich ihren tiefen Grund im Geiste der Zeit, nach welchem die Forderung erstanden ist, dafs auch die Natur geheiligt werde im Geiste. Wird aber in schroffer Einseitigkeit die Idee der Nationalität als die höchste und vor Allem berechtigte aufgefafst, so müssen sich daraus nothwendig grofse Irrthümer und Uebelstände ergeben. In dem Leben der Menschheit, in der Geschichte waltet die Freiheit, und in dieser Freiheit knüpfen sich, wie unter Menschen, so unter Völkern, Verbindungen mancherlei Art an. Es ergeben sich daraus Entwicklungen, die sich aufserhalb der Kreise dessen, was durch die Nationalität beschränkt ist, bewegen. Entwicklungen dieser Art aber beruhen in den Momenten der Weltgeschichte, wonach die Richtung dieser doch ohne Zweifel darauf hingeht, die gesammte Menschheit, freilich mit Anerkennung der Berechtigung der verschiedenen Nationalitäten, wieder zur Einigkeit zusammenzuführen, und zur geistigen Gemeinde zu versammeln. Dem Bewufstsein der Christen hat von jeher die Idee der Herstellung dieser Gemeinde als die des endlichen Ausganges aller geschichtlichen Bewegungen vorgeschwebt. In den Formen aber, in denen in den früheren Zeiten, zur Zeit der Ausbreitung des Christenthums über Europa, das Leben der zu demselben übertretenden Völker sich gestaltete, wurden die im Geiste des Menschen mächtigen Naturmomente, als noch vom Geiste des Heidenthums durchdrungen, dem nach, was als christlich-sittliches Ideal galt, sehr unterdrückt. Wie die durch das Priesterthum dargestellte Kirche dem Laienthum gegenüber im Gegensatze gegen dasselbe sich gestaltete, so gestaltete sich das durch den Adel dargestellte Reich dem Volke gegenüber und selbst dem innersten, wesentlichen Principe nach im Gegensatze gegen das Princip der Volksthümlichkeiten. Franzosen, Briten und andere christliche Völker haben wieder zu Nationalitäten in moderner Form früher sich zusammengefafst und hervorgebildet, als die Deutschen. Diesen Letzteren blieb als Erbstück von früheren Zeiten her die Kaiserkrone, und mit derselben die an sie geknüpften Erinnerungen und Principien. Die Idee der Kaiserkrone schliefst aber an und für sich, ihrer Wurzel nach, die Beschränkung innerhalb der Nationalität aus, und da sie mit der deutschen Königskrone unzertrennlich verknüpft ward, so mufste auch in Folge dessen der Charakter dieser letzteren manche eigenthümliche Bestimmungen annehmen. Die deutschen Könige waren im Mittelalter auf die Kaiserwürde verwiesen, und so auf Italien. Nach dem Untergange der Hohenstaufen bietet die Geschichte des deutschen Reichs nur das Bild eines immer mehr zunehmenden Verfalls dar, und was sich dagegen politisch hervorbildet ist Nichts, als die Hausmacht in den verschiedenen fürstlichen Familien. Auch die Macht des Hauses Habsburg, welches sich, wenn auch nicht rechtlich, doch factisch in den erblichen Besitz der Krone setzte, war keine nationale. Sie beruhte vielmehr in dem vereinigten Besitze sehr verschiedener Länder. Spanien mit Amerika, Ungarn und Böhmen, alle undeutsche Länder, jenem Hause zugefallen, bildeten die Macht desselben. Die Macht dieses Hauses, wie die Idee der Würde, die es mit der Kaiserkrone an sich geknüpft hatte, dehnte sich weit über die beschränkteren Kreise deutscher Nationalität aus. Hätte nun dieses Haus seine undeutsche Macht nicht in dem Kampfe verwandt, der in den verworrenen Verwicklungen gehemmter Bestrebungen des deutschen Volks, sich in seiner Volksthümlichkeit zu verklären, entstanden war: so möchte vielleicht das Betragen der deutschen Fürsten, die dem Hause Habsburg gegenüberstanden, härter zu tadeln sein.

Es gilt hier indefs keinesweges die Ansicht, als ob jener Kampf, auf den angedeutet worden ist, erst mit dem Anfange des dreifsigjährigen Krieges begonnen habe. Er hatte vielmehr schon begonnen, als Friedrich III. sich mit dem Römer Aeneas Sylvius gegen das deutsche Volk verbündete. Kräftiger aufzutreten in diesem Kampfe, sah sich indefs erst Karl V. in den Stand gesetzt, als er mit dem Papste im Bunde seine Spanier nach Deutschland geführt hatte. Auch nach Trennung der beiden Linien des habsburgischen Hauses hat sich die österreichische Linie nicht auf Deutschland zurückgezogen. Es bewegte sich vielmehr in allgemein weltgeschichtlichen Verhältnissen, und in Folge deren war auch das deutsche Volk, nach der Stellung der Kaiser zum Reich, in weltgeschichtliche Verhältnisse hineingezogen.

Zwar sagt K. A. Müller (Forschungen Vorr. S. IX)

Digitized by Google

folgendes: — „Wenn auch in jener grauenvollen Zeit fast nur Factionen, eine italienisch-spanisch-katholische, eine französisch-calvinische und eine schwedisch-lutherische, Deutschland in seiner Zerrissenheit darstellen; wenn die in dem Volke lebenden verschiedenen religiösen Ideen von Fremden benutzt werden, um *eine für Deutschland sehr unbedeutende Frage* (!) ausmachen zu helfen, die Frage, über Habsburgs oder Frankreichs Principat: so sind doch jene aristokratischen Factionen immerhin nicht das deutsche Volk, und dieses so furchtbar betrogene deutsche Volk hat es nach zweihundertjährigen Leiden bewiesen und wird ob Gott will immer kräftiger beweisen, dafs es seine Einheit begreife und seine Selbstständigkeit zu vertheidigen wisse. Die Deutschen sind demnach, wie jede andere Nation, zu der Forderung berechtigt: dafs man bei Darstellung ihrer eigenen Geschichte von ihrem eigenen Standpuncte ausgehe". — Es war jedoch dem deutschen Volke im sechszehnten und siebzehnten Jahrhundert sein eigener Standpunct angewiesen durch die Stellung, die das österreichisch-spanische Haus Habsburg demselben gegenüber einnahm. Was Müller als Factionen bezeichnet, darin sprachen sich vielmehr höhere weltgeschichtliche Richtungen aus, in deren Kämpfe der Geist des deutschen Volks hineingezogen war. Ein von den Bereichen der Weltgeschichte und deren Kämpfen ausgeschlossenes deutsches Naturvolk gab es im sechszehnten und siebzehnten Jahrhundert nicht. An und für sich schon an die in der Weltgeschichte sich bewegenden Kämpfe gewiesen, wurde das deutsche Volk in jenen Zeiten, von denen hier die Rede ist, unmittelbar zunächst in dieselben hineingezogen, in Folge der weltgeschichtlichen Stellung seiner Kaiser. Und eben aus diesem Grunde kann die Geschichte jener Jahrhunderte, wenn ein wahres und richtiges Urtheil gefällt werden soll, nicht blofs aus einem rein nationalen Standpuncte betrachtet werden.

Das aber auch ist der Fehler von Barthold, dafs er, wie so viele Gelehrte in unserer Zeit aus Begeisterung für den Begriff der Nationalität die hohe Bedeutung der weltgeschichtlichen Entwicklung des Geistes der Menschheit verkennt. Das siebzehnte Jahrhundert war dasjenige, in welchem das Zeitalter Ludwig's XIV. sich entwickelte. Die vom weltgeschichtlichen Standpuncte ausgehende Betrachtung mufs ohne Zweifel die Ueberzeugung geben, dafs die diesem Zeitalter zu Grunde liegende wesentliche Idee auf die Entwicklung einer bestimmten Bildungsform sich bezogen habe. Im Neufranzösischen, welches seinen Höhepunct im Zeitalter Ludwig's XIV. erreicht hat, durchdringen sich innerlich in einer gewissen abgerundeten, volksthümlich ausgebildeten Form Lebenselemente des Alterthums und des Christlich-Germanischen. Hierin liegt zunächst der Grund des Anwachsens der Macht Frankreichs in den Jahrhunderten, die auf das Mittelalter gefolgt sind. Eine innere weltgeschichtliche Idee hat Frankreich in die Höhe gehoben, und unter welchen äufseren Bedingungen dies auch geschehen sein mag, jener Idee mufs man sich klar bewufst geworden sein, wenn man überhaupt über die Entwicklung völkerrechtlicher Verhältnisse neuerer Zeiten richtig urtheilen will. Wie sehr man auch die Schicksale, die Deutschland seit der Zeit der Reformation erlitten hat, beklagen, wie sehr man sich erzürnen mag über das Benehmen einzelner deutscher Fürsten während der Entwicklung dieser Schicksale, verkennen darf man nicht, dafs Frankreich von den Zeiten Franz's I. bis auf die Zeiten Ludwig's XIV. im weltgeschichtlichen Verhältnisse ganz besonders für Deutschland den Stützpunct weltgeschichtlicher Fortbewegungen gegen das Erstarren in Verhältnissen der Vergangenheit dargeboten hat. Aber die Form der französischen Bildung, die im siebzehnten Jahrhundert zu höherer Berechtigung und in Folge dessen auch zu höherer geschichtlicher Macht sich emporhob, ist nicht die allgemein genügende. Es fehlt ihr die Fülle und Tiefe ächtgermanischer Gesinnung. Diese jedoch war es, an die der leidende Theil in Deutschland sich wandte, als derselbe Gustav Adolf um Hülfe ansprach. Längst schon, ehe er wirklich herankam, hatten die Protestanten in Deutschland auf ihn gesehen, von ihm ihr Heil gehofft, und nicht erst die französische Politik hat die Veranlassung geboten, ihn zu rufen. Schon seit dem Jahre 1614 hatten deutsche protestantische Fürsten wiederholt sich an ihn gewandt, um bei der immer dringender werdenden Gefahr, bei der im dreisten Auftreten immer weiter um sich greifenden Macht der Katholiken seines Beistandes sich zu versichern. An den zur Vertheidigung der Religionsfreiheit geschlossenen Verein mehrerer Kurfürsten und Stände in Deutschland hatten sich England, die Niederlande, die Schweiz angeschlossen. Man sprach auch um Theil-

Digitized by Google

nahme an diesem Bündnisse den König von Schweden an. (Geschichte Schwedens von Geijer Th. 3. S. 137). Der damaligen Zeit kam es nicht in den Sinn, das, was höher steht, als alle Nationalität und deren Princip, auf nationelle Grenzen beschränken zu wollen. Beides, England wie Schweden, wurden von den in ihrem religiösen Gewissen beängstigten Deutschen um Hülfe angerufen. Auf beide Mächte sah man von Deutschland aus auch wieder hin, als nach dem Anfange des dreifsigjährigen Krieges zu der Frage über die Religionsfreiheit auch noch die über die Herstellung des geächteten Kurfürsten von der Pfalz hinzugekommen war. Vorläufig indefs zerschlugen sich die Unterhandlungen mit dem Schwedenkönige aus mancherlei Gründen. Vorbereitet aber war schon längst und unabhängig von Richelieu's Politik die Anknüpfung von Verbindungen mit Gustav Adolf, ehe durch Vermittlung Frankreichs der Waffenstillstand zwischen Schweden und Polen zu Stande kam.

Was aber zu einleitenden Vorbereitungen der Art geführt hatte, kann nicht als Verrath am Vaterlande angesehen werden. Es darf überhaupt nicht, wie aus dem Vorhergehenden hinlänglich erhellt, die Entwicklung der politischen Verhältnisse zur Zeit des dreifsigjährigen Krieges einseitig vom Standpuncte der Nationalität betrachtet und beurtheilt werden. Christlich-religiöse Momente wirkten unläugbar mächtig darauf ein, und das Eingreifen weltgeschichtlicher Momente war ein nothwendiges, unabwendbares. Als Deutschland und die deutche Nation völlig der despotischen Macht eines Kaisers, wie es Ferdinand II. war, und der römisch-hierarchischen Macht des Papstthums durch Vermittlung eines Wallenstein's zu unterliegen schien, brachte Gustav Adolf die erflehte Hülfe. Noch jetzt lebt im Bewufstsein des Volks und im freundlichen Andenken das Bild des edeln Schwedenkönigs. Gegen das Urtheil freilich, welches im Laufe von zwei Jahrhunderten nationell im Bewufstsein des deutschen Volks sich festgesetzt hat, versucht Barthold Widerspruch einzulegen. Er sagt (Th. 1. S. 29) Folgendes: — „Ein günstiges Schicksal trat" (durch den Fall des Königs bei Lützen) „wohlthätig in's Mittel und bewahrte den, von einer halben Welt vergötterten, vor beiden: vor rücksichtsloser Enthüllung der Pläne eines gemeinen Eroberers, wenn es ihm glückte; und anderen Falls vor dem Hasse und Hohne der Mitlebenden, die ihn, der die Lauterkeit des Willens erlog als Deckmantel der Selbstsucht, zu strafen nicht gesäumt haben würden. Dennoch aber mögen wir die Bedeutung Gustav Adolf's für den Gang der Ereignisse nicht verkennen; sein unreiner Wille diente, die zersplitterte Kraft einer Partei zusammenzuhalten, um unmittelbarer herbeizuführen, was die Widerstandsfähigkeit der deutschen Protestanten, die im Jahre 1630 das Vertrauen zu sich selbst zeitweise verloren, auch mehr zum Heil des unverkürzten Vaterlandes erreicht hätte — *die kirchliche Duldung*. Müssen wir zwar darum schmerzlich lächeln über die gedankenleere Verkehrtheit und die Entäufserung jedes nationalen Selbstgefühls, in welcher Protestanten, nach der Tradition ihrer Schulmeister und Prediger, „ „dem hochherzigen, reinen Kämpfer für ihre Kirche und dem Retter der deutschen Freiheit" " Denksäulen errichten — einer Freiheit, die nur den Fürsten zu Gute kam, und des Reiches Oberhaupt jeder nothwendigen *Herrschergewalt*, zum Frohlocken eigennütziger *Nachbaren*, entkleidete; — so wollen wir doch mit *tiefer* Bewegung auf den Schwedenstein blicken und der ewigen Vorsicht danken, welche aus dem unklaren Gewirre menschlicher Leidenschaften und den Thaten menschlicher Selbstsucht wunderbar und unbegreiflich das Heil zu fördern weifs". —

So urtheilt Barthold von seinem Standpuncte deutscher Nationalität aus. Leo und Andere stimmen, der Hauptsache nach, mit ihm überein. Der Hauptvorwurf, den sie dem Schwedenkönige machen zu dürfen glauben, wird in Hinweisung auf den bekannten Plan zur Errichtung eines neuen deutsch-evangelischen Reiches erhoben. Läugnen läfst sich nun allerdings nicht, dafs die Pläne Gustav Adolf's sich in's Unbestimmte, Romanhafte verloren hätten. Hätte er länger gelebt und wäre er, vom Glücke begünstigt, zur Ausführung derselben geschritten, so hätte schwerlich daraus für Deutschland Heil erwachsten können. Denn um diese Ausführung zu bewerkstelligen, würden zu gewaltsame Umwälzungen nothwendig gewesen sein. Zu einem neuen Aufbau, der wirklich Haltbarkeit hätte gewinnen können, war die Zeit damals noch nicht reif.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 47.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1843.

Geschichte des grofsen deutschen Krieges vom Tode Gustav Adolf's ab, mit besonderer Rücksicht auf Frankreich. Verfafst von F. W. Barthold.

Der Religionskrieg in Deutschland. Von Dr. Söltl.

(Fortsetzung.)

Im eigentlichen Sinne irre Wahngebilde kann man jedoch auch das nicht nennen, was als Ahnung auf die Zukunft den Plänen Gustav Adolf's zu Grunde lag. Jedenfalls ist er nicht härter zu tadeln, als der, seines Edelmuthes wegen, so viel gepriesene Heinrich IV. wegen seiner Pläne, zu deren Ausführung er schreiten wollte, als er von Ravaillac's Mörderhand getroffen ward. Das Bewufstsein einer wirklich geschichtlich vorhandenen Nothwendigkeit einer gänzlichen Umgestaltung aller Verhältnisse im Leben der Völker von Europa, wie sich diese im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert klarer herausgestellt hat, ist das, was den Plänen Heinrich's IV. und Gustav Adolf's ihre wahre historische Bedeutung giebt. Barthold giebt selbst zu (Th. 1. S. 40), dafs der umfassende Geist des Schwedenkönigs nahe daran gewesen wäre, das arme Schweden über Deutschland zu vergessen; „in Deutschland habe er gedacht, ein grofses Reich zu gründen, zu welchem Schweden nur provinzielle Bedeutung behielte". Ist aber dies so, so lag in den Plänen Gustav Adolf's um so weniger Gefahr für die deutsche Nationalität, da ohnehin mit denselben die Absicht verknüpft war, die Herrschaft des zu gründenden Reiches auf das deutsch-protestantische Fürstenhaus Brandenburg übergehen zu lassen. Mit dem Umsturze des alten deutschen Reichs wären im eigentlichen Sinne nationelle Verletzungen nicht verknüpft gewesen. Denn die Formen des heiligen römischen Reiches deutscher Nation hatten sich, wie schon im Vorhergehenden auseinandergesetzt worden ist, in ihren innersten Keimen und Wurzeln aus antinationellen Elementen ursprünglich hervorgebildet, und später unter nationalen Reactionen im Kampfe mit der römischen Kaiserwürde und in der Aufrechthaltung derselben mit antinationalen, namentlich auch besonders mit hierarschen und ultramontanen Elementen verflochten. Der Kampf gegen das römische Kaiserthum war längst vor den Zeiten Gustav Adolf's und Heinrich's IV. aus der tiefsten Gesinnung deutscher Volksthümlichkeit hervorgebrochen und Gustav Adolf schlofs sich nur an das an, was sich als das Princip deutscher Nationalität darstellte. Was ihm seine Macht gab, und was ihm fernerhin noch, wenn er länger gelebt hätte, seine Macht gegeben hätte, das beruhte aufser in dem Adel und der Tüchtigkeit seiner von einer halben Welt vergötterten Person, in der Gesinnung des deutschen Volks. Für den Zweck, ihm in Deutschland Halt darzubieten, waren ihm seine Schweden nur von geringer Bedeutung. Wäre es ihm gelungen, aus dem Boden der deutschen Macht, die er um sich gesammelt hatte, an die Spitze eines neu von ihm zu gründenden Reiches sich emporzuschwingen, so würde auch seine antinationale Herkunft mit den Traditionen des alten Reiches nichts Widerstreitendes gehabt haben. Denn, abgesehen davon, dafs noch im Mittelalter Richard von Cornwallis und Alphons von Castilien zu römischen Königen erwählt worden sind, erhellt besonders aus dem, was bei der Wahl Karl's V. sich zutrug, wie wenig es den Satzungen des alten Reichs zuwider gewesen wäre, dafs Herrscher von undeutscher Abkunft an die Spitze desselben gestellt würden. Bei jener Wahl standen dem Spanier Karl Franz I. von Frankreich und Heinrich VIII. von England als Mitbewerber zur Seite.

Eine weit gröfsere Gefahr für deutsche Nationalität, als jemals vom Norden aus drohen konnte, würde

Digitized by Google

indefs, der ganzen geschichtlichen Stellung Frankreichs nach, ohne Zweifel entstanden sein, wenn es zu irgend einer Zeit einem französischen Könige gelungen wäre, der Kaiserkrone sich zu bemächtigen. Gustav Adolf dagegen hätte derselben keine Gefahr bringen können. Ueberdies tritt in seiner Erscheinung noch ein besonderes bedeutendes Moment hervor. Er ist gewissermaafsen der Vorläufer, der Verkündiger weltgeschichtlicher Regungen. Für das, was ihn begeisterte, hat später in gleich edler Begeisterung Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandendurg kräftigst und erfolgreich gewirkt. Dieser griff die geistigen Richtungen der Zeit, die in den Wirren und Kämpfen mit dem Tode Gustav Adolf's zwar in den Hintergrund zurückgedrängt, doch von Bernhard von Weimar immer noch festgehalten worden waren, nur wieder auf, um langsam und allmählig in ruhiger Fortbildung das dem Ziele näher zu führen, was in jugendlich frischer Kraft zu neuen Schöpfungen sich regte.

Das heilige römische Reich deutscher Nation hatte längst schon vor dem Anfange des dreifsigjährigen Krieges siechend danieder gelegen. Seit dem Untergange des Hauses der Hohenstaufen hatte es in den Kämpfen, deren die Kaiser fernerhin sich unterzogen, nicht mehr gegolten um die Wiederherstellung des Glanzes und der Herrlichkeit des alten Reichs. Die Kaiser waren vielmehr nur darauf bedacht gewesen, die ihnen verliehene Macht dazu zu benutzen, ihre Hausmacht so viel wie möglich zu stärken. Die Stände des Reichs waren dem Beispiele, welches ihnen die Kaiser gegeben hatten, gefolgt. Weniger indefs hatte sich deutsche Volksthümlichkeit in geistiger Verklärung herausgebildet, als dafs landschaftliche Gesinnung in den einzelnen, gesonderter landeshoheitlicher Fürstenmacht unterworfenen Gebieten mächtig geworden war. Die Formen des alten Reichs waren in sich gebrochen; der Geist derselben erstorben. Neues Leben aber denselben einzuhauchen, oder wohl gar der Entwicklung deutscher Volksthümlichkeit zu geistiger Verklärung Vorschub zu leisten, dazu war der Geist, der das Haus Habsburg und den Hof desselben beherrschte, nicht geeignet. Die Anhänger dieses Hauses gingen von dem Grundsatze aus, dafs, um die Ketzerei in der Christenheit unterdrückt zu halten, es nothwendig sei, demselben die Kaiserwürde erblich zu verknüpfen, und in der ganzen Christenheit, es koste auch, was es wolle, eine Kirche und ein Reich herzustellen. Da sie aber nicht im Stande waren, durch Feuer und Schwert ihren Zweck zu erreichen, und mit Gewalt die Ketzer auszurotten, so waren sie emsig bestrebt, immer mehr Streit und Zwietracht unter ihren Feinden anzurichten, auf dafs sie sich unter einander selbst aufreiben möchten, und also aus der allgemeinen Zerstörung die kaiserliche Macht des österreichischen Hauses sich erheben könne. Es ist jenen Anhängern des Hauses Habsburg gelungen, in ihrem Betreiben, die Böhmen dergestalt aufzureizen, dafs ein Krieg ausbrechen mufste, in Folge dessen theilweise allerdings das, was sie wünschten, erreicht ward. Die Zerstörung, der Umsturz aller Verhältnisse, die Verheerung von Deutschland, dies Alles ward herbeigeführt. Auf ein siegreiches Erheben der Macht des Habsburger Hauses in dem Sinne, wie die Anhänger desselben es gewünscht, hatten sie jedoch vergeblich gehofft. In der That würde auch ein in dem Geiste, von welchem sie beherrscht wurden, errichtetes neues katholisches Reich der Entwicklung deutscher Volksthümlichkeit im höchsten Maafse hinderlich gewesen sein. Aber auch die Verfassung des alten Reichs war dieser Entwicklung nicht günstig, und in Beziehung auf eine solche, darf man mit Recht behaupten, dafs nichts glücklicheres hätte eintreten können, als die wirklich durch den dreifsigjährigen Krieg herbeigeführte Zerstörung. Vielfach finden sich unter den heidnischen Völkern Sagen von dem Wechsel der Zeiten, von dem Aufblühen und dem Vergehen. Die Indier verehren als Gott Siwas die Macht der Zerstörung, aus welcher neues Leben wieder erblüht. Die alten heidnischen Scandinavier hatten eine Sage darüber, wie nach Baldurs Tode Ragnarokr eintreten werde, die Götter im Kampfe fallen müfsten, die Welt verbrennen; dann aber wieder aus dem Untergange eine neue Welt erstehe, und Baldur wiederkehre von Hel. Der dreifsigjährige Krieg mit seinen Zerstörungen ist Ragnarokr, der Götterdämmrung zu vergleichen.

Nach Beendigung dieses Krieges fing plötzlich ein ganz neues Leben sich zu entfalten an im Norden an den Küsten der Ostsee. Nicht freilich aufserhalb der Kreise der weltgeschichtlichen Bewegungen hatten bis dahin die an den Küsten der Ostsee wohnenden Völker gestanden. Inniger und tiefer aber wurde ihr Leben seit der letzten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts in

Digitized by Google

diese Bereiche hineingezogen. Seit dem Umsturze des weströmischen Reichs bis auf Karl den Grofsen hatte sich der politische Mittelpunct des christlichen Reichs an den Rhein gezogen. Darauf schmückten später die sächsischen Herzöge ihr Haupt mit der höchsten Reichswürde, und unter den Kaisern aus dem fränkischen Hause gewann der Norden eine wieder erhöhte geschichtlich-lebendige Bedeutung theils durch die Kämpfe Heinrich's IV. mit den Sachsen und durch die Verlegung seiner Residenz nach Goslar, theils durch das, was der Erzbischof Adalbert von Bremen für die Ausführung seiner grofsartigen Pläne unternahm. Unter den Hohenstaufen dehnten die Deutschen ihre Herrschaft und die des Christenthums bis an die Küsten der Ostsee aus und begegneten sich hier mit den Waldemaren. Durch die Hanse und in Folge der Gründung des deutschen Ordensstaates erwachte seitdem reger lebendiger Verkehr auf der Ostsee. Doch blieb Alles noch in mehr von den Mittelpuncten der weltgeschichtlichen Bewegungen getrennten, in sich abgeschlossenen Kreisen. Die Hauptbewegungen der weltgeschichtlichen Entwicklungen blieben immer noch an den Süden und Westen von Europa und an die Küstenländer des mittelländischen Meeres geknüpft. Dagegen regte sich seit der letzten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts ein ganz neues politisches Leben an den Küsten der Ostsee, und es hub hier ein Reich sich zu bilden an, dessen Gründer nicht ohne tiefe Verehrung seinen Blick auf den grofsen Geist und auf die Pläne Gustav Adolf's hingeworfen hatte. Erst seitdem gewann die Ostsee eine, der von der Natur ihr angewiesenen entsprechende geschichtliche Weltstellung. Gustav Adolf aber ist in weltgeschichtlicher Beziehung als der Eröffner dieser Kreise neuer Bewegungen anzusehen. Er steht in Beziehung zur Geschichte des preufsischen Reichs als ein Held der Vorzeit derselben da, und ist als solcher auch frühe chon von den Preufsen, besonders aber zu den Zeiten Friedrich's II. von den Verehrern dieses grofsen Königs ufgefafst worden. Die lebendige Verehrung, die das eutsche Volk gegen Gustav Adolf hegt, wurzelt berhaupt zu tief in der Gesinnung, als dafs sie jemals usgelöscht werden könnte.

Gegen die Behauptung, dafs nach dem Tode Gustav Adolf's eine sehr traurige Zeit über Deutschland ekommen sei, wird freilich Niemand etwas einzuwenden haben. Nur darf nicht ihm die Schuld davon beigemessen werden. Ferdinand's II. allbekannte Pläne und die nie zu entschuldigende eigensüchtige Begier Maximilian's von Bayern nach dem Kurhut und den Ländern seines Vetters von der Pfalz, dies war es weit mehr, in dessen Folge die Wirren sich immer mehr verwickelt hatten. Nicht zu begreifen übrigens ist es, wie Barthold (Th. I. S. 115) zu der Behauptung hat kommen können, dafs die Gewalthandlungen Ferdinand's II. mit der Machtbefugnifs des Reichsoberhauptes geschehen sind; ist es ihm denn unbekannt geblieben, dafs das Verfahren Ferdinand's gegen den Kurfürsten von der Pfalz, als den Reichssatzungen durchaus zuwider, von Kursachsen und Kurbrandenburg und besonders von dem Kurfürsten Georg Wilhelm Widerspruch erfahren hat. Wozu in Hinneigung zu Oesterreich Kursachsen, im Laufe des Krieges, als Deutschland unter das Joch der Heerschaaren von Waldstein sich hatte beugen müssen, Brandenburg im Jahre 1627 sich verstand, von dem steht doch gewifs nicht zu behaupten, dafs es unter der Form Rechtens geschehen sei. Es war vielmehr die Folge eines harten Kriegsgeschicks. Den Gedanken an die Wiederherstellung des kurpfälzischen Hauses, die auch durch den westphälischen Frieden zu Stande kam, hat eigentlich die protestantische Partei während des ganzen Laufes des Krieges niemals aufgegeben. In der Absicht, diese Wiederherstellung zu bewirken, beruhte mit ein Hauptgrund der langen Dauer des Krieges. Noch nach seinem Beitritt zum Prager Frieden schrieb Georg Wilhelm von Brandenburg an die Kurfürstin von der Pfalz und an deren Sohn, Karl Ludwig: — „er habe ihnen, so lang noch etwas Hoffnung zum Guten gewesen, diese nicht nehmen wollen; wohl habe er bei Kursachsen mit höchstem Eifer für das Beste des pfälzischen Hauses getrieben und auf Aenderung des harten Spruches gedrungen, auch stets gehofft, dafs dasselbe gleich allen anderen evangelischen Ständen des Friedens geniefsen möchte; aber alle Bemühung sei zu seiner grofsen Betrübnifs vergeblich gewesen; auch habe er deswegen vornehmlich seinen Beitritt zum Frieden eine Zeitlang nicht ohne eigene Gefahr verschoben, die nur durch Kursachsen abgehalten worden. Nachdem aber unterdessen fast alle evangelischen Stände diesem Frieden beigetreten und ihm wegen seiner Bestimmung hart zugesetzt worden, er selbst wohl gemerkt habe,

Digitized by Google

dafs aller Widerstand vergeblich wäre und dadurch nur seinem Lande und allen Evangelischen noch gröfsere Gefahr erwachse, habe auch er endlich demselben sich angeschlossen, in der Hoffnung, dem pfälzischen Hause dadurch nützlich zu werden, wie er denn erst vor Kurzem sich deswegen an Kursachsen gewendet habe und gerne in Zukunft zum gütlichen Vergleiche wirken wolle." — (Der Religionskrieg in Deutschland von Söltl. Th. 2. S. 260).

Scheint es auch diesem Schreiben zufolge, als ob von einem Theile der protestantischen Fürsten Deutschlands alle Hoffnung zur Wiederherstellung des kurpfälzischen Hauses aufgegeben gewesen sei, so änderten sich die Sachen doch bald nachher. Der Prager Friede führte nicht zu einer allgemeinen Versöhnung, und bei den spätern Unterhandlungen, in Folge deren der Abschlufs des westphälischen Friedens zu Stande kam, drang nebst den Schweden Kurbrandenburg mit den übrigen Fürsten Anfangs selbst auf völlige Wiederherstellung der Pfalz.

Aus der Art und Weise, wie Barthold die pfälzische Angelegenheit beurtheilt, und wobei er den Kaiser als im völligen Rechte darstellt, ist wiederum ein recht schlagendes Beispiel für die schon oben aufgestellte Behauptung zu entnehmen, dafs er in seiner Betrachtung an den Augenblick sich anklammert und nichts in seinem geschichtlichen Werden, in dem Zusammenhange der Gegenwart mit Vergangenheit und Zukunft auffafst. Daraus, dafs in Folge eines Zusammentreffens unglücklicher Umstände auf einen Augenblick der Schein sich hatte erzeugen müssen, dafs ein Theil der protestantischen Fürsten das Schicksal des kurpfälzischen Hauses aufgegeben hätte, sucht er den Beweis herzunehmen für seine Behauptung, dafs die Fürsten des Reichs es förmlich anerkannt hätten, wie der Kaiser in Rücksicht auf sein Benehmen gegen das kurpfälzische Haus im Rechte gewesen wäre und dabei die ihm durch die Reichsverfassung gesetzten Schranken nicht überschritten habe.

Nach einer solchen Art der Beweisführung, indem man übersieht, was nicht zu der einmal vorgefafsten Ansicht pafst, und dagegen Anderes willkührlich hervorhebt, kann man jedem Urtheile einen Anstrich von Wahrheit geben. Ob jedoch Viele mit Barthold in seinem Urtheile über Ferdinand II. übereinstimmen werden, dürfte sehr zu bezweifeln sein. Er sagt (Th. 2. S. 13) über ihn Folgendes: — „Wir überheben uns einer ausführlichen Charakterschilderung des Verstorbenen" (Ferdinand's), „der *anders* geworden in den Bereich unserer Geschichte eintritt, als eine rasche, fanatisch erhitzte Jugend den Erzherzog von Oesterreich, den König von Böhmen, und den nachsichtslos strafenden Kaiser verkündet hatte. Ferdinand II. entwickelte als Mensch und als Herrscher hochlöbliche Eigenschaften; wer war ihm gleich an Standhaftigkeit in der Noth, an Mäfsigung und Demuth bei raschem Glückswechsel? Die Fremdlinge, welche Oesterreich's Macht und Deutschland's Einheit fürchteten; jene Partei protestantischer Fürsten, welche die Reichssatzungen brach, den mit Recht gestraften Pfälzer unterstützte, und unbillig sich mit den Gütern der katholischen Religionspartei, der Dannergabe Gustav Adolf's bereichern wollte, nannten ihn einen Tyrannen, den Unterdrücker der deutschen Freiheit. Wahr ist es, in den Tagen seiner Unüberwindlichkeit trat die Erinnerung an die Majestät und Herrschaft der Vorfahren *lockend* vor Ferdinand's II. Seele, und war ihm das Streben nach *gröfserer* Machtvollkommenheit verzeihlich; aber nur Lästerung, nachgebetet den Fremdlingen, kann ihn beschuldigen, dafs er die uralte Verfassung umstürzen und sich zum unumschränkten Herrscher des Reichs, die Stände zu blind unterworfenen Unterthanen machen wollte. Als Wohlthat hätte die Mit- und Nachwelt es erachten müssen, wenn Ferdinand Majestätsrechte mit der kaiserlichen Krone wieder vereinigte, welche zum Theil seit dem Falle der Hohenstaufen entfremdet worden waren; aber auch bei einer machtvolleren Stellung des Reichsoberhauptes und nothwendiger Abhängigkeit der Reichsglieder würde die freie, menschenwürdige Verfassung Deutschland's, als des ersten constitutionellen Staates, nicht gefährdet gewesen sein, welche Ferdinand persönlich achtete, von Fürsten und Ständen nicht sklavischen, blinden Gehorsam forderte, und eine hochsinnige Freude hatte, eine so eigenthümlich modificirte Herrschaft über ein zahlreiches, mächtig gegliedertes Ganze, seinem Geschlechte nicht zu *vererben*, sondern durch verständig eingeleitete *Wahl* zu sichern." —

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 48.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1843.

Geschichte des grofsen deutschen Krieges vom Tode Gustav Adolf's ab, mit besonderer Rücksicht auf Frankreich. Verfafst von F. W. Barthold.

Der Religionskrieg in Deutschland. Von Dr. Söltl.

(Schlufs.)

Kann man in diesen, zum Lobe Ferdinand's II. gesprochenen Worten viel anders, als Phrasen finden? Ist in dem Inhalte derselben ein wirkliches Eingehen in die Betrachtung der Verhältnisse seiner Zeit, seiner Stellung zu denselben und zu den Jesuiten zu erkennen? Es scheint nicht; und doch wäre grade, um ein richtiges Urtheil über Ferdinand zu fassen, seine Stellung zu den Jesuiten hauptsächlich zu berücksichtigen. Er war von Jesuiten erzogen und umgeben; diese walteten an seinem Hofe, und nach dem, worin ihre Bestrebungen bestanden, ist zunächst ein Urtheil über Ferdinand zu bilden. Er war aber nicht blofs an seinem Hofe unmittelbar von ihnen umgeben, sondern wirkte auch durch sie über ganz Europa durch alle Länder. Es war damals über Europa eine geheime Kundschafterei verbreitet und durch katholische Priester und Mönche so sorgfältig gepflegt, dafs der Kaiser und das Haupt der Liga in die innerste Lage der Reiche sahen und danach ihre Pläne einrichteten. Wer noch für den geächteten Friedrich und seine Sache war, dessen Name stand im schwarzen Buche eingetragen, das man am kaiserlichen Hofe hielt. (Vgl. Söltl a. a. O. Th. 1. S. 370). Als nach dem Rückzuge Christian's IV. aus Deutschland die Küsten der Ostsee von Waldstein besetzt waren, betrieb man katholischer Seits durch seine auch in Dänemark verbreiteten Freunde bekanntlich den Plan, die Stände jenes Reichs in ihrem Unwillen gegen den König zu erhalten, und sich ganz von ihm zu trennen. Es sollte der Versuch gemacht werden, das dänische Reich an den Kaiser zu bringen.

Durch die Art und Weise, wie dieser Plan betrieben ward, wird das Urtheil Barthold's, der (Th. 2. S. 142) der österreichischen Politik gutmüthige ehrliche Beschränktheit zuschreibt, nicht bestätigt. Eben so wenig aber auch wird dadurch das über Ferdinand ausgesprochene Urtheil bestätigt, als ob er wirklich Scheu davor gehabt hätte, historisch bestehende Verfassungen zu verletzen, und also nicht im Stande gewesen sein würde, der menschenwürdigen Verfassung Deutschlands zuwider einzuschreiten.

Gegen diese menschenwürdige Verfassung hat Ferdinand nicht nur einmal mit Gewaltstreichen eingegriffen, und ganz besonders auch damals wieder, als er ohne Beiziehung der Kurfürsten, ohne irgend eine gesetzliche Untersuchung, ohne Rücksicht, dafs die Herzöge Adolf Friedrich und Johann Albrecht vom dänischen Bündnisse abgetreten, dem kaiserlichen Heere sich unterworfen hatten, die Acht über sie aussprach, sie ihrer Lande entsetzte, und diese vorerst als Pfandschaft an den Herzog von Friedland für die Kriegskosten, mit dem Befehl übergab, demselben als Landesherren zu dienen.

Solche Schritte mufsten selbst die katholischen Fürsten des Reichs aufbringen; auch ist es bekannt genug, in welche Spannung das Haupt der Liga, Maximilian von Bayern, mit Ferdinand und der österreichischen Partei besonders damals gerieth, als die Macht des Kaisers, gestützt auf Waldsteins Heeresmacht, ungebührlich drohend zu werden schien. Aus dem Verhältnisse der Liga zur österreichischen Partei, wie aus dem Verhältnisse Waldsteins zum Kaiser ist allein schon die Wahrheit aller der Vorwürfe zu beweisen, die dem Letzteren gemacht worden sind, und gegen die ihn zu vertheidigen Barthold vergeblich sich bemüht.

Unparteiisch in seinen Urtheilen ist Barthold über-

Digitized by Google

haupt nicht. Dies mag wohl jeder aus dem, was im Vorhergehenden beigebracht worden ist, ersehen. Wer auf der Seite der katholischen Partei stand, wird überall mit Schonung behandelt; wer aber der entgegengesetzten Partei angehörte, ist nicht mit gleicher Milde und Billigkeit beurtheilt worden. Dafs auch unter den Bauern die Katholiken sich vortheilhaft vor den Protestanten ausgezeichnet hätten, wird hervorgehoben. (Th. 1. S. 172). Es heifst: — „Bemerkenswerth ist es, dafs das katholische Landvolk überall mit unüberwindlicher Ausdauer für die alte Herrschaft stritt, und nicht durch die furchtbarste Grausamkeit ihrer Feinde sich dämpfen liefs, während die Bauern in *protestantischen* Ländern, mit Ausnahme Oberösterreichs, fast überall dem Wechsel der Dinge sich fügten, und als Landaufgebot in Wirtemberg so feige sich benahmen, dafs sie von den Kanzeln namhaft gescholten wurden, und zur Schande mit einem gelben Ringe an den Kleidern bezeichnet, umhergehen mufsten." Mit einer Art von rührender Salbung wird über Maximilian von Bayern (Th. 2. S. 481) folgendes berichtet: — „Frommen Sinnes verehrte er" (in seiner Freude über den gelungenen Ueberfall bei Tuttlingen) „St. Maria di Vittoria in Rom ein kostbares Weihgeschenk, eine silberne Ampel, des Werthes von tausend Kronen. Dieses von beiden Häusern Oesterreichs und von Bayern venerirte Heiligthum, entstanden aus den Trümmern der Kirche des heiligen Paulus, zwar klein, aber prächtig, barg jenes Marienbild, welches P. Domenico di Gesu Maria, der Karmeliter, vor der Schlacht am weifsen Berge im verbrannten Rakonitz gefunden, und enthielt ein Bild des Mönches, so wie auf vier Gemälden eine Darstellung jenes Sieges." — So schonend wie möglich wird eben so wohl das Benehmen Maximilian's gegen das ihm verwandte und von ihm beraubte kurpfälzische Haus, als auch das Benehmen des Hauptes der Liga im Verhältnisse zum französischen Hofe behandelt, da hingegen die protestantischen Fürsten fast überall nur als Verräther bezeichnet werden.

Dafs leider freilich am Ende bedeutende Theile von Deutschland die Beute von Frankreich und Schweden geworden sind, kann nie genug bedauert werden. Eben so wenig auch kann geläugnet werden, dafs seit dem Tode Gustav Adolf's und seitdem Frankreich thätigeren Antheil an dem Kriege nahm, in demselben ein immer eigennützigerer, weniger edler und geistig gehaltener Charakter von Seiten jener Mächte sich entwickelte. Dies berechtigt aber noch nicht dazu, alle Schuld auf die Partei der Protestanten zu werfen, und das, was zum Theil ein unheilbringendes Geschick herbeigeführt hat, in Beziehung auf sie nur als Thaten eines jämmerlichen Geschlechtes zu bezeichnen (vgl. Th. 1. S. 222).

In einem ganz entgegengesetzten Sinne behandelt Söltl die Geschichte des dreifsigjährigen Krieges. Er ist ein eifriger Vertheidiger der protestantischen Sache und besonders des kurpfälzischen Hauses. Unparteiisch ist freilich auch er nicht; aber seine Parteilichkeit ist durchdrungen von Liebe für das pfälzische Haus. Besonders auf ihn eingewirkt haben mag das Material, wonach er gearbeitet hat. Als Hauptquelle nämlich hat ihm die in Handschrift vorhandene Sammlung der beiden Camerarius, Ludwig's und seines Sohnes Joachim gedient. Ludwig Camerarius hatte seit dem Jahre 1598 dem pfälzischen Hofe als kurfürstlicher Rath gedient. In diesem Verhältnisse knüpfte sich sein Schicksal eine lange Zeit hindurch eng an das des kurpfälzischen Hauses, und er erscheint bei den wichtigsten Ereignissen und Verhandlungen der damaligen Zeit als Theilnehmer, Rathgeber, selbst als bewegende Ursache in manchen der wichtigsten Angelegenheiten, und besonders als der eifrigste und standhafteste Vertheidiger der Reformation und des pfälzischen Hauses, weswegen er auch von seinen Gegnern, namentlich von den Jesuiten, mit Schmähungen aller Art überschüttet wurde. Er wurde auf das Innigste mit in die böhmischen und die daraus folgenden Angelegenheiten und Begebenheiten verwickelt und blieb, wie schon früher, eine der Haupttriebfedern der nachfolgenden Ereignisse. Gemäfs seiner amtlichen Stellung, so wie durch den Ruhm seiner Einsicht, seines Eifers für die Reformation und seiner Gelehrsamkeit kam er mit den wichtigsten Männern seiner Zeit in Berührung, besonders war er selbst der eifrigste Vertheidiger der Reformirten, nach allen Seiten hin thätig, wachsam; von allen Seiten her Berichte empfangend, gewarnt und über die Pläne der Gegner belehrt.

Moser hat aus der angegebenen Sammlung wichtige Briefe und Nachrichten über den dreifsigjährigen Krieg geschöpft, dabei jedoch seine Quelle verheimlicht. Söltl hat dieselbe unter den Schätzen der Hof- und Staatsbibliothek in München, wo sie Jedermann zugänglich ist, entdeckt. (Söltl Religionskrieg Th. 3. S. 103 — 105).

Digitized by Google

Das Wichtigste, was Hr. Söltl uns gegeben hat, besteht in dem Inhalte des dritten Theiles, in welchem Briefe und Berichte vorgelegt werden. Diese haben ein sehr grofses Interesse und geben bedeutende Aufklärungen über die wichtigsten Verhältnisse. So theilt er (Th. 3. S. 34) eine höchst interessante Rede des lothringischen Gesandten mit, welche derselbe im Jahre 1589 vor dem Papste Sixtus V. hielt. Man ersieht klar aus derselben, welche Pläne die katholische Partei seit dem Ende des sechszehnten Jahrhunderts zur gänzlichen Zernichtung dessen, was sie Ketzerei nannte, mit Härte consequent verfolgte. Auch noch weitere Aufklärungen über die Pläne der Jesuiten, so wie über die Geschichte der Union und Liga sind gegeben. Hier in Auszügen weitere Mittheilungen zu machen, dies würde zu weit führen. Es mufs auf das Buch selbst verwiesen werden.

Dem gröfseren Publicum ist der darin herrschenden Gesinnung wegen die in den beiden ersten Theilen enthaltene Darstellung der Geschichte des dreifsigjährigen Krieges zu empfehlen. Etwas leicht freilich ist sie, sowohl ihrer inneren, wie äufseren Form nach gearbeitet. Einen romanhaften Charakter gewinnt sie dadurch, dafs aus Vorliebe für das pfälzische Haus die Geschichte des ganzen Krieges fast überall in eine allerdings einseitige Beziehung zu dem gesetzt wird, was die Mitglieder jenes Hauses damals haben erdulden und leiden müssen. Das Haupt der katholischen Linie der Wittelsbacher wird nicht geschont; vielmehr erleidet das Benehmen des nach dem Kurhut und den Landen des Hauptes der protestantischen Linie der Wittelsbacher seine Hände ausstreckenden Maximilian's von Bayern scharfe Rügen. Die pfälzische Sache bildet für Hrn. Söltl den Anfang und die Mitte, die Grundursache und fortdauernde Wirkung, und so auch den Endpunct des langen furchtbaren Kampfes (Th. 2. S. 345). Als die eigentliche Heroine des Zeitalters ber behandelt er Elisabeth Stuart, die unglückliche Königin von Böhmen. Deshalb schliefst er auch seine Geschichte des Religionskrieges in Deutschland nicht mit dem westphälischen Frieden. Die vorletzten Capitel enthalten vielmehr noch Allerlei über die englische Revolution und über die Enthauptung Karl's I., über Elisabeth in ihrer Verlassenheit, über die Mitglieder der pfälzischen Familie und über den Tod Maximilian's von Bayern, der schon seit längerer Zeit die nöthige Geldsumme in Rom hinterlegt hatte, damit für die Ruhe seiner Seele von den Jesuiten 10,000 Messen gelesen würden. Die Geschichte Elisabeth's wird bis zu ihrer Rückkehr nach England und bis zu ihrem Tode fortgesetzt. Das Schlufs-Capitel spricht von den Nachkommen der Elisabeth bis auf die Königin Charlotte von Preufsen.

Wenn auch die Anknüpfung des ganzen Ganges der Geschichte des dreifsigjährigen Krieges an die persönliche Geschichte der Mitglieder des pfälzischen Hauses etwas höchst Einseitiges hat, so steht sie doch in einer gewissen Uebereinstimmung mit Söltl's ganzer Auffassung und Darstellung seines Gegenstandes. Weniger kann ein Aehnliches behauptet werden in Rücksicht auf die Art und Weise, wie Barthold seinen Heroen, Johann von Werth zu verklären sucht. Obgleich über diesen Barthold schon früher eine eigene Biographie geschrieben, so hat er doch jetzt auch wieder nicht unterlassen können, überall, wo es nur irgend zuläfsig erscheinen mochte, seinen Helden in den Vordergrund zu stellen und preisend zu erheben. Auch er schliefst sein Werk nicht mit dem westphälischen Frieden, sondern mit einer Darstellung der letzten Schicksale Johann's von Werth und mit der Geschichte seines Reuterregiments bis auf die neuesten Zeiten hinab.

So vielerlei von einzelnen Kriegsbegebenheiten Barthold auch mit in seine Darstellung verflochten hat, so wenig trägt es zur eigentlichen Aufklärung im militärischen Sinne bei. Es wirkt vielmehr verwirrend und störend ein. Es ist überhaupt eine eigene Sache, mit der Kriegsgeschichte sich zu beschäftigen, ohne taktische und strategische Kenntnisse zu haben. Ohne solche Kenntnisse sind die Hauptsachen niemals aus dem Gewirre der vereinzelten Berichte herauszufinden. Die einzelnen Kriegsbegebenheiten haben aber nur wahre Bedeutung und Interesse, inwiefern sie im kriegswissenschaftlichen Sinne aufgefafst werden. Daher sollte jeder Geschichtschreiber, dem kriegswissenschaftliche Bildung fehlt, sich damit begnügen, auf die Kriegsbegebenheiten nur ganz kurz und nur insoweit hinzudeuten, wie ihre Entwicklung unmittelbar auf die der politischen Verhältnisse Einflufs geäufsert hat.

P. F. Stuhr.

Digitized by Google

XXIV.

Ueber Nominalismus und Realismus. Von Dr. Fr. Exner, ord. Prof. d. Phil. zu Prag. (Aus den Abhandlungen der kön. böhm. Gesellschaft der Wissenschaften besonders abgedruckt). Prag, 1842. 16 S. *gr.* 4.

Gegenwärtige Abhandlung zog unsere Aufmerksamkeit durch ihre Ueberschrift auf sich. Nicht nur überraschte es uns, aus einem Orte, und aus einer wissenschaftlichen Umgebung, die man sonst als der Philosophie so gut wie entfremdet zu betrachten gewohnt ist, einen Laut philosophischer Speculation zu vernehmen, sondern auch die Worte, durch welche der Inhalt angekündigt wird, schienen auf eine sinnige Wahl desselben hinzudeuten. In dieser Erwartung haben wir uns auch nicht getäuscht gefunden. Der Verf. handelt von Nominalismus und Realismus nicht als einem nur der Geschichte angehörenden, bereits in der Scholastik des Mittelalters abgethanen Gegensatze, sondern er zeigt diesen Gegensatz als einen noch in der Gegenwart bestehenden auf; er bekennt sich unverholen zu der einen Seite desselben, und sucht, durch Aufmerken auf ihre Gründe und Zusammenhänge, wenn auch nur im Allgemeinen, weniger im historisch Einzelnen, dem Ursprunge der andern Richtung, die ihm eine irrthümliche dünkt, auf die Spur zu kommen. Können wir auch im Resultate mit dem Verf. nicht übereinstimmen, müssen wir uns vielmehr unserseits zwar nicht zur entgegengesetzten Ansicht, aber doch zu einer solchen bekennen, die er wahrscheinlich dieser entgegengesetzten näher stehend, als der seinigen, finden wird: so hat uns doch die Darstellung der kleinen Schrift durch den ernsten, gründlichen Sinn, der sich unverkennbar darin bethätigt, in nicht gemeinem Grade angesprochen. Wir halten es demzufolge der Mühe werth, ihrem Gedankengange in der Kürze nachzugehen, und auf die Wendungen, mit denen der Verf. seinen Standpunct bevorwortet, das, was uns das Gehörige bedünkt, zu erwidern.

Der Hr. Verf. betrachtet die Frage nach dem Wesen des Nominalismus und des Realismus, wo nicht ausschliefslich, doch zunächst, als eine Frage der *Logik*, und zwar der Logik ausdrücklich als formaler Denkwissenschaft, indem er ihr Recht, als solche, abgesondert von der Metaphysik, zu existiren, ausdrücklich gegen Hegel, Schleiermacher, und andere „nicht verächtliche Gegner" vertreten zu wollen, sich entschlossen erklärt. Er berührt im Eingange die Schwierigkeit, von welcher die logische Lehre von den *Allgemeinbegriffen* gedrückt wird, und weist mit kurzen, aber treffenden Worten auf das Ungenügen der gemeinen, gedankenlosen Ansicht hin, nach welcher jedes Hervorheben eines Bestandtheils aus einem gegebenen Begriffe einen allgemeineren, übergeordneten Begriff erzeugen, und hiernach sogar eine Berechnung über die Zahl der übergeordneten Begriffe, welche für *einen* bestimmten Begriff möglich sind, sich ergeben soll. Diese Schwierigkeit zu lösen, bemerkt er weiter, sei jedoch nicht der Zweck der gegenwärtigen Abhandlung. Dieselbe lenkt vielmehr ein zur historischen Betrachtung, und, indem sie auf den Ursprung der Logik aus der Metaphysik, auf die Art und Weise aufmerksam macht, wie zuerst bei Platon und Aristoteles Untersuchungen über die Operationen und Erzeugnisse des Denkens sich aus den gegenständlichen Gedankenmassen, mit denen alle Philosophie begonnen hatte, aussonderten, geht sie damit zu der Bemerkung über, welche Epoche in der solchergestalt nach einem natürlichen Gesetze sich entwickelnden Speculation das erste Gewahrwerden allgemeiner Begriffe machen mufste. „Die Folgen davon waren Staunen, Bewunderung und weithin wirkende Irrthümer." Unter diesen Irrthümern versteht der Verf. zunächst die, im Gegensatze des in der vorsokratischen Philosophie mit Entschiedenheit herausgebildeten Resultates: die wirkliche Welt, wie sie sich unsern Sinnen darstellt, sei eine Scheinwelt, auf die Frage: wenn die Dinge nicht das sind, als was sie uns erscheinen, *was* sind sie denn? versuchte Antwort: *das wahrhaft Seiende sei das Allgemeine, sei der Allgemeinbegriff.* Somit ist er der Entstehung des philosophischen *Realismus* auf die Spur gekommen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 49.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1843.

Ueber den Nominalismus und Realismus. Von Dr. Fr. Exner.

(Fortsetzung.)

Er verfolgt in kurzen, aber von gründlicher Einsicht zeigenden Andeutungen die verschiedenen Phasen dieser Weltansicht bei Pythagoras, Platon, den Neuplatonikern und Scholastikern, den neuern Philosophen bis auf Schelling und Hegel herab, und endet damit, die Lehre des letztgenannten Denkers als das durchgeführteste System eines von einem Einheitsbegriffe, der zugleich als oberste Allgemeinheit gelte, ausgehenden Realismus zu bezeichnen. Dabei unterläfst er jedoch nicht, darauf aufmerksam zu machen, wie in diesem Systeme der Realismus so zu sagen sich selbst überschlage, indem er, auf die Festigkeit und das ewig sich selbst gleich bleibende Sein der Allgemeinbegriffe, worauf der frühere, namentlich der Platonische Realismus den höchsten Werth gelegt, verzichtend, auch die Allgemeinbegriffe einem dialektischen Processe unabläfsigen Werdens und Vergehens, einem steten Flusse, wie die früheren Dialektiker die Welt der sinnlichen Dinge oder Erscheinungen, unterwirft. — Hierauf geht der Verf. zu dem Versuch einer bestimmteren Bezeichnung der Gründe des Realismus über. Er führt diese Gründe in der Hauptsache auf zwei zurück: der erste liege in dem bereits angedeuteten Umstande, dafs der Inhalt der allgemeinen Begriffe ein beharrender, unvergänglicher ist, der zweite in der Erwägung, dafs das Wissen, im Unterschiede vom blofsen Meinen das wahrhaft Seiende, das, was die Dinge eigentlich sind, zum Gegenstand haben müsse. Da nämlich alles Wissen es mit allgemeinen Begriffen zu thun habe, so gelte hiernach das Allgemeine für das wahrhaft Seiende, für Dasjenige, was die Dinge eigentlich sind. Den ersten Grund widerlegt er mit der Bemerkung, dafs es ein Fehlschlufs sei, aus den Prämissen, dafs sowohl das Allgemeine der Begriffe, als auch das wahrhaft Seiende ein Beharrliches, Unvergängliches sei, die Conclusion zu ziehen, dafs also Beide Eines und Dasselbe seien. Aufserdem seien ja die Merkmale der Allgemeinbegriffe zum guten Theile aus der Mitte der Erscheinungswelt genommen, und in dieser nicht minder veränderlich, als die etwa in ihnen weggelassenen Merkmale der Individualbegriffe. Dazu komme, dafs heut zu Tage Gewohnheit und nähere Bekanntschaft den allgemeinen Begriffen den alten Zauber längst benommen haben. Dem anderen Grunde, den er übrigens für den bedeutenderen, und dessen vollständige Kritik er von einer umfassenderen Erörterung der Begriffe des Wissens, des wahrhaft Seienden und der Allgemeinheit für abhängig erkennt, sucht er dadurch zu begegnen, dafs er die Voraussetzung in Abrede stellt, als ob das Wissen nur dasjenige zum Gegenstand haben müsse, was von denen, die diesen Grund geltend machen, das wahrhaft Seiende genannt wird. Schon, den Erfahrungswissenschaften sammt der Mathematik das eigentliche Wissen abzusprechen, sei übermüthige Willkühr; sodann aber zeige eine weiter eingehende Ueberlegung, dafs, auch zugegeben die Möglichkeit eines Wissens von dem eigentlich Seienden, das Seiende doch immer nur Gegenstand des Wissens für uns sein könne, wiefern es Bedingung von Erscheinungen ist, von den Bedingungen der Erscheinungswelt aber es kein Wissen gebe, was nicht zugleich ein Wissen des Bedingten, der einzelnen, individuellen Erscheinung ist. Auch diese Erscheinung also werde nothwendig als in den Begriff des Wissens eingeschlossen gedacht werden müssen. Spreche man aber von dem Wissen, welches unter den Menschen wirklich vorhanden ist, so werde man wohl einräumen müssen, dafs dieses gar nicht bis zu den letzten Bedingungen der Erscheinung heranreiche, sondern stets in der letztern befangen bleibe. — Uebri-

Digitized by Google

gens will der Verf. sein antirealistisches Raisonnement nicht blofs gegen den, im Bisherigen bezeichneten, strengen oder speculativen Realismus, sondern auch gegen eine vielverbreitete, populäre Gestalt des Realismus als gerichtet angesehen wissen, nämlich gegen diejenige, welche den Art- und Gattungsbegriffen der Erfahrung, der erscheinenden Wirklichkeit, Realität beimifst. Er macht gegen *diesen* Realismus die Unterscheidung gelten von inneren und äufsern Beschaffenheiten, oder von Eigenschaften und Verhältnissen der Dinge, und sucht zu zeigen, dafs alle Art- und Gattungsbegriffe unter die letztere Kategorie fallen, oder dafs sie, mit andern Worten, nicht ein Wirkliches an den Dingen, sondern nur einen wirklichen Vorgang in unserer Seele aussprechen, Etwas nicht über die Dinge, sondern über unser Denken lehren, wiefern nämlich dieses ein zusammenfassendes Denken mehrerer individueller Gegenstände ist. — Und hiermit nun ist der Verf. beim Begriffe des *Nominalismus* angelangt, zu dem Er sich schliefslich bekennt, indem er zugleich der formalen Logik das Geschäft anweist, abgetrennt von der Metaphysik, mit welcher man sie im realistischen Interesse habe vermengen wollen, und die Unterscheidung des Gegensatzes von Denkendem und Gedachtem festhaltend, auf rein nominalistischem Boden „ihre Angelegenheit in gute Ordnung zu bringen"; ein Geschäft, für welches er seine Mitwirkung in einer Reihe weiterer, der kön. böhm. Gesellschaft der Wissenschaften, in deren Mitte mit der gegenwärtigen „die Philosophie zum ersten Mal unter ihrem eigenen Namen erschienen sei", vorzulegender Abhandlungen in Aussicht stellt.

Dies die Hauptmomente des Gedankenganges der vorliegenden Schrift, den man, wenn man sich nur an diese selbst halten wollte, leicht so verstehen könnte, als komme er zuletzt auf einen skeptischen Idealismus hinaus, auf einen solchen, der entweder keine objective Wahrheit, oder nur eine dem denkenden Geiste des Menschen verborgene und unzugängliche, anerkennt. Aus einer andern Schrift des Verf.'s (die Psychologie der Hegel'schen Schule. Leipzig 1842) ersehen wir, dafs dies nicht der Standpunct des Verf.'s ist; verschiedene Andeutungen scheinen uns dort vielmehr darauf hinzuweisen, dafs derselbe sich in Bezug auf die wesentlichen Probleme der Philosophie zu dem Standpuncte *Herbart's* bekennt. Hiernach also werden wir uns auch das Gegenwärtige zu deuten haben; zunächst den Begriff des Nominalismus selbst, auf den wir den Verf. losarbeiten sehen. In der That ist auch der geschichtliche Begriff des Nominalismus ein solcher, der keineswegs auf die Läugnung einer im strengen Wortsinne *gegenständlichen* Erkenntnifs, einer Erkenntnifs des Wirklichen, wie es an sich, nicht blofs, wie es für unser Denken ist, abzielt. Der scholastische Nominalismus hat bekanntlich nicht das, was wir heut zu Tage Realismus nennen, zu seinem Gegensatze. Im Gegentheile, dem Idealismus, der zu *diesem* Realismus den Gegensatz bildet, stand der mittelalterliche Realismus in manchem seiner Vertreter weit näher, als der Nominalismus, und auch von Kant, dem grofsen Begründer des modernen Idealismus, dürfen wir behaupten, dafs er dem Geiste nach, wenn auch nicht überall dem Buchstaben nach, dem Realismus in jenem mittelalterlichen Sinne ungleich verwandter ist, als dem Nominalismus. So geht denn unsere Meinung allerdings dahin, dafs unser Hr. Verf. den Nagel auf den Kopf getroffen hat, wenn er Hegel und Herbart, den Einen ausdrücklich, den Andern, wie wir voraussetzen, stillschweigend, als die Hauptvertreter der extremen Richtungen ansieht, die in unsern Tagen dem mittelalterlichen Realismus und Nominalismus entsprechen. Was Hegel betrifft, so bedarf dies wenigstens für diejenigen keines Beweises, die mit uns und mit dem Verf. für den ursprünglichen Sinn dieses Denkers denjenigen erkennen, nach welchem die logische Idee für das eigentlich oder allein wahrhaft Seiende zu nehmen ist. Die Abweichungen von der Strenge dieses Princips freilich, die schon bei Hegel selbst beginnen, in seiner Schule aber stets weiter Platz ergriffen haben, sind jederzeit mit einer Entfernung von dem Standpuncte des eigentlichen Realismus, oder mit einer Milderung des realistischen Extrems verknüpft. Herbart anlangend dagegen, so ist der Umstand, der ihn als Nominalisten in einem Sinne bezeichnet, wie mit solcher Entschiedenheit kaum irgend ein anderer Philosoph der neuern Zeit so genannt werden kann, dieser: dafs er von dem Seienden, welches er für den eigentlichen oder letzten Gegenstand unsers Wissens erkennt, einen Begriff aufstellt, der jede Anwendung von Allgemeinbegriffen auf ihn, sowohl von den aus der Erfahrung, als auch von den aus reiner Vernunft geschöpften, von vorn herein unmöglich macht. Das Seiende nämlich, *das* Seiende,

Digitized by Google

welches allein wirklich oder in Wahrheit ist, soll nach ihm ein zwar äufserlich ins Unendliche zu vervielfältigendes, aber innerlich oder an sich schlechthin Einfaches, jedes Seiende nur durch Eine, nur ihm, und schlechterdings keinem andern Seienden zukommende Qualität ausdrückbar sein. Alles Gemeinsame, welches wir von mehrerem Seienden zugleich aussagen zu können oder mit welchem wir eine Bejahung, die zugleich eine Mannigfaltigkeit des Seienden umfafst, auszusprechen glauben, bezeichnet nach der Lehre dieses Philosophen nur eine „zufällige Ansicht" des Seienden, eine solche, die zu dessen eigentlicher, innerer Beschaffenheit so gut wie aufser allem Verhältnifs steht, und der noch viel weniger eine selbstständige Existenz irgend welcher Art, aufserhalb der „einfachen Wesen", die allein das in Wahrheit Seiende sind, zugestanden werden kann.

Es möge nochmals bemerkt sein, dafs in der vorliegenden Abhandlung eigentlich Nichts vorkommt, was uns berechtigte, diesen Standpunkt ohne Weiteres auch dem Verf. unterzulegen. Denn alle Aeufserungen, die etwa hierauf zu beruhen scheinen können (z. B. S. 11, dafs der Schein nicht möglich sei ohne ein Sein, welches erscheint, dafs wir, wo wir Zusammengesetztes sehen, ein Einfaches annehmen müssen u. s. w.; Aeufserungen, die jedoch in dem dortigen Zusammenhange mehr nur das Ansehn von hypothetisch gemeinten haben), lassen, streng genommen, auch eine andere Deutung zu. Wir glauben indefs, dafs der Verf. nichts dagegen einwenden wird, wenn wir die anderwärts so unverholen von ihm ausgesprochene Vorliebe auch hier bei ihm voraussetzen, und mithin annehmen, dafs es das Interesse *dieses* Nominalismus ist, welches er auch in der gegenwärtigen Schrift hat vertreten wollen. Wir glauben es, sagen wir, obgleich wir sogleich das offenherzige Geständnifs hinzufügen müssen, dafs wir keineswegs zu des Verf.'s Gunsten diese Voraussetzung machen. Wir sind nämlich der Meinung, dafs *dieser* Nominalismus, der eigentlich mit Recht so zu nennende, kurz, der Herbartische, in seiner dogmatischen Einseitigkeit weit leichter zu widerlegen ist, als jener skeptische Idealismus, der auch möglicher Weise dem Gedankengange der gegenwärtigen Schrift im Hintergrunde liegen könnte. Nichts nämlich ist leichter zu zeigen, als dafs jener Nominalismus sich, wie es allen extremen Ansichten so häufig zu begegnen pflegt, mit dem Realismus, und zwar nicht etwa mit einem gemäfsigten, sondern gerade mit dem schroffsten, extremen Rationalismus, natürlich ohne es selbst gewahr zu werden, auf ganz gleichen Boden stellt, — dafs, mit andern Worten, er selbst nichts anderes als Realismus, eine über sich selbst, über ihr eigenes Wesen und Princip in Unklarheit gebliebene Abart jenes falschen, einseitigen Realismus ist. Der Begriff des *Seins*, des nach ihm allein wahren, an und für sich wirklichen Seins der „einfachen Wesen", an den gehalten Herbart alle Allgemeinbegriffe für nicht wahrhaft, weder an sich, noch an Anderm seiende, kurz für blofse „zufällige Ansichten" erkennen will, was ist er anders in unserm Denken, als selbst ein Allgemeinbegriff? Ist er aber ein Allgemeinbegriff, was hat er vor den übrigen Allgemeinbegriffen voraus, dafs er von dem Philosophen, der ihn aufstellt, nicht gleichfalls als eine „zufällige Ansicht", dafs er vielmehr als der allein wahrhafte Ausdruck für das Sein des Seienden gegeben wird? Herbart freilich ist um eine Antwort auf diese Frage nicht verlegen. Indem er die formale Logik zum entscheidenden Kriterium über Wahrheit und Unwahrheit macht, behauptet er, jener Begriff sei darum der allein im eigentlichen Sinn wahre, allein von den Dingen, wie sie an sich sind, geltende, weil er der einzige von allen Allgemeinbegriffen sei, der sich auf logisch fehlerlose Weise, d. h., denn dies versteht er unter dieser Fehlerlosigkeit, ohne Widerspruch, denken lasse. Ein Seiendes, — so etwa wäre näher der Schlufs auszudrücken, durch den er sein metaphysisches Realprincip zu begründen sucht, — ein Seiendes aufser uns überhaupt anzunehmen nöthigt uns das formale Denkgesetz, weil ohne solche Annahme der Widerspruch von Einheit und Vielheit, von Ich und Nichtich in unserm Bawufstsein unlösbar wäre. Dieses Seiende aber als eine unbestimmte, obwohl nicht im strengen Wortsinn unendliche Vielheit schlechthin einfacher Wesen zu denken, nöthigt uns das nämliche Denkgesetz, weil sonst derselbe Widerspruch von Einheit und Vielheit in Bezug auf alles Gegebene, was wir als seiend denken wollen, wiederkehren würde. — Allein es läfst sich ohne viele Mühe nachweisen, dafs Herbart sich im Irrthume befindet, wenn er durch seine Hypothese der „einfachen Wesen", die er an die Stelle der Kantischen „Dinge an sich" setzen will, dem Widerspruche entgehen zu können meint. Ist er doch ge-

Digitized by Google

nöthigt, diese „einfachen Wesen", deren eines nach ihm auch unsere Seele sein soll, wenn er daran geht, die Entstehung einer Welt des Scheins, die Entstehung „zufälliger Ansichten" aus ihnen begreiflich zu machen, in das „Zusammen" eines „intelligiblen Raumes", (sind etwa, diese Frage erlauben wir uns hier an unsern Hrn. Verf., dieser „intelligible Raum" und dieses „Zusammen" etwas Anderes, als Allgemeinbegriffe, und müfste der Nominalismus, wenn er consequent sein wollte, nicht von ihnen ein Gleiches, wie von andern Allgemeinbegriffen aussagen?), und mittelst dieses „Zusammen" in ein Wechselverhältnifs von „Störungen" und „Selbsterhaltungen" zu bringen. Es läfst sich nun jedem, dessen Verstand nicht ein gleich abstruser ist, wie Herbart's eigener, oder nicht bereits in die Hypothesen dieses Philosophen sich fest gerannt hat, deutlich machen, wie dieses Wechselspiel der so genannten Störungen und Selbsterhaltungen der einfachen Wesen nichts Anderes, als der leibhaftige Widerspruch selbst ist, den Herbart durch diese Annahme aus der Welt der wirklichen Dinge und aus dem „realen Geschehen" verbannen will. Allerdings ist es kein blos logischer, sondern (die Richtigkeit der Annahme zugegeben) ein realer Widerspruch, ein Widerspruch als objective Bethätigung realer Gegensätze. Aber sind denn *die* Widersprüche, die Herbart ein für allemal in dem Begriffe realen Seins und realen Geschehens nicht zulassen will, sind denn die Widersprüche, die der genannte Philosoph mit so grofsem Aufgebot ächt dialektischen Scharfsinns in den Begriffen des „Dinges mit vielen Eigenschaften", der „Veränderung", vor Allem aber in dem „Ich" nachweist, nicht auch ihrerseits reale, oder genauer ausgedrückt, werden sie nicht ganz eben so als reale, als Bethätigungen realer Gegensätze von uns vorgestellt, wie nach Herbart's Anleitung jenes sonderbare Wechselspiel, der geheimnifsvolle Grund alles „Geschehens", aller „Erscheinungen" und „zufälligen Ansichten" vorgestellt werden soll? Machen sie die Begriffe, in denen sie vorhanden sind, etwa darum zu etwas logisch Undenkbarem, weil diese Begriffe sich in unmittelbarer, sinnlicher oder geistiger Erfahrung vorfinden, während Hypothesen, die sich nicht im Bereiche dieser Erfahrung finden, die erst durch eine künstliche „Bearbeitung der Begriffe" erzeugt werden müssen, das Vorrecht haben, den realen Widerspruch in sich ertragen zu können, an denen die *empirisch gegebenen* Begriffe zu Grunde gehen?!

Man sieht, in welchem Sinne wir uns zu der Behauptung erkühnen durften, der Nominalismus des Verf.'s, oder des Systems, zu welchem er, wie wir hier voraussetzen, sich bekennt, sei selbst nichts Anderes, als Realismus, nur ein verkappter. Die Hypothese dieses nominalistischen Systemes ist ihrerseits ein Allgemeinbegriff, und zwar ein Allgemeinbegriff der abstrusesten Art, den das System erst künstlich aus dem Gegebenen der Erfahrung herauspräparirt, um dann ihm, als dem vermeintlich allein wahrhaft Seienden oder Wirklichen, das ganze Bereich des erfahrungsmäfsig Gegebenen zum Opfer zu bringen. So rächt sich an dem Nominalismus die Geringschätzung — nicht des Realismus selbst, sondern der Wahrheit, welche dem Realismus zum Grunde liegt, — die Geringschätzung jener Wahrheit, welche man anerkennen und beherzigen kann, ohne darum Realist in *dem* Sinne zu sein, der allerdings einen Tadel in sich schliefst. Das alleinige Mittel nämlich, über den *Realismus*, und somit auch über den Nominalismus, *der*, wie gesagt, nur ein verkappter Realismus ist, hinauszukommen, ist *die* Anerkennung der Allgemeinbegriffe, — nämlich der im engern oder eigentlichen Sinne so zu nennenden, der reinen, von allem sinnlichen Stoff entblöfsten Denkbegriffe, nicht der blofsen, in der Erfahrung vorgefundenen Art- und Gattungsbegriffe, — welche ihnen von dem consequenten Realismus eben so wie von dem Nominalismus verweigert wird, die Anerkennung derselben als des absoluten *Prius* so des Seins, wie des Denkens, als der, allem Denken wie allem Sein, schlechthin vorangehenden, aber in dem Denken nach allen ihren Inhaltsbestimmungen enthaltenen *Möglichkeit* des Seins. — Es ist für jeden, der das wahre Verhältnifs zwischen Realismus und Nominalismus sich klar machen will, von Wichtigkeit, zu bemerken, wie in der Läugnung dieser Denkmöglichkeit als eines, nicht etwa nur *gegebenen*, sondern schlechthin *nothwendigen* Erkenntnifsobjects, — *nothwendig*, weil das Nichtsein, das Andere des Möglichen, das Unmögliche, was aber zu seinem Anderen das Unmögliche hat, dies eben dadurch das Nothwendige ist, — Herbart und Hegel zusammentreffen.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 50.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1843.

Ueber den Nominalismus und Realismus. Von Dr. Fr. Exner.

(Schlufs.)

Beiden gilt das Mögliche in seinem Unterschiede von dem Wirklichen für eine leere Vorstellung des abstrahirenden Verstandes, und sie bemerken nicht, wie durch den Inhalt dieser Vorstellung alle Wirklichkeit des Erkennens bedingt ist. Denn schlechterdings keine andere Brücke giebt es, um auf wissenschaftlichem Wege vom Subject zum Object, von dem Inhalte unsers Empfindens und Vorstellens zu den Dingen, denen die Empfindungen und Vorstellungen entsprechen sollen, zu gelangen, als eben diesen anzuerkennen, wie in unserm Denken als solchem, in der *Natur* unsers Denkens, die Möglichkeit alles Seins, die *gestaltete*, *concrete* Möglichkeit, enthalten ist, und wie eben das — in der vollständigen Gliederung seiner Inhaltsbestimmungen nur durch Wissenschaft, durch philosophische Speculation zu gewinnende — Bewufstsein dieser Möglichkeit durch Uebertragung auf das sinnlich gegebene Material der Empfindung und Vorstellung zu einer Erkenntnifs der *Wirklichkeit* des solchergestalt Gegebenen, oder vielmehr der *Gründe* dieses Gegebenen, wird. Wer sich dieser Anerkennung entziehen will, wer entweder, mit Hegel, alle begriffliche Möglichkeit für ununterscheidbar aufgehend in der Wirklichkeit, oder mit Herbart, das Sein eines Möglichen nur *als* Möglichen für einen widersprechenden und *darum* unzulässigen Begriff erklärt: dem bleibt nichts übrig, als entweder, was, jeder auf seine Weise, sowohl Herbart, als Hegel thun, die Allgemeinbegriffe des einen Denkens, entweder alle, oder gewisse einzelne unter ihnen, geradehin für das Seiende und Wirkliche unterzuschieben, oder aber, allem eigentlich wissenschaftlichen Erkennen entsagend, im blofsen Empirismus zu beharren. Von solchem Empirismus gilt es denn, dafs er, wenn er sich zu speculativen Ideen erhebt, dann nur zu jenem skeptischen Idealismus sich gestalten kann, der innerhalb seiner Sphäre unwiderlegbar ist, aber auf *objective* Erkenntnifs irgend welcher Art ein für allemal verzichtet hat.

Sagen wir es also gerade heraus: so sehr der Hr. Verf. Recht hat, den Gegensatz des Realismus und des Nominalismus als einen keineswegs in unserer Zeit bereits abgethanen zu bezeichnen, so anerkennenswerth sein Verdienst ist, die Denkweisen, die sich auch gegenwärtig noch, und schroffer, als jemals, auf dem Gebiete der Speculation entgegenstehen, mit ihren rechten Namen benannt zu haben: so wenig hat er in seiner Parteinahme für das eine der beiden Extreme das Rechte getroffen. Man kann das Irrige der Voraussetzung, welche dem im eigentlichen und strengen Sinne so zu nennenden Realismus zum Grunde liegt, mit gleicher Deutlichkeit, wie der Verf., erkennen, aber man wird, bei eben so deutlicher Einsicht in das Princip des Nominalismus, bekennen müssen, dafs dies nicht der rechte Weg ist, den Irrthum zu beseitigen. Auch im Mittelalter hat sich der Nominalismus — ein Blick auf die Geschichte der Philosophie kann den Verf. davon belehren — keineswegs als ein ebenbürtiger Gegner, immer nur als ein ohnmächtiger Doppelgänger des Realismus erwiesen, welcher damals die philosophische Welt beherrschte. Es ist in der Gegenwart nicht anders; Herbart's System hat dem Hegel'schen gegenüber keine selbstständige speculative Bedeutung. Sein Verdienst besteht wesentlich nur in dem Momente negativer Dialektik, das ihm mit dem Hegel'schen gemeinsam ist, und dann etwa noch in der nüchternen Verstandesschärfe, die gar nicht selten, in der Literatur und noch mehr im akademischen Vortrage der Philosophie als ein heilsames Gegengift gegen die

Digitized by Google

phantastischen Verirrungen eines ausschweifenden Realismus mag dienen können. Aber zu einer gründlichen Widerlegung des philosophischen Realismus fehlt jenem Systeme nichts weniger als Alles, da es weder im Besitz derjenigen Wahrheit ist, die dem Realismus unserer Tage, bei allen seinen Extravaganzen, bis jetzt die geistige Ueberlegenheit über alle rivalisirenden Richtungen gesichert hat, noch selbst von dem Grundirrthume des Realismus sich frei zu erhalten gewufst hat. Der eigentliche philosophische Kampf unserer Tage wird in ganz andern Regionen gekämpft; *dort*, wohin die Blicke des Nominalismus nicht zu dringen vermögen, eben weil er selbst, nur ohne es zu wissen, in diesem Realismus befangen ist, wird dem *falschen* Realismus die Axt an die Wurzel gelegt. Dieser Kampf, und mit ihm das System des *wahren* Realismus, ist bereits von *Kant* begonnen worden, diesem von keiner Seite ärger als gerade von dem modernen Nominalismus, der sich so gern als seinen Nachfolger gebehrden möchte, verkannten und mifsverstandenen Denker. Kant nämlich war es, der zuerst für die Allgemeinbegriffe der reinen Vernunft den einzig richtigen Gesichtspunct aufstellte, dafs sie, als das absolute Prius, als die alles erscheinende Dasein umfassende Nothwendigkeit des Denkens, die einzig mögliche Form aller erfahrungsmäfsigen Wirklichkeit abgeben. Wenn auch nach Kant, aus der Mitte der grofsen, alle gegenwärtige Philosophie umfassenden Schule heraus, die Er gestiftet hat, ein neuer Realismus, schroffer vielleicht, als irgend ein früherer, sich erheben konnte: so kennt man die Mängel des Kantischen Philosophirens, welche diesen Realismus und mit ihm auch die andern, nach entgegengesetzter Richtung abweichenden Tendenzen der Gegenwart, möglich machten. Wer aber den Gang der philosophischen Entwickelung seit Kant aufmerksam beobachtet hat, der wird nicht zweifeln, dafs der Geist dieser Entwicklung, mitten durch jene divergirenden Richtungen hindurchschreitend, und von dem nominalistischen Extrem sich eben so entfernt, wie vom realistischen, haltend, die wahre Linie des Fortschritts zur rechten Zeit wieder aufzufinden wissen wird.

Weifse.

XXV.

I. Grundzüge einer neuen und wissenschaftlich begründeten Cranioscopie (Schädellehre) von Dr. C. G. Carus, mit zwei lithographirten Tafeln. Stuttgart 1841 *und*

II. Atlas der Cranioscopie von Dr. C. G. Carus. Heft I. enthaltend zehn lithographirte Tafeln, die Kopfformen von Schiller, Talleyrand u.s.w. betreffend. Leipzig, 1843. *bei A. Weichardt.*

Die Cranioscopie ist, nachdem sie von *Gall* zuerst auf anatomischen Grundlagen als Wissenschaft neu geschaffen wurde, durch den phrenologischen Enthusiasmus der Franzosen, Engländer und Anglo-Amerikaner so sehr eine Lieblingswissenschaft des gelehrten Publicums geworden, dafs man es fast dem deutschen Anatomen und Physiologen zum Vorwurfe machen könnte, den grofsen Fortschritten, welche diese in seiner Heimath geborne Wissenschaft im Auslande seit *Gall* gemacht hat oder gemacht haben soll, theilnahmslos und gleichgültig zuzusehen. Es möchte aber der deutsche Anatom wenigstens — denn für die Phrenologie enthusiastisch eingenommene *Laien* finden sich auch bei uns vor und es lieh ja selbst eine deutsche Universität in neuester Zeit einem Phrenologen des Auslandes willig ihr Ohr — darin Entschuldigung finden, dafs sie sahen, wie die empirisch nur vage und locker begründeten Lehrsätze Gall's nicht nur ganz unbedingt angenommen, sondern auf sie ein ganzes System von Dogmen und Aussprüchen gebaut wurde, ohne die anatomische Grundlage *Gall's* näher geprüft oder neue anatomische (craniologische) oder psychologische Thatsachen hinzugefügt zu haben. Wenn dergleichen Verfechter der Cranioscopie endlich so weit gingen, die genaue Kenntnifs der Anatomie des Schädels für den Phrenologen selbst für entbehrlich zu erklären, wie dieses wirklich *Combe* in seiner Schrift: Manual of Phrenology mit klaren Worten ausgesprochen hat, so möchte hier wohl Stillschweigen am rechten Orte sein! Ich glaube es als Endurtheil über die phrenologischen Schriften nach *Gall* aussprechen zu dürfen, dafs es ihnen an aller wissenschaftlichen Begründung gebricht und dafs die Dogmen *Gall's* nach einer mit dieser Lehre vorgenommenen neuen Revision eine bedeutende Reduction und Einschränkung erleiden

Digitized by Google

müfsten, so dafs die Phrenologie nur auf sehr wenige und einfache Sätze zurückzuführen wäre. Es kann uns daher gegenwärtige Schrift des berühmten Physiologen, welche zum Zwecke hat, der Lehre der Cranioscopie eine neue wissenschaftliche Grundlage zu verschaffen, und überhaupt der Versuch, den eigentlich wissenschaftlichen, nicht blofs empirisch aufgewickelten Faden dieser Lehre wieder aufzunehmen, nur als eine willkommene Erscheinung begrüfst werden; um so mehr, als wir uns von dem in jeder Hinsicht seiner Aufgabe gewachsenen Gelehrten weit genauere und naturgetreuere Abbildungen von Schädeln, wie die vorliegenden Proben des Atlas schon sattsam beweisen, versprechen dürfen. Der Verf. bediente sich hierbei nicht eines Pantographen oder der Camera lucida, sondern läfst die Schädel mit Gyps oder Thon abformen und den nach der Abformung genommenen Contour bei Profilzeichnungen längs der Pfeilnath von der Nase bis zum Hinterhauptloch und bei Darstellungen en face von einem Ohr zum andern ausfüllen.

Der Verf. bietet uns hier, gestützt auf seine früheren Untersuchungen über das Nervensystem, eine andere Cranioscopie als die Gall'sche, eine eigentlich wissenschaftliche und physiologische, während er die Cranioscopie oder Organenlehre Gall's als eine höchst unklare und unwissenschaftliche erklärt. Referent glaubt zwar, dafs dem Verdienste Gall's dadurch etwas zu nahe getreten sei, indem Gall ja nur auf dem Wege einfacher und reiner Beobachtung der Natur zu den Resultaten und Schlüssen seiner Craniologie gelangt ist. Eine wahre Widerlegung Gall's oder überhaupt eine die Wissenschaft fördernde Revision der Gall'schen Lehrsätze ist nach des Refer. Ansicht auch nur auf diesem empirischen Wege möglich. Die Ursache, warum Gall nur eine unhaltbare und fragmentarische Craniologie zu Tage fördern konnte, setzt Carus darein, dafs erst nach Gall die wichtige Thatsache, dafs der Schädel aus einzelnen Wirbeln zusammengesetzt sei, erkannt oder vielmehr mehr zur Sprache gekommen und erst in den letzten Jahren die wichtigsten Entdeckungen über das Zerfallen aller Nervensubstanz in die leitenden Primitivfasern und die idiospontanen Bewegungsmassen, über die schlingenförmige Umbiegung aller Primitivfasern und die Hervorbildung derselben aus idiospontanen Bläschenmassen gemacht worden seien. Es möchte jedoch diesen letztern, gröfstentheils noch hypothetischen und ihrem Abschlufs mikroscopischer Prüfung noch nicht gewonnenen Beobachtungen nur wenig Einflufs auf die Cranioscopie, welche ja von dem Seelenorgan dasjenige, was sich mit Händen greifen läfst, darstellen und lehren soll, eingeräumt werden können.

Der Standpunct, welchen der Verf. zur Errichtung seines neuen cranioscopischen Lehrgebäudes genommen hat, ist allerdings ein anderer, als der von *Gall*. Dieser ging von einzelnen Wahrnehmungen, einzelnen Geistesvermögen, Trieben u. s. w. aus, und suchte ihren räumlichen Ausdruck am Schädel nach. Er war reiner Empiriker. *Carus* schlägt einen andern Weg ein. Er betrachtet die menschliche Seele als ein Ganzes von gewissen Grundkräften in abstracto und legt seinem System die von den meisten Psychologen angenommene Dreitheiligkeit der Seele im Erkenntnifsvermögen, Gefühlsvermögen (Gemüth) und Begehrungsvermögen (Wille) zu Grunde.

Wir konnten es daher kurz aussprechen, dafs die drei Hirnmassen in ihrer psychischen Bedeutung sich also verhielten:

I. Vordere Hirnmasse
(Hemisphären)
Vorstellen — Erkennen — Einbildung.
II. Mittlere Hirnmasse
(Vierhügel)
Gefühl vom Zustande des eigenen Bildungslebens
(Gemeingefühl) — Gemüth.
III. Hintere Hirnmasse
(kleines Hirn)
Wollen — Begehren — Fortbildung der Gattung.

Wie also die Strahlen alles Seelenlebens nur diese drei sind: Erkennen — Fühlen — Wollen, so sind jene drei Hirnmassen die drei wesentlichen Theile des Hirnbaues, und diesen drei Hirnmassen, von welchen zugleich die drei wesentlichsten Sinnesnerven, Riech-, Seh- und Hörnerven, ausgehen, entsprechen nun wieder die drei wesentlichen Wirbel des Schädelbaues — das Vorderhaupt — das Mittelhaupt — und das Hinterhaupt.

In diesen Erkenntnissen liegt sonach der Schlüssel zu aller wahrhaften, auf physiologische Grundsätze gestützten Cranioscopie! — Die meisten andern, von Gall und seinen Nachfolgern angegebenen Beziehungen, und insbesondere die vermeinten Beziehungen ein-

Digitized by Google

zelner moralischen Eigenschaften in gewissen knöchernen Vorragungen sind durchaus unlogisch, unphysiologisch und unhaltbar.

Diese Worte enthalten in Kürze die neue cranioscopische Lehre, deren einzelne Hauptmomente wir nun näher besprechen wollen.

Durch die Eintheilung unserer Seelenkraft in Erkennen, Fühlen, Wollen, stellen wir uns nun sogleich auf den Standpunct der Abstraction. Dieses mufs aber, so scheint uns, vor allem bei einer Wissenschaft vermieden werden, welche allein aus einzelnen Datis der Beobachtung erbaut werden soll: und ich glaube, dafs wir auf diesem abstracten Wege, wenn darauf kein Rückschritt in der Wissenschaft der Craniologie gemacht wird, doch nur eine allgemeine nicht in das Detail der geistigen Fähigkeiten und Vermögen eingehende Cranioscopie erhalten werden. Ist doch die Seele, welche erkennt, fühlt und will, nur eine und immer zugleich dieselbe. Es findet hier ja keine Trennung statt; wir können nicht wollen und fühlen, ohne zu erkennen, und umgekehrt. Der Mathematiker, welcher in der Anschauung seiner abstracten Figuren lebt, hat dasselbe Gefühl des geistigen Genusses als der Maler, der lebende Bilder entwirft, und der Tondichter, welcher den Rhythmus der Klänge empfindet. Gefühl ist daher nur eine Art der Erkenntnifs und es giebt eigentlich nur zwei Grundvermögen, das der Erkenntnifs und des Willens. Und auch hier ist wieder nur die Einheit der Seele festzuhalten, die nach Innen erkennend, nach Aufsen wollend zu Tage tritt, im Central-Nervenmarke des Encephalums das Organ des Erkennens, im Basilartheil desselben und im Rückenmarke das des Wollens erhaltend. Es dürften daher in dem Encephalum und ausdrücklich sodann am Schädel, nur die Organe des Erkennens und Fühlens gesucht werden; die Acte des Begehrungsvermögens und Wollens aber keiner solchen bedürfen und gewärtig sein. Sehen wir aber hievon ab und fassen das anatomische Substrat der neuen Craniologie zunächst in's Auge, indem die nähere Besprechung obiger Ideen vor das Forum der Psychologie oder Philosophie des Geistes gehört, so sehen wir, dafs der Verf. für seine Eintheilung der Seelenkräfte eine entsprechende Dreitheiligkeit des Gehirns gleichsam zum realen Beweis der erstern zu Grunde legt. Er theilt das Gehirn demnach in das Vorder-Gehirn, Mittel-Gehirn und Hinter-Gehirn oder in das sogenannte grofse Gehirn, die Vierhügel und das kleine Gehirn ein. Wenn es, wie der Verf. aus der vergleichenden Anatomie nachweist, aber zwar als richtig anerkannt werden mufs, dafs die Vierhügel bei den Thieren eine gröfsere Ausdehnung erhalten, (obwohl dieselben beinahe von den Vögeln, aber im Durchschnitt doch von den Amphibien an, auf die Zahl zwei beschränkt sind) so ist das Massenverhältnifs dieser Gehirnganglien bei dem menschlichen Gehirne doch so sehr gering, dafs man ihnen nicht wohl den Rang und Namen eines Mittelgehirns einräumen kann. Dieses Zurücktreten der Vierhügelgebilde bei dem Menschen rechtfertigt nun die Annahme, dafs sie der Sitz des dem Menschen ja vor dem Thiere vorzugsweise einwohnenden Gemüthes sein möchten, durchaus nicht. Auch die Idee, in das kleine Gehirn den Sitz des Geschlechtstriebes und des Willens zu verlegen, obwohl die Beobachtungen und Versuche von *Gall* für ersteres, die von *Flourens* für *letzteres* zu sprechen scheinen, scheint uns noch *gar nicht* begründet. Abgesehen davon, dafs Willenskraft und Geschlechtstrieb zwei ganz heterogene und specifisch verschiedene geistige Aeufserungen sind und unmöglich in einem Organe nebeneinander ihren Sitz haben können, so sind die Versuche, wodurch man beweisen wollte, dafs das kleine Gehirn Regulator der willkührlichen Bewegungen sei, so roh und ohne alle physiologische und anatomische Umsicht angestellt, dafs sie zu diesem Schlusse noch gar nicht berechtigen. Ein Haupteinwurf, welchen ich diesen Versuchen zu machen habe, ist der, dafs bei denselben auf die Verletzung der Bogengänge des Gehörorganes keine Rücksicht genommen wurde. Die Verletzung und Oeffnung der Bogengänge, Canales semicirculares (oder nur des einen grofsen obern Bogenganges des Ohres) bei den Vögeln ist es aber nach meinen Versuchen, welche das seitliche Wanken und pfeilschnelle Ueberschlagen des Kopfes und Wälzen des Körpers erzeugt, wahrscheinlich wegen Reizung der in die sehr empfindlichen Bogengänge eindringenden Luft.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 51.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1843.

I. *Grundzüge einer neuen und wissenschaftlich begründeten Cranioscopie (Schädellehre) von Dr. C. G. Carus.*

II. *Atlas der Cranioscopie von Dr. C. G. Carus.*

(Schlufs.)

Das Rückwärtsschlagen und Werfen der Säugethiere und Vögel nach Verletzung des kleinen Gehirnes in dessen Mitte habe iche ich ebenfalls gefunden, aber nach meinen Beobachtungen ist diese Erscheinung Folge des Schmerzgefühles des Thieres an der verletzten Stelle und es sucht diesem Schmerze durch Rückwärtsbewegung entgegen zu wirken oder zu entgehen. Es erfolgt daher nach meinen Versuchen aus demselben Grunde Seitwärtsbewegung bei seitlicher Verletzung des grofsen oder kleinen Gehirnes, so wie Vorwärtsbewegung bei Verletzung des grofsen Gehirnes an dessen vordern Lappen. Bei der Drehkrankheit der Schaafe findet das Drehen in der Regel nach der Seite hin statt, auf welcher in dem Gehirne sich die Coenurus entwickelt hat.

Das kleine Gehirn ausschliefslich als Sitz des Geschlechtstriebes gelten zu lassen, scheint uns zu einseitig, da so viele pathologische Erfahrungen dagegen sprechen, und die vergleichende Anatomie nicht gerade besondere Data dafür liefert — (ich erinnere an den mehre Wochen lang andauernden Geschlechtsact der Frösche, bei denen das kleine Gehirn nur als schmaler Streifen mehr vorkommt) — dagegen möchte die Ansicht, dieses Organ als muthmafslichen Sitz des Gefühles oder Gemüthes zu betrachten, wohl noch am meisten für sich haben, aus dem Grunde, weil Verletzungen der Oberfläche oder der Blätter des kleinen Gehirns in der Regel empfindliche Schmerzensäufserungen zu Folge haben, während Verletzungen der Oberfläche oder der Windungen des grofsen Gehirns meistens ohne Aeufserungen von Schmerz oder selbst von Unbehagen von Menschen und Thieren ertragen werden. Eben so scheint es uns am einfachsten und natürlichsten zu sein, den Sitz des Willens von der Basis des Gehirnes an oder von den crura cerebri an bis in das verlängerte Mark und in das ganze Rückenmark zu verlegen. Auf dieses Stratum der Willensfasern sind unmittelbar die Sinnesganglien aufgetragen, von dem grauen Kolben an bis zu den Oliven, durch die Sehhügel und Vierhügel hindurch. Als Mittelgehirn oder Grundgehirn hätten wir also eine ganze Kette von Ganglien. Auf dieses Grundgehirn ist vorwärts das eigentliche grofse Gehirn oder das grofse Falten-Ganglion und hinten das kleine Gehirn als grofses Blätter-Ganglion aufgesetzt. Und so dürfte vielleicht das erstere als höchste Entfaltung der Retina, das zweite als oberstes Glied des Markbaumes des Modiolus und der Lamina spiralis angesehen werden.

Bemerken wir noch, dafs das von dem Verf. angenommene Mittelgehirn, die Vierhügel, bei dem Menschen nicht *oberflächlich* zu Tage tritt, somit für die eigentliche Cranioscopie keine Bedeutung hat, wie denn auch *Gall* die physiologische Beziehung dieser Theile ganz mit Stillschweigen übergangen hat. Dafs die Vierhügel bei dem Foetus absolut und relativ gröfser sind, kann nur für ihre Beziehung zu niedern Seelenäufserungen, wie sie bei den niedern Thieren vorkommen, sprechen, ist aber nicht günstig der Ansicht, dafs das Gefühlsvermögen in denselben ihren Wohnsitz aufgeschlagen habe. Uebrigens ist diese relativ-gröfsere Ausdehnung der Vierhügel nur eine Wachsthumserscheinung und berechtigt noch nicht zu dem Schlusse einer vollkommenen Bildung, indem gerade die Consolidirung, somit die relative Verkleinerung dieser Gehirntheile ihre höhere Wirksamkeit bedingen möchte. So wie das grofse Gehirn anfängt sich mehr zu expandiren und zu entwickeln, so sinken die Vierhügel zusammen und so sehen wir selbst am Schädel die Schei-

Digitized by Google

telbeine allmählig dem sich mehr entwickelnden Stirnbein ausweichen und auf $\frac{1}{6}$ ihrer Gröfse reducirt nach hinten sich zurückziehen. Auch die Stirn ist beim Foetus überwiegend entwickelt, selbst beim jungen Orang-Outang und sinkt später allmählig zurück. Wenn nun von Ausmessungen des Gehirnes und des Schädels in Beziehung auf die Bildung des Gehirnes die Rede ist, so mufs meines Erachtens bei jedem Schädel der cubische Inhalt desselben durch Vergleichung der drei Durchmesser der Schädelhöhle geschätzt werden, und es ist sehr einseitig geurtheilt, die gröfsere Evolution des Gehirnes nach dem relativen Vorsprunge nach vorwärts an der Stirne festsetzen zu wollen. Es kann ja die Gehirnmasse nur blofs rückwärts gedrängt sein. Eben so ist bei dem deprimirten Schädel die Gehirnmasse seitlich angequollen! Die Form des Schädels steht aber unter dem allgemeinen Bildungsgesetz des Körpers und ist von der Einwirkung des Gehirnes im Ganzen unabhängig. Dieser Satz spricht sich hinreichend dadurch aus, dafs bei den niedern Thieren, den Amphibien (Schildkröten) und Fischen die Schädelknochen, namentlich das Stirnbein, Scheitelbein, die Hinterhauptschuppe, noch sehr entwickelt zu Tage liegen, während das Gehirn auf eine kleine Ganglienkette beschränkt ganz frei in der Tiefe liegt. Nach Abzug jener relativen Differenz von der Form des Schädels herrührend, lassen sich nun keine andere craniologischen Organe annehmen als die Anschwellungen der drei Lappen des grofsen Gehirnes und die Anschwellung des kleinen Gehirnes. Im Allgemeinen wird auch jede dieser Anschwellungen je mehr sie sich nach aufwärts entwickelt und ausspricht auf einen höheren Grad von Geistesthätigkeit hinweisen. Da nicht davon die Rede sein kann, die einzelnen Windungen der Lappen des grofsen Gehirnes und der Blätter des Cerebellums, (das kleine Gehirn nahm *Gall* höchst oberflächlich und inconsequent als ein einzelnes Ganglion an) als getrennte Organe besonderer Geistesvermögen anzusehen, indem bei der Continuität dieser Gyri ihre Gröfse, Form und Lage durchaus keine nothwendige und wesentliche sein kann, so müssen die Gall'schen Beobachtungen von gewissen Geistesvermögen entsprechenden Hervorragungen am Schädel, so weit selbe empirisch begründet sein möchten, auf jene gröfsere Regionen des Hervortretens der Lappen des grofsen Gehirnes reducirt werden. Wenn wir aber den Bau des Encephalums als Organ der Seele überhaupt in's Auge fassen, so müssen wir vor Allem als Grundprincip aller Untersuchung über die Dignität des Encephalums den Satz festhalten, dafs der Grad dieser Dignität, oder die Capacität für höheres Vermögen der Seele nicht absolut, sondern nur relativ von der räumlichen Ausdehnung desselben, dagegen *von der normalen Consistenz* und *Spannkraft desselben ohne Beschränkung* abhängig sei. Es kann daher ein ausgedehntes oder grofses Gehirn viel weniger fähig für den Sitz höherer Geistesvermögen sein, als ein bei weitem kleineres mit seiner zarten Organisation der Markfasern. Es liegen viele Beobachtungen vor mir von Männern mit bedeutenden Geisteskräften, deren Schädel weit unter dem Mittelmaafs sich befand, ja eigentlich klein zu nennen war. Ich möchte hier nur an unsern ehemaligen Collegen, den geistreichen Niebuhr erinnern. Das Ausmessen des Gehirnes mit dem Zollstabe, oder durch Ausfüllung der Schädelhöhle mit Erbsen und Linsen, heifst gleichsam das Seelenorgan für einen Laib Käs oder für ein Erbsen- oder Linsenmufs ansehen. Nur sub conditione sine qua non, d. i. bei angenommener Voraussetzung der gleichen organischen Qualität oder Dignität der Markfasern des Gehirnes kann von Brauchbarkeit solcher Schätzungen für den wissenschaftlichen Phrenologen die Rede sein. Ein zweites Grunddogma der Encephalometrie ist sodann, dafs gröfsere Entwicklung des Encephalums an seiner Basis überhaupt den Charakter der thierischen Intelligenz und Willensthätigkeit, gröfsere Entfaltung nach aufwärts sowohl am grofsen als auch gleichlaufend am kleinen Gehirn, den Charakter menschlicher Intelligenz und Willenskraft bezeichnen. Wünschen wir aber näher in's Detail einzugehen, so müssen wir uns an die Data der Anatomie und zunächst der vergleichenden Anatomie halten, wenn wir nicht auf lockern Sand psychologischer Eintheilungen bauen wollen. In der Stufenreihe der Thiere, bei welchen bekanntlich, im Allgemeinen, das Gehirngebilde von oben nach unten zusammensinkt, sehen wir nun zuerst die hintern Lappen des grofsen Gehirnes hinwegfallen, die nur bei einigen Affen noch sich zeigen, später schwinden die vordern Lappen und es bleiben bei den Nagern nur noch die mittlern Lappen als vorwaltende Theile des Gehirnes zurück. Diesen anatomischen Ergebnissen entsprechend, sehen wir zuerst bei den Thieren hin-

Digitized by Google

wegfallen die nach Innen gewandte Intelligenz, oder das Bewufstsein der höheren Intelligenz, der moralischen Person Persönlichkeit und der idealen Persönlichkeit oder der Gottheit, welche Ideen das höhere Gemüth des Menschen bilden. Auch ist, entsprechend der gröfsern Entwicklung der hintern Lappen des grofsen Gehirnes, bei dem Weibe (indem man jeden weiblichen Schädel an den zwei obern Schwellungen der Schuppe des Hinterhauptbeines erkennen kann), dieses Gemüth reiner und tiefer entfaltet. Auch versetzte Gall hier hin die Religiosität, Gutmüthigkeit, den Stolz, Ehrgeiz, Höhesinn, den Charakter, die Freundschaft und Kinderliebe. Die vordern Lappen des Gehirnes behalten sodann ihren Rang als Sitz der nach aufsen gewandten Intelligenz, die Sinnen-Intelligenz, die reproductive oder die memorative nach abwärts; die productive Intelligenz nach aufwärts, wo die höhere Phantasie mit der sittlichen Intelligenz ganz auf dem Scheitel ihre Culminationspuncte haben. Der mittlere Lappen des Gehirnes, der zuletzt bleibende, dem Thiere nothwendige, kann nur der Sitz des Instinctes und Kunsttriebes, bei dem Menschen der praktischen Fertigkeit, Brauchbarkeit, Gewandtheit, Schlauheit und Geschicklichkeit sein, daher er beim Biber die Hauptmasse des Gehirns bildet, bei den Vögeln allein noch übrig blieb zum Nestbau; bei den Amphibien aber und Fischen nur wenig mehr entwickelt sich zeigt. Auch hat Gall hieher die Organe des Kunstsinns, der Schlauheit und des Diebssinns verlegt.

Was das kleine Gehirn betrifft, so möchten wir es, in seiner offenbaren Beziehung zum Gehörorgan, wie das grofse Gehirn zum Gesichtsorgan, als Organ der Ton-Intelligenz, des Sprachsinnes, Tonsinnes mit allen seinen Modificationen betrachten. Am höchsten entwickelt bei den Menschen sinkt es fast gleichmäfsig bei den Thieren in seiner Bildung herab; bis auf die Amphibien, wo es bei den Ophidiern, Salamandrinen und Fröschen fast nur als schwache Querbinde erscheint, bei den Fischen wieder etwas sich hebend, welche bekanntlich dem Tone der Glocke von weiter Ferne her nachziehen.

Bei seiner erwähnten Eintheilung des Gehirnes legte der Vf. die Eintheilung des Schädels in drei Wirbel zu Grunde. Wenn bei der Betrachtung des Schädels des menschlichen Foetus und des Schädels der Säugethiere der Satz, dafs der Schädel aus einzelnen Wirbeln zusammengesetzt sei, so sehr in die Augen springt, so scheint mir aber zugleich auch die Zahl dieser Wirbel so deutlich von der Natur ausgesprochen, oder marquirt zu sein, dafs man unmöglich nur *drei* solcher Schädelwirbel annehmen kann, sondern deren, entsprechend den 5 Sinnesnerven, fünf anerkennen mufs. Sie sind Grundbein, Felsenbein, hinteres Keilbein, vorderes Keilbein, Siebbein. Als processus spinosus oder Schuppe schliefsen sich an: Hinterhauptschuppe, Schläfenschuppe, Scheitelbein, Flügelbeinschuppe und Stirnbein. Die Gesichtsknochen als Wirbel anzusehen, scheint mir unzuläfsig, indem der Grundcharakter eines Wirbelbogens, ein Knochenring mit eingeschlossenen Markknoten, hier fehlt. Es sind die Gesichtsknochen sämmtlich daher als Rippengebilde, die Sinneseingeweide, wie die Rippen die Eingeweide der Brust und des Unterleibes um- und einschliefsend, zu betrachten. Die Aehnlichkeit des Zungenbeines, Unterkiefers, Oberkiefers, Zwischenkieferbeines, Gaumenbeines, Jochbeines u. s. w. mit den Rippen ist an diesen Knochen bei den Säugethieren ganz in die Augen springend.

Dieses sind die Bemerkungen, welche Refer. als kleinen Beitrag zu der so nothwendigen Revision der Gall'schen Cranioscopie und bei Besprechung der Grundsätze einer neuen Cranioscopie hier niederlegen wollte, dem Verf. es dankbar anrühmend, dafs er diese so wichtige und im Schoofse unseres Vaterlandes geborne, aber von den deutschen Anatomen nur zu sehr auf die Seite geschobene Wissenschaft der Cranioscopie wieder zum Gegenstand seiner eindringenden und für die Wissenschaft in jeder Hinsicht erspriefslichen Untersuchungen gemacht hat.

Mayer.

XXVI.

Die Philosophie und die Wirklichkeit von J. C. Glaser. Berlin, 1843. *XXI.* 41 *S.* 8.

Jemehr in unsern Tagen von Freunden wie von Feinden die Bestimmung der Philosophie, ihre Aufgabe, ihre Stellung zu den wichtigsten Angelegenheiten des Menschen verkannt wird: um so wichtiger ist es, dafs hierüber eine sorgfältige Untersuchung geführt werde. Zu einer solchen Untersuchung enthält die vorliegende Schrift die Grundlinien. Unter den Freunden der Phi-

Digitized by Google

losophie haben Viele ihre Bedeutung überschätzt, und ebendeshalb einen gefährlichen Argwohn gegen sie erweckt, indem sie die Philosophie an Stelle der Religion treten lassen, sie zur bestimmenden Macht des Willens, zum Lebensgesetz des Staates, zur Gesinnung des Staatsbürgers erheben wollten. Die Gegner aber haben den Gebrauch dieser Wissenschaft so sehr eingeschränkt, dafs man Grund hat, sie für einen sehr überflüfsigen Zweig der menschlichen Thätigkeit zu halten, dessen man sich um so mehr überheben dürfte, je mehr von seiner Seite Gefahr zu befürchten ist. Der Vf. hat sich nun die Aufgabe gestellt, eben so sehr die Nothwendigkeit der Philosophie zu beweisen, dafs sie also der Menschheit wesentlich ist zur Erreichung ihrer Bestimmung, so wie anderseits ihre Thätigkeit auf die ihr gemäfsen Grenzen zurückzuführen und zu beweisen, dafs von der wahrhaften Handhabung der Philosophie keine Gefahr zu erwarten steht.

In der That, wie man einen Beweis für das Dasein Gottes ex consensu gentium führt, so dürfte man es wohl wagen, für die Nothwendigkeit der Philosophie die Bestrebungen aller Zeiten und Völker als beweiskräftig anzusehn, welche dahin gingen, ein einheitgebendes Gesetz der vielartigen Erscheinungen der Welt, die wirkenden Principien des Erscheinenden, des in der Erfahrung Vorkommenden aufzufinden. Die stets wiederholten Versuche, das Geheimnifs der Welt zu ergründen, haben sich bald phantastischer Gestalten, überschwenglicher Bilder bedient, bald die klassische Form sicherer methodischer Untersuchung ergriffen; aber in all diesen Gestalten gab sich dasselbe, nimmer zu unterdrückende Verlangen kund, die Wahrheit als solche, die absolute Wahrheit zu erkennen, gegen deren Werth gehalten alles Uebrige seinen Reiz verlor, und in allen, wenn gleich oft unvollkommenen und unverbürgten Resultaten dieses Strebens fand der Mensch für den Augenblick eine unendliche Befriedigung, bis er sich zur glücklicheren Lösung der grofsen Aufgabe in einem neuen Aufschwung erhob. Die Philosophie scheint also hiernach eine in der Natur des Menschen liegende Aufgabe zu sein, und diesen Schlufs stellt der Verf. dem Schlusse der Gegner der speculativen Philosophie gegenüber, dafs, weil die Philosophie immer von Neuem ihre Aufgabe zu lösen unternahm, und bei diesen ihren Lösungen niemals ein durchaus und für immer befriedigendes Resultat erreichte — dafs ein genügendes Resultat überhaupt nicht zu erreichen sei (S. 4). Der Verf. fügt hinzu, dafs, wenn in Folge dieses Schlusses von der speculativen Philosophie abzustehn sei, dann auch das Streben, Tugend und Gerechtigkeit zu verwirklichen, ein vergebliches sei. Denn auch sie seien auf Erden noch nicht erreicht worden.

Diese Vergleichung giebt uns Anleitung zu einem tieferen Beweise für die Nothwendigkeit der Philosophie. So wie wir die Gerechtigkeit für eine wahrhaft wirkliche Idee halten, welche das Princip auch aller unvollkommenen Gestalten ist, in denen sie sich zu erkennen giebt, und zugleich die treibende Macht, um ihr Wesen vollkommener im gesammten menschlichen Leben auszudrücken, so wie wir diese Idee nicht als etwas aus der Erfahrung Geschöpftes, sondern kraft innerer Nothwendigkeit mit d.. wesentlichen Substanz des menschlichen Geistes selbst Gegebenes erkennen: so ist für den Menschen auch das Wissen vom Absoluten etwas nothwendig in seiner vernünftigen Natur Gegründetes, und geht in Wahrheit allem andern Wissen als das Princip desselben voran, wodurch allein überhaupt Wissen möglich ist. Nur in diesem tiefsten Zusammenhange findet alles andre Wissen seine Begründung, seine Allgemeinheit und Nothwendigkeit. Wie daher der Beweis für das Dasein Gottes ex consensu gentium auf den ontologischen Beweis zurückzuführen ist, da das nach Beweisen der Erfahrung allen Menschen und Völkern Gemeinsame eben eine in der menschlichen Natur nothwendig gegründete Idee ist: so beruht das Argument für die Nothwendigkeit der Philosophie, aus den bei allen Völkern, zu allen Zeiten gemachten Versuchen, ihre Aufgabe zu lösen, auf der von der denkenden Natur des Menschen ewig gestellten Forderung, nicht das Erscheinende aus dem Erscheinenden, das Vergängliche aus dem Vergänglichen, sondern das Bedingte aus seinem unbedingten Princip zu erklären. Wie nun auch immerhin diese Versuche ausgefallen sein mögen, jedenfalls machen sie der Menschheit Ehre, jedenfalls ist keiner von ihnen ganz von der Wahrheit verlassen, denn in einem jeden derselben sehn wir die unabweisliche Forderung zu Grunde liegen, die dem Menschen sich unablässig aufdrängt, falls er seiner vernünftigen Natur genügen will

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 52.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1843.

Die Philosophie und die Wirklichkeit von J. C. Glaser.

(Fortsetzung.)

Hier kann nicht von einem vorwitzigen Streben, von einem anmafsenden Verlangen die Rede sein, Dinge zu ergründen, die der menschlichen Fassungskraft unerreichbar sind, man müfste es denn für die Bestimmung des Menschen erachten, sich selbst mit Allem, was in sein Bewufstsein tritt, ein Räthsel zu sein, die wesentlichen Interessen, die seine höhere Natur beschäftigen sollten, zu vernachläfsigen, über sie durchaus im Dunkel zu bleiben. Verlangt man von dem Menschen, dafs er nicht aus blindem Antriebe, sondern aus Principien handle, dafs er sein Verhältnifs zur Natur und zu andern Wesen seiner Gattung nach sittlichen Grundsätzen bestimme: so mufs er auch über seine Bestimmung, über seine Stellung in der Welt, über seine Beziehung zu Gott unterrichtet sein, und je klarer er sich über all sein Thun Rechenschaft wird ablegen wollen, um so weitergreifender mufs seine Erkenntnifs des wahren Zusammenhanges der Dinge sein. Man sagt, der Mensch solle sich am Glauben genügen lassen, der Glaube trete da ergänzend ein, wo das Wissen aufhöre, aber man sollte doch dem Glauben nicht diese herabwürdigende Stellung geben, vielmehr ist ja der Glaube, die Religion so wie die Substanz alles Menschlichen, so auch die wahrhafte Grundlage seines Wissens, seiner Philosophie. Hätte der Mensch nicht Religion, oder wäre diese nicht seine Substanz, so hätte er gewifs keine Philosophie, aber weil jene ihn über seinen unendlichen Werth belehrt, weil jene ihn wahrhaft frei macht, weil jene ihn am Unsichtbaren, keiner Erfahrung Zugänglichen Theil haben läfst, darum und aus keinem andern Grunde treibt der Mensch Philosophie. Weil die Religion ein Licht ist, das keine Finsternifs vor sich bestehn läfst, weil sie alles Menschliche verklärt, und die Schatten der Nacht verscheucht, weil sie alle Kreise, in denen der Mensch sich bewegt, dem Dienste des göttlichen Gesetzes zu gewinnen sucht, und den Menschen antreibt, und ihm Kraft verleiht, sein Verhältnifs zur Natur wie zu den Wesen seiner Gattung seiner göttlichen Bestimmung gemäfs zu gestalten, darum hat der Mensch den Muth gefafst zur Philosophie, hat ihrer schwierigen Aufgabe sich unterzogen, hat es unter seiner Würde gehalten, Endliches zu Endlichem zu fügen, Theile mit Theilen zu verbinden eines Ganzen, das ihm verschlossen bleiben sollte. Indem der Mensch durch die Religion seiner Gemeinschaft mit Gott inne wird und der Ueberzeugung lebt, dafs all sein Thun und Denken nur in dieser Gemeinschaft wurzelt, so hat er entsagt dem eitlen Scheine und tritt in den Bereich der Wahrheit; keine Erkenntnifs kann ihm zusagen, die nicht jener seiner Würde, seiner Bestimmung entspricht, deren Wahrheit nicht in der höchsten, allumfassenden Wahrheit ruht; und wie die Zwecke seines Handelns nicht auf Endliches, Vergängliches gehn, sondern die Bestimmung des Menschengeschlechts selbst in's Auge fassen, und nur in diesem Zusammenhang ihre sittliche Bedeutung erlangen: so befriedigt sich auch das Erkennen nicht an sinnlosen Bruchstücken, sondern geht seiner Natur nach immer auf das Ganze, um in ihm das Besondre gehalten und begriffen zu finden. Wäre es wohl möglich, dafs unser Denken und Wollen nach ganz divergirenden Richtungen sich verzweigen sollte, dafs jenes nur auf Endliches, Empirisches, dieses auf das Unendliche, in keiner Erfahrung Vorkommende gehn sollte? Wohl hat man Recht zu sagen, wir leben hier im Glauben nicht im Schauen, und unser Wissen ist Stückwerk, aber dieselbe Gebrechlichkeit und dieselbe Gefahr des Irrthums begleitet unser Thun wie unser Denken, wir fehlen im Thun wie im Denken, aber so gewifs wir das Princip

Digitized by Google

besitzen, wonach wir unsre Handlungen einrichten, und darum für diese verantwortlich sind, so gewiſs besitzen wir auch das Princip, um Wahrheit zu erkennen, daher wir auch Wahres und Falsches zu unterscheiden vermögen, wenn wir auch mittelst jenes Princips nicht Alles der Wirklichkeit nach erkennen: denn dieses möchte man wohl unter dem Schauen verstehn.

Den Glauben, die Religion setze man also nicht der Philosophie entgegen; diese wird vielmehr an jener stets ihren Schutz und ihren Impuls zu schönerer Vollführung ihrer Aufgabe finden. Wenn man jetzt die Philosophie auf das empirische Gebiet zu drängen sucht, und behauptet, daſs der Gedanke, wenn er in das unendliche Wesen Gottes einzudringen suche, in Selbsttäuschung befangen, nur seiner eignen Endlichkeit hingegeben bleibe, wenn man durch diese Abgrenzung der Religion einen rechten Dienst zu leisten wähnt: so können diesen Behauptungen andre Zeugnisse von Männern entgegengestellt werden, denen auch die Religion sehr wohl am Herzen lag. Selbst Tertullian, bekannt genug als Gegner der sokratischen, platonischen, stoischen Philosophie, gestand doch neben der kirchlichen Ueberlieferung der geoffenbarten Wahrheit, den prophetischen Aussagen montanistischer Begeisterung noch eine andre untrügliche Quelle der Wahrheit zu, die Natur, welche von der Vernunft nicht verschieden, in der Seele sich bezeugt. Diese Zeugnisse der Seele, je wahrer sie sind, um so einfacher sind sie; je einfacher um so faſslicher, je faſslicher desto mehr gemeinsam, je mehr gemeinsam, um so natürlicher, je natürlicher um so göttlicher. Die Natur ist die Lehrerin, die Seele die Schülerin. Was aber jene lehrt und diese lernt, das ist von Gott gegeben, dem Lehrer jener Lehrerin (de test. anim. 5.). Sagt nicht Tertullian, daſs diese Offenbarung jeder andern vorhergeht, daſs das Bewuſstsein Gottes die ursprüngliche Mitgift der Seele ist, und daſs sie dieselbe für alle Menschen, für Aegypter, Syrer und Bewohner des Pontus ist? Niemals, sagt er, wird Gott verborgen sein, niemals wird Gott uns fehlen, immer wird er erkannt, gehört und gesehn werden, wie er will. Das Zeugniſs für Gott ist dies Ganze, was wir sind und in welchem wir sind. Und diesen Gedanken entwickelt Tertullian dem Marcion gegenüber, der in demselben Dualismus befangen war, in welchem die heutigen Empiriker, die Gegner der Philosophie und die vermeinten Freunde der Religion stehen bleiben. Denn auch Marcion erblickte in dieser Schöpfung, in der Erziehung und Führung der vorchristlichen Völker nichts als beschränkte Verhältnisse, deren Urheber nicht der vollkommene, wahre Gott, sondern nur ein untergeordnetes, ja dem höchsten Gott widerstrebendes Wesen sein könne; der wahre Gott sei vielmehr ganz von dieser Welt abgewendet, unsichtbar geblieben und kein Fingerzeig habe das Bewuſstsein auf ihn hingewiesen. Und so behaupten ja auch jene Empiriker, die sich für Philosophen ausgeben, daſs man die Dinge in der Welt erkennen könne, ohne sie im Urtheile Gottes zu erfassen, ohne eine Erkenntniſs von Gott zu haben.

Sollen wir, nachdem das Christenthum in allen Gestalten des geistigen Lebens seinen Reichthum ausgelegt hat, nun das Kleinod aus den Händen geben, dessen sich die ersten Christen in ihrer Armuth freuten, das sie als das unveräuſserliche Erbe des Bekenners Christi vor Juden und Heiden rühmten; war es etwas Andres, womit die Apologeten über Heiden und Juden triumphirten, als der Gedanke, den ein *Athenagoras* aussprach, daſs der Zweck des Menschen *in ihm selbst* liege und er sich daher nicht bloſs eines vergänglichen Lebens freue. Nur die Mittel vergehn, haben sie ihren Zweck erfüllt; was aber sein selbst wegen ist, das kann seinen Zweck nur in seinem Sein finden und ist darum ewiger Natur. Der Mensch, Gottes Bild, der Vernunft theilhaftig, ist daher dazu bestimmt, Gott und seine Weisheit ewig zu erkennen und seinem Gesetze ewig zu folgen (de resurr. p. 53. 54). Ein anderer Apologet, Theophilus, sprach dasselbe so aus, Gott habe die Welt geschaffen, um sich zu offenbaren, den Menschen habe er dazu gemacht, daſs er von ihm erkannt würde; für den Menschen habe er die Welt vorher bereitet (adv. Autol. an vielen Stellen). Auf diesen Grundlagen ruhend, und ohne diese ist Philosophie überhaupt nicht denkbar, hat sich in den ersten Jahrhunderten des Christenthums eine neue christliche Philosophie erhoben, welche, obgleich sie gegen müſsige Speculationen und vorwitzige Fragen eiferte, sich doch die philosophische Untersuchung dessen, was den Menschen wesentlich angeht, nicht nehmen lieſs. Ueberhaupt ist das Verhältniſs der Philosophie und Religion dieses, daſs die Philosophie *weiſs*, was die Religion *ist*, sie ist als Wissen, was die Religion als ein Sein, als eine Substanz ist; daher ist Religion dem

Digitized by Google

Menschen als solchen nothwendig, so sehr als einem Lebendigen das Princip des Lebens nothwendig ist; die Religion ist die Macht, durch welche der Mensch existirt. Dies läfst sich von der Philosophie nicht sagen, sie ist nicht Substanz, durch welche der Mensch existirt; aber sie wird immer da eintreten, und liegt als Aufgabe immer da mit eingeschlossen, wo der Mensch zur Verwirklichung dessen schreitet, was er der Potenz nach ist, d. h. so wie er zum Handeln kommt, so wie irgend ein Zwiespalt zwischen der Potenz des Menschen und seiner Wirklichkeit eintritt. Hier ist sie gleich als Aufgabe, als Anlage, um so zu sagen, mitgesetzt, als eine Aufgabe, die sich stets dem Menschen aufdrängt, will er überhaupt seiner Bestimmung genügen, und alle die Kreise menschlicher Thätigkeit erfüllen, die mit seinem Berufe zugleich gegeben sind. Die Religion ist und bleibt aber immer Voraussetzung und Grundlage, denn ohne ihr *Sein* ist auch kein *Wissen* dieses Seins, ohne die Substanz des menschlichen Bewufstseins ist auch keine Aufgabe denkbar, die dem Bewufstsein aus irgend einem Grunde erwüchse. Ist aber die Philosophie eine wesentliche Seite, in welcher das Princip des Menschen, die Religion sich offenbart, ist die Philosophie eine Form des Daseins, die sich die Religion als das substanzielle Sein des Menschen im Wissen giebt: so mufs die Philosophie die Principien des Wissens enthalten, sie mufs die Wissenschaft der Wissenschaften sein, sich mit der absoluten Wahrheit beschäftigen, eine absolute Methode erstreben, aus dem Ganzen das Einzelne, aus dem Unbedingten das Bedingte erklären, sie mufs die Dinge erfassen, wie sie an sich, wie sie im Urtheil Gottes gesetzt sind, und nichts kann ihrem Wesen, ihrem Ursprung fremder sein, als dies, sich blofs auf das Erfahrungsmäfsige beschränkt zu sehn, zumal in diesem Falle alle Sicherheit, alle wahrhafte Allgemeinheit und Nothwendigkeit nicht allein des Erkennens, sondern auch des Sittlichen, Religiösen u. s. f. dem Menschen entrissen würde.

Das menschliche Wissen hat somit einen ganz andern Ursprung, einen ganz andern Zweck, als uns die Empiriker wollen glauben machen; sie wollen uns denselben Betrug spielen, den uns heutzutage das Ueberhandnehmen der materiellen Interessen spielt; denn fast als wenn in ihnen der Zweck des Menschen und des sittlichen Gemeinwesens beschlossen wäre, läfst man die höheren Zwecke aus den Augen, für welche der National- und Privat-Reichthum nur Mittel sind, und sucht nur die Quellen dieses Reichthums auf, um ihn noch fester zu begründen, und seine Macht zu verstärken. So geht man darauf aus, Schätze der empirischen Wissenschaften aufzuhäufen, als wenn in ihnen der wahre Reichthum menschlichen Wissens, die letzte Aufgabe des Menschen beschlossen wäre.

Wir müssen es darum gar sehr dem Verf. Dank wissen, dafs er die Philosophie vor der Gefahr, ihre eigentliche Aufgabe zu vergessen, zu retten sucht, dafs er der Empirie die Armuth eines wirklichen Wissens, und wie unzureichend ihre Kräfte sind, deutlich zu Gemüthe führt. Er führt seinen Beweis so, dafs er einerseits zeigt, dafs auf dem Wege der Empirie der Philosophie nicht zur Existenz verholfen werden könne, da jene uns wohl über das Was, nicht aber über die Ursache und das Warum belehre, und anderseits darthut, dafs nicht einmal von einem Wissen der Empirie die Rede sein könnte, wenn nicht ein absolutes Wissen, das der Philosophie vorausgesetzt werde. Was das Erste betrifft, so findet es der Verf. widersprechend, durch die Empirie die Wissenschaft erreichen zu wollen, da gewufst nur da wird, wo die Ursache erkannt wird. Giebt es demnach überhaupt ein Wissen, was, die Mathematik als Beispiel angenommen, wohl Niemand leugnen wird, so mufs dieses seiner Natur nach von der Erfahrung unabhängig sein, da die Erfahrung keine Nothwendigkeit an die Hand giebt. Soll daher das, was die Erfahrung lehrt, zur Wissenschaft erhoben werden, so ist noch ein andres Element nothwendig, das in der Erfahrung nicht zu suchen und zu finden ist. Giebt es aber ein Wissen, so mufs es auch Principien geben, auf denen die Gewifsheit dieses Wissens basirt. Welches nun aber diese Principien sind, darüber kann die Untersuchung nicht den einzelnen Wissenschaften bestimmten Inhalts anheimfallen, da vielmehr diese Principien zu einer jeden Wissenschaft schon vorausgesetzt werden. Eine jede Wissenschaft bestimmten Inhalts setzt die Methode, nach welcher die Untersuchung geführt werden mufs, und für's Andre die realen Grundbegriffe, welche die Grundlage für die Beurtheilung des der Wissenschaft angehörenden Materials geben, voraus. Die Methode des Wissens also, so wie die den bestimmten Wissenschaften zu Grunde liegenden realen Grundbegriffe zu er-

Digitized by Google

forschen, bleibt einer Wissenschaft übrig, die eben so wenig eine bestimmte Wissenschaft ist, wie ihr Gegenstand im Kreis der Erfahrung liegen kann (S. 6. 7). Als Corollarium fügt hier der Verf. bei, dafs, weil die Aufgabe der Philosophie schon an und für sich aufserhalb jeder Erfahrung liege, vor empirischem Richterstuhle nicht über das, was die Philosophen zur Erreichung ihrer Wissenschaft gethan haben, etwas entschieden werden könne; die Empirie sei mit allen geschichtlich gewordenen Systemen der Philosophie in Widerspruch, obwohl sie dieses oder jenes zu ihrer Partei herüberzuziehn, vielmehr in ihre eigne Flachheit zu übersetzen bemüht sei. Denn die Sache der Philosophie sei eine gemeinsame (S. 7—14).

Nachdem der Verf. einen Vertreter der vermeintlich philosophischen Richtung sich hat aussprechen lassen, welche behauptet, dafs die Philosophie allen Besitz an wissenschaftlicher Erkenntnifs der Erfahrung, der Erforschung des Einzelnen verdanke, dafs nicht vom Denken ausgehend wir das Seiende erkennen, sondern dafs uns von der Anschauung des Seienden aus Erkenntnifs der Sache werde, somit eine absolute Methode des Wissens nicht möglich, das Vorgeben aber, es gäbe eine der Erkenntnifs des Einzelnen vorangehende, die Dinge aus dem Begriffe und durch denselben bestimmende Methode des Erkennens, ein hochmüthiges Unternehmen, über den Kreis des Endlichen aber zu einem Unbedingten im Denken fortzugehn, unmöglich sei (S. 15—17), nachdem der Vf. noch die Consequenzen gezogen hat, die aus jenem Urtheil der Empiriker nothwendig für die Philosophie und ihre Vertreter folgen (S. 18. 19), geht er von der Prämisse der Gegner, dafs es ein Wissen gebe, aus, um den Beweis zu führen, dafs eine auf absolute Wahrheit gehende Philosophie nothwendig sei und die Voraussetzung alles Wissens, auch des empirischen bilde. Der Beweis ist folgender: die Ansicht der Gegner giebt ein endliches Wissen zu und leugnet nur das absolute Wissen. Wo aber ein Wissen Statt findet, da ist stets das Bewufstsein der Nothwendigkeit damit verbunden. Können wir also die endlichen Dinge begreifen, oder haben wir ein Wissen von ihnen, nicht wie sie uns erscheinen (denn dies wäre kein Wissen), sondern wie sie an sich selber beschaffen sind, so kann in der Natur dessen, was gewufst wird, kein Unterschied zwischen dem göttlichen und menschlichen Wissen Statt finden, sondern in jedem endlichen Dinge erkennen wir ein Urtheil Gottes, eine Offenbarung seines Wesens. Es fragt sich nun, können wir die endlichen Dinge, so wie sie an und für sich sind, erkennen, ohne das Wesen Gottes erfafst zu haben? Haben wir aber ein wirkliches Wissen von den endlichen Dingen, so kann das, was uns die Gewifsheit dieses Wissens giebt, die Form der Nothwendigkeit des Wissens, nicht wieder im Endlichen gesucht werden; denn wenn *ein* Endliches und Bedingtes immer wieder die Bedingung des andern ausmachte, so würde es gar *kein* Wissen geben, da zum Wissen die Nothwendigkeit gehört. Die Form der Nothwendigkeit hat ein Wissen nur dann, wenn es aus einem Princip abgeleitet wird. Soll es wirkliches und nicht blofs hypothetisches Wissen geben, so mufs es auch schlechthin unbedingte Principien des Wissens geben. *Wissen ist* also nicht möglich, ohne die an-sich-*seienden Principien* der Dinge erkannt zu haben, *daher*, wofern es ein Wissen giebt, mufs es auch eine absolute Methode der Wissenschaft nothwendig geben. Eine absolute Methode der Wissenschaft erfordert absolute Vollständigkeit der Principien, so dafs nichts in die Erscheinungswelt eintreten kann, was nicht durch diese Principien gesetzt ist. Soll demnach eine absolute Methode der Wissenschaft erreicht werden, so ist sie nicht anders möglich, als dadurch, dafs wir den Urgrund alles Daseins, durch den es ist und erhalten wird, erforschen. Denn die Art und Weise, wie die daseiende Welt von Gott abhängig ist, oder was dasselbe sagt, wie Gott die Dinge denkt, ist dasjenige, was allein eine absolute Methode der Wissenschaft begründen kann. Giebt es daher ein Wissen überhaupt, so giebt es auch eine absolute Methode des Wissens, giebt es eine absolute Methode des Wissens, so mufs es auch eine wissenschaftliche Erkenntnifs geben, von dem, was Gott ist. Diese Erforschung gehört nach Aristoteles der Metaphysik (S. 21—27).

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 53.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1843.

Die Philosophie und die Wirklichkeit von J. C. Glaser.

(Schluſs.)

Giebt es dagegen für den Menschen keine Erkenntniſs Gottes, so giebt es auch keine absolute Methode der Wissenschaft, giebt es diese nicht, auch kein Wissen von den endlichen Dingen, wie sie an ihnen selbst beschaffen sind. Wir erkennen daher die Dinge nur so, wie sie uns erscheinen. Der Mensch ist daher das Maaſs aller Dinge, nach Protagoras. Die herrlichen Früchte dieser Demuth, die vielmehr zu allen Zeiten zur Vergötterung des menschlichen Verstandes geführt, und die auch unsre Zeit zur göttlichen Verehrung des Irdischen, Materiellen gebracht hat, will der Vf. nicht aufzählen, da die Geschichte reichlich von ihnen zu erzählen hat; er lobt sich den Hochmuth des Plato, der da sagte, daſs die Idee des Guten die gröſste Einsicht sei, und daſs, wenn wir auch alles Andre noch so gut wüſsten, es uns doch nichts helfe, wie auch nicht, wenn wir etwas hätten, ohne das Gute; weil auch alle Habe zu haben, nur die gute nicht, nichts helfen kann (S. 28. 29). Der Verf. beseitigt noch ein Miſsverständniſs, welches in der Behauptung der Philosophie ein Identificiren des menschlichen mit dem göttlichen Denken erblicken könnte, er fragt, ob ein vollkommen tugendhafter Mensch, wie Christus, alle Thaten müsse vollbracht haben, um von ihm zu sagen, er sei im Besitz vollkommener Tugend. So wie die absolute Tugend nicht alle Thaten braucht gethan zu haben, um die Gewiſsheit ihrer selbst zu haben, so ist auch das absolute Wissen, als Philosophie, nicht dasjenige, welches das wirkliche Wissen von allen Dingen erreicht hat, sondern welches das *Princip* enthält, von jedem Gegenstande, der der Erkenntniſs dargeboten wird, die von ihm mögliche Erkenntniſs zu erreichen. Gott ist wissend, nicht nur so, daſs er das Princip hat, Alles zu erkennen, sondern er weiſs Alles der Wirklichkeit nach. Darin besteht der Unterschied des göttlichen und menschlichen Denkens, welcher zugleich im Unterschiede des schöpferischen und erkennenden Denkens liegt (S. 30. 31). Wir haben zu dem hier geführten Beweise nichts Wesentliches hinzuzusetzen, zumal wir uns auf unsre Schrift „Beleuchtung der neuen Schelling'schen Philosophie" (Berlin 1843) berufen können, wo wir die Stellung der Philosophie zur Empirie an mehren Orten sowohl gegen Trendelenburg als gegen Andere erörtert haben. Hr. Trendelenburg, dessen Kritik der speculativen Philosophie wir in unsrer Schrift gelegentlich zum Gegenstand der Untersuchung machten, ist auch von Hrn. Glaser als ein Vorkämpfer der Empirie gegen die Philosophie bestritten worden, und daſs er in jene Reihen gehört, wird er wohl nicht in Abrede stellen, obwohl nicht er allein die Philosophie in den Nothstand versetzt hat, ihre ersten Fundamente vor dem Publicum zu vertheidigen. Hrn. Trendelenburg's eigne Lösung des logischen Problems, namentlich sein Vermittlungsglied zwischen Denken und Sein, die Bewegung hat Hr. Glaser beiläufig in der Vorrede (S. V—XIX) treffend kritisirt.

Indem der Verf. in einer fernern Abtheilung seiner Schrift sich dem Verhältniſs der Philosophie zu jener Wirklichkeit zuwendet, welche alle Weisen umfaſst, in denen der Geist sich offenbart, führt er die Bestimmung der Philosophie auf ihre rechten Grenzen zurück und zeigt, daſs von ihr, sofern sie sich in diesen Grenzen halte, nichts für den Staat und die Offenbarungsformen des Geistes, die der Staat in sich einschlieſst, Nachtheiliges ausgehn könne. Als den gemeinsamen Boden aller dieser Gestalten des sich offenbarenden Geistes und ihrer Glieder giebt der Vf. die vernünftige Natur des Menschen an, keine dieser Gestalten kann dazu dienen sollen, den Menschen zu unterdrücken, sondern in diesen Gestalten und durch

Digitized by Google

sie soll der Mensch die Macht seines Geistes entfalten. Der Staat nun hat die Aufgabe, den Menschen ganz umfassend, ihn nach allen Beziehungen seines wahrhaften Wesens zu entwickeln. Der Staat ist nicht etwas neben Religion, Kunst und Wissenschaft, sondern diese sind in ihm, er umfafst alle Weisen, in denen der Geist sich offenbart. An der Religion hat er seine Basis, an dem Rechte seine Stärke, in der Kunst seine Zierde und in der Wissenschaft seinen Ruhm. Diese hohe Aufgabe habend, den Menschen nach allen Seiten seiner wesentlichen Natur zu entwickeln, und zwar einen jeden Einzelnen, denn der Geist ist und existirt nur im Einzelnen, und ein jeder hat ein gleiches Recht, sucht der Staat seinen Endzweck unter empirischen Bedingungen, unter gegebenen Orts- und Zeitverhältnissen zu verwirklichen. Der Mensch seiner wesentlichen Natur und seinem absoluten Endzweck nach, ist auch das Object des Philosophen, auch er hat Religion, Recht, Kunst und Wissenschaft zu seinem Gegenstande, nicht aber sie zu *bilden*, wie der Staatsmann, sondern sie ihrem Wesen nach zu erforschen und die Bedingungen ihrer Verwirklichung zu erkennen. Die Philosophie betrachtet auch den Menschen nicht unter empirisch gegebnen Verhältnissen, sondern sie betrachtet stets die Sache so, wie sie an und für sich ist, und läfst sich nicht, wie der Staat darauf ein, wann, wie, wo und durch welche äufsere Mittel unter gewissen zeitlichen und überhaupt empirischen Bedingungen die Zwecke des Menschen zu realisiren sind. So gewifs nun die Regierung nicht nach Willkühr, sondern nach Principien handelt, denn sonst wäre sie despotisch, so gewifs mufs auch der Staatsmann sich von der Philosophie belehren lassen, wenn diese die Natur und den Zweck des Menschen erforscht, die Principien des Kirchlichen, Religiösen u. s. f. so wie die Bedingungen, welche zu seinem Gedeihn erforderlich sind, angiebt, der Staatsmann mufs das Wirkliche mit dem Vernünftigen in Uebereinstimmung bringen; aber anderseits hat sich auch die Philosophie in ihren Schranken zu halten, sie darf ihre Lehren nicht als Gesetze des Handelns für die Unterthanen aussprechen wollen, denn hier würde sie sich die Rechte der Regierung anmafsen. Der Philosoph lehrt nur, gebietet aber nicht, wie die Regierung. In diesen Schranken sich haltend, kann keine Philosophie, welche sie auch sei, dem Staate gefährlich werden. In dieser Weise erledigt der Verf. die Frage nach dem Verhältnisse der Philosophie zum Staate. Es ist zu wünschen, dafs diese Auseinandersetzung des heut zu Tage zweifelhaft gewordenen Verhältnisses von Allen beherzigt werde. Man hat namentlich Einer Philosophie in der letzten Zeit vorgeworfen, dafs sie zu verderblichen Consequenzen geführt habe. Aber kann die Philosophie einstehn für den Mifsbrauch, der mit ihr getrieben wird? Haben nicht diejenigen, die man beschuldigt jene Consequenzen gezogen zu haben, selbst jenem philosophischen System gerade das zum Vorwurf angerechnet, was ihm vielmehr zum grofsen Lobe gereicht, auf der vornehmen Höhe des Theoretischen stehn geblieben zu sein, statt mit dem Praktischen sich einzulassen? die Philosophie lehrt nur, und beschäftigt sich mit den Principien, sie entwirft eine Lehre vom besten Staate, weil es ihr feststeht, dafs es objective Principien des Erkennens wie des Handelns giebt; darum steht sie aber auch unabhängig von allem Empirischen da, obwohl sie sich mit den Lebensmächten beschäftigt, von denen alles Empirische abhängt. Darum aber befafst sie sich auch nicht mit der Einrichtung dieses oder jenen Staates, sondern sie stellt die nothwendigen Ideen auf, die für alle Staaten Gültigkeit haben müssen; sie in's Leben einzuführen, überläfst sie der weitern Entwicklung des Staatslebens. Wie wenig aber jene Männer, die der Philosophie ihre theoretische Vornehmheit vorwarfen und auf die Praxis drangen, in ihrem Bestreben von der Philosophie ausgingen, und in ihrem fernern Thun philosophisch verfuhren, das liegt wohl klar am Tage, wenn man bemerkt, wie sie von den Einflüfsen der Zeit und gewissen Sympathieen sich von einer Phantasie zur andern hindrängen liefsen und abstracte Verstandesgebäude aufstellten, die weder in philosophischen Principien einen Halt haben, noch irgend mit den empirischen Verhältnissen in irgend eine Beziehung treten können. Der letzte Einflufs, der sie nur in seine Bahn hineingerissen hat, ist der des Communismus, und diesen wird man wohl jener Philosophie nicht zur Last legen. Die Philosophie kann nur, wenn sie sich in ihren Schranken hält und hierdurch ihre wahrhafte Würde behauptet, ihre Aufgabe vollführen, und dem Gemeinwesen nützlich werden; denn es nützt überhaupt jedes nur so viel, als es, seine ihm anvertraute Stellung erkennend und behauptend, die

Digitized by Google

Menschheit fördert, ihre wesentliche Bestimmung zu erreichen.

Aber, so wie wir nicht gesonnen sind, die Grenzen des Gebietes, in welchem die Philosophie sich zu bewegen hat, zu überschreiten, so mufs uns auch daran gelegen sein, jenes rechtmäfsige Gebiet zu behaupten, und so sagen wir dem Verf. Dank, dafs er in seiner kleinen, aber durch wichtige Erörterungen bedeutenden Schrift, mit kräftigem dialektischem Geiste nach der einen wie nach der andern Seite hin die Stellung der Philosophie festgesetzt hat.

A. Schmidt.

XXVII.

C. Cornelii Taciti opera, emendavit et commentariis instruxit Ludovicus Doederlein. Tomus I. Annales continens. Halis, 1841.

C. Cornelii Taciti Historiarum libri quinque; textum recognovit, animadversionibus instruxit Th. Kiefslingius. Lipsiae, 1840.

Die Bemerkungen, welche Ref. über zwei Ausgaben Taciteischer Werke zu machen gedenkt, welche sich schon seit einiger Zeit in den Händen des Publicums befinden, haben nicht den Zweck, diese Leistungen den Freunden des Tacitus erst bekannt zu machen und zur Berücksichtigung zu empfehlen, sondern beabsichtigen den Standpunct anzudeuten, welcher durch diese Bearbeitungen für Kritik und Verständnifs des Tacitus gewonnen, und einige Wünsche auszusprechen, deren Erfüllung auch jetzt noch der Zukunft vorbehalten ist. Nach der vielfältigen und sehr ungleichen Behandlung, welche dem Tacitus in den letzten zwölf Jahren zu Theil geworden ist, war es wohl an der Zeit, statt einer ungeniefsbaren und unübersichtlichen Sammlung, wie die Rupertische, eine Ausgabe zu liefern, in welcher der wesentliche Gewinn der verschiedensten Bemühungen um den Schriftsteller vereinigt erschiene. Es gehörte dazu ein Mann von so reifem Urtheil und so vertrauter Bekanntschaft mit dem Tacitus, als Hr. Döderlein, und wir können deshalb den Plan der Ausgabe, aus welcher weitläufige kritische Expositionen verbannt, alles auf den Schriftsteller nicht unmittelbar Bezügliche entfernt, in welcher dagegen das Schwierige überall mit eben so viel Kürze als Umsicht erklärt ist, in dieser Beziehung vollkommen billigen. Was wir anders gewünscht hätten, ist, dafs der Herausgeber sich nicht begnügt hätte, seiner Ausgabe, wie er sich selbst ausdrückt, die Form der editiones cum notis variorum zu geben. Es ist zwar in dieser Art, wie der Herausgeber seine Leistung charakterisirt, eine grofse Anspruchslosigkeit, da einmal schwerlich irgend eine solcher Editionen existirt, in welcher mit so feinem Tact und so consequenter Beschränkung das Zweckmäfsige gewählt und das Unbrauchbare ausgeschieden wäre, als dies von Hrn. D. geschehn ist, anderseits dabei die Stellen gar nicht in Anschlag gebracht sind, über welche Hr. D. durch eigene und oft sehr glückliche Erklärung ein neues Licht verbreitet hat; aber es scheint dennoch, als hätte er mit der ganzen alten Form des Commentars, die er in der Vorrede mit eben so viel Wahrheit als Laune schildert, auch diesen letzten Rest desselben verwerfen, und einen neuen Commentar selbständig geben sollen. Denn in der That, je gröfser die Zahl der Bearbeiter eines Schriftstellers wird, desto unmöglicher wird es bei jeder Bemerkung das Eigenthumsrecht des Ersten, der sie gemacht hat, Jahrhunderte lang zu bewahren, und auch Hrn. D. könnten wir, wenn es der Mühe werth wäre, nachweisen, dafs er beim besten Willen nicht jeden hat zu seinem Rechte kommen lassen, wie z. B. 1, 28 das in vigiliis se inserunt bereits von Hand zum Turs. 3, p. 295, oder 2, 24 das mare von Fritsche Quaest. Lucian. p. 177 vertheidigt ist. Aber abgesehen hievon würde der Commentar durch eine freie Bearbeitung in doppelter Hinsicht gewonnen haben, in der Form der Noten (zu 4, 34 wird in einer Note des Lipsius Plut. Brut. p. 1005, — soll heifsen c. 44. — citirt) und in der Anwendung des hie und da besonders für die Sacherklärung gewonnenen neuen Materials, welches, ohne der Kürze des Commentars Eintrag zu thun, eine Berücksichtigung wohl hätte erfahren können. So, um nur einiges anzuführen, erklärt Hr. D. die plumbeae tabulae, die man zur defixio magica zu brauchen pflegte, durch eine Note Oberlin's, während es nicht uninteressant ist, zu wissen, dafs dergleichen tabulae noch vorhanden sind. S. Boeckh. Inscr. Vol. I. n. 539, wo übrigens über den ganzen Gebrauch alles vortrefflich zusammengestellt ist. Bei der Erzählung von dem Erdbeben, das unter Tiberius zwölf Städte der Provinz Asien

Digitized by Google

verwüstete, (2, 47) erwähnt Hr. D. des darauf bezüglichen Epigramms des Bianor in Brunck's Analecten, nicht aber des merkwürdigen Monuments, das jetzt in der Sammlung von Müller und Oesterley Th. I, Heft 5, n. 376 allgemein zugänglich, für die Stelle des Tacitus aber wegen der Namen der Städte wichtig ist. (Auf dasselbe Factum beziehn sich im Corp. Inscr. n. 3450, 3450, 3461.) Auf ähnliche Weise war wohl zu 6, 5 der scharfsinnigen Entdeckung Letronne's (recherches pour servir a l'hist. de l'Egypte p. 171 und jetzt Recueil des inscr. Vol. I, p. 85) zu gedenken, dafs der Geburtstag der Livia auf den 28sten September fiel. Was ferner Böckh zu 3, 62 über die Geschichte der Stadt Magnesia (zu n. 2910), über die Diana Leucophryene (nicht Leucophryne, wie beim Tacitus noch geschrieben wird) zu n. 2914, über die Verfügung des Dictator Cäsar an die Stadt Aphrodisias zu n. 2737, und des Augustus an die Stratonicenser zu n. 2715, ebenso was er zum Verständnifs von 4, 55 zu n. 2910, 2655 beibringt, ist als ein wesentlicher Beitrag zur Erklärung des Tacitus zu betrachten. Ueber die Personen, welche beim Tacitus vorkommen, hat der Herausgeber meistens eine, wenn auch kurze, so doch genügende Nachweisung gegeben; auch über diese aber ist einiges Material theils noch unbenutzt geblieben, theils neuerdings erst bekannt geworden, dessen Benutzung die Noten extensiv nicht bedeutend erweitert haben würde. Hieher rechnen wir die Notizen über die Publilii (2, 49) bei J. Fr. Gronov. ad Liv. 27, 37, über den Lepidus (2, 67) bei Madvig ad Cic. de fin. p. 728, über Capito (3, 70) bei Suet. de ill. Gramm. c. 22, über Cassius Severus (4, 21) bei Wyttenbach ad Plut. Mor. p. 60 D, Vol. I, p. 378 des Leipziger Abdrucks, über Valerius Asiaticus (11, 1) bei Böckh Corp. Inscr. n. 2587, über Ummidius Quadratus (12, 45) bei demselben n. 2637, über Balbillus (13, 22) in der sehr merkwürdigen Inschrift bei Letronne recherches p. 388, über Plautius Lateranus (15, 60) bei Heinrich zum Juv. 8, 146 und 10, 17, über den bisher kritisch unsicheren Namen Gerelanus (15, 69) bei Böckh Corp. Inscr. n. 2259, über Barea Soranus bei den Erklärern zu Juv. 3, 116. Auch für die Interpretation der in juristischer Beziehung schwierigen Stellen ist durch die glückliche Behandlung, welche der Geschichte des römischen Rechts in neuerer Zeit zu Theil geworden ist, manches Neue gewonnen worden. Wir wollen nur beispielsweise erwähnen der Stellen 12, 53, wo das Senatus consultum Claudianum (s. Cramers kleine Schriften, herausg. v. Ratjen p. VI.) u. 1, 74, wo die Recuperatoren bei dem crimen repetundarum vorkommen, worüber nach Dirksen Beitr. zur Kunde des röm. Rechts p. 210, Huschke Anall. liter. p. 227 ff. Sell über die Recup. weitläufiger gehandelt hat. Noch nach dem Erscheinen der Döderleinschen Ausgabe ist für die Sacherklärung zum Theil mit Gewinn für den Text einiges Neue hinzugekommen, wie die Feststellung der Lesart Idiaviso 2, 16 in Jac. Grimm's Schrift über zwei entdeckte Gedichte aus der Zeit des deutschen Heidenthums Berlin 1842, 4., die Bemerkungen über den actor publicus (2, 30) in Savigny's System des heut. röm. Rechts Th. 2, p. 285, über die postulatio der Magistratspersonen (13, 45) in Geib's Gesch. des röm. Criminalprocesses p. 270, not. 22, endlich über die Stelle 3, 27, wo Tacitus die zwölf Tafeln finis aequi juris nennt, bei Peter Epochen der Verfassungsgeschichte der röm. Rep. p. 72, dessen Erklärung dieser Stelle dem Ref. wenigstens evident scheint. Dafs Hr. Döderlein auf dergleichen neue Beiträge zur Sacherklärung nicht eigentlich ausgegangen ist, liegt in dem Bestreben, die Ausdehnung des Commentars nicht zu erweitern, einem Streben, das auch in der Worterklärung so sichtbar ist, dafs auf der einen Seite zwar der Leser den Genufs hat, den Text ohne Schwierigkeit und auch ohne alle störenden und abziehenden Bemerkungen zu verfolgen, auf der andern Seite aber doch der Wunsch erregt wird, manche schöne Andeutung etwas erweitert und vor einem Mifsverständnifs gesichert zu sehn. Wir meinen nicht Erörterungen über den Sprachgebrauch des Tacitus im Allgemeinen, welche uns in den versprochenen Prolegomenis des zweiten Theiles verheifsen werden, sondern theils lexicalische, theils auf einzelne Stellen bezügliche Bemerkungen. Dafs in diesen Mifsverständnisse möglich sind, wollen wir an einem Beispiele zeigen. Hr. D. weist an mehreren Stellen nach, dafs Tacitus offenbar eine bestimmte Stelle des Virgil oder Sallust im Sinne gehabt habe.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 54.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1843.

C. Cornelii Taciti opera, emendavit et commentariis instruxit Ludovicus Doederlein.
C. Cornelii Taciti historiarum libri quinque; textum recognovit, animadversionibus instruxit Th. Kiefslingius.

(Schlufs.)

Wenn er nun zu 12, 58 die Worte Romanum Troja demissum erklärt: ex Virg. Aen. 1, 288 Julius a magno demissum nomen Julo i. e. ortum, so bezieht das der Leser nothwendig auf eine ebenso bestimmte Reminiscenz, während doch aus dem öftern Vorkommen desselben Ausdrucks (Hor. Sat. 2, 5, 62. Rutil. Itin. 1, 9) folgt, dafs hier an die Nachahmung einer bestimmten Stelle nicht zu denken ist. Eine ähnliche Unbestimmtheit enthält die Erklärung der Worte praesidia militarium 14, 33, wo Hr. D. ergänzt hominum, und die Stelle 3, 1 vergleicht, während hier eine generelle Bemerkung über den gewöhnlichen Gebrauch der späteren Latinität, militaris statt miles, (s. Cod. Theod. VII, 4, 20, 21 und öfter) equester statt eques (Ern. ad 12, 60 und so auch ἱππικοί Eckhel D. N. IV, p. 224 ff.) zu sagen, am Ort gewesen wäre. Die schöne Sentenz 4, 38 „Nam quae saxo struuntur, si judicium posterorum in odium vertit, pro sepulchris spernuntur" erhält ihre rechte Erklärung erst, wenn man den sprichwörtlichen Ausdruck, der in dem Gebrauch von sepulchrum liegt, nicht verkennt, und sich erinnert an Stellen wie die in dem bekannten Prolog des Laberius sepulchris similis nil nisi nomen retineo oder die in dem Epigramm Anth. Pal. V, 21, 6 ὡς δὲ τάφον νῦν σε παρερχόμεθα. Aehnliches bei Cicero pr. Planc. 40 §. 95. Lucian Timon §. 5. Wenn man deshalb an diesen und andern Stellen noch eine Belehrung vermifst, (so könnte das mehrfach angegriffene decidisse 3, 59 durch Juvenal 12, 54 zugleich gesichert und erklärt werden) so möchten sich dagegen wenige Stellen finden, in welchen man die Erklärungsweise des Herausg. nicht billigen, und seinem überall umsichtigen Urtheil sein Recht widerfahren lassen müfste, obgleich er der ausführlichsten, seiner Meinung entgegengesetzten Expositionen mit keinem Worte Erwähnung thut, wie dies z. B. bei den Worten 6, 7 judicibus accessere der weitläufigen Note von Roth zum Agr. p. 125 geschehn ist.

Wir haben von den Verdiensten des Herausgebers um die Erklärung zuerst gesprochen, weil nach seiner eigenen Angabe diese der nächste Zweck seiner Arbeit war, wir müssen jetzt noch einen Blick auf sein kritisches Verfahren werfen. Hr. D. hat im Text von der Bekkerschen Recension nicht anders, als etwa in der Interpunction abweichen wollen; wie er in der Vorrede sagt, bestimmt durch den Plan der Bernhardy'schen Bibliotheca scriptorum Latinorum, deren fünften Band diese Ausgabe bildet; seine eigenen, vielfachen, allemal scharfsinnigen, oft schlagend richtigen Verbesserungen sind in den kritischen Noten enthalten. Ob diese Einrichtung zum Vortheil der Ausgabe gereicht, bezweifeln wir; auch hat sie sich nicht consequent durchführen lassen. Denn obgleich an einigen Stellen Lesarten beibehalten sind, die unzweifelhaft auf Autorität der Florent. Handschrift geändert werden müssen, (so ist 1, 30 gewifs zu lesen considerant; s. aufser den Stellen bei Hrn. D. Haase zu Reisigs Vorl. p. 258; ebenso ist 6, 49 zu lesen patris) so ist doch in andern, obgleich sehr selten (z. B. 3, 27) auch von Bekker abgewichen. Was wir im Folgenden bemerken, bezieht sich auf die in den Noten ausgesprochenen Vermuthungen. Die eigenthümliche Ansicht des Herausg. über den Text des Tacitus ist aus einer Untersuchung hervorgegangen, die er über die in dem Cod. Mediceus sich wiederholenden Fehler angestellt, und deren Resultat er bereits früher in einem Universitätsprogramm de Tacito transpositione verborum emendando Erlangae 1838 und in einer Abhandlung über die Wortkritik des Ta-

Digitized by Google

citus in der Zeitschr. f. Alterthumsw. 1840 n. 40, 41 bekannt gemacht hat. Hr. D. hat nämlich bemerkt, dafs in dem Codex sich häufig Dittographien finden; er nimmt an, dafs die Handschrift aus einem Codex copirt sei, in welchem viele, aus Versehen ausgelassene Wörter übergeschrieben oder am Rande nachgetragen waren, und zwar ohne genaue Zeichen, wo sie eingeschaltet werden sollten. Hieraus erklärt er, dafs Wörter entweder doppelt, oder an einer falschen Stelle vorkommen, und emendirt im ersten Fall durch Streichen des einen Wortes, im zweiten durch Umstellung. Uns scheint es sehr fraglich, ob eine jede Art von Fehlern für eine Handschrift charakteristisch sein könne, wir glauben vielmehr, dafs dies nur von einer besondern, ihrer Natur nach regelmäfsig wiederkehrenden Gattung derselben gelten könne. Wo sich z. B. Glosseme in einem Codex finden, und man also ersehen kann, dafs ein gelehrter Schreiber geändert oder erklärt hat, da kann man auch in zweifelhaften Fällen auf erklärende Zusätze schliefsen. Dies sind keine Versehn, sondern absichtliche und durchgehende Corruptionen. Anders ist es bei Fehlern, die aus reinem Versehen, aus Nachlässigkeit oder Mifsverstand des dem Schreiber vorliegenden Exemplars entstanden sind; diese sind weder einer einzelnen Handschrift besonders eigenthümlich, noch haben sie unter sich einen Zusammenhang; wo die Genesis solcher Fehler ersichtlich ist, giebt man die Verbesserung unbedenklich zu, auf andere Stellen aber daraus einen Schlufs zu machen, ist überall mifslich. Obgleich daher die Dittographie in dem Codex unleugbar ist, so ist doch die Anwendung der Vermuthung dieser Corruptel in allen Stellen, wo sie nicht unmittelbar zu Tage liegt, bedenklich, da man ebensogut eine andere Art der Verderbnifs vermuthen kann. In der Abhandlung über die Wortkritik des Tac. p. 332 bespricht Hr. D. die mit der Dittographie verwandte Erscheinung, dafs die Endung eines Wortes durch die des Nachbarwortes verderbt wird, wie wenn statt dona militaria geschrieben ist donaria militaria. Er führt 14 Stellen an, in denen die Corruptel evident ist, und macht dann den Schlufs auf eine einzige andere Stelle (14, 58), die er in der vorliegenden Ausgabe aber auch wieder aufgegeben hat. Es giebt indessen noch eine a dere, bei welcher man das vorgeschlagene Mittel besser anwenden könnte, nämlich 12, 47, wo nach Pflugk's Vermuthung (Schedae criticae p. 11) und nach Anleitung von 13, 17 statt provisum illic sacrificium imperatum zu lesen sein möchte sacrificii paratum. Einige Stellen hat der Herausg. durch Anwendung seiner Observation mit unwiderleglicher Evidenz geheilt, wie 3, 11 Satin cohiberet an premeret sensus suos Tiberius [an premeret]; da wo aufser der Dittographie noch eine andre Corruption ist, wie 4, 13. 4, 65, ist die Vermuthung viel unsicherer. Ein bedenklicheres und bei den Kritikern von jeher etwas verrufenes Mittel ist das zweite des Herausg., die Transposition, theils, weil die Nothwendigkeit derselben überall schwerer einleuchtet, theils weil der Ursprung der Corruptel weit weniger, als bei der Dittographie sichtbar ist. Von den 11 Stellen der Annalen, die Hr. D. in der genannten Abhandlung durch Umstellung emendirt, hat er eine (1, 69) in der Ausgabe selbst aufgegeben, dagegen ist bei einer grofsen Anzahl anderer Stellen dasselbe Mittel hier erst angewendet. Ref. will nicht verheimlichen, dafs es ihm scheint, als habe Hr. D. grade deshalb, weil er nicht vorhatte, die Verbesserung in den Text aufzunehmen, hierin etwas zu viel gewagt; wenigstens hat sich Ref. nicht bei allen Stellen von der Nothwendigkeit der Emendation, bei mehreren nicht von deren Zweckmäfsigkeit überzeugen können. So hat dem Ref. 1, 28 die einfache, von den Herausgebern noch nicht berücksichtigte Verbesserung Böckh's (Not. crit. ad Pind. Ol. 3, 34) ac suis laboribus defectionem sideris adsimulant, 1, 26 bei den Worten nunquam nisi die Erklärung von Hand zu Wopk. Lect. Tull. p. 51, n. 55 genügt; die Stelle 2, 44 Nam discessu Romanorum ac vacui externo metu gentis assuetudine et tum aemulatione gloriae arma in se verterant, wo Hr. D. ac entfernt und an den Anfang des folgenden Satzes stellt, wird ebenfalls als richtig betrachtet werden können, wenn man discessu bei der Erklärung in einen Zeitsatz auflöst, wie es nöthig ist 1, 53 bei den Worten quorum adventu breve tempus petivit oder 6, 9 bei immiti rescripto, und wenn man über die Construction vergleicht, was Madvig ad Cic. de fin. p. 817 über eine ähnliche Stelle der Historien entwickelt. Wenn man demnach nicht in allen Stellen, in welchen der Herausg. die Transposition anwendet, und auf welche hier des Weiteren einzugehen nicht möglich ist, sich einverstanden erklären kann, so mufs man dieses doch bei einer grofsen Anzahl anderer, in welchen Hr. D. die wahre Lesart auf eine

Digitized by Google

einfache und einleuchtende Weise herstellt, auf der einen Seite basirend auf der Lesart des Florentinus, auf der andern Seite doch ohne die blinde Hingebung an denselben, in welcher einige der neueren Editoren dem Tacitus Unglaubliches zugemuthet haben, und wir wünschen deshalb, dafs die Aeufserung unserer abweichenden Meinung über Einzelnes in keiner Weise so verstanden werden möge, als wollten wir dem wohlerworbenen und unzweifelhaften Anspruch des Herausgebers auf die Anerkennung seiner Leser irgendwie Eintrag thun. Hie und da hat Hr. D. einige, wie dem Ref. scheint, nicht übele Emendationen mit Stillschweigen übergangen, wie z. B. 1, 19, wo Walch zum Agr. p. 337 aggerabatur statt aggerebatur liest; in der schwierigen Stelle 2, 33, deren Entwirrung Hrn. D. nicht gelungen ist, scheint ein in allen Handschriften häufiger Fehler, nämlich falsche Abtheilung der Worte zu liegen, und so zu lesen zu sein: Distinctos senatus et equitum census, non quia diversi natura, sed [quia], ut locis, ordinibus, dignationibus antistent, ita his, (statt et aliis) quae ad requiem animi aut salubritatem corporum parentur.

Indem wir uns nun zu der Kiefsling'schen Ausgabe der Historien wenden, bemerken wir ebenfalls von vorn herein, dafs es weniger unsere Absicht ist die vielen verdienstlichen Bemerkungen des Herausgebers im Einzelnen zu bezeichnen, was bei der anerkannten Bekanntschaft des Herausgebers mit seinem Schriftsteller unnöthig scheint, als auf einige noch nicht überwundene Schwierigkeiten und noch nicht gehobene Uebelstände aufmerksam zu machen. Wenn für die Bearbeitung des Textes der Historien durch die Bekker'sche Recension jetzt ein fester Grund gelegt ist, so ist doch für die Erklärung noch eigentlich alles zu leisten. Für die Sacherklärung fehlt diesen Büchern das Fundament, das für die Annalen die Noten und Excurse von Lipsius bilden; die letzteren sind für die Historien gar nicht, die ersteren nur spärlich vorhanden, und gegen das Ende werden der Noten immer weniger; in Betreff der Worterklärung führt aber auch die Lectüre dieser Schrift weit mehr als die der Annalen zu dem Bewufstsein der noch zu hebenden Mängel. Drei Fragen kamen in dieser Beziehung in jedem einzelnen Falle in Betracht: was bei Tacitus gewöhnlicher Sprachgebrauch ist, oder, um bestimmter zu reden, was sich auch bei Cicero und seinen Zeitgenossen findet; was der silbernen Latinität im Allgemeinen angehört; endlich was als eigenthümlich dem Tacitus sich herausstellt. Eine diesen Fragen genügende Untersuchung über den Sprachgebrauch des Tac. würde erst eine sichere Erklärung begründen und zugleich einen wesentlichen Beitrag zu einer Geschichte der lateinischen Sprache geben. Wir sind weit entfernt, diese Leistungen von einer Bearbeitung zu verlangen, welche, wie die vorliegende, hauptsächlich für den Gebrauch Jüngerer bestimmt ist, und die Weitläufigkeit umfassender Untersuchungen ihrem Plane nach vermeidet, aber wir finden in dem Mangel dieser Grundlage der Erklärung die Unmöglichkeit gegeben, einige Uebelstände zu vermeiden, die sich denn auch in dieser Ausgabe vorfinden. Will man eine Erklärung in der Kürze geben, wie es Hr. K. beabsichtigt, so müssen bereits Resultate vorhanden sein, die man nur mittheilen, und bei welchen man, wenn es nöthig ist, auf den Ort verweisen kann, wo die Untersuchung geführt ist, sind solche nicht vorhanden, so wird man sich an Andeutungen, an einzelnen Beiträgen genügen lassen müssen; man wird einige Fragen lösen, andere berühren, noch andere übergehen, und der nach allseitiger Belehrung verlangende Leser wird nur theilweise Befriedigung finden. Hr. K. hat, was die Constitution des Textes betrifft, sich ebenfalls in der Hauptsache an Bekker's Recension gehalten, doch keineswegs mit der Beschränkung, wie Hr. Doederlein; er hat sich namentlich das Verdienst erworben, die in kleineren Schriften und Zeitschriften zerstreuten Emendationsversuche sorgfältig zu sammeln, und durch Anwendung sowohl dieser, als der eigenen Vermuthungen des Hrn. Herausg. hat der Text manche Umgestaltung erfahren. Wir haben uns in vielen Stellen von den Gründen des Herausg. nicht überzeugen können, und wollen von diesen, um eine weitläufigere Besprechung zu vermeiden, nur solche anführen, bei welchen wir auf eine, unserer Ansicht entsprechende, fremde Erörterung verweisen können. So ist 4, 32 gewifs zu schreiben exscidimus (s. Doederl. Synon. 5, p. 70); 3, 52 poteretur (Bach ad Ann. 3, 61; Haase zu Reisigs Vorles. p. 251); 1, 12 ist die Lesart in Vinii odium jetzt genügend gesichert durch Madvig opusc. p. 169; das atque 3, 36 durch Hand zum Turs. 3, p. 478; vacua nomina 1, 30 vertheidigt Doederl. Syn. 1, p. 96; accessiri 1, 14 derselbe 3, p. 282; fulminum ictu 5, 7 derselbe 5, p. 63. Bei der vielfach besprochenen Stelle 4, 5 Helvidius Priscus Terracinae municipio, regione Italiae, Cluvio patre, wo Hr. K. die Worte regione Italiae ohne weiteres streicht, verdiente wohl die Vertheidigung dieser Worte bei Marini Atti d. fr. Arv. Vol. II. p. 478 eine Berücksichtigung. Indessen geben wir auf die Verschiedenheit unserer Ansicht in diesen und andern Stellen um so weniger, als wir grade in dem kritischen Theil dieser Arbeit das unleugbare Verdienst des Herausg. um den Schriftsteller auf das Entschiedenste anerkennen, und man durch die übersichtliche Darlegung des kritischen Apparats vollständig in Stand gesetzt wird, sich unabhängig von dem Herausg. sein Urtheil selbst zu bilden. Was dagegen die Interpretation betrifft, so zeigen sich zunächst bei der Sacherklärung die obenerwähnten Uebelstände. Wir wollen in dieser Beziehung darüber mit dem Herausg. nicht rechten, dafs er hie und da etwas Leichtes erklärt, wie etwa in bekannten geographischen Dingen, im Gegentheil hätten wir, wenn einmal davon die Rede war, auch etwas mehr als eine Andeutung gewünscht. Denn wenn z. B. zu 2, 79, wo die Stadt Caesarea erwähnt wird, die Anmerkung steht: Caesarea haec commemoratur Act. Apost. 21, 8 prius turris Stratonis vocata, so giebt dies vereinzelte Citat dem Unkundigen die Vorstellung, als wäre das eine selten vorkommende Stadt, während über deren Geschichte ein reiches Material zu

Digitized by Google

Gebote steht. (S. die Nachweisungen bei Eckhel D. N. Vol. III. p. 428). Auch hätte hie und da noch ein Resultat ausführlicher Untersuchung gegeben werden können, wie über die Vigiles (3, 64) aus Kellermann's sorgfältiger und für das ganze römische Militärwesen bedeutender Schrift Vigg. Rom. latercula duo, über die pueri patrimi et matrimi (4, 53) aus Cramer's kl. Schr. p. 92 ff., über Tiberius Alexander (1, 11) aus Rudorff's vortrefflicher Abhandlung im rheinischen Museum 1828, besonders p. 155; allein bei den meisten sachlichen Fragen hat man an den bisherigen Bearbeitungen römischer Alterthümer eine äufserst geringe Hülfe. Einiges wird vielleicht immer dunkel bleiben, anderes bedarf nur der Untersuchung; die militärischen Einrichtungen der Kaiserzeit z. B. sind nicht sowohl der Beschaffenheit der Quellen wegen, als in Ermangelung jeder Forschung unbekannt; hier würde auch ein einzelner, neuer Beitrag zu allem Dank verpflichten. Der Herausgeber, um etwas Einzelnes anzuführen, sagt zu 1, 24 von den Speculatoren: Speculatores erant peculiares principis satellites e praetoriis cohortibus electi, und verweist über das Weitere auf die Note von Lipsius. In dieser Note handelt es sich aber nur darum, zu beweisen, dafs nicht spiculatores, sondern speculatores zu lesen sei; eine Zusammenstellung des vorhandenen Materials über diese Truppengattung wird nicht beabsichtigt. Hr. K. hat deswegen auch ein falsches, oder wenigstens schiefes Resultat aus der Note gezogen, denn speculatores gab es nicht nur in den prätorischen Cohorten, sondern auch auf der Flotte (Murat. inscr. 855, 3 Eckhel D. N. N. VI. p. 53) und in der Legion, und zwar schon vor der Kaiserzeit (Auct. B. Hisp. 13). Nach einer schönen Beweisführung von Labus (Ara antica scoperta in Haimburgo Milano 1820 p. 63.) waren ihrer in jeder Legion zehn. Ihre Bestimmung war eine Art Ordonnanzdienst, sie dienen zum Ausrichten von Bestellungen (Marci Ev. 6, 27), zur Beförderung der Correspondenz aus den Provinzen (Suet. Calig. 44. Tac. H. 2, 73. Lips. ad Ann. 4, 41), weshalb speculator synonym ist mit apparitor (Auct. B. Afr. 37) und von Livius (31, 24) zur Uebersetzung des griechischen ἡμεροδρόμος gebraucht wird. — Wir kommen endlich zu der Worterklärung, bei welcher Hr. K. sich ebenfalls auf die Beförderung des ersten Verständnisses beschränkt hat. Zu diesem Zweck übersetzt er zuweilen Stellen oder giebt wenigstens ein passendes Wort für die Uebersetzung an, offenbar einem praktischen Zwecke folgend, und dieser ist bis auf einen gewissen Grad auch erreicht worden. In der Erklärung selbst wird man selten Grund haben, von dem Herausgeber abzuweichen, wie z. B. 1, 48 das Imperfectum unum et tricesimum annum explebat gewifs von Petersen richtig von dem noch nicht vollendeten 31sten Jahre genommen wird; öfter wünschte man noch eine Erläuterung, wo sich keine findet, wie 1, 26 über den Ausdruck apud aures alicujus aliquem eludere (s. jetzt Madv. ad Cic. de fin. p. 749), über imitari principem (1, 33) statt principem se ferre (Hand ad Gron. ad Stat. Vol. I. p. 86), über sistens 1, 35, wo Ernesti's Conjectur durch die Note von Gron. ad Liv. 4, 12, 6 zu beseitigen ist, über das et am Ende des 45sten Cap. (s. Madv. l. l. p. 817), über die pagani (Civilisten) 1, 53 (s. Heinr. z. Juv. 16, 33), über das Substantiv pervium (s. d. Inschr. b. Marini Atti Vol. II. p. 697 a) u. dergl. mehr. Andeutungen zu dem, was wir oben als vorzüglich wünschenswerth bezeichneten, haben wir ebenfalls gefunden, allein wir glauben, dafs durch diese nicht immer der Zweck erreichbar ist. Wenn zu 3, 78 die Verbindung recens victoria durch eine Virgilianische Stelle erläutert wird, wo es heifst recens a volnere, so ist daraus wenig abzunehmen, denn beides, recens a und recens mit dem blofsen Ablativ ist ciceronianisch (s. de Nat. Deor. 3, 5. ad Att. 16, 7 init.) und die Virgilianische Stelle würde nur in dem Fall belehrend sein, wenn diese Construction dem Tacitus mit dem Virgil gemeinsam wäre, im Gegensatz zu dem Gebrauche des Cicero. Dieselbe Bemerkung gilt von der Note zu 1, 63 wo temperare a, was ebenfalls bei den besten Prosaikern vorkommt, durch eine Parallele aus Virgil erklärt wird. Darauf indessen kam es besonders an, dafs die Neuerungen, die Tacitus im Sprachgebrauch gemacht hat, bestimmt bezeichnet würden, in der Art, wie dies bei den Stellen 3, 28, 4, 73 von Madv. a. a. O. p. 738 und 362 geschehn ist. Wie wenig aber eine solche Bezeichnung bei dem jetzigen Stande der Vorarbeiten noch möglich ist, wollen wir an etwas Einzelnem zeigen. Tacitus sagt 3, 58 nec deerat ipse vultu, voce, lacrimis misericordiam elicere, und in der Oberlin'schen Ausgabe wird auf drei andre Stellen der Historien verwiesen, wo dieselbe Construction wiederkehrt, obwohl an der einen derselben 4, 11 Oberlin, seine eigene Lehre vergessend, wieder durch eine falsche Interpunction sein Mifsverstehen der Stelle bekundet. Bach, Walter und auch Hr. K. wiederholen die drei Citate; in Bötticher's Lex. Tac. ist das Wort deesse gar nicht zu finden. Nun giebt schon Lipsius zu Seneca de ira 3, 36 etwas Besseres über diesen Sprachgebrauch, er weist ihn bei Properz und Seneca nach, und giebt als älteste Autorität dafür den auct. B. Hisp. (c. 42) an, für dessen besondere und vom Cäsar so abweichende Ausdrucksweise er sich wohl eignet, wiewohl die Interpreten ihn als evident fehlerhaft keiner Berücksichtigung würdigen. Ueber das Alter und die Verbreitung dieser Construction konnte also Hr. K. zwar etwas mehr sagen, aber auch dieses ist nichts Genügendes. Wollten wir auf dergleichen Einzelheiten eingehn, so würde sich dasselbe Resultat in unzähligen Fällen ergeben; allein es genügt auch dieses, um darzuthun, dafs man sich bei Erklärung des Tacitus einer umfassenden Forschung noch nicht entziehn kann, und so sehr wir des Herausgebers Verdienst um Einzelnes anerkennen, so bedauern wir doch, dafs er den Plan seiner Arbeit nicht so erweitert hat, als es nöthig gewesen wäre, um diesem allgemeinen Bedürfnifs wenigstens vorläufig zu genügen.

J. Marquardt, in Danzig.

Digitized by Google

№ 55.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1843.

XXVIII.

C. H. Schultz, Anaphytose oder Verjüngung der Pflanzen. Ein Schlüssel zur Erklärung des Wachsens, Blühens und Fruchttragens, mit praktischen Rücksichten auf die Cultur der Pflanzen. Berlin, 1843. *Verlag von Aug. Hirschwald.* 214 S. 8.

Der geistreiche Verfasser, welcher uns erst kürzlich seine interessanten Ideen über die Verjüngung des menschlichen Lebens (Berlin 1842) mittheilte, hat uns nun auch seine Ansichten über die Verjüngung der Pflanzen vorgelegt, und wir müssen gestehen, dafs sie nicht minder interessant sind, ja dafs sie deshalb einen noch viel höhern Werth haben müssen, weil der Verfasser, *als Botaniker*, hier viel mehr zu Hause ist.

Die Bedeutung des Wortes *Anaphytose* finden wir eigentlich schon auf dem Titel kurz angegeben. Es dürfte indessen für Viele nicht überflüfsig sein, eine etwas umständlichere Erklärung hinzuzufügen, und die Gründe anzuführen, warum eine solche Vermehrung der Kunstausdrücke wohl eine Bereicherung der Wissenschaft genannt werden könnte.

Man hat allerdings bisher, wie der Verf. sich auch mit Recht darüber beklagt, keine rechte Uebereinstimmung in der Benennung der Theile der Gewächse, wie z. B. Blätter, Knospen, Stengel u. s. f. beobachtet, indem der Eine dafür den Collectivnamen „Glieder", gebrauchte, der Andre „Organe" sagte und wohl noch andre Ausdrücke angewendet sein mögen. Einmal ist dies schon sehr unbequem und kann Mifsverständnisse erzeugen, andererseits läfst es aber auch wohl den Vorwurf aufkommen, dafs man die Bedeutung jener Theile gar nicht verstanden habe.

Es ist nicht dem geringsten Zweifel unterworfen, dafs alle jene Theile wesentlich nicht verschieden sind, sondern nur als Modificationen einer und derselben Bildung auftreten, gleichsam eines Ideals, welches wir nicht kennen, das wir nur in einem mit zahllosen Facetten geschliffenen Spiegel gebrochen erblicken. Dieses Ideal ist dem Prof. *Schultz* das *Anaphyton*, und er kann daher so gut die Knospen, wie die Blätter, den Wurzelstock, wie die Wurzeläste, ja die einzelnen Fiederchen eines Blattes und jedes einzelne Stückchen einer Wurzel u. s. f. *Anaphyta* nennen; denn alles dies ist ideal und real zugleich.

Die Benennung „Organ" verbleibt nun also denjenigen Theilen des Gewächses, welche isolirt nicht fortleben und sich nicht verjüngen können, während alle die Theile, welche in geeigneter Lage wieder ein ganzes Gewächs erzeugen können, „Anaphyta" heifsen.

Anaphytose ist demnach die Entwickelung jener Anaphyta und würde nicht allein die Vergröfserung der Anaphyta (das Wachsen) ausdrücken, sondern auch deren Verhältnifs zu einander. Man hatte auch wohl dafür bisher Ausdrücke, indem man das Wachsen und Verjüngen von Pflanzen-Individuen (zum Unterschiede von der *Vermehrung der Pflanzenarten*) als eine „*Reproduction*" bezeichnete und das Verhältnifs der Anaphyta zu einander als „*Metamorphose*".

„Reproduction" war aber schon früher bei den Thieren gebräuchlich, wenn man z. B. das Wiederwachsen eines Geweihes, die Nachbildung eines Salamanderfufses u. s. f. bezeichnen wollte. Deshalb kann dies Wort nicht gut auf Pflanzenbildungen angewendet werden; denn das Wiederwachsen eines Zweiges von einem verstümmelten Baume ist himmelweit verschieden von dem Wiederwachsen des abgeworfenen Geweihes. In dem Sinne, wie wir Anaphyta sagen, giebt es bei den Thieren keine Anazoa. *Schultz* hat darüber auch sehr ausführlich und schön in seinem Buche gesprochen.

Streng wissenschaftlich genommen dürfen wir also auch nicht von einer „Metamorphose" der Pflanzen

Digitized by Google

reden, denn Metamorphose ist nur bei den Thieren zu Hause. Der Verf. hat es sich indessen zu leicht gemacht, indem er die Anwendbarkeit des Begriffes der thierischen Metamorphose auf Pflanzenbildungen verwirft; denn das Wesen der Metamorphose besteht keinesweges allein darin, dafs *ein und dasselbe Individuum* früher als *larva*, später als *imago* auftritt. Wenn dies auch die gewöhnlichere Art der Metamorphose ist, die namentlich bei den Insecten bei Weitem vorherrscht, so zeigt sie sich doch namentlich bei den niedern Thieren, wo sie *Steenstrup* mit dem Namen „Generationswechsel" belegt, in ganz andrer Weise und es ereignet sich selbst bei den Insecten der Fall, dafs die Metamorphose durch das Entstehen *mehrerer* Individuen bezeichnet wird. Bei den Blattläusen sind die geflügelten imagines die *Nachkommen* der Larven. Das mufs doch auch Metamorphose heifsen, und wenn wir die Anaphytose mit *dieser* Art von Metamorphose vergleichen, so ist in der That der Unterschied nicht so grofs, als wenn wir nur an die Metamorphose einer Raupe denken. Dennoch sind so wesentliche Verschiedenheiten zwischen Metamorphose und Anaphytose, die in der gänzlichen Verschiedenheit von Thier und Pflanze begründet sind, dafs wir die Verbannung der Metamorphose aus der Botanik nur gut heifsen können.

In dieser Beziehung wollen wir für unsre Leser, selbst für die Nichtbotaniker, gleich bemerken, dafs sie in dem Buche eine Vergleichung zwischen der *Linné*'schen und der *Goethe*'schen Metamorphosenlehre finden, wie sie zugleich philosophisch und botanisch wohl noch nicht angestellt worden ist. Auch fehlt die *Berührung* späterer Ansichten nicht, denen jedoch, da sie nicht ausführlich genug durchgenommen werden konnten, ihr Recht nicht ganz widerfahren ist. Der ganze erste Abschnitt des Buches ist diesen Betrachtungen gewidmet.

Der 2te Abschnitt „*die Natur des individuellen Wachsthums*" stellt die Entwickelung der individuellen Anaphyta in einen Gegensatz gegen die „Anaphytose der Blumenbildung", welche Gegenstand des 3ten Abschnittes des Buches ist.

Hier beweist der Vf., und zwar wohl mit ziemlichem Rechte, obgleich oft mit zu grellen Zügen und mit zu harten Worten, dafs man den Vergleich zwischen den individuellen Anaphytis (also Blättern, Knospen u. dergl.) und der Blume bisher nur zu sehr auf dem Wege der *Form*veränderung vorgenommen habe, und ein Hauptmangel der Lehre von der Blüthenmetamorphose sei darin zu suchen, dafs man die Erklärung der Bildung der Blumentheile ohne alle physiologische Rücksicht auf ihren Zweck und ihre Functionen unternommen habe (verbis ipsissimis). Als eine Probe des Vortrages mag für unsre Leser, denen das Buch selbst nicht in die Hand kommt, noch die folgende Stelle dienen: „die Lehre von der Blumenbildung ist der Vorbau zu der grofsen Brücke der vegetabilischen Befruchtung, welche von dem individuellen zum Geschlechtsleben herüberführt. Anstatt nun diese Brücke aus natürlichen Elementen weiter auszubauen, ist man vielmehr bei dem Vorbau stehen geblieben und dann von hier aus über die tiefe Schlucht zwischen dem Individuum und der Gattung mit einem Satze herübergesprungen, und hat die Morphologie der Früchte, als ob gar nichts dazu gehörte sie zu bilden, in eben so leichten Analogien ihrer Formen, wie die Blumenbildung selbst, behandelt. Man ist damit noch keinen Schritt über die Evolutionstheorie, über die Zeiten *Haller's*, *Bonnet's*, *Swammerdamm's* hinausgekommen. Nach der bisherigen Theorie ist die Blume eine verlängerte Pflanze (?) und die Frucht eine Fortsetzung und Verlängerung der centralen Blüthentheile, als ob der Sohn eine Verlängerung des Vaters, oder die Tochter eine Verlängerung der Mutter wäre".

Ueber die Beziehungen der Blume zu den individuellen Anaphytis scheint indessen der Vf. selbst nicht recht mit sich einig zu sein; denn einmal sagt er (Eingang zu §. 66), die Pflanzentheile, welche sich in Blumen *umbilden*, seien selbst schon durch die Anaphytose entwickelte Individualitäten in verschiedenen Gestalten, ferner (§. 69. Eingang), Kelche und Kronen, Nectarien und Stempel, selbst die Früchte können *Stengelformen annehmen*, u. dglm.; und dann nennt er die Formähnlichkeiten zwischen den Theilen des Individuums, der Blume und der Frucht wiederum eine *Scheinähnlichkeit* der Form, und meint die Formen schwänden bei der Blumenbildung in dem Mafse, als die Vegetationskraft nach innen zur Qualitätenbildung übergehe, worin das Wesen der Blume liege (§. 73.); ferner: dafs sich in Frucht- und Samenform die Blattbildung wiederhole, sei kein Beweis, dafs sie individuelle Formveränderungen wären (?).

Jedoch behält die Meinung von dem *Schein der*

Digitized by Google

Formübergänge, (welche aber gewiſs nur wenige Botaniker theilen werden) die Oberhand. Der Verfasser hat für diese zwar seine Gründe; sie lassen sich aber sämmtlich durch Gegengründe entkräften. Zu den Lebenseigenschaften der Blumenhüllen soll eigenthümliche Färbung gehören, die von dem indifferenten Grün der Blätter und Zweige *immer* in dem bestimmtesten Gegensatz abweicht. Es giebt aber grüne Blumen (*Malaxis*, *Herminium*), schön gefärbte Kelche (*Fuchsia*, *Salvia coccinea*) und wiederum herrliche Farben der Bracteen bei *Melampyrum* und der Blätter bei *Begonia* u. s. f. Eben so sehen wir die bunten Blumenfarben der Hyacinthen und Tulpen öfters mit einfachem Blattgrün monströs wechseln.

Die Bewegungen, welche schon in den Blüthenhüllen hervortreten, sollen nicht minder Aeuſserungen einer höhern Lebenserregung in diesen Theilen sein. Das mag sein; allein auch diese Erscheinung finden wir bekanntlich bei den Blättern wieder, wo sie bei *Mimosa pudica* und *Hedysarum gyrans* den höchsten Gipfel der Reactionsäuſserungen in der Pflanzenwelt erreichen.

Auch die Geruchsentwickelung ist den Blumen nicht allein eigen, denn es giebt ja viele Pflanzen, bei denen Wurzeln, oder Stengel oder Blätter viel mehr Geruch haben, als die Blumen.

Wenn nun auch die meisten der angeführten Eigenschaften den Blumen vorzüglich zukommen, so gehören sie ihnen doch *nicht allein* und es besteht also eine solche Kluft, wie sie der Vf. annimmt, zwischen ihnen und den individuellen Anaphytis nicht.

Daher erscheinen auch manche von den „*praktischen Folgerungen*", welchen der 4te und letzte Abschnitt gewidmet ist, als Theorien, welche jenen Annahmen zu Liebe gebildet sind. Wir fassen diese in den Schluſsworten des §. 111. zusammen: „die Art der Ernährung muſs beim Blühen und Fruchttragen eine andre sein, als beim Wachsen". Der Vf. unterscheidet daher *körpernährende* und *blüthennährende* Düngerarten.

Der Vf. motivirt durch die Beziehung der Ernährung zur Anaphytose den Vortrag einer langen Abhandlung über den Einfluſs der Nahrungsmittel auf die Gewächse. Es muſs uns dies auch höchst erwünscht kommen, da man über dies noch so wenig cultivirte wichtige Capitel nicht genug hören und lesen kann und da der Vf., der die Eigenschaften eines Gelehrten mit denen eines Garten- und Landbauers in seltnem Maſse verbindet, uns so viele eigne Erfahrungen bietet.

In Bezug auf jene verschiedene Art der Ernährung ist er offenbar zu weit gegangen. Wenn sich auch der Blüthen- und Fruchtstand eigne Stoffe aneignet und die Analysen derselben andre Resultate als die der Blätter geben, so bedingt dies doch nicht eine besondre Ernährung d. h. eine zu den verschiedenen Zeiten des Wachsthums und wiederum des Blühens verschiedene Darreichung von Nahrungsmitteln; denn wir sehen auf demselben Boden in dem einen Jahre die schlechteste Obsterndte, auf welchem im nächstfolgenden die vorzüglichste erfolgt. Da hier keine Veränderung des Bodens erfolgt ist, so kann auch die Fruchtbarkeit allein nicht in Veränderung der Bestandtheile liegen, sondern sie muſs von dem durch die mannigfaltigsten Umstände herbeigeführten *Gedeihen des ganzen Baumes* abhangen. Wir meinen also, daſs Einflüsse, welche auf Blüthen- und Fruchtstand wirken sollen, nothwendig auch die Blätter, Knospen etc. *auf eigenthümliche Weise* berühren müssen, womit nicht gesagt ist, daſs die individuellen Anaphyta grade in einen Zustand von *Ueppigkeit* versetzt zu werden brauchen.

Um consequent zu sein, muſste der Verf. nun auch die Existenz der sogenannten Bodenfloren leugnen. Er thut dies mit folgenden Worten (§. 142): „Das Gedeihen der Pflanze durch die Perioden ihrer höchsten Lebensthätigkeit (nemlich Blühen und Fruchttragen) zeigt sich auch nach den verschiedenen Gegenden und Standorten im wilden Zustande sehr verschieden, und oft ist der verschiedene Ausdruck einer Flor *viel weniger durch verschiedene Pflanzenarten als durch die Art des Wachsthums und Blühens derselben Pflanze bedingt.* So sind Kalkpflanzen, Thonpflanzen nicht immer sowohl verschiedene Arten, als auf verschiedene Art wachsende und blühende Individuen."

Das würde also heiſsen, daſs *Nigella arvensis*, *Helianthemum vulgare*, *Euphorbia exigua*, *Astragalus Cicer*, *Prunella grandiflora* u. dgl. auf Thonboden kümmerlich wüchsen und auf Kalkboden üppig ständen, oder umgekehrt. Das ist aber nicht der Fall: sie wachsen auf einem Thonboden gar nicht und kommen in desto vollständigerem Vereine und desto gröſserer Individuenzahl zusammen, je mehr die Kalktheile, bis zu einem gewissen Maximum in dem Boden zunehmen. Die Kalktheile verursachen hier also nicht gröſsere Ueppigkeit, oder überhaupt *einen andern Zustand* einer Pflanze, sondern *sie erzeugen die ganze Pflanze.*

Wir können also die Bodenfloren, zu denen sich noch viele Beispiele hier beibringen lieſsen, besonders von den Eigenthümlichkeiten der Sandflora, nicht leugnen, und die meisten Botaniker sind wohl in der Existenz derselben einig. Allerdings werden sie häufig durch die groſse Fügsamkeit der Pflanze in die äuſsern ihr nicht ganz zusagenden Umstände und durch die bunte Zusammensetzung der meisten Bodenarten, sehr entstellt, wie dies das non plus ultra von Pflanzen-Chaos, ein *botanischer Garten*, lehrt. Allein, wenn man genau mustert, was auf einem natürlich gebildeten Boden steht, sowohl der Individuen- als der Artenzahl nach, und wenn man ferner überlegt, was auf demselben *nicht* steht, so wird man, auch ohne auf den mehr oder weniger üppigen Wuchs, Blüh- oder Fruchtbarkeit zu sehen, mit ziemlicher Bestimmtheit angeben können: ob eine namhafte Quantität Kalkerde in dem Boden ist, ob er unter 10 Procent oder über 20 Procent Thon enthält, ob er sehr sandig oder ob er sehr humusreich ist, oder nicht. Einige Pflanzen sind subtiler und wähliger in dieser Beziehung, als andre, und eben deshalb unterscheiden wir ja auch bodenstete und bodenvage.

Die Ermittelungen können hier also ohne gleich-

Digitized by Google

zeitige Berücksichtigung der Blüh- oder Fruchtbarkeit und der gröfsern oder geringern Ueppigkeit vorgenommen werden, obgleich nicht in Abrede zu stellen ist, dafs diese gleichzeitige Beobachtung von grofsem Interesse ist und bei nicht holzigen Pflanzen noch viel zu wenig erfolgte, wie der Verf. ganz richtig bemerkt. Bei Holzpflanzen hat man längst darauf geachtet, wie der geübte Blick des Forstmannes beim Ansprechen ganzer Waldmassen beweist. Aber auch bei den Waldbäumen wissen wir nicht, dafs irgend eine chemische Veränderung des Bodens mit der Blühbarkeit der Bäume im Zusammenhange stände. Im Gegentheile, oft tritt ein frühzeitiges und reichliches Blühen da ein, wo wir es nicht erwarten und wo die *Concentration der Säfte*, welche *Schultz* für besonders nöthig hielt, gewifs nicht Schuld hat, wie z. B. bei Kiefern auf dem schlechtesten sandigen oder auf Bruchboden; und umgekehrt, zuweilen sehen wir auf einem Boden, dem gar nichts zu fehlen scheint, hartnäckige Unfruchtbarkeit bestehen. Die Natur spottet dann aller unsrer Theorien!

Aufser der Einwirkung der eigentlichen Nahrungsmittel berührt der Verf. nun auch noch die andern äufsern Lebensbedingungen (Jahreszeit, Witterung, Standort), welche gewifs eben so wichtig bei dem ganzen Wachsthums- und Blüheprocefs sind, wie jene und manche Erscheinung erklären, welche jene dunkel lassen.

Daran reiht sich ein kleiner Abschnitt über die Lebensbedingungen für die Entwickelung der Früchte und die Veredlung der cultivirten Pflanzen. Darauf wird das Verhältnifs der Krankheiten zur Anaphytose erörtert, wobei, wie mir scheint, wieder zu grofses Gewicht auf die Individualität der Anaphyta gelegt wird; denn, wenn auch Krankheiten sich *öfters* auf einzelne Anaphyta beschränken, so geschieht dies doch keinesweges *immer*, wie §. 179. Eingangs gesagt ist. Der Verf. erwähnt zwar schon am Ende desselben Satzes der *allgemeinern Verbreitung von Krankheiten* bei fortdauernden Ursachen während der Dauer der Entwickelung aller Anaphyta; dann steht ja dieser Satz aber doch in directem Widerspruch gegen den ersten.

Jeder Botaniker wird mir zugeben, dafs der Verf. hierin zu weit geht und viele seiner Lehrsätze zu streng nimmt. Die auffallendsten Beispiele mögen uns hier zunächst die Monstrositäten liefern, welche wir doch mit zu den Krankheiten rechnen dürfen. Oft sieht man 2 Pflanzen dicht neben einander, von denen die eine lauter normale Bildungen aufzuweisen hat, die andere aber mit den wunderlichsten Mifsbildungen von Blumen und Blättern besetzt ist. Im Boden und in der Luft liegen die Ursachen nicht, denn sonst müfste die andere Pflanze auch Mifsbildungen tragen. Es ist also hier eine Disposition vorhanden, welche *mehrere* Anaphyta ergreift, *weil* die ganze Pflanze, das Collectiv-Anaphyton davon durchdrungen ist.

Wir können also nur zugeben, wenn behauptet würde: unabhängiger *können* sich in dieser Beziehung zuweilen die Anaphyta verhalten, als die thierischen Glieder, aber sie *müssen* es nicht immer.

In mehreren §§. (§. 184—190.) werden die Ursachen der Unfruchtbarkeit besprochen, weil auch diese aus der Rückwirkung des Individuums auf die Blume und aus der Natur der Enanaphyta — so werden die einzelnen Theile der Blume, welche ihr wieder einen individuellen Charakter verleihen, genannt — zu erklären sind.

Eine nicht ungewöhnliche Art von Unfruchtbarkeit soll ferner als *Hemmungsbildung* zu erklären sein (§. 191—192), so seien z. B. die meisten gefüllten Blumen durch Echmaphytose (ἔχμα = Hemmung) gebildet.

Den Beschlufs des Ganzen macht *die künstliche Vermehrung*, also z. B. die Vermehrung durch Stecklinge, Blätter, Wurzlinge u. s. f. Dieser ist einer der interessantesten Theile der Schrift, weil wir hier die sonst nur von Praktikern empirisch besprochenen Gegenstände von Seiten der Pflanzenphysiologie beleuchtet sehen. Die schon früher gerühmten Eigenschaften des Verf.'s befähigen ihn besonders, in dieser wichtigen Angelegenheit ein Wort mitzusprechen, und wir hätten nur gewünscht, dafs dies Kapitel *viel weiter* ausgedehnt worden wäre. Es hätten in demselben überhaupt alle Erscheinungen zusammengestellt werden können, welche bei der Vermehrung der Gewächse zur Sprache kommen; es mufste also *so gut der natürlichen*, wie der künstlichen Vermehrung an dieser *Stelle* Erwähnung geschehen und wie eine *künstliche Vermehrung* oft schon durch die Natur eingeleitet wird. So bringen einige Gewächse erst bei künstlicher Verjüngung Wurzelbrut, während andre ohne Zuthun des Menschen solche treiben, wie die Weifserlen, Rosen u. dgl. mehr. Auch würde eine Eintheilung solcher Verjüngungs-Anaphyta Manchem sehr angenehm gewesen sein. So verjüngt sich im natürlichen Zustande die Hasel anders, die Eberesche wieder anders, Wachholder noch anders, und Ahorn, Eiche, Linde wieder in feinen Nüancen verschieden. Worin haben wir die Ursachen dieser merkwürdigen Verschiedenheiten zu suchen!

Wir haben, wenn nicht ein viel gröfseres Buch hätte aus der Recension entstehen sollen, als der Text selbst ist, nur hier und da oberflächlich einiges prüfend berühren können, glauben aber so viel von dem Hauptinhalte des Werkes angedeutet zu haben, dafs sich bald ein grofser Kreis von Lesern versucht fühlen dürfte, sich um dasselbe zu sammeln. Möge dieser sich besonders aus tüchtigen, wissenschaftlich gebildeten Gärtnern, Land- und Forstwirthen bilden; denn diesen allein wird eine Entscheidung über die interessantesten Puncte des Buches zustehen. Die *praktischen Folgerungen* nehmen den gröfsten Theil desselben ein.

Ratzeburg.

Digitized by Google

№ 56.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1843.

XXIX.

H. Petermann, Grammatica linguae Armeniacae. Berol. Eichler 1837. *XII. u.* 254 *S.* 8.

Dieses verdienstvolle Werk eines auf orientalischem Gebiete vielseitig thätigen Mannes zeichnet sich besonders durch die vergleichende Einführung der armenischen Sprache in die indogermanische Familie aus. Jedoch bleibt uns seine allgemeine Ansicht über ihre Stellung in dieser Sprachfamilie noch unbekannt und ist wohl in seinen noch nicht herausgegebenen Prolegomenen zu erwarten; mitunter vergleicht er, vielleicht nicht mit hinreichendem Grunde armenische Sprachformen mit solchen andrer Familien. Die Stellung der armenischen Sprache als Mittelgliedes zwischen die indogermanischen und die semitischen, auch die kaukasischen, Sprachen bei neueren Linguisten verdient keine Berücksichtigung. Mischungen hat freilich die armenische Sprache viele erlitten; und die semitische nimmt eine nicht unbedeutende Stelle dabei ein, erklärt sich aber auch unschwer aus historischen Gründen. Wenn auch schon Strabon I. 29 die semitischen Araber und Syrer nach Abstammung und Sprache zu den Armeniern stellt, so dürfen wir nicht übersehen, dafs er auch die Arianer hinzufügt, und an andern Orten, wie XI, 19 sq., die Armenier den Medern und Thessalern ähnlich und verwandt nennt. Ihre Verwandtschaft mit den Medern wurde überhaupt von den Alten anerkannt; und die Aehnlichkeit ihrer Sprache mit der persischen erhellt auch aus Xenophon Anab. IV. 5), der den armenischen Komarchen „διὰ τοῦ περσίζοντος ἑρμηνέως" vernahm. Eine andre, schon von Herodotos (VII, 73) ausgehende und von Späteren noch für die Sprache behauptete Zusammenstellung der Armenier mit den Phrygen ist von Wichtigkeit für die Stammgeschichte der kleinasiatischen Völker und gewinnt vielleicht durch die kleinasiatischen Forschungen neuester Zeit mehr Wahrscheinlichkeit, als sie uns bisher zeigte.

Die nächsten und sichersten Gründe für die genealogische Stellung der Armenier mufs uns ihre Sprache gewähren; Beiträge dazu lieferten noch durch sprachliche Vergleichungen *Pott*, obwohl noch ungewifs über ihre Stellung; bestimmter *Schwartze* in seinem grofsen Werke über Aegypten. Die Untersuchung wird schwieriger durch den trotz des vielfältigen literarischen Anbaus fast wild zu nennenden, eigenthümlichen Charakter der Sprache mit ihren rauhen Gutturalen, Zischlauten und ungewöhnlichen Lautverbindungen, mit ihren mannigfaltigen und schwer zu sondernden grammatischen Formen. Leider reichen die Denkmäler der Sprache nicht einmal bis zum Anfange unserer Aera hinauf, und es fragt sich sehr, ob sie noch irgendwo in Keilschriften (z. B. in den von *Schulz* copirten) in älterer und reinerer Gestalt auftreten wird. Indessen leuchtet durch ihre gewifs frühe isolirte und selbständig fortgebildete Gestalt der indogermanische Typus sicher durch, und wir glauben sogar nicht zu viel zu wagen, wenn wir sie bestimmt zu dem arischen oder medo-persischen Aste rechnen; ob sie sich und ihr Land einst selbst mit dem Ariernamen bezeichneten, lassen wir vorläufig dahin gestellt. Einen bekannten Zweig jenes Sprachastes, dem das Armenische vorzugsweise nahe stünde, wissen wir nicht zu nennen; das Neupersische stellt sich vielleicht nur deswegen am Nächsten, weil es die erreichbarsten Mittel zur Vergleichung bietet; auch der geringe bekannte Stoff des Ossetischen bietet nicht unwichtige Berührungen. Unser Verf. hat bei seinen sehr dankenswerthen Vergleichungen die arischen Sprachen etwas weniger zugezogen, als zu wünschen war. Seine Mittheilungen benutzend versuchen wir durch einige fragmentarische Vergleichungen zur genealogischen Stellung der Sprache beizutragen. Ein wichtiger Punct: die Menge der

Digitized by Google

mit arischen, namentlich neupersischen, nah verwandten Wörter kann freilich hier nur schlechthin behauptet werden; die zahlreichen persischen Einflüsse, besonders unter den Sassaniden, reichen nicht hin, diese Verwandtschaft durch Mischung zu erklären.

Nicht blofs die Sprachvergleichungen, sondern auch die älteren Grammatiker, vorzüglich *Dionysios*, erweisen: dafs die armenische Sprache in historischer Zeit eine fast regelmäfsig durchgehende Lautverschiebung erlitten hat, ohne jedoch sie durch die Schrift zu bezeichnen, ähnlich also, wie die griechische Sprache. Auffallend dabei ist, dafs die Verschiebung der mediae und tenues wechselseitig vor sich geht. Jedoch bemerken wir: dafs *Schröder* — der doch auch, wie *Petermann* die armenische Aussprache aus nationalem Munde erlernte — vielmehr die alten mediae und tenues als solche bestehen läfst, nur ersteren eine harte, diesen eine weiche Art der Aussprache zuschreibend. Wir bezeichnen im Folgenden die mediae und tenues nach ihrer ursprünglichen Stufe; die härteren, öfters durch Gemination ausgedrückten, Laute durch Aspiration (zugesetztes *h*); *j* laute wie im Französischen u. s. w.; unsre möglichst einfache und bestimmte Bezeichnung der übrigen Buchstaben bedarf für den mit der Sprache bekannten Leser keiner Erläuterung, und reicht hoffentlich auch ohne diese Eigenschaft des Lesers für den Zweck der Unterscheidung und Vergleichung der Laute hin.

Die mutae stehn im Allgemeinen auf sanskritischer Stufe; doch zeigen sich Ausnahmen, wie im Neupersischen, am Zahlreichsten wohl Verhärtungen der mediae in tenues. Diese Verschiebungen scheiden sich indessen scharf genug von der genannten allgemeinen späteren; doch mag diese bereits angedeutet sein durch das Schwanken der Schreibung in manchen Wörtern, z. B. in *bant* neben *band* Sskr. *bandh*, wo wir diesen Zwiespalt schwerlich der ursprünglichen tenuis aspirata zuschreiben dürfen. Die Aspiraten und Palatalen haben zwar manche Aehnlichkeit mit den indischen und arischen, scheinen jedoch grofsentheils auf eigenem Boden entsprungen. Unsre Vergleichungen beziehen sich zunächst auf die Mitlauter; der Vocalismus, dessen Eigenthümlichkeit und Wichtigkeit vorzüglich in der Flexion hervortritt, erfordert ein eigenes Studium, dem sich am Wenigsten Referent bis jetzt gewachsen fühlt.

Unmittelbare und ausschliefsliche Correspondenzen mit dem Zend sind selten, wie z. B. die Prp. *apa*; *atr* (*Feuer*) Z. *âtar* ist zunächst nicht mit dem gewöhnlichen Neupers. آتش, sondern mit einer (älteren und dialektischen?) Form اتر zu vergleichen. — Arm. *z* Sskr. *h*: *bazum viel* (*m* altes Accusativsuffix? oder vergl. nach *Burnouf* Suffix *ma* in Zend. *taocma* *gerne* Pers. *tokhm* Armen. *tohm*: Sskr. *tôka?*) Sskr. *bahu* (neben *vahu*, woher eine Zendform) Pers. بس. — *bazuk* *Arm* Sskr. *bâhu* Z. *bâzu* Pers. بازو Kurd. *bazk* (Suffix wie Arm.). — *hazar* 1000 Sskr. *sahasra* Z. *hazanra* Pers. هزار. — *lizél* lecken (neben *lakél*) Sskr. *lih* Pers. لیسیدن (neben لعق etc.) Kurd. *balisim* l. ps. sg. prs. Hierher zunächst Arm. *lézu Zunge*, welchem unter dem Formengewirre der verwandten Sprachen Lith. *lézuwis* sich am Meisten nähert und zugleich sich ähnlich zu Slav. *yezik* zu verhalten scheint, wie die armenische Form zur zendischen *hizva*; vergl. auch und über Arm. *léard* u. s. w. — Arm. *s* Sskr. *h*: *dustr* *Tochter* Sskr. *duhitr* Z. *dughdhar* Pers. دختر; aber auch Arm. *ducht* in Zss., wie Pers. دخت — Wz. *as* Sskr. *ah*. — sirt *Herz* Sskr. *hrd*, *hrdaya* Z. *zerédhaêm* acc. Oss. *serde* Afgh. *zirre*, *zile* Pehlv. Kurd. *del* Pers. دل, دیل (*d*, bereits in den Keilschriften,: Z. *z* vgl. u. A. Pers. دست *Hand* Sskr. *hasta* Z. *zaçta*; demnach Pers. أرزو (*erzû*) und خرد *mens* nicht hierher) und die lith. slav. Formen. — Arm. *ds* Z. *z* Sskr. *h*: *méds grofs* Sskr. *mah* — *at* Z. *mazô* Kurd. *mazen*. — Arm. *ds* Z. *z* Sskr. *g'*: *dsnanil* Sskr. *g'an* Z. *zan* Pers. زادن neben زائیدن; in dieser und der verwandten Wurzel *g'nâ* tritt aufserdem im Armenischen und Persischen auch *g'* auf. Unser Verf. stellt auch Armen. *kin* (in der Flexion *kan*, vielleicht eigentlich *kanan*, *kann*) zu Pers. زن; näher aber zeigt sich Pers. کن *coitus*, *mulier eum perpessa* und Mehreres der Art, vrm.: Pers. کن *Verlangen*, wie Arm. *kin*: *kinél* Sskr. *kam*, obwohl auch Armen. *kam* = Sskr. *kâma* *Verlangen*. — Arm. *ds* Sskr. *g'* Z. *j* Pers. *z*: *dsunr* (über die Endung *r* s. u.) *Knie* Sskr. *g'anu* Z. *jénu* Pers. زانو Afgh. *zingun* etc. — Armen. *ths* Sskr. *g'* Z. Pers. *z*:

Digitized by Google

thsivn, thsmérhn (*Winter* u. s. w.) Sskr. *hima* Z. *zianm* Pers. زمستان Oss. *simeg*. *etc.* Arm. *ths* steht auch sskr. Gutturalen, gleichsam als Vätern der Palatalen gegenüber, umgekehrt A. *békél frangere* Sskr. *bhang* (*bhak*). — Arm. *h* oder Aphaerese für Sskr. *s* Z. Pers. *h* : *hazar* siehe oben vergl. vrm. *hogh* = Lat. *solum* (*gh* = *l*). — *évthn* (7) Sskr. *saptan* Z. *haptan* Pers. هفت Oss. *âvd* Ku. *ahft* vergl. Arm. *wéts* (6) Sskr. *shash* (*shat*) Z. *csvas* Pers. Ku. شش; dagegen inlautend Arm. *tasn* (10) Sskr. Z. *daçan* Pers. ده. — Vielleicht Arm. Pers. *ch* Sskr. *s* in *choz* Pers. خوک: Sskr. *sukara* Lt. *sus*. Aehnlich Armen. *gh* in *ught Kame* Sskr. *ushtra* Z. *ustra* Pehlv. *oshter* Pers. *ushtur* und *shutur* شتر Ku. *eshter* Afgh. Diall. *uch*, *ush*. — Arm. *ch* Sskr. *sv* Z. *kh* (*qu?*) Pers. خو, خوا später *châ*, ja *kâ* ausgesprochen: *khoyr Schwester* Sskr. *svasr* Z. *khanhar* Pers. خواهر etc. — *chun Schlaf* Sskr. *svapna* etc. Z. *khafna* Pers. خواب Ku. *kahhuna* (nach Garzoni's Schreibung) Afgh. *chob*. — Armen. Pers. *sp* Sskr. *çv* Z. *çp*: *asp Pferd* Sskr. *açva* Z. *açpa* Pers. اسپ etc. — *spitak weifs* Sskr. *çvèta* Z. *çpaêta* Pers. سپید Ku. *spi* Afgh. *spin*. Dagegen: *shun* gen. *shan Hund* Sskr. *çvan* schw. Form *çun* Z. n. *çpâ* acc. *çpânem* aber gen. *çûnô* Altpers. σπάκα Afgh. *spei* Pers. سگ Ku. *sah*. Ferner *késur* und *skésur* Sskr. *çvaçura* (Lat. *socer* etc.) Pers. خواسر etc. Ku. *kasú*; ähnlich *zgést* Lt. *vestis* Sskr. *vastra* Pers. گسي (gisi); *s* und *z* treten oft im Armenischen unorganisch vor (vrgl. die verwickelte Frage über die Geltung der zahllosen Fälle, in welchen in den verwandten Sprachen Sibilanten vortreten und abfallen); doch zeigt sich auch *nu Schnur* Sskr. *snusha* Slav. *snocha* cf. Alban. *nusü* Lt. *nurus* etc. Es fragt sich somit: ob jenes *sk* = Sskr. *çv* oder armen. Neubildung aus der aphärirten Form *késur* vergl. Alb. *vyécheri*. Für *k*, *g* : *v* vergl. dann Armen. *ini vinum*; *agah avarus* nach dem Verf.; *gtanél* Sskr. *id*, *vind*; *gitél scire* : Sskr. *vid* neben *ditél videre*: Pers. دیدن Afgh. *lidal* etc.; vergl. Armen. *go-l* = Sskr. *bhû*. — Sskr. *r* : armen. pers. Vocal ohne *r* z. B. in Sskr. *drç sehen* Armen. *désanil* Pers. دیس u. Zss. Aehnlich verschwindet Anusvara in Arm. *mis* *Fleisch* Sskr. *mansa* Alb. *mishü* vrgl. Pers. مزه *Leckerbissen?* — Arm. Pers. *sh*, wo der sanskr. Zischlaut in *r* übergeht: *tshmani Feind* Sskr. *durmanas* Pers. دشمن Ku. *dusman* Slav. Dakor. Zig. *dushman* wohl aus dem Persischen. Dagegen Arm. *érivar Pferd* : Pers. اسوار *(isvar)*, demnach verschieden von Z. *aurvat* Sskr. *arvan*. — Arm. *séav schwarz* Sskr. *çyâma* (über Arm. *v* aus *m* vergl. Ptrm. S. 57, 100) Phlv. *shabha* Oss. *sav*, *sau* Pers. سیاه. — Arm. *dur*, *durhn Thüre* Sskr. *dvar* Oss. *duar* Pers. در.

In diesen Vergleichungen steht gröfstentheils das Armenische dem Sanskrit gegenüber auf arischer Seite, manchmal dem Zend, Ossetischen, Afghanischen näher, als dem Neupers. und Pehlvi. Doch ergaben sich bereits Ausnahmen und eigenthümliche Bildungen des Armenischen, zu denen wir noch einige Beispiele fügen wollen: Arm. *astgh Stern* vergl. Prs. اختر, doch auch استاره *(estâreh)* neben ستاره (sitâreh) cf. Z. *çtâra*, *çtar* etc., und für *gh* = *l* Lt. *stella* Oss. *stal*, *stâleh*, *staluteh*. — A. *sak Ei* Prs. هک *(hâk)* Kurd. *hâk*, *ek* Oss. *aik*; *Pott* stellt *(Et. F.* I. 122*)* zu beiden letzteren Wörtern demnach schwerlich richtig Prs. خوایه und Afgh. *uja*, *hui*, wozu dagegen Arm. *thsu* und (nach *Schwartze*) Kopt. *souhe* zu gehören scheint; ebensowenig mögen wir mit *Petermann* und *Pott* Goth. *ai* Ags. *äg* etc. hierher setzen, da das Krim-Goth. *ada*, das auch *J. Grimm* neuerdings zu diesem räthselhaften Wortstamme zieht, nahe an Ss. *anda* grenzt. — Häufig hängt das Armenische — ähnlich das Ossetische und Kurdische — das Suffix *k* an, vergl. Ss. *ka* und, sofern es deminutive Bedeutung hat, die sich z. B. noch in A. *manuk Knabe* gleich *Männchen* vermuthen läfst, die Ueberhandnahme alter Deminutivformen ohne deminutive Bedeutung in degradirten Sprachen, wie besonders im Neugriechischen; dem A. *kapik Affe* Ss. *kapi* stellt sich auch Prs. *gebig* (bei *Klaproth*) zur Seite. — A. *pati* Ss. *prati* cf. πότι : πρότι. Aber A. *varél* Ss. *vah*, was uns nicht an *Faran vehere* erinnern darf. — A. *léard* Ss. *yakrt* Phlv. Ps. جگر, (Z. *yeker* Anq.?), erinnert an *Leber*. Der Verf. stellt auch *léarhn Berg* zu Ss. *giri*, passender zuvor aber A. *gir*. Auffallend ist hier

Digitized by Google

und oben bei *lézu* die Begünstigung des *l* (nach dem Vf. S. 27 sq. eig. *ll*, *lj*, da *gh* das reine *l* repräsentirt und früher in diesem Falle diakritisch bezeichnet wurde), da es sonst den Widerwillen gegen *l* mit altarischen Sprachen theilt. — Labiale aphaerirt oder durch *h* (wohl als Rest einer lab. aspirata?) ersetzt: *hraman* Ss. *pramana* Prs. فرمان *Fermân*; *unćh Nase* Oss. *findz* Abass. *pinza*, doch indogermanischen Stammes vergl. Prs. بيني *(bini)* und vielleicht Alb. *hundä*, nach Klaproth auch Afgh. *posa*; *hartsanél* Ss. *praććh* Z. *pĕrĕç* Oss. *fars* Ps. پرسيدن; dagegen *parz* : Ss. *mrg*; *otn Fufs* Ss. *pada* Z. *pâdha* Ps. پاي etc.; *hur* Prs. هير : πῦρ, *viur* etc. wenn nicht: ANord. *hyrr* Goth *haúri (Kohlfeuer)*; *hing* (5) Ss. Z. *panća* etc. *hayr Vater* Ss. *pitṛ* Z. *paitar* Phlv. *abider* Prs. پدر Oss. *fid* (in der Bedeutung *Fleisch* : Ss. *pinda*, wohin vielleicht auch Illyr. *putt* id.) Afgh. *pelar* etc., vergl. Gadhel. *athair* spr. *ahir* mit gleicher Entstellung, und für das Suffix zugleich Arm. *mayr mater*. Sollte auch in A. *ayr Mann* ein ähnlicher Procefs vorgegangen sein? der Vf. vergleicht sowohl Ss. *nṛ*, als Türk. *er*; das Letztere wenigstens mögen wir eben so wenig hinzuziehen, als Skyth. *aior* und Ss. *viras*; in der Flexion wandelt sich *ayr* in *arhn*, vergl. oben *durhn* neben *dur*, aber auch die Stämme, deren *n* (s. u.) im n. sg. abfällt; der Stamm erinnert dadurch an ἄρρην. Dieselbe Erweichung des Suffixes auch in dem fremdartig klingenden *éghbayr Bruder* — vergl. Ss. *bhrâtṛ* Z. *brâtar* etc. — worin wir, wie häufigst im Ossetischen, eine Umkehrung von *br* (*gh* = *r*, *l*) nebst vocalischem Vorschlage vermuthen. Anders gestaltet sich *tagr* Ss. *dêvṛ* vergl. unter den verwandten Wörtern besonders Ags. *tacor* Ahd. *zeihhur*; Prs. Buchar. *dader älterer Bruder* vielleicht eher = Ss. *dhâtṛ* als Versorger der Familie. A. *uckt* ist vielleicht von dem gleichbedeutenden Lat. *pactum* entlehnt, da Wurzel Ss. *Bhag'* : A. *bag Antheil* und *paght* = Ps. بخت *Schicksal* vergl. Alb. *bakt Zufall* neben *pacht Bestimmung*. — Da auch im Persischen besonders gutturale und labiale tenues und mediae häufig esoterisch wechseln, stellen wir A. *gub* κύπη Ss. *kûpa* lieber zunächst zu Prs. کوپ, کوب, als zu Syr. *gub*, *gubô* und den verwandten semit. Wörtern. Ein andrer Wechsel in A. *yôdél* Ss. *yug' jungere* neben *xoyk* Ss. *yuga jugum* Ps. يوغ neben جو. — A. *uth* (8) prâkritartig cf. Ss. *ashṭan* Z. *astan* Ps. هشت etc. — *gayl* = Lth. *gailus (venenosus, furibundus)* nach dem Vf. vergl. Ps. فايل Alb. *chel-m Gifl*, *Betrübnis*. — *éghungu* Ss. *nakha* Prs. ناخن, ناخونه Ku. *nanúk*, *neinuk* Oss. *nach*, *nuâch* Afgh. *nuk* Lt. unguis, ὄνυχς etc. — *artôsr* pl. *artasuk* Ss. *açru* etc. Prs. اشک Lith. *aszara* u. s. w.; *r* gehört nicht zum Stamme, *t* ist vielleicht der in den keltischen, deutschen, lateinischen, griechischen Sprachen anlautende Dental. — *akn oculus* Sskr. *axan*, *axi* Z. *aski*, daneben pl. *aćhkh*; vergl. zunächst Lth. *akis*. — *oskr* ὄστεον Sskr. *asthi* Z. *açta* Pers. استخان (neben استه, خسته *nucleus* cf. Pott und *Rüdiger* Kurd. St.) Kurd. *hasti*, *astii*, Oss. *asteg*, *steg*; der arm. Guttural scheint uns in den persischen und ossetischen Formen wieder zu begegnen, am Nächsten aber steht das Kelt. *ascorn* etc.; *r* zeigt sich auch in Alb. *ăshträ* neben *ăshtä*, ist aber eher im Arm. jenes überzählige Suffix. — A. *argh* ἄρκτος Sskr. *ṛxa* Pers. خرش aber Ku. *erg*, noch näher Oss. *ars* cf. Bask. *artza* Cymr. *arth*. — A. *atamn Zahn* Sskr. *danta* Pers. دندن Ku. *dedún* Oss. *dendag*; A. *m* gleicht wohl nur zufällig dem durch ein Labialsuffix herbeigeführten in Alb. *dhämb* Slav. *zomb (zab)*. vergl. unten über das armenische Suffix *mn*, das hier sich an die Wurzel Arm. Sskr. *ad essen* gehängt haben könnte; doch Wer weifs! *a* kommt öfters in gleicher Stellung vor, wie Griech. *o* vergl. ὀδοὺς und Arm. *anun* ὄνομα. — A. *gluch Kopf*, wohl unverwandt mit Pers. کله, das im Türkischen *geschorener Kopf* bedeutet, wo کل *(kel)* = κεφάλι ψωριασμένον vergl. Arab. قلة *Gipfel??* Dagegen werden wir an Slav. *glowa* und andere Formen europäischer Sprachen erinnert. So auch A. *khôsh Ziege* Slav. *koza*, *koja*.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 57.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1843.

H. Petermann, Grammatica linguae Armeniacae.

(Schlufs.)

Ueberhaupt treffen viele armenische Wörter näher mit den abendländischen Verwandten zusammen; für das Lateinische und Griechische hier noch einige Beispiele, unter welchen sich aber wahrscheinlich auch blofse Entlehnungen befinden: *amàn omnis* nach *Pott* von Sskr. *amâ mit*, anders *Benfey* griech. Wörterbuch XVI.; weitere Vergleichungen *Pott's* s. in Kurd. Studien. — *lusna luna (lusna)* cf. A. *loys lux* Pers. روشنا *lucidus* Wurzel Sskr. *ruć* Z. *racé*. — *hav* Lt. *avis* und *avus*. — *atél odisse* cf. Oss. *asnag Feind* Goth. *hatis*. — *hot odor* (Lat. Griech. Lith. ohne *h*). — *ashtè hasta*. — *tacht tectum* vergl. unter Andern Sskr. Wz. *sthag* Pers. سطح (mit dem arab. Zusatz البيت *des Hauses*) *Dach*. — *chogh coquus* neben *éphél* πέπτειν, aber auch ἕψειν Pers. پختن etc. Das Cymrische, Deutsche, Lateinische, Slavische zeigen, vielleicht durch gegenseitige Entlehnungen, hier auch verschiedene Wurzelformen neben einander. — *pogh collum* nach dem Verf. *bakugh baculus*. — *aprél aperire*. — *paghat palatium* und *kanthigh candela* eher aus dem Neugriechischen. — *aghnès* ἀλώπηξ; doch vergl. die Sskrtw. bei *Benfey* I. 74. — *kèt* κῆτος, *cete*. — *kazm* κόσμος cf. Cymr. *casmai* etc. — *burkn* πύργος. — *kégh* κάλλος. — *makhi Schaf*: μηκάς *Ziege*. — *bur* μύριοι Pt., vielmehr = Z. *baêvare* und der Form nach noch näher Sskr. *bhûri viel*. — *bolor* ὅλος? — *phokr* μικρός, eher: *paucus*, aber, wenn nicht *ustr filius*, mit aph. Labial und dem Verwandtschaftssuffixe *tar* cf. u. A. *dustr filia*, widerspricht, nach Bedeutung und Form vielmehr = Pers. پسر Ss. *putra puer* etc. — *kharoz* κᾶρυξ neben *kardal clamare* vergl. Wurzel *Gr*.

Wir geben noch einige Bemerkungen über die Flexion, indem wir gerade durch die fleifsigen und scharfsinnigen Nachweisungen des Verf. geleitet, bisweilen einer andern Richtung folgen.

Die Vergleichung der urverwandten Sprachen zeigt im Armenischen häufig die Nominalsuffixe *r* und *n* an ungewohnter Stelle, so dafs man leicht versucht ist, versteinerte Suffixe des nom. u. acc. sg. in ihnen zu vermuthen; um so mehr, da der bekannte Uebergang von *s* in *r* auch im Armenischen nicht selten vorkommt. Aber bei näherer Betrachtung ergibt sich für's Erste: dafs die liquiden Endungen *r*, *n*, *gh* (= *l*, wiewohl nicht ausschliefslich; die Aussprache isi die halb liquide des griech. γ vor dunkeln Vocalen) gewisse Eigenthümlichkeiten in der Flexion gemein haben. Der Schein alter Nominativendung auf *r* wird durch das völlige Verschwinden dieses Buchstabens aufserhalb des nom. und des damit identischen acc. sg. unterstützt; aber dies geschieht nur aus phonetischem Grunde, wo dem *r* Consonanten vorausgehn und erleidet selbst da häufige Ausnahmen; während ein andres phonetisches Gesetz bei vorausgehendem Vocale das *r* auch in den andern Casus verbleiben und den flexivischen Vocal unmittelbar *vor es einschieben* läfst, ähnlich auch bei den Stämmen auf *n* und *gh* wirkend. Wir wissen nun, dafs die Suffixe *n* und *r* in vielen indogermanischen Sprachen ebenfalls eine besondere Flexion herbeiführen und namentlich die sogenannte schwache Declination veranlassen helfen. Uebrigens tritt Arm. *r* auch an Stämme, die in den verwandten Sprachen als neutrale erscheinen und somit nie ein *s* als Nominativsuffix besafsen. Das besonders häufig suffigirte *n* (welches bisweilen mit *r* wechselt) erklärt der Verf. aus dem artikelartig angehängten pron. dem. *an*. In vielen Stämmen fällt es, wie in den verwandten Sprachen, im nom. sg. ganz ab und gewinnt durch seine Wiedererscheinung in den andren Beugefällen als *an* eben so flexivischen Schein, wie in der deutschen schwachen

Digitized by Google

Declination. Hierher gehört auch das Abstracta bildende Suffix *mn*, das wir mit dem vielfach interessanten (Sskr.) Suffix *man* identisch halten. In den ungeraden Fällen und im ganzen Plurale lautet es *man* oder (vgl. die lateinische Lautschwächung desselben) *min*, gleichwie auch das einfache *n* oft *an* und *in*; und vielleicht sind diese Vocale nicht flexivischer Natur, sondern gehören zur Wortbildung. Detaillirte Untersuchung muſs von den auf armenischem Boden suffigirten Liquiden die zum Wortstamme gehörigen oder auf weiterem indogermanischen Gebiete mit demselben verwachsenen unterscheiden und in ihrem Einflusse auf die Flexion erwägen.

Der Verf. erkennt als das ursprünglichste Pluralkennzeichen der Nomina das Suffix *nér*, von welchem er auch die Suffixe *ér*, *éar*, *an*, *éan* ableitet; er vergleicht das türkische Pluralsuffix. Wir vergleichen aber *nér* lieber dem Vedischen *nr*, dessen ursprüngliche Gestalt im Gothischen und (bedingungsweise) Zendischen *ns* des acc. pl. erscheint; *Schwartze* stellt auch das Pers. ن der casus obl. pl. hierher, so wie die armenische Endung des n. pl. *nkh*. Das ursprünglichere *s* hat sich im Arm. acc. pl. erhalten. Es fragt sich nun: ob *ns* ursprünglich die volle gemeinsame Endung des nom. acc. pl. war; oder ob eine ursprüngliche Accusativendung in den arm. nom. sg. drang und sich dort mit der Zeit dissimilirte. Ebenso dürfte dann die Ss. Altpers. Zend. Endung des acc. pl. *ân* in den Neupers. n. sg. ان (der Wesennamen) gekommen sein, verg. *Bopp* Vgl. Gr. §. 240; mit dieser halten wir die obigen armenischen Suffixe *an*, *éan* identisch und zwar — sofern mit der obigen Ansicht des Verf. übereinstimmend — für Reste der vollen Endung *ans*. Gleichermaſsen die allgemeine Pluralendung *s*, *as*, mit welcher wir nun die obigen arm. Suffixe *ér*, *éar* zusammenstellen. Die arm. Pluralendung *ani* fällt vollends mit der der Sskr. Neutra zusammen und vielleicht nicht zufällig. Im Literalarmenischen verdrängte allmälig ein Pluralsuffix *kh* die übrigen, hängte sich auch wohl an die erstorbenen an. Der Verf. erinnert an die finnischen Sprachen, *Neumann* — wenn wir uns recht erinnern — nimmt *k*, *kh* als allgemeines Pluralsuffix der kaukasischen Sprachen an; wir halten aber auch dieses *kh* aus *s* entstanden, das sich im acc. pl. noch fester erhalten hat, jedoch auch dort öfters mit *kh* wechselt; ferner vergl. u. über die Suffixe des instr. pl. *bkh* aus *bhis* und der 1. ps. pl. *mkh* aus *mas*. Unser Verf. wendet sich im Verlaufe seiner Untersuchung ebenfalls dieser Gleichung zu und unterstützt sie S. 115 durch Analogien. Daſs (nach S. 100) — *kh* bisweilen Abstracta bildet, halten wir für logische Uebertragung des Pluralbegriffs, nicht etwa für eine Andeutung: daſs ein Suffix *kh* (etwa Sskr. *ka*) erst in späterer Zeit auf den Plural übergetragen worden sei.

Die Casusbildung gebraucht auſser Suffixen auch noch das moderne Mittel der Praefixe, bei denen sich indessen mitunter eine auffallende Beweglichkeit zeigt (s. u.). Von Infixen können wir nur so ferne sprechen, als aus phonetischen Gründen bei gewissen Stammendungen (s. vorhin über die liquiden) vor diesen vocalische Einschiebungen und andre Lautmodificationen Statt finden und die Abwesenheit weiterer Kennzeichen durch Suffixion nach sich ziehen; es fragt sich, wieweit wir darin eine Analogie mit dem Umlaute suchen dürfen. — Suff. gen. sg. *r*, voller *ra*, von dem Verf. samt Pers. ر auf Sskr. u. s. w. *s* zurückgeführt; *Laſsen* sucht in dem bereits Pehlvischen und Pers. ر (*râ*) ein selbständiges Nomen zu erweisen. Dat. sg. ursprünglicher Charakter (vorzüglich die Pronomina zeigen, wie in den verwandten Sprachen, die alten Formen) *m*, wozu wir die Function dieses Buchstabens in den italischen, germanischen und lithauisch-slavischen Sprachen stellen. Der Verfasser stellt die Alternative der Sanskritendung *âm* (loc. sg. fem. s. *Bopp* Vgl. Gr. §. 202) oder eine Verbindung mit *en* = *in*. Für letztere sehen wir keinen rechten Grund, vergl. unten über dat. pl., so wie beide Zahlen des Dativs im Ossetischen, worin, gleichals in den erwähnten ferner stehenden europäischen Sprachen, ebenfalls *m*, zum Theil in *n* geschwächt, auftritt. Daſs aber auſser jener Endung *âm* bei den Dativen beider Zahlen ein ursprüngliches *bh* und das Sskr. *sma* zur Frage kommen müsse, ist durch *Bopp* hinlänglich bekannt. Auſser der consonantischen Suffixbildung zeigt sich im dat. sg., wie in mehreren Beugefällen, eine spätere überwiegende Entartung, indem nach Abfall des cons. Suffixes entweder der vorhergehende Vocal (Suffix-, Thema-, Binde-Vocal?) bleibt, oder auch dieser abfällt und das flexionslose Wort nur durch Praefixe declinirt wird; in gewissen Fällen tritt ein Praefix auch vor bereits flectirte Formen. Als Praefix sowohl, wie als

Digitized by Google

Suffix — in letzterem Falle in verwandte Laute übergehend — zeigt sich nun noch im Dativ *ts*, wohl eine erst später zu diesem Zwecke verwendete Präposition; Weiteres s. u. beim dat. pl. — Abl. sg. Suffix *èn*, *nè*, *è*, in dessen Ableitung von jener Präposition *en* wir dem Verf. um so eher beistimmen, da dies Suffix häufig an bereits vorhandene Dativsuffixe gehängt wird, und da der Verf. einem zweiten Ablativsuffixe *ust* sicher adverbialischen Ursprung nachweist. Bei *èn* an das Sskr. *êna* im inst. sg. der männlichen a-Stämme zu denken, liegt uns um so weiter ab, da die alten arischen Sprachen wenigstens an diesem *ê* keinen Theil nehmen. Eben so wenig mögen wir das alte indog. Dentalsuffix des abl. sg. in dem *n* des vorliegenden suchen; auch nicht das erwähnte, gewifs aus *m* geschwächte *n* des ossetischen Dativs. — Inst. sg. Suffixe *v*, *w*, *b*, nach dem Verfasser von *év und*, das an das Genitivsuffix gerückt wird, wodurch freilich diese sehr unorganische und mechanische Anfügung etwas gröfsere Annehmbarkeit gewinnt. Sonst liegt, bei dem wahrscheinlicher zu Grunde liegenden *b* zumal, der Gedanke an das Suffix *bhi*, *bi*, φι etc. und an die Präp. *abhi* nahe, um so mehr da sich dies *b* in dem instr. pl. *bkh* = *bhis*, *bhs* als innig mit dem oben besprochenen Pluralzeichen verschmolzenes Suffix darstellt. Auch bleibt es noch zu constatiren: ob die erwähnte angebliche Genitivform vor diesem Suffixe wirklich diese sei, oder ob sie wesentlich zur selbständigen Bildung des Instrumentals gehöre; in der That treten auch oft statt des Vocals des (abgestumpften) Genitivsuffixes die Vocale der obliquen Pluralcasus vor die Instrumentalendung des Singulars. — Acc. sg. unterscheidet sich von dem flexionslosen nom. sg. nur durch das Präfix *z* und dies nicht einmal bei den nomina indefinita. — Von nom. und acc. pl. war bereits vorhin die Rede. Aufserdem hat der acc. pl., wie der acc. sg. ein Präfix *z*, das zugleich bei den persönlichen Fürwörtern sowohl im acc., als im dat. pl. als Suffix fungirt. Der Verf. trennt das accusative Suffix vom dativen (vergl. nachher über dieses) und nimmt die *mögliche* Entstehung des gewöhnlichen Suffixes acc. pl. *s* daraus an; wir stimmen seinem eigenen Zweifel an dieser Herleitung um so eher bei, da nach dem Obigen *s* mit *kh* wechselt und mit dieser Endung des nom. pl. identisch scheint, und da die Präfixion des *z* in zwei Beugefällen — vergl. auch nachher *ts* — für dessen spätere Einführung zeugt. — Gen. pl. endet in den pronn. 1. 2. ps. wie gen. sg. auf *r*. Wenn nicht eine ähnliche Erschlaffung und Verwirrung sich mehrfach im Plural zeigte, so würden wir daran erinnern: dafs auch in den urverwandten Sprachen diese Pronomina wenigstens im Plural einer eigenen Genitivform entbehren, vergl. *Bopp* Vgl. Spr. S. 485. Aufserdem ergibt sich als Genitivzeichen des Plurals *ts*, *tsa*, das auch in andren Casus als Präfix und als Suffix erscheint. Der Verf. vermuthet das Gegenstück *beider* Endungen (*r* und *ts*) im Sskr. *sâm* (Lt. *rum* etc.) und vergleiche namentlich *ts* mit Goth. *z* (*thizô* = *tâsâm*), wovon wir aber schon wegen der Verschiedenheit des gothischen Lautes (weiches *s*, Neugriechisch *z*?) von dem Armenischen abstrahiren. Aufserdem nimmt der Verf. die Möglichkeit des eigentlich dativen Präfixes *ts* in den Genitiv an, leitet es aber auch in diesem Falle von dem sanskritischen Pronomen *sa* ab, obgleich dieses im Armenischen selbst als *sa* besteht. — Dat. pl. bei den Personfürwörtern wiederum dem des Singulars gleich. Die übrigen Wörter verwenden die Form des gen. pl. auch für den Dativ. Der Verf. ist geneigt, beim gen. pl. den ursprünglichen Gebrauch des *ts* (von dem er auch das im gen. sg. und dat. pl. erscheinende *z* herleitet, vergl. oben über acc. pl.) dem Dative zu vindiciren. Der spätere Procefs anderer Sprachen liefert widersprechende Vergleichungen; z. B. einestheils verschwindet oder entstellt sich das *m* des deutschen Dativs eher, als das *s* des Genitivs; im Neugriechischen fällt sogar der Dativ so gut wie ganz weg und wird häufig durch den Genitiv ersetzt; dagegen erlischt in deutschen Volkssprachen der Genitiv und wird meist durch den Dativ mit Präpositionen ersetzt, in mehreren romanischen Sprachen dagegen hat das Demonstrativpronomen der 3. ps. den gen. pl. (*illorum* etc.) fester erhalten, während der Singular den Dativ (*lui* etc.) zu wahren scheint. — Abl. pl. zeigt eine wirre Mannigfaltigkeit der Erscheinungen, die bereits alle in den genannten Fällen auftraten. Meistens bildet er sich aus der gemeinsamen Form des gen. dat pl. durch das Präfix *i*, *y*; hängt aber aufserdem bei den Demonstrativen das Suffix *nê* des abl. sg. an, bei einigen statt dessen *ts*; bei den Personfürwörtern tritt das mit *nê* identisch erklärte Suffix *èn* an, fügt ihm aber — aufser bei adverbialem Gebrauche — entweder *g'h* (Suffix des dat. sg. neben *z*

Digitized by Google

und *ts* und nach dem Verf. aus letzterem entstanden) an oder hängt *ên* an das *z* des gen. dat. pl. Wir wagen nicht, aus der sonderbaren, in mehreren Beugefällen auftretenden Gemination der Suffixe entschiedene Folgerungen zu ziehen. — Im instr. pl. tritt eine ebenfalls öfter vorkommende Doppelsuffixion ein, die wir von der eben erwähnten mehrerer Casussuffixe unterscheiden müssen. Er fügt nämlich an das Suffix des instr. sg., wie schon erwähnt, das Pluralzeichen *kh*, nach dem Obigen = *s*; derselbe Procefs, der sich wahrscheinlich öfter bei dem pluralen *s* der indogermanischen Conjugation und in dem instr. pl. Sskr. *bhis* : *bhi* (vergl. *abhi*, *ibi*, *ubi*, *tibi* u. dgl.) zeigt. Umgekehrt dagegen hat sich das Suffix *b* (nach dem Obigen = *bhi*) in gewissen Wörterklassen dem (wenigstens so von dem Verfasser angenommenen) vollständigen Suffixe des nom. pl. *khun*, *khi*, *kha* angehängt.

Während eines Theils das Mifsverstehen mancher Suffixe auf ein Absterben derselben und des gesammten Sprachbaues schliefsen läfst, tritt auch bei einigen eine merkwürdige Lebendigkeit und Beweglichkeit hervor, die entweder auf ursprüngliches, noch losgetrenntes Dasein derselben deutet, oder, mit den zahlreichen Präfixen zusammen gehalten, auf späteren Neubau einer zertrümmerten Sprache. Dafs diese Präfixion ebenfalls schon alt und bereits beinahe zur Agglutination geworden ist, zeigt ihre Verschiedenheit von den Partikeln, aus welchen sie vermuthlich entstand.

Bei den Zahlwörtern und Fürwörtern zeigen sich neben weit überwiegender Analogie mit den indogermanischen Sprachen mehrere selbständige Entwickelungen, deren Beleuchtung der Verf. in geistreicher Weise versucht hat. Bei den Zeitwörtern zieht er glückliche Parallelen mit mehreren sanskritischen Verbalclassen. Warum gibt er manche von ihm — wenn auch mit Recht — verworfene eigenthümliche Verbalformen bei Dion. Thrax nicht näher an? — Das vor den Personendungen eintretende Conjunctivzeichen *ts* hält er identisch mit dem des Genitivs und Dativs, was wir in Ermangelung besserer Vorschläge nicht zu verwerfen wagen. Doch bemerken wir, dafs es vermuthlich zusammenhängt mit dem auch im Imperative erscheinenden Aoristsuffixe *ts*, welches geminirt das Futurum bildet (vergl. u. A. die Gemination der Wz. *as* im Ss. prt. multif. form. 4?), indem sich das zweite *ts* öfters als *g'h*, das erste meistens als *s* gestaltet, wie ähnlich bei anderen phonetischen Collisionen in der Conjugation und wie denn überhaupt Arm. *ts* oft = *s* verwandter Sprachen und deshalb an sich schon hier an ursprüngliches *s* (Wz. *as*) denken läfst. Diesem *ts* des Futurums scheint ferner ein suff. partic. fut. *ots* verwandt. Der Verf. vermuthet ein ursprünglich allgemeines Participialsuffix *ts*, mit welchem das des Aorists und Imperativs identisch sei. — Der Imperativ wandelt das *s* der 2. ps. gewöhnlich, nicht immer, in *r*, vergl. n. pl. *nr*. — Das Infinitivsuffix *l* vergleicht der Verf. mit *r* des lateinischen Infinitivs; aber die flexivische Natur des armenischen Infinitivs, mit der die spätere Substantivirung des Romanischen kaum zu vergleichen ist, und sein nahes Zusammentreffen mit dem Participialsuffixe *l* (*éal*) läfst uns in beiden das Suffix *t* (*ta*, *tu*, *ti*) suchen. Merkwürdig ist auch die Analogie mit dem afghanischen Infinitiv auf *tal*, *al*, *l*, dessen *l* Ewald aus *n* (Pers. تن aus Sskr. *tum*) erklärt. Aber eben auch das Afghanische macht eine ursprüngliche Identität eines an das Infinitivsuffix grenzenden Suffixes *lû* mit Sskr. *ta* möglich, und die slavischen Sprachen zeigen denselben Wechsel noch sicherer, vergl. *Bopp* Vgl. Gr. §. 628, wo auch eine Correspondenz der gadhelischen Conjugation sinnreich erwogen ist. Sehr auffallend bleibt auch hier das Vorwiegen eines zumal nicht ursprünglichen *l*-Lautes. — Im Aoriste weist der Verfasser das Augment nach. — Dem, wohl mit Recht von ihm als Adjectivsuffix betrachteten, Suffixe des partic. prs. *ogh* entspricht vollkommen das ossetische *ag*. — Unter den Personalsuffixen heben wir die am Deutlichsten den urverwandten entsprechenden hervor: sg. 1. *m* 2. *s* und *r*. pl. 1. *mkh*, nach dem Obigen aus *ms*; *kh* auch Auslauslaut der 2. ps. plur. 3. *n*. In Einer Tempusform tritt *r* in 3. ps. sg. auf, was wir mit dem geehrten Verfasser für Uebertragung aus 2. sg. halten.

Lorenz Diefenbach.

Digitized by Google

№ 58.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1843.

XXX.

Geschichte der letzten Kämpfe Napoleon's. Revolution und Restauration. Von Konrad Ott, Secretair der allgemeinen geschichtforschenden Gesellschaft und Privatdocent an der Hochschule Zürich. Erster Theil. XXXI. u. 341 S. Zweiter Theil. 442 S. Leipzig, 1843. bei F. A. Brockhaus. gr. 8.

Die Geschichte der letzten funfzig Jahre bietet eine reiche Literatur in den Schriften angesehener und unterrichteter Zeitgenossen, die bald in Memoiren, bald in Briefsammlungen, bald in andrer Form die Begebenheiten, deren Zeugen sie gewesen waren, der Nachwelt übergeben haben. Eine vollständige Geschichte hat in Deutschland noch Keiner von den Männern, welche jener Zeit nahe standen, oder durch das Leben mit den Ereignissen vertraut geworden sind, geliefert, Hormayr hat eine solche bis zum ersten Pariser Frieden verfafst, stand aber den Begebenheiten noch zu nahe, um Vorliebe und Neigung verläugnen zu können. Von K. A. Menzel besitzen wir eine schätzbare Uebersicht, von Leo eine treue, eifrige Schilderung der Napoleonischen Herrschaft, Schlosser endlich hat ein Werk begonnen, an dessen Vollendung die gröfsten Erwartungen geknüpft sind. Allmählig treten auch Jüngere in diesen Kreis und versuchten es sich der Begebenheiten zu bemächtigen, aber freilich, wie etwa Elsner, Kottenkamp, Burkhardt und manche andre, mit geringem Erfolge und ohne Gewinn für gründliche Wissenschaft, weil ihre Forschungen nicht allseitig sein konnten und ihre Tendenz mit Recht gegründete Zweifel gegen die Zuverlässigkeit solcher Schriftsteller erregen mufste. Dagegen beschrieb in diesem Jahre ein jüngerer preufsischer Officier die Feldzüge des General Bülow von Wennewitz in einem bescheidnen und von der besten Gesinnung erfüllten Buche.

Zu diesen jüngern Männern gehörte auch der Vf. des vorliegenden Werkes. Leider müssen wir sagen, er gehörte. Denn es war ihm, durch dessen frühen Tod im December vorigen Jahres schöne Hoffnungen für die Geschichtschreibung zerstört sind, nicht gegönnt sein Buch gedruckt zu sehen und die lobenden oder tadelnden Stimmen über dasselbe (der ersten würde gewifs die Mehrzahl gewesen sein) zu vernehmen. Er ist in der Blüthe seiner Jahre gestorben, ohne das Ideal historischer Darstellung weiter verfolgen zu können, das er sich selbst hoch genug gestellt hatte. Denn ein solches erkennen wir aus der Vorrede zu unserm Buche und aus den Stellen seiner Antrittsrede an der Züricher Universität, welche in derselben mitgetheilt sind, sowie auch die Art der Abfassung es hinlänglich bezeugt, dafs Hr. Ott die Forderungen begriffen hatte, welche die Geschichte an alle ihre Freunde und Verehrer stellt, wenn sie eine Lehrerin der Zeitgenossen und eine Fackel im Reiche der Wahrheit sein soll.

Betrachten wir nun zuvörderst das Material des Ott'schen Werkes, so wird der Kenner des behandelten Zeitabschnittes es gern anerkennen, auch ohne die Versicherung des Vorredners, dafs die Vorstudien zu demselben sehr umfassend gewesen sind. Schon als Knabe und als Jüngling war Ott im elterlichen Hause und in dem seines Grofsvaters Usteri auf die Zeitereignisse aufmerksam geworden, die Neigung dieselben darzustellen, war früh in ihm erwacht und so benutzte er bei reifern Jahren einen zweijährigen Aufenthalt in Paris, die Stadt zu studieren, bedeutende Männer kennen zu lernen und sich durch Zeitungen, Memoiren, Flugschriften und militärische Werke mit der Geschichte der Jahre 1813. 1814. und 1815. auf das Genaueste bekannt zu machen. Hiermit verband er die wichtigsten deutschen und englischen Werke, forschte bei angesehenen Historikern und erfahrnen Militärs, ja er bereiste sogar 1839. Belgien, um sich eine genaue

Digitized by Google

Kenntnifs des Schlachtfeldes von Waterloo zu erwerben. Eine wichtige Quelle endlich sah er in den Briefen von Usteri's vertrauten Freunden eröffnet, die in den genannten Jahren aus Paris und aus Wien mit guter Bekanntschaft der Begebenheiten und ohne Rückhalt geschrieben waren. So stand allerdings Hrn. Ott eine reiche Ausstattung seines Buches zu Gebote und im Vertrauen auf dieselbe und im Bewufstsein eigner Wahrheitsliebe und Rechtlichkeit hat er alle Citate oder Nachweisungen irgend einer Art weggelassen. Welch ein Unfug mit solchen Dingen häufig getrieben wird, ist bekannt, aber wir möchten deshalb doch nicht die Meinung eines angesehenen Gelehrten unsrer Zeit theilen *), dafs Citate in historischen Werken ein unsrer Bildung ganz unwürdiger Rest alter Pedanterie wären oder gar nichts als eine gelehrte Geheimnifskrämerei. Denn wo so viele echte und unechte Quellen zu Rathe gezogen sind, wie hier, wo sich die Ueberlieferungen achtbarer Männer so oft widersprechen und die meisten der benutzten Schriftsteller für eine oder für die andre Sache Partei ergriffen haben — da darf nach unserm Dafürhalten eine Nachweisung der wichtigsten Beweistellen nicht fehlen und die neuere Geschichte hat hier dieselben Ansprüche, wie die alte Geschichte, wo man die Hinzufügung von Zeugnissen mit Recht für unumgänglich nothwendig hält. Oder es mufste das Ott'sche Buch mit einer kritischen Beilage und Würdigung der benutzten Quellen versehn werden, wie sie überhaupt nöthig ist für die Zeit der Napoleonischen Herrschaft und die aus dieser Epoche herstammenden Denkwürdigkeiten französischer Prinzen, Marschälle und Beamten. Wenigstens aber hätten bei Benutzung des Usterischen Briefwechsels die Leser ein Recht gehabt zu erfahren, an welchen Stellen demselben einzelne Aufklärungen entnommen sind, weil sie sonst über die Wichtigkeit des in der Vorrede belobten Briefwechsels sich gar kein Urtheil bilden können.

Hiernach liegt es uns nun ob, den Charakter des vorliegenden Werkes genauer zu bestimmen. Es ist in demselben das Streben nach möglichster Objectivität zwar nicht zu verkennen, der Vf. hat sich grofse Mühe gegeben, überall gerecht, parteilos, gemäfsigt zu erscheinen; aber doch ist es ihm nicht überall gelungen, den romantischen Zauber von sich zu weisen, mit dem Napoleon und sein Heer Viele der Jetztlebenden, sei es aus Unzufriedenheit oder aus Unkunde, gefesselt hält, und sie glauben läfst, dafs Franzosen allein hätten können Kriege führen und Schlachten gewinnen. Einem so verwerflichen Wahne dienten zuerst Heine's Reisebilder, dann die traurigen Compilationen oder Kaiserbücher eines Heyne, Schlegel, Schäfer und andrer deutscher Radicaler, ferner die Napoleon's Albums und die illustrirten Lebensbeschreibungen, welche von undeutschen Händen über Deutschland verstreut sind, selbst bessere Dichter, wie Gaudy und Freiligrath, liefsen ihre Zeitgenossen die Blicke auf das Napoleonische Frankreich richten, als ob dort ein Paradies zu finden gewesen sei, und wieder andre wissen nicht schöne Worte genug für Napoleon's dämonische Natur (ein Lieblingsausdruck solcher Schriftsteller) und seine zauberhafte Persönlichkeit zu finden, wie F. G. Kühne in einem gröfsern Aufsatze seiner so eben erschienenen „Portraits und Silhoutten". Nur glaube man aber ja nicht, dafs wir Hrn. Ott in die Reihe dieser *Abtrünnigen* stellen. Denn seine Gesinnung ist ehrenhaft und wenn auch Napoleon der Held seines *Buches* ist, so sieht er in ihm doch nicht den einzigen, unfehlbaren Napoleon, er will nicht, wie die Unverbesserlichen thun, jedes Mifsgeschick des Kaisers durch Verrath oder durch die Fehler seiner Untergebenen erklären, er verlangt nicht, dafs Napoleon überall Recht haben soll, jeder Gegner oder Tadler aber Unrecht, sondern er erkennt es, dafs Napoleon als Opfer seiner unbezähmbaren Begierde nach Gewalt und eines über jedes Maafs hinausgetriebenen Egoismus gefallen ist. Aber Hrn. Ott's jugendliches Gemüth hat sich doch nicht ganz gegen die Eindrücke des Gigantischen in Napoleon's Kriegszügen und Regierungshandlungen verwahren können und wie fern der Verf. auch von Leidenschaft und von unnützen Tiraden geblieben ist, so schimmert doch hier und da die Napoleonische Färbung aus seinen Schilderungen hervor. Diese Glorie verbreitet sich auch über die französischen Marschälle, Generale und Soldaten. Die erstern werden fast immer durch schmückende Beiwörter geehrt, wie der standhafte Lobau, der furchtlose Vandamme, der edle Ney, der tapfre Gerard, der feurige Letort, der muthige Grouchy u. dgl. m., während die österreichischen, preufsischen und russischen Feldherrn und Befehlshaber bei gleicher Auszeichnung

*) Gervinus in der Vorrede zu seiner Geschichte der deutschen National-Literatur S. XVI.

Digitized by Google

mit dieser Fülle der Rede weit spärlicher bedacht sind. Selbst Blücher erhält nur selten ein Beiwort als das des „feurigen, deutschen Mannes" (I. 27.) oder des „ehrenfesten" (II. 357.), wie denn überhaupt Hr. Ott das Eigenthümliche dieser Heldennatur nicht im richtigen Lichte aufgefafst hat, wogegen er dem Fürsten Schwarzenberg in einer schönen Stelle (I. 164.) die verdiente Gerechtigkeit widerfahren läfst. Und wenn wir es billig finden, dafs er den Muth französischer Truppen in den Schlachten bei Brienne, bei Belle Alliance und in andern Treffen, wo sie ebenfalls nicht gesiegt hatten, in hohem Werthe hält und dafs die Todesverachtung der Schaar unter Pactod und Amey in der Schlacht bei Arcis Gegenstand einer glänzenden Schilderung geworden ist, so mufsten die preufsischen und russischen Truppen in den unglücklichen Februartagen 1814. bei Etoges und Vauchamps eine gröfsere Anerkennung finden, als sich bei Hrn. Ott zeigt. Denn nicht leicht haben sich Truppen in einer so verzweifelten Lage drei Tage lang gegen eine von allen Seiten anströmende Uebermacht besser geschlagen und jedes Bataillon hätte hier seinen Xenophon verdient. Am meisten aber hat es uns befremdet in der ausführlichen Beschreibung der Schlacht bei La Belle Alliance auch nicht mit einem Worte der moralischen Kraft des preufsischen Heers, durch die es möglich ward den zweiten Tag nach der verlorenen Schlacht bei Ligny eine neue grofse Schlacht zu kämpfen und zu siegen, erwähnt zu finden, da doch Hr. Ott hinlänglichen Raum fand, den prächtigen Aufmarsch des französischen Heeres zu schildern und bei andern Einzelnheiten zu verweilen. Aus solchen und ähnlichen Stellen, die offenbar die französische Kriegsführung vor der der Verbündeten hervorheben, glauben wir die vorherrschende Benutzung französischer Quellen zu erkennen und den Einflufs, den sie auf des Verf.'s Gemüth geübt haben.

Dagegen ist es mit Lob zu erwähnen, dafs die Einzelnheiten im Allgemeinen mit den Hauptbegebenheiten in geschickter Weise gruppirt sind und dafs man hier deutlich wahrnimmt, wie der Verf. so ganz Herr seines Materials geworden ist. Die Beschreibungen von Schlachten, Treffen und Belagerungen sind so übersichtlich als sie nur immer ein Laie im Kriegshandwerke nach Benutzung guter Hülfsmittel geben konnte. Vor allen aber zu loben sind die Beschreibungen der innern französischen Zustände, des Parteienkampfes vor und nach Ludwig's XVIII. Regierungsantritte, der verschiedenen Stimmungen in Frankreich in den Jahren 1814. und 1815. und der geselligen Verhältnisse in Paris. Hierüber handeln eine Anzahl trefflicher Capitel, in denen der Verf. durch Localstudien und durch die Benutzung der Usteri'schen Briefe unterstützt seinen Lesern eine Reihe frischer, lebendiger Gemälde vorgeführt hat. Alle die hier genannten Vorzüge erheben das Buch zu einer eben so belehrenden als unterhaltenden Lectüre für Gebildete, denen die Hauptsachen schon nicht mehr fremd sind.

Wir gehen nun zu einigen Einzelheiten fort. Ohne lange Einleitung führt uns der Vf. gleich in die Mitte der im November 1813. am Rheine versammelten verbündeten Truppen, in das Hauptquartier zu Frankfurt am Main und in die politischen Interessen und Ansichten der Cabinette von Wien, Berlin, London und Petersburg. Die Frankfurter Erklärung wird erlassen, die verbündeten Heere rücken in Frankreich ein, Blücher geht mit der schlesischen Armee über den Rhein. Hier lesen wir bei Hrn. Ott (I. 26.) eine treffliche Betrachtung, die wir uns nicht enthalten können wiederzugeben, da sie gewifs in vielen Herzen Anklang finden wird. „Wie fühlten sich die Truppen ergriffen, als Blücher sie in der Neujahrsnacht aufbrechen hiefs, mit dem Schlage zwölf mit ihnen über den Rhein zog, den deutschen Flufs, den seit zwanzig Jahren kein deutscher Soldat gesehen, nach dem jenseitigen deutschen Ufer, von welchem der französische Kronenräuber bisher die deutschen Völker überfallen hatte! Es waren unvergefsliche, selige Augenblicke für die preufsischen Truppen, deren Kern die Blüthe der ganzen Nation, die Jugend der Hochschulen, Tausende von geistig hochgebildeten Männern waren. Noch vor wenigen Monaten hatten sie mühsam sich in den ungewohnten Waffen geübt, nun kamen sie aus einer Völkerschlacht als erprobte Soldaten, jeder Einzelne unternehmend und einsichtig, auch die kleinste Abtheilung als ein ausgebildetes, behendes Glied. Keine Tugend des Kriegers, die sie sich nicht vornahmen; sie wollten enthaltsam, heitern Sinnes, sorgsam um die Soldaten, willig gegen den Officier, den Feldzug aushalten." Hätte Hr. Ott schon das Meisterwerk in der neuern militärischen Literatur, die Geschichte des Feldzugs von 1814. von Grolmann und Damitz, gekannt, so würde er nach den dortigen Zeugnissen (I. 24—32) auch die enthaltsamen, einmüthigen Ge-

Digitized by Google

sinnungen der Landwehrmänner und Linientruppen haben aufzeichnen müssen und ihre Hingebung, jede Art von Beschwerde und Entbehrung um des gemeinsamen, grofsen Zweckes willen zu ertragen. Ebenso mufste nach den genannten Schriftstellern (S. 49) bemerkt werden, wie sich in allen Nationen der Sinn brüderlicher Hülfsleistung gegen den gemeinsamen Feind aussprach und der Geist der Soldaten sich dadurch zu einer moralischen Stärke erhob, welche in diesem Grade die Geschichte der Coalitionen bisher noch nie aufzuzeigen Gelegenheit gefunden hat.

Einen bedeutenden Theil des ersten Bandes nehmen die kriegerischen Begebenheiten des Winterfeldzuges 1814 ein. Wir haben schon bemerkt, dafs der Darstellung des Verf.'s durch seine gründlichen Forschungen mancher hellere Blick und günstige Aufschlufs zu Theil geworden ist, wofür die Beschreibungen der Schlachten von Montereau, Laon und besonders der von Paris als Belege dienen können. Die Benutzung des oben genannten Grolmann'schen Werkes würde allerdings von Nutzen gewesen sein und mancher Erzählung noch gröfsere Sicherheit gegeben haben, wie bei den Verhandlungen, durch die Blücher endlich die Erlaubnifs erlangte, nach Paris vorgehn zu dürfen. Künftige Geschichtschreiber werden hierbei den ewig denkwürdigen Brief des Feldmarschalls an den Kaiser Alexander (bei Grolmann II. 576) nicht übergehn, von dem der letztere urtheilt, dafs er in der Form, wie er abgefafst ist, dem alten Helden mehr als Stein und Erz ein ewiges Denkmal in der Geschichte sichern wird. Ebenso ist ganz unerwähnt geblieben, dafs den Entschlufs zum Angriffe der Franzosen bei Bar an der Aube König Friedrich Wilhelm III. von Preufsen veranlafst und zugleich die russischen Jäger persönlich in das Feuer geführt hat (Grolmann II. 445 f. Hippel's Beiträge zur Charakteristik des Königs S. 105). Ferner ist (I. 21) Bülow's Zug nach Holland als eine vom Hauptquartiere in Frankfurt gebotene Entsendung betrachtet worden, da es doch nach der Auseinandersetzung bei Grolmann und Damitz (I. 90 f.) erwiesen ist, dafs dem General Bülow das Verdienst gebührt, den Gedanken zur Befreiung Hollands selbst aufgefafst und auf eigne Verantwortung alle Vorbereitungen dazu getroffen zu haben. Andre Berichtigungen und Zusätze übergehn wir jetzt, nur bei Gelegenheit der Correspondenz (I. 113), die Napoleon im Februar 1814 mit dem Kaiser von Oesterreich anknüpfte, hätten die Briefe nach den in den Lebensbildern aus dem Freiheitskriege (II. 75—79) abgedruckten Originalen benutzt werden sollen. Es ist zu charakteristisch für Napoleon's Stolz und Eitelkeit, wenn er dem Kaiser Franz aus Nogent am 21. Februar schreibt, dafs *Sa Majesté, quelques soyent les sentiments du moment, a dans ses veines du sang françois.* Hoffte er den Fürsten durch solche Worte zu versöhnen und hatte er die Friedensschlüsse von Prefsburg und Wien ganz vergessen oder hatten ihn die Siege der letzten Tage so verblendet, dafs er des Feindes glaubte spotten zu dürfen — in beiden Fällen war die Phrase höchst unüberlegt und konnte nur den Kaiser verletzen, der ohnehin seit jener Zusammenkunft bei dem mährischen Dörfchen Nasedlowitz am Tage nach der Austerlitzer Schlacht (Lebensbilder I. 42) bittern Groll gegen Napoleon in seinem Herzen nährte.

Mit besonderem Geschick hat uns *Hr. Ott die* innern Begebenheiten in Paris und Frankreich während der Wintermonate 1814 geschildert. Hier tritt Talleyrand überall in den Vordergrund, so geheimnifsvoll er auch seine Pläne angelegt hatte. Wir sehen, wie in dem Geiste des schlauen Mannes zwei verschiedne Systeme, das des revolutionären Frankreichs und das des alten Frankreichs, nach allen ihren Bestandtheilen längst geordnet lagen, wie er nach Napoleon's Abreise zum Heere nach allen Seiten hin seine Pläne ausdehnt, wie die hochstehenden Beamten sich an ihn anschliefsen, wie er mit den Bourbons im Verständnifs ist und den Regentschaftsrath in Angst zu erhalten weifs, wie er sogar die Pariser Bürger einschüchtert und jede nachdrückliche Demonstration zu Napoleon's Gunsten hintertreibt. Er spielte ein gewagtes Spiel, aber er gewann es und als die Capitulation von Paris zu Stande gekommen und keine Wendung des Glücks mehr zu befürchten schien, da war für Talleyrand die Zeit des Handelns gekommen. Auf seinen Rath mufste Bourienne versuchen, des Marschalls Marmont „reine Heldenseele" zum Fall zu bringen.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 59.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1843.

Geschichte der letzten Kämpfe Napoleon's. Revolution und Restauration. Von Konrad Ott.

(Schlufs.)

„Es schien, so sagt der Vf. (S. 205), ein kluger Versuch müsse weit führen in dem Augenblicke, in welchem der Marschall zu besorgen hatte, durch die Capitulation sich gegen den Kaiser vergangen zu haben, zugleich aber das Recht hatte, nach so ruhmvollen Kämpfen, worin ihn Napoleon im Stiche gelassen, dem eignen Urtheil zu folgen." Alles dies, was wir hier nur mit wenigen Worten andeuten können, ist im zehnten, zwölften und vierzehnten Capitel sehr gut dargestellt. Dasselbe gilt von dem, der 31. März und der 1. April überschriebenen Capitel, wo der Einzug der Verbündeten in Paris, die Ankunft des Grafen Artois, die Fortschritte der Royalisten in Paris, die mächtige Wirkung der Chateaubriand'schen Schrift über Bonaparte und die Bourbons und das unwürdige Benehmen eines grofsen Theils der Bevölkerung von Paris nach den besten Quellen und mit lebendiger Färbung geschildert sind. Besonders deutlich ist auch das Verhältnifs der Bourbons zu Frankreich nach einer zweckmäfsigen Einleitung im dritten Capitel hier weiter ausgeführt, und dargethan, wie in dem neuen Frankreich ein eigentlicher Wunsch und Wille, die Bourbon's wieder zu erlangen nicht bestand und wie man sie eigentlich nur nahm, weil sie eben noch als die beste Auskunft erschienen, die in dem allgemeinen Gewirre getroffen werden konnte, woher sich denn auch die abwechselnde Entmuthigung und Erhebung der Royalisten und der bald steigende, bald sinkende Einflufs des Grafen Artois bei den verbündeten Monarchen, denen jene französische Stimmung nicht fremd geblieben war, erklärt. Gegenüber diesen neuen Schöpfungen, den Intriguen Talleyrand's, der Einsetzung der Regierungs-Commission, der neuen Verfassung des Senats und dem Abfalle der kaiserlichen Beamten wird uns Napoleon zu Fontainebleau, umgeben von seinen Garden und wenigen Treuen, in einer würdigen und von der Gröfse der Momente ergriffenen Sprache (Cap. 18. 19. 23.) vorgeführt und diese Erzählung bis zu seiner Abdankung fortgesetzt. Es macht Hrn. Ott Ehre, dafs er hierbei in besondrer Ausführlichkeit bei dem Marschall Marmont verweilt und die militärische Führung des von Napoleon auf St. Helena so hart geschmähten Mannes und Feldherrn in einer lichtvollen Auseinandersetzung gerechtfertigt hat. Und wie nun die Popularität Napoleon's in seiner Hauptstadt abnimmt, so ist dafür die des Kaisers Alexander auch nach dem Einzuge Ludwig's XVIII. (Cap. 24.) fortwährend im Steigen, da Paris den Schöpfer und Beförderer einer freieren Verfassung in ihm erblickte. Führte er doch damals eine Sprache, die sie an die schönsten Ergüsse aus den frühesten Zeiten der Revolution erinnerte! Weniger treten in Hrn. Ott's Erzählungen die beiden andern Monarchen, Kaiser Franz und König Friedrich Wilhelm III., hervor: von dem erstern meint er (S. 277), er sei von der Pariser Bevölkerung immer noch besser gelitten gewesen als der König von Preufsen, dessen Persönlichkeit auf keine Weise von dem übeln Eindrucke abzog, den die feindseligen Wünsche gegen Frankreich, die man ihm und den Preufsen zuschrieb, bewirkten. Soll damit der Antheil gemeint sein, den der König nach glaubwürdigen Berichten (Hippel a. a. O. S. 110) an der Ausschliefsung der Kaiserin Maria Luise von der Regentschaft gehabt hat, so verdiente dies von Seiten des Geschichtsschreibers hohes Lob, da der König einsah, welche neue Leiden Europa bevorstanden, wenn es Napoleon, was unter einer solchen Regentschaft nicht ausgeblieben sein würde, gelungen wäre, sich der Lenkung und der Kräfte Frankreichs noch einmal zu bemächtigen. Ueberhaupt mufste mehr hervorgehoben werden, dafs Alles, was der König in den ersten Tagen nach dem Einzuge in Paris in Beziehung auf Na-

Digitized by Google

poleon und die Bourbons gethan hat, sein alleiner Entschlufs gewesen sei. Die Minister, Metternich wie Hardenberg, trafen von Dijon aus erst am 7. oder 8. April in Paris ein.

Die letzten Capitel sind dem Abschlusse des Pariser Friedens, der Bearbeitung der französischen Charte, der Zusammensetzung der Kammern und den ersten Folgen der Bourbonischen Restauration gewidmet. Auch hier hat der Ref. die socialen Zustände vorzugsweise berücksichtigt und das 25. Capitel mit einer sehr richtigen Betrachtung über das Mifsvergnügen und die fehlgeschlagenen Hoffnungen der deutschen Officiere in Paris eröffnet, deren Wahrheit durch das Zeugnifs eines bedeutenden Zeitgenossen, Varnhagen von Ense, eine neue Bestätigung erhält. „Es sah bald aus, sagt derselbe unter andern (Denkwürdigk. und Verm. Schrift. III. 166 zweite Ausg.), „als wären wir nicht unsertwegen, sondern der Franzosen wegen, nach Paris gekommen, als müfsten wir vor allen sie zufrieden stellen, ihren Beifall gewinnen und das Zeugnifs edler Denkart und feiner Sitten uns von ihnen ausstellen lassen. Wir fühlten wohl und nicht ohne Mifsmuth, dafs unsre Sache in demselben Maafse erschlaffte, als die der Franzosen sich steifte, wir fühlten, dafs unser Volkswesen, gemischt und unentwickelt, gegen das französische zurückstände, dafs unsere Anliegen zurückgeschoben blieben, wie denn sogar unsre Krieger im eroberten Lande schlecht quartiert und versorgt waren."

Im zweiten Theile des vorliegenden Werks sind drei Hauptstücke, die Verhältnisse, die nach der Abdankung des Kaisers sich im innern Frankreich aus Nothwendigkeit entwickeln mufsten, die Rückkehr und Thronbesteigung Napoleon's, und die Schlacht bei Belle Alliance. Die ersten hat Hr. Ott wohl aufgefafst und deutlich dargestellt. Zuerst schildert er den König mit seinen Getreuen, den Grafen Blacas, und die Feindschaft der Hofpartei gegen diesen, die neuen Minister und das Auftreten Fouché's, der nun der einflufsreichste Mann wird. Für die Regierung des Landes entstanden die gröfsten Schwierigkeiten, da man nicht die Despotie Napoleon's beibehalten wollte und es also auch nicht hindern konnte, dafs feindliche Parteien, die lange geschlummert hatten, neu hervortraten, dafs Ansprüche erhoben wurden, mit denen sich unter der Kaiserregierung Niemand hervorgewagt hatte. So beginnt der Kampf über einzelne Puncte der Charte, ein neues Creditsystem soll geschaffen und eine Beschränkung der Prefsfreiheit durch Censur versucht werden; das Letztere verstiefs zu heftig gegen die Ansichten der Constitutionellen, deren Seele jetzt Benjamin Constant war. Dazu entzündete sich der Streit über die Rückgabe der unverkauften Nationalgüter, über die königliche Einsetzung der bisherigen Richter und über die Beruhigung napoleonischer Officiere und Angestellten, wie sie jeder Minister in seinem Bureau vorfand und ihrer Geschäftskenntnifs doch nicht entbehren konnte. Jmmer mehr verwirren sich in Paris die Gegensätze zwischen dem alten und neuen Frankreich, die Deputirtenkammer schützt die Prefsfreiheit und nennt den Entwurf des Prefsgesetzes verfassungswidrig, die Pairs sind ohne Popularität, das Naturalisationsgesetz verursacht neue Kämpfe und neue Bitterkeiten, die Royalisten steigern ihre Forderungen, die Emigrirten bedrohn mit gewaltthätiger Hand die Besitzer der Nationalgüter, beide Parteien zürnen dem Könige, der nach ihrer Ansicht nicht streng genug einschreitet, ja sie erklären sich durch seine Erlasse nicht für gebunden. In dieser bewegten Zeit giebt Mehée de la Touche seine freche Denkschrift an den König heraus, gleich darauf erscheint die gleichnamige, patriotische Schrift des unbescholtenen Carnot, zwar wider seinen Willen, aber sie wird überall gelesen und ist von der gröfsten Wirkung, dagegen verklingen Chateaubriand's versöhnende Worte trotz ihrer grofsartigen Sprache, und das Publicum sieht mit triumphirender Theilnahme einer Zeitschrift zu, die der Censur zum Trotze der Censeur hiefs. Eine so verbreitete Mifsstimmung reizt die Unzufriednen und Unruhigen zu geheimen Verbindungen, alte Revolutionsmänner treten von neuem zusammen, es bildet sich eine Partei für Orleans, am engsten aber schaaren sich die Bonapartisten zusammen. Diese fanden in den Provinzen (nur die südlichen waren von einem royalistischen Taumel befangen) grofsen Anhang, die Soldaten Napoleon's hingen noch immer an ihn, die zurückgekehrten Krieger machten seinen Namen in den Hütten des Landmanns wunderbar und populär, Fabrikanten und Handwerker klagten über Beschränkung und Abnahme ihres Verdienstes. Und doch hielt sich der König und sein Hof gegen Ende des Jahres 1814 für gesichert, da Montlosier's Geschichte der alten Monarchie und Chateau

Digitized by Google

briand's Denkschrift für die Bourbons die Gemüther, wie sie wähnten, zufrieden gesprochen hatten, da auch die Kammer immer fügsamer ward und da selbst die Constitutionellen, die einzig sichtbaren Gegner, auf den Bestand der Regierung Werth zu setzen schienen. Alle diese Fractionen sind im 2., 3. und 4. Capitel vorzüglich dargestellt und den seltsamen Widersprüchen und Reibungen in der Hauptstadt so wie dem Leben in den royalistischen und bonapartistischen Salons zu Paris ist ein eignes Capitel (No. 6.) „Paris während des Winters" gewidmet, das wir zu den besten des ganzen Buches rechnen. Nicht minder gelungen ist eine Stelle über Fouché, der nach Talleyrand's Abreise zum Wiener Congresse in Paris Alles galt. „Der Herzog von Otranto hatte bisher das Ansehen, das ihm alle mifsvergnügten Parteien einräumten, zur Einschüchterung der Bourbons benutzt. Nun überzeugte er sich aber, dafs neben den unbelehrbaren Emigrirten nichts auszurichten war, und auch nach seinem Charakter hätte er sich nicht auf die Länge enthalten können, die Leitung der Plane der Verschwornen zu übernehmen. Dem Herzog war von seiner Theilnahme an der Schreckensregierung des Convents ein Anhang von verwegnen Revolutionairs, völlige Gewissenlosigkeit in der Wahl der Mittel, und die Leidenschaft geblieben, allem Mächtigen sich anzuschliefsen und es zu beherrschen. Doch störte ihn dieses nicht mehr in seinem nüchternen und richtigen Blicke, dessen Ueberlegenheit ihm, ungeachtet er sich immerfort als ein Plebejer fühlte, höhere Zwecke gab als die eines Parteimannes, noch entfremdete ihn ein solches politisches Leben seinem Sinne für häusliche Eigenschaften und Vorzüge; vielmehr wufste er sich in jeder seiner Rollen frei zu erhalten, um neben der nächsten Intrigue an das ganze Land zu denken, a diese Gewohnheit, noch einen andern Zweck zu verfolgen, als sein Handeln anzeigte, war ihm zur zweiten Natur geworden." (II. 65).

Die Erzählung der gleichzeitigen europäischen Begebenheiten lassen wir jetzt unbesprochen, eben so die Betrachtungen über den Wiener Congrefs. Vor der lebensvollen Anschauung, die wir aus Varnhagen von Ense's Aufsatze gewinnen, tritt Hrn. Ott's Schilderung reizlich zurück, der wir indefs ihr Verdienst, von einem andern Standpuncte aus, durchaus zu verkümmern nicht beabsichtigen. Die Thatsachen selbst hat Bülau noch genauer in seiner Geschichte Deutschlands erzählt.

Napoleon's Rückkehr von Elba, wo das erste Capitel dieses Bandes die Leser durch einen interessanten Bericht festgehalten hat, ist zwar oft beschrieben worden, aber das Ueberraschende, ja das fast Fabelhafte dieses Zuges läfst uns immer wiederholt und gern bei den Details desselben verweilen. Die darauf folgenden Begebenheiten in Paris, die Feststellung der kaiserlichen Regierung, die Wahl neuer Minister, unter ihnen Fouché und Carnot, die Erklärungen aus fast allen Provinzen für Napoleon's Sache bilden den Inhalt des achten Capitels, das wieder durch gute Auffassung des Pariser Lebens eine besondere Ausstattung erhalten hat. Die Mehrzahl der Einwohner von Paris blieb ruhig und so gleichgültig, wie sie den Tag des Einzugs ihres Kaisers zugebracht hatte, sie fand sich dabei beruhigt, dafs Fouché Minister war, weil dieser es werde verstehen den Ausgang zum Besten des Landes wahrzunehmen. Denn dafs Napoleon nur die Truppen und die Proletarier für sich hatte, geht auch aus Hrn. Ott's Darstellung hervor. Es fiel dem Kaiser schwer sich der öffentlichen Meinung zu fügen und die Freimüthigkeit im eignen Hause ertragen zu müssen, die constitutionellen Formen erschienen ihm neu und unbequem und die von ihm unter dem 23. April veröffentlichte Zusatzacte entsprach eben so wenig den Erwartungen der Patrioten, als er es selbst damit redlich gemeint hatte. Dazu kam nun die Furcht im Lande vor einem europäischen Kriege, da es Napoleon selbst hatte bekannt machen müssen, wie seine Boten und Anträge von allen Höfen der Verbündeten zurückgewiesen worden waren. Die kriegerischen Rüstungen begannen, zwar eifrig, aber nicht mit der alten Freudigkeit, die man an Napoleon selbst vermifste, die Hauptstadt wurde befestigt, Föderationen gestattet und Musterungen dieser vorstädtischen Bevölkerung in den Tuilerien gehalten, woran die Linientruppen nur ungern Antheil nahmen. Viele Anzeichen des alten Jacobinismus regten sich in Paris, während die Vendée wieder für die Bourbons zu den Waffen griff und im westlichen wie im östlichen Frankreich der royalistische Widerstand laut wurde. Neben diesen öffentlichen und beunruhigenden Begebenheiten führt uns der Verf. in die dunklen Wege der geheimen Unterhandlungen Fouché's, zunächst mit Oesterreich, dann auch mit England, denn der Schlaue sah den Geist der Revolution so erstarkt, dafs, welche auch die künftige Regierung war, sie sich doch seinen Rathschlägen und seinem Einflusse nicht würde entziehen können. Das Maifeld ward am 1. Junius gefeiert, viel Glanz und Schimmer, aber keine befriedigenden Resultate, weder für Napoleon noch für die patriotischen Wahlmänner, die deutlich gesehen hatten, wie fern der Kaiser vom Volke stand und wie er trotz aller Heuchelei und Verstellung der Alte geblieben sei. Wie froh war er, als er dies Paris verlassen konnte: er vertraute während seiner Abwesenheit vor allen auf seinen Bruder Lucian, der aber dem ränkevollen Fouché nicht gewachsen war.

Die Schlachten bei Ligny und bei Belle Alliance sind mit besondrer Sorgfalt beschrieben, wobei Hrn. Ott

Digitized by Google

die klare Darstellung in dem Werke von Grolmann und Damitz über den Feldzug von 1815. wesentliche Dienste geleistet hat. Seine Urtheile sind gerecht, er theilt der französischen Tapferkeit ihre gebührende Ehre zu und verweilt gern bei den Auszeichnungen einzelner Truppentheile, aber auch die englische Ausdauer und der preufsische Heldenmuth haben seine Erzählung belebt und mit Recht hat er des Neides und der Anmaafsung Alt-Englands gar nicht einmal gedacht, wodurch man später eine weltkundige Thatsache zu läugnen unternahm. Ob der französischen Kriegs-Glorie zu Gefallen oder aus welchem andern Grunde das Prunkwort Cambronne's „die alte Garde stirbt, aber sie ergiebt sich nicht" (II. 375.) wiederholt ist, wissen wir nicht. Denn die Sache ist durchaus unhistorisch, wie sowohl aus dem Berichte von Augenzeugen in der Geschichte der hannöverischen Legion von Beamish hervorgeht als aus der Erzählung in dem Grolmann'schen Werke (II. 312.). General Cambronne ward schwer verwundet, stürzte und gerieth selbst in Gefangenschaft, wo also eine Redensart, wie la garde meurt, et ne se rend pas, sehr am unrechten Orte gewesen sein würde. Wir setzen noch hinzu, dafs diese Worte am nämlichen Tage, als die Nachricht von der Schlacht bei Waterloo in Paris bekannt wurde, im Indépendant gedruckt standen und eine damals glückliche Erfindung des Hrn. von Rougemont waren, eines in Paris sehr bekannten Journalisten, der namentlich in allerhand Mystificationen und Pariser Schnurren eine fast sprichwörtlich gewordene Gewandtheit besafs. Wollte übrigens Hr. Ott den beharrlichen Muth einer kleinern Truppenabtheilung in der bedrängtesten Lage beloben, so fand er auch dazu in den Gefechten dieses Feldzuges eine andere Veranlassung. Die beiden preufsischen Husaren Regimenter, welche am 1. Julius zu kühn über Versailles hinausgegangen waren und in und bei dieser Stadt von der französischen Uebermacht (mehr als 4000 Franzosen gegen 6 bis 700 Preufsen) aufgerieben wurden, thaten wirklich, was General Cambronne nur gesprochen haben soll und was immerhin auch das Gefühl der Napoleonischen Garde an jenem Tage gewesen sein mag, wie die oben angeführten Berichte feindlicher Schriftsteller beweisen. Das Gefecht bei Versailles hat der Vf. (II. 415.) als eine „glänzende Waffenthat" des „tapfern Excelman's" gerühmt, um so mehr mufste er auch gegen die preufsischen Reiter gerecht sein; man vgl. Grolmann a. a. O. II. 126—145. und Schöning's Geschichte des fünften Husaren Regiments S. 493—502.

Die überraschend schnellen Begebenheiten nach der Schlacht bei Belle Alliance, eine Flucht, wie sie seit Rofsbach nicht war gesehen worden, den fliehenden Kaiser, allen voran eilend und nach vier Tagen seiner Krone beraubt, die Einnahme der Hauptstadt durch die Sieger vierzehn Tage nach der letzten Schlacht, alles dies hat der Vf. gut dargestellt und namentlich den Einflufs Fouché's auf Napoleon's Entfernung und seine geheimen Unterhandlungen mit Wellington in ein helles Licht gesetzt. Das Letztere, lesen wir bei Grolmann (II. 90.), hat überhaupt der allgemeinen Sache geschadet und das Recht nachtheilig gestört, welches durch die siegreichen Waffen hervorgerufen wurde. Das zwölfte und letzte Capitel enthält die Vorgänge in Paris bis zu Napoleon's Abreise, die Unterhandlungen mit Ludwig XVIII., die Rückkehr desselben und die Besetzung von Paris durch die Verbündeten. Kaiser Alexander, heifst es S. 427, war eingenommen gegen die Bourbons und der Gunst der Franzosen herzlich satt, die Preufsen liefsen die Franzosen ihren Hafs empfinden und wenn sie auch nicht gerade gröfsere Ansprüche machten als die übrigen, so wählten sie doch dazu eine rohe Form. Sonderbar genug giebt der Verf. als Beleg hierzu an, dafs Blücher die Zuschriften französischer Behörden in deutscher Sprache beantwortet habe, ohne zu bedenken, dafs es doch wohl das kleinste Recht des Siegers ist, in seiner Landessprache zu schreiben und dafs, wenn dies ein Vandalismus von den Franzosen genannt wurde, Napoleon unzählige Male einen solchen begangen hatte. Die Bemerkung bei Grolmann und Damitz (II. 87) durfte hier nicht unberücksichtigt bleiben. Auch sonst finden wir in diesem Theile des Ott'schen Werks manche französische Sympathien, wie die Belobung der Festungs-Commandanten, die nach der Thronbesteigung Ludwig's XVIII. den *französischen* Namen durch standhafte Vertheidigung *und ehrenvolle* Capitulationen verherrlicht haben (S. 433), oder die Stelle über die Auflösung der französischen Armee an der Loire (S. 436), wo Hr. Ott doch hätte wissen müssen, dafs Aehnliches auch andern tapfern Kriegern begegnet ist. Die Wegführung der Kunstschätze durch die Verbündeten läfst auch ein stilles Bedauern trotz aller Objectivität, in der die Schilderung erscheinen soll, durchblicken.

Die Entfernung Napoleon's nach St. Helena, die Bedingungen des zweiten Pariser Friedens und die Stiftung des heiligen Bundes machen den Schlufs eines Werkes, das der Anerkennung würdig ist, mit welcher der uns unbekannte Verf. der Vorrede sich über dasselbe geäufsert hat.

Die Sprache im vorliegenden Buche haben wir bereits als frisch, lebendig und geistvoll bezeichnet. Nur verräth eine Anzahl von Gallicismen die fleifsige Benutzung französischer Quellen und eine ungenaue Uebersetzung, wie z. B. Artois mehrmals „Generallieutenant des Königreichs" genannt wird; auch dürften wohl bei der Feier des Friedens am ersten Ostertage 1814. in Paris mehr als sieben griechische Priester (I. 270.) am Altare beschäftigt gewesen sein. Anderes erwähnen wir nicht, überlassen auch jetzt einzelne falsch gedruckte Namen einem Index zur eignen Berichtigung. Die hier und da vorkommenden Helvetismen würde Hr. Ott, wenn ihm die Durchsicht der Druckbogen vergönnt gewesen wäre, wohl selbst getilgt haben.

K. G. Jacob.

Digitized by Google

№ 60.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1843.

XXXI.

Auli Gellii quae ad ius pertinent. Recognouit commentarioque critico instruxit D. Jwan de Gloeden. Series prima tres priores Gellii libros amplexa. Pro obtinenda uenia legendi in universitate literaria Rostochiensi. Rostochiae MDCCCXLIII. VI, 35 pp. 8.

Seit der Gronov'schen Ausgabe vom Jahre 1706 entbehren wir einer Textesrecension der noctes Atticae, mit handschriftlichen Mitteln und dem heutigen Zustande der Kritik gemäfs unternommen. Der fast überreiche Apparat von Mss., deren Ref. bis jetzt beiläufig 90 verzeichnet hat, ruht noch als eine terra incognita in den Bibliotheken. Die werthvollen und alten römischen Handschriften, worunter das Fragment des vatikan. Palimpsests aus dem 5. Jahrhundert (Mai ad Cic. de rep. III. 21. praef. ad Apulei. p. LXXVII. Niebuhr ad Cic. fraggm. p. 26), sind zwar von Hrn. Dressel verglichen (Ritschl melet. Plaut. spec. onom. p. 7), aber noch ist von diesen Schätzen nichts ans Licht getreten; die Codd. regii der Pariser Bibliothek bedürfen einer genauen, nach dem jetzigen Standpuncte der Wissenschaft angestellten Untersuchung; die Handschriften in Florenz, Turin, Neapel, Venedig (s. Bandini Catal. bibl. Laur. t. II. p. 651. 679 sqq. t. III. p. 182 sq. 443. bibl. Leop. Laur. t. I. p. 497. Codd. mss. bibl. reg. Taur. t. II. p. 171. Jannelli catal. bibl. lat. etc. p. 263 sqq. Lat. et Ital. D. Marci bibl. Codd. Mss. p. 183) sind neu, scheinen aber zum Theile nicht verächtlich (vgl. z. B. über eine venetian. Hdschr. Spengel in der Ausgabe des Varro de l. L. p. 4 cf. 5. 616); die mailänder und modeneser Handschriften aber (Montfaucon bibl. biblioth. I. p. 509. 531) sind, so viel Ref. bekannt, noch nicht einmal einer äufserlichen Untersuchung unterworfen worden. Vorzugsweise möchten ferner noch eine lyoner Handschrift saec. XIII (Delandine Mss. de la bibl. de Lyon t. I. p. 170. Haenel p. 192), eine belgische zu Tournay, s. XV, aber durch ihre Subscription auf eine Urschrift vom Jahre 1101 hinweisend (Sander bibl. Belg. Ms. t. I. p. 219. Haenel p. 770) und ein berner Fagment aus dem 12ten Jahrhundert (Sinner t. I. pag. 382) zu berücksichtigen sein: die dem Referenten bis jetzt bekannt gewordenen deutschen und englischen Handschriften sind durchgängig jüngeren Ursprunges, so wie die des Escorial, älter vielleicht die auch mit Malereien verzierte Valencianer (Haenel pag. 1002). Besonders interessant aber durch ihre Interpolationen ist die kopenhagener Handschrift (Cramer in Schol. Juu. pag. 324. 610. Excurs. ad Gell. IV^tus pag. 6 n. 3 = kl. Schr. pag. 90 n. 1 und besonders Ratjen daselbst pag. XLVII sq.), die, wenn erst anderweitig ein gesichertes kritisches Material zusammengebracht ist, einen wichtigen Beitrag zur Kenntnifs der Bildung des Gellianischen Textes liefern wird.

Den Plan zu einer Ausgabe des Gellius mit möglichst umfassender Benutzung dieses Apparates hat Referent entworfen und bereitet sich gegenwärtig zu einer für diesen Zweck zu unternehmenden Reise vor. Auch Herr v. Gloden beabsichtigt (nach Vorrede pag. IV sq.) künftig einmal den Gellius zu ediren, stellt jedoch die Aussicht dazu in eine sehr ferne Perspective. Der gegenwärtige erste Vorläufer dieser Ausgabe verdankt seine Entstehung dem glücklichen Gedanken des Herrn v. Gloeden, gleichwie es in Kiel früher von Cramer und dann von Osenbrüggen geschehen ist, so auch in Rostock gleich beim Beginne seiner Laufbahn als Docent die Interpretation des Gellius zum Gegenstande seiner Vorträge zu wählen. Derselbe bietet so viele Gelegenheit, dem Juristen Bestimmungen des alten Rechtes zu erläutern, den Philologen in die unabweisliche Kenntnifs des römischen Rechts einzuführen, dafs hier dem akademischen Leh-

Digitized by Google

rer ein weites und fruchtbares Feld seiner Thätigkeit sich eröffnet. Zum Behufe dieser Vorträge nun hat Herr v. Gloeden eine juristische Anthologie und zwar zunächst aus den drei ersten Büchern veranstaltet. Die nähere Erläuterung den Vorträgen selbst vorbehaltend, hat er nur an einzelnen Stellen, besonders da, wo er von der Gronov'schen Lesart abweichen zu müssen geglaubt hat, Anmerkungen beigefügt. Ohne handschriftliche Hülfsmittel konnte er sich nur an das gegebene Material halten; dafs er dasselbe nicht vollständig mittheilt, sondern nur da, wo er auf eine nähere Erörterung einzugehen denkt, können wir bei seinem Zwecke nur billigen.

Die Erläuterungen selbst sind oft scharfsinnig und geistreich und geben meist von exegetischem Standpuncte aus dankenswerthe Beiträge zur Lösung kritischer Probleme, vergleiche z. B. was zu I. 12. § 8. 18. *) II. 15. 7, (wo mit Evidenz et parem für aut parem gelesen wird,) III, 2 sich bemerkt findet. In der diplomatischen Kritik aber entbehrt das Verfahren des Herrn v. Gloeden technischer Sicherheit. Auffallend war Referenten schon die Bemerkung zu I. 9 extr. Salmasium e cod. regio (*parisino, ut opinor*) eruisse „quod iure atque uerbo Romano appellabatur ercto [vielmehr hercto] non cito," da schon Ib. Gronov's Vorrede zeigt, dafs diese Handschrift nicht erst durch Vermuthung der pariser Bibliothek zugewiesen zu werden braucht, sondern der Cod. reg. paris. n. 5765 membr. s. XIII ist, der Caesar de B. G. und die 7 ersten Bücher des Gellius enthält. —

II. 4. 5. nimmt Hr. v. Gl. eine von ihm selbst subitanea genannte Conjectur in den Text, indem er liest „quod in aliis quidem causis iudex ea *quae diserte* argumentis uel testibus demonstrata sunt, sequi solet": die uulg. ist „ea quae didicit quaeque argum.": auch sie stimmt nicht ganz mit der handschriftlichen Lesart: weshalb aber Hr. v. Gl. sie unverständlich nennt, wissen wir nicht, da nach Analogie von causam discere (s. Cic. or. XXIV. 99 nebst einigen der von Bonnell lex. Quint. p. 117 angezogenen Stellen des Quintilian) sich eine leichte und ungesuchte Erklärungweise ergiebt. Seine Conj. selbst aber rechtfertigt der Verfasser so: „ceterum cum alii libri habeant *dicit* (*ut editiones Iuntae, Aldi, Ascensii, Stephani*), alii omittant uocem *quae* (*ut scripti regius parisinus* [Herr v. Gloeden scheint inzwischen selbst die Bestätigung seiner Vermuthung gefunden zu haben], *Rottendorfii, Lincolniensis*) apparet locum esse corruptum, quae res et ansam mihi praebuit ad coniiciendum et coniecturae meae est adminiculo": wie aber hier die Zahl, nicht das Gewicht der Zeugen zum Maafsstabe dient, wie wenig das, was die alten Handschriften geben, gerade Herrn v. Gloeden's Conjectur stützt, brauchen wir nicht erst auszuführen. — II. 10. 3 ist das in den Text gekommene alia quaedam religiosa e donariis, wie die Anmerkung zeigt, nur Druckfehler für religiosiora. Diese Lesart aber beruht nur auf der Autorität einer Anführung des Ryckius [nicht Rycqius, wie Herr v. Gloeden schreibt] und die Nothwendigkeit derselben finden wir durch den Verfasser nicht nachgewiesen: die Handschriften haben religiose donis, der Cod. Rottend. religionise donis d. h. religionis e donis und eben so möchte auch das Compend. in der Lesart der andern Handschriften aufzulösen sein, wie denn auch donariis dem handschriftlichen durchgängig beglaubten donis wird weichen müssen. — Auch die Vertheidigung der Lesart conuiuia gegen dominia, II. 21. 2. ist ungenügend: dieses gründet sich nicht auf die fides „unius uel alterae [*sic* cf. ipsoque Gronouio patri p. 20 not. o] editionis", sondern auf die der besten Handschriften Reg. und Rott., die domina haben, während andrerseits Non. p. 281 M. der Ausg. von 1614 [Herr v. Gloeden schreibt 1604] p. 193 Gerl. das Wort in dieser Bedeutung hinlänglich aus Lucilius und Cicero beglaubigt: zwar sagt Herr v. Gloeden dagegen „ea uox a Cicerone prorsus aliena est neque usquam apud eum legitur, et Augusti tantum aetate in usum uenisse uidetur," aber die von Nonius angezogene, in seinen Handschriften freilich sehr corrumpirte Stelle, die aber nach Zumpt's evidenter Verbesserung gelesen werden mufs, findet sich in der 3ten verrin. Rede cap. IV. § 9. — Der Vertheidigung der Aechtheit der Lemmata des Gellius (zu III. 2) stimmen auch wir bei: doch durften bei Besprechung dieser Frage die Erörterungen Falsters in den prolegg. zur uigilia prima noctium Ripensium, Hafn. 1721. 8., nicht wohl über-

*) Die daselbst § 1 wenigstens parenthetisch in den Text aufgenommene Vermuthung Cramer's statt annos VI und X zu lesen VII und XII erledigt sich durch die Bemerkung Osenbrüggen's in der Zeitschr. für Alterthumswsch. 1838. n. 103 p. 835, dafs bei Sozomenus hist. eccl. I. 9. von Testirfreiheit einer sechsjährigen uirgo Vestalis die Rede ist.

Digitized by Google

gangen werden und wenn Herr v. Gloeden sich für die Aechtheit auf den Schlufs der praefatio des Gellius beruht, so war nicht zu verschweigen, dafs auch dieser (cf. Weichert poet. Lat. rell. pag. 353 sq.) der Anzweifelung nicht hat entgehen können. — Die Vorrede des Hrn. v. Gloeden aber entwaffnet die Strenge der Kritik und so kann dieselbe nur wünschen, dafs ihm zu künftigen Bemühungen für den Gellius mehr Mufse gegönnt werde, damit ausdauernder Sammelfleifs und kritische Besonnenheit sich der frischen und kecken Lebendigkeit des Geistes zugeselle, die uns aus jeder Zeile des Büchleins wohlthuend entgegengetreten ist.

Hertz.

XXXII a.

Reisen auf den griechischen Inseln des ägäischen Meeres. Von Dr. Ludwig Rofs. Erster und zweiter Band. Stuttgart und Tübingen, 1840 *u.* 1843. *bei Cotta.*

Nachdem nun auch der zweite Band dieser „Reisen" dem im Jahr 1840 erschienenen ersten Bande gefolgt ist, mag es nicht unpassend sein, auch in diesen Jahrbüchern der, wenigstens vorläufig mit dem zweiten Bande abgeschlossenen „Reisen auf den griechischen Inseln des ägäischen Meeres" mit einigen Worten zu gedenken. Zwar umfafst das Gemälde, das uns in diesen beiden Bänden von den Inseln des ägäischen Meeres dargeboten wird, nicht alle, zu dem Königreiche Griechenland gehörigen Inseln, um welche es dem Verfasser zunächst zu thun war, während er (in dem zweiten Bande) auch einige, noch unter türkischer Herrschaft stehende Inseln des ägäischen Meeres in den Kreis der Betrachtung mit gezogen hat. Indefs ist, auch trotz der erwähnten Unvollkommenheit in Ansehung der einzelnen Gegenstände, demohngeachtet dieser Beschreibung der Inseln des ägäischen Meeres, theils an und für sich, und insofern diese Inseln von den Reisebeschreibern bisher zu wenig, und nur gelegentlich, berücksichtigt worden waren, gleichwohl aber dieselben in historisch-geographischer, in antiquarischer und statistischer Beziehung von besonderer Wichtigkeit sind, theils gerade aus der Feder des, mit den erforderlichen Kenntnissen, namentlich auch mit der Kenntnifs der neugriechischen Sprache ausgerüsteten Prof. Rofs, ein unläugbares Interesse nicht abzusprechen; und er verheifst auch (Bd. 2. S. IV), vielleicht später, wenn er die noch fehlenden griechischen Inseln besucht haben werde, und sie bis dahin nicht von andern Reisenden untersucht worden sein sollten, die Beschreibung auch dieser noch fehlenden Inseln folgen zu lassen. Was nun aber der Verfasser in diesen beiden Bänden über die in den Kreis seiner Untersuchungen gezogenen Inseln des ägäischen Meeres uns mittheilt, beruht Alles, so weit dies möglich ist, auf eigener Anschauung, indem er sie theils in den Jahren 1835—1837, theils im Jahre 1841, und einige derselben sogar mehrmals, bereiste; Anderes schöpfte er aus den Nachrichten glaubwürdiger Personen an Ort und Stelle. Das Ganze besteht aus sechs und zwanzig Briefen. Diesen Briefen sind hier und da Beilagen und Excurse beigefügt, in denen der Verfasser einzelne Gegenstände weiter ausführt und manche gewonnene Ausbeute mittheilt. Auch an bildlichen Darstellungen fehlt es nicht ganz; so sind dem ersten Bande Ansichten des Tempels des Apollon Pythios auf der Insel Sikinos, und des Kolosses des Apollon auf der Insel Naxos beigegeben, und der zweite Band bringt die Ansicht einer hellenischen Burg auf Amorgos, aufserdem eine Karte von Kalymnos, und mehrere Holzschnitte. Uebrigens hat der Verfasser nicht alle, auf seinen Reisen durch die griechischen Inseln gewonnenen Früchte in diesen beiden Bänden niedergelegt; die an Inschriften erlangte Ausbeute hat er theils früher in Zeitschriften mitgetheilt, theils an Boeckh in Berlin zur weiteren Benutzung überlassen, theils dem zweiten Hefte seiner „Inscriptiones graecae ineditae" einverleibt; und über architektonische und andere Kunstdenkmäler hat er sich im „Kunstblatte" zum Morgenblatt und in der Hallischen „Literaturzeitung" des Mehreren ausgesprochen. Dagegen hat er es sich hier im Allgemeinen angelegen sein lassen, die Vergangenheit der von ihm besuchten und hier beschriebenen Inseln, namentlich in Betreff der Geschichte und Geographie, so wie was die, ihm sich hier zur Berücksichtigung darbietende Kunst im Allgemeinen und die auf einzelnen Inseln vorhandenen Kunstdenkmäler anlangt, darzustellen, zugleich aber auch die Gegenwart dieser Inseln, ihre Lage, innere und äufsere Beschaffenheit, ihre Eigenthümlichkeiten, Erzeugnisse, Bewohner, Sitten und Gebräuche dersel-

Digitized by Google

ben u. s. w. ins Auge zu fassen. Ohne in diesen Beziehungen eine in sich abgeschlossene Beschreibung jeder einzelnen Insel zu geben (was bei der gewählten Briefform ohnedies nicht gut thunlich war), hat der Verfasser in lebendiger, angenehmer Weise das Gemälde der Inseln entworfen, und vor unsern Augen gleichsam aufgestellt, und er hat es, aus dem frischen Leben unmittelbar hervorgegangen, durch einzelne Charakterzüge und interessante Reiseerlebnisse um so lebensvoller zu machen und dasselbe dem Interesse der Leser um so näher zu rücken gewufst. Besonders erfreulich ist es auch, dafs Rofs in diesen Briefen über die griechischen Inseln des ägäischen Meeres auch auf die neugriechische Sprache und auf die verschiedenen Dialekte der einzelnen Inseln hin und wieder Rücksicht genommen hat, wenn schon es von ihm nicht in dem Maafse geschehen ist, wie dies Ulrichs in dem ersten Theile seiner „Reisen und Forschungen in Griechenland" (1840) gethan hat. Aber immer ist selbst das Wenige, was daraus auch in dieser Hinsicht zu lernen ist, des Dankes werth, und um so mehr, als unsere Kenntnifs der neugriechischen Sprache und ihrer Dialekte noch gar zu mangelhaft und unvollkommen, jedenfalls aber dieselbe, namentlich insoweit es um ihr genaues Verhältnifs zur altgriechischen Sprache und zu deren Dialekten sich handelt, durchaus nicht unwichtig ist. Möchte doch nur ein, mit den gehörigen Kenntnissen ausgerüsteter Gelehrter den in dem Volke des neuen Griechenlands lebenden reichen Sprachschatz und die einzelnen mannichfaltigen Lokal-Dialekte der neuen Redeweise zum Gegenstande seiner Forschungen und Untersuchungen — versteht sich, an Ort und Stelle — machen; Forschungen und Untersuchungen, die freilich auf alle Gegenden, wo griechisch geredet wird, erstreckt werden müfsten! Es ist dies ein Wunsch, den schon der ehrwürdige Korais zum Besten der alten und neuen griechischen Sprache vielfach in seinen Werken ausgesprochen hat, und von dessen möglichst vollständiger Erfüllung für die altgriechische Sprache gewifs eine reiche Ausbeute gewonnen werden würde. — Was die einzelnen Inseln anlangt, deren Beschreibung in diesen beiden Bänden enthalten ist, so sind es theils folgende, zum Königreiche Griechenland gehörige: Syros, Tenos, Delos, Rhenäa, Naxos, Paros, Jos, Thera, Therasia, Anaphe, Kythnos, Keos, Seriphos, Siphnos, Pholegandros, Sikinos, Amorgos, Andros, Mykonos, Gyaros und Belbina, theils die unter türkischer Herrschaft stehenden Inseln: Astypaläa, Nisyros, Knidos, Kos, Kalymnos, Zelendos, Ceros, Patmos, Samos und Jkaros, so dafs von den unter dem Königreiche Griechenland liegenden Inseln hier noch fehlen (vergl. Bd 2. S. III): Melos, Kimolos, Oliaros, Polybos, Donussa, und die nördlichen Sporaden: Skyros, Jkos, Halonnesos, Pegarethos (Skopelos) und Skiathos, nebst ganz Euböa. Im zweiten Bande befindet sich unter andern auch ein Brief (der 23ste) von und über Patmos, auf welcher Insel Rofs die Klosterbibliothek besuchte. Indefs sind die Ergebnisse der Untersuchung derselben, die endlich nicht ohne Schwierigkeiten Seitens der Mönche gestattet wurde, nicht bedeutend. Unter den dreihundert Handschriften daselbst ist von klassischen oder sonst philologisch werthvollen Handschriften so gut wie Nichts vorhanden (S. 132); dagegen fanden sich dort gegen funfzig kaiserliche griechische Original-Bullen aus der Zeit vom Ende des eilften Jahrhunderts bis zur Mitte des funfzehnten, die für die Kenntnifs der inneren Verwaltung des byzantinischen Reichs als nicht unwichtig bezeichnet werden (S. 135). In dem Anhange des zweiten Bandes (S. 179 flg.) wird noch Einiges über diese Bibliothek und von diesen Bullen, so wie über einige Handschriften der ersteren, mitgetheilt. Eine interessante Zugabe dieses Bandes ist noch eine, Manches in den Sitten und Gebräuchen der Griechen unserer Tage aufklärende Zusammenstellung von vier und zwanzig neugriechischen Sprichwörtern im Originale, mit Uebersetzung und Anmerkungen.

D. Theodor Kind.

Digitized by Google

Jahrbücher

für

wissenschaftliche Kritik.

Herausgegeben

von der

Societät für wissenschaftliche Kritik

zu

Berlin.

October 1843.

Berlin, bei W. Besser.

1843.

Verantwortlicher Redacteur: der General-Secretair der Societät, Professor von Henning.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalt des October-Heftes.

Jahrbücher Nr. 61—80.

Seite

Gottschalk: Ueber die Ableitung des Namens Preufsen. (Aus den preufsischen Provinzial-Blättern, Jahrgang 1839, August-Heft, Jahrgang 1842, Februar-Heft, Jahrgang 1843, April-Heft). — Cybulski. . 527

Ephesiaca. Scripsit Ernestus Guhl. Berolini, 1843. — Marquardt. 574

Hebenstreit, das Schauspielwesen. Dargestellt auf dem Standpuncte der Kunst, der Gesetzgebung und des Bürgerthums. Wien, 1843. — Rötscher. . . 481

Beleuchtung der organischen Chemie des Hrn. Dr. J. Liebig in ihrer Anwendung auf Agricultur und Physiologie von Dr. F. X. Hlubeck. Grätz, 1842. — C. H. Schultz. 555

Semestrium ad M. Tullium Ciceronem libri sex. Scripsit Frid. Lud. Keller, antecessor Turicensis. Volumen I. Turici, Londini, Amstelodami, Parisiis. — Rudorff. 587

Die Chemie in ihrer Anwendung auf Agricultur und Physiologie von Dr. Justus Liebig. 5te Aufl. Braunschweig, 1843. — C. H. Schultz. 555

Spinoza's Leben und Lehre. Nebst einem Abrisse der Schelling'schen und Hegel'schen Philosophie. Von Conrad von Orelli. Aarau, 1843. — Erdmann. 606

Der Spinozismus historisch und philosophisch erläutert mit Beziehung auf ältere und neuere Ansichten von Dr. H. C. W. Sigwart. Tübingen, 1839. — Erdmann. 606

Elektra des Sophokles. Metrisch übertragen von Franz Fritze. Berlin, 1843. — Weil. 545

Spinoza als Metaphysiker vom Standpuncte der historischen Kritik von Dr. Karl Thomas. Königsberg, 1840. — Erdmann. 606

Anzeigeblatt No. 2.

Seite

Literarische Anzeigen . . . . . 1—4

No. 3.

Literarische Anzeigen . . . . . 1—4

Digitized by Google

Antike Marmorwerke

zum

ersten Male bekannt gemacht

von

Emil Braun.

Erste und zweite Decade.

Folio. In Carton. 8 Thlr.

Leipzig, im September 1843.

F. A. Brockhaus.

So eben ist bei **Meyer** und **Zeller** in Zürich erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

MONOGRAPHIEN

der Säugethiere.

Herausgegeben

von

Dr. H. R. Schinz,

Prof. d. Naturgeschichte u. Mitglied vieler gelehrten Gesellschaften.

Mit

Abbildungen nach der Natur und den vorzüglichsten naturwissenschaftlichen Werken gezeichnet

von

J. Kull, Lithograph.

Erste Lieferung.

gr. 4. 1 Thl. 6 gr. oder 2 fl. 12 kr.

Von diesem Werke, mit welchem, sowohl mit Hinsicht auf Schönheit als auf Wohlfeilheit kein anderes ähnliches Unternehmen concurrirt, werden jährlich circa 6 Lieferungen, jede mit 6 illuminirten Kupfertafeln und Text erscheinen, die Lieferung zu 1 Thl. 6 gr. oder 2 fl. 12 kr. Subscriptionspreis.

So eben ist bei uns erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Der

junge Deutsch-Michel

von

A. E. Fröhlich.

Zweite verbesserte und vermehrte Auflage.

12. schön broch. 16 Gr. od. 1 fl. 12 Kr.

Dafs diese von conservativem, christlichem Standpuncte aus geschriebene Epigrammensammlung des berühmten Schweizerdichters sich schon in drei Monaten vergriff, zeugt wohl hinlänglich von der Trefflichkeit und Originalität ihres inneren Gehaltes.

Meyer & Zeller in Zürich.

In unterzeichnetem Verlage ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Ueber

Wesen, Einrichtung und pädagogische Bedeutung des schulmäfsigen Studiums

der neuern

Sprachen und Literaturen

und

die Mittel ihm aufzuhelfen.

Von

Dr. Mager,

Fürstlich Schwarzburg-Sondershausen'schem Educationsrathe, Prof. der franz. Sprache und Literatur an der Cantonsschule in Aarau und Mitglied vieler gelehrten Gesellschaften.

8. broch. 15 Gr. oder 1 fl. 9 kr.

In einer Zeit, wo mit Beziehung auf den Jugendunterricht der Werth der alten klassischen Sprachen mit demjenigen der neuern Sprachen und Literaturen so ernstlich verglichen wird, dürfte obige interessante Schrift des als Gelehrter und Schulmann allgemein geachteten Verfassers, ganz besonderes Interesse erregen, wefswegen wir uns erlauben, dieselbe nicht nur allen Pädagogen, sondern auch allen Erziehungsräthen und Staatsmännern überhaupt angelegentlich zu empfehlen.

Meyer & Zeller in Zürich.

In unterzeichnetem Verlage erscheint und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Zeitgemässe Auswahl

aus

Huldreich Zwingli's

praktischen Schriften

aus dem

Alt-Schweizerdeutschen und Lateinischen ins Schriftdeutsche übersetzt und mit den nothwendigsten geschichtlichen Erklärungen versehen.

Bis jetzt sind erschienen:

Erstes Bändchen: Von der Klarheit und Gewifsheit des göttlichen Wortes. 27 Kr.
2tes Bdch.: Christliche Einleitung. 4½ Gr. od. 18 Kr.
3tes Bdch.: Der Hirt. 9 Gr. od. 36 Kr.
4tes Bdch.: Das Predigtamt. 6 Gr. od. 27 Kr.
5tes Bdch.: Die heilige Taufe. 12 Gr. od. 54 Kr.
6tes Bdch.: Das heilige Abendmahl. 9 Gr. od. 36 Kr.
7tes Bdch.: Eine kurze Unterweisung, wie man die Jugend in guten Sitten und christlicher Zucht erziehen und lehren solle. 3 Gr. od. 12 Kr.

Damit diese hier zum ersten Male in allgemein verständlicher Sprache erscheinenden, vorzüglichsten Schriften des grofsen Reformators und **Vorkämpfers des Protestantismus** auf gedoppelte Weise zur Verbreitung der christlichen Wahrheit beitragen, wird **ein bedeutender Theil des Reinertrages** dieses Unternehmens **dem protestantisch-kirchlichen Hülfsverein** oder der **Gustav-Adolfsstiftung** zur Verfügung gestellt werden.

Meyer & Zeller in Zürich.

Gedruckt in Berlin bei **J. F. Starcke.**

Digitized by Google

№ 61.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1843.

XXXII.

Das Schauspielwesen. Dargestellt auf dem Standpuncte der Kunst, der Gesetzgebung und des Bürgerthums. Von Wilhelm Hebenstreit. Wien, 1843. Friedr. Beck's Universitäts-Buchhandlung.

Es gehört zu den unerquicklichsten Momenten der wissenschaftlichen Thätigkeit, mitten im Strom der Geistesentwicklung, in dem Fortschritt der Erkenntnifs, auf Erscheinungen zu stofsen, welche sich uns mit Dummdreistigkeit in den Weg stellen und die Prätension machen, uns auf einen Augenblick in unserer Bewegung Halt zu gebieten. Die Dummdreistigkeit ist, wie im Leben, so in der Wissenschaft das täppische Zufahren eines Menschen, der nicht weifs, in welchem Kreise er sich befindet, der sein Verhältnifs zur Welt und seiner Umgebung verkennt, da familiär thut, wo sich achtungsvolle Scheu geziemt, weil er keine Ahnung hat von den Mächten, welche regieren, und der daher zu scharfer Anrede und einer rücksichtslosen Declaration seiner Ungebühr herausfordert. So lästig und mifsliebig es ist, die Wissenschaft kann sich bisweilen der Aufgabe nicht entziehn, auf solche Anmafsung ernsthaft einzugehn und sie gradezu vor die Thür zu stellen. Diese Aufgabe wird um so dringender, je rückhaltloser ein Individuum auftritt, je mehr es sich sogar durch den Schein einer gewissen Gelehrsamkeit das Ansehn wissenschaftlicher Ebenbürtigkeit zu geben bemüht ist. Wenn es bei dieser Art der Thätigkeit einen Trost giebt, so ist es der, dafs man in solcher Gestalt immer zugleich eine *ganze Gattung* trifft, welche bei dem Anblick des vorlauten Eindringlings zunächst im Hintergrunde greinend dasteht, um sich an der Verlegenheit zu weiden, welche die täppische Figur der Gesellschaft bereiten werde, weil jene selbst mit ihr die Stufe der Cultur theilt, ohne sich doch offen dazu zu bekennen. Pflicht aber wird es sogar, einer solchen Erscheinung gradezu auf den Leib zu gehn, wenn sie sich auf einem Gebiete zeigt, wo sie nicht nur theoretische Interessen berührt, sondern auch *praktische Folgerungen* zieht, welche eine *kostbare Errungenschaft der Civilisation wieder in Frage zu stellen und immer dringender werdende Umgestaltungen zu hemmen drohen.* Denn es ist eine alte Erfahrung, dafs die sogenannten praktischen Leute sich gern ein theoretisches Ruhekissen suchen, um sich in ihrer Gedankenfaulheit gemächlich darauf zu wiegen. Darum allein nehmen wir das gegenwärtig zu beurtheilende Werk so ernsthaft, während es, als rein wissenschaftliches Erzeugnifs betrachtet, eine spöttische Abfertigung verdiente.

Es fordert eine nicht geringe Selbstverleugnung, sich plötzlich in eine Denk- und Anschauungsweise hineinzuversetzen, welche mit Ernst, Gravität und Pathos vorgetragen, sich wie die Sprache eines Lebenden ausnimmt und doch nur der dumpfe Klang einer aus dem Grabe herübertönenden Stimme ist. Es fällt uns schwer, uns in das naive Bewufstsein des Kindes zu versetzen, welches Objecte und Fragen ernsthaft behandelt, die uns schon längst zu einem Spielwerk herabgesunken sind, aber wir haben dabei immer einen gewissen Genufs, indem die Anschauung des Kindes keine andere sein kann, und wir es selbst über diese Stufe seines Bewufstseins naturgemäfs hinausführen können. Wenn aber ein ergrautes Geschöpf die Sprache des Kindes führt, mit dem Glauben die Sprache eines Mannes zu führen, so ist dies ein widerwärtiges Schauspiel. Wer nun etwas in der Wissenschaft und im Weltbewufstsein durchaus Ueberwundenes, einen von dem Geiste völlig verlassenen Standpunct, wie etwas Gegenwärtiges behandelt, es mit dem Pathos gegenwärtiger Geltung vorträgt, welche sogar praktische Ergebnisse nach sich ziehn

Digitized by Google

soll, der ist durch den Contrast seines Ernstes mit dem ihn verspottenden Bewufstsein der Welt, in die er versetzt ist, theils eine komische Figur, theils durch die Reflexion auf die Pflicht eines Jeden, die vernehmliche Stimme des fortschreitenden Geistes nicht zu überhören, eine traurige — keine tragische Gestalt. Mit solcher Erscheinung haben wir es gegenwärtig zu thun. Das Buch des Hrn. Hebenstreit setzt sich nämlich kein geringeres Ziel als die Kunst der dramatischen Darstellung aus der Reihe der Künste ein für allemal auszustreichen, sie in die Klasse der Handwerke zu verweisen, und knüpft daran die nicht weniger gewichtige praktische Folge, die staatsbürgerliche Stellung der Schauspieler wo möglich wieder zu einer völlig rechtlosen zu machen, das kaum überwundene Vorurtheil gegen diesen Stand wieder zu fixiren, mit einem Worte, denselben gleichsam in den Parianzustand vergangener Zeiten zurückzudrängen. Unser Verf. erstrebt dieses Resultat sogar mit einer gewissen Leidenschaftlichkeit; er kann sich kaum genugsam in gehässigen, verbissenen Wendungen ergehn, um seinem Unmuth gegen die Thätigkeit und die gegenwärtige Stellung der dramatischen Künstler Luft zu machen; ja er hascht oft mit einer Art Grimm nach dem herabwürdigendsten Ausdruck und geniefst sich förmlich in dieser Bemühung, den Stachel seines Zorns tief in das Fleisch der Verfolgten zu drücken. Wüfste man es nicht besser, man könnte im ersten Augenblick auf die Vermuthung kommen, der Verf. sei selbst ein talentloser Schauspieler, der sich für mifslungene Versuche, für vergeblich erstrebte Lorbeeren, für manchen bösen Abend dadurch rächen wolle, dafs er nun seine Kunst selbst aus der Reihe der Künste ausstreichen und den ganzen Stand wieder rechtlos machen möchte.

Wir wollen, ehe wir in das Einzelne eingehen, ein Bild des Standpuncts und der Methode vorliegenden Werks in den allgemeinsten Umrissen zu geben versuchen. Ein Denken, welches diesen Namen verdient, ist nie die Sache unseres Verf.'s gewesen; davon giebt zunächst die ganz zusammenhanglose Weise seines Verfahrens Zeugnifs. Es sind in seinem Buche Aufsätze beliebig aneinandergereiht, zwischen denen auch nicht die geringste organische Verbindung stattfindet. Man kehre die Ordnung um, und sie werden, jeder an einem andern Orte, dieselbe Dignität haben. Da sehn wir rein praktische Fragen über Privat- und Liebhaberbühnen und deren Verhältnifs zur Sittlichkeit, über Benifiz-Vorstellungen und deren Einflufs auf Schauspieler, mitten zwischen die eigentlichen Lebensfragen gestellt und die Untersuchung der letzteren ganz willkührlich unterbrochen. Dieselbe anarchische Bewegung, wie im Ganzen, herrscht in den einzelnen Aufsätzen selbst. Keine Spur eines fortleitenden Gedankens, einer logischen Nothwendigkeit; alte abgestandene Notizen, wie etwa über den Ursprung des antiken Dramas, oder über die Forderungen der Alten an den Schauspieler, werden von Räsonnements oder von Referaten Anderer, und deren Kritik abgelöst, ohne dafs uns Haltpuncte, welche das Dargestellte zusammenfassen und die Basis einer neuen Entwicklung geben, dargeboten werden. In einem Werke, welches grofse Fragen der Kunst und des Lebens zu lösen verheifst, ist uns kaum eine ähnliche Willkühr der Behandlung vorgekommen. Damit steht das wissenschaftliche Bewufstsein unsers Verf.'s, die *Quellen*, aus denen er seine Kraft schöpft, das *Zeughaus*, aus welchem er seine Waffen nimmt, auf *gleicher* Höhe. Die Methode und der wissenschaftliche Standpunct unsers Verf.'s decken einander vollständig.

Unser Verf. steht nämlich in Bezug, sowohl auf seine ganze Denk- und Anschauungsweise, wie auf das Material, über welches er gebietet, durchaus aufserhalb der Bewegung der gegenwärtigen deutschen Wissenschaft. Seine Argumente, seine Räsonnements, wie sein etwaniger gelehrter Apparat, gehören völlig antiquirten Standpuncten an. Von dem, was die Aesthetik in den letzten dreifsig Jahren geleistet hat, kennt er nichts, seine Beweise und Widerlegungen sind aus gänzlich versumpftem Boden genommen, den er für eine frische, reiche Aue ansieht; seine Citate selbst da, wo er etwa einen Gegenstand der Alterthumskunde behandelt, stehn ganz aufserhalb des Zusammenhangs gegenwärtiger Alterthumswissenschaft. In der Aesthetik ist mit A. W. Schlegel's im Jahre 1809 gehaltenen Vorlesungen über dramatische Literatur für den Verf. Alles geschlossen; in den philologischen Untersuchungen kennt derselbe Nichts, was der neuern Forschung angehört. Bei aller Sucht zu citiren und sich auf gelehrten Apparat zu stützen, um dem Ungeweihten zu imponiren, liest man fast kein einziges Citat, welches uns die geringste Bürgschaft eines Zusammenhangs des

Digitized by Google

Verfs. mit dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft giebt. Weder Kant noch Fichte, noch weniger die durch Schelling angeregte grofse Bewegung im Gebiete der Philosophie der Kunst, noch die unsterblichen Leistungen Solger's, Hegel's und seiner Schule kennt der Verf., eben so wenig deutet ein Wort uns an, dafs er z. B. in Rücksicht der Fragen über den Ursprung des Dramas bei den Griechen, über Komödie und Tragödie die Forschungen von Boeckh, Thiersch, O. und E. Müller, Welcker und Anderen auf diesem Gebiete, oder das, was zum Verständnifs der Aristotelischen Poetik so Bedeutendes geleistet worden ist, im geringsten kennt. Was uns der Verf. an Citaten bringt, ist gröfstentheils werthloser Kram, zum Theil sogar nur gelehrter Auskehricht, den unser Verf. aber wie kostbare Reliquien behandelt. Dergleichen kann Leute, die nicht auf der Höhe der Wissenschaft stehn, täuschen; kann ihnen die Vorstellung einer gelehrten Bildung erwecken, der gegenüber man sich nur mit einer gewissen Scheu verhalten dürfe. Den dramatischen Künstlern sei es daher hier gleich von Hause aus erklärt: der gelehrte Prunk des vorliegenden Werks ist gröfstentheils armseliger Plunder, aufgestutzt, um einmal bei einem Festzug zu paradiren, aber doch kaum mehr im Stande die Blöfse zu bedecken. Dieser Don Ranudo-Aufzug ist aus verschiedenen Trödelbuden, je nach den augenblicklichen knappen Mitteln, nicht nach dem wirklichen Bedürfnifs zusammengekauft oder zusammengeborgt; die armselige Figur steckt aber mit einem Behagen darin, das rührend wäre, wenn die brutale Behandlung eines ganzen Standes und einer ganzen Thätigkeit uns zu einer andern Empfindung, als der der Indignation kommen lassen könnte. Wir wollen eine Deutung über die Entstehung vorliegenden Buches wagen. Unser Verf. lebt in Gmunden bei Wien, von dort ist auch die Vorrede datirt. Hier hat derselbe, nachdem er einige zwanzig Jahre in Lethargie zugebracht, die vergelbten Blätter aus seiner Jugendzeit wieder hervorgesucht und gefunden, dafs sie noch vollkommen brauchbar seien; diese hat er dann ohne Weiteres zusammengestoppelt und Buchhändler und Buchdrucker haben das Ganze eines Buches daraus gemacht. Da unser Verf. sich aufserhalb des Zusammenhangs mit dem Geist der Gegenwart befindet, so hat es uns auch nicht wundern können, dafs derselbe von unserm Versuche, die Kunst der dramatischen Darstellung wissenschaftlich zum erstenmale zu begründen, keine Notiz genommen hat; wir sind indessen in der honettesten Gesellschaft, neben den ersten Forschern der Nation, von Hrn. Hebenstreit glücklicher Vergessenheit Preis gegeben worden. In dieser Rücksicht, nämlich darin, alle Geistesbewegung seit etwa dreifsig Jahren ignorirt zu haben, hat sich unser Verf. in bewunderungswürdiger Consequenz gehalten. Es guckt auch an keiner Stelle der Mann der Gegenwart heraus, kein unbewachter Augenblick zeigt ihn von dem Strome derselben ergriffen.

Diesem allgemeinen Bilde fraglichen Werkes lassen wir die Kritik seiner Principien und Argumente folgen, welche zugleich als eine Bestätigung unsers an die Spitze gestellten Urtheils gelten werden. Wir scheiden unsere Kritik in zwei Abschnitte, deren erster die Polemik unsers Verf. gegen die Schauspielkunst, als *eine Kunst* prüfen, und deren zweiter die Behandlung, oder vielmehr die Mifshandlung des Standes der Schauspieler in *staatsbürgerlicher Hinsicht* umfassen wird. Der Verf. hat seine Argumente durchaus in keinem innern Zusammenhange vorgetragen, sie sind meist als blofse Einfälle bunt im ganzen Buche zerstreut. Wir übernehmen daher zunächst das Geschäft, dieselben etwas geordneter zusammenzustellen. Die Hauptargumente, welche nach unserm Verf. die Schauspielkunst aus der Reihe der Künste in die Kategorie des Handwerks, überhaupt einer mehr mechanischen Fertigkeit verweisen, sind: 1) „das Schauspielen hat keinen eignen Grund und Boden, es ist nichts Selbständiges, nichts für sich Bestehendes, sondern ein durch das Dichterwerk Bedingtes und mit seiner Erscheinung zugleich Erlöschendes (p. 36); 2) die Kunst verlangt ein im freien Zustande des Empfindens und Denkens erschaffenes, von der Person des Schaffenden getrenntes, für sich bestehendes Werk, denn der Künstler schafft in keiner andern Absicht, als dafs sein Werk *bleibend* sei. Das Geschäft des Schauspielers aber besteht fortwährend in der durch Nachahmung und Uebung erworbenen Fertigkeit, den Gemüthszustand einer fremden, d. i. einer vom Dichter geschaffenen Person, scheinbar an seinem eignen Ich, oder an seinem eignen Leibe darzustellen (p. 40 und an vielen andern Stellen)." „Der Schauspieler, heifst es weiter (p. 71), schafft weder seinen Stoff noch die Form. Den Stoff empfängt er vom Dichter und die Form hat

Digitized by Google

nichts Künstlerisches, nichts Ideales, sondern die schärfste Begränzung in Zeit und Gegenwart. Denn je bestimmter das Spiel ist nach der besondern Eigenheit der vor unsern Augen herumwandelnden Personen, welche Eigenheit durch Stand und Gewerbe, durch Charakter, Gewohnheit und Leidenschaft ihnen aufgedrückt wird, desto höher schlagen wir die Kunst des Schauspielers an. Der Schauspieler copirt also das Wirkliche, allein er schafft nichts aus sich, er *idealisirt nichts*." Vergl. p. 47, 57 und 59, wo es heifst: „Sein d. h. des Schauspielers Geschäft besteht ja nicht im Erfinden, sondern in einem blofsen Nachbilden, und er kann eben so wenig als schaffender Künstler anerkannt werden, als jene Personen, welche auf dem römischen Theater Frauenzimmer vorstellen, indem sie als Jünglinge die Eigenschaften des weiblichen Geschlechts in ihrem Wesen und Betragen studirt haben und eine dritte und fremde Natur spielen." — Ferner p. 41: „In der Natur allein liegt das Ideal seiner Darstellungen, und seine Freiheit ist Nichts als Composition in der ganz gewöhnlichen Bedeutung des Worts." Vergl. p. 42: „Der Schauspieler vermag, selbst wenn er sich zur höchsten Virtuosität erhoben hat, nichts weiter, als zu *copiren* unter der Bedingung der Gesetze des Schönen." Dem Schauspieler fehlt daher, nach unserm Verf., alle *Freiheit des Empfindens und Denkens*; höchstens kann sie der Aufführung vorangehn; „denn wollte sie in der Darstellung selbst thätig sein, so würden leicht Lächerlichkeiten entstehn, und das Zusammenspiel gestört werden, was stets einen eingeübten Mechanismus voraussetzt." (p. 38) Vergl. p. 58: „Da die Empfindung des Schauspielers nur Schein, nicht Wirklichkeit sein darf, so kommen wir auf den von Lessing zur Bedingung gemachten Mechanismus und auf die Wechselwirkung des Körpers und der Seele durch Nachäfferei oder Nachahmung in Zeichen und Empfindung zurück." Ferner p. 42: „Was der Schauspieler wirkt ist kein Werk, weniger noch ein Kunstwerk, es ist ein Körperspiel, vorübergehend mit dem Moment der Handlung, im Eindruck nicht rein, stets vermischt mit der Erinnerung an die Person, an die Eigenthümlichkeit, an die Handlungsweise, ja an das Leben überhaupt des Schauspielers." Der Schauspieler endlich ist abhängig vom Dichter, von der Bildung, vom Geschmack des Publicums. „Dabei steht er zur Schau einem Jeden, der Lust und Belieben fühlt, ihn an bestimmten Tagen, zur bestimmten Stunde, um einen bestimmten Eintrittspreis zu betrachten und zu beurtheilen, ganz der eignen Laune oder der eignen Einsicht gemäfs; denn in solcher Beziehung ist durchaus keine Beschränkung bindend. Anders verhält es sich mit der öffentlichen Beurtheilung seiner Leistung. Diese Leistung, oder Darstellung ist ihrer Natur nach nur eine Bekleidung des dichterischen Charakters, dessen Kenntnifs von Seiten des Beurtheilenden vorausgesetzt wird u. s. f." (p. 50. Wir haben hier vorläufig nur diejenigen Argumente zusammengestellt, aus welchen die Schauspielkunst als Kunst negirt und in die Reihe mechanischer Fertigkeiten verwiesen wird. Andre Gründe, welche gegen die ganze Thätigkeit der dramatischen Darstellung gerichtet sind, übergehn wir hier noch vorläufig, weil sie zu sehr mit der Beurtheilung dieser Kunst vom sittlichen Standpunct und daher auch mit der staatsbürgerlichen Stellung des ganzen Standes zusammenhängen.

Die Schauspielkunst kann nach unserm Verf. niemals in den Rang einer *wahren* Kunst treten, weil sie durch das Dichterwerk bedingt, weil die Darstellung an der Person des Künstlers haftet und weil der Schauspieler es nur mit der Copie einer in der Wirklichkeit gegebenen Form zu thun hat, seiner Thätigkeit also alle Idealität mangelt. Dies ist der Kern der Argumente unsers Verf. Der Schauspieler bedarf des Dichters, das versteht sich, wie der ausübende Musiker des Componisten. Das dramatische Gedicht ist also die *Voraussetzung* des Darstellers. Er ist durch ein *Kunstwerk* gebunden. Die Kunst des Darstellers ist folglich nicht Darstellung der Natur, sondern Darstellung idealer, der Phantasie entsprungener Gestalten. Die dramatische Poesie weist aber, als die Poesie in der Form einer gegenwärtigen Handlung, auf ihre letzte Verwirklichung durch die Darstellung hin. Damit ist nur ein Uebergang aus dem Element der Idealität in ein relativ reales Element gesetzt, ich sage in ein relativ reales, denn in der That giebt uns doch auch die dramatische Darstellung selbst keine sinnlich reale Wirklichkeit, sondern nur den Schein derselben: ihr Gesetz ist also ein Gesetz der Kunst und nicht der Natur.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 62.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1843.

Das Schauspielwesen. Dargestellt auf dem Standpuncte der Kunst, der Gesetzgebung und des Bürgerthums. Von Wilhelm Hebenstreit.

(Fortsetzung.)

Für die dramatische Darstellung gilt also, wie für alle Kunst, nicht die Naturwahrheit, sondern die künstlerische Wahrheit als absolutes Gesetz. Dies sind einfache Folgerungen aus dem Begriff der Kunst selbst, mit denen wir Niemand etwas Neues sagen, der überhaupt von der Kunst Begriffe hat, aber auch Niemand belehren wollen und können, der sich durch die Schranke seines Standpuncts vom Verständnifs philosophischer Ideen ausgeschlossen hat. Es bedarf also keiner ernsten Widerlegung, dafs, weil die dramatische Darstellung die Kunst und nicht die Natur als Stoff voraussetzt, ihr deshalb der Rang einer Kunst abgesprochen werden müsse.

Aber die Thätigkeit des Schauspielers haftet an seiner *Person*, ist an seine *Persönlichkeit* gebunden. Wo steht es als Kunstgesetz geschrieben, mit dem die Kunst stehe und falle, dafs ein Kunstwerk von der schaffenden Person gesondert bestehn müsse? Ist das ein Kriterium der Kunst? Weil nach unsers Verf.'s Vorstellung die Schauspielkunst einmal keine Kunst sein soll, so decretirt er rasch: zum Wesen der Kunst gehört, dafs das Werk nicht an der schaffenden Person hängen bleibe, sondern ein für sich bestehendes sein müsse, denn kein Künstler schaffe in einer andern Absicht, als dafs sein Werk *bleibend* sei. Aber abgesehn von der Behauptung, welche, nur von der Eigenthümlichkeit der dramatischen Darstellung abstrahirt, willkührlich zu einem allgemeinen Gesetz der Kunst erhoben wird, krankt das Räsonnement an einer eben so schiefen, als unbestimmten Vorstellung. Zunächst ist es unwahr, dafs der Künstler ein Werk schaffe, *damit es bleibend sei.* Der wahre Künstler schafft, weil er *mufs*, weil er innerlich durch seinen Genius getrieben wird, das Angeschaute zu gestalten; *ächte Kunstwerke sind innerlich nothwendige Werke*, die nicht etwa auch hätten unterbleiben können, die Dauer des Werks ist etwas Secundäres, erst aus dem Werth des Werks Folgendes, nicht ursprünglicher Zweck. Wer sich vornimmt etwas Bleibendes zu schaffen, kann deshalb doch immer noch etwas sehr Vergängliches hervorbringen. Was heifst aber *bleibend?* Ist die Macht, die ein grofser Darsteller über die Gemüther ausübt, nichts Ewiges, weil die sinnliche Dauer nicht ad oculos demonstrirt werden kann? Ist die Macht der Rede darum weniger eine geistige Macht, weil das gesprochene Wort seinen Boden nur in den Gemüthern der Zuhörer hat und nur in ihnen fortlebt? Freilich ist der Schauspieler ganz auf die Gegenwart gewiesen; sein Werk stirbt mit ihm; des Redners Werk geht halb, des Schauspielers ganz verloren. Le comédien s'en va avec l'homme. Talma meurt tout entier, Mirabeau à demi (vgl. meine Kunst der dramatischen Darstellung p. 37 u. s. f. wo ich die Consequenzen aus dieser Erscheinung weiter verfolgt habe). Ist aber eine Erhebung des Gemüths, welche ganze Massen ergreift und gleichsam verbrüdert, welche sie über den Schlendrian des täglichen Lebens, über die Misère des Tages hinweghebt, nichts *Ewiges?* Soll die Dauer nur nach dem Quantum von Zeit gemessen werden, und nicht vielmehr nach der Intensität der Wirkung, nach der nachhaltigen Kraft der Erinnerung? Dafs die dramatische Darstellung aber an die Persönlichkeit des Darstellers gebunden ist, giebt deshalb noch kein Argument ab gegen diese Kunst, eben so wenig als gegen den sittlichen Werth dieser Thätigkeit. Auch darüber hätte sich der Verf. aus unserm Werke, wo dieser Gesichtspunct seine Erledigung gefunden hat, belehren können (vergl. die Kunst der dramat. Darstellung p. 6—12). Der Verf.

Digitized by Google

kommt auf diesen Punct mehrfach zurück; es ist ihm ein Hauptanstofs, dafs der Schauspieler eine vom Dichter geschaffene Person an seinem eignen Leibe darstelle. Er leitet daraus die wunderlichsten Folgen auch für den sittlichen Werth dieser Kunst ab. Ist es denn aber so schwer zu begreifen, dafs die Leiblichkeit des Darstellers nur die Bedeutung hat, ein *Material* zu sein, welches der Künstler für ideale Gestalten jedesmal zu begeistigen, d. h. umzugestalten hat? Der Ton, wie die individuelle Leiblichkeit des Schauspielers haben ja nur die Bestimmung, zum Ausdruck idealer, von der Phantasie geschaffener Gestalten verwendet zu werden. Es wiederholt sich also hier nur der Procefs aller Kunst, ein gegebenes sinnliches Material zur Darstellung von Ideen zu begeistigen, mithin dasselbe durch diese Thätigkeit so aufzuheben, dafs es ganz und gar aufhöre ein unmittelbar gegebener Stoff zu sein, sondern zur Erscheinung von Ideen, hier also dichterischer Gestalten erhoben werde. Der grofse Schauspieler trennt sich folglich von sich selbst so, dafs er die ideale Anschauung eines Charakters in seine Leiblichkeit hineinbildet, seine sinnliche Individualität, seinen natürlichen Ton zu einem Material herabsetzt und gleichsam zur Aufnahme der idealen Gestalt erweicht, damit wir an seine individuelle Gestalt gar nicht mehr erinnert werden. Dafs diese Fähigkeit, sich von seiner gegebenen Leiblichkeit völlig abzulösen und dieselbe zum Ausdruck einer idealen Persönlichkeit umzubilden, so selten angetroffen wird, ist der Grund, der *so sparsam in der Kunstgeschichte vertheilten wahrhaft grofsen Schauspieler.* Es giebt eine Menge Darsteller, welche uns da befriedigen, wo sich ihre besondere Individualität, ihre persönliche Geistesstimmung in einer gegebenen Rolle fortsetzt und höchstens steigert, denen aber doch die Macht durchaus gebricht, ihre Individualität zum Ausdruck einer von ihrer besondern Persönlichkeit wahrhaft unterschiedenen Gestalt völlig umzubilden. Dies ist der eigentlich schöpferische Act, welcher den grofsen Schauspieler charakterisirt. Was in sittlicher Beziehung die Selbstverläugnung ist, d. h. die durch die Macht der sittlichen Idee zum Schweigen und zur Unterwerfung gebrachte widerstrebende Eigenthümlichkeit mit ihren sich hervordrängenden subjectiven Neigungen und Trieben, das ist in künstlerischer Beziehung, auf dem Gebiet der dramatischen Darstellung, die Ueberwältigung der besondern Individualität, um sie zu einem Gefäfs für die Aufnahme und das Gedeihen einer Phantasiegestalt tüchtig zu machen. Dort, auf dem sittlichen Gebiete, soll sich das besondere Selbst zum allgemeinen Selbst erweitern, seine widerspenstige Besonderheit soll also abgearbeitet werden, hier soll das besondere Selbst für ideale Zwecke zu einem blofsen Material herabgesetzt, also nicht minder das in ihm Ungefügige aufgelöst werden. Nur von diesem Gesichtspunct aus fallen alle die zum Theil abgeschmackten Folgerungen hinweg, welche auch unser Verf. aus der Erscheinung, dafs der Schauspieler die dichterischen Gestalten an seinem Leibe darstellt, so reichlich zieht.

Folgen wir unserm Verf. in seiner weiteren Polemik gegen die Schauspielkunst, so treffen wir indessen noch auf Puncte von viel gröfserer Gedankenlosigkeit. Dem Schauspieler wird zunächst alle schöpferische Thätigkeit abgesprochen, er wird auf die blofse Fertigkeit der Nachbildung der in der Wirklichkeit gegebenen Formen reducirt, ihm damit alle *Freiheit des Denkens und Empfindens*, und seinem Werke *alle* und jede *Idealität* bestritten. Die Argumente unsers Vf.'s bilden ein aller Erfahrung Hohn sprechendes und aller philosophischen Bildung spottendes Gewirr begriffloser Reflexionen. Unser Verf. hat nämlich, um mit dem Kardinalpunct zu beginnen, die allerverworrenste Vorstellung von *Idealität in der Kunst.* Sie ist ihm Nichts als ein unbestimmtes Phantasiegebilde aufser Raum und Zeit, das, so wie es in bestimmten Formen erscheint, damit auch den Charakter der Idealität sogleich einbüfst. Die Bestimmtheit und Begränzung sind es, vor denen unser Verf., als vor den alle Idealität befleckenden Bestimmungen, einen besondern Abscheu empfindet. Nach unserm Verf. hat, wie wir oben schon angeführt, die Form überhaupt nichts Ideales, sondern ist nur die schärfste Begränzung in Zeit und Gegenwart. „Hier, d. h. in der Schauspielkunst mufs *individualisirt* werden, welches natürlich wieder das *Idealisiren* ausschliefst" p. 57. „Was die Unkundigen idealisiren in der Schauspielkunst nennen, ist nichts als diese Fertigkeit, den vergröfserten Maafsstab des Tons, der Gebärde und der Bewegung nach dem Verhältnifs des Hauses zu treffen, in welchem zur Schau gespielt wird" p. 62. Und an einer andern Stelle p. 69 polemisirt der Verf. gegen eine Aeufse-

Digitized by Google

rung, welche das Idealisiren des Schauspielers darein setzt „die Gesetze der Natur nicht in einem einzelnen Individuum, sondern in dem ganzen Geschlecht darzustellen," durch die Bemerkung, dafs der Schauspieler nichts idealisire, „denn er hat die Rede des Dichters nur zu declamiren und die Handlung durch Gebärde zu bezeichnen." Aber mit seiner äufsern Bezeichnung sei er auf das wirkliche Leben angewiesen. „Und wie liefse sich wohl ein Idealisiren und ein Veranschaulichen vorgeschriebener Gefühle nach ihrem Erscheinen im *wirklichen* Leben vereinigen!" Das Idealisiren wird nach unserm Verf. ferner in der Schauspielkunst ein Unding, weil der Dichter den Charakter vorzeichnet und die Nation die Art der Darstellung bestimmt. „So steigt und fällt, heifst es p. 71, der Schauspieler mit dem Dichter und seine Formen der Darstellung richten sich nach den Formen der Nation in geselliger und wohl auch in sittlicher Hinsicht. Eben dadurch verliert aber nun die schauspielerische Darstellung die eigne Selbstständigkeit und mit derselben auch den Rang einer wahren Kunst." Um endlich recht gründlich dem Schauspieler jeden Anspruch auf Künstlerschaft zu benehmen, führt unser Verf. einige Vorschriften aus dem Disciplinar-Codex an, welche die Beschränkung des Schauspielers durch eine Menge auf das Aeufserlichste, namentlich das pünktliche Erscheinen und Ankleiden derselben gerichteter Gesetze darthun, ihn aus der Einbildung seines Künstlerthums herauswerfen und ihm das Gefühl seiner Abhängigkeit aufdringen sollen, vgl. p. 71.

Es fällt uns schwer, die von unserm Verf. geltend gemachten Behauptungen und Folgerungen über das Idealisiren und die Idealität der Kunst ernsthaft zu behandeln. Eine Fülle von Begriffen ist gewissermafsen schon Gemeingut der Gebildeten geworden, wenn dieselben gleich die metaphysische Wurzel nicht kennen, aus der diese Begriffe stammen. Unser Verf. steht aber ganz aufserhalb dieser Gemeinschaft des gegenwärtigen Geistes. Es kann uns daher auch nicht einfallen, ihn belehren zu wollen; dazu wären ganz andere Anstrengungen nöthig, und auch diese möchten zuletzt völlig fruchtlos sein. Aber für die noch nicht ganz Versumpften, jedoch heimlich etwa unserm Verfasser Zujauchzenden, mag Folgendes genügen. Was Hr. Hebenstreit der Schauspielkunst zum Vorwurf macht, trifft *alle Kunst*. Jedes Kunsterzeugnifs ist eine Einheit des Allgemeinen und Besondern, der Seele und ihres von derselben geformten Leibes. Das Moment der Beschränkung, d. h. der Bestimmtheit, des Eingehens in Zeit und Raum wohnt aller Kunst, wie aller Lebendigkeit bei. Eine Idealität, welche sich nicht bis zur Bestimmtheit fortzutreiben vermag, ist ein hohles Gespenst, ein phantastischer Einfall. Die höchste Kunst, die dramatische Poesie, fordert, eben weil sie die Spitze aller Kunstthätigkeit ist, die Entäufserung der freien Phantasie zur höchsten Bestimmtheit, d. h. zur *Individualität*. Sie entfaltet, mehr als jede andere Gattung der Poesie, die beiden Seiten des Allgemeinen und des Individuellen in unablässiger Durchdringung vor uns und ist um so mehr Kunst, je mehr sie sich in ihren Gebilden grade zur *Individualität* zuspitzt, ohne deshalb das Allgemeine einzubüfsen. Shakespeare ist durch Nichts so sehr der gröfste dramatische Dichter, als dadurch, dafs er das Allgemeine, oder die geträumte Idealität unsers Verf.'s, zu einem Reichthum sinnlich lebendiger Gestalten entfaltet und durch die Energie des Geistes das Ideale unablässig *individualisirt*. Für den Verf. schliefsen sich aber Idealität und Individualität, idealisiren und individualisiren schlechthin aus. Daher das ganze Nest unphilosophischer Vorstellungen und ihrer Consequenzen. Was Hr. Hebenstreit als einen Mangel der dramatischen Darstellung ausspricht, der schärfsten Begränzung in Zeit und Raum unterworfen zu sein, ist grade der Ausdruck ihrer höchsten Lebendigkeit, kraft welcher sie das schon individuelle Gebilde des dramatischen Dichters aus dem idealen Raum in den wirklichen Raum zu übersetzen, gleichsam das Relief in ein wirkliches Rundbild zu verwandeln vermag. Die Durchdringung der Idealität und Naturwahrheit habe ich als das absolute Gesetz der dramatischen Darstellung entwickelt und dabei zugleich das Dreifache durch den Begriff bedingte Verhältnifs des Künstlers zu den dramatischen Charakteren auseinandergesetzt. Hier konnte nur das Princip der Kunst selbst angedeutet werden. Die ausführlichere Entwicklung möge man im Buche selbst nachlesen. (Die Kunst der der dramatischen Darstellung p. 18 — 33).

Die abentheuerlichste Vorstellung aber macht sich unser Verf. von der *Form*. Wenn demselben nur ein geringes Maafs philosophischer Einsicht beiwohnte, so würde er wissen, dafs grade in der Kunst die Form-

Digitized by Google

thätigkeit die wesentlichste, primitive ist, durch welche der Stoff aus der blofsen Möglichkeit, Ausdruck eines Gedankens zu werden, zur Wirklichkeit desselben erhoben wird. Gegen sie, die formbildende Thätigkeit, ist der Stoff das schlechthin Dienende, Unselbstständige, worin sich die Idee nur zur Erscheinung bringt. Der Stoff verhält sich daher zur Formbildung, wie Mittel zum Zweck, denn dem ersteren kommt nach Aristoteles tiefem Ausspruch keine für-sich-seiende Existenz zu, diese erhält er erst durch die Form. Der Stoff hat daher nur die Bedeutung der δύναμις (des Vermögens) gegen die Formthätigkeit, die ἐντελέχεια d. h. die sich verwirklichende Zweckthätigkeit.

Aber das Idealisiren ist in der dramatischen Darstellung, nach unserm Verf., auch darum unmöglich, weil der Schauspieler vom Dichter abhängig ist und die Nation die Art der Darstellung bestimmt. „Nach ihr, heifst es, richten sich die Formen seiner Darstellung in geselliger und sittlicher Beziehung." Daraus folgert dann unser Verf. die völlige Unselbstständigkeit der Schauspielkunst. Die erste Seite, das Verhältnifs des Darstellers zum Dichter, ist bereits von uns erledigt worden. Das zweite Argument schliefst wieder die verworrensten Vorstellungen ein. Abgesehn von dem höchst unklaren Ausdruck, dafs die Formen der Darstellung sich nach den Formen der Nation in geselliger und sittlicher Hinsicht richten sollen, enthält dieser Satz, wenn man demselben auch den möglichst vernünftigen Inhalt leiht, doch immer eine doppelte Schiefheit. Von der Nation ist nicht nur der Schauspieler, sondern jedweder Künstler abhängig. Die bestimmte Culturstufe der Nation und die Volksindividualität sind die Grundlagen, aus welchen sich der Künstler und vor allem der Dichter heraushebt; beide Grundlagen gewinnen im grofsen Dichter nur ihren eigenthümlichsten und idealsten Ausdruck. Hr. Hebenstreit bildet sich also ein, dafs die Dichter, denen er doch eine volle Selbstständigkeit zuspricht, in der Luft schweben und nach ihrem Belieben, durch Nichts bedingt und beschränkt, sich ihre Stoffe gestalten können, so dafs etwa die antike Tragödie auch in einem andern Volke, als den Griechen, und ihre Vollendung durch Sophokles auch unter tausend andern Verhältnissen, als welche der Athenische Staat und das gesammte Leben Athens zu jener Zeit darboten, hätte zu Stande kommen können? Unser Verf. hat, wie sich hier zeigt, gar keine Ahnung von dem innern Zusammenhange des Individuums mit der geistigen Substanz des Volks, der dasselbe angehört, wenn er die Unselbstständigkeit des Schauspielers aus der Abhängigkeit desselben von der Nation behauptet. Die zweite Schiefheit ist aber, dafs diese Abhängigkeit von der Nation doch nicht so verstanden werden darf, als griffe der ächte Künstler, obgleich in der Nation und in ihren Lebenselementen wurzelnd, nicht zugleich über dieselbe über, und öffnete nicht seine Schätze auch anderen Nationen zum Genusse. In diesem Sinne gilt das Goethische Wort: „Es giebt keine patriotische Kunst und Wissenschaft." Ganz richtig, weil beide Eigenthum der *Menschheit* sind. Um dies zu verstehn, müfste der Verf. freilich wieder erst zwei Begriffe zusammenbringen, die er in seinem Denken auseinanderzuhalten gewohnt ist, nämlich das über die Besonderheit übergreifende Allgemeine und das Besondere, hier das allgemein Menschliche und die Volksindividualität. Alle grofsen Dichter und Künstler sind eine solche Einheit. Aber dasselbe gilt auch vom Schauspieler. Obgleich der Gegensatz der französischen und deutschen Schauspielkunst in seinen Grundzügen ein sehr entschiedener ist, so ergreifen doch nichtsdestoweniger die grofsen Darsteller Frankreichs nicht minder auch ächt deutsche Naturen, weil sich die Gesetze der Schönheit und Wahrheit auch in jenen offenbaren. Talma und die Rachel sind, obgleich durch die französische Nationalität bedingte Schauspieler, doch zugleich Künstler, welche eine allgemeine, weit über die Nationalität übergreifende Herzensgewalt ausübten und ausüben. Hat doch die Rachel sogar die der französischen klassischen Tragödie gewifs am wenigsten wahlverwandten Engländer durch die grofsartige Wahrheit ihres Spiels völlig aus sich herausversetzt und in London fast nicht geringere Triumphe errungen, als in Paris. Und gewifs würden kunstgebildete mit deutschem Geiste und Poesie vertraute Franzosen sich nicht minder von Schröder, Fleck, Ludwig Devrient und Seydelmann ergriffen gefühlt haben, weil eben in diesen Künstlern, trotz der durch und durch deutschen Basis ihres Spiels, zugleich das allgemein Menschliche in unvergänglicher Wahrheit siegreich über die blofse Nationalität hervortrat.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 63.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1843.

Das Schauspielwesen. Dargestellt auf dem Standpuncte der Kunst, der Gesetzgebung und des Bürgerthums. Von Wilhelm Hebenstreit.

(Fortsetzung.)

Bei dem Horror, den unser Verf. vor der Bewegung überhaupt hat, darf es uns nicht Wunder nehmen, wenn wir ihn mit einer gewaltigen Emphase die Nichtigkeit der Schauspielkunst aus dem Grunde behaupten hören, weil im Laufe der Zeit die alten Formen der Darstellung neuen Formen gewichen sind. „Aber die Hand auf's Herz, heifst es p. 168, ehrlich und unbefangen: Was haben denn die allergröfsten, berühmtesten Schauspieler, jene hochgepriesenen Künstler geleistet, das dem Werke eines Genies gleich ist? Stellt uns die Garriks, die Siddons, die Talmas, Brockmann und Iffland und wie die Genies sonst heifsen, jetzt wieder auf die Bühne, was werdet Ihr Lobredner und Vergötterer ihrer unsterblichen Verdienste erblicken? Eine alte Form, die einer neuen gewichen ist, fremdartige Manier und Charakterbildung, wobei Euch alle Lust verschwinden wird, auch nur an Wahrheit und Schönheit des Spiels zu denken.". Dafs die Zeit, oder vielmehr der fortschreitende Geist in derselben, wie in jeder andern Kunst, ja wie in jeder Gestalt des menschlichen Geistes, diejenigen Formen zerbricht, welche nur einer bestimmten Zeit, einer beschränkten Stufe des Geistes angehörten, ist das absolute Recht, welches der Geist unabläfsig ausübt. Oder verfährt derselbe etwa weniger streng in der Poesie, oder in den Gebieten des praktischen Geistes? Aber derselbe Geist erhält und bewahrt auch das, was durch seinen Gehalt und seine Form einer ewigen Jugend angehört, in unserer Kunst, wie in allen Künsten als ein ewig wirkendes Gemeingut auf. Darum würden auch heut noch Garrik, die Siddons, Fleck und Schröder einen nicht minder gewaltigen Eindruck hervorbringen, als zu der Zeit, wo sie zuerst die Zuhörer elektrisirten; sie würden auch heut nicht geringere Wirkungen hervorbringen, als Homer, Sophokles, Shakespeare, Cervantes und Goethe über die Gemüther noch jetzt ausüben, weil in diesen, wie in jenen, ein allgemein menschlicher Gehalt in den edelsten Formen und doch zugleich in der individuellsten Gestalt zu Verstand und Herz spricht. Ueberkommt denn nicht noch heut Greise eine wahre Jugendbegeisterung, wenn sie sich Fleck's und Schröder's durchdringende Töne und die Grofsheit ihres Spiels vergegenwärtigen? Offenbar, weil hier nicht nur eine zeitliche Form wirksam gewesen, sondern von ihnen, wie von jenen grofsen Dichtern, ein ewiger menschlicher Gehalt mit grofsem Gemüthe und mit schöpferischer Kraft aufgefafst und versinnlicht worden ist. Auch dieser Versuch, die Schauspielkunst zu degradiren, beruht also, wie alles bisher vom Verf. Vorgebrachte, nur auf seiner mangelhaften Gedankenbildung und der Verworrenheit seiner Vorstellungen.

Da der Verf. sich durchgängig unfähig zeigt, das Idealisiren und Individualisiren zusammen zu fassen und als Momente der künstlerischen Thätigkeit zu begreifen, so folgt daraus auch eine Fülle von Irrthümern, durch welche verleitet, er die Schauspielkunst zu dem Range eines blofsen Metiers herabsetzt und unabläfsig in den gehäfsigsten und verächtlichsten Wendungen auf diese neue Entdeckung zurückkommt. Die Wurzel aller dieser Querköpfigkeiten ist, wie gesagt, die hinter aller philosophischen und künstlerischen Bildung der Gegenwart zurückgebliebene Denkweise unsers Verfassers. Da derselbe, wie wir gesehn, nur eine von der Individualisirung getrennte Idealität kennt, die Schauspielkunst aber unabläfsig Individualitäten verkörpert, so bleibt solchem Räsonnement nichts übrig, als die Thätigkeit des Darstellers in ein blofses Copiren der gegebenen Wirklichkeit und seine

Digitized by Google

ganze Stärke in die Fertigkeit zu setzen, sich alle bemerkbaren Aeufserlichkeiten anzueignen, sie zu verarbeiten, in passender Form wiederzugeben und zu jedem Charakter eine originelle oder die passendste Bekleidung aus dem stets gegenwärtigen Reichthum seiner Erinnerungen zu wählen" p. 73 vgl. p. 41, 47. „Die Rolle vorzutragen und mit dem nöthigen Gebärdespiel zu begleiten, ist daher unserm Vf. die einzige und höchste Aufgabe des Schauspielers (p. 38. u. sonst oft).

Declamation und Gesticulation sind dem Verf. nur mechanisch erlernte Fertigkeiten, ein Resultat, das sich ihm unzweifelhaft aus dem charakteristischen Unterschiede der verschiedenen Tänze, oder der Gesticulation (die saltatio ist nämlich dem Verf. die Gesticulation im Allgemeinen, p. 27) der Alten, wie aus den Andeutungen derselben über die Technik des Vortrags und namentlich über den Gebrauch der Stimme herausgestellt hat p. 28 *). Unser Verf. will daher wissen, dafs des antiken Schauspielers gesammtes Verdienst in der Genauigkeit bestand, mit der er seine Stelle ausfüllte, nicht aber in willkührlicher Bravour und in dem Prunk besonderer eigener Meisterschaft p. 28. Diese letzten Worte sind den Vorlesungen Schlegel's 1 p. 96 entnommen, aber bei Schlegel allein gegen die Anmafsung und Eitelkeit der Darsteller gerichtet, welche sich auf Kosten des Ganzen geltend zu machen streben und nicht ihre wahrhafte Ehre in die Darstellung eines Ganzen setzen; aus jenen Worten darf daher keineswegs wie unser Verfasser uns glauben machen möchte, das Professionsmäfsige dieser Kunst gefolgert werden. Alle grofsen, von ihrer Kunst wirklich durchdrungenen Schauspieler sind darüber einig, dafs es sich in dieser, auf der steten Wechselwirkung aller Glieder des Dichterwerks beruhenden Kunst vor allem um die *Selbstbeschränkung im Interesse des Ganzen* handele, ohne damit im Geringsten das Schöpferische ihrer Thätigkeit zu beeinträchtigen. Ein grofser, von dem Werthe und der Bedeutung seiner Kunst *gewifs tief* ergriffener Schauspieler, der uns leider *so früh* entrissene Seydelmann, war von dieser Wahrheit so durchdrungen, dafs er in einem Briefe an den Referenten über die auf ihre eigene Hand, unbekümmert um das Ganze spielenden Kraftgeister unter den Schauspielern sagt: „Welch' heilige Scheu Goethe vor solchen Kraftgeistern hatte, als er auf der Weimarer Bühne sein bewundertes Ensemble herstellte, ist bekannt, und nur der Unverstand, unkünstlerischer Sinn kann seinen Widerwillen tadeln. Goethe, als er sich seinen Theaterstaat schuf, ging so anerkennend, als — besorglich jeder überschwänglichen Naturkraft aus dem Wege, und gewifs, sie pafst einmal mit ihrer eitlen Gränzenlosigkeit in keinen Kunstverein, der seine Grundgesetze hat, *die Willkühr ausschliefst und Beschränkung will.*" — Selbst bei dem geringen Maafse der philosophischen Bildung unsers Verf.'s fällt es dennoch auf, aus solchen Gründen die Schauspielkunst zur blofsen Profession (ein Lieblingsausdruck des Verf.'s von dieser Kunst) herabgedrückt zu sehn. Solche Vorstellungen führet unser Verf. nun zu einem

*) Diese Behauptung giebt übrigens kein günstiges Zeugnifs für den Sinn, mit welchem der Verf. die Stellen der Alten, namentlich Cicero's, welche die Kunst der Schauspieler berühren, gelesen hat. Dafs dieselben die aufserordentlichsten Uebungen besonders für die Bildung ihrer Stimme unternahmen und den ausdauerndsten Fleifs für die Erwerbung der Technik bewiesen, steht fest: vgl. unter Anderen Cic. de orat. 1, 59. Aber aus den Beispielen, welche Cicero selbst von der hinreifsenden Gewalt des Vortrags des Roscius giebt de orat. 3, 26, wie aus den Aeufserungen Cicero's de orat 1, 28, dafs jeder, der etwas Vorzügliches in irgend einer Kunst leistet, ein Roscius in seiner Art genannt wird, ferner aus den Worten in demselben Capitel, „oft höre ich vom Roscius die Aeufserung, er habe noch keinen Schüler, der seine Wünsche befriediget, finden können," endlich aus de orat. 1, 29, wo Cicero die Aeufserung des Roscius mittheilt: ein Haupterfordernifs der Kunst sei der Anstand, der jedoch auch das Einzige sei, was durch Kunst nicht gelehrt werden könne; (von Quintilian wiederholt lib. XI, 3, 177) aus allen diesen Mittheilungen geht genugsam hervor, dafs der blofse Fleifs und die Anstrengung bei dem Schauspieler der Alten eben so wenig ausreichen konnten, als heut zu Tage, und dafs damals, wie heut, der Geist erst die durch anhaltende Uebung erworbene Fertigkeit im Gebrauch der Stimme wie in der Action zum Ausdruck des Gemüths beleben mufste. Die Bewunderung Cicero's für Roscius wäre sonst in der That eine Thorheit und eine Herabsetzung seiner eignen Kunst der Beredtsamkeit. Es wäre den heutigen Schauspielern wohl etwas von der anstrengenden Arbeit und dem anhaltenden Fleifse des Roscius in Bewältigung ihres Materials, der Stimme und des Körpers zu wünschen. Wo Geist ist, wird er durch eine volle Herrschaft über die Mittel nur gefördert und wo der Genius fehlt, wird wenigstens durch solche Vorarbeiten eine Tüchtigkeit erzielt, welche zur Darstellung des gesammten Kunstwerks sehr vortheilhaft mitwirken kann.

Digitized by Google

wahren Gespinnst der schiefsten Ansichten aus, zu welchen selbst Diejenigen, welche nur durch einen gesunden Tact unterstützt werden, auch unabhängig von aller philosophischen Bildung, sich zu bekennen schämen würden. Hierher gehört die Vorstellung von der *Freiheit des Schauspielers im Denken und Empfinden* und der *Ruhe*, die er uns im Affecte zeigt. Der freie Zustand des Denkens und Empfindens wird, wie wir schon oben berührt, dem Schauspieler nämlich auf die der Aufführung vorhergehende Thätigkeit beschränkt und Dies als ein wesentliches Merkmal seiner, gegen andre Künste untergeordnet sein sollenden Thätigkeit bezeichnet. Das Räsonnement beruht wieder auf einer völligen Begriffsverwechselung, nämlich der Willkühr und der Freiheit, welche letztere aus der Natur der Sache hervorgeht und nur das innere Gesetz derselben entfaltet. Solche Freiheit, wie sie unser Verf. als einen so unschätzbaren Vorzug der andern Kunstthätigkeiten, im Gegensatze der Schauspielkunst, im Kopfe hat, verschmäht aber in der That jeder Künstler, und verschmäht sie um so mehr, je genievoller er ist. Oder meint etwa Hr. Hebenstreit, dafs ein Dichter, nachdem er die Idee seines Werkes concipirt hat, sich nun in der Ausführung dem, was unser Verf. Freiheit nennt, überlassen dürfe, oder dafs er nicht vielmehr in der Ausführung dem durch seine Idee ihm gebotenen innern Gesetze der Entwicklung folge? Kann etwa der Dichter einen in seinem Principe angeschauten Charakter in der Ausführung willkührlich handeln und sprechen lassen und nach seinem Belieben umgestalten? Kann dies der Maler? Ist der Künstler denn nicht in dem Maafse Künstler, als er in seiner Schöpfung den Begriff des Organismus erreicht, der sich doch überall nach einem innern Gesetze, also fern von jeder Willkühr gestaltet? Nur der ohnmächtige Dichter folgt einer solchen vom Verf. geforderten Freiheit, welche von der, gleich der Natur, alles in unendlicher Zweckmäfsigkeit bildenden ächten Kunst verschmäht wird. Nur der schlechte Dichter giebt „Spinnenfufs und Krötenbauch und Flügelchen dem Wichtchen" und gebiert in seiner Zeugungsunfähigkeit ein Ungeheuer, welches die Natur, wie die Kunst gleichmäfsig ausstofsen. Entspricht denn aber nicht die der Aufführung vorhergehende Thätigkeit des Schauspielers, durch welche er das Charakterbild anschaut und innerlich zu einem vollständigen Menschen formt, dem Act der freien Conception des Dichters und Mahlers, welche ihrer Ausführung vorhergeht? In Betreff der *Freiheit des Schauspielers* sagt Goethe einmal in den Gesprächen mit Eckermann 2, p. 159 sehr schön und ganz in dem von uns entwickelten Sinn: „Ich habe Unzelmann in dieser Rolle gesehn, bei dem es einem immer wohl wurde, und zwar durch die *grofse Freiheit seines Geistes*, die er uns mittheilte. *Denn es ist mit der Schauspielkunst, wie mit allen übrigen Künsten.* Was der Künstler thut oder gethan hat, setzt uns in die Stimmung, in der er selber war, als er es machte. Eine freie Stimmung des Künstlers macht uns frei, dagegen eine beklommene macht uns bänglich." Aber die Ruhe soll *Mechanismus* sein, weil die Leidenschaft des Schauspielers *Schein* ist. Unser Verf. führt mehrere Aeufserungen von Schauspielern an, welche Zeugnifs ablegen, wie dieselben mitten in dem heftigsten Ausdruck der Leidenschaft doch auch zugleich völlig über dem Affecte gestanden haben. Dies soll, man denke, aus dem Mechanismus dieser Kunst stammen! Nur weil die ganze Thätigkeit des Schauspielers dem Verf. ein erlernbares Maafs von Bewegungen und Vortrag ist, („Gleichheit der Bewegungen und Stellungen in Bezug auf Adel und Grazie, heifst es, ist ein Pflichttheil, welchen der Bühnenspieler dem dichterischen Kunstwerk schuldet, aber keine Künstlerschaft" p. 67. sic!) nur daraus folgert er die Eigenschaft der Ruhe mitten in der Leidenschaft; sie ist dem Verf. ein neues Argument für sein Hirngespinnst vom Mechanismus dieser Kunst. Es wäre unmöglich, den Verf., dem für die Auffassung des Lebens, wie der Kunst, alle Requisite fehlen, über die Verkehrtheit seiner Vorstellung belehren zu wollen. Darum nur so viel über diesen Punct. In aller Kunst ist die Begeisterung, oder um einen Platonischen Ausdruck zu brauchen, der göttliche Wahnsinn nur dann wahrhaft schöpferisch und Quelle eines *Kunstwerks*, wenn ihm die Besonnenheit, als die begränzende, die Maafslosigkeit und Willkühr einschränkende Macht unablässig zur Seite geht. Erst durch das Moment der Besonnenheit ist die Herrschaft über den Stoff bedingt, denn sie ist diejenige Macht, welche dem Gränzenlosen Maafs setzt; ihre Kraft übt daher auf den Anschauenden erst die eigentlich versöhnende Gewalt aus. Je schöpferischer die Natur eines Künstlers ist, je mehr er in den Abgrund seiner Seele zurückgreift, ein um

Digitized by Google

so höheres Maafs von Besonnenheit mufs ihm zur vollen künstlerischen Wirkung zu Gebote stehn. Die höchste Stufe des künstlerischen Schaffens ist daher diejenige, wo der Genius diese beiden, für den Verstand einander ausschliefsenden Mächte der Begeisterung und Besonnenheit mit gleicher Energie zusammenhält und zu Momenten seiner Lebendigkeit macht. Dasselbe gilt vom *Schauspieler*. Erst der der Naturgewalt völlig entwachsene Darsteller hat jene Ruhe erlangt, durch welche er mitten im Affect über den Affect herrschend, über seinen Stoff frei schaltet, und das Maafs seines Empfindens in jedem Momente nach seiner Intention steigern und einschränken kann, wodurch er uns im *Schein der Leidenschaft* den ungeschmälerten Eindruck *wirklicher Leidenschaft* erregt. Den Schauspieler auf dieser Stufe haben wir ausführlich in unserer Kunst der dramatischen Darstellung im Verhältnifs zum Standpunct der unmittelbaren Empfindung und der Reflexion geschildert und in seinen wesentlichen Richtungen verfolgt (p. 80—91). Die aus dem Mechanismus hervorgehende Ruhe werfen wir billig zu der Ruhe des Todes. Eben derselbe Shakespeare, von dem unser Verf. einmal zu behaupten nicht Anstand nimmt, er habe nicht mehr gefordert vom Schauspieler, als seine Rolle vorzutragen und mit dem nöthigen Gebärdenspiel zu begleiten (p. 329), hätte durch seine klassische Lehre zu den Schauspielern: „Mitten im Strom, Sturm und, wenn ich sagen mag, Wirbelwind einer Leidenschaft müfst ihr euch eine Mäfsigung zu eigen machen, die ihr Geschmeidigkeit giebt," unsern Verf. über die wahre Bedeutung der von ihm so gemifshandelten Ruhe in der Darstellung belehren können. Aber der Verf. liest eben auch aus Shakespeare nur die dürftigen Kategorieen seines engen Verstandes heraus, mit denen er an den Dichter herantritt. Es ist ein wirkliches Leiden, Jemanden über eine Thätigkeit absprechen und erklären zu hören, „dafs alle Geheimnisse derselben auf blofsen Zufälligkeiten beruhen" (p. 39), der auch nicht die entfernteste Ahnung von dem Wesen dieser Thätigkeit hat und dabei den Uebermuth des Dilettantismus besitzt, Alles das, was über sein Verständnifs hinausgeht, für verkehrt und sinnlos zu erklären. So ist es allen den vom Verf. kritisirten Aeufserungen ergangen, welche, so wenig sie auch meist für den jetzigen Standpunct des Kunstbewufstseins ausreichen, doch das Bewufstsein unsers Verf. noch unendlich hinter sich zurücklassen. Wir rechnen dahin die von Ziegler aus seinem System der Schauspielkunst mitgetheilten Aeufserungen p. 59, in denen sich allerdings Manches sehr Ueberschwängliche und Unbestimmte findet, die aber von dem Verf. grade in den Puncten gemifshandelt werden, welche über die Beurtheilungskraft des Verf. weit hinausliegen (vgl. p. 59 über die ganze von Ziegler mitgetheilte und kritisirte Stelle). So ergeht es den aus den Memoiren der Clairon mitgetheilten Aeufserungen (vgl. p. 188 u. s. f. und p. 53), welche zum Theil von dem grofsen Sinne dieser ausgezeichneten Frau Zeugnifs geben. Hier gesellt sich zum subordinirten Standpunct unseres Kritikers noch der hämische Ton gegen die Schauspielerin, die sich von dem Werth ihrer Kunst durchdrungen zeigt, da sie nach unserm Verf. dadurch schon ein Verbrechen begeht, dafs sie sich zu einer selbstständigen, freien Kritik ihrer Kunst und ihrer Stellung im Leben erhebt. Wie wird nicht Iffland mifsverstanden! p. 50 und 51, Lessing geschulmeistert! p. 58 (der Verf. nennt es berichtigt), während er den Sinn der Lessingschen Worte gar nicht gefafst hat. Wie Schlegel's und Shakespeare's Autorität gemifsbraucht worden ist, sahen wir bereits.

Unser Verf. kennt in der ganzen Kunst des Schauspielers nur die Seite der Technik und die Nachbildungsfähigkeit des Erlebten. Aus der erlernbaren Technik folgert er den Mechanismus; aus der Fähigkeit das Wirkliche zu copiren, die Abwesenheit alles Schöpferischen in dieser Kunst. Der Verf. verwechselt hier wieder die negativen Bedingungen, die Vorstudien einer Kunst und das Princip ihrer Gestaltung. So wichtig und unschätzbar es dem Schauspieler ist, ein hohes Maafs von Technik durch Fleifs zu erwerben, einen Schatz erlernbarer Gewandtheit, Sicherheit, Freiheit und Vielseitigkeit in der Recitation, wie in der Gesticulation zu erringen, so sehr wir selbst auch grade um die Kunst des Darstellers immer mehr zu adeln, darauf dringen, dafs sich derselbe nicht minder, als der Musiker, Bildhauer und Maler der harten Arbeit zur Erwerbung eines Maafses erringbarer Technik unterziehe (Kunst der dramatischen Darstellung p. 12—17), so wenig schliefst sich doch damit die Kunst des Schauspielers selbst ab.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 64.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1843.

Das Schauspielwesen. Dargestellt auf dem Standpuncte der Kunst, der Gesetzgebung und des Bürgerthums. Von Wilhelm Hebenstreit.

(Fortsetzung.)

Die Vorschule, die Bedingungen sind doch noch nicht die Kunst. Haben etwa der Maler und Bildhauer nicht ihre sehr schwer erlernbare Technick? Gehn sie aber darin auf? Ist man mit einem hohen Grade dieser technischen Fertigkeiten ein Künstler? Ja, ist selbst der ausübende Musiker mit dem höchsten Maafs erringbarer, selbst erstaunenswürdiger Fertigkeit schon Künstler? Es ist bei der Schauspielkunst gewifs nichts beklagenswerther, als dafs die Mitglieder meist so roh, so gar nicht vorgebildet, oft ohne alle Technik in die Werkstatt der Kunst treten, dafs man hier so oft von dem Wahne ausgeht, auch im Schlafe Kränze erwerben zu können. Aber auch die ausgebildetste Technik und das überraschendste Nachahmungstalent machen doch nimmermehr einen Schauspieler zum Künstler! Denn die glänzendste Herrschaft über den Ton, wie über den Körper und die Physiognomie, eine reiche Beobachtungs- und Nachahmungsgabe sind für sich genommen unvermögend, uns den Herzschlag eines Charakters mitempfinden zu lassen. Die Geistesmacht, einen lebendigen Menschen aus einem Stücke anzuschauen, alle seine Aeufserungen und Lebensthätigkeiten aus einem Puncte organisch erwachsen zu lassen, und ihn mit voller Freiheit und sinnlicher Klarheit aus sich zu entlassen, ist der tiefste Kern des grofsen Schauspielers. Ihm dienen Beobachtungsgabe, Nachahmungstalent und der ganze Umfang der Technik nur zum *Stoff*, um sie zur Darstellung des innerlich Angeschauten zu verwenden. Ohne den Besitz dieser Mittel sehn wir ein sprödes, der Versinnlichung seiner Anschauung widerstrebendes Material und den unkünstlerischen Kampf des Gedankens mit seiner Versinnlichung. Aber zwischen der Bedingung, unter welcher etwas in die Wirklichkeit eintreten kann, und dem Quelle, aus dem diese Wirklichkeit entspringt, ist eine unendliche Kluft. Der Verf., der so gern und so ausschliefslich sich an das, was er Erfahrung nennt, zu halten pflegt, hätte doch von ihr wenigstens so viel lernen können, dafs die Darsteller ächt dichterischer Charaktere, vor allem der reichen Shakespeare'schen Menschen, so sehr selten sind. Woher? Weil eben weder der glänzendste Mechanismus, noch eine Zusammensetzung von Beobachtungen jemals das Bild eines Shakespeare'schen Menschen geben können; weil dazu eben das gehört, was unser Verf. gar nicht kennt, und was die Kunst des Schauspielers erst zur Kunst macht. Ja selbst in jedem einzelnen Theile der Schauspielkunst giebt es Puncte, wo keine Technik ausreicht. So bringen weder der Calcül des Verstandes, noch die gröfste Geschicklichkeit in der Handhabung aller äufsern Mittel eine wahrhafte Charaktermaske hervor. Auch hier mufs der Act innerer Anschauung vorhergehn, die aus der freien Phantasie das concrete sinnliche Bild zu dem idealen Bilde schafft (vgl. das in der Kunst der dramatischen Darstellung über die Charaktermaske Gesagte p. 354 u. s. f.). Unser Verf. giebt durch seine Darstellung einen neuen Beweis, wie die Erfahrung, welche der Mensch macht, immer von dem Geistesgehalt, den er mitbringt, abhängig ist, indem derselbe in der Schauspielkunst nie etwas anders, als den Mechanismus und die Copie der Wirklichkeit, erfahren hat; denn er lehrt unter Anderen, „die Erfahrung aller Zeiten sei, dafs dem Schauspieler nicht die Gelegenheit gegeben ist, in die tiefsten Abgründe des Herzens hinabzusteigen und sich das Grofse und Edle anzueignen" (p. 355). Die Kunst des Gestaltens, der freien Entfaltung eines dichterischen Charakters hat Hr. Hebenstreit nie erfahren können, weil diese Factoren jenseit seines Anschauungsvermögens liegen.

Digitized by Google

Aber die dramatischen Künstler mögen sich trösten über die vielen Verunglimpfungen, welche ihre Kunst von unserm Verf. erfahren hat. Derselbe ist im Grunde mit der ganzen dramatischen Poesie, ja mit allem Grofsen, was ihm unter die Hände gekommen ist, nicht besser umgegangen. Eure Kunst beruht auf Täuschung! („die beste theatralische Darstellung ist einer optischen Täuschung verwandt, weil sie vorübereilt und nicht gestattet, dafs man ihr einen unwandelbaren Maafsstab der Beurtheilung anlege" p. 325). Der Schauspieler spielt ja nur zur Schau, seine Kunst kommt nicht aus dem Herzen! Damit man nicht meine, ich scherze, nur eine Stelle für viele. p. 253 heifst es: „Allein sei der Schauspieler auch noch so rechtlich, dennoch kommt seine sogenannte Kunst nicht vom Herzen und geht auch nicht zum Herzen; sie ist eine Buhlerin um äufsern Beifall, wobei das Herz und die Empfindung des Schauspielers keine Rolle hat und nicht haben darf; denn es handelt hier sich nicht um Wahrheit, sondern um Täuschung", vgl. noch p. 254 und vor Allem p. 259 lauter Variationen desselben Themas. Was ist das Kriterium der *rohen Masse*, der Kunst gegenüber? Offenbar, sich nur an der plumpen Wahrheit und nicht am schönen Schein erfreuen zu können. Die Wahrheit aus der zweiten Hand der Schönheit ist dem verschlossen, der nur die sinnliche Wahrheit der gemeinen Wirklichkeit kennt! Der Herold im Mummenschanz redet daher die rohe Menge also an:

„Ihr Täppischen! ein artiger Schein
Soll gleich die plumpe Wahrheit sein".

Man wird uns hoffentlich nicht zumuthen, dergleichen ernsthaft widerlegen zu sollen. Hat es unser Verf. doch, wie er uns versichert, nie erlebt, dafs vor der Macht theatralischer Darstellung „alle Schranken des Unterschieds fallen, Rang, Titel und Ordensbänder unsichtbar werden und sich alle an dem grofsen Freudengedanken laben: ein Mensch zu sein," p. 272; er bezweifelt aber auch, dafs es je erlebt werden könne. Die eine Wahrheit bleibt dabei unangetastet, dafs sich der Verf. gewifs, der Darstellung eines grofsen Dichterwerks gegenüber, nie so weit vergessen hat, nur menschlich zu empfinden und dafs er gewifs immer seine liebe Persönlichkeit mit Haut und Haaren dabei festgehalten hat. O er würde, Romeo und Julia gegenüber, nicht so weit sinken, zu vergessen, dafs er etwa Hofrath ist, oder einen Orden hat und zu Gmunden als ein grofser Kunstkenner lebt! Aber ich wollte die Darsteller trösten und bin unvermerkt in die Mittheilung der lächerlichsten Angriffe gegen ihre Thätigkeit hineingerathen. Dennoch zu ihrem Troste so viel. So selbstständig und erhaben über das elende, durch Mechanismus täuschende, herzlose Metier des Schauspielers unserm Verf. die wirkliche Kunst erscheint, so haben die Darsteller doch an der dramatischen Poesie selbst einen honetten Leidensgefährten. Unser Verf. sagt p. 290: „Theaterstücke haben ja das mit den Romanen gemein, dafs sie gröfstentheils nur Gemälde geben, worin die Verff. eine beliebige Portion von ihrer Phantasie und ihren Idealen hineinlegen und wobei es ihnen weniger an der innern Würde liegt, als an dem Beifall der Leser und Zuhörer;" vgl. p. 292, wo bewiesen wird, dafs das Schauspiel nie auf höhere Menschenbildung einzuwirken vermag. „Die moralische Wahrheit in den Schauspielen ist zu sehr mit moralischer Lüge, die glücklichen Gedanken mit Schiefheiten u. s. f. versetzt und verbunden, dafs das wenige Gute von Widerspruch, Unnatur und Ungeschmack erdrückt und gleichsam erstickt wird." Man höre warum? Der anziehendste Stoff der Schauspiele ist nämlich gröfstentheils von „Revolutionsscenen der innern Wahrheit" (sic!) d. h. „von dem Widerstreit der Sinnlichkeit und des Vernunftgesetzes dargeboten." Das Theater ist daher zu weltlich und unwürdig, um heilige Gegenstände in seinen Kreis aufzunehmen. Es dient im Ganzen nur weltlichen Zwecken p. 280. Hier folgt die Strafpredigt gegen eine Abhandlung Dräseke's aus dem Jahre 1815: „die Darstellung des Heiligen auf der Bühne," welcher darüber sehr hart angelassen wird, dafs er „als ein protestantischer Geistlicher, von seiner kirchlichen Würde herabsteigt und der Bühne ein Gleiches, oder auch Gröfseres zutraut und einräumt, als die Kirche gewährt und gewähren kann" p. 283. Ein ehrenvolleres Zeugnifs war dem protestantischen Theologen nicht auszustellen; denn es heifst bekennen, dafs er sich von pfäffischer Bornirtheit und Geschmacklosigkeit frei zu machen gewufst, dafs er sich über die Engherzigkeit des nur theologischen Bewufstseins zur Anerkennung des ewigen Gehaltes in der Kunst, namentlich in ihrer höchsten Gattung, dem Drama, muthig erhoben hat. Aber jubelt, ihr Schauspieler, die ihr nur um den Beifall der Menge buhlt,

Digitized by Google

deren einziger Impuls die Eitelkeit sein soll, ihr habt einen Gefährten — *an Shakespeare!* „Selbst Shakespeare heifst es, p. 296, dürfte von diesem Vorwurf (nämlich des Buhlens um den lauten Beifall der Menge) nicht frei sein, denn auch er stattete Charaktere roher Leidenschaftlichkeit und Grausen erregender Bosheit mit Seelengröfse und mit Erhabenheit des Geistes aus." Armer Macbeth, armer Richard! Seid ihr nun zufrieden? Mit dem Manne, denk' ich, könnt ihr ganz heiter das Schaffot besteigen. Wir geben es auf, dergleichen Cruditäten des Verf.'s noch zu häufen, obgleich Material genug dazu da ist *). Viele Vorstellungen sind in dem Momente, in welchem sie ausgesprochen werden, auch zugleich gerichtet.

Aber wir haben noch eine andere Seite unseres Werks zu berühren, nämlich das Urtheil unsers Verf.'s *über die Schauspielkunst von ihrer sittlichen Seite und die staatsbürgerliche Stellung der Schauspieler*, welche mit dem ersten Puncte genau zusammenhängt. Man darf, nach dem Bisherigen, schon darauf gefafst sein, die Träger jener Kunst, welche im Gegensatz der Lehrer und Prediger „als vom Staat bestellter Männer zur unmittelbaren Ertheilung des Unterrichts, zur Gründung und Beförderung der Bildung" nur Leute sind, „die ihre eigne Persönlichkeit, ihr Herz, ihr Gefühl verläugnen müssen, um die ihnen übertragenen Rollen zur Schau zu spielen" (p. 253), nicht als freie sittliche Wesen behandelt zu sehn. Der Feldzug gegen die sittliche Berechtigung dieser Kunst und ihrer Organe ist nur eine Folge des theoretischen Standpuncts des Verfassers. Meint er ja doch selbst, so tief stehe der Stand der Schauspieler, dafs sehr zu zweifeln, ob Jemand, welcher sich die von einem Andern (J. Koller in seiner in unserm Werke mitgetheilten Preisschrift: wie kann das Theater zur Verbesserung des Geschmacks und der Sitten beitragen?) für den dramatischen Darsteller geforderten Kenntnisse und Fertigkeiten aneignen müfste, den Schauspielerstand je erwählen wird. „Hätte indefs der Schauspieler, so fährt Hr. Hebenstreit fort, auch alles Geforderte erworben, so würde er allerdings wohl *Duldung und Achtung* (*nach Umständen*) *ansprechen*, aber darum noch nicht jedem Staatsbürger mit Ehre an die Seite treten können, weil er in der Ausübung seines Geschäfts *keine eigne Persönlichkeit geltend machen kann; worauf doch der Werth eines Staatsbürgers beruht.* Steht er nun hierin schon dem einfachen Bürger nach, um wie viel weiter noch von einem Lehrer und Prediger!" p. 253. Also des Staatsbürgers Vorzug vor dem von der staatsbürgerlichen Ehre ausgeschlossenen Schauspieler besteht darin, dafs jener die *eigne Persönlichkeit* geltend machen kann. Was soll denn hier die eigne Persönlichkeit? Ist sie der Träger öffentlicher, allgemeiner Interessen, an welche sich der Staatsdiener hingiebt, hilft derselbe durch sie die politische Vernunft mit verwirklichen, so theilt des Schauspielers Persönlichkeit diese Ehre, der, wenn er von dem Ernst und der Bedeutung der erziehenden und bildenden Kraft seiner Kunst durchdrungen ist, sich gleichfalls zu einem Werkzeug für allgemeine, ideale Zwecke macht. Soll die eigne Persönlichkeit aber das Belieben, die Willkühr ausdrücken, welcher der Staatsbürger mehr huldigen dürfe, nun so stände derselbe ja unter dem Schauspieler, dem dazu kein solcher Spielraum vergönnt ist. Und nun gar der Prediger! Er, denk' ich, soll vor Allem die eigne Persönlichkeit zum Gefäfs für die Lehren des Christenthums machen und nicht die vorlaute Weisheit der eignen Persönlichkeit, sondern die christlichen Glaubenswahrheiten verkünden. Damit wird doch unser Verf. gewifs einverstanden sein. Ein Prediger, der auf der Kanzel die eigne Persönlichkeit und nicht vielmehr die Macht des christlichen Glaubens walten liefse, zu dessen Organ sich die Persönlichkeit machen mufs, wäre eben so zu verdammen, als ein Schauspieler, der nicht den objectiven Inhalt seiner Rolle vermittelst seiner Persönlichkeit zu gestalten, und sich darin aufzugeben vermöchte. Es sieht also mit dem Vorzug der eignen Persönlichkeit, welche dem Staatsbürger und vor Allem dem Prediger die erhabene Stellung über den verächtlich behandelten Schauspieler verleihen soll, sehr übel aus. Aber eine gewisse Achtung soll doch auch dem Schauspieler zu Theil werden, d. h. ganz Paria soll er nicht sein! „Dem

*) Nur ein Zeugnifs von dem Kunstverstande unsers Verf.'s mag hier noch eine Stelle finden p. 9. „Es dürfte, nach ihm, nicht unschwer nachzuweisen sein, dafs die strengen und schneidenden Urtheile des Aristophanes über Euripides ihre hauptsächlichste Quelle in dem Beifall hatten, dessen die Tragödien des Letzteren sich erfreuten." Wie wenig Beifall mufs dann Sophokles gehabt haben! Man mufs ein solches Urtheil zweimal lesen, um an seine Existenz zu glauben!

Digitized by Google

wirklich verdienstvollen Schauspieler, heifst es, der zugleich ein rechtlicher Mensch ist, wird deshalb (weil nämlich der Staat die Theateranstalten, Sachen und persönliche Dienstleistungen dem Mindestfordernden in Pacht überläfst, und die Dienste, welche der Pächter zu verlangen berechtigt ist, zum Sachenrecht gehören) die öffentliche Achtung nicht entzogen, er wird jedoch sein Verdienst *nicht sowohl in seinem Gewerbe*, als in der *gewissenhaften Erfüllung seiner eignen Verpflichtungen* und in *seiner Rechtlichkeit* zu suchen haben" p. 313. Also nicht einmal die Standesehre des Handwerkers wird dem Schauspieler gelassen; jener darf sich auf seinen Fleifs, seine Tüchtigkeit in der Verarbeitung seiner Stoffe etwas zu Gute thun, er darf darauf die Ansprüche auf bürgerliche Achtung gründen. Dem Schauspieler ist es nur vergönnt, die Verachtung, welche auf seinem Gewerbe ruht, durch die Pflichten, die er als *Spiefsbürger* (denn Staatsbürger ist er ja nicht) erfüllt, zu *vermindern*. Erst wenn, so zu sagen, ein Ueberschufs von guten Werken der Redlichkeit vorhanden ist, wird dieser dazu verwendet, die Schmach abzuwaschen, die auf seiner Thätigkeit, als Schauspieler, ruht. O wie wahr ist es doch, dafs die Herzenshärtigkeit fast immer eine Folge der Verstandesbeschränktheit ist! Das Herz schrumpft durch den bornirten Verstand zusammen; nur ein grofser Sinn erzeugt auch ein grofses Herz!

Natürlich mufs sich unser Verf. darüber entsetzen, wenn ein so unnützes Geschöpf, wie ein Schauspieler, „der sich weder in der freien Selbstständigkeit eines Künstlers, noch in dem abgeschlossenen Verhältnifs eines Staatsdieners befindet, welcher nach vorhandenen Staatsvorschriften den Staatszweck befördern hilft" (p. 43), in dem Lohn, den er empfängt, dem Gehalt der Staatsdiener angenähert wird. Nach der Definition, die unser Verf. von einem Staatsdiener giebt, dürfen sich dieselben indessen auch nicht viel auf ihre Thätigkeit zu Gute thun und wir zweifeln, ob ein Staatsdiener eine Verherrlichung für sich adoptiren möchte, wonach er nur zu dem Executor der Staatsvorschriften gemacht wird. Nach dem Maafsstabe unsers Verf.'s wäre übrigens der Schauspieler eigentlich dem Hungertode Preis gegeben, da es doch schon eine Menge Staatsdiener giebt, welche kaum das Leben fristen können. Aber darf uns das Wunder nehmen! Unser Nützlichkeitsmann hat ganz Recht. Denn nützlicher, d. h. für die Sinne und den stupiden Verstand unmittelbar in das Ganze einer grofsen Maschine eingreifender ist allerdings die Thätigkeit des Kanzellisten, als die Schöpfungen Garrik's, Fleck's, Talma's und der Rachel! Hat ja doch unser Verf. die Stirn zu erklären p. 122, „dafs der Mann, der einen Morgen Landes urbar gemacht hat, in den Augen des Weltbürgers höhere Verdienste besitzt als die Garrik's und Lekain's aller Jahrhunderte." Unser Verf. versäumt, wie wir sehn, Nichts, um sich nach allen Seiten als ein völlig antiquirtes Wesen zu vervollständigen. Der Schauspieler, sagt unser Verf., hat sich dem Publicum *verdungen*, darum ist es auch berechtigt *meisterhafte* Darstellungen zu fordern, p. 257. Nun soll der Miethling auch noch Meisterhaftes geben? Ich denke, der ist zufrieden, wenn er sein Pensum absolvirt, zur rechten Zeit erschienen und nicht — ausgepfiffen worden ist. Aber auch das Publicum darf sich auf *unsern* Verf. nicht mehr zu Gute thun, als die *Staatsbürger*. Denn wer sich die Leistungen einer *Kunstthätigkeit dingen* wollte, würde sich nicht minder degradiren, als wer sich dazu verdingt. Allerdings dient der Schauspieler dem Publicum. Aber dies Verhältnifs ist *ein* völlig *freies*. Der Schauspieler erkennt und mufs in dem Publicum, als Totalität gefafst, (nicht wie es an diesem und jenem Abend, in dieser oder jener Stadt, in diesem oder jenem Recensenten erscheint), seinen *Souverain* erkennen, denn einen höheren Gerichtshof hat er nicht und kann der Schauspieler nicht haben. Von dieser Jury giebt es keine Appellation! Zwischen Schauspieler und Publicum herrscht ein Verhältnifs der geistigsten Wechselwirkung, das in der Wirklichkeit zwar oft genug befleckt wird, das aber doch auch in der Wirklichkeit immer wieder in seiner Wahrheit hervorbricht. Die Zuschauer sind die Schwingen des Darstellers; er setzt sie erst in Bewegung. Welch eine Kraft er diesen Schwingen zu leihen vermag, wie weit sie ihn heben und tragen, das hängt allein von dem Maafse seines Genies ab.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 65.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1843.

Das Schauspielwesen. Dargestellt auf dem Standpuncte der Kunst, der Gesetzgebung und des Bürgerthums. Von Wilhelm Hebenstreit.

(Fortsetzung.)

Wie der Schauspieler, so ist der Redner vom Publicum abhängig. Oder ist etwa die Wirkung des politischen Redners auf der Tribüne nicht einzig und allein bedingt von der ihm antwortenden Stimme des Publicums, d. h. der öffentlichen Meinung, welche ihm aus dem lauten Denken der Presse, und aus den unmittelbaren Erfolgen in der Kammer entgegendringt? Hat er einen andern Gerichtshof? Ein Redner, der die Schwingen seiner Hörer und der Presse nicht zu bewegen vermöchte, gehörte eben so den Todten an, wie der Schauspieler. Weil der Letztere aber ganz auf die Gegenwart gewiesen ist, so kann er auch nie verkannt werden; das Maafs seiner Anerkennung, aufgefafst als Summe aller ihm entgegenströmenden Lebensäufserungen über seine Thätigkeit und seine Leistungen, ist auch das Maafs seiner Kraft und seiner Wirkungsfähigkeit, ein von der Mitwelt verkannter Schauspieler ist ein Unding; ein solcher ist vielmehr ein schlechthin gerichteter Schauspieler. Denn das Urtheil dieser Jury pflanzt sich nur als Tradition auf die folgenden Generationen fort, welche dasselbe nicht mehr umwerfen können, wie es bei denen möglich ist, welche ihre Werke der Nachwelt hinterlassen. (Vgl. was ich über das ganze Verhältnifs des Darstellers zum Publicum ausführlich entwickelt habe in der Kunst der dramatischen Darstellung p. 37 — 45).

Der Hafs gegen die Thätigkeit des Schauspielers, wie gegen die Stellung, welche sich der Stand in der Entwicklung der Civilisation errungen, erfüllen den Verf. so sehr, dafs er uns mit einer Fülle historischer Notizen beschenkt hat, woraus hervorgehn soll, dafs die öffentliche Meinung zu allen Zeiten sich gegen diese Art der Thätigkeit ausgesprochen und die sie Ausübenden mit mehr oder minder Verachtung behandelt hat. Wenn irgendwo, so offenbart sich in diesem Abschnitt die Kritiklosigkeit des Verf.'s zugleich mit einer Gesinnung, welche allen Forderungen der Civilisation Hohn spricht. In keinem Abschnitt fühlt sich die Natur unsers Verf.'s so heimisch, als da, wo er seine eigne Antipathie durch historische Zeugnisse meint unterstützen zu können. Wir berühren zunächst die Kritiklosigkeit in den Zeugnissen. Der Verf. wirft alle Zeugnisse späterer griechischer, römischer und christlicher Schriftsteller, namentlich der Kirchenväter, durcheinander. In einem Athem werden, was der Verf. nur hat fassen können, Aristoteles, Demosthenes, Philo, Josephus, Plutarch, Lucian, Klemens Alexandrinus, Athenäus, Philostrat, Cicero, Seneca, Valerius Maximus, Juvenal, Gesetze römischer Kaiser, Tertullian, Cyprian, Lactantius, Julian, Chrysostomus, Augustinus und Andere citirt. Wir haben mit Hinweglassung weniger Namen die Reihefolge der Zeugen getreu wiedergegeben (vgl. p. 77 — 89). Man wird zugeben müssen, dafs sie in schöner Ordnung folgen. Dieser äufseren Unordnung entspricht nun völlig der gänzliche Mangel der Kritik in der Auffassung der Zeugen. Griechen und Römer, Heiden und Christen halten hier gemüthlich Kameradschaft, der Hafs des Verf.'s gegen den Stand der Schauspieler verknüpft ihm dieselben zu brüderlicher Eintracht. Ist es Unwissenheit oder Böswilligkeit, welche den Verf. die bürgerliche Stellung der Schauspieler in der Blüthe des griechischen Lebens zu Athen gänzlich mit Stillschweigen übergehn läfst? Will er es nicht eingestehn, dafs der ideale Sinn der Griechen in ihrer schönsten Zeit in dieser Thätigkeit nicht nur nichts Schimpfliches, sondern sogar eine durchaus ehrenwerthe Beschäftigung erblickte, der sich eben daher auch die grofsen, allbewunderten Dichter selbst unterzo-

Digitized by Google

gen? Dafs Sophokles und Aristophanes gespielt haben, steht fest, und Niemand sagt uns, dafs dies ihre Ehre, ihre staatsbürgerliche Stellung beeinträchtigt habe. Nicht minder wissen wir, dafs Schauspieler zu diplomatischen Missionen gebraucht worden sind; wobei wir nur an Aristodemus und Neoptolemos erinnern wollen (vgl. Bode Geschichte der griechischen Poesie IV. p. 171). Derselbe Sinn, welcher in Griechenland das Drama, diese reifste Frucht der griechischen Poesie, schuf, derselbe ideale Sinn mufste auch die Thätigkeit, wodurch es an den Dionysien versinnlicht wurde, die Kunst des Schauspielers, als eine edle, den Göttern wohlgefällige anerkennen. Denn die Anerkennung einer Thätigkeit ist ja immer nur eine Folge des Werths, welchen das Bewufstsein auf dieselbe legt. Den Plato hier angeführt zu sehn, welcher aus seinem Staate überhaupt die Dichter verbannt, ist lächerlich, denn mit der Vertreibung der dramatischen Dichter müssen natürlich auch die Schauspieler fallen. Dafs sich bei einzelnen späteren griechischen Schriftstellern Aeufserungen über die Thätigkeit des Schauspielers finden, welche dieselbe mehr als handwerksmäfsige Beschäftigung darstellen, womit denn auch ganz natürlich eine gewisse Isolirung des Standes von der lebendigen Gemeinschaft der übrigen Mitglieder des Staats anhebt, ist übrigens sehr natürlich. Denn mit dem Momente, wo die höhere dramatische Poesie abgeblüht war, wo die Komödie nicht mehr das öffentliche Leben, sondern Privatverhältnisse und Familienverwicklungen zu ihrem Inhalte hatte, mufste auch die darstellende Kunst sinken, welche ihre Nahrung immer aus den grofsen Dichtern schöpft und deren Schwung mit dem Schwunge der dramatischen Poesie so eng zusammenhängt. Die so lange von freien Bürgern ausgeübte Kunst des Schauspielers, sank zum Broderwerb herab. So entstanden wandernde Truppen, welche wohl Aristoteles vor Augen hat, wenn er fragt, woher die Sittenlosigkeit der Schauspieler rühre. Probl. 30, 10. A. Gellius N. A. 20, 4. Den Spott, welchen Aeschines von Demosthenes an einigen Stellen der Rede vom Kranze, als ehemaliger Schauspieler, erfährt, auf die Verachtung des Schauspielerstandes überhaupt deuten zu wollen, da er nur den schlechten Schauspieler, den ausgepfiffenen Tritagonisten trifft, ist eben so abgeschmackt, als den Vorwurf des Aeschines gegen den Schauspieler Timarch, dafs er sich durch Bestechung zu einem falschen Eide habe verführen lassen, auf die Charakterschlechtigkeit damaliger Schauspieler überhaupt zu deuten, wie unser Verf. thut p. 78. Soll nicht etwa auch für Aeschines politischen Verrath der ehemalige Schauspieler büfsen?

Dafs unser Verf. mit einer besondern Genugthuung einzelne Aeufserungen der Römer beibringt, aus welchen sich die niedrige Stellung ergiebt, welche die Schauspieler in staatsbürgerlicher Beziehung bei ihnen einnahmen, versteht sich. Nur ist auch hier Alles so kritiklos und verworren zusammengestellt, dafs auch nicht ein einziger allgemeiner Gesichtspunct heraustritt, nicht ein Versuch gemacht ist, diese Erscheinung aus dem Geiste des römischen Volks zu erklären. Für den Verf. haben die Stellen späterer Griechen mit den römischen Schriftstellern ganz gleichen Werth, sobald nur der Schauspielerstand darin herabgesetzt wird. Und doch gehört so wenig Geist dazu, um zu erkennen, dafs die ganze Stellung des Schauspielerstandes bei den Römern auf das engste mit ihrer vom idealen Sinn entblöfsten praktischen Natur zusammenhängt, unter welche nicht weniger die dramatischen Dichter, als die Darsteller ihrer Werke sich beugen mufsten. Die dramatische Poesie, welche als Kunstgattung den Römern von aufsen kam und wenn auch durch römischen Geist nachher ausgebildet, doch niemals sich zum Range einer nationalen Schöpfung erheben konnte, worin der Römer ein aus seinem Geiste entsprossenes Erzeugnifs anschaute, konnte auch den Darstellern derselben nicht wahrhafte Ehre gewähren. Diese folgt immer nur dem, worin ein Volk seine innerste Geisteseigenthümlichkeit ausgesprochen und seine Lebensaufgabe erfüllt erblickt. Der Grund, den Cicero einmal für die geringern künstlerischen Leistungen der Römer, im Gegensatz der Griechen anführt, dafs bei jenen die Künstler weniger geehrt und bewundert worden seien, ist völlig unlogisch; denn die mangelnde Ehre ist nur eine Folge des unpoetischen Volksgeistes, der die Kunst zu seinem höchsten Ausdrucke nicht bedarf. Während nun das Drama als fremdes Erzeugnifs in Rom allmählig zu künstlerischer Vollendung gedieh, blieb das einheimische dramatische Gewächs, die Atellanen, in seinem rohen Anfange stehn, erhielt sich aber in schroffer Absonderung von dem eigentlichen Kunstdrama. Nur

Digitized by Google

in diesem heimischen Possenspiel war es edlen römischen Bürgern gestattet, mitzuwirken, ohne dafs ein Makel auf dieser Beschäftigung lastete; denn mit der Theilnahme daran war weder Entfernung aus der Tribus, noch vom Kriegsdienste verbunden (vgl. Val. Max II, 4. Liv. VII, 2.). Unser Verf. möchte uns glauben machen, dafs diese Gattung dramatischer Scherze etwas *Schöpferisches* und *Selbstständiges* gehabt habe und dafs also dies der Grund gewesen, warum die eigentlichen Histrionen von der Mitwirkung dabei ausgeschlossen blieben (p. 80). Unserm Verf. begegnet es hier einmal, mehr zu wissen, als alle andere Leute; nur schade, dafs seine Weisheit nichts als ein Hirngespinst ist, hervorgegangen aus seiner Einbildung von der Unselbstständigkeit und dem blofsen Mechanismus der Schauspielkunst. Denn so viel man wirklich von den Atellanen weifs, und das ist freilich sehr wenig, so waren diese ursprünglich wohl hauptsächlich Darstellung des Landlebens, in platt-römischer Sprache (ludicrum Oscum) „später wegen der Verknüpfung mit den geordneten Dramen als exodia mit losem — gemischtem Stoff (satura) bearbeitet und zur volksthümlichen poetischen Gattung in vielfachem Wechsel erhoben." (Bernhardy Grundrifs der römischen Literatur p. 165 und aufserdem die Monographien über die Atellanen v. Schober und Weyer).

Der durchgreifende Zustand der Erniedrigung der Schauspieler bei den Römern ist nun, wie wir angedeutet, die nothwendige Folge einmal des unkünstlerischen Sinnes der Römer überhaupt, welcher sich namentlich in den sinnlichen Darstellungen gar nicht bis zum Genufs am schönen Schein, an der idealen Wirklichkeit erheben konnte, und dann der römischen Gravität und ihres zähens Festhaltens an dem, was ihnen mit der juristisch bestimmten Persönlichkeit unverträglich erschien. Die Persönlichkeit zu einem rein idealen Zwecke umwandeln, vermittelst derselben nur auf die Erheiterung freier, geniefsender Menschen ausgehen, erschien ihnen mit ihrem praktischen Sinn so völlig in Widerspruch, dafs sich ihrer Meinung nach dazu nur ein Nichtfreier hergeben konnte. Weil dies Grundzug des römischen Charakters ist, so ist derselbe auch in allen Perioden der römischen Geschichte durchgreifend gewesen und hat zu gesetzlichen Bestimmungen geführt, (vgl. das Gesetz aus der Periode der Republik in digestor. lib. III. Tit. 2, und die römischen Kaisergesetze im Justinianischen Gesetzbuch (lib. IX. Tit. 40). Aus dieser Stellung folgt dann die entehrende Behandlung, der die Schauspieler, wenn sie durch schlechtes Spiel, oder durch Nachläfsigkeit, Abweichen von ihren Rollen u. s. f. gefehlt hatten, unterworfen wurden, von selbst; eine Behandlung, die uns durch Anspielungen und unzweideutige Stellen im Plautus genugsam beglaubigt wird. Zu ersteren gehören: Trinummus Act. III. sc. 2. v. 80. vgl. Act. IV. sc. 2. v. 147 u. s. f. und vor Allem die Schlufsworte der Cistellaria. Die verschiedenen gesetzlichen Bestimmungen in der römischen Kaiserzeit, welche, bei manchen Modificationen, doch alle darauf hinausgehn, die Atimie, welche auf der dramatischen Darstellung ruhte, zu fixiren, möge man bei Köpke in seiner Einleitung zur Uebersetzung des Plautus nachsehn, wo sie gut geordnet und zusammengestellt sind p. LXX — u. s. f. durch deren Benutzung auch unser Verf. in sein lüderliches Citatenverzeichnifs einige Ordnung hätte hineinbringen können. Das so oft berührte Verhältnifs des Cicero zum *Roscius*, das ehrenvolle Zeugnifs, welches der Erstere über den edlen, sittlichen Charakter des Letzteren in der zu seiner Vertheidigung gehaltenen Rede, mit der gröfsten Wärme ablegt, bestätigt übrigens nur die tiefgedrückte bürgerliche Stellung der Schauspieler bei den Römern, indem den Roscius doch nur sein persönlicher Charakter über die mit seiner Thätigkeit verbundene Ehrlosigkeit erhebt, daher Cicero in der Rede für Publius Quinctius cap. 25. von ihm sagt: Roscius sei ein so ausgezeichneter Künstler, dafs er allein verdiene, auf der Bühne gesehn zu werden, und ein so ausgezeichneter Mensch, dafs er allein verdiene, sie nicht zu betreten. Sein sittlicher Werth macht ihn also einer Emancipation würdig, welche seine allbewunderte, von eben so grofsen Studien, als Talent zeugende Kunst ihm nicht gewähren konnte.

Die Kritiklosigkeit unsers Verf.'s steigert sich noch bei der Anführung der Zeugnisse christlicher Schriftsteller, besonders der Kirchenväter, welche mit den römischen Schriftstellern in einem Athem genannt werden. Hr. Hebenstreit begreift nämlich gar nicht, dafs ihre Polemik wesentlich aus der Stellung des Christenthums gegen die damalige heidnische Welt hervorgeht, welche ihnen auch in ihren, freilich nicht selten sehr herabgesunkenen scenischen Spielen, als eine

Digitized by Google

gottlose Welt erschien, mit der sich der Christ so wenig wie möglich in Berührung setzen dürfe. Daher die Polemik dieser christlichen Schriftsteller ganz consequent gegen die ganze Gattung dramatischer Spiele, gegen alles Theaterwesen gerichtet ist, und nur beiläufig bei ihnen der Schauspieler gedacht wird, die natürlich nicht minder verdammt werden, als die ganze Gattung der Poesie, der sie dienen. Der Verf. merkt nun gar nicht, dafs alle die von ihm angeführten Stellen des Tertullian, Lactantius, Augustinus und Jsidorus, ihren Zorn gegen die Komödie überhaupt kehren, und keinesweges gegen den von der Thätigkeit des dramatischen Dichters geschiedenen Stand der Schauspieler. Unser Verf. hat leider keine Ahnung davon, dafs dieser Eifer nur eine Consequenz einer neuen, das Heidenthum auflösenden Lehre war, welche, indem sie sich ein Reich erbaut, das nicht von dieser Welt jst, sich vor Allem gegen diejenigen Lebenselemente kehren mufs, in welchen sich noch die alte Welt und das heidnische Leben in seiner Entartung ankündigten. Wenn heut zu Tage aber die pietistische Richtung sich zur Bekräftigung ihrer rohen Bekämpfung der Bühne auf diese Zeugnisse beruft, so zeigt sie sich recht eigentlich als Geistesläugnerei, welche ein Bewufstsein, das beim Auftreten des neuen Princips seine volle Berechtigung hatte, auf eine Zeit anwendet, in welcher dies Princip bereits weltumgestaltend geworden ist und alle Lebensstoffe durchdrungen und umgewandelt hat.

Dafs unser Verf. die Zeit ausbeuten würde, in welcher wir die Schauspielkunst besonders durch die Geistlichkeit, als unheilig und unchristlich bezeichnet sehn, liefs sich erwarten. Mit einem innigen Behagen citirt uns der Verf. eine Menge von Bestimmungen und Vorschriften, aus denen die staatsbürgerliche Erniedrigung der Schauspieler hervorgeht; aber auch hier fehlt nicht minder die Kritik, und die Auffassung allgemeiner Gesichtspuncte für diese Erscheinungen. Die Erbofstheit des Verf.'s gegen den Schauspielerstand hat dagegen hier ein sehr ergiebiges Feld sich zu ergehn. Dafs Garrik in der Westminster-Abtei beigesetzt wurde, wird von der Bemerkung begleitet, dafs diese Beisetzung vermittelst Einflufs und auf Kosten Anderer erfolgte, und dafs jeder Bürger in London für 100 Guineen nach seinem Tode einen Platz neben Newton in der Westminster-Abtei erhalten könne. Dafs aber gar im Jahr des Heils 1824, wie sich unser Verf. ausdrückt, Mad. Catalani von dem Publicum Londons zum Erscheinen gezwungen worden ist, weil sie ohne Grund ausgeblieben war, schwellt das Herz unsers Verf.'s vor Rührung bei dem Gedanken, dafs doch noch immer der Schauspieler, als ein vom Publicum durchaus abhängiges Wesen betrachtet werde.

Der Verf. wird übrigens gar nicht gewahr, dafs mit der Begründung des absoluten Königthums in Frankreich, nachdem die Kunst und namentlich die dramatische Poesie selbst zur Verherrlichung desselben diente, auch die Stellung des Schauspielers nothwendig eine etwas freiere werden mufste. Das absolute Königthum zeigt sich auch darin als absolut, dafs es selbst decretirt, dafs die Acteurs der Oper nicht entehrt sein sollten. Damit beginnt aber zugleich der Kampf der Geistlichkeit gegen diesen Stand, der von der weltlichen Macht zwar etwas gehoben, doch von der starren Geistlichkeit immer noch in die Klasse der Ehrlosen zurückgeworfen wird. Kann doch die Wittwe Molières nicht anders ein ehrliches Begräbnifs für ihren Gatten erlangen, als durch die Versicherung, dafs derselbe das Abendmahl genommen und als guter Christ habe sterben wollen. Eine neue Epoche in Rücksicht der bürgerlichen Stellung der Schauspieler beginnt gewissermafsen mit der Clairon. Denn in ihr gewinnt das Bewufstsein von dem Widerrechtlichen der socialen Stellung ihres Standes zum erstenmale einen energischen Ausdruck und strebt die drükkenden Fesseln abzuwerfen. Sie erliegt zwar in dem Kampfe, denn es wird nur das von Ludwig XIII. 1641 schon erlassene Decret erneuert, wonach den Schauspielern, wenn sie ihre Vorstellungen von aller Unreinigkeit frei erhalten würden, ihre Kunst nicht zur Beschimpfung gereichen sollte u. s. f. Die Clairon erscheint, wie überhaupt, so besonders in diesem Kampfe als eine von grofsen, ächt menschlichen Empfindungen getragene Frau.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 66.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1843.

Das Schauspielwesen. Dargestellt auf dem Standpuncte der Kunst, der Gesetzgebung und des Bürgerthums. Von Wilhelm Hebenstreit.

(Schlufs.)

Es beweist nur die Gemüthsrohheit unsers Verfassers, dafs derselbe bei Gelegenheit der von edelem Stolze der Clairon eingegebenen Worte, welche sie an den sie in's Gefängnifs abholenden Polizeibeamten richtet, dafs sie sich zwar ganz den Befehlen des Königs unterwerfe, ihre Person, ihr Vermögen, ja ihr Leben von demselben abhängen, *ihre Ehre aber nur ihr Eigenthum sei, und der König über diese nichts vermöge*, — dafs derselbe die brutale Erwiderung des Polizeidieners: Vous avez raison Mademoiselle, là où il n'y a rien, le roi perd ses droits, eine *befriedigende* Antwort nennt. Anstatt sich an solchen Erscheinungen zu erquicken, in denen sich das Gefühl für menschliche Würde mächtig regt, welche für eine freie Zukunft der Menschheit arbeiten, für die Forderungen der Civilisation in den Kampf treten, zieht sie unser Verf. in den Schlamm seiner Sinnesweise herab. Die Schauspieler müssen zur Clairon mit Verehrung hinaufblicken!

Einen ähnlichen Kampf wie in Frankreich hat dieser Stand in Deutschland mit der öffentlichen Meinung zu bestehn gehabt; nur dafs hier die Formen der Ehrloserklärung dieser Thätigkeit noch schroffer und herabwürdigender erscheinen, als in Frankreich. Die empörendste Bestimmung ist in dieser Beziehung wohl die Verordnung, im Reichsabschied von 1416 und die Bestimmung im sächsischen Landrecht, dafs die Schauspieler unfähig sein sollten, vor Gericht ein Zeugnifs abzulegen. Die Verfügung Kaiser Leopold I. von 1665, wiederholt 1671, wirft die Schauspieler noch mit dem niedrigsten herumziehenden Gesindel in eine Kategorie, welches alles, „nämlich Gaukler, Seilfahrer, Leyrer, Affen- Bären- Hundetanzmacher, Schalksnarren und Komödianten u. s. f. bedeutet wird, um die Bewilligung ordentlich anzuhalten und gegen Gebühren schriftlich gefertigte Scheine zu erheben." In demselben Geist sind die vom Verf. angeführten Zeugnisse aus Hamburg und Leipzig, von 1692, wonach die Schauspieler noch für excommunicirt gehalten werden. Nur die Mitglieder der Hoftheater fangen an, weil sie zur unmittelbaren Belustigung gekrönter Häupter dienen, eine etwas bessere Stellung zu gewinnen, wie uns die sächsische Verordnung von 1767 zeigt (vgl. p. 116), weil Diejenigen, welche gewürdigt wurden, allerhöchste Personen zu ergötzen, dadurch auch schon nicht mehr als so verächtliche Geschöpfe angesehn werden durften. Die von den Regenten Preufsens erlassenen Bestimmungen über die staatsbürgerliche Stellung, und das Urtheil über die Thätigkeit der Schauspieler mag man bei unserm Verf. selbst nachlesen p. 118—121. Unsere Leser können sich die Triumphe denken, welche der Verf. bei diesen Zeugnissen feiert. Dafs derselbe sich bemüht, diesen Zustand als den vernünftigen zu behaupten und nicht als einen durch die fortschreitende Geistesentwicklung überwundenen, versteht sich. Die Argumente dafür sind, wie sie für eine in sich verkrüppelte Vorstellung sein können. „Wo nämlich ein Staat, heifst es p. 120, einer gewissen Klasse von Menschen Vorrechte nicht beilegt, deren andere Klassen sich erfreuen, da mufs ein gesetzlicher Grund vorhanden sein, und dieser Grund beruht dann auch in der Beschaffenheit des Gewerbes, welches von der einen oder andern Klasse ausgeübt wird." Es ist ein kostbarer Gedanke, eine Nichtgleichstellung, oder vielmehr eine Ausschliefsung von den staatsbürgerlichen Rechten als die *Nichtertheilung* eines, andern Klassen gelichenen *Vorrechts* bezeichnet und die Vorstellung der Unehrenhaftigkeit des Gewerbes einen *gesetzlichen Grund* genannt zu hören! Es gehört

Digitized by Google

zu den gröfsten Gedankenlosigkeiten, in die auch unser Vf. hineingerathen ist, aus dem Umstande, dafs es zur Zeit, wo noch ein Makel auf der Thätigkeit des Schauspielers lastete, dennoch grofse Schauspieler gegeben habe, wie denn allerdings Eckhof und zum Theil auch Jffland einer solchen Zeit noch angehörten, folgern zu wollen, dafs die staatsbürgerliche und sociale Gleichstellung der Kunst keinen directen Vortheil gebracht hat (vgl. p. 121). Zunächst handelt es sich hier gar nicht um einen Vortheil für die Kunst, sondern darum, dafs die Vernichtung des Vorurtheils, die Lösung der alten Schmach eine Forderung der Vernunft ist. Denn dieselbe zertrümmert in der Auflösung des alten rechtlosen Zustandes einer ganzen Klasse von Individuen nur die Formen, welche ihre Verwirklichung hemmten. Jede Frage nach dem Nutzen oder Frommen für die Kunst ist hier eine Schiefheit. Es kommt allein darauf an, ob dieser Fortschritt in dem Wesen der Menschheit begründet ist, und ob in diesem veränderten Zustande der Geist der Civilisation den nothwendigen Ausdruck einer höhern Stufe der sittlichen Freiheit erreicht hat. Wird denn überhaupt die öffentliche Meinung anders als durch das sich entwickelnde Bewufstsein geändert? Ist denn die sociale Stellung, welche endlich dem Schauspielerstande geworden ist, etwas anders, als ein besonders der Geistlichkeit und der von ihr bevormundeten bürgerlichen Gesellschaft abgekämpfter Sieg der Freiheit? Der Moment, in welchem sich ein altes Vorurtheil im Bewufstsein löst, wo eine Eisrinde von dem Herzen schmilzt, welche den freien, frischen Schlag desselben lange beengte, ist auch der Moment, wo ein neuer Zustand in die Wirklichkeit eintritt, es ist die praktische Folge eines theoretischen Prozesses. Es ist nicht minder begrifflos, wenn der Verruf, welcher auf dem Schauspielerstande so lange gelastet hat und erst nach einem langen Kampfe gewichen ist, als durch die Handlungen der Schauspieler, durch ihre früher allerdings gang und gäbe Leichtfertigkeit und selbst Zügellosigkeit des Lebens bedingt gedacht wird, so dafs er sich auch eben so durch ihre Handlungen, durch ein geordneteres Leben umwandeln liefse vgl. p. 252. Ist denn die Meinung, welche den Schauspieler in der Gesellschaft nicht als ein ebenbürtiges Mitglied anerkannte, etwa eine Folge ihres Leichtsinns und unsittlichen Wandels, oder lastete dieselbe nicht vielmehr auf der Natur dieser Thätigkeit selbst? Man betrachte doch nur das ganze Räsonnement unsers Verf.'s, der in dieser Rücksicht als ein würdiger Repräsentant vergangener Zeiten angesehen werden kann. Emancipirt er nicht den Schauspieler, sobald er als ein guter Spiefsbürger seine Pflichten erfüllt, während auf seiner Thätigkeit die alte Schmach haften bleibt? Weil eben die Beschäftigung des Schauspielers selbst als eine vom sittlichen Ernst entblöfste unchristliche, frivole erschien, gab man auch den von der Gesellschaft Ausgeschlossenen, als ein sittenloses Wesen Preis. Man gab ihm die Unsittlichkeit als eine natürliche Folge, gleichsam als ein Privilegium seiner ganzen Lebensthätigkeit zu. Der Schauspielerstand aber, als ein verachteter, meinte seiner Seits der Gesellschaft, welche ihn ausgesondert, auch Nichts schuldig zu sein. Seiner Isolirung folgte nothwendig eine Kriegserklärung gegen die guten Sitten der Gesellschaft, die man ihm nicht zutraute und deren Früchte man ihn ja auch nicht geniefsen liefs. Wer durch ein Vorurtheil von der freien Wechselwirkung mit der Gesellschaft ausgeschlossen ist, wie soll sich der zu einer freien Verehrung ihrer Gesetze und Formen erheben? Bestätigt denn nicht aber auch die Erfahrung diese Gedanken? Mit dem Siege der Civilisation, welche diese Thätigkeit als ein integrirendes Element der gesammten menschlichen Bildung anerkannt hat, hat sich auch der sittliche Zustand der Schauspieler gehoben; da den Vertretern dieser Thätigkeit die bürgerliche Achtung nicht mehr als eine seltene Ausnahme zu Theil wird, so fordert die öffentliche Meinung auch wieder, und ist darin ganz im Recht, dafs diejenigen, welche zu freien, ebenbürtigen Mitgliedern der Gesellschaft herangereift sind, sich nicht mehr für bevorrechtigt erklären, die Schranke der Sitte ungestraft verletzen zu dürfen. Dem Schauspieler aber ist mit dieser Emancipation auch der Reiz genommen, sich für die Ueberzeugung, welche man doch einmal von seiner Unsittlichkeit hatte, durch seine wirkliche Unsittlichkeit zu rächen. Mit der reformirten öffentlichen Meinung von der Thätigkeit des Schauspielers, und der grofsen Bedeutung der Bühne ist auch die innere Reform des Standes vor sich gegangen, welcher die Nothwendigkeit empfunden hat, den sittlichen Forderungen der Gesellschaft auch seiner Seits mehr nachzukommen.

Digitized by Google

Der Vf. hat ein merkwürdiges Talent, Facta aufzufassen und aus ihnen eine Bestätigung seiner Erbofstheit gegen den Schauspielerstand herauszulesen. Der Schauspieler hat sich, nach unserm Vf., jegliche Beurtheilung gefallen zu lassen, weil er dem Publicum dient und jeder Zuschauer sich damit das Recht erkauft hat, ihn nach eigner Ansicht zu beurtheilen p. 123. Gewifs! Und mit wem theilt dies der Schauspieler? Mit Allen, welche dem Publicum, oder besser der gesammten Gesellschaft, als öffentliche Charaktere dienen. Oder ist etwa der Staatsmann und der Redner in constitutionellen Staaten weniger der Beurtheilung jeder Art unterworfen? Nimmt sich etwa die öffentliche Meinung durch das Organ der Presse nicht in jedem Momente die Freiheit, alle Diejenigen zu beurtheilen, welche sich als Träger des öffentlichen Geistes und allgemeiner Interessen darstellen? Dies ist ein *Vorzug* und *keine Schande!* Und in dieser Rücksicht ist die Entscheidung des französischen Gerichtshofs vom 17. April 1824 auf die Klage der Dejazet gegen den Journalisten Maurice, wegen Beschimpfung und Verläumdung, ganz consequent; weil der Gerichtshof erklärt, dafs, so hart und ungeziemend auch die gegen Mlle. Dejazet gerichteten Ausdrücke sind, dieselben gegen die Schauspielerin, nicht aber gegen die Person und die Privataufführung der Mlle. Dejazet gerichtet sind. Unser Verf. leitet die Mittheilung dieses Documents mit der triumphirenden Bemerkung ein, dafs der Schauspieler in dieser Hinsicht, nämlich in Rücksicht der öffentlichen Kritik niedriger stehe, als der Künstler und Handwerker, und dafs die Gesetzgebung dies auch durch die von uns erwähnte Entscheidung anerkannt habe. Der Schauspieler ist durch die gerichtliche Entscheidung vielmehr in seiner öffentlichen Wirksamkeit, als öffentlicher Charakter anerkannt worden, der als solcher über sich Dasselbe ergehn lassen mufs, was in constitutionellen Staaten jeder Minister, dem in Rücksicht seiner öffentlichen Thätigkeit von der Tribüne herab, wie durch die Presse die ärgsten Dinge gesagt werden dürfen, sobald nur der Privatcharakter dabei nicht angetastet wird.

Dafs unser Vf. mit Unwillen den Gedanken einer durch den Staat selbst erfolgenden Beförderung dieser frivolen Kunst verwirft, wird Jeder erwarten. Gleichwohl wird man durch die Wahl der Argumente, selbst nachdem man schon auf arge Dinge vorbereitet worden ist, dennoch fast überrascht. Die Forderung, Theaterschulen zu errichten und überhaupt für die Ausbildung des Schauspielers in ähnlicher Weise wie für die Ausbildung anderer Künstler Sorge zu tragen, mufs nämlich theils darum aufgegeben werden, „weil dadurch der Staat den Schauspieler und seinem Gewerbe einen bestimmten Rang ertheilen und das ganze bisherige Theaterwesen neu gründen müfste" p. 331, theils weil der Staat die Bühne „weder für eine Sittenanstalt, noch für eine Anstalt zur Geschmacksverbesserung anerkennt" p. 333. Nun wahrlich, dem Staate wird hier kein beneidenswerthes Bewufstsein geliehen. Um eine Klasse von Menschen, die einer idealen Beschäftigung ihr Leben widmen, von den staatsbürgerlichen Rechten auszuschliefsen, also ihre Ausschliefsung aus der Gesellschaft zu fixiren, und weil der Staat die Bühne nur für einen Tummelplatz sinnlicher Lust ansehn soll, darum soll er sich jeder Reform dieser Kunst enthalten! Die geforderte Passivität des Staates in dieser Beziehung ist also auf die Voraussetzung seiner *Inhumanität* und *Barbarei* gegründet! Und warum wird dem Staate ein solches Bewufstsein aufgedrungen? Weil die dramatische Poesie weltlicher Natur und von dem Vor- und Rückschreiten der Zeit abhängig ist p. 241 und 247, „während die positiven Bildungsmittel in Kirche und Schule nicht wechseln, sondern ein Feststehendes, Dauerndes, Inneres (!) sind, welche in ihrem *Wesen* keiner Abänderung unterworfen sind" p. 242. Da haben wir's! Die Bewegung ist das Kreuz unsers Verf.'s! Dafs der Geist Vergangenes für vergangen zu erklären wagt, das einer Zeitrichtung Ensprungene durch neue Schöpfungen verdrängt, das ist das Verbrechen der dramatischen Kunst! Ihre Sünde ist, eine Geschichte zu haben und Geschichte zu erzeugen. Die Unfehlbarkeit und Reinheit der Kirche und Schule beruht darauf, der Bewegung, der Entwicklung, dem Fortschritt entnommen zu sein! Nun das können wir versichern: einen treuern Jünger der Stabilität des Unterrichts als unsern Vf. hat die positive Bildungsanstalt der Schule nicht aufzuweisen! Seit dreifsig Jahren hat er keine Geschichte erlebt! Das Positive, was er erlernt, ist ihm alles in alter Ordnung geblieben. Das Bedürfnifs des Umlernens ist nicht in seine Seele gedrungen, und wenn auch die frivole Welt, welche, wie die weltliche Kunst des Dramas, der Bewegung Preis gegeben ist, die Vorräthe des Verf.'s für verfault er-

Digitized by Google

klärt, er geniefst sie in Andacht, weil er an der frechen Bewegung der Geschichte keinen Antheil genommen hat. Dr. H. Th. Rötscher.

XXXIII.

F. Gottschalk: Ueber die Ableitung des Namens Preufsen. (Aus den preufsischen Provinzial-Blättern, Jahrgang 1839, *August-Heft Jahrgang* 1842, *Februar-Heft, Jahrgang* 1843, *April-Heft).*

Wenn Männer von hohem literärischem Ruf in ihren gelehrten Forschungen mitunter falsche Ansichten aufstellen, die eben wegen des wissenschaftlichen Ansehens ihrer Urheber leicht eine allgemeine Geltung erlangen können; so ist es, mehr als in irgend einem anderen Falle, Pflicht derjenigen, die die Grundlosigkeit jener einsehen, öffentlich dagegen aufzutreten, und unbekümmert, ob man sich dadurch der Ungunst angesehener Gegner aussetzt, oder nicht, den Irrthum im Interesse der Wissenschaft und Wahrheit zu bekämpfen. Das hat Hr. Gottschalk in den oben genannten drei Aufsätzen gegen Hrn. Prof. Voigt mit vollem Recht gethan, indem er dessen, zuerst in dem gröfseren und dann wiederum in dem kleineren Werke der Geschichte Preufsens (Vorrede zum 2ten Theil) vorgetragene Ansicht: „der Name *Preufsen* sei von der polnischen Präposition *po*, an, und dem Volksnamen *Russen*, — d. h. die an den Russen wohnenden — abzuleiten, als durchaus unrichtig verwarf, und namentlich in dem letzteren Aufsatze (Jahrgang 1843, Aprilheft) seine Behauptung sprachlich und geschichtlich zu begründen suchte. Es könnte, nach den daselbst geschehenen Erörterungen, überflüfsig erscheinen, über die Unhaltbarkeit der vom Hrn. Prof. Voigt gegebenen Ableitung, die da, als ein längst vergessener Nachlafs der, des Slavischen unkundigen Chronisten, sich noch hie und da bis auf die Gegenwart fortschleppt, noch ein ernstes Wort zu verlieren; wenn der ehrenwerthe Bekämpfer dieser Ableitung, selber, wie er sagt, ein Fremdling auf dem slavischen Sprachgebiete, nicht den Wunsch ausgesprochen hätte, es möchte Jemand, der sich mit den slavischen Sprachen näher beschäftigt, sich über den Gegenstand nochmals, erläuternd und das bereits Gesagte berichtigend, aussprechen, damit die Streitfrage ihrer Lösung näher gebracht werde. Ohne mir das Recht eines Schiedsrichters hierin anzumafsen, will ich die, für und gegen die genannte Ableitung vorgebrachten, Gründe einer kritischen Prüfung unterwerfen, und, ohne mich an den Gang der genannten Aufsätze speciell zu halten, die Streitfrage nach ihrem vorliegenden Sachbestande zu entscheiden suchen.

Was zunächst die geschichtlichen Gründe, die für die Ableitung des Namens Preufsen von po und Russen vom Hrn. Prof. Voigt angeführt werden, anbetrifft; so will ich nicht im Voraus dieselben zu entkräftigen suchen, wohl wissend, dafs die geschichtlichen Data, indem sie das Alterthum, die erste schriftliche Aufzeichnung, die locale Ausdehnung eines Volksnamens u. s. w. feststellen, wesentlich hierdurch selbst zur Erzeugung desselben beitragen. Aber dafs diese Erklärung vollständig sei, ist es heut zu Tage nothwendig, dafs dabei die wissenschaftliche Sprachkunde zu Rathe gezogen werde. Sie kann, nach ihren unumstöfslichen Principien, über den sprachlichen Ursprung, über die Ableitung, oder mit anderen Worten, über den einem Namen zu Grunde liegenden Begriff allein entscheiden, und somit seine Bedeutung fixiren. Ihr haben wir manche Berichtigung falscher Ableitungen und Erklärungen von Völker- und Ländernamen zu verdanken, die, so zu sagen, in der Geschichte stereotyp in ihrer Schreib- und Erklärungsweise geworden sind. Ich erinnere nur an den Volksnamen Σκλάβηνος und Sclavus, den der Grieche und Römer, der Beschaffenheit seiner Zunge wegen, nicht ohne k und c schreiben und sprechen konnte, für Slowene und Slawe. Noch heut zu Tage spukt in manchem Kopfe die an die erstere Schreibweise geknüpfte Ableitung und Erklärung des Namens des Volkes „von einer Sprache". Aber auch die wissenschaftliche Sprachforschung ist nicht immer im Stande, den Ursprung und die Bedeutung der Völker- und Länder-Namen zu ermitteln. Denn, trotz der bestimmten Regeln und des allgemeinen Gebrauchs, wonach hier und dort solche Namen gebildet werden — wie z. B. die slavischen, gröfstentheils nach der jedesmaligen Lage oder Beschaffenheit der Localität, wo sich ein Volksstamm niedergelassen hat — ist es oft ein unbedeutender Zufall, den kein Andenken, keine Chronik aufbewahrt, der den Anlafs zu einem Namen gegeben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 67.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1843.

F. Gottschalk: Ueber die Ableitung des Namens Preufsen.

(Fortsetzung.)

Wer darf es wagen, rufen wir mit Schlözer aus, denselben nach Jahrhunderten entziffern zu wollen! Viele solcher Namen sind und bleiben nun einmal unerklärt, man mag sie aus der Geschichte oder Sprache zu deuten versuchen. Das ist auch der Fall mit dem Namen „Preufsen". Das Festhalten an einer willkührlich gegebenen Erklärung desselben, ohne das Bewufstsein ihrer Richtigkeit, wie dies sich beim Hrn. Prof. Voigt aus seinen eigenen Worten (Vorrede zu seinem Handb. der Gesch. Preufs. Band 2. S. V) ausdrücklich herausstellt, kann demnach wohl dem Hrn. Verf. und einem jeden, der überhaupt lieber etwas als nichts haben will, als persönliche Meinung ohne Weiteres gelassen werden; nur darf sich dieselbe nicht als die allgemein zu geltende durchzusetzen suchen. Denn, wäre man auch nicht im Stande, eine andere, auf haltbare Stützen aus Sprache oder Geschichte gebaute, Erklärung — eine Forderung, die Hr. Prof. Voigt an die Bekämpfer seiner Ansicht richtet — an die Stelle der von ihm gegebenen zu setzen; so wird die seinige dadurch noch keineswegs die richtigste, indem es ja noch von der Prüfung der Gründe, auf die sie sich stützt, abhängt, ob sie's ist; und die Untersuchung derselben kann grade das Gegentheil beweisen, dafs sie nämlich durchaus unrichtig sei.

Denn um hiermit sogleich zur Sache überzugehen, so ist zunächst die Annahme des Hrn. Prof. Voigt: „der Name Preufsen sei polnischen Ursprungs", eine rein willkührliche. Die am genannten Ort angeführten geschichtlichen Data, dafs derselbe sich zuerst von den Polen her verbreitet habe, beweisen noch keineswegs, dafs er auch von denselben zur Benennung der nordwärts an der Ostsee sitzenden Völkerschaften erfunden worden. Das erste schriftliche Vorkommen eines Volks- oder Landesnamen ist nicht das erste Vorkommen, die erste Creirung desselben überhaupt. Für Geschichtskundige braucht man wohl hierzu keine Belege beizubringen. Am allerwenigsten kann dies aber auf Namen von Völkern bezogen werden, die, da man ihre Einwanderung nicht kennt, als Urvölker von Europa zu betrachten sind. Als solche erscheinen aber die, nach den neuesten geschichtlichen und sprachlichen Forschungen von einem Schafarik und Pott, dem grofsen slavischen Volksstamme zunächst verwandten und mit demselben, so weit geschichtliche Kunde reicht, in unmittelbarer Berührung und Nachbarschaft wohnenden *preufsisch-lithauisch-lettischen* Stämme, die Hr. Prof. Voigt vergebens sich die Mühe giebt, nach seiner vorgefafsten Untersuchungsmethode, in Deutsche umzustempeln. Kommen auch diese Namen erst später vor, zur Zeit, da die Geschichtsschreibung in Polen und Rufsland beginnt, so sind sie nicht desto weniger als alte, ursprüngliche, einheimische anzunehmen, sie mögen einzelne Stämme oder ganze Völkerschaften umfafst haben. Der alte Name der *Aisten* (bei Tacitus Aestyi), worunter die an der Ostsee sitzenden Völkerschaften lange Zeit hindurch begriffen worden, ist nur ein geographischer und fremder, aber kein ethnographischer und einheimischer; und der von Hrn. Voigt in Erwähnung gebrachte Name *Getae* und *Gethae* diente zu ihrer Bezeichnung blofs bei den lateinisch schreibenden deutschen und polnischen Chronisten des Mittelalters. Wobei beiläufig zu bemerken ist, dafs dieser Name weder auf die thrakischen Geten, noch, wie Hr. Prof. Voigt meint, auf die deutschen Gothen zu beziehen ist, sondern die zweite Hälfte des lithauischen Namens *Samo-getae* (wovon Samogitien, Sameite, russisch und poln. Żmuď, Żmudz') zum Ursprung hat. (Cf. Schaf. Alterth. S. 376). Es ist eine geschichtlich bekannte Thatsache, dafs Nachbarvölker, bei ihrer

Digitized by Google

ersten, noch dunkelen, Bekanntwerdung, sich gegenseitig andere Namen beilegen, als die sind, mit dem sie sich selbst zu nennen gewohnt sind. So hiefsen bei den Römern die Hellenen — Griechen, die Deutschen — Germanen; so bei den Deutschen die Slaven — Wenden, bei den Slaven die Deutschen — Niemcy, die Finnen — Tschuden u. s. w. So hiefsen auch die lithauischen Stämme Aisten, und mögen auch anders benannt worden sein. Aber eben so bekannt ist's, dafs ein Urvolk, das als solches nie wohl ohne einen eigenen einheimischen Namen dasitzt, derselbe mag ein allgemeiner, oder ein in mehrere besondere Stammnamen zerfallener sein, sich nur in seltenen Fällen statt des einheimischen einen fremden Namen aufdringen läfst. Dies geschieht, wie die Geschichte lehrt, nur im Fall einer Eroberung oder Vermischung des Urstammes mit einem anderen, einwandernden, wie dies in Bezug auf die sich russisch und bulgarisch nennenden Slaven wahrzunehmen ist; wenn etwa, hinsichtlich des ersteren, die russischen Gelehrten, trotz aller geschichtlichen Data, nicht noch die Beweise beibringen, dafs er dennoch ein einheimischer. Dagegen behalten andere Volksstämme, selbst mitten unter den sie beherrschenden und anders nennenden Völkern, und vielfach mit denselben untermischt oder gar verschmolzen, ihre einheimischen Namen. So z. B. die Slaven in der Lausitz, die sich Sorben, und die in Steiermark und Kärnthen, die sich Slowenzen nennen, von den Deutschen aber allgemein Wenden benannt werden. Die preufsisch-lithauisch-lettischen Stämme aber sind, ungeachtet der vorübergehenden Beimischung oder selbst Beherrschung derselben durch fremde, skandinavisch-gothisch-finnische, Stämme, bis auf die Epoche der deutschen Schwerdt- und Ritterorden und der polnischen Oberherrschaft, doch so ziemlich selbständig und unverändert, ja in ihrer ursprünglichen Nationalität gleichsam versteinert geblieben. Hat uns nur die Geschichte aus der Zeit, da ihr diese Nordgegenden im helleren Lichte entgegentreten, keine anderen einheimischen Volksnamen aufgezeichnet, als eben die oben genannten, mit einigen anderen besonderen; so sind diese Namen eben als die einheimischen und ursprünglichen anzusehen. Diese Völkerschaften haben sich aber auch selber mit denselben benannt, und sind auch heute noch diese Namen den Gegenden verblieben, wenn gleich das Volk zum Theil ausgerottet worden, zum Theil sich mit anderen Stämmen, mit geringer Ausnahme, verschmolzen hat. Nestor kennt alle diese Namen, und zwar in ihrer ursprünglichen Form Prus-Prusi, Litwa, Liet-gola (wie es an der betreffenden Stelle statt Siet-gola gelesen werden mufs, cf. Schaf. Alterth. Anm. S. 376). Er hatte nicht nöthig, diese Namen erst von den Polen zu erfahren, sondern hat sie vielmehr als die gangbaren, dem angränzenden und verwandten slavischen Volksstamme wohl bekannten, in seine Völkertafel aufgenommen. Auch wäre es widersinnig anzunehmen, dafs der, von den Polen angeblich fabricirte, und erst zwischen 997 — 1006 vorkommende, Name der Porussen, bereits zu Nestor's Zeit, der zwischen 1056 — 1116 lebte, allgemein, und zwar damals schon in der verschrumpften, veralteten Form Prussi, wie man es erklären will, bekannt geworden wäre! Vielmehr spricht umgekehrt das gleichzeitige Vorkommen des Namens bei den Polen und Russen grade für das Alterthum desselben. Wäre nun aber hierdurch, ohne in die Sache weiter einzugehen, die Frage über die Entstehung und Verbreitung des Namens von Polen her an sich schon beseitigt; so sind wir doch dem Hrn. Prof. Voigt die nähere Prüfung der sprachlichen Gründe, auf die er seine polnische Ableitung des Namens von po und Russen stützt, schuldig, welcher wir uns also entledigen.

Ich mufs gestehen, dafs ich eine gewisse Scheu empfinde, wenn ich gegen einen Mann, der sich durch seine schriftstellerischen Werke einen so hohen literarischen Ruf erworben, mit weniger Zurückhaltung auftrete, als es die an sich geringe Bedeutung der betreffenden Streitfrage vielleicht erforderte. Aber wenn derselbe sein wohlverdientes, von mir am allerwenigsten zu bestreitendes Recht, wissenschaftliche Streitfragen zu entscheiden, in der hier vorliegenden, seinen Gegnern und selbst einem Schafarik gegenüber, mit dem Ton einer gewissen privilegirten Gelehrten-Vornehmheit und eines unfehlbaren Urtheilsspruches handhaben und behaupten will; so glaube ich, im Bewufstsein eine falsche Ansicht zu bekämpfen, des Vorwurfs überhoben zu sein, dafs mich hierbei eine Parteisucht geleitet habe. Hier meine Rechtfertigung. Ich bitte den gefälligen Leser sich die *Vorrede* zu Hrn. Voigt's Handbuch der Geschichte Preufsens hierbei zu Grunde zu legen. Wer dieselbe nur mit gewisser Kenntnifs der slavischen Urgeschichte und Sprache, ja selbst

Digitized by Google

ohne die der letzteren, mit Unbefangenheit liest; der mufs erstaunen über die, daselbst zum Behuf des Entscheidens der Streitfrage aufeinander gehäuften Schlufsfolgerungen des berühmten Geschichtsforschers. Wir können uns nicht enthalten, bevor wir dieselben untersuchen, Hrn. Gotschalk's Worte darüber aus der oben genannten Abhandlung zu wiederholen, dafs man mit allen dergleichen Schlufsfolgerungen, mit gutem Winde, leicht bei Adam und Eva ankömmt. Denn es ist unerhört, dafs man zum Schutz der einmal vorgefafsten und gegen alle Gründe, die die Gegner bis jetzt vorgebracht haben, nicht aufzugebenden Ableitung des Namens Preufsen von *po* und *Russi* — nämlich vermittelst einer Präposition mit einem Volksnamen, (eine Verbindung, die nicht nur der polnischen, sondern überhaupt jeder slavischen Mundart zuwider ist) — dieselbe, zum Trotz der allein und ohne alle Ausnahme geltenden Regel: — nach der nämlich die Präposition *po*, zur Bildung von Volksnamen, nur mit den, den Ort der Wohnsitze genau bezeichnenden, Lokalnamen der Flüsse, Berge, Wälder u. s. w. verbunden wird — dennoch als einen der polnischen Sprache angemessenen Sprachgebrauch vertheidigen, und, weil man anders nicht kann, denselben durch ein geschrobenes Inductionsverfahren der Sprache durchaus aufdringen will, indem man sich dabei auf einen ungekannten und nur vorausgesetzten, einstmaligen Charakter der polnischen Sprache beruft! Nun, so bringe denn Hr. Pr. Voigt zur Bestätigung seiner Ansicht und unserer Belehrung nur ein einziges Beispiel, das bestrittene ausgenommen, vor! das rufen ihm seine Widersacher, das rufen wir ihm zu. Ein solches Beispiel wird mehr beweisen, als die Untersuchung der ganzen Vorrede. Ein solches Beispiel läfst sich nun aber einmal in der gesammten slavischen Völkerkunde nicht auftreiben; wohl aber ein grofser Theil von solchen, die durch Verbindung der Präposition po mit einem Lokalnamen gebildet sind. Herr Prof. Voigt weifs das wohl. Was thut er aber? Er mufs nothgedrungen die von Schafarik in dem Werke „Abkunft der Slaven" S. 100 aufgestellte Regel: „zum Namen der Flüsse und Berge, *nicht* der Völker setzt der Slowene *po*" annehmen, aber, um seiner vorgefafsten Ableitung dennoch einen Ausweg zu verschaffen, so nimmt er zu der eben so naiven als merkwürdigen Auslegung der Worte Schafarik's Zuflucht und sagt: „Schafarik spreche an genannter Stelle nur vom *heutigen* Gebrauch der Präposition po". Wie? Hr. Prof. Voigt meint doch nicht, dafs die Slaven sich noch heut zu Tage in der Völkerwanderung befinden, dafs sie noch heut zu Tage nöthig haben, nach der angeführten Regel, erst jetzt sefshaft werdende, namenlose Stämme zu benennen? Sind denn die mit po gebildeten Namen, als: *Polabane*, *Posawci*, *Podunajci*, *Polesane*, *Pomorane*, *Porossiane* u. s. w. heutigen Ursprungs? Wie kann man überhaupt einem Geschichts- und Sprachforscher, der eben mit der Abkunft der slavischen Stämme zu thun hat, zumuthen, dafs er in Bezug auf die Erklärung ihrer einheimischen Namen eine Regel aufstelle, die heutigen Gebrauchs sei? Ist er nicht im Gegentheil stets genöthigt, nach den ihm vorliegenden Beispielen den Sprachgebrauch und die Regel festzustellen? Dies sind aber für Hrn. Prof. Voigt keine Einwendungen, denn er geht hierin anders zu Werke. Er stellt zuerst die Regel auf, und, ohne sie durch Beispiele zu begründen (was doch seine allererste Pflicht war, denn heute schwört Niemand blindlings auf verba magistri), und sich blofs auf einen muthmafslichen, einstmaligen Charakter der polnischen Sprache berufend, stützt er darauf seine beliebte Ableitung des Namens Preufsen, von po und Russen, indem er dann getrost seinerseits den Gegnern zuruft: „Beweiset mir, dafs der heutige Gebrauch der Präposition po auch schon im Anfange des 11ten Jahrhunderts, wo nämlich der Name Preufsen zuerst zum Vorschein kömmt, festgestanden habe, dafs wie heute schon damals diese Präposition nicht mit Völkernamen verbunden worden sei!" Wohlan! Retourkutsche gilt zwar auch in der Wissenschaft nicht, und es ist auch nicht unsere Sache zu beweisen, was wir nicht behaupten; aber wir nehmen dennoch die Aufforderung an. —

Erstens, was weifs, fragen wir, Hr. Prof. Voigt von dem Charakter der polnischen Sprache, auf den er sich beruft, in einer Zeit, aus der wir keine schriftlichen Denkmäler besitzen? Glaubte er dadurch seine Gegner in Verlegenheit zu bringen, dafs er sich auf einen unhaltbaren Boden zurückgezogen hat? Er hat übersehen, dafs das, worauf man sich nicht stützen kann, erst nicht umgeworfen zu werden braucht. Wir können uns aber im vorliegenden Fall nur auf den damaligen Charakter der slavischen Sprache im Allgemeinen berufen, nicht auf den imaginären der einzelnen Mundart, die zum Theil noch im Schoofs der ersteren

Digitized by Google

ruhte, und mit ihren anderen Schwestern sich noch in dem natürlichen Gefühl der innigsten Blutsverwandtschaft und des gegenseitigen Verständnisses befand. In der späteren Zeit haben sich diese Mundarten allerdings mehr oder weniger selbständig entwickelt, aber der Grundboden dieser Entwickelung ist unerschüttert geblieben. Ein und derselbe organische Bildungsgeist durchdringt sie alle noch jetzt. Ihre Grammatik ruht auf denselben Grundprincipien. Dies beweist, dafs die slavische Sprache, ihrem Wesen nach, bereits vor ihrer Scheidung in Mundarten, so ziemlich feststand. Das zeigen am augenscheinlichsten die ältesten Sprachdenkmäler der altslavischen und böhmischen Mundart. Wenden wir nun dies auf unseren Fall an, so sehen wir, dafs in allen Mundarten die Völker-, Länder- und Ortsnamen auf dieselbe Weise gebildet werden, sie mögen einfache oder mit Präpositionen verbundene Namen sein. Die Grundregel hierin ist: dafs solche Namen gröfstentheils nach der Beschaffenheit oder Lage der jedesmaligen Localität bestimmt worden. Schon Nestor giebt diese Regel, indem er sagt (S. 3 der Ausgabe von Timkowski; Band 2. S. 75 flg. bei Schlözer) „*Ot tiech Slowien razidosa sia po ziemlie i prozwasa sia imieny swoimi, gdie siedsie na kotorom miestie;* d. h. von diesen Slowenen verbreiteten sich die Slavenvölker auf der Erde und legten sich ihre Namen bei, nach dem Orte, wo sie sich immer niederliefsen." — „So nannten sich," sagt Nestor weiter, die Namen theils selber erklärend, theils sie nur einfach aufzählend, „die an dem Flusse Morawa sitzen geblieben sind, *Morawen* (Mähren), und andere hiefsen *Cechen* (Böhmen), weifse *Chorwaten*, *Serben*, *Chorutanen*; die sich am Flusse Weichsel niederliefsen, hiefsen *Liachen*, und einige von diesen wurden Polianen genannt, und andere *Lutizer*, andere *Masowsaner*, andere *Pomorianer*. Ebenso die Slowenen, die sich am Dniepr niederliefsen, hiefsen *Polianen*, andere hiefsen *Drewlianer*, weil sie in Waldungen safsen. Noch andere setzten sich an der Dwina und wurden *Polocanen* genannt, von einem Flüfschen, Namens Polota, das in die Dwina läuft u. s. w." Alles Namen, die neben unzähligen anderen man in „Schafarik's Alterthümer" nachschlagen kann, um sich aus ihrer daselbst vorzufindenden Erklärung von dem, in Bezug auf Bildung von Volksnamen alt herkömmlichen, allen Slaven gemeinschaftlichen Sprachgebrauche zu überzeugen. Dafs nach demselben sich auch die mit Präpositionen gebildeten Volks- und Ländernamen richten mufsten, braucht wohl nicht erst erinnert zu werden. Denn die Präpositionen können wohl das Verhältnifs eines Begriffs näher bezeichnen und seine natürliche Entwickelung gleichsam ergänzen, aber nicht den Begriff als solchen, nicht die Anschauungsweise, von der man bei Bildung von Namen ausgeht, ändern. Das geschieht in keiner Sprache, also auch nicht in der slavischen. Alle mit einer Präposition gebildeten slavischen Volks- und Landesnamen haben denn auch jedesmal einen Lokalnamen zum Ausgangspuncte. So *Pomorjane* und *Pomorje*, *Polesane* und *Polesje*, *Polabane* und *Polabi*, *Posawci* und *Posawje*, *Pogorjane* und *Pogorje* — Volks- und Landesnamen zugleich, die nicht erst erklärt zu werden brauchen. So auch die mit der Präposition *za* (trans — hinter) auf eben dieselbe Weise, nur mit Hindeutung auf ein anderes Verhältnifs, gebildeten Volksnamen der *Za-prozi* oder *Za-porozi* (d. h. die hinter den Dniepr — Katarakten — porogi, polnisch progi — sitzenden), der *Za-chlumane* in Croatien (d. h. die hinter dem Berg Chlum oder überhaupt hinter den Bergen sitzenden), des *Za-gorje*, Landgegend in Serbien, Bulgarien, Macedonien und sonst. —

Wir wollen das Register von Volks- und Ländernamen, die alle nach dem angegebenen Sprachgebrauche gebildet werden, nicht vermehren. Zweifelt aber Hr. Prof. Voigt, ungeachtet der geschichtlichen Thatsache, dafs Völker- und Ländernamen älter sein müssen, als Angaben der Chronisten, an dem Vorhandensein solcher und so gebildeter Namen im 11ten Jahrhundert; so bemerken wir, dafs die Namen *Pomorane* und *Porosjane* (an dem Flufs Rofs im Gouv. Kiew) bei Nestor, dieselben *Pomoraner* und *Polabingi* bei Adam Bremensis — also im 11. Jahrh., die Zachlumaner oder *Zachlumer*, bei Constantin Porphyrogennetes Ζαχλούμοι genannt ἀπὸ ὄρους Χλούμου — also zwischen 945—959; die *Zagorjer* und die Ortschaften *Zagora* bei den byzantinischen Chronisten zwischen dem 8—10. Jahrh. bei Theophanes speciell um 817; die *Zaprozi* bei dem baierischen Geographen zwischen 866—890, die *Poradnicane* an dem Flufs Rednitz in Baiern, in der Lebensbeschreibung des Heil. Emmeramus bei Bolland., also im 8ten Jahrhundert bereits, dem Namen nach, vorkommen.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 68.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1843.

F. Gottschalk: Ueber die Ableitung des Namens Preufsen.

(Schlufs.)

Wo bleibt nun nach dieser Darlegung der Ausspruch des Hrn. Prof. Voigt, dafs die Verbindung der Präposition po mit Localnamen, um dadurch neue Völkernamen zu bilden, *heutigen* Gebrauchs sei? Imponirt ihm hierin nicht der Name eines Schafariks, so werden ihm hoffentlich Beispiele und Thatsachen imponiren. Wie nun, wenn wir hinzusetzen, dafs eben der heutige polnische Sprachgebrauch in ähnlichen Fällen nicht die Präposition *po*, sondern einige andere, als *nad* (ad, an), *pod* (sub-) przy (ad, παρὰ) fordern würde? Dafs wir heut zu Tage z. B. die an der Elbe, Oder, Weichsel Wohnenden nicht po-Elbiane, po-Odranie, po-Wiślanie, sondern Nad-Elbianie, Nad-Odranie, Nad-Wiślanie, die am Gebirg Wohnenden pod-goranie (wie die Einwohner der Krakauer Vorstadt Podgore) nennen müfsten. So wie auch die heutigen Illyrier die adriatische Küste Primorje statt Pomorje, (das Parathalassia des Const. Porphyr.) nennen. Man sieht, woran man ist, wenn man seine etymologischen Ansichten auf Sprachgebräuche stützt, die dem Geiste der betreffenden Sprache ganz zuwider sind. — Wir glauben hierdurch für jeden Unbefangenen hinlänglich nachgewiesen zu haben, dafs bei Bildung von Volks- und Ländernamen man eine Präposition und somit auch die Präposition po von altersher einzig und allein mit Localnamen, nie aber mit Völkernamen verband. Hiermit wäre nun die Sache als beseitigt anzusehen. Aber Hr. Prof. Voigt, der wohl von vorne aus eingesehen hat, dafs er ohne Schutz von entsprechenden Beispielen seine, auf blofs imaginären Sprachgebrauch gestützte, Ableitung nicht werde retten können, sucht noch durch einen verzweifelten Schritt derselben Eingang zu verschaffen, indem er sich aus seiner unhaltbaren Position auf das Feld der Gegner selbst wirft und sagt: „Gesetzt auch, es wäre möglich, den verlangten Nachweis (nämlich, dafs die Präposition po nicht mit Völkernamen verbunden wird) zu liefern, so würde er dennoch keineswegs ein schlagender Beweis für die Unrichtigkeit der erwähnten Ableitung des Namens Preufsen von po und Russen sein. Denn man kann sich ja denselben so erklären, dafs die Präposition *po* ursprünglich mit dem Landesnamen *Russia*, also mit einem Localnamen, verbunden wäre, und dafs dann aus dem Landesnamen Po-russia der Volksname Porussi sich gebildet hätte". Wir haben darauf nur dies zu erwidern, was wir eben oben über die Beschaffenheit und Bildungsweise der slavischen Volks- und Ländernamen gesagt haben. Der Name Russia ist ja kein Local- oder geographischer Name in dem Sinne, wie wir sie in slavischen Volks- und Ländernamen als Grundbestimmung beobachtet haben. Es waren meistentheils blofse Appellativa, als Berg, Thal, Ebene, Feld, Waldung, See, Meer, *Localbeschaffenheit* überhaupt, die die Grundbestimmung eines Namens bildete. So finden wir denn Polanen (Campani) am Dnieper und an der Weichsel und Warte; Goralen und Zagorzen (Bergbewohner) an den Karpathen und in Bulgarien, Serbien, Croatien und sonst; Drewaner oder Drewljaner (Waldbewohner) im südlichen Rufsland und Norddeutschland; Pomoraner und Primorjaner (Meer-Anwohner) am baltischen und am adriatischen Meer u. s. w. Nur den Namen der Stämme, die an Flüssen sitzen, dient der Name des Flusses zur Wurzel, natürlich, weil sonst der Volksname zu unbestimmt sein würde. Der Name Russia ist hingegen nur ein *ethnographischer* und *politischer*, ursprünglich selbst aus einem Volksstammnamen der Varäger-Russen entstanden, und hinsichtlich seiner räumlichen Ausdehnung im Anfang des 11ten Jahrhunderts höchst unbestimmt, die Namen der besondern

Digitized by Google

Stämme aber, die er umfafst, wie man sie aus Nestor ersieht, noch im vollen lebendigen Gebrauch. Als solcher konnte er also schwerlich als eine Localbestimmung zur Bildung eines anderen Volks- oder Landesnamen gedient haben, um so weniger als die Polen, von denen angeblich der Name Porussia herrühren soll, durch ihre Streifzüge nach Rufsland und Preufsen, unter Boleslaw dem Grofsen, wohl auch erfahren haben mufsten, dafs zwischen ihnen und den Russen im Norden selbständige Stämme safsen, die nicht unter dem Namen Russen begriffen waren. Uebrigens werden uns aus jener Zeit, da die bestimmten Landgebiete noch keine feste Grenzen haben, von den Chronisten gewöhnlich nicht sowohl die Namen der Landgebiete als die der *Volksstämme* entgegengebracht, eben weil diese es sind, die man zu allererst kennen lernt. Ueberhaupt aber ist die Bildung eines Volks- oder Landesnamens vermittelst einer Präposition und eines ethnographischen Volks- oder Landesnamens in jeder Sprache etwas ganz Ungewöhnliches, weil Widernatürliches. Betrachten wir nur z. B. die mit Präpositionen übliche Bezeichnungsweise der Volks- und Ländernamen bei den Griechen und Römern als: Καππαδοκία ἡ πρὸς τῷ Ταύρῳ, ἡ ἐν Πόντῳ; Φρυγία ἡ ἐφ' Ἑλλησπόντῳ, ἡ ἐπ' Ὀλύμπῳ, ἡ Παρόριος; Σκυθία ἡ ἐντὸς Ἰμάου, ἡ ἐκτὸς Ἰμάου u. s. w.; dann Volksnamen als: Λοκροὶ Επικνημίδιοι, Ἀχαιοὶ Παρακυπαρίσσιοι, Δοριεῖς Περίοικοι, Παρωραῖοι in Epirus; und bei den Römern: Italia Cisapennina et Transapennina; Gallia Cisalpina et Transalpina, Cispadana et Transpadana; Pannonia interamna vel Savia; Germania Transrhenana u. s. w. — so werden wir uns überzeugen, dafs niemals der Grieche und Römer die Wohnsitze eines Volkes, oder eine Landschaft überhaupt, durch die eines anderen Volkes bezeichnete, sondern stets den hauptsächlichsten geographischen Localnamen dazu nahm. So that auch der Slave, dessen Sprache überhaupt mit den zwei alten, ihrem Organismus nach, grofse Verwandtschaft beurkundet. Die Verbindung der Präposition po mit einem ethnographischen Landesnamen ist demnach dem slavischen Sprachgeiste eben so zuwider als die Verbindung derselben mit einem Volksnamen.

Aber liefse man auch den ersteren Fall zu, ohne ein grofses Gewicht darauf zu legen, dafs dann nach Analogie von Rus (welches Rufsland bedeutet) und Rusin, der Russe, so wie anderer ähnlicher Namen, als Litwa-Litwin, Żmujdź-Żmujdzin, Pomorze-Pomorzanin u. s. w. der Landes- und Volksname Preufsen nicht Po-Russia und Po-Russi, sondern Po-Rus und Porusin, oder Porusak, oder auch Poruszanin, in der Mehrzahl Porusini, Porusacy, Poruszanie heifsen müfste; so ist es auffallend, dafs grade die ältesten Chronisten Dithmar, Nestor, Gallus, Adam, Helmold und andere, sich nicht der vom Hrn. Prof. Voigt hervorgezogenen Form Porussia-Porussi, sondern der, von uns als ursprünglich angenommenen, kürzeren, *Prus*, *Pruci*, *Pruzzi*, *Prutzci*, *Pruzi*, *Prucia*, und wie sie noch sonst geschrieben wird, bedienen. Was beweist das? eben nichts anders, als dafs jene längere Form im 11ten und 12ten Jahrhundert gar nicht einmal im Gebrauch war. Ist sie es früher gewesen? und sollten wir annehmen, dafs sie durch's Alter in die kürzere verschrumpft nach und nach allgemein geworden? Unmöglich! Denn der Name selbst ist ja nach Hrn. Prof. Voigt's eigener Meinung zu derselben Zeit erst in's Dasein gerufen worden, und Hr. *Prof. Voigt* zweifelt also mit Recht selbst an solcher Verschrumpfung desselben, wiewohl er doch wiederum auch diesen Umstand in Bezug auf seine *Ableitung* seinen Widersachern entgegenhält. Wie kommen wir also zu der Form *Prusi* aus *Porussi*? Ist sie etwa auch einem einstmaligen Charakter der slavischen oder polnischen Sprache gemäfs entstanden? Hr. Prof. Voigt ist dieser Ansicht und meint, es sei durch Ausstofsung des *o* von der Präposition po vor Russi geschehen. Wir bitten um Beispiele, denn wir sind nun einmal in wissenschaftlichen Sachen ungläubig, und geben nichts auf blofse Versicherungen; fragen aber unsererseits, warum in allen übrigen, mit po gebildeten, Volksnamen, als Porosjanie, Polabanie, Polesanie, Pomoranie, Podunajcy, Posawcy u. s. w. das o nicht ausgestofsen worden? Hr. Prof. Voigt antwortet: weil in dem genannten Fall die Präposition po das scharfe *r* nach sich hat, nicht die ungleich weicheren Laute l, d, m, s, u. s. w. Soll das im Ernst eine Regel sein? Aus welcher Grammatik, wir meinen nicht mehr blofs der slavischen, sondern einer beliebigen Sprache überhaupt, hat denn der Hr. Prof. erfahren, dafs eine Präposition, in Zusammensetzung mit anderen Wörtern, ihre Stammform aufheben, d. h. sich selbst verlieren, und dabei doch ihre ursprüngliche Bedeutung behalten kann? Denn dies ist hier der Fall, wenn man

Digitized by Google

das *o* von *po* wegstreift; das *p* ist dann nur ein blofser Buchstabe, und hat also, mit Russi verbunden, keinen Sinn mehr. Hrn. Professor Voigt schwebten wohl Beispiele, als Połock und Płock, Połowci und Płowci vor, nach deren Analogie er die Auswerfung des *o* in Porussi glaubte rechtfertigen zu können. Er hat dabei nur die Hauptsache übersehen, dafs nämlich die genannten Beispiele *einfache*, Porussi aber ein *zusammengesetztes* Wort ist, worin *o* ein *nothwendiger* Bestandtheil der Präposition po. In einfachen Wurzelwörtern von drei Consonanten und einem die dritte Stelle einnehmenden Vocal, ist es nur ein *russischer*, von den übrigen slavischen Mundarten abweichender, Sprachgebrauch, dafs zwischen den zwei ersten Consonanten, wenn von denselben der zweite *r* oder das harte ł ist, noch ein Bindungsvocal, in der Regel *o* oder *e*, eingeschoben wird. Beispiele: polnisch, böhmisch, serbisch — grod-grad-grad, russisch — gorod Burg, Stadt; król-kral-kralj, russisch korol König; wróbel-wrabec-wrabac, russisch worobei Sperling; brzeg-breh-brjeg, russisch bereg Ufer; srebro-stribro-srebro, russisch serebro Silber; und bei ł-głos-hlas-glas, russisch golos Stimme; głód-hlad-glad, russisch golod, Hunger; złoto-zlato-zlato, russisch zoloto Gold u. s. w. So ist auch die Form Płock und Płoock, Płowci und Połowci, Zaprozi und Zaporozi (die Zaporoger Kosaken, hinter den Dnieper-Katarakten von próg, russisch porog Schwelle, Katarakte) zu erklären, wie wohl im letzteren Namen die Polen auch die längere Form Zaporoger gebrauchen. Dafs der hier bezeichnete Sprachgebrauch der Russen auf die Verkürzung des, angeblich mit einer Präposition gebildeten, Namen Prusi keine Anwendung haben kann, ist klar. Im Gegentheil könnten wir durch denselben auf die Vermuthung gebracht werden, dafs sich die Russen nach ihrem Sprachgebrauche aus der ursprünglichen Form Prusi, die längere Porussi gebildet hätten, wenn wir überhaupt nicht wüfsten, dafs sie seit Nestor stets nur die erstere Form gebraucht haben. Aber auch im entgegengesetzten Falle würde die Form Porussi nur beweisen, dafs sie, als blofse *Dehnung* von Prusi, die Ableitung von po und Russi durchaus zurückstofse.

Nach allem dem Gesagten, man mag die Sache geschichtlich oder sprachlich erwägen, bleibt nichts anderes übrig, als den Namen Preufsen, *Prus*, pl. *Prusi*, als einen alterthümlichen, einheimischen, dem preufsischen Volksstamme ursprünglich angehörenden Volksnamen, wie es die Namen Srb, Čech, Ljech, Litwa, Ljet, Lib' (Liw), Kors (Kur) u. s. w. sind, anzusehen. Es ist wohl heut zu Tage nicht mehr möglich, den Namen, ähnlich wie so manchen anderen der Art, auf genügende Weise zu erklären. Schafarik hat in seinem Werke „Abkunft der Slaven" S. 100, den Namen Preufsen von *po* und dem Flufsnamen Rufs (nach Gatterer die Lutta bei Ravennas, heut zu Tage Memel) wie ihn schon Friedrich II. erklärte, abgeleitet; aber in seinem neueren Werke „Slavische Alterthümer" (Uebers. S. 671 Thl. 1.) hat er diese Ableitung verworfen, indem er ihrer näher gar nicht erwähnt. Die ungewisse Benennung des Memel durch Rufs einerseits, indem nur ein kleiner Nebenstrom des Memel im Gouvernement Grodno *Rosa* heifst und der Theil an der Mündung wohl nie Russa hiefs, die Lutta aber wohl auf Leta, und der Rhudon des Ptolemäus eher auf Dwina als auf Memel (wie Mannert will) zu beziehen ist, so wie die, sprachlich in diesem Falle unzuläfsige, Verkürzung des Namen Porussi in Prusi andererseits, mufsten Schafarik nothwendiger Weise dazu bewegen, jede Ableitung des Namens von po und Rus zu verwerfen. Er giebt aber dafür in seinen Alterthümern an der genannten Stelle eine andere Ableitung, die viel wahrscheinlicher ist, und die ich hier kurz anführen will. Ptolemäus nennt unter anderen an der Ostsee wohnenden Volksstämmen, dem Namen nach, auch die Φρουγουνδίωνες, Γαλίνδαι, Σουδηνοὶ καὶ Σταύανοι. Ihre Namen haben sich bis in das Mittelalter erhalten, und über ihre Wohnsitze kann nach der Angabe des Ptolemäus und späteren Zeugnissen kein Zweifel obwalten. Dafs die drei ersteren Völkerschaften Abzweigungen des Stammes der Aestyer, oder eigentlicher der Lithauer, sind, kann genügend nachgewiesen werden und es wäre unsinnig, sagt Schafarik, sie für die deutschen Gothen, wie es Hr. Voigt gethan, erklären zu wollen. In dem Namen Phrugundiones, meint nun Schafarik, stecke der Name Prusi verborgen. Alle bisherigen Ausleger haben den Namen auf die deutschen Burgunder bezogen, doch mit Unrecht. Denn Ptolemäus bezeichnet die Sitze der Burgunder, oder wie er sie nennt der Bugunter (Βουγοῦντοι) westwärts von der Weichsel, im heutigen Pommern, dagegen die Sitze der Phrugundiones ostwärts von der Weichsel, zwischen

Digitized by Google

die Bulaner (Poljaner) und Galinder (Goljaden) fallen. Das sind aber eben die Sitze der Preufsen. — Sprachlich ist nun der Name *Phrugundiones* ein zusammengesetzter, und zwar aus *Phrusi* (*Prusi*) und *gund*. Die Zusammensetzung wird bestätigt durch Land- und Stadtnamen ähnlicher Bildung, als Nurme-gunde, Lappegunde in Oesthland, Syde-gonde (heut Si-gund) in Liefland; Sata-kunda in Finnland. Im Mittelalter hiefsen Kiligund oder Kilegund in jenen Gegenden Kreise oder Districte. Es ist schwer zu bestimmen, aus welcher Sprache das Wörtchen *gund* ursprünglich herstamme; nach Thunmann soll skandinavisch gund Volk bedeuten. Vielleicht war das Wörtchen den Deutschen, Lithauern, Finnen, in damaliger Zeit gemeinschaftlich. Die Ausstofsung des *s* oder *si* von Prusi in Phru-gundiones erklärt sich durch analoge Beispiele bei Ptolemäus als Sa-boki statt San-boki (die am Flusse San Wohnenden), Wisburgii statt Wisla-burgii an der Weichsel u. s. w. Endlich das *ph* statt *p* (Phrugundiones st. Prugundiones) ist eine im Griechischen und Lateinischen oft vorkommende Verwechselung, z. B. Riphaei st. Ripaei m. So auch im Altdeutschen *phunt* st. pund, phluog st. pług u. s. w. — So weit Schafarik. — Der Name Phrugundiones, oder in der ursprünglichen Form Prusi-gundiones würde also nach seiner Erklärung so viel bedeuten, als das Volk der Prussen. Damit wäre freilich nur das Alterthum des Namens und Volkes der Preufsen fester begründet; die Ermittelung aber der Bedeutung des Namens Prusi selbst bliebe immer noch zu fordern. Dieser Forderung nachzukommen, ist es wohl, wie gesagt, heut zu Tage nicht mehr möglich; wir wenigstens trauen uns für jetzt nicht zu, es zu versuchen. Dafs dem Namen eine slavische Wurzel zu Grunde liege, scheint daraus hervorzugehen, dafs derselbe in der Form Prus im Alt-Böhmischen als männlicher Name (Schaf. Th. 1. S. 315 Anm. 2), in der Form Prusi, Prusch als Ortname in Mähren (Boczek Cod. dipl. Mor. 1. p. 127. 207. 271), und in der Form Prusany als Stadtname in dem Gouvernement Grodno, wo vielleicht die ersten festen Sitze dieses Volksstammes, ehe er an das baltische Meer kam, gewesen, vorkomme. Der Erklärung aber, die Hr. Zeufs (die Deutschen und die Nachbarstämme S. 671) dem Namen giebt, indem er denselben mit dem altslavischen Adjectiv *prisnyj*-germanus, proximus, domesticus zusammenstellt, kann ich nicht beistimmen. Richtig ist es, dafs die Slaven die grofsen, ihnen benachbarten Völker nicht nach Himmelsgegenden, Oertlichkeiten oder andern Gegenständen zu benennen pflegten, sondern ihre Namen von Eigenschaften, die ihnen bei denselben auffielen, hernahmen, wie dies die Namen Niemec (stumm, nicht slavisch redend) die deutschen, Wlach (fremd, nach dem deutschen Walah) die celtisch-romanischen Stämme, Čuď, Čudi (gigas, wunderlich, von čuditi sia-mirari) die Finnen, u. s. w. nachweisen. So möchten auch Prusi, nach Zeufs's Erklärung, dem Slaven als die *Nächsten*, die *Verwandten*, was sie auch nach Lage, Lebensverhältnissen, Götterglauben und Sprache waren, geheifsen haben. Aber wie kommt man sprachlich aus prisnyj zu dem Worte Prus? Der Uebergang des *i* in *u* ist der altslavischen Sprache fremd. Dobrowsky giebt ihn in seiner Grammatik nicht an, wiewohl er aller übrigen specielle Erwähnung thut. Das von Zeufs angeführte Beispiel *trus*, (terrae motus) aus trjasti, tresti (movere), gehört nicht hierher. Aber wenn man auch hier einen solchen Vocalwechsel gestattete; so ist ja die Wurzel von *prisnyj* nicht *pris*, respective *prus*, sondern *prisn*, wovon *prisno* semper: nach Dobrowsky eine Wurzel *dritter* Klasse mit vier Consonanten. Die Zusammenstellung der Wurzel *prus* endlich mit der lateinischen *proc*, *prop* in prope, proximus, als identisch mit dieser, will ich dahingestellt sein lassen. Alle übrigen Erklärungen und Ableitungen aber, die man der Neugierde wegen im 1. Th. des gröfseren Werks der Geschichte Preufsens vom Hrn. Prof. Voigt nachschlagen kann, tragen zu sichtbar den Stempel der Falschheit an der Stirn, als dafs es werth und nöthig wäre, sie hier näher zu erörtern.

Was schliefslich die deutsche Form Preufsen anbetrifft, so hat schon Schlözer bemerkt, dafs sie auf dieselbe Weise gebildet worden, wie Reufs, Reufsen von Rus. Die Oberdeutschen brauchten nämlich oft bei fremden Namen Diphthongen statt einfacher Vocale — wenn sie plattdeutsche Worte in hochdeutsche umformten z. B. für Utin-Eutin; für Lusitz-Lausitz; so für Prus-Preufs. Die Krone aber der Verderbtheit ist die barbarische Form Borussia auf den alten preufsischen Thalerstücken.

Mein Urtheil über die Ableitung und Erklärung des Namens Preufsen, fällt negativ aus; aber das glaube ich gezeigt zu haben, dafs, wenn eine Ableitung und Erklärung des Namens überhaupt noch möglich ist, dieselbe nur die, einzig und allein richtige, Form *Prus*, *Prusi*, zum Ausgangspuncte haben könne.

Dr. Cybulski.

Digitized by Google

№ 69.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1843.

XXXIV.

Elektra des Sophokles. Metrisch übertragen von Franz Fritze. Berlin, 1843. *Verlag von Albert Förstner. XXIV u. 76 S.*

Unter den zahlreichen Uebersetzungen Sophokleischer Stücke, welche die letzten zwei Jahre gebracht haben, empfiehlt sich diese schon von vorn herein, sowohl durch den anerkennenden Brief Ludwig Tieck's, der dem Buche vorgedruckt ist, als auch besonders durch die Versicherung, die wir erhalten, dafs der Hr. Uebersetzer beim ersten Entwurf wie beim Nachfeilen die Verse laut recitire und sich leidenschaftlich in die Lage der sprechenden Personen zu versetzen suche. Dies ist ohne Zweifel die einzige Art, wie sich ein Werk der poetischen Begeisterung in einer andern Sprache wiedergeben läfst: denn eine rechte Uebersetzung mufs, wenn auch in beschränkter Weise, doch immer eine neue Schöpfung sein, und schaffen läfst sich nichts ohne erhöhte Stimmung. Durch ein lebendiges Insichaufnehmen des Kunstwerkes, das er nachzubilden hat, mufs der Uebersetzer eine Aufregung, ein mehr als gewöhnliches Zusammenwirken aller Geisteskräfte in sich hervorbringen, dem Zustande analog, in welchen der Künstler durch die ursprünglich anschauende Phantasie versetzt wurde. Wer anders zu Werke geht, wird nur den entseelten Leichnam des Originals geben. Die Hauptaufgabe hierbei ist jedoch, dafs sich in diese Aufregung nichts Subjectives mische, dafs sie rein ein Erzeugnifs des nachzubildenden Kunstwerks sei. Dies Letztere scheint nun Hrn. Fritze nicht immer gelungen zu sein (wie wir unten zeigen werden); allein das Ganze ist doch immer frisch und lebendig geworden, besonders das Gespräch zwischen Elektra und Klytämnestra und die Erzählung des Pädagogen, wohl die gelungensten Scenen der ganzen Uebersetzung.

Eine andere Eigenthümlichkeit dieser Uebertragung ist die Vertauschung des antiken Trimeters mit unseren gewöhnlichen Jamben. Der Versuch verlohnt sich jedenfalls der Mühe, und es ist dankenswerth, wenn uns Hr. Fritze, wie die Vorrede zu versprechen scheint, den ganzen Sophokles auch einmal in dieser Weise vorführen will. Doch gesteht Referent, dafs ihm der volle, in sich abgerundete Trimeter wesentlich zum Ganzen der antiken Tragödie zu gehören scheint, und dafs deshalb Donner's Uebersetzung, so viel sie auch sonst zu wünschen übrig läfst, immer noch höher zu stellen sein möchte, als die vorliegende. Abgesehen davon, dafs, sobald man es aufgibt, Vers um Vers nachzubilden, gar manche feinere Schönheit des Originals verloren gehn mufs, ist es kein Schade, wenn der deutsche Hörer und Leser, dem in diesen Tragödien gar manches von den unsrigen Abweichende, Fremdartige begegnet, auch gleich von der metrischen Form anders angesprochen wird. Allzu fremdartig kann übrigens der Trimeter, der doch immer ein jambischer Vers ist, wohl nicht genannt werden, wenigstens bei weitem nicht in dem Maafse, wie die lyrischen Stellen, die Hr. F. doch metrisch nachzubilden versucht hat. Schwieriger zu behandeln ist er — aber man soll sich die Aufgabe nicht leicht machen; und Referent, der selbst eine theilweise Uebersetzung des Oedipus auf Kolonos versucht hat, begreift nicht, wie man, mit der herrlichen Bewegung des Trimeters im Ohre, sich entschliefsen kann, zu unsern, im Vergleich mit diesem, verstümmelten Jamben herabzusteigen. Schauspieler, die überhaupt Bildung genug haben, um griechische Tragödien darzustellen, werden wohl auch Trimeter vorzutragen im Stande sein, wenn diese nur gut gebildet, nicht zusammengeflickt sind. Dafs aber auch der fünffüfsige Jamb nicht vor schlechten Versen schütze, davon hat Hr. F. selbst den Beweis gegeben. Sein Fünffüfsler: „Du bist doch etwa

Digitized by Google

mir nicht gar verwandt" (v. 1202) wird einen Schauspieler eben so gut zur Verzweiflung bringen, wie Donner's Trimeter: „Du bist doch etwa nicht mit uns gar blutsverwandt". Wenn Hr. F. sein Unternehmen fortsetzt, ist ihm jedenfalls mehr Sorgfalt hierin anzurathen. Härten im letzten Versfuſs wie „Mit des Vaters — Dann bin ich aus *Zwang dort Magd*" (v. 1192). „Nein keiner! — Der mir's war, des *Staub bringst Du*" (v. 1198) — „Wärst du doch als der Vater starb, *also*" (v. 1021), Verse wie „Nicht dir, doch ihm, so wie er ist, ist's Recht" (v. 791) hätten vor dem Ohr eines Uebersetzers des Sophokles keine Gnade finden sollen. — Eben so wenig kann die Behandlung der Anapäste befriedigen, die durch Jamben verunreinigt und durch die allzuhäufige Vernachlässigung des Einschnittes nach jeder Dipodie ihres kräftigen Schrittes beraubt sind. Wer erkennt in einem Verse wie „dem die Mutter und der Buhle mit ihr" (v. 97) einen anapästischen Dimeter? — In der Behandlung der lyrischen Maaſse hat Hr. F. richtig erkannt, daſs jede gezwungene, undeutsche Betonung schlechthin verwerflich ist; aber er geht zu weit, wenn er überall, ohne sich um die Quantität zu bekümmern, nur die Silbenzahl und die Versaccente des Originals nachbildet, und so die ursprünglichen Maaſse häufig unkenntlich macht. Gerade das Verfahren, welches Hr. F. (S. XVIII) inconsequent findet: wo völlige Congruenz unmöglich ist, bald Zusammenziehung oder Auflösung eintreten zu lassen, bald betonte Kürzen durch Längen zu ersetzen — scheint uns das einzig Richtige. Wenn man sich einmal von dem Original entfernen muſs, gibt es keine andere durchgreifende Regel als die, sich so wenig als möglich zu entfernen: wie dies in jedem einzelnen Falle zu machen sei, darüber hat der Charakter der Stelle und der Takt des Uebersetzers jedesmal von Neuem zu entscheiden.

Um nun aber von den Versen auf ihren Inhalt überzugehn, so bieten gleich die ersten Worte des Stücks Gelegenheit zu einer Bemerkung, welche Hauptrichtschnur beim Uebersetzen sein muſs, und doch, wie es scheint, nur sehr wenigen Uebersetzern klar bewuſst ist. Es kommt nämlich beim Uebertragen, wenn man einmal über das Gröbere des Verständnisses hinaus ist, durchaus nicht so sehr auf das an, worin die Meisten die Treue suchen, indem sie die Wort- und Satzfügungen, überhaupt die grammatische Construction nachzubilden streben — im Gegentheil, wer den Unterschied der Sprachen so weit verkennt, daſs er da Uebereinstimmung sucht, wo tiefbegründete Verschiedenheit besteht, der übersetzt schlecht: denn er versündigt sich nicht nur an der Sprache, deren Genius er verletzt, sondern auch an dem Schriftsteller, dessen Grazien er in Ungeheuer verwandelt. Vielmehr kommt es darauf wesentlich an, und darin liegt das Hauptgeheimniſs einer, auch in der Form des Ausdrucks, treuen Uebersetzung, daſs die Folge der Anschauungen und Begriffe, somit der Worte, beibehalten werde. Ja, wo eines von beiden aufgegeben werden muſs, hat man in der Regel nicht, wie gewöhnlich geschieht, die Wortfolge der Construction, sondern die Construction der Wortfolge zu opfern. Die grammatischen Constructionen sind nämlich, sobald die Sprachen eine bestimmte grammatische Gestaltung gewonnen haben, mehr oder weniger ein Stereotypes, sie sind die Formen, in die der Schriftsteller seine Gedanken hineingieſsen, oder, wenn man will, das logische Skelett, um das er sie herumlegen muſs, sie sind ihm gegeben, stehen ihm auf ähnliche Weise objectiv gegenüber, wie der Wortvorrath der Sprache, in welchem er auch nur mit geringer Freiheit walten kann. Das Eigenthümliche am Ausdruck des Gedankens (von der Eigenthümlichkeit des Gedankens selbst wird hier natürlich abgesehn), das Individuelle, liegt vorzüglich in der Betonung und in der eng damit verknüpften Wortfolge. Wir haben in unserer Zeit fast vergessen, daſs das Wort seiner Natur nach kein geschriebenes, sondern ein gesprochenes ist: darin, wie die Worte in der Zeit nacheinander gleichsam geboren werden, liegt ihr eigentliches Leben, der Wörter- und Constructionenvorrath der Sprache ist ein Todtes, das hierdurch erst belebt wird. Darum sind auch die Sprachen die lebendigsten, in denen die Wortfolge ganz dem Bedürfniſs des Moments überlassen bleibt, und nicht, wie in den meisten neueren Sprachen, zum Theil mangelnde Flexionsformen ersetzen und so der grammatischen Construction dienen muſs. Referent behält sich vor dies an einem andern Orte weiter zu entwickeln; was aber das Geschäft des Uebersetzers betrifft, so ist schon aus dem Gesagten klar, daſs er, dessen Aufgabe ist an dem Autor wo möglich nichts zu ändern, als das Medium der Sprache, nicht das nachzubilden hat, worin vorzugs-

Digitized by Google

weise die Eigenthümlichkeit der fremden Sprache, sondern das, worin vorzugsweise die Eigenthümlichkeit des Schriftstellers und der jedesmaligen Gedankenform besteht. Einige Beispiele mögen zeigen, wie sich Abweichung von der Begriffsfolge des Originals rächt.

Die vorliegende Uebersetzung beginnt: „Sohn Agamemnons, der in Troas einst das Heer geführt, nun kannst du selber hier u. s. w." Abgesehen von der Zweideutigkeit des Relativums, ist die Bestimmung „der in Troas einst das Heer geführt" schleppend und erkältend, wenn sie hinter dem Namen Agamemnons steht, als ob dieser Name noch einer Erläuterung bedürfte; hingegen prächtig und wirksam, wenn sie, wie im Original, den grofsen Namen vorbereitet. Aehnlich ist der Fehler, wenn es v. 903 heifst: „dafs von Orestes, von dem Theuersten der Menschen allen, dies ein Zeichen sei" anstatt: dafs von dem theuersten der Menschen allen, dafs von Orestes dies ein Zeichen sei. Chrysothemis braucht der Elektra nicht nachdrücklich zu bekräftigen, wie theuer Orest den Schwestern sein mufs; sie theilt ihre Beobachtungen mit, um daraus die frohe Gewifsheit zu folgern: der an dem Grabe des Vaters gewesen, kann kein anderer sein als unser Bruder Orest; wenn man nun auf den Namen Orest, der die Spitze des Ganzen ist, noch jenen gefühlvollen Beisatz folgen läfst, so verwandelt man das wahre Gefühl der Chrysothemis in eine blofse Schönrednerei. Ganz zu Grunde gerichtet hat die Versetzung eines andern Namens die schöne Stelle v. 955:

ὅπως τὸν αὐτόχειρα πατρῴου φόνου
ξὺν τῇδ' ἀδελφῇ μὴ κατοκνήσεις κτανεῖν,
Αἴγισθον· οὐδὲν γάρ σε δεῖ κρύπτειν μ' ἔτι.

welche Hr. F. übersetzt: „Du wirst mit mir, der Schwester, Aegisthos nicht zu tödten säumen, ihn, des Vaters Mörder; — denn ich darf dir nun nichts mehr verhehlen". Hin ist alle Leidenschaft und Kraft, dadurch dafs der Name Aegisthos seine nachdrückliche Stelle am Ende des Satzes und zugleich am Anfang eines neuen Verses, wodurch er im Original gleichsam dreinschlägt, in der Uebersetzung verloren hat. Dazu kommt, dafs der Zusatz „denn ich darf dir nun nichts mehr verhehlen" durch die Aenderung seinen Sinn verliert.

Auf ähnliche Weise ist v. 683 entstellt worden „Und herrlich trat er ein, als lauten Rufs der Herold zu dem ersten Kampfspiel trieb, dem Wettlauf. — Staunen fafst die Menge rings" Wie die Worte hier stehn, sollte man meinen, Ziel und Zweck des Satzes sei die Aufforderung des Herolds zum Wettlauf, und hierauf beziehe sich auch das Staunen der Menge. In Wahrheit ist aber die Aufforderung des Herolds blofs das Bekannte, zu Grunde Liegende, an welches angeknüpft wird; das Neue, die eigentliche Aussage ist aber das glänzende Auftreten Orests, und hierauf bezieht sich auch das Staunen der Menge. Der Uebersetzer hat gefehlt, indem er hier unnatürlicher Weise die Aussage der Anknüpfung vorausgeschickt hat. — Dieselbe Rüge trifft v. 894 „Erblickt' ich Quellen frisch *ver* (?) gossener Milch hoch auf dem Hügel" u. v. 900 „und frischgeschnitt'ne Locken erblickt mein Auge hoch auf dem Altar". Die Ortsbestimmungen sind unnatürlich und unrhetorisch an's Ende gesetzt; sie dienen nur zum Orientiren, haben aber kein Interesse mehr, wenn man einmal erfahren hat, dafs Chrysothemis dort Spenden und Locken gesehen hat. — Umgekehrt hat Hr. Fritze v. 47. „Verkünd' und schwör' es ihnen, dafs Orestes, in Pytho's Kampf vom radgetrieb'nen Wagen geschleudert, eines jähen Todes starb" die rhetorische Stellung, das Bedeutendste, Ueberraschendste an's Ende zu setzen, am unrechten Orte angewandt. Orestes setzt ruhig und überlegt seinen Plan auseinander; er mufs damit anfangen, dem Pädagogen zuerst im Allgemeinen zu sagen: melde, ich sei gestorben; dann erst fügt er erläuternd die näheren Umstände des erdichteten Todes hinzu. — In derselben Scene v. 11 hat sich der Sinn einer Stelle dem Uebersetzer unvermerkt geändert, indem er anstatt der Worte, worauf der Hauptnachdruck ruhen sollte, andere an die betonteste Stelle rückte, „von wo ich einst .... Dich rettend mit mir nahm und Dich zum Rächer des Mordes Deinem Vater auferzog zu solcher Jugendkraft". Im Griechischen ist aber nicht die Jugendkraft des Orest das Ziel, auf welches der Pädagog in diesem Satze hinaus will, sondern die Worte: πατρὶ τιμωρὸν φόνου bilden den nachdrücklichen Schlufs. — Noch mehr hat sich der Dichter über die Stellung der Worte v. 299 zu beschweren:

So geifert sie mich an, und neben ihr
Reizt ihr erhab'ner Buhle sie dazu
Noch mehr; — Er ganz ein Schwächling nur, ganz Schmach" u. s. w.

Die Worte „noch mehr", welche hier durch ihre Stelle

Digitized by Google

im Satz und im Verse einen ungewöhnlichen Nachdruck gewinnen, sind dem Sinne nach nicht nur untergeordnet, sondern sogar überflüssig: die Declamation muſs falsch werden, während im Original der gleiche Anfang dreier aufeinanderfolgender Verse den Vortrag so kräftig unterstützt. — v. 600 „Von dir und deinem Buhlen überhäuft mit Schmach" ist die Bitterkeit des Ausdrucks verloren gegangen, welche darin liegt, daſs die Worte τοῦ τε σοννόμου aus der Construction gelöst und an's Ende gesetzt sind. — Häufig ist die Negation nicht an den rechten Platz gesetzt, und dadurch theils Sinn theils Färbung des Satzes entstellt. So v. 26, 181, 881, 921, 1138, 1170. — Es würde zu weit führen alle Stellen anzugeben, wo in der Wortstellung geringere oder gröbere Verstöſse gemacht sind; die Wichtigkeit der Sache wird schon aus diesen wenigen Beispielen hervorgehn. Freilich ist es nicht überall möglich, die ganze Freiheit griechischer Wortstellung in der Uebersetzung fühlbar zu machen: wie vermöchte das Deutsche der freien, ausdrucksvollen Sprache der Hellenen nachzuringen, wenn Sophokles (v. 729 dieses Stückes) in der Schilderung: πᾶν δ' ἐπίμπλατο ναυαγίων Κρισαῖον ἱππικῶν πέδον die Verwirrung der zerschmetterten Wagentrümmer durch das Zerreiſsen der zusammengehörigen Worte malt; oder wenn er (Oed. Col. v. 200) in den Versen: γεραὸν ἐς χέρα σῶμα τὸν προκλίνας φιλίαν ἐμάν durch die Verschränkung der wunderbar zarten Worte das Anschmiegen des hülflosen Greises an die liebende Tochter ausdrückt.

Ein anderer Punct, worin es elegante Uebersetzer oft versehen, ist, daſs sie ihren Schriftsteller mit allerlei poetischen Floskeln ausschmücken; auch Hr. F. hätte sich vor dieser schlimmsten Art der subjectiven Zusätze mehr hüten sollen. Es ist zwar unbestreitbar, daſs man eine poetische Wendung, ein Bild des Originals in der anderen Sprache nicht immer entsprechend, sondern häufig nur analog wiedergeben kann; aber hier ist immer die höchste Behutsamkeit nöthig, und gerade hier hat sich der Takt des Uebersetzers am meisten zu bewähren. So lesen wir v. 91 „wenn das Dunkel der Nacht *dem Blick entschwand*", während doch offenbar nur vom Lichte, nicht aber vom Dunkel gesagt werden kann, daſs es dem Blick entschwinde. — v. 114 „Der um Ehe*glück* Betrogenen Schutz". Die Erinnyen sind nicht so sentimental, daſs sie sich um das Glück aller Ehepaare bekümmern sollten; auch ist Agamemnon wahrlich nicht um sein eheliches Glück, sondern um Weib und Leben betrogen worden. — v. 145 „Die erseufzende, ewig, ja ewig den Jtys beklagende, Trauer nur athmende" (wie steif sind die Participia, wo Elektra ihre innerste Seele ausgieſst!) „Botin des *Donnerers*". Zeus ist freilich der Donnerer, und der Adler heiſst auch passend Bote des Donnerers; aber, wo von der klagenden Nachtigall die Rede war, hat Sophokles den Gott nicht mit diesem prächtigen Beinamen genannt. — v. 174. „Im Himmel *regiert* voll Macht Zeus, welcher das Weltall *beherrscht* und *lenket*". Bei Sophokles sind es drei verschiedene Begriffe, hier derselbe Begriff in drei verschiedenen Redensarten. — v. 179. „Denn mächtig wirkt der Zeit*flug*". χρόνος γὰρ εὐμαρὴς θεός. Eine Floskel statt eines lebendigen Bildes. — v. 284 „Das Fluchmahl, so des Vaters Name *schmückt*" Das Wort „schmücken" ist wahrlich ein schlechter Schmuck dieses Satzes. (v. 1217 „sein Name *schmückt* dies bloſs" beruht auf einem Miſsverständniſs des Griechischen). — v. 288. „*Befleckt* mit roher Schmähung also mich" Sollte *Elektra* die Schmähungen der unnatürlichen Mutter für befleckend, d. h. doch für entehrend, halten? — Diese Beispiele aus Einer Scene mögen genügen.

Im Gegensatze hierzu sinkt der Ausdruck zuweilen in's Prosaische herab. Z. B. v. 1037 „Soll ich denn deinem *Rechtsgefühle* folgen"? — v. 793 „Sie hörte was sie soll und macht' es wohl". (Klytämnestra spricht von der Nemesis). — v. 942 „Was willst du denn, wozu ich tauglich bin"? (im Munde der Chrysothemis). Zuweilen wird ein vergriffener Ausdruck ein Fehler gegen den Charakter der Person oder der Stelle: z. B. wenn die zartweibliche Chrysothemis die männlichkühnen Anschläge ihrer Schwester „Frechheit" nennt (v. 995), oder wenn sie sagt: „denn nicht der Tod ist das *Abscheulichste*" (v. 1007); oder wenn Elektra in der Bitterkeit des verletzten Gefühls ausruft: „darf ich noch *Die* Mutter nennen, *die solchem Gatten sich gesellen konnte*" (v. 274) wie matt ist diese lange Redensart gegen das kurze, kräftige τῷδε συγκοιμωμένην —; oder wenn dieselbe Elektra der Mutter, die den Mord des Gemahls zu rechtfertigen wagte, vorwirft „Dich reizte das Geschwätz des Bösewichts, *dem jetzt du Gattin bist*" anstatt des Griechischen: ᾧ τανῦν ξύνει (v. 562).

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

№ 70.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1843.

Elektra des Sophokles. Metrisch übertragen von Franz Fritze.

(Schlufs.)

Von undeutschen Wendungen seien nur einige hier bemerkt, und zwar solche, die für den des Originals Unkundigen ein Mifsverständnifs veranlassen können. v. 59 „Was schadet's mir, wenn ich in Worten todt, in Werken leb' und ruhmvoll mich verkläre". Orest spricht von dem falschen Gerücht seines Todes; im Deutschen sagt man aber von den wirklich Todten, dafs sie in ihren Werken noch leben und sich ruhmvoll verklären. — v. 287 nennt die Elektra die Klytämnestra: „den *Worten* nach ein edles Weib", während sie die unedelsten Worte von ihr anführt. — v. 339 „Ich aber mufs, um frei zu *sein*", (soll bedeuten: wenn ich einer freien Jungfrau würdig *leben* soll) „den Herrschern ganz gehorchen". Die Worte, wie sie dastehn, streifen sehr nahe an den Unsinn. — v. 791 „nicht dir, doch ihm, so wie er ist, ist's Recht" hat für jeden Deutschen den Sinn: wenn du auch nicht damit zufrieden bist, so ist er es doch; während es bedeuten sollte: mit dir steht es nicht, wie es sollte, wohl aber mit jenem.

An andern Stellen hat Hr. F. den Dichter wirklich nicht richtig verstanden, z. B. v. 796: „Wir störten's dir, nun stören wir's nicht mehr" πεπαύμεθ' ἡμεῖς, οὐχ ὅπως σὲ παύσομεν; oder v. 1171, wo er den Namen: Elektra ausgelassen hat, auf dem die Erkennung beruht. Hie und da hat Hr. F. dem Sophokles auch etwas Widersinniges anübersetzt: z. B. v. 466: „mit Zweien über Recht zu streiten, ist Thorheit" dann wären ja die weisesten Männer Thoren, die mit Tausenden über Recht gestritten. — v. 1131 „O wär' ich doch vom Leben *erst* geschieden . . . ., eh' ich dich errettet von dem Mordo, dafs du damals, todt *vor mir* liegend, ein gemeinsam Theil" u. s. w. — v. 1148 „und Schwester ward ich stets von dir genannt". Liegt etwas Besonderes darin, dafs Orest seine Schwester immer „Schwester" genannt hat? — v. 1253 „*Dies ganze Jetzt*, ja *dies ganze Jetzt* erscheint würdig mir mit Recht zu solchem Wort" ὁ πᾶς ἐμοί, ὁ πᾶς ἂν πρέποι παρὼν ἐννέπειν τάδε δίκῳ χρόνος. — v. 1344 „wie jetzt es steht, ist Alles schön für sie, das Schlimme selbst" wo Zusammenhang und Original den Sinn verlangen: Alles, was bei ihnen geschieht, ist schön (gut) für uns, sogar das, was nicht schön ist.

Diese Stellen sind nur wenige von vielen, die sich Referent beim Durchlesen der Uebersetzung angestrichen hat. Wenn Hr. F. auf die Elektra die übrigen Stücke des Sophokles folgen lassen will, so wäre ihm zum Besten seiner Arbeit zu rathen, sich der Aufmerksamkeit zu befleifsigen, die ein Dichter wie Sophokles wohl in Anspruch nehmen darf: je mehr der Uebersetzer sich bei der Arbeit von dem Gegenstande hinreifsen lassen soll, desto nothwendiger ist es, dafs er sich zuvor in das genaueste Verständnifs des Einzelnen und des Ganzen hineingearbeitet habe. In Bezug auf das Einzelne haben wir schon genug, vielleicht zuviel, bemerkt; zum Schlufs noch eine Bemerkung über die Auffassung des Ganzen. Die Anapäste, womit der Chor das Stück abschliefst: ὦ σπέρμ' Ἀτρέως, ὡς πολλὰ παθὸν, δι' ἐλευθερίας μόλις ἐξῆλθες, τῇ νῦν ὁρμῇ τελεωθέν überträgt Hr. F.: „O Atreus Stamm, wie erkämpftest du dir nach unsäglichem Leide durch diesen Sturm mühvoll doch endlich die Freiheit". Die Verse so für sich allein betrachtet, läfst sich nicht viel gegen diese Uebersetzung einwenden. Allein es mufs auffallen, dafs diese Tragödie, die doch wahrlich Betrachtungen der höchsten Art rege machen konnte, mit anscheinend so unbedeutenden Worten schliefst. Der Nachdruck, der auf die Schlufsworte: τῇ νῦν ὁρμῇ τελεωθέν gelegt, aber in der Uebersetzung des Hrn. F. verwischt ist, löst dies Bedenken. Offenbar wollte

Digitized by Google

Sophokles seinen Zuhörern, denen die Orestee des Aeschylos noch unvergessen war, durch diese Schlufsworte noch einmal ausdrücklich einschärfen, dafs nach seiner Auffassung dies das Ende der Leiden des Atridenhauses sei, dafs Orest keine verfolgenden Erinnyen zu gewärtigen habe. Schöll freilich (Sophokles. Sein Leben und Wirken. S. 240 u. 253) will die Elektra in die Mitte zwischen die Iphigenia in Aulis und ein drittes Stück setzen; allein (wenn es überhaupt, nachdem die ganze, durchaus subjective Hypothese von der trilogischen Composition des Sophokles von K. Fr. Hermann in diesen Blättern so überzeugend widerlegt worden, noch einer Widerlegung im Einzelnen bedarf) dieser Annahme widerspricht, aufser eben jenen bedeutsamen Schlufsworten, die ganze Oekonomie des Stückes, besonders die der letzten Scenen. Sophokles könnte den ungleich erschütternden Mord der Klytämnestra nicht dem des Aegisth vorangehen lassen, wenn er mit Aeschylos und Euripides den Muttermord Orest's als einer Sühne bedürftig ansähe; aber eben weil er die Form der Aeschylischen Trilogie aufgegeben hatte und doch nicht, wie Euripides, die Handlung eines ganzen Dramas in die Rede eines deus ex machina zusammendrängen wollte, mufste er den Muttermord in den Schatten stellen; weil er auch, seiner religiösen Ansicht gemäfs, weder, wie Aeschylos, einen Zwiespalt unter den Göttern gelten liefs, noch, wie Euripides, den Maafsstab der menschlichen Moral an die Gebote der Gottheit legte, konnte er die Ermordung Aegisth's, der als Mann und Herrscher Orest's gefährlicherer Feind war, für das Wichtigere halten und in ihr die Vollendung des Dramas sehn.

Dr. Heinr. Weil, in Frkf. a. M.

XXXV.

Die Chemie in ihrer Anwendung auf Agricultur und Physiologie von Dr. Justus Liebig. 5te Aufl. Braunschweig, 1843. 506 S. 8.

Beleuchtung der organischen Chemie des Hrn. Dr. J. Liebig in ihrer Anwendung auf Agricultur und Physiologie von Dr. F. X. Hlubeck. Grätz, 1842.

Wir stellen die zuerst genannte Schrift mit einer der gegen dieselbe erschienenen Streitschriften, die den Gegenstand derselben am ausführlichsten behandelt, zusammen, um über die Grundsätze, nach welchen dieselbe geschrieben, so wie über den Standpunct, von welchem aus sie aufgenommen und beurtheilt worden, nähere Rechenschaft geben zu können, und über die Stellung der streitigen Ansichten zu einander, so wie über ihr Verhältnifs zur Natur eine Anschauung zu gewinnen.

Liebig überträgt die Grundsätze der sogenannten organischen Chemie auf das organische Leben der Thiere und Pflanzen; er betrachtet den thierischen und vegetabilischen Organismus nur als aus einer bestimmten Menge von chemischen Stoffen zusammengesetzt, und sucht das Leben in einem Stoffwechsel, der nach der antiken Consumtionslehre in einem beständigen Verbrauch und Ersatz von Stoffen bestehen soll. Die procentische Berechnung der Mengen der verschiedenen, vom Organismus verbrauchten und zum Ersatz erforderlichen sogenannten organischen Stoffe einerseits; so wie andererseits die Untersuchung der Quellen, aus denen diese Stoffe den Pflanzen zufliefsen, bilden den wesentlichen Inhalt des Liebig'schen Werks, das also eine Art Statistik der vegetabilischen Nahrungsmittel enthält. Diese Statistik nun stellt L. zugleich als Lehre von dem organischen Lebensprocefs der Pflanze auf, indem das Wesentliche der Lebensthätigkeit der Pflanze nichts als Stoffwechsel sei, die bisherigen physiologischen Theorien des Pflanzenlebens aber deshalb für ungenügend erklärt werden, weil die Physiologen keine Kenntnifs der chemischen Stoffveränderungen gehabt hätten. Die chemische Theorie des Stoffwechsels versucht nun L. auf Agricultur anzuwenden, indem es hierbei nur darauf ankomme, dafs den Pflanzen diejenigen Stoffe als Nahrungsmittel dargeboten würden, welche sie zu ihrem Stoffumsatz gebrauchten. Das Hauptstreben der Pflanzenphysiologie und der wissenschaftlichen Oekonomie müsse daher dahin gehen, den Boden genau chemisch zu analysiren, und eben so alle Bestandtheile der Pflanzen kennen zu lernen, um den letzteren diejenigen Stoffe darzubieten, die sie zu ihrem Stoffwechsel gebrauchen. Dies ist die Tendenz des L.'schen Buchs im Allgemeinen. Im Besonderen wird nun vom Verf. untersucht, welche Quellen die chemischen Hauptbestandtheile der Vegetabilien, den Kohlenstoff, Stickstoff, Wasserstoff, den Schwefel liefern, und dabei werden dann Betrachtun-

Digitized by Google

gen über die Ackererde, den Humus, den Dünger und die Culturweisen angestellt, wobei der Verf. in der neuesten Ausgabe, die nach dem Erscheinen des Werks über Anaphytose bearbeitet wurde, sich zwar schon des hier angewendeten Ausdrucks: Lebensbedingungen für die Nahrungsstoffe der Pflanzen bedient, ohne dafs jedoch seine Ansichten von dem chemischen Lebensprocefs des Stoffwechsels im Geringsten sich geändert hätten, indem der grofse Unterschied zwischen Lebensbedingungen und Lebensprocefs nicht zur Sprache kömmt, vielmehr die Verhältnisse der Lebensbedingungen immer noch für den Lebensprocefs selbst angesehen werden. Dies verleiht der neuesten Ausgabe keinen geringen inneren Widerspruch; der um so gröfser erscheint, als der Verf. übersieht, dafs die organische Chemie nicht nur Lehre von den Lebensbedingungen, sondern auch Lehre von den Lebensresiduen ist, dafs also die chemische Analyse der Pflanzen selbst es nur mit den Residuen des Lebens derselben zu thun hat, während der Verf. diese Residuen immer noch als im lebendigen Stoffwechsel in der Pflanze begriffen und als lebenskräftige Bestandtheile der Pflanze selbst ansieht. Wollte der Verf. jenes Neue in die neue Ausgabe seiner Schrift aufnehmen, so hätte er es *ganz* aufnehmen müssen, wodurch dann freilich keine geringe Umgestaltung entstanden wäre. So lange die Lebensresiduen widernatürlich als lebendige Bestandtheile der Pflanze angesehen und das Pflanzenleben in dem Stoffwechsel derselben gesucht wird, nützt es nichts die Nahrungsmittel ihrem natürlichen Werth nach Lebensbedingungen zu nennen, weil dadurch allein das Verhältnifs der Bedingungen zu den Residuen noch nicht klar wird, vielmehr der todte Chemismus nur mit einem lebendigen Lappen geflickt erscheint.

Wir stellen nun zuerst Liebig's Ansichten mit den dagegen von Hlubeck u. A. erhobenen Widersprüchen zusammen. Liebig's erste Behauptung ist, dafs die grofse Menge des Kohlenstoffs, den die Pflanzen enthalten, nicht aus dem Boden, sondern aus der Luft entnommen werde. Hierbei haben wir zunächst zweierlei zu unterscheiden: einmal stand es in der wissenschaftlichen Pflanzenphysiologie durch die schönen Untersuchungen von Jngenhoufs, Saussure u. A. immer fest, dafs die Form, in welcher der Kohlenstoff in die Pflanze gelange, die Kohlensäure sei, und dafs diese sowohl aus der Luft, als aus dem Wasser und der Feuchtigkeit des Bodens, worin die Kohlensäure aufgelöst wird, in die Pflanze gelange. Dafs der Humus und die extractivstoffigen Bestandtheile des Bodens gar nicht oder doch hauptsächlich nur im veränderten Zustande, worin sie der Kohlensäure nahe kommen, von der Pflanze aufgenommen werden, war in der Pflanzenphysiologie immer angenommen worden. Hier wichen aber die ökonomischen Schriften der neuesten Zeit darin ab, dafs man der Humussäure und den humussauren Salzen einen gröfseren Antheil an der Pflanzenernährung zuschrieb, ohne grade auf die bekannten wissenschaftlichen Untersuchungen der Pflanzenphysiologie die gehörige Rücksicht zu nehmen, wobei natürlich die Pflanzennahrung nur im Boden gesucht werden konnte, da die Humussäure nicht, wie die Kohlensäure, in der Luft auflöslich ist. Diese Ansicht der ökonomischen Schriften von der Ernährung der Pflanzen durch humussaure Salze des Düngers, hat Liebig, ohne Rücksicht auf das, was in der Pflanzenphysiologie geltend war, vorgeschwebt, und nur dadurch wird erklärlich, wie derselbe meinen konnte, etwas Neues gesagt zu haben, indem er behauptete, alle Pflanzennahrung stamme allein aus der Kohlensäure der Luft; aber nicht aus dem Humus des Bodens. Diese Behauptung war nur gegen die ökonomischen Ansichten, nicht gegen bekannte physiologische Wahrheiten gerichtet, und es ist daher ganz unrichtig und zeigt, wie wenig Liebig die Arbeiten von Saussure, Jngenhoufs gekannt hat, wenn er behauptet, die Ansicht von der Ernährung der Pflanzen durch den Humus sei so verbreitet und habe so tiefe Wurzeln gefafst, dafs man nicht einmal eine Beweisführung dafür als nöthig erachte. Dies gilt höchstens von einigen ökonomischen Schriften und daher sind denn auch die Anhänger jener ökonomischen Ansichten vorzüglich durch Liebig aufgeregt worden. Man sieht hiernach nun leicht, dafs man in dem Ausspruch Liebig's, dafs aller Kohlenstoff der Pflanzen nicht aus dem Boden, sondern aus der Luft komme, zweierlei Dinge unterscheiden mufs: 1) dafs die Form, in welcher der Kohlenstoff aufgenommen wird, nicht die Form des Humus, sondern die Form der Kohlensäure ist; und 2) dafs die Kohlensäure ihren Ursprung nicht im Boden, sondern in der Luft habe.

Als Beweise für die Behauptung, dafs der Boden nicht den Kohlenstoff liefert, führt Liebig an, dafs die

Digitized by Google

verschiedensten Pflanzen, auf dem verschiedensten Boden gewachsen, immer dieselbe Menge Kohlenstoff liefern sollen. Er berechnet, dafs z. B. dieselbe Fläche culturfähigen Landes von 2500 Quadratmeter immer eine ziemlich gleiche Quantität trockner Pflanzensubstanz liefere, möge man sie mit Holz, Gras, Rüben, Getraide bebauen; und dafs hierin überall dieselbe Menge von ohngefähr 900—1000 Pfund Kohlenstoff enthalten sei. Er sagt, hieraus müsse geschlossen werden, dafs gleiche Flächen culturfähigen Landes eine gleiche Menge Kohlenstoff produciren, ohne Rücksicht auf den Kohlenstoff, den sie selbst enthalten. Der Dünger ersetze den vom Acker producirten Kohlenstoff nicht. „Jedes Jahr nehmen wir dem Wald, der Wiese eine gewisse Menge Kohlenstoff in der Form von Heu und Holz, und dessenungeachtet finden wir, dafs der Kohlenstoffgehalt des Bodens zunimmt, dafs er an Humus reicher wird". Wo nimmt, mufs man fragen, das Gras auf den Wiesen, das Holz in dem Walde seinen Kohlenstoff her, da man ihm keinen Dünger, keinen Kohlenstoff als Nahrung zugeführt hat, und woher kömmt es, dafs der Boden, weit entfernt an Kohlenstoff ärmer zu werden, sich jährlich noch verbessert? „Wir ersetzen, sagt man, dem Getraideland durch den Dünger den als Kraut, Stroh, Frucht und Saamen hinweggenommenen Kohlenstoff wieder, und dennoch bringt dieser Boden nicht mehr Kohlenstoff hervor, als der Wald und die Wiese, denen er nie ersetzt wird. Ist es denkbar, dafs die Gesetze der Ernährung der Pflanzen durch die Cultur geändert werden können, dafs für das Getraide und die Futtergewächse andere Quellen des Kohlenstoffs existiren, als für das Gras und die Bäume in Wiesen und Wäldern"? u. s. w.

Aus solchen negativen Beweisen, dafs der Humus nicht den Kohlenstoff der Pflanzen liefern soll, und daraus, dafs in der atmosphärischen Luft durch die Athmung der Thiere und des Menschen, so wie durch mancherlei chemische Zersetzungen sich immerfort Kohlensäure bildet, schliefst nun der Verf., dafs die Quelle des Kohlenstoffs in den Pflanzen die Kohlensäure der Atmosphäre ist, und dafs durch die Ansammlung von Kohlenstoff in den Pflanzen und die Zersetzung der abgestorbenen Pflanzen in den Wäldern und Wiesen vielmehr die Dammerde sich bilde.

Gegen diese Behauptungen tritt nun Hlubeck u. A. in der Weise auf, dafs er zunächst den Beweis führt, wie die Behauptung Liebig's von der immer gleichen Kohlenstoffproduction gleicher Bodenflächen durch das Pflanzenwachsthum gänzlich irrig ist, indem er durch genaue ökonomische Erfahrungen vielmehr die ganz verschiedene Kohlenstoffproduction der gleichen Bodenflächen, je nach der Beschaffenheit des Bodens und der Verschiedenheit der Pflanzen nachweist. Er zeigt z. B. dafs auf einem österreichischen Joch Acker der Waizen 18, der Roggen 20, die Erbsen 22, der Mais 25, der Hanf nur 13, der Tabak 5, der Krapp 6 Procente an Kohlenstoff producirt; dafs ferner nach im allgemeinen bekannten, und in landwirthschaftlichen Tabellen auf bestimmte Zahlen zurückgeführten Erfahrungen, der Roggen pro Morgen *mit* Düngung einen Ertrag von 4200 Pfund an Stroh und Korn giebt, während dieselbe Fläche *ohne* Düngung nur 950 Pf. giebt; im ersteren Fall also 1848 Pf., im letzteren nur 418 Pf. Kohlenstoff dem Boden abgewonnen werden. *Hieraus* gehe hinreichend hervor, dafs der Kohlenstoff der Pflanze zum grofsen Theil von dem Dünger des Bodens geliefert werde, und die verschiedenen Pflanzen sich verschiedene Mengen desselben aneignen können. Die alltäglichste Erfahrung lehrt, dafs dem allerdings so ist, während nach Liebig's Theorie der sterile Sandboden um Berlin dem humusreichen Boden des Oderbruchs an Fruchtbarkeit nicht nachstehen müfste. Liebig knüpft an seine Darstellung noch Betrachtungen über die Herstellung des Gleichgewichts der Kohlensäure und des Sauerstoffgehaltes der Atmosphäre, nach welcher die Pflanzen dazu bestimmt sein sollen, die durch das Athmen der Thiere und der Menschen gebildete Kohlensäure wieder zu zersetzen und der Luft den dadurch entzogenen Sauerstoff wiederzugeben; eine Idee, die freilich gar nicht dem Verf., sondern viel älteren Schriftstellern: Woodhouse, Jugenhoufs, angehört und durch genaue Versuche, die L. gar nicht zu kennen scheint, erläutert worden, auch so weit an ihr wahres ist in allen botanischen Schriften wiederholt worden ist; so dafs man sich allerdings wundern mufs, wie dieses hier als etwas Neues vorgetragen wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 71.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1843.

Die Chemie in ihrer Anwendung auf Agricultur und Physiologie von Dr. Justus Liebig.
Beleuchtung der organischen Chemie des Hrn. Dr. J. Liebig, in ihrer Anwendung auf Agricultur und Physiologie von Dr. F. X. Hlubeck.

(Fortsetzung.)

Hlubeck bemerkt dazu, nicht mit Unrecht, dafs aber ungeachtet des Verbrauchs einer gewissen Menge von Kohlensäure der Atmosphäre, dennoch ein constantes Gleichgewicht von Kohlensäure und Sauerstoff in der Atmosphäre nicht hergestellt werde, indem trotz der üppigen Vegetation in Tropenländern dennoch nicht alle Kohlensäure der Atmosphäre durch die Pflanzen verzehrt werden könne, womit allerdings die verpestende kohlensäurehaltige Luft der Tropenwälder, und auch in den gemäfsigten Zonen die Thatsache übereinstimmt, dafs im Sommer, also im Zeitpuncte der stärksten Vegetation, die Atmosphäre mehr Kohlensäure enthält, als im Winter. Auch die andere Ansicht von Liebig, dafs nämlich alle Kohlensäure, welche die Pflanzen aufnehmen, sich nur durch Athmung und Verbrennung bilde, sieht man in den menschenleeren und thierarmen Tropenländern, wo gar keine Verbrennung und wenig thierische Athmung Statt findet, dagegen die üppigste und massenhafteste Vegetation sich entwickelt, hinreichend widerlegt. Oertlich kann eine Wechselwirkung zwischen Kohlensäureverbrauch und Bildung allerdings Statt finden; allein darauf kommt Liebig eben so wenig als früher Wodhouse und Jngenhoufs, so dafs man damit übereinstimmen mufs, dafs sich hier L. ganz mit Unrecht alte Entdeckungen als neue zu Gute rechnet, ohne ihren Umfang dem Zustande der Wissenschaft gemäfs einmal zu kennen. Wir müssen hinzufügen, dafs die ganze Lehre von der Ernährung der Pflanzen aus der Luft, seit van Helmont's berühmtem Versuch mit einer Weide, die bis zur Ausbildung zu einem grofsen Baum, das Gewicht des Bodens, worin sie stand, unmerklich verminderte, von Rumford, Duhamel, Bonnet so vielfach besprochen und durchexperimentirt worden, dafs man sich freilich wundern mufs, wie man sie in der Form, worin sie hier vorgetragen worden, hat für neu halten können. Im Uebrigen erkennt auch L. die Mitwirkung des Humus zur Ernährung durch Bildung von Kohlensäure aus demselben, trotz der Behauptungen des Gegentheils in dem Capitel über Assimilation des Kohlenstoffs, an anderen Stellen des Buchs im Widerspruch mit seinen Hauptsätzen, an, er behauptet aber sonderbarer Weise, dafs diese Kohlensäure im Boden bleibe und nur von den keimenden Saamen und den Wurzeln der im Frühling neu ausschlagenden Pflanzen eingesaugt würde, während im weiteren Verlauf des Wachsthums alle Kohlensäure aus der Luft eingesaugt werde. Hlubeck bemerkt hierzu richtig, dafs die keimenden Saamen z. B. der Erbsen noch keiner Kohlensäure bedürfen, sondern in ganz reinem Wasser wachsen, und es mufs hinzugefügt werden, dafs nach bekannten Erfahrungen die keimenden Saamen mittelst Absorption von Sauerstoff aus der Luft und Zersetzung ihres Stärkmehls so viel Kohlensäure *bilden*, dafs sie solche sogar der Luft mittheilen, was L. selbst aus den Phänomenen des Malzens hätte wissen sollen, um sich nicht solchen grundlosen Phantasieen hinzugeben, als er hier vorträgt. Auch sieht man nicht ein, warum, wenn wirklich die keimenden Pflanzen die Kohlensäure des Humus einsaugten, die älteren Pflanzen sich nicht derselben Kohlensäure bedienen sollten. Nur ein gänzliches Ignoriren Alles dessen, was über Ernährung der Pflanzen bekannt war, konnte zu ähnlichen Behauptungen führen. Was also L. gegen die Annahme einer Ernährung der Pflanzen durch alleinige Absorption von Humusbestandtheilen sagt, ist zwar im Wesentlichen richtig aber nicht neu, und von ihm nicht weiter unter-

Digitized by Google

sucht, als es früher untersucht war, und was er an die Stelle derselben setzt ist ein Gemenge von Wahrheit und Irrthum, insofern die auf jede Art gebildete Kohlensäure sowohl aus der Luft als aus dem Boden von der Pflanze eingesaugt wird, wie wir bereits 1828 im 2. Bande der Natur der lebenden Pflanze durch Zusammenstellung aller dahin gehörigen Erfahrungen gezeigt hatten. Im übrigen ist die Humussäure so leichter und mannigfaltiger Umwandlungen fähig, dafs sie in geringen Verhältnissen mit dem Holzsaft eingesaugt in der Pflanze selbst sowohl in Kohlensäure als in verwandte Säuren (wie Gallussäure) umgewandelt werden kann, daher denn auch die von uns gezeigte leichte Rückbildung der eingedickten Holzsäfte in Ulmin und ähnliche Bildungen. Liebig sieht die Frage, ob die Pflanzen aus der Luft ernährt werden, identisch mit der anderen an, ob sie durch Kohlensäure ernährt werden, und glaubt, dafs nur, wenn sie durch Humus ernährt würden, eine Ernährung durch den Boden Statt finde. Beides sind aber sehr verschiedene Dinge. Die Ernährung kann aus dem Boden Statt finden und doch durch Kohlensäure geschehen, die sowohl im Boden gebildet als aus der Luft absorbirt sein kann.

Das andere Nahrungsmittel der Pflanzen, dessen Ursprung Liebig nachzuweisen sucht, ist der Stickstoff. In vielen chemischen Schriften war die Ansicht verbreitet, dafs die Pflanzen wenig oder gar keinen Stickstoff enthielten, wogegen der Stickstoff mehr eine Eigenthümlichkeit thierischer Bestandtheile sei. Obgleich das Uebergewicht des Stickstoffs in den thierischen Gebilden keinem Zweifel unterliegt, so ist doch die Anwesenheit des Stickstoffs in den Pflanzen den Beobachtern niemals entgangen und Saussure hatte es zum ausdrücklichen Gegenstand seiner Betrachtung gemacht, woher der Stickstoff der Pflanzen seinen Ursprung nehme. Er sagt, dafs man nach den darüber angestellten Versuchen zu der Annahme genöthigt sei, dafs der Stickstoff der Pflanzen aus den ammoniakalischen Dünsten der Atmosphäre und des Bodens (Düngers) genommen werde. Saussure sagt, dafs man an dem Vorhandensein ammoniakalischer Dünste in der Atmosphäre nicht zweifeln könne, wenn man sehe, dafs schwefelsaure Thonerde an der Luft endlich in Ammoniakalaun übergehe. Die Beweise für die Anwesenheit von geringen Mengen Ammoniak in der Atmosphäre haben sich seitdem sehr vermehrt, besonders nachdem man erkannt hatte, dafs mit dem atmosphärischen (Regen-, Schnee-, Thau-) Wasser Ammoniak niedergeschlagen werde, weshalb dergleichen Wasser leicht fault. L. hat die Beobachtungen dieser Art wiederholt und vermehrt, um daraus den schon von Saussure gemachten Schlufs zu ziehen, dafs die Quelle des Stickstoffs der Pflanzen grofsentheils in dem Ammoniak der Atmosphäre zu suchen sei, und nicht in dem Stickstoffgase der Luft, was freilich Niemand behauptet hatte, wenn man eine gelegentliche Betrachtung von Boussignault ausnimmt, die sich der Verf. als Ziel seiner Widerlegung stellt, ohne dafs ihm freilich positive Thatsachen zu einer solchen Widerlegung zu Gebote ständen. Saussure scheint das Ammoniak der Atmosphäre als kohlensaures angenommen zu haben, wogegen nach den Analysen von Marcet, Brandes, Bischoff, Zimmermann, das Ammoniak als salpetersaures in dem atmosphärischen Wasser erscheint. Hlubeck macht nun darauf aufmerksam, wie Liebig im Widerspruche mit anderen und seinen eigenen früheren Beobachtungen jetzt behauptet, dafs nur kohlensaures Ammoniak in der Atmosphäre erscheine, und die Pflanzen allen Stickstoff nur aus dem Ammoniak und nicht aus der Salpetersäure nehmen sollen. Hlubeck wirft L. vor, dafs er vielleicht absichtlich kohlensaures anstatt des salpetersauren Ammoniaks in der Atmosphäre substituirt habe, um seine Theorie der Wirkung des Gypses auf Pflanzen zu begründen, welche darin besteht, dafs durch den Gyps das kohlensaure Ammoniak der Pflanzen in der Art gebunden werde, dafs sich dabei schwefelsaures Ammoniak und kohlensaurer Kalk bilde; eine Theorie, die freilich leicht dadurch sich als irrig erweist, dafs in dem Gyps vorzüglich die Schwefelsäure wirksam ist, daher denn seine Wirkung auch durch Glaubersalz, sogar durch reine verdünnte Schwefelsäure, wie schon Thaer wufste, ersetzt werden kann. L. selbst setzt den Ursprung des Schwefels, der sich besonders in den Eiweifsgebilden der Pflanze, in den ätherischen Oelen der Zwiebeln und Cruciferen findet, in schwefelsauren Salzen, meint aber, dafs es vorzüglich schwefelsaures Ammoniak sei, was die Schwefelsäure liefere, obgleich gar kein Grund gegen die mit sonstigen Erfahrungen übereinstimmende Annahme vorhanden ist, dafs nicht aus jedem anderen schwefelsauren Salz der Schwefel sollte assimilirt werden können. Soweit Hlubeck.

Digitized by Google

Betrachten wir die von Liebig vorgetragene Lehre der Pflanzenernährung rein vom Standpunct der Chemie selbst aus, so ergiebt sich bald, dafs sie im Wesentlichen auf einer Vergleichung der entfernten Bestandtheile der organischen Stoffe der Pflanze mit den Bestandtheilen der Nahrung beruht. Der Zucker besteht aus Kohlenstoff, Wasserstoff, Sauerstoff, das Eiweifs besteht aus Kohlenstoff, Wasserstoff, Sauerstoff, Stickstoff, Schwefel u. s. w. Folglich mufs die Pflanze, um diese Stoffe bilden zu können, die Elemente zur Zusammensetzung dieser näheren Bestandtheile in den Nahrungsstoffen finden. Die Nachweisung solcher Elemente in der Pflanzennahrung bildet nun das Hauptgeschäft des Liebig'schen Werks, woraus sich dann eine Art von statistischer Stoffcirculation ergiebt, indem die von den Thieren verbrauchten und der Aufsenwelt wieder mitgetheilten Stoffe nun von den Pflanzen wieder assimilirt werden, während die Pflanzenstoffe den Thieren wieder zur Nahrung dienen. Diese gesammten Betrachtungen liegen eigentlich ganz aufserhalb des Gebiets der Pflanzenphysiologie, indem es im Allgemeinen für die Pflanze selbst gleichgiltig ist, woher sie ihre Nahrungsstoffe erhält, ob aus einer oder aus mehreren Quellen, wenn sie solche überhaupt nur erhält, und es erscheint daher auf dem Gebiet der Pflanzenphysiologie im Allgemeinen sehr gleichgiltig, ob die Nahrung der Pflanzen ursprünglich aus der Luft oder dem Boden stammt; denn da die Pflanzen in der Luft und im Boden gleichzeitig Kohlensäure finden, so werden sie solche ohne Rücksicht auf ihren Ursprung da einsaugen, wo sie solche finden und es ihrer Organisation am bequemsten ist. Von dieser Seite erscheint uns die Liebig'sche Statistik als eine zwar unterhaltende aber sehr überflüfsige Untersuchung, die ohngefähr denselben Werth hat, als die Untersuchung, ob z. B. Hessen seinen Thee über Rufsland oder über England erhält, oder ob die Bewohner mehr Getraide oder Kartoffeln essen, und aus welchen Gegenden sie ihre Victualien nehmen. Denn um die Untersuchung über den Ursprung des Kohlenstoffs in der Pflanzennahrung zu wählen, so sieht man bald, was es für eine Spielerei mit Pfunden und Centnern von Kohlenstoff in der Kohlensäure ist, die der Verf. treibt, weil nichts anderes dabei herauskommt, als dafs die Kohlensäure aus Kohlenstoff und Sauerstoff beim Athmen, beim Verbrennen, durch Gährung und Fäulnifs gebildet wird, wobei doch aber immer nicht geläugnet werden kann, dafs Kohlensäure auch aus kohlensauren Salzen abgeschieden werden kann, während in der Pflanze selbst kein Grund vorhanden ist, dafs sie die auf die eine Art entstandene Kohlensäure mehr als die auf andere Art entstandene, einsaugen sollte. Dieser Untersuchung hätte nur noch gefehlt, dafs der Verf. die Tausende und Millionen von Pflanzen gezählt hätte, um zu berechnen, welche Mengen von Kohlensäure sie gebrauchen. Eine wissenschaftliche Ausbeute können wir in solchen Spielereien nicht finden, und wo es den Anschein einer solchen hat, finden wir die oberflächlichsten Mängel selbst in der Kenntnifs des längst Bekannten, wie z. B. bei der Lehre vom Gleichgewicht des Sauerstoff- und Kohlensäuregehalts der Atmosphäre, insofern dieser durch die Pflanzen hergestellt werden soll. Welche unendliche Mengen von Sauerstoff der Erdkörper und seine Formationen, das Meer und was darin gelöst ist, absorbiren, welche Quantitäten von Kohlensäure theils vom Boden ausgehaucht, theils mit dem atmosphärischen Wasser zugleich wieder verschluckt werden, hat der Verf. nicht in Betracht gezogen; aber es ist gewifs, dafs diese Mengen die statistische Circulation der Kohlensäure durch die Pflanzen sehr übersteigen. Warum sollte, was der Verf. vom Ammoniak selbst zugiebt, nicht auch von der Kohlensäure gelten? In Beziehung auf die Pflanzen hätte der Verf. viel örtlicher und specieller verfahren müssen, wenn seine Untersuchungen irgend einen wissenschaftlichen Werth hätten haben sollen. So im Allgemeinen wie er es hinstellt, sind die Pflanzen gewifs sehr unschuldig an dem Gleichgewicht der Stoffe in der Atmosphäre; besonders im Winter und an den Polen und seine Berechnungen sind als Luftgespinnste zu betrachten. Des Verf.'s Hauptsatz, dafs der Kohlenstoff der Pflanzen aus der Atmosphäre stamme, bricht in sich selbst zusammen, wenn man nur daran denkt, dafs alle Kohlensäure in der Atmosphäre nicht ursprünglich in der Atmosphäre ist, sondern ihr erst vom Boden und was sich darauf befindet, mitgetheilt wird. Leidet es also gleich keinen Zweifel, was aber auch von keinem Sachverständigen jemals bezweifelt worden ist, dafs die Pflanzen Kohlensäure aus der Luft einsaugen, so ist es eben so unzweifelhaft, dafs der gröfste Theil derselben immer aus dem Boden stammt.

Digitized by Google

Die chemischen Einseitigkeiten bilden aber noch keinesweges die schwächste Seite des Buchs. Vielmehr finden sich die gröfseren Mängel in der versuchten praktischen Anwendung jener Nahrungslehre auf den Gang des Lebens und Wachsthums der Pflanze in der Cultur derselben. Hier müssen nämlich die rein chemischen Verhältnisse mit dem Leben näher zusammentreten, und indem hier L. seine chemische Stoffwechsellehre geltend macht, giebt er diese als den Lebensprocefs selbst, ohne auf die Widersprüche zwischen beiden aufmerksam zu werden, ungeachtet sie in nackter Blöfse vor Augen liegen.

Diese Verhältnisse der Liebig'schen Schrift können aber vom Standpuncte der Chemie aus gar nicht beurtheilt werden, sondern allein vom Standpuncte einer organisirten Physiologie. *Alle bisherigen Beurtheilungen, und so auch die obige von Hlubeck, stellen sich jedoch auf den Standpunct der Chemie selbst, und zeigen nur empirische und chemische Mängel auf, daher die wesentlichen physiologischen Unvollkommenheiten der Schrift bisher gar nicht zur Sprache gekommen sind.* Die Pflanzencultur ist nämlich eine Veränderung in der Lebensaction, in dem Wachsen, Blühen, Fruchttragen der Pflanze, und sie beruht auf organischen Reactionen, welche durch die Stellung der Lebensbedingungen in der Pflanze sollen hervorgebracht werden. Es ist hier ganz derselbe Fall wie mit der Cultur und Kur der menschlichen Gesundheit und Krankheit, wobei die Lebensactionen nicht durch ein Zufügen oder Wegnehmen gewisser Stoffe, sondern allein durch organische Anregung nach bestimmten Richtungen hin geleitet werden müssen, damit eine normale Assimilation der Stoffe möglich wird. Von diesem biotischen Procefs hat aber der Verf. keine Ahnung, vielmehr glaubt er, dafs durch Stoffzufuhr das Pflanzenleben beliebig ergänzt und nach den Culturzwecken verändert werden könne. Der chemische Procefs der Kohlensäurebildung, Ammoniakbildung, der Humuszersetzung und Auflösung der humussauren Salze, bilden wieder den Anfang und das Ende des beabsichtigten Culturprocesses. Ob sich die Pflanzenorganisation in dem Zustande befindet, diese Dinge überhaupt assimiliren zu können, und in welchen Mengen und Verhältnissen, wird dabei nicht in Betracht gezogen. Der Verf. läfst ohne weiteres aus den Elementen des Kohlenstoffs, Wasserstoffs, Sauerstoffs der Nahrung sich Zucker, Stärke, Gummi, zusammensetzen, und durch einen Zusatz von Stickstoff sich Kleber und Eiweifs bilden, nimmt aber die innere Organisirung, die Kügelchen, Fadenbildung, Membranbildung, welche in Zellen- Gefäfsbildung, in organisirte Säfte sich verwandeln müssen, damit jene Stoffe erst ausgearbeitet werden, nicht in Betrachtung. Dafs es eine organische Erregung in der Pflanze giebt, wovon die Stoffbildung abhängt, erfährt man gar nicht, sondern die äufseren Lebensbedingungen in der Nahrung werden, wie in der antiken Qualitätenlehre, zugleich zu organischen Bestandtheilen der Pflanze gemacht, als ob kein Unterschied zwischen chemischem Stoff und organischer Form wäre. Dafs es aufser der Nahrung noch andere Lebensbedingungen gebe, ignorirt der Verf. nicht nur ganz, sondern er geht so weit, den über allen Zweifel erhabenen Lichtreiz auf die Verarbeitung der Kohlensäure, das Grünwerden der Blätter, als einen verbreiteten Irrthum anzusprechen, weil nach seiner Ansicht eine Menge Pflanzen absolut dieselben Bestandtheile im Licht und im Schatten erzeugen *sollen*, eine Behauptung, die den gemeinsten und alltäglichsten Erfahrungen eben so gut, wie sonstigen wissenschaftlichen Untersuchungen widerspricht; so dafs ihn jeder schlichte Gärtner und Landmann darüber auslachen müfste, weil er die süfse Stoffbildung in den in dunklen Kellern erwachsenen Kartoffeltrieben, in den gebleichten Sallatblättern, endlich in den dem Licht entzogenen Pastinak-, Möhrenwurzeln nicht von der Stoffbildung in den im Licht gegrünten Theilen dieser Pflanzen unterscheiden könnte.

Welche Mittel giebt uns nun der Verf. zur Cultur der Pflanzen an die Hand? Hauptsächlich eine Wiederholung allgemeiner Redensarten über die Wichtigkeit des Ackerbaues zur Hervorbringung von Nahrungsmitteln für Menschen und Thiere, worin die Grundlage des Wohlseins, der Entwickelung des Menschengeschlechts liege, die Grundlage des Reichthums der Staaten u. s. w. Ferner Redensarten darüber, dafs in keinem anderen Gewerbe die Anwendung richtiger Principien von wohlthätigeren Folgen, als im Ackerbau sei, und dafs es um so räthselhafter und unbegreiflicher scheine, wenn man in den Schriften der Agronomen vergebens nach einem leitenden Grundsatz sich umsehe.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 72.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

October 1843.

Die Chemie in ihrer Anwendung auf Agricultur und Physiologie von Dr. Justus Liebig.
Beleuchtung der organischen Chemie des Hrn. Dr. J. Liebig, in ihrer Anwendung auf Agricultur und Physiologie von Dr. F. X. Hlubeck.

(Fortsetzung.)

Dies hätte der Verf. sich selbst sagen sollen; denn gerade diese leitenden Grundsätze vermifst man so schmerzlich bei ihm selbst. Was giebt er als solche leitende Grundsätze? Man solle die Bestandtheile des Bodens und Düngers analysiren, denn es sei klar, dafs die Kenntnifs der Zusammensetzung des Bodens uns in den Stand setzen müsse, die Bedingungen zu ermitteln, unter welchen ein starker Boden fruchtbar werde. Aber wenn dies der agronomische Stein der Weisen ist, warum hat denn der Verf. diese Bodenanalysen, deren wir schon so viele aufgestapelt haben, dafs der Haufe selbst wieder in Zersetzung übergeht, selbst nicht vorgenommen? Warum machte er es denn zum Hauptsatz seiner ganzen Lehre, dafs alle Nahrung der Pflanzen aus der Luft stamme, wenn er zuletzt doch wieder den Boden analysiren will? Warum bleibt er bei allgemeinen Erzählungen über den Thongehalt der würtembergischen Alp und des Jurakalks, über die Bestandtheile der Feldspathe, die wir alle längst recht gut kennen; aber ohne darum so gute Agronomen zu sein, als Hr. Liebig zu sein vorgiebt. Man versuche nur durch chemische Analyse des Bodens in Europa Thee, Zucker und Kaffee, in Schlesien Rheinwein, am Rhein Champagner zu bauen, und sehe wie dies gelingen wird. Gerade an solchen agronomischen Aufgaben müssen alle jene chemische Phantastereien scheitern. Die Antwort auf die Frage, welcher Mittel und Wege wir uns bei der Cultur der Pflanzen zu bedienen haben, bleibt ganz und gar unbeantwortet, und gelegentliche Versuche zu solcher Antwort gehen geradezu in's Lächerliche, z. B. die Bemerkung (S. 154), dafs der Waizen nicht auf Sandboden wachse, weil diesem die kieselsauren Alkalien fehlen! Nicht minder merkwürdig ist des Verfassers Theorie der Brache, die die Verwitterung der Gesteine und deren Auflösbarkeit zum Zweck haben soll, während die entschiedensten Beobachtungen zeigen, wie ohne Anhäufung organischer Düngertheile durch Graswuchs und Weide während der Brachzeit der Boden nicht tragbar wird, seine Gesteine mögen noch so sehr verwittert sein. So ist es, wenn man ökonomischen Theorien aus einem chemischen Laboratorium heraus macht. Der Verf. hat sich, indem er über Agricultur spricht, auf ein für ihn ganz bodenloses Gebiet begeben, daher denn auch die auffallendsten Widersprüche mit sich selbst hier sich fast auf jeder Seite begegnen. Am Anfang des Capitels über Cultur wird die Bodenanalyse als Mittel die Culturprincipien zu finden angegeben, am Schlufs (179) heifst es, die chemische Analyse der Ackererde hätte nur einen untergeordneten Werth.

Was der Verf. aus dem Dünger machen soll, weifs er nun, seiner Theorie gemäfs, vollends nicht. Da die Kohlensäure aus der Luft, der Stickstoff als Ammonink eben so aus der Atmosphäre kommen, und aufser beiden keine wesentlichen anderen Nahrungsmittel nöthig scheinen, so möchte der Verf. den Dünger gern zu einem ganz überflüfsigen Mittel machen, nach dem Vorbilde was sich der Verf. von der Wald- und Wiesencultur macht. Er beschränkt also die Wirkung des thierischen Düngers auf die Mittheilung einer geringer darin enthaltenen und für die Pflanzen eigentlich überflüfsigen Quantität von Ammoniak, so wie auf die Darreichung von Salzen. Consequenterweise hätte der Verf. den Rath geben müssen, den Dünger wegzulassen und den Acker zu salzen. Aber auch über die Wirkung der Salze als Reizmittel hat der Verf. nicht einmal eine Ahnung, er sieht sie nur als Ingredienzien

Digitized by Google

seiner Stoffzusammensetzungen an, obgleich darin oft gar keine Salze mehr vorkommen, wie im Stärkmehl, den Oelen, dem Gummi. Dafs es vegetabilische Düngung ohne Ammoniak (blofse Dammerde) giebt, scheint der Verf. gar nicht zu kennen. Sie kann nämlich seiner Theorie nach nicht existiren. Dafs in der That nicht alle Wiesen ewig ohne Düngung fruchtbar, dafs vielmehr nur die, jährlich schlammigen Ueberschwemmungen ausgesetzten Oder- Spreewiesen, wie der mesopotamische und ägyptische Deltaboden fruchtbar bleiben, dagegen die einer solchen Fruchtbarmachung entbehrenden sogenannten Brücher gänzlich unfruchtbar werden, scheint der Verf. gar nicht zu kennen. In Irland hätte er es in Grofsem sehen können.

Die ganze Dünger- und Culturlehre des Verf.'s ist ein willkührliches und auf's Gerathewohl hingehendes Umhertappen ohne Grund und Zusammenhang; allein aus dem Grunde, weil dem Verf. die wahre Bedeutung der Pflanzennahrung, als Lebensbedingung, nicht klar geworden, und weil er von dem organischen Procefs, den Functionen des Pflanzenlebens, von lebendiger Assimilation der Nahrung keine Ahnung hat, also auch das Verhältnifs der Lebensbedingungen zum Lebensprocefs, worauf in der Cultur alles ankömmt, nicht im entferntesten einsehen konnte.

Auch wenn der Verf. nur die Lehre von den Lebensbedingungen der Pflanze hätte abhandeln wollen, so würde er sich schon in der gröfsten Einseitigkeit befinden, da er nur von der Nahrung, also von einer einzigen Lebensbedingung der Pflanze, handelt. Nun aber sind zum Pflanzenleben noch viele andere Lebensbedingungen nöthig: das Licht, die Wärme, das Wasser, die Luft, deren vereinte Einwirkung auf das Pflanzenleben nothwendig ist, so dafs auch die Stellung dieser gesammten Lebensbedingungen in der Cultur durch Kunst zu geben ist. Vielmehr als dem Einflufs der Nahrung ist oft der Einwirkung des Lichts, der Wärme, der Feuchtigkeit, dem physikalischen Zustand des Bodens auf die Vegetation zuzuschreiben, ohne dafs der Verf. diese verschiedenen Wirkungen nur im Entferntesten zu unterscheiden gewufst hätte. Unter solchen Umständen mufste es dem Verf. unmöglich werden, irgend eine umfassende Culturregel zu geben, indem die Lebensbedingungen im Verein auf die Pflanze wirken, der Verf. aber nur eine der Lebensbedingungen aus diesem Verein abhandelt, dann aber das wahre Verhältnifs dieser einen Lebensbedingung zum Lebensprocefs nicht im entferntesten erkannt hat. Der Oekonom hat bei der Cultur nicht allein an die Nahrung der Pflanze zu denken, sondern auch auf die Verhältnisse aller übrigen Lebensbedingungen, die Lage des Bodens gegen Licht, die atmosphärische und Erdfeuchtigkeit, die Boden- und Lufttemperatur, die Fähigkeit, Wärme und Feuchtigkeit zu halten u. dergl. mehr. Die Bodenlehre selbst ist durch die chemischen Bestandtheile, aus denen Hr. L. alles ableiten will, noch gar nicht gegeben; hier kommen oft noch viel mehr die physikalischen Eigenschaften: Lockerheit, Dichtigkeit, Farbe, Verkleinerungszustand in Betracht, welche die Bodengüte bedingen. Nach L.'s Theorie, wonach einerseits die Nahrung die einzige Culturbedingung ist, andererseits aber die Nahrung hauptsächlich aus der Luft und nicht aus dem Boden stammt, ist es freilich schwer, dem Boden überhaupt eine Bedeutung für das Pflanzenwachsthum zu geben. Guter und schlechter Boden, Bonitirung, würde nach L.'s Theorie gar nicht bestehen; denn gerade das worauf die *Boniteure* sehen: die Dammerde, den Thongehalt, *Festigkeit* des Bodens hätte keinen Zweck, wenn die Luft Hauptquelle der Pflanzenernährung wäre. Der Verf. hätte vorschlagen sollen, dafs man von jetzt ab die Luft bonitiren liefse.

Andererseits nun aber reicht die Kenntnifs der Lebensbedingungen ohne die Kenntnifs der inneren Organisation und der Functionen der Pflanze für die Culturzwecke nicht aus. Die Lebensbedingungen können sämmtlich nicht wirken, *wenn die Pflanze keine lebendige Empfänglichkeit besitzt* durch sie erregt zu werden. Der Oekonom mufs also verstehen, diesen inneren Zustand der Lebenserregung zu erzeugen und zu erhalten, bevor die Lebensbedingungen entsprechende Reactionen in der Pflanze hervorzubringen im Stande sind. Die Nahrung wird z. B. auf eine gebleichte, schwache, im Baumschatten der Gärten aufgewachsene Kartoffelpflanze ganz anders wirken, als auf eine im Licht des freien Feldes erwachsene. Hat die Pflanze nicht die rechte innere Organisation und Lebenserregung, besitzt sie nicht den gehörigen Grad von Empfänglichkeit, so helfen ihr alle Lebensmittel nicht: Nahrung wird ihr vergebens geboten, wenn sie solche nicht zu verdauen im Stande ist. Hat die Pflanze aber den gehörigen Grad der Lebensenergie, so kömmt

Digitized by Google

es auf genaue quantitative Verhältnisse der Nahrungsbestandtheile viel weniger an, weil die Kraft der organischen Verarbeitung die Stoffe überwindet. Die Gesammtstoffbildung in der Pflanze wird daher oft viel weniger durch die Bestandtheile der Nahrung, als durch die Einwirkung der reizenden Lebensbedingungen: Licht, Temperatur, Feuchtigkeit bestimmt. Man gebe z. B. den Tropenpflanzen in den gemäfsigten Zonen eine Nahrung, welche man wolle; sie werden dadurch niemals die tropische Stoffbildung erhalten: man wird Gewürze, Kaffee, Zucker in kälteren Gegenden nicht ziehen.

Verschiedene Pflanzen werden ihrer Organisation und Lebenserregung gemäfs aus *derselben* Nahrung bei Mitwirkung der übrigen Lebensbedingungen ganz *verschiedene* Stoffe bilden. Ja dieselben Pflanzen, wie der Baldrian, manche Doldenpflanzen, werden bei verschiedener Licht-, Temperatur- und Feuchtigkeitseinwirkung aus derselben Nahrung verschiedene Stoffe bilden. Man ist also ungeachtet alles Einflusses der Nahrung auf die Stoffbildung im Ganzen dennoch nicht im Stande *allein* durch die Nahrung die Stoffbildung in der Pflanze zu leiten. Schon bei der Krystallbildung sehen wir, dafs dieselben Krystallformen aus Stoffen von verschiedener chemischer Zusammensetzung sich bilden (man vergleiche nur die Edelsteine) und hinwiederum, dafs Stoffe von gleicher chemischer Zusammensetzung in verschiedenen Formen krystallisiren; wie vielmehr ist die organische Gestaltung von den chemischen Bestandtheilen und deren Verwandtschaften unabhängig! An die Stelle der chemischen Verwandtschaft tritt hier der organische Procefs; an die Stelle der Stoffe die organische Form. Selbst wenn die Chemie der Stoffzufuhr und der Stoffumwandlungen hinreichte die organische Ernährung zu erklären, so müfste die Erklärung doch hierbei ihr Ende erreichen, weil die organischen Thätigkeiten aus chemischer Verwandtschaft nicht erklärlich sind. Die organischen Bildungen haben auch organische Wirkungen, während niemals von den chemischen Stoffen gesagt werden kann, dafs sie lebendige Wirkungen und Eigenschaften hätten. Die Stoffe haben chemische Verwandtschaften, andere chemische Eigenschaften, aber keine lebendige Selbsterregung, keine Reizbarkeit und Bewegung, keine Empfindung. Dies sind Eigenschaften der organischen Form und nicht der chemischen Stoffe. Alles was hier zugegeben werden kann, ist dies, dafs die Art der Stoffbildung der Nahrung einen Einflufs auf die daraus entstehende organische Bildung hat, aber dieser Einflufs ist ein mittelbarer und sehr bedingter; wie überhaupt die Stoffe nur Lebensbedingungen sind, und nicht die Lebenserregung und die organische Form selbst bilden, also nicht an die Stelle der Organisation selbst treten, wie man es voraussetzt, indem man durch Vergleichung der chemischen Bodenanalysen und der Pflanzenanalysen das Wachsen und Blühen der Pflanzen ergründen zu können meint.

(Die Fortsetzung folgt.)

XXXVI.

Ephesiaca. Scripsit Ernestus Guhl, ph. Dr. Accedunt tabulae tres. Berolini 1843. 8.

Bei dem lebendigen Interesse, welches sich in den letzten Jahren für die Erforschung Kleinasiens gezeigt hat, darf auch die vorliegende, den Herren Boeckh, Gerhard und Toelken gewidmete, mit Fleifs und Liebe zur Sache gearbeitete Schrift auf die freundliche Anerkennung des betheiligten Publicums rechnen. Sie behandelt, wie es in Monographien dieser Art bereits stehend geworden ist, in vier Abschnitten die Geographie, die Geschichte, den Cult und die wissenschaftlichen und künstlerischen Leistungen der Stadt, und gleich der erste dieser Abschnitte erhält manche neue und erwünschte Aufklärung besonders dadurch, dafs dem Verf. die Resultate der Forschungen des Herrn Kiepert zu Gebote standen, welchem wir auch die beiden, in künstlerischer Hinsicht etwas unvollkommenen, aber für die Orientirung zweckmäfsigen und auf eigenen Untersuchungen beruhenden Charten von dem Terrain der Stadt und der Umgegend verdanken. Die Geschichte der Stadt ist von den frühesten Zeiten bis auf das Jahr 41 vor Chr. geführt, und schliefst mit einem Abschnitt über die Verfassung von Ephesus, welcher ebenfalls eine fleifsige Zusammenstellung des bereits verarbeiteten Materials enthält, aber bedeutend würde gewonnen haben, wenn der Verf. ein tieferes Eingehen auf diejenigen Fragen nicht gescheut hätte, die jetzt mit Hülfe der Boeckhschen Inschriften auf ganz andere Weise behandelt werden können, als sie von van Dale, Eckhel oder Tittmann behandelt sind. Wir wollen nur Eines anführen. Der Verf. identifizirt p. 75 ohne Weiteres die γερουσία und die βουλή, obgleich auch in den beiden Stellen, die er anführt, Strab. 14, p. 640. Boeckh C. I. n. 2987 b. diejenige Verschiedenheit beider Behörden deutlich hervortritt, welche schon Tittmann Gr. Staatsverf. p. 481 f. anerkennt, und die jetzt für Smyrna (s. C. J. n. 3270, 3290, vergl. 3281, 3318), Philadelphia (s. n. 3417, 3420, 3421), Sardes (n. 3462), Aphrodisias (n. 2810 b. in add.) und mehrere andre Städte unwiderleglich feststeht. Worin aber der Unterschied beider bestand, konnte grade in Beziehung auf Ephesus aus der angeführten Stelle des Strabo nachgewiesen werden, in welcher deutlich gesagt wird: ἡν δὲ γερουσία κατα-

Digitized by Google

γραφομένη· τούτοις δὲ συνήεσαν οἱ ἐπίκληροι καλούμενοι· καὶ διῴκουν πάντα, d. h. die γερουσία (συνέδριον τῶν γερόντων n. 3281, 3417, 3421, 3749) bestand aus lebenslänglichen, wie in Rom und den römischen Municipien in einem Album nach einer bestimmten Ordnung verzeichneten Mitgliedern, die ἐπίκληροι bilden dagegen die βουλή, die, wie auch der Verf. bemerkt, aus den Phylen gewählt wird, in der Art, wie dies in Cyzicus geschah. S. Boeckh n. 3663. Unter den γέροντες sind wohl die zu verstehen, die eine gewisse Anzahl städtischer Aemter verwaltet haben, und von der Uebernahme solcher nun dispensirt sind, (οἱ ἄρξαντες πάσας τὰς ἀρχὰς καὶ λειτουργίας n. 3422. οἱ πάσαις ταῖς τῆς πατρίδος ὑπηρεσίαις χρηστοί n. 3496. οἱ τὰς μεγίστας ἀρχὰς καὶ τὰς λοιπὰς λειτουργίας τῇ πατρίδι ἐκτελέσαντες n. 3462, 3193) was namentlich aus der Stelle des Vitruv 2, 8 hervorgeht, wo derselbe sagt, die Sardianer hätten das Haus des Crösus bestimmt Collegio seniorum, ad requiescendum aetatis otio, obgleich einmal ein γερουσιαστής noch später βούλαρχος wird (C. J. n. 3421). Ueber das Verhältnifs beider Behörden liefs sich aus Vergleichung anderer Staaten eine Vorstellung gewinnen, da dasselbe in Sparta vorkommt (B. C. J. Vol. I. p. 64), auch, um anderes nicht anzuführen, in Carthago (Liv. 30, 16). Aber wir wollen das Material hierüber nicht erschöpfen, sondern nur andeuten, dafs hier noch ein weites Feld der Uetersuchung war; das Eine möchten wir noch hinzufügen, dafs die Stelle des Strabo demjenigen eine Bestätigung giebt, was wir in einem in diesen Tagen in der Zeitschr. f. Alterthumsw. erscheinenden Aufsatz in Betreff des Logisten, den der Verf. ebenfalls p. 71 sehr kurz abfertigt, zu beweisen gesucht haben, dafs nämlich in römischer Zeit dieser die καταγραφή (lectio) der Gerusia hat, und dafs es deshalb in der angeführten Ephesischen Inschrift heifst λογιστὴν δοθέντα τῇ γερουσίᾳ. Eine ähnliche Zusammenstellung des bearbeiteten Materials giebt der Abschnitt über die Literatur, ohne dafs derselbe auf ausführlichere Untersuchungen einginge. Bei dem Dichter Musaeus p. 147 hätte noch Passow zum Musaeus p. 90, bei dem Menecrates ebendas. Meineke im Delectus poett. Anth. p. 206 benutzt werden können; des Letzteren Aufsatz über den Alexander von Eph. (Anall. Alex. p. 371 ff.) konnte der Verf. noch nicht benutzen. Mit besonderer Liebe sind die Capitel über den Cult und die Tempel gearbeitet, sie enthalten eine durchaus neue Untersuchung, deren Verdienst wir anerkennen, obgleich wir über den Mittelpunct derselben, den Cult der Ephesischen Diana mit dem Verfasser nicht einerlei Meinung sind. Der Verf. stellt die Meinung auf, dafs der älteste Name dieser Göttin Upis, diese Upis aber eine pelasgische Göttin gewesen sei, und dafs ihre Darstellung als multimammia sie als eine Göttin der Quellen und des Wassers charakterisire; er beweist, dafs die Diana vielfach als Wasser und Quellengöttin verehrt sei (hier konnte noch verglichen werden Aristid. Vol. I, p 503 Dind. τὴν θερμαίαν Ἄρτεμιν, ἣ τὰς πηγὰς τὰς θερμὰς ἔχει), und behauptet, dafs die Göttin nicht von der Stadt Ephesus den Namen hat, sondern die Stadt von der Göttin, und dafs dieser Name von ἐφιέναι abzuleiten sei und „die pfeilschiefsende" bedeute. Dafs nun die altpeloponnesische Artemis mit Quellen und Flüssen in Verbindung steht, hat schon Müller Dor. I, p. 375 anerkannt; ebenderselbe aber hatte p. 388 den Cult der ephesischen Artemis als gänzlich singulär und dem Hellenischen fremd bezeichnet, und es giebt wenig Puncte, in welchem die Mythologen aller Richtungen so einstimmig sind, als in dieser Ansicht. Zu entschieden sprechen dafür die barbarischen Namen der Priester Ἐσσὴν und Μεγάβυζοι und der Umstand, dafs diese Priester Castraten sind, welcher allein die Diana von Ephesus ebenso wie die Cybele als asiatisch charakterisirt, um nicht von der Gestalt der Göttin zu reden, die der Verf. allerdings dem pelasgischen Charakter zu vindiciren sucht. Was degegen die Ansicht des Verf. betrifft, so wird gleich der erste Satz der ganzen erwähnten Argumentation „antiquissimum hujus deae nomen Upin fuisse omnia docent" (p. 80) nicht leicht von irgend jemand zugegeben werden. Denn was der Verf. in der Note anführt „Timotheus ap. Macrob. 5, 22 ὑμνῆσαι ταχέων Ὕπιν βήτειραν ὀϊστῶν," welcher Vers übrigens, wie Macrob. ausdrücklich bemerkt, dem Alexander Aetolus angehört, in dessen Fragment nur erzählt wird, dafs die Ephesier, bei der Dedication ihres Tempels ein Gedicht auf die Göttin beim Timotheus bestellten (s. Mein. Anall. Alex. p. 225 ff.), beweist ebenso wenig als die Stelle des Callimachus, da diese gelehrten Dichter grade das Entfernte zu combiniren pflegen, und auf eine ähnliche Autorität hin die Upis auch für die Nemesis erklärt werden kann (S. Jacobs ad Anth. Vol. IX, p. 373). Es bleibt somit nur noch eine Beweisstelle aus Cic. de N. D., in welcher es heifst: eam (Dianam) Graeci saepe Upim paterno nomine appellant, ohne dafs darin die ephesische Göttin speziell bezeichnet wird. Schon Creuzer, der in der Combination verschiedenartiger Dinge nicht bedenklich zu sein pflegt, hätte durch das „vielleicht", das er seiner Bemerkung über die Upis (II, p. 121) voranschickt, den Verf. vorsichtig machen sollen; denn mit der Unsicherheit dieses einen Satzes ist es um die ganze Argumentation geschehn, und wir erwähnen nur noch, dafs auch die Etymologie des Namens, die der Verf. annimmt, mit dem aufgestellten Grundbegriff der Göttin in gar keinem Zusammenhange steht. Wir fügen noch als etwas Einzelnes hinzu, dafs bei der Diana Leucophryene (nicht Leucophryne) p. 103 die Bemerkung von Boeckh C. J. n. 2914 unbeachtet gelassen ist; dafs die σκολιὰ ἔργα in der bekannten Stelle des Strabo, in Betreff deren wir übrigens dem Verf. (p. 187) beistimmen, auch an Broenstedt Reisen und Unters. in Griechenl. II. p. 161 einen Vertheidiger gefunden haben, dafs über den Timotheus und die mit seiner Zeit zusammenhängende Restauration des Tempels der Diana jetzt Meineke Anall. Alex. p. 372 einen neuen Aufschlufs giebt, endlich, dafs der Ausdruck συγγενὶς συγκλητικῶν in der Inschrift C. J. n. 2995, den der Verf. p. 75 nicht versteht, darauf geht, dafs die in der Inschr. vorkommende Aurelia Aratis mit römischen Senatoren verwandt ist, welcher Verwandtschaft mit Senatoren (s. besonders n. 2782), Consularen (n. 3497), Asiarchen (n. 3421) und berühmten Leuten überhaupt (n. 3461) besonders in asiatischen Inschriften oftmals gedacht wird. Auf die Latinität hätte der Verf. etwas mehr Sorgfalt verwenden sollen.

Marquardt.

Digitized by Google

№ 73.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1843.

Die Chemie in ihrer Anwendung auf Agricultur und Physiologie von Dr. Justus Liebig. Beleuchtung der organischen Chemie des Hrn. Dr. J. Liebig in ihrer Anwendung auf Agricultur und Physiologie von Dr. F. X. Hlubeck.

(Fortsetzung.)

Die verschiedene Fruchtbarkeit der verschiedenen Jahre, die ganz verschiedene chemische Constitution der Früchte verschiedener Jahre, findet bei ganz gleicher Nahrung der Pflanzen Statt. Der Landmann düngt alle Jahre auf dieselbe Weise, aber Qualität und Quantität seiner Früchte werden in verschiedenen Jahren ganz verschieden sein, nach der erregenden Einwirkung der übrigen Lebensbedingungen. Die chemische Consumtionslehre, die Proportionslehre von Stickstoff, Wasserstoff, Kohlenstoff, welche die Pflanzen bedürfen sollten, nützt hier praktisch zu gar nichts; aus keinem anderen Grunde als weil die Aneignung (Assimilation) der Nahrung ein biotischer und kein chemischer Procefs ist; weil eine Verarbeitung zur organischen Form und deren Erregung aller organischen Stoffbildung zu Grunde liegt.

Nahrung ist nöthig; es kömmt auf ihre Qualität innerhalb gewisser Breiten etwas an; aber nicht so viel als man nach den chemischen Lehren glaubt. Dies ist bei Pflanzen ähnlich wie bei Thieren und Menschen. Die lebendige Disposition und Erregung des Magens entscheidet darüber, ob jemand besser Fleisch oder Fisch, Rüben oder Kartoffeln oder Obst verdaut; aus den chemischen Elementen, die in diesen Nahrungsmitteln vorhanden sind, läfst sich keinerlei Schlufs auf die daraus zu bildenden organischen Bestandtheile machen. Die reichste Nahrung schadet einem Magen, der sie nicht verdaut. Thomas Parre lebte 152 Jahr von einfacher ländlicher Nahrung, und starb an den schönen Gerichten, womit ihn der König von England bewirthen liefs, sehr bald. Eine gute Organisation bildet aus schlechter Nahrung gutes Blut und in einem verdorbenen Magen gehen die gesuchtesten Speisen mit allen Stickstoff-, Kohlenstoff-, Wasserstoffproportionen in Fäulnifs und Zersetzung über. Nicht blofs reiche Nahrung, sondern selbst alle übrigen Lebensbedingungen können da sein, und dennoch kann es sein, dafs die Pflanzen aus organischen inneren Ursachen schlecht wachsen. Ich habe gefunden, dafs ein auf früh gesäeten Hafer einwirkender Nachtfrost die Lebenserregung der Pflanzen so sehr schwächen kann, dafs sie sich im reichsten Boden und unter den günstigsten übrigen Lebensverhältnissen nicht wieder erholen.

Wie wichtig wirkt in diesem Betracht die Beackerung der blofs mechanische Zustand des Bodens auf die sich bildende Lebensenergie der jungen Pflanze! Aller Reichthum an Nahrung kann bei schlechter Beackerung vergebens sein.

Die organischen Stoffe, welche sich in den Blättern, Wurzeln, Früchten und Saamen der Pflanzen bilden (Gummi, Zucker, Eiweifs) sind also nicht unmittelbare Zusammensetzungen aus den Stoffen der Nahrung, sondern mittelbare Producte der organischen Verarbeitung unter Mitwirkung der Gefäfse, Zellen und Secretionsorgane. Ihre Bildung hängt ab von dem Zustand der Lebenserregung in diesen Organen und von der Vollkommenheit der Verarbeitung der assimilirten Nahrung zu Lebenssaft. Auf diese Art allein kann eine solche Verschiedenheit von Stoffen in verschiedenen Pflanzen, gemäfs ihrer inneren Organisation, sich aus derselben Nahrung bilden. Um dies zu verstehen, müssen wir eine organische, nicht eine chemische Pflanzenphysiologie erstreben. Aus denselben Elementen in der Pflanzennahrung (Kohlenstoff, Sauerstoff, Stickstoff) bringt die eine Pflanze Harz, die andere ätherisches Oel, die dritte fettes Oel, Zucker u.

Digitized by Google

s. w. hervor; und wieder andere erzeugen mehrere dieser Stoffe zugleich; alles gemäfs der Beschaffenheit der inneren Organe, worin sich diese Stoffe bilden; und nach den Veränderungen, die diese in verschiedenen Lebensperioden erleiden. Die Stoffe sind also nicht aus der chemischen Natur der Nahrung, sondern vielmehr aus der Form der inneren Organe und deren Erregung zu begreifen; weil die Stoffveränderungen den Formveränderungen der Organe parallel laufen. Hier kann nur die Physiologie, die Lehre vom Lebensprocefs, nicht die Chemie Auskunft geben. Es ist der Gang des inneren organischen Räderwerks, wodurch auch die Stoffbildung getrieben wird, und wodurch die Verschiedenheiten derselben bedingt erscheinen. Ein veränderter Zustand der Lebenserregung, veränderte Contraction, Erschlaffung der Gewebe, ändern auch die Stoffproduction. Die Natur der Stoffbildung hat also in der Form und Erregung der Organisation ihren Grund und nur dadurch kann sie bei der Cultur der Pflanzen geleitet werden. Es kommt aufserordentlich viel auf den Erregungszustand des Lebens in den Organen der Pflanze an.

Verschiedene Pflanzen sind sogar auch in ihrer Anaphytose äufserlich, entsprechend der Aufnahme ihrer Nahrung oder der Stellung zu ihren übrigen Lebensbedingungen organisirt, und hier kömmt es darauf an, dafs die Einwirkung der Lebensbedingungen dieser Organisation entsprechend bleibt. Die sogenannten fetten Pflanzen mit fleischigen Blättern oder Stengeln haben wenig Wurzeln und müssen also mehr Nahrung aus der Luft saugen, wogegen andere mit ausgebreiteten Wurzeln eine gröfsere Menge Nahrung aus dem Boden zu nehmen organisirt sind. So finden wir, dem Licht, der Feuchtigkeit entsprechend, eigenthümliche Modificationen der inneren und äufseren Organisation. In diesem Betracht ist die Liebig'sche Nahrungslehre viel zu allgemein gehalten, indem nicht nur viele Pflanzen ihre Nahrung gänzlich aus der Luft, andere gänzlich aus dem Boden nehmen, andere aber auf beiderlei Art ihre Nahrung einsaugen. Zur Aufnahme der im Wasser gelösten Kohlensäure des Bodens, gehört nämlich eine andere Organisation der Aufnahmeorgane als zur Aufnahme der gasförmigen Kohlensäure aus der Luft.

Wir können nicht weiter in die theoretischen Unvollkommenheiten des vorliegenden Buchs eingehen, was auch um so weniger nöthig ist, als es sich an dem Prüfstein der Praxis selbst vernichtet. L. ist nicht im Stande von einem einzigen seiner Sätze eine praktische Anwendung zu machen, und der Inhalt seiner Capitel über Cultur, über Brache, über Wechselwirthschaft ist ein wahrer Spott auf die Ueberschriften. In seiner Lehre von der Wechselwirthschaft beschäftigt er sich mit dem Aschengehalt der Pflanzen und dem Salzgehalt des Bodens, indem er glaubt, dafs die salzigen Bestandtheile des Bodens gemäfs den verschiedenen darauf zu bauenden Pflanzen wechseln müfsten. Nun sind aber gerade die mineralischen Bestandtheile des Bodens Dasjenige in ihm, was sich immer gleich bleibt, und durch die gewöhnliche Culturweise niemals wechselt, während die Stoffe der organischen Residuen wechseln und vorzüglich die Bodenbeschaffenheit ändern. Der Verf. sucht also hier den Grund des Fruchtwechsels im Unveränderlichen des Bodens, während er das wirklich Wechselnde als unveränderlich ansieht. Die Frage dabei ist, kann der Verf. auf seine Theorie irgend eine praktische Regel für die Cultur der Pflanzen gründen? Wir halten es für unmöglich, und der Verf. selbst hat es gar nicht versucht, solche praktische Regeln zu geben, die man also vergebens da sucht, wo man sie vermuthen mufs. Die wahre Bedeutung der mineralischen Salze, als Lebensreize für die Pflanze, erkennt der Verf. durchaus nicht, sondern er hält sich nur an die Anwesenheit der Salze in den Residuen der todten Pflanze und betrachtet sie, gleich den organischen Gebilden, als organische Elemente der Zusammensetzung der Pflanze, während es nur todte Ablagerungen sind, die, nachdem sie ihre erregende Wirkung auf die organischen Gewebe der Pflanze ausgeübt haben, mit den verbrauchten Gebilden als todte Absätze abgelagert werden, sich daher häufig in Krystallform in diesem Zustande finden, und höchstens in die Skelettbildung und die Verholzung der Organe eingehen. In Betreff der erregenden Wirkung der Salze wäre übrigens ein viel specielleres Eingehen auf das verschiedene Bedürfnifs derselben in den verschiedenen Familien, Gattungen und Arten der Pflanzen nöthig gewesen, weil verschiedene Pflanzen verschiedene salzige, wie auch andere, Reize lieben, wie auf der anderen Seite wieder dieselben Pflanzen, je nach dem Boden ganz verschiedene Salze zu denselben Zwecken in sich aufnehmen, ohne in ihrer Ve-

Digitized by Google

getation dadurch eine merkliche Veränderung zu zeigen. Diese Verschiedenheiten beruhen übrigens mehr auf einer Verbindung gleicher Basen mit verschiedenen zum Theil in der Pflanze umgebildeten oder erzeugten Säuren, als auf Verschiedenheit der Basen; daher wir denn nach der Verbrennung ein im Allgemeinen so sehr übereinstimmendes Verhalten der Pflanzenaschen finden, was der Verf. alles nicht berücksichtigt.

Es ist nicht nur, dafs L. keine praktische Culturregel aus seinen chemischen Theorieen hat ableiten können, sondern die meisten seiner Behauptungen widersprechen den entschiedensten praktischen Erfahrungen ganz und gar. So behauptet der Verf. in seiner Lehre vom Dünger, „die festen und flüssigen Excremente eines Thiers haben als Dünger für diejenigen Pflanzen den gröfsten Werth, welche dem Thiere zur Nahrung gedient haben". Er will uns aufbinden, der Koth der Schweine, die mit Erbsen und Kartoffeln ernährt worden, sei am meisten zur Düngung von Erbsen- und Kartoffelfeldern geeignet. Man mufs einer Kuh Heu und Rüben geben, um einen für Rüben passenden Dünger zu erhalten. Aber jeder Landwirth weifs, dafs der Schweinemist, gleichviel, womit die Schweine gefüttert waren, der schlechteste von allen Düngerarten für alle Pflanzen ist, und dafs unter allen Umständen, Erbsen und Kartoffeln z. B., nach Schaafdünger unendlich besser gedeihen, als nach Schweinedünger, mögen die Schweine mit Erbsen oder Roggen oder Buchwaizen oder Eicheln oder einer anderen Nahrung gemästet sein. Das eigenthümliche Verhalten des Schweinedüngers liegt in der Organisation des Verdauungsapparats der Thiere und nicht in der Nahrung, wie der Verf. glaubt, ferner darin, dafs nach den gewöhnlichen ökonomischen Einrichtungen der Harn dieser Thiere abfliefst und nicht mit dem Dünger in Verbindung bleibt. Aehnliche eigenthümliche Verhältnisse finden sich beim Kuhdünger, wobei die Bestandtheile der Nahrung gar keine merkliche Veränderung hervorbringen.

So behauptet der Verf. ferner ebendaselbst, dafs, wenn die Nahrung der Thiere oder des Menschen in ihrer Asche lösliche phosphorsaure Salze zeige (wie Mehl, Fleisch), so enthalte der Harn wieder lösliche phosphorsaure Salze, wie phosphorsaures Natron, beim Menschen und den fleischfressenden Thieren. Wenn aber die Asche des Futters kein lösliches phosphorsaures Salz gebe (wie Heu, Rüben, Kartoffeln), so sei der Harn frei von phosphorsauren Salzen und man fände dann phosphorsaure Erden in den Excrementen, wie bei den grasfressenden Thieren. Allein die Erfahrung lehrt, dafs ohne Veränderung der Nahrung bei Menschen und carnivoren Thieren in Krankheiten anstatt der löslichen phosphorsauren Salze so viel phosphorsaurer Kalk sich bildet, dafs er zu Harnsteinen in der Blase krystallisirt, und andererseits haben die, mit mehligen Körnern gefütterten, Pferde, die nach des Verf.'s Theorie also lösliche phosphorsaure Salze im Urin haben müfsten, gar keine phosphorsauren Salze im Urin, sondern hauptsächlich kohlensauren Kalk, und in den Excrementen enthalten sie, ungeachtet die Saamen, womit sie gefüttert wurden, lösliche phosphorsaure *Alcalien* enthielten, nur phosphorsaure *Erden*. Im übrigen ist, abgesehen von diesen praktischen Widersprüchen, die Ungenauigkeit des Verf.'s so grofs, dafs er in den mehligen Getraidesaamen nur phosphorsaure Alcalien annimmt, während fast gleiche Antheile von phosphorsaurem Kali und phosphorsaurem Kalk in der Asche dieser Saamen gefunden werden. Und so überall.

Wie weit der Verf. in seiner chemischen Erklärung der Wirkung der Lebensbedingungen und der Aufsendinge überhaupt auf organische Körper, man möchte sagen blindlings, sich verirrt, sieht man auch an seinen Aeufserungen über die Wirkung der Arzneien und Gifte, die er in seiner dieser Schrift beigegebenen Abhandlung über Gifte, Contagien, Miasmen mittheilt, die wirklich an's Spafshafte grenzen. Das Purgiren, sagt der Verf., geschehe durch eine Verdünnung der im Darmcanal abgelagerten festen Stoffe durch die salzigen Purgirmittel, ohne zu bedenken, dafs harzige, ölige, scharfe Purgirmittel doch diese festen Stoffe nicht verdünnen können. Der Sublimat und Arsenik sollen giftig wirken, indem sie das Gehirn unverweslich machen, daher denn das Gehirn keine Stoffmetamorphosen, wodurch es lebendig sei, mehr erleiden könne, so dafs auf diese Art sein organisches Leben vernichtet werde. Der Verf. denkt nicht daran, dafs wenige Gran Sublimat, die einen Menschen tödten, ganz von der empirisch-chemischen Seite betrachtet, nicht hinreichen, ein ganzes Gehirn, viel weniger einen ganzen lebendigen Körper, unverweslich zu machen, und dafs, wenn dies auch der Fall wäre, der

Digitized by Google

Körper, so lange er lebt, ja ohnehin schon nicht verwest, sondern sich gegen die Verwesung erhält, und im gegenwärtigen Fall alles darauf ankömmt, wie die Lebenserregung getödtet wird. Der Verf. scheint aber eben so wenig zu wissen, dafs der Sublimat im Körper bald zersetzt, in Calomel umgebildet wird und nun seine unverweslich machende Kraft nicht mehr ausüben kann. Die Widersprüche solcher Theorieen gegen die Lebenserscheinungen bei Vergiftungen dürfen wir ganz übergehen. Man sieht, dafs der Verf. sich nicht begnügt, eine Chemie der Organisation zu geben; nein, er giebt auch eine psychische Chemie, eine Chemie der Gedanken, die ihm aus dem Schwefel, Kohlenstoff, Wasserstoff, Stickstoff des Gehirneiweifses zusammengesetzt sind. Während die organische Physiologie sich schon gegen die Annahme sträubt, dafs die chemischen Stoffe *organische* Wirkungen produciren sollten, erlebt man hier sogar, dafs in den Stoffen auch *geistiges* Leben gesucht wird. Wann werden wir aus der Zeit der organischen Chemieen und der chemischen Physiologieen herauskommen?

Wenden wir uns zum Schlufs noch der ernsteren Seite des Buchs zu und werfen uns die Frage auf, wie es möglich ist, dafs ein so sehr, sich selbst nicht minder, wie der Natur seines Gegenstandes widersprechendes Werk sich eine allgemeinere Theilnahme hat verschaffen können, so ist diese Frage nur zu beantworten, wenn man sich den zeitigen haltungslosen Zustand der Wissenschaften vom organischen Leben vergegenwärtigt, wodurch der weitersehende Zeitgeist nicht mehr befriedigt wird, ohne dafs es gelingen wollte, diese Befriedigung auf andere Weise zu erhalten. Der Organismus ist das grofse Räthsel, dessen Lösung uns seit Jahrhunderten aufgegeben ist. Die alten Griechen und Römer kannten die Aufgabe gar nicht, denn bei ihrer Ansicht von der Harmonie aller Thätigkeiten in der Natur, legten sie dem organischen Leben dieselben Elementarqualitäten als Ursache zu Grunde, wie der anorganischen Natur. Der Unterschied ist erst im Mittelalter durch die Araber gefühlt, dann in der Reformationszeit bestimmter zum Bewufstsein gebracht worden, seitdem man den Dynamismus oder die organische Kraftlehre im Gegensatz gegen den Chemismus erfand. Dieser Dynamismus ist indessen eine negative Doctrin, indem sie die Ursache des organischen Lebens nur als nicht in Mechanismus und Chemismus liegend erkennt, aber die angenommene Lebenskraft (oder die einzelnen Kräfte: Bildungstrieb, plastische Kraft, wesentliche Kraft) als etwas Geheimnifsvolles, hinter dem Körper liegendes und ein für allemal Unbegreifliches ansieht, so dafs diese Lehre heut noch das Dämonische, Gespensterhafte behält, was sie im Mittelalter schon hatte. Dem gegenüber hat man in der Mechanik, im Chemismus es immer mit dem *Procefs* zu thun gehabt, und die darin thätigen Elemente zu unterscheiden gewufst. Die Kraft wurde hier durch die Verwandtschaft der Elemente erklärlich und somit spricht man nicht von einer chemischen Kraft, obgleich die Actionen hier eben so selbstkräftig sind, wie im Organischen. Dadurch erscheint im Chemischen alles viel mehr aufgeklärt auf seine letzten Gründe zurückgeführt, an die man sich nach dem Dynamismus in der Organik gar nicht wagen durfte. Dies allein enthält die Ursache, weshalb man sich in der Physiologie der Organisation durch die Lebenskraft niemals *befriedigt* fühlen konnte, obgleich man die Annahme der Lebenskraft nicht entbehren konnte. Man *giebt* nämlich hier von vorn herein zu, dafs man nach den Gründen der Lebenskraft weiter nicht fragen dürfe, dafs man gründlich in der Art, wie in der Lehre vom chemischen Procefs, nicht verfahren könne, weil die Lebenskraft unergründlich sei. Dies unbefriedigte Bedürfnifs hat aus der Physiologie selbst immer wiederholt in die Chemie zurückgeführt, so oft man auch daraus vertrieben wurde, und dies wird so lange geschehen, bis man in der Physiologie zu der Einsicht gekommen sein wird, dafs man über die bis jetzt herrschende alte Kraftlehre hinaus zu einem neuen Verfahren fortschreiten müsse. Der Dynamismus hat in die Physiologie ein *Glauben* an die Lebenskraft, anstatt des *Wissens* gesetzt. Dieser Glaube hat sich in alle Formen des Aberglaubens selbst des Fanatismus metamorphosirt, ohne dafs er jemals eine Einsicht in das Lebensgetriebe erlaubt hätte, und je weniger dies möglich war, desto mehr ist die Chemie wieder in die Physiologie eingedrungen; indem man, wie dies bei dem gegenwärtigen Werke der Fall gewesen, an die Wunderkraft der Chemie glaubte, wo man von der Lebenskraft verlassen war.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 74.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1843.

Die Chemie in ihrer Anwendung auf Agricultur und Physiologie von Dr. Justus Liebig. Beleuchtung der organischen Chemie des Hrn. Dr. J. Liebig, in ihrer Anwendung auf Agricultur und Physiologie von Dr. F. X. Hlubeck.

(Schlufs.)

Man sieht leicht ein, dafs diesem verzweiflungsvollen Zustande durch physiologische Verbesserungen im Einzelnen nicht abzuhelfen ist, sondern dafs hier eine Umgestaltung der Physiologie im Ganzen bevorsteht, *die ein neues Princip an die Stelle der Lebenskraft und der Lebenskräfte in dem alten Dynamismus setzt.* Wir haben diesen Weg seit einer Reihe von Jahren zu betreten und zu bahnen versucht, indem wir die alte Lehre der Lebenskraft in den Lebensprocefs aufgelöst haben, in welchem, anstatt der formlosen Stoffelemente im Chemischen, *organische Formelemente* die wirksamen Factoren sind. Die specielle Durchführung ist freilich von uns bisher nur in denjenigen organischen Functionen geschehen, die wir, wie die Lehre der Verdauung, der Circulation in den Thieren, die Lehre der Assimilation und Cyklose in den Pflanzen zum Gegenstand eigener Untersuchungen gemacht haben, und nur in den Werken über allgemeine Physiologie, über Verjüngung und Anaphytose sind Betrachtungen im Ganzen gegeben. An Widersprüchen hat es hier um so weniger fehlen können, je mehr man den alten Zustand als Maafsstab angenommen hat, unsere Lehre vom Lebensprocefs und den organischen Elementen der Organisation zu beurtheilen, etwas das von Grund aus vorfehlt ist, weil diese alte Lehre eben so sehr als das Unterschieben des Chemismus an ihre Stelle zu bekämpfen ist. Dafs der Geist der Wissenschaft hier zu neuer Entwickelung durchbrechen werde, ist keinem Zweifel unterworfen; das Bedürfnifs der Zeit selbst mufs dazu führen; aber ohne Kämpfe kann es nicht abgehen. Diese Kämpfe gestalten sich nun sonderbar genug so, dafs die Physiologie ihren Todesfeind, die Chemie, in ihren eigenen Eingeweiden beherbergt und unbewufster Weise so festhält, dafs man die Physiologie selbst erst zum Bewufstsein ihres anatomisch mechanischen und chemischen Zustandes zu bringen hat, um den Lebensprocefs von der zerstörenden Wirkung der chemischen Lehren zu befreien. Das andere ist dann die Begründung der Lehre vom organischen Procefs selbst, welche auch erst vielseitig gegen alle Vorurtheile und scheinbaren Widersprüche zu befestigen ist, um selbstkräftig gegen die anorganischen Theorien zu bestehen. Alles dieses würde weniger Schwierigkeit haben, wenn die Wissenschaft ihre ganze Kraft frei auf ihre Entwickelung wenden könnte, ohne auf äufsere Hindernisse zu stofsen. Indessen leben wir in einer Zeit, wo sich die politischen Associationen auch auf die Wissenschaften verbreiten, und hier geheime Partheien für gewisse Richtungen bilden, die weniger von Innen natürlich entwickelt, als von Aufsen künstlich gemacht und begünstigt werden, und deren Werbungen um so mehr als Hemmschuh einer freien Fortbildung wirken, je mehr dieser der treibende Lebenssaft entzogen und für egoistische Zwecke und morsche Vorurtheile abgeleitet wird. Nicht die Chemie allein ist es, zu der sich aus innerer Rathlosigkeit die Physiologie geflüchtet hat; auch die Physik und Mechanik ist von ihr aufgenommen worden. Die Physiologie ist jetzt ein mit Materialien aus allen Naturwissenschaften beladenes Schiff, dessen Inhalt der eine zu einer anatomischen Physik, der andere zur organischen Chemie und chemischen Physiologie, der dritte zur mechanischen Jatromathematik macht, während noch andere am besten zu verfahren glauben, wenn sie alle diese Dinge zusammengenommen äufserlich nebeneinander in ihr aufstapeln. Dafs sich so fremdartige Gemenge am Ende unter sich selbst erhitzen

Digitized by Google

und in allgemeine Zersetzung übergehen müssen, ist natürlich; aber bevor man nicht daran denkt, wohin man sich aus dieser allgemeinen Auflösung retten soll, wird immer keine gründliche Hülfe sein. Wir müssen die Physiologie nach dem Ebenbilde des Organismus selbst organisiren, wenn sie den wissenschaftlichen und praktischen Anforderungen genügen soll. Wir müssen Naturanschauungen von dem Gang und dem inneren Verlauf des organischen Processes zu gewinnen suchen. Auf Universitäten müssen eben so gut wie chemische auch organische und physiologische Laboratorien im wahren Sinne des Wortes eingerichtet werden, damit man durch Einsicht in den Gang des Lebens aus dem Aberglauben erweckt werde, dafs weil man Ammoniak, Kohlensäure, Harnstoff u. a. organische Residuen chemisch zusammensetzen kann, man auch einen lebendigen Menschen chemisch werde zum Vorschein bringen oder durch Stoffzufuhr wiedererzeugen können. Sonderbar genug, dafs man jetzt dem jungen Arzt die todte Natur in aller Breite versinnlicht, um ihm das Leben, was er regieren soll, zu verheimlichen. Sobald man indessen zum allgemeinen Bewufstsein dieser Zustände gelangt, kann es nicht fehlen, dafs das innere Licht der Wahrheit das trübe Gewölk nichtiger Vorurtheile durchscheine und den Baum der Wissenschaft sich durch sich selbst frei entwickeln lasse. Die Organik mufs sich zu einem Zustande herausarbeiten, in welchem sie der Chemie zur Erklärung der Lebensactionen nicht gebraucht, dann wird der Wahn der Physiologie, dafs sie in der Chemie ihr Heil finden könne, so wie der Wahn der organischen Chemie, dafs sie es zur Erzeugung lebendiger Jungen bringen könne, verschwinden.

Dr. C. H. Schultz.

XXXVII.

Semestrium ad M. Tullium Ciceronem libri sex. Scripsit Frid. Lud. Keller, antecessor Turicensis. Volumen I. Turici, impensis Orellii, Fuesslini et sociorum. Londini, Black et Armstrong. Amstelodami, J. Müller. Parisiis, A. Cherbuliez et soc.

Sechszehn Jahre sind verflossen, seitdem Hrn. Dr. Keller's Schrift über Litiscontestation und Urtheil den ungetheilten Beifall der Kenner des römischen Rechts gewann. Innerer und äufserer Beruf haben die wissenschaftliche Thätigkeit ihres Verfassers auch während dieses Abschnitts nicht rasten lassen, aber das öffentliche Leben nahm seine Kraft für andere Kreise in Anspruch und wies jene Thätigkeit in engere Schranken zurück. Es kann daher nur zur Genugthuung derer gereichen, welche den schriftstellerischen Arbeiten des Verf.'s mit Theilnahme zugesehen haben, wenn sie von ihm jetzt den Sallustischen Wahlspruch vernehmen: Igitur ubi animus ex multis miseriis atque periculis requievit et mihi reliquam aetatem a re publica procul habendam decrevi, non fuit consilium socordia atque desidia bonum otium conterere.

Die erste Frucht dieses Vorsatzes ist die anzuzeigende Schrift. Ihre Benennung semestria hat einen doppelten Grund. In jedem halben Jahr tritt ein Buch an's Licht: aber nicht blofs dieses periodische Erscheinen, auch die Entstehung aus Vorlesungen, welche der Verf. seit längerer Zeit fast in jedem academischen Semester über die rhetorischen Schriften und Reden Cicero's gehalten, hat Antheil an jener Bezeichnung.

Die semestria bilden die Vorarbeit zu einer kritischen Ausgabe und juristischen Erklärung der vier Reden des Cicero, welche man vorzugsweise die privatrechtlichen nennen kann. Nur von zweien derselben, der Rede pro Roscio comoedo und pro Tullio besitzen wir von Puchta und Huschke treffliche, der fortgeschrittenen Erkenntnifs des römischen Rechts entsprechende Expositionen. Zur Erläuterung der beiden andern, der Quinctiana und Cäciniana, ist etwas Umfassendes und Zusammenhangendes in neuerer Zeit nicht geleistet worden.

Die gerichtliche Rede enthält einen auf rechtlichen und factischen Prämissen beruhenden Syllogismus. Die erste Vorbedingung ihres Verständnisses ist mithin die Auffassung dieses allgemeinen Zusammenhanges. Aber die Anschauung des Ganzen ist wiederum abhängig von der Ergründung und kritischen Feststellung des Einzelnen: Interpretation und Kritik bedingen einander gegenseitig. Während nun die früheren Bearbeiter seit Hotman meistens nur die eine oder die andere dieser Richtungen verfolgen, sollen die semestria beide vereinigen, die vereinzelten Bestrebungen der Vergangenheit zusammenfassen, den in Handschriften und Ausgaben

Digitized by Google

vorhandenen kritischen Apparat ausnutzen, die Theilnahme der Zeitgenossen in Anspruch nehmen und so mit den gesammten Kräften der Vor- und Mitwelt etwas in seiner Art Vollendetes und Abgeschlossenes zu Stande bringen. Die Resultate der in ihnen enthaltenen und durch sie hervorgerufenen Vorarbeiten beabsichtigt der Verf. in einem Commentar zu einer künftigen Ausgabe jener Reden niederzulegen.

Eine Zugabe der semestria wird die juristische Erklärung anderer zerstreuter Stellen des Cicero bilden. Jedes Buch soll in einem oder mehrern Capiteln Excurse dieser Art enthalten. Dafs sie im ersten Buche fehlen entschuldigt Hr. Dr. Keller mit dem Reichthum der Quinctiana, welche den festgesetzten Umfang von zwölf Bogen allein schon ausfüllte.

Nach Vollendung jener durch die semestria vorbereiteten Ausgabe der privatrechtlichen Reden verheifst der Verf. ein ähnliches Unternehmen für die Verrinen, diese reiche Fundgrube für die Geschichte des Criminalprozesses und des gesammten öffentlichen Rechts der Republik.

Niemand wird anstehen, diese Pläne achtbar, lobenswerth, zeitgemäfs zu finden. Es fragt sich nur, wiefern sie durch das Geleistete verwirklicht und ihre fernere Erfüllung in Aussicht gestellt ist. Eine Uebersicht und Kritik der bis jetzt gewonnenen Resultate, so weit der Raum sie gestattet, wird die Beantwortung dieser Frage vorbereiten.

In zwei Büchern liegt die Bearbeitung der Quinctiana und Cäciniana vor. Jedes enthält in einem ersten Capitel eine Reihe von Erörterungen zur Erklärung des Rechtsfalls: ein zweites Capitel giebt eine Variantensammlung aus den zu der betreffenden Rede verglichenen Handschriften.

Die Erklärung der Quinctiana beginnt, wie billig, mit der Geschichte des Prozesses. Sextus Nävius klagt vor dem städtischen Prätor Cneus Dolabella gegen den Publius Quinctius, mit einer Klage, deren Natur in dem vorliegenden Rechtsstreit nicht weiter in Betracht kommt. Der Beklagte erklärt sich bereit das Judicium zu übernehmen. Aber der Kläger ist mit der Litiscontestation allein nicht zufrieden. Er verlangt von dem Beklagten, als einer verdächtigen Person, aufserdem eine cautio iudicatum solvi und beruft sich deshalb auf ein prätorisches Edict, welches Jeden, dessen Vermögen dreifsig Tage hindurch im Besitz der Gläubiger gewesen, zu jener Satisdation verpflichte. Auf diesen Antrag weigert sich Quinctius hineinzugehen, weil sein Vermögen in der angegebenen Weise nicht besessen worden sei.

Der Prätor konnte die nun entstehende Präjudicialfrage selbst entscheiden: allein dazu war sie noch nicht reif. Er konnte sie mittelst einer praeiudicialis formula entscheiden lassen: dazu fehlte aber die Anweisung im Edict. Er befiehlt daher dem Beklagten, mit dem Kläger eine Sponsion einzugehen, dafs jene bonorum possessio und proscriptio nicht Statt gefunden habe, also eine Sponsion, die sich auf den Vorprocefs über die Satisdationspflicht, nicht auf den Hauptprocefs bezog, eine Sponsion, in welcher der Beklagte nicht etwa eine Quote des Streitobjects, sondern eine unbedeutende nicht einzuklagende Summe zu stipuliren hatte, eine Stipulation, welcher keine Restipulation gegenüber stand, die, mit einem Worte, keine poenalis, sondern eine praeiudicialis sponsio war.

Der Beklagte wendete zwar ein: während in andern infamirenden Klagen die Ehrenschmälerung Folge der Verurtheilung in der Hauptsache sei, werde durch diese Behandlung des Falls die Ordnung umgekehrt und Quinctius könne um seine Ehre kommen, ehe noch in der Hauptsache entschieden sei. Allein die Infamie war hier eine unmittelbare, keine mittelbare, sie liefs sich nur vermeiden, wenn der Prätor auf das Cautionsgesuch gar nicht einging, dies aber wäre eben so edictswidrig gewesen, als wenn er beide Theile zur Satisdation angehalten hätte, wie der Beklagte auch beantragte. Deshalb fand dieser Einwand kein Gehör und die Sponsion ward beschlossen.

Wie aber war diese zu fassen? Unstreitig mufste Quinctius stipuliren, Nävius promittiren, obgleich jener in der Hauptsache Beklagter, dieser Kläger war. Denn Nävius hatte schon früher die Immission erhalten und behauptete sich noch jetzt im Besitz, er hatte also die Präsumption für sich, es war des Quinctius Sache, dieselbe durch directen Gegenbeweis zu widerlegen, dies aber konnte nur geschehen, wenn Quinctius in der Sponsion als Stipulator auftrat, denn nur dann konnte ihm in der entsprechenden condictio certae pecuniae creditae ex stipulatu die Rolle des Klägers und mit ihr die Beweislast zufallen. Der Prätor Dolabella befiehlt demnach dem Quinctius zu stipuliren (sponsionem facere): si bona sua ex edicto P. Burrieni praeto-

Digitized by Google

ris dies XXX possessa non essent, oder, in directe Rede übertragen: si bona mea ex edicto P. Burrieni praetoris dies XXX possessa non sunt, tu, Sexte Naevi HS... dare spondes? — Diese Fassung der Sponsion konnte freilich den Juristen nach der Auffindung des Gaius und Huschke's Erklärung der causa Siliana nicht zweifelhaft mehr sein. Aber von den philologischen Erklärern ist sie noch in neuster Zeit verkannt worden. Es war daher immer noch keine verlorene Bemühung des Verf.'s, durch gründliche Behandlung der Sache die Wiederkehr der alten Irrthümer wenigstens in Bezug auf die Quinctiana wissenschaftlich unmöglich zu machen. Die bei dieser Gelegenheit vorkommende Uebertragung des NI bei indirecter Anführung affirmativer Sponsionen durch „ob nicht" entspricht durchaus dem in: sponsum rogare enthaltenen Begriffe des Fragens und wird auch den Juristen neu sein.

Der geleisteten Sponsion zufolge hatte Quinctius zu beweisen, dafs sein Vermögen nicht, dem Edict gemäfs, einen Monat hindurch im Besitz seiner Gläubiger, (hier des Nävius) gewesen sei. Das neunzehnte Capitel unserer Rede zählt, offenbar mit dem Anspruch auf Vollständigkeit, alle Gründe her, aus welchen das Edict die bonorum possessio und venditio gestattete. Es sind folgende vier: qui fraudationis causa latitarit, cui heres non exstabit, qui exsilii causa solum verterit, qui absens iudicio defensus non fuerit. Dafs es der letzte unter diesen Gründen, Abwesenheit des Beklagten, war, auf welchen Nävius vor dem Prätor Burrienus sich berufen hatte, ergiebt der Zusammenhang ohne Schwierigkeit. Aber wie verhält sich zu diesen vier Gründen derjenige, welcher aus einer interpolirten Edictsstelle bei Ulpian (In bona eius, qui iudicii sistendi causa fideiussorem dedit, si neque potestatem sui faciet, neque defendetur, iri iubebo) als ein fünfter hinzugefügt zu werden pflegt, der Fall des vadimonium desertum? Mit dieser Frage beschäftigt sich die zweite unter Hrn. Dr. Keller's Erörterungen zur Quinctiana: Quo iure Naevius, ut bona Quinctii possideret, a praetore cum postulaverit, tum impetraverit? Der Verf. weist mit Recht darauf hin, dafs selbst in den angeführten Worten das Vadimonium nicht als eine selbständige (fünfte) Clausel, sondern nur in Verbindung mit der ersten oder vierten, Verborgenheit oder Abwesenheit, erscheint. Die Immission setzte also zweierlei voraus: in der Person des Ansuchenden, hier des Nävius, eine Forderung, oder was dem gleichkommt, ein vom Gegner versäumtes Vadimonium; in der Person des Gegners einen jener vier Gründe. Vielleicht waren jene klägerischen Missionsbedingungen nur in einer Rubrik des Edicts angedeutet. Die den Beklagten betreffenden dagegen waren jedenfalls ausdrücklich aufgezählt, weshalb „ex edicto possidere" vorzüglich von ihnen gesagt wird.

Die jetzt herrschende Meinung nimmt nun an, dafs schon die Mission aus einem jener Gründe eine defensio cum satisdatione zur Folge gehabt habe. — Dieser Vorstellung tritt der Verf. in einer lehrreichen Untersuchung über das Wesen der bonorum venditio überhaupt entgegen. Nach dieser bewirkte die Mission selbst nur eine vorläufige, dreifsig Tage hindurch fortzusetzende Beschlagnahme des Vermögens, welche durch eine einfache Defension wieder rückgängig werden konnte. Erst nach Ablauf jenes Monats erfolgte ein zweiter strengerer Befehl des Prätors, die Gläubiger wurden zusammenberufen, aus ihrer Mitte ein Geschäftsführer (magister) gewählt, die Verkaufsbedingungen (leges) aufgesetzt und während einer neuen Monatsfrist das Vermögen feil geboten. Der Zuschlag an den Meistbietenden wurde vom Magister erst nach Ablauf dieser zweiten Frist ertheilt; bis dahin konnte der Schuldner sich zur Defension erbieten und das Vermögen wieder an sich ziehen. Aber diese Defension war dann keine einfache mehr, vielmehr mufste der Schuldner nunmehr, als eine suspecta persona, de iudicato solvendo caviren. — Diese Ansicht von der bonorum venditio schliefst sich so genau den Worten der Sponsion und des Edicts über die cautio iudicatum solvi (quod ab eo petat, cuius ex edicto praetoris bona dies XXX possessa sunt) an, dafs wir kein Bedenken tragen, ihr beizutreten, und nur daran erinnern, dafs, während der Verf. den Prätor Publius Rutilius, (Consul 649,) für den Urheber der prätorischen Vermögensexecution hält, diese schon 643, im sechs und zwanzigsten Capitel des Thorischen Ackergesetzes als eine bekannte Einrichtung erwähnt wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 75.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1843.

Semestrium ad M. Tullium Ciceronem libri sex. Scripsit Frid. Lud. Keller.

(Fortsetzung.)

An die allgemeine Erörterung über die bonorum venditio knüpft Hr. Dr. Keller noch drei specielle Untersuchungen. Gestützt auf die Analogie der edictalis bonorum possessio widerlegt er zuvörderst die gewöhnliche Meinung, als ob es zur Immission einer causae cognitio und eines primum decretum bedurft hätte. Sodann zeigt er unter Berufung auf andere leges venditionum und locationum, denen noch die wichtige lex agris limitandis (Zeitschrift für geschichtl. Rechtswissenschaft X. 137) hinzugefügt werden kann, gegen Theophilus, dafs die vom Güterkäufer zu zahlenden Procente in den Verkaufsbedingungen nicht ausgedrückt, sondern offen gelassen wurden. Endlich, und dies ist offenbar der wichtigste und interessanteste Punct, weist er, gleichfalls im Widerspruch mit der herrschenden Theorie, nach, dafs die an das prätorische Concursverfahren geknüpfte Infamie weder mit der Immission, noch mit dem Verkauf oder Zuschlag, sondern mit dem Ablauf der ersten dreifsigtägigen Frist eintrat, folglich von demselben Moment datirte, an welchen, richtig verstanden, auch die Ausbietung des Vermögens gebunden war.

Zu dieser Ansicht des Verf.'s von der Infamie wollen nun aber die Worte der Lex Julia municipalis von 709 nicht passen. Sie gedenkt der dreifsig Tage mit keiner Silbe, vielmehr wird ehrlos: cuius bona ex edicto eius, qui iure dicundo praefuit, praefuerit, possessa, proscriptave sunt, erunt. — Wir stimmen dem Verf. bei, wenn er zwischen 673 und 709 keine Rechtsänderung annimmt, der zu Folge die in der Sponsion des Quinctius noch vorkommenden dies triginta später verschwunden wären. Aber in der Lösung des Widerspruchs sind wir anderer Ansicht. Zuerst glauben wir ihm nicht, dafs die Worte ex edicto sich auf die Edicts*fristen* bezogen und die dies triginta gewissermafsen mit eingeschlossen hätten: denn warum ständen diese in der Sponsion daneben? Sodann mifstrauen wir seiner Versicherung, dafs unter dem Magistrat, qui iuri dicundo praefuit, praefuerit die Municipalobrigkeit gemeint und die dreifsigtägige Frist in Cäsar's Städteordnung nur deshalb weggelassen sei, weil die Fristen der bonorum venditio in den Municipaledicten sehr abweichend bestimmt gewesen wären. Denn eben die Lex Julia municipalis war es, die den früher selbständigern Duumvirn und Quatuorvirn ihr Imperium entzog und sie auf eine aedilitia potestas beschränkte. Mit dieser vertrug sich das Ediciren und die Immission nicht mehr; nur den Obrigkeiten im entfernten cisalpinischen Gallien wurde durch die Lex Rubria eine delegirte Executivgewalt zurückgegeben. Unserer Ansicht nach löst sich die Schwierigkeit, wenn man die Worte ex edicto Statt auf die Fristen auf die causae der Immission bezieht. Hiedurch erhält auch erst die in der Lex Julia beigefügte Ausnahme: praeterquam, si cuius, cum pupillus esset, reive publicae causa abesset, neque dolo malo fecit, fecerit, quo magis rei publicae causa abesset ihr rechtes Licht: sie schliefst sich unmittelbar der vierten und letzten causa: qui absens iudicio defensus non fuerit an.

Die Untersuchung über die Gründe und die Form der Immission führt den Verf. auf die frühern Anträge des Nävius wegen der Beschlagnahme des Vermögens des Quinctius zurück. Schon zwei Jahre vor dem gegenwärtigen Sponsionenprocefs nämlich hatte Nävius diese vom Prätor Burrienus zugesichert erhalten. Allein damals war in der That für den Quinctius ein Defensor aufgetreten. Sextus Alfenus nämlich hatte sich zur Einlassung auf jede Klage des Nävius gegen Quinctius bereit erklärt; nur auf die Forderung einer cautio iudicatum solvi hatte er nicht eingehen wollen.

Digitized by Google

War dies nun eine gehörige Defension? Cicero behauptet: aequum non esse, procuratorem satisdare, quod reus satisdare non deberet, si ipse adesset. Manche haben dies für eine anerkannte Rechtsregel gehalten: ein Procurator sagen sie, „qui legitimo procurator dicitur omnium rerum eius, qui in Italia non sit, absitve rei publicae caussa, quasi quidam paene dominus, hoc est alieni iuris vicarius" brauche nur zu caviren, wenn der Dominus, den er repräsentire, selber cautionspflichtig sei, dies sei damals wenigstens Quinctius' Fall noch nicht gewesen, also habe auch sein Repräsentant keine Caution zu leisten gehabt. — Allein der Verf. hat sich mit Recht weder durch Cicero's Raisonnement noch durch Hotman's Emendation im zwanzigsten Capitel unserer Rede imponiren lassen. Die alte Rechtsregel war eine ganz andere, nach ihr war kein Defensor ohne Satisdation idoneus oder locuples, dieser Satz galt schon zu Cicero's Zeit, ja viel früher, der Prätor Burrienus war also im vollsten Recht, wenn er dem Alfenus zu caviren befahl und an dem Umstand, dafs Quinctius, wäre er in Person aufgetreten, cautionsfrei gewesen sein würde, keinen Anstofs nahm.

Aber Alfenus hatte gegen die voraussichtlichen Folgen dieses Satisdationsdecrets, (Beschlagnahme des Vermögens des Quinctius als indefensus, Schutz des immittirten Gläubigers durch ein Interdict, endlich Verkauf des Vermögens) der Vorsorge wegen sogleich den Schutz der tribunicischen Macht angerufen, die Tribunen hatten zwar noch keine Hülfe gewährt, aber einer von ihnen hatte sie zugesagt, durch die Furcht vor ihr war es zu einer Art von Vergleich gekommen: Alfenus hatte dem Nävius versprochen, an den Idus des September solle Quinctius erscheinen und das Judicium selber übernehmen. — Lag nun in dieser Appellation und ihrer Folge, dem Vadimonium, eine iusta defensio, mithin ein Aufhebungsgrund der erkannten Immission? — Was zunächst die Appellation betrifft, so entgegnet Hortensius, — gestützt auf den Verfall der tribunicischen Intercession, die in den Bürgerkriegen längst nicht mehr eine Schutzwehr des ius civile gegen die Willkür oder des aequum ius gegen die Härte der Magistrate, sondern ein Mittel war das Recht in seinem Lauf zu hemmen — non esse iudicium pati iudiciove defendere, quum auxilium a tribunis petatur. Das Vadimonium aber, behauptet er, sei durch die Furcht vor der Intercession erzwungen, zudem enthalte es keine iusta defensio, sondern es schiebe diese nur noch weiter hinaus, deshalb sei auch die erkannte Beschlagnahme nicht wieder zurückgenommen. — Allein Cicero erwidert: die Furcht vor der Intercession sei nicht der Art, dafs sie die Annahme des Vadimoniums ungültig mache, die Promission eines Vadimoniums, wenn der Kläger es annehme, enthalte allerdings auch ohne Satisdation eine hinreichende Defension und wenn die Beschlagnahme dessen ungeachtet fortgedauert habe, so sei das jetzt völlig gleichgültig, da der Judex in dem gegenwärtigen Sponsionenprozefs, (C. Aquillius Gallus), nur zu entscheiden habe, ob dieselbe *rechtlich* (ex edicto) hätte fortdauern dürfen.

Nach dieser Erörterung der einzelnen hier einschlagenden Rechtsfragen giebt der Verf. zuletzt noch einen Ueberblick des Baus der ganzen Vertheidigungsrede. Um in dem Sponsionenprozefs zu gewinnen, mufs der Redner zeigen, dafs der Kläger das Vermögen seines Klienten edictmäfsig nicht besessen habe: negamus te bona P. Quinctii, Sex. Naevi, *possedisse* ex edicto praetoris (c. 10). Dies geschieht in drei Theilen: Ostendam *primum:* causam *non fuisse*, cur a praetore postulares, ut bona P. Quinctii possideres, *deinde:* ex edicto te possidere non potuisse: *postremo:* non possedisse. Das Verhältnifs derselben bestimmt der Verf., abweichend von seinen Vorgängern, namentlich von *Rau*, aber nach den p. 192 — 198 beigebrachten Gründen, richtiger als diese, dahin: der erste Theil betrifft die klägerischen Erfordernisse der bonorum venditio, eine Forderung (c. 11 — 14) oder, was ihr gleichsteht, ein versäumtes Vadimonium (c. 15 — 18). Der zweite Theil bezieht sich auf die Voraussetzungen in der Person des Schuldners und beruht auf folgenden Argumenten: 1) das Edict enthält nur vier Missionsgründe, von welchen aber keiner pafst (c. 19 — 22). 2) Wäre eine causa possessionis vorhanden gewesen, so hätte es auch zur venditio kommen müssen, diese ist aber nicht erfolgt (c. 23. 24). 3) Beide Theile haben miteinander das Vermögen des von Sulla proscribirten Sextus Alfenus gekauft. Durch diese Thatsache hat der Gläubiger selbst erklärt, dafs das Vermögen des Quinctius nicht in seinem rechtmäfsigen Besitz war, denn eine ehrlose Person hätte er sich nicht zum Socius erkoren (c. 24). 4) Nävius hat vor erhaltener Erlaubnifs die Besitzergreifung in Gallien

Digitized by Google

vornehmen lassen, also nicht ex edicto besessen (c. 24—26). 5) Das Edict untersagt dem Gläubiger, den Eigenthümer zu verdrängen (dominum defendere non placet), Nävius hat dies gethan, mithin auch aus diesem Grunde nicht ex edicto besessen. — Die zwei ersten Theile gingen auf das Recht, der dritte, leider verloren gegangene, bezieht sich auf das Thatsächliche des Besitzes. Aus der Wiederholung erhellt, dafs der Besitz des ganzen Vermögens abgeläugnet und nur die Occupation einzelner Sclaven eingeräumt war.

Was war nun der Erfolg dieser Vertheidigung? Die Antwort auf diese Frage lehnt der Verf. vorsichtig ab. Nach der Zusammenstellung des Cicero und Demosthenes bei Gellius — „Illud adeo ab utriusque oratoris studiosis animadversum et scriptum est, quod Demosthenes et Cicero pari aetate *illustrissimas* orationes in causis dixerunt — alter anno minor pro P. Quinctio" — scheint es jedoch kaum zweifelhaft, dafs Aquillius Gallus für Cicero's Clienten entschieden und den Nävius in die Sponsionssumme verurtheilt hat: eine fruchtlose Bemühung des sechs und zwanzigjährigen Jünglings konnte schwerlich als illustrissima oratio bezeichnet werden.

Auch auf die Frage, welche Partei Recht gehabt, will der Verf., ohne die Patrone des Nävius, Q. Hortensius und L. Philippus gehört zu haben, sich nicht einlassen. — Wir geben zu, dafs manche Argumente des zweiten Theils und der ganze dritte Theil schwach genug gewesen sein möge, denn abgesehen davon, dafs die possessio bonorum und der Sachbesitz sehr verschiedene Dinge sind, mufs es mit dem ungestörten Besitz des Quinctius ziemlich mifslich ausgesehen haben, da er nicht mehr im Stande war, seiner Tochter aus seinem Vermögen eine Mitgift zu constituiren. Aber auf der andern Seite darf man unter Sulla's Gewaltherrschaft auf eine Declamation gegen die tribunicische Intercession nicht zu viel Gewicht legen. Und, was am Ende den Ausschlag geben mufste: Sextus Nävius war mit sich selbst und allen Rechtsregeln (sibi imputare debet, qui talem defensorem (sine satisdatione admisit. L. 5. § 3. iud. solvi [46, 7]) im Widerspruch, wenn er erst das Vadimonium des Alfenus annahm und dasselbe hinterher doch nicht als eine vollständige, von der Immission befreiende Defension anerkennen wollte.

Doch, es ist Zeit, zum zweiten Buche fortzugehen.

Der Verf. verweilt zuvörderst bei dem Erbschaftsprozesse zwischen Cäcina und Aebutius, welcher im siebenten Capitel der Rede für den Cäcina mit den Worten erwähnt wird: In possessione bonorum cum esset et cum ipse (Schütz: iste) sextulam suam nimium exaggeraret, nomine heredis arbitrum familiae herciscundae postulavit. Atque illis (Schütz: iste) paucis diebus, posteaquam videt, nihil se ab A. Caecina posse litium terrore abradere, homini Romae in foro denuntiat: fundum illum suum esse seque sibi emisse. Wer klagt nun hier auf Theilung der Erbschaft? Fast alle Erklärer antworten: Aebutius, unbekümmert darum, dafs er eben dadurch das Miterbenrecht des Cäcina anerkannt haben würde, welches er ja eben bestritt. Der Verf. denkt sich daher umgekehrt den Cäcina als Kläger und mit Recht. Denn Aebutius, obgleich von der Cäsennia nur auf ein Sechstheil eines Zwölftheils instituirt, bestritt doch dem Haupterben — Cäcina war auf eilf und eine halbe Unze eingesetzt — sein Erbrecht, weil dieser als Volaterraner durch die Lex Cornelia sein Bürgerrecht und mit diesem die erbrechtliche Capacität verloren habe. Cäcina hatte mithin sein Erbrecht gegen ihn, der seine Sextula durch Accrescenz erweitern wollte, durchzufechten. Aber mit welcher Klage? Man könnte sagen, mit der hereditatis petitio. Allein als Ehemann der Erblasserin war er im Besitz der Erbschaft. Also mit der Erbtheilungsklage. Aber stand ihm nicht die exceptio: ne praeiudicium hereditati fiat entgegen, da sein Erbrecht nicht anerkannt war? In der That hätte er diese Einrede zu fürchten gehabt, wenn er nicht im Besitz der Erbschaft gewesen wäre. Als Besitzer aber konnte er sein Erbrecht in demselben Prozefs als Präliminarfrage zur Sprache bringen. — Aus dieser Feststellung des Rechts- und Parteiverhältnisses ergiebt sich die Nothwendigkeit einer Berichtigung zweier Lesarten in den angeführten Worten unserer Rede. In dem ersten Satz mufs iste gelesen werden, denn ipse würde auf Cäcina gehen. In dem zweiten ist entweder ebenfalls Schützens iste in den Text oder vor atque eine Lücke anzunehmen.

Zu dem zweiten Rechtsstreit, der Klage des Cäcina wegen bewaffneter Dejection übergehend, stellt der Verf. zuerst das Recht des interdictum de vi quotidianum fest, um für die Abweichungen des interdictum de vi armata Boden zu gewinnen. Jenes Inter-

Digitized by Google

dict ist uns in drei Formeln überliefert, deren Verhältnifs zum Theil abweichend von den gangbaren Ansichten in folgender Weise bestimmt wird. Die regelmäfsige Formel war zu Cicero's Zeit: Unde tu, Numeri Negidi, aut familia aut procurator tuus, Aulum Agerium, aut familiam aut procuratorem illius, in hoc anno vi deiecisti, qua de re agitur, cum ille possideret, quod nec vi nec clam nec precario a te possideret, eo restituas. Wenn der Beklagte durch die Dejection, welche sein Procurator verübt, den Besitz nicht bekommen hatte, blieb die Erwähnung dieses Procurators weg, weil es hart gewesen wäre, den Dominus, wenn er keinen Vortheil hatte, für den Dolus seines Procurators verantwortlich zu machen: die Formel hiefs dann: Unde de dolo tuo, Ni Ni., Aus Aus aut familia aut procurator eius in hoc anno vi detrusus est etc. Zur Zeit der classischen Juristen endlich wurde auch der Procurator des Klägers gestrichen, seine Dejection wurde als eine Besitzentsetzung des Dominus selbst betrachtet. In der Formel stand nun blofs: Unde tu, Ni Ni., Aum Aum in hoc anno vi deiecisti, aut familia tua deiecit etc. Zugleich wurde die Exception des fehlenden Besitzes (cum ille possideret) weggelassen, weil man ohne juristischen Besitz keine Dejection mehr annahm. — Referent freut sich, hier in dem Verf. einen Gewährsmann mehr für eine Ansicht zu erhalten, die auch er seit längerer Zeit getheilt und auch schon öfter öffentlich auszusprechen Gelegenheit gehabt hat.

Der dritte Abschnitt geht nun die Abweichungen des Interdicts de vi hominibus coactis armatisve durch, welches der Prätor Dolabella zwischen dem Cäcina und Aebutius ausgesprochen hatte. Es lautete wörtlich: Unde tu, Sex. Aebuti, aut familia, aut procurator tuus Aulum Caecinam aut familiam aut procuratorem illius vi hominibus coactis armatisve deiecisti, qua de re agitur, eo restituas. Das Unterscheidende bestand also 1) in dem Zusatz hominibus coactis armatisve, der in dem gewöhnlichen Interdict fehlte, während er in der actio vi bonorum raptorum genau mit denselben Worten vorkam; 2) in dem Ausschlufs der Verjährung (in hoc anno); 3) in der Weglassung der Exceptionen cum ille possideret und quod nec vi nec clam nec precario possideret, so dafs hier auch der vitios oder gar nicht besitzende Kläger gewinnen konnte. Nur wenn der bewaffnete Dejicient von dem Kläger früher selbst mit gewaffneter Hand entsetzt war, wird ihm gegen das Interdict de vi armata — nicht gegen das quotidianum, wie der Verf. gegen Huschke überzeugend ausführt — durch die Exception: quod tu prior vi hominibus armatis non veneris geholfen, die jedoch bald ebenfalls verschwand, weil man den Fall später gar nicht mehr als Dejection behandelte; endlich 4) in der Prozefsform; denn gewifs mit Recht hat Huschke bemerkt, dafs sich zu Cicero's Zeit in diesem Interdict der Beklagte noch nicht durch Erbittung eines Arbiter der Strenge des Sponsionenprozesses entziehen durfte.

Die Veranlassung zu diesen Schärfungen des bisherigen und gewöhnlichen Interdicts lag in dem Zustand Italiens, welchen die Bundsgenossen- und Bürgerkriege zurückliefsen. Bewaffnete Banden, namentlich von Sclaven (familiae), übten in den entlegenern Gegenden Gewaltthätigkeiten gegen Personen und Eigenthum, und nöthigten die Prätoren, durch strengere Interdicte und die nach Zeit und Voraussetzungen verwandte vi bonorum raptorum actio einzuschreiten. In der Kaiserzeit, als Italien beruhigt war, haben beide Klagen, was an ihnen vergänglich war und der Zeit ihres Ursprungs angehörte, mehr oder weniger abgestreift.

Im vierten Abschnitt finden wir eine gründliche Prüfung der Frage, ob Cäcina das streitige Grundstück im juristischen Besitz hatte, als er vom Aebutius Gewalt erlitt.

Cicero führt für den Besitz seines Clienten drei ziemlich schwache Argumente an. Zuerst behauptet er, dafs wenigstens Cäsennia das Grundstück besessen habe. Dies beweist er durch die Thatsache, dafs ihr im Testamente ihres verstorbenen Ehemanns, des M. Fulcinius aus Tarquinii, der Niefsbrauch aller Güter vermacht gewesen sei. Nun hat aber der Usufructuar nach classischem römischem Recht entschieden nur Quasipossessio. Daher hat Savigny den Besitz der Cäsennia ganz in Abrede gestellt. Dagegen führt nun der Verf. aus, dafs der Unterschied zwischen Possessio und Quasipossessio dem ältern Recht unbekannt gewesen sei.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 76.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1843.

Semestrium ad M. Tullium Ciceronem libri sex. Scripsit Frid. Lud. Keller.

(Schlufs.)

Wir haben uns früher, besonders der hereditatis oder bonorum possessio wegen, ebenfalls für die Möglichkeit eines juristischen Besitzes unkörperlicher Dinge nach älterer Rechtsansicht ausgesprochen und sind daher im Resultat mit dem Verf. einverstanden, wenn wir auch mit seiner Beweisführung nicht überall übereinstimmen können. Denn die Ableitung der possessorischen Interdicte aus dem Besitz der Staatsdomainen ist unstreitig eben so unhaltbar, als die gänzliche Ausschliefsung dieser Beziehung. Die Controverse der alten Juristen über die possessio plurium in solidum kann nur aus dem Doppelsinn des retinere possessionem, nicht aber aus einer Collision der Possessio mit der Quasipossessio des Usufructuars erklärt werden, welche Collision in der That gar nicht existirt. Die Zusammenstellung des possidere und uti frui im Thorischen Gesetz geht nicht auf den Besitz des Eigenthümers und Usufructuars, sondern auf den Besitz und Fruchtgenufs des Eigenthümers, wie bei Gaius II, 7. Dafs die Interdicte uti possidetis und unde vi auf den Ususfructusbesitz angewendet worden wären, ist nicht richtig: an die Stelle des ersten trat ein utile interdictum, an die des letztern das Interdict si uti frui prohibitus esse dicetur.

Aber folgt nun aus dem Besitz der Cäsennia auch der des Cäcina? Cicero selbst fühlt hier die Lücke in seiner Deduction. Er behauptet nicht, dafs mit dem Tode der Cäsennia der Besitz, welchen sie durch den Pachter ausübte, auf ihren zweiten Ehemann, den jetzigen Kläger, vererbt wäre. Er beruft sich wenigstens daneben auf eine neue Apprehension des letztern, mit der es freilich sehr mifslich aussieht, da sie blos in der Abnahme der Rechnungen des Pachters bestanden haben soll.

Als zweiten Grund für den Besitz des Cäcina hebt Cicero hervor: Aebutius habe ihm sagen lassen, das Grundstück sei sein Eigenthum, er habe es gekauft. Diese Denunciation bringt Herr Dr. Keller auf eine ebenso neue als scharfsinnige Weise mit der Erbtheilungsklage in Verbindung, welche Cäcina gegen Aebutius erhoben hatte. War nämlich die Behauptung des Aebutius wahr und dieser zugleich im Besitz des Grundstücks, so konnte er die Erbtheilungsklage des Cäcina durch die Exception quod praeiudicium fundo partive eius non fiat ausschliefsen, bis Cäcina durch eine in rem actio die Frage zur Entscheidung gebracht hatte, ob das Grundstück zur Erbschaft gehöre oder nicht. Und umgekehrt, wenn Cäcina, um jener Einrede zu entgehen, Statt der actio familiae herciscundae zuerst die Vindication gebrauchte, so konnte ihm Aebutius die exceptio: quod praeiudicium hereditati non fiat entgegensetzen. So wurde durch diesen dritten Prozefs die Sache verwickelter, die Lage des Cäcina bedenklicher und war vollends das iudicium familiae herciscundae kein legitimum, so stand zu fürchten, dafs es durch den Magistratswechsel zu Tarquinii inzwischen für immer erlosch. Dafs übrigens aus der Denunciation des Aebutius der Besitz des Cäcina nicht folgte, ergiebt sich aus der Mannigfaltigkeit der Denunciationen, welche so gut vom Beklagten ausgehen können, als vom nichtbesitzenden Kläger. Ja, nach dem vom Verfasser nachgewiesenen Zusammenhange spricht sie eher für den Besitz des Aebutius als des Cäcina.

Es bleibt noch ein drittes und letztes Argument übrig: die Deduction. Cäcina, sagt Cicero, forderte, dafs Aebutius ihn deducire, Niemand kann deducirt werden, als wer besitzt, also besafs Cäcina das Grundstück.

Ueber diese deductio, quae moribus fit, welche bekanntlich nur in unserer und in der Rede pro Tullio erwähnt wird, stellt der Verfasser eine von der gangbarsten, Savignyschen, abweichende Ansicht auf. Die

Digitized by Google

älteste Vindication, behauptet er, wurde vorbereitet durch manus consertae, nach der Lex Aebutia trat durch Gewohnheit (moribus) bei unstreitigem Besitz die Deduction an ihre Stelle, während im Fall einer controversia de possessione das Interdict uti possidetis angewendet wurde. Indefs erhielt sich die Deduction nur neben der Vindication per sponsionem praeiudicialem, ohne auf die petitorische Formel überzugehen. — Diese Auffassung empfiehlt sich durch einen sehr scheinbaren Parallelismus zwischen manus consertae und sacramenti actio, deductio und Sponsionsklage, Interdict und petitorischer Formel, dennoch scheint sie uns bei näherer Betrachtung nicht haltbar. Das Wesen der Deduction ist ein aufsergerichtlicher Vertrag (conventio) über die Parteirolle in der künftigen Vindication eines Fundus, ausgeführt durch thatsächliche, obwohl nur scheinbare, Besitzentsetzung. Weshalb sollte diese Prozefseinleitung nicht auch einer sacramenti legis actio vorausgegangen sein? Etwa weil die manus consertae hier eintraten? Diese bezogen sich ja auf den Fall des streitigen Besitzes, sie waren ein gerichtlicher, thatsächlicher Streit über die Parteirolle, das Gebiet der deductio berührten sie nicht. Wie nun, wenn die beiden Vindicationen entlegener Grundstücke, vor denen die Rede pro Caecina und pro Tullio der Deduction und letztere des Vadimoniums nach Rom gedenken, in Folge dieses Vadimoniums vor die Centumviri gebracht, vorher also eine legis actio eingetreten wäre? Deutet nicht endlich die Quelle der Deduction, die Volkssitte (mores) mehr auf die älteste Zeit, als auf die Zeit nach der Lex Aebutia hin, in welcher die Ausbildung des Processes mehr dem magistratischen Recht zufiel? Dürfte nun aus diesen Gründen die Deduction schon neben der sacramenti actio und vor der Ausbildung des Sponsionenprocesses anzunehmen sein, so ist auf der andern Seite auch nicht zu übersehen, dafs wenigstens ein Stück der vis ex conventu, die conventio, auch noch neben der spätern Vindication per formulam vorkommt. — Demnach scheint sich das Verhältnifs der manus consertae, der deductio und des Interdicts vielmehr so zu stellen: 1) Die Parteien kommen schon aufsergerichtlich über ihre Rolle in der Vindication überein. Hier trat früher die vis ex conventu ein, weil ohne Deduction die possessio nicht überzugehen schien. Später trennte man die Parteirolle und den Besitz, jene konnte durch einfache conventio bestimmt werden, es wurde Regel: non videtur possessioni renunciasse, qui coepit rem vindicare. 2) Die Parteien streiten über den Besitz. Die Entscheidung erfolgt gerichtlich, in einer duplex actio: früher in der vindicatio und contravindicatio, seit der Lex Aebutia in dem Interdict uti possidetis. 3) Es geschah eine ernstliche thätliche Störung oder Entziehung des Besitzes, nicht blos eine vis festucaria oder civilis. Hier tritt das Interdict uti possidetis oder unde vi ein.

Wie dem aber auch sei, aus der Thatsache, dafs Cäcina sich vom Aebutius deduciren liefs, folgt noch eher der Besitz des Aebutius, als des Cäcina, und dafs Cicero sie dennoch anführt, erklärt sich nur einiger Mafsen durch den vorhin erwähnten Umstand, dafs der Besitz durch die Deduction wenigstens nicht auf den Deducenten übertragen wird.

Nach diesem Allen ist nicht zu bezweifeln, dafs es mit dem Besitze des Cäcina, auf den übrigens auch im Interdict de vi armata nichts ankam, Nichts war.

Aber Aebutius, oder vielmehr sein Vertheidiger C. Piso hatte noch überdies behauptet, Cäcina sei gar nicht auf dem Grundstück gewesen, er habe ihn also auch nicht herausgeworfen, sondern abgewehrt (non deieci sed *reieci*, wie der Verfasser für *eieci* liest). Diese Unterscheidung hatte zur Zeit der classischen Juristen aufgehört. Nicht so zur Zeit Cicero's, der sich die halbe Rede hindurch mit ihr beschäftigt. Damals war es noch mehr auf die Züchtigung des Beklagten als auf das Recht des Klägers abgesehen, die exceptio: cum ille possideret galt im Interdict de vi armata nicht, die Thatsache der bewaffneten Dejection genügte für sich allein. Nur freilich irgend eine rechtliche Beziehung zu dem Grundstück mufste der Kläger gehabt haben, ein Fremder, ein Gast, der nie dort gewesen war, konnte unmöglich im Interdict gewinnen. Denn war auch sein Besuch mit Gewalt verhindert, so hatte er doch nichts verloren, was der Beklagte restituiren könnte, die Einsetzung in den juristischen Besitz hätte ihm ja mehr gegeben, als er je gehabt hätte. Nun war aber Cäcina wenig mehr, als ein Fremder, er war nur Erbe der Nutzniefserin und Verpachterin Cäsennia, folglich konnte Piso immer mit einigem Grund behaupten, man könne ihm nichts restituiren, da er nichts verloren. Wenn also Cicero die Sache für seinen Clienten gewonnen hat, wie es nach

Digitized by Google

seinen eigenen Anführungen im Orator und in den Briefen kaum zu bezweifeln ist, so kann es nur die Berufung auf den Buchstaben des strengen Interdicts de vi armata gewesen sein, was die Recuperatoren mit Rücksicht auf die Zeitläufte bewog, für den Kläger zu entscheiden, wie dieses auch Cicero (or. c. 29) mit den Worten: tota mihi causa pro Caecina de verbis interdicti fuit selbst andeutet.

Ob übrigens Aebutius durch seine Gewaltthätigkeit die deductio moribus hinziehen oder einer bei dieser Gelegenheit von Cäcina beabsichtigten Dejection zuvorkommen wollte, läfst der Verfasser dahin gestellt sein.

Die letzte specielle Untersuchung betrifft die Civität. Cicero behauptet, dafs, selbst wenn Cäcina durch Sulla's Gesetz die Civität verloren hätte, er doch die erbrechtliche Capacität behalten habe, welche von Sulla den Volaterranern und Arretinern nicht entzogen sei. Der Zusammenhang dieser Behauptung mit dem Ganzen wird erst klar, wenn man erwägt, dafs von der Capacität die Beerbung der Cäsennia, und von dieser wiederum die Beziehung zum Grundstück abhing, ohne welche Cäcina auch im Interdict de vi armata nicht obsiegen konnte.

Auf die Erörterungen der einzelnen Puncte folgt auch bei dieser Rede zum Schlufs eine Uebersicht der, freilich von der Quinctiana völlig abweichenden, allgemeinen Structur des Ganzen.

Versuchen wir den Werth der jetzt mitgetheilten und im Einzelnen geprüften Resultate des Verfassers in einem Gesammtausdruck anzuschlagen, so können wir ihm ein zwiefaches Anerkenntnifs nicht versagen.

Die juristische Erklärung des Cicero hat durch das exegetische Talent, die ausgebreitete Kenntnifs des römischen Rechts und den achtbaren Apparat — zur Quinctiana sind vierzehn, zur Cäciniana acht Handschriften verglichen — den Hr. D. Keller ihr zubringt, eine Hülfe gewonnen, wie sie ihr, in dieser Weise, früher noch nicht zu Theil geworden war.

Und wiederum ist der Rechtswissenschaft eine Quelle zugänglicher und ergiebiger gemacht, welcher nächst den eigentlichen Rechtsbüchern unter den Quellen des römischen Rechts die erste Stelle gebührt.

Dieses doppelte Verdienst erhält aber erst sein volles Licht durch die überaus klare und durchsichtige Darstellung, deren hoher Kunstwerth eben darin besteht, dafs sie so einfach und natürlich erscheint.

Ueber den lateinischen Ausdruck des Buchs mögen philologische Berichterstatter urtheilen. Uns hat er den Eindruck einer innigen Vertrautheit des Verfassers mit dem Genius seines Auctors zurückgelassen, zwei Ausdrücke: licitare (p. 99) und reipersecutorio iudicio (p. 411) sind die einzigen unrömischen, die uns bei sorgfältiger Lectüre entgegen getreten sind.

Die Correctheit und Schönheit der äufsern Ausstattung steht mit den innern Vorzügen im richtigen Verhältnifs.

Rudorff.

XXXVIII.

1) *Der Spinozismus historisch und philosophisch erläutert mit Beziehung auf ältere und neuere Ansichten von Dr. H. C. W. Sigwart, Ritter des Ordens der würtemb. Krone, ord. öffentl. Prof. d. Phil. und Ephorus des ev. theol. Systems in Tübingen. Tübingen bei C. F. Osiander*, 1839. *IV.* 265 S.

2) *Spinoza als Metaphysiker vom Standpuncte der historischen Kritik von Dr. Karl Thomas. Königsb. in Comm. bei Gräfe u. Unzer*, 1840. *VI.* 176 S.

3) *Spinoza's Leben und Lehre. Nebst einem Abrisse der Schellingschen und Hegelschen Philosophie. Von Conrad von Orelli, Prof. der propädeutischen philosophischen Wissenschaften am Gymnasium in Zürich. Aarau, Verlag von H. N. Sauerländer*, 1843. 384 S.

Die Bemerkung, womit das erste der genannten Werke eröffnet wird, dafs der Spinozismus in der neusten Zeit wiederum in besonderem Maafse die Aufmerksamkeit und das Interesse der Philosophen auf sich gezogen, hat seit den vier Jahren, wo sie gemacht wurde, gar manche Bestätigung erfahren. Die Literatur über diesen Gegenstand wächst zu einer Zeit, wo Freunde und Feinde dieser Lehre sich nicht leugnen können, dafs in den modernen Ansichten Spinoza eines der wichtigsten Elemente geworden ist, aus begreiflichen Gründen sehr rasch. Mit dieser Vermehrung ist aber auch eine Klage, welche eben daselbst ausgespro-

Digitized by Google

chen wird (p. 2), dafs alle Darstellungen dieses Systems einander so auffallend gleich sähen, unrichtig geworden. Die vorliegenden drei Werke zeigen eben so viele verschiedene Auffassungen des Systems (wenigstens in Hauptpuncten). Ob dadurch aber der Zusammenhang aller einzelnen Sätze bei Spinoza so ins Licht gesetzt worden ist, dafs kein Darsteller dieses Systems mehr dem Verf. von No. 1. dadurch ein Aergernifs zu geben braucht, dafs er „aufrichtig gesteht, er nehme gewisse Lehren in die Darstellung auf, weil sie eben in Spinoza's Werken sich finden, ohne sie auf irgend eine Weise als Theile des Systems begriffen zu haben und begreifen zu können," — möchte noch eine Frage sein. Wir werden diesen Punct nachher zu berühren Gelegenheit haben. Zunächst liegt uns ob, den Inhalt der vorliegenden Werke darzulegen. Wir beginnen mit dem zuerst erschienenen von

1) *Sigwart.* Der Gang, den sich der Verf. vorschreibt, ist dieser, dafs *zuerst* das historische Verhältnifs des Spinozismus erörtert wird, *dann* die *Grund*begriffe und *Grund*sätze, namentlich die, welche im *Systeme* auffallend und darum schwierig zu erklären sind, entwickelt werden, *endlich* aber die Lehre von der Welt im Allgemeinen, von der Natur und von dem Menschen insbesondere auseinandergesetzt wird.

Hinsichtlich des historischen Verhältnisses betrachtet der Verf. zuerst den Zusammenhang des Spinozismus mit der Cartesianischen Philosophie (p. 4—80) und zwar eben so sehr hinsichtlich der *Methode* des Philosophirens als auch hinsichtlich des *Inhalts* beider Systeme. Als der Anfangspunct der Modification bei Des Cartes wird mit Recht das, nicht erschlossene, sondern durch unmittelbare Thatsache gewisse, Selbstbewufstsein bezeichnet, dann aber hinzugefügt, dafs dies nur der *zeitliche* Ausgangspunkt sei, während das Princip des speculativen Denkens bei ihm die Idee Gottes, das Gottes-Bewufstsein sei. Dies ergebe sich daraus, dafs Des Cartes (in dem ontologischen Beweise) die Ableitung der Gottes-Idee *aus* der Selbstgewifsheit fallen lasse, „als wollte er sagen: das *subjective Bewufstsein* der Idee Gottes bedarf freilich der Vermittelung, — und zwar der vom Selbstbewufstsein, als der (für das Ich) unmittelbaren Thatsache ausgehenden Vermittelung, — aber die *Idee Gottes* ist in sich und durch sich wahr, als solche ist sie das Princip des speculativen Denkens, von dem aus auch das Selbstbewufstsein — freilich nun nicht mehr als *Thatsache* erkannt wird, sondern — mit allem Andern begriffen wird.'

Es scheint dem Ref. als wenn die Argumentation des Verf. an einer Amphibolie leidet; dafs bei Des Cartes *Gott* „Realgrund aller Wahrheit und Gewifsheit menschlicher Erkenntnifs" und also auch des Selbstbewufstseins sei, daran kann kein Zweifel obwalten, da er ja sogar das Selbstbewufstsein als angeboren, d. h. von Gott gegeben bezeichnet. Etwas Andres aber ist, ob darum (p. 16) die *Idee Gottes* als dieser Realgrund bezeichnet werden kann, d. h. ob das Selbstbewufstsein nur möglich ist durch das Gottesbewufstsein, und ob auch die Gewifsheit, die in dem Ego sum liegt, abhängt von dem *Wissen* oder der Gewifsheit des Deus existit. Der Verf. scheint Beides zu identificiren. Gott und Idee Gottes sind abwechselnde Ausdrücke für dasselbe bei ihm. Bei Des Cartes aber fällt der Realgrund und der Erkenntnifsgrund auseinander, und obgleich nur durch Gott das Selbstbewufstsein ist, so heifst es doch Ep. I, 118, es sei die eigne Existenz das *Princip* und daher nothwendig: Dei primum et deinde omnium creaturarum existentiam *ex propriae suae existentiae* consideratione stabilire. — Freilich sucht der Verf. seine Ansicht durch Berufungen auf eigne Aussprüche des Cartesius zu erhärten. Allein diese Stellen betreffen das Wissen der ewigen Wahrheiten oder auch das Wissen von der Existenz der Dinge, nicht aber die Gewifsheit der ewigen Existenz. *Diese* war nie eine blofse persuasio — der Vf. bezieht sich auf Ep. I, 81 — denn die persuasio soll die Möglichkeit des Zweifels enthalten, bei der Selbstgewifsheit aber sollte er unmöglich sein. Uebrigens haben wir das directe Zeugnifs des Cartesius für uns, der in Resp. ad. II obj. p. 74 (Ed. 1640) geradezu, wenn er sagt man könne ohne die Gewifsheit der göttlichen Existenz keines Dinges gewifs sein, hievon die Gewifsheit der eignen Existenz *ausnimmt.*

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 77.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1843.

1) *Der Spinozismus historisch und philosophisch erläutert mit Beziehung auf ältere und neuere Ansichten von Dr. H. C. W. Sigwart.*

2) *Spinoza als Metaphysiker vom Standpuncte der historischen Kritik von Dr. Karl Thomas.*

3) *Spinoza's Leben und Lehre. Nebst einem Abrisse der Schellingschen und Hegelschen Philosophie. Von Conrad von Orelli.*

(Fortsetzung.)

Der Verf. fährt in seiner Exposition so fort: da Gott der Realgrund von Allem ist, so hat die wissenschaftliche Erkenntnifs Alles aus Gott als der Ursache abzuleiten und zu erklären. Es mufs daher zuerst auf die Idee Gottes reflectirt werden, in welcher Reflexion sich ergibt, dafs Gott nothwendige Existenz habe und dafs er substantia infinita ist. Als solche schliefst er Alles aus, was eine Schranke involvirt, daher die Körperlichkeit, weil darin die Ausdehnung (die freilich eine Realität ist) mit der Theilbarkeit behaftet ist, eben so das Empfinden, eben so endlich jeden, nicht durch seinen indifferenten Willen gesetzten, Zweck. Die für den Zusammenhang mit Spinoza wichtigen Puncte, dafs die unendliche Substanz unendliche Perfectionen enthalte, so wie, dafs der Gedanke des Unendlichen als der positive die Bedingung sei für den negativen des Endlichen, werden gleichfalls hervorgehoben, und dann zu den Lehren des Cartesius über Natur und Mensch übergegangen, als dem Punct, in welchem Denken und Ausdehnung vereint sind. Dafs die Vereinigung von Leib und Seele von Cartesius in Weise der spätern Occasionalisten gefafst sei, wird nur erwähnt, da der Verf. dies in einer frühern Schrift (über Leibnitz's Lehre von der prästab. Harm. Tübing. 1822) schlagend dargethan hat. Länger hält er sich bei der Lehre von der Freiheit des Menschen auf und zeigt, wie unter den widersprechenden Aeufserungen des Des Cartes ein Determinismus, welcher auch Irrthum und Sünde als pura negativ fafst, sich verbirgt. „Die Medit IV. enthält die Theorien des Spinoza und des Leibnitz vom Bösen und dessen Verhältnifs zu der göttlichen Weltordnung." Besonders ausführlich (fast zu sehr für seinen Zweck) ist der Verf. bei der Auseinandersetzung der ethischen Ansichten des Cartesius, wie sie namentlich in den Briefen an die Prinzessin Elisabeth ausgesprochen sind. Nachdem er dann die entwickelten Puncte kurz zusammengefafst hat, geht er dazu über, mit ihnen die Lehren Spinoza's zu vergleichen. Da auch hier zunächst die Methode in Betracht kommt, so wendet sich der Verf. zuerst zum Tract. de int. emend., und gibt die vier Erkenntnifsweisen an; enge an Spinoza's Worte sich anschliefsend wird dann gezeigt, wie die Methode, welche den Weg zur vierten Erkenntnifsweise zu zeigen hat, eine Reflexion über das Denken ist, es wird die wichtige Bestimmung hervorgehoben, dafs der Besitz des wahren Gedankens jedes weitere Kriterium seiner Wahrheit unnütz mache, und dann wie sich der wahre Gedanke von den wahren, erdichteten und falschen Vorstellungen unterscheide. Es wird dann bemerkt, dafs es seiner Erkenntnifstheorie angemessen sei, wenn Spinoza in seinem System von dem Begriff der Substanz d. h. des absoluten Seins ausgehe, welche als die einzige, als die in sich bleibende (nicht übergehende) Ursache aller Dinge gefafst wird, und deren Attribute Denken *und Ausdehnung* sind. Da mit dieser Behauptung sich Spinoza in entschiednen Gegensatz mit Des Cartes setzt, so wird hier über ihr Verhältnifs der Schlufs gezogen. Folgende sind die Hauptpuncte, welche 1) p. 63 seq. hervorgehoben werden: Während Cartesius den Uebergang von der ungewissen zur gewissen Erkenntnifs darstellt, hat das Spinozistische System diesen Uebergang hinter sich und steht auf dem Standpunct des

Digitized by Google

seiner selbst gewissen Denkens, dessen Thätigkeit zu beobachten Aufgabe seiner Methode ist. Beide haben den gleichen Substanzbegriff, beiden ist Gott die alleinige wirkende Ursache aller Dinge, nur mit dem Unterschiede, dafs, wegen ihrer verschiedenen Auffassung der göttlichen Freiheit, das Princip der göttlichen Wirksamkeit bei Cartesius die absolute Indifferenz des göttlichen Willens, bei Spinoza die Nothwendigkeit der göttlichen Natur ist, so dafs nach Spinoza Alles aus der Natur Gottes auf nothwendige Weise folgt, während nach Cartesius Gott auch Anderes schaffen konnte als das Wirkliche. Von diesem Puncte aus sei auch die Polemik Spinoza's gegen die Cartesianische Lehre verständlich, welche der Verf. namentlich in den Stellen findet, wo Spinoza Gott Verstand und Willen abspricht, wie z. B. Eth. I. pr. 17 Schol. — Der Verf. gibt dem Spinoza das Lob der gröfsern Tiefe, weil er an die Stelle des unbestimmten Wollens die innerlich bestimmte Natur Gottes setzt, behauptet aber, dafs bei dieser Differenz nur Cartesius consequent sei, wenn er die Endursachen läugne, während Spinoza auf seinem Standpunct zu einer Polemik gegen dieselben keinen Grund habe. Mehr Gewicht legt der Verf. dann auf eine zweite Differenz zwischen beiden Systemen, dafs bei Cartesius von einem Unterschiede zwischen unmittelbarem und mittelbarem Produciren, zwischen unendlichen und endlichen Productionen keine Spur sich finde, besonders aber drittens darauf, dafs nach Spinoza die göttliche Substanz das Attribut des Denkens *und der Ausdehnung* habe. Obgleich der Verf. es zugesteht, dafs man leicht glauben könne, dafs diese Lehre dem Spinoza aus einer strengen und consequenten Durchbildung Cartesianischer Begriffe entstanden sei, ja obgleich er sogar nachweist, dafs sie eine *nahe liegende* Consequenz sei, so fügt er doch mit grofsem Nachdruck hinzu: „aber es ist doch gar nicht wahrscheinlich, dafs diese Idee dem Spinoza auf solchem Wege zum Bewufstsein gekommen sei," vielmehr soll diese Differenz, wie auch die beiden andern hervorgehobenen, aus einem zweiten Umstande zu erklären sein, nämlich

dem *Zusammenhang des Spinozismus mit orientalischen Lehren*, den der Verf. p. 80—104 betrachtet. Diesen Zusammenhang setzt er nun nicht sowohl darein, dafs Spinoza, wie Viele gewollt haben, ein Anhänger der jüdischen Cabbala gewesen sei, sondern behauptet vielmehr, dafs es nur gewisse Hauptformen orientalischer Welt-Anschauung seien, die auf sein System influirt hätten. Solche Verwandtschaft aber findet er zuerst in der Lehre Spinoza's von der Substanz als der allem Körperlichen und Geistigen *immanenten* Ursache. Wichtiger aber zeige sich diese Verwandtschaft in der Unterscheidung zwischen einem unmittelbaren und mittelbaren Produciren Gottes, welche Unterscheidung nach dem Verf. keine andre Absicht und Tendenz haben soll als den allmähligen Uebergang vom Unendlichen zum Endlichen darzustellen, selbst aber im Geist des orientalischen Emanationssystems gemacht sei, ja geradezu mit der Cabbala übereinstimme. Endlich aber zeige sich eine Verwandtschaft mit dem Orientalismus auch in dem Punct, der oben als der erste angeführt ward, worin Spinoza von Cartesius abweiche: neben dem verständig reflectirenden (Cartesianischen) Denken gehe bei Spinoza ein mystisches (orientalisches) Element, das, durch die starre geometrische Form nicht gebannt, sein Werk mit solcher Ruhe und Heiterkeit durchdringe. Nach diesen historischen Erörterungen geht der Verf. zweitens über zur Darlegung der

Grundbegriffe und Grundsätze des Spinozismus (p. 104—143). Nachdem hier der Begriff der *Substanz* ganz im Allgemeinen betrachtet ist, geht der Verf. sogleich zum *Attribut* über und zu seinem Verhältnifs zur Substanz. Das Attribut ist dem Verf. das, was das Wesen der Substanz constituirt, so dafs sie ohne Attribut wesenlos wäre. Er tadelt darum die Auffassung, nach welcher es nur der betrachtende Verstand ist, welcher der Substanz ihre Attribute leiht, und gibt eine ausführliche Widerlegung derselben, auf die wir später zurückkommen werden. Weil nun das Attribut der Substanz ihre eigentliche Wesenhaftigkeit gibt, deswegen ist sie als das, *alle* Realität und Wesenhaftigkeit enthaltende, constans *infinitis* attributis. „Wie viele und welche Attribute die Substanz habe, ist aus dem reinen Begriff derselben nicht abzuleiten, erst vermittelst der Selbstoffenbarung der Substanz im Endlichen kommt ihre Zahl und Qualität zum Bewufstsein des — ja selbst der natura naturata angehörigen — Verstandes." Aus dem zunächst noch unbestimmten Gedanken der Substanz, ferner aus dem der beiden Attribute ergibt sich nun der dritte Grundbegriff, den der Verf. erörtert, der Begriff *Gottes*, als der Substanz

Digitized by Google

mit den Attributen des Denkens und der Ausdehnung. Die beiden, ihrem Begriff und Sein nach von einander unabhängigen Attribute kommen der Substanz so zu, dafs „es Eine Substanz ist, welche die zwei Attribute hat, und in jedem auf gleiche Weise und ganz ist," so dafs man sagen kann „die Substanz oder Gott sei *weder* das Eine *noch* das Andere, und doch das Eine *und* das Andere auf gleiche Weise." Hier schliefst dann der Verf. sogleich die Erörterung eines schwierigen Punctes an, auf den wir gleichfalls später kommen werden, nämlich in wie fern nach Spinoza Gott Bewufstsein zugeschrieben werden kann; der Verf. schliefst damit, dafs „für denjenigen, welcher die Lehre vom Sichwissen Gottes als nicht ächte spinozische verwirft, das System bis ans Ende und noch am Ende ein unauflösliches Räthsel bleibe." Gott sei, fährt er fort: die *sich wissende* Substanz mit den Attributen des Denkens und der Ausdehnung. Von da aus geht der Verf. viertens zum *Modus* über, d. h. zu der Selbstoffenbarung Gottes nach jenen zwei Attributen in dem Endlichen. Hier untersucht er nun, ob der Begriff eines realen certus et determinatus modus eines göttlichen Attributs nicht einen Widerspruch enthalte. Er erklärt sich gegen die, welche, auf das omnis determinatio est negatio gestützt, dies behaupten; er urgirt den Unterschied zwischen privatio und negatio und sucht dadurch zu beweisen, dafs „wenn uns auch Spinoza keine Rechenschaft darüber gibt, *wie* die einzelnen Dinge aus der göttlichen Substanz hervorgehn, er sich doch nicht in einen Widerspruch verwickle, indem er von Dingen spricht, welche die göttlichen Attribute certis et determinatis modis ausdrücken; vielmehr sei dies der einzige reelle und wahre Begriff des endlich — Wirklichen." Er geht dann aber noch weiter, er untersucht, ob nicht auch bei Spinoza sich Spuren davon finden, jenes *wie* zu erklären. Er findet sie Eth. II, pr. 8 Coroll., wo die Dinge unterschieden werden quamdiu non existunt nisi quatenus in Dei attributis comprehenduntur von ihnen quatenus etiam durare dicuntur. Die Conjunctionen von nisi — sed etiam, beweisen ihm, dafs der letztere Zustand ein höherer sei, und so schliefst er denn, dafs nach Spinoza die Dinge erst potentia in den göttlichen Attributen seien, und dann in Weise einer Entwicklung aus denselben hervortreten und als einzelne modi dauern. Hiemit verbindet nun der Verf., was er früher von dem Sichwissen Gottes gesagt hatte, und zieht nun folgendes Resultat: „Die an sich gedanken- und bewufstlose Macht, in welcher alle Dinge ihr potenzielles Sein haben, geht in einem Schlage in die zwei Attribute ein und actualisirt sich vermöge dieser nach einer ewigen Nothwendigkeit in Seelen und Körpern. Vermittelst dieser Verwirklichung kommt die, an sich gedanken- und bewufstlose Macht zum Bewufstsein ihrer selbst und der Welt." Auch auf diese Auffassung, nach welcher, wie der Verf. selbst andeutet, der Spinozismus ganz mit gewissen neuern Ansichten zusammenfällt, werden wir nachher zurückkommen. Im dritten Theil seiner Arbeit betrachtet er

Spinoza's Lehre von der Welt (p. 143—216). Nachdem darauf hingewiesen ist, wie in diesem starren Immanenzsystem von eigentlicher Bewegung und Leben nicht die Rede sein könne, nachdem ferner hervorgehoben, wie bei dem strengen Parallelismus, der nach Spinoza zwischen dem ordo rerum und idearum Statt findet, es eigentlich inconsequent ist, immer von dem Leiblichen als dem Vornehmeren auszugehn, geht der Verf. zu der Lehre vom Menschen über, zeigt wie der Geist desselben nur die Idee seines Körpers, also eben so zusammengesetzt, vollkommen u. s. w. wie dieser sei, und geht dann zu der Lehre vom Selbstbewufstsein des Menschen über, wo die bekannten prop. 20 u. 21 des 2ten Buchs der Ethik angezogen werden, als deren Sinn angegeben wird, dafs das Wesen des Geistes sei Bewufstsein von seinem Körper und sich zu haben. Es folgt darauf die Entwicklung, wie bei Spinoza das, bei Cartesius noch getrennte, Erkennen und Wollen zusammenfallen, und eine Darstellung der eigentlich ethischen Lehren dieses Systems. Auch hier hebt der Verf. einen Punct hervor, in welchem er Spinoza's Abweichung von Cartesius durch eine Verwandtschaft mit orientalischer Philosophie erklärt, es ist der Unterschied zwischen höherer und niederer Tugend, den Cartesius noch nicht kenne. Jene erstere zeigt sich nämlich in dem Leben des Geistes ohne Beziehung auf die zeitliche Dauer des Körpers, ein wichtiger, wenig beachteter Punct, bei dem sich der Verf. lange aufhält, und an welchen er die Frage nach der Unsterblichkeit schliefst, welche er durch Spinoza so beantworten läfst, dafs wie die einzelnen Dinge aus ihrem potentiellen Sein heraustraten, so auch die Geister, dafs sie, ganz wie jene, wieder in das unendliche Denken Gottes

Digitized by Google

zurückgehn, wobei noch zweifelhaft bleibe, ob sie dadurch ganz in den ursprünglichen (blofs) potentiellen Zustand zurückkehren. Immer aber tritt dann als eine Inconsequenz das gröfsere Gewicht hervor, welches den Körpern im Gegensatz gegen die Seelen eingeräumt wird, wodurch eben Spinoza ein einseitiger Realist werde. Endlich gibt der Verf. eine ziemlich ausführliche Theorie der Spinozistischen Rechts- und Staatslehre, wo er zu dem Resultat kommt, dafs obgleich die Grundlage seiner Theorie eine rein physische sei, doch dieser Charakter durch das Hineinnehmen eines höhern, sittlichen Elements (bis zur Inconsequenz hin) gemildert werde. Nachdem er dann noch darauf aufmerksam gemacht hat, dafs dieses System consequenter Weise zu gleichem Resultat wie das von Hobbes hätte führen müssen, schliefst der Verf. mit der wiederholten Behauptung, dafs der Spinozismus den Ruhm der wissenschaftlichen Consequenz und Vollendung, den man ihm gern zutheile, gar nicht verdiene. —

Indem der Ref. dazu übergeht, Einiges gegen die Darstellung des Verf.'s zu bemerken, wird er es, da derselbe vielfach auf seine eigne Darstellung des Spinoza Rücksicht genommen, ja im Gegensatz gegen dieselbe die seinige entwickelt hat, nicht vermeiden können, dafs manche seiner Bemerkungen Repliken werden. Zunächst kommt hier das historische Verhältnifs zur Sprache. Dem Verf. scheint der Sprung vom Cartesianismus zum Spinozismus so grofs, dafs er um ihn zu erklären auf orientalische Lehren hinweist. Indefs wenn man bedenkt, wie nahe in vielen Puncten der ganz aus dem Cartesianismus hervorgegangene Malebranche dem Spinozismus kommt, so springt die Verwandtschaft zwischen jenem und diesem auch in den Differenzpunkten in die Augen. Der Verf., welcher behauptet, in einer wissenschaftlichen Darstellung der Geschichte der Philosophie müsse Malebranche *nach* Spinoza abgehandelt werden, sucht die Gründe zu widerlegen, welche ich für das Gegentheil angeführt hatte. Der Hauptgrund war bei mir derselbe, dem auch der Verf. das Hauptgewicht beilegt, das objective, innere, Verhältnifs, weil ich in Spinoza einen Fortschritt gegen Malebranche erkannte, den ich so bezeichnete, dafs Malebranche der unvollendete Spinoza sei. Der Verf. behauptet nun, dafs bei Malebranche *bei derselben Grundidee* das *ideelle* Princip viel mehr herausgebildet sei, während bei Spinoza dies der Fall sei hinsichtlich des *materiellen*. Darum gehöre Malebranche *nach* Spinoza. Ich gestehe, wenn ich auch die Behauptung für richtig gelten liefse (was sie nicht ist), dennoch die Folgerung nicht zu verstehn, denn dann wären beide correspondirende Einseitigkeiten (wie etwa Locke und Leibnitz), und gar kein Grund den Malebranche (nun) *nach* Spinoza zu behandeln. Aber wie gesagt, jene Behauptung ist unrichtig, und ich glaube bewiesen zu haben, dafs was in Malebranche sich findet, bei Spinoza Alles vorkomme, und aufserdem noch mehr. Ganz beiläufig hatte ich dann darauf aufmerksam gemacht, dafs das Hauptwerk des Malebranche einige Jahre früher erschienen sei als die Ethik des Spinoza, und dafs der frühere Anklang, den das erstere fand, beweise, dafs es früher dem Zeitbewufstsein entsprochen habe. Wenn der Verf. von dem Ersteren sagt, es komme nicht viel darauf an, so hat er Recht, auch habe ich dies nie behauptet. Wenn er dann aber etwas spöttisch sagt, dafs der Ruf nach Heidelberg, welchen Spinoza erhielt, deutlich zeige, dafs seine Princ. phil. Cartes. und sein Tract. theol. polit. dem Bewufstsein seiner Zeit nicht fremd geblieben seien, so ist dies wahrscheinlich ein Scherz, da das erstere Werk nach Spinoza's eignem Geständnifs *nicht* seine Lehre enthält, in dem zweiten aber, *ehe* die Opp. posthuma erschienen waren, wie das Beispiel seiner vertrautesten Freunde zeigt, schwerlich Jemand sein ganzes Substanzialitätssystem finden konnte. Endlich aber sei es mir erlaubt, an den Verf. eine Frage zu richten: Wie erklärt er das Factum, dafs mit *jeder* neuen Ausgabe seiner recherches Malebranche *mehr* Spinozist wird? Entweder meine Anordnung ist richtig, oder man mufs annehmen, dafs Malabranche — in der Jugend schon altersschwach — sogleich anfängt immer mehr auf einen niedern Standpunkt zurückzufallen.

Wir gehn zum zweiten Abschnitt des vorliegenden Buches über, ohne Zweifel dem wichtigsten. Das Verhältnifs der Attribute zur Substanz bezeichnet der Verf. mit Recht als einen der schwierigsten Puncte, und hat es darum mit lobenswerther Gründlichkeit erörtert.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 78.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1843.

1) *Der Spinozismus historisch und philosophisch erläutert mit Beziehung auf ältere und neuere Ansichten von Dr. H. C. W. Sigwart.*

2) *Spinoza als Metaphysiker vom Standpuncte der historischen Kritik von Dr. Karl Thomas.*

3) *Spinoza's Leben und Lehre. Nebst einem Abrisse der Schellingschen und Hegelschen Philosophie. Von Conrad von Orelli.*

(Fortsetzung.)

Es geschieht fast durchgehend polemisirend gegen den Ref. Ich hatte, weil Spinoza die Attribute nicht aus dem Begriff der Substanz ableitet, ja weil in einem System, in dem gesagt wird, Gottes Natur bestehe in ente quod absolute indeterminatum est, weil alias ejus natura determinata *et deficiens* esset, weil in einem solchem der Grund zu bestimmten Attributen gar nicht in der Substanz (Gott) liegen *kann*, behauptet, es sei der betrachtende Verstand, welcher der Substanz die beiden Attribute leihe, oder der dieselben an sie heranbringe. Ich hatte dann weiter, weil Spinoza den Verstand nicht von der Substanz prädiciren läfst, und dieser also aufserhalb ihrer gedacht werden mufs, denselben einen *äufseren* Verstand genannt, ein Ausdruck, der dem Verf. besonders anstöfsig erscheint und den ich nicht urgiren will. Der Verf. nennt es nun eine nicht begründete subjective Deutung, dafs es immer *der Verstand* sei, *für den* das Wesen der Substanz in den Attributen ausgedrückt sei. Er betont hier besonders in der Hauptdefinition: per attributum intelligo id, quod intellectus de substantia percipit tanquam ejusdem *essentiam constituens* die hervorgehobenen Worte. Ich will darüber hinweggehn, dafs es sogar hier wenigstens *möglich* wäre, constituens nicht als Acc. zu nehmen, sondern als Nom., der auf intellectus ginge. Ich möchte aber den Verf. fragen, was er mit einer Stelle anfängt, wie die im Ep. 4., dafs *realiter* oder *aufser dem Verstande* nur Substanzen und ihre Accidenzien existiren? — was mit der, wo Spinoza, nachdem er die Definition der Substanz aufgestellt, nun hinzufügt: *idem* per attributum intelligo nisi quod attributum dicatur respectu intellectus substantiae certam talem naturam *tribuentis*? — was endlich mit der Explication, die er selbst dieser Erklärung hinzugefügt hat, wo er auf die Frage: wie denn Eines und dasselbe mit zwei Namen bezeichnet werden könne, antwortet: es verhalte sich so wie mit der Fläche, die wir nach ihrer objectiven Beschaffenheit *glatt* nennen, *weifs* aber, wenn wir auf den Eindruck reflectiren, den sie auf unser Auge macht? — Durch blofses Ignoriren werden solche Stellen nicht weggeschafft, eben so wenig durch pomphaftes Abfertigen, wie: man könne nicht mehr gegen den Geist des Spinozismus interpretiren u. s. w. Sie sprechen zu laut dafür, dafs die Behauptung, die unbestimmte Substanz und ihre Attribute verhielten sich wie *An sich* und *Für uns*, sich mindestens eben so sehr auf den Spinoza berufen kann, wie die des Verf.'s, nach dem die Indifferenz in einem Schlage in die zwei Attribute auseinandergeht und jedes ganz ist u. s. w., was Alles fast wie eine Relation über Schelling's Abhandlung über die Freiheit und nicht über Spinoza's Ethik erscheint. — Ganz eigenthümlich erscheint der Verf. dort, wo er das Verhältnifs der Substanz zu den Modis untersucht. Er erklärt sich zuförderst dagegen, dafs das Sein der Modi von Spinoza als ein nicht *wirkliches*, absolut zufälliges gefafst werde, sondern es kommt den einzelnen Dingen wirkliche Realität zu (— freilich sagt Spinoza quamvis existant eos ut non existentes concipere possumus —), es fragt sich nun, *wie* nach Spinoza sie aus der göttlichen Substanz hervorgehn. Hier sei zwar ein hiatus, aber nicht so grofs wie man meine; nämlich die Unterscheidung zwischen unmittelbaren und

Digitized by Google

mittelbaren Productionen Gottes suche den allmähligen Uebergang zum Endlichen deutlich zu machen. Aehnlich wie in den orientalischen Emanationssystemen gehen also aus der Substanz die Attribute hervor (oder sie in ihre Attribute über), aus diesen die *unendlichen* Modi, aus diesen endlich die durch jene vermittelten. Ganz im Sinne des Emanationssystems seien hier die unmittelbaren Productionen die vollkommenern. Diese Auffassung des Spinozismus ist neu. Ob sie in sich haltbar ist, lassen wir hier dahingestellt sein, da der Verf. sie selbst aufgegeben hat. Denn wenn er später das Verhältnifs so darstellt, dafs was aus der Indifferenz hervorgegangen ist, — nämlich die Dinge nicht nur wie sie in den ewigen Attributen Gottes gedacht werden, sondern wie sie *dauern*, — dafs dies gegen das Frühere genommen das *Höhere* sei, so hätte ja Spinoza (der Verf. deutet es selbst an) ein System der *Evolution* gegeben. Selbst aber einem Kopf, wie dem des Spinoza, wird der Verf. die Fähigkeit nicht zutrauen, ein (absteigendes) Emanationssystem auszudenken, welches zugleich (aufsteigendes) Evolutionssystem ist, und so hat er wohl jene Emanationshypothese selbst fallen lassen. Uebrigens läfst sich, abgesehn von allen andern Gründen, eben so wenig halten, dafs Spinoza eine *Evolution* gelehrt habe. Trotz aller non nisi und sed etiam an der Stelle, die der Verf. citirt, ist es ganz unmöglich, dafs bei der Verachtung, womit Spinoza immer die Dauer behandelt, jemals durare bei ihm ein *höheres* Sein der Dinge bezeichnen kann, als welches sie haben, quatenus in Dei attributis comprehenduntur. Mit der Evolution aber fällt auch die, ganz moderne, Ansicht, dafs die zunächst gedanken- und bewufstlose Substanz durch die Attribute zu einzelnen Modis sich actualisirend in diesen zum Bewufstsein ihrer selbst gelange. Nicht aber ist mit der Abweisung jener Theorie auch eine Frage beantwortet, welche freilich mit dem zuletzt Gesagten in Zusammenhang steht, und welche der Verf. einer lobenswerth gründlichen Prüfung unterworfen hat. — Diese Frage, welche den dritten Punct bildet, den wir hier kritisch beleuchten wollen, ist, ob im Spinozistischen System Gott und dann weiter auch dem einzelnen Menschen eigentliches Selbstbewufstsein zugeschrieben werden könne? Manche, unter ihnen auch der Ref., haben diese Frage verneint, der Verf. dagegen vindicirt dem Spinozismus einen selbstbewufsten Gott. Dies scheint auch bei den Belagstellen, die er anführt, unabweisbar zu sein. Die beiden brieflichen Aeufserungen, in welchen Spinoza sagt: Jedermann gebe zu, dafs Gott sich nothwendig erkenne, könnte man noch beseitigen, weil sie ja nur vom Standpunct eines Andern gesagt sein könnten. Es bliebe aber immer Eth. II. pr. 3, nach welcher es in Gott nothwendig eine Idee von seinem Wesen gibt, und welche dem Verf. — indem er dazu den Satz fügt, dafs wer eine wahre Idee hat, zugleich weifs, er habe sie — den Sieg zu garantiren scheint. Es sei mir erlaubt diesen Punct etwas ausführlicher zu behandeln: Nach den unumwundenen Erklärungen Spinoza's wird es erlaubt sein zu sagen, dafs bei ihm Deus und rerum natura Synonyme sind. Darnach also wäre es einerlei zu sagen: in Deo datur oder existit in natura rerum. Nun existirt nach dem schon von Cartesius angegebenen, von Spinoza aber noch weiter durchgeführten Parallelismus Alles, was *wirklich* (formaliter) existirt, eben so auch *gedacht* oder ideell (objective) und ordo rerum idem est ac ordo idearum. Der Complex nun der res oder dessen, was *wirklich* existirt, wird nun von Spinoza im *engern Sinne* des Worts Natur genannt, so dafs ihm die Begriffe Natur, Complex der Dinge, formell Existirendes, Körperliches, *meistens* gleichbedeutend sind. Ihnen steht nun gegenüber der ordo idearum, deren Complex (wenn wir hier von dem Unterschied der adäquaten und unadäquaten Ideen absehn) bald der *göttliche* intellectus, bald die unendliche Idee Gottes, bald die unendliche Kraft des Denkens, welche die ganze Natur objective in sich enthalte, u. s. w. genannt wird; dieser wird nun eben so im *engern Sinne* des Worts Deus genannt, so dafs, wie kaum gesagt wird: in natura datur idea, eben so wenig gesagt wird: in Deo datur corpus. So, in diesem engern Sinne genommen, enthielte also der göttliche Verstand, oder wäre in Gott objective das (oder die Idee von dem), was formaliter, körperlich, in der Natur enthalten wäre, oder anders ausgedrückt: das göttliche Denken enthält objective das, was die göttliche Ausdehnung realiter. Diese ist darum das Object von jenem, und da Gott beides ist, kann gesagt werden, dafs Gott sein Sein wisse, eben wie im Menschen der Geist den Körper zu seinem Object hat und von ihm weifs. Dies Wissen aber nenne ich *Bewufstsein* (Perception), es ist nach dem vortrefflichen Ausdruck Jacobi's nur sen-

Digitized by Google

timent de l'être, ganz ohne alle eigentliche Reflexion. Dieses Bewufstsein kommt im Spinozismus der Gottheit eben so zu wie dem Menschen, welcher *von seinen körperlichen Zuständen weifs.* Hiervon aber ist unterschieden das *Selbstbewufstsein*, d. h. das Wissen von seinem Wissen, sentiment du sentiment; *dieses* kann der Spinozismus weder der Gottheit noch dem Menschen zugestehn. Der Verf. scheint diesen Unterschied nicht zu machen, deswegen bedient er sich beider Ausdrücke promiscue und polemisirt gegen mich, als hätte ich dem Spinozistischen Gott sogar alle Perception abgesprochen. Nur *die* Stellen aber, wo Spinoza nicht nur den *Körper* Object des Geistes sein läfst, sondern den *Geist selbst* und also von einer idea ideae corporis spricht, halte ich für vereinzelte Aeufserungen, welche über diesen Standpunct hinausgehn, eine Inconsequenz, die um so erklärlicher ist, als es allerdings schwierig ist, consequent auf das Selbstbewufstsein zu verzichten. Aufser dem allgemein herrschenden Gefühl aber scheint den Spinoza noch etwas Anderes zu dieser Inconsequenz gebracht zu haben. Es steht sich reale (formale) und objective (gedachte) Existenz gegenüber, Alles was in einer Weise, existirt auch in der andern, darum haben die *Dinge* ihre objective Realität in dem Verstande, ihre formale in der Natur. Nun aber drängt sich die Reflexion auf, dafs die Ideen zum göttlichen Denken sich ganz so verhalten wie die Dinge zur göttlichen Ausdehnung, also werden die *Ideen* im göttlichen Verstande ihr *formales* Sein haben (vergl. Eth. II. pr. 5). Damit entsteht nun aber ein doppelter Sinn, den das Wort formales Sein bekommt. *Einmal* (und meistens) ist formale Existenz körperliche, in sofern ist die formale Existenz der Ideen der Complex der Dinge, *zweitens* ist sie: Wirklichkeit überhaupt, und so haben sie ihre formale Existenz im göttlichen Verstande. Haben aber erst die Ideen formale Existenz, und existirt Alles, was formaliter existirt, auch objective oder als Idee, so drängt sich freilich die Consequenz auf, dafs auch die Ideen wieder objective existiren, d. h. dafs es Ideen der Ideen gebe. Dieser Consequenz gibt Spinoza nach, weil sie ihn aber in den nicht sehr geliebten endlosen Progrefs bringt, weil es dann auch eine idea ideae ideae u. s. f. geben mufs, läfst er diesen Punct immer fallen. Fassen wir indefs das Resultat zusammen: dem Geiste des ganzen Systems gemäfs haben formale Existenz *nur* die Ideate, die Dinge, sie sind deswegen die *einzigen* Objecte der Ideen und des Complexes derselben, des Verstandes; der menschliche Geist (auch ein Complex von Ideen) erkennt daher sich *nur*, sofern er sein Object (den Körper) erkennt; eben so hat das göttliche Denken (der Complex aller Ideen) zu seinem Object *nur* das göttliche Sein (den Complex aller Dinge). Will man deshalb sagen: Gott *weifs* in den *Geistern*, oder auch: er weifs *sich* in den *Dingen*, so wollen wir uns beides gefallen lassen, entschieden falsch aber ist es, dafs Gott *sich* in den *Geistern* wissen soll. Will man sagen, die idea ideae lehre das Gegentheil, so antworten wir darauf: dafs wenn es Spinoza mit dieser Ernst gewesen wäre, er auch ein nach dem Tode fortdauerndes persönliches Selbsbewufstsein hätte lehren *müssen.* Vielleicht wird bei der Art, wie heut zu Tage Spinoza idealisirt und modernisirt wird, auch dies nächstens behauptet werden. (Ich brauche wol nicht zu bemerken, dafs bei meiner Auffassung die Liebe Gottes, womit er sich selbst liebt, nicht, wie man wohl gesagt hat, eine weit über den Spinozismus hinausreichende theistische Idee ist).

Wir schliefsen hiermit die Anzeige des Sigwartschen Buchs. Seine Wichtigkeit möge die Ausführlichkeit entschuldigen. Obgleich der Ref. nicht in Allem mit dem Verf. übereinstimmt, ja noch heute, wie damals, wo er das System des Spinoza darstellte, in Hauptpunkten bei seiner eignen Ansicht beharren mufs, so möge der Verf. doch überzeugt sein, dafs die acht Jahre, die seitdem verflossen sind, ihm selbst über viele Schwächen jener Anfänger-Arbeit die Augen geöffnet haben. Schriebe er heute über Spinoza, er würde Vieles anders (und hoffentlich besser) darstellen, und es würde sich dabei zeigen, dafs die Sigwartsche Arbeit ihn wesentlich gefördert hat, sei es nun, dafs sie ihn in Vielem überzeugte, sei es, dafs sie ihn in Anderem zur bessern Begründung seiner Ansicht anspornte.

Eine sehr eigenthümliche Erscheinung in der Literatur der Geschichte der Philosophie ist das Werk, zu dem wir uns jetzt wenden, von

2) *Thomas.* Einem Jeden, der die Hauptwerke des Spinoza mit Aufmerksamkeit liest, zeigt sich sehr bald, dafs nicht Alles darin die nothwendige Folgerung aus einem Grundprincip ist, sondern dafs, wenn einerseits uns Lehren begegnen, die den Spinozismus

Digitized by Google

als ein entschiedues Substanzialitätssystem erscheinen lassen, doch andrerseits an vielen Stellen dem Einzelwesen wirkliche Realität scheint zugeschrieben zu werden. Dieser Widerspruch zwischen zwei Ansichten, die wir der Kürze halber als pantheistische und individualistische bezeichnen können, hat Einige dahin gebracht, Spinoza nur Inconsequenz vorzuwerfen, Andere haben (z. B. Sigwart) versucht, den Hiatus zwischen solchem scheinbar Entgegenstehenden durch das Einschieben von Mittelgliedern verschwinden zu lassen, noch Andere endlich (Ref. gesteht, dafs er dies für das Richtigste hält) haben versucht zu zeigen, dafs in dem Spinozistischen Standpunct selbst die Nothwendigkeit liege, dafs zu dem entgegengesetzten übergegangen werde. Bei Allen aber war es ein allgemein Zugestandenes, dafs in seiner Totalität das System pantheistisch und dafs das Individualistische das Inconsequente oder zu Erklärende sei. Wenn uns nun in dem vorliegenden Werke der Versuch entgegentritt, das Gegentheil nachzuweisen, und zu zeigen, dafs was man bisher als die Inconsequenz ansah, vielmehr die eigentliche Lehre, was als eigentliche Lehre vielmehr nur eine Folge von Condescendenz oder auch ungenauem Ausdruck sei, wenn demgemäfs alle die Stellen, die man bisher als die wichtigsten ansah, bei Seite geschoben, dagegen die man vernachlässigt hat, hervorgezogen und besonders ins Licht gestellt werden, so kann Einem zuerst der Gedanke kommen, es liege dem Originalsucht zu Grunde, und so sind dem Ref. Aeufserungen begegnet, welche das Werk von Thomas nur als eine barocke Erscheinung bezeichneten. Mit einer solchen Aburtheilung aber thäte man dem Verf. schreiendes Unrecht. Wir haben es hier mit einer Arbeit zu thun, deren Verf. sie, nachdem sie vollendet war, fünf Jahre zurückgehalten hat, und welche, wie sie jetzt vorliegt, auch einem Jeden, der des Verf. Ansicht nicht theilt (wie dies mit dem Ref. z. B. der Fall ist), dennoch das Zeugnifs abnöthigen mufs, einmal dafs aller Scharfsinn aufgeboten ist um sie zu unterstützen, zweitens aber dafs vielleicht noch Keiner, der eine Darstellung des Spinozistischen Systems gegeben hat, dieses System so gründlich *durchstudirt* hat. Indem der Verf. Alles aufsucht, was für seine Ansicht spricht, fördert er Vieles zu Tage, was man als ganz unbrauchbar anzusehn gewohnt war. Darum ist dieses Werk so sehr belehrend; zur gründlichen Lectüre desselben einzuladen, ist der Zweck des ausführlichen Auszuges, den wir zuerst davon geben.

Der *erste Abschnitt* betrifft das Leben und die Schriften des Spinoza. Zweierlei hebt der Verf. hier hervor: Erstlich die bedenklichen Umstände, welche in jener Zeit es gefährlich machten, eine von Andern abweichende Meinung laut auszusprechen, und die daher einen Mann wie Spinoza leicht dahin bringen konnten, in seinen für ein gröfseres Publicum bestimmten Schriften seine Meinung zu verhüllen; zweitens beweist er mit Evidenz, dafs alle Werke des Spinoza, die uns vorliegen, zwischen den Jahren 1661 und 1663 (gewifs wenigstens vor 1665) verfafst sind.

Nur hinsichtlich des theol. polit. Tractats ist er den Beweis für die Behauptung, dafs derselbe nur eine Umarbeitung seiner bei der Synagoge eingereichten Schutzschrift sei, schuldig geblieben. Ueberhaupt kommen hinsichtlich dieser Schrift einige schwankende Aeufserungen vor, indem einmal für die *Bestimmung* ihrer Abfassezeit darauf Gewicht gelegt wird, dafs sie gar keine Spuren von Cartesianismus in sich trage, dann aber doch wieder sie vor ihrer Herausgabe nicht nur latinisirt, sondern auch ganz umgearbeitet sein soll, wo es seltsam wäre, dafs seine veränderten Ansichten gar keine Spur nachgelassen hätten. Indem er nun noch das constatirte Factum hinzunimmt, dafs Spinoza in den letzten 12—14 Jahren sehr viel gearbeitet, was er den Flammen geopfert, so zieht er daraus den Schlufs, dafs man die uns überlieferten Werke des Spinoza als Fragmente ansehen dürfe, in welchen nicht sein System auf den ersten Anblick sichtbar dargelegt sei, sondern aus welchen es reconstruirt werden müsse, und dafs man bei dieser Construction auf seine Aeufserungen gegen intime Freunde, d. h. auf seine Briefe mehr geben müsse als bisher geschehen sei, ja mehr als auf seine zum Druck bestimmten Werke. Von dem Tr. de int. emend. sei dies letztere zweifelhaft und dieser, mit deswegen, so wichtig.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 79.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1843.

1) *Der Spinozismus historisch und philosophisch erläutert mit Beziehung auf ältere und neuere Ansichten von Dr. H. C. W. Sigwart.*

2) *Spinoza als Metaphysiker vom Standpuncte der historischen Kritik von Dr. Karl Thomas.*

3) *Spinoza's Leben und Lehre. Nebst einem Abrisse der Schellingschen und Hegelschen Philosophie. Von Conrad von Orelli.*

(Fortsetzung.)

Der *zweite Abschnitt* betrachtet die Lehre Spinoza's in ihrem Verhältnifs zu der des Cartesius. Gegen die gewöhnliche Art, den Spinozismus als eine consequente Entwicklung der Hauptbegriffe Cartesianischer Metaphysik darzustellen, erklärt sich der Verf. aus einem zwiefachen Grunde. Einmal ist es noch zweifelhaft, wie viel in den von Cartesius herausgegebnen Sachen unverhüllte Metaphysik desselben ist. Seine eigentliche Metaphysik hat er verbrannt. (Der Verf. gibt zu verstehn, dafs der mystisch-pantheistische Satz in Med. IV, dafs der Geist ein Product Gottes und des Nichts sei, zu den leisen Andeutungen gehöre, die, wie Cartesius selbst sagt, er sich allein gestattet habe). Als die Verurtheilung Galiläi's ihn nöthigte, seine Metaphysik zurück zu ziehen, da habe er sich wieder in die Arme der Schulmetaphysik geworfen, da von der Substanz als einer causa sui im positiven Sinne des Worts gesprochen u. s. w. Zweitens aber sind gerade diese Grundbegriffe bei Spinoza ganz anders gefafst als bei Des Cartes, so namentlich habe causa sui bei dem Letztern *nur* einen negativen Sinn u. s. w. Die nicht abzuleugnende Verwandtschaft beider Systeme beschränke sich erstlich darauf, dafs Spinoza die ganze Naturphilosophie des Cartesius adoptire, dann aber dafs er die, von Cartesius wenn auch nicht erfundene, doch festgehaltene, Lehre von der formalen und objectiven Realität d. h. vom Parallelismus des Seyns und Denkens aufnahm. Indem er aber diesen Parallelismus nicht nur in einem Theile der Schöpfung (Leib und Seele), sondern überall gelten läfst, wird ihm die Gedankenwelt eben so zu einem Automat, wie die ausgedehnte Welt es bei Cartesius geworden war, und es wird ihm leicht, den ohnedies sich widersprechenden Begriff eines Grundes der Substanzen loszuwerden, d. h. die Gottheit, die bei Cartesius zur treibenden Feder eines Mechanismus geworden war, ganz zu eliminiren. Dafs diese seine Lehre nicht von jeher als die eigentliche Lehre des Spinoza erkannt ist, hat seinen Grund darin, dafs er in seine Werke eine Menge von Sätzen aufgenommen hat, die ihr widersprechen, um — der Verfolgungssucht nicht zu viel Blöfsen zu geben. Den Beweis für diese Behauptung sucht der Verf. im Folgenden zu geben, indem er zuerst im

dritten Abschnitt Spinoza's Lehre nach dem Tr. de emend. int. darstellt. Der Satz, welcher von Spinoza mit so aufserordentlicher Weitläuftigkeit durchgeführt wird, dafs es nicht Aufgabe der Methode sei, ein Kriterium der Wahrheit aufzusuchen, indem die Gewifsheit nichts anderes sei, als das objective Sein dessen, was formaliter existirt, zeigt, wie Spinoza bei allem seinem Philosophiren den Parallelismus zwischen formalem und objectivem Sein voraussetzt. Darum ist es auch für seine *Metaphysik* so wichtig, die Grundzüge der Psychologie und Erkenntnifslehre zu reconstruiren, auf welchen jener Tractat beruht. Hier macht nun der Verf. darauf aufmerksam, dafs Spinoza, wo er den Plan des ganzen Tractats angibt, erklärt (p. 430 Ed. Paulus), es sei *schliefslich* die Idee des vollkommensten Wesens von Wichtigkeit, daher gleich *anfänglich* darauf auszugehn, diese Idee aufzustellen, und dafs demgemäfs man entweder am Anfange oder am Ende der Untersuchung erwarten müsse, dafs das Verhältnifs aller Ideen zu dieser Idee erörtert werde.

Digitized by Google

Wenn diese Erörterung sich nun aber am Anfange des Tractats (von dem der erste Theil ganz, der zweite theilweis vorliegt) nicht findet, am Ende aber auch nicht finden konnte, da im Verlauf der Untersuchung Spinoza erklärt, das Ziel der Methode sei objectiv die Formalität der Natur wiederzugeben, sowohl in Beziehung auf das Ganze, als auch in Beziehung auf die Theile (p. 449), — so findet der Verf. hierin eine Elimination jenes, Schicklichkeits halber erwähnten, Begriffs, der in diesem System keine Stelle hat, und dem daher die Natur sowohl in Beziehung auf ihre Totalität als auf ihre Theile substituirt wird. Es wird dann dazu übergegangen, wie Spinoza im ersten Theil seines Tractats die wahre Vorstellung von der falschen sondert. Hier ist das Resultat, dafs die Elemente aller wahren Erkenntnifs die ganz einfachen Ideen seien, diese — die notiones communes — bildeten dann die Bestandtheile der andern wahren Vorstellungen. Wenn nun aber wahr nur der Gedanke ist, welcher die Wesenheit eines Princips objectiv enthalte, und zwar eines Princips, das durch sich selbst erkannt werde, keinen Grund habe u. s. w., so wird es sich um ein Princip handeln, in dem das Element alles Seins *eben so* zu finden sei, wie in den einfachen Ideen die Elemente aller wahren Gedanken. Der Verf. macht nun darauf aufmerksam, wie es hier unbestimmt gelassen wird, ob von einer Vielheit der unerschaffnen Dinge gesprochen werden kann oder nur von einem, zeigt, wie das, was Spinoza von der Definition des unerschaffnen Dinges sagt, völlig mit dem *positiven* Begriff der causa sui streitet, macht dann bemerklich, dafs, wenn Spinoza nach dem Wesen sucht, das aller Dinge Grund sei (p. 452 Ed. Paulus), hier nicht, wie die Cartesianer dies verstanden, von dem Verhältnifs Gottes zur Welt die Rede sein könne, da Spinoza ausdrücklich sagt, es handle sich hier de rebus physicis, um eine series causarum, welche zwar singulares seien, doch aber res fixae aeternaeque. Zwei Classen der Definitionen unerschaffner Dinge ergeben sich ihm so, Ausdehnung und Denken; jede dieser Classen bestehend aus einer unendlichen Zahl einfachster Individuen (Ideen und Elementen des Seins); wegen der Uebereinstimmung zwischen formaler und objectiver Existenz, findet eine solche Harmonie zwischen den einfachsten Elementen des Denkens und der Ausdehnung Statt, die es möglich macht, dafs beide unendliche Summen zusammengefafst, und weil aufser ihnen es nichts gibt, als Gott bezeichnet worden. „Wahrscheinlich aber, sagt der Verf., ist es, dafs Spinoza den Tractat nicht vollenden wollte, weil er es für unzuläfsig erachtete, seine Gottheit als bestehend aus jenen ewigen festen und einfachsten Elementen mit zu grofser Klarheit hervortreten zu lassen, wahrscheinlicher sogar, dafs, wenn er diesen Tractat in diesem Sinne vollendet hätte, diese Theile entweder von ihm selbst vernichtet, oder von den Herausgebern seiner Werke aus leicht zu entschuldigender Vorsicht der Oeffentlichkeit vorenthalten wurden. Die hieraus sich ergebende Lücke ergänzen die Briefe, die Spinoza mit Oldenburg gewechselt. Sie lassen keinen Zweifel in Rücksicht auf die Stellung des Begriffs der Gottheit in dem Systeme und über das eigentliche Wesen derselben nach Spinoza's wahrer Ansicht übrig."

Vierter Abschnitt die Lehre Spinoza's nach den Briefen an Oldenburg. Hier werden vorzüglich folgende Puncte hervorgehoben: Spinoza definirt Gott als das Wesen, welches aus unendlichen (d. h. unendlich vielen) Attributen besteht. Nachher aber definirt er das Attribut ganz so wie er sonst die Substanz definirt. Es war also nur eine Zweideutigkeit des Ausdrucks, die ihn seine eigentliche Meinung, nämlich dafs Gott das aus unendlich vielen Substanzen bestehende Wesen sei, dadurch verhüllen liefs, dafs er sich dem gewöhnlichen (Cartesianischen) Sprachgebrauch anschlofs, freilich aber das Wort Attribut ganz anders nahm. Wenn darum Oldenburg sagt, aus Spinoza's Darstellung könne man fast schliefsen, dafs es unendlich viele Götter gebe, so sei er damit der Spinozistischen Ansicht sehr nahe gekommen. Eben so sei eine andere Aeufserung von Wichtigkeit, die nämlich, wo er — weil Oldenburg gesagt hatte, der Mensch, der doch eine Substanz sei, werde doch von einem andern hervorgebracht — erwidert: der Mensch werde nicht geschaffen, sondern seine Elemente existirten, nur in andern Combinationen, schon vorher. Auch hier sind es wieder die Ur-Elemente der Ausdehnung, welche als das Ewige bezeichnet werden. Es scheine als habe Spinoza, so zurückhaltend er auch schreibe, dennoch Oldenburg erschreckt, und daher lasse sich vielleicht die zehnjährige Unterbrechung des Briefwechsels erklären.

Es ist nicht zu leugnen, dafs in diesem vierten Abschnitt die Ansicht des Verf. am meisten siegreich

Digitized by Google

zu sein scheint. Aber gerade hier wird man gegen dieselbe mifstrauisch, weil bei genauerem Zusehn sich zeigt, dafs der Verf. — wir wollen nicht behaupten, dafs er wissentlich Advocatenbeweise gibt — von seiner Ansicht sich so blenden läfst, dafs er (was ihm sonst nicht geschieht) unrichtig übersetzt, und dadurch die Sache schief darstellt. Da er überzeugt ist, dafs es Vorsicht von Seiten Spinoza's oder seiner Herausgeber war, die die eigentlichen Arcana seiner Lehre nicht zu uns gelangen liefs, so liegt es in der Natur der Sache, dafs immer ein grofses Gewicht darauf gelegt wird, wenn sich zeigt, dafs Erklärungen Spinoza's über seine Lehre verloren gegangen sind. So verhält sich's nun auch hier. Spinoza hatte seinem Brief an Oldenburg eine Beilage hinzugefügt, in der er nach geometrischer Weise seine Ansicht so auseinandersetzte, ut non opus sit de his apertius loqui. Diese Beilage ist nun verloren, und wenn man die Darstellung von Thomas liest, kann man versucht werden, dies zu bedauern. Allein ein solches Bedauern wird sehr unnütz sein, wenn man nicht, wie Thomas, ein sehr wichtiges Wörtchen aus einem folgenden Brief Spinoza's wegläfst. In diesem sagt Spinoza: *tres* quas misi propositiones, Thomas übersetzt *die* dir gesandten Propositionen, wodurch der Anschein entsteht, als wäre es eine, wer weifs wie grofse, Abhandlung gewesen. Bleiben wir aber bei dem was Spinoza sagt stehn, so enthielt die Beilage *drei* Propositionen und ein Scholion. Der Inhalt dieser wird von Spinoza angegeben und es zeigt sich, dafs sie nichts Andres sind als Eth. I, pr. 5, 6, 8, und Schol. 2 der letztern. Ferner hatte sie nach Oldenburg vier Axiome enthalten, welche angeführt werden und nichts Andres sind als Eth. I, pr. 1, 2, 3 und ax. 1. — Da nun, wie sich aus der Ethik ergibt (und auch aus den Briefen), diese Sätze geometrisch nur bewiesen werden können, indem die Definitionen 1, 2, 3, 4, 5, 6 mit der Explic., und Ax. 5 zugegeben sind, so folgt daraus, dafs diese sich gleichfalls dabei fanden und dafs die verlorne Beilage nichts mehr enthalten hat als — den Anfang der Ethik bis zur Prop. 9 des ersten Buchs, *vielleicht* mit dem Unterschiede, dafs einige Definitionen (7, 8) und Axiome (3, 4, 6, 7), die sich *itzt* in der Ethik finden, *nicht* mitgeschickt wurden, gewifs mit dem Unterschiede, dafs einige Sätze als Axiome bezeichnet wurden, welche die Ethik als Propositionen bezeichnet. Jedenfalls aber enthielt jene Beilage nichts Neues, sondern wir sind auf die Briefe verwiesen und die Ethik. Zu dieser letztern wendet sich nun der Verf. im

fünften Abschnitt. Es läfst sich von vorn herein vermuthen, dafs *das* Werk, welches von allen andern Darstellern der Spinozistischen Philosophie fast allein berücksichtigt worden ist, und woraus ohne Ausnahme Alle die Ueberzeugung geschöpft haben, Spinoza sei Pantheist gewesen, der Ansicht des Verf. die gröfsten Schwierigkeiten entgegensetzen werde. In der That werden hier kaustische Mittel von ihm angewandt, ja hinsichtlich des ersten Buchs wüthet er manchmal auf terroristische Weise. Er gesteht es zu, dafs in diesem Buche schneidende Widersprüche enthalten seien; diese sollen keine andere Lösung gestatten als die Annahme, Spinoza habe nicht nur mit Absicht darin unklar sein wollen, sondern auch mancherlei darin niedergelegt, was er für falsch hält, oder auf andre Weise erklärt wissen wollte, um einen zu harten Kampf mit den Ansichten seiner Zeit zu vermeiden. Als solchen nur zum „Bereiten von Illusionen" ausgestreuten „Saamen" sieht nun aber der Verf. *sämmtliche Definitionen* des ersten Buchs der Ethik an. (Besonders auffallend ist dies hinsichtlich der 6ten, aus welcher der Verf. eben so wichtige Folgerungen *für* seine Ansicht gezogen hatte). Wichtiger für Spinoza's eigentliche Lehre sollen die Axiome sein, welche, wenn sie gleich von den „ewigen obgleich einzelnen Elementen der Dinge" nichts sagen, doch auch nirgend mit solchen Lehren in Widerspruch stehn, wie denn auch für die Richtigkeit der Prop. 14 — 18 es ganz gleichgültig sei, ob Gott als bestehend nur aus einer oder aus mehrern Substanzen gedacht werde. Besonders wichtig ist nun unter diesen Sätzen die 15te Propos. durch ihr Scholion, in welchem (freilich im Gegensatz gegen Prop. 13) wenigstens als möglich angedeutet wird, dafs die Gottheit theilbar sei, und nur die *räumliche Trennung* ihrer Theile geleugnet wird. Nachdem der Verf. dann siegreich gezeigt hat, wie die Vorstellung eines schöpferischen Denkens, welche Prop. 17 Schol. allerdings vorkommt, völlig mit Spinoza's Lehre streitet, nachdem er gezeigt, dafs die 28. Propos., die bei einer andern Ansicht vom Spinozismus kaum zu erklären ist, nach seiner keine Schwierigkeit darbietet, geht er zum 2ten Buch der Ethik über, in dem er mehr directe Beweise für seine Ansicht findet. Mit Recht tadelt er es, dafs bei allen

Digitized by Google

bisherigen Darstellungen des Spinozismus die Axiome und Lehrsätze aus der Naturphilosophie (Eth. II. p. 90—94. Ed. Paulus) ganz übergangen seien. Für seine Auffassung enthalten gerade sie den Schlüssel für dies System. Die einfachsten Ausgedehnten nämlich bilden in ihrer Zusammensetzung Individua der zweiten, diese weiter combinirt Individua der dritten Ordnung u. s. f., so dafs die ganze körperliche Natur am Ende *ein* Individuum ist (nämlich die ausgedehnte Substanz). Der menschliche Körper ist deswegen ein aus sehr zusammengesetzten Individuen zusammengesetztes Individuum. Von diesen Sätzen war nun, nach dem Canon, dafs formale und objective Realität sich parallel gehn, eine Anwendung auf die denkenden Wesen zu machen. Zum Theil thut dies Spinoza, indem er von dem Geist, d. h. der Idee eines bestimmten Körpers, sagt, er sei nichts Einfaches, sondern etwas sehr zusammengesetztes, zum Theil überläfst er es seinen Lesern, Consequenzen zu ziehn. Man sieht aber, dafs die, welche Blyenberg daraus zog, dafs der Geist des Menschen aus lauter Geisterchen bestehe, welche ewig seien, während er (das Compositum) sich auflösen werde, von der richtigen Ansicht des Spinoza nicht weit abirren. Weil er derselben so nahe kam, deswegen habe Spinoza eine weitere Antwort abgelehnt. Diese Lehre aber, dafs der Geist ein aus einfachen Ideen Zusammengesetztes ist, sei dann weiter von der äufsersten Wichtigkeit für die Psychologie Spinoza's, weil der ganze Unterschied zwischen Intellectus und Imagination auf ihr beruhe. Die letztere ist das Product zerrissener, falsch gedeuteter Ideen, und steht deswegen im Parallelismus mit den durch Einwirkung anderer Körper veranlafsten körperlichen Störungen. Die eigentliche Lehre Spinoza's wäre also diese: der Complex der ewigen und einfachen Elemente alles Seins bildet die ausgedehnte Substanz; dieser steht gegenüber die gleichfalls in einfachsten Theile getheilte denkende Substanz. So wenig die ausgedehnte Substanz Subject des Denkens ist, so wenig ist es dem Spinoza Ernst mit der *einen* Substanz, welche er dem „philosophischen Pöbel" zu Gefallen vor die Attribute setzte. Will man „Denken" mit Bewufstsein erklären, so hat die denkende Substanz Bewufstsein nicht von sich, sondern von der ausgedehnten. In der ausgedehnten Substanz wie in der denkenden findet ein parallel gehender Automatismus Statt. Wie der einzelne Körper ein Theil der ganzen ausgedehnten Substanz, so der einzelne Intellectus ein Theil des ganzen Intellectus. Den ganzen Inbegriff der Einzeldinge nannte er dann Gott. Die Widerlegung des Spinozismus kann deswegen nur darin bestehn, dafs der Glaubensartikel umgestürzt werde, auf welchem er ruht: die Uebereinstimmung der Vorstellung mit dem Vorgestellten. —

Dies wäre im Wesentlichen der Gang eines Werks, dem Jeder, der es nicht nur durchblättert, sondern durchstudirt, das Zeugnifs geben wird, dafs es die Frucht gründlicher Lectüre und nicht gewöhnlichen Scharfsinnes ist. Der Ref. ist mit dem Resultate nicht einverstanden; vielmehr hat sich demselben nach der Lectüre dieser Schrift noch mehr die Ueberzeugung aufgedrängt, dafs in Spinoza (was auch der Verf. nicht für ein psychologisch unbegreifliches Wunder hält) ein Zwiespalt des Gedankens vorhanden war, neben einander zwei verschiedene Standpuncte. Er ist dabei mit dem Verf. darüber einverstanden, dafs wenn ein solcher Zwiespalt in ihm war, Spinoza gewifs versucht haben werde, ihn zu lösen, allein die vorliegende Schrift kann ihn nicht bewegen, die Ueberzeugung, die er bisher hatte, dafs Spinoza diese Lösung in einer an Parmenides erinnernden Weise versucht habe, gegen die des Verf. zu vertauschen, dafs Spinoza eigentlich immer geschrieben habe, um mifsverstanden zu werden. — Die sprüchwörtlich gewordene Consequenz des Spinoza scheint damit freilich ins Gedränge zu kommen. Allein es fragt sich, was man unter Consequenz versteht? dies Wort kann einmal Uebereinstimmung mit sich bedeuten und zweitens andeuten, dafs ein Philosoph alle Folgerungen aus seinem Princip gezogen habe. In *beider* Beziehung ein System consequent nennen, heifst eigentlich sich zu ihm bekennen. In erster Beziehung sprechen wir nun dem Spinoza die Consequenz ab, dagegen aber ist er consequent in der zweiten (höhern) Bedeutung, d. h. er ist zu dem fortgegangen, wozu von seinem Princip weiter gegangen werden mufs.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 80.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1843.

1) *Der Spinozismus historisch und philosophisch erläutert mit Beziehung auf ältere und neuere Ansichten von Dr. H. C. W. Sigwart.*

2) *Spinoza als Metaphysiker vom Standpuncte der historischen Kritik von Dr. Karl Thomas.*

3) *Spinoza's Leben und Lehre. Nebst einem Abrisse der Schellingschen und Hegelschen Philosophie. Von Conrad von Orelli.*

(Schluſs.)

Der Ref. glaubt, daſs nachgewiesen werden könne, warum von einem pantheistischen System fortgegangen werden *muſs* zu einem individualistischen — es handelt sich hier nicht um exacte, sondern nur um kurze Bezeichnungen — darum ist uns Spinoza kein unbedeutender Philosoph, sondern ein so sehr bedeutender, weil er diese Consequenz aus seinem Pantheismus gezogen hat, und wir müssen dem Verf. danken, daſs er darauf aufmerksam gemacht hat, wie weit er hierin gegangen ist. Und dies möge dem Ref. Gelegenheit geben, zum Schluſs dieser Anzeige, etwas gegen den Verf. zu bemerken. Derselbe spricht die Ueberzeugung aus, daſs, wenn seine Auffassung des Spinozismus sich als richtig bewähre, alle die Versuche, die er als Constructionen der Geschichte der Philosophie bezeichnet, als thöricht und falsch erscheinen würden. Dies scheint noch nicht so gewiſs zu sein. Der Ref. z. B., und Mancher mit ihm, glaubt erkannt zu haben, daſs von dem Dualismus fortgegangen werden muſste zum Pantheismus, von diesem endlich zum Individualismus, er erkennt dann weiter den ersteren in der Lehre des Cartesius und seiner Schule, den zweiten im Spinozismus, den dritten unter andern in der Monadologie. Gesetzt nun, der Verf. hätte in Allem Recht, was er gesagt hat, so folgte daraus, daſs Descartes selbst in seiner eigentlichen Metaphysik alle Dinge als Resultat Gottes und des Nichts, d. h. als Negationen des göttlichen Seins gelehrt hätte, ferner, da alles Pantheistische bei Spinoza nur aus Condescendenz gegen die Cartesianer gesagt sein soll, daſs *diese* pantheistische Ueberzeugungen gehabt hätten, Spinoza aber wäre reiner Individualist gewesen, d. h. der Gang, welchen nach dem Verf. die Philosophie genommen hat, wäre *ganz derselbe*, wie der Ref. ihn sich construirt hat, nur hätte der letztere darin geirrt, daſs er den ersten Schritt von Spinoza, anstatt schon von den Cartesianern, den zweiten erst von Leibnitz, anstatt schon von Spinoza gemacht sein lieſs. Was an dieser Behauptung *wahr* ist, verkennt der Referent am wenigsten, der es längst weiſs, daſs innerhalb des Cartesianismus (bei Malebranche) der erste, innerhalb des Spinozismus der zweite Schritt *begonnen* wird. — Wenn die beiden bisher charakterisirten Schriften bei aller Verschiedenheit doch darin mit einander übereinstimmen, daſs ihre Verf., weil sie *anderer* Ansicht als Spinoza, und doch von Ehrfurcht vor seiner Tiefe erfüllt sind, unwillkührlich ihn idealisiren und moderner auffassen als er ist, der Eine, indem er ihn mehr Schelling, der Andere, indem er ihn mehr Herbart annähert, so verhält sich dies anders mit

3) *Orelli.* Da diesem der Spinozismus das eigentliche Vernunftsystem ist, welches von den Geistesverwandten Schelling und Hegel mit Unrecht verunglimpft und in keiner Weise übertroffen ist, so geht sein Bestreben darauf, nur die Lehre des Spinoza darzustellen, wie sie von ihrem Autor selbst gedacht wurde, und die Differenzen zwischen ihr und den modernen Ansichten, mit denen sie oft identificirt wird, recht hervortreten zu lassen. Läſst des Verf.'s „entschiedene Vorliebe für Spinoza's Lehre, welche ihm unerreicht da zu stehn scheint," erwarten, daſs er sich mit Liebe in seinen Gegenstand versenken und ihn gründlich durchdringen werde, so hat doch auch eine solche Vor-

Digitized by Google

liebe deswegen ihr Bedenkliches, weil sie häufig die unbefangene Kühle vertreibt, die doch auch nöthig ist, wenn man Gedanken eines Andern reproduciren will. Dafs der Verf. diese Resignation nicht gehabt hat, ganz, auch wo er ihm nicht gefiel, sich seinem Gegenstande hinzugeben, das spricht er selbst ganz unverhohlen aus, indem er von Spinoza's Rechts- und Staatslehre sagt: Ich konnte mich nicht entschliefsen, diese Theorie aufzunehmen, weil sie von Spinoza selbst nicht genug mit der reinern höhern Ansicht der Ethik in Einklang gesetzt worden ist. Wird sie ganz so dargestellt, wie sie vorliegt, so *stört sie den Eindruck* u. s. w." Wirklich ein naives Geständnifs für Einen, der nicht etwa als seine Mission bezeichnet, dem Spinoza Anhänger zu verschaffen, sondern eine Schrift über Spinoza's Leben und Lehre ankündigt. Was aber der Verf. hier wissentlich gethan hat, das widerfährt ihm auch sonst ohne sein Wissen und Wollen: er interpretirt in Spinoza hinein, was sich bei ihm nicht findet. Auch kann dies nicht anders sein. Er hat einmal die Ueberzeugung, mit des Spinoza Lehre einverstanden zu sein. Nun aber ist er selbst zu sehr philosophisch gebildet, als dafs er, ein Kind des 19. Jahrhunderts, in einer Weltanschauung, die dem 17ten angehört, die seinige wieder erkennen könnte, und darum gibt er uns mehr einen Spinoza redivivus, als den ursprünglichen. Es liegt in dem Zwecke dieser ganzen Anzeige, dafs wir hier nur den ersten Theil des vorliegenden Werks (p. 1—164) berücksichtigen, dagegen was über Schelling's und Hegel's Verfahren gegen Spinoza, so wie über Schelling's (p. 197—292) und Hegel's Philosophie (294—354) gesagt ist, mit Stillschweigen übergehn. Eben so werden wir, indem wir den Gang angeben, den der Verf. befolgt, uns nur bei den Puncten aufhalten, wo er von den sonstigen Darstellungen abweicht, oder welche bei Gelegenheit der andern beiden Werke nicht erörtert wurden. Beide kennt der Verf., und nimmt Rücksicht auf sie; von Sigwart spricht er mit Hochachtung, von dem Thomas'schen Werk mit Wegwerfung, ein Ton, den der Verf. überhaupt liebt: in einer von Partheien zerrissenen Stadt mag dieser geeignet sein, um zu einer Geltung zu kommen, im gröfsern Publicum wird er allmählig ein abgebrauchtes Mittel.

Der Verf. beginnt mit einer Darstellung des *Lebens des Spinoza* (p. 3—22), bei welcher besonders die in der Paulusschen Ausgabe sich findende Verschmelzung von Colerus und Boulainvillier's Schrift, und Auerbach's, seiner Uebersetzung vorausgeschickte, Biographie benutzt sind. In einer Anmerkung behandelt er dann das Verhältnifs zwischen Spinoza und Cartesius etwas cavalièrement; er bemerkt zuerst, Spinoza sei ein so selbstständiger Denker, dafs es eine undankbare Mühe wäre, sich mit der Untersuchung zu beschäftigen, wie er zu seinem System gelangt sei, namentlich sei des Cartesius Lehre nur als ein Reibungsmittel zu betrachten, — dann wird wieder gesagt, dies Verhältnifs sei von Sigwart in seinen beiden Schriften aufs gründlichste abgehandelt, der doch wahrlich nicht zu solchem Resultat gekommen ist. Hier hätte der Verf. Manches von Thomas — *lernen* können. Die Lehre des Spinoza (p. 28—164) wird dann unter die zwei Rubriken Metaphysik und Ethik gebracht und die erstere (p. 29—146) besonders ausführlich unter folgenden Ueberschriften behandelt:

1. *Grundbegriffe; allgemeine Principien.* Die Definitionen der Substanz, des Attributs, des Modus, der causa sui werden mit Spinoza's Worten *gegeben, dann* nachdem bemerkt ist, dafs die Substanz *den Affectionen* vorausgehe, hinzugefügt: durch dieses Alles sind folgende zwei Sätze hinlänglich vorbereitet: die Substanz mufs unendlich sein, und es gibt nur eine Substanz. Dies ist falsch. Bei Spinoza freilich ist es so, denn da ist der erste dieser Sätze vorbereitet durch seine Definition des Endlichen, als des durch Eines seiner Art begrenzten, und die 5te Proposition, dafs es nicht zwei Substanzen von gleichem Attribut gebe; läfst man diese beiden Sätze, wie der Verf., weg, so schweben die Sätze in der Luft und sind nicht hinlänglich vorbereitet. Die Darstellung wird dann unterbrochen, um (p. 33—46) die Ansichten Anderer zu widerlegen. Pag. 46 wird dann übergegangen zur

2. *Lehre von Gott.* Die Definition wird mit Spinoza's eignen Worten gegeben, dann hervorgehoben, dafs es bescheidene Besonnenheit sei, welche Spinoza aufser den beiden Attributen des Denkens und der Ausdehnung noch unendlich viele annehmen läfst; der Vorwurf, den man Spinoza gemacht hat, dafs er die beiden Attribute aus der Erfahrung geborgt habe, anstatt sie aus dem Begriffe der Substanz abzuleiten, wird mit Sigwart allen andern Systemen wiedergegeben, und an vielen Stellen des Werks Spinoza gelobt,

Digitized by Google

dafs er eine solche „Deduction" nicht versucht habe. Länger als heute, wo sich über diesen Punct die Ansicht festgestellt hat, nöthig ist, hält sich der Verf. dabei auf, nachzuweisen, dafs Spinoza von der Gottheit eben so wie das Denken auch die Ausdehnung prädicire; dann macht er darauf aufmerksam, dafs er die Ausdehnung dynamischer nehme als Cartesius, indem er die Bewegung nicht von Aufsen an die moles quiescens treten lasse. Es wird darauf hingewiesen, dafs nach Spinoza Alles beseelt sei. (Die Behauptung, dafs Spuren der [neuern] Einsicht, dafs es keine rein mechanische Bewegung gebe, bei Spinoza vorkommen, möchte indefs etwas schwer zu beweisen sein.) Der Verf. geht dann zum zweiten Attribut der Gottheit über, zum Denken, und nachdem er darauf aufmerksam gemacht hat, dafs alles Anthropopathische davon ausgeschlossen, und darum Gott weder Verstand noch Wille zugesprochen werden könne, geht der Verf. zu der wichtigen Frage über, wie denn bei Spinoza hin und wieder vom intellectus Dei die Rede sein könne, und ob dieser mit dem göttlichen Denken identisch, oder davon unterschieden sei. Um die eigenthümliche Ansicht des Verf. über diesen Punct kurz deutlich zu machen, mufs anticipirt werden, was er von der *Selbstoffenbarung Gottes oder dem Verhältnifs des Unendlichen zum Endlichen* (p. 86 seqq.) sagt. Aehnlich wie Sigwart sieht er in dem Unterscheiden der unmittelbaren und mittelbaren Productionen Gottes einen Versuch, den Uebergang vom Unendlichen zu vermitteln, und construirt folgendes Schema, als das der Spinozistischen Ansicht zu Grunde liegende:

Substanz

Denken — Ausdehnung

Verstand Wille — Ruhe Bewegung

Das Denken nun, als (unmodificirtes) Attribut der Gottheit enthält noch nicht Ideen, ist nur die Möglichkeit, dieselben hervorzubringen, d. h. Denkfähigkeit, Ideen aber kommen Gott zu, in sofern er als Verstand gedacht wird; der intellectus ist zu *subsumiren* unter absoluta cogitatio. In dieser Stufenfolge nun bilden die Modificationen der Attribute die natura naturata, und darum kommt nur *dieser* Verstand und Wille, Ruhe und Bewegung zu; diese sind die constanten Formen (daher *ewigen* Modificationen) der Natur, sie sind die „ewigen und festbestehenden Dinge", von denen Spinoza spricht. So bestimmt nun der Verf. sich darüber ausgesprochen hat, welche Stelle in diesem Schema der natura naturata gebührt, so schwankend, ja sich selbst widersprechend, ist das, was er von der natura naturans sagt. Zuerst (p. 79), wo er Spinoza selbst sprechen läfst, ist die natura naturans mit den unmodificirten Attributen einerlei. Dies scheint der Verf. festzuhalten, wenn er Sigwart tadelt, dafs er die Substanz das Weder-Noch der Attribute und *irgendwo* (!) attributlos nenne. Die Substanz, sagt er p. 107, ist von Ewigkeit her denkend und ausgedehnt. Dann aber sagt er p. 169, dafs „nach Spinoza das Denken als Denken, die Ausdehnung als Ausdehnung nur an der natura *naturata* unterschieden werde, dafs also im Absoluten an und für sich selbst weder etwas von einem Denken noch einer Ausdehnung sei" u. s. f., ja sogar: „dafs absolut betrachtet, die reine Substanz weder das eine noch das andre sei;" — „die absolute Form des absoluten Wesens soll *keine von beiden* Formen enthalten" u. s. f. Und dann soll es wieder p. 183 „eine Entstellung, eine Verdrehung sein, dafs die Attribute, *welche die Natur der Substanz ausmachen*, für unwesentliche Formen erklärt werden. Dies sei zu hohl um widerlegt zu werden" u. s. f. Man sieht, die wichtige Frage, wie sich die Attribute zur Substanz (absolut genommen) verhalten, hat der Verf. ihrer Lösung nicht näher gebracht. Auch ist es zu bedauern, wenn der Verf. einmal auf den 66. Brief für die Lehre von den unmittelbaren ewigen Modificationen so grofses Gewicht legte, dafs er dann nicht einen Erklärungsversuch gemacht hat hinsichtlich der Aeufserung Spinoza's, die er nur anführt, dafs ein Beispiel der *mittelbaren* unendlichen Modificationen die Gestalt des ganzen Weltalls sei. — Den Schlufs dieses Abschnitts bildet dann wieder die Kritik fremder Behauptungen. Etwas flüchtig wird die Behauptung Sigwart's abgelehnt, dafs in dem System Spinoza's der Ton vorzüglich auf die reale Seite gelegt und darum seine Lehre einseitiger Realismus sei. Der Verf. spricht, als stütze sich eine solche Behauptung *nur* darauf, dafs die Vortrefflichkeit des Körpers zum Maafs der Vortrefflichkeit der Seele gemacht wird, während das Umgekehrte nicht Statt findet. Er vergafs aber, dafs während Spinoza auf das allerentschiedenste bestreitet, dafs ein Willensentschlufs eine Bewegung hervorbringen könne, das Umgekehrte, d. h. dafs Ausdehnungs-modi Denk-modos de-

Digitized by Google

terminiren, ihm bei weitem nicht so schrecklich erscheint, da er sogar einmal — freilich ganz im Widerspruch mit seiner sonstigen Lehre — die Dinge als causas den Ideen entgegenstellt, eine Ungenauigkeit, die im entgegengesetzten Sinne er nicht begehen *konnte*. Noch leichtfertiger ist die Kritik hinsichtlich des „unseligen" Thomas'schen Versuchs. Wahrscheinlich weil „es sich nicht der Mühe lohnt (p. 115) bei demselben zu verweilen," hat er denselben so flüchtig gelesen, dafs er sagt: „die Briefe von und an Oldenburg scheinen wenig darauf Bezügliches zu enthalten, dagegen mag ein Brief von Blyenberg, auf welchen besonderes Gewicht gelegt wird" u. s. w. — Pag. 116 beginnt

3. *Die Lehre von der menschlichen Seele.* Hier wird zuerst der Begriff der Seele festgestellt, auf den Parallelismus zwischen Leib und Seele hingewiesen, und dann eine weitläuftige Erörterung über die Ausdrücke objectives und formales Sein begonnen, welche die Meinung zu verrathen scheint, als wenn diese Termini erst von Spinoza in die Philosophie eingeführt seien. Zur Verdeutlichung dieser Terminologie führt er dann als „wichtig" die Aeufserung Spinoza's Eth. I, pr. 17 Schol. an, wo Spinoza, um seine Behauptung, dafs Verstand im gewöhnlichen Sinn nicht zur göttlichen Natur gehöre, der Vorstellung näher zu bringen, sich den Satz (der mit seiner ganzen Lehre, besonders aber mit II, pr. 6 Coroll. streitet) schenken läfst, das göttliche Denken sei Grund des Seins der Dinge. Abgesehn davon, dafs dieser Widerspruch mit seiner ganzen Lehre nicht gelöst wird, wird diese Stelle dem Verf. Veranlassung, dem einfachen und stets festgehaltenen Sinn der formalen Realität noch eine andere Bedeutung zu substituiren. Darum scheint ihm auch als eine „eigenthümliche Ausdrucksweise noch *besondrer* Erwähnung werth der Satz: dafs die Idee eines bestimmten Körpers das formale Sein der menschlichen Seele ausmache, — als hätte Spinoza sich anders ausdrücken *können*. Der Verf. gibt dann die pr. 20, 21, 22 fast mit Spinoza's Worten und fügt hinzu: mit all diesem Apparat ist *weiter nichts* herausgebracht, als eben die Lehre vom Selbstbewufstsein. Dem Verf. namentlich, der p. 117 gesagt hatte, die Seele gelte dem Spinoza nicht im eigentlichen Sinne als *eignes Wesen*, mufste, so denke ich, dafs Spinoza ein persönliches Selbstbewufstsein des Einzelwesens lehrt, als sehr *Viel* erscheinen. Nachdem der Verf. die wesentlichsten Puncte der Erkenntnifstheorie berührt, die Basis der Spinozistischen Ethik reconstruirt hat, geht er zu Spinoza's Lehre von der Ewigkeit und Unsterblichkeit der menschlichen Seele über. Das Resultat dieser Untersuchung ist, dafs aufser *der* Ewigkeit, welche darin besteht, dafs die Seele sich ihrer Einheit mit Gott bewufst wird, auch ein nach dem Tode Bleiben gelehrt werde. Wie nämlich, in andrer Form, die ewigen Elemente des Körpers bestehen, so auch etwas Substantielles im Geiste, das nicht durch den Körper bedingt ist. Der Verf. deutet dabei auf das Fortwirken der Geisteswerke. Das kleine Scharmützel, welches der Verf. zum Schlufs Herrn F. Rohmer liefert, übergehn wir. Dem Kreise, in welchem derselbe lebt, mag dies eben so interessant sein, wie die Nachricht, welche er uns in einer Anmerkung zur Vorrede mittheilt, dafs er Feuerbach's Schrift: das Wesen des Christenthums, keineswegs billige.

Der Abschnitt, welcher die *Ethik* betrifft, sucht besonders gewisse „hart klingende und zurückstofsende Behauptungen" theils dadurch zu mildern, dafs er sie auf eine frühere Zweifelsperiode, und auf Lectüre materialistischer Schriften zurückführt, theils dadurch, dafs er in ihnen die „Gemüthlichkeit" nachweist. Stellen von Hegel und Feuerbach über die Erhabenheit der Spinozistischen Lehre schliefsen ihn.

Wenn der Ref. die Anzeige der Orelli'schen Schrift damit schliefst, dafs dieselbe für das Verständnifs des Spinozismus wenig oder nichts austrägt, so wird derselbe sich damit trösten, dafs er „mannigfaltige Angriffe theils von Seite der Orthodoxen und Theisten, theils von Seite der Schelling'schen und Hegel'schen Schule" vorausgesehn und nur auf solche Leser gehofft habe (Vorr.), die „dem freisinnigen Worte ihren Beifall nicht versagen." Ref. mufs aber darauf antworten, dafs was er an dem Werke tadelt, nicht das Uebermaafs der Freisinnigkeit, sondern der Mangel an gründlichen Studien ist.

Erdmann.

Digitized by Google

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Herausgegeben
von der
Societät für wissenschaftliche Kritik
zu
Berlin.

November 1843.

Berlin, bei W. Besser.
1843.
Verantwortlicher Redacteur: der General-Secretair der Societät, Professor von Henning.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalt des November-Heftes.

Jahrbücher Nr. 81—100.

Seite

L. Apuleji Opera omnia ex fide optimorum codicum aut primum aut denuo collatorum recensuit, notas Oudendorpii integras ac ceterorum editorum excerptas adjecit, perpetuis commentariis illustravit, prolegomenis et indicibus instruxit Dr. G. F. Hildebrand. P. I. Prolegomena et Metamorphoseon libros continens. P. II. Florida, de deo Socratis cet. continens. Lipsiae 1842. — A. W. Zumpt. 677

Cours d'économie politique fait au collège de France par Mr. Michel Chevalier, redigé par M. A. Broët et publié avec l'autorisation de M. Michel Chevalier. Année 1841—42. Paris, 1842. — Glaser. . . 713

Lehrbuch der englischen Sprache von Dr. J. Fölsing. 2te Auflage. Th. I. Leitfaden für den elementaren Unterricht. Th. II. Leitfaden für den wissenschaftlichen Unterricht. Berlin, 1843. — Kuhn. . . 670

Каталогъ книгамъ, рукописямъ и картамъ на Китанскомъ, Маньжурскомъ и пр. языкахъ, находящимся въ Библіотекѣ Азіятскаго Департамента (Katalog der Bücher, Handschriften und Karten in chinesischer, mandschurischer, mongolischer, tibetischer und Sanskrit-Sprache, welche auf der Bibliothek des asiatischen Departements sich befinden). St. Petersburg, 1843. . . 734

Hamburgisches Urkundenbuch. Herausgegeben von Joh. Martin Lappenberg. Erster Bd. Hamburg, 1842. — Riedel. 641

Urkundenbuch der Stadt Lübeck, herausgegeben von dem Vereine für Lübeckische Geschichte. Erster Theil. Lübeck, 1843. Auch unter dem Titel: Codex diplomaticus Lubecensis. Lübecksches Urkundenbuch. Abtheilung I. Theil I. — Riedel. 641

Beiträge zur Ornithologie Griechenlands. Von Heinrich Graf von der Mühle. Leipzig, 1844. . . . 711

Leben, Werk und Zeitalter des Thukydides. Von Dr. W. Roscher. Göttingen, 1842. — Kampe. . 737

Die Handelspolitik im Allgemeinen und die Handelsfreiheit insbesondere — oder geschichtliche, kritische und dogmatische Widerlegung der Handelsfreiheit und alles dessen, was mit ihr zusammenhängt. Von L. W. Schroeter. Leipzig, 1843. — Brüggemann. . 777

Sophokles von J. J. C. Donner. Zweite verbesserte Auflage. Heidelberg, 1842. — Hartung. . . 657

De Sophoclis scholiorum Laurentianorum variis lectionibus, scripsit Dr. Gustavus Wolff. Lipsiae, 1843. — Hartung. 797

Thucydidis de bello Peloponnesiaco libri octo. Ad optimorum librorum fidem editos explanavit E. F. Poppo. Vol. I. Sect. 1. 2. Gotha, 1843. — Kampe. . 737

Thukydides Geschichte des Peloponnesischen Krieges. Uebersetzt und durch Anmerkungen erläutert von Dr. F. H. Kämpf. Th. I. Neu-Ruppin, 1842. — Kampe. 737

Dichtungen des deutschen Mittelalters. Erster Band. Der Nibelunge Nôt und diu Klage, herausgegeben von Al. H. Vollmer. Leipzig, 1843. — Sommer. . . 649

Ueber die Iliade und das Nibelungenlied. Neun literarische Abendunterhaltungen in dem Museum zu Karlsruhe von Karl Zell. Karlsruhe, 1843. — Lauer. . 701

Digitized by Google

Nachricht

über die

Fortsetzung dieser Zeitschrift.

Die *Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik* werden auch im nächsten Jahr in ungehinderter Verfolgung ihres von jeder wissenschaftlichen Einseitigkeit freien Zweckes und in dem bisherigen Umfang von jährlich 120 Druckbogen fortgesetzt werden. Die Herrn Abonnenten erhalten dieselben, nach ihrer Wahl, in wöchentlichen oder monatlichen Lieferungen zugesendet. In das den Jahrbüchern beigefügte Anzeigeblatt werden Buchhändleranzeigen gegen billige Insertionsgebühren aufgenommen. Die löblichen Verlagshandlungen, welche ihre *wissenschaftlichen* Verlagsartikel bald in den Jahrbüchern zur Beurtheilung gebracht zu sehen wünschen, werden wohl daran thun, wenn sie durch Vermittelung der Besserschen Buchhandlung in *Berlin* ein Freiexemplar einsenden. Der Preis der Jahrbücher bleibt wie bisher 12 Thaler jährlich und 6 Thaler halbjährlich. Alle Postämter und Buchhandlungen nehmen Bestellungen an und haben sich die letztern an die vorgenannte Bessersche Buchhandlung zu wenden.

Gedruckt in Berlin bei J. F. Starcke.

Digitized by Google

№ 81.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1843.

XXXIX.

Hamburgisches Urkundenbuch. Herausgegeben von Joh. Martin Lappenberg, b. R. Dr., Archivarius der freien und Hanse-Stadt Hamburg. Erster Band. Mit einer Karte und andern Lithographien. Hamburg, 1842. *bei Perthes, Besser und Mauke. XXXVIII und* 882 *S. in* 4.

Urkundenbuch der Stadt Lübeck, herausgegeben von dem Vereine für Lübecksche Geschichte. Erster Theil. Lübeck, 1843. *bei Friedrich Asschenfeldt. XII und* 764 *S. in* 4. Auch unter dem Titel: *Codex diplomaticus Lubecensis. Lübecksches Urkundenbuch. Abthl. I. Thl. I.*

Seit dem Erscheinen des Frankfurter Urkundenbuches, mit welchem Dr. J. F. *Böhmer* die Vaterstadt und das Vaterland beschenkt hat, wurden auch in den andern beiden, in der Ueberschrift genannten, freien Städten Deutschlands ähnliche diplomatische Sammlungen unternommen und mit lebhaftem Eifer in Ausführung gebracht. Die Herausgeber dieser Sammlungen erwarben sich das zwiefache Verdienst, sowohl für die Erhaltung des wichtigen, der Dunkelheit noch nicht entzogenen Urkunden-Schatzes, welchen diese Städte zur Zeit noch besitzen, die einzige, einem gänzlichen Verluste desselben sicher wehrende Veranstaltung zu treffen; als auch der Geschichtsforschung, welche in Deutschland einen grofsen Theil der gelehrten Forschungen ausmacht, eine bedeutende Erweiterung ihres Quellenreichthums zu gewähren.

Auf die Erhaltung und unversehrte Aufbewahrung wichtiger Archivalien ist von jeher sorgfältig Bedacht genommen. Man übergab sie im frühern Mittelalter den Kirchen, Klöstern und geistlichen Stiften zur Obhut, da diese geweihten Orte nicht so oft, als die Burgen der Fürsten und Edlen, von Krieg und Brand oder andern Zerstörungen heimgesucht wurden. Später nahm man sie in die Gewölbe der Archive auf, indem man mit peinlicher Aengstlichkeit darüber wachte, nicht durch Entfernung aus diesen Aufbewahrungsorten eines Stückes verlustig zu gehen, und die Archive in die gesichertsten Orte des Landes verlegte. Und wie viel der wichtigsten Urkunden öffentlicher Archive sind dennoch im Laufe der Jahrhunderte durch Krieg und Plünderung zerstreuet, durch Brand verzehrt oder im Wege der Verwesung und Verwitterung vernichtet, auch wohl durch Feuchtigkeit der düstern Aufbewahrungsorte unleserlich geworden oder durch Mäuse- und Mottenfrafs durchlöchert und zerstört! — Es giebt nur *eine* Methode, die urkundlichen Schätze, welche man gegenwärtig noch besitzt, der Nachwelt getreu zu erhalten und zu überliefern, und diese Methode besteht in sorgfältiger Vervielfältigung mittelst des Abdruckes. Die Originalien werden immer, im Laufe längerer oder kürzerer Zeit, der sorgsamsten Aufbewahrung ungeachtet, einmal verloren gehen, sei es durch die Wirkung aufserordentlicher, nicht vorherzusehender Ereignisse, oder nach den natürlichen Gesetzen der Verwitterung der Schrift und der Verwesung des animalischen Materiales, worauf diese geschrieben steht. Der wahre Archivar oder Conservator einer Urkunde ist daher in der That ihr Herausgeber. — Auch ist wahrlich, bei dem im Laufe der Jahrhunderte so sehr verminderten praktischen Werthe der meisten mittelaltrigen Urkunden und dem dagegen stets steigenden wissenschaftlichen Interesse unserer Archivalien, die Herausgabe derselben in genauem Abdrucke für die Gegenwart und für die Zukunft viel wichtiger, als — ohne diese Publicität — die unversehrteste Erhaltung des ängstlich bewachten Originales.

Die Erstreckung dieser Publicität über die reichhaltigen, von sehr günstigen Verhältnissen bisher be-

Digitized by Google

schützten Archive Hamburgs und Lübecks ist aber von einer um so gröfsern Wichtigkeit für die deutsche Geschichtsforschung, je mehr sich die Entwickelung gewerblichen und überhaupt städtischen Lebens in Deutschland an diese Städte anknüpfte, und je mehr die weit reichenden Verbindungen dieser Städte sie mit andern Städten und Ländern in ununterbrochenen Verkehr und mannigfaltig interessante Beziehungen setzten.

Daher erkennen wir in den Geschichtsquellen Hamburgs and Lübecks zuvörderst die wichtigsten Quellen für die Geschichte des Städtewesens in Deutschland überhaupt. Diese Städte erhoben sich frühzeitig zu einer blühendern Entwickelung des bürgerlichen Gewerbsbetriebes und zu einer viel gröfsern Unabhängigkeit von jeder Behinderung durch äufsere Gewalt, als den übrigen Städten vergönnt war. Sie bildeten daher ihre Stadtverfassung und ihre gesammten städtischen Verhältnisse in der mannigfaltigsten Richtung viel vollständiger und reicher aus, als die meisten andern Städte. Das anschauliche Bild, welches ein tieferes Eingehen in die Urkunden dieser Städte erkennen läfst, ist das Gemälde einer nach allen Richtungen hin vollendeten Organisation des städtischen Gemeinwesens im Geiste des Mittelalters, mit der allmäligen Ausdehnung des Gebietes und der Gerechtsamen, welche die Städte erlangten, der Bildung der Rechtsverhältnisse, welche sich für sie gestalteten, so wie den Verbindungen, worin Handel und Betrieb fabricativer Gewerbe und die dazu erforderlichen Schutzmaafsregeln, unter dem Einflusse der diesen entgegen wirkenden fremden Gewalten, sie mit Auswärtigen verknüpften. Es ist gleichsam das Normalbild einer mittelaltrigen Stadt, — einer auf der wahren Grundlage des Bürgerthums unter allen Fährlichkeiten jenes Zeitalters emporblühenden, von allen äufsern Beschränkungen glücklich sich befreienden, durch rege Betriebsamkeit im Innern und durch kräftige Thätigkeit im Auslande mit jugendlicher Schwungkraft emporsteigenden Stadt, — was den Sinn und die Richtung der zum Theil mifsglückten Bestrebungen, die man in der Geschichte anderer Städte wahrnimmt, ergänzend zu erkennen giebt. Denn Richtungen und Bestrebungen, welche die Städte Deutschlands im Mittelalter verfolgten, waren überall fast dieselben. Es war der nämliche Geist des in sich abgeschlossenen Bürgerthumes, welcher in der grofsen Reichsstadt, wie in der kleinsten städtischen Gemeinde, die Richtung bestimmte, in welcher das Städtewesen sein Emporkommen erzielte. Nur die äufsern Bedingungen, deren Einflusse diese Richtungen sich ausgesetzt sahen, waren sehr ungleich, und sie waren es vorzüglich, welche die Verschiedenheit der Verhältnisse und Einrichtungen herbeiführten, die das mittelaltrige Städtewesen in Deutschland nachweiset.

Ist hiernach den Geschichtsquellen der Städte Hamburg und Lübeck schon wegen ihrer grofsen Wichtigkeit für die Geschichte des deutschen Städtewesens eine sich auf ganz Deutschland erstreckende Wichtigkeit zuzuschreiben; so sichert denselben auch zugleich der mannigfaltige Wechselverkehr dieser Städte mit fremden Ländern und Staaten eine über die Grenzen ihres städtischen Weichbildes weit hinausreichende Bedeutung zu. Es giebt wohl kaum ein deutsches Land, zu denen diese mächtigen Hansestädte nicht in irgend einer Beziehung gestanden hätten und dessen Geschichte daher nicht aus den Archiven dieser Städte einen Beitrag erhielte. Besonders waren *an allen* politischen Ereignissen Norddeutschlands *die Hansestädte* immer nahe betheiligt: und bei dem schweren Gewichte, welches ihr Interesse in die Wagschale legte, — gemeiniglich das Interesse des Handels und der städtischen Industrie überhaupt, — war die Theilnahme der Hansestädte an jenen politischen Ereignissen in den meisten Fällen nichts weniger als eine untergeordnete. Mit Nachbarstaaten, wie Mecklenburg, Brandenburg, Braunschweig, Sachsen etc. bestand nicht nur ein täglicher mercantilischer Verkehr, sondern auch eine fast ununterbrochene politische Berührung, bald friedlicher, bald feindlicher Art. Zur Vervollständigung der Geschichtsquellen dieser Länder sind daher die Denkmäler der Geschichte Lübecks und Hamburgs von vorzüglich grofser Wichtigkeit. Im Einzelnen liefern dieselben auch interessante Beiträge für die Geschichte aufserdeutscher Länder, namentlich Skandinaviens, Rufslands und Englands, da der Handel mit diesen Ländern von Seiten der deutschen Länder fast ausschliefslich in den Händen des mächtigen Städtebundes sich bewegte.

Die mühvolle Arbeit der Herausgabe dieser Quellensammlungen übernahm für Lübeck ein Verein von Geschichtsfreunden, für Hamburg aber der verdienst-

Digitized by Google

volle Archivar des städtischen Archives, dessen Fleifse wir schon so viel treffliche Leistungen im Gebiete der Geschichtsforschung verdanken. Die „Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Thätigkeit" in Lübeck hatte schon im Jahre 1821 die erste Veranstaltung zu diesem Unternehmen getroffen, indem sie einen Ausschufs ernannte und mit den nöthigen Geldmitteln ausrüstete, um die Quellen der Stadtgeschichte zu ediren. Das erste gröfsere Unternehmen, dem dieser historische Ausschufs sich zuwandte, war die Herausgabe der Lübeckschen Chroniken in Niederdeutscher Sprache, die durch den Prof. Dr. Grautoff in den Jahren 1829 und 1830 ausgeführt ward. In Rücksicht auf die Herausgabe der Urkunden suchte der gedachte Verein sich zuvörderst mit der Schleswig-Holstein-Lauenburgischen Gesellschaft für vaterländische Geschichte zur Bearbeitung eines gemeinschaftlichen, die Urkunden der gedachten Herzogthümer und Lübeck's umfassen den Werkes zu vereinigen. Indessen zerschlug sich diese schon eingeleitete Vereinigung beider Gesellschaften für den gedachten Zweck späterhin dadurch, dafs der historische Verein für Lübecks Geschichte sich nicht auf die Herausgabe noch ungedruckter Urkunden zu beschränken, sondern auch die sonst schon gedruckten Diplome in neuen Recensionen in die Sammlung aufzunehmen wünschte, während man von der andern Seite sich dieser Erweiterung des Planes weigerte. Eben so zerschlug sich ein zweiter Plan, der Plan der Herausgabe eines „*Nordalbingischen Urkundenbuches*" in drei Sectionen, deren eine die Urkundensammlung Hamburgs ausmachen sollte. Hiernächst traf der Lübecker Verein, die Pläne einer weiter ausgedehnten Gemeinschaftlichkeit aufgebend, ein Abkommen mit dem Dr. Leverkus, der damals in Oldenburg angestellt war und hier das Archiv des Hochstiftes Lübeck gewissermafsen neu entdeckt hatte, auch dessen Schätze zu veröffentlichen beabsichtigte, um wenigstens dies von dem Dr. Leverkus beabsichtigte Urkundenbuch des *Hochstifts* Lübeck und das von dem Vereine vorbereitete Urkundenbuch der *Stadt* Lübeck als Theile eines Ganzen in Verbindung zu setzen. Beide Urkundenbücher werden darnach in derselben äufsern Form und unter gemeinschaftlichem Titel erscheinen, so dafs jenes von Leverkus beabsichtigte Urkundenbuch des Hochstiftes Lübeck als zweite Abtheilung des ganzen Werkes zu erwarten steht. In Gemäfsheit dieser Vereinbarung ist der Inhalt des gegenwärtig im 1. Bande vorliegenden Urkundenbuches auf alle Lübecksche Urkunden, mit Ausnahme der das Hochstift betreffenden, erstreckt. Nur diejenigen von den Aufzeichnungen des Lübeckschen Rechtes, welche kürzlich von *J. F. Hach* in einer allen Anforderungen entsprechenden Ausgabe erschienen sind, wurden ebenfalls von dem Wiederabdrucke in dieser Sammlung ausgenommen.

Die Herausgabe des Hamburger Urkundenbuches übernahm dagegen Hr. Dr. *Lappenberg* auf den Wunsch des Senates, welcher letztere nicht nur die Vorarbeiten mit Liberalität unterstützte, sondern auch dem Verleger die erforderliche Beihülfe gewährte. Dem auf Veranlassung und Kosten des Senates durch den Archivarius der Stadt bearbeiteten Urkundenbuche Hamburgs ist daher gewissermafsen ein officieller Charakter zuzuschreiben, während das Lübecker Urkundenbuch nur als eine vom Senate begünstigte Privatarbeit erscheint. Rücksichtlich der Begrenzung des Inhaltes weicht das Hamburger Urkundenbuch dadurch von dem Lübecker Urkundenbuche ab, dafs in das erstere, aufser den städtischen Urkunden, auch die Urkunden des Erzstiftes Hamburg oder Bremen, mit Einschlufs der von demselben unmittelbar abhängigen geistlichen Stiftungen, bis zum Jahre 1225 und sodann auch sämmtliche Urkunden des Capitels zu Hamburg aufgenommen sind. Auch erhielt das Hamburger Urkundenbuch einen Zuwachs vermöge besonderer Uebereinkunft mit den Editoren des Lübecker Urkundenbuches, wornach sämmtliche Documente, welche sich auf Bergedorf und die Vierlande beziehen, in das Hamburger Urkundenbuch aufgenommen wurden. Endlich hat der Herausgeber der letztgedachten Sammlung sich auch bemüht, jede Spur von jetzt verlornen Urkunden, deren ältere Nachrichten in Geschichtswerken oder Urkundenverzeichnissen gedenken, hier nachzuweisen, so wie die mitgetheilten Urkunden mit mannigfaltigen, besonders geographischen Erläuterungen zu begleiten, während die Lübecker Editoren von solchen das Verständnifs des Textes erleichternden Anmerkungen seltener Gebrauch machten.

Diese treffliche Arbeit Lappenbergs war übrigens nahe daran, gleich nach ihrer Vollendung wieder gänzlich zerstört zu werden. Der Druck des Werkes war grade einige Tage früher vollendet worden, als der furchtbare Brand Hamburgs vom 5—8. Mai 1842 auch den gröfsten Theil der Auflage desselben, welcher sich bei den Verlegern, so wie noch in der Druckerei befand, zerstörte. Nur zwei *vollständige* Exemplare wurden dadurch gerettet, dafs sie sich in den Händen des Herausgebers befanden. Aufserdem blieben 100 einem Buchbinder zugesandte Exemplare bis auf die Bogen 61 — 80 und die lithographirten Anlagen, welche noch nicht dahin gelangt waren, erhalten. Diese 100 Exemplare wurden nun zwar durch Nachdruck der fehlenden Bogen und Blätter wieder ergänzt; doch bleibt dem Publico immer der Verlust des gröfsern Theiles der Auflage zu betrauern, in Folge dessen die Erwerbung des Werkes schon gegenwärtig durch eine in Deutsch-

Digitized by Google

land bei historischen Werken seltene Höhe des Preises erschwert ist und bei dem gewifs bald eintretenden Mangel an vorräthigen Exemplaren für die Zukunft noch schwieriger zu werden droht.

Ueber die Archive und sonstigen Aufbewahrungsorte, in welchen sich die Originalien oder alten Copien der in die vorliegenden Sammlungen der beiden Hansestädte aufgenommenen Urkunden befinden, geben die Vorreden der Herausgeber ausführliche Nachricht. Ref. will daraus nur hervorheben, dafs der älteste Aufbewahrungsort der Urkunden übereinstimmend in beiden Städten *die Trese* genannt wird. Nach Lappenberg war die Trese zu Hamburg ein die Documente aufbewahrender Schrank, welcher in einem die Tresekammer genannten Zimmer stand. In Lübeck benennt man mit dem Namen Trese oder Tresekammer noch jetzt, wie vor Alters, ein zur Aufbewahrung des Archives benutztes Gewölbe in der Marienkirche. An beiden Orten ist bei dem Namen Trese ohne Zweifel nur an die alte, auch sonst häufig vorkommende Verbindung der Schatzkammer oder des Geldkastens mit dem Archive oder dem Urkundenkasten, zu denken, wonach man, auch wenn die Benutzung zur Aufbewahrung des Geldes aufgehört hatte, solche Orte oder Kasten und Schränke, bei fortwährender Benutzung derselben für den Archivzweck, fortdaurend als „thesauraria", mittelaltrig „treselaria" oder abgekürzt „Trese" bezeichnete. Daher wird auch von der Hamburger Trese ausdrücklich erzählt, dafs der an Friedrich von Gheldersen verpfändete Kopfschmuck der Gemahlin des Herzogs Erich des Jüngern von Sachsen-Lauenburg in der Trese aufbewahrt worden. —

Was das bei dem Abdrucke beobachtete Verfahren anbelangt; so ist es in beiden Sammlungen ziemlich dasselbe. Jede Urkunde ist, so weit als erreichbar war, nach dem Originale abgedruckt oder sonst nach den besten vorhandenen Copien. Bei dem Abdrucke dieser Originalien oder alten Copien sind alle Eigenthümlichkeiten, Unregelmäfsigkeiten und Willkürlichkeiten der Urschrift beibehalten. Nur die ältere Interpunction ist mit der neuern vertauscht, anstatt des langen f ein rundes s, und anstatt eines kleinen Anfangs-Buchstaben bei Orts- oder Personen-Namen, so wie nach einem Puncte ein grofser Buchstabe gesetzt worden; auch sind die Abkürzungen der Urschrift im Abdrucke ausgefüllt. Ueberflüssige in der Urschrift stehende Buchstaben, Silben und Wörter hat man als Fehler der Urschrift in winkelige Klammern, dagegen die in der Urschrift fehlenden, die man einzuschalten für nöthig befunden in runde Klammern eingeschlossen. Nur wenn die Urkunden lediglich durch schlechte Abdrücke erhalten waren, sind Berichtigungen, welche unzweifelhaft waren, bei dem Wiederabdrucke vorgenommen, wobei dann aber die falsche, durch diese Berichtigungen verdrängte Lesart in Noten angemerkt ist. — Sichtbar hat in der Beobachtung dieser Grundsätze bei beiden Sammlungen grofse Genauigkeit und Strenge stattgefunden, wenn auch hier und da ein Versehen unbemerkt hindurchgeschlüpft ist. In Lappenberg's Werke konnte diese Genauigkeit, die ihn als Archivar und als Schriftsteller längst auszeichnete, nur vorausgesetzt werden. In Ansehung des Lübecker Urkundenbuches ist es für den Referenten überraschend gewesen, auch hier selten nur auffallenden Mängeln zu begegnen, da hier nicht die geübte Hand *eines* Sachverständigen, sondern eine Gesellschaft das Unternehmen vollendete, von deren Mitgliedern die Vorrede sagt: „Alle legten Hand an, von Liebe zur Sache getrieben: in den Versammlungen wurden die den Archiven entnommenen Urkunden zur Fertigung der Abschriften vertheilt, demnächst die gefertigten collationirt und zweifelhafte Puncte besprochen". Da diese Gesellschaft nun gewifs nur zum kleinsten Theile aus geübten Urkunden-Kennern bestand; so mufs in der That bewundert werden, dafs bei der Beobachtung des bezeichneten Verfahrens dennoch so correcte Abdrücke erreicht wurden, wie man sie in der Sammlung anerkennen mufs.

Der erste Band schliefst bei beiden Sammlungen mit dem Jahre 1300. Die Hamburger Sammlung, welche mit dem König Karl's des Grofsen Stiftungsbriefe des Bisthumes Verden beginnt, umfafst gegen 1000, das Lübecker Urkundenbuch gegen 800 Documente. Beiden Sammlungen ist ein ausführliches Register über Orts- und Personennamen hinzugefügt und endlich noch eine Reihe lithographischer Blätter beigegeben. Diese Blätter enthalten im Lübecker Urkundenbuche theils das Facsimile einer Urkunde Königs Waldemar von Dänemark, theils Abbildungen Lübecker Stadt-, Bürger- und Stifts-Siegel. Darunter hat uns besonders das Tafel 1 u. 2 mitgetheilte älteste Lübecker Stadtsiegel aus der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts interessirt. Das Symbol, was die Stadt für ihr Siegel wählte, war ganz rein das Bild eines Schiffes: ihre Flagge mufste also älter sein als ihr Wappen! Hinten am Steuer sitzt ein alter Mann, die Kappe über den Kopf gezogen, der bedachtsam das Schiff durch die Wogen leitet; vorn an der Spitze ein jugendlich aufstrebender Knabe, dessen kühnen Muth der Greis durch eine Bewegung der rechten Hand zu sänftigen bemüht ist. Die Weisheit und Mäfsigung des Alters und die kühn aufstrebende Kraft der Jugend als Grundlagen für die geordnete Entwickelung und das schnelle Aufblühen der Stadt, finden wir hier sehr sinnig symbolisirt. — Die Beilagen zu Lappenberg's Urkundenbuche liefern theils ebenfalls Bilder der ältesten Siegel der Stadt und des Capitels, so wie des Erzbischofes; theils Schriftproben der ältesten Urkunden des Erzstiftes Hamburg, letztere als Beläge für die gründliche Untersuchung, welche S. 785 f. über die bekanntlich angefochtene Aechtheit der ältesten Urkunden der Hamburgischen Kirche mitgetheilt ist, theils endlich eine Karte des Hamburgischen Erzstiftes vom Jahre 1209—1300 mit Ausschlufs des die Ostgrenze bildenden Bisthumes Schwerin. —

Möchten beide Sammlungen, die in ihrem 1. Bande so trefflich begonnen sind, recht bald die versprochene Fortsetzung folgen lassen! Riedel.

Digitized by Google

№ 82.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1843.

XL.

Dichtungen des deutschen Mittelalters. Erster Band. Der Nibelunge Nôt und diu Klage, herausgegeben von Al. H. Vollmer. Leipzig, 1843. G. J. Göschen'sche Verlagshandlung.

Die Verlagshandlung hat ein Werk der deutschen Philologie als Gemeingut betrachtet, wofür man in der klassischen kritische Ausgaben zu halten pflegt. Die Gründe, durch welche man sich in der letztern hierzu berechtigt glaubt, können jedoch im Deutschen und zumal bei einem Gedicht des dreizehnten Jahrhunderts dieses Verfahren auch nicht scheinbar entschuldigen. Der deutsche Philolog schafft heut den gesammten kritischen Text erst, während der klassische schon Arbeiten von Vorgängern benutzen kann. Der Text eines mittelhochdeutschen Gedichtes aber hängt in vorzüglich hohem Grade von den besonderen kritischen Gesetzen ab, die sich der Herausgeber als Grundlage seiner Arbeit erst aus dem Gedichte selbst durch eigne Untersuchungen und nach eignem Gefühl bilden muſs. Er darf darum den ganzen kritischen Text als sein Eigenthum betrachten. Und vorzüglich darf dies Lachmann bei seinen Ausgaben, da sie auf einer besonders fein ausgebildeten kritischen Grundlage beruhen. Wenn dies die Verlagshandlung nicht wuſste, so muſste es der Herausgeber wissen, und er durfte nicht eine Ausgabe der Nibelungen unternehmen, in welcher er die Eigenthümlichkeiten der Lachmannschen gröſstentheils beibehielt. Seine Ausgabe, die als eine unabhängige, mehrfach verbesserte angekündigt wird, ist in ihren wesentlichen Theilen nur ein Plagiat der Lachmannschen. Ein Nachdruck ist sie nicht, da sich der Herausgeber alle Mühe gegeben hat, in Einzelheiten auf Kosten der Kritik und oft des Sinnes, der Grammatik und Metrik von Lachmann abzuweichen. Die Richtigkeit dieses Urtheils wird durch die oberflächlichste Vergleichung beider Ausgaben erwiesen. Allein das Buch beginnt eine Sammlung mittelhochdeutscher Gedichte, welche den Zweck hat, den Sinn für das Studium der altdeutschen Sprache und Literatur in einem gröſsern Kreise zu wecken; sie soll darum von den werthvollsten Dichtungen des 12. und 13. Jahrh. Ausgaben enthalten, die billiger als die bisherigen sind und nicht bloſs dem Bedürfnisse der Gelehrten, sondern der gebildeten Leser im Allgemeinen, der akademischen Vorlesungen und des Gymnasialunterrichts genügen. Herr Vollmer macht daher vielleicht auf das Verdienst Anspruch, den Lachmannschen Text für diesen Zweck umgestaltet zu haben, und dies scheint ein Grund, die Ausg. etwas näher zu betrachten.

Zunächst sind die von Lachmann für unächt erklärten Strophen nicht durch den Druck bezeichnet. Dies wird denen ein Vorzug scheinen, welche meinen, wie das erst neuerdings in einem Journal gesagt wurde, daſs Lachmanns erste Ausgabe dem Leser mehr zu empfehlen sei als die zweite, weil in dieser die Verschiedenheit des Druckes den Genuſs des Ganzen störe. Daſs eine solche Verschiedenheit bei einem wirklichen Ganzen stören muſs, wird Niemand leugnen; doch in diesem Falle beruht der Tadel nur auf dem Widerspruch, daſs man Etwas als ein Ganzes bewahren will, was anerkannt kein Ganzes ist. Wie weit Jemand die hieher gehörigen Forschungen Lachmanns in ihren Einzelheiten unterschreibt, ist hierbei gleichgültig; jedenfalls wird er, sobald ihm nicht Sinn und Sprachkenntniſs mangeln, die Nibelungen nicht mehr für das Werk *eines* Dichters halten, die Lachmannschen Forschungen also wenigstens als eine Grundlage, auf der weiter zu bauen sei, betrachten müssen; die Verschiedenheit des Druckes aber kann doch nicht mehr stören, als die innere Verschiedenheit des Gedichtes. — Die Hauptveränderung des Herausgebers besteht jedoch darin, daſs er die älteren Schreibungen der Hand-

Digitized by Google

schrift *A* wegschafft und überhaupt die Orthographie fast durchweg gleichmäfsig macht. Schon hierdurch wäre die Ausgabe wissenschaftlich unbrauchbar; doch hilft dieses unkritische Verfahren auch dem gewöhnlichen Leser wenig; er mufs nun aus verschiedenen Ausgaben lernen, was er sonst bequem aus einer lernen konnte, und das einzelne Unregelmäfsige, welches übrigens wohl nur auf Nachläfsigkeit beruht, mufs ihn bei dieser affectirten Strenge um so mehr stören. So werden z. B. die uneigentlichen Zusammensetzungen wie *abegân* (321, 2), *angewinnen* (326, 3), *bîwære* (1565, 2), *vürworden* (Klage S. 324 Z. 2, bei Lachmann Vers 1689) *) und selbst *anzesehene* (548, 4) wie im Neuhochdeutschen als ein Wort geschrieben; doch daneben findet man z. B. *abe gân* (825, 4), *vür gân* (798, 1); 397, 2. 1631, 3. 2110, 3. 2187, 3 steht *en hant*, doch 1503, 2 *enouwe* u. s. w.; oft auch werden durch das Regeln der Orthographie metrische Fehler gemacht, z. B. durch die Formen *vrouwe*, *iuwer* statt *vrowe*, *iwer*, welche letztern jedoch ebenfalls vorkommen, nur meist an Stellen, wo sie das Metrum nicht fordert, wo sie also consequent zu vermeiden waren; Formen wie *manec* und *manic*, *unt* und *und*, *ichn* und *ichne* vertauscht der Herausg. dauernd und zwar so, dafs er gewöhnlich die Schreibung setzt, welche in der Handschrift *A* nicht steht, weil Lachmann der Handschrift *A* folgt; dabei aber sagt er ausdrücklich im Verzeichnisse der Handschriften, er lege *A* zu Grunde, und der Satz klingt fast, als hätte sie Lachmann nicht zu Grunde gelegt. Das Präteritum von *hân* schreibt er in der Nib. Noth fast durchgehend *hête* und begeht dadurch viele metrische Fehler, z. B. 181, 1. 326, 4. 656, 1. 1537, 2 und *hètet* 2167, 3, wo alle Handschriften *het* geben; daneben steht *hete* wiederum, wo der Herausgeber *hête*, wenn er es einmal für richtig hielt, setzen mufste, z. B. 165, 2. 268, 1. 458, 1. 700, 4. In der Klage heifst dieses Präteritum stets *hæte*, und hierin liegt oft ein doppelter Fehler, da in den Handschr. gewöhnlich *het* steht. — Wie die älteren Schreibungen schafft Hr. Vollmer die schwierigeren, alterthümlichen Constructionen aus der von ihm zu Grunde gelegten Handschr. *A* grofsentheils weg; doch zum Beweise, dafs er sich auch hier nicht auf Forschungen oder nur auf bestimmte Ansichten stützt, verfährt er mit gleicher Inconsequenz; z. B. 344, 1 steht in *A sî willekomen bruoder und der geselle sîn*, Lachmann ergänzt aus der gemeinen Lesart *min* vor *bruoder*, Hr. Vollmer nimmt diese ganz auf und schreibt *willekomen sî mîn bruoder und der geselle sîn*, daneben behält er 1107, 1 *sî uns grôze willekomen min vater und sîne man*; Klage 321, 34 (1645) *A Pazzowe den namen hât*, Hr. Vollmer ergänzt mit *B C si* vor *den*, doch steht Kl. 295, 8 (1113) *Püten noch den namen hât*, nicht *P. ez noch*, wie *D* hat; 821, 2 *AB und jâhen daz siz wæren Liudgères man*, Hr. V. *si* statt *siz* mit *CDF*; Klage 295, 6 f. (1112 f.) *A er het bi Ôsterlande ein hûs an Ungermarke stât*, Hr. V. *er saz in Ôsterlande. ein hûs* u. s. w., wobei *saz* aus *BCD*, *in* aus *C* ist. Oft freilich gewinnt er durch seine Abweichungen nicht einmal eine leichtere Construction, sondern er scheint nur zum Spafs abzuweichen, z. B. 418, 2 statt *A einen vil scharfen gêr* setzt er die gemeine Lesart *einen gêr vil scharfen*; 1079, 1 statt *A er hât vil übel getân* wieder die gemeine Lesart *er hât übele getân*; 1096, 1 *A swâ man mich ze Burgonde und die mîne sehe*, die gemeine Lesart, metrisch glätter, *swâ man cen Burgonden mich unt die mîne sehe*, Hr. V. *swâ man zuo Burgunden mich und d. m. s.* (*zu* steht nur in *D*, das zweite *u* in *Burgunden* nur in *J*, doch die Form *Burgonden* kommt in dieser Ausg. nie vor, so oft sie auch in den Handschrr. steht); 1524, 2 *A zuo sinen handen einen helt*, Hr. V. mit *BH einen helt zuo sinen handen*; *hêrlich* statt *êrlich*, *hêr* statt *er* ist stets aus den jüngern Handschrr. aufgenommen; 48, 4 wird grammatisch streng *edele* statt *edel* mit *B* gesetzt, doch 789, 1, wo *B* wieder *edele* hat, *edel* gelassen u. s. w. Wie von *A* weicht der Herausgeber nicht selten von allen Handschrr. ohne jeden Grund ab; so setzt er z. B. die Adverbialform — *lîchen* in der Nib. Noth gar nicht, in der Klage nur wo sie reimt. Dabei hat er sich nicht einmal die Zeit genommen zu überlegen, wo — *lîchen* Adj. und wo es Adv. ist; 267, 4 z. B. steht in allen Handschrr. *manegen ungesunden sach man frœlîchen sît*, Hr. V. schreibt das Adv. *vrœlîche*, und nun hat der Vers den schönen Sinn „später freute man sich manchen Kranken zu sehen". Eben so sind Hrn. V. die Formen *muose müese*, *mîme dîme sîme eime* verhafst, und bei der Wegschaffung der letztern macht er durch

*) Der Herausgeber hat nämlich „zur Erleichterung" (S. 352) die von Lachmann gewählte Bezeichnung der Handschriften beibehalten, doch um das Nachschlagen der Citate zu erschweren, die Verszählung in der Klage verändert. — Wo bei den obigen Citaten nichts zugesetzt ist, beziehen sie sich auf die Nib. Noth.

Digitized by Google

minem u. s. w. wieder nicht selten metrische Fehler, z. B. 637, 2 (mit *B*) *dô sprach zuo sînem gesinde.* 184, 4 ist *grimmigen* gegen alle Handschr., aber auch *grimmige C F* ist sichtlich nur eine Aenderung der Schreiber, denen, wie wohl Herrn V. selbst, der Vers *die zwêne grimme man* zu kurz war; dafs es weiter Nichts ist zeigt die Aenderung in *C*, welche denselben Zweck hat: *die zwêne grimme starke man.* 24, 2 ist anstatt *von sîn selbes muote* ohne Handschr. *von sînes s. m.* gesetzt, was noch dazu ungebräuchlicher ist (Grimms Gramm. 4, 355 ff.). — Wie es scheint, um diese Willkür wieder gut zu machen, hält sich Herr V. dagegen bisweilen an die Handschrr., wo ihre Lesart keinen oder einen verkehrten Sinn gibt, wo Lachmann also abweicht; z. B. 436, 4 behält er *der helt des wurfes pflac;* 857, 1 *wolt ir niht nemen einen* (zuvor sagt Siegfried „wenn ihr jagen wollt, *sô sult ir mir lihen einen suochman,*" darauf antwortet Gunther bei Lachmann „*welt ir niht niwan einen! ich lihe iu, welt ir, viere*"); 214, 1 *Dô hête der künec Lüedegêr ûf einem schilde erkant gemâlet eine krône vor Sîvrides hant* (auch hier ist *einem* gegen die Handschrr., nur *J hat einē*, die übrigen *eime*, *ûf eime* aber ist ein nicht seltner Fehler für *ûfme*); 583,3. *zierlîcher degen er hête dicke sanfter bî andern wîben gelegen!* Vielleicht scheute sich Herr V. bei Stellen der Art, in denen Lachmanns Besserungen besonders fein und leicht sind, dieselben zu behalten, weil er fühlte, dafs dies gar zu auffallend sei; da er nun nichts Eigenes zu geben wufste, so druckte er einfach die Lesart der Handschriften ab, als ob nichts Arges darin wäre. Bisweilen hilft er sich in ähnlichen Fällen dadurch, dafs er willkürliche Aenderungen jüngerer Abschreiber, die ihr Original bereits nicht verstanden, aufnimmt, z. B. 1148, 4 hat *A daz soldet ir beliben lân, D ir gelieben* statt *beliben*, Lachmann hiernach *iu lieben*, Vollmer mit *B C F ungevêhet*, was die Entstellung in der alten Handschrift nicht begreiflich macht, sie vielmehr offenbar nur nach dem Sinne wegschafft; ebenso *hundert* 704, 4, wodurch Herr Vollmer, wie die harmlosen Schreiber, den Dichter des sechsten Liedes beschuldigt, er habe 42 Strophen später nicht mehr gewufst was er hier gesagt. Von Aenderungen, welche man Conjecturen nennen könnte, habe ich in der Ausgabe nur eine bemerkt, nämlich 378, 1 hat *A ist iu iht daz künde umb disiu magedîn, C F* ändern willkürlich, die übrigen stellen nur um *daz iht*, wobei *daz* gleich unverständlich ist, Lachmann ändert es in *baz*, Herr V. aber schreibt *ist iu ihtes künde;* allein diese Aenderung ist weit stärker als *baz*, und vorzüglich wäre zu erweisen, ob die Construction *mir ist künde eines dinges* deutsch ist. Nicht selten werden Stellen, in denen der Herausgeber Lachmann folgt, doch in der Schreibung oder sonst im Kleinen verändert, z. B. 945, 2 setzt Lachmann mit *J sô si gienge derfüre*, statt *der* haben *A D her, B da, C* streicht es ganz, Herr V. schreibt *so si gienge dar vür*, womit er den Vers verderbt und in *so* statt *sô* eine Unkenntnifs zeigt, die durch beide Gedichte geht; sobald nämlich *dô dâ wâ sô* und die ähnlichen Wörter im zweisilbigen Auftakt stehen, nimmt er ihnen ohne Rücksicht auf das folgende Wort den Accent; er scheint somit *do die, wa man* u. dergl. zu verschleifen. — Doch die Metrik ist überhaupt das Genialste der Ausgabe. Herr Vollmer hat gefunden, dafs in der Nibelungestrophe auch der vierte und sechste Halbvers vier Hebungen haben darf; z. B. 520, 3 *in geben solde mîn golt;* 1325, 3 *nie sô gewalteclîche gebôt;* 1490, 3 *von golde einen bouc vil rôt;* 1538, 3. *si wolten anden ir zorn;* 1672, 3 *diu bein wâren im lanc* (*wâren* für *wârn* gegen alle Handschriften); 1802, 2 *si im under diu ougen sach* (*dougen C*); 1898, 3 *daz houbet sprang in die schôz* (*houbet* nur *B C*, die übrigen *houpt*). In der Klage hat er stumpfreimende Verse zu drei und fünf Hebungen; zu drei 290, 31 (1026) *deheinen kûenern man;* 317, 10 (1553) *lebendic nimmer mêr* (: *Rüedegêr*, mit *A*), zu fünf 268, 18 (579) *Hagene der übermüete her zetal;* 301, 18 (1238) *ich enruoche wenne mich der tôt nimt;* 313, 40 (1488) *diu mære ze vorderst wurden geseit;* 330, 3 (1810) *diu wæne ze verre mir ist enpfarn* u. s. w.; in den beiden letzten Versen sind vielleicht sechs Hebungen gemeint. Natürlich kommen in der Nib. Noth auch klingend ausgehende erste Halbverse zu vier Hebungen vor, z. B. 1703, 3 *ich biute mich iu ze vîezen* (*biut C F, beut h, but D*); 1813, 2 *dô kômen von Bechelâren* (*Bechlâren* nach *A F c*; überladne erste Senkung wird Niemand gegen die Handschriften annehmen). Ebenso werden in der Klage klingend reimende Verse zu drei und vier Hebungen gebunden, z. B. 245, 9. 10 (115) *geworben alsô sêre: Hagene der übermüete hêre;* 256, 9. 10 (335) *etesliche durch vriunde rechen: slahen unde stechen.* Wollte man auf metrische Feinheiten eingehen, so müfste man die ganze Metrik durchnehmen, um für jede Art der Fehler ein Beispiel zu geben. Das Schöne ist nur auch hier, dafs Herr V., der oft genug ohne Grund von der Handschrift *A* abweicht, sich wiederum sehr häufig an sie hält, sobald ihre Lesart metrisch falsch, also von Lachmann nicht aufgenommen ist, und dafs er daneben doch Schreibungen Lachmanns beibehält, oder sie zu ändern vergessen hat, die dieser nur des Versmaafses wegen gegen die Handschriften setzt. Um wenigstens den oberflächlichen Schein der Selbständigkeit zu bewahren, hätte Herr V. doch gewisse Dinge von Lachmann conse-

Digitized by Google

quent behalten und in andern consequent abweichen sollen. — Endlich rückt er das Gedicht dem gröfseren Publikum dadurch näher, dafs er unsre gewöhnliche Interpunction einführt, und somit oft für das Auge trennt was dem Sinne nach untrennbar ist. Auch hierbei verfährt er inconsequent, doch berühre ich nur eine Stelle, welche durch die neue Interpunction einen neuen Sinn bekommt. Klage 275, 2 (711) hat Dankwart erschlagen *mèr, danne Hagene, viere*, vier Mann mehr als Hagen in einem Kampfe, in dem die Burgunden beinah 30000 Feinde tödten, und bei dem Dankwart in der Herberge schon Viele erschlagen hat, eh Hagen zu kämpfen anfängt; und um dies zu sagen, holt der Dichter besonders aus: „man sagt Hagen sei sehr grimm gewesen, doch schlug Dankwart . . ." Diese Stelle war schon 1816 erklärt; *Hagene* aber steht in keiner Handschrift.

Die Varianten dieser Ausgabe bestehen darin, dafs von der bei Lachmann unter dem Text angegebenen gemeinen Lesart etwa der dritte Theil weggelassen ist; sie sind somit weder allein zu brauchen noch mit Lachmanns Anmerkungen, auf welche der Herausgeber die, welche sich „näher umsehen" wollen, verweist. Sogar die Abweichungen seines Textes von der Handschrift *A* gibt Herr V. unvollständig an, z. B. 402, 4 steht im Text *gewinne aber ich ir einez*, dazu in den Varianten die gemeine Lesart *ist aber daz ich gewinne* ohne Bezeichnung der Handschr., so dafs man glauben mufs, es stehe dies entweder in allen, oder die im Text stehenden Worte seien aus *A*, während *ir einez* von Lachmann durch Conjectur zugesetzt ist; doch den metrischen Fehler *aber* statt *ab* hat Herr V. natürlich erst in Lachmanns Verbesserung hineincorrigiert. Ueberhaupt aber sind die Varianten sehr nachlässig zusammen geschrieben, z. B. 87, 2 steht in *B ni mer*, nicht *nimer;* 291, 4 liest man im Text und in der Variante *gerte hân*, während es das eine Mal *wolde hân* heifsen soll; die zu 331, 2 gehörende Lesart steht bei 330, 4, die zu 363, 4 gehörende bei 361, 4, u. s. w.

Neu enthält die Ausgabe einige Lesarten, welche der Herausgeber aus den von ihm verglichenen Handschriften *A C D* angibt. Hätte er dieselben irgendwo abdrucken lassen, so würde man es ihm gedankt haben; dafs sie hinreichen seiner Ausgabe einen Werth zu geben, wird er selbst nicht glauben, da keine dunkle Stelle durch sie erklärt wird, und da zumal Mehreres, was aus den Handschr. berichtigt ist, von Lachmann längst durch Conjectur berichtigt war. Bezeichnend aber ist, dafs Herr V., der sich dauernd auf Lachmann stützt, ohne irgendwo, aufser bei sechs Besserungen in der Klage, dies zu bemerken, Lachmann bei diesen Abweichungen der Handschriften meist ausdrücklich corrigiert. Man könnte sonst glauben, er halte in einem Buche, welches für das gröfsere Publikum bestimmt ist, Verweisungen auf andre Ausgaben für unpassend; was aber wird sich das gröfsere Publikum denken, wenn es z. B. zu 1199, 1 bemerkt findet „*hân* nicht *kan* liest *A*," da ja *hân* im Texte steht, und man erst sieht was gemeint ist, wenn man Lachmanns Ausgabe vergleicht. — Aufserdem erzählt der Herausgeber in einer Einleitung die Sage nach der Völsunga- und Vilkinasaga und nach dem Siegfriedsliede und führt die Ergebnisse der Untersuchungen von E. Rückert, P. E. Müller, Lachmann, W. Müller und Anderen im Allgemeinen an. Auch diese Zusammenstellung kann jedoch Niemand, der die Sache einigermafsen gründlich kennen lernen will, genügen; besonders sind die Resultate der einzelnen Forschungen, so nackt hingestellt, unbegreiflich, und werden es erst durch ihre Durchführung. Diese Einleitung hilft daher nicht mehr als eine blofse Verweisung auf die besprochnen Werke. Geschlossen wird mit vier Seiten aus der Literaturgeschichte von Gervinus. Der Herausgeber spricht keine Ansicht aus. — Endlich enthält das Buch noch eine Anmerkung, nämlich zu Klage 263, 25; diese ist aus Lachmanns Anmerkungen S. 302 genommen.

Diese Ausgabe also kostet einen halben Thaler weniger als die Lachmannsche. Von Wolfram von Eschenbach, der sich schwerlich billiger würde liefern lassen, will man in die Sammlung nur den Parzival und die wenigen Strophen des Titurel aufnehmen; natürlich wird die Ausgabe dann billiger sein, doch werden die Käufer nachträglich finden, dafs ihnen, wenn sie Wolfram kennen lernen wollen, der Wilhelm von Orange fehlt. Ein so glücklicher Griff es aber bei den Nibelungen auch war, dafs man, da doch einmal abgewichen sein mufste, einen Theil der seltneren Structuren und Formen wegstrich, das Gedicht somit populärer zu machen suchte, indem man ihm einen Theil seiner Eigenthümlichkeiten nahm; so gibt es leider doch auch unter dem gröfseren Publicum Viele, denen bei einem Gedichte nichts unwichtig ist, sobald es vom Dichter selbst stammt, und die daher Lieder, welche in ihrer ursprünglichen Gestalt nicht vorhanden sind, doch gern in der Gestalt lesen möchten, die der ursprünglichen am nächsten steht. Allein selbst wer bei seinen poetischen Genüssen leichter zu befriedigen ist, dem dürfte es, sobald er von den Nibelungen mehr wissen will als er durch Simrocks Uebersetzung erfahren kann, doch unerfreulich sein, in dieser Ausgabe bald die Verse nicht lesen zu können, bald Varianten zu vermissen, bald auf völlig unverständliche Stellen zu stofsen; und so wird auch er am Ende zu der Ueberzeugung kommen, dafs er seine Mühe verliert, und dafs es auch bei dem schönsten Gedichte der deutschen Vorzeit eine grofse Verschwendung ist, wenn man einen Thaler für dasselbe ausgibt und dabei nichts lernt, als dafs man, um das Gedicht einigermafsen gründlich kennen zu lernen, noch einen und einen halben Thaler ausgeben mufs.

E. Sommer.

Digitized by Google

№ 83.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1843.

XLI.

Sophokles von J. J. C. Donner. Zweite verbesserte Auflage. Heidelberg, 1842. *Akademische Verlagshandlung von C. F. Winter.*

Diese Uebersetzung ist in dem nämlichen Tone gehalten, wie die früher vom Ref. in diesen Blättern beurtheilte des Euripides: es ist daher auch ziemlich das Nämliche an ihr zu loben und zu tadeln. Um dies zu zeigen, will ich erst einige frühere Uebersetzungen, die mir zur Hand sind (leider fehlt darunter die Solger'sche), mit ihr vergleichen. Oedip. Tyr. V. 58 folg. übersetzt *Fr. Ast* (Leipz. 1804) also:

„O klagenswerthe Kinder, eu'r Begehren ist
Mir wohl bekannt; ich weiſs es daſs ihr alle krankt,
Doch weiſs ich auch, daſs keiner von euch allen, die
Ihr kranket, so am Leidensloos erkrankt, wie ich.
Denn euer Schmerz trifft immer Einen nur allein
Für sich, und keinen andern, aber mein Gemüth
Das seufzet für die ganze Stadt, für mich und dich.
So wähnet nicht, ihr habt aus dem Traum mich erst
Erwecket, nein, ich habe vielfach schon geweint,
Und schwankend schon auf vielen Wegen nachgedacht" etc.

Hier sind undeutsch die Ausdrücke *klagenswerth* für beklagenswerth (denn wenigstens für eine so herzliche Sprache wie diese des Oedipus paſst das Gesuchte nicht), *kranken* für leiden oder in Noth sein, *seufzen* für sich grämen. *Schwankend schon auf vielen Wegen* giebt das Bild eines umherziehenden Trunkenbolds. Unerträglich prosaisch und unrichtig zugleich ist: *trifft immer einen nur allein für sich und keinen andern.* Unnöthige und schwächende Einsätze sind 1) *doch weiſs ich auch* 2) *am Leidensloos* 3) die *ganze* Stadt 3) *So wähnet nicht.* Dagegen ist Anderes ohne Ersatz aufgeopfert, als 1) κοὐκ ἄγνωτα 2) προσήλθετε 3) ὕπνῳ εὕδοντα. Wenig Worte sind in dieser Uebersetzung, die nicht tadelnswerth sind; und was von dieser Stelle gesagt wird, darf man getrost auf die ganze Arbeit ausdehnen. Von der Cäsur scheint Ast noch gar nichts gewuſst zu haben. Solche Verse mit beliebiger Cäsur sind eben so wenig den Trimetern gleich, als die Alexandriner mit ihrem Einschnitt in der Mitte.

Bei *Ad. Wagner* (Leipz. 1813), der *Jacobs* und *Solger* zu überbieten suchte, lautet dieselbe Stelle also:

„Klagwürd'ge Kinder, wohlbekannt, nicht unbekannt,
Ist eures Flehns Begehren mir. Wohl weiſs ich daſs
Allsammt ihr kranket; wie jedoch ihr kranken mögt,
Ist euer niemand, welcher mir gleich wär' erkrankt.
Denn euer Kummer trifft ja nur den Einzelnen
An sich und einzig, keinen sonst: doch mein Gemüth
Beklaget so die Stadt wie mich und dich zugleich.
Drum nicht vom Schlaf aufwecktet ihr den Schlummernden:
Nein wiſst, vergossen hab' ich viel der Thränen schon,
Hab' oft im Irrsal tiefes Sinnens micht versucht"

Diese Uebersetzung ist bereits um Vieles besser als die vorige. Auſser den Fehlern, die sie mit ihr gemein hat, ist Folgendes zu rügen. Das *Gemüth klagt* und *beklagt nicht*, und στένειν hat nicht diese Bedeutung. Wer wird ferner *sich im Irrsal versuchen* wollen! Hart zu sprechen ist *welcher mir gleich wär' erkrankt.* Die Anaphora πολλὰ μὲν — πολλοὺς δέ ist schlecht wiedergegeben, und *viel der Thränen* für *viele Thränen* oder *manche Thränen* ist gekünstelt. Die Cäsur wird von W. bald eingehalten bald vernachlässigt, wie sich's eben trifft.

G. Thudichum (Bonn 1827) hat die Stelle also übersetzt:

„O Kinder, ach, bekannt ist, nicht mir unbekannt
Was ihr zu suchen kamet: denn wohl weiſs ich, daſs
Ihr all' erkrankt seid; und wie schwer ihr leidet, doch
Ist Keines Leiden unter euch dem meinen gleich
Denn Euer Schmerz ist Einer nur, ist auf sich selbst
Und keinen Andern hingekehrt, doch meine Brust
Ist um die Stadt und mich und dich des Jammers voll.
Nicht aus dem Schlummer also weckt mich euer Ruf,
Nein glaubt's, der Thränen weint' ich viele schon um euch,
Gieng in der Sorge Labyrinth der Wege viel" etc.

Digitized by Google

Auch diese Uebersetzung ist wiederum etwas besser als die vorangehende. Unnöthig und hart ist die Inversion *nicht mir unbekannt*. *Suchen* entspricht dem ἱμείρειν noch weniger als *begehren:* es ist von einer *Noth*, einem *Anliegen* die Rede. Das *und* im dritten Verse ist zu schwach: καί mufste hier mit *doch* übersetzt werden. Ein *auf sich selbst hingekehrter Schmerz* wäre ein Schmerz, der mit sich selber spielt: einen solchen kennt Sophokles und das ganze Alterthum nicht. Unnöthige Einsätze sind *euer Ruf* und weint' *um euch*. Die Cäsur ist zweimal, nämlich im vierten und siebenten Vers, vernachlässigt: der erste Vers hat statt der fünfthalbigen die siebenthalbige. Die Dehnung der ersten Sylbe in *Labyrinth* kann entschuldigt werden. Aber wozu die Genitive *der Thränen, der Wege*, die nicht einmal das Original enthält!

Bei *Donner* endlich lautet die Stelle also:

„Ihr armen Kinder, wohlbekannt, nicht unbekannt,
Sind eures Herzens Wünsche mir. Wohl weifs ich es,
Ihr leidet alle; doch wie sehr ihr leidet auch,
Ist euer Niemand, welcher litte so wie ich.
Denn euer Leiden trifft ja nur den Einzelnen
Für sich allein, und keinen Andern; mein Gemüth
Voll Grames ist es um die Stadt, um euch und mich.
Nicht aus dem Schlummer also weckt mich euer Ruf:
Nein, wisset, manche Thränen hab' ich schon geweint,
Bin manche Pfade schon im Geist umhergeirrt" etc.

Diese Uebersetzung ist ohne alle Härten und drückt am meisten Gefühl aus. In Bezug auf den Rhythmus ist blofs die zu starke Betonung, welche im achten Vers auf das *also* fällt, und der Mangel der Cäsur im sechsten zu tadeln. Den Sinn anlangend, so sind die *Herzenswünsche* zu sentimental an dieser Stelle. Unrichtig ist *das Leiden trifft keinen Andern* anstatt *erstreckt sich* auf keinen Andern. Endlich das Umherirren *im Geist* entspricht nicht den φροντίδος πλάνοις. Ref. würde also übersetzen:

„Ihr armen Kinder, kund ist mir, nicht unbekannt,
Was euch zu kommen drängte: denn ich weifs es wohl,
Ihr leidet alle: doch wie sehr ihr leidet auch,
Ist euer keiner, welcher litte gleich wie ich.
Denn euer Kummer, nur auf euch erstreckt er sich
In jedem Einzlen, weiter nicht! doch mein Gemüth
Grämt um den Staat sich und um mich und dich zugleich.
Ihr weckt mich also nicht vom Traume schlummernd auf:
Nein wifst, ich habe manche Thränen schon geweint,
Bin irrgewandelt manche Bahn des Sorgens auch" etc.

Wir wollen von den beiden letzteren Uebersetzern noch einen Chorgesang vergleichen: Oedip. Col. 1211 folg. lautet bei Thudichum also:

„Wer nach weiterem Lehensziel
Aufblickt, über das Mafs hinaus,
Nicht des Wahnes der Thorheit noch
Achtet entbunden ihn meine Seele.
Denn oft siehest die spätren du
Deiner Tage dich enger nur
Stets mit Trauer umzieh'n; und fern
Ist die Freude, sobald nach mehr
Der Mensch begehrt, als sein Geschick
Willig bietet: nicht ist Sättigung
Bis zum Hades, bis die Moira,
Die Hymenäen,
Leierklang nicht kennet und Reigen,
Nahet, der Tod, zum Ausgang".

Das ist nun eine von denjenigen Verdeutschungen, deren es leider so viele giebt, die ein Deutscher weniger versteht als ein mittelmäfsiger Primaner die Ursprache, und, wenn er sie endlich versteht, so wenig erbaulich finden kann, wie einen rohen Holzschnitt nach einem guten Gemälde. Gewifs, blofs dem deutschen Volk kann man ein so mechanisches Wortgeflicke darbieten und dabei noch Dank ernten. Die Sprache des Originals ist hier so natürlich und einfach wie die eines Goethe'schen Liedes. Donner's Uebersetzung ist nicht allein deutscher, sondern auch richtiger und opfert weniger Tropen als die obige:

„Wer ein längeres Lebenstheil
Wünscht, nicht achtend ein kürzeres
Dasein, thörigten Sinn bewahrt
Dieser nach meinem Ermessen wahrlich.
Denn viel herbe Bekümmernifs
Führt langdauerndes Alter dir
Herbei; doch das Erfreuende
Wohl gewahrest du nirgendwo,
Wenn Einer längres Leben sich
Allzusehr wünscht, ohne Gnügen,
Bis sich am Ziele
Tod vom Hades, ohn' Hymenäen,
Ohne Lauten, ohne Reigen,
Allen gemeinsam einstellt".

Den Sinn haben beide Verff. darin verfehlt, dafs sie nicht merkten, dafs von einem *freiwilligen* Austritt aus dem Leben die Rede ist. Wir würden also übersetzen:

„Wer die längere Lebensfrist
Wählt, verlassend die kürzere,
Der blieb thörigtem Unverstand
Immer ergeben, nach meinem Urtheil.
Denn langweiliger Greisentag

Digitized by Google

Näher stets dem Verdrufs rückt er
Viele Sachen, und überall
Nichts Erfreuliches sieht man mehr,
Wenn Einer vollres Maafs ergreift
Als genehm ist, ohne Gnügen,
Wo zum Schlufs ihn
Ohne Festlust, ohne Reigen,
Ohne Spiel, das gleichvertheilte
Todesloos erwartet"

Bei der Antigone stehen uns zur Vergleichung mit *Donner's* Arbeit zwei neuere Uebersetzungen von *Rempel* und von *Böckh* zu Gebote. Davon hätte die erstere in jetziger Zeit recht wohl ungedruckt bleiben dürfen. Die zweite, wie sich nicht anders erwarten liefs, hält sich frei von den Fehlern der Donner'schen Uebersetzung und schliefst sich genauer ans Original an. In der Anbequemung der deutschen Sprache an die griechische geht *Böckh* mitunter weiter als es mir gut scheint. Zur Vergleichung der Uebersetzungen wählen wir den Streit Kreon's mit Hämon. Was wir nicht billigen wird durch den Druck ausgezeichnet:

Kreon.

D. *So sollen wir in solchem Alter noch Verstand*
Von einem lernen, der so jung an Jahren ist?
B. *In solchem Alter sollen also wir von dem*
Uns lehren lassen, der in solcher Jugend steht?
R. *Ich sollte mich in einem solchen Alter wohl*
Von ihm belehren lassen, der so jung noch ist?

Hämon.

D. *Nichts was verwerflich wäre! Wenn ich Jüngling bin,*
So sieh das Alter minder als die That nur an.
B. *Nicht irgend Ungerechtes; bin ich aber jung,*
Mufs nicht die Jahre mehr man als die Sachen schaun.
R. *Im Ungerechten nimmer. Aber bin ich jung,*
So mufst du mehr aufs Thun als auf die Jahre sehn.

Kreon.

D. *Und diese That ist, dafs man ehrt den Trotzigen?*
B. *Ist das die Sache, dafs man ehrt die Frevelnden?*
R. *Die Widerspenst'gen ehren heifst bei dir das Thun?*

Hämon.

D. *Ich fodre niemals Ehre für den schlechten Mann.*
B. *Nicht möcht' ich Ehre fordern für die Schlechten je.*
R. *Ich mag von Niemand fordern, dafs er Frevler ehrt.*

Kreon.

D. *Ist die denn nicht von solchem Wahnsinn angesteckt?*
B. *Ist diese denn nicht solches Uebels überführt?*
R. *Verfiel denn jene nicht in einen solchen Wahn?*

Hämon.

D. *Das widerspricht dir alles Volk in Thebe's Stadt.*
B. *Nicht also meint es dieser Thebe Stadt und Volk.*
R. *So sprechen Thebe's stadtvereinte Bürger nicht.*

Kreon.

D. *Soll denn die Stadt mir sagen was ich ordnen soll?*
B. *So wird die Stadt uns sagen was ich ordnen soll?*
R. *Die Stadt wohl soll mir sagen was ich heischen mufs?*

Hämon.

D. *Sieh doch, du redest allzusehr nach Knabenart!*
B. *Sieh doch, wie dies du sprachest allzujugendlich!*
R. *O siehst du, wie dies Wort dich sehr der Jugend zeiht?*
(*Vielleicht: O sieh, wie unreif dies von dir gesprochen ist!*)

Kreon.

D. *So herrscht ein Andrer, oder ich, in diesem Land?*
B. *Gebühret sonst wem aufser mir des Landes Macht?*
R. *Darf denn des Landes Fürst ein Andrer sein als ich?*
(*Gilt also Andrer, oder mein Gebot, im Land?*)

Hämon.

D. *Die Stadt, gehörend Einem nur, ist keine Stadt.*
B. *Der Staat, der Einem eigen, nicht mehr ist er Staat.* (*hart!*)
R. *Das ist nicht Staat zu nennen, wo nur Einer herrscht.*
(*Ein Staat von Einem Manne, wäre das ein Staat?*)

Kreon.

D. *Nicht eigen wäre dem die Stadt, der ihr gebeut?*
B. *Gilt denn der Staat nicht für Besitz des Herrschenden?*
R. *Hält man den Staat nicht für des Herrschers Eigenthum?*
(*Nennt nicht der Staat sich dessen, welcher ihn beherrscht?*)

Hämon.

D. *Schön herrschest du denn ganz allein im öden Land.*
B. *Schön magst allein du herrschen über ödes Land.*
R. *Ei schön, da herrsche du allein im öden Land.*

Kreon.

D. *Er ist im Bunde mit dem Weib, so scheint es mir.*
B. *Er steht dem Weib bei, seh' ich wohl, ein Kampfgenofs.*
R. *Der kümpft, man sieht es deutlich, mit dem Weib im Bund.*

Hämon.

D. *Wenn du das Weib bist: denn ich sorg' allein für dich!*
B. *Wenn du das Weib bist: sorg' ich doch allein für dich!*
R. *So du ein Weib bist: denn für dich ja sorg ich nur.*
u. s. w.

Endlich wollen wir noch einen Chorgesang vergleichen: V. 781 folg.

Donner: *O Eros, Allsieger im Kampf!*

Digitized by Google

Du der sich stürzt über die Beute,
Der Nachts auf schlummernder Jungfraun
Zartblühender Wange webet:
Fern über Meer schweifst du, besuchst
Ländliche Wohnstätten;
Und kein ewiger Gott kann dir entrinnen,
Kein Sterblicher auch, des Tages Sohn;
Der Ergriffne raset.

Böckh: *O Eros, Allsieger im Kampf,*
O Eros, du reiches Besitzthums
Bezwinger, der auf der Maid zarten Wangen du übernachtest;
Du schweifest hin über das Meer, durch der Gefild' Hürden:
Kein unsterblicher Gott kann dir entrinnen,
Taglebender Menschen keiner: wen du ergreifest, raset.

Rempel: *O Eros, stets Sieger im Kampf,*
Eros der du die Deinen heimsuchst (Metrum?)
Der Nachts du auf zarter Jungfraun
Holdseligen Wangen schlummerst:
Durch Meeresfluth schweifst du und in
Hütten des Landmanns auch:
Kein Unsterblicher kann je dir davon flieh'n,
Auch Keiner vom Tagesgeschlecht, und (Metrum?)
Wen du erfafst, der ras't dann.

Fassen wir nun zum Schlufs unser Urtheil über *Donner's* Uebersetzung zusammen, so scheint uns, dafs sie Lesern die willkommenste sein wird und sich auch für Aufführungen im Theater am besten eignet. Doch müfste man freilich viele Verbesserungen mit ihr vornehmen, indem an vielen Stellen, mit deren Aufzählung und Erörterung wir uns hier nicht befassen wollen, der Sinn verfehlt ist. Vielleicht ist es dagegen hier nicht ungeeignet, Einiges darüber zu sagen, inwiefern überhaupt die Aufführung Sophokleischer und Euripideischer Tragödien für unsere Zeit und unser Publicum pafst? Es fragt sich hiebei, erstlich ob es nöthig ist, sich zum Alterthum hinzukehren? zweitens ob es möglich ist, dieses aus der Schattenwelt wiederum heraufzubeschwören bei den mangelhaften Kenntnissen, deren wir über dessen Theaterwesen uns rühmen können? und drittens, ob denn die Gesinnung desselben insoweit zu der christlichen stimmt, dafs keine Gefahr für diese zu fürchten ist? Die erste Frage ist leicht zu erledigen, denn darin stimmen alle Verständigen überein, dafs unser Theater gegenwärtig in eine grofse Ausartung versunken ist, und dafs ihm Hülfe werden mufs, die wir doch wohl auswärts bei unseren Lehrern suchen müssen, da unsere Dichter bis jetzt noch wenig Hoffnung geben, dafs sie aus eigner Kraft dem Werke gewachsen sein werden. Es handelt sich darum, den Dichtern selbst einen Spiegel vorzuhalten und einen Maafsstab, an welchem sie den Werth ihrer Producte erkennen mögen, und die Muster des Alterthums zu ihnen heranzuführen, da ihnen der Weg zu denselben verschlossen zu sein scheint. Das Schauspiel ist im deutschen Volke nicht ursprünglich gewachsen: es ist eine Pflanze, die aus fremdem Boden herübergesetzt wurde. Nachdem wir es eine Weile mit dem französischen Gewächse versucht hatten, aus welchem nicht viel werden konnte, weil es selbst als Kunstproduct des Lebenstriebes entbehrte, hat Lessing uns auf Shakespeare und die Griechen hingewiesen, deren Dichtungen, als naturwüchsig schön, gesund und kräftig dastehen. Allein für die letzteren fehlte uns die Vermittelung. Unsere Dichter waren keine Philologen, und wären sie es gewesen, wie sollten sie das zu verstehen und zu fühlen vermögen, wozu in dem thatenarmen Volke keine Analogien vorhanden waren? Da wendete sich Goethe nach Winkelmann's Vorgang an die Statuen, zu deren Verständnifs man weder Commentare noch Uebersetzungen brauchte, sondern blofs unbefangenen ästhetischen Sinn, um sie ruhig auf sich wirken zu lassen. Darauf schuf er die Tragödien, welche die Einfachheit zwar mit den alten Tragödien und mit den Statuengruppen zugleich, die leidenschaftslose Ruhe aber blofs mit den letzteren gemein haben. Sie werden auf dem Theater nie viel Glück machen, und haben überhaupt, wie Goethe's ganzes damaliges Bestreben, nichts mit dem Volke gemein: und somit sind sie auch keine Theaterstücke; denn das Theater ist für das Volk und mufs nothwendig an dieses gerichtet und für dasselbe eingerichtet sein. Desto besser gefielen sie beim Lesen den Gebildeten und Gelehrten: und hier war ihre Wirkung bedeutend. Die Schlegel's wiederholten und verbreiteten den Ruf: zu den Statuen! und von da, hiefs es weiter, zu Sophokles! Denn dieser, dessen Hauptverdienst es ist, das Uebertriebene des Aeschylus gemäfsigt, das Schroffe gemildert, das Rauhe geglättet zu haben, schien der gewonnenen Ansicht am Besten zu entsprechen.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 84.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1843.

Sophokles von J. J. Donner.

(Schlufs.)

Aeschylus wurde angestaunt, aber nicht begriffen, Euripides, der Schöpfer einer neuen ebenbürtigen Tragödie, verurtheilt. Denn die Gelehrten urtheilten, nicht das Volk, welchem Euripides wegen des Herausschritts aus der stockheidnischen heroischen Zeit und des Uebergangs zur romantischen weit mehr als jeder andere hätte zusagen müssen. Nun kamen die Schicksalstragödien, gebaut auf einen Irrthum, zu welchem Sophokles die Veranlassung gegeben hatte: ein zweiter Irrthum dieser Art bedingte die Gestaltung der historischen Tragödien. Beiden fehlte das Lebensprincip: sie waren nicht aus dem Leben und gingen auch nicht in das Leben über: denn das Beste hatte man doch den Alten abgelernt. Das preisgegebene Volk überliefs sich seinem Geschmack und das Theater verfiel immer mehr.

Man braucht nur einmal eine Theatermaske aus dem Alterthume angesehen zu haben, um zu erkennen, dafs die Art, wie die Leidenschaften auf dem Theater dargestellt wurden, von derjenigen, in welcher Bildhauer und Mahler sie darstellten, sehr verschieden war. Auch mufs man nie bedacht haben, was die Alten unter *Tanz* verstanden und welche genaue Verwandtschaft und enge Verbindung zwischen dem Tanz und der Action der Schauspieler stattfand, um die Haltung dieser mit der Gestaltung der Statuen zu verwechseln. Die Alten wufsten, wo ein jegliches Ding hingehöre, was sich überall gezieme, und dafs eine jede Kunst ihre eigenen Gesetze hat. Da nun das Theater der Griechen nicht so unmittelbar hinter den Antikensälen sich aufbaut; so mufs für die, welche der Ursprache nicht mächtig sind (und deren sind doch immer nur sehr wenige), ein anderer Zugang eröffnet werden, wenn anders die Griechen auch in diesem Zweige der Kunst, so wie in anderen, als unsere Vorbilder und Lehrer anzuerkennen sind. Nun könnte man sagen: „dafür lasse man die Gelehrten durch Uebersetzungen, Erläuterungen und Abhandlungen sorgen: das Publicum wird sich hinterher aneignen, was passend ist". Allein die Einsichten und Fortschritte der Gelehrten werden eben so vom Urtheile des Volks bedingt, wie umgekehrt dieses durch jene gefördert wird. Bedürfte es dafür eines Beweises, so könnte man sich auf die Rückwirkungen der Aufführung der Antigone auf die Leistungen jener berufen. Darin liegt ja eben unser Unglück, dafs Gelehrtenbildung und Volksgeschmack immer unvermittelt neben einander hergehen: wer die Mittel fände, sie Beide zu verbinden und in richtige Wechselwirkung zu versetzen, der hätte den Stein der Weisen für das deutsche Volk gefunden; und sollen wir je dahin gelangen, unsere Lehrer, die Griechen, entbehren zu können, auf diesem Wege allein ist es möglich! Die Aufführung griechischer Tragödien erscheint mir als eines von diesen Mitteln. Das Volk hängt sich vor der Hand natürlich an die Aeufserlichkeiten, an das Interessante. Das Ungewöhnliche und die ganze Fremdartigkeit des Gewächses, gerade dasjenige, was wir hinwegwünschen, ist es, was reizt und ins Theater zieht. Die Neugierde herrschst statt des Wohlgefallens am Schönen und Grofsen. Aber was thut dies? Ist es etwas Anderes, womit die gewöhnlichen Theaterstücke das Publicum reizen und gefüllte Häuser machen? Wenn wir das sinnliche Interesse von den Opern, das stoffliche von den Schauspielen, die seltsamen Auswüchse der Charaktere von den Komödien, die Costüme, die Decorationen, die Feuerwerke, das Schiefsen, Fahren, Reiten, u. s. w. abrechnen, was bleibt übrig, das die Kunst als ihr echtes Eigenthum in Anspruch nehmen kann? Sorgen wir nur dafür, dafs

Digitized by Google

in dem Grade, als der Reiz des Fremden schwindet, das Reinmenschliche hervortreten und wirken kann, und bauen wir dann auf die durch Jahrhunderte bewährte Macht jener Werke, die wir dem Volke zu geniefsen vorlegen. Der Weg dahin liegt im Entgegenkommen und Zusammenwirken der scenischen Künstler, als Repräsentanten des Volks und der Gelehrten. Was sodann die Uebersetzungen betrifft, so glaube keiner den richtigen Ton zu treffen, wenn er nicht dasjenige vorzüglich im Auge hat, was für Aufführungen pafst. Mit Sprachverrenkungen, Inversionen, Zusammensetzungen und anderen Seltsamkeiten, die man absichtlich sucht, um dem Originale nahezukommen, ist es nicht gethan. Die alten Tragiker schrieben für die Aufführungen, und richteten nach diesem Bedürfnifs ihre Sprache ein: ihr Geist entschlüpft denjenigen, welche ihn auf mechanische Weise festzuhalten suchen. Was Simrock neulich über das Dramatische und Undramatische der Sprache in den Shakespeare-Uebersetzungen bemerkt hat, gilt auch hier. Die Uebersetzung mufs erstlich richtig sein, d. h. den Sinn der Reden, den Charakter der Personen und ihre Ansichten genau so, wie der Autor sie gezeichnet hat, nachprägen. Um dies zu leisten, kann sie selten ganz wörtlich sein, am wenigsten in den epigrammatischen Wechselreden. Zweitens mufs sie deutlich sein, ohne einen Commentar zu bedürfen. Mythologische und antiquarische Ausdrücke, wie Hades und Moira und Proserpina, müssen, gleichwie Goethe dies bei seinen Gedichten gethan hat, über Bord geworfen und mit entsprechenden deutschen vertauscht werden: sonst entgeht dem Zuhörer gerade das Wesentlichste zum Verständnifs. Und so mufs auch in allem Uebrigen ein wirkliches Deutsch, kein Griechisch-deutsch eingeführt werden. Drittens mufs sie einfach und natürlich sein: denn wessen Herz von einem Gefühle erfüllt und durchdrungen ist, der spricht dies nicht in verrenkten und verdrehten Worten aus. Darin liegt keine Erhabenheit, und selbst Aeschylus, jener grandiloquus usque ad vitium, ist frei von solcher Unnatur im Dialoge.

Ohngefähr auf diesem Wege könnte das Publicum zum Verstehen und Würdigen antiker Tragödien herangebildet werden. Denn die Verschiedenheit der alten Welt in den Ansichten und Gesinnungen ist nach meiner Ansicht das geringste Hindernifs. Welche Abweichung dieser Art wäre denn überhaupt bei dem Jagen unserer Schriftsteller nach Fremdem und dem Herumhetzen der Leser bei allen Nationen und in allen Weltgegenden, dem deutschen Menschen noch fremd geblieben? Mit dem griechischen Alterthum aber sind wir von Jugend auf durch die Schule bekannt, oder sollte für die religiösen Ueberzeugungen Gefahr drohen? Die griechische Tragödie ist von Grund aus religiös, und das Gefühl des Erhabenen, welches ihr Zweck ist, ist an sich Religion. Dieses Gefühl fehlt unserem materiellen Zeitalter, und darum, nicht weil einige Dogmen ihr Ansehen eingebüfst haben, fehlt es ihm an Religion. Diese Grundlage echter Religiosität bleibt überall die nämliche: und wer sie hat, der kann sich die Sprache ferner Jahrhunderte, wo sie von demselben redet, leicht in die seinige übersetzen. Man lasse sich nicht von dem Fatum, als einer pantheistischen Naturnothwendigkeit, irren, die nirgends als in den Köpfen gelehrter Forscher vorhanden ist. Die Griechen glaubten einen persönlichen Gott, der zum Fatum ohngefähr in demselben Verhältnifs wie ein Beamter zu den Gesetzen seines Amtes stand. Was übrig bleibt, ist Anerkennung menschlicher Unzulänglichkeit und Beschränktheit, freilich ohne Aussicht auf Gnade und Erlösung. Aber warum verschmäht denn unser Zeitalter die letztere, als darum, weil es jene nicht hat? Also kann uns die griechische Tragödie nicht irreligiös machen, eher über unsere Irreligiosität beschämen. Die griechische Tragödie lehrt die Feinde hassen und Rache üben: aber sie lehrt auch die Freunde lieben, für Vaterland und Mitbürger wirken, und die Erfüllung aller höchsten Pflichten nicht von der Erfüllung dieser trennen; und wir wissen von dem Allem wenig, und im hohlen Weltbürgerthum unserer besten Schriftsteller finden jene Pflichten nirgends gebührende Anerkennung. Was aber die Rache betrifft, so zeigen auch jene Tragiker, dafs sie überall das Maafs überschreitet und sich ihr eignes Grab gräbt, wenn sie von der Leidenschaft geleitet wird, und können uns also ebenfalls lehren, dafs es das Beste sei, feurige Kohlen auf unserer Feinde Haupt sammeln. Endlich die griechische Tragödie ist die einzige wahre Tragödie, eine Tragödie für Männer und für Menschen, die etwas in der Welt erfahren haben, nicht für Knaben und Mädchen, die mit ihrem Herzen spielen oder ihr Herz

Digitized by Google

mit sich spielen lassen, nicht für Weiblein, welche Huldigungen von den Söhnen der Wildniſs fordern. Hier sehen wir Eichen, welche krachend und brausend im Sturme stehen oder zerschmettert hinstürzen, nicht herzige Veilchen, welche von muthwilligen Knaben zertreten werden und sterbend seufzen:

Und sterb' ich denn, so sterb' ich doch
Durch dich, durch dich! zu deinen Füſsen doch!

nicht ungeberdige Knaben, welche sprechen, die Welt sei aus den Fugen und sie wollen sie einrichten, und von Weltschmerz winseln, wenn sie die Ruthe bekommen. Wir sehen, wodurch Familien gedeihen und verderben und wodurch Staaten groſs werden und fallen, was Ruhm und Schande, was Recht und Frevel sei, nicht wie man sich liebt und trotz Vätern und Oncln heurathet oder todtsticht. Wir schauen das Leben bei Pallästen und auf öffentlichen Plätzen so groſsartig und kräftig wie es hier sich zeigen muſs, und gucken nicht wie verstohlen in Kämmerchen, das Geflüster von Vertrauten zu belauschen, die sich allein glauben. Die neue Tragödie verhält sich zur alten wie die Biographie zur Geschichte. Nicht Charaktere, nicht Lebensbilder entwarf die letztere, sondern Thaten und Schicksale zeigte sie, die ihr sogar mehr galten als die Personen: denn nur so weit ging sie auf Charakteristik ein, als sie zur Deutung und Modificirung jener nöthig war. Nicht ein Held, sondern eine That oder ein Schicksal bildete den Mittelpunct jeder Tragödie. Die Betrachtung dieser kräftigt und lehrt gleichfalls stark sein im Handeln und Ertragen. Die Betrachtung von Helden würde das nämliche thun, wenn es Helden wären: denn wo Helden sind, da sind auch Thaten, und wo Thaten sind, auch Schicksale. Aber Helden nennen wir die, um welche sich die Verwicklungen drehen, und gebrauchen hiezu groſsentheils Charaktere, an denen keine einzige groſsartige Handlung, keine in Erstaunen setzende Schickung sichtbar wird, wie dies schon von Goethe's Egmont Schiller richtig bemerkt hat. Hier kann bloſs das subjective Bestreben und die individuelle Richtung Interesse erwecken, welche zu beobachten belehrend, auch rührend, aber nicht kräftigend ist.

J. A. Hartung.

XLII.

Lehrbuch der englischen Sprache von Dr. J. Fölsing. 2te Auflage. Th. I. Leitfaden für den elementaren Unterricht. Th. II. Leitfaden für den wissenschaftlichen Unterricht. Berlin, 1843. *in der Voſs'schen Buchhandlung.*

Die hier zu besprechende Grammatik schlieſst sich würdig den neuern Bestrebungen in der wissenschaftlicheren Behandlung der Sprache an, indem sie den bei Grammatiken neuerer Sprachen nur allzugewöhnlichen todten Vorrath von Regeln über diesen oder jenen Fall aufgiebt und die Sprache als ein Ganzes, als den Ausdruck des englischen Geistes sich darzustellen bemüht. Nur so und nicht anders ist es möglich, die Gesetze einer Sprache zu begreifen und nur so kann der einzelnen Erscheinung ihre richtige Stelle angewiesen und damit auch ihre Gränze fest und sicher angegeben werden, während im andern Fall, wo die Grammatik sich über sich selbst unklar ist und meint, wenn sie einzelne Theile in umfassenderem Besitze habe, besitze sie auch das Ganze, der einzelnen Erscheinung gar zu leicht eine Stelle angewiesen wird, welche ihr nicht zukommt und wo sie oft genug ihre Gränzen eben so über die Gebühr erweitert, als sie ihr an einer andern geschmälert werden. — Man war bisher gar zu sehr gewohnt, das Erlernen der neuern Sprachen der Praxis allein zu überlassen und kümmerte sich wenig um ein Begreifen ihrer Erscheinungen, während doch grade dies jenes ungemein erleichtert. Denn es ist allerdings möglich, daſs jemand eine groſse Fertigkeit sich in einer modernen Sprache auszudrücken erlange, wenn er mit solchen, denen sie Muttersprache ist, umgeht und von ihnen sich in ihr ausdrücken lernt; aber er wird nie die Festigkeit und Sicherheit, die eben der Eingeborne hat, dadurch daſs er sie von Kindheit auf allein sprach, gewinnen; das Gefühl, das ihn zwingt so und nicht anders zu sprechen, wird ihm immer fehlen und diese Nothwendigkeit kann allein das Wissen des Gesetzes, warum er so und nicht anders sprechen soll, ersetzen, und diese gewährt ihm nur *die* Grammatik, welche die Sprache nicht als Aggregat von scheinbar willkührlichen Erscheinungen darstellt, sondern *die*, welche diese Erscheinungen im Groſsen und Ganzen zu begreifen sucht und das Besondre als auf dem Boden des Allgemeinen gewachsen darstellt.

Digitized by Google

Freilich läfst sich nicht verkennen, dafs bei einer jeden Sprache zu einem solchen Begreifen nöthig sei, ihre historische Entwicklung zu kennen, weil sonst oft der Schlüssel fehlt, der uns dies oder jenes Räthsel löse; aber es trifft dies doch bei modernen Sprachen, die die meisten ihrer ursprünglichen Flexionen aufgegeben haben, mehr das etymologische Gebiet, und dies wird bis jetzt wenigstens in unsern Grammatiken wenig oder gar nicht berücksichtigt, zumal die meisten westlichen Sprachen des modernen Europas der Art sind, dafs es selbst den Eingebornen schwer wird, in gar vielen Wörtern sich den Grundbegriff zur Erkenntnifs zu bringen. Wenn daher der Verf. obiger Grammatik auf die historische Entwicklung einzelner Theile keine Rücksicht genommen hat, so ist ihm daraus eben kein grofser Vorwurf zu machen, um so mehr als man anerkennen mufs, dafs er sich bemüht hat, z. B. bei den Präpositionen durch Zusammenstellung der verschiedenartigsten Fälle einen Grundbegriff für jede einzelne zu gewinnen, der, wenn wir die ursprüngliche Bedeutung berücksichtigen, meist der richtige ist, und nur vielleicht noch gröfsere Bestimmtheit gewinnen würde, wenn der Verf. für künftige Auflagen auch auf das historische seine Studien richten wollte.

Der erste Theil der Grammatik oder der Leitfaden für den elementarischen Unterricht behandelt die Haupterscheinungen der Formenlehre, nachdem der Verf. über die verschiedenartige Geltung der Buchstaben im Englischen einige Bemerkungen vorangeschickt und sich zugleich für den Gebrauch bestimmter Zeichen für jeden Laut für diesen Theil erklärt hat, um so dem Schüler an einer den grammatischen Kapiteln angehängten Erzählung das Erlernen der englischen Aussprache zu erleichtern, und ihm zu gleicher Zeit einen einigermafsen für das erste Bedürfnifs genügenden Wortvorrath zu geben. Diese Art, die Aussprache der englischen Wörter zu lehren, ist allerdings für den Anfang ganz zweckmäfsig, indem sie annähernd den Unterricht von Eingebornen ersetzt; indefs können wir die gänzliche Nichtaufnahme der Gesetze derselben auch für den zweiten Theil nicht ganz billigen, da sie einen wesentlichen Theil der Sprache bildet; sie hätten bei der Orthographie und der Wortbildung zugleich mit dem Accent, mit dem sie innig zusammenhängen, besprochen werden sollen. Freilich ist hier jedes Gesetz wieder vielen Ausnahmen unterworfen, und man ist daher heutzutage einmal gewohnt, sich über dieselben hauptsächlich Belehrung aus Wörterbüchern oder dem Munde der Eingebornen zu holen, indefs gehören doch die allgemeinen Züge nothwendig in die Grammatik, und manches wird sich hieher noch bei einem eindringenderen historischen Studium der Sprache und namentlich bei Vergleichung mit andern deutschen Dialekten vereinfachen und aufklären. — Im Uebrigen behandelt der Verf. die Formenlehre in diesem Theil in der Art, dafs er den Schüler so schnell als möglich mitten in die Sprache hineinzuführen bemüht ist und die erlernten Wörter und Formen sogleich in unten stehenden Uebungsbeispielen anwenden läfst; diese sind um so zweckmäfsiger, als alle in denselben vorkommenden Wörter in den darüber stehenden Stücken der obengenannten Erzählung vorkommen und so dem Schüler den erlernten Wortvorrath immer wieder ins Gedächtnifs zurückführen. Ref. kann diese vom Verf. befolgte Methode nur anerkennen und mufs hinzufügen, dafs er sie auch in der Praxis vielfach bewährt gefunden hat.

Der zweite Theil, welcher den Leitfaden für den wissenschaftlichen Unterricht enthält, ist in fünf Abschnitte getheilt, von denen der letzte Uebungsbeispiele enthält, die meistens zweckmäfsig ausgewählt, aber für den ersten Abschnitt nicht zahlreich genug sind. In diesem ersten Abschnitt behandelt der Verf. die Nomina und Verba. Unter den ersteren sind der Artikel, das Pronomen und Zahlwort vom Substantiv und Adjectiv durch das Verbum getrennt, an welche sie sich doch natürlich anschliefsen; der Verf. hat dies wahrscheinlich aus dem Grunde gethan, weil bei ihnen das meiste, was besprochen wird, eigentlich in die Lehre vom Satze gehört und sie ihm daher am besten den Uebergang zu dieser zu bilden schienen. So enthalten namentlich die Kapitel vom Artikel und Pronomen gröfstentheils Dinge, die eigentlich in die Satzlehre gehören, und deshalb wird es für die Zukunft jedenfalls besser sein, ihnen auch dort ihre Stelle anzuweisen. —

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 85.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1843.

Lehrbuch der englischen Sprache von Dr. J. Fölsing.

(Schlufs.)

Im Einzelnen bemerken wir kurz folgendes: Zu den in §. 2. A. 1. genannten Wörtern ist noch *person* hinzuzufügen, das sobald es unserm deutschen *man* entspricht, in der Regel als masculinum gebraucht wird. — Bei der Steigerung der Adjectiva ist zu bemerken, dafs auch bei einsilbigen Adjectiven die Steigerung mit more vorkommt; so ist besonders eine Stelle in W. Scott's Waverley bemerkenswerth: the baying of the dogs was soon added to the chorus which grew ever *louder and more loud;* besonders aber scheint diese Art der Steigerung sich beim praedicativen Adjectiv zu zeigen; so liest man im Vicar of Wakef.: how are you more wise; — we are more ready to act etc. Zu den substantivisch gebrauchten Adjectiven fügen wir noch: worthy der Ehrenmann, die Notabilität; fugitive der Flüchtling; the elders, die Aeltern, die Vorfahren. — Bei Aufführung der unregelmäfsigen Verba (§ 33) wäre es wohl zweckmäfsig gewesen, wie in der ersten Ausgabe die Bedeutung hinzuzufügen, dann aber würde auch hier die Anordnung nach Klassen, wie sie die analoge Bildung vorschreibt, jedenfalls sehr zweckmäfsig gewesen sein, denn durch sie gewinnt der Lernende ungemein. — In der Anmerkung 3. zu §. 33. wäre wohl besser statt des Ausdrucks „*scharfen Consonantenlaut*" zu setzen: „*harten*", da man bei scharf leicht an aspirata denken könnte, hier aber tenuis gemeint ist. — Im §. 40. sagt der Verf., in der Form I do ask werde das Zeitverhältnifs durch das Hülfsverbum, der reine Begriff der Thätigkeit dagegen durch den Infinitiv des selbständigen Verbi ausgedrückt; diese Fassung ist nicht ganz klar und zum Theil unrichtig. Das Hülfsverbum drückt nämlich aufser dem Zeitverhältnifs noch den Begriff der Thätigkeit und zwar ganz im allgemeinen also der reinen Thätigkeit aus, wogegen die besondre Form dieser Thätigkeit durch den hinzugefügten Infinitiv ausgedrückt wird. Im Uebrigen gehörte auch vieles von dem in den folgenden §§. dieses Abschnitts Behandelten eher in die Satzlehre, so namentlich §. 52, 53 u. a. — Bei den Relativpronominibus ist zu bemerken, dafs der Verf. § 136 A. 1 sagt, das mit der Praep. *in* verbundene relativ *which* werde, wenn es auf time, manner, way etc. bezüglich sei, häufig ausgelassen; richtiger aber wäre wohl eigentlich zu sagen, dafs die englische Sprache statt der Präposition mit dem Relativ den blofsen Accusativ anwende und dieser dann natürlich ausgelassen werden könne, wenigstens haben wir in der gewöhnlichen Umgangssprache ähnliche Wendungen, die die Richtigkeit dieser Erklärung wahrscheinlich machen, z. B. sagt man: *den* Tag, *welchen* wir angekommen waren, sind wir wieder abgereist. — Die Regel über whose § 137 könnte man wohl kurz so fassen, dafs es ein possessives Relativ sei, das aber hauptsächlich nur bei Personen beigelegtem Besitz angewandt werde; diese possessive sowohl als relative Natur geht am klarsten aus der Art hervor, wie die dem whose entsprechenden hochdeutschen Formen *dessen, deren* im Plattdeutschen ersetzt werden. Man sagt nämlich statt: mein Bruder dessen Haus du gesehen hast — mîn brôder *dèn sîn* hûs dau sîn hest; hier haben wir also ein Relativum und ein Possessivum.

Im zweiten Abschnitt behandelt der Verf. die Satzlehre und folgt im Allgemeinen den von Becker in seiner deutschen Grammatik entwickelten Grundsätzen, so dafs wir uns einer Auseinandersetzung der allgemeinen Anordnung enthalten können; er entwickelt hierbei, wenn wir diese Auflage im Verhältnifs zur ersten betrachten, so viel Neues, die Sache Förderndes, dafs wir nur wünschen können, er möge recht bald

Digitized by Google

Gelegenheit haben, uns seine treffenden Beobachtungen in noch weiterer Ausdehnung in einer dritten Auflage mitzutheilen, wo dann auch manches einen bessern Platz erhalten dürfte als es jetzt hat. So gehören doch wohl die §§ 178 und 194, die von den unpersönlichen und reflexiven Verben handeln, in den ersten Abschnitt von den Redetheilen. Vor § 171 hätte die hinter § 7 stehende zweite Anmerkung stehen müssen, dafs in Sätzen, in welchen ein Substantivum mehrere Attribute habe, das Substantiv im Plural stehen könne, dafs man also sage he pronounced grave eulogiums on the admirable dispositions of his first second, third, fourth and fifth daughters. In Bezug auf andre Einzelheiten bemerken wir noch: Die §§ 161 und 162 sind insofern unrichtig gefafst, als sie in jedem Verbum die Copula to be annehmen, welche das Subject mit dem Prädicat verbinde; die eigentliche Copula des Subjects mit dem Prädicat ist aber, wie uns die alten Sprachen unzweifelhaft beweisen, die Endung, welche darauf hinweist, ob die Aussage auf mich, dich, ihn etc. bezogen werden soll, da jede dieser Beziehungen in jenen ihre eigne Form hat, die, wie die Sprachvergleichung fast zur Gewifsheit erhebt, ursprünglich nur eine für jeden Fall und für alle Zeiten gewesen sein kann. — Ebenso nur äufserlich ist die Auseinandersetzung in § 168 über das attributive Adjectiv und die Apposition, die beide gar nichts mit der Copula zu thun haben, sondern sich von dem vollständigen Satze so unterscheiden, dafs dieser ein sich eben vollziehendes, jene aber ein bereits fertiges Urtheil enthalten. — § 175 nimmt der Verf. an in Sätzen wie Moses sat the only dismal figure in a group of merry faces; — I stood a calm spectator of the destruction — seien the only dismal figure und a calm spectator die Prädicate, die Copula aber sei das in sat, stood steckende Verbum to be. Aber auch hier ist eine solche Erklärung mit der Copula to be unzulässig, da stood und sat an die Stelle von *was* getreten sind, vermöge einer beliebten Wendung germanischer Sprachen, nach welchen sie in bestimmten Verbindungen, namentlich bei Angabe von Ortsverhältnissen, statt des inhaltlosen Verbums *sein* lieber Thätigkeitsbegriffe, wie liegen, stehen, sitzen u. s. w. eintreten lassen (Becker Th. II. S. 15). Ebenso hat die englische Sprache unser Hülfsverbum werden durch verschiedene Thätigkeiten ausdrückende Verba ersetzt, wie man aus Sätzen entnehmen kann wie: this man *grows* rich without knowing it — your wine begins to *turn* sour — every thing *became* the object of his surprize a. s. o. — In § 195 sieht der Verf. abweichend von Becker §. 234 die Verbindungen der Eigennamen mit Titeln und Verwandtschaftsbenennungen als Appositionsverhältnisse an und das mit Recht; die Apposition individualisirt wie jede Satzerweiterung, sie mufs also zum Allgemeinen das Besondre fügen; in Queen Elizabeth ist aber Queen der Gemeinname und Elizabeth der aus der Klasse hervorgehobene besondre, und aus dem Accent geht hervor, dafs der Gegensatz Queen Mary u. s. w. ist. Becker irrt, wenn er daraus, dafs im Lateinischen der Gemeinname meistens nachsteht, folgert, dieser sei Attribut, denn in Ausdrücken wie Fabius dictator ist die Anschauung nur umgekehrt, nämlich Fabius ist gewissermafsen Gemeinname, indem es eine Menge des Namens giebt, und aus dieser Menge wird der besondre, der dictator war, hervorgehoben. — In § 210 wird die Eintheilung der Nebensätze angegeben, und es werden als eine besondre Gattung derselben die interrogativen Nebensätze oder indirecten Fragen aufgeführt: diese sind aber eigentlich ebenfalls nur Casussätze und daher unter diese aufzunehmen, wenn auch eine besondre Behandlung derselben wünschenswerth erscheinen mufs. — In der Anmerkung zu § 228 mufs es genauer heifsen, dafs man im Deutschen bei der Bestimmung des Tempus das Zeitverhältnifs der indirecten Rede nicht *immer* auf die Gegenwart des Sprechenden beziehe, denn man sagt auch: „darauf schrie er in die Gassen hinab, er *wäre* der Schreiber der Maria. — Bei § 255, der von den Ausnahmen von der gesetzmäfsigen Stellung des Subjects und Prädicats handelt, hätten wohl der Vollständigkeit wegen die in § 237 besprochenen Bedingungssätze noch einmal erwähnt werden können.

Der dritte Abschnitt behandelt die Partikeln, unter welchen der Verf. auch die Adverbia mitbegriffen hat. Mit Recht sind hier die Präpositionen einer besonders ausführlichen Behandlung gewürdigt, da die Verbindungen des Substantivs mit ihnen an die Stelle der meisten Cusus der alten Sprachen getreten sind. Auch hier hat diese Auflage bedeutende Zusätze erfahren und namentlich sind zwei sehr zweckmäfsige Verzeichnisse von Verben und Adjectiven hinzugekommen, welche angeben, mit welchen Präpositionen man

Digitized by Google

jene in bestimmten Bedeutungen am liebsten verbindet; dafs hier natürlich keine Vollständigkeit erreicht werden konnte, da es ein erster Anfang ist, versteht sich von selbst; bei weiterer Sammlung werden sich gewifs in Zukunft gröfsere Gruppen ergeben und das bis jetzt alphabetische Verzeichnifs eine systematischere Form gewinnen.

Der vierte Abschnitt endlich behandelt Wortbildung und Orthographie, von denen der erste Theil sicher noch mancher Ausbildung fähig ist; auch wäre es, wie schon oben bemerkt, gut, mit beiden die davon unzertrennliche Lehre vom Accent zu verbinden, und der Verf. hat sich in dieser neuen Auflage so bemüht gezeigt, das einmal Ergriffene nach allen Seiten hin weiter zu bilden, dafs wir bei seiner richtigen grammatischen Grundansicht mit Recht hoffen dürfen, er werde dergleichen Mängel für die Zukunft abstellen.

A. Kuhn.

XLIII.

L. Apuleji Opera omnia ex fide optimorum codicum aut primum aut denuo collatorum recensuit, notas Oudendorpii integras ac ceterorum editorum excerptas adjecit, perpetuis commentariis illustravit, prolegomenis et indicibus instruxit Dr. G. F. Hildebrand, schol. lat. orphanotroph. Halens. collaborator. P. I. Prolegomena et Metamorphoseon libros continens. XC u. 1095. *P. II. Florida, de deo Socratis cet. continens.* 725. 8. *Lipsiae* 1842.

Unter den Lateinischen Schriftstellern des zweiten Jahrhunderts n. Chr. ist Apulejus sicherlich einer der bedeutendsten. Er besafs Geist und Kenntnisse genug, um ein vortrefflicher Stilist zu werden: nur die Neigung seiner Zeit leitete seine Bemühungen auf einen falschen Pfad. Die eigentliche Productionskraft war damals schon verloren gegangen: man arbeitete nur daran, die Technik des Ausdrucks zu vervollkommnen. Natürlich war es, dafs dies Bestreben, verbunden mit Mangel an Inhalt, zu einem falschen Geschmack verleitete. Schon der jüngere Plinius, der nur ein Zeitalter vor Apulejus lebte, suchte nur die Form auszubilden, der Inhalt ist ihm Nebensache. Diese Aufgabe war vollendet und die Möglichkeit erschöpft: die Pointen und witzigen Wendungen, die zu Tacitus', Seneca's und Plinius' Zeit als neu und piquant erschienen waren, hatten ihren Reiz verloren, die nachfolgenden Schriftsteller, die etwas Neues finden und sich nicht in Wiederholung des schon Bekannten ergehen wollten, mufsten darauf verfallen, nicht, wie jene, Cicero und die Autoren der gebildeten Latinität, sondern deren Vorgänger zu copiren. Was Ennius, was Attius und Pacuvius gesagt, das schien, weil es ungewohnt war und an die Zeit erinnerte, da Rom's politische Existenz unvergleichlich da gestanden hatte, kräftig und anziehend; Constructionen, die ihnen geläufig gewesen waren, gefielen mehr als die von Cäsar und Cicero. Hieraus, zu dem man die schon früher herrschend gewordene Form der Darstellung fügte, ja noch übertrieb, bildete man den neuen Stil, der zur Zeit der Antonine blühte. Dazu kam allmählig ein anderes Element. Mit dem Bürgerrechte hatte sich auch die Römische Sprache und Literatur fortgepflanzt: man fing auch in den Provinzen an, literarisch thätig zu sein. Zwar zur Zeit der Antonine blieb Rom noch immer der Mittelpunkt und Römische Gesellschaft und Römisches Leben die Quelle, an welcher der Lateinische Stil sich bilden konnte; doch natürlich war es, dafs die Eigenthümlichkeit der Provinzialen sich auch in dem Stile ihrer literarischen Productionen geltend machte, sicherlich wirkten die Lebensart, die Sitten, das Clima auf die ganze Färbung des Ausdrucks ein.

Diese Schriftsprache aber, so wie auch wohl schon die früherer Autoren, war ein Kunstproduct, geschaffen eben nur für den Gebrauch in Büchern und studirten Reden. Unmöglich konnte die gewöhnliche Conversationssprache eben so sein, wie die der Literatur, was zu Cicero's Zeit der Fall war: es bedurfte Studium und Uebung, um sich den Ton der beliebten Büchersprache anzueignen. Daraus folgt, dafs es sehr wohl geschehen konnte, dafs die Werke ein und desselben Schriftstellers eine verschiedene Färbung hatten, um so leichter, wenn ihre Abfassung durch einen längeren Zeitraum getrennt war. Es ist eine hübsche, unseres Wissens zuerst von Ruhnken, dem feinen Kenner Lateinischen Stils, gemachte Bemerkung, dafs Apulejus' sogenannte Apologie einen andern Stil hat, als seine Metamorphosen. In den letztern erscheint die Darstellung ganz mit den Fehlern und Geschmack-

Digitized by Google

losigkeiten überladen, welche die damalige Zeit liebte; in der Apologie finden sich weder die mifsgestalteten und verschrobenen Constructionen, an denen die Metamorphosen überreich sind, noch die phantastische und schwülstige Darstellung, wodurch die Lectüre jener fast widerwärtig wird.

Die Bearbeitung des Apulejus ruht seit 1823 gänzlich, und auch dieses Jahr bezeichnet nur die Vollendung einer schon im vorigen Jahrhundert begonnenen Arbeit: seit Oudendorp ist für ihn so gut wie nichts geschehen. Oudendorp hatte sich diesen Schriftsteller ganz besonders zur Bearbeitung erlesen, er erkannte, dafs ihm noch nicht die Beachtung zu Theil geworden war, die er verdiente: von den Handschriften war fast keine erträglich verglichen und zur durchgreifenden Verbesserung des Textes benutzt worden. Bereitwillig zwar hatten Viele, in dem Glauben, je auffallender und wunderlicher etwas sei, desto besser passe es für Apulejus, ihre eigenen Erfindungen in den Text gesetzt und an ihm, wie an einem vile caput ihren Scharfsinn geübt: ein Schicksal, das kaum ein anderer Schriftsteller in höherm Grade als er gehabt hat. Oudendorp studirte über Apulejus etwa dreifsig Jahre: eine Ausgabe zu veranstalten gelang ihm nicht, sei es weil er seine Arbeit nicht abschliefsen konnte oder weil den Holländischen Buchhändlern das Unternehmen nicht lohnend genug erschien. Erst im Jahre 1786 glückte es Ruhnken, die hinterlassenen Papiere Oudendorp's zu erhalten und zugleich einen Buchhändler zum Druck, vor der Hand der Metamorphosen, zu bewegen. Er klagt in seiner Vorrede, er hätte geglaubt, Alles wäre so vollständig ausgearbeitet, dafs für ihn blofs die Correctur der Druckbogen übrig bleiben würde: darin hätte er sich getäuscht. Oudendorp hätte zwar die Anmerkungen geschrieben, aber den Text selber darnach zu gestalten hätte er unterlassen: er mochte noch nicht über Alles mit sich im Klaren sein. So übernahm also Ruhnken diese Sorge: er legte des Pricaeus' Ausgabe zu Grunde und nach den von Oudendorp angeführten Handschriften gestaltete er den Text, *partim de Oudendorpii*, *partim de meo judicio*, wie er selbst sagt. Mit Unrecht wird daher Ruhnken von Hrn. Hildebrand der Nachläfsigkeit angeklagt, der sogar sagt: *quantas Oudendorpii editio per Ruhnkenium fecerit jacturas, vix credibile est*, ein Urtheil viel zu hart und von Hrn. H. wenig begründet. Ruhnken wollte gar nicht überall so schreiben, wie Oudendorp in den Noten verlangte; dieser würde selber Manches reiflicher erwogen haben. Dann aber sind die Abweichungen beider weder so bedeutend, noch hat Ruhnken, wo er abweicht, entschieden Unrecht. Hr. Hildebr. führt in seiner Vorrede p. X aus libr. X der Metamorphosen (nicht, wie es bei ihm steht, aus libr. XI) dreizehn solcher Abweichungen an. Die erste derselben können wir nicht auffinden, da bei Hrn. Hildebr. ein Fehler im Citat ist; von den übrigen sind fünf (p. 876, 900, 914, 928, 945 ed. Hild.) entschieden der Art, dafs Ruhnken vollkommen Recht hatte von Oudendorp's Ansicht abzugehen und sich an die Autorität der Codices zu halten. An zwei andern Stellen, p. 949 (nicht 947, wie fälschlich citirt wird) und 980 sind Oudendorp's Noten so unbestimmt und verrathen so sehr den Mangel an Revision, dafs Ruhnken durch sie nicht geleitet werden konnte. Die übrigen fünf Abweichungen, p. 894, 896 (nicht 894), 910, 911 u. 913 beruhen auf blofsen Druckfehlern. Am deutlichsten erhellt dies aus p. 896, wo Pricaeus *mecum olim convenerat* hat: Ruhnken verbesserte *me non olim convenerat*, gedruckt aber steht *mecum non olim c.*, was sonst keine Ausgabe hat. Wegen blofser Druckfehler aber sollte Hr. Hildebr. nicht Ruhnken so sehr der Nachläfsigkeit beschuldigen, zumal da er in dem Stückchen, wo er über diesen vermeintlichen Mangel an Sorgfalt spricht, selber viel mehr und störendere derartige Fehler hat, aufser den schon angeführten mufs zu p. 911 *electiles* als Oudendorp's, *electibiles* als Ruhnken's und p. 945 *crudelissimis* als Ruhnken's Lesart angegeben werden.

Oudendorp's Arbeit, so trefflich sie für seine Zeit war, reicht doch für uns nicht mehr aus, besonders in der Kritik, wo er, obwohl strenger und consequenter als alle seine Vorgänger und die meisten seiner Zeitgenossen, doch nicht selten über der eigenen Ansicht die Autorität der Handschriften vernachläfsigte. Dies also war der erste und hauptsächlichste Punkt, auf den zu achten war, dafs der Text von den früheren Willkührlichkeiten gereinigt und gleichmäfsig festgestellt würde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 86.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1843.

L. Apuleji Opera omnia ex fide optimorum codicum aut primum aut denuo collatorum recensuit, notas Oudendorpii integras ac ceterorum editorum excerptas adjecit, perpetuis commentariis illustravit, prolegomenis et indicibus instruxit Dr. G. F. Hildebrand.

(Fortsetzung.)

Die Erklärung war nach Hrn. Hildebrand's Ansicht am besten in grammatischen Sachen, weniger genügte die antiquarische. Diese nahm sich daher Hr. Hild. bei seiner Bearbeitung zum besondern Ziel, ohne jedoch dabei die erstere aus den Augen zu verlieren. Die vorliegende Ausgabe von Apulejus soll also in jeder Hinsicht eine vollständige sein und alle Puncte umfassen, die der gegenwärtige Standpunkt der Wissenschaft verlangt. Ihre äufsere Einrichtung ist die, dafs in den Prolegomena über das Leben, die Schriften, die Handschriften und Ausgaben von Apulejus gesprochen wird. Es folgt der Text, zunächst unter ihm die kritischen Noten, dann die erklärenden. Indices erleichtern die Uebersicht.

In der Abfassung der Noten hat Hr. H. einen eigenthümlichen Weg eingeschlagen. Oudendorp's Arbeit glaubte er mit Recht der seinigen nicht blofs zu Grunde legen, sondern auch in dieselbe aufnehmen zu müssen. Indessen seine Anmerkungen vollständig abdrucken zu lassen, erschien ihm zu weitläuftig. Er läfst daher aus ihnen erstlich alle gelegentlichen, zahlreichen Verbesserungen zu andern Schriftstellern weg, dann zieht er die ohnehin schon in die kritischen und erklärenden Noten vertheilten Anmerkungen Oudendorp's zusammen und referirt über sie in der dritten Person. Was er selber hinzufügt, wird durch Klammern bezeichnet. Wir müssen gestehen, dafs diese Manier nicht ganz unsere Billigung hat. Will man einmal die Noten eines trefflichen Vorgängers mittheilen, und so eine Ausgabe cum notis variorum liefern, wie sie sich auch für unsere Zeit wohl ziemen kann, so dünkt es uns besser, dieselben vollständig und unverändert zu geben. Will man dies nicht, so verarbeite man sie vollständig und benutze sie als sein Eigenthum: die Natur der Sache bringt es mit sich, dafs einer auf den andern baut und dankbare Anerkennung der Verdienste eines Vorgängers im Allgemeinen und im Einzelnen wird jenen scheinbaren Mangel an Gewissenhaftigkeit vollkommen ersetzen. Man gewinnt sicherlich den grofsen Vortheil, den eigenen Bemerkungen mehr Rundung und Abgeschlossenheit geben zu können, was bei jener andern Art nicht der Fall ist, und wir zweifeln nicht, dafs Hr. H. dies im Verlauf seiner Arbeit selbst gefühlt hat. Und wird der Gelehrte, für den doch allein diese Arbeit und der ganze Schriftsteller Werth hat, Hrn. H. wirklich trauen, dafs Oudendorp's Ausgabe ganz in der seinigen enthalten und durch dieselbe entbehrlich gemacht ist? Wir glauben es nicht. Oudendorp selber ist sogar bei dieser Abkürzung seiner Arbeit nicht immer gut weg gekommen, z. B. Metamorph. III, 3. p. 179 Oud. *ante pedes ipsius spirantes adhuc corporibus in multo sanguine palpitantes* macht er die Bemerkung, einige Herausgeber hätten spirantes mit corporibus verbunden: in diesem Falle müfste es aber *pectoribus* heifsen (mallem tunc legi *pectoribus*) und diese Verwechselung sei nicht ungewöhnlich. Hr. H. macht daraus mit einem Tadel: *cur Oudendorp. pro corporibus maluerit pectoribus — omnino non perspicitur.* Andere Bemerkungen Oudendorp's sind mit Unrecht weggelassen worden, z. B. zu Metamorph. VIII, 2. p. 507 die Erklärung des Genitivs in der Construction *morum approbatus*, gleich darauf p. 508 seine Bemerkung über *in manus venire.* Um also Oudendorp's Arbeit vollständig kennen zu lernen, bleibt es immer nothwendig, auf seine eigene Ausgabe zurückzugehen.

Digitized by Google

Doch wir kommen zu den eigenen Leistungen Hrn. H.'s, und zwar zunächst auf seine kritische Bearbeitung von Apulejus. Die Grundlage derselben enthalten die Florentiner Handschriften: schon Elmenhorst hatte sie benutzt; indessen seine Nachlässigkeit ist bekannt. Daher verschaffte sich Oudendorp noch eine andere Collation zweier Florentinischen Handschriften von Lindenbrog's Hand; doch auch bei ihr fand er sich an vielen Stellen in Zweifel. Für die Metamorphosen hatte Oudendorp aufserdem von der Wolfenbüttler Bibliothek die Vergleichungen zweier Codices von Corte, die er als sehr genau schildert. Dazu kam ein codex d'Orvillianus, den er eigenthümlich besafs und dem er ganz besonderes Vertrauen schenkte, endlich noch fünf andere, nicht durchgängig verglichene und zum Theil unbekannte Handschriften; denn im Ganzen, sagt Oudendorp zu Metam. IX, p. 656, hätten ihm die Excerpte von 9 Codices zu Gebote gestanden. Von den alten Ausgaben schätzte Oudendorp (und auch Hr. H. thut es) nächst der editio princeps Rom. 1469 hauptsächlich die spätere Juntina vom Jahre 1522, die von dem Pisaner Bernardus Philomathes mit grofser Genauigkeit nach guten Handschriften besorgt ist. Für die kleineren Schriften von Apulejus hatte Oudendorp selber hauptsächlich einen Vossianus und einen Harlemensis verglichen. Hr. H. fühlte die Nothwendigkeit, diesen kritischen Apparat zu vermehren: er verschaffte sich wiederum die Lindenbrog'sche Collation der beiden Florentiner und erlangte dazu eine neue Vergleichung eines dritten Florentiner Codex, dann zwei Wolfenbüttler Handschriften und eine Dresdner, welche drei er selber verglich, endlich noch Excerpte aus einigen anderen, unvollständig verglichenen Codices. Dies ist nebst den Bemerkungen der früheren Herausgeber sein kritischer Apparat, den er in den Noten zunächst unter dem Text zusammenfafst und mit den Urtheilen Oudendorp's und seinen eigenen in der oben angegebenen Weise begleitet.

In der Vorrede p. LIX werden diese Codices geordnet und für die Metamorphosen in drei Familien getheilt. Die erste enthält aufser einigen, von denen man nur Excerpte kennt, die drei Florentiner, die beiden Wolfenbüttler und den Dresdner, die zweite hauptsächlich den d'Orvillianus, die dritte einen einzigen codex Bertinianus. Gründe für diese Eintheilung werden nicht weiter angegeben: gute, schlechtere und schlechtester Codex, das sind die Eigenschaften, die ihnen beigelegt werden. Wir glauben auch in der That nicht, dafs sich eine andere bestimmte Classification mit ihnen vornehmen läfst. An allen schwierigen und verdorbenen Stellen bieten die Handschriften nur Corruptionen gleicher Art dar: sie stammen also alle aus einer Quelle und unterscheiden sich wirklich nur durch den Grad der Verderbtheit. Die besten sind allerdings die beiden Wolfenbüttler und die drei Florentiner; dafs aber von den letztern der dritte die beste aller Handschriften sei, wie Hr. H. will, und in zweifelhaften Fällen das meiste Gewicht haben müsse, leuchtet uns nicht ganz ein.

Was hat nun, zunächst in den Metamorphosen, Apulejus' Text durch die vorliegende neue Bearbeitung gewonnen? Die Abweichungen von Oudendorp oder Ruhnken sind zahlreich: man wird kaum eine Seite finden, wo nicht Hrn. H.'s Text ein oder mehrere Male verschieden wäre. Wir nehmen als Beispiel und um zugleich zu zeigen, wie viele der Abweichungen zu billigen sind, das Ende des 6. Buches von Cap. 23 an (nach Hrn. H.'s neuer Eintheilung), p. 429 — 445 Oud. Wir billigen p. 430 *producunt* statt *prodeunt*, wie Ruhnken schrieb, p. 435 *vocis exitu procurrens* statt *vocis excitu*, wie keiner der genau verglichenen Codices hat, obwohl wir jenes nicht, wie Hr. H., als divulgatio erklären würden, sondern de exeundo ex ore, p. 440 *aliqui* statt *aliquid*, p. 441 *illac* statt *illa* und *firmiter* statt *fortiter*, p. 442 *baculi quod* statt *baculi quem*, wo bewiesen wird, dafs Apulejus nur das Neutrum gebrauchte, und in Bezug auf Stellung der Worte p. 430 *crure dextero*, p. 439 *etiam credemus*; vielleicht ist auch richtig p. 434 *loro tamen tenaciter* statt *tenaciter loro*; p. 441, wo bei *intervisere-furtim* und p. 442, wo *compendiosam* ausgelassen wird. Die übrigen Abweichungen erregen mehr Bedenken. Bei einigen kommt es auf die Autorität an, die der Rand des genau verglichenen dritten Florentiner Codex hat. p. 433 klagt der verwandelte Lucius in einem Selbstgespräch so: *nam et illa ipsa praeclara magia tua vultum laboresque tibi tantum asini, verum corium non asini crassum, sed hirudinis tenue membranulum circumdedit.* Die dritte Florentiner Handschrift hat im Texte *victum asini*, am Rande von derselben Hand *vultum*. Jenem folgte Hr. H. Indessen Oudendorp's Lesart erscheint richtiger, einmal, weil *victum-circumdare* nicht durch

Digitized by Google

ein ähnliches Zeugma entschuldigt werden kann, wie *labores circumdare*, das sich ganz genau an das vorhergehende Subst. anschliefst, dann aber auch, weil Lucius durch seine Verwandlung nur *vultum* d. h. die äufsere Gestalt, nicht auch *victum asini* erhalten hatte, was aus der ganzen Schilderung des Apulejus hervorgeht und, so zu sagen, die Pointe der ganzen Erzählung ist. Wenn Hr. H. an derselben Stelle *hirundinis* statt *hirudinis* schreibt, so irrt er darin, dafs er glaubt, bei einer Sache, die mit Bestimmtheit durch andere Gründe entschieden werden kann, den Handschriften allein folgen zu müssen. Wie an dieser Stelle die Lesart des Randes vom 3. Florentiner Codex zu billigen war, so wird es auch geschehen müssen p. 434 *astutulae anus* statt *acutulae*, wo Hrn. H.'s Note nicht recht beweisend ist, und p. 442 *praesidium praebebimus* statt *praestabimus*. Demnach schreiben wir auch p. 440 *etiam credemus exemplo tuae veritatis et Phryxum arieti supernatasse et Arionem delphino gubernasse*, nicht *delphinum gubernasse* mit Hrn. H., was auch dem Sinne nach nicht ganz zweckmäfsig ist. Denn dies ist kein Wunder, dafs Arion einen Delphin gelenkt hat, sondern dafs er auf ihm gefahren ist, was weit bestimmter durch den Ablativ ausgedrückt wird. Und dieser Ablativ ist keineswegs auffallend: wenn *gubernare*, wie es geschieht, absolut für „das Steuer führen", „segeln" gebraucht wird, warum soll es nicht auch mit einem Ablativ verbunden werden? Eine ähnliche Dittographie zwar nicht im Flor. 3, aber in den übrigen Codices finde ich p. 436, wo Oud. schrieb: *scalpendi dorsi mei simulatione nonnunquam obliquatus a cervice pedes-puellae basiabam*, Hr. H. nach Flor. 3 *obliquatus cervice*, an sich richtig. Indessen auch hier fand sich sicherlich die doppelte Lesart *obliquatus cervice* und *obliquata c.*, die in den andern Handschriften deutlich erschien, in der Florentiner vielleicht nur nicht bemerkt ist. Nach Apulejus Gebrauch, wie Oud. ihn auseinandersetzt, mufs es *obliquata cervice* heifsen. Auf ähnliche Weise müssen die Lesarten der Handschriften p. 442 erklärt werden, wo Hr. H. schreibt: *et unus manu secutus prehenso loro retrorsum me circumtorquet*, Oud. dagegen hatte *et verbum injecta manu secutus*. Keines von beiden scheint uns richtig zu sein. *Unus*, das von Hrn. H.'s Codices allerdings der Flor. 3, die beiden Wolfenbüttler und der Dresdener haben, ist blofser Irrthum der Abschreiber für *manu* in der Verbindung *verbum manu secutus*. Wir haben gesehn, dafs der Flor. 3 häufig Dittographien hat, gewöhnlich am Rande, warum nicht aber auch im Texte selber? So wurde *verbum* verdrängt, das selbst nach den Beispielen ähnlicher Redensarten, die Hr. H. anführt, nicht fehlen kann. In andern Codices mochte *manu* fehlen und wirklich hat es die zweite Juntina nicht. *Injecta* aber, das nur Flor. 1 und zwei weniger bekannte Handschriften haben, ist ein Glossem. Wir schreiben also *verbum manu secutus*. An zwei Stellen hielt Hr. H. eine Emendation für nothwendig. p. 432 heifst es bei Oudendorp: *vides istas rupinas proximas et praeacutas in his prominentes silices, quae te, pene ante quam decideris, membratim dissipabunt*, nicht richtig; denn *pene ante-dissipabunt* kann nur heifsen: „sie werden dich nicht wirklich zerstückeln", sondern „du wirst nur mit genauer Noth der Zerstückelung entgehen", so dafs ich dies nicht mit Hrn. H. eine facillima lectio nennen möchte. Auch hat so nur der Rand des Flor. 1, alle übrigen Codices *penetrantes*, der Flor. 3 *penetrante*. Daraus macht Hr. H. mit Vereinigung der verschiedenen Lesarten *quae te penetrantes ante quam decideris dissipabunt*, weder nach richtigen diplomatischen Grundsätzen, noch mit richtigem Sinne. Denn Niemand kann, *ehe* er herunterfällt, an den Felsen zerstückelt werden. Eine Verbesserung wird zwar nöthig sein, aber nicht auf diese Art, sondern ich denke, es mufs heifsen: *quae te penetrantes quum decideris, membratim dissipabunt*. Unnöthig aber ist jede Verbesserung p. 431, wo Hr. H. schreibt *nulla salutis nostrae cura, sed ne meae quidem necis habita*, wie kein Codex hat; denn diejenigen, welche *sed* haben, lassen *ne* aus; die meisten haben *ac ne* und dies ist das richtige: ein Gegensatz findet gar nicht Statt. Eben so mufs es p. 432 heifsen *quid hic stas, Luci, vel quid jam novissimum expectas?*, nicht *quid stas, Luci;* denn einmal haben alle bekannten Codices *quid istas*, d'Orville's Codex *quid stas hic*, und auch Lucian in derselben Geschichte sagt: τί ἔτι μένεις ἐνταῦθα; dann aber heifst *stare* Lateinisch nicht, wie es hier ohne *hic* heifsen müfste, „still stehen, unthätig da stehen". Es bleiben zwei Stellen übrig, die uns sehr zweifelhaft erscheinen, p. 430, wo allerdings mit den meisten Handschriften geschrieben wird *multis onustos rebus rursum ne breviculo quidem tempore refectos o b i t e r reducunt;* indes-

Digitized by Google

sen durch die in der Erklärung zweifelhafte Stelle aus Quintil. Declam. X c. 16 p. 228 ed. Burmann. wird keinesweges bewiesen, dafs *obiter* im Lat. die Bedeutung *sogleich, auf der Stelle* hat. An der andern Stelle p. 445 gesteht Hr. H. selber, das von ihm aufgenommene *aestuet* genüge ihm nicht.

Es ergiebt sich aus dieser Zusammenstellung mit Oudendorp's Text, dafs Hr. H. hauptsächlich durch genaueres Anschliefsen an die Handschriften gewonnen, aber auch öfters, wo es auf Beurtheilung des Werthes der Handschriften und der Richtigkeit der Lesarten ankam, geirrt hat. Am meisten wird dies an den Stellen hervortreten, wo Hr. H. entweder in den besseren Codices, oder in allen bekannten das richtige nicht fand oder nicht zu finden glaubte, und also ganz auf eigenes Urtheil angewiesen war. Z. B. Libr. III. p. 175 Oud., wo Lucius von dem über ihn wegen angeblicher Ermordung dreier Bürger gehaltenen Gerichte spricht, heifst es: *tandem pererratis plateis omnibus et in modum eorum, qui lustralibus piamentis minas portentorum hostiis circumforaneis expiant, circumductus angulatim forum ejusque tribunal adstituor*, gegen die besseren Codices, denn alle von Hrn. H. verglichenen haben *quibus lustralibus*, und richtig, wie es uns scheint. Lucius wird mit den Opferthieren verglichen, die vor der Opferung im Aufzuge durch alle Strafsen der Stadt geführt werden, um diese zu sühnen; wie kann es also heifsen: *circumductus in modum eorum, qui-hostiis-expiant*, d. h. der Priester, die das Opfer vollbringen? Wenn man *quibus lustralibus piamentis* annimmt, besteht die Schwierigkeit der Construction blofs darin, dafs das Substantivum des Demonstrativsatzes in den Relativsatz versetzt ist; denn Niemand würde anstofsen, wenn es hiefse: *circumductus in modum eorum lustralium piamentorum, quibus-expiant.* Stellen aber, wo die Codices nicht ausreichen und Conjecturen nothwendig werden, müssen bei einem Schriftsteller, wie Apulejus, dessen Handschriften alle auf gleiche Weise verdorben sind, zahlreich sein. Hr. H. steht, wie billig, nicht an, sie, sobald sie ihm richtig erscheinen, in den Tezt aufzunehmen, unterscheidet sie jedoch durch den Druck von den übrigen Worten. Z. B. libr. III. p. 176 wird bei dem Gerichte, das über Lucius gehalten wird, der Eifer des Volkes, die Verhandlungen mit anzusehen, geschildert. Es heifst: *Plerique columnis implexi, alii statuis dependuli, nonnulli per fenestras et lacunaria semiconspicui, miro tamen omnes studio visendi pericula, salutaria negligebant.* Kein Codex hat *salutaria*, in den meisten und besten fehlt das Wort, Oudendorp's d'Orvillianus hat *salutari*, aber setzt es vor *visendi*, Flor 1 und 3 haben *salutaris.* Die älteren Ausgaben, und auch Ruhnken, schrieben daher *pericula salutis*, was wenigstens dem Sinne nach richtig ist, während Hrn. H.'s *salutaria* kaum verständlich ist und keinesweges durch Tacitus Annal. 15, 29 *tuta et salutaria capessentem* erklärt wird. Indessen *salutaris* oder *salutari* ist sicherlich blofs ein Glossem, ursprünglich am Rande, wo es auch der Dresdener Codex hat, das der Abschreiber des d'Orvillianus an die falsche Stelle setzte, die übrigen wegliefsen. Es mufs heifsen: *miro omnes studio visendi, pericula negligebant*; denn Niemand wird Hrn. H. glauben, wenn er meint, *visendi* könne nicht so absolut stehen und *visendi pericula*, was hier „das Gericht", „das Angeklagtsein" bedeuten soll, müfste verbunden werden. Eben so wenig billigen wir bald darauf p. 178 Hrn. H.'s Conjectur, wo er schreibt *tantam caedium lanienam, quam cruenter exercuit.* Die Codices haben falsch: *totam* aedium oder *hedium*, *edium*, die Ausgaben richtig *tot caedium.* Denn was ist eine *laniena caedium?* als ob *laniena* ohne *caedes* möglich wäre. Es ist also ein Adjectiv zu *caedes*, nicht zu *laniena* nöthig. Libr. VIII. p. 506 steht in den Handschriften: *Erat in proxima civitate juvenis, natalibus praenobilis, quo* (oder *qui*) *clarus et pecuniae fuit satis locuples, sed luxuriae popinalis scortisque et potationibus exercitatus.* Die Stelle is so ohne Sinn; indessen statt *quo* oder *qui* sagt Beroaldus hätten einige, uns freilich unbekannte, Handschriften *loco*, statt *fuit* steht in einigen der schlechteren *simul.* Diese beiden Lesarten, haben sie sich wirklich in alten Handschriften gefunden oder sind sie blofs Conjectur: sie sind vortrefflich und unzweifelhaft richtig. War einmal *loco* in *quo* verdorben, so folgte *qui* und *fuit* durch die Neigung der Abschreiber, einen Sinn in der Stelle zu finden, von selber. Es mufs also heifsen: *juvenis, natalibus praenobilis, loco clarus* (d. h. durch das Amt, das er bekleidete, berühmt) *et pecuniae simul satis locuples.*

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 87.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1843.

L. Apuleji Opera omnia ex fide optimorum codicum aut primum aut denuo collatorum recensuit, notas Oudendorpii integras ac ceterorum editorum excerptas adjecit, perpetuis commentariis illustravit, prolegomenis et indicibus instruxit Dr. C. F. Hildebrand.

(Fortsetzung.)

Indessen Herr Hildebrand findet noch eine Schwierigkeit in dem Genitiv *luxuriae popinalis*, bei dem er nicht weifs, wovon er abhängen soll. Er emendirt also *luxurie popinali* zu *exercitatus*. Aber weshalb kann jener Genitiv nicht auf *juvenis*, als die Eigenschaft bezeichnend, bezogen werden? Lib. IV. p. 285 erzählen Räuber, die mit Beute beladen, aber mit Verlust dreier Genossen heimkehren, bei Oudendorp folgender Mafsen: *Sic onere vecturae simul et asperae viae toti fatigati tribus comitum desideratis istas quas videtis praedas adveximus.* Indessen *desideratis* steht nur in wenigen und unsichern Codices; die meisten haben *desertis*, das wir annehmen und übersetzen: „nachdem wir drei unserer Begleiter im Stich gelassen". Hr. H. verbessert ohne Grund *defectis*, das nie, wie er meint, gleich *perditus*, *mortuus* ist, wie sich aus genauer Interpretation der von ihm selber angeführten Stellen ergiebt. Lib. IV. p. 255 erzählen die Räuber von einer andern Expedition. Die Codices ohne Ausnahme geben Folgendes: *Vix enim Thebas heptapylos accessimus, quod est huic disciplinae primarium studium, sed dum sedulo fortunas inquirebamus populares.* Der Zwischensatz *quod-studium* gehört, wie sich aus dem Sinn ergiebt, nothwendig zum Folgenden: es mufs also vor demselben eine Partikel gestanden haben, die den ersten Satz *vix-accessimus* mit dem folgenden *sed-populares* verband. In dieser Hinsicht ist es untadelhaft, wenn Hr. H. schreibt *vix accessimus et quod est* etc.; aber was wird aus *sed dum?* Entweder mufs es als blofse Wiederholung von *studium* ausgestofsen werden: indefs dies ist bedenklich, da sich in den Handschriften keine Abweichung findet: oder es mufs emendirt werden. Hr. H. thut das Letztere und schreibt mit willkührlicher Auslassung von *sed* blofs *diu*, das er übersetzt „bei Tage", gegen den Sinn der Stelle, denn ob die Räuber ihre Nachforschungen bei Tage oder bei Nacht anstellen, ist gleichgültig, aber auch gegen die Latinität; denn *diu* kommt in dieser Bedeutung nur in engster Verbindung mit *noctu* vor, z. B. Plautus Cas. 4, 4, 5; Charis. p. 185 Putsch; Non. p. 98 Merc. Wir schlagen vor zu lesen: *Vix-accessimus, cum, quod est-studium, sed cum* cet., wo wir *sed* in der bekannten Bedeutung, die es bei der Wiederaufnahme eines Satzes nach Parenthesen hat, nehmen.

Wir haben gesehen, dafs Hr. H. in seinen Conjecturen etwas zu rasch verfährt: es war daher nicht recht consequent, dafs er Stellen, die einer Verbesserung bedürfen und dieselbe schon gefunden haben, übersah, z. B. libr. VII. p. 455 erzählt ein Räuber *ego sum praedo famosus Haemus ille Thracius — patre Therone atque latrone inclyto prognatus.* Wer sieht nicht ein, dafs es widersinnig ist zu sagen: „ich bin der Sohn des Theron *und* eines Räubers"? Die Conjectur von Lipsius *aeque latrone inclyto* ist eben so leicht als einleuchtend. Ebenso libr. III. p. 175 *civitas omnis in populum effusa mira densitate nos insequitur*, wo Hrn. H.'s Erklärung *in populum* sei gleich *in unam concionem ita ut cives effecerint universum populum*, schwerfällig und dem Sinne unangemessen, dagegen die alte Emendation *in publicum*, „auf die Strafse", vortrefflich ist.

So viel über die Kritik der Metamorphosen: von Apulejus' übrigen Werken, die der zweite Band enthält, wählen wir noch die Florida, eine rhetorische Blumenlese, wo möglich, in noch schwülstigerem und

Digitized by Google

gesuchterem Stile als die Metamorphosen geschrieben. Die Codices sind hier weniger zahlreich als dort: Hr. H. hat aufser der genauen Vergleichung vom Flor. 3 nur die Varianten der Oudendorpischen Ausgabe. Da der kritische Apparat auf diese Weise geringer ist, bedarf es um so mehr aller Hülfsmittel der Erklärung, um einen befriedigenden Text zu gewinnen. Wir finden, dafs die Mängel, die wir oben an Hrn. H.'s Texteskritik im Allgemeinen auszusetzen hatten, hier etwas stärker als in den Metamorphosen hervortreten. Er folgt durchweg dem Flor. 3, den er einmal für den besten Codex hält, selbst da, wo derselbe offenbar verdorben ist, z. B. libr. II. n. 12 p. 43 schreibt er nach ihm *Psittacus, avis Indiae, avis est instar illi minimo minus quam columbarum*, was ohne Sinn ist und ohne Bemerkung gelassen wird. Richtig dagegen schrieb Bosscha: *Psittacus Indiae avis est. Instar* (i. e. figura) *illi minimo minus quam columbarum.* Auch Conjecturen, die Hr. H. macht, und die wirklich bei dem mangelhaften kritischen Apparat häufig nothwendig sind, müssen wir für zu rasch halten, z. B. libr. I. n. 1 soll Apulejus, von Athen sprechend, das ihm für einen heiligen Tempel der Vergangenheit gilt, so sagen: *ita mihi ingresso sanctissimam istam civitatem quamquam oppido festini praefanda venia et habenda oratio* etc. *Festini* soll hier Adjectivum sein und als Beweisstelle für diese sonst durchaus unbekannte Form wird Titinius bei Nonius s. v. festinem p. 482 angeführt: *nunc hoc uror: nunc haec res me facit festinem*, wo Nonius zwar *festinem* gleich *festinantem* erklärt, indessen es sich eben so gut als Conjunctiv von festinare, mit ausgelassenem *ut*, fassen läfst. Und derselbe Conjunct. ist bei Apulejus zu emendiren; denn die Codices haben *festine* und ähnlich sagt er Florida IV. n. 21 *quamquam oppido festinent.* Lib. I. n. 7 spricht Apulejus von dem Befehle Alexander's, dafs Niemand ein Bildnifs von ihm machen sollte als bestimmte Künstler. Er schreibt nach Oudendorp: *Eo igitur omnium metu factum, solus Alexander ut ubique imaginum suus esset* u. s. w. und Oudendorp belegt das *Alexander-suus est* genügend. Freilich ist *suus* eine Conjectur; die Codices haben *simus, unus, summus*, woraus Hr. H. *similis* macht, das gegen den Sinn des Schriftstellers ist. Wenn Alexander in allen Bildnissen (denn dies ist *ubique imaginum*) blofs hätte ähnlich sein wollen, so konnte er Jederman erlauben, ihn zu portraitiren: er wollte aber *leibhaftig* sein und das ist *suus*. Kurz vor dieser Stelle schreibt Hr. H. nach dem Flor. 3: *Sed cum primis Alexandri illud praeclarum, quod-edixit universo orbi suo, ne quis effigiem regis temere assimilaret aere, colore, caelamine; quin saepe solus eam Polycletus aere duceret etc.* Hier wird *quin* erklärt als *particula adversativa summa cum vi asseverandi hic posita*, was es nie ist. Und soll Alexander wirklich in dem Edict befohlen haben, dafs Polyclet oder vielmehr Lysipp (denn Apulejus irrt hier) ihn *oft* in Erz giefsen sollte? Also ist eine Conjectur nöthig; denn die Codices haben *quin ipse.* Es mufs heifsen *quippe* (nämlich) *solus.* Aehnlich schreibt Hr. H. libr. I. n. 6 init. folgender Mafsen nach den Handschriften: *Indi, gens populosa cultoribus et finibus maxima, procul a nobis ad orientem sili prope Oceani reflexus et solis exortus, primis sideribus, ultimis terris.* Was soll *Oceani reflexus* heifsen? Hr. H. erklärt sich darüber nicht, er beweist blofs nach Oud., dafs man sagen kann *mare flectitur*, wenn das Land und mit ihm das Meer eine Biegung macht, was Niemand bezweifelt. Wir glauben nicht, dafs sich etwas einem *reflexus maris* Entsprechendes finden läfst, das nach der Meinung der Alten im äufsersten Orient gewesen wäre. Daher verbesserte Elmenhorst *refluxus Oceani* d. h. Indien liegt da, wohin der Ocean sich bei der Ebbe zurückzieht, welcher Ort, wie Plin. nat. hist. 2, 99 sagt, der äufserste Osten ist. Und *refluere* ist der ganz eigentliche Ausdruck von dem Meere, das sich bei der Ebbe zurückzieht. Freilich ist *refluxus*, eben so sehr indefs wie *reflexus*, so viel bis jetzt bekannt, ein ἅπαξ λεγόμενον. An derselben Stelle erregt der Ausdruck *primis sideribus* nicht ohne Grund Anstofs, denn er heifst: „im Anfange der Sterne", weshalb Markland *primi sideribus* und demgemäfs auch *ultimi terris* verbesserte. Indefs möglich, dafs Apulejus in dichterischer Hyperbel über das Passende und Wahre hinausging. Wir führen noch eine Stelle an, libr. I. n. 2, wo der Adler geschildert wird, wie er in den Lüften schwebend, seine Beute sucht. Es heifst dort: *cum-sese aquila extulit, nutu clementi laevorsum vel dextrorsum tota mole corporis labitur, velificatas alas quo libuit advertens, modico caudae gubernaculo, inde cuncta despiciens, ibidem pinnarum eminus indefessa remigia ac paulisper contabundo volatu paene eodem loco pendula*

Digitized by Google

circumtuetur. Alle Herausgeber sind an dieser Stelle angestofsen: sie sahen, dafs in dem Satze *ibidem-remigia* ein Participium oder Adjectiv fehle, das mit *pendula* zu verbinden sei; wir glauben indessen nicht, dafs sie richtig verbessert haben. Nur Hr. H. hält obige Stelle für kritisch richtig und erklärt *remigia* für den Griechischen Accusativ, abhängig von *indefessa.* Was soll nun aber *indefessa-ac pendula* heifsen? als ob dies verwandte Begriffe wären. Und worauf soll sich *eminus* beziehen? Doch nicht etwa auf *circumtuetur?* Wahrscheinlich mufs es heifsen *tenens indefessa remigia:* „anhaltend seine unermüdeten Fittiche". Apulejus fährt so fort: *et quaerit-unde rostro transfodiat-vel agnum incuriosum vel leporem meticulosum, vel quodcunque esui animatum vel fors obtulit laniatum.* Das Letzte verbindet Hr. H. *quodcunque animatum fors obtulit esui vel laniatum,* indem er eine Wortstellung annimmt, die sich nur für die Ungebundenheit lyrischer Poësie eignet. Ich denke, es mufs das zweite *vel* wegfallen; *esui* und *laniatum* sind hier nicht Begriffe, die durch *vel* getrennt werden können. Freilich blieb auch so noch zu bemerken *laniatum* statt *laniandum,* wie es nach guter Latinität durchaus heifsen mufste.

Für grammatische Erklärung bietet Apulejus reichen Stoff dar. Um die Besonderheiten seines Stiles zu erklären, nimmt man zwei Elemente an, einmal so zu sagen die, Nachahmung der alten Lateinischen Schriftsteller, dann Provinzialismen d. h. Redensarten, Worte und Constructionen, die er aus der ursprünglichen Landessprache Africa's genommen habe. Dies letztere Element ist es indessen, was wir, bei Apulejus wenigstens, läugnen müssen. Nordafrica's Bewohner waren in den Städten, wo Bildung und Wissenschaft herrschte, keinesweges Eingeborne: es waren colonisirte Römer. Das ganze Land war mit Römischen Colonien zum Schutze des Reiches gegen die andringenden Nomaden der Wüste besäet: Apulejus' Vaterstadt Oea selbst war Römische Colonie. Diese Colonen mochten freilich zum geringsten Theile Römer oder auch nur Italiker sein; aber sie waren doch nicht gemeinsamen einheimischen Ursprungs und hatten keine gemeinsame Sprache, die sie sofort mit der Römischen mischen konnten. Es bedurfte also einiger Zeit, ehe sich ein besonderer Dialect bildete und zu Apulejus' Zeit, in der sehr viele jener Colonien erst gegründet wurden, war dies keinesweges der Fall. Hatte er sich aber auch gebildet, so bedurfte es wieder Zeit, ehe dieser Provinzialdialect, bei dem Verfall der Bildung überhaupt und dem abnehmenden Sinn für künstlerische Form und Darstellung, sich in den gebildeten Classen der Bevölkerung und dann in der Schriftsprache geltend machte. Apulejus hatte die Lateinische Sprache in Rom studirt: dort hatte er seinen Stil gebildet und er rühmt sich, dafs er Römern zum Muster und zur Bewunderung diene. Also Africanismen, wie man sie nennen könnte, suche man bei ihm nicht. Und welche führt Hr. H. an? Zu Metam. Libr. III. p. 196 Oud. sagt er: *Paupertina vox est antiquis et Afris potissimum frequentata,* für welche Behauptung durchaus kein Grund abzusehen ist. *Paupertinus* wird von Nonius aus Varro angeführt: es war also eine bei den ältern Lat. Autoren übliche Form, die im zweiten Jahrhundert nach Chr. wieder allgemein hervorgesucht wurde, und Gellius und später Ammian und Symmachus haben sie eben so oft wie Arnobius, Tertullian und Apulejus. In der sogenannten Apologie p. 456 wird als besonders den Africanern eigenthümlich angegeben die Construction von *habere* mit dem Infinitiv, in Nachahmung des Griechischen z. B. ἔχω εἰπεῖν, die indessen selbst bei den besten Lateinischen Schriftstellern ziemlich eingebürgert ist. Herr H. mufs aber jene ganze Stelle falsch verstanden haben, wenn er eine solche Bemerkung zu ihr macht. Sie lautet nämlich so: *ut intelligat, nihil in philosophos-posse confingi, quod non-quamvis liceat negare, tamen potius habeant defendere.* Also ist *potius habere* („für besser halten") zu verbinden und davon hängt der Infinitiv ab. Ebenfalls durch ein Mifsverständnifs gewinnt Hr. H. in der Apologie p. 501 eine Africanische Redeweise. Er macht dort die Bemerkung, die Africaner liebten es, statt des Imperfectum das Plusquamperfectum, nicht blofs im Conjunctiv sondern auch im Indicativ zu setzen. Hier ist unbegründet einmal die Annahme, dafs überhaupt ein Tempus für das andere ohne Weiteres stehen könne, dann aber auch die Erklärung der vorliegenden Stelle *jam in media quaestione-oculos truces in te invertisset*; denn die quaestio, d. h. das Verhör, war zu Ende, da Apulejus dies sprach; daher ist das Plusquamperfectum ganz an seiner Stelle. Also einzelne Wörter und Redeweisen, die Africanischen Dialect verriethen, hat Apulejus nicht. Dagegen richtig tadelt Ruhnken an ihm *Africanus tu-*

Digitized by Google

mor. Die ganze Zeit war von dem rechten Wege des Geschmacks abgeirrt und glaubte durch den Glanz hohler Phrasen die kräftige Einfachheit der Vorfahren überbieten zu können. Apulejus aber hatte, weil er aus Africa stammte, diese Neigung seiner Zeit mit Vorliebe erfafst und bis zum Uebermafs ausgebildet.

Was Oudendorp für die grammatische Erklärung gethan, erkennt Hr. H. an: er sagt, er habe hier nur ergänzt. Indessen diese Ergänzungen erscheinen uns theils nicht eben bedeutend, theils von nicht genauer grammatischer Untersuchung zeugend. Wir führen einige Beispiele aus der Apologie, oder, wie Hr. H. sagt, dem Buche de magia an, das zwar von Bosscha, aber ganz in Oudendorp's Manier, commentirt ist und von Hrn. H. ganz eben so, wie die anderen Schriften, zu denen ein Commentar von Oudendorp selbst vorhanden ist, behandelt wird. Gleich im Anfange zu *accusationem mei* wird die Bemerkung gemacht, Apulejus liebe es, den Genitiv des Pronomen personale statt des Pronomen possessivum zu setzen. Indessen die Beispiele, die in einer citirten Anmerkung zu den Metamorphosen angeführt werden, sind verschiedenartig: es wird in ihnen kein Unterschied gemacht, ob der Genitiv des Pronomen objectiv oder subjectiv ist, worauf alles ankommt; denn z. B. *accusatio mei*, „die Anklage gegen mich" ist regelrecht und gewöhnlich. Gleich darauf p. 377: *gratulor, quod mihi copia et facultas te judice obtigit purgandae philosophiae et probandi mei* wird *facultas* als *dicendi facilitas et copia* erklärt, während *copia et facultas* hier nur „Gelegenheit und Möglichkeit" bedeuten. Apulejus freut sich, dafs er gerade einen solchen Richter bekommen hat und sich vor ihm vertheidigen darf, nicht dafs er sich vor ihm mit Redefülle vertheidigen darf. Ferner bei *probandi mei* wird gewarnt, *probandi* nicht für das Particip. Fut. Pass., sondern für das Gerundium, von dem der Genitiv abhinge, zu halten. Es wird hier eine Verwechselung mit den Stellen gemacht, wo das scheinbare Particip. Futur. Passiv. mit dem dazu gehörigen Substantiv nicht in Genus und Numerus übereinstimmt, über die Kritz zu Sallust's Catil. c. 31 eine eigne, freilich nicht ausreichende, Ansicht aufgestellt hat. Eben so ungenau ist die Erklärung p. 381 *qui avunculi sui testamentum, quod verum sciebat, pro falso infamarit, tanta quidem pertinacia, ut cum Lollius Urbicus verum videri et ratum esse debere pronuntiasset*, wo *verum videri* gleich *certum et palam esse*, mit besonderer Bemerkung des auffallenderen Sprachgebrauchs, erklärt wird. Allein *verus* ist wie gewöhnlich dem *falsus* entgegengesetzt: „das Testament sei ächt". Wir erwähnen noch eine Stelle p. 438, wo Apulejus sich gegen seine Armuth vertheidigt: *tu mihi vitio dabis — quod vivo gracili lare, quod paucioris habeo, parcius pasco, levius vestio, minus obsono.* Salmasius und Lipsius erklärten *paucioris habeo*: „ich wohne wohlfeiler", wobei, da *habere* bei den Komikern gleich *habitare* ist, nur *paucioris* statt *minoris* zu bemerken ist. Vgl. Oudendorp zu Metam. X. p. 708. Hr. H. ergänzt *servos*: „ich habe weniger Sclaven", ohne indessen zu beweisen, dafs diese Ellipse dem Sprachgebrauche angemessen ist. Nach unsrer Erklärung liegt übrigens keine Tautologie in der Stelle: *vivo gracili lare* ist allgemein: „ich habe einen geringen Hausstand".

Um so vorsichtiger wird man daher sein müssen, wenn Hr. H. einen besondern Sprachgebrauch oder besondere Formen im Apulejus findet, worin er in der That so weit geht, dafs er z. B. Florida p. 95 den nur im Cod. Flor. 3 befindlichen Schreibfehler *animum adversit* als neue Form hinstellt, oder in der Apologie p. 456 ebenfalls einen Schreibfehler der Handschriften *de falso invidia*, deren er in jedem Codex viele ähnliche finden könnte, in allem Ernste für die richtige Lesart hält. Er bemerkt allgemein, die Adjectiva könnten so statt der Adverbia gebraucht werden, während die von ihm selber angeführten Beispiele zeigen, dafs nur die Adverbia der Zeit in beschränktem Mafse ähnlich vorkommen, nie aber dies Adverbium zwischen der Präposition und ihrem Casus steht. Auf Mifsverständnissen beruhen grammatische Observationen, wie zu Metamorphos. III. p. 178, wo gelehrt wird, Apulejus habe *tantus-quam* gesagt, bei einer Stelle, wo von keiner Vergleichung die Rede und *quam* das gewöhnliche Pronomen relativum ist; oder zu Metam. III. p. 185, wo bemerkt wird, Apulejus lasse gern das Pronomen relativum aus, was keinesweges jemals bei ihm der Fall ist. Er hat nur eine Neigung zur Vereinzelung der Sätze; daher er Gedanken, die andere Autoren durch Relativa eingeschaltet oder angeknüpft haben würden, in Parenthese setzt oder unverbunden neben einander stellt.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 88.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1843.

L. Apuleji Opera omnia ex fide optimorum codicum aut primum aut denuo collatorum recensuit, notas Oudendorpii integras ac ceterorum editorum excerptas adjecit, perpetuis commentariis illustravit, prolegomenis et indicibus instruxit Dr. G. F. Hildebrand.

(Schlufs.)

Was Hr. H. unter der sachlichen und antiquarischen Erklärung, die er besonders gefördert haben will, versteht, wissen wir nicht recht. Wir finden allerdings Stellen, die einer solchen bedürfen, mit Bemerkungen versehen; allein, weil Raum gespart werden sollte, bestehen diese nur aus Citaten. Und was helfen nun Noten, wie z. B. zu Florida I. p. 18 *de toga in mortuis usurpata vide Lipsii Elect. I*, 6 *p.* 653 *ed. Vess. Cuper. Observ. II*, 9; *Aelian. V. H. VI*, 6 *etc.* und der Art sind alle: man sehe gleich darauf die Noten über die funerepi, die Judaei superstitiosi, Nabathaei u. s. w. Wo es aber darauf ankommt, eine Sache selber zu erläutern, irrt Hr. H. zuweilen auffallend. Z. B. in der Apologie p. 447 erzählt Apulejus von seiner Vaterstadt, die Römische Colonie war. Er soll sagen: *in qua colonia patrem habui loco principis duumviralem, cunctis honoribus perfunctum* und *loco principis duumviralis* wird erklärt: „duumviri principis loco revera erant et haberi volebant, unde et consulis et praetoris nomen affectabant", und dann folgen ein paar Citate, durch die bewiesen werden soll, was ganz unbegründet ist, die IIviri wären im Namen des Kaisers da. Es mufs nicht *loco principis*, wie der Flor. 3, sondern *loco principe*, wie die andern Codices haben, heifsen. Apulejus sagt: „sein Vater wäre in seiner Colonie einer der ersten gewesen", *loco principe*, und erklärt das dann: nämlich er wäre IIvir gewesen, welches die höchste Würde ist (und duumviralis ist ein gewesener IIvir) und habe auch alle übrigen Würden durchgemacht. In derselben Apologie p. 381 heifst es, Lollius Urbicus, Stadtpräfect, habe eine Testamentsklage entschieden *de consilio consularium virorum*. Hr. H. beruhigt sich bei Bosscha's Ansicht, der nachdem er die falschen Meinungen anderer widerlegt, sich am Ende dahin äufsert, consulares hiefsen unter den Kaisern die, welche den kaiserlichen Provinzen vorständen, auch wenn sie nicht Consuln gewesen wären, was eben so ungenau ausgesprochen als für die vorliegende Stelle unpassend ist. Lollius hatte sich vielmehr ein consilium, Beisitzer gewählt aus denjenigen Senatoren, die Consuln gewesen waren und deshalb consulares genannt werden.

Die ausführlichen Prolegomena, die dem ersten Bande vorausgehen, zerfallen in drei Abtheilungen. Die erste enthält das Leben des Apulejus, das schon Bosscha in dem 3. Theile von Oudendorp's Ausgabe geliefert hatte. Dafs Apulejus unter den Antoninen gelebt, steht fest, sowohl aus der Apologie p. 570, wo *Imperatoris Pii statuae*, als Florida n. 9, wo *Caesares* erwähnt werden. Die nähere Bestimmung der Zeit, wo die Apologie gehalten und geschrieben worden sein soll, bleibt freilich zweifelhaft; denn dafs der Proconsul Claudius Maximus, an den sie gerichtet wurde, derselbe sei, wie der in den Fasten zum Jahre 144 n. Chr. erwähnte C. Gavius Maximus, beruht auf gewaltsamer Emendation. Dadurch werden auch die übrigen Zeitbestimmungen, die Hr. H. aufstellt, ungewifs. Ganz richtig aber wird die Ansicht derjenigen verworfen, die in den Metamorphosen die genaue Lebensbeschreibung von Apulejus selber finden wollen und daher die daselbst erwähnten Personen, mit denen Lucius der Held der Erzählung in Berührung kommt, auf für Bekannte und Verwandte von Apulejus halten. Die zweite Abtheilung handelt über Apulejus' Schriften, hauptsächlich die Metamorphosen. Es entsteht hier bei der Verschiedenheit im Stil zwischen der Apologie

Digitized by Google

und Apulejus' übrigen Werken, besonders den Metamorphosen, die Frage, welche sind früher von ihm geschrieben, die, welche einen reineren Stil zeigen, oder die, in denen alle Geschmacklosigkeiten jener Zeit vereint erscheinen? Hr. H. entscheidet sich für das Letztere und behauptet, die Metamorphosen seien von Apulejus geschrieben bei seinem Aufenthalte in Rom in einem Alter von noch nicht 25 Jahren. Als Gründe dafür werden angeführt, erstens, die lebendige Schilderung verrathe einen Jüngling, zweitens die Erzählung in den Metamorphosen, die, wenn gleich sie nicht Apulejus Lebensbeschreibung enthalte, doch derselben entspreche, breche mit der Ankunft des Lucius in Rom ab; also sei auch Apulejus, da er dies geschrieben, in Rom gewesen, zurückgekehrt von seinen Wanderungen in Griechenland. Der erste dieser Gründe ist zu schwankend und zu subjectiv, als dafs sich darüber urtheilen liefse; der zweite ist deswegen nicht genügend, weil Apulejus seine Erzählung vollkommen schon mit der Verwandlung des Lucius in einen gottgeweihten Menschen geschlossen hatte, und es keinesweges nöthig war, auch seine späteren Schicksale, die nicht zur Idee des Roman's gehören, hinzuzusetzen. Dagegen scheint uns eine Bemerkung Bosscha's sehr begründet. Apulejus wurde von seinen Feinden der Magie angeklagt, allein aus seiner Apologie ersieht man, dafs Keiner ihm seine Metamorphosen, in denen so viel von Magie die Rede ist, zum Vorwurf gemacht hatte. So sind sie also sicherlich nicht vor der Apologie erschienen und auch Hr. H. sieht sich genöthigt anzunehmen, sie seien zwar schon bei Apulejus' Aufenthalt in Rom geschrieben, aber erst weit später herausgegeben worden, eine Künstelei, die durch nichts begründet wird. Die Metamorphosen scheinen uns überhaupt im Stil eine solche Gewalt über die Sprache, im Inhalte solche Reife der Gedanken zu verrathen, dafs wir nicht anstehen, sie für eines von Apulejus' spätesten Werken zu halten. Wo Hr. H. über die Idee, welche dem ganzen Roman der Metamorphosen zu Grunde liegt, spricht, legt er besondern Werth darauf darzuthun, dafs die Episode „Amor und Psyche" mit dem letzten Buche in der engsten Verbindung stände. Sein Resultat ist, in dieser Episode liege die Idee, wie die menschliche Seele, durch schlechte Leidenschaft verdorben, durch Strafen und Reinigungen gesühnt werden könne: diese Reinigungen selber aber würden in dem letzten Buche angegeben. Was damit gewonnen wird oder weshalb diese ganze Demonstration unternommen wird, sehen wir indefs nicht ein. Das letzte Buch der Metamorphosen hängt offenbar zunächst mit den vorhergehenden zusammen: es wird in ihm gezeigt, wie der sinnliche Mensch, der durch irdische Leidenschaften zum Thiere herabgesunken ist, durch die Mysterien entsühnt und zu einem gottseligen Leben geführt wird. Wollte Hr. H. einen Zusammenhang zwischen der Episode, die Apulejus indefs selber als solche betrachtet wissen will, und dem übrigen Romane finden, so konnte er sagen, der Gedanke, welcher in dem Mährchen von Amor und Psyche auf ideale Weise und im Kreise der Götter veranschaulicht würde, sei in dem übrigen Romane mit gröberen Farben in dem Leben der gewöhnlichen Erdenmenschen dargestellt.

Die Bemerkungen über die andern Bücher von Apulejus, so wie über die Fragmente seiner verloren gegangenen Schriften, übergehen wir hier, wie in unsrer früheren Anzeige: wir erwähnen nur, dafs Hr. H. das Buch *de herbis* später besonders herauszugeben gedenkt. In dem Capitel über die Codices und Ausgaben fügen wir noch die Berichtigung hinzu, dafs die Ausgabe von Apulejus' Werken mit Beroaldus Commentar und Stewechius quaestiones et conjecturae, Lugduni 1587, an der Hr. H. zweifelt, wirklich existirt: wir besitzen sie selber.

Fassen wir das Resultat unsrer Anzeige kurz zusammen. Sowohl Hr. H. hat sich Ehre und Dank von Seiten der Gelehrten erworben, dafs er einem Schriftsteller, der seit langer Zeit vernachläfsigt war, so viel Fleifs und Sorgfalt zugewandt hat, als auch der Verleger, der ein Unternehmen, für das Oudendorp keine Aufmunterung fand und das selbst Ruhnken nur mit Mühe zur Hälfte vollendete, rasch und in anständiger Ausstattung zu Ende geführt hat. Dafs die Erwartungen nicht ganz befriedigt werden, liegt grofsen Theils an der mangelhaften Beschaffenheit der kritischen Hülfsmittel, die bekannt sind oder vielleicht überhaupt existiren; denn die grammatische Erklärung, auf die es besonders ankommt, entbehrt ohne genaue Feststellung des Textes der nöthigen Sicherheit.

Dr. A. W. Zumpt.

Digitized by Google

XLIV.

Ueber die Iliade und das Nibelungenlied. Neun literarische Abendunterhaltungen in dem Museum zu Karlsruhe von Karl Zell, Dr. phil., grofsherz. Bad. Ministerialrath, Ritter des Ordens vom Zähringer Löwen. Karlsruhe, 1843. *Druck und Verlag der G. Braun'schen Hofbuchhandlung.* X *u.* 382 S. 12.

Es scheint, als ob sich in unserer Zeit das Verlangen und der Wille zeige, Gegenstände der Wissenschaft und Kunst nicht blofs auf den engern Kreis der Gelehrten zu beschränken, wie sonst, sondern dieselben je nach ihrer Verschiedenheit mehr oder weniger einem gröfseren Publikum zugänglich zu machen. Wir haben in vielen Städten Deutschlands Vorlesungen, die dies bezweckten, halten und die Tragödie der Hellenen durch entsprechende Aufführungen auch den Nichtkennern des klassischen Alterthums näher bringen sehen. Die Theilnahme, welche alle diese Bestrebungen gefunden haben, hat sie gerechtfertigt. Man hat einsehen gelernt, dafs die Blume der Wissenschaft, um zu gedeihen und Farbe zu gewinnen, der Sonne des Lebens bedürfe; dafs die meisten verkrüppelten Gedanken, mit denen wir behelligt werden, ihren Ursprung haben in der Zurückgezogenheit ihrer Urheber vom Leben und in deren thörichter Ansicht, dafs die Wissenschaft nur zum Amüsement derer, die sich mit ihr befassen, da sei. Der Wellenschlag des Lebens macht die in den Geist aufgenommene Masse lebendig und flüssig; die Wissenschaft, in ihrer Berührung mit dem wirklichen Leben zur Deutlichkeit, Schärfe der Begriffe und anschaulichen Darstellung gezwungen, wird in sich selbst klarer, und gewinnt an Energie, indem sie sich bestimmter ihrer Beziehung zur Entwickelung der Menschheit bewufst wird. Es soll damit nicht gesagt sein, dafs das ganze Gebiet der Wissenschaft sich zur Mittheilung an das Publikum eigne; sie enthält viele Partien, die dazu wenig oder gar nicht taugen und daher auch nur ausnahmsweise zu populärer Darstellung gemifsbraucht sind. Häufiger geschieht es umgekehrt, dafs bei dem Bestreben nach Verständlichkeit ein schon zur Gemeinkenntnifs gelangter Gegenstand, der daher ohne Interesse ist, gewählt wird, oder indem man der Fassungskraft des Publikums zu wenig zutraut, eine gewisse Weitschweifigkeit, ein Verwässern des Gegenstandes sich einstellt, wodurch man gleichfalls über das Ziel schiefst. Die richtige Mitte hierin zu halten ist sehr schwierig und wird meist nur den Männern möglich sein, welche eben so tief in die Wissenschaft eingeweiht sind, wie sie durch Verkehren in den gebildeteren Kreisen der Gesellschaft von deren Wissen und Nichtwissen, Fassungsvermögen und Begriffsgrenzen Kenntnifs haben.

Das Buch, welches wir hier zur Anzeige bringen, ist von einem Manne verfafst, der nicht blofs in der gelehrten Welt rühmlich bekannt, sondern auch durch seine äufsere Stellung ganz dazu geeignet ist, das andre Erfordernifs zu besitzen, welches wir von denen verlangten, die Gegenstände der Wissenschaft und Kunst dem gebildeteren Publikum vorführen wollen. Der Vorwurf dieser literarischen Abendunterhaltungen ist passend gewählt, weder zu hoch noch zu bekannt, dabei so allgemein ansprechend und interessant, dafs auch in dieser Beziehung allen Anforderungen genügt ist. Es kommt auf die Ausführung an. Es wird Niemand einfallen, die *Vergleichung* der Iliade und des Nibelungeliedes zu tadeln. Sie ist ja nicht in dem Sinne gemacht, wie man gewöhnlich die abgenutzte Redensart gebraucht, das Nibelungelied sei die deutsche Ilias, die Gudrun die deutsche Odyssee. Jede Vergleichung ist zum Theil ungenügend und unpassend. Dennoch aber zieht sich wiederum durch alle epischen Dichtungen der verschiedensten Völker ein verwandter Geist, welcher nach seiner volksthümlichen gröfsern oder geringern Modificirung sehr wohl sich vergleichen läfst. So ist denn namentlich Homer vielfach verglichen worden, mit Ossian, Virgil, Torquato Tasso, Klopstock's Messias; selbst Moses und das alte Testament haben herhalten müssen. Diese Vergleichungen sind nun freilich, zum Theil, wie man sieht, schon albern gewählt, alle ohne Ausnahme höchst ungenügend durchgeführt und haben dadurch der vergleichenden Betrachtungsweise gewifs viel geschadet. Indefs eine vernünftige Gegenüberstellung zweier Epen verschiedener Völker läfst uns jedes einzelne weit bestimmter in seinen eigenthümlichen Schönheiten, in seinen Vorzügen und Mängeln vor Augen

Digitized by Google

treten, als eine einseitige Betrachtung dies vermag. Zu einer derartigen Vergleichung gehört allerdings mehr, als man gewöhnlich denkt. Es ist nicht blofs eine genaue, bis auf die kleinsten Einzelnheiten sich erstreckende Kenntnifs der beiden Gedichte erforderlich, sondern eben so sehr ein gesundes Urtheil, ein gebildeter Geschmack, ein freies Beherrschen des Stoffes und ein unbefangener Sinn, der mit Liebe und ohne anderweitige Trübung sich ganz dem Eindrucke jedes dieser Gedichte hingiebt. Und bei wie Vielen finden wir diese Eigenschaften vereinigt? Unser Herr Verfasser besitzt dieselben in einem nicht gewöhnlichen Grade. Die Vergleichung, welche er zwischen der Iliade und dem Nibelungeliede anstellt, ist äufserst geschmackvoll. Mit richtigem Urtheile das Hauptsächlichste hervorhebend und auch das Geringere, ohne ins Kleinliche zu verfallen, berücksichtigend, hat er nicht allein das Uebereinstimmende, sondern auch die besonderen Vorzüge und Mängel beider Gedichte sinnig und in gefälliger Form uns vor Augen gestellt. Dasselbe Lob verdienen die Betrachtungen über jedes einzelne der Gedichte; die über die Nibelunge haben uns ganz besonders angesprochen. Dies bemerken wir um so lieber, je weniger man selbst noch heut zu Tage im Allgemeinen geneigt ist, unserer vaterländischen Literatur neben der griechischen und römischen das ihr mit unzweifelhaftem Rechte gebührende Lob zu Theil werden zu lassen.

Dafs sich nicht auch Manches, was wir nicht billigen können oder anders gefafst wünschten, in dem Buche finden, nicht Manches darin ausgelassen scheinen sollte, was wir erwarteten, wird nicht auffallen. So ist es namentlich der erste Vortrag, den wir anders, gründlicher gewünscht hätten. Die Begriffe und Gesetze der epischen Poesie, welche darin abgehandelt werden, sind in der herkömmlichen Weise, aber eben deshalb nicht überall richtig und mit der nöthigen Schärfe und Präcision besprochen. Die unrichtige Lehre von den Episoden und die in der gewöhnlichen Fassung falsche Vorstellung, dafs das Wunderbare dem Epos wesentlich sei, finden wir hier wiederholt. Wir haben unsre Regeln der epischen Poesie von Aristoteles überkommen, der sie seinerseits aus der Ilias und Odyssee ableitete. Da er dabei aber von einer unrichtigen, mindestens stark zu modificirenden Ansicht über den Ursprung und die Gestaltung dieser Gedichte ausging, so begreift sich, dafs auch die von ihm aufgestellten Gesetze und Regeln bedeutend beschränkt oder verändert werden müssen. Dazu kommt noch, dafs dieselben, durch Mifsverstehen des Aristoteles namentlich von Seiten französischer Kritiker, um ein Beträchtliches verdreht und mit anderen noch unrichtigeren vermehrt worden sind. Es scheint, dafs den Hrn. Verf. die Rücksicht, seinen Zuhörern den Genufs der Dichtwerke selbst nicht durch weniger angenehme Vorbetrachtungen zu verzögern, zu so kurzer, nicht sehr eindringender und genauer Behandlung des Begriffs und der Gesetze der epischen Poesie veranlafst habe. Indefs das Wissen und der aus ihm folgende Genufs wird immer nur mit einiger Anstrengung gewonnen, die deshalb den Zuhörern schon um ihrer selbst willen zugemuthet werden kann. Dabei brauchen ja solche mehr abstracte Untersuchungen nicht langweilig geführt zu werden; das Langweilige liegt nicht in ihnen, sondern nur in der Art ihrer Durchführung.

Da die Natur der Zell'schen Vorträge einen Auszug aus denselben zu geben nicht gestattet und wir bei der Vortrefflichkeit des Ganzen nicht Lust haben, Einzelnes kleinmeisterlich zu rügen und zu bessern: so beschränken wir uns darauf, kurz den Inhalt der einzelnen Vorträge anzugeben und einige Bemerkungen hinzuzufügen, die sich uns mehr bei Gelegenheit als aus Veranlassung des in unserm Buche Gesagten aufgedrängt haben.

Das ganze Buch zerfällt in zwei Haupttheile, der Darlegung, Betrachtung und Vergleichung des *Inhaltes* (2ter—7ter Vortr.) und der *Form* (8ter Vortr.) beider Gedichte gewidmet. Dazu bildet der erste Vortrag (S. 1—25), welcher über den Begriff und die Gesetze der epischen Poesie handelt, die Einleitung, der neunte, welcher das Wichtigste über die Entstehung und Geschichte der Ilias und der Nibelunge enthält, einen Anhang.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 89.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1843.

Ueber die Iliade und das Nibelungenlied. Neun literarische Abendunterhaltungen in dem Museum zu Karlsruhe von Karl Zell.

(Schlufs.)

Aus dem ersten Vortrage, über den wir bereits oben Einiges gesagt haben, heben wir hier nur noch eine Stelle heraus, um an dieselbe ein Paar Bemerkungen anzuknüpfen. Es heifst nämlich S. 9 f.: „Wenn dann in einer solchen jugendlich-kräftigen, phantasiereichen Zeit, wo die Sage noch frisch und lebendig im Bewufstsein des Volkes lebt, ein einzelner reichbegabter Genius einem Volke zu Theil wird, dann sammeln sich gleichsam die poetischen Elemente in ihm; er wird ein Organ der gesammten poetischen Anlage und Stimmung seines Volkes; die Sagenkreise, welche seine Lieder verherrlichen, gestalten sich zu grofsen poetischen Werken. — Solche Dichtungen bezeichnen wir mit dem Namen des volksthümlichen Epos, des Nationalepos; — und ein solches ist die Iliade, ein solches ist das Nibelungenlied". Aber tausend Gründe aus beiden Gedichten widersprechen der Vorstellung durchaus, als ob dieselben, um die Gestalt und Haltung zu gewinnen, in der wir sie besitzen, durch den reichbegabten Geist eines Einzelnen hätten durchgehen müssen, aus dem Haupte *eines* Dichters entsprungen wären, nachdem dieser, die Spitze aller dichterischen Anlage des Volkes zu seiner Zeit, die Lieder, welche vor ihm dieselbe Sage feierten, in seinen Geist aufgenommen und unter die Einheit einer Idee zusammengefafst aufs Neue als *ein* Gedicht, als ein *Kunstwerk* wiedergeboren hätte. Bei allen Völkern finden wir, so lange sie in der frischen Kraft schöpferischer Phantasie stehen und lebendigen Antheil an der in Liedern gefeierten Sage nehmen, nur einzelne kürzere Lieder, die einen Theil aus der Sage herausgreifen und besingen. Da wir voraussetzen müssen, dafs Allen, welche diesen Liedern zuhörten, die Sage wenigstens ihren Hauptpuncten nach, ja zum Theil die vorgetragenen Stücke selbst bekannt waren, so verschlug es nichts, dafs man mitten in die Sage hineingeführt wurde. Jedes einzelne Lied fand durch diese Bekanntschaft der Zuhörer mit der Sage seinen Zusammenhang mit dem Ganzen, war nicht mehr vereinzelt sondern lebendig verknüpft mit der Idee, welche in der Sage und dem Bewufstsein des Volkes lebte. Darum war es auch nicht nöthig, dafs Jemand sich die Verbindung der einzelnen Lieder zu *einem* grofsen Gedichte in einer Zeit angelegen sein liefs, in welcher das Volk eben noch lebendigen Antheil nahm am Sange und an der Sage. Was hätte ihn auch dazu bewegen können? Denken wir uns dergleichen Lieder beim Mahle und im Hause der Fürsten oder vor versammeltem liederfrohen Volke vorgetragen, immer bedurfte es nur kürzerer Lieder; ein grofses Gedicht, eine Epopöie wäre vollkommen unbrauchbar gewesen. Nein, die Verknüpfung und damit zusammenhängende Interpolation der Einzellieder konnte erst in der Zeit der verwelkenden Blüthe volksthümlicher Dichtung, des absterbenden Interesses für diese Lieder entstehen, wie es andrerseits auch wieder der Grund dazu war. So geht auch das Aufschreiben solcher Volksepen nur aus dem Gefühle hervor, dafs sie ihrer völligen Verderbung und ihrem gänzlichen Untergange nahe sind; der Schmerz darüber hat sie uns gerettet.

Der zweite Vortrag (S. 26—89) giebt eine Wiedererzählung des Inhaltes der Ilias in verkleinertem Mafsstabe. Die dabei (S. 27) gemachte Angabe, dafs die Handlung des Gedichtes einen Zeitraum von etwa 40 Tagen einnehme, ist nicht ganz richtig. Kann man überhaupt von einer Dauer der Handlung der Ilias sprechen, so ist sie am richtigsten von W. Müller Homer. Vorsch. S. 120 f. (2te Ausg.) auf 51 Tage berechnet.

Der dritte Vortrag (S. 90—141) betrachtet die-

Digitized by Google

sen Inhalt näher vom ästhetischen und poetischen Standpuncte aus. Es ist zuerst die Rede von der Einheit und dem Zusammenhange der Handlung, sodann von dem eigenthümlichen Wesen und Geiste des Inhaltes, was der Kürze wegen Charakter der Handlung genannt wird, endlich von dem Charakter der in dem Gedichte besonders hervortretenden Personen. Rücksichtlich des ersten Punctes gestatte man uns hier einige Worte. Die Wolfiani sind häufig mit der Behauptung angerannt worden, in der Ilias sei eine so bestimmte organische Einheit, dafs dieselbe mit Nothwendigkeit auf die ursprüngliche Conception *eines* Dichters hinweise; der Zorn des Achill sei die Schnur, auf der sich die einzelnen Perlen des Gedichtes zu einem Ganzen aneinanderreihten. Der erste, der dem Zorn des Achill eine solche Stelle anwies, war L. Castelvetro in seinem 1570 erschienenen Commentare zur Aristotelischen Poetik. Seitdem hat man vielfach dieselbe Ansicht gehegt, die am ausführlichsten von dem nunmehr seligen G. Lange, der von Aesthetik und Sinne Homerischer Dichtung eben so viel verstand, wie weiland Ch. Ad. Klotz, in jenem bekannten Sendschreiben an Goethen besprochen ist. Merkwürdig, man hatte fast zweitausend Jahre die Ilias gelesen, sehr eifrig gelesen, und nicht gesehen, dafs der Zorn des Achill das Sujet derselben sei; und noch dazu stand μῆνιν als Anzeichen dafür zu Anfange des ganzen Gedichts! Warum haben die Alten das nicht gesehen? sie, die sich so viel den Kopf darüber zerbrachen, warum Homer grade mit μῆνιν die Ilias angefangen habe? Waren sie dümmer als wir? Nein, nur verständiger, weil sie da nichts sahen und sehen wollten, wo nichts ist. Gestehen wir es doch nur, dafs bis jetzt wenigstens noch kein künstlerischer Zusammenhang innerhalb der Ilias gegenüber den vielfach aufgedeckten Widersprüchen und Inconvenienzen, noch keine dem Ganzen gleichmäfsig zu Grunde liegende und in demselben organisch gegliederte Idee nachgewiesen ist, und dafs, selbst angenommen, eine solche hielte alle einzelnen Theile der Ilias zusammen und bedinge sie, wenigstens das äufserliche Factum des Achilleischen Zorns dafür überall nicht angesehen werden kann. Er könnte höchstens den äufserlichen Inhalt des Gedichtes bilden und als solcher Träger eines sich in diesem manifestirenden Gedankens sein. Indefs wäre die Ilias in dem Sinne eines Kunstwerkes eine verkörperte Idee, so könnte sie nicht so componirt sein, wie sie es ist. Dies haben selbst die Gegner der Wolf'schen Ansicht gefühlt; sie haben gesucht durch Ausmerzen einer Menge nicht unbeträchtlicher Stellen und durch Annahme von Episoden dem angenommenen ursprünglichen Zusammenhang und der organischen Formation des Gedichtes zu Hülfe zu kommen. Man kann nicht eben sagen, dafs ihnen dies gelungen wäre, obgleich sie selbst augenscheinlich Jüngerem für ihren Zweck gleiche Geltung mit dem Aelteren zugestanden. Dafs man daraus gewonnene Resultate, schon wegen der Art und Weise, wie sie erzielt wurden, nicht billigen kann, ist sehr natürlich. Inzwischen ist der ganzen Streitfrage durch Lachmann's und Hermann's Untersuchungen eine ganz andre Richtung gegeben. *Die Gegner* Wolf's werden vor der Hand ihre allgemeinen Raisonnements über Zusammenhang und organische Einheit der Homerischen Gedichte, ihre sehr gelehrten Untersuchungen über Glauben und Wissen der Alten von Homer, über das Alter der Schreibekunst einzustellen und sich lediglich mit Beseitigung und Erledigung der von den beiden genannten Gelehrten innerhalb der Ilias nachgewiesenen Mängel, Auffälligkeiten und handgreiflichen Widersprüche zu befassen haben. Sollte ihnen dies mit Erfolg glücken, so wollen wir uns zu ihrer Ansicht von Homer bekehren, *bis* dahin aber bei der unsrigen verharren.

Wir wenden uns zu demjenigen Theile unseres Buches, welcher von dem Nibelungeliede handelt. Der vierte und fünfte Vortrag (S. 142—209) geben den Inhalt, der sechste und siebente (S. 210—282) die genauere Betrachtung desselben.

Es ist sehr richtig dem Wahne zum Trotz, dafs die Sage beim Ursprung ihren Gedanken nur unvollkommen ausspreche, ihn aber in ihrem spätern Fortschritt verbessernd ausbilde zu der Reinheit, welche dann der Mythenausleger, er zuerst im Licht der vollendenden wahren Wissenschaft, erkenne, bemerkt worden, dafs der erste Gedanke einer Sage sich bald ganz verliert, dafs aber der Stoff, minder flüchtig und doch leicht vermehrt oder geschmälert, im Verlauf der Zeit unter andre und wieder andre Einheiten des Gedankens versammelt wird. Die Sage der Nibelunge hat, ehe sie ihre heutige Gestalt gewann, vielfach ihre Form und damit auch ihren Gedanken verändert, weil der Geist, in dem sie wurzelte, im Verlauf der Zeit

Digitized by Google

sich selber veränderte. Die Thätigkeit, welche Sagen schafft, ist im wesentlichen dieselbe, welche Mythen hervorbringt; sie beruhen beide auf dem eigenthümlichen Bestreben des menschlichen Geistes, sich und sein Leben in der Schöpfung geistiger Anschauungen sich zu vergegenwärtigen. Demnach wird die Sage entweder einen allgemein menschlichen oder einen nationellen oder einen in dem Zeitalter ihrer Bildung vorherrschenden Gedanken in concreter Gestaltung aussprechen. Wie ist dies in unserer Nibelungesage geschehen? Ich meine, wir haben in derselben nicht blofs eine allgemein menschliche, sondern eine ganz bestimmt nationelle Idee, welche wiederum wesentlich modificirt ist durch die Zeit, in der sie ihre letzte Gestalt annahm. Man hat bisher noch nicht in dieser Weise der Idee unserer Sage nachgespürt und rückwärts von dieser Idee aus die Entfaltung derselben durch die Sage nachgewiesen, wenigstens sich mehr an das Allgemein-menschliche als an das Nationelle und, dafs ich so sage, Temporelle gehalten. In unserem Buche heifst es (S. 217): So bildet also das ganze Gedicht, wenn man auf die wesentlichen Momente der Handlung sieht, eine Einheit und ein Ganzes; eine zusammenhängende, grofse, lebensvolle Geschichte, welche an einem tief ergreifenden Beispiele das ewig sich wiederholende Räthsel des menschlichen Daseins zeigt, den Wechsel von blühendem Leben und trauervollem Tod, von Freud und Leid; eine reiche ausdrucksvolle Ausführung des Satzes, den der Dichter im Anfange des Gedichts als eine Ahnung der jungen Chriemhilde ausspricht (V. 67): „wie Liebe mit Leid zuletzt lohnen kann", und welcher am Ende des Gedichtes als die Erfüllung der frühern Ahnung wiederholt wird (V. 9630): „Mit Leide ward geendet des Königes Fest, so wie denn oft Liebe zuletzt Leid giebt". — Aber der Gedanke der ganzen Sage kann damit nicht vollständig und in seiner höchsten Spitze erfafst sein. Das Gedicht müfste sonst mit Siegfried's Tod und Kriemhilden's Klage enden. Indefs die gröfsere Hälfte des Gedichtes füllt Kriemhilden's Rache, die nicht für ein Moment des Gedankens „nach Liebe Leid", sondern nur für ein ihm Coordinirtes gehalten werden kann. Richtiger sagt Lachmann: „Die Rache, das Kind der Treue, folgt der Blutschuld, und der Freude folgt das Leid (oder wie das Sprichwort lautet, nach Liebe Leid), das sind die Grundgedanken der Sage in unserem Gedichte". Aber wir erhalten dadurch einen zwiefachen Gedanken, wie er sich mit der Einheit einer Sage nicht verträgt. Man wird einen andern Gedanken, der jene beiden als Theile, als Momente enthält, suchen oder die jetzige Gestalt der Sage für eine unorganisch aus zwei selbständigen Theilen zusammengesetzte halten müssen. Dies letztere wäre an sich nicht unwahrscheinlich. Wir haben Beispiele dafür an mancher nordischen Sage; wenn ich nicht irre auch an der Odyssee. Und grade bei den Nibelungen können wir historisch nachweisen, dafs der zweite Theil der Sage, welcher Kriemhilden's Rache enthält, jünger ist, als der erste (Grimm deutsch. Heldens. S. 7 f. 361 f.). Dennoch ist mir eine solche äufserliche, mechanische Zusammensetzung in der Sage, wie unser Gedicht sie giebt, nicht wahrscheinlich; der Mord verlangt die Rache.

Die Betrachtungen unseres Herrn Verfassers über den Inhalt der Nibelunge sind gleichermafsen, wie die über die Ilias geordnet, indem sie zuerst auf die sagenhaften und wunderbaren Elemente (S. 221 — 232), sodann auf das Moment des Wirklichen und Geschichtlichen (— S. 236), endlich auf die Universalität der Handlung gerichtet sind (— S. 238). Den Schlufs der Vorlesung bildet die Charakteristik der Personen des Nibelungeliedes (— S. 282). Ueberall ist vergleichende Rücksicht auf die Ilias genommen und darauf aufmerksam gemacht, wie sich im Ganzen wie Einzelnen an beiden Gedichten der Unterschied der hellenischen und germanischen Nationalität offenbart, des nach plastischer Bestimmtheit und äufserlicher anschaulichen Gestaltung strebenden antiken Sinnes und des mehr innerlichen in der Tiefe unendlicher Empfindungen verkehrenden germanischen Gemüthes. Dies ist besonders bei der Charakteristik der Personen des Nibelungeliedes äufserst gelungen durchgeführt, wie denn überhaupt die ganze sechste und siebente Vorlesung von allen am meisten ansprechen dürften.

In derselben Weise betrachtet und vergleicht der achte Vortrag (S. 283 — 323) die Form der Ilias und der Nibelunge, und zwar rücksichtlich der Sprache, des Versmafses, der Objectivität der Darstellung und der Gleichnisse in beiden Gedichten. Des Verfassers

Digitized by Google

Geist, Geschmack und Kenntnisse werden auch hier sehr vortheilhaft sichtbar.

Der neunte Vortrag giebt einen kurzen Abrifs der verschiedenen Ansichten über die Entstehung der beiden Gedichte nebst den Hauptgründen, die man für und gegen ihre Abfassung durch einen oder mehrere Verfasser bisher geltend gemacht hat. Bei Besprechung dieser Punkte in Bezug auf die Nibelunge wird die Sage, wie sie uns in den Liedern der Edda bewahrt ist, erzählt, der historischen und mythologischen Erklärung der Nibelungesage Erwähnung gethan und die, wie es uns scheint, noch sehr problematischen Resultate beider kurz angegeben.

Und so wünschen wir denn dem Buche recht viele Leser und zweifeln nicht, dafs sie denselben Genufs, wie wir, aus diesen Vorlesungen haben und sich zu demselben Danke gegen den Herrn Verfasser mit uns verpflichtet fühlen werden.

Dr. Jul. Fr. Lauer.

XLV.

Beiträge zur Ornithologie Griechenlands. Von Heinrich Graf von der Mühle. Leipzig, 1844; bei E. Fleischer.

Als Fr. Kruse im Jahre 1827 die „Fragen über mehrere für das höhere Alterthum wichtige Verhältnisse im heutigen Griechenland, beantwortet von einem Philhellenen u. s. w, aus den Alten commentirt", herausgab (Berlin, Duncker und Humblot), ward darin von dem gedachten Philhellenen (Gottfried Müller, dem Verfasser der in zwei Auflagen erschienenen „Reise eines Philhellenen u. s. w. nach Griechenland" 1825 und 1826) auch der Thiere, namentlich der Vögel im heutigen Griechenland gedacht (S. 59). Indefs war dasjenige, was über die Vögel, die es in Griechenland gäbe, daselbst bemerkt wurde, an und für sich, und namentlich aus dem wissenschaftlichen Standpuncte betrachtet, ganz und gar unbedeutend und durchaus ungenügend. So ward dort z. B. gesagt, dafs es in Griechenland weniger kleinere Vögel gebe, als in Deutschland; Gänse und Enten sah der Philhellene dort gar nicht; und eben so wenig hatte er Nachtigallen in Griechenland gefunden. Seit jener Zeit ist nun aber in andern Reisebeschreibungen und sonstigen Werken über das neue Griechenland auch in dieser Hinsicht Vieles berichtigt und ergänzt worden; wir wissen, dafs es z. B. in Arkadien, Messenien und Lakonien ebenfalls Nachtigallen, dafs es in Griechenland Gänse und Enten giebt, u. s. w. Im Allgemeinen ist seitdem unsere Kenntnifs des heutigen Griechenlands in naturhistorischer Hinsicht, in welcher dieses Land vorzüglich wichtig ist, nicht wenig vermehrt worden. So beschäftigt sich die in zwei Bänden erschienene „Reise durch alle Theile des Königreichs Griechenland" (1840 und 1841) von Fiedler mit den geologischen Verhältnissen des Landes, und giebt auch über den Reichthum desselben im Gebiete des Pflanzenreichs manche Aufschlüsse; und auch aus Thiersch: De l'état actuel de la Grèce etc. (1833) ist in dieser Beziehung Manches zu lernen. Zu diesen Werken über die naturgeschichtlichen Eigenthümlichkeiten und Reichthümer des neuen Griechenlands kommt nun auch das obgedachte: „Beiträge zur Ornithologie Griechenlands". Der Verfasser dieser „Beiträge", der sich mehrere Jahre als Militär in Griechenland aufgehalten hat, war durch seine Neigung zur Jagd veranlafst worden, die ihm vorkommenden Vögel Griechenlands zu sammeln, wissenschaftlich zu ordnen und zu bestimmen; Andere unterstützten ihn hierbei, und so sind, nachdem er seit seiner Rückkehr ins Vaterland seine ornithologischen Kenntnisse in Betreff Griechenlands theils durch das Studium aller über dessen Ornithologie erschienenen Werke, theils durch emsiges und genaues Besichtigen vorzüglicher Sammlungen erweitert hatte, die vorliegenden „Beiträge" entstanden, die er, vielfach aufgefordert, veröffentlicht hat. Jedenfalls hat er dadurch eine Lücke in der Ornithologie Europa's ausgefüllt; bleibt auch wohl Manches noch in dieser Hinsicht zu thun übrig, wie der Verfasser selbst zugesteht (S. VII und 148), so wird es nun um so weniger an Solchen fehlen, die tiefer das Gebiet der Ornithologie Griechenlands an Ort und Stelle zu erforschen sich durch ihn selbst veranlafst finden werden. Ueber die systematische Eintheilung des Buchs und die Art der Behandlung seines Gegenstands hat sich der Verfasser in der Vorrede ausgesprochen. Referent, der in der Ornithologie ein Laie ist, und nur die Absicht hat, die Männer der Wissenschaft auf diese „Beiträge" hier aufmerksam zu machen, über welche übrigens der bekannte Ornitholog Deutschlands, Naumann, sich günstig geäufsert haben soll, mufs auch denselben das Weitere in dieser Hinsicht überlassen. Er bemerkt nur noch, dafs die Zahl der in diesen „Beiträgen", als in Griechenland vorkommend, beschriebenen Vögel auf 321 sich beläuft, übrigens die Darstellung nicht blofs eine trockene, streng wissenschaftliche ist, vielmehr der Verfasser hin und wieder auch über gewisse Eigenthümlichkeiten der Vögel Griechenlands sich ausspricht, und das Ganze durch die lebendige Beziehung auf die Wanderungen des Verfassers in Griechenland belebt wird. Zu bedauern ist es, dafs die griechischen Namen der Vögel Griechenlands, so wie die geographischen Eigennamen sehr fehlerhaft gedruckt sind.

Digitized by Google

№ 90.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1843.

XLVI.

Cours d'économie politique fait au collège de France par Mr. Michel Chevalier, redigé par M. A. Broët et publié avec l'autorisation de M. Michel Chevalier. Année 1841 — 42. *Paris,* 1842. *Capelle, Libraire-editeur; Charles Gusselin, Libraire.* 420 S.

Der Umschwung des Geistes während des letzten halben Jahrhunderts, der höhere Standpunct, welchen die Wissenschaft überhaupt eingenommen, so wie die ganz veränderte Gestalt des staatlichen und socialen Lebens, haben auf die Ausbildung derjenigen Wissenschaft, welche bald politische, bald National-Oekonomie, bald Staats- bald Volkswirthschaft, bald mit andern Namen bezeichnet wird, noch sehr geringen Einflufs geübt. Adam Smith's Theorie ist noch überall die herrschende Lehre und wird in ziemlich gleicher Weise in England und Frankreich, in Deutschland, Rufsland und America vorgetragen. Verändert daran wurde nur die äufsere Form der Darstellung, die Eintheilung in gröfsere und kleinere Abschnitte, so wie die Aufeinanderfolge derselben; der wissenschaftliche Geist aber, das Princip des Systemes ist sich durchgängig gleich geblieben, und der gemachte Fortschritt besteht fast einzig und allein in genauerer Begriffsbestimmung des Einzelnen und in einer reichhaltigeren Sammlung von Erfahrungen, um die im Systeme vorgetragenen Sätze durch Beispiele zu belegen.

Das Verweilen und fast hartnäckige Festhalten an dieser Theorie ist aber um so verwundersamer, als man theils in allen übrigen Sphären des Lebens und Wissens die Anschauungsweise, auf welcher jene Theorie beruht, dem Grade der Bildung und dem höhern Selbstbewufstsein, wozu der Geist sich erhoben, für unangemessen erachtet, ja selbst als seiner unwürdig zurückweis't, theils die vernünftige Wirklichkeit und die Praxis der Staaten keineswegs sich jener Theorie jemals wollte anbequemen lassen. Freilich hoffen die Jünger jener Weisheit, dieselbe noch dereinst im Leben geltend machen zu können und lassen sich auch keine Mühe verdriefsen, sie täglich auf Gassen und Strafsen zu predigen; allein der höhere sittliche Ernst, welchen der Geist auch in dieser Sphäre seines Daseins angenommen, das regsame Streben, die mannigfaltigen Formen seiner Manifestation in ihrem gemeinsamen Principe zusammenzufassen, geben jener Hoffnung und Bemühung wenig Aussicht auf Erfolg. Ja wir möchten behaupten, dafs bereits schon die Vorboten erscheinen, welche jener Lehre einen gänzlichen Untergang drohen und für die Wissenschaft der materiellen Interessen eine neue Gestalt verkünden. In Frankreich nämlich stellen sich ihr die sogenannten Socialtheorien mit Macht entgegen und wenn auch theils um der Einseitigkeit des Princips willen, theils wegen der mangelhaften Durchführung desselben, der Erfolg, mit dem sie sich geltend zu machen und ins Leben einzuführen suchten, bis jetzt weniger von Bedeutung gewesen ist, so kann man doch nicht umhin, einzugestehen, dafs ihnen ein wahrhafter und wesentlicher Gedanke zum Grunde liege, wodurch wenigstens zum Fortschritte der Anfang gemacht und zu fernerer tieferer Forschung der Antrieb gegeben worden ist. Auch in Deutschland hat der Kampf bereits begonnen, allein so weit derselbe auf dem Gebiete der Wissenschaft durchgefochten wird, läfst sich dermalen um so weniger ein entscheidendes Urtheil fällen, als die neue Lehre sich bei ihrem hintersten Ende zu entwickeln begonnen und an diesem Theile mit einer alten und zum Theil auch veralteten in vielfacher Hinsicht übereinzustimmen scheint und dadurch grofse Vorurtheile gegen sich erzeugt hat. Um so gröfsere Hoffnung erweckt dagegen unser praktisches Leben. „In der europäischen Politik", sagt unser Herr

Digitized by Google

Verfasser, „wüfste ich kein so bedeutungsvolles Factum, als *die Wiederherstellung der deutschen Einheit.* Welch' herrliches Schauspiel bietet ein grofses Volk dar, dessen getrennte Glieder sich wieder nähern und zur Nationalität, d. h. zum Leben zurückkehren! Es ist dies eine so inhaltschwere That, dafs, wäre sie vollendet, daraus eine neue Grundlage für das politische Gleichgewicht Europa's hervorgehen würde. Die deutsche Einheit schien auf immer vernichtet. Der Geist und die Macht Karl's V. scheiterten an ihrer Wiederherstellung. Die Unterhändler der Wiener Verträge sprachen davon, ohne daran zu glauben; sie wünschten sie, ohne sie zu hoffen. Sie rechneten aber freilich ohne die Industrie. Was jedoch weder Drohung, noch List, noch Gewalt hätten vollbringen können, das führt die Industrie jetzt aus. *Durch die Industrie ist die Zerstückelung Deutschlands verschwunden.* Sechs und zwanzig Millionen Deutsche, die mehr als zwanzig Staaten bilden, haben die Zollbarrieren niedergeworfen und sich unter Preufsens Auspicien gestellt. Jeden Tag schlingt die Industrie, das Band, das sie umschliefst, enger zusammen. Gestern entschied sie für die Einführung von einerlei Münze, Maafs und Gewicht, morgen wird sie zu gleicher directer Besteuerung und zu einerlei Gesetzgebung über die Erziehung veranlassen. Unser Geschlecht wird noch den Tag sehen, wo Deutschland definitiv constituirt sein wird nach dem Bilde des alten Symboles der Cäsaren, dem zweiköpfigen Adler auf einem Leibe".

Welchen Seegen aber auch immer uns die Zukunft dieses grofsartigen Instituts verspreche, wir werden desselben um so gewisser theilhaftig werden, mit je gröfserer Umsicht wir diesen Zweck verfolgen und mit allen übrigen Zweigen unseres Lebens in Uebereinstimmung zu bringen suchen. Mit ander Worten: wir werden um so sicherer unsere materiellen Interessen besorgen und der daraus erwachsenden Früchte uns theilhaftig machen, wir dürfen um so weniger fürchten, uns bei diesem Bestreben vom rechten Ziele zu entfernen, je mehr wir diejenige Wissenschaft, welche die materiellen Interessen zum Gegenstande ihrer Betrachtung macht, aus ihrer bisherigen Gestalt herauszureifsen und mit den übrigen Formen unseres geistigen Lebens in Einheit zu bringen uns bemühen. Derselbe Geist, der die übrigen Sphären des Lebens beherrscht, mufs auch die materiellen Interessen durchdringen, damit nur ein Herr regiere.

Οὐκ ἀγαθὸν πολυκοιρανίη· εἷς κοίρανος ἔστω.

Jede wissenschaftliche Erscheinung, die uns zur Erreichung dieses hohen Zieles Mittel an die Hand giebt, mufs als ein erfreuliches Phänomen begrüfst werden und wir haben die Pflicht, die, vielleicht noch nicht zur Klarheit des Bewufstseins hervorgetretenen Principien zur vollen Geltung und allgemeinen Anerkennung zu bringen. Da nun, wie wir vorhin sagten, in Frankreich bereits die Socialsysteme sich der bisherigen Lehre der politischen Oekonomie mit Macht entgegen stellen und höhere Principien für diese Wissenschaft aufzufinden versuchen; so dürfen wir von Hrn. Chevalier um so eher wenigstens Andeutung neuer Gesichtspuncte erwarten, als er bekanntlich früher einer jener socialistischen Schulen (dem Saint-Simonismus) angehörte und auch in seinem ferneren Leben den Grundsätzen, die er als wahr erkannt und angenommen hatte, nicht untreu geworden ist. Um uns daher von vorn herein in den richtigen Gesichtspunct der Betrachtung zu stellen, wollen wir den Begriff der Wissenschaft, so wie er ihn in seinen beiden Eröffnungsreden aufstellt, mit der bisherigen Auffassung derselben vergleichen, und alsdann von diesem allgemeinen Gesichtspuncte aus auf die nähere Darstellung eingehen.

„Die politische Oekonomie", sagt er, „ist die Wissenschaft der materiellen Interessen. Sie lehrt, wie die materiellen Güter sich erzeugen, entwickeln und organisiren; *organisiren*, sage ich, denn darauf beruht die Bedeutung, welche der politischen Oekonomie in unsern Tagen zukömmt".

„Aengstlich suchen die Völker seit Jahrhunderten die Freiheit; aber die Anerkennung der Arbeit allein vermag sie ihnen zu geben; denn die Freiheit des Menschen besteht in der Entwickelung seiner Fähigkeiten und in der zweckmäfsigen und fruchtbaren Benutzung derselben für sich und seines Gleichen. Dazu aber kann er ohne die Industrie nicht gelangen; denn sie erst macht ihn los von der Scholle, befreit ihn von seiner Unterthänigkeit unter die Natur und lehrt ihn über sie herrschen. Sie ist also nicht, wie man behauptet hat, der Cultus der Materie, sondern die Erlösung von derselben".

„Das Ziel, welches unserem Jahrhundert vorgesteckt ist, welches es zu erreichen hat und welches

Digitized by Google

sein Ruhm sein wird, ist die *Gründung der Freiheit.* Aber ohne die Industrie ist eine gesellschaftliche Verbindung nicht möglich, es sei denn, dafs eine im Elend schmachtende Majorität einer herrschenden Minorität zum Fufsschemel und zur Grundlage diene; weil da, wo die Arbeit, statt anerkannt zu sein, gehindert und verschmäht wird, es nothwendig herrschende Klassen geben mufs, welche auf Unkosten der gröfsern Anzahl leben. Diese vornehmeren Klassen werden sich alsdann durch Privilegien zu erhalten suchen, und nicht zugeben, dafs ihre Nachkommen sich zu verabscheuten Beschäftigungen herablassen. — Im Gegentheil aber, wo die Industrie geachtet und geehrt ist, wo ihre Vervollkommnung das vorzügliche Augenmerk der Verwaltung, kurz, wo die Angelegenheiten der Industrie Staatsangelegenheiten sind, da verschwindet die schroffe Trennung der Klassen, da richtet sich die Thätigkeit auf die Dinge und der Mensch hört auf unterdrückt zu werden. Dann wird die Natur, nicht der Mensch ausgebeutet und die Bevölkerung ist nicht mehr gewaltsam durch schroffe Mauern in Kasten getheilt, die Gesellschaft strebt vielmehr zur Einheit und gelangt auch, des Widerstandes von Seiten der privilegirten Klassen ungeachtet, nach und nach dennoch dazu. Das Princip der Gleichheit, nach Maafsgabe des sittlichen Werthes der geistigen Fähigkeiten, der Dienste und Verdienste wird das Grundgesetz".

Heben wir nun den in diesen Sätzen enthaltenen Grundgedanken hervor, so erhellt, dafs dem Hrn. Chevalier die Industrie d. h. Arbeit in allen ihren Beziehungen, — und sie bildet das Centrum, le plus beau fleuron, der Wirthschaftslehre, — *die Mittel und Bedingungen zur Freiheit enthält*, dafs also die politische Oekonomie zu erforschen hat, durch welche Mittel, Anordnungen und Einrichtungen, *sich ein Staat zur wahrhaften, thatsächlichen Freiheit zu erheben vermöge*, da die vortrefflichsten Gesetze, sind die Mittel zu ihrer Ausführung nicht vorhanden, keinen Werth haben.

Dafs nun diese Auffassung des Herrn Chevalier von der gemeinen Ansicht der Sache wesentlich abweiche, liegt für Jeden, der auch nur im Allgemeinen mit dem Stande der Wissenschaft vertraut ist, auf der Hand; denn die von Ad. Smith ausgehende Lehre beruht in ihrem letzten Grunde auf den Egoismus des Menschen, sie hat ihr Princip der Bewegung an dem Spiel der Leidenschaft und ihren Regulator an der Concurrenz: sie will, um es kurz zusammen zu fassen, die materiellen Güter um ihrer selbst willen gepflegt und bearbeitet, sie als Zweck für sich betrachtet wissen. Sie reifst dieselben darum aus ihrem natürlichen Zusammenhange heraus und ist das was man eine Theorie im Gegensatze zu der concreten Wirklichkeit nennt. Herr Chevalier dagegen will sie nur als Mittel zum Zweck, nur als Bedingung zur Erreichung der Freiheit anerkennen; ihm haben sie daher ihr Princip und Maafs nicht in ihnen selber, sondern aufserhalb ihrer in der Freiheit liegen. Auch ist Herr Chevalier sich seines Widerspruchs sehr wohl bewufst nur dafs er ihn nicht als Widerspruch wider ein geltendes System, sondern als Verhältnifs des unvollkommenen Zustandes der National-Oekonomie zu ihrer vollendeten Zukunft fafst. „Obgleich die Industrie", sagt er, „eine colossale Macht und eine bewundernswerthe Fruchtbarkeit besitzt, obgleich sie in ihrem Schoofse das Heil, die Würde und Freiheit des Menschen trägt, so ist sie doch, trotz aller dieser Seegensquellen, über die sie möglicher Weise verfügen kann, gegenwärtig keineswegs immer eine zärtliche Mutter, sondern oft eine grausame Stiefmutter. Eine grofse Zahl ihrer Kinder und vorzüglich diejenigen, welche die Werkstätten füllen, befinden sich in einer betrübenden Lage. Sie ertragen ihre Leiden mit Ungeduld, sind mifsvergnügt und aufgeregt und ihr Elend ist eine Gefahr für den Staat geworden. *Dies liegt aber darin, dafs wir erst beim Anfange der Herrschaft der Arbeit sind und aller Anfang schwer ist.* Die unbeschränkte Concurrenz, welche (jetzt) das einzige Gesetz der Industrie ist und welches die Fabrikanten zu gegenseitigen Feinden macht, nöthigt sie bei Strafe des Banqueroutʼs, d. h. des industriellen Todes, die Pensa der Arbeiter zu vermehren, während sie den Lohn vermindern müssen. Die hohe Bedeutung der Maschinen und welche die Ausbreitung derselben und den Fortschritt der Mechanik einem jeden Menschenfreunde theuer machen mufs, besteht darin, dafs sie den Menschen ersetzen und an seiner Stelle arbeiten, dafs sie die Production bei geringerem Kraftaufwande, den Genufs bei geringerer Mühe vermehren, dafs der Mensch aufhört von der Materie erdrückt zu werden und an der Lust der Geistescultur theilnehmen kann, während an seiner Stelle die Elemente arbeiten; allein bei der ge-

Digitized by Google

genwärtigen Anordnung der Arbeit, unter dem Gesetze der unbeschränkten Concurrenz erfolgt das gerade Gegentheil und die Arbeiter von Brighton konnten mit Recht sagen: „„*die Maschinen, welche unsere Sclaven sein sollten, sind unsere Herren geworden*"". — Allein, wenn bei der gegenwärtigen Desorganisation der Arbeit und vorzüglich der Manufacturen das Schicksal des Arbeiters beklagenswerth ist, so ist es das der Herren nicht weniger. Diese sind derselben Unbeständigkeit preisgegeben; sie haben, wenn nicht gleiche, doch ähnliche Gefahren zu laufen. Wenn auch nicht die Gier des Hungers an ihrer Thüre lauert, so ist es der Vampir, den einst Mirabeau's Beredsamkeit auf der Tribüne erscheinen liefs und davor ganz Frankreich zusammenschauern machte: c'est la hideuse banqueroute. Seht um Euch und zählet die Fabrik- und Kaufhäuser, und fragt Euch dann, wie viele derselben 30 Jahre zählen und wie viele von denen noch übrig sind, deren Glanz die Augen derer blendete, die eine Generation älter sind als wir. — Bei der gegenwärtigen Lage der Industrie ist das Morgen nicht gewifs und das Schicksal der Herren und Arbeiter unterscheidet sich nur dadurch, dafs das Morgen für jene nach einem Jahre oder sechs Monaten erfolgt, während es für diese schon in einer Woche oder gar in vier und zwanzig Stunden da ist. — *Dieser Zustand der Industrie ist aber ein erzwungener, der also nicht dauern kann.* — Um aus diesem Labyrinthe herauszukommen, giebt es zwei Ausgänge. Der eine würde zu einer industriellen Feudalherrschaft führen, wo die arbeitenden Klassen von Neuem zur Sclaverei verdammt würden, der andere, noch weniger versuchte, Weg ist die Vereinigung der streitenden und sich eifersüchtig beobachtenden Interessen. *Die Eintracht in der Industrie und der Gesellschaft mit Hülfe einer einsichtsvollen Organisation der Kräfte herzustellen, ist ein Werk, welches die Bildung krönen wird*". — Aus diesen Sätzen geht deutlich hervor, dafs Herr Chevalier sich seines Widerspruchs mit der geltenden Lehre, die er als den dermaligen Zustand der Industrie fafst, vollkommen bewufst ist und man hätte erwarten sollen, dafs er, an diesen Widerspruch anknüpfend, denselben durch die Wissenschaft aufzuheben und so das Werk „welches die Bildung krönen wird", die Interessen der Industrie nämlich mit den Interessen der Gesellschaft durch eine einsichtsvolle Organisation der Kräfte in Einklang zu bringen, zunächst auf dem Wege der wissenschaftlichen Forschung zu erreichen sich bemühen werde, damit alsdann das Leben darnach eingerichtet werden könnte; allein die „*Organisation der Kräfte*" bleibt bei Herrn Chevalier, so wie bei vielen Andern, die den Druck der gegenwärtigen Lage ebenfalls schwer empfinden, nur ein frommer Wunsch. In seinen Vorlesungen beschränkt er sich auf den Beweis des Satzes, *dafs die Industrie die Mittel enthält zur Verwirklichung der Freiheit*, und die ganze Schrift enthält nur diesen Beweis nach seinen verschiedenen Beziehungen. Die Behandlungsweise, die er dabei anwendet, ist ganz inductorisch, wodurch die Darstellung ungemeine Anschaulichkeit erhält, obgleich der Gesichtspunct, von dem er dabei ausgeht, nicht gebilligt werden kann. „Wir leben in einer Zeit" sagt er, „wo man so viele übertägige Theorien, so viele gewagte Systeme entstehen sieht, die wie die Schatten wieder verschwinden, dafs es mehr als je nöthig ist, seine Behauptungen auf Thatsachen zu gründen". Es wird jedoch kaum nöthig sein, zu bemerken, dafs dieser Ansicht der weit verbreitete Irrthum zu Grunde liegt, nach welchem man glaubt, aus der Erfahrung allgemeine Lehrsätze ziehen zu können, während man doch nur in Selbsttäuschung befangen, Sätze, die von der Erfahrung ganz und gar unabhängig sind, wie es jeder Lehrsatz sein mufs, durch die Erfahrung bestätigen läfst; denn durch ein Factum kann niemals ein Beweis geführt werden, und Thatsachen sind wohl gut die Sätze zu erläutern, sie geben der Darstellung Anschaulichkeit, können aber niemals dazu dienen, einem Satze Beweiskraft zu verschaffen. Dies erhellt schon daraus, dafs dieselben statistischen Notizen zum Belege ganz entgegengesetzter Behauptungen gebraucht werden. In einer Wissenschaft, die so sehr in's praktische Leben eingreift, wie die Staatswirthschaft, ist es freilich unerläfslich, die allgemeinen Sätze durch Beispiele zu erläutern, um die Ausführbarkeit derselben darzuthun; aber man mufs sich ja hüten zu glauben, wie dies gewöhnlich geschieht, dafs diese Beispiele in irgend einer Beziehung beweisende Kraft haben, da vielmehr das Schlagende solcher Beispiele gerade in der Regel liegt, die mit ihnen gleichsam in einer verkörperten Gestalt erscheint.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 91.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1843.

Cours d'économie politique fait au Collège de France par Mr. Michel Chevalier.

(Fortsetzung.)

Wir wollen, um nach diesen allgemeinen Betrachtungen auf den Inhalt der Vorlesungen des Herrn Chevalier genauer einzugehen und dem Leser, so viel es thunlich ist, ein Bild derselben zu entwerfen versuchen. Sie haben, wie bereits bemerkt worden, ihr gemeinschaftliches Ziel in dem Beweise des Satzes, dafs die Industrie die Mittel zur Realisirung der Freiheit an die Hand giebt, und sind so zu sagen nur die verschiedenen Momente dieses Beweises. In der ersten derselben nun sucht er ganz allgemein den Satz zu beweisen, *dafs Freiheit und Industrie Hand in Hand gehen, dafs die Fortschritte der einen mit den Fortschritten der andern nothwendig verbunden sind, dafs das Reich der Freiheit sich ausdehnt im Verhältnisse der Eroberungen, welche der Mensch über die materielle Welt macht.* Er zeigt dies vermittelst verschiedener Beispiele. Das erste nimmt er von der Nahrung her. Mit dem Ackerbau beginnt die Cultur des Menschengeschlechts, dies ist ein historisches Factum. Worauf aber dieses Factum beruhe, bleibt zu erklären. Es hat seine Ursache, sagt Herr Chevalier, in dem Anbau des Getreides. Wir finden eine dreifache Cultur in der Geschichte verzeichnet. Die höchste ist die der westlichen Völker des alten Continents, der Aegypter, Chaldäer, und europäischen Nationen. Bei ihnen finden wir den Kornbau heimisch. Eine hohe Cultur erlangten auch die Völker des östlichen Asiens; sie haben den Reis angebaut. In der neuen Welt, in America, fand sich bei der Entdeckung ebenfalls eine verhältnifsmäfsig vorgerückte Cultur bei den Mexicanern. Sie pflanzten Mais. Wie aber hängt mit der Cultur des Getreides die Cultur des Geistes zusammen? Dies erkennt man aus den Eigenschaften, welche das Getreide als Nahrungsmittel auszeichnen; *es wird regelmäfsig erzeugt und kann leicht aufbewahrt werden.* In Frankreich, wo eine gewöhnliche Aerndte für den Bedarf der Bevölkerung ausreicht, betrachtet man sie als sehr schlecht, wenn sie sich um die Ernährung dieser Bevölkerung während 14 Tagen vermindert. Wenn man die gehörige Sorgfalt anwendet, läfst sich das Getreide mehrere Jahre aufbewahren. Durch den Anbau des Getreides wird somit dem Menschen seine Existenz gesichert, er wird von der Sorge befreit, täglich seiner Nahrung nachjagen zu müssen, wie der Jäger, Fischer, zum Theil auch noch der Hirte, und somit durch denselben zur Civilisation der Grund gelegt.

Das zweite Beispiel nimmt Herr Chevalier von den Instrumenten her, welche den Menschen bei seiner Arbeit unterstützen. Er betrachtet die Bedeutung des Pfluges, des einfachsten derselben, in Bezug der Entwickelung der Cultur. Sie erhellt daraus, dafs die unzählige Masse von Menschen, welche den Erdkreis bewohnen, wenn sie auch alle, vom ersten bis zum letzten, sich daran machten, die Erde umzuwühlen, dennoch ohne den Pflug nicht eine hinreichende Nahrung für alle zu erzeugen im Stande sein würden. Wenn daher der Anbau des Getreides, indem er dem Menschen eine gesicherte und regelmäfsige Nahrung anweis't, zur Cultur den Grund legt, so wird es durch den Pflug möglich, diese Nahrung mit verhältnifsmäfsig geringem Kraftaufwande zu erlangen.

Als drittes Beispiel betrachtet er den Gebrauch des Eisens. Achilles setzte, bei der Bestattungsfeier des Patroklus, ein Stück dieses Metalles als Preis aus, heut zu Tage kann kein Zweig der menschlichen Thätigkeit desselben entrathen. Die ganze moderne Bildung beruht auf dem Dienste, den dieses nützliche Metall der menschlichen Gesellschaft leistet.

So waren denn der Anbau des Getreides, die Erfindung des Pfluges, die Anwendung des Eisens ver-

Digitized by Google

mögend, den Zustand der menschlichen Gesellschaft durch und durch umzugestalten.

Zum Schlusse der Vorlesung zeigt Hr. Chevalier noch, welche Erleichterung dem Menschen aus der Bändigung der Hausthiere geworden sei. Der Holländische Gesandte, welcher am Ende des vorigen Jahrhunderts nach Peking geschickt wurde, bedurfte zur Fortschaffung seines Gepäckes und der Geschenke, welche er dem Kaiser machte, mehr Menschen, als nöthig sind, ein vollständiges (französisches) Linien-Regiment zu bilden. Als Ferdinand Cortez Mexico belagerte, waren 50,000 Indier nöthig, um das Holz zum Bau einer kleinen Flotille aus dem benachbarten Walde herbei zu schaffen.

Aus allen diesen Beispielen geht nun allerdings hinreichend hervor, dafs durch die Eroberungen, welche der Mensch über die materielle Welt macht, sein Fortschritt in der Civilisation bedingt ist, obgleich, wie wir bereits bemerkt haben, sie eigentlich den Satz nicht beweisen, sondern nur bewahrheiten. Sie sind schlagend, weil Jedermann das Bewufstsein hat, ohne materielle Mittel seine geistigen Zwecke nicht ausführen zu können, jeder also gewissermafsen den Satz schon a priori zugegeben hat und sich freut, ihn durch die Wirklichkeit bewährt zu sehen.

An dem in dieser Vorlesung angeknüpften Faden führt nun Herr Chevalier die Untersuchung weiter. Der Text der ersten Vorlesung war: die Arbeit macht den Menschen frei, der der zweiten würde sich ausdrücken lassen: der Umfang und die Ausdehnung, welche die Freiheit und Civilisation erlangt, steht im Verhältnifs zu der Gröfse der „productiven Kräfte". Den Beweis führt er in ähnlicher Weise, wie den des vorigen.

Er wendet sich zuerst an die Eisenindustrie. In den Pyrenäen hat sich die alte Weise der Eisenfabrication noch erhalten, nur dafs sie sich verbesserte. Man findet in der Tiefe der Thäler noch Hütten, die vor 5 bis 600 Jahren im Betriebe waren. Die Quantität Eisen, welche in diesen Hütten auf die tägliche Arbeit eines Mannes kam, kann annähernd zu 4—5, höchstens 6 Kilogr. geschätzt werden. Ein Hochofen heutiges Tages liefert bei Holzkohlenbetrieb 3—5000 Kilogr. Gufs und 10—15000, ja 18000 bei Koaksalimentation. Dieses Gufseisen wird durch den Frischprocefs in Stabeisen umgearbeitet, und man kann die tägliche Eisenproduction eines Arbeiters auf 160 Kilogr. anschlagen. Die Vermehrung der productiven Kraft in diesem Industriezweige ist also wie 1 : 25 oder 1 : 30, ein Verhältnifs, das in einem noch viel günstigeren Lichte erscheint, wenn man bedenkt, dafs bei jener ersten Verfahrungsweise das Eisen schon durch einen einzigen Procefs hergestellt wurde und also nur ausgesucht gute Erze zu dessen Erzeugung gebraucht werden konnten.

In andern Productionszweigen ist die Vermehrung der productiven Kraft noch bedeutender. Die Wasser- und Windmühlen sind von ziemlich neuer Erfindung. Die Völker des Alterthums kannten sie nicht. *Homer* erzählt, dafs im Hause des Ulysses zwölf Frauen damit beschäftigt waren, das nöthige Mehl zu mahlen. Nimmt man an, dafs der Haushalt des Königs von Ithaka aus 300 Personen bestanden habe, so war für 25 Personen eine Müllerin nöthig. Die Mühle von St. Maur bei Paris, deren Dienst von 20 Personen versehen wird, mahlt 720 hectolitres in 24 Stunden. Auf die Person täglich 1½ Pfund Brod gerechnet kann diese Mühle für 72,000 Menschen das Mehl liefern. *Eines* Menschen Arbeit liefert demnach Mehl für 3,600 Personen. Das Verhältnifs der Vermehrung der productiven Kraft ist also wie 1 zu 144.

Die Vermehrung derselben in der Baumwollspinnerei durch Einführung der Maschinen giebt ein Verhältnifs von 1 : 320; in der Leinengarnspinnerei von 1 : 240. Die Eisenbahn von Schnylkill nach Philadelphia eine Vermehrung von 1 : 171, wenn vorausgesetzt wird, dafs mit Pferd und Wagen der Transport verrichtet werden sollte.

„Aus allen diesen Beispielen dürfen wir nun mit Recht den Schlufs ziehen, dafs die Fortschritte, welche in der Industrie gemacht wurden und die welche sie in Aussicht steht zu machen, eine grofse Verbesserung in der materiellen Lage des Menschengeschlechts verheifsen".

Aber man hat, fährt Herr Chevalier in der dritten Vorlesung fort, man hat gegen die Vermehrung der Production Einspruch gethan und behauptet, dafs das Uebermafs der Production die kläglichen Krisen und Katastrophen in der Industrie herbeiführe. Der Grundfehler, woran dieser Schlufs leidet, ist, dafs er

Digitized by Google

eine Ausnahme, einen Zufall für die allgemeine Regel nimmt. Es kann wohl geschehen, dafs ein Industriezweig seine Production in einem gröfsern Grade vermehre, als die übrigen im Stande sind, ihm abzunehmen und dann ist eine Krise allerdings unvermeidlich; allein die Ursache liegt nicht so sehr darin, dafs dieser Industriezweig zu viel producirt hat, als vielmehr darin, dafs die übrigen in der verhältnifsmäfsigen Production zurückgeblieben sind; denn überall, wo es noch Menschen giebt, die schlecht essen, schlecht wohnen und schlecht gekleidet sind, da ist die Production noch unzulänglich, und wenn in der Gesellschaft arbeitsame Menschen an solcher Entbehrung leiden, da ist das Heilmittel die Vermehrung der Production, nur mufs diese Production geregelt und harmonisch sein, es müssen gleichsam die einspringenden Winkel auf der einen Seite die ausspringenden auf der andern ausfüllen.

So richtig aber auch diese Bemerkung des Hrn. Chevalier ist, so wäre es doch nöthig gewesen, anzugeben, wie diese Harmonie herbeizuführen sei. Ackerbau, Handel und Industrie eines und desselben Landes, so wie die verschiedenen Industriezweige untereinander, stellen sich bald in ein solches Verhältnifs, dafs sie unter sich selbst nur unbedeutenden und vorübergehenden Störungen ausgesetzt sind, die grofsen Krisen rühren von der Concurrenz des Auslandes her. Wir haben in diesem Augenblicke das Beispiel in drei grofsen Industriezweigen unseres deutschen Vaterlandes vor Augen: der Eisenfabrication nämlich, der Baumwollgarnspinnerei und der Leinenindustrie. Die Noth derselben wurde nicht durch ihre Ueberproduction, sondern durch die Concurrenz Englands herbeigeführt und die vortrefflichste innere Organisation hätte sie vor dem Verderben nicht schützen können. Wenn nun ein solcher Fall eintritt, wie ist die Ordnung zu wahren? Die eigenen Arbeitskräfte möglichst zu utilisiren, ist in wirthschaftlicher Beziehung die oberste Aufgabe des Staates; denn darauf beruht seine Macht und die Fähigkeit seiner Unterthanen, sich mit ihrer Arbeit auch die Producte des Auslandes zu verschaffen. Wenn daher die *zweckmäfsige* Verwendung der Arbeitskräfte eines Volkes durch die Concurrenz des Auslandes bedroht ist, so möchte es wohl schwerlich ein anderes Mittel geben, die Harmonie zu erhalten, als Schutzzölle, und wir glauben, dafs dieselben nur von diesem Gesichtspuncte aus einer wissenschaftlichen Begründung fähig sind, indem alle andern Rücksichten, welche dafür geltend gemacht wurden, theils von diesem Grundsatze abhängig sind, theils aber nur vorübergehende Vortheile darbieten.

Wenn es aber den Anschein hat, als ob durch dergleichen Zölle den Consumenten die Genüsse vertheuert würden, da doch das Ausland sich erbietet, sie wohlfeiler zu liefern, als sie im Inlande erzeugt werden können, so ist dies nur scheinbar der Fall; denn so richtig der Grundsatz ist, dafs man da kaufen müsse, wo die Waare am wohlfeilsten zu haben ist, so gewifs ist es auch, dafs sie nicht da am wohlfeilsten gekauft wird, wo man sie für den geringsten Nominalwerth haben kann, vielmehr ist ein Volk am reichsten, je gröfser seine arbeitenden Kräfte sind und je zweckmäfsiger sie verwendet werden; denn mit seiner Arbeit mufs es seine Genüsse erkaufen und so wie es die Aufgabe der Regierung ist, die Arbeitskräfte des Volkes zu utilisiren, so ist es ihre Pflicht zu sorgen, dafs die zweckmäfsige Verwendung derselben nicht durch äufsere Ursachen gestört werde. —

Vergröfserung der productiven Kräfte also müssen wir anstreben, wollen wir unsere materielle Lage verbessern und uns die Mittel zur freien Entwickelung der geistigen Kräfte erwerben. Vergröfsert werden aber die producirenden Kräfte vorzüglich durch die Anwendung der *Maschinen*. Auf die Betrachtung derselben verwendet Herr Chevalier die drei folgenden Vorlesungen. Er begnügt sich jedoch die industrielle Bedeutung der Maschinen blofs anzudeuten, um sich gegen die Anklagen zu wenden, die man wider sie erhoben hat. Die Maschinen, sagt er, leisten der Industrie in zweierlei Rücksicht Hauptdienste, *indem sie einer Seits die Kräfte des Menschen zu gröfseren Wirkungen befähigen und für's Andere, weil sie die blinden Kräfte der Natur utilisiren*; und das Resultat davon ist: dafs *eine bestimmte Summe menschlicher Kräfte mehr, und weniger kostspielige Producte erzeugt, als sie ohne die Maschinen vermöchte.*

Diese Sätze werden aber, wie gesagt, nur hingestellt, um an sie die Widerlegung der Vorurtheile anzuknüpfen, die gegen die Maschinen geltend gemacht werden. In diese Widerlegung selbst können wir jedoch

Digitized by Google

uns hier nicht einlassen, uns genügen lassend, bemerkt zu haben, dafs diejenigen, welche beständig den „schwarzen Industrialismus" im Munde führen, welche von ihm den Pauperismus, den Verfall von Religion und Sittlichkeit u. s. w. ableiten, hier sattsame Belehrung finden.

Die Maschinen sind ein wesentliches Mittel, die Production zu vermehren, aber sie sind nicht das einzige, sondern es giebt auch noch andere allgemeinerer Natur. Dahin gehören: 1) die Communicationsmittel; 2) die Creditinstitute; 3) die professionelle Erziehung. Durch die professionelle Erziehung wird der Mensch, dem bei aller Production doch die Hauptrolle bleibt, zur Kunst der Production herangebildet; durch die Creditinstitute werden die Capitale, welche das gewerbliche Leben befruchten, in Bewegung gesetzt und durch leichte Communication werden Producent und Consument, Arbeiter und Material einander nahe gebracht. Wo diese drei Bedingungen erfüllt sind, da ist grofse productive Kraft, da ist Reichthum, da sind wohlfeile Producte. Aber nur die beiden ersten Bedingungen unterwirft Herr Chevalier einer genauern Betrachtung und zwar spricht er zunächst von den Creditinstituten. Hiebei hat ihn jedoch sein scharfsinniger Beobachtungsgeist gänzlich verlassen und wir möchten behaupten, dafs er über dieses Capitel mehr falsche als richtige Vorstellungen an den Tag legt. Auch scheint er seiner Schwäche sich bewufst zu sein, indem er ein Mal die Schwierigkeit des Gegenstandes vorschützt und dann wiederum Vieles der Praxis und Gewohnheit anheim geben will, was bei der hohen Bedeutung des Gegenstandes ein mifsliches Geständnifs ist. Zuerst sucht er eine allgemeine Vorstellung von einer Bank zu geben, vergifst aber dabei gänzlich, dafs keine Bankscheine irgend einer Art auch bei den sichersten Garantieen ausgegeben werden können, wenn sie nicht zuletzt durch Geld einlösbar sind. Sein eigenes Vaterland hat in dieser Beziehung zweimal schlagende Beispiele geliefert (Law, die Assignaten der Revolution). Hiemit hängt dann auch die falsche Vorstellung über das Geld zusammen, nach welcher er behauptet: quelle que soit l'utilité de la monnaie, les espèces d'or et d'argent sont par elles mêmes un capital improductif. On ne se nourrit pas d'or ni d'argent; un écu ne travaille pas, tandis qu'une machine travaille. Diese Ansicht ist durch und durch irrig. Es ist allerdings richtig, dafs man Gold und Silber nicht essen kann; aber es giebt viele Dinge, die, ohne als Nahrungsmittel zu dienen, von der höchsten Bedeutung sind. Gold und Silber, abgesehen davon, dafs sie als Tauschmittel dienen, haben einen so hohen Gebrauchswerth, sind so tauglich zu Schmuck, Geräthen u. s. w., dafs ihr Besitz niemals werthlos werden kann. Kein Mensch wird sagen, dafs derjenige, welcher einen Vorrath von Eisen besitzt, einen *unnützen* und werthlosen Besitz hat. Noch viel weniger aber sind Gold und Silber werthlose Güter; denn die Nachfrage nach denselben, ganz abgesehen, wie gesagt, davon, dafs sie auch als Circulationsmedium dienen, ist noch viel gröfser als die nach Eisen oder irgend einer andern Waare. Es ist daher gänzlich irrig, wenn Hr. Chevalier aus seinen obigen Worten den Schlufs zieht: il suit de là qu'un pays, qui veut s'enrichir doit faire en sorte de ne pas conserver plus de numéraire que n'en exige le service des échanges; denn erstens sind, wie gesagt, Gold und Silber nützliche und *brauchbare* Metalle, so gut wie Zinn, Blei, Kupfer u. s. w., für's Andere werden sie in der Gestalt als Geld sich nur so lange erhalten, als sie nicht besser in anderer Weise verbraucht werden können.

Was aber Herr Chevalier weiter bemerkt: un écu ne travaille pas tandis qu'une machine travaille, in welchem Satze die Function dieser Metalle als Geld in Rücksicht genommen ist, so ist es zwar richtig, dafs wenn ich einen Thaler in den Schrein lege, er keine Dienste verrichtet. Ganz eben so verhält es sich aber mit jeder Maschine. Man erbaue die schönste und vortrefflichste Maschine und bringe sie unter wohlverwahrten Verschlufs, so wird man eben so wenig Früchte davon ärndten, wie von einem eingeschlossenen Thaler. Der Thaler aber, wenn er angewendet wird, ist eben so wenig unfruchtbar, wie die in Gebrauch gesetzte Maschine.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 92.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1843.

Cours d'économie politique fait au collège de France par Mr. Michel Chevalier.

(Schlufs.)

Eine fernere Bemerkung betrifft die in Frankreich umlaufende grofse Summe gemünzten Geldes von 3½ Milliarden, während England nur 1,200 Millionen besitze. Frankreich verliere dadurch, meint Herr Chevalier, die Revenüen, welche diese enorme Summe einbrächte, wenn sie zu nützlichen Arbeiten verwendet würde. Dies ist zwar ganz richtig; allein diese Revenüen gehen nicht verloren, weil Frankreich so viele edle Metalle besitzt, sondern weil es sie nicht anwendet oder weil seine Creditinstitute noch so wenig vorgeschritten sind, dafs es um seine Tauschgeschäfte zu vollbringen, so viele gemünzte Metalle nöthig hat. Hieran knüpft Herr Chevalier noch ein Räsonnement, das wir, um die Täuschung, in der er befangen ist, aufzudecken, ganz hieher setzen müssen.

„America erzeugt", sagt er, „gegenwärtig jährlich ungefähr 700,000 Kilogr. Silber. Fügt man hiezu die Quantität, welche Europa liefert, so erhält man 825,000 Kilogr. als jährliche Totalproduction beider Continente. Die Münzen Frankreichs schlagen, die Umprägung abgerechnet, in einem gewöhnlichen Jahre, 80 Millionen Franken. Nun weifs man, dafs das gemünzte Silber Frankreichs $\frac{9}{10}$ Feingehalt hat, und dafs 40 Silberstücke von 200 Francs Werth 1 Kilogr. wiegen. 80 Millionen Franken enthalten also 360,000 Kilogr. feines Silber. Mehr als die Hälfte von dem Silber, welches die neue Welt erzeugt, und beinahe die Hälfte von der ganzen Silberproduction wird also in Frankreich gemünzt, und dieses Geld bleibt wenigstens zum gröfsern Theile im Lande und wird zu der Masse gemünzten Geldes hinzugefügt. Es geht in der That aus den Zolltabellen Frankreichs und anderer Länder hervor; dafs seit 1816 die Silbereinfuhr in Frankreich die Ausfuhr um den Werth von 2 Milliarden (genau 1,993 Millionen) übersteigt".

Aus dieser Thatsache zieht nun Herr Chevalier folgenden Schlufs:

„Die Regierungen von Südamerica fahren fort die von der spanischen Krone eingeführte Abgabe, den *Quint* von den Gold- und Silberminen zu erheben. Diese Abgabe, welche wenigstens 16 % beträgt, wird letztlich durch den Käufer der Barren bezahlt d. h. einem guten Theile nach von Frankreich. *Dieses ist ein Tribut, welcher seit* 1816 320 *Millionen gekostet hat.*

Aber dies ist noch nicht Alles. Man weifs, dafs man sich bei der Behandlung der Silbererze des Quecksilbers bedient. Es giebt aber nur zwei Quecksilbergruben von Bedeutung, deren sich gewitzte Speculanten bemächtigt haben und nun den Producenten der edlen Metalle das Gesetz vorschreiben. In Folge dieses Monopols ist die Silberextraction um 10 Francs pr. Kilogr. vertheuert worden. *Da nun Frankreich* 360,000 *Kilographen Silber jährlich bedarf, so bezahlt es unter diesem Titel einen Tribut von* 3,600,000 *Francs*".

Dieses ganze Räsonnement ist aber ein leerer Schein. Der Quint sowohl, wie das Quecksilber, erhöhen wohl die Herstellungskosten, allein wenn Frankreich jährlich 360,000 Kilogr. an sich kauft, so erhält es für seine Producte eine Waare, die Jeder um diesen Preis nimmt und die es selbst nur sich erwirbt, weil es sich daraus das Handelswerkzeug, das Geld, oder andere nützliche und brauchbare Dinge bereitet. Frankreich erleidet durch den Ankauf des Silbers auch nicht einen Deut Verlust. Es ist möglich, dafs Frank-

Digitized by Google

reichs Creditinstitute so eingerichtet werden könnten, dafs es mit weniger gemünztem Gelde ausreichte, allein dafs dieses jetzt nicht der Fall ist, davon tragen die edlen Metalle keineswegs die Schuld.

Die noch übrigen sechs Vorlesungen widmet Herr Chevalier den Communicationsmitteln, ein Capitel, dem er vorzügliche Aufmerksamkeit schenkt und worüber er sich auch anderwärts gründlich ausgesprochen hat. Zunächst hebt er die Bedeutung derselben für den Fortschritt der Civilisation und Freiheit hervor. Diejenigen Völker der Erde sind die civilisirtesten und freiesten, welche die besten Communicationsmittel haben. Die Republiken Südamerica's haben sich bei ihren Unabhängigkeitserklärungen wohl eine freisinnige Verfassung gegeben, allein es fehlt ihnen der Gewerbfleifs, es fehlen ihnen namentlich Strafsen- und Canalverbindungen, darum entbehrt ihre Freiheit der Realität. Sie sind Sclaven trotz ihrer freien Verfassung. Gute Verkehrswege sind wesentliche Bedingungen zum Emporkommen des industriellen Lebens. Man kann sich eine Vorstellung von der Bedeutung derselben machen, wenn man sich vergegenwärtigt, welche Gegenstände nöthig sind, um unsere gewöhnlichen Bedürfnisse zu befriedigen, und welche Wege sie machen müssen, bis sie zum Orte ihrer Bestimmung gelangen. Nichts aber ist geeigneter, uns einen richtigen Begriff von der Bedeutung der Communicationsmittel zu geben, als die Beispiele, welche uns America in dieser Hinsicht liefert. Man betrachte den grofsen (Erie) Canal, welcher den Ericsee mit dem Hudson verbindet.

1817 stellten die productiven Güter des Staats New-York ein Capital von 15,900,000 Francs da; 1837, zwölf Jahre nach der Vollendung des Canals (1825) betrugen sie 118,000,000 Francs. Zieht man hievon die Staatsschuld ab, so betrugen sie 93,900,000 Francs.

Das Staatseinkommen ist in derselben Zeit von 2,200,000 Frcs. auf 7,600,000 Frcs. gestiegen. Die Fonds der Elementarschulen haben sich verdoppelt, die für die Institute höherer Bildung verzehnfacht. Dieselben Resultate zeigt das Privatvermögen. Während der zehn Jahre vor der Eröffnung des Canals zeigt die öffentliche Abschätzung eine kleine Verminderung. Die darauf folgenden zehn Jahre weisen einen ununterbrochenen Fortschritt zum Bessern nach, der eine Vermehrung herausstellt von 1,414,000,000 Francs.

Besonders günstig mufsten sich die Folgen für die Hauptstadt New-York ausweisen. Das gesammte Privatvermögen zeigt während der zehn Jahre vor der Eröffnung des Canals eine Vermehrung von 7,600,000 Fr., während der zehn Jahre nach der Eröffnung von 723,000,000 Fr.

Die kleine von den Holländern erbaute Stadt Schenectady war früher das äufserste Thule der americanischen Civilisation. Jenseits derselben fand man nur Urwälder. Der Reisende, welcher jetzt den Canal jenseits von Schenectady befährt, sieht von allen Seiten schöne und blühende Dörfer, in denen *Wohlstand* herrscht, und stolze Städte von 10,15 u. 20,000 Einwohnern (Utica, Syracus, Rochester, Buffalo).

Gleiche und noch glänzendere Resultate hat die Dampfschifffahrt auf dem Missisippi hervorgebracht. Das gesunde, fruchtbare, lachende Missisippithal, fünf bis sechsmal so grofs als Frankreich, zählte vor 1810 nicht mehr als $1\frac{1}{2}$ Millionen Einwohner. Fulton hat die Dampfschifffahrt erfunden, 1811 wurde wurde das erste Dampfschiff auf den Ohio gebracht und seit 1820 ein regelmäfsiger Cours über den ganzen Lauf des Missisippi errichtet. Seit dieser Zeit wurden die Urwälder der Axt überliefert, das Land bedeckte sich mit Getraide, Mais, Baumwolle, die Bevölkerung vermehrte sich zusehenden Auges und das kaum noch unbebaute Thal erlangte einen erstaunlichen Grad von Reichthum und Prosperität. Gegenwärtig zählt es von den 26 Staaten, welche die Union bilden, 11.

Was liefse sich über die Bedeutung der Communicationsmittel zur Begründung der Civilisation sagen! Sie sind die Mittel des Wohlbefindens; durch sie gelangt der Mensch zum Besitz der Herrschaft über die Erde; sie dienen als Werkzeuge der Politik und sind Mittel der Verwaltung; und zumal die Vervollkommnungen, welche sie durch Einführung der Eisenbahnen erfahren haben, ist bestimmt die politische Gestalt der Erde zu verändern.

Nach diese Bestimmung der Bedeutung, welche die Verkehrsmittel für die Entwickelung der Freiheit und Civilisation haben, giebt Hr. Chevalier eine nähere Charakteristik derselben. Er theilt sie in drei Classen, nämlich: 1) Wege und Strafsen, 2) Flüsse und Ca-

Digitized by Google

näle und 3) Eisenbahnen. Auf Strafsen ist die Kraftersparung so grofs, dafs auf den bestbedingten die Zugkraft nur 2 bis 2½ % beträgt. Gewöhnlich aber schwankt sie in der Ebene zwischen 3 und 6 %. Der Verkehr auf Flüssen ist zwei Hindernissen unterworfen; einmal nämlich dadurch, dafs die Flüsse nicht das ganze Jahr hindurch schiffbar sind, für's Andere, weil sie nicht mit gleicher Leichtigkeit stromauf- und abwärts beschifft werden können. Von dem letztern dieser Hindernisse sind die Canäle frei, und die Kraftanspannung auf denselben so grofs, dafs auf den Canälen des Nordens (von Frankreich), was freilich eine Ausnahme ist, ein Pferd 100,000 Kilogr., d. h. hundert Mal so viel als es auf gut conditionirten Strafsen ziehen kann. Die vollkommensten Verkehrswege aber sind die Eisenbahnen. Für sie gibt es weder Clima, noch Jahreszeit, weder Frost noch Sturm. Die Reibung auf den Bahnschienen ist sehr gering. Auf Strafsen in gutem Zustande beträgt sie durchschnittlich 3 bis 4 % der Bruttolast (Wagen und Ladung). Auf Eisenbahnen ist sie zehnmal geringer, sie beträgt nur 0,0035. Dabei ist noch der Vortheil mit denselben verbunden, dafs eine elementarische Kraft als Zugkraft angewendet werden kann, wodurch eine ungeheure Geschwindigkeit des Verkehrs erzeugt wird. Sie beträgt für Personen 10 (franz.) Meilen pro Stunde, für den Waarentransport 4 — 5. Der einzige Fehler der Eisenbahnen ist ihre (noch dermalige) Kostspieligkeit.

Hiernächst sollte man erwarten, dafs Herr Chevalier angeben würde, auf welche Weise Strafsen, Canäle, Eisenbahnen etc. staatsökonomisch (nicht technisch) am besten gebaut und unterhalten würden, auch scheint das, was er in der folgenden Darstellung giebt, wirklich dahin zu zielen; allein hier bleibt er so sehr am empirischen Factum hängen, und erhebt sich so wenig zu allgemeinen Grundsätzen, dafs sich eine Uebersicht seiner Ansicht mit wenigen Worten nicht geben läfst. Es ist zwar in vielfacher Hinsicht sehr belehrend, wenn er uns erzählt, wie und auf welche Weise in Frankreich für Wege- und Strafsenbau gesorgt ist, wenn er uns angiebt, wie in Frankreich, England und Nordamerika Canäle und Eisenbahnen tarifirt sind, allein zur Erkenntnifs der Sache reichen diese Facta nicht hin. Ungeachtet der reichhaltigen Belehrung, welche diese Thatsachen liefert, bleibt daher dieser Abschnitt des Buches dennoch mangelhaft.

In der letzten Vorlesung bespricht Herr Chevalier noch den Nutzen der Eisenbahnen in Kriegszeiten. Allein wir müssen uns auch einer nähern Betrachtung seiner Ansicht in dieser Hinsicht überheben, weil dieses Kapitel in die Politik und nicht in die Staatswirthschaft gehört.

Ungeachtet der Mängel aber, welche wir hier und früher schon hervorzuheben uns genöthigt sahen, wird der Leser aus unserer Darstellung ersehen, dafs Herr Chevalier mit seinen Vorlesungen im Ganzen in dem richtigen Gesichtspunkte der Sache steht und einen wesentlichen Schritt gethan hat, das Ziel, welches der politischen Oekonomie vorgesteckt ist, zu erreichen. Möchte seinen Vorlesungen die Anerkennung werden, welche sie im Interesse der Sache verdienen, so dürften wir hoffen, dafs nach der langen Stockung wieder neues Leben in dieser Wissenschaft erwachte.

J. C. Glaser.

XLVII.

Каталогъ книгамъ, рукописямъ и картамъ на Китанскомъ, Маньжурскомъ и пр. языкахъ, находящимся въ Библіотекѣ Азіятскаго Департамента (*Katalog der Bücher, Handschriften und Karten in chinesischer, mandschurischer, mongolischer, tibetischer und Sanskrit-Sprache, welche auf der Bibliothek des asiatischen Departements sich befinden*). *St. Petersburg*, 1843. 102 *S.* 8.

Wir erhalten hier eine Uebersicht aller ostasiatischen Schätze des asiatischen Departements von St. Petersburg, mit kurzer Angabe des Titels eines jeden Werkes, seines Inhalts, und, wo es möglich war, mit Beifügung des Druckjahrs. Die Titel der Werke sind in den Originalsprachen, aber nicht in Original-Charakteren, sondern mit russischen Buchstaben wiedergegeben und hinsichtlich der chinesischen und mandschurischen Titel und Namen ist ausdrücklich bemerkt, dafs man bei ihrer Schreibung der Aussprache von Pe-king (mit welcher die russischen Sinologen am besten befreundet sind) gefolgt sei.

Die chinesischen Werke, an der Zahl 395, hat der ungenannte Abfasser des Katalog's unter folgende Fächer vertheilt: 1) *Alte Tradition und Lehre des Confucius oder classische Bücher* (44 Bände). — 2) *Geschichte* (291 Bände). Besonders namhafte Werke in diesem Fache sind: das *See-ki* des berühmten *See-ma-ts'ian* und die grofsen Reichsannalen aller späteren Dynastieen (die Ausgabe des See-ki ist von 1739); das *Y-see*, eine

Digitized by Google

Zusammenstellung der wichtigsten Aussprüche von Historikern und Philosophen über die alten Zeiten China's, vom Anfang der Welt bis zum Ende der Dynastie *Ts'in* (205 vor Chr.), nebst geographischen Karten über sämmtliche Perioden, Proben alter Schriftarten und Abbildungen von Allem was im Alterthum gebraucht wurde und was besondere Aufmerksamkeit verdient; die aufserordentlich seltne chinesische Uebersetzung der mongolisch geschriebenen *Geschichte der Ostmongolen* von *Sanang-Setsen;* die grofse kritische Bibliothek des *Ma-tuan-lin* mit allen bis auf das Jahr 1644 fortgesetzten Supplementen; das *Tung-hoa-lo*, oder die von Privatgelehrten verfafste und bis auf Kien-lung fortgeführte Geschichte der heutigen Dynastie (Ausgabe von 1838); das *Tung-see-hoei-kang*, eine Geschichte des Königreichs *Korea*, von seinem Urbeginn bis auf die heutige Zeit, aufserordentlich seltnes Werk in 14 grofsen Büchern; *Kor-ka-ki-lio*, eine Sammlung von Actenstücken, betreffend den Krieg der Chinesen gegen die Gorka's (Bewohner von Nepal), mit kurzen Nachweisungen über die kleinen Gorka-Staaten u. s. w. — 2) *Archäographie* (11 Bände): Beschreibungen antiker Geräthschaften aus Stein und Metall; Forschungen über Münzen, Inschriften u. s. w., darunter die neue chinesische Numismatik *Ts'ien-tschi-sin-pien*, welche 1826 in Peking erschien. — *Geographie und Statistik* (152 Bände): die grofse Reichsgeographie *T'ai-ts'ing-i-t'ung-tschi*, alte Ausgabe von 1744; eine Anzahl reichhaltiger beschreibender Werke über die wichtigsten Provinzen und selbst über mehrere wichtige Districte; das *Ta-t'ang-si-yü-ki*, oder eine Beschreibung der westlichen Länder und vorzüglich Indiens, welche der budd'istische Pilger *Hiuen-tschuan* unter der Dynastie T'ang aus eigner Erfahrung niederschrieb; noch eine Menge anderer erd- und völkerbeschreibenden Werke, die eben so selten als werthvoll. Ein in sechs Sprachen abgefafstes und auf Befehl des Kaisers Kien-lung herausgegebenes geographisches Wörterbuch über die westlichen Länder, betitelt: *Si-yü-t'ung-wen-tschi.*

Philosophie, Moral und Staatsverwaltung (27 Bände): das durch Julien's Uebersetzung bekannte *Tao-te king* des berühmten Lao-tsee; das viel weniger bekannte *Nan-hoa-king* des nicht minder berühmten *Tschuang-tsee* u. s. w. — *Gesetze und Ceremonien* (78 Bände): die grofse Reichs-Statistik *T'ai-ts'ing-hoei-tien* (40 Bände); das *Kuö-tsee-kien-tse-li* oder Reglement für das pädagogische Institut zu Peking, in welchem man Lehrer für die Unterrichtsanstalten sämmtlicher Provinzen bildet; das *T'ai-ts'ing-li-tschi-yuan*, oder die Geschichte der Gesetzgebung unter der Mandschu-Dynastie (8 Bände) etc. — *Christliche Religion* (46 Bände): Bibelübersetzungen, Homilien, Tractätlein u. s. w. — *Budd'istische Religion* (84 Bände). Vornehmste Werke: *Fa-yuan-tschi-lin*, Materialien zum Systeme des Budd'ismus, aus den grofsen Sammlungen budd'istischer Religionsbücher, welche *Gandjur* und *Tandjur* betitelt sind, ausgezogen; mehrere Geschichten der Verbreitung des Budd'a-Glaubens; *Hoa-yen-king*, Belehrungen Budd'a's über verschiedne Gegenstände der erhabensten Moralität, ein im Jahre 1419 gedrucktes Werk von 16 Bänden; *Lien-hoa-king*, Gespräche Budd'a's über die Mittel, den höchsten Grad der Heiligkeit zu erreichen und verschiedne Prophezeihungen desselben an seine 500 Schüler, gedruckt 1419. — *Chinesisch-Brahmanische* (!) *Religion, oder Lehren der Tao-see und der Muhammedaner* (18 Bände), Da die Lehre der *Tao-see* eine rein chinesische, die des Islam aber weder chinesischen noch brahmanischen Ursprungs ist, so begreifen wir nicht, was mit dem ersten Theile des Titels gesagt sein soll. Uebrigens ist nur *eines* der 16 kleinen Werke muhammedanischen Ursprungs, nämlich das *Si-tschen-tsching-ta*, welches Betrachtungen über verschiedne Puncte der Lehre Muhammed's enthält und einen Molla zum Verfasser hat. — *Naturgeschichte und Medicin* (45 Bände): die grofse Naturgeschichte *Pen-ts'ao-kang-mu* von *Li-schi-tschin* u. s. w. — *Industrie und Landwirthschaft* (16 Bände): darunter ein *vollständiges System der Landwirthschaft* in 4 Bänden; *Regeln der Architectur*, herausgegeben von dem Ministerium der Bauten (6 Bände); eine Beschreibung der *Porcelan-Fabriken* des berühmten Fleckens *King-te-tsch'ing*, wie auch der Bereitung des Porcellanes selbst; eine Anweisung zur Bereitung der Tusche. — *Mathematik und Astronomie* (6 Bände). — *Schöne Redekünste* (29 Bände), — *Sammelwerke* (75 Bände): darunter das *Yu-kai;* und die berühmte Encyclopädie *Yuan-kien-eui han.* — *Romane, Erzählungen, Lieder* u. s w. (41 Bände). — *Vermischtes* (25 Bände). — *Bibliographie* (4 Bände): das wichtige Werk *See-ku-ts'uen-schu-kien-ming-mu-lö*, ein Katalog aller Bücher der vier kaiserlichen Bibliotheken, mit kurzen Bemerkungen über die Verfasser und den Inhalt eines jeden Buches. — *Sprachkunde* (52 Bände): eine bedeutende Zahl Wörterbücher, darunter auch mehrere, die von Europäern angefertigt sind.

Der *mandschuischen Werke* sind 61 an der Zahl: sie bestehen aus Uebersetzungen kanonischer Bücher, verschiedner Geschichtsbücher (namentlich des *Tung-kien-kang-mu* etc.), philosophischer Schriften, beliebter Romane u. s. w. Ein interessantes Büchlein: *Mandjusa-i wetschere metere kooli bit'che* enthält Reglement's über den am Hofe zu Peking fortbestehenden tungusischen Schamanen-Cultus. — In *mongolischer* Sprache hat die Bibliothek des asiatischen Departements 43, in *tibetischer* 75, in *Sanskrit-Sprache* 16 Werke, theils gedruckt, theils geschrieben, die meisten budd'istisch-religiösen Inhalts, oder Sprachlehren und Wörterbücher. Die *Sanskrit-Werke* sind alle mit tibetischer Interlinear-Uebersetzung versehen oder selbst in 3 bis 5 Sprachen budd'istischer Völker abgefafst, doch so, dafs der sanskritische Grundtext den Anfang macht. — Zum Beschlusse kommt ein Verzeichnifs von 19 geographischen und astronomischen Karten, worunter 17 in chinesischer Sprache, 1 in mongolischer und 1 in tibetischer.

Gegen die Art der Classificirung dieser Bücher, namentlich der chinesischen, liefse sich manches einwenden; wer aber den Katalog einmal kennt, dem wird auch das Nachsuchen dieses oder jenes Werkes keine Schwierigkeit machen.

Digitized by Google

№ 93.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1843.

XLVIII.

1. *Thucydidis de bello Peloponnesiaco libri octo. Ad optimorum librorum fidem editos explanavit E. F. Poppo. Vol. I. Sect.* 1. 2. *Gotha*, 1843. *bei Hennings.*
2. *Thukydides Geschichte des Peloponnesischen Krieges. Uebersetzt und durch Anmerkungen erläutert von Dr. F. H. Kämpf. Theil I. Neu-Ruppin*, 1842.
3. *Leben, Werk und Zeitalter des Thukydides. Von Dr. W. Roscher. Göttingen*, 1842. *bei Vandenhöck u. s. w.*

Wenn mit vollem Rechte die Erklärung des Thukydides stets für eines der gröfsten und schwierigsten Probleme gegolten hat, so kann es als ein gutes Zeichen für die philologischen Bestrebungen der Gegenwart angesehen werden, dafs sich eine so ausdauernde, gründliche und vielseitige Thätigkeit einem Autor zugewendet hat, dessen Verständnifs weniger als das irgend eines andern im ersten Anlauf gewonnen werden kann. Denn hier genügt es nicht, im vollständigen Besitze der allgemeinen philologischen Hülfsmittel und des Thukydideischen Sprachmateriales insbesondere zu sein, wenn man nicht über das Wort hinaus in die Seele des Schriftstellers einzudringen strebt, und jede einzelne Bewegung der Rede aus der inneren Bewegung einer unendlich reichen und tiefen Natur herzuleiten versucht; hier genügt es nicht, die scheinbaren Härten und Dissonanzen der Rede aufzuzeigen, wenn man nicht dazu fortschreitet, den Grund dieser Abweichungen und Besonderheiten aus höheren Rücksichten zu erklären, als seit der Zeit des Dionysius von Halikarnassus im Durchschnitt genommen sind. Der Erklärer wird hier oft schwanken, ob er die Worte mehr als unbewufsten Ausdruck tiefer Empfindung, der der Verfasser sich hingegeben habe, ohne künstlerisches Bewufstsein, oder eben als Resultat der reifsten Ueberlegung und des feinsten künstlerischen Taktes betrachten solle, eine Erscheinung, die freilich bei jedem ächten Kunstwerk, von Homer's Zeiten an bis auf diesen Tag, sich nothwendig wiederholen mufste. Darin nun liegt, meines Erachtens, auch der Grund, warum Thukydides und seine Erklärung für jedes Zeitalter eine neue Aufgabe bleiben mufs, während für eine Reihe anderer Autoren, unter denen ich nur Xenophon und Isokrates nennen will, im Einzelnen zwar viel schätzenswerthe Beiträge können geboten werden, wesentlich aber nur der wohlbekannte Gedankeninhalt zu erneuern ist. Die Erklärung des Thukydides kann, ohne dafs das Gewonnene aufgegeben oder gering geachtet wird, Ansprüche darauf machen, dafs von neuen Gesichtspuncten aus neue Anschauungen gewonnen, der Geist des Werkes tiefer erfafst, die inneren Fäden sicherer herausgefühlt, und klarer aufgedeckt werden. Das ist es auch, was die Geschichte des Thukydides zu einem Werke macht, das eigentlich nur von Männern sollte gelesen werden, die leichter als die glückliche Jugend sich in diesen Schacht voll saurer und wenig anerkannter Arbeit hinab wagen; es ist aber andererseits auch gerade das, was das Interesse dauernd zu fesseln, und die mühsame Forschung reich zu belohnen vermag. Ich will aber auch die Gefahr nicht verkennen, welche die Beschäftigung mit einem Autor der Art bedroht. Wenn nämlich einerseits die Erklärung leicht auf der Oberfläche stehen bleibt, sich mit der gewöhnlichen Wort- und Sacherklärung zufrieden giebt, und den tiefen Abgrund nicht ahnet, der darunter verborgen ist: so kann sie auf der anderen Seite eben so leicht glauben, sich des müh- und dornenvollen Weges, auf den die ächte Philologie ihre Ziele erreichen will, überheben, und in genialem Schwunge geistreicher Combinationen das Un-

Digitized by Google

gewöhnliche, Hohe erreichen zu können. Vor diesem Abwege nun, der in unsern Zeiten nicht so ungewöhnlich ist, hat die Interpretation unseres Autors vor Allem die Sorge bewahrt, welche Herr Poppo seit 25 Jahren nicht müde geworden ist, seinem Thukydides zu widmen. Obwohl ich nicht erwarten darf, für meine Ansichten die volle Zustimmung Hrn. Poppo's zu erhalten, und mich selbst beklagen dürfte, in manchen für mich sehr wesentlichen Puncten von ihm mifsverstanden zu sein, so steht doch in meinen Augen das Verdienst desselben, die Erklärung unseres Autors unverrückt auf geradem Wege erhalten zu haben, zu hoch, als dafs ich nicht diese Gelegenheit ergreifen sollte, mich hiermit einer Pflicht des Danks und der Pietät gegen einen Mann zu entledigen, der rastlos in edelster Gesinnung mit freimüthiger Anerkennung fremder Leistungen das Verständnifs des Thukydides gefördert. Wir erwarten mit gröfster Sehnsucht, durch Veröffentlichung seines Index der Thukydideischen Gräcität die gröfsere Ausgabe geschlossen zu sehen.

Die neue Ausgabe bildet einen Theil der Bibliotheca Graeca, deren Plan und Einrichtung bekannt ist. Die beiden ersten Sectionen geben aufser den beiden Biographieen und einer summarischen Uebersicht der verglichenen Handschriften, so wie der wichtigsten Ausgaben und sonstigen hierher gehörigen Schriften, die beiden ersten Bücher des Werkes. Wie es im Plane der ganzen Sammlung liegt, dafs die Interpretation über die Kritik das Uebergewicht habe, so wird auch unsere Beurtheilung sich vorzugsweise auf jene Seite zu richten haben. Da Recensent ferner bereits früher mehrere Stellen des 1. Buchs mit fortdauernder Beziehung auf Hrn. Poppo's gröfseren Commentar besprochen hat, so wird es entschuldigt werden, wenn er bei Beurtheilung dieser Ausgabe die Beweise für seine Behauptungen aus einem Theile des 2. Buchs entnimmt, zumal da es seine Absicht ist, mehr von dem gegenwärtigen Standpuncte der Interpretation unseres Autors eine allgemeine Vorstellung zu begründen, als eine vom Einzelnen ausgehende und an das Einzelne sich haltende Kritik zu geben.

Wenn sich Hr. Poppo in seiner gröfseren Ausgabe das Ziel gesetzt hatte, die Leistungen aller früheren Erklärer zu einem vollständigen kritischen und exegetischen Apparate zusammenzufassen, und wenn der gelehrte Hr. Herausgeber diese Aufgabe so vollkommen gelöst hatte, dafs damit ein Abschlufs der bisherigen Interpretation erreicht war: so erwartete Recensent, dafs Hr. Poppo bei der neuen Ausgabe, welche er vorbereitete, von der Basis des gründlichsten philologischen Wissens, auf welcher er steht, ausgehend, die Bahn zu einem neuen geistigen Verständnifs unsers Autors zu eröffnen, und eine positive Interpretation wie aus einem Gusse in innerer gediegener Einheit anzustreben versuchen werde. Diese Erwartung hat Rec. nicht befriedigt gesehen. Die Anmerkungen zeigen allerdings, dafs der Hr. Herausgeber an zahlreichen Stellen das Verständnifs des Thukydides gefördert hat; sie enthalten ferner, wie nicht anders zu erwarten war, einen grofsen Reichthum zum Theil sehr wichtiger sprachlicher Bemerkungen; bei alle dem trägt der Commentar noch immer das Gepräge der Aeufserlichkeit, so dafs er mehr den Bedürfnissen derer, welche sich dem Thukydides nähern wollen, angepafst, als auf eine vollständige Erklärung des Autors aus der Fülle seiner Individualität heraus berechnet erscheint. Für die individuelle und für die ästhetische oder generische Auslegung des Thukydides ist hier wenig oder Nichts gethan; für die grammatische und historische theils mehr, als für den Leser Bedürfnifs ist, theils weniger, wie natürlich überall der Fall sein wird, wo nicht der ganze Autor in die Seele eingeführt, sondern eine einzelne und damit vereinzelte Richtung der Interpretation verfolgt wird. Ich werde dies mein Urtheil, wie hart es auch klingen mag, zu rechtfertigen suchen.

Wenn ein Autor wie Thukydides nicht blofs dazu da ist, dafs die griechische Sprache an ihm gelernt, oder der Verstand in Ueberwindung zahlloser Schwierigkeiten gestärkt, auch nicht, dafs eine bestimmte Stufe historischer oder politischer Bildung an ihm erreicht, sondern vielmehr, dafs die erhabene Geistesgröfse desselben in den Lesenden lebendig und fruchtbringend, ihre Seele für die grofsen und ewigen Gedanken, welche in jedem Worte desselben leben, empfänglich, dafs der Geist an seiner Hand in die Mysterien vollendeter Kunst eingeführt, und der Gesetze, welche bewufstlos oder mit Bewufstsein ein Werk der Art gestalten helfen, im Gefühl und im Gedanken mehr und mehr theilhaft werde: so kann Thukydides allerdings nicht blofs mit dem Verstande gelesen werden, sondern mit einem Auge für die künstlerische Bildung

Digitized by Google

der Rede und mit einer Art geistigen Schauens, welche nicht in der Erkenntnifs des Einzelnen, sondern in dem Gefühle für das Ganze ihren Quellpunct haben. Wenn nun gleich, wie dies zu erreichen ist, nicht in gelehrten Anmerkungen auseinandergesetzt werden kann, sondern durch eigene Thätigkeit zu gewinnen ist, so ist es doch die Sache des Erklärers, durch leise Andeutungen der Seele des Lesenden eine Richtung auf diesen Punct zu geben, der, seitdem die Heynische Methode in unbilligen Verruf gekommen, immer weniger Berücksichtigung gefunden hat. Ob die Geschichte des Thukydides von diesem Gesichtspuncte aus zu betrachten sei, kann nicht wohl im Ernste gefragt werden, und Hr. Poppo selbst ist am wenigsten der Mann, der dies leugnen möchte. Wenn er in seinen Commentaren, auch in dem neuesten, dieser Ueberzeugung keinen Raum gewährt hat, so mag allerdings die Scheu vor diesem Aesthetisiren, das so oft in geistreiche Salbadereien ausgeschlagen ist, entschuldigt werden; hinwegleugnen aber läfst es sich bei alle dem nicht, dafs, wenn jene Rücksicht nicht genommen wird, das beste Theil unseres Autors für den Lesenden verloren geht. Und dafs diese höhere Einsicht sich nachträglich von selbst einstellen werde, wenn nur die grammatische und historische Basis gelegt sei, davon kann ich mich nicht überzeugt halten; ich fürchte vielmehr, dafs der erste Eindruck sich als den bleibenden erweisen werde. Wenn nun auch in dem Commentare auf die künstlerische Gestaltung des ganzen Werks, auf den Gedanken, von dem das Leben in alle Glieder desselben ausströmt, auf die Composition im Grofsen keine Rücksicht konnte genommen werden, so war doch hinreichend Gelegenheit, im Einzelnen darauf hinzuweisen, dafs die Rede nach anderen Gesetzen gebaut ist, und nicht mit dem Kanon der gewöhnlichen Grammatik und Rhetorik gemessen sein will. Hätte ehedem Hr. Seidler hierauf geachtet, so würde er nicht c. 2. in der doppelten Erwähnung der Zahl eine Andeutung entdeckt haben, der Waffenstillstand habe just 14 Jahre und nicht darüber gedauert. Zu wiederholten Malen, wie in der genannten Stelle, wie c. 3. Ende, wie c. 21. und sonst, sehen wir die Rede massenhaft angehäuft und zwar so, dafs sie dem Vorwurf der Ungefügigkeit und Ungelenkheit nicht entgehen könnte, wenn sich nicht gerade in diesen Anschwellungen die Beziehung auf grofse und wichtige Momente deutlich erkennen liefse. Der Augenblick, der dem Kampf innerhalb der Mauern Platää's vorangeht, die Aufzählung der in Athen zum Kampf gesammelten Hülfsmittel, die gewaltsame Spannung in Athen bei Annäherung der Feinde, wie hätten sie einen wahrhafteren Ausdruck finden können, als gerade in dieser Form? stimmt nicht hierzu selbst das gerügte Ueberspringen von einem Subjecte ins andere c. 3., die Anakoluthie an anderen Stellen? Wie schmiegt sich die Rede dann wieder der Nebeneinanderstellung einfacher Facten, dann dem kräftigen Fortschreiten des Gedankens an, wo selbst die energische Wiederholung des τέ (c. 21.) nicht gleichgültig erscheint? An andern Puncten ist die Rede, selbst in der officiellen Vollständigkeit des Namens, und zwar eines oft erwähnten, actenmäfsig. Man lasse so die Rede, mit der Archidamus den ersten Feldzug eröffnet, der gegenüberstellen, mit der Perikles ihn schliefst; man gehe selbst in die seltsame Häufung von καί — καί in einem einzigen Capitel herab, dessen Wirkung einem τέ — καί gegenüber wohl herauszufühlen ist. Diese Beispiele lassen sich ins Unendliche vermehren, um zu zeigen, dafs man nicht ungestraft jene Beziehung zurückweist, und dafs der Blick von der höchsten Höhe am sichersten ins tiefste Thal reicht; das Verständnifs eines historischen Kunstwerks wird, wo man eben das Kunstwerk aus den Augen läfst, immer mangelhaft bleiben müssen.

Doch auch abgesehen hiervon, hält sich die Erklärungsweise Hrn. Poppo's auf einem Standpuncte, wo sie sich mit der äufserlichen Erscheinung begnügt, anstatt in den inneren Grund einzudringen, sei es dafs dieser in dem Geiste der Sprache überhaupt oder in dem des Autors insbesondere zu suchen wäre. Eine Sprache versteht nur der, welcher hinter dem Worte und der Rede die geistige Arbeit der Nation erkennt; ein Autor aber, wie Thukydides, bleibt vollends unverstanden, wenn wir nicht in die Seele des Verfassers eindringen und hier den Schlüssel für tausend und aber tausend Seltsamkeiten seiner Rede finden. Recensent hat nie gezweifelt, dafs die individuelle Erklärung beim Thukydides müsse in höherem Grade geübt werden, als bis jetzt geschehen, und dafs dies gerade der Punct ist, wo unsere Zeit wesentlich neue Leistungen zu erwarten berechtigt wäre. So war c. 9. ἔπειτα ὕστερον nicht kurz abzufertigen, sondern zu zeigen, dafs ἔπειτα sich auf die Aufeinanderfolge, ὕστερον auf die Zeit bezieht, wie im Lateinischen eben so gut ein deinde

Digitized by Google

postea als ein postea deinde zu rechtfertigen ist. Wie leicht war c. 4. die Verbindung von λίθοις mit κεράμῳ zu begründen, und anzudeuten, dafs die λίθοι natürlich verschiedene Gröfse und Gestalt haben, dagegen ein κέραμος ist wie der andere? So ist μετέχειν mit dem Dativ freilich ungewöhnlich, die mit dem Genitiv aber völlig unbrauchbar, da von keinem Participiren mit jenem Aufenthalte die Rede sein kann. In c. 31 μεμνημένοι Πλειστοάνακτα, ὅτε ἀνεχώρησε wird die alte unbrauchbare Regel von einem Uebergange des Subjects des Nebensatzes in das Object des Hauptsatzes wiederholt; anstatt auf Matthiä und Rost zu verweisen, hätte der Unterschied zwischen ὅτι und ὅτε sollen ins Licht gesetzt werden, von denen das erstere das einfache Factum vorführt, das andere dies Factum in einer bestimmten Zeit, also auch von besonderen Umständen begleitet, sehen läfst. In c. 10 erhalten die Städte Befehl, Lebensmittel vorzubereiten, οἷα εἰκὸς ἐπὶ ἔξοδον ἔκδημον ἔχειν. Hr. Poppo bemerkt: in quadraginta summum dies: warum aber ist da nicht ὅσα geschrieben? weil an die Qualität der Lebensmittel zu denken ist, dafs sie nämlich nicht so bald verderben. In c. 3 stellen die Platäer ἁμάξας ohne das Zugvieh auf die Strafse, ἵνα ἀντὶ τείχους ᾖ. Woher der Singular? Es ist ganz richtig, dafs nicht aus ἁμάξας ein ἅρματα zu ergänzen ist; aber noch weniger kann τὸ καθιστάναι ἁμάξας, die Thätigkeit des Aufstellens von Wagen, die Stelle einer Mauer vertreten. Der Singular ist vielmehr von dem Begriff der Mauer attrahirt, wie an ἵνα ὥσπερ τεῖχος ᾖ Niemand Anstofs nehmen würde. Ganz unerörtert läfst Herr Poppo c. 9. τούτων ναυτικὸν παρείχοντο Μεγαρῆς —· αἱ δ' ἄλλαι πόλεις πεζὸν παρεῖχον den Unterschied zwischen Medium und Activum, obwohl aus der Zusammenstellung anderer Stellen unseres Autors sich eine Andeutung hätte gewinnen lassen. Fast komisch klingt es, wenn c. 4 die ὀλολυγή als Geschrei der Weiber abgesondert wird, wo denn die κραυγή den Sclaven zu vindiciren wäre. Wir meinen, dafs dem schon τέ-καί widersprechen sollte, dafs ferner κραυγή beiden zukommt, und also in der ὀλολυγή nur ein besonderer Grad des Geschreies zu sehen ist, der sich bei besonderen Fällen, wie wenn z. B. die Platäer zurückwichen u. s. w. von selbst ergab. Eben so kann ich c. 8 den Unterschied zwischen λόγια und χρησμοί nur darin finden, dafs die ersteren alte Orakel sind, die im Munde des Volks fortleben, wie am bestimmtesten Eur. Heracl. 404 χρησμῶν δ' ἀοιδοὺς πάντας εἰς ἓν συναλίσας, ἤλεγξα καὶ βέβηλα καί κεκρυμμένα, λόγια παλαιά etc. woraus sich der Begriff der χρησμοί von selbst ermittelt. In c. 11 erklärt Hr. Poppo εἰ μὴ καὶ νῦν auch jetzt noch per metathesin = εἰ καὶ μὴ νῦν, wodurch der Gedanke: „wenn sie nicht schon jetzt aufgebrochen sind, während wir noch nicht da sind, so werden sie es doch u. s. w." seine ganze Schärfe und Bestimmtheit verliert. Der Unterschied zwischen πράττειν und ποιεῖν ist allgemein anerkannt. Nun fragt sich c. 11, ob in den Worten ἡ Ἑλλὰς πᾶσα τῇδε τῇ ὁρμῇ ἐπῆρται καὶ προσέχει τὴν γνώμην εὔνοιαν ἔχουσα διὰ τὸ Ἀθηναίων ἔχθος πρᾶξαι ἡμᾶς ἃ ἐπινοοῦμεν, ob der Infinitiv πρᾶξαι von εὔνοιαν ἔχουσα = εὐνοϊκῶς ἐλπίζουσα abhängen solle, oder von προσέχει τὴν γνώμην. Die erstere Erklärung würde uns nöthigen, πρᾶξαι = perficere zu fassen. Der Sinn kann aber nur sein: ganz Griechenland hat sein Auge auf uns gerichtet, und erwartet, wir werden unserem Vorhaben getreu bleiben. Was ἐνθυμεῖσθαι ist, kann Niemand zweifelhaft sein, der sich der Redner erinnert; es ist nie das eigene Erfinden der Zuhörer, sondern stets das Beherzigen dessen, was der Redende diesen ans Herz legt. Somit ist c. 40 der Unterschied zwischen κρίνομεν und ἐνθυμούμεθα völlig schief gefafst, das erstere sei das Beurtheilen fremder Vorschläge und das zweite das Ermitteln eigener Rathschläge. Mit ἤτοι-γέ wird das κρίνομεν in die erste Stelle gerückt; auch wo keine Entscheidung zu treffen ist, bleibt doch ein ἐνθυμεῖσθαι, ein Beherzigen übrig; wobei zu bemerken, dafs αὐτοὶ allerdings dem κρίνειν näher steht, als dem ἐνθυμεῖσθαι. In c. 10 ὑποτοπήσας, μὴ πολλάκις-τοὺς ἀγροὺς αὐτοῦ παραλίπῃ, καὶ μὴ δῃώσῃ erörtert weder Hr. Poppo noch die von ihm citirten Schriften das ungewöhnliche zweite μή. Zu bemerken aber ist, dafs οὐ δῃώσῃ nicht geschrieben werden konnte, ohne dem Perikles den Wunsch beizulegen, dafs doch seine Landgüter auch verwüstet werden möchten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 94.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1843.

1. *Thucydidis de bello Peloponnesiaco libri octo. Ad optimorum librorum fidem editos explanavit E. F. Poppo.*
2. *Thukydides Geschichte des Peloponnesischen Krieges. Uebersetzt und durch Anmerkungen erläutert von Dr. F. H. Kämpf.*
3. *Leben, Werk und Zeitalter des Thukydides. Von Dr. W. Roscher.*

(Fortsetzung.)

In c. 12 erklärt Hr. Poppo μᾶλλον durch diligentius, accuratius sc. ἢ τὴν ὑπάρχουσαν ξυμμαχίαν ἐξήταζον. Abgesehen von der seltsamen Erscheinung, dafs die Athener sollten gröfsere Sorgfalt auf die neuen Freunde als auf die grofse Zahl ihrer Bundesgenossen gewandt haben, und dafs zwei Dinge in Parallele gestellt werden, die gar nicht in Parallele zu setzen sind, so ist die Stellung des μᾶλλον ganz unberücksichtigt geblieben, ähnlich wie c. 15. Sie schickten Gesandte mehr in die um die Peloponnes gelegenen Orte als anderswohin. — Ich habe diese Stellen aus einem Theile des Buches genommen, der zu den leichteren gehört, damit selbst hier deutlich würde, dafs den Bemerkungen des gelehrten und von mir hochverehrten Hrn. Herausgebers gerade das mangelt, dessen denkende Leser des Thukydides am meisten bedürfen, nämlich ein geistiges Schauen in die Seele des Autors, ein Herausfühlen zarter Beziehungen, ein Vorwärtsdringen von den Erscheinungen der Rede in ihre inneren Gründe. Ich hätte diese Stellen innerhalb dieser Gränzen bis ins Unendliche vermehren können, weil es an ihnen genug ist, um Hrn. Poppo die Bedürfnisse ans Herz zu legen, welche Recensent und mit ihm gewifs mancher andere Leser des Thukydides von ihm befriedigt zu sehen wünscht.

Ich kann mich von der Beurtheilung dieser neuen Ausgabe Hrn. Poppo's nicht trennen, ohne einige Stellen aus jenem Kreise hervorzuheben, für welche von Seiten des Hrn. Herausgebers noch ein oder der andere Schritt zu thun sein möchte. So ist c. 7 τοῦ μὴ ἐκφεύγειν jetzt mit διώκοντας verbunden, offenbar ein sehr unnützer Zusatz zu diesem Begriffe, und für die Harmonie der Rede störend, da es, wie ἢ χρὴ σωθῆναι zu ἄπειροι gehört, so nothwendig mit ἐμπείρους zu verbinden ist. Ich vermuthe, es sei τοῦ μὴ ἐὰν ἐκφεύγειν geschrieben gewesen. Vergebens wird man auch τῶν ἐξελθόντων Θηβαίων zu entziffern suchen, was durch Umstellung der Worte zu heilen ist c. 19. Auffallender ist es, dafs Hr. Poppo c. 4 noch immer προσβαλόντων festhält, da doch die Pointe der ganzen Rede darauf ruht, dafs der Angriff der Männer durch den gleichzeitigen der Sclaven und Weiber unterstützt wird. Auch kann ich Hrn. Poppo nicht beistimmen, wenn er gleich im Anfange des zweiten Buchs das ἐνθένδε noch jetzt auf das nachfolgende Ereignifs zu beziehen scheint, welches dann mit γάρ eingeführt würde. Hiergegen ist die Dazwischenstellung eines ganzen selbstständigen Satzes, mehr noch die Verbindung des ἐνθένδε mit ἤδη, von denen das erstere auf den letzten Act des Friedens zurückblickt, an den sich mit ἤδη, „sofort, ohne Weiteres", der erste Act des Krieges anschliefst. Es ist dasselbe ἤδη wie c. 35, τῷ δ' ὑπερβάλλοντι αὐτῶν φθονοῦντες ἤδη καὶ ἀπιστοῦσιν, vielleicht auch im Anfange des Capitels, wo es dann nicht mit εἰρηκότων sondern mit ἐπαινοῦσι zu verknüpfen wäre. Dafs aber δέ ebensowohl auf das Folgende als auf das Vorhergehende hinweist, lehrt am deutlichsten VI, 1. 2. wo τοσοίδε und τοσάδε auf denselben Gegenstand hinaus und zurück blickt. In c. 2. hat Hr. *Krüger* in seinen historischen Studien durch höchst glänzende Emendation das ἔτι δύο μῆνας erschüttert, und statt δύο die Zahl 4, δ', einzuführen versucht. Hr. Poppo folgt seinen Gründen so weit, dafs auch er die Zahl 2 bezwei-

Digitized by Google

felt; wenn er aber statt 4 nur 3 Monate für angemessen erachtet, so ist dadurch, offen gestanden, der Krügerschen Emendation die Spitze abgebrochen. Ich mufs gestehen, den Argumenten Hrn. Krüger's nur theilweise beipflichten zu können, besonders weil er Ereignisse, die Thukydides nacheinander erzählt, auch als eben so nacheinander geschehen ansieht, ferner weil ich wohl ἔτι δύο μῆνας passend finde, nicht aber ἔτι δ' oder γ' μῆνας, es wäre denn, dafs es sich ergäbe, dafs das Jahr vom 1. Hecat. 432 bis 1. Hecat. 431 ein Schaltjahr gewesen wäre, wo dann freilich die Angabe der noch fehlenden Monate genauer gewesen wäre, als die der bereits verstrichenen. In c. 11 ist Hr. Poppo noch ungewifs, ob er ἀλλὰ καί übersetzen solle: „aber wir ziehen auch etc.", oder so, dafs καί-καί einander entsprechen. Ich bemerke, dafs durch den ganzen Thukydides sich ein Sprachgebrauch zieht, nach welchem zwei Sätze mit einander coordinirt werden, von denen logisch der eine, und zwar der erste von den beiden, dem andern subordinirt sein würde, eine Erscheinung, die freilich weit über unseren Autor hinausreicht, und vielleicht ihre höchste Spitze in der ersten Rede des Nikias Buch 6 hat, wo ich noch immer eine von mir vor 10 Jahren gewagte Erklärung für die einzig richtige halte. Diese selbe Redefigur ist an unserer Stelle, die in gewöhnlicher Rede so lauten würde: ἀλλὰ, ὥςπερ καὶ ἐπὶ πόλιν δυνατωτάτην νῦν ἐρχόμεθα, οὕτως καὶ αὐτοὶ πλεῖστοι καὶ ἄριστοι στρατεύοντες ἐρχόμεθα. Grofse Freude hat es Rec. gemacht, c. 9. bei der sehr schwierigen Stelle: καὶ Λακεδαιμονίοις μέν etc. zu finden, dafs Hr. Poppo jetzt an die Stelle der früheren Erklärung, die seitdem als abgethan gelten kann, eine Erklärung zu setzen geneigt ist, wie sie Rec. seit vielen Jahren als die allein richtige vorgeschwebt hat. Ich will, ohne mir die Freude durch weitere Polemik zu stören, gleich noch einen Schritt weiter thun. Ich lese also mit Hrn. Poppo ἐπετάχθη, und erkläre: Und von den Lakedämoniern zwar wurden zu (oder aufser) den ihnen daheim zu Gebote stehenden Schiffen (nicht: Städten), aus Italien und Sicilien (nicht *in*, weil die Schiffe von daher zu den ihrigen stofsen sollen), den dasigen Bundesgenossen (d. h. den gegenwärtigen, nicht den zukünftigen) Schiffe zu bauen auferlegt, indem sie damit umgingen, ihre gesammte Seemacht auf 500 Schiffe zu bringen. Schliefslich will ich noch einen Vorschlag zur Verbesserung der Worte c. 3 machen: φυλάξαντες ἔτι νύκτα καὶ αὐτὸ τὸ περίορθρον ἐχώρουν, wo die Erklärung: sie pafsten die Zeit ab, wo es noch Nacht und αὐτὸ τὸ περίορθρον war, allen Gesetzen der Sprache widerstreitet. Man lese statt καί nur κατ', wodurch es möglich wird, φυλάξαντες ἔτι νύκτα zu verbinden, und κατ' αὐτὸ τὸ περίορθρον ἐχώρουν.

Wenn ich somit der Art und Weise, wie Herr Poppo auch bei der neuesten Bearbeitung des Thukydides verfahren ist, meine Zustimmung versagen mufs, wenn ich fordere, dafs die Erklärung den Charakter dieser Geschichte als eines historischen Kunstwerks hervortreten lasse, dafs sie den Thukydides mehr aus dem Geiste des Autors in innerer Einheit verstehen lehre, dafs sie bei den sprachlichen Erscheinungen den inneren vernünftigen Grund derselben andeute, dafs sie überhaupt dazu anleite, die Worte und jedes einzelne Wort nicht blofs mit dem Verstande, sondern eben so wohl aus einem lebendigen Gefühle, mit sinnigem Schauen zu erfassen: so verkenne ich hiermit Herrn Poppo's grofse Verdienste nicht im Geringsten, wenn ich sie auch weniger erwähne, weil sie allgemein bekannt sind; ich halte ihn vielmehr für den Mann, der diesen Weg anzubahnen eben so geeignet als berufen ist, und dem es nicht zukommt, Noten für Anfänger zu schreiben, wo man erwartet, dafs er eine neue Aera der Thukydideischen Erklärung beginnen werde. Dafs aber hiervon nicht der Plan der Bibliotheca Graeca die Schuld trägt, hat uns Dissen's Pindar und Stallbaum's Plato gezeigt.

An die früheren Arbeiten des Hrn. Poppo lehnt sich die Uebersetzung des Hrn. Kämpf an, deren I. Theil die beiden ersten Bücher des Thukydides enthält. Der Hr. Uebersetzer hat sich in dem kurzen Vorworte darüber ausgesprochen, es scheine ihm zeitgemäfs, die grofsen Leistungen der neuesten Zeit, insonderheit die Hrn. Poppo's, für eine neue Uebertragung zu verwenden, und zugleich den Standpunct angedeutet, den einzunehmen er seine Arbeit bestimmt habe. Darnach ist dieselbe bestimmt, für solche Leser, die der griechischen Sprache nicht unkundig sind, die Stelle eines fortlaufenden Commentars zu vertreten. Hierin liegt die wissenschaftliche Bedeutung dieser neuen Uebersetzung, und die Aufforderung zu prüfen, in wiefern sie ihre Aufgabe erfülle. Recensent hält gern das Vorurtheil und die persönliche Abneigung, welche er gegen Arbeiten auf diesem Gebiete

Digitized by Google

hegt, zurück und unterdrückt den Zweifel, ob nicht dem Verständnifs des Thukydides von Hrn. Kämpf durch eine Reihe besonderer Observationen würde noch wichtigere Dienste geleistet sein. Was nun zunächst die Wichtigkeit dieser Uebertragung für die Interpretation unseres Autors betrifft, so bedarf es der Versicherung des Hrn. Uebersetzers nicht, um überzeugt zu sein, dafs demselben keine der wichtigen Leistungen der letzten Decennien für Thukydides unbekannt geblieben ist, und dafs er sich überall nur nach reiflichster Ueberlegung für die eine oder die andere Erklärung entschieden habe, die Uebersetzung selbst und die ihr beigegebenen, nur zu sparsamen Anmerkungen geben auf jeder Seite hinreichend Zeugnifs für die Umsicht, den Scharfsinn und den richtigen Takt, mit welchem Hr. Kämpf zu Werke gegangen ist. Ich begnüge mich daher, hier auf die feine Auseinandersetzung I, 6 hinsichts der Verbindung des διὰ τὸ ἁβροδίαιτον, I, 17 οἱ γὰρ ἐν Σικελίᾳ ἐπὶ πλεῖστον ἐχώρησαν δυνάμεως, über I, 20 τὰ μὲν οὖν παλαιὰ τοιαῦτα εὗρον, χαλεπὰ ὄντα παντὶ ἑξῆς τεκμηρίῳ πιστεῦσαι, über das ξυνειδέναι zu II, 35, wofür freilich eine Stelle im Anfange der Leptinea noch reichere Ausbeute würde geboten haben, über den Gebrauch von αὐτά, ohne dafs etwas vorhergeht, worauf es mit Bestimmtheit bezogen werden könnte u. s. w. zu verweisen. Auch da, wo man der Ansicht des Hrn. Uebersetzers beizutreten sich verhindert sieht, ist man doch den in den Anmerkungen an den Tag gelegten Scharfsinn genöthigt anzuerkennen. So haben die Erklärer II, 40 τὰ ἐς ἀρετήν auf eine ganz bestimmte Art von Tugend, nämlich auf die liberalitas, bezogen; Hr. Kämpf dagegen hat die ἀρετή auf die tüchtige und unwandelbare Gesinnung gegen Freunde bezogen, eine Bedeutung, die ἀρετή unter keiner Bedingung haben kann. Ich bemerke nur, dafs Perikles mit den angeführten Worten zu etwas neuem fortgeht, und die ἀρετή, zu der vorhergehenden Bildung des Verstandes und Denkens in Gegensatz gestellt, nicht leicht als die praktische Tugend verkannt werden kann. Hr. Kämpf konnte leicht zu seiner Meinung verleitet werden, da er im Folgenden die Worte: ὥστε ὀφειλομένην δι' εὐνοίας ᾧ δέδωκε σώζειν mit Hrn. Poppo falsch aufgefafst hat, in welchen Worten ᾧ δέδωκε das Subject enthalten. So hat er auf c. 29. die Worte: ὁ δὲ Τήρης οὗτος πρῶτος Ὀδρύσαις τὴν μεγάλην βασιλείαν ἐπὶ πλεῖον τῆς ἄλλης Θρᾴκης ἐποίησε, nach Poppo übersetzt: er gründete zuerst den Odrysen die grofse Herrschaft über einen gröfseren Theil des Landes als das übrige Thrake ist, nämlich: das den Odrysen nicht unterworfene. Diese Erklärung ist aus mehreren Gründen unstatthaft, weil man nicht wohl sagt τὴν μεγάλην βασιλείαν ἐποίησε, er gründete die Herrschaft, und demnach ἐπὶ πλεῖον nothwendig zu ἐποίησε gehört, weil ferner der Ausdruck „über einen gröfseren Theil als das übrige Thracien ist", höchst unbeholfen erscheint, sodann weil in μεγάλην und πλεῖον etwas Tautologisches liegt. Die Odrysen standen unter kleinen Königen, die unter einem sogenannten Grofsfürsten der Odrysen vereinigt waren. Dies Grofsfürstenthum dehnte jener Fürst den Odrysen über einen gröfseren Theil des übrigen Thraciens aus, so dafs es also die Gränzen des Gebietes der eigentlichen Odrysen überschritt. Ich übergehe hier eine Anzahl anderer Stellen, besonders weil das Urtheil nicht sowohl die Uebersetzung als den früheren Commentar Hrn. Poppo's treffen würde, auf den jene gegründet ist. Nur an einer Stelle darf ich nicht vorübergehen, wo der Hr. Uebersetzer auf eine bei ihm ungewöhnliche Weise fehlgegriffen hat. In II, 21. sagt nämlich Thukydides: χρησμολόγοι ἤδον χρησμοὺς παντοίους, ὧν ἀκροᾶσθαι, ὡς ἕκαστος ὤργητο, „die Orakeldeuter sangen allerlei Orakel, damit man sie, ein Jeder nach seiner Neigung anhöre; und Anm. 6. erklärt Hr. Kämpf ausdrücklich den Infinitiv als die Absicht bezeichnend gefafst zu haben, und vergleicht II, 24. ὧν μὴ χρῆσθαι μηδεμιᾷ. Es bedarf keines Beweises, dafs in der letzteren Stelle das Verbum finitum zu ergänzen, der Infinitiv der Absicht aber seiner Natur nach dem Relativum widersprechend ist.

Können wir also der Uebersetzung des Hrn. Kämpf auch nicht zugestehen, dafs mit ihr die Interpretation und das Verständnifs des Thukydides wesentlich auf eine neue Stufe erhoben sei, so ist doch anzuerkennen, dafs sie die Ansichten der früheren Erklärer mit sicherem Urtheil beherrsche, dafs sie an manchen Stellen mit Erfolg darüber hinauszugehen suche, dafs sie für den Leser, dem die voluminösen Commentare nicht zur Hand sind, eine sichere Leitung gewähre. Was aber die Form betrifft, in der uns Thukydides vorgeführt wird, so erhellt, dafs der Hr. Uebersetzer einen mittleren Standpunct einzunehmen und zu behaupten sich bemüht habe, auf welchem die Anforderungen der Mut-

Digitized by Google

tersprache und der fremden Sprache möglichst gleichmäfsig befriedigt würden. Diese Versöhnung und Ausgleichung nun ist dem Hrn. Uebersetzer nicht vollständig gelungen. Auf der einen Seite hat er, mit vollem Bewufstsein, durch Vereinfachung der Perioden, durch Entfernung von Partikeln, die zum Theil sehr bedeutungsvoll waren, und auf andere Weise viele von jenen Zügen verwischt, welche uns, auch in der blofsen Haltung der Rede, einen Thukydides würden haben erkennen lassen; auf der andern ist die Treue und Schärfe der Uebertragung, welche die Arbeit auf ausgezeichnete Weise anstrebt, der Einfachheit und Natürlichkeit des deutschen Ausdrucks hinderlich gewesen, wovon jedes Capitel Zeugnifs ablegt. Selbst der jetzt immer mehr herrschend werdende Gebrauch, dem auch Hr. Kämpf gehuldigt hat, die fremden Eigennamen, ich möchte sagen, mit Haut und Haar ins Deutsche zu verpflanzen, hat dazu beigetragen, der Arbeit ein Colorit des Fremden und Ungewohnten zu geben, wenn Ausdrücke wie Thebai und Plataiai, was doch eben so vollgültig ist, Boiotien, Athenaier und Achaier, Peiraieus und Pheia in Eleia sich drängen. Sollen wir Deutschen denn das Gesetz, welches Griechen und Römer und alle neueren Nationen bei der Umbildung und Aneignung fremder Namen beobachten, allein nicht anerkennen? So ist es denn geschehen, dafs die Uebersetzung nicht den wohlthätigen und beruhigenden Eindruck einer wahren inneren Einheit zurückläfst, und den Leser auf eine Stufe stellt, wo er sogar des aufgewendeten Fleifses, des bewiesenen Scharfsinnes und all der Mühe und Arbeit, mit der ein Werk der Art verbunden ist, vergifst, um sich im reinen Genufs eines neugeborenen Kunstwerks zu erfreuen, auf eine Stufe, wo die Uebersetzung anfängt Original, und der Uebersetzer innerlich frei productiv zu werden. Hierzu gehört namentlich, dafs der Uebersetzer aus der Seele seines Autors heraus arbeite, und so sich der Lösung der höchsten und schwierigsten Aufgabe nähere, nämlich nicht blofs Wort und Gedanke desselben zu erneuen, sondern auch seine individuelle Natur bis in die feinsten Nüancirungen herab wiederzugeben. Auf dieser selten erreichten Höhe stehen unter den Franzosen Courier und manche Uebersetzer aus Guizot's Schule, unter uns Wolf, Lange, Schleiermacher, und — Luther. Freilich ist hier billig zu berücksichtigen, dafs das Wort des Cervantes von den Brüsseler Tapeten sich immer bestätigen wird, dafs ferner Thukydides nächst Pindar, Aeschylus und Plato für diesen Zweck immer eine der schwierigsten Aufgaben bleiben wird, und dafs die Arbeit des Hrn. Kämpf, mit den früheren Leistungen verglichen, immer als eine vorzügliche und dauernd werthvolle anerkannt werden mufs.

Ich werde schliefslich noch über einzelne Stellen aus dem ersten Drittel des zweiten Buches einige Bemerkungen anfügen, zu denen mich besonders diese Uebersetzung veranlafst hat, um die Beurtheilung nicht ohne ein freundliches Gastgeschenk für den Hrn. Uebersetzer zu schliefsen. Ich will mich nicht dabei aufhalten, dafs die Uebersetzung oft nicht den Begriff hervorhebt, auf dem im Originale der Ton ruht, wie c. 1. der Ictus nicht auf Krieg, sondern auf den wirklichen Anfang des Kriegs fällt, c. 5. das ἐπομόσαι in der Uebersetzung seinen Nachdruck verliert, und so an vielen Stellen; auch nicht dabei, dafs τέ nie in seiner vollen Bedeutung wiedergegeben, οἷα nicht durch *da* erreicht wird, und eben so der subjective Werth von ὡς c. 10. 11. u. s. w. unbeachtet bleibt, dafs δ' οὖν, welches Hr. Krüger an einem anderen Orte *so scharf* bestimmt hat, mehr ist als „aber nun", dafs c. 5. an der höchst instructiven Stelle das Verhältnifs von εἰ und ἤν nicht richtig ausgedrückt ist. In c. 4. würde sich das Imperfect ἀπεωθοῦντο, auch wenn es nicht mit Hrn. Poppo de conatu erklärt wird, doch von dem folgenden ἀπεκρούσαντο haben unterscheiden lassen, was um so wünschenswerther wäre, da die Verbindung beider Tempora bei Thukydides öfters wiederkehrt. Eben so entspricht der Aorist an zahllosen Stellen geradehin dem Plusquamperfect der lateinischen und deutschen Sprache, und es ist eine für den Sinn nachtheilige Consequenz, den Aorist stets durch das Imperfect wiederzugeben. An anderen Stellen, wie c. 8. προειπόντων. möchte das Particip dieses Tempus die Vergangenheit absolut bezeichnen, nicht die Relation zum Verbum finitum.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 95.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

November 1843.

1. *Thucydidis de bello Peloponnesiaco libri octo. Ad optimorum librorum fidem editos explanavit E. F. Poppo.*
2. *Thukydides Geschichte des Peloponnesischen Krieges. Uebersetzt und durch Anmerkungen erläutert von Dr. F. H. Kämpf.*
3. *Leben, Werk und Zeitalter des Thukydides. Von Dr. W. Roscher.*

(Fortsetzung.)

Völlig mifsbilligen aber mufs ich, wenn Herr Kämpf c. 7. die schon oben erwähnten Worte τὰ περὶ Πελοπόννησον μᾶλλον χωρία erklärt: „die mehr um die Peloponnes herumgelegenen Orte", womit zu vergleichen c. 15. καὶ τὸ ὑπ' αὐτὴν πρὸς νότον μάλιστα τετραμμένον, „und was unter ihr zumeist nach Süden gelegen ist". Comparativ und Superlativ haben nach Thukydideischer Weise ihren Platz unmittelbar vor oder nach dem Begriffe, der die Gradation motivirt. In c. 10. ist die gewöhnliche Verbindung: ἐπειδὴ δὲ ἑκάστοις ἑτοῖμα γίγνοιτο κατὰ τὸν χρόνον τὸν εἰρημένον, ξυνῄεσαν τὰ δύο μέρη, offenbar weil Thukydides fortfährt: καὶ ἐπειδὴ πᾶν τὸ στράτευμα ξυνειλεγμένον ἦν. Unsere Uebersetzung folgt gleichfalls dieser Verbindung, obwohl sie den Begriff des Relativen, welcher in dem Optativ eben so wohl als in ἕκαστοι liegt, trefflich ausdrückt. Es ist wohl klar, dafs das Rundschreiben den Städten nicht vorschrieb, wann sie mit ihren Vorbereitungen fertig sein, sondern wann sie auf dem Isthmus eintreffen sollten. Daher ist das Komma hinter γίγνοιτο zu setzen. Die scheinbare Tautologie rechtfertigt sich aus dem historischen Stile, und ist keine andere als c. 2. Anf. In c. 5. mifslingt Hrn. Kämpf die Uebertragung von οἷα ἀπροσδοκήτων κακῶν ἐν εἰρήνῃ γενομένων „da *ein* unerwartet Unglück in Friedenszeiten geschehen war". Ich vermuthe, dafs dafür οἷα ἀπροσδοκήτων τῶν κακῶν zu schreiben ist. In c. 7. scheint die Musterung der Hülfsmittel und Streitkräfte der Bundesgenossen näher zu liegen, als die Sondirung ihrer Wohlgesinntheit. Wenn ich ferner c. 24. κατεστήσαντο φυλακάς weniger auf das Ausstellen der Wachen als auf die dauernde Anordnung derselben beziehen möchte, so bin ich dagegen c. 2. φυλακῆς οὐ προκαθεστηκυίας unbedingt der Ansicht, dafs πρό nicht local, sondern von der Zeit zu fassen sei. Eben so entschieden mifsbillige ich c. 19. τοῦ θέρους καὶ τοῦ σίτου ἀκμάζοντος die Erklärung: „während der Sommer und das Getreide in der Blüthe stand". τοῦ θέρους ist Genitiv der Zeit, dem in den Worten καὶ τοῦ σίτου ἀκμάζοντος die genauere Bestimmung gegeben wird. Der Sprachgebrauch Späterer kann dem Thukydides nicht aufgebürdet werden, am wenigsten aber eine Verbindung, die bei einer nüchternen höchst officiellen Zeitangabe fast an das Absurde streift. In c. 22. τοῦ μὴ ὀργῇ τι μᾶλλον ἢ γνώμῃ ξυνελθόντας ἐξαμαρτεῖν übersetzt Hr. Kämpf: „wenn sie mehr mit Leidenschaft als mit Einsicht zusammenkämen." Ich leugne, dafs man griechisch sagen könne: γνώμῃ ξυνέρχονται, es sei denn, dafs die γνώμη der Grund ihres Zusammentreffens wäre. Perikles will jede Zusammenkunft verhüten, damit sie nicht, wenn sie zusammen kämen, etwa, was doch möglich wäre (τί), einen Fehler begingen, der mehr in der ὀργή als in der γνώμη seinen Grund hätte; wo denn natürlich die γνώμη, die eben so wohl eine irrende sein, als das Rechte treffen kann, nicht durch Einsicht zu übersetzen ist. Wenn ferner c. 25. Brasidas wegen Rettung einer Stadt πρῶτος τῶν κατὰ τὸν πόλεμον ἐπῃνέθη ἐν Σπάρτῃ, so ist der Sinn gewifs nicht: er sei der erste gewesen, denen es während des Krieges zu Theil ward, gelobt zu werden (so hätte das demonstrative Pronomen nicht fehlen dürfen), sondern es war eine viel gröfsere Auszeichnung, die ihm zu Theil ward: er war überhaupt der erste, der *wegen* seiner kriegerischen Verdienste in

Digitized by Google

Sparta öffentlich belobt wurde. In c. 16. sagt Thukydides, die Athener wären nicht leicht umgezogen, da οἱ πλείους τῶν ἀρχαίων καὶ τῶν ὕστερον μέχρι τοῦδε τοῦ πολέμου πανοικησίᾳ γενόμενοί τε καὶ οἰκήσαντες gewesen. Da nun leicht zu begreifen war, dafs sie nicht konnten πανοικησίᾳ geboren sein, so erhielt γενόμενοι den Sinn: sie wären mit ihrem ganzen Hausstande auf dem Lande gewesen, und hätten da gewohnt. Ich sehe wohl ein, dafs zwischen dem γενέσθαι und οἰκῆσαι ein Unterschied zu denken ist, halte aber diese Unterscheidung eben für kleinlich. Die Pointe liegt vielmehr darin, dafs sie seit ihrer Geburt da gewesen sind, und die Stelle daraus zu erklären, dafs ein subordinirtes Verhältnifs, ähnlich wie schon eben vorher, τῶν ἀρχαίων καὶ τῶν ὕστερον, in das coordinirte umgebildet ist. Ich möchte endlich noch auf c. 15. die Aufmerksamkeit hinlenken. Thukydides will hier beweisen, dafs die Altstadt Athen aus der Cekropia und dem südlich von ihr belegenen Theile der Stadt bestanden habe; τεκμήριον δὲ, sagt er; τὰ γὰρ ἱερὰ ἐν αὐτῇ τῇ ἀκροπόλει καὶ ἄλλων θεῶν ἐστι, καὶ τὰ ἔξω πρὸς τοῦτο τὸ μέρος τῆς πόλεως μᾶλλον ἵδρυται u. s. w. „Die Heiligthümer befinden sich auch von andern Göttern auf der Burg selbst, und die aufserhalb derselben sind mehr nach diesem Theile der Stadt zu gebaut". Auch von andern Göttern? Man hält sich aus dem Vorhergehenden für berechtigt, zu ergänzen: aufser dem der Pallas. Aber auch zugegeben, dies könne in der That geschehen, wie soll dies einen Beweis abgeben für die Behauptung, welche zu beweisen war, dafs aufser dem Atheneheiligthum auch die Tempel anderer Gottheiten auf der Burg selbst gewesen seien? Thukydides führt seinen Beweis 1) aus den Heiligthümern, daher τὰ ἱερά voransteht; 2) aus der κρήνη; 3) aus dem Namen, den die Akropolis noch später führte (daher καλεῖται an jener Stelle). Was nun die ἱερά betrifft, so liegen sie theils auf der Burg selbst, theils ἔξω d. h. nicht der Burg, was so wenig gesagt werden kann, als τὰ ἔσω τῆς ἀκροπόλεως, sondern aufserhalb der alten City, und diese letzteren liegen nicht ἐν τούτῳ τῷ μέρει, sondern πρὸς τοῦτο τὸ μέρος, so dafs also, was wir schon sonst von ihrer Lage wissen, mit den bestimmten Worten des Thukydides genau übereinstimmt. In der City selbst lagen ursprünglich keine Tempel, wie natürlich, da der Tempelbau Jahrhunderte später beginnt, als dieser Theil der Stadt schon bewohnt war. Zwischen der Burg und dieser Reihe von Tempeln hat also die älteste Stadt gelegen. Hierbei bleibt jenes καὶ ἄλλων θεῶν noch immer räthselhaft. Ich für meine Person kann mich nicht von einer Muthmafsung trennen, es sei in diesen Worten ein ἀρχαῖος oder παλαιός verborgen, und die Worte des Thukydides möchten ursprünglich so gelautet haben: τὰ γὰρ ἱερὰ ἔν τε τῇ ἀκροπόλει τὰ ἀρχαιότατά ἐστιν u. s. w.

Zu diesen beiden Werken bildet nun das des Hrn. Roscher den entschiedensten Gegensatz. Wenn jene sich auf dem Standpuncte einer vielleicht einseitigen Philologie hielten, so erklärt hier der Hr. Verfasser, für Kritik und Erklärung des Thukydides sei reichlich Sorge getragen; Thukydides selbst aber habe sein Werk als politisches betrachtet, habe für Historiker, für Staatsmänner geschrieben, und berge in dieser Hinsicht unendliche Schätze, die von den blofsen Philologen kaum geahnt würden. Wie die Erklärung des Hippokrates nicht blofs der Philologen, sondern auch der Aerzte bedürfe, so die des Thukydides der Historiker. Wenn nun hiernach Hr. Roscher allerdings von einem Historiker seines Sinnes gerechtere Würdigung zu erwarten hat, als von einem Recensenten, der zur Zahl dieser blofsen Philologen zu gehören bekennt, so wird es doch der Philologie zuzugestehen sein, dafs sie von Leistungen der Art auch ihrerseits Kenntnifs nehme, und eben so unverholen ausspreche, was sie ihnen verdanke, als darlege, in wiefern sie durch jene nicht befriedigt werde. Rec. enthält sich demnach einer Beurtheilung der Prolegomena, von denen Cap. 1. die verschiedenartigen Stufen der Aeufserungen des Kunsttriebes im Allgemeinen behandelt, Cap. 2. den Unterschied des historischen Kunsttriebes vom poetischen und philosophischen auseinandergesetzt, Cap. 3. von dem Werthe der historischen Kunst, Cap. 4. von den Entwickelungsstufen der historischen Kunst handelt, und Cap. 5. endlich Beiträge zur Charakteristik des hellenischen Volks überhaupt giebt. Rec. erwartet jedoch, dafs von anderer Seite her Jemand dem Geiste, welcher diese Prolegomena beseelt, sich entgegenstellen, und trotz allen denen, welche sich lieber an diesem leichten Spiel ergötzen, als der stillen tiefen inneren Arbeit des Geistes folgen, lieber sich den glänzenden Analogieen hingeben und in ihnen das Fremdartigste geistreich verknüpfen, als den Gedanken auf einen Punct concentriren, und den unerschöpflichen

Digitized by Google

Reichthum dieses einen Punctes erfassen wollen, ein Ende machen werde. Wir wollen uns die Mühe nicht verdriefsen lassen, dem Hrn. Verf. durch die einzelnen Capitel zu folgen.

In Cap. 1. spricht Hr. Roscher nach einer kürzeren Relation über die Quellen für das Leben des Thukydides, namentlich über Marcellinus, von Geburt und Herkunft des Thukydides. Bekanntlich differiren Marcellinus und Pamphila bei Gell. XV, 23. um eine bedeutende Zahl. Nach dem ersteren hat Thukydides überhaupt ein Alter von etwa 50 Jahren erreicht, nach der letzteren ist er beim Beginne des Kriegs schon 40 Jahre alt gewesen. Thukydides selbst giebt über sein Alter nur eine leise Andeutung V, 26, ἐπεβίων δὲ διὰ παντὸς τοῦ πολέμου, αἰσθανόμενός τε τῇ ἡλικίᾳ, καὶ προσέχων τὴν γνώμην, ὅπως ἀκριβές τι εἴσομαι. Diese Worte beziehen sich auf die ganze Dauer des Krieges, den er durchlebt habe, also, was die ἡλικία betrifft, zunächst auf den Anfang, bei dem er bereits über die unreife Jugend hinausgewesen. Für einen Mann von 40 Jahren wäre diese Versicherung sehr überflüfsig gewesen; sie pafst aber wohl für einen edlen Jüngling, dessen Seele, von grofsen Erinnerungen genährt, von der gröfseren Zeit, die er herannahen sah, wundersam bewegt und fortgerissen wurde. Hr. Roscher hat durch seine Gründe die Ansicht Hrn. Krügers keineswegs widerlegt; er geräth vielmehr mit sich in einen inneren Widerspruch, wenn er die vielbesprochene Vorlesung des Herodot, der der Knabe Thukydides beigewohnt habe, gegen Hrn. Dahlmanns Zweifel in Schutz nimmt, da diese Erzählung sich nicht wohl mit der Angabe der Pamphila vereinigt. Es scheint mir überdiefs, als ob hier und da aus Thukydides selbst in den ersten Büchern ein Hauch der Jugendlichkeit hindurchwehe, den selbst die spätere Conception nicht habe verlöschen können. Ueberdies ist, was unberücksichtigt geblieben ist, sein Tod offenbar ein Factionsmord, der bei einem 70jährigen Greise unnütz, bei einem Manne von 50 Jahren sehr wohl erklärlich ist. — Hr. Roscher stellt sodann den Stammbaum des Thukydides übereinstimmend mit O. Müller, indem er Olorus, den Vater desselben, als Schwiegersohn des Miltiades und als Enkel jenes älteren Thrakerfürsten Olorus betrachtet, während Hr. Krüger den Olorus als Sohn einer Tochter des Miltiades und der älteren Hegesipyle ansah. Dieser letzteren Ansicht gebührt unbedingt der Vorzug, theils weil nur auf diese Weise die Verwandtschaft des Thukydides mit den Pisistratiden zu vermitteln ist, theils weil eine Verwandtschaft zwischen unserem Historiker und dem älteren Thukydides sehr wahrscheinlich, ferner eine Einbürgerung der Art in jenen Zeiten schwer anzunehmen ist, und endlich Gedanken und Haltung der Thukydideischen Geschichte mehr auf uralt griechischen Stamm als auf ein unebenbürtiges Geschlecht von Fremden schliefsen läfst. Die einzige Basis der neueren Ansicht ist die Tradition, dafs Thukydides mütterlicher Seits von Miltiades, väterlicher Seits aber von Olorus, einem thracischen Könige, herstamme. Hierzu aber gab die Namensgleichheit der beiden Olorus eine sehr natürliche Veranlassung. Ueber das Mannesalter des Thukydides und sein Exil, über die Zeit seiner Rückkehr und seines Todes spricht der Hr. Verf. mit Umsicht und Schärfe. Wenn er aber meint, er habe vor 412, wo Thasus von den Athenern abfiel, nicht wohl in Skapte Hyle sich aufhalten können, so ist zu bemerken, dafs diese Länder auch nach dem Frieden des Nikias zum grofsen Theil bei ihrem Abfall von Athen beharrten.

Cap. 2. Quellen und Quellenkritik des Thukydides, und zwar §. 1 Autopsie, §. 2 geschriebene Quellen, §. 3 mündliche Ueberlieferung, §. 4 angebliche Widerlegungssucht des Thukydides. In diesem Capitel ist das Verhältnifs des Thukydides zu Herodot von dem Hrn. Verf. mit besonderer Ausführlichkeit behandelt worden, und die Beziehung des ersteren auf diesen aufser Zweifel gestellt. Recensent ist mit der Beweisführung Hrn. Roscher's völlig einverstanden; er sieht selbst zwischen Thuk. I, 18 und Herod. V, 46 den von dem Hrn. Verf. bemerkten Widerspruch nicht. Denn von dem, was Sparta als Staat gethan, ist völlig zu scheiden, was einzelne Spartaner, die aus dem Vaterlande geschieden waren. Von Vergefslichkeiten bei Thukydides sollte billig nicht die Rede sein, da wir, selbst in seinem Schweigen, oft eine bestimmte Andeutung entdecken können, wie bei dem Erdbeben von Delos, bei dem Angriff auf Platää u. s. w. Auf der andern Seite aber ist schon hier die Flüchtigkeit zu rügen, mit der Hr. Roscher den Autor gelesen hat, und die Leichtfertigkeit, mit der er ihn benutzt. So lehrt uns der Scholiast zu I, 8 ausdrücklich, dafs nicht die Rüstungen selbst, sondern nur kleinere Abbilder

Digitized by Google

derselben in den Gräbern gewesen seien. So sind die nach dem Perserkriege wiederhergestellten Mauern überhaupt nicht nach Athens Eroberung zerstört (S. 110). So war zur Zeit, wo Thukydides schrieb, längere Zeit zerstört, und daher ἦν, nicht ἐστί, in der bekannten Stelle. Aus den Notizen, welche er über Sicilien giebt, auf eine sicilische Reise unseres Autors, aus den wenigen Bruchstücken über die Sprache der Siculer auf ein Verständnifs derselben schliefsen zu wollen, und ein schönes Zusammentreffen mit Herodot, der damals in Thurii ein den Musen geweihtes Alter führte, herauszuphantasiren, ist um so mehr tadelnswerth, da wir schon S. 94 wissen, wie Hr. Roscher von derlei Schulanekdoten urtheilt. Zu den Quellen gehört vorzüglich die Sage. Der Sagenkritik des Thukydides hat Hr. Roscher Cap. 3 gewidmet. Ich sehe allerdings nicht ein, dafs dieser Gegenstand für Thukydides Verständnifs solche Wichtigkeit haben sollte, da Gegenstände, welche der Sage angehören, nur beiläufig behandelt werden, der Kern der Thukydideischen Geschichte dagegen von allem Mythischen frei ist. Vielleicht hätte der Hr. Verf. besser gethan, zu zeigen, dafs unsers Autors Blick eben so unverwandt die Verhältnisse der Gegenwart festgehalten hatte, dafs ihm eben hierdurch die Erkenntnifs des Mythischen verdunkelt wurde. Diese objective Kritik der Art und Weise, wie Thukydides die Sage zu historischen Resultaten benutzt hat, hätte Rec. eher erwartet, als dafs Thukydides hier wie überall als der Autor betrachtet wird, der stets das Rechte getroffen, und auch die Sage am sichersten zu handhaben verstanden. Oder wird Thukydides an seiner historischen Meisterschaft das Geringste einbüfsen, wenn sich ergäbe, dafs die Weise, wie er aus dem Schiffskataloge die Zahl der Griechen vor Troja berechnet, wie er die Verschwägerung zwischen Pandion und dem Thracier Tereus bespricht, wie er sich den Zustand Attika's vor Theseus denkt, wie er überhaupt aus der Poesie und der Sage den factischen Kern zu ziehen sucht, der wahrhaften Ansicht von Mythus und Sage völlig widerspricht? Derselbe Sinn, der ihm dort den höchsten Preis erwarb, hat ihn hier das Rechte verfehlen lassen. Dieser Punct aber mufste in um so helleres Licht gesetzt werden, da gerade Thukydides es war, dessen Vorgang für die Behandlung der ältesten griechischen Geschichte für lange Zeit den Weg gezeigt hat. Auch zweifle ich, ob Thukydides mit Recht eigentliche Forschungen für die alte Zeit zugeschrieben werden können; in dem, was er erwähnt, ist wenigstens nichts, was zu der Vermuthung berechtigte, er sei über die im Volke lebendige Tradition und die allgemein verbreiteten Schriften zu eigener Forschung hinausgegangen. Wenn der Hr. Verf. es so nicht vermocht hat, die Thukydideische Sagenkritik überhaupt zu seiner historischen Kritik in das rechte Verhältnifs zu setzen, so müssen wir hinsichts der Art und Weise, wie er Thukydides angezogen hat, den schon früher gemachten Vorwurf der Flüchtigkeit hier wiederholen. So denkt *Thukydides* nicht daran, dafs die Bevölkerung Attika's vor Theseus aus dorfartig zerstreuten Gemeinden bestanden habe (S. 135); so ist I, 2 die Autochthonie der Athener gar nicht etwas, das er beweisen, sondern womit er ein anderes beweisen will; von Cyklopen und Lästrygonen sagt Thukydides ferner ausdrücklich, dafs aufser den Dichtern manche andere Ansichten vorhanden sein möchten; so erwähnt Thukydides die Heiligthümer, nicht weil sie in der Nähe der Akropolis liegen, sondern weil sie die Lage der Stadt unter der Akropolis bestimmen sollen; vor *allem* falsch ist der Begriff der ἀκοή I, 4 urgirt (S. 136, 138), als ob damit eine mehr oder minder bestimmte Stufe der Gewifsheit angedeutet werde. Seiner Combinationsmethode getreu hat der Hr. Verf. in den Schlufsbetrachtungen des 3. Capitels die historische Benutzung der Sage durch Thukydides mit der poetischen durch Sophokles parallelisirt (S. 139), und (S. 140) mit der ethischen durch Sokrates. Er bemerkt sodann, dafs Xenophon alles Mythische streng aus seinen Werken ausgeschieden habe, dafs dann aber das Mythische bei den Nachfolgern des Thukydides einen immer gröfseren Raum einzunehmen anfange. Was Xenophon betrifft, so erwähnt auch er beiläufig des Marsyas. Der Mythenreichthum bei den letzteren ist, wo er sich wirklich findet, Folge des Zweckes ihrer Schriften, wie bei Thukydides die Maafshaltung darin die nothwendige Folge seines Planes, nicht einer bestimmten Ansicht über Mythen und ihre Bedeutung.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 96.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1843.

1. *Thucydidis de bello Peloponnesiaco libri octo. Ad optimorum librorum fidem editos explanavit E. F. Poppo.*
2. *Thukydides Geschichte des Peloponnesischen Krieges. Uebersetzt und durch Anmerkungen erläutert von Dr. F. H. Kämpf.*
3. *Leben, Werk und Zeitalter des Thukydides. Von Dr. W. Roscher.*

(Fortsetzung.)

Cap. 4 handelt von den Reden in Thukydides. Der Hr. Verf. sieht in dem grofsen Reichthum an Reden eine Annäherung unseres Historikers an das Dramatische, und hebt zu diesem Behufe hervor, dafs in der Regel mehrere Reden in eine Beziehung zu einander gesetzt sind, die an zwei Stellen bis zum förmlichen Dialoge fortgehn. Er weifs hierzu auch die Ueberlieferung trefflich zu benutzen, dafs das 8. Buch keine Reden enthalte, weil Thukydides an der Vollendung desselben durch den Tod gehindert sei. Mit vollem Rechte verneint er, dafs Thukydides darnach gestrebt habe, die gehaltenen Reden so wortgetreu als möglich wiederzugeben, wenn auch die Argumentation des Hrn. Verf. sich oft als unzureichend ergiebt, z. B. die Politik des Archidamus habe darauf hingearbeitet, Zwietracht in Athen zu erregen; in seiner Rede komme nichts davon zum Vorschein; ferner der Zweifel in der Perikleischen Leichenrede, für die Herrlichkeit Athens Glauben zu finden, erscheine sonderbar, da ja die Zuhörer an derselben persönlich Theil genommen. Was Archidamus betrifft, so gehört er zu jenen altgesinnten Spartern, denen eine arglistige Politik der Art nicht in den Sinn kam; die Leichenrede aber zweifelt nicht an dem Glauben für die Herrlichkeit Athens, sondern für die Tugend der Gefallenen. Eben so verhält es sich mit den übrigen Beweisen S. 150. Aber wir bedürfen derselben kaum, da die Erklärung des Thukydides über seine Reden keinen Zweifel zuläfst. Mit eben so vielem Rechte weist der Hr. Verf. zurück, dafs etwa die blofs persönliche Ansicht des Historikers hier gegeben werde; er hebt dann sehr gut hervor, wie in den Reden die äufserlichen Thatsachen auf ihre geistigen Motive zurückgeführt, wie in ihnen die Personen, und nicht blofs die redenden, sondern auch die Hörer, geschildert, wie endlich die Facta selber innerlich hierdurch auf einander bezogen würden. Alles, was der Hr. Verf. über die künstlerische Gruppirung der Reden sagt, ist fein und wahr, und an Ort und Stelle nachzulesen. Wir halten dies Capitel in jeder Hinsicht für einen der Glanzpuncte des Werks, wenn auch die Gedanken nicht überall neu sind, doch durch die Art und Weise der Ausführung. Wir wollen nicht leugnen, dafs einige Puncte nicht erörtert werden, z. B. ob da, wo Thukydides seine Reden einlegt, solche wirklich gehalten sind, ferner ob in der That eine Rede der Art, wie Thukydides sie gebe, je gehalten sei, was der Hr. Verf. für möglich zu halten scheint, ob überhaupt der Charakter der damaligen Beredsamkeit in ihnen niedergelegt sei. Rec. ist der Ansicht, dafs nie und nirgends eine Beredsamkeit dieser Art wirklich geübt sei, dafs dies Ueberwiegen der Reflexion, dieser Mangel des Individuellen, diese Massenhaftigkeit des Gedankens stets hätte wirkungslos bleiben müssen, dafs die ξύμπασα γνώμη I, 22 auch auf das Zusammendrängen der Hauptgedanken im Gegensatz einer Explicirung derselben zu beziehen sei. In diesen Gedanken vielmehr als in der Form der Rede sucht Thukydides die Personen zu charakterisiren, obgleich eine unwillkührliche Einwirkung jener auf diese nicht zu verkennen ist. In einzelnen Partieen, wie S. 157 f., läuft der Nachweis des Hrn. Verf.s in Spitzfindigkeiten aus.

Cap. 5 handelt von dem Pragmatismus des Thukydides. Hr. Roscher sucht, besonders im Gegensatze

Digitized by Google

zu Xenophon, darzuthun, dafs dem Thukydides der praktische Gesichtspunct, durch seine Geschichte eine für die besonderen Verhältnisse des Lebens brauchbare Belehrung zu geben, fern gelegen habe; es sei vielmehr der historische Kunsttrieb, der ihn beseelt und gezwungen habe, jede Thatsache, die er erfahren, bis in die innerste Seele des Handelnden zurück zu verfolgen; so habe er bei Abfassung des Werkes hauptsächlich für sich, seinem eigenen Durst nach Wahrheit, seinem eigenen Trieb zur geistigen Schöpfung Genüge geleistet. Hr. Roscher sucht zu dem Ende zwei Stellen des Thukydides selbst, aus dem Ende der Einleitung und dem Anfange der Beschreibung der Pest zu beseitigen, in denen ausdrücklich gesagt wird, dafs man für ähnliche Fälle etwas lernen solle. Er geht selbst so weit, hieraus die wirklichen Dunkelheiten und Zweideutigkeiten, und die mancherlei Ungenauigkeiten zu erklären, welche das Studium des Thukydides oft so mühselig machen. Ueber diese vermeinten Ungenauigkeiten will ich hier nicht reden, da bereits ein anderer Beurtheiler des Werks, Hr. Vischer, in der Zeitschrift für Alterthumswissenschaft sich darüber erklärt hat. Auch die Sclavenmenge von Chios wird denen nicht so auffallend erscheinen, die die Insel und das geschäftige Gedränge auf ihr zur Herbstzeit mit eigenen Augen gesehen haben. Aber auffallend ist es, dafs, wie der Hr. Verf. den Kunsttrieb an die Spitze der Einleitung gestellt hat, derselbe ihm hier und aller Orten im Wege steht. Die Gröfse der Ereignisse, welche er kommen sah, und dann selbst erlebte, der gewaltige Umschwung des äufsern und innern Lebens in Griechenland, der Gedanke, dergleichen Erlebnisse nicht verloren gehn zu lassen, sondern für Mit- und Nachwelt zur Lehre und zur Warnung hinzustellen, liegt uns ohne Zweifel unendlich viel näher, als der Kunsttrieb, der, in der Weise des Hrn. Verf. gedacht, überhaupt dem Alterthum fern liegt. Darum aber, weil Thukydides eben nicht allein für seine Zeit und sein Volk geschrieben, sondern, wie ein ächter Künstler, für die Ewigkeit, hat er, nach des Hrn. Verf.s Meinung, selbst die Facta nicht nach den vergänglichen Daten des attischen Kalenders, sondern nach den ewigen Ordnungen der Natur bestimmt!! Wenn nun der Pragmatismus unseres Historikers nicht in den praktischen Zweck seiner Arbeit zu setzen ist, so tritt dagegen die Motivirung der Ereignisse bald aus der Seele der handelnden Personen, bald aus materiellen Gründen, wie z. B. der Natur des Ortes, bald endlich aus einer höheren Nothwendigkeit um so deutlicher hervor. Diese Puncte sind von Hrn. Roscher sehr gut erörtert. Doch müssen wir bemerken, dafs der Hr. Verf. hier oft mehr gesehen hat, als in Thukydides selbst zu erkennen war; z. B. ist unser Historiker unbedingt weit entfernt, die Ereignisse geographisch zu motiviren; die Beschreibung Sphakteria's, die Uebersicht der Bevölkerung Sicilien's u. s. w. soll nicht zur Erklärung der folgenden Ereignisse dienen, sondern zur einfachen Kunde über Gegenden, welche bis dahin unbekannt geblieben waren. An diese Unbekanntschaft, wie sie ausdrücklich erwähnt wird, schliefst sich die Belehrung. Ueber Kleinasien, über die Gegenden von Thracien und Macedonien, über die bekannten Theile von Griechenland selbst, wo eine Motivirung der Art viel bedeutender erscheinen konnte, schweigt unser Autor. Dafs ich es gerade heraus sage, er kennt nur einen Quellpunct dessen, was geschieht: die Seele des Menschen. Für alles, was darüber hinaus liegt, mag es als ἀνάγκη, mag es als τύχη, mag es in der Person eines Gottes erscheinen, verschwindet unserem Historiker die ursachliche Beziehung. Sehr schön weist in dieser Beziehung der Hr. Verf. darauf hin, dafs, gerade in dieser erweiterten Kenntnifs des natürlichen Zusammenhanges der Dinge, eine um so tiefere Ehrfurcht vor der übernatürlichen Weltregierung begründet werde.

Cap. 6. Charakteristik der Perikleischen Zeit im Allgemeinen. Mit Recht betrachtet der Hr. Verf. diese Zeit als den eigentlichen Gipfelpunct des Hellenischen Lebens, und als Repräsentanten desselben die erhabenen Gestalten des Perikles, des Phidias und des Sophokles, als Quellen aber für unsere Anschauung derselben die später geborenen Thukydides und Aristophanes. Er stellt hierfür die Reden der Korinther in Sparta, des Perikles vor Beginn des Krieges und am Ende des ersten Feldzuges zusammen, und gewinnt hieraus eine Charakteristik des Volks der Athener in scharfen und lebendigen Zügen. Wir müssen bedauern, dafs der Hr. Verf. seine Darstellung des Perikleischen Zeitalters hiermit abgeschlossen hat. Es hätte viel förderlicher scheinen müssen, wenn dieses Capitel schon jetzt (s. S. 380 ff.) versucht hätte, uns auf den Höhepunct zu führen, wo nur der Krieg, und zwar ein

Digitized by Google

Krieg, der bis auf den Grund durchgekämpft werden mufste, die Entscheidung und — Versöhnung geben konnte. Von der Zeit des Miltiades und Themistokles an war in Athen selbst ein Kampf geführt worden, für den Thukydides selbst nur Andeutungen geben konnte, ein Kampf in der Verfassung, in den Verhältnissen der Symmachie, in Wissenschaft, Kunst, Religion, im öffentlichen Leben, den man nothwendig vor Augen haben mufs, um die Reactionen während des Kriegs zu erkennen. Hier also wäre der Ort gewesen, die Mächte, über welche Perikles obsiegte, zu bezeichnen, die Gegner, mit welchen er zu ringen hatte, so genau als möglich zu charakterisiren, selbst die Radien zu bezeichnen, welche er zu durchmessen hatte, ehe er zu jener olympischen Höhe gelangte, auf der er das Volk beherrschte, und ganz Griechenland mit seinem Geiste zu erfüllen hoffte. Hiergegen kann ich es nur für eine nutzlose Spielerei erachten, wenn Hr. Roscher S. 205 eine Reihenfolge der vorherrschenden Stämme von Pelasgern und Lelegern, Aeolern, Doriern zu Athen aufwärts, und von da durch die Dorier und Aeoler zu den Pelasgern und Lelegern abwärts zu erkennen glaubt; wobei die Achäer vergessen werden, und unberücksichtigt bleibt, dafs diese Dorier, Aeoler und Pelasger abwärts von den frühern himmelweit verschieden sind, dafs ferner diese Stammverschiedenheiten sich immer mehr abschleifen und verwischen, und es demnach lächerlich ist, diese Arkadier und Aetolier als correspondirend mit jenen uralten Stämmen Griechenlands zu betrachten. Ueberdies ist mit allem Ernste die Flüchtigkeit zu rügen, mit der Hr. Roscher auch hier die Gedanken unseres Autors entweder geradezu falsch auffafst, oder aus ihrer richtigen Verbindung bringt. So in I, 70. παρὰ γνώμην κινδυνευταί „ihr Eifer pflegt über *ihren anfänglichen Entschlufs* zu gehen", ἀποδημηταί, in der Fremde sind sie zu Hause, ἑορτὴν οὐκ ἄλλο τι ἡγοῦνται ἢ τὸ τὰ δέοντα πρᾶξαι „sogar ihre Feste werden dadurch begangen, was die Umstände fordern, auszuführen". Und in der Leichenrede wird dem Perikles die unerhörte Aeufserung zugeschrieben: er rede *nicht* um der Gefallenen willen, daher er denn auch bald zu dem Ruhm des athenischen Staates übergehe. Die Ahnen hätten durch Stätigkeit ihrer Wohnsitze und durch männliche Tugend die Freiheit bewahrt, griechisch: τὴν χώραν ἀεὶ οἱ αὐτοὶ οἰκοῦντες διαδοχῇ τῶν ἐπιγιγνομένων μέχρι τοῦδε ἐλευθέραν δι' ἀρετὴν παρέδοσαν. Die Väter haben dann zur Freiheit die Macht hinzugefügt, griechisch: πρὸς οἷς ἐδέξαντο. Wer sähe ferner in II, 37. μέτεστι δέ u. s. w. „gerechte Freiheit; verständige Gleichheit, welche den Ruf beachtet und das Verdienst anfeuert". Perikles sagt: dem Namen nach zwar ist unsere Verfassung Demokratie. Ihr Wesen aber ist: Gleiches Recht vor Gericht, persönliche Auszeichnung und Geltung unabhängig von Factionen, unbehindert durch Armuth. Von „unerzwungenem Gehorsam gegen die Obrigkeit" sollte schon das διὰ δέος zurückgehalten haben. Und in dieser Weise ist diese ganze Rede S. 208. 209 weiter ausgebeutet, so dafs unseres Erachtens nicht angenommen werden kann, dafs der Arbeit des Hrn. Verf.'s ein gewissenhaftes Studium des Thukydides zum Grunde gelegen habe. Wenn wir daher Hrn. Roscher gern einräumen, dafs für Thukydides mehr als das Auge des blofsen Philologen erforderlich sei, so müssen wir eben so fest darauf halten, dafs Niemand glaube, ohne unsere mühselige Arbeit, in geistreich tänzelnder Manier durch Thukydides dahinhüpfen zu können.

Cap. 7. Religion des Thukydides. Die Religion der Hellenen bietet dem Hrn. Verf. ein überreiches Feld zu geistreichen Zusammenstellungen. Er sieht diese Religion in ihren Hauptzügen bereits vor Homer als fixirt an. Von ihr bilden die Gesänge Homers einen ähnlichen Abfall, wie ihn die Rittergedichte dem ausgebildeten Katholicismus des frühern Mittelalters gegenüber darstellen. Dann folgt im 6. Jahrh. eine Bewegung, der der Reformation gleich, in der Wiederbelebung der Mysterien, in der Aufzeichnung der alten Sage und der Göttersprüche, in der Mystik des Epimenides, in der noch religiösen Kunst zu erkennen, während zugleich grofse Erfindungen gemacht und bedeutende Reisen unternommen werden. Die Beschränktheit des Menschen bei Pindar gegenüber der Unermefslichkeit der Götter wird mit Luthers Lehre von der Verdienstlosigkeit des Menschen gegenüber der Gnade Christi (!) zusammengehalten. Pindar und Aeschylus, Sophokles und Herodot, Phidias und Polyklet sollen als Repräsentanten dieser Blüthezeit der griechischen Religiosität gelten. Dieser religiösen Vertiefung gegenüber steht nun die Aufklärung, in den Philosophen und Sophisten, in Perikles und den Athenern überhaupt, und hiergegen kommt nun im peloponnesischen Kriege eine Reaction, wie im Hermokopiden-

Digitized by Google

Prozesse mit politischen Tendenzen vermischt, rein und unvermischt in Sokrates, in der Geschichte des Xenophon. Unter diesen Gegensätzen nun läfst Hr. Roscher unsern Thukydides eine ächthistorische Mitte einnehmen, d. h. eine Mitte, in der er referirt, ohne sich hinsichts seines Glaubens oder Nichtglaubens zu entscheiden. Rec. will die religionsgeschichtlichen Skizzen des Hrn. Verf.'s hier übergehen, obwohl nicht zu zweifeln ist, dafs Pindar, Aeschylus, Herodot, Phidias, Sophokles sich in lebendigster Einheit mit Homer gefühlt haben, und andererseits Perikles nicht von Phidias und Sophokles zu trennen ist. Hinsichts des Thukydides aber zu fragen, wie es mit seiner Religiosität gestanden habe, scheint mir völlig verkehrt. Ob ein Orakel zutrifft oder nicht, wird als historisches Factum berichtet, und Wunder und Götter gelten ihm nur insofern, als die Menschen sich in ihnen abspiegeln. Ueber seinen eigenen Glauben äufsert er nichts, und ist aus dem, was er erwähnt hat, nichts zu ermitteln. Der Name des Ungläubigen wird ihm eben so wenig zur Schande gereichen, als der des Gläubigen sein Lob erhöhen würde. Durch Fragen der Art wird der wahre Gesichtspunct für eines Autors Beurtheilung verrückt, es wäre denn, dafs aus dem Mangel einer lebendigen Religiosität irgend eine Einseitigkeit der allgemeinen Auffassung einer bestimmten Zeit darzuthun wäre. Wie viel passender wäre es gewesen, hier der philosophischen Bildung unseres Autors zu gedenken, für welche kein besonderes Capitel ausgeworfen ist? Wie viel fruchtbarer hätte die zwiefache Influenz, des Anaxagoras und der Sophisten, werden können, die im folgenden Capitel keineswegs erschöpft ist?

Cap. 8. Historische Unparteilichkeit des Thukydides. Hr. Roscher redet zunächst von des Thukydides Unparteilichkeit gegen die Personen, sodann davon, dafs er von Bewunderung, von Freude und Schmerz, frei gewesen, von seiner Stellung zu den politischen Theorieen, von seinem Zusammenhang mit den Sophisten. Er geht davon aus, dafs Thukydides, nach der Politik seines Hauses, auf Seiten der Aristokratie würde gestanden haben, und hebt demgemäfs hervor, wie dessenungeachtet bei ihm Themistokles gegen Miltiades, Perikles gegen Cimon hervortrete, wie weder Kleon noch Brasidas ungerecht beurtheilt werde, die Demokratie, die ihn verstofsen, zu Gunsten der Aristokratie leiden müsse. Hier, scheint es mir, hat der Hr. Verf. nicht genug gethan. War Thukydides Aristokrat, wie hätten ihn nicht die Dreifsig mit offenen Armen aufnehmen sollen? War er es nicht, was war es, das seinen gewaltsamen Tod veranlafste? Wozu bedurfte es eines besonderen Psephisma's, da die Amnestie vom Jahre 403 auch ihn betraf? Denn ich glaube kaum, dafs dies Psephisma zur Zeit der Dreifsig sei abgefafst worden. In einem Staate, wie Athen, wie Rom es gewesen sind, ist die Zahl der politischen Parteien grofs und veränderlich, und auf keinen Fall unter wenige Rubriken zu begreifen. Für einen Aristokraten kann ich den Thukydides nicht ohne Weiteres halten; als nach Perikles Tode in Athen Männer wie Kleon das Volk beherrschten, mufsten Männer mit einander sich verbinden, die zehn Jahre früher vielleicht einander selbst als Feinde gegenübergestanden hätten. Zu diesen letzteren rechne ich auch Thukydides. Nun stiefs ihn das Unglück aus dem Staate, dem er würde gedient haben wie Nikias und Demosthenes; dasselbe Unglück aber entrifs ihn den Wogen der Factionen, welche sich überstürzten, und gewährte ihm ruhige Beobachtung, während die Liebe zur Vaterstadt in seinem Herzen fortglühte. Solche Stellung eignet sich aber vor allen andern zur Darstellung von Zeiten, in denen die Mithandelnden selten für die Wahrheit ein offenes Auge haben. Nun ist ferner zu berücksichtigen, dafs im Alterthum der Fanatismus für eine bestimmte *Form* der Verfassung selten ist. In dem Grade, wie es moderne Zeiten dargelegt haben, hat es keine Theoretiker in Athen und Sparta gegeben. Es ist ganz recht, was Hr. Roscher S. 244 sagt, die Staatsform, mit welcher die höchste Blüthe eines Volkes verbunden gewesen, sei als das schönste politische Product desselben betrachtet worden. Als solche erkannte unser Autor für Athen die Perikleische Demokratie. Der Hr. Verf. zeigt nun vortrefflich, wie Thukydides, namentlich in den Reden, jeden Staat und jede Tendenz ihr politisches Gewissen, dafs ich so sage, sich aussprechen lasse, wie wenn Platäer und Thebaner, Korcyräer und Korinther, Nikias und Alkibiades ihre Ansichten darlegen, ohne dafs des Historikers Urtheil sich auf die eine oder die andere Seite neige.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 97.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1843.

1. *Thucydidis de bello Peloponnesiaco libri octo. Ad optimorum librorum fidem editos explanavit E. F. Poppo.*
2. *Thukydides Geschichte des Peloponnesischen Krieges. Uebersetzt und durch Anmerkungen erläutert von Dr. F. H. Kämpf.*
3. *Leben, Werk und Zeitalter des Thukydides. Von Dr. W. Roscher.*

(Schlufs.)

Gerade dafs er so den entgegengesetzten Parteien das Recht widerfahren läfst, so sich ganz aussprechen zu dürfen, und die letzte Entscheidung selbst dem Gange der Ereignisse übergiebt, ist die ächte Unparteilichkeit des Historikers, der nicht, wie Xenophon zu Gunsten eines Staates oder eines Mannes schreiben, nicht unterhalten oder moralisch belehren will, wie Andere, sondern allein die lautere Wahrheit in der grofsartigsten Bewegung der griechischen Staatenwelt im Auge hat.

Cap. 9. stellt den Thukydides zu den gleichzeitigen Historikern in Vergleich, zunächst zu den letzten Logographen, Hellanikus, Pherecydes, Xanthus dem Lyder, sodann in § 2. zu Herodot, sodann zu den Memoirenschreibern Jon von Chios und Stesimbootus von Thasos; Cap. 10. parallelisirt den Thukydides mit Aristophanes. In Cap. 9. zeigt Hr. Roscher abermals seine Virtuosität, in Dingen, wo das Urtheil schwierig ist, schnell entschieden zu sein. Das Urtheil des Thukydides über Hellanikus steht fest. Wer aber so aus Fragmenten eines Autors, selbst eines Thukydides, ein Zerrbild zu entwerfen unternähme, würde keine schwierige Arbeit haben. Die Vermuthung aber, dafs die zahllosen Titel seiner Schriften auf ein einziges grofses Werk zurückzuführen seien, wird durch Zusätze, wie bei Athen. XIV p. 652, A εἰ γνήσιον τὸ σύγγραμμα und andere widerlegt. Ich will jedoch hier nicht länger verweilen, um nicht von Thukydides abgezogen zu werden, zu dem Hr. Roscher in Cap. 11. zurückkehrt, welches der *Sprache* des Thukydides gewidmet ist. Hier hatte O. Müller dem Hrn. Verf. reichlich vorgearbeitet; er würde noch treffendere Analogieen gefunden haben, wenn es ihm vergönnt worden wäre, die Anschauungen, welche er in Griechenland und in den Antiken von Athen gesammelt, in einer für ein deutsches Publicum geschriebenen Litteratur-Geschichte zu verarbeiten. Seinem grofsen Meister folgend, zeigt Hr. Roscher, wie die bei Thukydides so beliebten Redefiguren an die steife Symmetrie und den Parallelismus der Bewegungen erinnerten, der in den älteren Werken der griechischen Sculptur herrsche, wie er dagegen bei dem Gedanken die bekannten Figuren verschmähe, um die Wahrheit und Bedeutsamkeit des Gedankens selbst wirken zu lassen. Ich möchte wohl, hier hätte der Hr. Verf. genauer geschieden, in welchen Theilen der Geschichte sich eine Erscheinung finde. Nichts ist von jenem Schematismus der sophistischen Beredsamkeit ferner, als die Geschichtserzählung; in den Reden hat Thukydides dagegen stets im vollsten Bewufstsein der Gesetze gearbeitet, welche bereits zur allgemeinsten Anerkennung gelangt waren. Aber auch hier ist nicht zu vergessen, dafs Thukydides nicht Reden giebt, sondern die Resümés von Reden, und dafs, wenn diese Form trefflich geeignet war, die Bewegung des Gedankens zur Anschauung zu bringen, das individuelle Pathos in dieser Form keinen Raum fand. Uebrigens spricht der Hr. Verf. es hinreichend aus, dafs die Sprache des Thukydides in der Mitte stehe zwischen der asyndetischen Rede der Logographen und dem Periodenbau der späteren Redner, dafs bei Thukydides die Sprache unterthan sei der Macht des Gedankens, während später die Form für sich anfange, etwas gelten zu wollen; dafs eben hierin die Gröfse und Erhabenheit der Thukydideischen Sprache

Digitized by Google

liege, und freilich Strenge, Rauhheit und Herbigkeit sich ihr beimische, während bei Xenophon mit der bekannten Süfsigkeit auch ein Mangel an Mannhaftigkeit einkehre. Demgemäfs sucht Hr. Roscher in § 2. an charakteristischen Beispielen der Oratio variata zu zeigen, was hiermit für schärfere Bestimmung des Gedankens gewonnen werde, und zuweilen mit sehr glücklichem Erfolge. So I, 73 ὧν ἀκοαὶ μᾶλλον λόγων μάρτυρες ἢ ὄψις τῶν ἀκουσομένων „die ὄψις kann hier, weil sie *nicht* existirt, nur *eine* sein, während die ἀκοαὶ eine Menge von Sagen betreffen"; VII, 48 ἦν τι ἐν ταῖς Συρακούσαις βελόμενον etc. „das Neutrum zeigt an, wie unbestimmt und heimlich diese Bewegung noch gährte".

Cap. 12. Einheit des Thukydideischen Werks. § 1. Abfassungszeit. Hr. Roscher zeigt richtig, dafs die Abfassung des Werkes in der Form, in der die 7 ersten Bücher vor uns liegen, erst nach dem Ende des Krieges geschehen sein könne. Hierzu benutzt er S. 354 ff. auch die Gestalt des letzten Buchs, in Verbindung mit der Sage, die schon oben erwähnt war. Er vindicirt dasselbe dem Thukydides, aber als ein unvollendetes, dem die letzte Hand mangele, während Niebuhr die Vermuthung aufstellte, es sei dies Buch absichtlich matter gehalten, um es dem matteren Gange des Krieges anzupassen. § 2. Gegenstand des Werks, wobei der Hr. Vf. unter andern sehr fein und wahr bemerkt, man sehe es dem Werke wohl an, dafs der Verfasser auch von anderen Dingen wohl unterrichtet sei, dafs er sich selber den Zügel angelegt habe, um in strenger Abgeschlossenheit „das Herabsinken Athens von seiner Perikleischen Höhe" zu schildern. Hierbei aber konnten die Episoden nicht unerwähnt bleiben, von denen Hr. Roscher die geistreiche Ansicht aufstellt, Thukydides habe die Hauptepochen der früheren Geschichte Athens zur Vergleichung mit analogen Erscheinungen der Kriegszeit an die passenden Stellen eingeschoben. Theseus und die Zusammenziehung der Demen, die Usurpation des Kylon, der Sturz der Pisistratiden und das Ende des Themistokles, dem der Untergang des Pausanias beigegeben ist. In diesen Cyklus hätte der Hr. Verf. unbedenklich auch die Tereussage einfügen können. Ich kann dem Hrn. Verf. nicht beistimmen, theils weil uns die näherliegende Veranlassung zu diesen Einschiebungen von Thukydides selbst gegeben wird, z. B. bei Tereus die Verwechselung mit Teres, bei Themistokles die nothwendig hierhergehörige Erzählung von Pausanias u. s. w., theils aber weil viel andere und wichtigere Momente hätten dargeboten werden können, z. B. bei dem Verlust Euböa's die ursprüngliche Erwerbung der Insel. Aber Thukydides setzt, was ich beiläufig bemerke, sowohl in dem, wo er eine positive Andeutung giebt, als auch in seinem Schweigen den Herodot voraus, und vermeidet Puncte, die hier *zur Genüge* erörtert waren. Für eine Geschichte Athens wären Eleusis und Eumolpus wichtiger als Tereus, Kodrus und die Colonisation Joniens eben so wichtig als Theseus; Kylon's Name würde vergessen sein, wenn er nicht bei den Forderungen der Spartaner wieder aufgetaucht wäre; die Vertreibung der Pisistratiden wäre fruchtlos geblieben, ohne Klisthenes. Hier wenigstens kann ich keinen der Kunstgriffe des Historikers erkennen, sondern den natürlichen Wunsch, die vollständige und die lautere Wahrheit zu geben.

Das 13. Capitel giebt eine Analyse des 1. Buchs, und zwar detaillirter, damit der Leser an ihr zur eigenen Analyse der folgenden besser angeleitet werde. In § 1. wird die Vorrede, in § 2. die Einleitung, in § 3. die Vorbereitungen zum Kriege besprochen. Der Hr. Verf. verfährt hierbei so, dafs er nicht etwa den innern Gedankenzusammenhang der Vorrede giebt, sondern die wesentlichen Sätze derselben nach dem inneren Wachsthum der hellenischen Staaten, nach ihren auswärtigen Unternehmungen, nach der Seemacht, die sie besafsen, und nach den Bündnissen, die sie abschlossen, aneinanderreiht. Sie werden dadurch in den Augen des Hrn. Verf.'s zu einer Art von Archäologie, in der Thukydides mit bewundernswürdigem Takte das Gesetzmäfsige, Wesentliche zu treffen verstanden habe. Rec. kann hierbei nicht umhin, zu bemerken, dafs diese Vorrede aus keinem anderen Gesichtspuncte zu betrachten ist, als von dem aus Thukydides selbst sie offen erklärt vorausgeschickt zu haben; dafs ferner, als eine Art Archäologie betrachtet, allerdings gerade die wesentlichsten Rücksichten z. B. der Colonisationen, der Gesetzgebungen u. s. w. würden übersehen sein; dafs alle Notizen, welche darin erscheinen, weniger um ihrer selbst willen gegeben werden, als zur Rechtfertigung des Historikers, der von diesen Zeiten ab sich der reiferen und gröfseren Gegenwart zuzuwenden gewagt hat. Der Gegenstand des § 2., die Einleitung, veranlafst den Hrn. Verf., da nur die Stubengelehrten Diodor und Plutarch hier neben Thukydides unsere Geschichtsquelle

Digitized by Google

bildeten, und unsere Grammatiker deshalb ebenfalls nicht viel damit anzufangen wüfsten, einige weitergehende politische Anmerkungen hinzuzufügen. Er giebt demnach in Anm. 4 S. 380 einen Ueberblick über das Fluctuiren der in Athen herrschenden Parteien. Kleisthenes hat sich begnügt, die Solonische Verfassung wieder herzustellen, und nur durch den Umsturz der alt aristokratischen Stammestheilung so wie durch den Ostracismus der Wiederkehr eines Oligarchen- oder Tyrannenregiments vorbeugen wollen. Es scheint darnach, als ob er Oligarchie und Tyrannis als verwandt betrachte. Dann gelten ihm Miltiades und Aristides *beide* als Führer der gemäfsigten Conservativen, während man bis jetzt aus den politischen Neuerungen des Letzteren glaubte schliefsen zu dürfen, dafs Aristides von Grund aus Demokrat gewesen sei. Ueber den Ostracismus belehrt uns Hr. Roscher, dafs derselbe nach Art unserer constitutionellen Ministerwechsel zu betrachten sei. Die Entfernung der abtretenden Minister auf eine Zeit sei nothwendig gewesen, damit das neue Ministerium nicht seine *ganze* Zeit mit Existenzkämpfen auszufüllen hätte. Durch die glänzende Auctorität des Aristoteles, der dies ganze Institut auch nur aus Büchern kenne, dürfe man sich hier nicht blenden lassen. Im Perserkriege wirken *beide* Parteien mit einander, Themistokles als Feldherr, Aristides auf dem in jener Zeit so wichtigen Gesandtschaftsposten in Sparta, und bei Platää als Feldherr. Cimon ergriff den Vertheidigungsplan des Demokraten Themistokles, und der Areopag besoldete die Flotte vor Salamis. Bald nachher erscheint Themistokles als plebejischer Emporkömmling. Für Sparta lernen wir S. 389, dafs die Ephorie mit Unrecht als ein demokratisches Institut angesehen werde, dafs sie im Gegentheil recht eigentlich den Schlufsstein der Lacedämonischen Aristokratie bilde. Aufser diesen und ähnlichen Entdeckungen, zu denen der von Hrn. Roscher mit grofser Geringachtung behandelte Grammatiker allerdings nicht leicht würde gekommen sein, hat der Hr. Verf. in diesem Capitel nichts geboten, was nicht bereits früher schon gesagt wäre. Indefs kann diese Zusammenfassung immer, auch wenn sie nichts Neues bietet, für die Einsicht in Thukydides willkommen geheifsen werden.

In Cap. 14 — 16 werden nun die Gesichtspuncte weiter entwickelt, unter denen das Herabsinken Athens von seinem Perikleischen Höhenstande von Thukydides dargestellt werde. Der Hr. Verf. betrachtet als ersten Hauptfaden hierfür abermals die innere Politik, die Umwandelung der politischen Gesinnung (Cap. 14), als zweiten die Umwandlung der auswärtigen Politik (Cap. 15), als dritten die Seemacht, und als vierten endlich die Bundesverhältnisse (Cap. 16). In Cap. 14 werden als die eigentlichen Wendepuncte §. 1. das Ende des Perikles, §. 2 Kleon, §. 3. die Revolution in Korcyra, §. 4 Nikias, §. 5 Alkibiades, §. 6 die oligarchische Revolution der Vierhundert bezeichnet, und §. 7. dieselbe Umwandlung auch in Lacedämon nachgewiesen. Die historischen Charakteristiken, welche der Hr. Verf. hier darbietet, sind lebendig und wahr; über Alkibiades und den Hermokopidenprozefs hat er eine neue Ansicht gegeben, die, trotz der geistreichen Ausführung, doch noch einer weiteren Prüfung bedarf. Hr. Roscher ist nämlich der Meinung, dafs die bekannte Verfolgung von den Demokraten gegen eine geheime Oligarchenfaction gerichtet gewesen sei, an deren Spitze eben Alkibiades gestanden habe. Die Namen der Verfolgten deuten ihm überall auf Oligarchen, die der Ankläger gröfstentheils auf die entgegengesetzte Partei. Wenn unter diesen auch Optimaten sich befinden, so hätten diese unter der Maske eifriger Ankläger nur ihre Genossen zu retten versucht. Die Verletzung der Mysterien, die sonst als ἐφ' ὕβρει geschehen gilt, habe darauf gezielt, dieselben nicht mit dem grofsen Haufen, sondern in optimatischer Abgeschlossenheit zu begehen. Der Hermenfrevel sei gegen den plebejischen Strafsengott aus religiösen, vielleicht auch aus politischen, Motiven begangen. Sokrates selbst, das religiöse Ideal dieser Zeit, wird indirect mit hineingezogen. Recensent kann sich hier nicht der mühsamen Aufgabe unterziehen, das Unhaltbare dieser ganzen Argumentation darzuthun; er bemerkt nur im Allgemeinen, dafs es unendlich gewagt ist, in einer Zeit, wofür Thukydides selbst keine Andeutungen der Art gegeben hat, an einzelne Personen dergleichen grofse Parteistellungen anzuknüpfen. In allen Republiken pflegt der Gang der politischen Entwickelung der zu sein, dafs die Factionen am inneren Leben verlieren, und die Individuen aus ihnen heraus zu freier Geltung hervorgehen. In Athen ist, meines Erachtens, der Untergang der früheren Parteien unter Perikles und durch ihn vollendet; wer nach Perikles

Digitized by Google

von Conservativen und Oligarchen reden will, muſs dies in einem andern Sinne thun, als wenn er von den Zeiten des Klisthenes spricht. Und, glauben wir, daſs unser Historiker, der z. B. die Zeit der Vierhundert so wohl gezeichnet hat, für diese politischen Fluctuationen, deren Hr. Roscher so viel gedenkt, kein Auge sollte gehabt haben? Ueberdieſs ist Partei mehr als eine Menge von Gleichgesinnten; auch an Namen, ja selbst an politischen Handlungen ist jetzt keine Parteistellung mehr zu ermessen. Was nun aber jenen Hauptfaden betrifft, den der Hr. Verf. hier annimmt, so ist allerdings zuzugestehen, daſs er in den Ereignissen selbst liege; für die Composition der Thukydideischen Geschichte aber ist er offenbar nicht da, und wir unsererseits möchten an den Hrn. Verf. vielmehr die Frage stellen, woher es komme, daſs der Historiker ihm keinen gröſseren Einfluſs auf die Gestaltung seines Werkes eingeräumt habe. Ich glaube kaum, daſs hier noch eine Andeutung nöthig sei, warum Thukydides es mit dem Zwecke und Geiste seines Werkes unvereinbar gehalten habe, seine Erzählung an irgend einen Hauptfaden jener Art anzuknüpfen, und so eine vielleicht geistreichere, ja wissenschaftlichere; aber weniger wahrhafte und längst vergessene Geschichte zu construiren. — Anders verhält es sich mit dem oben erwähnten zweiten Hauptfaden des Hrn. Verf.s, welcher sich in das bellum Archidamicum, den Friedensstand, den der Vertrag des Nikias bewirkte, den sicilischen Krieg und den von Decelia auf sachgemäſse Weise gliedert. Nur hat der Hr. Verf. sich auch hier öfter verleiten lassen, in dem, was die Umstände und der Zufall bewirkten, tiefe Beweggründe vorauszusetzen, und einzelne Beschlüsse auf ein ganzes System zurückzuführen. Die Besetzung von Pylos geschah zufällig, und wurde dann erst mit Bewuſstsein festgehalten; die Commission, welche dem Agis beigegeben ward, hatte persönliche Veranlassung, wie Thukydides ausdrücklich sagt V, 63, und ist auf keinen Fall eine Schmälerung der Feldherrngewalt zu Gunsten der Ephoren und des Senats, sondern zu Gunsten einer Oligarchie, welche sich auf die Sympathie des Volkes stützt und aus dessen Mitte sich erhoben hat. Hr. Roscher hat darin entschieden einen Fehlgriff gethan, daſs er die alte Aristokratie mit dieser neuen Oligarchie vermischt hat. Im letzten Capitel endlich hat Hr. Roscher die Seemacht und die Bundesverhältnisse zu einem leitenden Faden für den Gang der Ereignisse gemacht, wobei wir wiederholen müssen, daſs sie wenigstens für die Abfassung der Geschichte es nicht gewesen sind. Dem Hrn. Verf. lagen hier die herrlichen Forschungen Anderer vor. Das was er selbst seinerseits hinzugefügt hat, besteht weniger in eigenen Untersuchungen, als in Analogien, die zum gröſsten Theil mit Glück gewählt sind. Freilich ist damit die Unsicherheit seines Verständnisses unseres Autors nicht immer verdeckt, z. B. die schwierige Stelle II, 7, über die ich oben gesprochen habe, erklärt Hr. Roscher so: die Lacedämönier hatten, was ihnen an wirklicher Kraft abging, durch groſsprahlerische Bestellungen zu ersetzen gesucht. Denn anders könne es kaum genannt werden, wenn sie eine Flotte von 500 Schiffen unter ihre Bundesgenossen repartiren wollten u. s. w. So verkennt er S. 468 die schneidende Schärfe von Thuk. IV, 14, indem er übersetzt: auch suchten wenige Stunden später die Lacedämonier vom Lande her eine Seeschlacht, die Athener von den Schiffen her eine Landschlacht zu liefern. Die Aufzählung der Athenischen Bundesgenossen II, 9 soll in schöner Symmetrie streng von Osten nach Westen fortgehen. Wir schlieſsen daraus, daſs der Historiker dann die Athener offenbar gegen die Spartaner unermeſslich bevorzugt hat, bei denen er diese Symmetrie nicht beobachtet hat. Denn hier stehen Megarer, Phocier, Lokrer, Böoter, und gleich nachher Korinther, Megarer und Sicyonier durcheinander.

In Beilage 1 wird eine Vergleichung von Thuk. II, 35—46 mit den übrigen Leichenreden und Panegyriken des Alterthums angestellt. Die zweite Beilage handelt über Zeitalter, Verfasser und Gelegenheit der angeblich Xenophontischen Schrift de republica Atheniensium. Das Resultat der Untersuchung ist, daſs die Schrift zwischen 427—425 von einem Athener für einen Spartanischen Gastfreund abgefaſst sei, um diesen — in hochverrätherischer Correspondenz — von den Hülfsmitteln Athens zu unterrichten. Beil. 3 sucht die Aufführungszeit von Eurip. Heracl. zu bestimmen. Beil. 4 bespricht die literarischen Schicksale des Thukydideischen Geschichtswerks im Alterthum.

Soll ich nun meine Ansicht von dem Werke des Hrn. Roscher in wenige Worte zusammenfassen, so vermisse ich für dasselbe die wahrhafte philologische Grundlage, und ein Hinausarbeiten aus einem gründlichen Verständniſs des Einzelnen zu groſsen und umfassenden Ansichten für das Ganze. Aus dieser treuen und gewissenhaften Durchdringung des Werks unseres Autors hätte sich noch manche reichere Frucht ziehen lassen, als es auf den ersten Anblick scheint. Für die reichhaltigen historischen Parallelen, deren allerdings der Philolog entbehrt, kann man Hrn. Roscher aus voller Ueberzeugung danken, obwohl es schmerzt, daſs er aus der Ferne herbeiholt, was ihm viel näher würde gelegen haben, wenn er sich zu dem Volke gewendet hätte, dessen Geschichte für Politik als ewig geltendes Lehrbuch gelten wird. Bei alle dem aber bin und bleibe ich der Meinung, daſs für wahre Förderung der Wissenschaft der beschränkte Sammlerfleiſs eines Meursius gröſsere Ansprüche auf Dank hat, als diese ganze geistreiche Manier, welche dies Buch, wie so viele andere unserer Zeit, von Anfang bis zu Ende durchzieht.

Dr. Kampe in Neu-Ruppin.

Digitized by Google

№ 98.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1843.

XLIX.

Die Handelspolitik im Allgemeinen und die Handelsfreiheit insbesondere — oder geschichtliche, kritische und dogmatische Widerlegung der Handelsfreiheit und alles dessen, was mit ihr zusammenhängt. Von L. W. Schroeter. Leipzig, 1843; in Commission bei E. Göetz. S. 144. 8.

Ehe Ref. über vorstehende Schrift berichtet, und es wagt, ein so völlig unwissenschaftliches Werk in einer Zeitschrift für „wissenschaftliche Kritik" näher zu besprechen, mufs er ein Wort über den hierbei von ihm eingehaltenen Gesichtspunct vorausschicken.

Die politische Oekonomie wurde bei uns, in Deutschland, bisher ganz überwiegend nur in der Weise einer ganz für sich bestehenden, ausgeschiedenen Fachwissenschaft behandelt, und als solche auch nur von Fachleuten, von „Kameralisten", studiert. Jetzt, seit einigen Jahren, ändert sich dies immer mehr. Wie es in England lange schon war, so beginnt jetzt auch unter uns die Theilnahme an bestimmten national-ökonomischen Streitfragen und um ihrer willen auch an der ganzen Wissenschaft der politischen Oekonomie eine immer mehr allgemeine zu werden. Natürlich. Wie der gewerbtreibende Bürger unter uns anfängt nach Mündigkeit zu streben, und sich mit seinem Herzen und mit seinen Gedanken mehr am Staate zu betheiligen, so werden damit seine Interessen zur Würde wahrhaft öffentlicher Angelegenheiten erhoben, und so betheiligt sich auch mehr und mehr der ganze Gelehrten- und Beamten-Stand, — nicht blofs der Cameralist, — mit Geist und Herz an den Angelegenheiten des bürgerlichen Lebens und seines gewerblichen Verkehrs. Diese beginnende Durchdringung der bisher zu sehr geschiedenen Stände und Elemente des Rechts und Staats mufs auch für die Wissenschaft die besten Früchte tragen. Die Wissenschaft des Rechts wird aus der innigern Verbindung mit der Wissenschaft des wirthschaftlichen Verkehrs gewifs an gegenwärtigem Inhalte und wahrer Lebendigkeit gewinnen: und so wird eben so auch ihrerseits die Wissenschaft der socialen Oekonomie erst aus solcher Durchdringung mit der Politik freiern Flufs, tiefern Sinn und ein wahrhaft herzbewegendes Interesse erhalten können. In sofern ist also der stattfindende Umschwung nur ein nach jeder Seite erfreulicher. — Indefs — derselbe hat auch einstweilen eine weniger erfreuliche Begleitung, die eigenthümlicher Behandlung bedürfen möchte. Indem nämlich die polit. Oekonomie Gegenstand der allgemeinen Theilnahme aller Gebildeten wird und so in den Kreis der allgemeinen Literatur eintritt, erhebt sich zugleich eine dilettantische Behandlung derselben, die nicht anders, denn als eine gräuliche Mifshandlung bezeichnet werden kann, Es begegnen uns nun Schriftsteller, die mit einiger allgemeinen Bildung, wie die Zeit sie fordert, daran gegangen sind, in aller Eile einen oder zwei berühmte Oekonomiker zu lesen, meist ohne so viel Mufse und Ernst, als dazu gehört, auch nur zwei Seiten derselben wirklich zu verstehen, und die dann, erfüllt von der Untrüglichkeit ihrer im Lesen schon wie Blasen aufgestiegenen eigenen Ideen, sofort anheben, alle alten Meister wie Schulbuben herunterzureifsen; die „Schule", — zumal die arme deutsche Schule, — mit ihrer „Pedanterei" und „scholastischen Terminologie" zu höhnen, und dem bereitwillig lauschenden Publicum die neuen Offenbarungen des einzigen Heilsweges zu verkündigen. Darin sind sie Alle einverstanden, dafs *sie* etwas ganz Neues bringen; dafs sie den Ad. Smith nicht aus ihm selber fortführen, sondern ganz zertrümmern müssen, und dafs sie selber sich um so gröfser scheinen, je unverschämter sie den grofsen Briten behandeln. Ob aber das Neue, das sie bringen, ein neuangerichteter Mercanti-

Digitized by Google

lismus oder ein nagelneuer Communismus sein soll, darin unterscheiden sie sich, und das ist auch ganz gleichgültig, da sie meist von den tiefern Gründen des Einen so wenig, wie von denen des Andern verstehen. Das grofse Publicum lauscht ihnen dabei um so mehr, je anmafsender sie gegen die ernste Wissenschaft thun. Es haben nämlich diese dilettantischen Oekonomisten vor der „Schule", wie sie leider bisher meistens war, den grofsen Vortheil voraus, dafs sie lebendiger in der allgemeinen Literatur mitten inne stehen, von allen Fortschritten in allen Wissenschaften mehr sich berühren lassen, und namentlich, dafs sie ihre ökonomischen Theorien, dem Geiste der neuesten Zeit gemäfs, mehr mit politischen und historischen Betrachtungen zu beleben wissen. Unter solcher blendenden Oberfläche birgt sich dann freilich die crasseste Ignoranz und unglaublichste Unklarheit über die Grundbegriffe der Oekonomie: allein — dafür haben auch die sonst durchaus Gebildeten unter uns einstweilen noch keinen rechten Mafsstab, eben weil die Oekonomik bisher unter uns zu sehr nur Fachwissenschaft gewesen ist. — Da nun die Dinge so stehn, — darf da die „Schule" diese dilettantische Literatur blofs nach dem inneren Gehalte derselben würdigen, und das wissenschaftlich-Bedeutungslose, als überhaupt bedeutungslos, mit Stillschweigen übergehn? Ref. meint, sie darf das nicht. Jene Dilettanten selbst, von ihrer eigenen grofsen Bedeutenheit tief durchdrungen, sehen in solchem Ignoriren einen ohnmächtigen, neidischen Hafs, der um so unleidlicher sei, da es sich, wie z. B. List sagte, um „Wohl und Wehe des Vaterlandes handelt": sie selbst verdienen, dafs man sie von solchem menschenfeindlichen Wahne befreit und ihnen über das Maafs ihres Geistes aus dem Traume hilft. Zugleich möchten solche Kritiken die beste Art sein, auch das Publicum über die Angreifer der „Schule" aus dem Traume zu helfen, und zugleich einige Grundbegriffe der Wissenschaft durch das Vehikel solcher Controversen dem allgemeinen Bewufstsein geläufiger zu machen.

Von solcher Auffassung aus geschieht es, wenn Refer. eine Schrift, die wissenschaftlich ohne alle Bedeutung ist, blofs deshalb hier einer näheren Beleuchtung würdigt, weil sie von der neuen neu-mercantilistischen Journalistik als eine neue, ganz unwiderlegliche Widerlegung der A. Smith'schen Handelsfreiheit ausposaunt ist. Es kann dabei an einem Beispiele, bei dem freilich einige Farben etwas stark aufgetragen sind, die ganze Art eines grofsen Theils der oben beregten ungeschulten Ueberflieger der Schule anschaulich gemacht werden. —

Der Verf. schickt seiner Arbeit eine „*Vorbemerkung*" über seine Gesinnungen und Stimmungen voraus, die wir nicht übergehen wollen.

Vielfache Verfolgungen scheinen das Loos unserer neu-mercantilistischen Patrioten zu sein. List war zuerst von den Krämern der deutschen See- und Handelsplätze und den bezahlten Agenten Englands verfolgt worden, und wurde dann auch von der „Schule" noch durch boshaftes Ignoriren verfolgt. Unser Verf. ist aber schon verfolgt worden, ehe er noch zu schreiben anfing, — und er hat — „zu schreiben erst begonnen, nachdem sein Geist bereits gebrochen war". Diesem Umstande mögen denn, bittet er, „die Brüche dieser Schrift zugeschrieben werden, welche hin und wieder zum Vorschein kommen möchten". Er sagt hierüber näher: „Der Sturm eines furchtbaren Schicksals, aufgeregt von den bösen Geistern der Hölle, hat in meinem Gedankenbau mich vielfach vom Gerüste gestürzt, was wohl mein Aufkommen verhindern mufs, aber das von mir Aufgerichtete nicht niederreifsen wird, wenn ich auch hierbei manche Ecken abzurunden und manches weiter auszuführen und zu befestigen verhindert worden bin. Ich habe die *ganze* Wahrheit gewollt, wo ich auch nur *halb* gesprochen: und das ist mehr, als die meisten Schriftsteller leisten. Doch was hilft das „Leisten": die Welt ist zu boshaft. „Lauten Tadel zwar dürfte diese Schrift so wenig, wie meine übrigen erfahren: aber desto mehr stillen Hafs Derer, die offen für die Menschen sprechen, um sie desto sicherer im Geheimen hassen zu können. Doch der Hafs, den diese Schrift mir zuziehen möchte, dürfte zu spät mich treffen". Diesem Schlusse fügt sich, das Bild selbstgefälliger Menschenfeindlichkeit abrundend, sehr passend an das *Motto* des Verf.'s: „Das Leben ist oft nur Schein, öfter noch eine Lüge, und am häufigsten eine blofse Dummheit; das Sterben nur ist eine Gewifsheit, und darum auch etwas Wahrhaftes und öfter auch etwas Weises. Der Weise, der Aufrichtige und Wahrhafte thut sich im Sterben hervor; Lügner, Schurken und Dummköpfe glänzen im Leben nur".

Digitized by Google

Im Betreff dieser „Vorbemerkung" denkt Refer., es sei an der blofsen Mittheilung genug: das Urtheil bleibe besser dem natürlichen Gefühle jedes Lesers vorbehalten. —

Die Schrift selbst bringt in vier Capiteln vier Widerlegungen der Handelsfreiheit: eine geschichtliche, eine kritische, eine dogmatische und eine „aus dem Leben".

Das *erste Capitel* (S. 5—56), die „*Geschichte der Handelspolitik und der Handelsfreiheit*" enthaltend, — soll zeigen, wie der Verf. die ökonomischen Systeme in ihrem tiefern Zusammenhange mit der Politik und, nach der Forderung der Zeit, eigentlich historisch zu fassen weifs. Darin eben erhebt er sich über die todte, zerreifsende Auffassungsweise der blofs cameralistischen Schule zum allein lebendigen, wahrhaft politischen Gesichtspuncte. — Dies Capitel verdient daher unsere besondere Aufmerksamkeit.

Der Verf. leitet dies erste Capitel mit der „*Vorbemerkung*" (S. 5—11) ein, — die Handelsfreiheit sei darum „keine natürliche noch zu nennen", weil allerdings „die Beschränkungen des Handels jünger, als der Handel selbst". „Ungebundenheit" sei ja „überhaupt der Zustand eines jeden ersten Anfangs, bis man durch wildes Anrennen zum Anhalten und Nachdenken bewogen wird, und sich zügeln und lenken lernt". Wie die Moral ein natürlicher Schutz gegen Entsittlichung, die Staatsregierung gegen Unordnung und Anarchie; so sei auch das „Schutzsystem" dem besonnen sich selbst bestimmenden Menschen natürlich als „eine Brustwehr gegen nachtheilige Einflüsse eines schlechten Handels": und in solchem Sinne habe „denn auch unwillkührlich jedes Volk, das sonst sich zu schützen verstanden, auch seinen Handel zu schützen gewufst". Freilich habe man zu verschiednen Zeiten und bei verschiednen Völkern Verschiednes für verderblich gehalten, nach der Verschiedenheit des ganzen sittlichen Bewufstseins und entsprechenden öffentlichen Zustandes. So habe allerdings das erste Schutzsystem einen dem unsrigen ganz entgegengesetzten Zweck gehabt, „nämlich den Handel zu unterdrücken und das Geistige zu heben": aber nichts desto weniger sei doch auch diese Handelspolitik des Heroismus so gut, wie die des Industrialismus ein „Schutzsystem", und das Gegentheil einer anarchischen „Handelsfreiheit" gewesen. — Auf diese scharfsinnige Deduction thut unser Verf. sich was zu Gute. Im dritten Capitel kommen dieselben Argumente gegen die Handelsfreiheit nochmals vor unter dem vornehmen Titel der „theologisch-philosophischen Urfrage" — „vom Fatalismus im Allgemeinen und Handelsfatalismus insbesondere". Aber — die scharfsinnige Argumentation hat leider einen grofsen Fehler. Sie beruht nämlich, so weit sie gegen A. Smith und seine Handelsfreiheit gemeint ist, auf einem handgreiflichen Paralogismus, der bekannten fallacia aequivocationis. Denn sie verwechselt die Handelsfreiheit von A. Smith, die selber ein Handelssystem, selber eine geschichtlich herangereifte gesellschaftliche Selbstbestimmung, und selber also Moment ist eines Schutzsystems, — das letzte Wort in dem weiten Sinne genommen, in welchem die Argumentation des Verf.'s es nimmt —, ganz gedankenlos mit der Handelsfreiheit, wie sie vor aller besonnenen gesellschaftlichen Gesetzgebung und Ordnung den sogenannten „Wilden" ursprünglich ist. Mit der Widerlegung und der Beschuldigung der Anarchie oder des Fatalismus — wäre es also — nichts! — nichts als ein logischer Schnitzer unsers Verf.'s! —

Der Verf. wird uns aber noch weitere geschichtliche Widerlegungen der Handelsfreiheit bringen, und wird uns namentlich den geheimen verrätherischen Ursprung des Smith'schen Systems auf's Klarste nachweisen.

Die Reihe der Handels- und Schutz-Systeme beginnt mit dem „*Handelssysteme des Heroismus*" (S. 11—23). — Das ist denn freilich ein den heute begehrten Schutzsystemen ganz entgegengesetztes Schutzsystem. „Wohl schwerlich, — sagt unser Verf. — lassen sich zwei schroffere Gegensätze denken, als Handel und Heroismus. Der Eine sucht zu leben, der Andre sucht den Tod, um nach dem Tode fortzuleben; der Eine strebt zu gewinnen, der Andere eilt sich zu opfern, daher auch dem Einen alle Entbehrungen selbst bis zur Lebensentbehrung leicht sind, während der Andere nie genug haben kann, weder am noch im Leben; der Eine hofft nichts zu fürchten zu haben, der Andere fürchtet nichts zu hoffen zu haben; der Eine erwägt und berechnet stets, der Andere handelt, ohne sich zu bedenken; der Eine fühlt mit dem Kopfe, der Andre denkt mit dem Herzen: — und in der Art folgen die Contraste beider in unabsehbarer Weise". — Daraus folgt nun die eigenthümliche „Handelspolitik des Heroismus". Es ist klar: „das Gerathenste für die Auf-

Digitized by Google

rechterhaltung des Heroismus wäre gewesen, den Handel völlig auszuschliefsen — und ist auch in einzelnen Staaten Griechenlands wirklich geschehen; allein ein solches völliges Verbieten des Handels ist gegen die Natur der Dinge, weil der Handel zu den Fortschritten der Menschheit gehört, und diese lassen keinen Halt sich gebieten". Man mufste daher mit „Beschränkungen" sich begnügen; und den Handel, einestheils durch „Luxusgesetze einzudämmen suchen", anderntheils durch „Ausfuhrverbote", Gesetze gegen „Aufkäuferei", wie auch durch „Zinstaxen" — „ihm eine Richtung zum eignen Besten geben, welches nur das Beste der Consumenten sein konnte, da die unproductiven Alten reine Consumenten waren". — Wir bemerken hierzu: Fast jedes national-ökonomische Compendium der deutschen Schule hebt das Handelssystem des Alterthums in seinem Gegensatze gegen das moderne System in ähnlicher Weise hervor, wie der Verf., — nur dafs wohl keines so schiefe Contraste „in unabsehbarer Weise" folgen läfst. Den Kern des hellenischen Heroismus, nach der Seite seiner Furcht vor dem Handel, lernt man am Besten kennen bei Aristoteles an seiner Unterscheidung von mafsvoller „Oekonomie" und mafsloser „Chrematistik". Freilich, um das Wesen des Heroismus in seinem historischen Zusammenhange ganz zu fassen und dann namentlich auch den Heroismus der Griechen, der Römer, der christlichen Asceten und der germanischen Ritter, welche der Verf. alle nach einigen oberflächlichen Uebereinstimmenheiten zusammenwirft, gehörig unterscheiden zu können, dazu würde man weiter ausholen und tiefer in die Ethik und selbst in die Mythologie dieser Völker eingehn müssen. Wir wollen indefs getrost mit unserm Verf. an der Oberfläche bleiben: auch da werden wir genug zu berichtigen haben. Sogleich begegnen wir der Bemerkung, — diese heroische Handelspolitik könne in der Tendenz mit der Handelsfreiheit zusammen zu stimmen scheinen, weil beide auf „Wohlfeilheit" ausgehen: nur müsse man nicht vergessen, dafs die alten Staaten Aristokratien waren und in ihnen „die freien Bürger aus *reinen* Consumenten bestanden, welche von ihren Untergebenen lebten, und denen es mithin an allem Interesse fehlen mufste, den Producenten auf die Beine zu helfen". — Was mag der Verf. sich unter seinen „reinen Consumenten" hier wohl vorstellen? Die „freien Bürger" der alten Staaten lebten theils unmittelbar von den Producten und Fabrikaten, welche sie unter ihrer Leitung von ihren Sclaven erarbeiten liefsen, und soweit kam „Wohlfeilheit" im Sinne des Verf.'s gar nicht in Betracht, — theils aber auch vom Preise dieser Producte und Fabrikate, — und so weit war der Widerstreit, theuer verkaufen und wohlfeil kaufen zu wollen, ein Streit der Stände, gerade so, wie in unsern Staaten. Die griechischen Verbote der Ausfuhr von Oliven, Getreide u. s. w. wie auch die römischen Gesetze gegen Aufkäuferei, waren durchaus nicht zum Besten der nirgends zu findenden „reinen Consumenten", sondern ganz einfach für die ärmern, etwa auch industriellen Bürger, wie Kaufleute, Schiffsvolk u. s. w. — auf Kosten der Reichern, die von der Bodenrente lebten oder, wie die römischen Ritter, Kornwucher trieben: es waren dieselben also nicht, wie der Verf. meint, aristokratische Acte gegen die Arbeitenden, sondern umgekehrt alle durchaus demokratischen Ursprungs. So viel nicht einmal zu wissen, das zeigt gewifs von gleich geringer Kenntnifs der National-Oekonomie, wie der Geschichte! — — Es konnte aber, bemerkt der Verf. richtig, — das heroische System sich nicht halten. Der Handel, der ja zu den „Fortschritten der Menschheit" gehört, schlich sich trotz alles Schutzsystemes ein, und untergrub „durch fremde Genüsse und fremde Moral" die heroische Gesinnung. Der Luxus war nicht mehr zu hemmen: und am Luxus gingen die Staaten zu Grunde; aber dies nur, weil man es nicht verstand, das Handelssystem zu ändern. „Nicht der Luxus, — meint der Verf. — ist ein Uebel, sondern die Schwierigkeit ihn zu erlangen: denn diese Schwierigkeit ist es, welche die Heftigkeit der Begierde rege macht und in dieser Heftigkeit zu vielen Lastern führt, gerade wie der Heifshunger in der Zeit der Theurung Verbrechen erzeugt". „Hätte Rom, nachdem der alte heroische Geist von ihm gewichen, sich auf die Production gelegt und ein neues Karthago zu werden versucht, es würde in seiner Gröfse fortgeschritten sein und heute noch bestehen". —

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 99.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1843.

Die Handelspolitik im Allgemeinen und die Handelsfreiheit insbesondere — oder geschichtliche, kritische und dogmatische Widerlegung der Handelsfreiheit und alles dessen, was mit ihr zusammenhängt. Von L. W. Schroeter.

(Fortsetzung.)

Da treffen wir also den Verf. gleich im Mittelpuncte seiner Lieblings-Idee, der Vortrefflichkeit und Unvergänglichkeit des modernen Industrialismus. Für's Erste stimmt auch Refer. dem Verf. darin bei, — es war ein Fortschritt des Menschen und seiner Freiheit, der im Luxus den alten Heroismus begrub. Wie, in welchem Sinne aber — der Luxus ein Fortschritt war, und weshalb die Römer damals noch nicht zu der haltbaren Industrie unserer Zeit sich wenden konnten: das genügend näher zu erörtern — würden die Grenzen des zugemessenen Raums zu weit überschritten werden müssen. Höchstens können wir kurz daran erinnern, dafs in den letzten Zeiten des römischen Reichs wohl viel weniger unbefriedigte heftige Begierde nach Luxus, als vielmehr umgekehrt Ekel an demselben und an der ganzen sinnlichen, entgeisteten Welt hervortrat. Aber über seine ganze Grundvorstellung, die Unvergänglichkeit einer auf Industrialismus und Luxus erbaueten Gesellschafts-Ordnung, wollen wir gleich hier einige Bedenken beibringen. Wenn der Verf. an dieser Stelle der Bemerkung eines Kaisers von China beistimmt, — „dafs, wenn es einen Mann gäbe, der das Feld nicht bestellt, oder eine Frau, die sich nicht mit Spinnen beschäftigt, irgend Jemand im Reiche Kälte und Hunger leiden müsse", — und er von diesem Kaiser rühmt, dafs derselbe auf solchen Grundsatz hin eine grofse Menge von Bonzenklöstern zerstört habe; — und wenn er es für „dagegen durchaus falsch" erklärt, was ein anderer Kaiser von China gegen den Luxus überhandnehmender Stickereien gesagt, — „wenn so viele Menschen beschäftigt sind, die Kleider eines Einzigen zu verfertigen, wie ist es möglich, dafs es nicht viele Leute geben soll, welche gar keine Kleider haben"; so ist das eine sehr charakteristische Stelle für die intime Inconsequenz des ganzen mercantilistischen Industrialismus, für seinen Scharfblick in Betreff des Splitters im Auge der Agricultur-Oekonomie und seine Blindheit in Betreff des Balkens in seinem eignen Auge. Luxus in Stickereien gehört allerdings einer höheren und spätern Consumtionsgestalt an, als Luxus in Klosterbauten oder müfsigen Dienerschwärmen: aber ob die Kräfte der Gesellschaftsmitglieder, welche für die wesentlichen Bedürfnisse der ganzen Gesellschaft, warme Kleidung und gesunde Nahrung für Alle, verwendet werden sollten, für unnützen Ueberflufs an mönchischer Beschaulichkeit oder für eben so unnützen Ueberflufs an Luxus-Stickereien vergeudet werden, das scheint in der That vor dem Mafsstabe des Kaisers gleichgelten zu müssen. Oder kann der Verf. uns klar machen, was das chinesische Volk bei einer Umwandlung aller seiner Bonzen in lauter Verfertiger von Luxus-Stickereien gegen Kälte oder Hunger irgend gewinnen möchte? Dieser kaiserlich-chinesische Mafsstab ist aber auch dem europäischen Menschen nicht so fremd, und der mercantilistische Industrialismus ist bereits an ihm gemessen und zu kurz befunden worden. Wahrlich, wenn der Verf. meint, die „Heftigkeit der Begierde, die zu vielen Lastern führt", könne durch den Industrialismus und seine Legitimirung des Luxus für immer besänftigt werden, so mufs er von den Communisten und Chartisten und ihrer „Heftigkeit der Begierde", doch gar zu wenig gehört haben. Oder scheinen ihm diese „Begierden" — seinem „neuen Karthago" so ungefährlich? —

Das Obige mag hinreichen, zu zeigen, was es mit unsers Verf.'s tieferer Auffassung der Handelspolitik im geschichtlichen Zusammenhange und nach dem ethi-

Digitized by Google

schen Geiste ihrer verschiednen Systeme auf sich hat. Daher können wir uns für das Folgende kürzer fassen. —

Nach dem Untergange Roms waren es die germanischen Völker, die es verstanden „aus dem Einen Lebenskreise in den andern überzuschreiten und, nachdem der Heroismus sich ausgelebt, *der Handelspolitik der Industrie* sich zuzuwenden". — Dies geschah aber, wie der Verf. auseinandersetzt (S. 23—56), nur allmählig und unter Kämpfen. —

Der Uebergang vom Systeme des Heroismus zu dem der Industrie war ein allmähliger — und zuerst tritt uns entgegen das „*gemischte System der Germanen*" (S. 23—38). — Bei dem Adel, auf dem Lande, dauert im Verbote der Aufkäuferei von Lebensmitteln wie in dem Verbote von Geldzinsen, und selbst in den Städten in den Polizeitaxen für Brod, Fleisch, Bier u. s. w. das System des Heroismus noch fort; während in der Betriebsamkeit der Städte bereits das industrielle System sich erhob und im Zunftwesen zuerst der Interessen auch der Producenten sich annahm. — „Frankreich aber war es, das zuerst diese Stücke von einem Schutzsystem zu einem grofsen, abgerundeten Ganzen umschmolz", und „*Colbert* war der grofse Stifter dieser Handels-Centralisation, wie Richelieu der Begründer der politischen gewesen ist. — — Das System Colberts kann man das „*industrielle bürgerlich-monarchische*" (S. 38—47) — nennen. — Es ist dies das reine Industriesystem und besteht demnach darin — „alle und jede Ausfuhr von rohen Erzeugnissen des Bodens zu verbieten und sie dem Lande zu erhalten, — so wie wieder andererseits keine Einfuhr von verfertigten und verarbeiteten Gegenständen irgend einer Art zu gestatten und alles im Lande verfertigen zu lassen". Allein dies allein wahre System konnte doch nicht harter Bekämpfung entgehn, die sich indefs alle auf die egoistischen Interessen des Adels und der Engländer zurückführen lassen. Um das zu verstehn, müssen wir den geheimen politischen Gedanken des Colbertschen Systems ins Auge fassen. — Mit Hülfe der Städter und ihrer Geldmittel war „es den Landesherrn möglich geworden, stehende Heere einzuführen und die militairische Macht des Adels zu vernichten": aber mit dem Wohlstande der Städte war auch der Werth des Grundeigenthums gestiegen und — „der Landreichthum des Adels war so immer noch eine starke Stütze der adligen politischen Gewalt. Es kam also darauf an, den Adel auch um seinen Reichthum zu bringen, und in Armuth und Schulden ihn zu stürzen. Hierfür war das Colbert'sche System ganz geeignet, welches durch die Einfuhrverbote fremder Fabrikate die städtischen Erzeugnisse vertheuerte und den Gewinn der Bürger aufserordentlich vergröfserte, während die verbotne Ausfuhr landwirthschaftlicher Gegenstände den Gewinn der Grundbesitzer, welche zu der Zeit den Adel bildeten, aufserordentlich schmälerte". Das Alles mufste „für den Adel um so verderblicher werden", da auch er „den alten Heroismus verloren und dem Luxus sich ergeben hatte", — so dafs er „nun die Vertheurung der städtischen Güter und Waaren zu zahlen hatte, wozu öfter die gedrückten Werthe seiner Landesproducte nicht ausreichten". Welch ein tiefer Politikus, dieser Colbert! Der ganze nachherige Erfolg lag schon in dieses dämonischen Kopfes ursprünglicher Absicht! — Aber hören wir die historischen Aufschlüsse unsers Verf.'s weiter. Der französische Adel merkte den tiefen Plan und verbündete sich gegen denselben mit England. Seine erste Mine liefs der Adel springen in der von ihm erlisteten „*Widerrufung des Edicts von Nantes*", — welche „zwar unter dem Vorwande der Religion geschah", aber — der Verf. ist ihr hinter die Schliche gekommen, — den politischen Zweck hatte, die Protestanten, welche hauptsächlich die Industriellen der damaligen Zeit gebildet, nach England auszutreiben". Ob schon hierbei England „im Geheimen" seine Hand „gegen die Protestanten" im Spiele gehabt, „läfst sich mit Bestimmtheit nicht behaupten. Gewifs aber ist es, dafs England von nun an den französischen Adel ununterbrochen in seinen Anstrengungen gegen die Schöpfungen Richelieu's und Colbert's aufs eifrigste unterstützte". Zwar — „ob auch, um diesen Bestrebungen eine Spitze zu geben, schon damals die Einführung einer neuen Dynastie im Werke war, gehört nicht in das Reich dieser Betrachtungen" — und leider schweigt die Geschichte, „wie über Alles, was zu wissen Noth thut", über die „geheimen Fäden" der Intrigue. „Doch wir glauben, sie sehr sichtbar unter der *Regentschaft* ans Licht treten zu sehn. Jene absichtlich versuchte Zerrüttung der französischen Finanzen, welche von dem Engländer *Law* unter der Regentschaft mit so vielem Erfolge unternommen und ausgeführt worden ist, konnte keinen andern Zweck haben, als den von Colbert geschaffenen materiellen

Digitized by Google

Wohlstand des Bürgerstandes zu vernichten, und Handel und Industrie zu Grabe zu bringen". Die weitern gewaltsamen Plane scheiterten indefs mit dem plötzlichen Tode des Regenten: „und man suchte nun das Staatsgebäude tief theoretisch zu unterminiren, was man gewaltsam und offen niederzureifsen nicht vermochte. *Montesquieu* und *Quesnai* waren diese beiden Parlaments-Theoretiker, von denen dem ersten die Aufgabe gestellt worden ist, das politische Testament Richelieu's zu vernichten, während dem zweiten das Zuschandenmachen der National-Oekonomie Colbert's aufgegeben worden ist". — — So also entstand aus Einer und derselben Intrigue mit dem „Geiste der Gesetze" zugleich das sogenannte physibkratische System der National-Oekonomie, das wir am besten als das „*aristokratisch landwirthschaftliche System*" (S. 47—51) bezeichnen. — Dafs der Adel diesem Systeme freier Ein- und Ausfuhr anhing, darüber kann man sich nach Obigem nicht wundern. „Auffallend kann es nur erscheinen, wie das französische Volk in Masse einem solchen Systeme zugekehrt sein, und dafs es die Oekonomisten, welche nur feile, gedungene Miethschriftsteller gewesen, für Patrioten achten konnte". Aber eben die Parole der „Handelsfreiheit" bestach das überall nach „Ungebundenheit" lüsterne, durch Voltaire und Diderot „bestrickte" Volk. — — Da geschah es, dafs die Aristokratie und ihr System durch die *Revolution* überflügelt wurden. Aber die Engländer, die „hauptsächlichsten Planmacher der Revolution", waren durchaus nicht an die französische Aristokratie gefesselt. „Der Cosmopolitismus, das Weltbürgerthum, das Einzige, was in jener stürmischen Zeit von den Wellen der öffentlichen Meinung getragen wurde, mufste selbst das Holz zu dem Boden des gescheiterten Schiffes der Handelsfreiheit hergeben, und *A. Smith* war der grofse Zimmermeister, welcher dies herauszuzimmern verstand". Er erfand das „*weltbürgerliche System des Handels, oder die Handelsfreiheit des Kosmopolitismus*" (S. 51—55), — das praktisch zwar nur die Reste des Zunftwesens hat auflösen können, aber theoretisch noch immer unter uns spukt und noch immer von den heuchlerischen Engländern gepredigt wird. —

Die Schiefheiten der Darstellung im Einzelnen zurecht zu rücken und den wahren Geist der aufgeführten Systeme aus den Umständen ihrer Zeit zu entwickeln, ist hier nicht der Ort. Auch der enorme, mehr als diplomatische Scharfblick des Verf.'s, und seine zum Grunde liegende würdige, geistvolle und trostreiche Ansicht von Geschichte und Wissenschaft bedürfen für die Leser dieser Jahrbücher natürlich keines Commentars. Aber als für die ganze neu-merkantilistische Auffassung charakteristisch, mufste die Darstellung mitgetheilt werden. Ref. hat es oftmals dem Dr. List nachversichern hören, A. Smith habe sein System blofs zur Exportation, blofs zur Täuschung der andern Völker erfunden, und nur wir Schulgelehrten seien so stupid gutmüthig, seine Worte für baare Münze anzunehmen. Dieser Dr. Schroeter überlistet nun den List noch hundertmal. Mit dem Widerruf des Edicts von Nantes und mit Law hebt er an und mit Ad. Smith hört er auf: das Alles gehört in die Eine grofse Intrigue gegen das Schulsystem. O, den Philistern, — man gestatte hier den Ausdruck, — den Philistern aller Nationen imponirt ein solcher Kopf, der von keinen diplomatischen Ränken sich hinter's Licht führen läfst, sondern der Geschichte in die Karten zu sehen weifs!

Damit ist nun die Handelsfreiheit „*geschichtlich*" auf's Bündigste widerlegt.

Das *zweite Capitel* bringt uns die „*kritische*" *Widerlegung* (S. 56—105). — Der Verf. widerlegt in sechs Artikeln nach einander die Sätze A. Smiths, welche er für die Hauptsätze hält, und zeigt dieselben seinen günstigen Lesern in aller ihrer unglaublichen Blöfse. Zwar alle diese Sätze sind Producte blofs des englischen „Macchiavellismus": aber der Verf. würdigt dieselben doch umständlicher Zerlegung, bis er etwa einmal über die Schwierigkeiten, die er sich macht, ungeduldig wird und dann ausbricht (S. 85): „doch es hiefse dem Unsinn zu viel Ehre erweisen, ihn bis in seine kleinsten Bestandtheile zu zerfasern. Wer nicht sehen will, den bringt man auch nicht dazu, wenn man mit Gewalt die geschlossenen Augen ihm aufreifst, und das Verstandlose verständig nachzuweisen, mufs mindestens da fruchtlos erscheinen, wo der Unverstand schon im Voraus die Ohren verstopft hat". — Der Verf. weifs nicht, dafs er das blofs wider sich selber redet. Wogegen er nämlich streitet, das sind durchweg blofs seine eigenen Einbildungen: denn auch nicht Einen Satz von A. Smith hat er richtig verstanden. Wir werden uns hüten, seine Kritik „bis in ihre kleinsten Bestandtheile zu zerfasern"; aber

Digitized by Google

es lassen sich auch ohne das hinlängliche Belege des Gesagten beibringen.

Im *ersten Artikel* (S. 56—63) greift der Verf. den Satz der Handelsfreiheit an, welcher lehrt: „*billig zu kaufen und theuer zu verkaufen*", und zu dem Ende Einfuhr und Ausfuhr frei zu lassen. Er stellt demselben entgegen: „Nur wer das Theuerste zu kaufen im Stande ist und am Billigsten zu verkaufen vermag, wird stets den Markt current finden, und eben so leicht seine Einkäufe als Verkäufe machen". — Mit diesem Einwurfe beweist er, wie er den Sinn des bestrittenen Satzes gar nicht versteht. Jener angeführte Grundsatz der Handelsfreiheit beruht bei A. Smith auf dem Satze, dafs durch Arbeitstheilung und freien Tausch an Zeit und Kosten erspart werde, und somit die gesammte Arbeit durch sie an Productivität gewinne. Derselbe weist aus solchem Grunde jeden Einzelnen und jedes Volk dahin an, nichts selber zu machen, was es wohlfeiler kaufen kann und jeden Bedarf mit den geringsten Kosten sich anzuschaffen. Daraus folgen freie Einfuhr und Ausfuhr zu möglichst theurem Verkaufen der eigenen Arbeit und möglichst wohlfeilem Einkaufen der fremden, — was ja beides eins und dasselbe ist, — sofort; wie ebenfalls daraus folgt, dafs gerade auf diesemselben Wege man es erreiche, auch, wie am billigsten verkaufen und wie am meisten produciren, so auch am reichlichsten zahlen zu *können*.

Im *zweiten Artikel* (S. 63—78) bestreitet der Verf. den Satz, — *eine künstlich gemachte Fabrication entziehe der natürlichen Production Arbeitskräfte, die in dieser ertragreicher angelegt worden wären.* Der Verf. stellt entgegen: „ein Landmann, welcher neben seiner Landwirthschaft auch Handarbeiten verrichtet und in der Brachzeit, in den Regen- und Frost-Monaten auch seinen Flachs spinnt und seine Leinwand webt, oder sein Stellmacher und Zimmermann ist, handelt, wie die tägliche Erfahrung zeigt, so thöricht nicht". — — Aber streitet denn nicht A. Smith überall wider Müfsiggang und für energische, auch „künstliche" Weckung des gewerbfleifsigen Sinnes, der jede Stunde besonnen zu benutzen, und so, nach dem eben besprochenen Principe, alle Arbeit productiver, oder, was dasselbe ist, alle Arbeitsproducte wohlfeiler zu machen weifs, indem er sie von dem überflüssigen Aufwande müfsig verbrachter Stunden befreit? Freilich spricht er dagegen, und zwar ganz aus demselben Principe der Kostenersparung, gegen jede künstliche Hervorrufung von solchen Arbeiten, die bei freier Concurrenz nicht bestehen können, sondern künstlicher Preissteigerung durch Schutzzölle bedürfen, weil nämlich diese umgekehrt alle Producte vertheuern, indem alle wegen der Preisausgleichungen des innern freien Verkehrs den Ueberaufwand mittragen, d. h. bezahlen helfen müssen. Beweiset denn nicht die Nothwendigkeit eines Schutzzolles klar, dafs bei freier Concurrenz das Product dieser Arbeiten ihrem Aufwande an Tauschwerth nicht gleichkommen würde? dafs der freie Preis nicht die aus den andern Verwendungen resultirenden nationalen Sätze des Arbeitslohns, des Capitalzinses und der Bodenrente erstatte, und dafs diese Verwendung eben deshalb nur durch gezwungene Ausgleichung der Preise und gewaltsame Niederdrückung jener nationalen Sätze, also nur um den Preis verminderter Reproductivität des gesammten nationalen Vermögens aufrecht erhalten werden könne? — Auch hier beruht also die Widerlegung wieder auf völligem Mifsverständnifs des Zuwiderlegenden!

Der *dritte Artikel* (S. 71—78) wendet sich gegen die Behauptung, — *dafs Schutzzölle die damit belegten Waaren vertheuern.* Der Verf. meint: „Wohlfeilheit ist überhaupt ein sehr relativer Begriff, und hängt von dem Stande und Preise des Geldes ab". Er sagt ferner: „Jedermann weifs es, dafs nur der an Geld Mangel leidet, welcher mehr ausgiebt, als einnimmt, so wie wiederum derjenige im Geldüberflusse sich befindet, welcher mehr einnimmt, als ausgiebt: warum sagt man sich dies nicht von den Nationen"? — — Wollten wir zuerst die Begriffsverwirrung bei unserm Verf. in Betreff des Zusammenhangs von Geldpreis und Zinsfufs zerlegen, so würde uns das viel Raum nehmen. Aber die Geldfrage braucht hier noch gar nicht beigezogen zu werden. Die „Vertheurung" findet, wie eben auseinandergesetzt ist, gegen Vermögen, gegen Arbeit statt, mit welcher jede Waare, auch das Geld selbst, in letzter Instanz erkauft werden mufs. Dafs aber eine Nation, die mehr verzehrt, als sie erarbeitet, nur die Ersparnisse früherer Arbeit damit durchbringt und nothwendig verarmen mufs, liegt auf der Hand, scheint aber eine für den in Frage stehenden Punct sehr gleichgültige Bemerkung.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 100.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1843.

Die Handelspolitik im Allgemeinen und die Handelsfreiheit insbesondere — oder geschichtliche, kritische und dogmatische Widerlegung der Handelsfreiheit und alles dessen, was mit ihr zusammenhängt. Von L. W. Schroeter.

(Schluſs.)

Im *vierten Artikel* (S. 78—85) kommt der Verf. an den Nerv der Handelsfreiheitstheorie von Ad. Smith, indem er bestreitet — „*daſs durch Schutzsysteme die Capitalien natürlichen Erwerbszweigen entzogen und zu minder natürlichen und daher auch minder ergiebigen hingelenkt werden*". Wie Ad. Smith den Satz versteht und beweist, ist eben zum zweiten Artikel bereits angedeutet worden. Hier müssen wir aber die wirklich in Erstaunen setzenden Einwürfe des Verf.s hervorheben. — — Erstlich bestreitet er den ganzen Unterschied natürlicher und minder natürlicher Erwerbszweige. Er meint, im Kleinen gebe es wohl einen Unterschied von natürlichem Wald-, Getreide- und Wein-Lande: aber im Groſsen könne man „der Kunst keine Grenzen stecken". Die Gleichheit des Productenreichthums muſs sich immer mehr in Europa herausstellen, „sobald die europäischen Völker, welche ihrer Sprache, ihren Sitten und ihrem Charakter nach in germanische, romanische und slavische zerfallen, auch nur die alleinigen europäischen Staaten sein werden, wohin die Zeitrichtung sehr stark drängt". „Jedenfalls lassen sich mit Hülfe fortschreitender Kunst Surrogate für die fehlenden Producte schaffen". Was aber die Fabrication angeht, so ist der Geist ja weder örtlich noch zeitlich". — Das ist schon groſsartig! Nun aber zweitens leugnet unser Verf., daſs neue Erwerbszweige auch neue Capitalien erfordern oder sie den alten entziehen. Die Erforderniſs neuer Capitalien tritt nach ihm nur bei neuen Handelsspeculationen ein, wegen der „consumtiven" Natur des Handels. „Vom Standpuncte des Schutzsystems aber, welches nur mit industriellen Unternehmungen, die dem Handel entgegengesetzt sind, zu thun hat, ist die Ausstellung ohne allen Sinn". „Fabriken und Gewerke werden nicht mit Gelde betrieben, sondern mit der Arbeit und den Materialien des Landes: und wenn auch die Unternehmer, als Einzelne betrachtet, des Geldes nicht entbehren können; so kosten doch die Unternehmungen dem Lande, als Ganzes erwogen, kein Geld". — Diese Verwechslung von Geld une Capital, und die Ausschlieſsung der „Arbeit und der Materialien des Landes" aus dem Umfange des letztern, ist noch groſsartiger! Sie müssen auf den Gedanken bringen, der Verf. könne im A. Smith nicht einmal geblättert haben, mindestens nicht wachend. Aber das non plus ultra ist doch erst das Folgende. „Wären aber auch alle von uns vorgebrachten Gründe nicht stichhaltig, und jene Behauptung wirklich begründet, daſs mit künstlicher Anlegung von neuen Fabriken und Gewerken den bestehenden Erwerbszweigen ein Theil der Kräfte entzogen würde; so könnte man sich hierzu nur Glück wünschen. Daſs die Betheiligten der neuen Erwerbszweige, die sogenannten monopolisirten, hierin ihren Vortheil finden, wird von den Gegnern selbst zugegeben; und daſs die bei der alten Beschäftigung zurückgebliebenen durch die verminderte Concurrenz gewinnen müssen, liegt am Tage. Wer soll und kann hierbei verlieren, wenn auſser den beiden gedachten Classen, der alten und der neuen, eine dritte nicht existirt"? — Wie? meint der Verf., ist es denn nicht einleuchtend, daſs wenn durch Einführung des Schutzsystems mit Zöllen auf die Einfuhr von Fabrikaten und auf die Ausfuhr von Producten ein Theil der früher mit der Urproduction beschäftigten Kräfte nun der Fabrikation zugewendet wird, jedenfalls beide Theile nur gewinnen können? Die bei der Production, z. B. beim Getreidebau, Gebliebenen müssen nun zwar in Folge

Digitized by Google

des Schutzsystems für die einheimischen Fabrikate, etwa Kattune, allerdings mehr Producte, Getreide geben als vorher für die aus der Fremde eingeführten: aber indem sie so den einheimischen Fabrikanten zu verdienen geben, so können diese ihrerseits den Urproducenten die Producte derselben so viel theurer dafür abnehmen, und die Urproducenten bekommen ja auch jedenfalls, in Folge der verminderten Concurrenz in ihrem Gewerbe solche höhere Bezahlung, d. h. sie bekommen jetzt bedeutend mehr Fabrikate für ihre Producte, als sie vorher vom Auslande dafür bekommen haben. O, Wunder des Schutzsystems! Es kann machen, dafs in ein und demselben Tauschakte, in welchem gegen früher mehr Getreide für die gleichen Fabrikate gegeben werden mufs, zugleich auch mehr Fabrikate gegen früher für das gleiche Mafs Getreide gegeben werden!! Und — „wer kann nun dabei verlieren, wenn aufser den gedachten beiden Classen, der alten und der neuen, eine dritte nicht existirt"? —

Der *fünfte* und der *sechste Artikel* (S. 85—105) bringen allerlei über die Natur des Geldes bei. Es sind aber Proben der „*Kritik*" des Verf.s bereits genug gegeben, und es mag daher genügen, den vom Verf. zum Schlusse aufgestellten *Rath* in Betreff einer *Verwohlfeilerung des Geldes* noch herzusetzen. Er sagt (S. 100) „die anzuwendende Mafsregel ist einfacher Art. Man ertheile den Ritterschaften und Städten nach und nach das Recht, auf die Hälfte des Werths ihrer Realsicherheit Papiergeld auszustellen, und erbiete sich, gegen eine einprocentige jährliche Abgabe vom Realbetrage, dieses neue Papiergeld bei den Cassen anzunehmen, — und wir werden in nicht langer Zeit alle Hypotheken gelöscht und das Geld in seinem Werthe unendlich fallen sehen". Es werden, meint unser Verf., grofse Folgen aus solcher einfachen Mafsregel sich ergeben. Es werden die Menschen bald theuer, die Arbeit gesucht werden, und Millionen von Arbeitern werden zum Besitze von Geld gelangen, die bis jetzt ohne alles Geld geblieben" — und noch gar vieles andre Herrliche wird erfolgen. (!) Aber — den Refrain nicht zu vergessen — damit das Alles möglich sei, dazu gehört ein Schutzsystem, welches erst die Industrie über den äufsern Handel emporhebe. Denn, „wo der äufsere Handel überwiegend ist, da kann selbst bei einem ewigen Frieden das Metallgeld nicht entbehrt werden, wie wir dies in Amerika sehen, wo lediglich der Mangel an Metallgelde so furchtbare Krisen herbeiführt und das Papiersurrogat werthlos macht". —

Das also war die „*kritische*" Widerlegung der Handelsfreiheit. —

Ref. glaubt die verkündete Unwiderleglichkeit dieser Widerlegung der Handelsfreiheit und die ganze Art und Weise dieser ungeschulten Ueberflieger der Schule, das oberflächliche Politisiren und Historisiren und das kecke Absprechen über ganz unverstandene Sätze der Wissenschaft — im Obigen nun hinlänglich beleuchtet zu haben. Er dispensirt sich daher von der Mühe, auch noch den Rest, — das *dritte Capitel*, die „*Untersuchung und Begründung einer wahren Handelstheorie und Handelsdogmatik*" (S. 106—135) enthaltend und das *vierte Capitel* — „*von der Praxis des freien und freieren Handels*" (S. 135—144), — in ähnlicher Weise noch zu zerlegen.

Es sei aber gestattet, zum Schlusse nochmals auf den Anfang zurück zu kommen. — Wir leben in der Zeit einer auch unter uns beginnenden Durchdringung der bisher zu sehr geschiedenen Stände und damit ebenfalls der bisher zu todt, zu anatomisch zerschnittenen politischen Wissenschaft. Wenn sich bereits voraussagen läfst, dafs die Politik sich aus der innigern Verbindung mit der Oekonomik erfüllen und beleben werde; so liegt es noch mehr vor Augen, dafs die Oekonomik anfängt aus einer todten Fachwissenschaft jetzt, in engerer Verbindung mit der Politik, ein lebendiger und herzbewegender Theil der allgemeinen Literatur zu werden. Selbst in der unerfreulichen, leichtsinnig dilettantischen Behandlung, welche sie dabei oft erfährt, findet man diese freiere, lebendigere Auffassung, wenn gleich nur oberflächlich und nur den Unkundigen bestechend. Dieser Wendung verbunden und als ob er in der Luft läge, macht sich bei den neuesten Oekonomikern überall der Sinn für Zusammenfassung des Getheilten, für — wie man das nennt — „*Organisation*" — geltend. Aber — so wahr diese Richtung ist — so nothwendig es ist — diese bei A. Smith und seinen nächsten Nachfolgern vor dem Theilen und Analysiren zu sehr zurücktretende Seite entschieden hervor zu heben; — so möchte man doch nie zu Klarheit und Sicherheit in seinen ökonomischen Ansichten gelangen, wenn man die *Analyse*, die scharfe Zerlegung der Grundbegriffe, eilfertig vernachlässigt.

Digitized by Google

Das *über A. Smith Hinausschreiten*, — das liegt in der Luft, das thut Jeder, der in seiner Zeit lebendig lebt, heute von selbst: es möchte aber ernstlich darauf zu dringen sein, — dafs man es nicht verschmähe, vorher *in A. Smith hineinzuschreiten*, — und nicht blofs in *Ad. Smith*, sondern auch in den noch vielmehr analytischen, den A. Smith nach dieser Seite erst vollendenden *David Riccardo*. In unsern Compendien verliert sich leicht der Leser, wenn nicht der mündliche Vortrag des Lehrers ihm das punctum saliens hervorhebt, unter der Wucht des Stoffes und der Unzahl gleichwichtiger Paragraphen: bei *Smith* und *Riccardo* aber begleitet ihn der Eine herausanalysirte herrschende Grund-Gedanke bis zu Ende, — er erfüllt und bewährt sich nur im Fortgange, und am Schlusse ist das Resultat des Studiums weniger ein Wissen von Vielem, als die errungene Klarheit über die einfachsten, allbeherrschenden Gesetze des Verkehrs und der gesammten Oekonomie. Dem Dr. *Schroeter* vorab empfiehlt Refer. das Studium derselben, wenn anders er genug freien Geistes ist, den „lauten Tadel" wirklich willkommen zu heifsen. —

Karl Heinrich Brüggemann.

L.

De Sophoclis scholiorum Laurentianorum variis lectionibus, scripsit Dr. Gustavus Wolff. Lipsiae, 1843. *imp. Fr. Petri.* 279 S. *gr.* 8.

Die Scholien des Sophokles und des Euripides beziehen sich vielfach auf solche Lesarten, die in den Handschriften nicht mehr vorkommen, und weit mehr echt sind, als Alles was diese darbieten. Nicht jeder Kritiker beachtete diese Spuren und nicht jeder besafs die Gabe, aus den Erklärungen das Erklärte zu errathen. Darum sind die Untersuchungen des Vf.'s ein sehr verdienstliches Werk, um so mehr, da sie mit gründlichem Fleifse, mit Einsicht und Scharfsinn geführt, und in einer klaren, nicht incorrecten, Sprache dargelegt sind.

Der Verf. weist nach, dafs die sogenannten laurentischen oder römischen Scholien von einem verdienstlosen Epitomator herrühren, dem die Arbeiten von vier Commentatoren, zwei älteren und zwei späteren, vorlagen. Von jenen war einer der bekannte Didymus, genannt Χαλκέντερος, der, zu Alexandria geboren, zu Rom unter Cäsar und August lebte. Dies wird mit äufseren und inneren Gründen und durch Zeugnisse festgestellt. Didymus selbst wieder benutzte und excerpirte die Arbeiten älterer Erklärer, z. B. des Praxiphanes, Aristarchus, Aristophanes. Auch liefs er es nicht an Prüfung der Handschriften fehlen.

Nachdem so der Werth der Scholien als Urkunden für die Texteskritik festgestellt ist, beginnt der Verf. die Prüfung der einzelnen Stellen nach folgenden Capiteln: 1) Wo die Scholien zum Richtigen führen können. 2) Vertheidigung der mit den Handschriften übereinstimmenden Lesarten, die von neueren Herausgebern angegriffen worden sind. 3) Wo die Lesarten der Scholien nicht zu errathen sind. 4) Wo die Scholien nur scheinbar abweichende Lesarten enthalten. 5) Conjecturen der alten Erklärer. 6) Wo die Scholien richtige und falsche Lesarten zugleich aufbewahrt haben. 7) Falsche Lesarten der Scholiasten. 8) Ueber die Rollenvertheilung. 9) Ueber die Textverfälschung der Schauspieler. Beigefügt ist ein sehr vollständiger Index nach der Folge der Verse in den einzelnen Stücken.

Aus dem zweiten Capitel wollen wir zur Probe Einiges mittheilen: *Electra* V. 221. haben die Handschriften ἐν δεινοῖς ἠναγκάσθην ἐν δεινοῖς. Der Schol. sagt: διὰ τὴν ὑπέρβασιν τῶν δεινῶν ἀναγκάζομαι. Darum bildet der Verf. den anapästischen Tetrameter ἠναγκάσθην ἐν ὑπερδεινοῖς. — Die corrupte Stelle V. 1281. wird vom Schol. mit folgenden Worten erklärt: ὦ φίλαι, οἷαν ἤκουσα φήμην περὶ τοῦ ἀδελφοῦ ἀπροσδόκητον, ἐφ ᾗ οὔτε σιωπῆσαι ἂν ἠδυνάμην οὔτε ἀκούσασα βοῆσαι. Darnach schreibt der Verf. also:

ὦ φίλαι,
οἷαν od. ἂν ἔκλυον ἐγὼ οὐδ' ἂν ἤλπισ' αὐδάν,
ἔσχον ὀργὰν οὔτ' ἄναυδον
οὐδὲ σὺν βοᾷ κλύουσ'
ἁ τάλαινα.

„Qualem audivi ego neque exspectabam nuntium audiens, dolorem habui neque mutum neque vero clamore praeditum". Die Umstellung der Wörter ἔκλυον ἂν scheint mir nicht nöthig, zumal der Dochmius besser lautet, als das durch die Umstellung gewonnene Metrum.

Ajax V. 208. schreibt der Schol. ποῖον βάρος ἔλαβεν αὕτη ἡ νὺξ ἀπὸ τῆς προτέρας ἀηδίας, und der Verf. emendirt τί δ' ἐνήλλακται τόδ' ἀηδείας | νὺξ ἥδε βάρος;

Digitized by Google

qualem hancce miseriae molem non accepit pro priore felicitate! — V. 220. schreibt er κείνου χειρώματα τάνδρός, indem der Schol. τὰ τολμήματα καὶ πράξεις interpretirt. — Bei V. 257. gebraucht der Schol. in seiner Erklärung dreimal das Wort ταχέως. Daraus schliefst der Verf., dafs ἄφαρ, welches auch anderwärts mit ταχέως gedeutet zu werden pflegt, für ἄτερ im Text gestanden habe, und schreibt λαμπρᾷ γὰρ ἄφαρ στεροπᾷ αἴξας etc. nam sicut auster, qui vehemens exorsus est, subito coruscis fulguribus se ponit. Hier scheint mir der Schlufs des Verf.'s übereilt: denn zum Gebrauch des ταχέως wurde der Schol. durch den Sinn der Worte an sich veranlafst: und dann würde ja ἄφαρ auf αἴξας, nicht auf λήγει, zu beziehen sein. — V. 1190. schreibt er ἀν' ἀερώδεα Τρωΐαν nach dem Schol. σκοτεινὴν καὶ ἀερώδη τοῖς Ἕλλησιν und der Lesart einiger Handschriften ἠνεμόεσσαν.

Trachin. V. 331. emendirt der Verf. λύπην πρὸς γ' ἐμοῦ δόξῃ λαβεῖν nach dem Schol. ἵνα μὴ δόξωμεν αὐτὴν λυπεῖν. — V. 526. zeigen die Worte des Schol. ἐγώ, παρεῖσα τὰ πολλά, τὰ τέλη λέγω τῶν πραγμάτων, dafs das störende μάτηρ nicht im Texte stand. Aber des Verf.'s Vermuthung ἐγὼ δὲ τἀρηρέμεν' οἷα φράζω, wobei dies Particip bedeuten soll in breve contractum, ist schwerlich zu billigen. Der Scholiast las ohne Zweifel ἐγὼ δὲ τὰ τέρμαθ' οἷα φράζω. — V. 830. nimmt der Verf. Wunders Emendationen an, nur schreibt er φάος γ' oder φῶς, πῶς für φῶς wegen der Antistrophe, in welcher er θηρὸς φοίνια δολόμυθα aus den Handschriften herstellt. Sodann zeigt er, dafs V. 843. der Schol. κακῶν für γάμων las. — Zu V. 959. ist die Vermuthung, dafs der Schol. nicht πρὸ δόμων gelesen habe, und die darauf gegründete Abänderung des Textes, irrig: denn eben die Worte πλησίον που τῆς οἰκίας sind Umschreibung der Lesart πρὸ δόμων. — V. 1013. setzt der Verf. εἰς ἀποτρέψαι für οὐκ ἀποτρέψαι und dann ferner ἀπαράξας für ἀπαράξαι, weil der Schol. schreibt προσαγαγὼν ἀπαλλάξει. Allein dieser hat das Particip eigenmächtig supplirt, wie man aus dem zweiten Schol. ersieht (λείπει προσαγαγών), und vom Gebrauch des einfachen Particips εἰς ist, so viel ich weifs, weder bei Sophokles noch bei Euripides eine Spur. — Zu V. 1019. ist die Aenderung σοί τε γὰρ ὄμμα ἦν πλέον ἢ δι' ἐμοῦ σώζειν mit der Erklärung tuum enim erat, te enim decet, etiam conspectum servare i. e. ei adstare magis quam me, wie der Verf. selbst fühlte, zu seltsam, als dafs sie mitgetheilt zu werden verdient hat.

Diese Proben mögen genügen. Möchte doch recht bald entweder der Verf. oder ein Anderer eine gleiche Untersuchung mit den Scholien des Euripides vornehmen, die weit weniger, als die des Sophokles, von den Kritikern beachtet worden sind und weit mehr Ausbeute versprechen. Zum Belege dafür will ich einige Stellen erörtern. Phoen. 323 (Matth.) steht geschrieben:

ὅθεν ἐμάν τε λευκόχροα κείρομαι
δακρυόεσσαν ἱεῖσα πενθήρη κόμαν

Der Schol. schreibt ἤ ὅτι τὴν λευκόχροα κόμην ἐκειράμην εἰς τὰ σὰ πένθη, νομίζουσά σε τεθνηκέναι. Er las also in zwei Dochmien δακρυόεσσαν εἰς σὰ πένθη κόμαν *ich schor mein thränenbethautes Haar zur Trauer über dich.* Der Schol. setzt noch hinzu ἵνα τὸ πλῆρες ᾖ· εἰς ἃ (l. εἰς σὰ) ἢ εἰς σὲ τὸν πολυπενθῆ, und zeigt dadurch, wie die Verderbung entstanden ist. — Zu *Orest.* 304. schreibt der Schol. ἐκ τούτου γὰρ τοῦ δοξάζειν ἡμᾶς τοὺς ἀσθενεῖς ἀπηλλαγμένους τοῦ νόσου ἀμελεῖται, καὶ οὕτως γίνεται κάματος. Er las also:

κάματος βροτοῖσιν ἡ 'μέλεια γίγνεται.

— Das. V. 901. schreibt der Schol. καὶ γὰρ οἱ τῶν ἰατρῶν παῖδες τοῖς μὲν νοσοῦσι βαρεῖς τὸ καταρχὰς φαίνονται, ἀλλ' ὕστερον πολλοῦ τινος ἄξιοι δι' ὧν πρόσθεν ἐλύπησαν τὴν ὑγείαν παρέχοντες. Er las folglich also:

— ὁμοῖον γὰρ τὸ χρῆμα γίγνεται
τῷ τοὺς λόγους λέγοντι τῷ τ' ἰωμένῳ,

welches in καὶ τιμωμένῳ verderbt worden ist.

Medea 309. schreibt der Schol. ἐναντία εἰμὶ τοῖς ἀπαιδεύτοις καὶ οὐκ ἄγαν σοφή, und fand also geschrieben:

τοῖς δ' αὖ κροκάντης εἰμὶ κοὐκ ἄγαν σοφή.

Das. 526. liest man das Scholion ἐμὸς λόγος, φησὶ λεπτὸς μέν, ἐπίφθονος δὲ, τουτέστι φθονηθησόμενος, δυνάμενος δὲ διαδύεσθαι παντὸς τοῦ ἰσχνοῦ. ἐὰν γάρ τις ἀκριβῶς ἐξετάσῃ etc. Ferner καὶ τῶν ἀφύκτων πόνων ἐξέσωσας τοὐμὸν σῶμα. Das störende νοῦς stand also nicht im Texte; sondern man las also:

ὁ δ' ἐστὶ μέν μου λεπτὸς, ἀλλ' ἐπίφθονος,
λόγος, διελθεῖν ὡς Ἔρως σ' ἠνάγκασε
πόνων ἀφύκτων τοὐμὸν ἐκσῶσαι δέμας

Dafs des Schol. Erklärung von λεπτός (argutus *treffend*) richtig sei, lehrt die Vergleichung von V. 1081. διὰ λεπτοτέρων μύθων ἔμολον.

Diese wenige Proben aus drei Tragödien, die in der neuesten Zeit gerade am meisten bearbeitet worden sind, mögen hier genügen. Denn es liefse sich sogleich ein Buch so dick wie das des Verf.'s schreiben, wenn man alle die Fahrläfsigkeiten der neuesten Bearbeiter des Euripides aufdecken wollte.

J. A. Hartung.

Digitized by Google

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Herausgegeben
von der
Societät für wissenschaftliche Kritik
zu
Berlin.

December 1843.

Berlin, bei W. Besser.
1843.
Verantwortlicher Redacteur: der General-Secretair der Societät, Professor von Henning.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalt des December-Heftes.

Jahrbücher Nr. 101—120.

Seite

A. Erman. Archiv für wissenschaftliche Kunde von Rufsland. Zweiter Band. Berlin, 1842. — Erman. — Schott. 921

Firmenich, Germaniens Völkerstimmen. Sammlung der deutschen Mundarten in Dichtungen, Sagen, Mährchen, Volksliedern u. s. w. 1ste und 2te Lieferung. Berlin, 1843. — Sommer. 859

Des Q. Horatius Flaccus Satiren erklärt von L. F. Heindorf. Neu bearbeitet von E. F. Wüstemann. Mit einer Abhandlung von C. G. Zumpt, Ueber das Leben des Horaz und die Zeitfolge seiner Gedichte, namentlich der Satiren. Leipzig, 1843. — Bonnell. 878

Saint-Marc Girardin, Cours de la Littérature dramatique, ou de l'usage des passions dans le drame. Erster Band. Paris und Leipzig, 1843. — Weil. . 953

Quaestiones Homericae. Scripsit Car. Aug. Jul. Hoffmann. Vol. I. Clausthaliae, 1842. — Lauer. . 900

Krebs, Antibarbarus der lateinischen Sprache. In zwei Abtheilungen, nebst Vorbemerkungen über reine Latinität. Dritte umgearbeitete und vermehrte Auflage. Frankfurt a. M., 1843. — Poppo. 932

Liebig, die organische Chemie in ihrer Anwendung auf Physiologie und Pathologie. Braunschweig, 1842. — C. H. Schultz. 838

Menzel, deutsche Geschichte unter Leopold I. und Karl VI. Breslau, 1841. — Jacob. 907

Seite

Menzel, deutsche Geschichte unter Karl VI. u. Karl VII. Ebend. 1843. Auch unter dem zweiten Titel: Neue Geschichte der Deutschen von der Reformation bis zur Bundesacte. Neunter Band. Die Zeiten Leopold's I. und Joseph's I. Zehnter Band. Die Zeit Karl's VI. und die Anfänge Friedrich's II. — Jacob. 907

Περὶ Μάρκου τοῦ Κυπρίου, κ. τ. λ. Ὑπὸ Σοφοκλέους Κ. Οἰκονόμου. Ἀθήνησιν, 1843. — Theod Kind. . . 813

ULFILAS. Veteris et novi testamenti Versionis gothicae fragmenta quae supersunt ad fidem codd. castigata latinitate donata adnotatione critica instructa (.) Cum Glossario et Grammatica linguae gothicae (.) Conjunctis curis ediderunt H. C. de Gabelentz et Dr. J. Loebe. Voluminis II. pars prior. Glossarium linguae gothicae continens. Lipsiae, 1843. — Mafsmann. 801

Mohammed der Prophet, sein Leben und seine Lehre. Aus handschriftlichen Quellen und dem Koran geschöpft und dargestellt von Dr. Gustav Weil. Mit Beilagen und einer Stammtafel. Stuttgart, 1843. — Schmölders. 865

Niederländische Sagen. Gesammelt und mit Anmerkungen begleitet herausgegeben von Johann Wilhelm Wolf. Leipzig, 1843. — Sommer. 886

Anzeigeblatt No. 4.

Seite

Literarische Anzeigen . . . . . 1—4

Digitized by Google

Nachricht

über die

Fortsetzung dieser Zeitschrift.

Die *Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik* werden auch im nächsten Jahr in ungehinderter Verfolgung ihres von jeder wissenschaftlichen Einseitigkeit freien Zweckes und in dem bisherigen Umfang von jährlich 120 Druckbogen fortgesetzt werden. Die Herrn Abonnenten erhalten dieselben, nach ihrer Wahl, in wöchentlichen oder monatlichen Lieferungen zugesendet. In das den Jahrbüchern beigefügte Anzeigeblatt werden Buchhändleranzeigen gegen billige Insertionsgebühren aufgenommen. Die löblichen Verlagshandlungen, welche ihre *wissenschaftlichen* Verlagsartikel bald in den Jahrbüchern zur Beurtheilung gebracht zu sehen wünschen, werden wohl daran thun, wenn sie durch Vermittelung der Besserschen Buchhandlung in *Berlin* ein Freiexemplar einsenden. Der Preis der Jahrbücher bleibt wie bisher 12 Thaler jährlich und 6 Thaler halbjährlich. Alle Postämter und Buchhandlungen nehmen Bestellungen an und haben sich die letztern an die vorgenannte Bessersche Buchhandlung zu wenden.

Gedruckt in Berlin bei J. F. Starcke.

Digitized by Google

№ 101.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

December 1843.

LI.

ULFILAS. *Veteris et novi testamenti Versionis gothicae fragmenta quae supersunt ad fidem codd. castigata latinitate donata adnotatione critica instructa (.) Cum Glossario et Grammatica linguae gothicae (.) Conjunctis curis ediderunt H. C. de Gabelentz et Dr. J. Loebe. Voluminis II. pars prior. Glossarium linguae gothicae continens. Lipsiae*, 1843. *apud F. A. Brockhaus. XVIII u.* 244 *S. gr.* 4.

Nach siebenjähriger Frist (so leicht geht bei mühevollen Ausarbeitungen Zeit ins Land!) erhalten wir hiermit endlich den zweiten Theil eines der verdienstlichsten Werke; wenigstens liegt derselbe seiner gröfseren Hälfte nach vor uns, indem der zweiten und letzten noch die *Grammatik* vorbehalten bleiben mufste: diese jedoch wird, obschon nichts zugesagt ist, zweifelsohne jetzt rascher nachfolgen, da, was die Ausarbeitung oder den Abschlufs von Wörterbuch und Grammatik länger hinhalten mufste, gehoben und der Rest der mailändischen Palimpsesten inzwischen zugänglich wurde. Diese Reste der paulinischen Briefe, welche Graf Castiglione schon in ihren Aushängebögen den Altenburger Herausgebern zum Behufe ihrer Gesammtausgabe des Ulfila zusendete, geben dieselben nunmehr zugleich als Abschlufs ihres ersten Bandes mit diesem zweiten, unter neuem Gemeintitel für jenen und mit veränderter Firma: „ULFILAS. Veteris et novi testamenti Versionis gothicae etc. Volumen I. textum continens. Adjectae sunt tabulae duae lapide expressae. Lipsiae apud F. A. Brockhaus. 1843". XXXX. u. 359 S. gr. 4.

Die eben genannten Nachträge zum ersten Theile umfassen die beiden Briefe an die Thessalonicher, sowie an Timotheus; ferner die Briefe an Titus und Philemon; dazu die Bruchstücke des *Alten Testamentes* und zwar (aus des Ref. Skeireins) Psalm 53, 2. 3. und, aufser den von Castiglione bereits herausgegebenen Bruchstücken aus Nehemia und Esdra, von Letzterem noch ein bisher liegen gelassenes Stück aus dem 2. Hauptst. v. 8—27., welches reich an Zahlen und Namen ist, somit durch deren Wichtigkeit für die Lautlehre, hinlänglich für den Mangel an etwa erwarteten neuen Wortformen und Wurzeln entschädigt. Hiemit und mit einer reichlichen Anzahl „Addenda atque emendanda" für Text, Uebersetzung und Anmerkungen des I. Bandes schliefst dieser endlich ab.

Der eigentliche Band II. bringt uns nunmehr auf 244 gespaltenen Seiten das längst erwartete Wörterbuch oder *Glossarium* der gothischen Sprache, dessen Vorwort (wie Titel) und innere Erklärung, gegen Theil I., in *deutscher* Sprache durchgeführt ist. Dem Vorworte haben übrigens die Herausgeber, um sämmtliche Gothica in ihrer Gesammtausgabe zu vereinen, auch einen vielfach geförderten Wiederabdruck (nicht Nachdruck) der von Ref. im J. 1834 aus römischen und mailändischen Palimpsesten herausgegebenen „*Skeireins* oder Auslegung des Evangelii Johannis in gothischer Sprache", nicht minder das Bruchstück des von Maj und Castiglione 1819. schon mitgetheilten gothischen Kalenders mit den vom Ref. am mailändischen Manuscripte selbst 1833. nachgeholten, so wie eigenen Verbesserungen hinzugefügt. —

Bei der schmerzlichen Entbehrung der gothischen Uebersetzung des *Alten Testamentes*, welche wie die des Neuen nicht nur die Kirchenschriftsteller Sokrates, Sozomenus, Theodoretus aus Philostorgius dem Ulfila nachsagen, sondern wovon die uns überkommenen Bruchstücke des Nehemia und Esdra, nicht minder die kleinen Sätze und Zahlenfolgen die besten Zeugen sind, welche in einem Salzburg-Wiener Codex enthalten, von W. Grimm (Wien. Jahrbb. d. L. 1828. XLIII)

Digitized by Google

und weiter von Ref. (Haupts Zeitschrift I, 296 u. s. w.) als aus 1 Mos. 5 und vielleicht auch aus Ezechiel und den Makkabäern genommen, nachgewiesen wurden, hätte man S. 353 (des I. B.) aufser jenen Bruchstücken von Esdra und Nehemia und jenen wenigen, dem Psalm 53, 2. 3. angehörigen Worten, welche die Skeireins gewährte, auch wohl gern die Worte zugesellt gesehen, welche, zu jenen kleinen Bruchstücken aus 1 Mos. 5., die Skeireins aus 2 Mos. 19, 2—9. beibringt; nicht minder die Stellen, welche in Röm. 10, 15. 16. aus Jesaias 52, 7. und 53, 1. angeführt werden. Wurden von den Herausgebern doch auch gern die dem Codex Argenteus mangelnden, von der Skeireins erhaltenen Verse des Evangelii Johannis I, 29. 3, 3—5. 23—32. 5, 21—38. (und aus Hptst. 7. zur Bestätigung) aufgenommen. —

I.

So liegt denn nun aber der äufserlich schon ziemlich reiche, innerlich unschätzbare Gesammtschatz unserer gothischen Sprachdenkmäler, die eine grofse Gunst des Geschickes uns Deutschen vereint mit den ersten Büchern der Taciteischen Annalen (und seiner Germania) in Westphalen aufbewahrte, in einer sauberen und gesicherten Ausgabe vor uns. Wie sehr, wie erfreulich steht dieselbe von der Ihre-Fulda-Zahnischen durch allseitige kritische Erkenntnifs der Sprache, nicht minder durch erneute Anschauung des Textes ab! Der eine der verehrten Herausgeber, Dr. Loebe *), unternahm eine besondere Reise nach Upsala, um den Codex Argenteus durchgehends noch einmal zu prüfen. In Betreff der mailändischen Palimpsesten begnügte man sich theils mit einiger Nachlese, welche Ref. im J. 1833 schon an Ort und Stelle vorgenommen hatte, theils mit Nachfragen, welche der edle Graf Castiglione auf das Bereitwilligste mit je nochmaliger Prüfung der betreffenden Pergamentstellen beantwortete. Wie viel durch jene Reise und diese Nachlesen der gothische Text gewonnen hat, kann man in den in Betreff der Fehler aller früheren Ausgaben fast allzugenauen Textanmerkungen auf jeder Seite erkennen; wobei jedoch lehrreich ist zu sehen, wie unbegreifliche Fehler die früheren Herausgeber (Stiernhelm, Benzel, selbst Ihre und Junius) hinein gelesen und gedruckt haben, indem für kritische Würdigung des alten Textes selbst eine Parallele daraus hervorspringt, welche Buchstaben (nicht nur die in gothischer Schrift so nahe liegenden A und Λ; N, n, h, Π, u. s. w.) und Buchstabenverbindungen Jene vorzugsweise verwechselt und verwirrt haben. Die mailändischen (und römischen) Palimpsesten, die bekanntlich zum Theil sehr erloschen oder (durch die frühen Abbimser) sehr verletzt sind, in diesem Sinne nochmals der Prüfung deutscher Augen zu unterwerfen, reizen immer noch eine Menge Stellen, welche in Betreff grammatischer Flexionsausgänge oder Wörter- und Zeilenlücken in Frage geblieben sind und wo nur Augenschein, verbunden mit jener Schriftkritik noch etwas Besseres ergeben kann. Ja selbst der Codex Argenteus läfst solche Nachlese an manchen, namentlich erloschenen und verletzten Stellen (z. B. I, S. 20. 125. 154. 319. 333. 357 u. s. w.) immer noch wünschen. Man lernt in zehn Jahren schon zu und das Auge ist später oft glücklicher. Wir erinnern Beispiels halber an Matth. 6, 26., wo für das viel besprochene maisve athrizans (namentlich für das letzte Wort, dem das altn. adhr, ags. adhor, alts. adrê Vorschub zu leisten schien), das Auge selbst jenes neuesten Beschauers einmal so eingenommen war, dafs erst nach der Heimkunft von Upsala das Galat. 2, 6. aufgetretene vulthrs auch für jene Stelle das unzweifelhaft Rechte (das namentlich wegen jener nahen Verwechselung des A und Λ verborgen blieb), nämlich „máis vulthrizans" an die Hand gab *). Das aus derselben Augentäuschung von Refer. einst erlesene al*a*mannê statt al*l* mannê (vgl. Col. 1, 28.), das er aber früh wieder verliefs und auch hier im Wörterbuche aufgegeben erscheint, hat selbst die Grammatik lange geirrt; nicht minder das von Ref. früher schon, hier aber erst auf S. 243 verlassene sa gagg*i*da st. gagganda (d. i. gagga˜da).

Schon früher hat Ref. mehrmals den Wunsch ausgesprochen, dafs bei nochmaliger Abschrift des silbernen Codex wie der paulinischen Palimpsesten zu Mailand die *Ausgänge der Zeilen* hätten beobachtet und angezeichnet werden mögen. Es hängt davon für die Berichtigung des Textes in grammatisch und sonst zweifelhaften Fällen mehr ab als man glaubt, da die Schreiber von Unzialhandschriften, wenn sie über das

*) Herr v. der Gabelentz ist bekanntlich auch Verfasser einer Mandschu-Grammatik u. s. w.

*) Man vergl. wegen ähnlicher Unsicherheit über den Text Luc. 19, 20.

Digitized by Google

für die Schrift vorgerissene Geviert oder Rechteck auf die Ränder hinauszugehen sich durch ihre Vorlage, durch Laut- und Wortzusammenhang oder zu nahe liegenden Satzausgang veranlafst sahen, die ihnen zu Gebote stehenden Abkürzungen oder auch Schriftverkleinerung zu Hülfe nahmen; grade diese aber sind mehrfach leichter erloschen und — darum auch öfter übersehen worden. In den wenigen Fällen, wo die verehrten Herausgeber der gothischen Texte jene Zeilenausgänge in ihren Textanmerkungen wirklich angegeben haben, ist es immer lehrreich und leitend gewesen. Nicht nur dafs aus solchen thatsächlichen Zeilen- und Seitenausgängen Wiederholungen von Silben, wie *qvi*|qvithith (Jh. 9, 41.) *jái*|jáinái (J. 7, 45. in Skeir.), *hva*|hvazuh (Mtth. 5, 31.), bisitau|*tan*dan (L. 1, 65.), nicht minder mahtêd*i*|deina (2 C. 3, 7. und, wo die Herausgeber es nicht besonders angegeben haben, L. 9, 40.) *); sondern es lassen sich gewisse Mängel, namentlich von Flexionsausgängen auch am Leichtesten durch die Vermuthung oder Wahrscheinlichkeit von solchen Zeilenabbrüchen oder Seitenumwendungen erklären: so z. B. C. 3, 5. lustu ubila (in Cod. B.) st. ubila|na; oder L. 20, 42. in bôkôm psalmô st. psalmô|nô, (wie denn auch Eph. 4, 8. in Cod. A. am Rande erloschen nur psalmô... gelesen wird), so dafs S. 147 um dieses einen Falles willen gegen 4 andre S. 147[b] des Glossars nicht ein besonderer N. psalma neben psalmô (wie áivaggêljô) angesetzt zu werden brauchte. Col. 4, 1. dürfte garaíht|*ein* nicht unwahrscheinlich sein **), eben so Mc. 4, 1. galeithan|*dan* (ἐμβάντα). Oder R. 16, 24. st. izvara|mma vielleicht izvara *alla*|mma; vielleicht auch J. 17, 3. L. 9, 27. sunja|*ba* (ἀληθῶς) wie 1 Th. 2, 13. zu lesen sein. 1 Cor. 4, 10. fehlt (?) wegen Abbruchs der Zeile *in xau*; eben so Mc. 12, 32. *guth* (wenigstens ist S. 70 nicht angegeben, dafs es blofs im Druck wegen Ausgangs der Zeile vergessen wurde). — Eph. 6, 18. lesen wir, für παντὶ καιρῷ, in alla mêla: vielleicht brach die Zeile oder Seite ab, so dafs alla|m*ma mêla* beabsichtigt war. Skeir. Joh. 3, 4. steht am Ende der Zeile ma˜|, das dazu nöthige *na* (manna) wurde vergessen.

Der letztere Fall leitet zugleich auf *Abkürzungen*, die sich sowohl im Cod. Arg. als in den mailändischen Rescripten finden und wenigstens in den Vorlagen der alten Abschreiber öfter angenommen werden müssen. Wir meinen nicht die bekannten für ΓΨ, FA, IS, XnS etc., obschon auch diese manche Irrungen (nicht nur das thörichte FanA) veranlafst haben, insofern wohl nicht zu leugnen ist, dafs Jh. 11, 4. statt des aufgenommenen ïs: Ïêsus (IS), umgekehrt Mc. 1, 42 für Jesus (IS) jenes ïs (IS) gelesen werden mufs. *) Wir meinen auch nicht sich selbst erläuternde Abkürzungen wie apauslum (2 C. 11, 5.) oder Kaussaim (st. Káuláussáium), sondern solche wie ggin (C. 2, 14 cod. B) st. galgin, oder die noch der rechten Erklärung wartende Randglosse sihv (1 C. 15, 57), vor allem aber das auch durch der Herausgeber gewagtes, von Grimm in die Grammatik (I, 43) aufgenommene Subst. vigans (st. veigs?) noch nicht gelöste *du vigā*|*na* (L. 14, 31), bei dem wohl anders zu Werke gegangen und vielleicht L. 17, 22 zu Hülfe genommen werden mufs: hier steht sunus mans, was schwerlich sununs gelesen werden sollte, das keinen Sinn gäbe und auch so aussehen würde; SnNn˜S, sondern nur dafs das *s* von sunu*s* (welches dem Schreiber vielleicht aus v. 24, sunus mans, schon heraufblickte) zu *tilgen* sei, so dafs wir vielleicht dort in *vigā*|*na* auch ein solches *Tilgen* des *a* anzunehmen hätten und einen D. *vigna* (vom N. *vign* wie rign od. *vagns?*) oder diesen auch auf dem Wege erhielten, dafs wir VIΓ˜A| läsen und das NA wegen des Zeilenausgangs vom Schreiber wiederholt annähmen. In solchen wichtigen Fällen (oder wäre die dem Althochdeutschen entsprechende Declination des Infinitivus du viganna, der sonst freilich nirgends im Gothischen vorkommt, nicht von Wichtigkeit?) hätten die verehrten Herausgeber *facsimilisieren* sollen; was z. B. auch bei dem immer noch räthselhaften *tharihis* oder *thairhis* (Mtth. 9, 16), auf welches wir zurückkommen, zu wünschen gewesen wäre. — Eine handschriftliche Abkürzung könnte man vielleicht selbst 2 C. 3, 14 anzunehmen versucht werden, wo „in *andi* this gataúrnandins (Môsêzis)" gelesen wird und die Herausgeber in finem, nach dem Griechischen, über-

*) Vgl. L. 5, 39. — Aehnliche Verschreibungen und Wiederholungen L. 6, 17. (atgugg*ang*ands), J. 12, 47 (mana*nas*êd), 13, 13. (laisareis*areis*); Calend. (Frithareik*eik*eis); 2 C. 10, 12. (sik sik), 6, 3. (ei ei), 12, 6. (áiththáu áiththáu), Eph. 6, 9 (jah jus fráujins doppelt). Vgl. J. 9, 41.

**) Vielleicht gehört hieher auch 2 C. 13, 13. gaman ahmins st. gamáin|*ein* ahmins.

*) Aehnlich las Castiglione G. 4, 25. ΓΨ, für das richtige ÏΨ.

Digitized by Google

setzen, die Vulgata aber (nach v. 7. u. 13. πρόςωπον) auch hier durch in faciem wiedergibt, man also leicht, nach Ulfilas Vorliebe für Abwechselung der Synonyma (er braucht v. 7. vlits, v. 13. andavleizn), ein abgekürztes oder verschriebenes and(vaírth)i oder and-(áug)i vermuthen könnte. Doch hat der griechische Text hier εἰς τὸ τέλος. Abkürzungen oder Verschreibungen jener Art aber lesen wir auch 2 C. 1, 24 fráuj(in)ôma, Ph. 2, 25 ïzva(ra)na (Cod. B.), während 2 C. 12, 19 (in Cod. B.) die Verschreibung sunjô*da*ma und R. 12, 2. fra*ma*thjis nicht getilgt wurde.

Aber wir haben es noch mit andern, den gothischen Schreibern geläufigen Abkürzungen zu thun: zunächst mit den für N und M am Schluſs des Wortes und der Zeile vorkommenden, deren Vergessen oder ungehörigem Hinzufügen oder auch Vermuthen wir vielleicht einige verdächtige Stellen verdanken oder einige Berichtigungen abgewinnen können. R. 12, 19. steht thvaírhei˜ (d. i. thvaírhein) und Phlp. 2, 6. (ni vulva rahnida visan sik galeikô gutha) ist nothwendig galeiko˜ zu lesen, um dem τὸ εἶναι ἴσα θεῷ, in welchem Satze das εἶναι nicht dem visan entspricht, welches zu ni vulva rahnida (visan), οὐχ ἁρπαγμὸν ἡγήσατο, ganz wie 3, 7. thatuh rahnida ïn Christáus sleitha visan (bloſs ἥγημαι ... ζημίαν, ohne εἶναι) gehört, denen die durch das griechische εἶναι begünstigten Stellen L. 9, 19. 20, 7, 20. 41. Mc. 14, 64. J. 7, 4. (vgl. 1 Th. 4, 13. 1 C. 11, 2.) sich anreihen. Galeikô (Phlp. 2, 6.), verführt durch ἴσα (sc. εἶναι), bloſs für similiter (S. 297) zu nehmen, geht gewiſs nicht an. — 2 C. 11, 33. erklärt sich handus st. handuns wohl nur auf solche Weise (hANd nS); eben so wohl ungasaíhvanis (C. 1, 15.) st. —ins. u. L. 18, 11. invinda st. des richtigen invindans in Cod. B. Vielleicht erklärt sich daraus auch fif (1 C. 15, 6.) und sicher ist L. 2, 42. tvalib vintrus, was kein Adjectivum sein kann, weil es sonst doch wohl tvalibvintrs (wie arma-, háuh-, hráinja-haírts, sama-sáivals, muka-môds, vein-nas, thruts-fills, láus-qvithrs) oder tvalibvintra (f.) heiſsen müſste, *) auf solche Weise (VINTRn˜S) in tvalib vintruns zu verwandeln; obgleich (wie in der verwandten Stelle L. 8, 42. vintrivê tvalibê, Mc. 5, 42. jêrê tvalibê oder Mc. 14, 10. 43. J. 6, 71. thizê tvalibê und nach tháim tvalibim Mc. 4, 10. 11, 11. J. 6, 67. wie ainlibim 1 C. 15, 15.) wohl auch tvalibins erwartet werden könnte, wogegen aber L. 8, 43. (jêra tvalif), Mth. 10, 1. (thans tvalif sipônjans) 11, 2. (tháim tvalif sipônjam), L. 9, 1. (thans tvalif apáustáuluns), Mc. 6, 6. 9, 35. (thans tvalif), L. 8, 1. (thái tvalib) 9, 12. (thái tvalif) 9, 17. (táinjôns tvalif) sprechen. — Der öftere Wechsel von himina und himinam (gegen das Griechische: vgl. C. 1, 20. 16. 3, 15. E. 1, 28.), von kannja (gegen γνωρίζομεν) 2 C. 8, 1., hvôpam und hvôpa (Cod. B.) 2 C. 9, 2., sneitham u. sneitha (Cod. A.) Gal. 6, 9., auch bidjam (A. bidjan) 2 C. 10, 2. (δέομαι) gehört vielleicht auch unter jene Beziehung, insofern hier Verwechselung etwa eines goth. Punctes (:) statt ˜ gedacht werden könnte, wie etwa auch 1 C. 7, 16 (thu qvinôs); obschon jenen Fällen andre, die graphisch nicht so leicht gelöst werden könnten, wie 2 C. 10, 9. (thugkjiáma für δόξω, videor) 10, 8. (gaáiviscônda, αἰσχυνθήσομαι) zur Seite stehen. — Wie wir aber weiter oben in Eph. 6, 18. (ïn alla mêla) wahrscheinlich zu wenig (st. ïn alla*mma* mêla) erhielten, so könnte man Mtth. 27, 43, da der Gothe hier ei gasaíhváima aus Mc. 15, 32. herbeigeholt zu haben scheint, statt jah galáu*bjam* ïmma das in der gen. Stelle bei Mc. allein stehende jah galáubjáima auch hier allein zu vermuthen versucht werden; indeſs gewährte der griechische Text bei Matthaeus (καὶ πιστεύσομεν) ἐπ' αὐτῷ. — Vgl. vaírtháima u. vaírtham 2 C. 6, 44. (u. L. 6, 44.).

Die Mailänder Palimpsesten gewähren an ihren Seitenrändern nicht wenig Glossen oder Doppellesarten *), welche zum Theil treffliche Synonyma der gothischen Sprache und in ihnen oder in der Uebersetzung abweichender Lesarten des griechischen Textes manches sonst uns wahrscheinlich verlorene gothische Wort (wie tuggl, afsvaggvjan, zum Theil auch haírthr, skôhsl etc.) aufbewahrt haben und in einer viel kleineren, schräg liegenden, von der Unzialschrift der Texte in manchen Zügen (des *th.* und *s.* besonders) wesentlich abweichenden Schrift geschrieben sind, der auch die gothischen Unterschriften der neapolit. Urkunde sich, nur gröſser gezogen, bedienen und zu der auch die eine Textschrift der mailändischen Palimpsesten neigt.

*) Láushandjan (Mc. 12, 2.) nöthigt noch nicht zu einem láushandus; láusqvithrs (v. qvithus) dürfte für tvalibvintrs sprechen, obschon freilich nicht zu übersehen ist, daſs in letzterem Falle das r schon zu vintrus gehörte.

*) Manche Glossen sind in den alten Text schon gedrungen: vgl. L. 2, 2. Dazu 2. C. 3, 14. 12, 15. G. 4, 3. 21. Eph. 1, 7. Col. 1, 14. 3, 12.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 102.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1843.

ULFILAS. *Veteris et novi testamenti Versionis gothicae fragmenta quae supersunt ad fidem codd. castigata latinitate donata adnotatione critica instructa (.) Cum Glossario et Grammatica linguae gothicae (.) Conjunctis curis ediderunt H. C. de Gabelentz et Dr. J. Loebe.*

(Fortsetzung.)

Eine nicht geringe Anzahl Textstellen, deren Erklärung auch heute noch schwierig geblieben ist, werden vielleicht eine mehr oder minder glückliche Lösung gewinnen, wenn wir uns die den alten Abschreibern vorliegenden Urtexte zum Theil wenigstens in jener schrägeren, cursiveren Schrift geschrieben denken, in deren verschwommeneren Zügen leichter Buchstaben- und Sylbenverwechselungen möglich wurden: man vergleiche nur einmal in dem der Skeireins beigegebenen Facsimile das cursive *gabaúrjaba* oder *gastáistaldjáu* (n. 14.; auch n. 15. aus der neapol. Urk. und n. 13. aus dem einen Mailänder Texte) mit den vollkräftigen, strenggeschiedenen Unzialbuchstaben von 1 — 10., und man wird vielleicht geneigter werden, in den ersten Buchstaben des auch durch die S. 350 (Th. I.) von den Herausgebern versuchte Erklärung noch nicht gelösten *bi*jandzuththan mit Ref. die Zahl des wirklichen Verses (Philem. 22.) zu erkennen (BIG st. BK: man vergegenwärtige sich nur die gothischen Buchstaben cursiv!), womit freilich das räthselhafte andz-uhthan (für ἅμα, *simulque* oder *simul autem* Vulg.: *daneben* Luth.) noch nicht erklärt ist; man müfste denn das comparativische andiz-uh (L. 16, 13.) für ἢ γάρ, alioquin (aut enim Vulg.) zu Hülfe nehmen. — Auf jenem graphischem Wege läfst sich vielleicht auch noch das schon angeführte schwere *tharhis* (Mtth. 9, 16.) erklären; wenigstens darf sich folgende Deutung der Buchstaben wohl neben die bisherigen Form- und Sinnerklärungen (tharihs oder thaírhis: s. Th. I, S. 15.) wagen: man verbinde das wohl weniger vor **r** als vor oder nach **h** gehörige drübergeschriebene kleine Zeichen mit diesem, lese mit jenem für dieses (wie umgekehrt C. 6, 40. ustau*b*ans und Mc. 9, 42. *b*alsaggan st. halsaggan gelesen wurde) *tharbis*, und man würde den dem ῥάκους ἀγνάφου, panni rudis der Vulg. (pannum villosum der Herausgeber) wohl nicht zu fernen Begriff pannum (*fanan*) egeni (*tharbis* oder, nach oben geltend gemachter graphischer Möglichkeit, tharbins), somit wieder den rauhen, derben, aushaltigen Lappen (eines härenen Kotzen) auf ein altes, mürbes Tuch erhalten. Jene Ideenwendung aber dürfte um so weniger befremden, als Ulfila überhaupt ja in der fraglichen Stelle die Construction des Satzes zu wenden sich erlaubt, während er in der Parallelstelle Mc. 2, 21. dem griechischen Texte treuer genitivisch plat fanins niujis (statt dort du plata fanan tharhis) übersetzt.

Die in diesem Falle vermeinte Verwechselung des **h** und **b** führt auf eine Anzahl ähnlicher Graphica, die gleichfalls theils zu Tage liegen, theils wieder erschlossen werden und neue Beziehungen an die Hand geben dürften. Lange wurde, auch von Wellmann noch, hautrs statt hlutrs gelesen, und der Lesung hliutha (1 Tm. 2, 11.) satt hauïtha stimmt man gern bei. Der Lesefehler von thô mikiluna (R. 6, 23.) statt thô áuk *la*una beruht wesentlich auf derselben, oben in al*a*mannê schon geltend gemachten, Verwechselung des A und Λ; eben so mufs das 2 C. 2, 11. von Castiglione gelesene ga*l*iginôn ohne Frage mit den Herausgebern in ga*a*iginôn verwandelt werden. Vielleicht ist allh (L. 2, 46) ein alah? oder steht jene Schreibung wie faírrinôn (G. 5, 15)? Vielleicht entstand auf jene Weise auch alaba*l*straun (L. 7, 37.) *). Bei káupatjan

*) Auch L. 19, 12. (gaggida landis εἰς χώραν μακράν, in re-

Digitized by Google

aber (als aus κολαφίζειν entstanden) eine solche Verwechselung zu denken, verbietet wohl das viermalige Vorkommen des Wortes. Mc. 14, 65. aber soll cod. B. vait statt vlit lesen.

Die Verwechselung des N und M ist im Gothischen sehr nahe gelegen: gut auseinander gehalten ist es in dem Satze: ni af mannam nih thaírh mannan; Mc. 10, 45. hat das lange gelesene at andbahtjan (st. -m) lange geirrt. Col. 2, 14. liest Cod. A. usman statt usnam und Cod. B. ama statt ana; R. 13, 13. soll drugkameim stehen. Mc. 4, 12. mufs ohne Zweifel gajukô*m* gelesen werden wie 4, 3. 33., während 34. richtig gajukô*n* steht (vgl. 10). Vielleicht beruht balsa*n* (Mc. 14, 4.) auch auf jener Verwechselung, während thymia*m*is (L. 1, 10.) begründet ist. J. 4, 7. aber konnte der Form nach eben so gut ahmê als ahanê stehen, wenn Ulfila das erstere anders als für πνεῦμα gebrauchte. In bi*ma*mindêdun (L. 16, 14. irriserunt) liegt vielleicht auch bi*na*m*ni*dêdun. Vgl. ähnliche Zusammensetzungen mit bi (birôdjan). Seltener dürfte die Verwechselung von M und Ψ (th) sein und doch möchte man L. 8, 19. andqvi*m*an für andqvithan lesen, während 1 Th. 4, 9. ni thaúrbu*m* (χρείαν ἔχετε) mêljan ïzvis (γράφειν ὑμῖν), verglichen mit 5, 1. ni thaúrbu*m* (χρείαν ἔχετε) ei ïzvis mêljáima (ὑμῖν γράφεσθαι), gerechtfertigt erscheint. 2 Cor. 7, 3. hat cod. A. sijuth, B. sijum (ἔχε).

Näher liegende Verwechslung erlauben Γ und T: Mc. 4, 24. (s. das Facsim. zu Th. I.) schrieb deshalb der Schreiber frumisgras und 1 Th. 2, 17. (ïn andvaírthi ïzvar*a* *ga*saíhvan) ist vielleicht ïzvar*ata* saíhvan zu lesen, wenn nicht ïzvara hier das ὑμῶν genau wiedergiebt, etwa wie 1 C. 16, 2. R. 14, 11. *). Jenes *ga*saíhvan erinnert an R. 9, 33. wo *sa* láubjands doch wohl in galáubjands zu verwandeln sein wird, wenn man nicht noch dazu jah *hvazuh* sa *ga*laúbjands lesen will.

Dort wäre Γ und S getauscht: In Mc. 15, 46. wird man versucht aus draban das gewöhnlichere graban zu machen; und Mc. 15, 29. aus vithôn ein vigôn. Ein F und S wurde vielleicht verwechselt in dem bekannten gistradagis (für αὔριον? Mtth. 6, 30.), wo wenigstens -tra dagis einem etwaigen *af*tra dagis (wie die späteren aftermontag etc.) das Wort spricht; obschon das Gothische nur afar-dags, afar-sabbatus aufweist *).

Auch Γ und Λ scheinen vertauscht: wenigstens wird man versucht G. 3, 1. statt afhugida (für ἐβάσκανε, fascinavit; die Herausgeber übersetzen obcoecavit, um an afhugjan zu kommen, das aber schwerlich so active gebraucht werden dürfte) in afhu*l*ida zu verwandeln, (wie auch Philpp. 3, 16. Cod. B., zum nahen hugjan, falsch andhugjan hat), wie umgekehrt Mc. 10, 24. hunjan in hubjan für hugjan (wie *áigan*-*áihan* und fahêths-faginôn, filhan-fulgins). Das räthselhafte huΓSis der neapol. Urkunde ist vielleicht doch huFis (hoves). N und **h** werden auch sonst versehen: R. 10, 19. mufs für ïnu*h* thiudôm sicher în u*n*thiudôm (vgl. R. 12, 21.) oder in *ni*-thiudôm (wie R. 9, 25. thô *ni* managein) gelesen werden. Eben so vielfach werden N und **n** (u) verwechselt: manches thau und than, aiththau und aththan wird auszutauschen sein.

Eine vielfache Verwechselung giebt sich kund zwischen **h** und **n** (d. i. u). Wir lassen dahin gestellt sein, ob J. 18, 37. nicht annu*u* statt annu*h* gelesen werden müfste (vergleiche Mc. 11, 31. uzuh), aber das **h** scheint sich öfter graphisch an das **n** angelehnt zu haben, so dafs die Frage entsteht, ob 2 C. 13, 5. thau oder thauh, Eph. 2, 12. u. s. w. ïnu oder ïnuh, 1 C. 15, 18. thanu oder thanuh zu lesen, 2 Th. 2, 18. aber daraus suauh entstanden, Mtth. 5, 15. das h in liuteith ausgefallen, endlich dasselbe nicht doch in drauhsna eingedrungen sei und das Wort dennoch zu driusan gehöre: man vergleiche nur L. 16, 21. *drauhsnô* thizô *driusandeinô* af biuda this gabeigins. Hieher fällt endlich auch wohl hiu*h*ma (hiuma) und ïumjô; vielleicht auch das einzige slauhts (R. 8, 30), dem gegenübersteht andabaht st. andabau*h*t (1 Tm. 2, 6.) **). Wir reihen hieran die verwandten Π und **u** (d. i. qv,

gionem longinquam) könnte man an andis denken, wie allandjô (1 Th. 5, 23.), wo man doch nicht umgekehrt wieder ein alllandjô sehen dürfte für ὁλοτελῶς, per omnia.

*) J. 15, 19. möchte man ähnlich svêsata (τὸ ἴδιον) st. svêsaus lesen; Col. 5, 13. aber silbans st. silbam.

*) L. 9, 62. steht aftra für εἰς τὰ ὀπίσω; aber entweder mufs hier afta oder Phlp. 3, 14. thô aftra (τὰ ὀπίσω) gelesen werden.

**) Eph. 3, 18. steht gavaúrhtái für gavaúrtai (ἐρριζωμένοι) S. 187a, wofür Ref. früher schon gavaúrtidái vermuthete.

Digitized by Google

qu): vielleicht erklärt sich daraus supôn (Mc. 9, 50. L. 14, 34.) und suqôn (Col. 4, 6.).

Andrerseits Π und T oder TI in dem bekannten plapjô für πλατεῖα (Mtth. 6, 5.). Wie Ulfila neben seinem táinjô (für κόφινος) und snôrjô (für σαργάνη) auch das griechische spyreida (σπυρίς, ίδος: Mc. 8, 8. 20.) gebraucht, so wechselte er für πλατεῖα auch wohl mal zwischen seinen deutschen gatvô, faúradaúri mit dem griechischen platja oder platija ab, das seinen Gothen von Constantinopel her bekannt genug sein konnte und näher lag, als etwa ein doch erst wieder aus dem Latein genommenes plebium (von plebs), das überdies erst im mischenden Gallien und im Capitulare de villis begegnet. Vgl. Th. I, S. 5. — Auch bei juNda, wenn es nicht dreimal vorkäme, könnte man versucht werden an jul'lda zu denken; doch läfst der Comparativus jubiza (wie huhrus zu huggrjan) auch auf j(uh)und schliefsen. — Bedenkt man das ags. hrôf (engl. roof), so möchte man im goth. hrôt Verwechselung von T und F vermuthen.

I und F (das gothische) dürften verwechselt sein in Mc. 6, 19., (sô hêrôdianai svôr ïumma), wo an herôdiânum und hêrôdianê in 3, 6. 12, 13. nicht zu denken ist und jedenfalls hêrôdias (wie 6, 17. u. s. w.) hergestellt werden mufs; für -ai aber käme dann vielleicht am Einfachsten af zu lesen: afsvôr (vgl. 12, 1. afslahan, 14, 45. u. L. 19, 8. afdáuthjan Mtth. 26, 74. afdômjan etc.); oder man wage váisvôr (wie váifaírhvjan). Jedenfalls umgeht man ein svêran (S. 173) anzusetzen, mit nicht bewiesener Reduplication sái-svôr, wonach obenein Hêrôdiassáisvôr anzunehmen wäre.

(Die Fortsetzung folgt.)

LII.

Περὶ Μάρκου τοῦ Κυπρίου, κ. τ. λ. Ὑπὸ Σοφοκλέους Κ. Οἰκονόμου. Ἀθήνησιν, 1843. 64 S.

Rec. hat sich schon oft gewundert, dafs der bekannten, mit grofser Sicherheit und einer Art von Infallibilität ausgesprochenen und geltend gemachten, wennschon darum nicht weniger gewaltsamen und nicht um ein Jota mehr begründeten Hypothese Fallmerayer's über den Ursprung und die Abstammung der Bewohner des heutigen Griechenlands bisher nicht von Griechen selbst in Schriften entgegengetreten worden ist. Sie konnten und können freilich in gewisser Hinsicht nur als Richter in eigener Sache, mithin als nicht ganz unbefangene Richter erscheinen; indefs liegt es auch wieder Niemandem so nahe, als ihnen, nicht sowohl ihre eigenen Interessen zu vertreten, als die der geschichtlichen Wahrheit selbst wahrzunehmen und zu vertheidigen. Das vorliegende, in neugriechischer Sprache, nur mit zu hellenischer Färbung verfafste Schriftchen eines deutschwissenschaftlich gebildeten Griechen (der Verf., Sohn des bekannten Geistlichen, Konst. Oikonomos, ist Dr. der Medicin und Chirurgie in Athen, hat in Deutschland studirt, und bereits eine Lebensbeschreibung des deutschen Arztes Hufeland in neugriechischer Sprache herausgegeben) bricht, so viel Rec. weifs, zuerst dieses Schweigen von Seite der Griechen, wird übrigens wohl nicht das einzige dieser Art bleiben; vielmehr hat sogar noch in gegenwärtigem Jahre eine ausführliche Widerlegung Fallmerayer's von dem gelehrten A. Levkias, Prof. an der Universität in Athen, in griech. und lateinischer Sprache erscheinen sollen. Das vorliegende Schriftchen hat es jedoch zunächst, wie es scheint, nicht mit Fallmerayer und seinem Pseudo-Slavismus der Griechen zu thun; vielmehr ist das, was hier über ihn und gegen diese gezwungene Art und Weise der Begründung seiner Hypothese aus den Büchern der Vergangenheit bemerkt wird, nur gelegentlich gegen ihn vorgebracht worden. Indefs trifft es nichts desto weniger, und eröffnet in nicht unangemessener Weise eine Polemik gegen Fallmerayer, deren Wirkungen nicht ausbleiben können und nicht ausbleiben werden. Hauptsächlich ist es dem Verf. bei diesem Schriftchen um einen Griechen des siebzehnten Jahrhunderts, Markos Kyprios, zu thun, welcher Erklärungen, eine Art Commentar zu den Aphorismen des Hippokrates geschrieben hat, der jedoch noch ungedruckt ist, und von welchem Dr. Oikonomos eine Abschrift in die Hände bekam, die er S. 26 f. näher beschreibt. Die Erklärungen sind im griechischen Volksdialekt geschrieben, und haben auch insofern, nämlich zur Kenntnifs der sogenannten neugriechischen Sprache im 17ten Jahrh., ein besonderes Interesse. Es wird zugleich Einiges aus diesem Commentare, der sich natürlicher Weise nur auf die Sache, nicht auf Worterklärungen einläfst, mitgetheilt (S. 27—31), damit man daraus die Methode des Markos Kyprios kennen lerne. Bei vorkommender Gelegenheit verspricht der Verf. des Schriftchens (S. 31) diese Erklärung ganz zu veröffentlichen. Durch das, was er hier davon mittheilt, hofft er zugleich Andere zu veranlassen, dafs sie die mancherlei, noch ungedruckten Arbeiten ausgezeichneter Griechen aus der Zeit der letzten Jahrh. öffentlich mittheilen, um auf diese Weise einer vollständigen Geschichte der philologischen und ästhetischen Literatur des griechischen Volks aus jener Zeit vorzuarbeiten. Aufser dem Markos Kyprios wird hier (S. 21) auch noch eines andern gelehrten Griechen, Anastasios Gordios aus Agrapha, gedacht, der, etwas jünger als Markos Kyprios, ebenfalls Erklärungen zu den Aphorismen des Hippokrates geschrieben hat, von denen jedoch Dr. Oikonomos nicht weifs, wo sie sich handschriftlich befinden. Uebrigens werden auch einige biographische Notizen über Markos, der auf der Insel Kypros geboren wurde (daher heifst er Kyprios), mitgetheilt. Eigentlich war Markos Philosoph, und unter andern Lehrer an der Schule in Bukarest. Er wird als ein guter Hellenist und tüchtiger Gelehrter gerühmt, und unter den Lehrern und geistigen Wohlthätern seines Volks mit Ehren genannt.

Sonach bildet Markos Kyprios mit dem, was über ihn und von ihm hier mitgetheilt wird, den eigentlichen Kern des Schrift-

Digitized by Google

chens. Eingeleitet werden diese Mittheilungen durch allgemeine Bemerkungen zur Ehrenrettung des neugriechischen Volks im allgemeinen, und namentlich in Betreff ihres Zustandes unter der türkischen Herrschaft, welcher, trotz des Lähmenden dieser Herrschaft, doch ein, in nicht geringem Grade strebsamer Zustand des griechischen Volks war. Es wird die Verwandtschaft der Neugriechen mit den alten Griechen, äufserlich und innerlich, in moralischer und intellectueller Hinsicht, in Körperbildung, Charakter, Geist und Sprache, wenn auch nur in kurzen Zügen nachgewiesen. Es wird der frühen Sorge unter ihnen, bald nach der Eroberung Konstantinopels durch die Türken, für Volksunterricht, theils Seitens der Kirche, theils Seitens Einzelner, gedacht; es wird über die in den Schulen Griechenlands seit langer Zeit herrschende sogenannte Lancaster'sche Methode, über die sonstigen inneren Einrichtungen und den Nutzen dieser Schulen, so wie über die Schriftstellerei unter den Griechen jener Zeit manches Interessante, wenn auch nur kurz mitgetheilt. Schon in diesen einleitenden Bemerkungen spricht sich der Verf. im Allgemeinen gegen Fallmerayer und gegen dessen Hypothese, so wie über die unredliche, falsche und gewaltsame Art und Weise aus, mit welcher derselbe bei Benutzung historischer Ueberlieferungen der Vergangenheit seine Hypothese, die er als eine gleich fertige und gemachte vorbringt, nicht aber erst weiter von Innen heraus zu begründen sucht, sondern nur äufserlich und scheinbar zu stützen sich bemüht. Schon in diesen einleitenden Bemerkungen macht der Verf. Fallmerayer den Vorwurf, dafs er, ein tiefsinniger Politiker und phantasiereicher Dichter, in slavische Etymologien sich vertieft, ohne nur ein Wort slavisch ordentlich zu verstehen; dafs er die Wörter falsch auslege, falsch zusammenstelle und aus den Wörterbüchern unrichtig abschreibe (wie ihm schon von Kopitar nachgewiesen worden); dafs er nicht Griechisch verstehe, und die Zeugnisse der Byzantiner, deren Wortlaut und Wortsinn er nicht genau untersucht habe, statt dieselben zu verstehen und recht zu deuten, vielmehr geradezu verfälsche. Zwar sei F., also meint der Verf. S. 10, zwei Mal in Griechenland gewesen (ohne übrigens, wie es scheine, auch nach Anticyra gekommen zu sein); allein auf die Sprache der heutigen Griechen und die localen Eigenthümlichkeiten dieser Sprache, auf die Sitten und Gebräuche des Volks, auf die physische Beschaffenheit und die geistigen Eigenheiten desselben, auf die ihm angeborne aufserordentliche Lernbegier und den regen Eifer für Kenntnisse und für Aufklärung — was sie besser und schärfer charakterisire, als die, bei den Europäern von den alten Kunstwerken her gepriesene griechische Nase und der griechische Kopf, — auf Alles dies hat der κακόμουσος mit dem slavischen Namen nicht gemerkt; für dies Alles hat der kluge Mann kein offenes Auge und Ohr, hat er keinen Sinn gehabt, und deshalb hat er auch darauf gar kein, oder doch nicht das gehörige Gewicht gelegt. Auf die besondere Widerlegung F—s geht der Verf. S. 35 f. über. Diese Widerlegung erstreckt sich theils auf die Behauptung F—s, die er auf eine Notiz des Patriarchen Nikolnos (im J. 1081) gründet, dafs im J. 589 viele Myriaden Slaven in den Peloponnes eingedrungen seien, theils auf die bekannte Stelle des Konst. Porphyrogenneta (ἐσθλαβώθη ἡ χώρα κ. τ. λ.), wo vielmehr zu lesen sei: ἐσκλαβώθη, — eine Ansicht, für welche innere und äufsere Gründe aufgestellt werden, theils auf die angeblichen Nachweise F—s für die von ihm behauptete gänzliche Slavisirung des Peloponneses und Griechenlands überhaupt, insofern er nämlich diese Nachweise von den slavischen Namen hernimmt, welche heutzutage viele Oerter, Flüsse, u. s. w. daselbst haben. Jedenfalls ist die, auf diese slavischen Namen gestützte vermeintliche Begründung der Hypothese F—s die schwächste Seite derselben, und ihm als solche auch bereits von Andern, namentlich von Kopitar, Rofs, u. s. w. nachgewiesen worden. Diese vermeintliche Begründung ist aber schon an sich eine im *höchsten Grade* schwache und ungenügende, und sie würde wohl an und für sich nur dann von einigem Gewichte sein können, wenn die Hypothese mehr wäre, als eben — Hypothese. So wenig, und so blofs äufserlich beweisen diese slavischen Namen Etwas, und zwar nur dafür, dafs Slaven in einzelnen Theilen des alten Griechenlands sich festgesetzt haben, dafs man sich eigentlich gar nicht weiter die Mühe nehmen sollte, das Gesuchte und offenbar Falsche in einzelnen dieser Nachweise selbst erweislich zu machen. Hier hat übrigens F. die Gegenwart Griechenlands ins Auge gefafst; hier, wo er sich an blofse, oft wechselnde Namen der Oertlichkeiten halten konnte: warum hat er dies hierbei *nicht* auch sonst, und auch da gethan, wo nicht blofs äufserlich wechselnde Erscheinungen an und in dem Volke selbst, um welches es sich handelt, ihn zu andern Ergebnissen einer leidenschaftslosen, unbefangenen und allseitigen Betrachtung und Untersuchung führen mufsten?

In das Einzelne der hier, in der oben angegebenen dreifachen Beziehung versuchten Widerlegung der Fallmerayer'schen Hypothese von dem gänzlichen Untergange alles und jeden griechischen Elementes in den Bewohnern des heutigen Griechenlands weiter einzugehen, ist nicht der Ort; und es mufs genügen, in Vorstehendem auf diese Widerlegung, so wie auf die vorliegende Schrift selbst aufmerksam gemacht zu haben. Interessant ist es übrigens, hier den Sohn, nämlich den Verf der vorliegenden Schrift, diese Fallmerayer'sche Hypothese angreifen zu sehen, während der Vater, der obgenannte Konstantinos Oikonomos, ein Δοκίμιον περὶ τῆς πλησιεστάτης συγγενείας τῆς Σλαβυνο-Ρωσσικῆς γλώσσης πρὸς τὴν Ἑλληνικήν (1828, in drei Bänden) geschrieben, und auch seitdem seine slavisch-russischen Gesinnungen vielfach öffentlich bethätigt hat. Mögen Andere durch die vorliegende Schrift sich veranlafst finden, jene Hypothese zu prüfen, ihre Gründe abzuwägen, und, wenn sie sie nicht vertheidigen können, zu widerlegen.

Dr. Theodor Kind.

Digitized by Google

№ 103.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1843.

ULFILAS. *Veteris et novi testamenti Versionis gothicae fragmenta quae supersunt ad fidem codd. castigata latinitate donata adnotatione critica instructa (.) Cum Glossario et Grammatica linguae gothicae (.) Conjunctis curis ediderunt H. C. de Gabelentz et Dr. J. Loebe.*

(Fortsetzung.)

Zwar finden sich viele Fälle, wo namentlich von zweien zusammentreffenden s die Schreiber das eine ausliefsen. In vielen derselben sind die zusammentreffenden -s s-, oder -ss, auch -sst-, ebenso -ψ ψ- u. s. w. sehr gut geschieden d. h. ausgeschrieben worden, z. B. usstass, tvisstass (doch Cod. A. in G. 5, 21. tvistass und tvistandands Cod. B. in 2 C. 2, 13., ustassái L. 14, 14., ustáig Mc. 3, 13., ustôth L. 6, 55. 8, 55. 9, 9. 10, 25.), oder vaírth thizê (Mc. 10, 44. u. Neap. Urk., doch hier auch vaírthizê), gahamôth thamma (Eph. 4, 24.) *); aber wir lesen auch diskritnan (Mtth. 27, 51.) neben disskritnan (Mc. 14, 63.) und bei disvinthjan (L. 20, 18.) wird man versucht vom S. 193 angesetzten, an sich verdächtigen vinthjan zu svinthjan hinüberzublicken. Wir lesen ferner disiggqvan (Eph. 4, 27. Cod. A), unskalkans (2 C. 4, 5.), invisandins abbatê (Mc. 16, 1.). — 2 C. 5, 19. steht richtig gafrithônds sis, aber 2 C. 3, 2. lesen wir auch wieder jusijuth und 2 C. 5, 18. ist vielleicht statt unsis zu lesen uns sis (nos sibi), vielleicht auch Eph. 6, 22. bi ugkis ist st. bi ugk ist, obschon uns und unsis auch jenes vermuthen liefse; doch heifst es gegen jene eine Stelle sechsmal ugkis. J. 13, 26. ist auch wohl Simonis (i)skariôtáu zu lesen (vgl. 12, 4.). Nabt slêpand (1 Th. 5, 7.) kann (wie vintru visan) neben nahts drugkan u. dagôs visandans (5, 7. 8.) bestehen; eben so áin sijaima od. sijuth (J. 10, 30. 17, 11. 22. G. 3, 28.) neben áins sijáina (J. 17, 21.). Ein s zuviel scheint wie Mtth. 7, 13. (vigs*s* sa) auch J. 9, 28. (thu ïs sipôneis thamma, ïth veis Môsê*s* sipônjôs), zu stehen, wo wohl Môsêzis stehen müfste, wenn der Genitivus nach dem Griechischen verlangt würde, dem aber thamma zweimal widerspricht, so wie die gothische Form des Genitivs von Môsês (vgl. Mc. 12, 26. L. 2, 22 J. 7, 23. 2 C. 3, 7.); beim Dative dagegen, der einmal auch Môsêza lautet (2 Tim. 3, 8.), die Form Môsê die gewöhnlichere ist (M. 9, 4. 5. L. 9, 33. J. 5, 46. 7, 22. 9, 28.). — 2 Cor. 8, 8. fehlt jedenfalls ein s (usdaudein*s*), während L. 9, 33. (ni vitands hva qvithith thata) vielleicht qvithi (wie die Vulg. diceret) stehen könnte: freilich hat das Gr. λέγει. Jedenfalls aber fehlt ein g in G. 2, 18. cod. A. (vaurstveigatavida). Jener Ausfall eines s könnte auch zu weiterem Ausfalle Mtth. 11, 2. Veranlassung geworden sein, wo statt bi sipônjam seináim zweifelsohne *b.* u*s* sip. s. d. i. δύο τῶν μαθητῶν αὐτοῦ gelesen werden mufs. Solches *us* fiel vielleicht graphisch auch 1 C. 15, 12. (zweimal usstafs dáutháim, νεκρῶν) aus; urráis us dáutháim (ἐκ νεκρῶν) geht vorher. — R. 11, 25. (dáubei sumata) fiel wohl wegen ähnlichen Ausganges im ersten Worte zwischen beiden *bi* aus (vgl. 2 C. 1, 14. 25. bi sumata). — Richtig geschrieben finden wir C. 4, 17. jus us-, 2 C. 11, 4. ahm*an* *an*tharana, *) L. 15, 23. 27. than*a* *a*lidan; dagegen liest Cod. A. 2 C. 7, 11. falsch saihv*a* *á*uk; L. 16, 23. (than Abraham) aber mufs wohl than*a* *A*br. gelesen werden (vgl. thamma Jôhannê J. 5, 36.), umgekehrt wieder L. 1, 73. (vithra Abraham*a* attan) in Abraham (vgl. 1, 55.) zu verwandeln sein. Dulths bildet seinen D. dulth: J. 13, 29. ist daher dulth*ai* *a*iththáu vielleicht jene Schreib-

*) Vgl. Nehem. 5, 18. jah allaitháim jah. (!).

*) Dagegen fimf*ta*fhundin (L. 3, 1.), und urráisi*da*uthum (R. 10, 9.); vgl. 1 Tm. 1, 5. aththan (an)deis, standan(dan)s (Mtth. 26, 73.) etc.

Digitized by Google

wiederholung. Richtig lesen wir R. 10, 9. gabraíhtidái ïth, 1 C. 7, 6. bifaíhái ïth und 2 Th. 4, 16. ïn háitjái ïn; dagegen falsch 2 C. 5,15. cod. B. libáinai ak; fáiand*a* untê (R. 9, 19.) und 2 C. 1, 19. ist bei fastubnj*a* *a*nabusnê die Frage, ob nicht fastubn*i* anab. zu lesen sei. In G. 6, 1. (ïb*a* jah) und 2 C. 2, 2. (niba) hat cod. A. ein i zu wenig. Fram gutha attin (2 C. 1, 2. G. 1, 3. Eph. 1, 2. 6, 23. 2 Th. 1, 2. 2 Tm. 1, 2. Tit. 1, 4.) ist richtig bewahrt; fram gutha. aththan aber 1 C. 4, 6. verlangt nach dem Gr. ταῦτα in fr. gutha. thô than geändert zu werden. — R. 8, 9. steht ni ïst für das gewöhnlichere nist (vielleicht ist auch nissijái aus ni ïs sijái entstanden); J. 14, 11. (ni ïn) ist das ganze ni (welches J. 12, 47. fehlt) überflüfsig; J. 12, 42. aber in synagogei*n* usvaírpanai nicht nur *i* einzuschieben, sondern ein doppeltes n (d. i. *ni*) zu ergänzen, wie 2 Tm. 1, 8. ein nu; 1 Tm. 3, 13. mufs es heifsen balthe*in* (ïn) galáubeinái und 1 Tm. 4, 7. 8. ist mit Verdoppelung des th oder des ganzen ïth zu lesen bivandei(ïth) thrôthei. (oder b. ïth usthrôthei). 2 Cor. 11, 6. ist gabaírhtida ïn zweifelsohne in gabaírhtidái (φανερωθέντες) ïn zu verwandeln, obschon ïm (sum) vorhergeht; L. 10, 4. aber kann das i in ïn thane(i) gardei wohl nur durch das folgende ïnn an die falsche Stelle. — Phlp. 1, 17. heifst es gasatiths ïm, ïth tháiei, wo letzteres Wort οἱ δὲ (quidam Vulg.) wiedergeben soll. Da vorher sumái, sumái than (τινὲς μὲν, τινὲς δὲ — οἱ μὲν) geht, so sollte man letzteres auch dort gewürtigen und es läge vielleicht graphisch auch zur Hand: man vergleiche nur gasatiths *ïm*. ïth tháiei mit gasa*tiths ïm*-(*ïth*) *sum*ái than. Aber der Gothe las hier vielleicht in seiner griechischen Unzialhandschrift (ohne Accente) οἱ für οἱ, wie 1 C. 10, 17. und wie Mc. 7, 16. αὐτοὺς für αὐτοὺς, G. 5, 11. ἄρα statt ἄρα, R. 10, 10. καρδία st. καρδίᾳ, 2 C. 3, 7. ἐνδόξῃ, st. ἐν δόξῃ *).

1 C. 9, 9. lesen wir aúhsáu triska*i*da*i*, das durch engstes Verbinden der gothischen Buchstaben ND, welches vorkommt, am Sichersten (und warum nicht accusativisch zu faúrmuljan?) in aúhsa*n* triska*n*da*n* verwandelt wird. Solche Verschlingung des ND hat vielleicht auch in den vielen Fällen gewirkt, in welchen das Participium activi (auf — nds) und passivi (auf — ns) verwechselt wird: vgl. Mc. 12, 24. 2 C. 7, 6. 9, 14. G. 2, 12. C. 10, 2; auch banvida L. 10, 37. — Eine ähnliche enge Verbindung kommt auch zwischen **h** und T (**h̄**) vor, woraus auch wohl gabaírhjandin (Cod. A. in 2 C. 2, 14.), liuteith (Mtth. 5, 15. wo auch **n** und **h** im Spiele sein können) und thlaubs (Tit. 1, 3. Mtth. 13, 18.) sich erklären. *) —

Noch manche andre Stellen im Ulfila harren ähnlich der Enträthselung nach graphischen, so wie weiteren kritischen Gesetzen. Undarleijin (ἐλαχιστοτέρῳ. Eph. 3, 8) läfst auch noch andre als des Ref. Aenderung in undarleikin („quae conjectura mirifice nobis placet": Th. I. 286) oder Grimm's (u. Wellmann's) *undarlêgjin* zu; nicht minder manaulja (σχήματι, habitu *Phlp.* 2, 8.), was nicht wie mana-sêths, mana-maúrthrja, mana-riggvs Compositum sein kann, und eher ein man-ludjái (προσώπῳ vgl. Mtth. 6, 17.) oder manvlita (μορφῇ) verbergen mag, wie vorher v. 7. μορφὴν δούλου übersetzt wird mit vlit skalkis. Was in bithê uhtiug (1 C. 16, 12. ὅταν εὐκαιρήσῃ, cum ei vacuum fuerit Vulg., „quum opportunum" der Herausgeber) steckt, ist schwer zu sagen, kaum bithêuh (st. bithêh) u. til; εὔκαιρος ist gatils, εὐκαίρως gatilaba, aber auch uhteigô (2 Tim. 4, 2.), was aber klar als uht-eigs heraustritt, während jenes uht*iug*, das den Herausgebern I, 241. II, 410a. keine Zweifel verursacht, eine Mifsbildung an sich trägt. Hier hilft wohl nur etwa bithê uht*eig* *vai*rthith (*va*káith folgt).

In saur*ini*fynikiska (Mc. 7, 26.) ruht gewifs auch noch ein Fehler; nicht minder in us *afar* Abijins (L. 1, 4.), das verglichen mit ïn vikôn kunjis (1, 8.) wenigstens us afar*a* *A*bijins erwarten liefse. *Avô* (μάμμα 2 Tm. 1, 5.) erlaubt die Vermuthung einer Anô trotz dem lateinischen avia. Ueber das ἅπαξ λεγόμενον *aibr* (Mtth. 5, 23.), dem giba folgt, hätte 55b. aufser ΓIBR, TIBR, SIΛnBR, ARBI auch Diez romanische Grammatik I, 56 zu Rathe gezogen werden sollen. — Das räthselhafte unt*ha* thliuhan (ἐκφύγειν) schiene wenigstens (Th. 5, 3.) da οὐ μὴ nicht ausgedrückt ist, einem ung*a*thliuhan weichen zu müssen; nur kommt es 2 C. 11, 33. nochmals wieder, wo blofs ἐξέφυγον steht. —

*) 2 C. 5, 10. ἴδια st. διὰ; L. 7, 25. τρόφῃ st. τρύφῃ; 1 C. 9, 22. πῶς für πάντως (am Rande steht wenigstens noch vaila für hváiva vgl. L. 5, 19.) Vgl. R. 11, 33. G. 4, 28. 1 C. 12, 15; doch auch Mtth. 5, 26.

*) Andere Auslassungen des h kommen in thaírvakands (L. 6, 12.), thaírthleihan (L. 18, 25.), fravaúrtê (C. 1, 4.) vor; vgl. *th*-in ïnsvi*nj*aith (E. 6, 10.), baúrein (G. 4, 5.).

Digitized by Google

Gananthjan L. 5, 4. möchte man in gaandjan, mithkaúriths in mithskáuniths (vgl. Phlp. 2, 6. 3, 21.) ändern.

Andre Fälle berühren näher die grammatischen und syntactischen Formen. Mc. 13, 29. thatei nêhva siju than wird der Form nach doch als siju*th* an*a* *haúrdim* zu ergänzen sein, obschon das Gr. ὅτι ἐγγύς ἐστιν ἐπὶ θύραις bietet; oder sollte nach der Vulg. (quod in proximo sit in ostiis) sijái mit jenem *th* zu lesen sein, welches auch 1 Th. 4, 14. (tiuháith, ἄξει), G. 5, 10. (baíráith, βαστάσει), C. 3, 15. (svignjáith, βραβευέτω) dem Conjunctivus (mit bestimmterer futurischer Bedeutung?) sich anhängt. *) Die Stelle J. 7, 42. (ïbái *thu* us Galeiláia christus qvimith) ist fast nur zu erklären, wenn man annimmt, dafs der Schreiber schon 7, 42. (ïbai jah thu us Galeiléia ïs) im Sinne hatte; oder man müfste ibai-u us wagen??

Gaban statt giban, aban st. abin (1 C. 7, 11.), mitad st. mitid (L. 6, 28.), graba st. grôba (L. 19, 43.) sind Schreibfehler; andere Betrachtung verdienen folgende drei oder vier Fälle abweichenden Geschlechtes: R. 11, 1. steht zu managein (f.) seinamma; R. 11, 33. unusspillôda sind stáuôs (f.); 2 C. 5, 1. aírtheina unsara gards (m.), während v. 2. gleich richtig nachfolgt gard unhanduvaúrhtana áiveinana. Der vierte Fall ist ïzvarana gáunôth*a* (2 C. 7, 7.), wo aber wohl gáunôth zu lesen sein dürfte (msc. wie mênôths). Mit „*Soloecismen*" der Herausgeber ist hier wohl so wenig geholfen, als mit einer „forma a sermone evangeliorum aliena, *posteriore* aetate inducta" (I, 315.) bei jenen angeführten Conjunctiven auf *-th*. Hier kann wohl nur die Annahme helfen, dafs, nach Ulfilas Art gern für das wiederkehrende griechische Wort ein gothisches Synonymon zu setzen, in 2 C. 5, 1., da v. 2. gard gewährt, dort etwa ursprünglich aírtheina unsara *hleithra*, oder *hlija* oder *hèthjô*, kurz ein Fem. gestanden habe; eben so R. 11, 33. unusspillôda sind *thigga* (? oder man ändere unusspillôdô*s* sind stáuôs); R. 11, 1. aber pafst, da v. 17. thiuda, 21. managein folgt, zu seinamma etwa nur *fulka*, das alsdann auch dem Gothischen gewonnen wäre (doch vgl. Grimm Gr. III, 473) oder thiud als neutr. (vgl. althd. thiot), was aber Ulfilas nirgends bietet.

*) Verschieden davon ist sijái*th*-than (Mtth. 5, 37.). Bidjáith, sijáith (Mtth. 6, 5.) gehört nicht hieher, eben so wenig ufháusjáith (R. 13, 5.), blandáith (1 C. 5, 9.), gaggáith (C. 1, 10.); eher noch afkunnáith (J. 7, 17.).

II.

Doch es wird Zeit, zum *Wörterbuche* selber uns zu wenden. Auch bei und in diesem ist des Referenten von den verehrlichen Herausgebern so oft entweder beistimmend oder gegen früher von ihm mehrfach in den Münchener Gelehrten Anzeigen niedergelegte, später zum Theil öfter selbst nicht mehr festgehaltene Ansichten, Ableitungen und Aenderungen anstreitend gedacht worden, dafs er schon dadurch zur genauen, allseitigen Durchlesung des in jeder Beziehung gründlich und umsichtig gearbeiteten Glossares geführt wurde; und er hat sich derselben, obschon augenblicklich ganz anderartigem Berufe hingegeben, mit um so gröfserer Lust und Liebe unterzogen, als er selbst seit Jahren ein gleich umfassendes gothisches Wörterbuch angelegt hatte.

Die Herausgeber legen in ihrem Vorworte Rechenschaft ab über das von ihnen bei Anordnung und Ausarbeitung ihres Glossares beobachtete Verfahren, mit dem man sich, als einem besonnenen und wohl durchgeführten, im Allgemeinen durchaus einverstanden erklären mufs. Dies gilt vornehmlich von dem Grundsatze, den *ganzen* erreichbaren Wörterschatz der gothischen Sprache, somit auch seine Vorkommnisse in der Skeireins wie in der neapolitanischen (und arezzischen) Urkunde aufzunehmen; nicht minder einzelne in griechischen und römischen Schriftstellern als gothisch (oder vandalisch) vorkommende Wörter, wie Asdingi (S. 4), Gepanta (S. 36), Sihora (S. 158), denen man mitunter nur noch weitere Erklärungsversuche (z. B. Grimm's Artingâ oder Schmeller's Sinôza) hinzugewünscht hätte. Warum aber blieben, da doch, wie billig, die Anses (S. 14) und Balthi (S. 23) des Jornandes zur Beihülfe gezogen wurden, dessen Amali (Jorn. 5.) weg, die wenn sie auch nicht Wilhelms v. Schlegel sanskritische Fleckenlose sind, doch in Sprache und Sage noch mehr als jene Balthi allgemeine Ruhmverbreitung erlangt haben: man vergleiche nur Amalasvintha, Amalaberga, Amalafrida, Amalaricus, Amalungus (auch bei den Langobarden) und die Amelungen der deutschen Heldensage bis zu dem noch lebenden Namen Amelang u. s. w. Auch einzelne langobardische, suevische, fränkische Ausdrücke hätten wir ohne Scheu angereiht, wenigstens z. B. Gardingi, (wenn auch nur zur Erläuterung für ïngards) mit eben so viel Grund, als zu Kindins mit dem burgun-

Digitized by Google

dischen hendinus (S. 100), zu Sinists mit dem gleichfalls burgundischen sinistus (S. 159) oder zu bilageins mit des Jornandes bellagines (S. 109) geschehen ist. Noch weniger Gefahr wäre eingetreten bei einigen der Wörter, welche die Römer aus den *ersten* Jahrhunderten unsrer Volksgeschichte mittheilen, die wie framea, gaesum, glesum, alces, urus, ganta, ask (in Asciburgium), drungus etc., wohl Einreihung oder Benutzung verdient hätten; nicht minder die am Erkennbarsten uns entgegentretenden Volks- und Landesnamen, besonders der Gothen selbst, wofür Zeufs zur Hand gelegen hätte. Von den Eigennamen gothischer Menschen haben die Herausgeber nur aufgenommen, was ihnen in der neapol. und arezzischen Urkunde wirklich als gothisch entgegenklang, namentlich die in gothischer Schrift selbst geschriebenen. Sonst haben sie sich selbst von solchen ferngehalten, wie Theodoricus oder Ermanaricus, die doch wohl nicht unsicherer sind, als der S. 110[b] aufgenommene Gudslub der Arezzischen Urkunde, zu dem das lateinische Gudilevus wenig stimmt, eher zu Gudiláif. Wir wollen aber mit den verehrlichen Herausgebern darüber nicht rechten, dafs sie sich ihre Gränzen gezogen und nur auf das thatsächlich in gothischer Schrift Gegebene und Gesicherte beschränkt haben; wenn schon ein solches Wörterbuch des ältesterreichbaren Zustandes und Reichthumes unsrer Muttersprache, in welchem etwa Gothisch, Altsächsisch (und Angelsächsisch), Altnordisch, Altfriesisch und Althochdeutsch in ihrer ganzen sich allseitig ergänzenden Fülle und Tiefe vereinigt wären, doch noch einmal erstrebt werden mufs und darin namentlich die uralten Orts-, Völker-, Götter- und Eigennamen (der Gothen, Vandalen, Gepiden, Langobarden, Franken, Cherusker u. s. w.) Silberblicke gewähren und unter Brennpuncten sammeln würden. In diesem Sinne hätten auch schon im vorliegenden Glossare manche gothische Namen bei Jornandes, Procopius, Paulus Diaconus u. s. w., wenigstens zur Erklärung von ἅπαξ λεγομένοις ergiebig benutzt werden können. Nur zwei Fälle für viele: das nur einmal in der Skeireins vorkommende *Thras* (in thrasabalthei, rixandi audacia, pugnacitas, Streitlust), wozu S. 85[a] ganz richtig das altn. thras (litigium), thrasa (litigiare) gezogen wird, liegt zweifelsohne auch den überkommenen gothisch-vandalisch-gepidischen Namen Thrasamundus (P. D. 5, 16. 30. 6, 29. 55.), Thrasaricus *), selbst Trasipergo und Trasperto noch im Cod. trad. Ravenn. zu Grunde **). Wäre ferner nicht geeigneter gewesen, für das einmalige und räthselhafte *rimis* (2 Th. 3, 12.: ἡσυχία, wofür sonst hliutha, thaháins etc. vorkommt) den Namen des Suevenkönigs Remis-mund in Spanien (Idat. Chron.) zu Hülfe zu nehmen ***), als das, wie riqvis, agis, skathis, hatis, thêvis, sigis gebildete Neutrum S. IX mit ahaks, astaths, biari, ïbuks, ïnilô, buáuan, gáidv, daddjan, qvrammei, plapja, snaga für fremdartig zu erklären?

Die Herausgeber haben durchgehends die Erklärungen des griechischen Textes hinzugefügt: nur selten (wie z. B. bei thuhtus, rahtôu, ussateins) wurde solches vermifst und geschah hier meist aus Gründen. Die Hinzufügung der *lateinischen* Wörter (der Vulgata) wäre erwünscht gewesen; aber höchst dankenswerth ist die mühsame Beigabe des ausführlichen *griechisch*-gothischen Wörterverzeichnisses S. 215—241 in 3 Sp.), welches an den meisten Stellen zu *einem synonymischen* Wörterbuche des gothischen Sprachgebrauches wird. Mehrfache Verweisungen auf synonyme griechische Ausdrücke hätten hier zwar noch mehr Uebersicht und Durchsichtigkeit gewährt, aber auch so schon wird jene fleifsige Arbeit die Ueberzeugung von dem glänzenden Urreichthume der Muttersprache, so wie der freien Bewegung des ehrwürdigen gothischen Luther wesentlich zu bekräftigen und zu erhöhen geeignet sein.

---

*) Beide auch Thransamundus, Transericus wie Genserieus neben Geisericus, Γισεριχος geschrieben.

**) Weitere Ausblicke hätte das lith. drasu, das sanskr. dhrshyamâna, beide für audax, dargeboten.

***) Oder zum räthselhaften gáidv die langobardischen Namen Gaidolfus, Gaidoaldus etc.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 104.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1843.

ULFILAS. *Veteris et novi testamenti Versionis gothicae fragmenta quae supersunt ad fidem codd. castigata latinitate donata adnotatione critica instructa (.) Cum Glossario et Grammatica linguae gothicae (.) Conjunctis curis ediderunt H. C. de Gabelentz et Dr. J. Loebe.*

(Fortsetzung.)

Dafs die aus fremden Sprachen, zunächst dem Griechischen des N. T., herübergenommenen Ausdrücke im Glossar nicht fehlen durften, versteht sich von selbst; noch weniger die nicht wenigen theils griechischen (und lateinischen), theils hebräischen Eigennamen, deren Schreibung für Geltung wie Aussprache der gothischen Buchstaben, namentlich der Selbstlaute von so grofser Wichtigkeit geworden ist. Uebrigens hätte man auch alle diese Fremdlinge in besonderen alphabetischen Anhängen, übersichtlich gesondert, vereinigen können (der einzige *Ymáináius* verliert sich S. 197[b] im *V.* gänzlich); obschon dann freilich bei Doppelgängern, die wie aúrkeis, dulgs, kintus, peika, saban, smyrn, snaga nur einmal oder wie akeit, arka, aúrahi, asilus, mizdô, môta, páida, plinsjan, sipôneis, smakka mehrfach vorkommen, über ihre Deutschheit, Welschheit oder Slaventhum oder litthauisch esthnische, finnische Abkunft nicht so leicht zu entscheiden gewesen sein würde, wie über die unzweifelhaften assarjus, aúrali, faskia, kaisar, kapillôn, karkara, kavtsjô, kubitus, kumbjan, laiktjô, lukarn, militôn, papa, paurpura, pund, sakkus (?), sigljô, sigljan, sikl, sinapi, ungkja, an welche sich schon wieder unsichrere, wie liteins, áistan anreihen, denen die Herausgeber (S. IX) selbst thragjan, hlifan (warum nicht auch faíhu?) zuzählen.

Für die, öfter vielleicht zu kurzen, zuviel Kenntnifs der zum Vergleich gezogenen und stumm gemischten Wortformen voraussetzenden Nachweisungen gleicher Wurzeln und Entwickelungen in den übrigen germanischen Sprachen wie Mundarten, denen von den ferner verwandten Sprachen vielleicht wieder in zu grofser Beschränkung meist blofs das Lateinische und Griechische zugesellt ist, wird man den Herausgebern doch Dank wissen: es ist dadurch jedem wesentlichen gothischen Worte sein allgemein-deutsches, meist uraltes Bürgerrecht, weitverzweigte Verwandtschaftung und inneres Vermögen nachgewiesen, wenigstens gekennzeichnet worden. Einige weniger sichre oder glückliche Vergleiche, wie S. 115[b] *Messer* zu máitan (man müfste denn auch mats hiezu, nicht zu mitan ziehen, zu dem es doch formgerecht allein gehört), S. 150 *Recke* (usvrakja?) zu riggvs, S. 50[a] *Riese* (Vrisa?) zu reisan, S. 118[a] *schmerzen* zu marzjan, oder bedenkliche Beziehungen wie bidjan zu petere (S. 27[b]), ligan zu legere, λέγεσθαι (doch lectus? S. 109[a]), têkan zu ΤΑΓΩ, tango (S. 176) thuen dem Verdienste der überall besonnenen und gesetzlichen Maafshaltung keinen Abbruch. Zu qvius hätte aufser quick, queck-, die Vergleichung mit keck eben so gut gehört, wie kirre richtig zu qvairrus gestellt worden ist. Zu ahva (S. 21) fehlt die naheliegende Beziehung auf aqua, vielleicht weil sie so nahe lag. Zu athn(s), at-athni (annus) hätte die lateinische Form atnus (Boldetti osservat. 423, Fabretti 420, n. 382; vgl. petna-penna; ster'lastella) angeführt werden sollen, die besser zu ἔτος und athn pafst, als annus (amnus?) zum sanskr. amatis, amasas (tempus), litth. amz'is (longum t.), kelt. amser, amzer, am (t.). — Das einmalige *t*arnjan (1 Tm. 6, 5.), das S. 175[b] ganz richtig erklärt worden ist, hätte gegenüber dem ags. *d*earn, alts. *d*ernian, altfries. *d*ern und dem ahd. *t*arnjan, mhd. *t*arnen in seinem Anfangsbuchstaben Bedenken erregen und (alte oder neuere) Verwechselung von *d* und *t* vermuthen las-

Digitized by Google

sen sollen, wie sich wenigstens *d* und *th*, *t* und *th* mehrfach verwechseln. Aehnliches fand auch wohl in frühen Zeiten schon bei veiban (váibjan) und veipan (váipjan, váips, vipja) statt. —

Im Allgemeinen ist das Wörterbuch ein in jeder Beziehung *vollständiges* zu nennen: nicht nur dafs bei jedem Worte alle Stellen aufgeführt werden, in welchen dasselbe vorkommt (s. darüber S. XI), wodurch allein Gewifsheit verschafft wird, dafs keine Bedeutung eines Wortes, keine grammatische Form und syntaktische Verbindung übergangen worden sei; sondern man mufs selber mit ausführlichen lexicalischen Arbeiten sich beschäftigt haben, um den Werth von Artikeln würdigen zu können, wie die ausführlichen über die proteusartigen Präpositionen, Conjunctionen, Pronomina (man vgl. ana, and, at, af, bi, du, thaírh, in, mith, untê, us, uf, ufar, vithra, faúr, faúra, fram; ga-, ci, -uh, -hun, than, tháu, ïbái, nu, ni, un-; sums, sama, silba, sa, thata; visan, vaírthan etc.).

Zwar können hier, namentlich in Zahlen einzelne Irrungen (z. B. S. 31 unter Brôthar lies, nicht Mtth., sondern *Mc.* 6, 3. und S. 208 unter fram 1. Cor. 2, 5, 6. (nicht 6, 5. und dazu fram *fráujin*, nicht gutha), auch Lücken (z. B. fehlt zu anabáuth noch *Mc.* 6, 26., zu der Form friôn noch *J.* 8, 42.) kaum ausbleiben und die Zahlenmassen (z. B. zu fráuja, guth, qvithan, qviman, thata, ïs, ïth, ïzvis, jah, manna, sa, sái, silba, vaúrstv, fravaúrhts, visan, vitan, vulthus, láisareis, sipôneis etc.) nehmen sich nicht nur abschreckend aus, sondern verschlingen auch in sich so manches, was man gern bestimmter auffände; nicht nur z. B. Verschreibungen wie *gaban*; sondern Formen wie *snau(h)*, *snêvum* oder die Stellung von *áuk* (thô aúk láuna, R. 6, 23; thái áuk reiks, R. 13, 3. etc.), Verbindungen wie *jah jabái áuk* 1 C. 15, 16. (das S. 16ª zu jah áuk fehlt, während es I, 205. doch besprochen ward), eben so *ak jah* (S. 9), *náuh miththan* (S. 127), *suns áiv* (S. 167), oder die weitere Entfernung und Trennung des *svasvê* (S. 172) in sva filu áuk svê (R. 15, 3.), sva managái nu svê (J. 3, 15), sva managái áuk svê (G. 3, 27.), sva managôs sva svê (Mc. 3, 28) etc., die Verbindung namentlich von *hvas* mit *an;* der Gebrauch des Genitives bei *ni*(h); *und hita nu* (fehlt S. 134ᵇ unter Nu), Formen wie *hváizôs* (2 Th. 4, 2.), *filu máis* und *máis filu* (S. 45), *bairht thatei* (S. 23 wie svikunth thatei) oder Redensarten wie atlagjan, analagjan *handuns* (L. 4, 40.), galagjan ana ïna *vastjôs* (Mc. 11, 7.) u. s. w.

Ueber die äufsere Anordnung des Wörterbuches nach der Buchstabenfolge des *gothischen* Alphabetes, dem die des griechischen zwar zu Grunde liegt, wird Mancher, namentlich der Ausländer, der freilich auch die schon besprochene Erklärung in deutscher Sprache unbequem finden wird, mit den Herausgebern rechten. Nicht nur dafs man, in Allem zu sehr an die ABCfolge des lateinischen Alphabets gewöhnt, nicht grade G vor D sucht und Q(v) gleich nach D und E, hienach dann Z und H (d. i. *h!*), denen Th. u. I. K. L. M. N., dann wieder J. U., hienach P. R. S. T. V., endlich F. Hv. O folgen; sondern namentlich die auf diese Anordnung beruhende innere Buchstabenfolge der Wörter selbst, besonders der Vocale, wonach z. B. au, aug-, aud-, aub-, auth-, auk-, aun-, aur-, aus-, auf-, hienach ans-, ant-, ano-, dann aj- und nun ap-, ar-, as-, at-, av-, af-, aχ-, ahv- sich ablösen. Auch die von Theil I. her schon geläufigere Bezeichnung des **hv** durch **w**, des **qv** oder **qu** durch **q** wirkt hier ein: wer vermuthet ahva nicht gleich nach ahtáu (S. 5ª)? er findet es (als awa) erst S. 21. Wer sucht ferner sind, sint erst nach sitan, wer ahva nach aqvizi und azgô? Ueberdies sieht saw (st. sahv), qrammis und inqis (L. 19, 31.) nicht schön aus. —

Den gothischen Wörterschatz selbst übrigens haben die Herrn Herausgeber nicht todt alphabetisch, sondern, innerhalb jenes nothwendigen Rahmens möglichst unter *gemeinsame* und wahrscheinliche *Stämme* geordnet, um Verwandtschaft und Ableitung derselben zur Anschauung zu bringen. Auch hier kann man das eingehaltene Maafs, „eher das Zuviel wie (als) das Zuwenig zu vermeiden" (S. VII) im Allgemeinen nur billigen, indefs hätte doch auch grade hierin, da einmal nicht nur die wirklich und zufällig nur vorkommenden Formen der Ableitung blofs rein alphabetisch aufgeführt werden sollten, vielfach entschiedener und durchgreifender verfahren werden dürfen, so zwar dafs öfter theils das ausgemacht Zusammenhängende zuversichtlicher zusammen-, theils das Wahrscheinliche wenigstens öfter aufgestellt worden wäre. Was (bei noch zu Tage liegenden Vorausgängen von ligan-lagjan, vigan-vagjan, rikan-rakjan, vrikan-vrakjan u. vrôhjan, sitan-satjan, rinnan-rannjan, brinnan-brannjan,

Digitized by Google

siggqvan-saggqvjan, sakan-sôkjan, sathan-sôthjan, trisgan-trusgjan, beidan-báidjan, reisan-ráisjan, hneivan-hnáivjan) richtig für váibjan, váipjan und láibjan mit *veipan*, veiban und leiban, für tamjan mit dem Ansatze von *timan*, für talzjan mit *tilan*, für svalljan mit *svillan*, für sandjan mit *sinthan*, für tandjan u. tundnan mit *tindan*, für halthei und hulths mit *hilthan*, für vraggjan mit *vriggan*, was nach snivan und namentlich *divan*, dáujan dáuths, mit *tivan*, táujan, táui, tôjis, têvs geschah, hätte auch für skavjan mit *skivan* (dazu skiuma, skiunan, skáuns), für stráujan mit *strivan*, für stáua, stôjan mit *stivan* geschehen sollen, dem sich dann wohl stiviti (ὑπομονή), auch vielleicht stô-ma (wie blô-ma, ah-ma), auch vielleicht stô-ls (vgl. stáua-stôls: R. 14, 11.) angereiht haben würde. So gut wie (nach den Vorgängern von liugan-láugnjan, driusan-dráusjan, kiusan-káusjan, liusan-láusjan, liudan-láuds, siukan-saúhts, niutan-nuta; cf. hiufan, siujan) *sliuthan* für sláuthjan, *diupan* für dáupjan, *liuban* für liubs, galáubs, láubjan, lubô, *skiuran* für skaúrô aufgestellt wurde, hätte dies auch mit *hiunan* für háuns, háunjan (wie für hnáivs, hnáivjan mit dem vorkommenden hneivan), mit *siudan* für sáuth, eben so für máudjan, maúrnan, maúrgjan (und maúrgins), gáumjan, báugjan, bugjan, suljan (sáuls, sulja, saulnan), nicht minder für hafjan, hvapjan, natjan, gansjan, hramjan, svêgnjan, fôdjan, gôljan, svôgatjan, drôbjan, thrôthjan, hrôpjan; vratôn, qváinôn, gáunôn, raubôn; trusnjan, valugjan, maltjan, snarpjan, thrafstjan geschehen dürfen. Nicht minder hätten wir durch den unmittelbaren wohlbegründeten Bezug von blandan und blinds, von riuds und ráuds (vgl. altn. riordr und ráudr), von kara und kaúrs, kaúrjan, von báitrs und beitan, háitô und dem angesetzten heitan (dem auch háitrs entspringen würde), von hváiteis und hveits; von gards und gaírdan, von faírnis und faírra, faír (so gut wie zwischen gaírns und geíran), von ráthjan und rôdjan, von rahnjan auf ragin, von tveifls (wie tveihnái) auf tvái, von háists auf háitan (so gut wie beists auf beitan), hunsl auf hinthan, bansts auf bindan, láists auf leithan (gewifs sichrer als lists zu lisan S. 107), veis auf veitan, vitan (wozu viss richtig gestellt ist, wie das andre viss zu vidan, qviss zu qvithan); eben so vigs zu vigan (so gut wie vêgs S. 191), gre(i)fts zu greipan, akran zu akrs; aha und ahma (und anan??), arbáiths und arbi, alakjô und all; barn, barm und baíran; blôma unter *blôjan*, dáuths unter divan nur noch mehr stillbelehrende Gliederung erhalten. Wie *keian* zu kijans und keinan angesetzt wurde und, weniger sicher, *feian* zu feinan, so wäre auch *skeian* zu skeinan, skeima, skeirs (vgl. skivan, skiunan, skavjan) anzunehmen und háims auf *heivan*, táins auf *teinan*, mêl auf *milan* (vgl. *minan* S. 128[b]); nicht minder ïftuma u. aftuma, ïth u. ath(-than), af u. uf, and und und zu beziehen gewesen.

Auf gleiche Weise hätte dáils unter ein *deilan*, háils unter *heilan*, dvals unter *dvilan*, dôms unter *daman*, havi unter *háujan*, haírda und haúrds unter *haírdan*, dáuds unter *diudan(?)* gestellt; gleichmäfsig bláuts, skáuds, spaúrds, spráutô; sêls, svêrs, svês; vêns; vôkrs (vgl. vôkan-vakan, hôban-haban, dôgs-dags); vôpjan; hláins, hláiv; hleithra, hlija; hlaifs; hliuma u. hliutha(?); vahsjan, faúrhtjan, raúhtjan, raíhts, slaíhts, vaíhts; gamáids, garáids; faúrs, stamms; handus, ham(a), fêrja etc., untergeordnet werden können.

Freilich sind zum Theil ihre Einreihungen ziemlich schwierig, und schon die versuchten von bire(i)ks (S. 150[b]), gafaúrds (S. 201[a]), fêrja (S. 201[a], warum nicht gleich auch fêra S. 204??), die Verbindung von feian und fijan (S. 203[b]) mifslich. Auch faíhan (feihan?) fahjan, fahêths, faginôn dürften noch nicht gesichert sein, eben so wenig vizôn, vizns (S. 191), die Referent immer noch zu visan (manere, versari, in deliciis versari), zu stellen geneigt ist und denen -vleizn sich nicht gleicht, denn dieses ist vlei'zn, wie bei'sns und vei's.

Unerklärt ihren Formen nach blieben leider áibr, manauli, gadauka, váinei, etc., vor allem aber das neu aufgebrachte lôs (1 Tm. 2, 2.). Nicht minder hätte man Neues hören mögen über lustus, frasts, hunsl, hunds, handus, hvilftri, dêds, lêds, deis (wie veis? oder wie leis?), tassaba, niu-klahs, hlas, and-bahts, biuhts, stôls, vaddjus, riqvis, avi-liud, faúra-tani, skuldrs, kalkja, kêlikn, alaks, ïbuks, ïnilô, ïusila, ïusiza, astaths, biari *), bnáuan, trusgjan, trusnjan, and-hruskjan, gansjan, barusnjan (wie filusna?), mundrei etc.

Den reichlichen Zusammensetzungen der gothischen Sprache aus zwei fast gleich gewichtigen Wörtern ist

*) Sollte nicht ubila biabrja zu lesen sein? Vgl. Mtth. 7, 28. (biabridêdun).

Digitized by Google

die aufmerksamste Doppelbehandlung zu Theil geworden; durch den Umstand aber, dafs dabei durchgehends und grundsätzlich mehr auf das *letzte* Wort der Zusammensetzung als „das in der Regel für die Bedeutung wichtigere" (S. VIII) gesehen und gegeben wurde, ist es begegnet, dafs einige wesentliche Bestandtheile solcher Zusammensetzungen, die nicht oft oder gar nur einmal vorkommen, theils in ihrer Aufführung theils Auslegung gelitten haben. *Gistra*-dagis wird doch wegen des ersten sonst nicht vorkommenden Bestandtheiles mehr unter gistr (nicht gistra, S. 38) als unter dags gesucht werden. Eben so hätte *Silda*-leiks mit seinen Ableitungen doch gewifs oder eben so gut wie unter -leiks, unter Sild- abgehandelt werden sollen. *) *Lif* in áinlif und tvalif wird unter Ains und Tvái zerrissen. Ïzei hätte unter Ïs (S. 97), S. 88 aber nur das Aufführen der Form in der alphabetischen Reihe gehört. Wörter wie *halis* aber (auf áivs verwiesen), *kuna* (in kuna-vêda, auf vidan verwiesen), *skáuds* (in skáudp-ráips auf ráias verwiesen), *skuldrs* (in spái-skuldrs auf letzteres verwiesen) blieben dadurch ganz ohne Erklärung; nicht minder eigentlich auch *thruts*-fill, obschon es unter thriutan (wie unter fill) aufgeführt wird; ja *Tund* in Aíhva-tundi aufgeführt und auf T- verwiesen, wird hier ganz vermifst; eben so *vês* in balvavêsei, das unter Balvs aufgeführt und auf Visan verwiesen wird, hier aber vergessen ward. Nicht minder hat Ref. in ihrer doppelten (erstgliedrigen) Aufführung vermifst S. 7ª *áina*-baúr, S. 8ª *aírtha*-kunds, (S. 8ª) *guth*-blôstreis, S. 43ª *daúra*-vards, S. 59ᵇ *háuh*-thuhts; eben so fehlen *fôtu*-bandi und *fôtu*-baúrd S. 216ᵇ unter Fôtus, und *frathja*-marzeins (S. 118ᵇ) unter Frathjan. Von Präpositional-Zusammensetzungen wurden vermifst *anda*-vaírthi (S. 13ᵇ), *af*-vagjan (S. 20ª), *aftra*-galathôn, -galeikan, -gatimrjan, -gagavaírthjan, -gaqvifs, -anastôdeins (S. 20ᵇ), *mith*-liban, -gahunthans (S. 123ª), *ufar*-háuhjan (S. 145); unter Váila aber (S. 181ᵇ) fehlen váila-mêrs, -qvifs, -vizns, -dêds. Unter Baíran (S. 22ª) fehlt unbaírandei staírô (G. 4, 27), unter Frums wurde vergessen fruma Jiuleis (S. 137 unter Jiuleis wohl aufgeführt), was sich S. 210ª gut zu fruma sabbatô gestellt haben würde. —

Die Herausgeber haben, zuversichtlicher als der grammatisch unsichere Zahn, der formbreite Graff und der gewissenhaft saubre Richthofen, jetzt wo die Massen, Formen und Flexionen beim Abschlusse schon ziemlich gesichert waren, nicht alle Form- und Beugungsvorkommnisse eines Wortes unter demselben aufgeführt, was man im Allgemeinen nicht vermissen wird: den Verben ist ihre Conjugation nachgewiesen (háusjan und háusjôn, vitan und haban mit doppelter Conjug. wohl angemerkt) und den Substantiven das Geschlecht beigefügt, zum Theil auch ihre Declination (nach dem Pluralis) angedeutet worden (z. B. bei asts, gasts, frasts, arms, ands, dulths, saggvs, vêgs, láufs, gabaúr, vatô). Hier aber blieb manches zu wünschen übrig; denn, obschon dies Alles, auch das vielfach Schwankende dabei, *) in der Grammatik sicher zur Sprache kommen wird, **) so wäre doch genauerer Nachweis mancher abweichenden Declinationsvorkommnisse, z. B. von aba, aúhsa oder aúhsus (so gut wie von vatô), eben so von brôthar, mênôths, tvalif, *áinlif*, von dulths, alhs; sabbatus, Ïudáius, Môsês; der Gen. von arbáiths, arbái*d*áis (auch N. arbáids 2 C. 15, 18.), die Formen von bái (báim, báins, baddjê (wie S. 120. tvaddjê) oder die Comparativform blindôza oder die Imperativen ôg, ôgs, oder die Schreibung hubjan bei hugjan (S. 65ª) u. s. w. wünschenswerth gewesen.

*) S. 51ᵇ unter Ei ist akei vergessen, S. 136ᵇ fehlt unter Jah die Anführung von jaththê — jaththê.

*) Junda oder Junds? gáunôths (wie mênoths) oder gáunôtha?? — silbavileis, gavileis (S. 192) oder -viljis?

**) Auch die Ansätze von gaaggvei, galeithei, gaskáidei, ustaúhei, auch wohl veitvôdei (2 C. 1, 12: es folgt ein m) verdienen wohl noch genauere Untersuchung. Sie dürften zum Theil die Gegenstücke zu Castiglione's filudeiseinái Eph. 4, 14. sein. Aus dáuthein (cod. A. 2. C. 4, 10.) läfst sich noch auf kein dauthei schliefsen (2 C. 11, 24. kommt dáutheinim vor) und svêráin, unsvêráin (2 Tm. 2, 10.) sind offenbar falsch. Liest man C. 3, 5. fafhugeirôns, sei ïst, so wird auch 1 Tm. 6, 10. fafhugeirôⁿs zu ergänzen sein.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 105.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1843.

ULFILAS. *Veteris et novi testamenti Versionis gothicae fragmenta quae supersunt ad fidem codd. castigata latinitate donata adnotatione critica instructa (.) Cum Glossario et Grammatica linguae gothicae (.) Conjunctis curis ediderunt H. C. de Gabelentz et Dr. J. Loebe.*

(Schlufs.)

Was nun die äufsere Aufsuchbarkeit der Formen betrifft, so bleibt hierin wohl jedes auch noch so umsichtig gearbeitete Wörterbuch, je nach dem verschiedenen Standpuncte des Rathholenden und Rathbrauchenden, immer zurück; sicher aber müfste wie graba auch gaban in Reihe und Glied aufgeführt werden; auch vermissen wir das wenigstens in einer Glosse vorkommende fragan; auch saggvs fehlt in der alphabetischen Folge und wenn lageins (S. 103[a]) und sateins (S. 156[a]) besonders aufgeführt werden mufste, müfsten es *alle* Subst. auf -eins, -áins, -ôns; zu ahmateins, bibaúrgeins, usblôteins aber hätten die vorauszusetzenden Verba aach vorausgestellt werden sollen (gleich balvjan, balveins etc.); eben so zu baírgahai, arvjô, alakjô die vorausgehenden Adjectiva; zu váilamêrs darum auch mêrs; zu guthblôstreis das Subst. blôstr (wie gilstr), so gut wie wir zu ganavistrôn S. 127[a] das nicht vorkommende navistr (unter Náus) angesetzt finden und zu avistr, avêthi S. 19[a] ein wahrscheinliches Avi. — Wie unter His (S. 63) alle davon abgeleiteten Formen (hidrê, hidri, hêr, hiri, hirjats, hirjit) vereint stehen, so gehörten (aufser thatei, thê, thêei, thei, thadei, thatrôh, thatrôei, thar, tharuh, tharei) doch auch wohl than, thanei, thandê, tháu, tháuh unter das demonstrative Th(ata), von dem dagegen der Form nach sa, sô, sei, si sehr füglich hätten getrennt und in S abgehandelt werden können. Aengstliches Doppelaufführen einer jeden Form z. B. thamma, thana; thuk, thus; láubôs (aufser láufs), laúhts, svults, magaths (vor Magdalêna), fiLêgri, faginôn, baddjê, ïst, eis (57[b]) oder aller Präterital-Abänderungen der Wurzel usw. wollen wir nicht geltend machen (wo wäre sonst Aufhörens?), aber Nas in vein-nas hätte schon Aufführung verdient; und wenn von früher falsch angesetzten und lange gültigen Formen theigáins (S. 82), háuith(a: S. 65), liginôn (S. 109[b]) besonders auf- und fortgeführt zu werden verdienten, warum nicht, wenn auch nibt qvaisv (1 Th. 5, 3.) mikiluna (R. 6, 33.), saikgga (Mtth. 26, 65), doch wenigstens sagahts, blissôn, thrussaba, gathairds (Tit. 1, 8.)? so gut wie athriza (S. 56). Warum aber wurde *m*ahei fortgeführt, da I, 328. bereits doch das richtige ïnahei anerkannt wurde?

Die Unterordnung von ajukduth (von einem Adjectiv. ajuks wie ïbuks) unter áivs läfst sich hören, die von handugs unter handus (vgl. valug-jan) wird auch unbestritten bleiben, die von veit-*vôds* sich geltend machen; der Ansatz von *agga* (im verbesserten hals-agga) gewinnt ein Wort mehr, wenn man auch hals und agga als Glossengleichung anzunehmen geneigt sein wollte. Falsch aber ist sicherlich die Unterordnung und Annahme von *frathvjan* unter frathis, da das alts. fratoôn (ornare) für fra*t*vjan (von fratv, alts. fratah, ornamentum) spricht, das beide Codices gewähren und die Herausgeber auch I, 343 in den Text aufnahmen. Die oben schon besprochene Vermuthung von g*l*aggvô (wie glaggvaba) statt g*aa*ggvô ist glücklich, eben so h*i*utha st. h*au*ïtha (1 Tm. 2, 11.); auch die Aenderung von váina*ns* in váina*hs* (wênac) sagt zu. Afdáuidái st. afmáindái (G. 6, 9.) ist wenigstens dem Griechischen gemäfser. Die Erklärung von bijandzuththan aber genügt noch nicht. Dafs dem vein-nas die Brüderschaft des sla-hals, Wage-hals (und frihals) versagt wird, wundert, da das nahestehende veindrugkja, ferner gudhûs, guthblôstreis, manleika, láusqvithrs,

Digitized by Google

láushandja, allbrunst etc. für die unmittelbare Composition ohne Bindevocal sprechen, veinnas überdiefs gleichen Consonant dabei zum Bindemittel bietet, vergl. sla(h)hals. Diese Compositionsweise spricht beiläufig auch für háubithvunds, wogegen die Herausgeber (I, V) eifern, weil sie den Bindevocal verlangen, um dessenwillen, weil er ihnen nicht der rechte erscheint, sie auch gard*a*valdands trennen wollen und so wenig für Composition halten als leika fráujam (C. 3, 22.). Aber wie steht es mit mith-gard*a*-vaddjus? oder zeigt nicht guth neben den Compositis gud*a*-láus, guth*a*-skaúnei auch gud*u*lub, (wie auch gud-hûs, gud-blôstreis) dicht neben einander, so dafs sich, abgesehen von andern Fragen um den Satzbau (vgl. C, 2, 14. thô ana uns vadjabôkôs) in der arezz. Urkunde das Th. I. S. II. angestrittene frabaúht*a*-bôka auch wohl der Form nach rechtfertigen liefse. Sollten die in cod. A. hervortretenden lausa*i*-vaúrdái, seina*i*-gaírns (vgl. undar*ái*st E. 4, 9.) so ganz zu verachten sein, da die neap. Urkunde auch den Eigennamen Sunj*ái*frithas (im Latein ganz entsprechend Suni*e*fridus) darbietet? Und wechselt nicht auch brôthr*a*lubô (R. 13, 10.) mit brôthr*u*lubô (1. Th. 4, 9.), glaggv*u*ba mit glaggv*a*ba, hard*u*ba mit hard*a*ba, manv*u* (L. 14, 18. J. 7, 6.) mit manv*i* (L. 14, 28.)?

Die Lesung ufáith*j*ái (Neh. 6, 18.) ist auf der leichten Verwechselung vom gothischen E und J begründet (vgl. hrôpjith L. 9, 39. und vielleicht beruht darauf auch faúr jêra fidvôrtaíbunê *j*aththê ...). Die Ergänzung gabrannidáizê im Calender ist schon als Ausgang zu billigen (vergleiche beiläufig Cod. Monac. 568 f., Königshofen, f. 148: „a° 1415 wart der hufs ze Costentz gebrant genant maister hans"): weniger gesichert ist daselbst biláif als gahláif genommen, das obenein schwach (gahláiba) decliniren müfste. Glücklich dagegen wieder ebendaselbst die Aenderung thizê althjan*ê* *in* B.... (st. althjanôine). Ueberrascht aber hat uns der unverbessert wiederholte Ansatz von den unerhörten *gáitei* und *gáitsa*, da Neh. 5, 18. ohne alle Frage *gáits.a.* (d. i. eine Geifs, wie *stiur. a.*) gelesen werden mufs, und *gáitein* (ἔριφος L. 15, 29.) eben so gut ein Adjectiv-Substantiv, wie gumein (ἄῤῥεν), qvinein (γυναικάριον), fadrein (γόνεις, πρόγονοι, πατρία), vielleicht selbst svein (für su-ein, ὗς, sus) sein wird (Vgl. Gramm. III, 338. Schmell. III, 538.).

Die Erklärung der Wortbedeutungen ist meist eine wohlbemessene und treffende. Vikô aber kann eben so gut ursprünglich „vices" bedeutet haben, und qval verlangt gegenüber der Ableitung *ana*-qval, einen Gegenbegriff von diesem. Snôrjô aber ist nicht Schnur nicht Strick, sondern nur ein aus der Schnur (snôrs) geflochtener oder gestrickter, genetzter Korb, wie táinjô ein aus táinim geflochtener ist und láubjô (die Laube) etwa aus láufs (Laub) gebildet werden würde; ähnlich den männlichen skattja, skilja, kasja. Die Erklärung von skilja (parallel skattja) stimmt mit Gr. IV, 289. Gute Sachbemerkungen begegnen, wie unter dem gothischen Texte und in den Addendis des I. Theiles, so auch im Glossare an vielfachen Orten: vgl. unhultha, Jiuleis (das auch Jacobi Beitr. zur D. Gramm. S. 8. noch für Jiulius erklärt!); auch in Betreff des griechischen Textes: vgl. unter gabei, thata u. s. w.

Von der lateinischen Uebersetzung in Th. I. ausführlich zu handeln, mangelt hier der Raum. Sie bemüht sich dem gothischen Texte genau zu folgen, ohne in den Formenunsinn zu verfallen wie die bei Fulda-Zahn. Nicht selten ist aber unnöthig von der Vulgata abgewichen worden. Admirabantur für biabridêdun (Mtth. 7, 28.) ist nicht schlechter als tremuerunt, das nicht genügt. Oft hätte ein umschriebenes Participium mehr Klarheit gewährt, z. B. J. 15, 2. für omnem fructum ferentem vielleicht omnium oder qui fructum fert (vgl. videntibus esse G. 2, 6.); auch L. 1, 59. wird lucere his in tenebris (tháim in riqviza) unklar und Eph. 2, 11. ist weder klar noch richtig. Mc. 3, 4. hätte für bene facere wohl strenger so gut bene fieri stehen müssen (nach skuld ïst) wie 2, 26. fas est edi (skuld ïst matjan). Unverbesserte Uebersetzungsfehler sind unter Andern noch stehen geblieben 1 C. 16, 7. praetereuntes (st. praeteriens); G. 1, 21. regiones (st. regionem: richtiger Mc. 8, 10.). Eph. 5, 27. aber ist vulthaga áikklêsjôn durch „gloriosum ecclesiae" durchaus falsch wieder gegeben, es ist ganz gut gothisch für ἔνδοξον τὴν ἐκκλησίαν d. h. gloriosam ecclesiam. Gleichermafsen ist J. 15, 22. ïnilôns falsch durch excusationes übersetzt, es ist der von ni....haband abhängige Genit. singularis (πρόφασιν). R. 9, 25. übersetzte Ulfila ohne Zweifel οὐκ ἠγαπημένην ἠγαπημένην, wegen im Gothischen möglicher Verwirrung mit dem Fem. managein (λαὸν war gesichert), durch das Neutr. plural. thô unliubôna liubôna, wie auch Phlp. 3, 2. wohl in gleichem Sinne thô gamáitanôn*a* (es folgt

Digitized by Google

*a*ththan!) zu lesen und zu deuten ist. Vgl. 2 C. 5, 1. thô gasaihvanôna. —

Bei mehrmaligem non ullus (Mtth. 9, 16. u. s. w.), non voluit (L. 16, 18.), oder bei dem auch nicht falschen eos supervenit, wo die Vulg. eis superveniet hat (1 Th. 5, 3.), wollen wir nicht verweilen. Das S. 12 durch das nahe fluctibus mit untergelaufene *ventibus* ist nun (I, III) selbst verbessert worden: die verehrlichen Herausgeber mögen sich darüber mit einem lexit, das dem Ref. (dicht neben legit) in der Skeireins durch den lateinisch verstehenden alten Setzer hineingesetzt wurde und durchschlüpfte, oder mit Kemble's morierunt (zu Beowulf 4486) und civites trösten.

Der Druck ist scharf, sauber und sehr genau: äufserst wenige Druckfehler. Die Weglassung des jota subsc. in den griechischen Infinitiven ist fast durchgehend; S. 58[b] steht ἀλαζὼν, S. 114[b] ἡγεμονια ohne Accent; S. 60[a] ist verdruckt ταπεινοφρυσύνη, S. 99[a] steht χοραζὶν u. χορβᾶν. Unter Filhan (S. 204[a]) steht alt. st. alts., S. 175[b] *n*hd. tarnkappe, S. 34[b] Gáiáinna vox *gr.*, S. XVII. Z. 3. v. u. *ja* ains; S. 87 unter Id... steht agls... ed statt agls. ed....; S. 89[a] Bedeutung: wenn Luc. statt Bed. wenn: Luc.; Ph. 23. gehört vor vênja ein Punct. — Th. I. S. 27. fehlt v. 66. — S. 294 setze um 17. 16. und S. 178. l. J. 11, 13. (st. 15.). — S. 125 in der Anm. zu L. 9, 31. lies faúrhti*d*êdun; 1 Th. 4, 14. Anm. l. *t*iuháith; L. 6, 48. steht grundavaddj*a*u; Mc. 15, 21. steht in der lat. Uebersetzung Alec*s*andri; S. XVII, 10. spiritu*s* sancti, XXX, 13. superstit*i*um, XXXII, 7. lies subterscriptos oder superscriptis. S. 322 Anm. 2, 15. steht praecessise, S. 291, Z. 10. v. u. lies οἱ δὲ.

In den Berichtigungen ist zu R. 11, 15. nichts über *hvas* andanumts gesagt worden. Auch nichts über den oben geltend gemachten Wegfall von *guth* (Mc. 12, 32.).

Doch zum Schlufs. Die hier unter gewisse Gesichtspuncte zusammengestellten Einzelheiten werden im Betreff des gothischen Bibeltextes die Ueberzeugung aufzufrischen geeignet sein, dafs dafür immer noch mancherlei zu thun bleibt; die Genauigkeit aber, womit Unterzeichneter der Arbeit der verehrten Herausgeber gefolgt ist, möge ihnen den Beweis liefern, wie sehr dieselbe Befriedigung gewährt. Sie hat einen bleibenden Werth.

H. F. Mafsmann.

LIII.

Die organische Chemie in ihrer Anwendung auf Physiologie und Pathologie. Von Justus Liebig. Braunschweig, 1842. 342 S. 8.

Obgleich bereits von einem unserer ausgezeichnetsten Chemiker eine Anzeige obigen Werks in den Jahrbüchern erschienen ist, so scheint es doch das Interesse des Gegenstandes, der sich zugleich auf die organische Natur erstreckt, zu erlauben, dafs auch vom physiologischen Standpuncte aus darüber berichtet werde, um so mehr als das Werk vorzüglich für Aerzte geschrieben zu sein scheint. — Das organische Leben ist überall von chemischen Erscheinungen begleitet, und die Medicin kommt dadurch eben so überall mit der Chemie in beständiger Berührung. Es ist aber von grofser Wichtigkeit, die Art dieser Berührung genau zu verstehen, wenn man eine *zweckmäfsige* Anwendung der Chemie in der Medicin machen will. Hier herrschen nun die Mifsverständnisse. Weil das Leben von chemischen Erscheinungen begleitet ist, so vermutheten und vermuthen immer noch Viele, dafs das Leben selbst chemisch ist, und zu diesen gehört auch Liebig. Was man hier Anwendung der Chemie auf Physiologie und Pathologie nennt, ist dann dieses, dafs man die Chemie an die Stelle der Pathologie und Physiologie selbst setzt. Dies ist eigentlich der wahre Sinn aller neueren Schriften über chemische Physiologie und physiologische Chemie u. s. w. Sie enthalten chemische Erklärungen des Lebens selbst, und ein solcher Versuch zu chemischen Erklärungen des gesunden und kranken Lebens ist die Liebig'sche Schrift.

Die Tendenzen dieser Schrift haben sich unendlich oft in der Medicin wiederholt; zu allen Zeiten beinahe hat man den lebendigen Stein der Weisen in der Chemie finden wollen, und nur nach dem jedesmaligen Stande der Chemie sind die Erklärungen etwas verschieden ausgefallen. Die Liebig'sche Theorie des Lebens ist im Wesentlichen eine chemische Verbrennungstheorie, wobei das Leben mit dem Feuer und analogen chemischen Erscheinungen der Oxydation verglichen wird. Liebig hat den Inhalt seiner Schrift in 3 Theile geschieden. 1. Der chemische Procefs der Respiration und Ernährung. 2. Der chemische Procefs der Umsetzung der Gebilde. 3. Die Bewegungserscheinungen im Thierorganismus.

Digitized by Google

Im ersten Theile sagt Liebig, dafs die begeistertesten Physiologen weit davon entfernt gewesen seien, die Gesetze des rein thierischen Lebens zu kennen. „Keiner von ihnen hatte eine klare Vorstellung über den Entwickelungs- und Ernährungsprocefs, keiner von der wahren Ursache des Todes. Sie erklärten die verborgensten psychischen Erscheinungen, und waren nicht im Stande zu sagen was Fieber ist, und in welcher Weise das Chinin bei seiner Heilung wirkt". Darüber gebe die Chemie Aufschlufs.

Die Aufklärungen, welche nun Liebig hierüber giebt, sind folgende. Jede Bewegung, jede Kraftäufserung sei die Folge einer Umsetzung der Gebilde oder der Substanz derselben; jede Vorstellung, jeder Affect habe Veränderungen in der chemischen Beschaffenheit der abgesonderten Säfte zur Folge; jeder Gedanke, jede Empfindung sei von einer Aenderung in der chemischen Zusammensetzung der Gehirnsubstanz begleitet. Daraus müsse man schliefsen, dafs die chemischen Veränderungen die Ursache der Lebenskräfte seien. „Die einzige bekannte und letzte Ursache der Lebensthätigkeit im Thier wie in der Pflanze ist ein chemischer Procefs" (S. 35).

Die Nahrungsmittel dienen dazu, den verbrauchten Stoff im Körper zu ersetzen und dadurch die Kraft hervorzubringen. Die Kraft entstehe dadurch, dafs der Stoff aus seinem statischen Gleichgewicht in Bewegung gesetzt werde, und wieder in das statische Gleichgewicht übergehe. Die in Bewegung setzende Kraft ist also die chemische Affinität. Sie zeige sich besonders in den Erscheinungen der Athmung und Ernährung wirksam, und alle vitalen Eigenschaften entspringen demnach aus der Wechselwirkung des Sauerstoffs der Luft und der Bestandtheile der Nahrungsmittel (S. 10). Das Leben besteht in einem beständigen Verbrauch von Stoffen und demgemäfs in einer beständigen Zufuhr von Stoffen in Form der Nahrung und des Sauerstoffs der atmosphärischen Luft, die zur Verbrennung der Nahrungsstoffe dient. Im Allgemeinen erkennt man bald, dafs diese Ansicht die alte Aristotelische und Baconische Consumtionslehre wiederholt. Baco in seiner berühmten Schrift historia vitae et mortis, die auch Hufeland zur Grundlage seiner Makrobiotik diente, trug dieselbe Stoffconsumtionslehre und die Erneuerung des Körpers durch die Stoffe vor. Die *Theorie* der hier Statt findenden Verbrennung hat sich nur durch die Fortschritte der Chemie geändert. Liebig fafst sie natürlich im Geiste der Lavoisier'schen Entdeckungen auf, was Baco noch nicht konnte.

Der Inhalt des Liebig'schen Buchs beschäftigt sich zunächst mit einer Stoffstatistik, worin die Pfunde und Kubikfufse von Sauerstoff nach den bekannten Lavoisier'schen Versuchen berechnet werden, welche die Lunge beim Athmen aus der Luft einsaugt, im Vergleich mit den Mengen von Wasserstoff und Kohlenstoff, die in dem ausgehauchten und ausgedunsteten Wasser und in der ausgeathmeten Kohlensäure vorhanden sind. Die Zufuhr von Kohlenstoff und Wassertoff geschieht nun durch die Nahrung. Ein erwachsener Mensch verzehrt in seiner Nahrung täglich ohngefähr 27, 8 Loth Kohlenstoff und gebraucht, um diesen zu verbrennen und in kohlensaures Gas umzuwandeln, täglich 74 Loth Sauerstoff. Die stickstoffigen Bestandtheile der Nahrungsmittel, wie Eiweifs, Käse, kommen nach ihrer Umsetzung wieder als Harnsäure und Harnstoff im Urin zum Vorschein; aber L. hat keine vergleichende Berechnungen zwischen den Stickstoffmengen im Harn und in den verzehrten Nahrungsmitteln angestellt; er würde dabei sonst gefunden haben, dafs der Harn nur eine unmerkliche Quantität gegen die in den Nahrungsmitteln enthaltene Menge Stickstoff enthält. Seine Berechnungen beziehen sich nur auf die Kohlenstoffcombustion. Die Bestandtheile des Bluts sieht L. nur als Fibrin und Albumin an, und stellt sich vor, dafs diese allein aus stickstoffhaltigen Nahrungsmitteln gebildet würden. Die kohlenstoffigen: Butter, Zucker, Stärkmehl, können nach seiner Ansicht keine Blutbestandtheile hergeben (S. 69). Sie sollen blofs dazu dienen, die Verbrennung zu unterhalten. Aber über die Form, in welcher der Kohlenstoff zur Verbrennung den Lungen mitgetheilt würde, findet man keine Auskunft. Man sieht hier zunächst, dafs dem Hrn. L. die Kenntnifs wichtiger physiologischer Thatsachen ganz abgeht, nämlich, dafs nicht blofs Fibrin und Albumin, sondern auch Fett und Farbstoff chemische Bestandtheile des Bluts sind, und dafs namentlich das Fett in überwiegender Menge in den jungen Blasen enthalten ist, die sich aus den Fettkügelchen der Lymphe bilden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 106.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1843.

Die organische Chemie in ihrer Anwendung auf Physiologie und Pathologie. Von Justus Liebig.

(Fortsetzung.)

Aus seiner Verbrennungstheorie sucht nun L. besonders zwei Erscheinungen zu erklären, nämlich die Wärmebildung und die Fettbildung in den Thieren. L. sucht hier die bekannte Lavoisier'sche Theorie, nach welcher die Wärme durch Verbrennung von Kohlenwasserstoff in den Lungen in der Art geschehe, dafs sich dabei Kohlensäure und Wasser bilden, besonders gegen Diejenigen geltend zu machen, welche die Wärmeerzeugung dem Nervensystem haben zuschreiben wollen. Indessen sind es zwei ganz verschiedene Dinge, die Ansicht des Ursprungs der Wärme aus dem Nervensystem zu widerlegen, und den Ursprung der Wärme aus der Verbrennung von Kohlen- und Wasserstoff zu beweisen. Was L. für letztere Ansicht anführt, ist folgendes. Der Thierkörper verhält sich wie ein Ofen, den wir mit Brennmaterial versehen. Ist es kalt, so müssen wir um den Ofen warm zu halten, viel Brennmaterial einschieben; ist es warm, so kühlt sich der Ofen nicht so sehr ab und wir brauchen weniger einzuheizen. Daher wachse im Winter und bei den Polarländern das Bedürfnifs kohlen- und wasserstoffhaltiger Nahrungsmittel. Ein Hungernder friere. In heifsen Klimaten sei das Bedürfnifs der Nahrung lange nicht so grofs, weil der Körper weniger Wärme zu erzeugen brauche. Je wärmer wir uns im Winter kleiden, desto weniger Nahrung sollen wir gebrauchen, weil nicht so viel Wärme verloren geht. Gingen wir nackt wie die Indianer, so würden wir viel mehr Nahrung, als Brennmaterial, zu uns nehmen müssen. Der Neapolitaner könne nicht mehr Kohlenstoff und Wasserstoff in den Speisen zu sich nehmen, als er ausathme, und der Polarländer könne nicht mehr Kohlenstoff und Wasserstoff ausathmen, als er in den Speisen zu sich genommen habe. Die Raubthiere der nördlichen Klimate stehen an Gefräfsigkeit den übrigen obenan. Diese und andere Schlufsfolgen aus den wohlbekannten Erscheinungen, dafs der Mensch in warmen Ländern im Allgemeinen mäfsiger lebt, als in den kalten, beweisen die Theorie Liebig's aber um so weniger, als sie theils mit eigenen Widersprüchen vorgetragen, theils ohne Kenntnifs ihres Zusammenhanges aufgestellt sind. Die Widersprüche liegen darin, dafs L. seiner Theorie gemäfs einmal annimmt, dafs nur vegetabilische, kohlenstoffreiche Nahrungsmittel zur Verbrennung vorzüglich geeignet sind; die stickstoffreichen, animalischen Substanzen aber weniger zur Wärmeerzeugung fähig sein sollen; dann aber doch die Gefräfsigkeit der von Fleisch (also von stickstoffigen Materialien, die nach seiner eignen Theorie nicht verbrennen können) lebenden nördlichen Raubthiere als einen Beweis anführt, dafs hier ein starker Verbrennungsprocefs Statt finden müsse, um Wärme zu erzeugen. Nach Liebig's Theorie müfste man in den kalten Ländern gar kein Fleisch, sondern nur Vegetabilien essen, weil diese den Verbrennungsprocefs stark, das Fleisch aber sehr wenig begünstigen.

Die Erscheinungen sind aber auch ohne Kenntnifs des Zusammenhangs aufgestellt, weil die allgemeine Bemerkung, dafs die Bewohner kalter Länder viel, die Bewohner warmer Länder wenig essen, durchaus nicht richtig ist. Die Wahrheit ist allein die, dafs in kalten Ländern mehr Fleisch und weniger Vegetabilien, dagegen in warmen Ländern mehr Vegetabilien und weniger Fleisch genossen wird. Es ist wahrhaftig keine Mäfsigkeit, wenn in dem heifsen Persien und Arabien ein Mensch täglich 20—30 Pfund Melonen und andere Früchte ifst, und die dickbäuchigen Neger zeigen auch nicht die angenommene Mäfsigkeit der Tropenländer.

Ferner widerspricht jener Combustionstheorie auch

Digitized by Google

die sonstige Erfahrung aufs Bestimmteste. Nach Liebig's Theorie sollte Pflanzennahrung erhitzend; thierische Nahrung kühlend sein. Die alltäglichste und übereinstimmendste Erfahrung in allen Ländern, an Menschen und Thieren, lehrt aber das Gegentheil. *Die Fleischnahrung nämlich wirkt erhitzend, die vegetabilische Nahrung wirkt kühlend.* Also die nach Liebig's Ansicht die Combustion so sehr fördernden Wurzeln, Früchte, Saamen, *vermindern* die Körperwärme; aber das wenig combustible Muskelfleisch *vermehrt* dieselbe in hohem Grade. Die pflanzenfressenden Thiere haben eine geringe Körperwärme und können sogar deshalb in hohen Breitegraden gar nicht mehr aushalten; die fleischfressenden Thiere aller Länder sind um 2—3 Grad wärmer als die pflanzenfressenden. So ist es ähnlich beim Menschen. Die Polarländer erhalten sich nur durch die erhitzende Fleischnahrung; sie essen fast gar keine Vegetabilien, und würden erfrieren, wenn sie solche äfsen. In Tropengegenden hält man sich kühl, indem man nur von Vegetabilien lebt und die Fleischnahrung meidet oder mindert.

Liebig hat zwar angegeben, dafs wegen des geringen Kohlenstoffgehalts der Fleischnahrung die Menschen und Thiere davon grofse Mengen verzehren müfsten. Allein dies ist ebenfalls empirisch unrichtig; wir sehen vielmehr alle fleischfressenden Thiere viel weniger Nahrung nehmen, daher sie auch sehr dünnbäuchig sind (Gracilia); wogegen die Masse der Nahrungsmittel der herbivoren Thiere ungeheuer ist, wie auch ihre Digestionsapparate diesen grofsen Massen der Nahrung angemessen gebildet sind. Liebig hätte berechnen sollen, welche Hitze nach seiner Theorie ein Elephant haben müfste, der täglich centnerweis Heu, Kartoffeln, Korn frifst! Aber die Elephanten frieren trotzdem bei uns so sehr, dafs sie ohne Brantwein fast nicht aushalten können.

Diese Einwürfe sind indessen noch die geringsten gegen die Wärmeerzeugung durch Verbrennung mittelst des Athemholens. Die Wärme wird nämlich an örtlichen Stellen im Körper ganz unabhängig von dem Athemholen erhöht oder erniedrigt. Gelähmte Glieder werden kalt, während das Athmen fortdauert. In entzündeten Theilen des Körpers steigt die Wärme, ganz unabhängig, um 4—5 Grad; der Magen wird 2 Grad wärmer in der Verdauung; bei Zurückhaltung depurativer Stoffe im Blut, z. E. nach dem Ausschneiden der Nieren, steigt die Wärme um 6—8 Grad, ähnlich in manchen Fiebern, wobei die Respiration gar nicht erhöht wird. Wie soll hier eine Combustion Statt finden?

Die Theorie der Wasserstoffverbrennung ist endlich gegen die bestimmten physiologischen Erfahrungen und Versuche streitend; und es ist durch nichts bewiesen, dafs jemals das Wasser im Körper chemisch zusammengesetzt werde, vielmehr sicher, dafs alles Wasser im Körper von Aufsen aufgenommen und nur so wieder ausgehaucht wird. Der Wasserdunst aus den Lungen wird nämlich auch dann ausgehaucht, wenn gar kein Sauerstoffgas eingeathmet war; wenn Wasserstoff oder reines Stickgas eingeathmet wurde. Wie soll es hier durch Verbrennung gebildet sein?

Wir haben in der Schrift über Verjüngung den Wärmequell in etwas ganz anderem, nämlich in der erhöhten Blutblasenerregung und dem dadurch gesteigerten Bildungsprocefs nachgewiesen, daher die stickstoffreichen thierischen Nahrungsmittel, welche die Blasenbildung verstärken, auch die Wärme ohne Beziehung auf Verbrennung vermehren; wogegen aber die kohlenstoffreichen vegetabilischen Nahrungsmittel, weil sie mehr die Kernbildung in den Blutblasen bewirken, und die Blasenbildung selbst schwächen, auch die Wärmebildung nicht begünstigen.

Somit fallen denn auch Liebig's Theorieen über die Fettbildung und den Fettverbrauch im thierischen Körper zusammen. Das Fett wäre nach dieser Theorie das Brennmaterial zum organischen Einheizen. Der Hungernde magert nach L. ab, weil aus Mangel an Brennmaterial in der Nahrung der Sauerstoff das Fett verbrennt. Wenn man sich hierbei auch über den Weg, auf welchem der Sauerstoff zum Fett gelangen soll, ganz hinwegsetzen wollte; so ist es doch gar nicht allein das Fett, durch dessen Schwinden ein Hungernder oder Kranker abmagert. Alle, auch wenig kohlenstoffigen, Muskel-, Nerven-, Eiweifsgebilde, die gar nicht verbrennen können, werden resorbirt, und gar nicht allein das Fett. Dieselbe Thätigkeit aber, die die nicht brennbaren Stickstoffgebilde resorbirt, resorbirt auch das Fett. Umgekehrt meint Liebig werde das Fett durch Mangel an Sauerstoff und verminderte Respiration, wie in der Ruhe der Thiere, *gebildet*, weil dann nicht aller Kohlenstoff verbrennen könne.

Digitized by Google

Indessen hängt die Fettbildung im Thiere von ganz anderen Dingen, als allein von dem Verbrennungsprocefs der Respiration ab. Es ist eine ganz unrichtige Vorstellung zu glauben, dafs die gemästeten Thiere in der Ruhe wenig athmeten und wenig Wärme bildeten; vielmehr ist der Athem und die Kohlensäurebildung sehr stark, die Hitze der Thiere grofs; daher sie sich bei kühler Witterung auch besser mästen als in grofser Hitze. Die Fettbildung ist vielmehr von der Wirkung des Digestionsapparats, der Menge der Galle, der Art der Neutralisation des Speisebreis durch dieselbe abhängig. Wir haben in der Schrift über Verjüngung gezeigt, wie enorm grofs die Fettbildung aus nicht fetthaltigen Substanzen im Darmcanal ist. Darüber dafs das Athmen dabei verändert wäre, haben wir nicht die geringste Erfahrung. Die Ruhe der Thiere wirkt viel mehr auf den Digestionsprocefs, als auf das Athmen, und ohnehin soll ja nach Liebig die Wirkung des Athmens hier nur die negative sein, dafs der überschüfsige Kohlenstoff nicht verbrannt werde. Aber Fett ist noch was anderes als Kohlenstoff; und wie das Fett gebildet werde, ist durch jene Hypothese nicht bewiesen.

Im zweiten Theil, die Umsetzung der Gebilde überschrieben, handelt Liebig die verschiedenen chemischen Metamorphosen des Proteins ab, welchen Stoff er, durch die Untersuchungen von Mulder veranlafst, als einen Grundstoff für alle organischen Gebilde nachzuweisen sich bemüht. Bekanntlich hat Mulder gefunden, dafs Käsestoff, Eiweifs, Fibrin durch Lösung in Kalilauge und nachherige Präcipitation mit Essigsäure einen Stoff geben, der sich, aus allen dreien der vorhergenannten Substanzen gewonnen, ganz gleich verhält; so dafs die Modificationen dieser Substanzen blofs durch den verschiedenen Aschengehalt, den Schwefel und den Phosphor entstehen, den die Eiweifsgebilde neben dem Protein enthalten. L. sucht nun durch hypothetische Berechnungen nachzuweisen, dafs die Mehrzahl der thierischen Gebilde: die Leimgewebe (Zellgewebe), die Muskelsubstanz, die Galle, die Harn- und Knorpelsubstanz sämmtlich blofse Modificationen des Proteins seien, die nur durch geringe Veränderungen in den Proportionen der zusammensetzenden Elemente entstehen. So besteht das Protein aus C^{48}, H^{72}, N^{12}, O^{14}. Die Arterienhaut aus C^{48}, H^{76}, N^{12}, O^{16}, die Federn aus C^{48}, H^{78}, N^{14}, O^{16} u. s. w. Das ähnlich zusammengesetzte Blut enthalte also die Elemente zur Bildung aller dieser Gebilde. L. will sich zwar dagegen verwahren, dafs diese Vergleichungen nicht zu einem müfsigen Spiel mit Formeln werden, indessen ist daraus für den Zweck der Physiologie, für den sie doch gemacht sind, ganz und gar nichts anderes, als aus dem tausendmal wiederholten Satz zu entnehmen, dafs alle organischen Gebilde bei der chemischen Analyse sich als aus Kohlenstoff, Wasserstoff, Sauerstoff, Stickstoff zusammengesetzt darstellen. Die ganze Untersuchung ist eine rein chemische, und hat keinen physiologischen Erfolg. Die wahren Differenzen der organischen Gebilde liegen nicht in dem chemischen Stoff, sondern in der organischen Form, in der Kügelchen-, Faden-, Röhrenbildung u. s. w. Dafs allen ursprünglich ein indifferenter Stoff wie Schleim, Eiweifs zu Grunde liegt, ist richtig; allein nicht dieser Stoff, sondern die Form ist für das Leben maafsgebend. Der Verf. glaubt etwas Neues gesagt zu haben, indem er bei der Gelegenheit behauptet, dafs die stickstoffhaltigen Arzeneien auf die Nerven und das Gehirn wirken, und dafs dies daher komme, weil ihre Elemente an dem chemischen Procefs der Umsetzung der Gebilde in den Nerven Theil nehmen. Diese Stoffbeziehung ist aber oft genug wiederholt, ganze Werke über Arzneimittellehre haben ihre Eintheilung darauf gegründet (besonders die naturphilosophischen); aber dies hat uns nicht weiter geführt. Darin liegt nun des Hrn. Liebig grofse Entdeckung, wie das Chinin wirkt, was die Aerzte niemals gewufst haben sollen. Sie wissen aber durch diese Stoffexposition nicht mehr davon, als früher, und würden gar nichts davon wissen, wenn sie weiter nichts wüfsten, als die Hypothese der Beziehung stickstoffiger Arzneien auf stickstoffhaltige Organe. Nicht der chemische Stoff zeigt organische Lebensäufserung; sondern die organische Form. Was als Wirkung erscheint, ist die organische Erregung, die nicht durch chemische Elementarzusammensetzung bedingt ist. Diese kann innerhalb gewisser Breiten sehr verschieden sein, ohne dafs sich darum die Lebenserregung im Geringsten ändert. Daher weichen die chemischen Analysen derselben organischen Gebilde in Bezug auf die procentische Zusammensetzung so sehr von einander ab. Man hat dies früher ganz mit Unrecht auf Ungenauigkeit der Untersuchung geschoben; es liegt vielmehr in der Verschiedenheit der Stoffbildung in denselben organischen Gebilden selbst. So ist

Digitized by Google

z. B. die Beschaffenheit des Fleisches und Fettes der mit Eicheln, der mit Erbsen, der mit Kartoffeln gemästeten Schweine ganz verschieden. Dies hat auf die organische Lebenserregung keinen Einflufs; aber es ist natürlich, dafs die procentische chemische Zusammensetzung des flüssigen Fettes nach Eichelmast ganz verschieden von derjenigen sein wird, die sich nach der Mästung mit Erbsen erzeugt.

Im dritten Theil, der „von den Bewegungserscheinungen im Thierorganismus" betitelt ist, sucht Liebig den Grund der bewegenden Kraft in dem chemischen Stoffwechsel des Organismus. Wie die galvanische Kraft, die sich durch Berührung zweier Metallplatten mit einer Säure bildet, abhängig ist von der Fortdauer der chemischen Action; so ist die Lebenskraft nach L. an den Stoffwechsel gebunden, der besonders durch die chemische Action des Sauerstoffs entsteht. „Stoffwechsel, mechanische Kraftäufserung und Sauerstoffaufnahme stehen in dem Thierkörper in so enger Beziehung zu einander, dafs man die Quantität der Bewegung, die Menge des umgesetzten belebten Stoffs in einerlei Verhältnifs setzen kann, mit einer gewissen Menge des von dem Thier in einer gegebenen Zeit aufgenommenen und verbrauchten Sauerstoffs". „Alle Theile des Thierkörpers, welche die Natur zum Stoffwechsel bestimmt hat, sind nach allen Richtungen hin von Canälen durchzogen, in denen ein Strom von Sauerstoff in Form von arteriellem Blut circulirt, der zum Austreten ihrer Bestandtheile nöthig ist". Liebig giebt sich gelegentlich freilich auch Mühe, Dinge zu erklären, die empirisch ganz unrichtig sind. So glaubt derselbe in den zelligen Organen, den Häuten u. s. w., sei keine bewegende Kraft; er scheint den Turgor und sonstige Contractionserscheinungen, die Flimmerbewegung, nicht zu kennen. Nun beweist er, warum diesen Organen (die sich freilich bewegen, ohne dafs Liebig etwas davon weifs) die bewegende Kraft fehlt, nämlich weil sie nicht mit arteriellem Blut in Contact kämen!

Das Leben soll nun in einem Verbrauch und Ersatz von Stoffen durch den Stoffwechsel bestehen. Da nun verschiedene Individuen in 24 Stunden eine ungleiche Menge von ihren Körpertheilen verbrauchen, so (?) soll ein Zustand eintreten, wo die willkührlichen Bewegungen unterdrückt sind, und für diese kein Verbrauch Statt findet. Dies ist der Schlaf. Im Wachen stellt sich das Gleichgewicht von Verbrauch und Ersatz von Stoffen wieder her. Auf ähnliche Art wie diese Chemie des Schlafs, giebt auch L. eine Chemie der Ohnmachten, der Lähmungen u. s. w.. Die Wärme beschleunigt den Stoffumsatz der belebten Körpertheile; sie erzeugt daher eine Zunahme der Masse und der Lebenskraft in den verschiedenen Lebensaltern. Kälte hemmt den Stoffwechsel dagegen. Dies giebt nun die Chemie des Wachsthums und der Abnahme des Lebens im Alter.

Aufserdem erhalten wir noch eine Chemie der Krankheit von Liebig. Die Krankheit ist hiernach ein gestörtes Gleichgewicht zwischen Ersatz und Verbrauch von Stoffen, oder ein abnormer Zustand von Ersatz und Verbrauch. Wie der Verf. in Betreff des normalen Ersatzes und Stoffwechsels den Menschen mit einem zu heizenden Ofen vergleicht, so bedient sich L. bei der Krankheit des Vergleichs der sich selbst regulirenden Dampfmaschinen. Wenn eine glühende Hitze bei Kopfcongestionen eine anomale Stoffumsetzung im Gehirn veranlafst, so bedient man sich des kalten Wassers, um die Hitze abzukühlen und den Stoffwechsel zu mäfsigen, wie die Spannung in einem Dampfkessel durch Temperaturerniedrigung abnimmt. Wenn in Folge kranker Umsetzung der Gebilde ein gröfseres Maafs von Kraft erzeugt wird, als zur Hervorbringung der normalen Bewegung erforderlich ist, so entsteht Beschleunigung der unwillkührlichen Bewegungen. Dies ist zunächst das Fieber. Wenn das Kraftübermaafs, was der Stoffwechsel erzeugt, sich auf die willkührliche Bewegung wirft, so entsteht der Fieberparoxysmus. Bei allem diesem ist nur übersehen, dafs das Fieber nicht allein in beschleunigter unwillkührlicher Bewegung besteht; dafs ferner nicht alle, sondern nur die Herzbewegungen beschleunigt sind, nicht aber die des Darmkanals, und dafs auch der Paroxysmus was ganz anderes ist, als beschleunigte willkührliche Bewegung.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 107.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1843.

Die organische Chemie in ihrer Anwendung auf Physiologie und Pathologie. Von Justus Liebig.

(Fortsetzung.)

Zuletzt erhalten wir noch eine chemische Theorie der Respiration. Sie gründet sich auf den Eisengehalt des Bluts und auf den dadurch bedingten Stoffwechsel zwischen dem Blute und dem Sauerstoff der Luft. L. sagt, die Blutkörperchen des arteriellen Bluts enthalten eine mit Sauerstoff gesättigte Eisenverbindung; diese giebt beim Durchgang durch die Capillargefäfse einen Theil ihres Sauerstoffs an gewisse Bestandtheile des Thierkörpers ab, ähnlich wie im faulenden Blut, um den Stoffwechsel und die Secrete hervorzubringen; der gröfsere Theil ihres Sauerstoffs aber verbindet sich mit den leblos gewordenen Substanzen des Thierkörpers, welche sodann als Sauerstoffverbindungen nach Aufsen entweichen. Auf dem Wege von den Capillargefäfsen (des Körpers doch wohl) nach dem Herzen nimmt die Eisenverbindung der Blutkörper, die den Sauerstoff abgegeben hat, kohlensaures Gas auf; das Blut wird dadurch zu venösem Blut, was in die Lungen gelangt. Hier empfängt die organische Eisenverbindung einen Ersatz für den verlorenen Sauerstoff, und in Folge der neuen Sauerstoffaufnahme in den Lungen scheidet sich die Kohlensäure des Bluts wieder ab. Alle im Venenblut vorhandenen Materien, welche Verwandtschaft zum Sauerstoff haben, verwandeln sich, aufser dem Eisen, in höhere Sauerstoffverbindungen; es entsteht eine Menge von Kohlensäure, von der immer ein Theil im Blute vorhanden ist. Diese Kohlensäure ist zum Theil an Natron gebunden, und ist in beiden Blutarten gleich, weil sie dieselbe Temperatur haben. (Sie haben aber nicht dieselbe Temperatur, denn das Arterienblut ist 1—2 Grad wärmer). Im Arterienblut kann sich aber, weil er Sauerstoff aufnimmt, mehr Kohlensäure erzeugen. L. statuirt hiernach zwei Oxydationsprozesse: den einen in den Lungen, wodurch die Lungentemperatur, und den andern in der Körperperipherie, wodurch die Körpertemperatur erhalten wird. Beide werden durch das Eisen geleitet.

L. knüpft daran noch Berechnungen über die Menge von Eisen im Blut, die mehr als hinreichen soll, die absorbirte Sauerstoffmenge zu binden; ferner Betrachtungen über die tödtliche Wirkung der Blausäure, die darin bestehen soll, dafs die Eisenverbindung im Blut mit den Bestandtheilen der Blausäure in neue Verbindung und Zersetzung eingehen soll, wie es bei der Alkaleszenz des Bluts möglich wird, wodurch das Blut die Fähigkeit verliert, Sauerstoff aufzunehmen. L. scheint hier eine Art Berlinerblaubildung anzunehmen, oder die Bildung von Blutlaugensalz, wobei denn freilich übersehen ist, dafs die blausauren Salze im Körper eben so giftig wirken wie die Blausäure selbst, auch ohne dafs sie die Eisenverbindung im Blute stören könnten.

Die Hauptsache bleibt aber hier wieder, dafs die physiologischen Beobachtungen zeigen, wie die Sauerstoffabsorption durch die Blutblasen gar nicht von den darin enthaltenen chemischen Stoffen (was doch nur der Farbstoff sein könnte) ausgeht, sondern allein durch die lebendige Contractilität der Blasenmembranen bedingt ist, die den Farbstoff einschliefsen; dafs ferner die physiologischen Beobachtungen zeigen, wie die Bildung des Farbstoffes in den Blasen erst eine *Wirkung* der Sauerstoffabsorption und eine Folge derselben ist, indem die ursprünglich ganz *farblosen* Blasen, die gewifs noch kein Eisen enthalten, sich erst durch die Sauerstoffabsorption röthen.. Wir haben dies, wie wir glauben, zuerst in der Schrift über die Circulation in der Thierreihe an der Entwickelungsgeschichte der Blutblasen gezeigt. Sowohl im Embryo als bei der Blutbildung in der Verdauung sind die Blasen erst ganz farblos

Digitized by Google

(es ist hier also weder an Farbstoff noch an Eisengehalt in demselben zu denken) und sie röthen sich erst in dem Maafse, als sie Sauerstoff absorbiren. Ja wir haben weiter gezeigt, *dafs die Fähigkeit Sauerstoff zu absorbiren, in den ältern Blasen in dem Maafse abnimmt, als der Farbstoff und der Eisengehalt zunimmt; also diejenigen Blasen, welche nach Liebig's Theorie die gröfste Kraft der Sauerstoffabsorption haben müfsten, weil sie das meiste Eisen enthalten, haben die geringste und zuletzt gar keine Kraft mehr, Sauerstoff anzuziehen*, wie wir in unseren Darstellungen über die verbrauchten Blutblasen ausführlich gezeigt haben.

Bei allen diesen Hypothesen ist nicht in Betracht gezogen, wie der menschliche Körper gleich einer Salzsolution zerfliefsen oder wie ein Brei zusammensinken müfste, wenn er nur aus Stoffen bestände ohne organische Form, und dafs die organische Form die Voraussetzung aller Lebensthätigkeit ist. Es ist ferner übersehen, dafs alle dem Körper zugeführten Stoffe zu organischer Form assimilirt werden und die Stoffqualität gänzlich zernichtet werden mufs, bevor der Körper dadurch ernährt werden kann. Nur aus der organischen Form kann die Lebenskraft geboren werden. Diese kann dann gegen äufsere Reize reagiren; allein dabei zeigt sie nur einen *Form*wechsel und keinen *Stoff*wechsel, weil die Stoffqualität völlig unterdrückt ist. Erst nach dem Aufhören des Lebens und der Auflösung der organischen Form treten die Stoffqualitäten wieder hervor.

Die Absorption von Sauerstoff in den Lungen, die Aufnahme der Nahrung bringen also nicht, wie L. annimmt, durch den Stoffwechsel das Leben hervor, sondern die Selbsterregung der organischen Form bedingt schon ihre Aufnahme und Verarbeitung. In so weit am Anfange und am Ende des Lebens, am Eingange und am Ausgange seiner Pforten, ein Stoffwechsel Statt findet, ist dieser die Wirkung und Folge, und nicht die Ursache des Lebens. Im lebendigen Organismus selbst ist nur Formwechsel. Es sind nur die Lebensbedingungen und Lebensresiduen, welche chemische Actionen zeigen.

Wir müssen nicht gewaltsam die Augen gegen die grofse Thatsache verschliefsen, dafs so wie wir mit einem organischen Gebilde ein chemisches Experiment vornehmen, die organische Form in Stoff aufgelöst wird, und nun keine Lebenserregung mehr in dem Stoff Statt findet; dafs es auf der andern Seite unmöglich ist, irgend eine lebendige Wirkung aus dem chemischen Stoff hervorzulocken.

Man läfst sich immer dadurch irre leiten, weil chemische Erscheinungen neben dem Leben herlaufen, zu glauben, dafs diese Erscheinungen nun im Leben selbst seien. Das Leben ist aber nur die ewige Zernichtung dieser Erscheinungen. Es ist der immerwährende Kampf zwischen Leben und Tod, den der Körper mit der Aufsenwelt zu bestehen hat, indem er die Stoffe sich assimilirt. In den Stoffen, und in der Einfuhr und Ausfuhr der Stoffe in den Organismus, liegt nicht das Wesen des Lebens.

Betrachtet man in dieser Beziehung den Inhalt der Liebig'schen Schrift näher; so enthält sie nur Betrachtungen über den Mechanismus der Wirkungen des organischen Lebens, so wie über den Chemismus, der hinter und vor dem Leben herläuft. Indem nun L. den Mechanismus der Lebenswirkungen (der Kraftäufserungen) und den Chemismus der Lebensbedingungen und der Lebensresiduen für das Leben und seine Ursachen selbst hält; so ist er in einer Selbsttäuschung befangen, nach welcher er überall, in der Reihenfolge der Beziehungen des Lebens zur Aufsenwelt, das folgende Chemische noch für das Ursprüngliche, Lebendige, und wieder das Ursprüngliche, Chemische für das folgende Lebendige hält, so wie er im Organismus selbst überall Ursache und Wirkung mit einander verwechselt, und eben so immer den Theil für das Ganze nimmt, indem er einzelne chemische und mechanische Verhältnisse am Organismus mit dem Wesen und der Natur des ganzen Organismus identificirt; den grofsen Reichthum wahrhaft organischer und lebendiger Erscheinungen an ihm aber ganz und gar übersieht. L. ist überall in der grofsen Selbsttäuschung, nach welcher er sich mit seinen Betrachtungen in der Physiologie zu befinden glaubt, während er mitten in der Chemie selbst noch steckt.

Dieses enthält vorzüglich den Schlüssel zur Würdigung des Werths und der Bedeutung der Liebig'schen Schriften über organische Chemie. Viele Irrthümer darin gehören gar nicht allein Liebig, sondern der Zeitrichtung überhaupt an, und haben grofsentheils ihren Ursprung in dem Mysticismus der bisherigen Lehre von der Lebenskraft, der kein Eingehen in den inne-

Digitized by Google

ren Verlauf des Lebensprocesses gestattet, so dafs man, wo das Bedürfnifs hierzu empfunden wurde, zur Chemie seine Zuflucht genommen hat.

Betrachten wir von diesem Standpunct aus noch die Einzelnheiten der organischen Phänomene, welche Liebig zum Gegenstand seiner chemischen Erklärungen macht; so sieht man leicht, dafs in Betreff des Mechanismus der Wirkungen des Lebens manches Richtige sich darin finden kann, ohne dafs jedoch die Beziehungen auf den Lebensprocefs so wären, als sie Liebig darstellt. Durch das Befangensein in der irrigen Vorstellung, dafs sich die Lebenserscheinungen aus der chemischen Theorie des Stoffwechsels müssen erklären lassen, macht Liebig überall die Mittel zum Zweck der Organisation; der Zweck des organischen Lebens selbst aber geht ihm dabei ganz zu Grunde, so dafs er nicht im entferntesten darauf zu sprechen kömmt. Alles was L. zur Sprache bringt, sind nur die Mittel und Wege, wodurch die Organisation ihren Zweck erreicht, wobei die innere Zweckthätigkeit des Lebens selbst gänzlich übersehen ist.

Es ist nun keinem Zweifel unterworfen, dafs die Kenntnifs der Mittel und Wege, deren sich das organische Leben zur Erreichung seiner Zwecke bedient, auch zur Kenntnifs des Lebens im Ganzen gehört; allein es ist eine ganz verschiedene Sache, ob man hierbei Mittel und Zweck gehörig zu sondern und die Zwecke, als das Letzte und Höchste im Leben, aus sich selbst zu erkennen versteht, oder ob hierbei überall Mittel und Zweck vermengt und verwechselt werden, wie es bei Liebig der Fall ist.

Gesetzt also, dafs es richtig wäre, was Liebig im ersten Theile seiner Schrift behauptet, dafs nämlich die Zufuhr von Luft und Nahrung sich in einer Art von statischem Gleichgewicht untereinander befänden, wodurch beide von einander abhängig würden und sich gegenseitig forderten; so ginge daraus noch gar nicht hervor, was L. daraus beweisen will, dafs in dem Stoffwechsel zwischen dem Sauerstoff der Luft und dem Kohlen- und Wasserstoff der Nahrung die wahren Zwecke des Lebens beständen, und dafs der lebendige Körper nichts anderes sei, als ein Ofen oder eine Dampfmaschine, womit ihn Liebig so oft vergleicht. Der lebendige Zweck könnte sich sogar solcher mechanischen und chemischen Mittel bedienen, ohne darum selbst mechanisch und chemisch zu sein.

Aber in diesem Betracht geht die Unvollkommenheit der Liebig'schen Schrift viel weiter als es scheinen möchte. Denn diese Abhängigkeit der eingeathmeten Luftmenge von der Nahrung, und das gegenseitige Fordern des Kohlen- und Wasserstoffgehalts der Nahrung und des Sauerstoffs der Luft finden schon in der Natur gar nicht so Statt, als Liebig es darstellt, und er hat diese Darstellung blofs seiner Theorie zu Liebe geschaffen.

Wir wollen nur Einzelnes betrachten. Liebig sagt, die Zeit, in welcher ein Verhungernder stirbt, richtet sich nach dem Zustand der Fettleibigkeit, nach dem Zustand der Bewegung, nach der Temperatur der Luft, und ist zuletzt abhängig von der Gegenwart oder Abwesenheit des Wassers. Dies wird nun so erklärt, dafs das Verhungern ein Verbrennungsprocefs ist, wobei der Tod erfolgt, also das Feuer ausgeht, wenn kein Brennmaterial, d. i. kein Fett, welches in Ermangelung der Nahrung zur Verbrennung dient, mehr im Körper vorhanden ist. Auf der andern Seite wird das Fett im Körper früher verbraucht werden, wenn das Athmen durch Bewegung und Arbeiten erhöht wird, wobei man nach dem alten Aristotelischen Vergleich nur zuzufügen brauchte, dafs die Lunge hierbei den Blasebalg spiele, und also das Feuer um so eher ausgehe, je gröfser der Luftzug sei. Je mehr das Wasser dabei fehlt, desto mehr wird die Verbrennung beschleunigt. *Die eigentliche Ursache des Hungertodes ist also der Respirationsprocefs. Dies ist Liebig's genauer Ausdruck.*

Dies wäre alles ganz consequent; aber schade, dafs der erste Hauptsatz nicht richtig ist, nämlich dafs die Zeit, in welcher ein Verhungernder stirbt, sich nach der Menge des in seinem Körper angesammelten Fettes richten sollte. Die pflanzenfressenden Thiere nämlich, welche allein überhaupt viel Fett bilden, mögen sie noch so fett sein, sterben jedoch immer in viel kürzerer Zeit als die fleischfressenden, die überhaupt fast gar kein Fett bilden. Ein mageres fleischfressendes Thier, ein Hund, eine Katze, kann 4—6 Wochen hungern, ehe es stirbt; die meisten Raubthiere müssen oft wochenlang hungern, ehe es ihnen gelingt, sich wieder einer Beute zu bemächtigen; aber sie erhalten sich in dieser langen Zeit ohne alles Fett. Ein pflanzenfressendes Thier, ein fettes Schaaf, ein Huhn, können bei allem ihren Fett nicht vie-

Digitized by Google

über 8 Tage hungern. Dies ist die wahre physiologische Thatsache, die aber zu der chemischen Verhungerungstheorie sehr wenig pafst. Dafs beim Hungern, wenn Fett da ist, auch Fett resorbirt wird, ist richtig; allein nicht blofs Fett, sondern alle übrigen organischen Gebilde, das Eiweifs, die Muskeln, die stickstoffigen Substanzen überhaupt, die gar nicht verbrennen können, werden eben so gut resorbirt.

Gesetzt nun aber auch, es würde wirklich beim Hungern blofs Fett resorbirt und der Sauerstoff verbrennte wirklich dabei das Fett, würde durch diese Fettverbrennung jemals der Tod entstehen können? Würde wie der Verf. sagt „die eigentliche Ursache des Todes die Respiration sein" können? Dies wäre nach des Hrn. L.'s eigener Theorie ein Ding der Unmöglichkeit. Liebig's Hauptsatz ist nämlich, dafs das organische Leben überhaupt im Stoffwechsel, und der Stoffwechsel in dem Verbrennungsprocefs durch die Respiration begründet sei. Mit anderen Worten also *die Respiration soll die wahre Ursache des Lebens sein.* Diesen Satz zu beweisen, darum dreht sich der ganze Inhalt des Liebig'schen Buchs. *Nun aber beweist uns L., dafs beim Hungertode die Respiration auch wieder die Ursache des Todes sei.* Macht denn L. gar keinen Unterschied zwischen Leben und Tod? oder sollen beide, wie in der antiken Qualitätenlehre, dasselbe innere Wesen haben? L. scheint aber wirklich den Tod für etwas vom Leben Verschiedenes zu halten; aber an dieser Stelle blofs in einen kleinen Widerspruch mit sich selbst zu gerathen in dem eifrigen Streben für seine chemische Theorie; die hiernach zu allem gebraucht werden kann, und eben deshalb zu gar nichts in der Physiologie zu gebrauchen ist. Wir haben dieses Beispiel besonders hervorgehoben, weil man daran am besten sehen kann, wie die chemische Lebenstheorie sich in sich selbst zernichtet, weil sie den Tod in ihrem eigenen Leibe nicht verhehlen kann. Was ist der Zweck, das Ziel des Verhungerns? Dafs die organische Erregung zerstört und die organische Form in chemischen Stoff aufgelöst wird. Dies geschieht aber bei Verhungernden mehr durch Fäulnifs als durch Verbrennung. Der ganze Körper geht durch Hunger zuletzt in innere Zersetzung über; die Lungen hauchen Ammoniak, anstatt Kohlensäure aus; so viel, dafs der Athem stinkt, das Blut fault. Dies scheint Liebig alles nicht zu wissen.

Liebig sagt ferner, in einem jungen Thier, das wachsen solle, werde viel Fibrin und Albumin zur Ernährung gebraucht, während der Blutumlauf und die Athembewegungen beschleunigter seien, als im erwachsenen Thier. Bei diesen starken Athembewegungen würde es an Kohlenstoff und Wasserstoff zur Verbrennung in den Lungen fehlen, und damit dabei die Wärmeerzeugung Statt finden, und dem Sauerstoff ein Widerstand entgegengesetzt werden könne; so habe die Natur mit bewunderungswürdiger Weisheit dem Käsestoff der Milch, der allein zu Blut werden könne, noch Butter und Milchzucker zugesetzt, um der *Respiration* Kohlenstoff und Wasserstoff zur Verbrennung zu liefern. Diese Art der Nahrung sei blofs der Respiration wegen geschaffen.

Wir sehen aber, dafs die beschleunigte Circulation und Respiration der jungen Thiere nur scheinbar ist, indem das Herz noch klein ist und ungeachtet etwas schnellerer Pulsschläge deshalb dennoch weniger Blut austreibt, als das gröfsere Herz erwachsener Thiere bei langsameren Schlägen. Eben so sind die Athemzüge zwar schneller, aber nicht tief, und die kleinere Lunge gestattet vor der Pubertätsentwickelung keine sehr starke Respiration. Die Natur hätte also den Zweck, Butter und Milchzucker zur Verbrennung bei einem starken Respirationsprocefs zu schaffen ganz verfehlt, und eben da wo, wie im späteren Alter, die Respiration und Circulation wirklich erhöht werden, jene Zwecke gerade nicht erfüllt.

Auf der anderen Seite aber sehen wir, dafs Butter und Milchzucker in der Milch, wirklich zu Blut werden, indem der Milchzucker wie derjenige Zucker, welcher sich im Magen bei jeder Digestion bildet, gleich im Darmcanal durch die Galle verändert wird, das Fett der Milch aber in die Bestandtheile der Lymphe und in die Lymphkügelchen übergeht, die die Grundlage der Blutblasen werden. Diese Fettsubstanz wird bei ihrer Metamorphose grofsentheils in den Farbstoff der Blutblasen verändert, und dieser mit der ganzen bedeutenden Masse von Kohlenstoff, die er enthält, nicht durch die Lunge, sondern als Galle durch die Leber ausgeschieden.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 108.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1843.

Die organische Chemie in ihrer Anwendung auf Physiologie und Pathologie. Von Justus Liebig.

(Schlufs.)

Man sieht, dafs die Natur hier nicht chemische sondern lebendige Zwecke bei der Milchbildung gehabt hat. Der Chemismus der Respiration ist nicht der Zweck, sondern blofs das Mittel des lebendigen Organismus die Assimilation und Organisirung der Nahrung zu bewirken. Die Lebenszwecke sind also ganz andere, als die Butterverbrennung. Im übrigen haben wir anderswo gezeigt, dafs auch im erwachsenen Thier bei der Verdauung eine sehr grofse Fettbildung sich zeigt, und man ganz im Irrthum war zu glauben, dafs zur Blutbildung im erwachsenen Zustande das Fett überflüfsig sei.

Weiter sagt Liebig, die fleischfressenden Thiere und der Mensch hätten in ihrer stickstoffigen Nahrung zu wenig Kohlenstoff und Wasserstoff, um der Lunge Material zum Verbrennen zu geben. Sie seien also genöthigt, eine grofse Menge Nahrung zu verzehren, um nur Kohlenstoff für die Lunge zu schaffen.

Ein Indianer, dem es an vegetabilischer Beimischung zu den Fleischspeisen fehle, müsse 5 Mal so viel Fleisch verzehren als Vegetabilien, um sich die nöthige Menge Kohlenstoff zur Respiration zu verschaffen. Aus ähnlichen Gründen seien die Löwen und Tieger so gefräfsig. In warmen Ländern werde das Athmen vermindert, und daher dürfe man dort weniger essen. Allein hier hat sich L. durch die gewöhnlichen Redensarten über die Gefräfsigkeit der Raubthiere irre führen lassen. Trotz ihrer Gefräfsigkeit nehmen diese Thiere nicht halb, vielleicht nicht den vierten Theil so viel Nahrung zu sich, als die herbivoren Thiere, die den ganzen Tag fressen, während die Carnivoren selten essen. Diese Wahrheit pafst also wieder nicht zu der Liebig'schen Theorie. Man sieht hieraus, dafs die Quantität und Qualität der Nahrung der Menschen und Thiere ganz andere Zwecke haben mufs, als dem Verbrennungsprocefs zu dienen. Fleischnahrung ist in warmen Ländern schwer zu erhalten; sie geht in gröfseren Mengen genossen leicht in chemische Zersetzung im Darmcanal über und wird deshalb weniger, als Vegetabilien, ertragen. Es wird in Tropengegenden viel vegetabilische Nahrung erfordert, trotz der nach der chemischen Theorie verminderten Combustion.

Man sieht, dafs L. mit seiner chemischen Physiologie zu den wahren Zwecken des Lebens niemals kömmt. Nach seiner Theorie wären höchstens Essen, Trinken, Verdauen, Schlafen: Lebenszwecke. Liebig kommt mit dieser Physiologie nicht aus dem Darmcanal heraus; aber selbst hier bleibt er in der chemischen Zersetzung stecken. Die Physiologie wird hier zur Chemie gemacht, und das organische Leben anorganisch erklärt. Denn man sieht leicht, dafs so richtig auch die Lehre von der chemischen Umbildung verschiedener Stoffe, die man aufserhalb des Körpers hervorbringen kann, sein mag; dennoch das Leben selbst noch einen andern Zweck hat, als Stoffe umzubilden, und dafs kein Stoffwechsel jemals im Stande ist die Reihe von Lebenserscheinungen zu erzeugen, die uns am Organismus vorzüglich interessiren. Wenn man die Welt im Ganzen betrachtet, so hat es freilich auch ein Interesse, die Beziehungen der Aufsenwelt und des Organismus kennen zu lernen; zu sehen, was der Organismus von der Aufsenwelt erhält, und was er wieder an sie zurückgiebt. Allein diese Beziehungen gehören nicht zu dem inneren Getriebe der Organisation selbst; sie sind nicht das Leben, sondern die

Digitized by Google

Lebensmittel und Lebensabwürfe; und eben darauf, diesen Unterschied zu fassen, kömmt es hier an.

Wir dürfen übrigens zum Schlufs bemerken, dafs es Liebig nicht allein ist, der in den angedeuteten Irrthümern befangen erscheint, vielmehr ist seine Art, die Chemie auf die Organisationslehre anzuwenden, einer Zeitrichtung der Wissenschaft überhaupt angehörig. Viele andere machen die Sache um nichts besser, nur dafs sich Liebig, indem er die Schwierigkeiten, welche ihm auf dem Gebiete der Physiologie entgegentreten, und die Gefahren, denen man sich dabei aussetzt, weniger gekannt hat, verleitet worden ist, tiefer in dieser verfehlten Richtung weiter zu gehen, als er sonst gewagt haben würde. Im Uebrigen bemerken wir, dafs Liebig's grofse Verdienste um die Chemie als solche von uns mit Vergnügen anerkannt werden; und dafs sie für die Lehre von den Lebensresiduen auch dem Arzte von hohem Interesse bleiben. Allein wir halten es für Pflicht, einer verfehlten Anwendung der Chemie auf Physiologie, wodurch man die Lehre vom Stoffwechsel und vom chemischen Procefs irrthümlicher Weise für die Lehre vom Lebensprocefs selbst hält, entschieden entgegen zu treten, weil die Folgen dieser verfehlten Anwendung eine nachtheilige Rückwirkung auch auf das praktische Leben haben.

Dr. C. H. Schultz.

LIV.

Germaniens Völkerstimmen. Sammlung der deutschen Mundarten in Dichtungen, Sagen, Mährchen, Volksliedern u. s. w. Herausgegeben von J. M. Firmenich. 1ste und 2te Lieferung. Berlin, 1843. *Schlesinger'sche Buch- und Musikhandlung.*

Was des Volkes Sagen, Lieder und Gebräuche für die Mythologie und Geschichte sind, das ist seine Mundart für die Grammatik. Sie ergänzt die schriftlichen Ueberlieferungen, indem sie die ältere Sprache bald rein bald in einer Umwandlung bewahrt hat, welche die ursprüngliche Gestalt noch erkennen läfst. So viel jedoch auch für einzelne deutsche Mundarten bereits geschehen ist, so erwartet bei Weitem der gröfste Theil derselben doch noch seinen Sammler und Forscher, und die deutsche Grammatik und Lexicographie hat von dieser Seite her noch einen reichen Zuwachs zu hoffen. Dabei wird es immer wichtiger die einzelnen Mundarten auszubeuten, weil die neuhochdeutsche Sprache durch Schule und Kirche und durch den gesammten Volksverkehr einen immer gröfseren Einflufs auf sie gewinnt. Der letztere Grund vorzüglich hat den Herausgeber der vorliegenden zwei Hefte, wie er selbst in der Vorrede sagt, zu dem Versuche veranlafst, alle deutsche Mundarten in Sagen, Liedern und andern volksthümlichen Erzeugnissen darzustellen. Der Zweck, den er im Auge hatte, war jedenfalls sehr schön: doch wenn man die grofsen Schwierigkeiten erwägt, mit denen die Darstellung einer einzigen Mundart verknüpft ist, sobald sie den Anforderungen der Wissenschaft genügen soll; dann wird man die Hoffnung ein Werk zu liefern, welches „als durchaus zuverläfsiger Führer bei den verschiedenen Forschungen zu gelten berechtigt ist", und dessen Vollständigkeit „dem Sprachforscher wie dem Vaterlandsfreund nichts zu wünschen übrig läfst", von vorn herein mindestens etwas verwegen finden. Wie sollen die wenigen Proben, welche sich von den einzelnen Dialekten in ein so umfassendes Werk aufnehmen lassen, die Dialekte nur einigermafser so genau charakterisiren, wie es der Sprachforscher bei den billigsten Forderungen wünschen mufs? er wird in den kurzen Stücken oft nur zwei oder drei Ausdrücke treffen, die er brauchen kann, von dem Wichtigsten aber wird sich oft keine Spur zeigen, und wo es vorkommt, wird er die besonders auffallenden Formen nur mit einer gewissen Scheu benutzen, da man es den Beiträgen ansieht, dafs sie dem Herausgeber aus sehr verschiedenartigen Händen zugekommen sind, und dafs mancher Einsender nicht die Kenntnifs der deutschen Grammatik hat, welche er bedürfte, um zu wissen, worauf es bei Proben dieser Art ankommt, und um die feinen Nüancen der Volksmundart schriftlich darzustellen, ja oft nur zu hören. Allein wenn wir auch nicht des Herausgebers eignes Versprechen, das ein Verein von Gelehrten kaum erfüllen könnte, zum Maafsstab für die Beurtheilung nehmen, sondern vielmehr die Schwierigkeit seiner Arbeit bedenken und darum ganz bescheidne Ansprüche machen, so bleibt uns immer noch genug zu wünschen. Einen

Digitized by Google

ungefähren Begriff zwar bekommt man von den deutschen Mundarten durch das Werk ohne Zweifel, und insofern wird es sich unter der gröfseren Lesewelt gewifs Freunde erwerben. Auch wollen wir über die Reinheit der Dialekte mit dem Herausgeber gar nicht rechten: nicht selten sind neuhochdeutsche Formen eingemischt, und es finden sich auch sonst Unregelmäfsigkeiten, die eine Störung voraussetzen; doch könnte diese für den Dialekt, wie er grade jetzt gesprochen wird, bezeichnend sein und nur für wissenschaftliche Zwecke ist es nöthig, dafs die Mundart gewissermafsen kritisch construirt wird, d. h. dafs man an die Stelle der neuhochdeutschen oder entstellten Formen, die man im Munde Einzelner hört, die ursprünglichen, mundartlichen setzt, welche sich fast immer neben jenen noch erhalten haben, nur bisweilen mehr zurückgetreten sind. Nicht zu verzeihen ist dagegen die Ungenauigkeit und Inconsequenz, mit welcher der Herausgeber die Orthographie behandelt. Zwar entschuldigt er sich in der Vorrede, er habe geleistet was in seinen Kräften stand, und man werde bei mehr als dreihundert Mundarten von ihm allein nicht verlangen was so viele Gelehrte nicht einmal bei unsrer neuhochdeutschen Schriftsprache bisher vermocht hätten. Doch dieser Vergleich pafst nicht. Wir führen in der neuhochdeutschen Orthographie eine Menge falscher Schreibungen fort, die wir sehr wohl kennen, und die einzelne Gelehrte nur deshalb nicht mit einem Male aufgeben, weil ihre Bücher dadurch ein so fremdartiges Aeufsere bekämen, dafs sie Gefahr liefen, von einem grofsen Theile der Nation nicht gelesen zu werden. Der Dialekt dagegen hat keine Orthographie, eben weil er nicht Schriftsprache ist; hier mufste der Herausgeber daher nach Etymologie und Aussprache dieselbe bilden. Dafs dies schwierig sei, gesteht man ihm zu; doch ist durch Grimms Grammatik, durch die kritischen Ausgaben altdeutscher Werke und durch die bisherigen bessern Idiotika auch schon viel vorgearbeitet; jedenfalls durfte der Herausgeber die Fehler der neuhochdeutschen Orthographie, über die er selbst in der Vorrede klagt, z. B. das unorganische *h* als Dehnungszeichen, *ie* statt *î* u. dgl. nicht in die Dialekte hineintragen; und wenn man noch weniger verlangt, so mufste er irgendwie consequent verfahren. Doch bald wird bei den vorliegenden Mundarten, die sich zum Theil sehr nah berühren und sämmtlich noch norddeutsch sind, z. B. die Länge des Vocals durch *h*, bald durch Verdoppelung, bald nur dadurch bezeichnet, dafs der folgende Consonant nicht verdoppelt ist; es wird also *Tehken*, *Teeken* und *Teken* (Zeichen) oder *Tihden*, *Tüden*, *Tieden* und *Tiden* (Zeiten) dauernd, nicht in demselben Dialekt doch in den verschiedenen, vermischt, während der lange Vocal nur zu circumflectiren war. Diese Unregelmäfsigkeit erschwert es dem Ungeübten die Verwandtschaft der Dialekte zu erkennen, und sie führt auf die Vermuthung, dafs der Herausgeber die ihm zugesandten Beiträge ziemlich unverändert abdrucken läfst, wenigstens könnte es nicht schaden, wenn er in seiner „kritischen Berichtigung" etwas weiter ginge. Bei einigen Mundarten sind Einleitungen vorausgeschickt, welche die Schreibungen bestimmen, doch bei anderen, in denen ganz dieselben Formen wiederkehren, werden sie anders geschrieben. So ist z. B. vor den Proben in der Mundart der jetzigen Angler (S. 35) *et*, *bet* (es, bis), was sich eigentlich von selbst verstünde, ausdrücklich vorgeschrieben, doch weit öfter steht sonst *ett*, *bett*. Bei dem Gedichte aus der Danziger Niederung ist ein guter Versuch zu einer durchgedachteren Orthographie gemacht, doch ihm gegenüber bei der Königsberger Mundart kehren alle früheren Fehler wieder. Die ostfriesischen Proben sind mit lateinischen Buchstaben und bei den Proben aus Schwerin ist der Anlaut der Substantiva klein gedruckt, beides wäre sehr gut, wenn es der Herausgeber durchgeführt hätte, doch so sieht man nicht, weshalb er grade hier von seinem gewöhnlichen Verfahren abweicht. — Dieselbe Ungleichheit finden wir bei den Anmerkungen. Bald wird Nahliegendes erläutert, bald Dunkles übergangen; bald werden ganze Zeilen zugleich, bald alle Wörter einer Zeile einzeln erklärt; und in dem letztern Falle stört es beim Lesen besonders sehr, dafs die auf die Anmerkungen bezüglichen Zahlen in den Text gedruckt sind, da dieser bei den ferner stehenden Mundarten oft ganz bunt aussieht; während der Herausgeber, wie dies bei Werken der Art gebräuchlich ist, die Zeilen von fünf zu fünf beziffern und zur Anmerkung die Zeilenzahl setzen konnte. Bei den Erklärungen selbst konnte er wohl die Etymologie mehr

Digitized by Google

berücksichtigen und besonders als Uebersetzung, so weit es ging, stets das neuhochdeutsche Wort desselben Stammes angeben, also z. B. *altohoop* durch *allzuhauf* nicht durch *allzusammen* erklären. Wenn aber auch für das mundartliche Wort kein entsprechendes neuhochdeutsches von gleicher Wurzel vorhanden ist, so finden sich doch gewöhnlich andre von derselben Wurzel; dann waren diese anzuführen; bei der Vermuthung über *bar* in *Adebar* (S. 53), welches übrigens schon von Grimm Grammatik 2, 487 erklärt ist, lag z. B. neuhochdeutsch Bahre (mittelhochdeutsch *bern*) näher als englisch *to bear*. Ueberhaupt aber sind die Vergleichungen verwandter Dialekte und der ältern deutschen Sprachen viel zu sehr gespart; bei eigenthümlichen Wortbildungen konnten hin und wieder Analogien aus derselben Mundart, bei gewissen Wurzeln die wichtigsten Wortstämme und Ableitungen, bei Verben die für die Conjugation bezeichnenden Formen angegeben werden; der Wortschatz der Proben aber liefs sich einigermafsen ergänzen, wenn man gröfsere oder kleinere Verzeichnisse eigenthümlicher Redensarten und Ausdrücke begefügt hätte. Durch dies und Aehnliches hätte der Herausgeber wenigstens den Versuch gemacht, zu einer wissenschaftlichen Darstellung der Mundarten einen Grund zu legen. Einen grofsen Theil der Erklärungen niederdeutscher Worte konnte er jedoch ersparen, wenn er das Lautverschiebungsgesetz und die Vocalverhältnisse in einer Einleitung kurz angab; da Wörter wie *Tîden* Zeiten, *Rôk* Rauch, *Süper* Säufer, die immer wieder erklärt werden, dann völlig verständlich sind. — In Hinsicht des Inhalts ist etwa der dritte Theil der beiden Hefte von Werth, weil er eigentlich Volksthümliches enthält. Schöne Volkslieder werden z. B. von der Insel Sylt, aus Holstein und aus verschiedenen Gegenden der Mark (aus der letztern besonders Kinderlieder) mitgetheilt; schöne Sprichwörter vorzüglich aus dem Grofsherzogthum Mecklenburg-Schwerin, und es ist zu bedauern, dafs Zusammenstellungen dieser Art nicht öfter vorkommen. An Sagen ist bemerkenswerth die vom Seeweibe (S. 23), vom Müller, welchem das gestohlne Korn nach dem Tode keine Ruh läfst (S. 45), und von dem Gespenst, das sich für einen bunten Rock an einen Pater aus Schwerin vermiethet und deutlich ein Kobold ist (S. 67). Schön sind auch die beiden Märchen von den sieben Mäusen zu Pudmin (S. 87) und von Vater Hähnchen und der Rache am Habicht (S. 91), welches letztere jedoch aus mehreren zusammengesetzt ist; das vom klugen Schneiderlein (aus der Gegend von Rastenburg, S. 109) scheint aus den Grimm'schen Mährchen (*kleine Ausgabe* No. 43) nur in die Mundart umgesetzt zu sein. Zu loben ist hierbei noch, dafs bisweilen dieselben Lieder aus verschiedenen Gegenden mitgetheilt sind, wodurch die Vergleichung der Mundarten erleichtert wird. Bei Weitem der gröfsere Theil der Proben besteht jedoch theils in sehr schwachen humoristischen Aufsätzen und Gesprächen, die oft mehr als geschmacklos sind, wie z. B. die aus Berlin mitgetheilten, theils in Gedichten, welche Neuere im Dialekt abgefafst haben. Auch diese letztern wären nur hin und wieder als Nothbehelf zu entschuldigen; sie sind im besten Falle glückliche Copien des Volksthümlichen, doch man wünschte Originale. Es wäre daher gut, wenn der Herausgeber in den folgenden Heften mehr wirklich Volksthümliches brächte, und wenn er besonders die Orthographie regelte; da er schon so verschiedene Orthographien hat, so wird es nicht auffallen, wenn er noch eine neue beginnt und diese durchführt. Dankenswerth ist seine Sammlung auch jetzt schon, doch liefse sich nach dem heutigen Stande der deutschen Sprachforschung mit geringer Mühe weit mehr leisten.

E. Sommer.

Digitized by Google

№ 109.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1843.

LV.

Mohammed der Prophet, sein Leben und seine Lehre. Aus handschriftlichen Quellen und dem Koran geschöpft und dargestellt von Dr. Gustav Weil. Mit Beilagen und einer Stammtafel. Stuttgart, 1843; *bei Metzler.*

Seitdem die politischen Wirren des Orients die Aufmerksamkeit der Europäer fortwährend rege erhalten, hat man auch vielfach den Mohammedanismus selbst näherer Würdigung unterzogen, und es giebt wohl schwerlich einen Gegenstand der arabischen Literatur, der in der neuern Zeit eine mannigfaltigere Bearbeitung gefunden hätte, als das Leben und die Lehre des Propheten der Muselmänner. Zwar hat es nie an einzelnen Aufsätzen und Abhandlungen über Moh.'s Wirksamkeit, sein Verhältnifs zum Judenthume und Christenthume u. s. w. gefehlt, und die Zeit ist noch nicht so gar fern, wo man in prunkenden Phrasen den genialen Propheten, die Erhabenheit seiner Lehre u. dgl. zur Schau stellte; aber an eigentlich wissenschaftlichen, aus Originalquellen geschöpften Schriften war bis auf die neueste Zeit (aufser den Büchern von Reland, Savary, Prideaux u. s. w. und den Bemerkungen zum Koran von Maracci und Sale) Gagnier, nicht nur durch seine Ausgabe der Biographie Moh.'s von Abûlfedâ, sondern besonders durch seine eigene *vie de Mahomet etc.* Hauptquelle geblieben. In den mehr als hundert Jahren, die seit dem Erscheinen dieses Buches vergingen, waren aus arabischen Schriftstellern zwar manche neue Notizen über Moh. an's Licht gefördert, indessen schleppten sich die falschen Berichte und selbst die Uebersetzungsfehler Gagnier's durch alle Schriften fort, und sogar Orientalisten scheueten sich nicht, manche von Gagnier mifsverstandene oder verdorbene Stelle ohne nähere Untersuchung wieder nachzusprechen. Erst jetzt, nachdem zuerst in Frankreich von H. Noël des Vergers eine neue correcte Ausgabe und Uebersetzung der Biographie Moh.'s von Abûlfedâ veranstaltet worden, hat Hr. W. es versucht, die einzelnen Nachrichten zu prüfen und das Resultat davon in vorliegendem Buche zu veröffentlichen. Aufser den gedruckten Quellen standen Hrn. W. mehrere handschriftliche zu Gebote und zwar gröfstentheils dieselben, welche auch schon Hr. von Hammer-Purgstall in seiner Biographie (Gemäldesaal der Lebensbeschreibungen, Leipzig 1837. Bd. I.) benutzt hat, nämlich das Chamîs des Ibn Alhasan Addiârbekhrî, das Insân Olüyûn von 'Alî Halebî und ein Auszug aus dem Sîrat Orrasûl des Ibn Hishâm.

Der Verf. selbst hat es wohl gefühlt, dafs seine Schrift als eigentlich historische Arbeit ihre Aufgabe nicht vollständig löse. Er hat seinen Gegenstand nicht mit dem klaren umfassenden Blicke eines Historikers als ein in schöner Gliederung abgerundetes Ganze hingestellt: er hat nicht gewagt, die innern Triebfedern, das psychische Leben des Propheten zu durchdringen und ihn als das nothwendige Product des Dranges und Kampfes einer glühenden Seele mit den rohen, wild durcheinander fluthenden Elementen seiner Zeit uns vorzuführen. W. hat nur gestrebt, die äufsere Geschichte des merkwürdigen Mannes, den objectiven Thatbestand, so weit ihn die Quellen angaben, offen vorzulegen, und also durch seine Arbeit erst das eigentliche Material für einen künftigen Historiker geliefert. Er glaubt — und hierin stimmen wir ihm völlig bei — „dafs es für die Wissenschaft förderlicher ist, „wenn die morgenländische Geschichte von einem, wenn „auch nur mit geringen historiographischen Fähigkei„ten begabten Orientalisten, als von dem talentvoll„sten Historiker von Fach geschrieben wird, der nicht „unmittelbar aus den Quellen schöpfen kann". — An der Benutzung seiner Quellen aber hat W. es keineswegs fehlen lassen. Dafs er daran keinen Mangel

Digitized by Google

hatte, geht aus Obigem hervor; im Gegentheil scheint die Ueberfülle dem Verf. eher hemmend entgegengetreten zu sein, und wir sehen ihm namentlich in der ersten Hälfte seines Buches die Aengstlichkeit an, womit er sogar den geringfügigsten Legenden wenigstens noch in den Noten einen Platz vergönnt. Manche der angeführten Traditionen und Sagen hätten, dem Werthe des W.schen Buches unbeschadet, eben so gut wegfallen können; allein, weit entfernt, den Verf. deshalb tadeln zu wollen, finden wir hierin nur einen Beweis mehr für die ängstliche Genauigkeit, womit er seine Hülfsmittel ausgebeutet. W. hat aber nicht blofs sein Material vollständig benutzt, sondern auch — was leider noch bei weitem nicht von allen in Deutschland erscheinenden Büchern über die arabische Literatur gesagt werden kann — die daraus entnommenen Stücke mit grofser Sorgfalt und Treue wiedergegeben; wenigstens können wir dies von allen den Stellen behaupten, die entweder im Original gedruckt vorliegen, oder vom Verf. theils im Anhange, theils in den Noten mit den Textesworten angeführt sind. Aufserdem hat der Verf. einen besondern Fleifs auf Genauigkeit der chronologischen Angaben verwendet, und auch hierin, wie in so vielem Andern, die Irrthümer seiner Vorgänger zu berichtigen gesucht.

Wenden wir uns nun zu dem Inhalte des Buches selbst, so vermissen wir höchst ungern ein näheres Eingehen in die Zustände der Araber vor Mohammed. W. selbst gesteht in der Vorrede, dafs seiner Einleitung dieser Fehler anhafte, dafs aber seine Quellen nur wenig Neues geliefert, und er nicht schon Bekanntes habe auftischen wollen. Wir können dies jedoch keineswegs billigen. Sein ganzes Buch enthält, wie das natürlich nicht anders sein konnte, überall des hinlänglich Bekannten genug, und gerade hier durfte es dessen am wenigsten entbehren. Es ist ganz unmöglich, die Wirksamkeit des Propheten nach Gebühr zu würdigen, wenn man kein treues Bild hat von den gegebenen Verhältnissen, und namentlich das sociale und sittliche Leben, die religiösen Meinungen und Ansichten und überhaupt die geistige Strömung nicht kennt, worin seine Zeitgenossen sich bewegten. Freilich bezieht man sich bei solchen Gelegenheiten gewöhnlich ausschliefslich auf das allerdings höchst vortreffliche Buch Pocock's; allein seit dem Erscheinen desselben sind doch manche, wenn auch nur zerstreute, Nachrichten und Bemerkungen über die vormohammedischen Araber bekannt geworden, und auch das wenige Neue, was W.'s Quellen darboten, würden die Historiker und noch mehr die Orientalisten mit Dank entgegengenommen haben, gerade weil die arabischen Schriftsteller hierüber so spärliche Ausbeute gewähren. Selbst die kurze Einleitung W.'s zeigt, wie nothwendig es ist, auf die vormohammedische Zeit näher einzugehen. So stellt W. z. B. S. 1. die übrigens neuerdings mehrfach geäufserte Meinung auf, „dafs die Bewohner Mittel„arabiens, besonders die der Provinz Hejâz, *vielleicht „erst seit ihrer Bekanntschaft mit den Juden und de„ren Schriften*, Ismael, den Sohn Abrahams, als ih„ren Stammvater ansehen"; während er S. 18 mit Pocock behauptet, „dafs die Araber vor Moh. ihre „Götzen nur als Götter zweiten Ranges betrachtet, „aber dabei nicht aufgehört hätten, an ein höchstes „Wesen zu glauben, welches vor Moh. schon Allaho „ta'âlâ genannt ward". Obwohl wir sehr gut wissen, dafs anachronistische Darstellungen nirgends häufiger als bei arabischen Schriftstellern vorkommen, so sind wir doch der Meinung, dafs letzterer Satz historische Wahrheit enthält und der Glaube an ein höchstes Wesen wirklich lange vor Moh. in Arabien heimisch war. Allein uns scheint, dafs durch diese Annahme jene erste Behauptung W.'s über die Entlehnung des Ismael von den Juden späterer Zeit sich als falsch erweise, und denken, dafs sowohl der Glaube an ein höchstes Wesen, als auch die Gleichheit des Namens Allah mit Eloah oder Elohim auf den Stammvater Abraham und Ismael hindeute: überhaupt aber sehen wir nicht ein, warum man die bestimmten Angaben der Araber über ihre Abstammung in Zweifel ziehen soll, da doch aus unumstöfslichen Thatsachen sicher ist, dafs sie mit den Hebräern und den andern Semiten jedenfalls dieselben Urahnen gehabt. Wir wollen nicht in Abrede stellen, dafs die Araber seit ihrer Bekanntschaft mit den Juden einzelne Legenden über Abraham, Ismael u. s. w. aufgenommen, obgleich uns auch dies schon unwahrscheinlich dünkt: allein ein so ahnenstolzes Volk, wie die Araber immer waren, läfst sich nicht erst von fremden eingewanderten Juden oder Christen seine Stammväter angeben, und zwar um so weniger, da Ismael als Sohn einer Sclavin von eben diesen Juden verachtet wurde. Aufserdem weisen ja alle Legenden und Mythen von der Ka'aba, von dem dort

Digitized by Google

aufbewahrten heiligen Steine, von dem Brunnen Zemzem u. s. w. nur auf jene Erzväter hin, und so viel uns bekannt, hat kein einheimischer Schriftsteller über diese als Nationalheiligthümer von allen Arabern verehrten und aus Andacht besuchten Denkmäler jo Sagen mitgetheilt, die sich nicht auf Abraham, Ismael u. s. w. bezogen hätten. — So unbedeutend dieser Punct an sich erscheinen mag, so wichtig zeigt er sich in den Folgerungen. Denn, sind die arabischen Mythen von Ismael u. s. w. erst in relativ neuer Zeit von den Juden entlehnt, so kann auch der Glaube an ein höchstes Wesen wohl erst von daher sich datiren, (weil durch den Monotheismus sich jedenfalls eine Verwandtschaft mit den Hebräern offenbart,) während wir nach Obigem umgekehrt zu einem für die ältesten Culturzustände Arabiens und für die alttestamentliche Exegese gleich wichtigen Ergebnisse gelangen, indem wir nämlich mit grofser Wahrscheinlichkeit schliefsen dürfen, dafs die Familie Abrahams auch für die Araber die Trägerin der monotheistischen Lehre gewesen.

Der Verf. verfolgt in nüchterner prunkloser Sprache die äufsere Lebensgeschichte Moh.'s Schritt für Schritt mit gröfster Genauigkeit und sucht aus den sich widersprechenden Nachrichten das Wahrscheinliche kritisch zu ermitteln und zuweilen mit gutem Geschick das Mährchenhafte in den Erzählungen von dem Historischen zu sondern. Der Sitte Abûlfedâ's und anderer Biographen gemäfs flicht auch W. die bei den einzelnen Lebenszuständen des Propheten erschienenen Koransverse meist in extenso ein, was besonders für die Nichtorientalisten um so zweckmäfsiger ist, da wir bis jetzt noch keine ordentliche deutsche Uebersetzung des Korans besitzen, und selbst die neueste sich *wortgetreue* nennende von *Ullmann* die Maraccischen Uebersetzungsfehler gröfstentheils wieder nachbetet, was auch W. an manchen Stellen nachweist. Ueberhaupt sind die Bemerkungen, welche W. mit Benutzung der europäischen Forschungen nach seinen Quellen über den Koran giebt, sehr verdienstlich; indessen müssen wir auch hier einer, wie es scheint, Lieblingsbehauptung des Verf. entgegentreten, die er S. 333, 348 u. a. O. sogar noch in der Vorrede wiederholt, obgleich er dieselbe schon S. 352 wesentlich zu modificiren gezwungen ist. W. glaubt nämlich die Authenticität des Korans nicht blofs in Zweifel ziehen zu müssen, sondern behauptet geradezu, dafs er „weit entfernt sei zu glauben, dafs Moh. den „Koran gerade so hinterlassen, wie er vor uns liegt". Er deutet S. 350 sogar an, dafs „der schlaue Abû „Bekhr mit einem der vielen Secretaire Moh.'s leicht „im Einverständnisse stehen, und nach Belieben Mate„rialien zum Koran geliefert haben könne. Und", fährt der Verf. fort, „wird diese Vermuthung nicht „fast zur Gewifsheit durch die ..... Rede Abû Bekhr's „nach Moh.'s Tode, in welcher er, um Moh.'s Tod zu „beweisen, einen Koransvers vorlas, von dem kein „Mensch, selbst 'Omar etwas wufste". Jeder unkundige Leser wird aus solchen Sätzen den gröfsten Verdacht gegen die Aechtheit des ganzen Korans schöpfen, um so mehr, wenn er hört, dafs die Sammlung und Redaction der Koransverse erst nach Moh.'s Tode Statt gefunden hat. Allein mit der vermutheten Interpolation ist es in der That nicht weit her. Wenn Abû Bekhr einen Vers anführte, dessen sich Keiner der Gegenwärtigen entsann, so mufs man bedenken, dafs die versammelte Menge, die mit mehr als kindlicher Verehrung und Liebe an ihrem Propheten hing, plötzlich durch seinen Tod in die höchste Bestürzung gerathen war und durch die unsinnige Behauptung des ungestümen 'Omar, „dafs der Prophet nicht todt sei, sondern bald wiederkehren werde", noch verwirrter werden mufste. Hätte Abû Bekhr so viele Geistesgegenwart gehabt, diesen Vers auf der Stelle zu erfinden, so würde es wohl schwerlich darin geheifsen haben, „wenn Moh. gestorben *oder erschlagen worden* ist". Abû Bekhr bedurfte aber ja gar keines Koransverses, wenn ihm dieser nicht zufällig gleich ins Gedächtnifs gekommen wäre. Er brauchte das Volk nur auf die letzten Worte des Propheten bei der Abschiedswallfahrt zu Mekkhah, S. 312 u. 320, oder auf die einige Tage vor seinem Tode gehaltene Anrede in der Moschee zu Medînah verweisen, worin Moh. deutlich gesagt hatte: „Ich gehe euch nur voran, ihr werdet mir „folgen, der Tod steht uns allen bevor S. 329". Genug, war auch dieser Koransvers für den Augenblick den gerade anwesenden Muselmännern nicht geläufig, so folgt daraus noch keinesweges eine Interpolation Abû Bekhr's. Ueberhaupt will uns bedünken, dafs man Abû Bekhr, 'Omar u. s. w. durchaus unrichtig auffafst, wenn man sie in dieser Beziehung verdächtigt. Sie waren nach unserer Meinung von der göttlichen Sendung Moh.'s auf's Entschiedenste überzeugt. Moh.'s

Digitized by Google

geistige Ueberlegenheit, seine Liebenswürdigkeit im Umgange, seine Freigebigkeit und Milde hatte die Herzen der Seinigen ihm auf's Innigste verbunden, und wir glauben gar nicht, dafs Abû Bekhr oder 'Omar je eine Rolle gespielt habe, die sie im Herzen für blofse Gaukelei hielten. Auch unter ihrem Chalifate haben sie bewiesen, dafs nicht Streben nach Glanz, Reichthümern und Ruhm sie leitete, sondern nur die wahrhaft moslimische glühende Leidenschaft, dem Worte Gottes, dem Koran, in der ganzen Welt Anerkennung zu verschaffen. Wäre Abû Bekhr so *schlau* gewesen, wie W. meint, so hätte er bei der Sammlung und Redaction des Korans zunächst wohl dafür gesorgt, die sich widersprechenden Koransverse zu entfernen, was sicherlich leicht hätte geschehen können, da Moh. selbst ja mehrere früher ausgesprochene Sentenzen zurücknahm. Aber Alles dies spricht, wie W. S. 352 auch selbst gesteht, für die ängstliche Sorgfalt bei der Sammlung: mag auch — was bei der erstaunlichen Gedächtnifsgabe der Araber jener Zeit unwahrscheinlich ist — irgend ein Koransvers verloren gegangen sein, so ist das für uns wenigstens von keiner Bedeutung. Dafür aber, dafs fremde hinzugekommen, wird wohl schwerlich je der Beweis geliefert werden können, und die heterodoxen Motazeliten z. B. würden dies zu thun gewifs nicht unterlassen haben, wenn sie darüber nur einen irgendwie begründeten Argwohn gehegt hätten. Die abweichenden Lesarten (S. 349), die sich schon unter 'Othmân im Koran fanden, sind gewifs von keiner Erheblichkeit und blofs dialektische Varianten gewesen, auch ist es ja bekannt genug, dafs man hiernach sieben verschiedene Editionen zählt, die aber nur in Aussprache einzelner Vocale, in der Abtheilung der Verse, höchst selten in wirklichen Lesarten von einander abweichen. Wenigstens giebt der Koran in diser Beziehung dem Masorethentexte des A. T. nichts nach.

Der Lehre Moh.'s, welche der Verf. auf dem Titel verspricht, ist im Buche selbst kein besonderer Abschnitt gewidmet. Wahrscheinlich glaubte W. durch die angeführten Koransstellen, die Nachrichten über Sammlung, Zusammensetzung, Alter u. s. w. der Koransstücke und durch die wenigen allgemeinen Bemerkungen, welche er mit der Charakteristik Moh.'s verwebt, diesen Theil seiner Aufgabe gelöst zu haben. Wir sind jedoch damit nicht einverstanden und haben vor Allem eine, wenn auch kurze, doch recht gründliche Auseinandersetzung des mohammedanischen Lehrbegriffs erwartet, woran sich dann leicht wenigstens allgemeine Skizzen der vorzüglichsten Sekten hätten anschliefsen können. Ueber Moh.'s Lehre ist namentlich von Nichtorientalisten so vieles geschrieben, dafs es, um vor Verwirrung zu bewahren, in der That Noth thut, hierüber das Urtheil solcher zu vernehmen, denen so manche Hülfsmittel zu Gebote stehen, deren der Nichtorientalist ermangelt. — Auch der Charakteristik, welche W. im letzten Capitel seines *Buches* von Moh. entwirft, zollen wir nicht unbedingt unsern Beifall. Es fehlt ihr, wie schon oben bemerkt, das wahrhaft historische Geprüge. Der Verf. sucht zwar die guten und tadelnswerthen Eigenschaften Moh.'s, seine Verdienste und seine Fehler neben einander zu stellen; allein wir erhalten keine Grundanschauung, keinen Gesammteindruck, und sind nach Durchlesung des Buches noch aufser Stande, uns in den Gedanken und Absichten, den Bestrebungen und Leistungen des räthselhaften Mannes zurecht zu finden. Der Fehler davon liegt hauptsächlich auch darin, dafs W. uns nicht durch ein tiefes Eindringen in die Lehre den Schlüssel zu Moh.'s Herzen geliefert und seine Bemühungen blofs auf das äufsere Historische derselben beschränkt hat. Auch stehen wir unsererseits an, die Vorzüge und Mängel Moh.'s, welche der Verf. angiebt, alle für solche anzuerkennen, und können deshalb den Schlufs des Buches, der die ganze Charakteristik kurz zusammenfafst, nicht unterschreiben. „Wenn wir", sagt W., „daher auch Moh. nicht als einen wahren Propheten „anerkennen, weil er zur Verbreitung seiner Religion „gewaltsame und unlautere Mittel gebrauchte, weil er „zu schwach war ....., so mag er doch, in sofern „er die schönsten Lehren des A. und N. T.'s unter ein „Volk verpflanzte, das von keinem Sonnenstrahl des „Glaubens erleuchtet war, auch in den Augen der „Nichtmohammedaner als *Gesandter Gottes* angesehen „werden". —

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 110.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1843.

Mohammed der Prophet, sein Leben und seine Lehre. Aus handschriftlichen Quellen und dem Koran geschöpft und dargestellt von Dr. Gustav Weil.

(Schlufs.)

Zuerst müssen wir es durchaus in Abrede stellen, dafs Moh. die schönsten biblischen Lehren unter die Araber verpflanzt habe. Aufser der, natürlich nothwendigen, Lehre von seiner göttlichen Sendung, bewegt sich sein ganzes religiöses System nur um zwei Dogmen, welche als Angelpuncte des Islam in unzähligen Phrasen des Korans fast zum Ueberdrufs wiederholt werden. Wir meinen die Lehre von einem höchsten Wesen und von einem zukünftigen Leben. Dafs der Monotheismus in Arabien, wohl durch einen rohen Götzendienst verdunkelt, nie aber völlig verdrängt gewesen, haben wir schon oben gesehen, und Weil selbst hat S. 19 nach Pocock's Vorgange angedeutet, dafs der Glaube an Unsterblichkeit, wenn auch nur in grober Auffassung, bei Moh.'s Landsleuten heimisch war. Strenge genommen war also Moh. nicht *Stifter* einer neuen Religion, sondern er reinigte nur den vaterländischen Cultus vom eingeschlichenen Götzendienste, von irrigen Vorstellungen und Gebräuchen: kurz, er trat blofs auf als *Reformator*. Auch hat er sich selbst nie für etwas anderes angesehen oder ausgegeben. Abraham, sagte er, war ein Moslim, Juden aber und Christen haben seine Religion entstellt und verdorben; ich, der Letzte der Propheten, bin gekommen, um die wahre dem Abraham geoffenbarte Lehre wiederherzustellen. — Nur von diesem Gesichtspuncte aus darf Moh. beurtheilt werden. Untersuchungen über das, was er aus dem Judenthume, was aus dem Christenthume geschöpft, gewähren allerdings manche interessante Vergleichungsmomente mit dem Koran; allein sie können immer nur das Beiwerk, nie die Grundgedanken liefern, die den Islam tragen. Wohl mag Moh. über jene Fundamentalsätze sich erst von Juden und Christen näher haben unterrichten und belehren lassen; allein er nahm sie nicht als erborgte auf. Die Juden, welche er kennen lernte, waren in thalmudistischen Absurditäten, die Christen in Grübeleien und Streitigkeiten der Nestorianer, Monophysiten u. s. w. verkommen: bei beiden war, wie aus Allem hervorgeht, vom wahren Geiste der Religion keine Spur, und gerade darum konnte Moh. sich berufen fühlen als selbständiger Apostel Gottes, die, wie er meinte, reine Urlehre Abrahams zu predigen. Freilich entlehnte er der Bibel und namentlich — weil er vorzüglich mit Juden in vielfachem Verkehre stand, — dem A. T. sehr viele Geschichten und Einrichtungen, ja sogar einen grofsen Theil seiner Civilgesetze: freilich gab er einzelnen Dogmen der Juden und Christen z. B. von Auferstehung der Todten, Gerichtstag, Hölle und Himmel u. s. w. nach seiner Auffassungsweise im Koran Anerkennung; — allein zu geschweigen, dafs die Hauptdogmen des Christenthums, wie Trinität, Incarnation, Erlösung, Gnade u. s. w. dem Koran fremd blieben, sind darin nicht einmal Lehren aufgenommen, wie sie jede blofs irdischen Ursprung vorgebende Gesetzgebung zur organischen Entwickelung der bildsamen Kräfte und zur ethischen Vervollkommnung der Individuen nothwendig bedarf. Wir meinen z. B. die Lehre von der Freiheit des Willens. Das Christenthum, welches Moh. kannte, war zu entartet, als dafs er demselben Lehren entnehmen konnte, die gerade durch ihre reine Menschlichkeit das Gepräge des Göttlichen an sich tragen, und die seiner Religion Jahrhunderte hindurch die Kraft verliehen hätten, ihre Anhänger dem Lichte wahrer Humanität entgegenzuführen. Moh.'s eigener Geist, obgleich seine arabischen Zeitgenossen weit überragend, war zu beschränkt, sein Herz zu arm und dürre und sein ganzes Wesen

Digitized by Google

vielleicht zu sehr durch die Sinnlichkeit gebunden, als dafs er die nothwendigen Requisite eines religiösen Systems erkannt hätte, welches Ansprüche darauf macht, die ganze Welt umzugestalten. An jenen beiden Hauptdogmen hatte seine geistige Spannkraft sich abgenutzt, sie schienen ihm zu genügen, von ihnen war er lebendig überzeugt, sie vor jeder möglichen Mifsdeutung zu behüten, war sein einziges Streben: aus jüdischen und christlichen Quellen fügte er nur so viel hinzu, als er zur rhetorischen Ausstattung bedurfte, und als ihm nöthig schien, um Juden und Christen gegenüber seine göttliche Sendung und seinen Zusammenhang mit den frühern Propheten zu beweisen. Darum werden auch die spätern Capitel des Korans, die medinensischen Suren, wo ihm der Stoff allmählig versiegte, schwulstiger, breiter, gehaltloser: die so oft gepredigte Einheit Gottes war in der Strenge und Starrheit, womit er sie verkündet, unfruchtbar für eine reiche Entwickelung: Allah ist kein dreifach persönlicher Gott, kein liebender Vater der Menschen, sondern nur Einer, ein hoher und weiser, ein mächtiger und strenger Gebieter. Die Lehre von der Unsterblichkeit beutete er aus als ein Einschüchterungsmittel und als einen Köder für die sinnlichen Gelüste der Menge: mit immer neuen Schrecken umstellte er seine sieben Höllen, mit trunkener Phantasie hingegen malte er die wollüstigen Freuden des Paradieses und verschmähte es sogar nicht, die Farben dazu den Mythen der heidnischen Perser zu entlehnen. Und dies Paradies verschenkte er so wohlfeilen Preises. Es bedarf nicht des Ringens und Kämpfens mit den Leidenschaften der eigenen Seele, nicht des Entwickelns der schlummernden Fähigkeiten: nein, nur der Glaube an Gott und Moh.'s Sendung, nur der Tod für Allah's Sache sichert den glücklichen Besitz. Hätte Moh. die christliche Lehre von dem Sündenfalle und der Erlösung nur obenhin gekannt oder zur Aufnahme für gut gefunden, so würde er einen reichen fruchtbaren Stoff für seine Darstellungen gewonnen und sich auf einem höhern ethischen Gebiete haben bewegen können. Allein bei jenem ungeschmeidigen Monotheismus, bei jener grobsinnlichen Unsterblichkeitslehre blieb ihm kein Element, womit er erhebend und anregend, sittigend und bessernd auf das menschliche Herz einwirken konnte, und seine Prädestinationstheorie machte gar alle Ethik unmöglich. W. behauptet zwar S. 399, Moh. habe Freiheit des menschlichen Willens nicht geläugnet, aber er wirft diesen Satz auch nur so hin, ohne ihn gehörig erwogen zu haben. Allerdings gibt es einzelne Stellen im Koran, welche losgerissen anscheinend zu der Folgerung berechtigen, dafs Moh. auf Willensfreiheit hingedeutet habe; allein der Koran spricht sich in hundert, ja in unzähligen, andern Versen so positiv über absolute Vorherbestimmung des Guten und Bösen, des Glückes und Unglückes der Sterblichen aus, dafs die moslimischen Theologen auch nicht den mindesten Zweifel über dieses Dogma hegen. Wenn, wie W. richtig bemerkt, „einzelne speculative „Köpfe unter den Muselmännern das Nebeneinander„bestehen einer göttlichen Prädestination *und einer* „menschlichen Willensfreiheit sich zu *erklären such*„ten", so möge er bedenken, dafs diese gerade dadurch aufhörten Rechtgläubige zu sein, wie dies jede mohammedanische Dogmatik deutlich entwickelt. Solche speculative Leute waren Motazeliten, und diese haben, so viel wir aus theologischen Controversschriften sehen, zur Unterstützung der Lehre von der Willensfreiheit sich *nie* auf Koranssätze berufen, was sie gewifs nicht unterlassen haben würden, wenn irgend ein Dogma, nach mohammedanischem Sinne, sich klar darüber ausgesprochen hätte. Die Motazeliten wurden, und zwar mit richtiger Consequenz, hauptsächlich dieser Lehre wegen von den Orthodoxen für *Ruchlose* erklärt, und man hat — zum grofsen Unglück für die moslimischen Völker, — bei Zeiten Mittel gefunden, diese kühnen, rüstig strebenden, freien Köpfe unschädlich zu machen.

Moh.'s durch grobe Sinnlichkeit gewürzte, kalte Verstandesreligion konnte daher auf solche Menschen keinen Einflufs üben, die mit einem warmen Gemüthe und reichen Anlagen ausgestattet in der Religion Anregung und Kraft zu geistiger und sittlicher Vollendung, Trost und Stärke in Leiden, Stillung ihres dunkeln Ahnens und Sehnens suchten; kurz, die wahrhaft religionsbedürftig waren. Darum ist es auch so wenig befremdend, dafs die mohammedanische Mystik gleich in Pantheismus umschlägt. Ja, es gibt, strenge genommen, unter den Mystikern, den Çufi's, vielleicht *wohl gar keine wahrhaft Rechtgläubige*, und den wenigen, welche, wie Gazzâlî, in ihren exoterischen Aeufserungen orthodox zu bleiben strebten, sieht man es aus einzelnen Abhandlungen nur zu sehr an, wie gern sie dem Uneingeweihten alle in den seligen Momenten der

Digitized by Google

Ekstase ihnen entfahrene Worte umnebeln und umschleiern möchten.

Wohl konnte Moh.'s Lehre wegen ihrer aufserordentlichen Einfachheit, ihrer innigen Verwandtschaft und Verschmelzung mit dem Volksgeiste der Araber eine Zeit lang die Massen blenden und sie zu jenem Fanatismus aufstacheln, der wie ein kochender Lavastrom über drei Welttheile brauste; allein für die Dauer trug sie keine Lebenssäfte in sich: sobald die Siedegluth verdampft war, hatte die kalte und erstarrte Masse auch den fruchtbaren Boden überkrustet, die üppige gesunde Vegetation war geschwunden. Sobald schon griechische Wissenschaft den Muselmännern zugänglich wurde, zerbröckelte das Gebäude des Islam in mehr als siebenzig Secten, und gerade die Lehre von der Willensfreiheit spaltete die meisten Secten: Beweis genug, dafs die Prädestination der wahre schadhafte Punct des siechen Organismus ist. Wie ein Krebsschaden nagt sie am Herzen aller mohammedanischen Völker, und welche künstliche Mittel man auch anwenden möge, so lange der Koran volle Gültigkeit behält, ist hier an Heilung nicht zu denken. Dafs derselbe sich dessen ungeachtet so viele Jahrhunderte hindurch erhalten, dafs die Völker in krampfhafter Agonie dennoch so lange ihr jämmerliches Dasein fristen, liegt unter Andern auch wohl mit an der Starrheit und Unbiegsamkeit der semitischen Raçe, die eine Feindin alles Fremden selbst das Bessere verschmäht, wenn sie dafür das heimische Schlechte vertauschen soll. — Eine andere Wunde, welche die mohammedanische Kirche sich selbst geschlagen, und auf die man, wie uns scheint, bisher noch wenig geachtet hat, liegt in der Annahme der Sunnah und des Imâmats als Erkenntnifsquellen der Wahrheit. Mohammed war nur Prophet, wenn er eine Erscheinung Gabriels oder einen Koransvers erhielt, sonst blieb er Mensch wie alle andern und als solcher auch allen menschlichen Irrthümern und Schwächen unterworfen. Der Koran selbst erklärt dies oft genug: daher liefs sich Mohammed gern von den Seinigen belehren, er änderte seine Pläne und Gebote, wenn seine Gefährten ihn eines Bessern überzeugten, ja er nahm sogar geoffenbarte Koransverse wieder zurück. Sobald er aber gestorben war, wurde jedes Wort, das er im gewöhnlichen Leben gesprochen, jede Anekdote, die über ihn sich fand, jede Aeufserung, die ihm entfallen, auf's Aengstlichste gesammelt, und mit einer unerhörten Inconsequenz bildete diese Sammlung, wenigstens bei den rechtgläubigen Sunniten, fortan die zweite Erkenntnifsquelle der Offenbarung, nach welcher noch immer bei streitigen Fragen entschieden wird, selbst wenn minder deutliche Koransstellen oder die gesunde Vernunft eine ganz andere Entscheidung erwarten lassen. Zuletzt ward, wenigstens von vielen Secten, der jedesmalige Imâm als eine Art von Incarnation Mohammed's oder 'Ali's an die Spitze des ganzen Systems gestellt, und dieser galt nun als letzte höchste Auctorität, eine Einrichtung, welche, da Religions- und Civilgesetz eins ist, wie die Geschichte gezeigt hat, zu der furchtbarsten Despotie führen mufste. Natürlich ist jetzt durch die politische Spaltung der moslimischen Völker das Ansehen des Imâms je nach den verschiedenen Nationen und Secten ein höchst verschiedenes geworden.

Indem wir hiermit die gegenwärtige Anzeige beschliefsen, gestehen wir gern, dafs das vorliegende Buch, ungeachtet der gerügten Mängel, eine höchst erfreuliche Erscheinung auf dem Gebiete der arabischen Literatur bildet, und sind überzeugt, dafs alle, die sich mit Mohammed oder dem Koran beschäftigen wollen, in ihm einen treuen und zuverlässigen Wegweiser finden werden, der sie nicht ohne Belehrung entlässt.

Schmölders.

LVI.

Des Q. Horatius Flaccus Satiren erklärt von L. F. Heindorf. Neu bearbeitet von E. F. Wüstemann. Mit einer Abhandlung von C. G. Zumpt, Ueber das Leben des Horaz und die Zeitfolge seiner Gedichte, namentlich der Satiren. Leipzig, 1843.; *bei F. L. Herbig.*

Es sind fast dreifsig Jahre vergangen, seit *Heindorf* seine Ausgabe der Satiren des Horaz erscheinen liefs. Sie sollte jungen Männern, denen es Ernst ist, in das Alterthumsstudium einzugehen, ein Buch liefern, welches zu einer gründlichen Erklärung der alten Schriftsteller leiten und überhaupt den philologischen Sinn anregen und schärfen könnte. Heindorf wählte für seine Erklärungen des Dichters die

Digitized by Google

deutsche Sprache, weil eigne Erfahrung ihn gelehrt hatte, wie weit anziehender, lebendiger und eindringender für Jünglinge — und für solche schrieb er vorzugsweise — der Vortrag in der Muttersprache sei. Er bedurfte damals noch einer weitläuftigen Entschuldigung für die gewählte Form; jetzt möchte diese gerade dazu beitragen, der neuen Auflage den Eingang zu erleichtern. Das gründliche Studium der alten Schriftsteller hat einem, welches wir das elegante nennen möchten, Platz gemacht. Die alten Ausgaben der Classiker mit ihren gelehrten Commentaren sinken im Preise, werden kaum noch gesucht, und an ihre Stelle treten zierliche Uebersetzungen in Taschenformat; und wer mehr als eine oberflächliche Kenntnifs des Inhalts der alten Klassiker sucht, zieht einen anziehend geschriebenen deutschen Commentar derselben einem von Zeugnissen seltener Gelehrsamkeit strotzenden lateinischen vor. Diese veränderte Richtung der altclassischen Studien sichert der neuen Ausgabe der Horazischen Satiren von Heindorf, welche Hr. *Wüstemann* übernommen hat, nicht nur eine gute Aufnahme bei dem grofsen philologischen Publicum, sondern gewährt ihr auch Vorzüge bei allen denen, welchen neben einem tieferen Eindringen in den Geist des Alterthums auch eine würdige und geschmackvolle Behandlung der classischen Schriftwerke etwas gilt. Dem neuen Bearbeiter lag, nach seinen eignen Worten (Vorr. p. XIII.), vor allen Dingen die Verpflichtung ob, in Heindorf's Geist und Manier die Resultate alles dessen, was seit 1815 sowohl für gründlichere Erforschung der lateinischen Sprache und des römischen Alterthums im Allgemeinen, als auch für die Kritik und Erklärung des Horaz insbesondere geleistet worden ist, dem Commentar angedeihen zu lassen. Diese Pflicht hat Hr. Wüstemann mit anerkennungswerthem Eifer erfüllt. Aufserdem, was nach Heindorf über Horaz veröffentlicht worden ist, ward ihm ein reicher Schatz von ungedruckten und noch unbenutzten Bemerkungen geboten, unter denen besonders herauszuheben sind ein sorgfältig nachgeschriebenes Collegienheft der *Reisig*'schen Vorlesungen und das eigenhändig ausgearbeitete Heft von *Heinrich*, beide über das 1ste Buch. Ein Theil des für diese und andere bedeutenden Nachträge erforderlichen Raumes mufste gewonnen werden durch Entfernung des Entbehrlichen und durch Zusammenziehung weitläuftiger Auseinandersetzungen. Niemand wird dem Hrn. Herausgeber die Tilgung vieler unbedeutenden Anführungen aus Acro und Porphyrius und die Beseitigung mancher sprachlichen Erörterungen, die jetzt in allen grammatischen Lehrbüchern zu lesen sind, verargen. Ja wir wünschten er wäre hierin noch weiter gegangen, und hätte alles, was sprachlich und sachlich nicht mehr haltbar ist, ohne weiteres gestrichen. Hieran hat ihn eine gewisse Verehrung Heindorf's, wie es scheint, verhindert; aber während er so das Andenken des tüchtigen Philologen durch Erhaltung seiner Gedanken und Worte ehren wollte, und die eigenen Berichtigungen in Parenthese daneben stellte, sah er sich nur genöthigt, bisweilen die Irrthümer desselben blofszustellen. Beispiele hierzu finden sich nicht wenige im Commentar, u. A. vgl. zu I, 3, 5. *Si peteret.* (p. 104). „Oft tritt in hypothetischen Sätzen statt des plusquamperf. das imperf. ein". [Auch in solchen Fällen steht das imperf. nicht für das plusquamperf. Die Ansicht wird berichtigt von Dissen ad Tibull. 2, 3, 23. Kritz zu Sall. Jug. 14, 16.]. Eine solche Gegenüberstellung von Behauptung und Widerlegung gewinnt leicht etwas Verletzendes und hat dabei, wenn die eigentliche Lösung nicht einmal wirklich gegeben, sondern nur an einem dritten Orte nachgewiesen wird, für den Leser etwas Unbefriedigendes. Anderseits finden wir wieder, dafs einzelne irrige Bemerkungen H.'s, welche zu beseitigen waren, der Kritik des Hrn. W. entgangen sind, wie p. 137 zu I, 4, 23. *volgo recitare timentis.* „*timere* für *vereri* mit dem Infin. in der Prosa *nur* bei dem älteren Plinius". Diese Behauptung wird aber widerlegt durch: Caes. B. C. I, 64. Etsi timebat tantae magnitudinis flumini exercitum objicere. Curt. IX, 6, 12. Eloqui timeo. Val. Max. VII, 3., Ext. 7. timens classis amissae poenas dare. Flor. III, 1, 16. ubi alienae cladis accessio fieri timet.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 111.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1843.

Des Q. Horatius Flaccus Satiren erklärt von L. F. Heindorf. Neu bearbeitet von E. F. Wüstemann.

(Schlufs.)

Bei den neuen Zugaben zu H.'s Commentar war Hr. W. bemüht, zugleich mit strenger Gewissenhaftigkeit und dem Streben nach möglichster Kürze zu verfahren. Sein Augenmerk war (Vorr. XVI.) darauf gerichtet, nichts zu übersehen, was zum allseitigen Verständnifs der Horazischen Satiren förderlich sein könnte, aber auch nichts aufzunehmen, wozu der Text nicht unmittelbar hinführte. Die literärischen Nachweisungen sollten für angehende Philologen ein Repertorium bilden, und daher keine bedeutendere Erscheinung unberücksichtigt bleiben. Diesem Streben verdankt die neue Ausgabe eine reichliche Vermehrung von Bemerkungen, welche Zeugnifs von der Belesenheit und dem sorgfältigen Studium des Hrn. W. geben. Auf jeder Seite finden wir Nachweisungen nicht nur der Commentatoren des Horaz, sondern auch der anderer classischen Autoren und überhaupt gelehrte Namen, vorzüglich von solchen, die ihre Thätigkeit seit Heindorf dem classischen Alterthum zugewendet haben. So von Letzteren auf wenigen Seiten, z. B. Madvig Opusc., Becker Gallus, Hand Turs. p. 112 Plum zu Pers., Weichert poet. Latt., Huschke zu Tibull, Gierig ad Plin. Epp., Ottfr. Müller Archäol. u. s. w. Dafs Hr. W. seine umfassende Lectüre zur Aufhellung alles dessen, was in Horaz' Satiren bisher dunkel geblieben, angewendet hat, ist gewifs höchst schätzenswerth. Es müssen die Lichtstrahlen von allen Seiten gesammelt und auf diese einzelnen Puncte hingeleitet werden, um überall hell sehen zu können; und so ist auch in der That durch des Herausgebers Fleifs und Kunst ein helleres Licht auf viele unklare Stellen geworfen, wozu Beispiele hier nicht anzuführen sind, da sie sich beim Gebrauche des Buchs mit Leichtigkeit ergeben. Wir wünschten indefs, und es werden diejenigen noch mehr wünschen, welchen bedeutende Bibliotheken nicht so leicht zu Gebote stehen, dafs Hr. W. die aus den citirten Büchern zu schöpfende Belehrung so zur Erläuterung seines Autors verwandt hätte, dafs nicht jeder Leser wiederum genöthigt wäre, bis zu jenen selbst zurück zu gehen, um zur völligen Einsicht zu gelangen. Was hilft z. B. folgender Zusatz zu H.'s Anmerkung (I, 3, 99. pag. 123) „Die Stelle des Virgil pafst nicht hierher. S. Wagner das. p. 287", wenn Wagner's Ausgabe nicht zur Hand ist? Und selbst, wem alle die angeführten Werke zu Gebote stehen, würde es dem Hrn. W. in den meisten Fällen mehr Dank wissen, wenn er ihn der Mühe des Nachschlagens in so verschiedenartigen Büchern überhoben hätte. Jetzt aber meint man entweder etwas zu entbehren, wenn man das Citat unbeachtet läfst, oder zersplittert die Lectüre und verdirbt sich den Genufs daran, um so mehr, wenn man nach angewandter Mühe an dem angeführten Orte weniger findet, als die erklärende Note selbst schon bietet. So p. 414 zu II, 5, 49 *egerit Orco* bemerkt H. „f. in Orcum, wie bei Virg. demittere Orco, demittere neci, das Homerische Ἀΐδι προϊάπτειν", W. fügt hinzu „s. Krüger, lat. Grammat. § 361 Anm. 2. p. 481. Haase zu Reis. Sprachl. p. 681." An letzterem Orte findet man aber nichts weiter, was hier Anwendung fände, als zu Reisig's Erklärung von *occumbere neci* oder *morti* Haase's Berichtigung „Jenes ist vielmehr: dem Tode anheimfallen. Doch s. Anm. 520", wo wiederum nichts steht, als dafs in *neci*, *morti*, *capiti* eine Reminiscenz an den Locativus vermuthet wird. Heindorf's Erklärung scheint uns jedoch schon ausreichend; war aber Hr. W. nicht der Meinung, warum theilte er nicht das Wenige, was aus Haase zu entnehmen war, hier mit? Ueberhaupt ist *Haase's* Ausgabe der Vorlesungen Reisig's über la-

Digitized by Google

teinische Sprachwissenschaft mit einer gewissen Vorliebe citirt, oft nur, wie es scheint, um die angehenden Philologen, welche sich Hr. W. als die Leser seiner Ausgabe vorstellte, auf die grammatischen Belehrungen, welche sie aus jenem Werke schöpfen könnten, aufmerksam zu machen. Gymnasiasten dachte sich Hr. W. nicht mehr darunter, denn für diese wären solche Hinweisungen überhaupt vergeblich; aber für weiter Vorgeschrittene ist wieder manches überflüssig, wie p. 141 schon H.'s Anm. zu I, 4, 35 *non huic cuiquam parcet amico*, in welcher über *quisquam*, *aliquis*, *quispiam* und *ullus* nicht einmal auf eine so ausreichende Weise, wie jetzt in jeder Schulgrammatik, gehandelt wird; um so weniger war hier aufser Kritz ad Sall. Cat. 36, 5. 52, 11. noch Haase zu Reis. p. 347 anzuführen, bei welchem man zwar eine recht gründliche, aber in solchem Umfange für die Erläuterung der vorliegenden Stelle durchaus nicht erforderliche Behandlung dieser Pronomina findet. — Auch können wir es nicht billigen, dafs die sonst lobenswerthe Sorgfalt des Herausgebers so weit geht, gelehrte Namen zu citiren, nur um unbedeutende Versehen nachzuweisen, wie p. 419 zu II, 5, 73 „Bei Orelli stimmen Erklärung und Interpunction nicht überein".

Diese im Ganzen unerheblichen Ausstellungen geben indefs zugleich einen Beweis von den ausgedehnten Studien des Hrn. W., die ihn vorzugsweise befähigt haben, eine zweite Ausgabe von H.'s Satiren, welche der ersten würdig wäre, zu veranstalten. Wir hätten dem Hrn. Herausgeber nur noch die Selbstüberwindung gewünscht, nicht alles, was er bei seiner fleifsigen Lectüre in seine Sammlungen eingetragen, auch der Oeffentlichkeit mitzutheilen, und dafs er Quintilians Ausspruch, (X, 4, 1.) *non sine causa creditum est, stilum non minus agere, cum delet* beachtet hätte, weil die Vernachlässigung dieser weisen Regel manche sonst recht tüchtigen Bestrebungen neuerer Philologen in Mifscredit gebracht hat; wovor wir Hrn. W. doch gern gesichert wünschten, da seine Leistungen für Horaz sich den besten unserer Zeit anreihen können.

Dem Buche vorangeschickt ist als eine ganz neue Zugabe, welche Hr. W. (Vorr. XVI.) eine wahre Zierde desselben nennt, eine Abhandlung von *C. G. Zumpt* „über das Leben des Horaz und die Zeitfolge seiner Gedichte, namentlich der Satiren", welche 42 Seiten einnimmt, von denen 26 dem Leben des Dichters, die übrigen der Zeitfolge seiner Gedichte gewidmet sind. In dem Abrifs von dem Leben, welches mit der dem Verfasser eigenen ruhigen Klarheit und mit einer auf umfassender und gründlicher Kenntnifs des Alterthums beruhenden Sicherheit dargestellt ist, heben wir als eigenthümlich heraus, die Aufhellung mancher Verhältnisse und Zustände im Leben des Dichters durch Heranziehung analoger aus der Gegenwart. Vorzugsweise machen wir hier als neu bemerklich die Auseinandersetzung, wie es sich mit dem zwischen Mufse und Arbeit wechselnden Verhältnisse des Dichters zu Mäcenas vertrug, dafs Horaz aufserdem *Scriba* war (p. 14). Z. macht darauf aufmerksam, dafs einiges Vermögen erforderlich war, um Scriba zu werden und die Stelle wiederum auch ihren Inhaber nährte, Beides stimme aber nicht zu dem Geständnifs der Bedürftigkeit, worin sich Horaz vor seiner Verbindung mit Mäcenas befand. Es sei daher anzunehmen, dafs er dies Amt erst durch Mäcenas Vermittelung erhielt. Um nun die schwierige Frage zu lösen, wie Horaz die Anstellung als Scriba im öffentlichen Dienst mit seinen Pflichten gegen Mäcenas vereinigen konnte, und warum er sich bei seiner Liebe zur gelehrten Mufse und Unabhängigkeit den Fesseln eines untergeordneten Dienstes unterwarf, stellt Z. folgende Vermuthung auf. „Wahrscheinlich versah Horaz seinen Dienst als Scriba nur bei Mäcenas, wenn dieser, mit Vollmacht über Rom und Italien bekleidet, die Geschäfte zu leiten hatte. Horaz kann deshalb doch zur Decurie der quästorischen Scribae gehört haben; dort wurde er in den Listen geführt und bezog unter diesem Titel seine Besoldung, war aber nur zum Dienst bei Mäcenas angewiesen". Die weitere Auseinandersetzung dieser Hypothese möge man selbst nachlesen; uns scheint sie die von Vielen bisher versuchte Lösung obiger Frage am besten zu geben.

In der Zeitbestimmung über die Abfassung der Sermonen geht Z. mit ihrer Beendigung am weitesten zurück, indem er ihren Abschlufs schon vor das Jahr 32 v. Chr. setzt, aus dem Grunde, weil gar keine Andeutung des grofsen Kampfes zwischen Octavianus und Antonius darin enthalten ist. Das Bedenken über die einzige Stelle, welche gegen diese Annahme spricht (II, 5, 62—64. Tempore quo juvenis Parthis horrendus, ab alto Demissum genus Aeneae, tellure marique Magnus erit) und welche allerdings mit Fug nur nach

Digitized by Google

Besiegung des Antonius geschrieben werden konnte, beseitigt Z. durch die Vermuthung, dafs diese Verse in die früher verfafste Satire nachträglich bei der Herausgabe gesetzt sind, um zugleich dem Sieger eine wohlgewählte Huldigung darzubringen. Auch uns gefällt diese Vermuthung besser als die leichte Art, mit welcher sich frühere Chronologen des Horaz über diese Stelle hinwegsetzen. Warum Franke, der die Abfassung der Satiren doch bis auf das Jahr 30 hinabführt, nicht auch diese an das Ende desselben Jahres verlegte, sehen wir nicht ein; mit Zumpt's obiger Annahme, dafs alle vor 32 verfafst seien, liefse sich freilich Serm. II, 5. nur durch seine angeführte Vermuthung in Einklang bringen. Er selbst rückt diese Satire bis 38 hinauf. Sie mufste, meint er, als die kräftigste aller Satiren vor allen dem Horaz den Ruf eines Satirikers zugezogen haben, gegen den er sich bald darauf zu vertheidigen veranlafst sah, Serm. I, 4 u. 10, welche beiden Gedichte Z. in das Jahr 36 setzt. — Wir können aber weder den äufseren noch den inneren Gründen des Hrn. Z. beistimmen. Geben wir einmal solche Einschaltungen in den Gedichten des Horaz zu, so müssen wir über die Zeitbestimmung fast aller unsicher werden, und die chronologischen Andeutungen in denselben verlieren dann überhaupt ihre Bedeutung. Was aber den Schlufs aus dem Inhalte betrifft, so ist allerdings Serm. II, 5. die bitterste von allen Satiren. Sie greift mit so gewaltigen Geifselhieben das ärgste Gebrechen der damaligen Gesellschaft, die Erbschleicherei, an, deckt den sittlichen Verfall seiner Zeitgenossen mit so to tiefer Menschenkenntnifs und so entschiedener Zuversicht auf, dafs wir in dem Verfasser einen schon gereiften, mit den geheimsten sittlichen Fehlern der Gesellschaft bekannten Mann voraussetzen müssen. Aus dieser Satire spricht nicht die ruhige Heiterkeit noch der muthwillige Spott, wie aus den übrigen, sondern ein sittlicher Unwille, wie er nicht aus der Reflexion oder aus Mittheilungen Anderer, sondern nur aus vielen selbst gemachten Erfahrungen und nach eignen Erlebnissen sich bilden konnte. Persönlicher Anspielungen, mit Ausnahme der gewifs allgemein bekannten Geschichte des Nasica und Coranus, enthält sich Horaz hier gänzlich; die Gebrechen werden nur generell gezeichnet, Niemand wird also sich durch solche Andeutungen getroffen gezeigt und deshalb den Dichter zu einer Vertheidigung, wie in I, 4. enthalten ist, genöthigt haben. Auch möchte schwerlich zu den gewaltigen Angriffen auf die Unsittlichkeit, die wir II, 5. finden, eine so leichte, harmlose Rechtfertigung passen wie I, 4, 103 *Liberius si Dixero quid, si forte jocosius, hoc mihi juris Cum venia dabis.* Hierzu kommt die Vollendung der Form, durch welche diese Satire alle übrigen übertrifft, und also auch in dieser Beziehung als die reifste und ausgezeichnetste recht wohl den Schlufs dieser Dichtungsgattung machen kann, und demnach mit Hinzuziehung der erwähnten chronologischen Angabe an das Ende des J. 30 oder den Anfang von 29 zu setzen ist.

Eine genauere Kenntnifs der von uns angezeigten Ausgabe mit ihrer gelehrten Zugabe empfehlen wir allen Freunden der Lateinischen Literatur.

E. Bonnell.

LVII.

Niederländische Sagen. Gesammelt und mit Anmerkungen begleitet herausgegeben von Johann Wilhelm Wolf. Leipzig, 1843; *Brockhaus.*

Wen Frau Holla oder sonst eine freundliche Gottheit lieb hatte, dem schenkte sie Späne, Kohlen, Steine und andere unscheinbare Dinge; wenn sie der Beschenkte wegwarf, so hatte er sein Glück verscherzt, doch wenn er sie mit sich nahm, fand er zu Hause erstaunt, dafs was ihm ein Span geschienen helles Gold war. Wie die Sagen aus der Wirklichkeit entsprungen sind, scheinen sie bisweilen zu ihr zurückzukehren. Des Volkes Sagen und Märchen selbst, seine Lieder, Sprichwörter und Gebräuche, seine eigenthümliche Mundart und Alles, was es sonst von Geschlecht zu Geschlecht treu mit sich nahm, dessen Werth es selbst nicht kannte, und was die Gelehrten, besonders zur Zeit der Aufklärung, oft verspotteten, das liegt jetzt als gediegenes Gold in den Händen des Volkes, und man durchsucht von Lande zu Lande die Hütten, damit Nichts von den alten Götter- und Elfengaben mehr verloren gehe. Die deutsche Mythologie hat schon wichtige Entdeckungen aus der lebendigen Volkssage genommen, und die schöne Fülle dieser vaterländischen Habe breitet sich immer reicher vor uns aus. Von al-

Digitized by Google

len Himmelsgegenden, nach denen germanische Stämme gezogen, geben Beisteuern ein, und als solch' eine werthvolle Gabe heifsen wir auch das vorliegende Werk willkommen. Es enthält 585 Sagen aus Friesland, Holland und Belgien, von denen etwa die Hälfte auf mündlicher Ueberlieferung beruht: die übrigen sind theils aus Chroniken, älteren Gedichten und aus den Schriften der Dämonologen, wie aus Wier, Bodin und aus Delrios mit grofser Gelehrsamkeit ausgestatteten Disquisitiones magicae, theils aus neueren Werken, Abhandlungen und Zeitschriften gesammelt. Dafs hierbei auch manches Unbedeutende und selbst Verdächtige, besonders aus französischen Journalen, aufgenommen ist, verdient durchaus keinen Tadel, da man weifs, dafs dergleichen nur mit Vorsicht zu benutzen ist, und Niemand weitgreifende Hypothesen darauf bauen wird; doch in einer so umfassenden Sammlung gönnt man neben dem vielen Bedeutenden auch dem Geringen seinen Platz, weil es durch irgend eine Analogie leicht wichtig werden kann. In der Einleitung handelt der Herausgeber von den Quellen und der Anordnung seiner Sammlung und berührt mit einigen Worten den deutschen Geist in den flämischen Provinzen überhaupt, der ihm bei Weitem nicht so verkümmert scheint, wie er Hoffmann nach der Vorrede zum sechsten Bande seiner Horae belgicae vorgekommen ist. Den Schlufs der Sammlung bilden Anmerkungen, welche viele schätzbare Vergleichungen und Nachweisungen enthalten; und wenn der Herausgeber hierbei auch bisweilen hätte mehr anführen und bei seinen Folgerungen weiter gehen können, so ist doch die Besonnenheit zu loben, mit welcher er sich vor vagen Vermuthungen, zu denen man sich grade hier so leicht verleiten läfst, fern hält, so wie er auch ganz nah Liegendes meist nicht erst berührt. In der Darstellung hat der Herausgeber den anspruchslosen, naiven Ton glücklich getroffen, der, nachdem ihn die Brüder Grimm in ihrer Sammlung wieder eingeführt haben, jetzt immer mehr das falsche Poetisiren verdrängt. Die von dem Herausgeber selbst niedergeschriebenen Sagen zeichnen sich vor denen, die er als schriftliche Mittheilung aufführt, in dieser Hinsicht meist vortheilhaft aus. Nur sehr selten fühlt man noch bei gesuchten Wendungen und bei unpassend gebrauchten veralteten Wörtern und Formen, dafs die Naivetät beabsichtigt ist. Vielleicht kann der Herausgeber in den „deutschen Sagen", die er verspricht, auch diese Einzelheiten noch vermeiden.

Ich hebe, um den Werth der Sammlung zu zeigen, einen Theil der mythologischen Sagen heraus, die, wie gewöhnlich, viel bedeutender sind als die historischen, und denen ich einige Bemerkungen beifüge.

Am Weitesten verbreitet ist von den übermenschlichen Wesen das vielgestaltige Geschlecht der Wichte und Elbe. Sie erscheinen, wie immer, bald böse, bald gut (vergl. Sage 207. 476. 477. 572), gewöhnlich steinalt (418), mit langem Bart (560); sie stehen mit dem Menschen in freundlichem Verkehr und leisten für kleine Gaben, besonders für Speisen, die man ihnen hinstellt wie die alten Opfer, liebreiche Dienste. In zwei Sagen (206. 478) läfst ein Müller dem nackten Zwerge, den er allnächtlich in seiner Mühle arbeiten sieht, Rock und Höschen machen; in der ersten kehrt der Zwerg nun dankbar jede Nacht in dem neuen Gewande zur Arbeit zurück, in der zweiten verleugnet er die Elfentücke nicht und läfst sich, nachdem er die Gabe besitzt, nicht mehr blicken. Dafs man Kobolde an sich fesselt, indem man ihnen ein Kleid giebt oder verspricht, scheint in Niederdeutschland allgemeiner Glaube gewesen zu sein: Gisbertus Voetius, welcher Professor der Theologie zu Utrecht war, erwähnt diese Sage als in Belgien verbreitet, *) und auch in Firmenich's deutschen Mundarten 1. Heft S. 68 verdingt sich ein Kobold an den Wardein zu Schwerin für einen bunten Schellenrock.

*) Selectae disputationes theologicae, pars 3 (Ultraj. 1659) p. 118: Stolida haec superstitio circa lemures seu virunculos illos dictos *Boutermannekens*, quos crepundiis ejusmodi et tunicellis novis, quibus se induerent, delinire solent, passim obtinuit in Belgio nostro, per lucem reformationis denuo profligata. Die Form *Boutermannekens* ist vielleicht durch eine Vermischung von Kaboutermannekens und Woutherkens, Waltherchens (Grimms Myth. S. 287) entstanden; an die Poltergeister ist wohl nicht zu denken.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 112.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1843.

Niederländische Sagen. Gesammelt und mit Anmerkungen begleitet herausgegeben von Johann Wilhelm Wolf.

(Fortsetzung.)

Durch die Sagen 229. 474 u. 475 scheint mir bestätigt was zuerst Kuhn in der Vorrede zu seinen märkischen Sagen aufgestellt hat, dafs die Kobolde Feuergottheiten sind, und dafs man in ihnen als den Hausgeistern das Feuer des Heerdes verehrte: das Gebäude, aus dem man den Kobold durch Weihwasser vertreiben will, geht plötzlich in Flammen auf (229); Rothmützchen ist von Kopf zu Fufs roth gekleidet und hat grüne Hände und grünes Gesicht, wodurch das blaugrüne Spielen der Flammenspitzen bezeichnet scheint (475); Kobolde steigen durch den Kamin in das Haus, machen Feuer auf dem Heerde und sitzen davor; das Feuer wärmt mehr als gewöhnliches Feuer, und wenn die Hausfrau am Morgen auch von einem grofsen Reisbunde nur noch einige Ruthen findet, so sind diese doch so gesegnet, dafs sie eben so lange brennen wie ein ganzes Bund und doppelt so gut wärmen. Zum Beweise aber dafs die Hausfrau wohl weifs, woher ihr der Segen kommt, und wie das Christenthum ihr verbietet solche Geschenke anzunehmen, hütet sie sich ein Kreuz über dies Feuer zu machen, weil das Holz dann augenblicklich verflackern würde. Hierdurch rückt der Kobold dem Drachen noch näher, der bekanntlich auch sonst wie der Hausgeist und später der Teufel seinen Schützlingen Geld und Speise zuträgt, die er Andern raubt, und der in ehstnischen Sagen gradezu als Hausgeist erscheint, welcher seinen Gebieter durch den Schornstein besucht (Mag. f. d. Lit. des Ausl. 1843 No. 128). Die Wassergeister erscheinen in Sage 573 zwar wie sonst bösartig, doch daneben auch hülfreich (512), und einige von ihnen wie Flerus der Nix (206) sind gradezu an die Stelle von Kobolden getreten. In den wasserreichen Niederlanden scheinen sie sich so weit verbreitet zu haben, dafs ihre Nachbarn in der Sage bisweilen aus ihrem Rechte weichen mufsten. In den Sagen 507 und 509 erscheinen weissagende Meerminnen (Myth. 244); und das kleine Männchen, welches einen Lehrburschen dingt, damit dieser jeden Abend ein Vaterunser am Wasser betet, erinnert an die Sehnsucht, welche der Strömkarl nach der Seligkeit hat; dafs der Bursch sein Versprechen mit Blutschrift bekräftigen mufs, so wie dafs ihn das empfangne Geld zu bösem Leben verleitet und das Männchen schwarz erscheint, ist wohl späterer Zusatz, durch welchen der Neck als Teufel bezeichnet wurde. Auch die Sage von der Meerminne, die auf christlichem Kirchhofe begraben wird, weil sie mehrmals das Zeichen des Kreuzes gemacht hatte (219), so wie die von den Irrlichtern, welche sich begierig zur Taufe herandrängen (519), rührt hier an.

Mehrere elbische Wesen zeigen sich durch besondere Namen als national, z. B. Kludde, Osschaert, der lange Wapper und Lodder, welchen letztern der Herausgeber mit Loki zusammenbringen möchte; doch scheint mir die blofse tückische Natur des Geistes zu dieser Vermuthung noch nicht zu berechtigen, zumal da die Etymologie ihr entgegen ist.

Die Riesensagen ergeben wenig. Die Riesen sind von Britannien herüber gekommen (25), sie bauen zu Hamme bei Dendermonde eine Kirche (202), und Riesinnen verheirathen sich mit Menschen (26—28). Doch die Riesenbauten und die dienenden Kobolde leiten uns hinüber zu den Bünden mit dem Teufel und zu den Teufelssagen überhaupt, an denen die Sammlung vorzüglich reich ist. Den Uebergang vom Kobolde zum Teufel finden wir deutlich in Sage 473, deren dienender böser Geist dem Menschen alles Liebe thut und noch ganz die Natur der Kobolde hat. Auch in No. 225

Digitized by Google

sagt der Kobold, er sei kein Teufel, sondern ein friedlicher Geist, der gern mit den Menschen verkehre, ganz ähnlich wie Mephistopheles im Volksbuche von Faust (nach Widmann von Pfitzer, I. Th. 11. Cap.) sagt, er sei kein scheuslicher Teufel, sondern ein spiritus familiaris, der gern bei den Menschen wohne. In der Sage 448, welche genau dieselbe ist wie in Kuhns märk. Sagen No. 242, rettet der Teufel den unschuldig Angeklagten und erscheint in diesem Sinne noch ganz wie im Buche Hiob als zum Gesinde Gottes gehörig (vergl. auch No. 92). Bei den häufigen Teufelsbauten zeigt sich das Verhältnifs des Menschen zum Teufel hier nicht wie sonst als Wette (Myth. 573 f.), sondern der Mensch schliefst einen ausdrücklichen Bund und verschreibt sich mit Blut (186. 187); doch kräht, wie gewöhnlich, der Hahn kurz vor dem entscheidenden Augenblicke, und der Teufel hat seine Mühe verloren. Bei den übrigen zahlreichen Teufelsbünden wird der Mensch gröfstentheils gerettet und zwar bald durch List (456. 458. 459), bald durch die Kraft seiner Bufse (222. 452. 454. 455. 544), bald durch den Schutz der heiligen Gertrud und des heiligen Johannes (358. 359). Die Rettung durch Bufse und Beistand der Heiligen scheint die ursprüngliche christliche Ansicht; die Ueberlistung des „dummen Teufels" beruht wohl noch auf einer Erinnerung an den vertrauten Verkehr mit den heidnischen Gottheiten, die später zu Teufeln wurden; als Diener Gottes im alttestamentlichen Sinne aber läfst sich der Teufel noch fassen, wenn er die, welche sich zu einem Bunde von ihm haben verleiten lassen, plötzlich abruft; allein die Sagen, in denen der Teufel nach Ablauf eines gewissen Termins sich des Menschen bemächtigt, führen bereits auf Dualismus, da der Teufel alsdann Macht hat, in die Natur einzugreifen und dem Menschen die Bufse abzuschneiden. Von Einzelnen, die mit dem Teufel in Verbindung kommen, ist zunächst Mariechen von Nymwegen (452) zu erwähnen, die ich nicht mit dem Herausgeber einen weiblichen Theophilus nennen möchte, da sie mit Theophilus Nichts gemein hat, als dafs sie durch Bekehrung gerettet wird; allein dieser Zug ist der Sage von Theophilus nicht eigenthümlich, vielmehr klagt schon in sämmtlichen Bearbeitungen derselben der Teufel, dafs die Menschen gewöhnlich, wenn sie in seinen Gaben geschwelgt haben, sich zu Gott wenden, und den Teufel um seinen Lohn betrügen. Mariechen von Nymwegen aber hat nicht einmal einen Bund mit dem Teufel, sondern sie zieht nur mit ihm durch das Land wie mit einem leichten Gesellen; weit passender ist die Vergleichung mit dem Tannhäuser, und zwar halte ich nicht blofs die zweite Hälfte der Sage für verwandt, sondern die ganze Sage scheint mir nur ein Gegenbild zu der vom Tannhäuser zu sein, mit versöhnendem, christlichem Schlufs. Sehr eigenthümlich sind die Sagen von Faust (268). Sie weichen in der gesammten Auffassung vom Volksbuche ab und stimmen mit dem märchenhaften Tone des fliegenden Blattes im Wunderhorn (I, 214) überein, wo auch die Züge wiederkehren, dafs *der Teufel*, wenn Faust reist, stets den Weg vor *ihm her im* Augenblicke pflastern mufs, und dafs er, weil Faust ihn zu arg quält, ihm den Dienst kündigt und die Verschreibung freiwillig zurückgeben will. In keinem der Volksbücher findet sich hiervon eine Spur. Dagegen nur aus dem Volksbuche localisirt ist wohl Fausts Ritt auf dem Fasse, der nicht nur vom flämischen Volksbuche, welches der Herausgeber erwähnt, sondern von allen nach Leipzig verlegt wird; doch von Auerbachs Keller sprechen dieselben nicht. Sonst ist dem ältesten deutschen so wie dem französischen und niederländischen Volksbuche gemäfs Fausts Fahrt nach Konstantinopel, wo er sich nach den Volksbüchern sechs Tage als Mahomet in Solymans Serail aufhält, während Solyman kirchliche Dankfeste für die *leibliche* Erscheinung des Propheten veranstaltet. Auch Fausts zauberischen Garten beschreiben die Volksbücher; und dafs Fausts Teufel hier Jost heifst, ist vielleicht nur Verwechslung mit Justus Faustus, wie der Sohn Fausts und der Helena genannt wird. Das flämische Volksbuch von Christoph Wagner, dem Schüler Fausts, welches in den Hauptzügen zwar nach dem deutschen gearbeitet ist, doch die Sage fast durchweg acclimatisirt und manches eigenthümliche Niederländische einflicht, scheint der Herausgeber nicht gekannt zu haben, da er es nicht erwähnt und Einiges daraus hätte benutzen können. Auch befanden sich unter den sieben schönen Frauen, die Mephistopheles dem Faust aus verschiedenen Ländern schaffen mufste, nach dem französischen Volksbuche (Rouen 1667 S. 196) zwei Flamänderinnen, was der Verf. des niederländischen aus Patriotismus wegläfst. Interessant ist hierbei noch, dafs sich Faust nach einem der Zeug-

Digitized by Google

nisse, welche seine Existenz erweisen, nämlich nach Wierus De praestigiis daemonum lib. 2. § 8., in der That eine Zeit lang an den Grenzen von Geldern, zu Batoburg an der Maas aufgehalten hat, wo er dem Kaplan einen argen Streich spielte, den sich Wier oft von demselben erzählen liefs. — Agrippas Hund, der bekanntlich ein Teufel war, wird in der Sage 265 Paredrius genannt, während er in Wirklichkeit Monsieur hiefs, und seine Freundin, die ihm Agrippa einige Zeit zugesellte, sich Mademoiselle nannte, wie ebenfalls Wier, Agrippas Schüler, erzählt, der den Liebling des Meisters mit vielem Eifer gegen den Verdacht der teuflischen Natur vertheidigt. Auch Fausts Hund läfst sich historisch nachweisen; in der Sage aber erscheint er nur auf den Leipziger Bildern und in der Pfitzerschen Bearbeitung des Volksbuches, wo er Prästigiar heifst, und wo ihn Faust einem Abte zu Halberstadt auf drei Jahre überläfst, wie Agrippa hier den seinen verschenkt. Von Simon Magus erwähnen zwar Glykas in der vom Herausgeber angezognen Stelle und die Zauberschriftsteller des 16. und 17. Jahrhunderts, dafs ein gleicher Hund sein steter Begleiter gewesen sei, doch vor Glykas findet es sich nicht, namentlich nicht in den Recognitionen des Pseudo-Clemens Romanus, die für Simons Zauberei die Hauptquelle sind; dafs jedoch Simon in Fällen der Noth sich Teufel in Hundsgestalten herbeirief, erzählt der Pseudo-Abdias nach Hegesipp (Fabricius Codex apocryphus novi testamenti p. 434), bei welchem Simon, als er sich mit Petrus bei Nero befindet und sich mit Worten gegen Petrus nicht mehr zu vertheidigen weifs, plötzlich mächtige schwarze Hunde herzustürzen läfst, welche den Apostel verschlingen sollen, doch von ihm durch ein geweihtes Brod, das er in Händen hat, zurückgetrieben werden. Ein Hund war nach Einigen auch der Teufel des Pabstes Sylvester II. (vergl. z. B. Naudé, Apologie pour les grands hommes soupçonnez de magie. Amsterdam 1712. p. 305), über dessen Zauberei die Dämonologen einig sind, und die schon Walther von der Vogelweide erwähnt. — Graf Balduin (IX) von Flandern war vierzehn Jahre mit dem Teufel verheirathet und lebte sehr glücklich mit ihm, bis ein Einsiedel den Bösen erkannte und ihn durch Beschwörungen zum Weichen brachte (Sage 86, vgl. 183—314). Bemerkenswerth ist bei dieser Sage, dafs die mit dem Teufel erzeugten Kinder ihm entrissen werden, weil sie getauft sind; sonst verschwinden sie stets mit dem Teufel zugleich, ein christliches Sacrament aber wie die Taufe zerstört sonst durch sich selbst alle Werke des Bösen, und der Mensch, welcher ein Liebesverhältnifs mit dem Teufel eingeht, leidet Schaden an Leib und Seele, wovon in dieser Sage ebenfalls Nichts gesagt wird. Ich glaube darum hier noch deutlich eins der milden heidnischen Wesen zu erkennen, welche wie Melusine oder die Meerfei Peters von Staufenberg sich in Liebe mit den Sterblichen verbanden und erst später mit dem undeutschen Incubus und Succubus verschmolzen wurden. Hierauf könnte man auch des Grafen erste Begegnung mit seiner Frau im einsamen Walde, in dem er sich verirrt hatte, deuten. Die Lösung der Sage, dafs die schöne Gestalt, in welcher der Teufel Balduins Weib war, einer Prinzessin des Morgenlandes gehörte, in deren von der Verwesung noch unberührte Leiche der Teufel sich gehüllt hatte, wäre hiernach zwar eine spätere Entstellung, doch beruht auch sie auf der allgemeineren Ueberlieferung, dafs Teufel und Zauberer eben erst Verstorbene scheinbar wieder beleben können; ich erinnre nur an die Zitherspielerin zu Bonn, der ein Zauberer, als sie gestorben war, ein Amulet unter der Achsel befestigte, worauf sie wie zuvor die fröhlichen Versammlungen besuchte und zur Cither sang, bis ein anderer Zauberer die Täuschung erkannte und das Fascinum wegnahm; da sank sie leblos hin (Peucer De praecipuis gradibus divinationum p. 14). — In der 198. Sage spielt der Teufel als Fiedler bei einer Hochzeit auf und holt den Bräutigam, als dieser in's Brautgemach gehen will; weshalb wird nicht gesagt, und die Sage ist unklar; vielleicht hatte der Bräutigam einen geheimen Bund mit dem Teufel, und durch die Hochzeit war sein Pakt gebrochen, da die Ehe allen Schützlingen des Teufels verboten ist. Als Hochzeitsgast erscheint der Todesengel in einer hebräischen Sage, s. Abraham Tendlau's Buch der Sagen und Legenden jüdischer Vorzeit (Stuttgart 1842) No. 27. — Zu der bekannten Sage von Albrecht dem Grofsen, der dem Könige Wilhelm von Holland zu Liebe den Winter in Sommer verwandelt, was auch Faust im Volksbuche vor Kaiser Karl V., oder nach den jüngeren Recensionen vor Maximilian I. thut, läfst sich vergleichen, dafs Zauberer überhaupt die Macht haben prachtvolle Gärten, die der Winter nicht be-

Digitized by Google

rührt, entstehen zu lassen; auch solche Gärten schuf z. B. Faust sich selbst und mehreren Anderen; schon Virgil hatte einen, in den kein Regen drang, der von einer unbeweglichen Luft wie von einem Zaune umschlossen war, und zu dem eine aus Luft gebaute Brücke führte; und in den Gestis Romanorum (1499. fol. 15a) hat ein Zauberer einen Garten, durch den er ungeheure Schätze gewann und alle seine Feinde vernichtete: der Garten war so schön, dafs wer ihn betrat im Paradiese zu sein glaubte und nie begehrte in die Welt zurückzukehren; der Zauberer lockte daher seine Feinde hinein und erlaubte ihnen darin zu bleiben unter der Bedingung, dafs sie ihn zum Erben ihrer Güter einsetzten; dann kam er in der Nacht und tödtete sie. — Hieran schliefst sich die häufige, auch in dieser Sammlung mehrmals vorkommende Sage von den Zauberschlössern, welche der Teufel plötzlich entstehen und eben so schnell verschwinden läfst; dafs der Getäuschte dann bisweilen unter dem Galgen aufwacht, wie der Geiger in No. 189 (vergl. 384) kommt ebenfalls sonst vor, z. B. im deutschen Volksbuch von Wagner (Berlin 1712. S. 81). Die Sage 268, in welcher die Seele des Menschen, dem ein Zauberer den Kopf abschlägt um ihn wieder aufzusetzen, als Lilie aus dem daneben stehenden Glase mit Wasser aufschiefst, stimmt so genau mit der Erzählung von Faust im niederländischen Volksbuch (Amsterdam 1728. S. 160), dafs sie wohl nur aus diesem entlehnt und von Frankfurt nach Leyden verlegt ist; selbst das Jahr 1528, in welchem der „fahrende Gesell" nach Leyden gekommen sein soll, pafst ungefähr zu der Zeitrechnung der Volksbücher. Im niederländischen Volksbuch von Wagner (Antwerpen by de Weduwe van Hendrick Thieullier s. a. § 7.) wächst die Seele als Rose empor, womit die mit der Rebe sich verschlingende Rose auf Tristans und Isoldens Grabe zu vergleichen ist. Köpfe und andre Theile des Körpers abzuhauen und wieder anzusetzen war ein gewöhnliches Zauberstück; schon Sedechias that dies am Hofe Kaiser Ludwigs II. (Lud. Lavaterus, De spectris, lemuribus etc. Genevae 1570). Auch Simon der Zauberer liefs sich, um seine Göttlichkeit zu beweisen, von Nero enthaupten und erschien nach drei Tagen wieder als Auferstandener; doch die seinen Trug durchschauten wufsten, dafs er nur die, welche Neros Befehl vollstreckten, verblendet hatte, indem er einem Thiere seine Gestalt anzauberte und sich die nächsten drei Tage verbarg (Fabricius Codex apocr. novi test. p. 418 Anm. y). Der Zauberei, die in Sage 284 mit dem Körper unmündiger Kinder getrieben wird, war Simon ebenfalls schon kundig (Clementis Romani recognitiones, opp. Col. Agr. 1570, p. 29. 58 und de rebus gestis Beati Petri p. 387; vergl. die Hexen im Macbeth).

Doch um nicht dem Teufel und seinem Gesinde zu viel Raum zu lassen, übergehe ich die zahlreichen Sagen von Hexen, Gespenstern, Nachtmahren u. s. w., in denen noch oft mythische Gestalten *durchscheinen*; besonders erkennt man in den Polterern und in den spukenden Katzen, Hasen und Kaninchen häufig Kobolde.

Mit eignem Namen und in unveränderter Gestalt erscheinen die Götter selbst, wie gewöhnlich, nur in sehr vereinzelten Spuren. Der Name des alten Klosters Fostewert auf Helgoland ergiebt Nichts; eben so hat die Vertreibung des Fosete durch den heiligen Liudger (nach Surius, vitae Sanctorum) nur das Eigenthümliche, dafs der Gott in Gestalt einer Rauchwolke von der Insel entweicht. Die Sage von dem grimmen Heiden Odinarius, der unter der Schwelle der Kirche zu Oedtmarsen begraben liegt (No 11), und bei seinem Tode, um sein Gedächtnifs zu bewahren, eine Pyramide errichten liefs, an deren Stelle die Kirche gebaut ward, weist zwar ohne Zweifel auf das Heiligthum einer heidnischen Gottheit hin, doch dafs sich bis in's 18. Jahrhundert eine so lebendige Erinnerung an Odin, wie sie der Name Odinarius zeigte, sollte erhalten haben, und dafs zumal die nordische Form Odin in Deutschland erscheinen sollte, ist verdächtig; vielleicht ist der Name nur von einem Gelehrten zugesetzt, den Oedtmarsen dazu veranlafste; wenigstens mufs man, um ihm zu vertrauen, die Glaubwürdigkeit der Quelle (Piccardt, Kurze Beschreibung einiger Alterthümer in den Ländern zwischen der Nordsee, Issel, Ems und Lippe. 2te Ausg. 1731) beurtheilen können.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 113.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1843.

Niederländische Sagen. Gesammelt und mit Anmerkungen begleitet herausgegeben von Johann Wilhelm Wolf.

(Schlufs.)

Bei dem Namen Bruno (No. 547) erinnert der Herausgeber wohl absichtlich nicht an Wodan (Myth. 693); wenigstens ist es sehr gewagt in einem „rothen Manne ohne Haupt", nach dem die Strafse bei Veurne die rothe heifst, Wodan zu sehen. Ich wüfste hierzu nur zu vergleichen, dafs in den niedersächsischen Sagen von Harrys, Heft 2. No. 5, der wilde Jäger auf einem Pferde ohne Kopf reitet, und ihm selbst das Gesicht im Nacken sitzt. Sonst könnte man bei dem Wagen, der jedoch hier nicht mit Pferden bespannt ist, und bei dem wiehernden Pferde, welches den Knecht verfolgt, an Wodans Wagen und Wodans Pferd denken (Myth. 102. 101), den Lärm der Hexen für den Zug des wilden Heeres und das Vieh für dem Gott geweihtes halten (vergl. das dem Fosete geheiligte Vieh, welches Wilibrord schlachtet; Myth. 378); auch Wodanswege sind schon Myth. 103 angedeutet. — Ein Wunschbeutel erscheint in den Sagen 29 u. 189; in der zweiten zeigt er wieder die verderbende Kraft, die schon Andvaris Ring hatte, der ebenfalls die verlornen Schätze wieder ergänzte. Der Arke-, Harken- oder Herkenstein bei der von Hünen gebauten Teckelnburg in Friesland (No. 9) wird wohl der Harke gehören, welche in der Mark mit der Holla wechselt. Der Name der Stadt Vrouwgeest oder Vraugast aber geht vielleicht auf die Göttin Frûa, welche durch das zweite merseburger Gedicht als die deutsche Freyja erwiesen scheint (s. Jak. Grimm Ueber zwei entdeckte Gedichte aus der Zeit des deutschen Heidenthums. Berlin 1842. S. 17; Wackernagel Altd. Lesebuch Vorr. S. X liest Frîja); eine Gemahlin Ubbos mit Namen Frouwa, der zu Ehren die Stadt erbaut sein soll, ist wohl erst erfunden, als man die Göttin nicht mehr kannte. Sehr interessant ist die Sage von den drei Schwestern bei Löwen, die sich noch mündlich erhalten hat, und welche der Herausgeber, mit gestützt auf die frühere Kirche der drei Marien und auf den Wallfahrtsort Troisfontaines, wohl richtig auf die drei Nornen am Urdbarbrunnen deutet. Zu Sage 212 (vergl. 256), in der man Gebärende und kleine Kinder aus Angst vor den weifsen Frauen und den Mahren hütet, auch wohl Abends ein Kreuz über die Kinder macht und sie mit Weihwasser besprengt, finde ich einen hübschen Zusatz in den oben erwähnten theologischen Abhandlungen von Gisbertus Voetius, welcher im 3. Bande S. 121 sagt: „— — quod malleum aut cornicem aerium (ubi puerpera decumbit) obvolvant candido linteo, quod olim factum in gentilismo contra infestationem Fearum, albarum foeminarum, strygum, lamiarum etc." Ohne Zweifel ist dies Thors Hammer und Wodans Rabe, und die freundlichen Gottheiten wurden angerufen, um die Tücke der bösen abzuwehren. In hebräischen Sagen bewacht man die Wöchnerin und ihr Kind gegen Lilith und ihre Schaaren, welche die Knaben bis zum achten, die Mädchen bis zum zwanzigsten Tage verletzen kann (Tendlaus Sagen jüdischer Vorzeit S. 251).

Im Schlosse Enghien wandelt Melusina als Ahnfrau um (224), wie sie in Liedern des 15. Jahrh. die Ahnmutter der Grafen von Luxemburg, besonders Kaiser Heinrichs VII. ist. Die fahrende Mutter, Wanne Thekla und Alwina (518—520. 584) bestätigen die schöne Sage von der Windsbraut bei Kuhn No. 167, die verwünscht ist, bis zum jüngsten Tage, verfolgt von Ungethümen, umher zu fahren, und deren Klage das Geheul des Sturmes ist. Ob die fahrende Frau Holla ist, an die der Herausgeber erinnert, ob eine andre der Frauen, welche an der Spitze des wilden Heeres ziehen, oder eine von ihnen unabhängige Göttin, läfst sich nicht entscheiden. — Zu den schönsten der nie-

Digitized by Google

derländischen Sagen überhaupt gehören die durch das ganze Land verbreiteten vom Schwanritter und den Schwanjungfrauen; doch ergeben die hier mitgetheilten Fassungen nichts Neues.

Sehr zahlreich sind auch die in die Sammlung aufgenommnen Legenden. Die verehrtesten Heiligen sind Gertrud und Johannes, und zwar wird dieser meist ausdrücklich als der Evangelist bezeichnet, während man noch zur Zeit des Gisbert Voet bisweilen einen dreifachen Johannes verehrte: den Täufer, den Evangelisten und Chrysostomus. Voet selbst hörte einst (a. a. O. Bd. 3. S. 430), wie eine Frau einem Kranken, um ihn zu heilen, in's Ohr raunte:

Sint Jan Baptist,
Sint Jan Evangelist,
Sint Jan Guldemont,
Helpt desen Pelgrim in korter stont.

Vielleicht sind hier heidnische Gottheiten verborgen. — Zu den wunderbaren Hostien in Brüssel (No. 166) vergleiche die Juden in Passau, Wunderhorn 1, 93; zu „der armen Seele Freude" (327) die Erlösung der schönen Berta vom Schweckhäuserberge in den niedersächsischen Sagen von Harrys, 1. Heft No. 3. Die Erzählungen von den Wunderthaten der Crucifixe und Marienbilder wiederholen sich und enthalten nichts Eigenthümliches, besonders keine mythologischen Beziehungen. Vieles verräth sich offen als willkürliche Erfindung. Ich berühre daher zum Schlufs nur noch eine Legende (No. 328), welche ich jedoch für die schönste von allen halte. Die Seele einer Frau klagte im Fegefeuer voll Sehnsucht um den geliebten Mann, der nun verlassen auf Erden lebe, und sie wünschte nur kurze Zeit zu ihm eilen zu dürfen, um ihn in seinem Leide zu trösten. Ein Engel erlaubte ihr auf eine Viertelstunde zur Erde zurückzukehren, und sie mufste versprechen dafür tausend Jahre länger im Fegefeuer zu bleiben. Doch als die Seele auf die Erde flog, fand sie den Geliebten, wie er in den Armen schlimmer Mädchen glücklich war, und betrübt eilte sie zum Fegefeuer zurück. Da kam der Engel und trug sie in den Himmel; denn sie hatte in dem Augenblicke mehr erlitten als ihr in den tausend Jahren zu leiden bestimmt war.

E. Sommer.

LVIII.

Quaestiones Homericae. Scripsit Car. Aug. Jul. Hoffmann Gymn. Cellensis Conrector. Vol. I. Insunt quaestiones tres: 1) de caesuris et numeris versus Homerici; II) de hiatu; III) de syllabis finalibus brevibus, quibus in producendis ab usu poetarum reliquorum fere recedere videtur Homerus. — Clausthaliae redemit A. Schweiger. 1842. *XL u.* 168 S. 8.

Dies mit Klarheit und grofsem Fleifse geschriebene Buch ist dem Andenken F. A. Wolfs gewidmet, dessen Ansichten der Verf. im Wesentlichen theilt. Die Praefatio giebt Hrn. Hoffmanns Meinung über die Entstehung der Homerischen Gedichte, und da sie, wie es scheint, aus einem gründlichen Studium des Homer hervorgegangen ist, so wollen wir sie hier kurz angeben. Sie ist im Allgemeinen dieselbe, welche Ritschl (die Alexandr. Bibl. p. 70 f.) ausgesprochen hat, dafs nämlich der ionische Dichter Homeros aus einer reichen Fülle mündlich überlieferter Localgesänge diejenigen, die mit Eigenem verschmolzen den Umkreis der ächten Ilias und Odysse ausfüllten, kunstmäfsig verknüpfte; dafs diese Verknüpfung, fortgepflanzt durch mündliche Tradition zunächst der Chiischen Homeriden, ihre Entstehung insofern nie verläugnete, als die beiden Körper sich in ihre Glieder eben so leicht wieder lösten, als sie aus ihnen erwachsen waren; dafs man ferner diese gelösten Glieder allmälig durch schriftliche Aufzeichnung der Wandelbarkeit eines überaus geschmeidigen Sprachidioms zu entziehen anfing, bis endlich der nur noch auf dunkler Tradition beruhende Zusammenhang auf Antrieb des Pisistratus so gut als thunlich wieder ermittelt, und mittelst vollständiger Aufzeichnung im Ganzen für alle Zeit fixirt wurde. Hr. Hoffmann sagt p. VII sq.: Es sei erwiesen, dafs es eine Lyrik, älter als die epische Poesie, nicht gebe, dafs diese älteste epische Poesie ihren Stoff den Mythen entlehne und zunächst nur theilweise in kürzeren Liedern darstelle. In diesen bald auch von dem Volke selbst und solchen, die nicht Sänger sind, gesungenen Liedern sei der Vers noch ziemlich unbeholfen, die Sprache und Form der Rede noch nicht sehr gebildet. Allmälig vervollkommne sich Beides; die Dichter unterschieden sich bald sehr vom Volke und dieses höre

Digitized by Google

auf selbst zu singen. Damit ende die aetas prior der epischen Poesie. Zu Anfange ihrer zweiten Periode befinde sie sich auf dem höchsten Gipfel. In ausgebildeten Versen erzähle sie, habe auch auf Kleines Acht, bediene sich gewisser Redeformeln nur bei Uebergängen und da, wo eine Abweichung davon lächerlich sein würde; sie verbinde genauer die einzelnen Theile der Erzählung, indem sie aus dem gesammten Mythus nur einzelne Partien herausnähme, erweitere und nach poetischen Rücksichten gestalte; sie behalte endlich beim Einzelnen das Allgemeine im Auge und ein und dieselbe Idee durch das ganze Gedicht. Sei dies richtig, so folge, dafs die Homerischen Gedichte nur in diese zweite Periode gehören könnten. Dies zeige denn auch die Disposition derselben, wie sie von Nitzsch (Histor. Hom. II. p. 20 sq.) vortrefflich dargelegt sei. Daher müsse er Wolf's Meinung (Prolegg. p. 137), dafs Π. T—Ω jünger seien, als die übrigen Rhapsodien, verwerfen. — Die ursprünglich aber als einige Ganze gedichteten Werke seien vermöge der Art ihrer Fortpflanzung mannigfach durch Erweiterungen und Zusätze zu einzelnen Stücken auseinandergelöst worden, die Pisistratus endlich wieder gesammelt hätte. Dafs nicht schon vorher einige dieser Stücke zu kleineren Liederganzen sollten gesammelt gewesen sein, könne kaum geleugnet werden; aber Pisistratus habe zuerst Alles, was echt oder unecht sich unter Homers Namen erhalten habe, zu zwei gröfseren Ganzen geordnet. Man müsse nun untersuchen, welche einzelnen Lieder, welche Liederganze Pisistratus erhielt und wie er Alles vereinigte. Dazu sei es nöthig, dafs vorher untersucht werde, welche Theile der Ilias und Odyssee so genau unter sich zusammenhingen und so sich von den übrigen unterschieden, dafs sie ein Ganzes ausmachten, und ob Anzeichen ihrer Verbindung durch Pisistratus vorhanden wären. Nicht minder müsse man nachsehen, ob diese Liederganze als solche von Homer selbst gedichtet oder aus einzelnen Liedern allmälig zusammengewachsen seien. Dafs einige Theile unserer Ilias und Odyssee von Homer selbst seien, sei wahrscheinlich. Die Zusätze zu denselben aber könnten doppelter Art sein. Entweder nämlich seien sie zu einigen Theilen der ältesten Gedichte in der Absicht, diese zu erweitern, ab ipsis poetis hinzugefügt, und dann meist ununterscheidbar; oder sie stammten aus der Zeit, in welcher das alte Ganze sich fast schon aufgelöst und nur von seinem ältesten Umfang einige Ueberlieferung sich gerettet hatte. Diese letzteren Zusätze schienen mehr Lieder als Liederkörper gewesen zu sein, bei deren Einrangierung in die Pisistrateische Sammlung alsdann einige Verknüpfung nöthig war. Auch könne es geschehen sein, dafs, wenn ein älterer und ein jüngerer Dichter ein und denselben Gegenstand behandelt hätten, nach Verlust des ältern das jüngere, oder, wenn beide sich erhalten hätten, ein Amalgam derselben uns überliefert sei. Eben so könnten von den gleichzeitig mit Homer lebenden Dichtern Lieder, die einzelne Theile des troischen Mythus besangen, überliefert und in die Sammlung des Pisistratus aufgenommen, endlich auch von den Rhapsoden aus Rücksicht auf ihre Zuhörer einzelnes interpoliert worden sein. In wieweit nun Alles dies wirklich geschehen sei, müsse eben eine genaue Durchforschung der Homerischen Gedichte selbst ergeben. Die Untersuchung über dieselben zerfalle in fünf Theile, einen ästhetischen, rhetorischen, geographisch-historischen, grammatischen und metrischen. Die beiden letzten hält der Verf. für die wichtigsten. Er hat sich zunächst, als Fundament der übrigen (p. XXVIII), die metrische Frage zur Beantwortung ausersehen, und wird sie in folgenden Quaestiones noch weiter behandeln: IV. De digamma ante vocales literas initiali. — V. Quaeritur, quomodo statuendum sit de locis Iliadis, in quibus neglectum esse digamma videatur. — VI. Quaeritur, quid ex quaestionibus superioribus de varia carminum Iliacorum aetate possit concludi. — VII. Additur brevis comparatio Odysseae. — VIII. De Iliadis libris γ — η non eodem tempore confectis. Da in diesen Untersuchungen erst gewissermafsen die Schlüsse aus den im vorliegenden Buche gestellten Prämissen werden gezogen werden, so versparen wir uns einen Theil Bemerkungen über die drei ersten Quaestiones bis zur Besprechung der übrigen. Alsdann werden wir auch Gelegenheit haben, auf die Widersprüche aufmerksam zu machen, an denen Hr. Hoffmann's Vorstellung über Entstehung der Homerischen Gedichte leidet. Die vorliegenden Untersuchungen selbst haben uns im Allgemeinen sehr befriedigt, obgleich wir nicht glauben, dafs die Frage über den Homerischen Vers damit abgethan sei. Eine erschöpfende statistische und zugleich übersichtliche Zusammenstellung aller betreffenden Stellen mit sich daran anschliefsenden erklärenden Anmerkungen scheinen uns bei

Digitized by Google

dergleichen Untersuchungen geeigneter, als Bücher, in denen Ansichten und nicht vollständige Aufzählung der Stellen zusammenlaufen, zumal wenn man aus metrischen Gründen über einen oder mehrere Verfasser der Homerischen Gedichte Schlüsse ziehen will. Eine solche Vollständigkeit hat aber der Hr. Vf. theils nicht beabsichtigt theils nicht erreicht; wo sie beabsichtigt wurde, wäre es gut gewesen, dies zu bemerken. Eben so hätten die unächten und die sich wiederholenden Verse genau bezeichnet werden sollen. Der Gesammteindruck, den diese Quaestiones auf uns gemacht haben, ist der, dafs der Verf. sich scheint zu sehr haben von der Ansicht bestimmen zu lassen, unsre Ilias und Odyssee gehörten in die von ihm beschriebene zweite Periode der epischen Poesie. Einerseits, um Andres zu verschweigen, haben uns die bisherigen Nachweise von der kunstmäfsigen Einheit im Homer, auch die von Nitzsch, nicht überzeugen können, andrerseits tragen Ilias und Odyssee zu viele bereits aufgezeigte Spuren einer Composition aus lauter Einzelliedern an sich, als dafs wir ihre Entstehung nicht eher der ersten, als der zweiten Periode epischer Poesie, wie sie von Hrn. Hoffmann bezeichnet sind, zuschreiben sollten. Wir können es daher auch nicht billigen, dafs Hr. Hoffmann einer gewissen poetischen Licenz und einer in mancher Beziehung freieren Anwendung metrischer Principien häufig zu wenig gestattet hat. Dafs man ihr immer Manches zugestehen mufs, ist uns auch durch sein Buch aufs Neue wieder klar geworden. Fühlt sich doch der Verf. selbst mehrmals gedrungen, metrische Auffälligkeiten durch die Annahme zu rechtfertigen, Homer habe Das ex antiquiore poesie überkommen.

Von den aufgestellten Ansichten des Verf. dürften diejenigen am wenigsten auf allseitige Beistimmung zählen können, welche in Quaest. I. „De caesuris et numeris versus Homerici" ausgesprochen sind. Wenn wir auch keineswegs den grofsen Einflufs leugnen wollen, den die Caesuren auf den Charakter des Verses und somit auf den Eindruck haben, den eine Dichtung mit ihrer formellen Qualität auf uns macht, so ist es doch gewifs, dafs weder diese Caesuren allein dazu ausreichen noch dafs sie unumgänglich nöthig, ja dafs sie oft ganz zufällig, d. h. nicht einmal aus einem unbewufsten Gefühl ihrer Wesenheit, wohl gar dieser in gewisser Weise widersprechend gesetzt sind. Man mufs durchaus eine Grenze anerkennen zwischen der Nothwendigkeit, Absichtlichkeit und der Zufälligkeit der Caesuren, sonst kommt man in Spitzfindigkeiten, die nicht blofs ihrem Urheber, sondern der Sache selbst schaden. Wir können nicht umhin, bei aller Achtung vor dem Verf., zu gestehen, dafs er sowohl bei der Charakteristik der Haupt- als auch der Neben-Caesuren vielfach ins Spitzfindige gerathen und zu Behauptungen verleitet ist, auf die sich ganz seine Worte anwenden lassen (p. 42): „Hunc cum *legerem, idem* accidit, quod in quaestionibus metricis saepe vidi accidere, ut primo mirarer animi sagacitatem et magnam scriptoris diligentiam; mox intelligerem speciosam esse doctrinam et inutilem". Bemerkenswerth kindisch hat in gedachter Rücksicht über die Caesuren gehandelt Ch. F. Stadelmann (de heroici versus Caesura. IV Part. Lips. 1829. 4. Dessav. 1821—26. — mantissa de nonnullis iisque controversis Hexametri partibus. Dessav. 1834. 4.).

Cp. I. unserer ersten Quaestio handelt von den Fällen, in denen am Ende eines Wortes Caesur nicht anzunehmen ist. Dies ist eine für die Theorie des Hexameters sehr wichtige Frage, die daher wohl noch etwas genauer hätte untersucht werden können. *Die* p. 11 aufgestellte Regel, dafs Nebencaesuren durch Elision aufgehoben würden, hätte durch ein plerumque mehr Wahrheit erhalten. — In Cap. V. „de interpunctione, quae est in versu Homerico" scheint uns nicht immer gehörig unterschieden zwischen der begründeten, also nothwendigen, und der überflüssigen, aber gebräuchlichen Interpunction. Daher ergiebt sich eine bedeutende Abweichung von Wolf, wenn man die Ausgabe von Bekker vergleicht, der theils Zeichen ganz weggelassen, theils stärkere gesetzt hat. — § 28 heifst es, dafs nach der Semiseptenaria interpungirte Verse nicht gern aufeinandor folgten. „Qua ab re tam diligenter cavit poeta, ut satis magnis plerumque intervallis tales versus recurrant, raro duo se excipiant".

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 114.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1843.

Quaestiones Homericae. Scripsit Car. Aug. Jul. Hoffmann.

(Schlufs.)

Bei dem natürlich selten erst nach der Semiseptenaria zur Interpunction sich abschliefsenden Sinne, kommt diese Interpunction doch häufig genug vor. Vgl. η, 418. 420. ι, 71. 73. 106. 108. κ, 188. 190. μ, 380. 384. 386. 390. λ, 584. 586. 591. 606. u. a. — η, 317. 318. ι, 84. 85. ε, 603. 604. κ, 534. 540. 544. 545. 553. 555. u. a. — § 33. Dafs nach der trochäischen Caesur im fünften Fufs besonders dann Interpunction sei, wenn eine Vergleichung folge, ist nicht richtig. λ, 72. 129 hat Bekker mit Recht kein Zeichen; eben so wenig δ, 58. Dagegen vgl. α, 159. θ, 536. ι, 195. κ, 167. 280. μ, 178. ν, 630. u. a. Bei Wolf sind die Beispiele noch häufiger. — Dafs Interpunction im fünften Fufs nach der Seminovenaria sich in Λ nur 397 (wo die Interpunction nicht einmal richtig) finden solle, ist uns bei dem besondern Studium, welches Hr. Hoffmann auf das elfte Buch verwandt zu haben scheint, aufgefallen. Sie steht noch v. 630. — Ueber Cap. VI. „de numerorum, qui sunt in versu Homerico, ratione" gilt gröfstentheils dasselbe, was wir vorhin über des Verf. Charakteristik der Caesuren gesagt haben. Man vergl. die rationelle Begründung der in φ, 233—250 angewandten Numeri (§ 44. p. 46 sqq.).

Quaest. II. „de hiatu" hat uns sehr gefallen, obgleich wir eben wiederum die nicht erschöpfende Behandlung des Gegenstandes mifsbilligen. Auch an Einzelnheiten liefse sich manches bemerken. S. 56 sqq.: Omisi lectionem Ib. γ, 87: Ἀλεξάνδρου, τοῦ, quae recurrit η, 388. Non sunt enim scholia A. Wir sehen nicht, wie diese Bemerkung an jener Stelle pafst. — S. 60 wird als ϙ correptum angeführt λ, 385 κέρϙ ἀγλαέ. Indefs dort steht richtiger κέραϊ, wie auch Bekker hat. Vgl. Thiersch § 164, 6. 188. — S. 73 für die Correctur καὶ σ' ἐσάωσεν (Od. γ, 372) wird Il. ρ, 25 citirt. Näher lag Od. δ, 364. — S. 81 τὰ im Hiatus soll einmal in der Odyssee stehen. Wir kennen τὰ nur vor ἴσασι (β, 211), οἱ (12 mal), ἃ (4 mal), ἕκαστα (μ, 16. ξ, 375). S. 93 möchte ρ, 392 ἄφαρ δέ τε ἰκμάς nicht passen, wenn ἰκμάς richtig vom Sanscr. sic abgeleitet wird (Longard de digammo Aeolica. p. 27).

Quaest. III. ist sehr reich an problematischen Behauptungen, die uns häufig unüberführt gelassen haben. So ist die Untersuchung über die Production kurzer Endvocale vor einfachem anlautenden Consonanten sehr fein geführt; ob aber richtig? Die mit λ, μ, ν, ρ u. δ (σ) anfangenden Wörter im Homer, welche eine solche Production herbeiführen, ist die Behauptung, hatten ursprünglich vor oder nach sich noch einen Consonanten, so dafs die vor ihnen stehenden Vocale eigentlich sich in positione befanden. Wir glauben uns jene Verlängerung einfacher theils aus der Natur der fraglichen Consonanten, zu denen wir noch τ fügen, theils aus der Natur der vorhergehenden Vocale und Wörter überhaupt erklären zu können. Alle jene Consonanten neigen sich sehr zur Verdoppelung, so dafs nichts leichter war, als dafs eine vor ihnen stehende kurze Silbe, scharf und rasch ausgesprochen, schon den folgenden Consonanten etwas hören liefs. Daher die Verdoppelung in Zusammensetzungen und bei Vortritt des Augments. Eine solche wenigstens gehörte und dadurch wirksame Verdoppelung des anlautenden Consonanten mufste besonders auch beim Vortritt von Wörtern Statt finden, die sich vermöge ihres Begriffs eng an das folgende Wort anschliefsen (z. B. die Präpositionen, viele Partikeln und Adverbia) oder an die sich durch grammatische oder rationelle Structur das nachstehende Wort dicht anfügte. Eine andre Entschuldigung bietet die Natur des verlängerten Vocals (z. B. ι. vgl. S. 161 sqq.); dahin rechne ich auch die durch nothwendige Interpunction oder Accent und Interpunction gekräftigten Vocale. Diese Erklärungs-

Digitized by Google

weise, mit der die andre nicht durchaus von der Hand gewiesen werden soll, scheint uns natürlicher, einfacher und zum Theil ausreichender (vgl. § 86, 5. — § 89. — § 91). Wir sparen durch sie Correcturen (o, 478. S. 162) und brauchen die meisten S. 163 f. aufgezählten Productionen nicht als duriores zu bezeichnen. Auffallend ist, dafs so viele Accusative auf ῆα und Plurale auf εα vor einfachem Consonanten die letzte Sylbe verlängern. Sie scheinen alle zu ein und derselben Rubrik zu gehören und alle auf ein und dieselbe Art, aber nicht durch ursprünglich doppelten Anfangsconsonanten, erklärt werden zu müssen. —

An Druckfehlern und sonstigen Versehen ist uns eine ziemliche Menge begegnet. Wir bezeichnen die hauptsächlichsten: p. XXXV, 21 τοι — μοι. — p. 5, 20 ρ, 100—95?. — 6, 8 σ, 368–386. — lin. 29. ι, 400 —?. — p. 58, 9 u. 59, 26. δεξίῃ — δεξιῇ. — p. 58, 18 δηϊότητι — δηϊοτῆτι. p. 84, 20. ρ, 45 gehört nicht dahin. — 89, 31 ζ, 348 — ξ. — 98, 29 v. 730 —?. 139, 13. ρ, 122 — ψ; ρ, 559 — φ. — 141, 26 ϑ, 191 — ι. — 142, 21 φ, 425 — ψ. — 145, 25 ψ, 71 — φ. — 147, 2 ξ, 151—171. — 152, 18 ρ, 339 — σ. — 154, 15 υ, 56—76 u. a. In den Seitenzahlen folgt auf 112 gleich 133, so dafs 20 Seiten zu viel gezählt sind. S. 98 ist 89 gezeichnet.

Aus diesen wenigen Bemerkungen möge Hr. Hoffmann das Interesse ersehen, mit dem wir seine Quaestiones durchgelesen haben. Wir hegen keinen angelegentlicheren Wunsch, als dafs er uns bald mit dem zweiten Theile derselben erfreuen möge.

Dr. Jul. Fr. Lauer.

LIX.

Deutsche Geschichte unter Leopold I. und Karl VI. Von Karl Adolf Menzel. Breslau, 1841; *Grafs, Barth und Comp. XII. u.* 584 S. 8.

Deutsche Geschichte unter Karl VI. und Karl VII. Von Karl Adolf Menzel. Ebendas. 1843. 465 S. 8. Auch unter dem zweiten Titel: *Neue Geschichte der Deutschen von der Reformation bis zur Bundesacte, von Karl Adolf Menzel. Neunter Band. Die Zeiten Leopold's I. und Joseph's I. Zehnter Band. Die Zeit Karl's VI. und die Anfänge Friedrich's II.*

Es ist seit Jahren keine gewöhnlichere Klage vernommen worden, als dafs wir in Deutschland noch keine volksthümliche Geschichte besäfsen, ohne dafs Einer von denen, welche eine solche Klage am lautesten angestimmt haben, irgendwie sich über die nothwendigen Bedingungen zu einer solchen ausgesprochen oder selbst eine solche zu schreiben versucht hätte. Dafs wir an Kohlrausch deutscher Geschichte ein wackeres Buch besitzen, das auf junge Gemüther seit Jahren den erspriefslichsten Einflufs geübt hat und noch übt, wird von jenen Herolden des politischen Fortschritts gänzlich vergessen, eben so wird von ihnen Wolfg. Menzel als Apostat verworfen und seiner gut deutschen Gesinnung nur geringe Berücksichtigung bewiesen. Luden's zwölf Bände sind ein zu weitläuftig angelegtes Werk und haben, nachdem die erste Begeisterung für ihren Verfasser erloschen war, immer weniger Leser gefunden, wodurch sich derselbe auch zu einer kürzern Bearbeitung veranlafst gesehen hat, ohne mit derselben jedoch sonderlichen Beifall zu gewinnen. Dagegen ging von denjenigen Stimmführern in den Journalen der Bewegung, welche zur Zeit die öffentliche Meinung zu repräsentiren wähnen, ein lauter Jubel aus, als es hiefs, dafs Schlosser eine grofse, deutsche Geschichte zu schreiben beabsichtige. Wir aber möchten es bei aller Hochachtung gegen des genannten Mannes tiefe Gelehrsamkeit, unabhängige Forschung und edle Gesinnung aus mehrern Gründen bezweifeln, dafs eine deutsche Geschichte von Schlosser grade ein Buch für das Volk sein würde, und wenn es nun weiter hiefs, dafs er nur das Material schaffen, jüngere Kräfte aber sich der Verarbeitung und Anordnung unterziehen würden, so gestehn wir, die Möglichkeit einer solchen Ausführung nicht recht zu begreifen, der jetzt sogar ein buchhändlerischer Widerspruch mit grofser Anmaafsung in den Weg getreten ist. Denn es ist wahrlich kein gutes Zeichen der so gepriesenen Oeffentlichkeit, dafs ein Buchhändler in Stuttgart es sich herausnehmen konnte, einen Gelehrten, den Deutschland achtet und der im Auslande grofse Anerkennung gefunden hat, der Bundbrüchigkeit anzuklagen und von ihm einen namhaften Schadenersatz zu verlangen.

Unter so verschiednen Ansichten und Aussichten für eine deutsche Geschichte ist das vorliegende Werk still und eifrig fortgesetzt worden und uns dadurch die Aussicht eröffnet, dafs wir nach einigen Jahren eine vollständige deutsche Geschichte bis zum Jahre 1815 erlangt haben werden, nachdem Hr. Menzel bereits

Digitized by Google

früher in acht Quartbänden (1815—1822.) die deutsche Geschichte bis zur Reformation abgehandelt hatte. Und wir nehmen nicht Anstand zu gestehen, dafs wir uns dieser Vollendung freuen. Denn wenn gleich Hr. M. es nicht allen Lesern und Kunstrichtern hat recht machen können und wenn er selbst gewifs jetzt Manches anders schreiben, Manches verbessern oder berichtigen würde, so kann ihm doch Fleifs und Sorgfalt in Erforschung der Quellen, Streben nach Unparteilichkeit und Kunst und Glanz der Darstellung durchaus nicht abgesprochen werden, so dafs bei solchen ausgezeichneten Eigenschaften sich dies Werk den besten Büchern zur Seite stellen kann, deren sich Franzosen und Engländer über die Geschichte ihrer Länder rühmen.

Betrachten wir nun genauer die beiden vorliegenden Bände, so erkennen wir als einen besondern Vorzug derselben die ehrenwerthe deutsche Gesinnung, in welcher sie Hr. Menzel geschrieben hat. Die Jahre, welche uns hier dargestellt worden sind, gehören keinesweges zu den erfreulichsten unsrer Geschichte, ja man konnte wohl gar neuerdings äufsern, dafs sie durchaus nicht werth wären beschrieben zu werden. Hr. Menzel hat die letztere Meinung — wenn dies überhaupt nothwendig war — hinlänglich widerlegt, er hat mit Ernst und Würde die Leiden des Volks geschildert und mit theilnehmender Seele bei jeder erfreulichen Erscheinung oder geistigen Bewegung aus den Fesseln des Pedantismus und des Sectenstreites verweilt, er hat den Zweck der echten Historie, zu warnen und zu belehren, ohne alle Schönrednerei verfolgt. In diesem Sinne sind z. B. überall die französischen Anmaafsungen gegen Deutschland dargestellt und ihnen gegenüber die elende Beschaffenheit des deutschen Reichswesens, die Förmlichkeiten der National-Repräsentation in Regensburg und die verkehrte Politik solcher Kaiser, wie Leopold I. und Karl VI. waren, und ihrer Minister, gegen deren undeutsche Gesinnung ein Mann, wie Prinz Eugen von Savoyen, nicht immer das Gewicht seiner Thatkraft und Staatsweisheit geltend machen konnte. Es ist wahrhaft betrübend zu lesen, wie dem Ausländer Eugen der Begriff der deutschen Nation so klar vor der Seele stand, während er sich den deutschen Grofsen bis zur Unkenntlichkeit verdunkelt hatte. „Es scheine unbegreiflich", sagte Eugen zum Kurfürsten von Mainz, als er ihm die Nothwendigkeit einer allgemeinen Landesbewaffnung in den rheinischen Kreisen im Sommer 1713. auseinandersetzte, „dafs ein so kraftvolles Volk sich allen Leiden und Drangsalen des Krieges auf seinem eignen Grund und Boden so geduldig unterwerfe, da es nur von seiner Gesammtkraft abhange, allem Unheile zuvorzukommen. Mit einem Heerbanne von 200,000 deutschen Männern, die keiner andern Bewaffnung als der Sensen und Dreschflegel bedürfen würden, getraue er sich in Verbindung mit einer geregelten Armee die Franzosen bis in die Gränzen des pyrenäischen Friedens zurückzutreiben" (X. 44). Aehnlicher Stellen finden sich nicht wenige zur Bethätigung des Interesses Hrn. Menzel's an der Selbstständigkeit Deutschlands, wie er denn auch der sclavischen Anhänglichkeit deutscher Gelehrten, eines Conring, Böcler und andrer, an Ludwig XIV. und solcher unter den heutigen Politikern, die Machtzuwachs für die Fürsten nur vom Anschlusse an Frankreich erwarten, mit gerechtem Unwillen gedacht hat (IX. 9. 64). „Aus ähnlichem Unmuthe", sagt Hr. Menzel in der erstern Stelle, „über die Herrschaft der Schwäche und Rathlosigkeit, inmitten der drohendsten Verhängnisse haben sich im neunzehnten Jahrhundert viele Deutsche für einen französischen Imperator begeistert, der die deutsche Nation mit Füfsen trat und seinen Lobrednern weder Gunst noch Aufmerksamkeit zu Theil werden liefs". In derselben Weise hat Hr. Menzel mehrmals (z. B. IX. 90. 327. 581. X. 91.) die Vergangenheit durch Erinnerungen aus einer uns noch nicht zu fern liegenden Zeit zu beleben gewufst, aber immer bei richtigen Anlässen und in dem Maafse, welches den guten Eindruck einer solchen politischen Betrachtung nicht beeinträchtigt. Gern und mit sichtlicher Vorliebe begrüfst der Verf. die vortrefflichen Stoffe öffentlicher Beredsamkeit in einzelnen Abstimmungen der Reichsversammlung (IX. 108), Leibnitzen's Musterstück grofsartiger politischer Beredsamkeit über deutsche Staatsverhältnisse, seine Beantwortung der französischen Beleidigungen unter dem 18. Octbr. 1688, wird in einem längern Auszuge mitgetheilt (IX. 167 ff.) und die klägliche Beschaffenheit des deutschen Schriftwesens an mehreren Stellen (IX. 101. 385. X. 355. 359) mit echt patriotischem Unwillen besprochen. In der zweiten dieser Stellen sagt Hr. Menzel: „der deutsche Urgeist, der einst im Helden- und Minnegesang von den Wunderlanden der Dichtung getönt, die edelsten Seiten des Menschenherzens berührt, durch den Mund begeisterter Seher und Redner die verbor-

Digitized by Google

genen Schätze der Erkenntnifs geöffnet, für Recht und Wahrheit Feuer ausgeströmt hatte, und im Charakter des Volkes sich noch immer durch Naturgefühl und Wahrheitssinn als nationales Erbgut bezeugte, erschien an den Trägern und Führern des deutschen Schriftthums in der kläglichsten Verwirrung, durch Pedanterei und Knechtssinn entwürdigt, den Erinnerungen seiner Jugend im endlosen Hader um theologische Meinungen und kirchliche Besitzthümer entfremdet, bei Behandlung öffentlicher Dinge die Mifsgestalt des Reiches durch ein unbeholfenes, mit Latein und Französisch gemengtes Wortgeflecht überbietend". Bei aller Vorliebe für die vaterländische Sprache ist Hr. Menzel aber doch auch gerecht genug dem Geschichtschreiber Leopold's I., dem Jesuiten Wagner, für sein lateinisch geschriebenes Werk die gebührende Achtung zu widmen und ihn wegen seiner gut deutschen Gesinnung, wegen der Gediegenheit des Inhalts und der Classicität der Form fleifsig zu benutzen (m. s. besonders die auch in literarhistorischer Hinsicht wichtige Stelle IX. 374 f.), wie bereits von Stenzel im zweiten Theile seiner preufsischen Geschichte geschehn war.

Eine politische Einheit Deutschlands aber in der Zeit der Kaiser Leopold I., Karl VI. und Karl VII. fand nach Hrn. Menzel's mit grofser Consequenz durchgeführter Ansicht ihr bedeutendstes Hindernifs in den Religionsstreitigkeiten der Deutschen. „Kein Nationalgefühl, nur Kirchenparteisinn beherrschte die Gemüther" — dies ist eine in mehr als einer Stelle, z. B. IX. 433. X. 126., wiederkehrende Aeufserung. Ref. hat sich hierbei an die scharfe Kritik erinnert, welche die Geschichte der Reformation im ersten Bande des vorliegenden Werkes von einem angesehenen Theologen in diesen Blättern (1827. Nr. 78. 79.) erfahren hat, indem Hrn. Menzel's protestantische Gesinnung durchaus bezweifelt wurde, und eben so weifs Ref., dafs der Ansicht desselben vom dreifsigjährigen Kriege der Vorwurf gemacht ist, sie sei mehr im Interesse des Hauses Habsburg als in dem der evangelischen Kirche. „Der geistreiche Menzel, sagt Wuttke in seiner Schrift: Friedrich's II. Besitzergreifung von Schlesien Th. II. S. 425., fafst in seinen frühern Schriften die Vergangenheit viel freier und unbefangener auf als in seiner Geschichte der Deutschen". Ohne jetzt auf diese frühern Urtheile weiter einzugehen, müssen wir in Bezug auf die vorliegenden Bände bekennen, dafs die Gestaltung der damaligen protestantischen Kirche in Deutschland von Hrn. Menzel ebenfalls fast nur getadelt wird, aber wir müssen eben so nothwendig hinzusetzen, dafs er die Kirche als solche von dem Formelkram und den Satzungen der damaligen Theologen unterschieden hat, dafs er zwar Vorliebe und Neigung nicht verläugnet, dafs ihm jedoch Leidenschaft fremd geblieben ist und dafs er sich das ganze Werk hindurch bemüht hat, nicht sowohl unparteiisch als mit beharrlicher Gesinnung gerecht zu sein. Daher ist es ihm auch gelungen, die verschiedenen kirchlichen Händel, die gegenseitigen Verfolgungen, Verketzerungen und den bittern Schriftwechsel der protestantischen Theologen, so wie die Kraftlosigkeit des evangelischen Corpus auf dem Reichstage unter dem Directorium des Abgesandten eines katholischen Fürsten mit einer Klarheit auseinanderzusetzen, die sein Buch empfehlungswerth macht. Solche Puncte sind, um nur Einiges anzuführen: die durch die ryswicker Friedens-Clausel immer wieder veranlafste Erneuerung des Haders der Kirchenparteien im Reiche, die Bedrückung der Reformirten in der Pfalz als Folge gegenseitiger Feindschaft der beiden protestantischen Confessionen unter einen katholischen Landesfürsten, die Schicksale der Pietisten und die Verläumdung Spener's, die Kämpfe der Orthodoxen und der Pietisten in Halle und Hamburg, die strengen Verfügungen protestantischer Landesherrn gegen katholische Unterthanen zur Erwiderung des Edicts von Nantes und anderer antiprotestantischer Maafsnahmen, der im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts beginnende Streit über den katholischen Kirchengesang, die Klagen der orthodoxen Theologen über Thomasius und Arnold als Anstifter der Freidenkerei, die Wolffischen Händel, der Inquisitions-Procefs gegen den Verf. der wertheimer Bibelübersetzung, die beharrliche Weigerung der Stadt Frankfurt einen reformirten Gottesdienst in ihren Mauern zu dulden und die der Professoren in Wittenberg an reformirte Confessions-Verwandte akademische Würden zu verleihen, die vielen calvinistischen, lutherischen und synkretistischen Streitigkeiten.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 115.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1843.

Deutsche Geschichte unter Leopold I. u. Karl VI. Von Karl Adolf Menzel.

Deutsche Geschichte unter Karl VI. u. Karl VII. Von Karl Adolf Menzel. Auch unter dem zweiten Titel: *Neue Geschichte der Deutschen von der Reformation bis zur Bundes-Acte, von Karl Adolf Menzel.*

(Schlufs.)

Durch alle solche Vorgänge, sagt Hr. Menzel, mufste bei Hohen und Niedern, bei den Fürsten und im Volke, Gleichgültigkeit gegen die kirchliche Lehre erzeugt werden, da in unzähligen Streitschriften die härtesten Anklagen auf falsche, ja wahrhaft teuflische Lehren gegen einander gerichtet wurden, da man sich gegenseitig die höchste Verderbnifs der protestantischen Kirche zum Vorwurfe gemacht und dadurch diese Kirche selbst in ein sehr nachtheiliges Licht gestellt hatte (IX. 228). Sollte übrigens Hr. Menzel durch seine Beurtheilung kirchengeschichtlicher Thatsachen wiederum in den Ruf kommen, als sei er den Katholiken mehr geneigt als den eignen Religions-Verwandten, so kann er die Ansicht Schlosser's, eines in vieler Beziehung von ihm verschiedenen Historikers, für sich geltend machen. Denn in dessen mit allgemeinem Beifall aufgenommenen Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts findet sich dieselbe Klage (und meistens mit härtern Worten) über die dicke Finsternifs der gelehrten theologischen Quartanten und Folianten, über den Eifer polternder Kanzelredner, über die Facultäten, Consistorien und barbarischen Juristen, gegen die nur mit Mühe sich die wahre Religiosität des christlich frommen Spener den Weg zu den Herzen bahnte und der aufgeklärte Thomasius Licht für bessere Ansichten schaffte, welche die strenge Polizei, unter der die Lehr- und Schreibfreiheit gehalten war, und der Pedantismus ganz unterdrückt hatten (I. 231. 252. 559.). Nicht minder stimmt Hr. Menzel (IX. 580 ff.) in Beziehung auf Arnold's Kirchen- und Ketzer-Historie mit Schlosser ganz (I. 562 ff.) überein.

Diesem unumwundenen Tadel der Schultheologie und des kirchlichen Gezänkes gegenüber finden wir den Verf. voll offener Anerkennung der welthistorischen Bedeutung der Reformation, des lebendigen Glaubens der Reformatoren, ihres Feuereifers in Herstellung der biblischen Form des Christenthums und der Vortrefflichkeit der lutherischen Uebersetzung der Bibel, die „in ihrer Kraft und Alterthümlichkeit das Kleinod der evangelischen Kirche ist" (z. B. X. 1. 358. 284) — Dinge, die sich freilich eigentlich von selbst verstehen und die wir zum Lobe eines Historikers gar nicht einmal angeführt haben würden, wenn sich nicht erst im vorigen Jahre der neueste, protestantische Geschichtschreiber des dreifsigjährigen Krieges in ihrer Auffassung so arg vergriffen hätte. Wer die Erhabenheit der Reformation zu läugnen unternimmt, der erscheint uns ganz wie jener Prediger, der dem Könige Friedrich Wilhelm III., wie Bischof Eylert in seinem schönen Buche auf S. 460 erzählt, ein Buch überreichte, in dem er das Dasein Gottes zu beweisen gesucht hatte, und darauf von dem frommen ruhmwürdigen Monarchen gefragt wurde, ob er auch schon versucht habe, das Dasein der Sonne zu erweisen, die eben herrlich in das Fenster schien. —

Anlangend nun die allgemeinen Verhältnisse der evangelischen zu der katholischen Kirche, so läfst sich nicht verkennen, dafs das feste, wohl gegliederte Gebäude der letztern im Vergleich mit dem damals durch Glaubenshader entstellten Lehrbegriffe der evangelischen Kirche hier und da in Hrn. M.'s Darstellung ein ungünstiges Urtheil über diese hervorgerufen hat, dessen Ursprung wir am liebsten in einem unnöthigen Zwange finden möchten, den sich der Verf. auferlegt hat, um überall wahrhaft und unparteiisch zu erscheinen. Wir wollen hier nur die Stelle etwas genauer in das Auge

Digitized by Google

fassen, wo er (X. 95—107) die Bedrückungen einander gegenüberstellt, welche katholische Unterthanen von protestantischen Landesherrn und protestantische Unterthanen von katholischen Landesherrn in der Zeit, welche diese Bände umfassen, zu erleiden gehabt hatten. Hier sagt Hr. M.: „die Lage der Katholischen in Brandenburg, in Sachsen, in Würtemberg, in Hannover, in Mecklenburg, in Braunschweig und sonst war der Lage der Evangelischen in Oesterreich, Bayern und den meisten geistlichen Fürstenthümern völlig gleich", demnach könne die kerkömmliche Annahme, nach welcher die Protestanten von katholischen Landesherrn Einschränkung und Ausschliefsung erlitten hätten, keine richtige sein, und es gäbe nicht leicht ein besseres Beispiel der liberalsten Verwaltung als das des Katholiken Boineburg in dem protestantischen Erfurt (X. 87—90). Wie viele solche Männer aber gab es damals in Deutschland? Und dann giebt ja Hr. M. (X. 106) selbst zu, dafs im Allgemeinen die Zahl der evangelischen Religionsbeschwerden weit gröfser als die der katholischen gewesen sei. Ref. kann sich also blofs von der Wahrheit dieser letzten Worte überzeugen. Denn die von Hrn. M. angeführten Thatsachen von Unterdrückung katholischer Unterthanen durch protestantische Landesherrn sind doch eigentlich nur unbedeutend gegen die Thatsache der Ausweisung einer so grofsen protestantischen Bevölkerung, wie sie der Kurfürst Leopold Firmian von Salzburg befahl, so wie gegen die Härte bei Ausführung dieser Maafsregel, und keine katholische Gemeinde in protestantischen Ländern hat unter einem solchen Drucke geschmachtet als die zahlreiche Einwohnerschaft Schlesiens unter der österreichischen Herrschaft. Wir gestehen, dafs uns Hrn. M.'s Darstellung der erstgenannten Begebenheit (X. 197—218) nicht befriedigt hat. Er konnte allerdings die Lage der Salzburger nicht anders als sehr unglücklich bezeichnen, er hat auch die feindliche Gesinnung der gegnerischen Partei nicht beschönigt und durch die Anführung der Worte des Prinzen Eugen von Savoyen auf S. 202, in denen dieser Fürst seine gründliche Mifsbilligung der jesuitischen Verfolgungssucht ausspricht, einen Beweis seiner Aufrichtigkeit gegeben — aber die fromme, starke Gesinnung der evangelischen Salzburger und ihr ehrenwerther Entschlufs das Land ihrer Väter um des Glaubens willen und für eine ungewisse Zukunft zu verlassen, war doch wohl eines gröfsern Lobes und einer wärmern Geschichtserzählung werth. Hr. M. ist hier zu kalt geblieben. Was nun zweitens die schlesischen Angelegenheiten betrifft, so hat der Verf. in dieser Stelle (X. 165—174) nicht verkannt, dafs die Lage der Protestanten selbst nach der Altranstädter Convention fortwährend gedrückt gewesen sei und dafs trotz der Bewilligungen in derselben weltliche wie geistliche Behörden auf ihre Weise bemüht waren, der kaiserlichen Willensmeinung so nachzukommen, dafs der Protestantismus in engen Schranken gehalten würde, es ist ferner von ihm bemerklich gemacht, dafs die Wirkung dieses Systems nur verstärkte Anhänglichkeit an die der weltlichen Macht mifsfällige Glaubensgemeinschaft hervorgebracht hätte, so wie stillem Mifsmuth und dumpfem Groll des Unterdrückten. Aber wir ersehen aus Wuttke's bereits angeführter Schrift (II. 345—373. 379. 433. u. a. St.), dafs der Druck der Einzelnen in Schlesien weit gröfser gewesen sei und dafs sowohl *die geistigen* als die materiellen Interessen in dieser vaterländischen Provinz des Hrn. M. auf das Schlimmste unter der katholischen Herrschaft gefährdet worden sind, dafs namentlich Kaiser Karl VI., dem unser Verf. in Religions-Angelegenheiten „besonnene Mäfsigung und kräftige Entschiedenheit" nahrühmt (X. 129), ganz anders in öffentlichen Verordnungen als in besondern Instructionen sich habe vernehmen lassen. Einige Actenstücke aus dem Brieger Raths-Archive zeigen deutlich, wie betrübt der Zustand der bürgerlichen und Privatverhältnisse war, über die Hr. M. nach unserm Dafürhalten, selbst wenn ihm diese archivalischen Zeugnisse unbekannt waren, wohl ein andres Urtheil hätte haben müssen, als dafs sich die Protestanten bei'm Umtausch der Stellungen mit derselben Härte gegen ihre jetzigen Bedrücker würden gebahrt haben. Dafür aber hat er wenigstens aus der Zeit, wo durch Friedrich's II. Besitznahme der Zustand der schlesischen Protestanten freier und besser geworden war, keine Zeugnisse beigebracht. Sollten solche indefs vorhanden sein, so erwarten wir von Hrn. Wuttke's bewährter Kritik und Unparteilichkeit, dafs er sie im dritten Bande seines Werkes nicht verschweigen wird.

In die Kategorie dieser kirchlichen Zustände gehören ferner die Unions-Versuche zwischen der katholischen und protestantischen Kirche, so wie zwischen den Lutheranern und Reformirten. Hr. M. hat diese Gegenstände in Anerkennung ihrer Wichtigkeit für die damalige Zeit lichtvoll und ausführlich behandelt, in der erstern Beziehung namentlich die Plane des Mainzer Erzbischofes Johann Philipp von Schönborn, und die Einigungs-Projecte Spinola's, Molan's und Leibnitz'ens, zum Theil unter Kaiser Leopold's I. Auspicien (IX. 297), in der andern den auf Veranlassung des Kurfürsten Friedrich III. von Brandenburg durch Jablonski versuchten „Weg zum Frieden", und die irenischen Schriften Pfaff's, so wie den erbitterten Widerstand der Theologen Cyprian und Neumeister, von denen der letztere „es für besser hielt ein unvernünftiges Thier und ein elender Wurm zu sein als der vornehmste auserwählteste calvinische Dogmatiker" (X. 235) — Aussprüche,

Digitized by Google

die Hrn. M.'s Behauptung, dafs der Gegensatz der katholischen und evangelischen Kirche sich nie in so heftigem Widerstreite geoffenbart habe als der zwischen der lutherischen und reformirten Religionspartei, allerdings rechtfertigen können. Auch die Reglements Friedrich Wilhelm's I. über die Aeufserlichkeiten des Gottesdienstes, die er aus landesherrlicher Machtvollkommenheit, nicht auf dem Wege theologischer Erörterung einführte, sind in ihrer Härte und Strenge von Hrn. M. besprochen worden.

Als nicht minder bedeutend für die protestantische Kirche und zugleich als sehr merkwürdig wegen ihrer politischen Folgen erachtet der Verf. mit Recht den Abfall mehrerer protestantischen Fürsten von ihrem bisherigen Glauben. Mit Ernst und Würde wird der Uebertritt Friedrich August's von Sachsen zur katholischen Kirche beurtheilt, eben so die Religionsveränderung im würtembergischen Hause, wo Eberhard Ludwig „im Dienste einer gemeinen Buhlschaft, zugleich von Kirchlichkeit und Sittlichkeit, ja von allem fürstlichen Anstande sich losgesagt und dadurch den Weg gebahnt hatte, dafs das ganz evangelische Land einer katholischen Regenten-Linie zufiel" (IX. 255), und der Religionswechsel im Hause Braunschweig-Wolfenbüttel, der lediglich aus politischen Gründen Statt fand, in einer mit besonderer Präcision verfafsten Abhandlung nach den verschiedenen Seiten hin beleuchtet. „Es war wohl, lesen wir am Schlusse derselben, „der Gipfel der Widersprüche des deutschen Staats- und Kirchenthumes, dafs ein protestantischer Landesfürst dem Anscheine nach aus wahrer Ueberzeugung zum katholischen Glauben trat, seinen Landständen und Unterthanen aber eine entschiedene Abneigung gegen diesen Glauben an den Tag legte und alle möglichen Vorkehrungen gegen den weitern Eingang desselben in seinem Fürstenthume traf" (IX. 512). Wie der Uebertritt des Herzogs Moritz Wilhelm von Sachsen bald nachher zum Triumphe der protestantischen Volksmeinung umschlug, ist im zwölften Capitel des zehnten Bandes erzählt worden.

Wenn Ref. mit Hrn. Menzel's Beurtheilung einzelner kirchlicher Zustände nicht immer übereinstimmen konnte, so mufs er dagegen seine fast in allen Stellen gleiche Ansicht mit der Art und Weise erklären, in welcher diplomatische Verhandlungen und kriegerische Ereignisse dargestellt sind. Dahin rechnen wir die Schilderung der deutschen Reichsverhältnisse zu Ludwig XIV., sowohl die Verhandlungen auf dem Reichstage, als die Kriegführung in der Pfalz, im Elsafs, am Rhein, den Angriff der Türken auf Wien und ihre Niederlage durch Sobieski, ferner die Errichtung der neunten Kurwürde für Hannover, die durch Besiegung der Schweden gewonnene Waffenweihe Brandenburgs zu einer zweiten grofsen Reichsmacht und deren siebenjährige Spannung mit dem Kaiser nach dem Frieden zu Nimwegen, die Begebenheiten des spanischen Erbfolgekrieges, soweit sie Deutschland angehen, den Aufenthalt Karl's XII. in Sachsen mit seinen politischen Folgen, die Erhebung der Krone Preufsen. Aus dem zehnten Bande heben wir hier nur heraus: die fortgesetzte Geschichte des spanischen Erbfolgekrieges, die Zerwürfnisse des Herzogs Karl Leopold von Mecklenburg mit seinem Lande, die Regierung des Herzogs Karl Alexander von Würtemberg und die Allgewalt des Juden Süfs, die preufsischen Zustände unter Friedrich Wilhelm I. und die österreichischen unter Leopold I., Joseph I. und Karl VI., den Krieg über die polnische Königswahl, den Regierungsantritt Friedrich's II. und die beiden schlesischen Kriege. Diese Aufzählung kann allerdings nur mangelhaft und unvollständig sein, aber der Leser braucht nur einige Blicke auf die beiden Bänden vorangesetzte Inhaltsanzeige zu werfen, um sich von ihrem Reichthume zu überzeugen und bei genauerer Betrachtung auch die historische Kunst achten zu lernen, mit welcher Hr. M. das Kirchliche mit dem Kriegerischen, das Diplomatische mit dem Literarischen verknüpft und daneben durch Aufnahme von Einzelheiten, örtlichen wie persönlichen, den Ereignissen die echte Lebensfarbe zu geben verstanden hat. So fühlen wir uns gedrungen hier noch des achtzehnten Capitels im zehnten Bande zu gedenken, das in musterhafter Weise die Stiftung der Herrnhuter Gemeinde beschreibt und die merkwürdige Persönlichkeit des Grafen Zinzendorf schildert.

Mit derselben festen und sichern Hand hat Hr. M. andre militärische, diplomatische und literarische Berühmtheiten des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts seinen Lesern vorgeführt und sie auf ihre Besonderheiten bestimmt angewiesen. Wir nennen als solche den grofsen Kurfürsten von Brandenburg und Friedrich II., dessen erste Regierungsjahre der Schlufs des zehnten Bandes umfafst und die Regierung Friedrich Wilhelm's I. in der richtigen Auffassung, die sich seit Wilken und Stenzel immer mehr als die wahre erweist. Andre hervorragende Erscheinungen in Deutschland sind Kaiser Joseph I., Prinz Eugen, dessen Briefe und Relationen mit grofser Geschicklichkeit benutzt sind, der tapfre Herzog Karl von Lothringen, der Fürst Leopold von Dessau, die Königin Sophie Charlotte von Preufsen, die Kaiserin Eleonore, Leopold's I. dritte Gemahlin, der mainzische Minister Boineburg, die Theologen Spener und Francke, der Jurist Thomasius, die Philosophen Wolff *) und Leibnitz. Von den beiden Kaisern, nach deren Regierungszeit der Umfang der vorliegenden Bände bestimmt worden ist, Leopold I. und Karl VI., ist der erstere zu sehr in das Schöne gezeichnet. Ihm wird unerschütterlicher Gleichmuth nachgerühmt (selbst als er unter den Schmähreden des Pöbels vor den Türken im Jahre 1683 aus Wien floh), Unverzagtheit im Mifsgeschick, standhafte Ausdauer in gefafsten Entschlüssen, Mäfsigkeit im Urtheile über die verschiedenen Glaubensparteien — alles Eigen-

*) Hr. Menzel schreibt immer „Wolf." Ohne nun grade auf solche Abweichungen ein zu grofses Gewicht legen oder den Verfasser tadeln zu wollen, dürfen wir doch nicht unerwähnt lassen, dafs nach handschriftlichen Zeugnissen (s. Wuttke in der Vorrede zu Wolff's eigner Lebensbeschreibung und Eckstein's Chronik der Stadt Halle S. 53) die von uns vorgezogene Schreibart die richtigere ist.

Digitized by Google

schaften, die ihm gewöhnlich abgesprochen werden oder wenigstens durch grofse Trägheit, Unempfindlichkeit und unwürdige Abhängigkeit von den Jesuiten bis jetzt als ganz verdunkelt erschienen waren. Eben so wird Leopold's Benehmen bei der Zusammenkunft mit Sobieski vertheidigt, und der Kaiser gegen den Vorwurf französischer und nachbetender deutscher Schriftsteller in Schutz genommen, als sei er ein Ungeheuer von Neid und Undankbarkeit gewesen (IX. 428 ff.). Karl's VI. grofse Schwächen und seinen Mangel an Staatsgeist vermag Hr. M., wie schon oben bemerkt, nicht in Abrede zu stellen, seine Mäfsigkeit und Zurückhaltung in kirchlichen Dingen, sowie sein guter natürlicher Verstand dürfte doch noch als zweifelhaft erscheinen, da seine Schlaffheit und Zuneigung zu unbedeutenden oder unfähigen Menschen unaufhaltsam die Zerrüttung im Innern des Staatshaushalts und den Verfall des Heerwesens herbeigeführt haben (X. 129. 165. 336). Gegen solche Regentenfehler können „ein mildes Herz und gründliche Kenntnisse" kaum in Anrechnung kommen (X, 66), denn auch die Severität ist eine vorzügliche Tugend eines Regenten, der, wie Luther einmal gesagt hat, denken mufs, es lebe kein Mensch auf Erden, der ihm etwas schaden oder dienen könnte. —

Es bleiben dem Verfasser noch siebzig inhaltschwere Jahre von seinem Stoffe zu bearbeiten übrig. Möge es ihm gelingen, bei denselben wie bisher mit Kunst und Bewufstsein zu verfahren, das Massenhafte zusammen zu drängen und zu gestalten und aus dem unendlichen Detail das Bedeutende und Eigenthümliche herauszuheben!

Die Sorgfalt des Hrn. Menzel hat ihn auch selbst kleine Unrichtigkeiten, vor denen sich nur selten ein Geschichtschreiber ganz hüten kann, vermeiden lassen. Nur Wenig ist also noch zu berichtigen oder zu ergänzen, was jedoch in einer andern Schrift, wo nicht sonst so grofse Genauigkeit bewiesen wäre, kaum anzuwenden sein würde. So z. B. vermissen wir bei der Geschichte der Belagerung und des Entsatzes von Wien im J. 1683 im neunten Bande (S. 122 ff.) die Benutzung der Hammer'schen gediegenen Arbeiten über die genannte Stadt. Ebendaselbst S. 334 oder in den Nachträgen bei Bd. X. S. 461 war zu bemerken, dafs nicht in Förster's Buche über König Friedrich Wilhelm I. der sogenannte Kronen-Tractat zuerst bekannt gemacht sei, wie dieser Schriftsteller geglaubt hat, sondern dafs die Urkunde bereits bei Rousset (Supplem. T. II. P. I. p. 461) steht, wie auch von Stenzel in der Preufs. Geschichte III. 107 Anmerk. erinnert worden ist. Die glaubwürdigsten gedruckten Nachrichten über die Erwerbung der königlichen Würde aber bleiben noch immer die vom Minister v. Hertzberg in einem der frühern Berlinischen Kalender gegebenen kurzen Notizen, dagegen ist die vom ehemaligen bradenburgischen Historiographen Cuhn aus den Kronacten in einem starken Foliobande zusammengetragene Geschichte noch ungedruckt, obgleich man schon vor vierzig Jahren (m. s. Klaproth's und Cosmar's „Preufsischen Staatsrath" S. 43) die Herausgabe wünschte und hoffte. Wenige Seiten darauf (S. 338) ist die Benennung „König in Preufsen" ganz richtig als alter deutscher Kanzleistyl erklärt, worüber Moser in seiner Staats-Grammatik S. 257 f. genügende Belege angeführt hat. Vielleicht konnte dabei noch hinzugesetzt werden, dafs der Ausdruck „König von Preufsen" schon im Jahre 1744 vorkommt und seit 1772 in allen Verordnungen Friedrich's II., worüber Preufs in der Geschichte des Königs Th. II. 456 und Th. IV. 56 nachzulesen ist. Ueber die in der Anmerkung auf S. 581 nur beiläufig hingeworfene Aeufserung, dafs Kaiser Karl V. sein dem Landgrafen Philipp von Hessen gegebenes Wort nicht gebrochen und dafs Tilly durchaus keine Freude an der Zerstörung Magdeburgs empfunden habe, will Ref. nicht urtheilen, da es eben nur eine Anmerkung betrifft. Ueberdiefs ist der erste Punct durch Rommel im *dritten Bande* seiner Geschichte Philipp's von Hessen *so hinlänglich* aufgeklärt worden, dafs man die Sache jetzt als abgethan betrachten darf: was aber die im Sinne Rudhart's, Mailath's und andrer meist süddeutscher Schriftsteller (zuletzt in der Augsb. Allgem. Zeitung 1843. Nr. 299) ausgesprochene Vertheidigung Tilly's anbetrifft, so ist hier nicht der Ort zu deren ausführlicher Besprechung oder Beurtheilung, wobei Ref. sich bis jetzt noch immer gegen Hrn. M. erklären müfste.

Im zehnten Bande ist (S. 340) das gräflich Seckendorf'sche Stammgut Meuselwitz nach Franken verlegt worden: es liegt aber im heutigen Herzogthume Sachsen-Altenburg. Auffallend war es uns auf S. 359 bei Gelegenheit des Mafses deutscher Sprachkunde und Bildung, wie es Friedrich II. besafs, nur auf die Bücher von Hahnke und Büsching verwiesen zu sehen, aber auch nicht mit einem Worte der reichen Sammlungen in Preufs verschiedenen Werken erwähnt zu finden. Eben so mufs die Angabe auf S. 382, dafs ein Aufsatz des grofsen Königs über den politischen Zustand Europa's im Jahre 1736 verfafst sein sollte, aus desselben Preufs Buche: Friedrich der Grofse als Schriftsteller S. 65 dahin berichtigt werden, dafs dieser Aufsatz erst später, in den Jahren 1746 oder 1747, geschrieben worden ist. Um so mehr wird ein Mann, wie Hr. M., dem es lediglich um thatsächliche Wahrheit zu thun ist, in dem folgenden Bande die anspruchslosen und gewissenhaften Arbeiten des genannten Gelehrten zu Rathe ziehen. Denn sie betreffen ja die Geschichte desjenigen Königs, aus „dessen Entschlüssen und Erfolgen ein preufsisches Staatsthum von weltgeschichtlicher Bedeutung hervorging, das nach dem Rathschlusse der Vorsehung für Deutschland und für Europa an die Stelle des gesunkenen Schwedens *zum Vertreter des protestantischen Geistes* bestimmt ist". (X. 388). Wir glaubten diese Stelle aus mehreren Ursachen hier nicht unerwähnt lassen zu dürfen.

K. G. Jacob.

Digitized by Google

№ 116.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

December 1843.

LX.

A. Erman. Archiv für wissenschaftliche Kunde von Rufsland. Zweiter Band. 1842. — *Berlin bei Reimer. VI. und* 810 S. 8. *mit zwei Karten.*

Nach der Bestimmung dieses Journales, wie wir solche in unsrer ersten Ankündigung desselben (vergl. diese *Jahrbücher*, Februar 1843 Nr. 23) bezeichnet haben, handelt auch der jezt vorliegende *zweite Band* sehr vorzugsweise von solchen wissenschaftlichen Untersuchungen, die bisher nur in russischer Sprache beschrieben waren. In einigen Fällen schienen gedrängte Auszüge aus den Originalwerken hinreichend; in der Mehrheit der übrigen haben aber die Verfasser der deutschen Berichte Selbständiges geleistet, indem sie zu ganzen Reihen von russischen Abhandlungen die Resultate ihrer eigenen Beobachtungen auf demselben Felde hinzugefügt, und dann gesucht haben sich von den bisher vereinzelten Thatsachen zu allgemeineren Schlüssen zu erheben. Die auf dem Titel des Bandes genannte Jahreszahl (1842) bezieht sich nur auf diese letzteren. Sie bezeichnet also die Epoche, für welche eben der geschilderte *Endzustand* eines Problemes gelten soll, ohne deshalb aus demselben Bande die Berichte über Beobachtungen oder Unternehmungen auszuschliefsen, die an sich weit älter, nur aufserhalb Rufslands noch neu oder doch fast unbeachtet geblieben waren. In den folgenden Bänden dürften wohl solche Nachträge aus früheren Zeiten immer seltener werden. In der physikalischen Abtheilung des vorliegenden Bandes trifft man aber gleich anfangs einen dergleichen, der auch ohne den Reiz der Neuheit genugsam anziehend sein dürfte.

Wir meinen den Artikel: *Bellingshausen's Reise nach der Südsee und seine Entdeckungen im südlichen Eismeere in den Jahren* 1819, 20 *u.* 21 von Hrn. *F. Lowe* (S. 125—171). Seitdem Cook in den Jahren 1773 bis 75 die südlichen Polarmeere befahren hatte, waren die russischen Seefahrer Bellingshausen und Lasarew die ersten, die seinem Vorgange auf würdige Weise folgten. In der Zwischenzeit von fast einem halben Jahrhundert mögen zwar Wallfischfänger *an einzelnen Stellen* eben so weit wie sie gegen den Südpol vorgedrungen sein. An jeder genauern Bestimmung ihres Weges fehlte es aber so entschieden, dafs selbst die, von dem Hydrographen der englischen Marine, nach einer Parliamentsacte vom Juni 1839 herausgegebene, *Chart of the South Polar See* zwischen dem Wege von Cook und dem der genannten russischen Reisenden keinen einzigen einzuschalten fand. Dieselbe Karte enthält aber auch von spätern Schiffswegen durch dieselben Meere nur noch *vier:* nämlich den von *Weddell* 1822 und 23, von *Biscoe* 1831 und 32, von *Kemp* 1833 und von *Durville* 1838, und wenn man hinzunimmt, dafs diese sechs genau bekannten Bahnen von einander beträchtlich verschieden sind, dafs daher jede derselben sowohl die ihr verdankten Anzeigen von Land als auch ihre gröfste Annäherung an den Pol unter ganz verschiedenen Meridianen erreichte und dafs endlich auch da, wo zwei dieser Bahnen gleiche Meeresstriche berührt haben, dieses in verschiedenen *Jahren* und zu verschiedenen Jahres*zeiten* geschehen ist, und somit zu einem Bilde von den klimatischen Verhältnissen jener Gegenden verhelfen kann, so dürfte die Wichtigkeit eines genauern Berichts über eine der ausgedehntesten von ihnen wohl einleuchten.

Die endliche Kenntnifs der russischen Leistungen in jenen Meeren schien aber noch unerläfslicher in den Jahren (1841 bis 1843), in denen die Capitaine *Clark Rofs* und *Crozier* nach dem Auftrage der englischen Regierung die Reihe von vollständigen magnetischen Beobachtungen auf den Meeren, welche *A. Erman* von den aleutischen Inseln nur bis zu 56° südlicher Breite geführt hatte, bis in möglichste Nähe an den Südpol

Digitized by Google

fortsetzten. — — In Folge seiner Besitzungen an der Nordostküste von Asien und an der Nordwestküste von Amerika hatte Rufsland seinen Seefahrern, während der ersten zwanzig Jahre unsers Jahrhunderts, schon häufige Gelegenheiten zu Reisen um die Erde dargeboten. Sie hatten solche Reisen theils im unmittelbaren Auftrage des Ministeriums der Marine, theils in dem der russisch-amerikanischen Handelscompagnie, mit immer sichererem Erfolge ausgeführt — und als daher zuerst ein reicher Privatmann, der Graf *Rumjánzow*, im Jahre 1816, und dann auch die Regierung (1819), einen lobenswerthen Stolz darin setzten, dergleichen Unternehmungen eine entschiedener wissenschaftliche Richtung zu geben, fanden sich leicht Offiziere und Mannschaften, die in guter Schule zu solchem Dienste gereift waren. — Im Frühjahr 1819 wurden namentlich zwei wissenschaftliche Expeditionen auf der *Newa* ausgerüstet, von denen die eine aus der Corvette *Otkrytie* und dem Transportschiffe *Blagonamjéreny* bestand, unter dem Commando des Capt. Lieutn. *Wasiliew* und des Lieutn. *Schischmarew* in die Behringsstrafse einlaufen und eine Durchfahrt um die Nordküste von Amerika suchen sollte. — Die zweite war eben die in Rede stehende antarktische Polarexpedition. Den Mannschaften des *Wostok*, unter Captn. Lieutn. *Bellingshausen*, und des *Mirny*, unter Lieutn. *Lasarew*, gelang es unter anderen, bei einer Reise von 751 Tagen und auf einem Wege von 86475 Werst, 29 Inseln zu entdecken, von denen sich zwei jenseits des südlichen Polarkreises, acht in der gemäfsigten und neunzehn in der heifsen Zone der Südhalbkugel befinden, so wie auch mehrere Landmassen im südlichen Eismeere, welche von Cook nur eben gesehen worden waren, genauer aufzunehmen. Dennoch waren bis jetzt so ostensible Resultate im westlichen Europa nur allein durch die deutsche und englische Uebersetzung eines vorläufigen Berichts des Astronomen der Expedition, Professor *Simonow*, bekannt geworden — und da sich dieser nur auf ganz allgemeine Angaben beschränkt hatte, so wufste man bei uns noch nichts von den einzelnen Wahrnehmungen dieser Seefahrer, von dem Umfange der angestellten Untersuchungen und den im Verfolg dieser letztern bekämpften Schwierigkeiten. Der vorgenannte Aufsatz liefert dagegen eine zwar gedrängte aber sehr gründlich eingehende Uebersicht der *russischen Reisebeschreibung*, die von Hrn. Bellingshausen selbst verfafst, erst 1831 in zwei starken Quartbänden zu Petersburg erschien. (Unter dem Titel: *Dwukratnyja isiskanija w' jujnom ledowitom Okeanje* i. pr. d. i. zweimalige Untersuchungen im südlichen Eismeere und Reise um die Welt in d. J. 1819 bis 21, ausgeführt auf den Corvetten Wostok und Mirny durch den Capt. Bellingshausen, dem Chef der Expedition und Command. des W. und dem Lieuten. Lasarew als Command. des M. St. Petersb. 1831. 2 Bd. 4to 397 u. 326 S.). Es sei hier nur erwähnt, wie die eigentliche Arbeit dieser Seefahrer in drei Hauptabschnitte zerfällt. Der erste begreift eine Reise, bei der man sich von *Rio Janeiro* am 4. December direct zu starken südl. Breiten begab, und dann, *im allgemeinen* ostwärts steuernd, zwischen den Parallelen von 60° und 69° 6′ südl. Br. nahe an 200 Längengrade bis zum Meridian von Port Jakson zurücklegte. Dieser Hafen wurde nach einer Fahrt von 131 Tagen (seit der Abfahrt von R. J.) erreicht, während welcher man — obgleich die Jahreszeit dem Sonnenstand nach, der von Anfang Juni bis Mitte Octobers in unsrer Halbkugel entsprach, fast beständig mit schwimmenden und stehenden Eismassen zu kämpfen hatte und den gegen das Ende eintretenden Mangel an Holz zum Heizen schmerzlich empfand. An einem Tage, an welchem die Sonne dort unter denselben geometrischen Bedingungen wie am 20. August in der Nordhemisphäre wirkte, stieg dennoch bei 69° 6′ Br. das Thermometer selbst am Mittag nicht über √—2°,5 R. — Zwischen 56° 4′ u. 56° 45′ Br. bei 330° 11′ bis 339° 31′ O. v. Par. wurden drei vulkanische Inseln entdeckt. — Der zweite Abschnitt der Expedition bot dagegen nur Erholung von den Beschwerden der ersten und Stärkung zu denen der folgenden Reise. Er dauerte von Mai 20 bis Septbr. 21 und begann und endete in Port Jakson. Nach einem Besuche von Neu-Seeland, wo die Reisenden die Höhe des Egmontsberges von 14700 Fufs, wie Forster sie angegeben hatte, auf 8800 bis 9900 E. F. (nach zwei Messungen von Sowadowsky und von Lasarew) heruntersetzten, ging man in den östlich von Otaeiti gelegenen Archipel, in welchem zwischen 15° 47′ und 17° 49′ Breite bei 211° 24′ bis 217° O. v. Par., die Lage von *zwölf* zum erstenmal von Europäern gesehenen Coralleninseln bestimmt und demgemäfs ihnen russische Namen beigelegt wurden. Dasselbe gilt von zweien weiter westwärts und näher am Aequator

Digitized by Google

gelegenen Koralleninseln (nahe bei 10° S. Br. 196° bis 206° O. v. Par.) und von einer an dem Südrande der Freundschaftsinseln gelegenen ebenfalls neuen Gruppe, welche die Eingebornen *Ono* nannten. — Nach abermaligem Aufenthalte in Port *Jakson* begannen dann die Reisenden am 12. Novbr., beim Anfang der warmen Jahreszeit, ihre wiederum ostwärts gerichtete zweite Fahrt durch das Eismeer. Aus mehreren seiner jedesmaligen Wahrnehmungen folgert Captn. B., dafs die Meridiane von 178 bis 198° O. v. Par. der Annäherung an den Südpol am günstigsten sein möchten, und wirklich ist es diese Zone gewesen, in welcher die Engländer unter Clark Rofs und Crozier, vor zwei Jahren bis zu 78° Breite vordrangen, und wohl auch die neuste amerikan. Expedition unter Captn. Wilkes, über die man genaueren Nachrichten noch entgegensieht. Durch ihr eigenes Vordringen bestätigten doch die russischen Reisenden ihre Praesagition nur in sofern, als sie daselbst den südlichen Polarkreis zum vierten Male überschritten, dann aber geriethen sie zwischen so mächtiges Treibeis, dafs der bereits sehr geschwächte Zustand ihrer Schiffe zu einem rein östlichen Curs nöthigte. Erst viel weiter östlich, unter dem Meridian von 265° 20′ O. v. Par., erreichten sie den südlichsten Punct ihrer ganzen Laufbahn unter 69° 53′ Br., und fanden in dieser noch nie betretenen Gegend, *ohne* die in jenem Meere gewöhnlichen Vorzeichen von Land (Penguinen und Fucus Stengel) eine theils schneebedeckte theils nacktfelsige Insel von 4000 bis 4400 F. Höhe (68° 59′ S. Br. 266° 54′ O. v. Par.) und eine andre ¼ Grad südlicher und 17,5 Grad westlicher, welche die Namen *Peters* und *Alexanders* I. erhielten. Capitain B. ging dann noch nach *Neu-Süd-Shetland*, von welchem in eben jenem Jahre durch einen englischen Wallfischfänger uns die Existenz bekannt geworden war. Er bestimmte die Lage von 9 einzelnen Inseln, welche diese Gruppe ausmachen, und belegte sie mit den Namen von eben so vielen Schlachten aus dem Napoleonischen Feldzuge in Rufsland. Sie bilden gleichsam die Vormauer des, 1832 von Capt. Durville entdeckten, und mit ihnen parallelen Küsten- oder Inselstriches, welcher jetzt das *Louis-Philipps-Land* genannt wird. —

Unter dem Titel: *Neuere Untersuchungen der südlich vom Altai gelegenen Länder*, schliefsen sich in dem Archive an diesen älteren Bericht sehr ausführliche Nachrichten über die nur eben erst vollendete naturhistorische Reise: von Herrn *Karelin* in dem Districte von 77° bis 83° O. v. Paris bei 50° bis 46½ nördl. Breite — bei welcher die Gebirge in dieser Gegend, die, wie alle südlich von der sogenannten kirgisischen Linie gelegenen, bisher nur mit äufserster Vorsicht von Europäern betreten werden durften, von 9000 bis 10000 Fufs hoch (respective der *Tarbagatai* und der *Alatau*) gefunden, von noch unbeschriebenen oder doch von dort nicht bekannten Pflanzen- und Thierformen eine bedeutende Ausbeute gesammelt (1300 Vierfüfser und Vögel und 1600 Pflanzen-Species) und auch einige geognostische Aufschlüsse über die Umgebungen eines dem Districte Karkaraly eigenthümlichen Minerales, des Aschirit oder *Kupfersmaragdes* erhalten wurden; ferner von Hrn. *Schrenk*, der den See *Aralljube* besucht und die, auch in unsre geognostische Lehrbücher übergegangne, Sage von dem Vulkanismus einer mitten in demselben gelegnen Insel gründlich widerlegt hat, und endlich von Hrn. *P. Tschichatschew* zu den östlichen Ausläufern des Altai bis an den Westrand der *Sajanischen* Gebirge. Eine lebendige Schilderung der Erlebnisse und unmittelbaren Eindrücke bei dieser letzteren Reise hat Hr. T. ebenfalls in dem 2ten Bande des Archives S. 557 u. f. gegeben. — Ganz neue Unternehmungen oder Resultate betreffen auch die Aufsätze über *die Beobachtungen in den magnetischen und meteorologischen Observatorien des russischen Reiches* (S. 567), welcher das Verhältnifs dieser Institute zu den entsprechenden englischen nachweist und vorläufig Andeutungen über die numerischen Resultate, die sie geliefert haben (in 5 zu Petersburg 1836 bis 1842 erschienenen Quartbänden), enthält; *Ueber einige von A. Erman in Nord-Asien gesammelte organische Erden*, worin Hr. Ehrenberg die Auffindung von 3 Gattungen fossiler Infusorien in dem trachytischen Detritus anzeigt, die A. Erman von dem Abhange des Marekanes bei Ochozk mitbrachte, sowohl weil er von den dortigen Tungusen mit Rennthiermilch angerührt und gegessen wird, als auch wegen seiner wichtigen Beziehung zu dem Vorkommen der Marekanite — ferner von 12 andren Infusorien-Arten, die derselbe Reisende mit dem kieseligen Niederschlage der heifsen Quellen von Malka an der Bolschaja rjeka auf Kamtschatka gesammelt hat.

Die Artikel: *Skizze des Landes Sajablonie von A.*

Digitized by Google

Mordwinow: Ueber die Mineralquellen des Nertschinsker Kreises von demselben; Ueber die Aleutischen Inseln und deren Bewohner von Wenjaminow enthalten theils naturwissenschaftliche, theils ethnographische und verwandte Beobachtungen von russischen Beamten, welche in jenen östlichsten Districten Nord-Asiens ansäfsig sind — auch findet sich in dem von W. Schott gelieferten Auszuge aus *Subarews Reise durch Kachetia, Tuchetia, Pschawia* u. s. w. neben anschaulicher Darstellung der dortigen Lebensverhältnisse, manche für den Physiker wichtige Andeutung über das Klima, die Vegetation und die orographische Beschaffenheit. — Die *Schilderung des kaspischen Meeres und des Kaukasus* von E. Eichwald ist aus der *Fauna Caspio Caucasia* desselben Verfassers entnommen und verbreitet sich daher über alle diejenigen Beziehungen der im Titel genannten Erdstriche, welche auf die *Thierwelt* derselben von Einflufs erachtet wurden. — Einen bedeutendern Theil des in Rede stehenden Bandes und die ersten Bogen des folgenden nimmt ferner die Abhandlung: *Ueber die geognostischen Verhältnisse Nord-Asiens* von *A. Erman* ein. — Auf der begleitenden Karte hat der Verfasser alles vereinigt, was ihm seit einer Reihe von Jahren über *ausgedehntere* Gebirgsformationen in jenem Erdtheile, theils durch russische Beschreibungen, theils aus eigner Anschauung, bekannt geworden war — und da sich die ersteren oder die, zumeist aus dem *Gorny-Jurnal* entnommenen, russischen Monographien, sehr vorzugsweise auf die Umgebungen der nordasiatischen Goldseifen beziehen, so wurde auf der Karte auch die Lage von jedem dieser so überaus merkwürdigen Trümmerlager angegeben und in dem Aufsatze die Entstehung derselben besonders berücksichtigt. — In der ersten, auf den Ural bezüglichen, Abtheilung findet man in dieser Beziehung folgende Resultate hervorgehoben: der Goldschutt bildet am Ural drei mit der Gebirgsaxe parallele Streifen. — Die Hypothese einer *goldverbreitenden Fluth* ist widerlegt, und anstatt ihrer erwiesen, dafs die goldführenden Trümmer ganz nahe bei ihrer ursprünglichen Lagerstätte vorkommen, und dafs diese Lagerstätte durch das Vorherrschen von *Grünstein* charakterisirt sei. Aus den einzelnen Wahrnehmungen, welche diesen Sätzen zu Grunde gelegt werden, folgt aber dann ferner: dafs die Bildung des Grünsteins d. h. sein Hervortreten an die Erdoberfläche (und das des begleitenden Goldes) in die *Silurische* Epoche fällt. — Zu demselben Schlusse gelangt der Verfasser in der zweiten Hälfte der Abhandlung, in Beziehung auf die Transuralischen Gebirge Nord-Asiens (d. h. die zwischen dem Ural und der Küste des grofsen Oceans einerseits, und dem Parallele von *Chiwa* und dem Eismeere von der anderen, gelegnen). Die goldführenden unter ihnen zerfallen in 3, durch neptunische Gesteine getrennte, Zonen und in die durch abweichendes Streichen ausgezeichneten Nertschinsker Gebirge. In allen diesen haben aber die goldbringenden Grünsteine *nur* Grauwackenschichten durchbrochen — obgleich doch auch jüngere Niederschlagsbildungen und namentlich die *Kohlengruppe* vielfach nachgewiesen wurden. — Zum Schlusse hat A. Erman seine eignen geognostischen Beobachtungen über die Baikalischen Gebirge und die noch weiter ostwärts gelegnen Umgebungen des *Lenathales*, das *Aldanische Gebirge* und die *Küsten des grofsen Oceans bei Ochozk* bekannt gemacht. Es geht aus denselben hervor, dafs am Baikal die Kohlengruppe unmittelbar von Granit durchbrochen wurde — und dafs im Lenathale zuerst entschieden *Devonische* und *Silurische* Schichten folgen, dann aber zwischen 121° und 132° O. v. von Paris, eine Reihe von jüngeren Gebilden, von denen das letzte Glied vielleicht der Juraformation angehören dürfte. Das *Aldanische* Gebirge zwischen 134° und 140° O. v. Paris bei 59° bis 62° Breite, ist durch einen eigenthümlichen Euritporphyr gehoben worden. Es enthält aufserdem Silurischen Kalk und Grauwackenschichten mit Intercalationen einer *geschichteten* Klingsteinmasse, welche auch von chemischer Seite mit dem Heber des Gebirges (Euritporphyr) übereinstimmt. Am Ostabhange längs der Meeresküste sind dann endlich diese Gebirge durch neuere *vulkanische* Einflüsse modificirt (die Erscheinungen des *Marekanes*). Die Verhältnisse des Aldanischen Systemes scheinen sich nordwestlich von demselben an den Quellen der *Jana* und zwischen dieser und der *Indigirka* zu wiederholen. —

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 117.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1843.

A. Erman. Archiv für wissenschaftliche Kunde von Rufsland.

(Schlufs.)

Man findet endlich noch geognostische Beiträge über einzelne Localitäten in den Artikeln: *Resultate einer russischen Expedition nach Buchara* in den J. 1841 u. 42, welche besonders das Thal des *Sarewschan* und die umgebenden Berge betraf; *Officielle Mittheilung über die Goldwäschen in Sibirien*; *Ueber die Formationen im Gouvernement Charkow* von *G. v. Bloede*; *Ueber die Diluvialschrammen bei Helsingfors* und eine vorläufige Notiz über die im gegenwärtigen Jahre unternommenen Untersuchungen sibirischer Berggegenden. —

Die Geschichte und Alterthumskunde Rufslands betreffen folgende Artikel: *Ueber den Ursprung des russischen Reichs*, aus *Pogodin's* Untersuchungen über die älteste oder warägische Periode der russischen Geschichte. Der Verfasser (Professor der Geschichte zu Moskau) zeigt hier auf interessante Weise, wie scheinbar geringfügige, leicht übersehene Umstände wesentlich beitrugen, das anfänglich dem Winde Preis gegebene Saamenkorn des künftigen russischen Staates in sicherem Boden unterzubringen. — *Zustand der Künste in Rufsland zu Ende des 17ten Jahrhunderts*, von *Snegirew* *). Wie vor den Zeiten der polnisch-littauischen Herrschaft italiänische Baumeister ihren vaterländischen Baustil im moskowitischen Reiche eingeführt hatten, so führten deutsche und schwedische im 17ten Jahrhundert den gothischen Stil ein, der jedoch in Moskau einige Modification erlitt. In enger Verbindung mit der Architectur standen die Bildermalerei und die Wandmalerei, zu deren Vervollkommnung man eine Akademie gründete und Maler aus fremden Ländern, wie Deutschland, Schweden, Griechenland, selbst aus Armenien einberief. In die Fufsstapfen der Malerei trat das Graviren in Holz und Kupfer, welches mit der Typographie in Verbindung stand. Der Mangel an Metallen zum Gusse von Glocken, Prägen von Münzen u. s. w. bestimmte die Zare Michael und Alexei, viele Bergleute aus fremden Ländern kommen zu lassen; unter der Regierung dieser Zare gofs man jene ungeheueren Glocken, die so viele Ausländer in Staunen gesetzt. Die Holzschneidekunst wurde seit alter Zeit von den Russen stark geübt; von ihren selbständigen Fortschritten in derselben geben die prächtigen Thore der Paläste, die Ikonostase der Kirchen u. s. w. schöne Zeugnisse. Der Verf. handelt noch von der Bildhauerei, den gegossenen Relief-Arbeiten, der Kunst, in edle Steine zu schneiden u. s. w. — *Tagebuch über die Expedition des Fürsten Dolgorukji nach Montenegro*, auszugsweise mitgetheilt von *W. Schott*. Eine äufserliche Episode in der neueren Geschichte Rufslands, welche neben ihrem historischen Interesse auch ein lebendiges Gemälde von dem Zustand der Montenegriner giebt, der sich seitdem im wesentlichen gleich geblieben ist. Sehr wenig im Einklang mit den Schilderungen neuerer russischer Reisenden werden die Montenegriner (*Tschernogorzen*) in diesem Berichte (so grofse Dienste sie den Russen öfter durch ihre Diversionen in Türkenkriegen geleistet) als ein höchst charakterloses, wetterwendisches, bestechliches Volk dargestellt. Besonders merkwürdig sind die den Glücksritter *Stepan Maly* betreffenden Details, der eine Zeit lang die Aufmerksamkeit von ganz Europa erregte. — Aus *Bronewskji's Geschichte der Donischen Kosaken*, von *W. Schott*. Dieses bereits 1834 erschienene Werk, welchem viele bis dahin unbenutzte Quellen zum Grunde liegen, giebt werthvolle Beiträge zur näheren Kennt-

*) Dem verdienten Archäologen, der gegenwärtig ein Prachtwerk unter dem Titel: *Denkmäler des Alterthums Moskau's* (Памятники Московской древности) in Druck erscheinen läfst.

Digitized by Google

nifs der ehemaligen republikanischen Verfassung der donischen Kriegerschaft, ihrer bewundernswürdigen Piratenzüge, der Kronprätendenten, die aus ihrer Mitte erstanden, und überhaupt ihrer Verhältnisse zu Rufsland, bis sie unter Peter dem Grofsen gänzlich unterjocht wurden. — *Adel- und Bauernstand in Rufsland*, von Hrn. *J. v. Hagemeister*. Eine statistische Abhandlung, welche das Verhältnifs beider Stände im russischen Reiche seit den ältesten Zeiten so gründlich beleuchtet, als bis jetzt möglich ist. — Ueber *Köppen's Alterthümer der südlichen Krym*, von *W. Schott* *). In diesem Werke sind sämmtliche für den Geschichtschreiber, Archäologen und Ingenieur wichtige Orte und Denkmäler an der ganzen Südküste der taurischen Halbinsel, gröfstentheils aus eigner Anschauung des gelehrten Verfassers beschrieben, zum Theil auch abgebildet, und mit Benutzung der besten Quellen des Alterthums und der Neuzeit sehr lehrreiche Untersuchungen über dieselben angestellt. Die gröfsere Hauptabtheilung des Buches ist den Ruinen der alten Festungswerke am Südrande des Chersones gewidmet, welche, wie Hr. Köppen überzeugend darthut, byzantinischen Ursprungs sind. — Die Artikel über *Historiae Ruthenicae scriptores saeculi XVI. auct. A. de Starszewski*, und über *Turgeniew historiae Russiae monumenta etc.* besprechen die Tendenz und den Inhalt zweier Sammlungen, welche die bisher zerstreuten und zum Theil seltenen Quellen zur Geschichte des russischen Mittelalters zugänglicher gemacht haben. — *Westliche Gränze der Slawen*, von *Gleim*, nebst einer sauber gezeichneten und illuminirten ethnographischen Karte. Beides ist die Arbeit eines jungen Gelehrten, der, ohne selbst Kenner der slawischen Sprachen zu sein, sehr gute Sachkenntnisse besitzt. Sie kann zunächst deswegen als willkommene Bereicherung des „Archivs" gelten, weil sie für diejenigen monographischen und meist vorzugsweise linguistischen Bearbeitungen desselben Gegenstandes, die von neueren *russischen* Schriftstellern ausgegangen, richtige Anknüpfungspuncte darbietet.

Das russische *Asien* haben folgende Artikel historisch-philologischer Art zum Gegenstande: *die alte Religion der Tscherkessen*, von einem tscherkessischen Stammesfürsten im *Russkji Wjestnik* mitgetheilt. Wir lernen hier zum ersten Mal die Nationalgötter der heidnischen Altvordern dieses edelsten Kriegervolkes des Kaukasus kennen, dem noch jetzt, lange nach seinem Uebertritt zum Islam, viele heidnische Gebräuche in frischem Andenken sind. — *Rustawel, der grusische Dichter*, von *David Tschubinow*. Dieser leuchtendste unter den dünne gesäeten Sternen am Dichterhimmel Georgiens (Grusiens) lebte im 12ten Jahrhundert u. Z., ein Schützling der trefflichen und siegreichen Königin *Tamar*, die in seinem classisch gewordenen Nationalepos als vornehmste Heldin, jedoch unter anderem Namen, figurirt. — Ueber *Schergin's mongolisches Lesebuch*. Ein zu Nertschinsk in Daurien ans Licht getretenes Werk, welches schon in diesen Jahrbüchern (Juli 1842. No. 5.) angezeigt worden.

Die russische Litteratur betreffen kürzere Berichte über einige Jahrgänge der Zeitschrift *Russkji Wjestnik*, ihres Antagonisten, des *Moskwitjann i*, ein Artikel über den Dichter *Kolzow*, von *F. Lowe*, und mehrere gröfsere Artikel von *W. Schott*, welche *Gretsch's* grammatische und litterarhistorische *Vorlesungen*, *Sologub's Erzählungen* und *Lermontow's Gedichte* besprechen. Die Charakterisirung des letztgenannten Dichters begleitet eine der metrischen Form des Originals nachgebildete Uebertragung seines „Lied vom Zare Jwan Wasiljewitsch", welches ganz im Geiste der epischen Volkssagen der Russen gehalten ist, und nicht weniger als die meisterhaften Romanzen und Elegieen Lermontow's den allzufrühen Hintritt des jungen Dichters beklagen läfst. — Endlich erwähnen wir noch eine aus den bibliographischen Zugaben zum Journale des Ministeriums der Volksaufklärung gezogene Nomenclatur der 1840 und 1841 in Rufsland gedruckten russischen, polnischen, französischen, deutschen und orientalischen Werke.

Erman. — Schott.

*) Der eigentliche Titel des Werkes ist: *Krym'scher Sammler* (Крымскій Сборникъ).

LXI.

Antibarbarus der lateinischen Sprache. In zwei Abtheilungen, nebst Vorbemerkungen über reine Latinität, von Dr. J. Ph. Krebs, Herzoglich Nassauischem Ober-Schulrathe. Dritte umgearbeitete und vermehrte Auflage. Frank-

Digitized by Google

furt a. M., 1843. *Druck u. Verlag von Heinr. Ludwig Brönner. XVI. u.* 822 S. *gr.* 8.

Vorliegendes Werk hat unstreitig für die reinere Latinität, welche selbst von namhaften Philologen anfangs wegen der grofsen Begünstigung, der sich die griechische Literatur vor der lateinischen zu erfreuen hatte, später wegen vorzüglicher Bearbeitung der realistischen Zweige der Alterthumswissenschaften in ihren Schriften allzusehr vernachläfsigt worden war, sehr vortheilhaft gewirkt und das Streben jüngerer Gelehrten, sich einen reinern lateinischen Stil anzueignen, wesentlich gefördert. Wie viel Theilnahme es erweckt hat, erhellt deutlich theils aus den wiederholt nöthig gewordenen neuen Auflagen, durch welche das anfangs kleine und ursprünglich nur einen Anhang zu einem andern Werke bildende Büchelchen zu einem starken Bande angeschwollen ist, theils aus den vielen Beurtheilungen, Berichtigungen und Ergänzungen, die ihm nicht nur in gelehrten Zeitschriften, sondern auch in besondern Schriftchen zu Theil geworden sind, wie die unten vorkommenden Andeutungen den auf dieser Gattung der Literatur weniger Bekannten lehren werden. Eben wegen dieser vielen Beiträge nun, welche der Hr. Verf. bei einer neuen Bearbeitung benutzen konnte, liefs sich hoffen, dafs das Werk in der dritten Auflage in einer viel vollkommenern Gestalt erscheinen werde, als in der zweiten. Dafs dieses nun im Allgemeinen auch der Fall ist, möge hier zuerst bemerkt sein. Fragen wir aber näher, wie weit dieses gilt und wie weit nicht, so wollen wir zunächst von dem Verf. hören, was er zu leisten beabsichtigte, damit wir nicht einen Mafsstab an das Werk legen, nach dem es nicht zu messen ist; hernach wollen wir sehen, ob das Versprochene geleistet ist, ob auch nach der beabsichtigten Einrichtung des Werkes mehr zur Vervollkommnung desselben hätte geschehen können, und worin dieses besteht.

„Ich hätte" schreibt der Hr. Verf. in der Vorrede S. XI „freilich allen den gegebenen freundlichen Winken, dieses und jenes zu ändern, folgen sollen; aber einestheils stimmten die Beurtheiler selbst in den Hauptansichten über Einrichtung, Stoff und Behandlung eines Antibarbarus nicht überein, anderntheils aber gebrach es meinem Alter an Kraft und Lust, welche zu einer gänzlichen Umarbeitung, die von Einigen gewünscht wurde, unumgänglich nothwendig sind. Ich hielt es daher für besser, den alten Plan des Buches beizubehalten. Wenigstens fand ich es nicht rathsam, die mehr oder weniger verdächtigen Wörter nach ihrem Alter, ihrer Abkunft, ihrem poetischen Gebrauche und dergleichen, getrennt in eignen Abtheilungen zu ordnen und dadurch zu zersplittern, da mir der praktische Nutzen der gemeinschaftlichen lexikalischen Aufführung derselben, welchen ich am meisten für den schnellen Gebrauch bezweckte, weit überwiegend zu sein schien. Auch wurde sogar Manches vermifst, was nach meiner Meinung in das Buch gar nicht gehört, wiewohl ein deutsches Register, welches der Jenaer Recensent, Hr. ρν, gewünscht hat, eine gewifs sehr nützliche Zugabe des Buches sein möchte. Dagegen bemühte ich mich mit desto mehr Fleifs und Umsicht, den reichen vor mir liegenden alten und neuen Vorrath durchzusehen, zu berichtigen, Widersprüche zu heben, übereilte Urtheile zu streichen, und besonders das viele durch Mittheilung von Seiten Anderer neu Gewonnene zu benutzen und einzuschalten. Durch diesen neuen reichen Stoff, welchen einzuschränken und abzukürzen ich nicht immer für praktisch gut hielt, ist aber diese neue Ausgabe fast um ein Drittheil stärker geworden; ich wünsche nur, dafs sie dadurch auch an Werth und Brauchbarkeit eben so viel gewonnen haben möge".

Es folgt hierauf S. XIII. ein Verzeichnifs der Beurtheilungen und Bücher, welche in dieser neuen Ausgabe benutzt worden sind. Als solche werden aufser Reisig's Vorlesungen über latein. Sprachwissenschaft genannt das Programm von Raschig de Antibarbaro ab D. Th. Krebsio edito judicium und die Beurtheilungen in dem Stuttgarter Correspondenzblatt für Lehrer, der Zeitschrift der Alterthumswissenschaft, der Hallischen Lit. Zeitung, den Heidelberger Jahrbüchern, den Jahrbüchern für Philologie, der Jenaischen Lit. Zeitung, Gersdorf's Repertorium. Aufserdem seien dem Verf. briefliche und schriftliche Bemerkungen des Hrn. Dr. Dietrich und des Hrn. Rectors Raschig zugekommen. Leid thue es ihm, dafs er Dietrich's Programm über den Gebrauch der Adjectiva mit substantivischem Begriff nicht hätte vergleichen können, da er es zu spät kennen gelernt hätte. Das Programm des Rec.

Digitized by Google

de Latinitate falso aut merito suspecta hätte er, wiewohl das neue Manuscript schon zum Abdruck bereit gelegen hätte, noch benutzt.

Bei dieser Aufzählung der gebrauchten Hülfsmittel fällt es auf, dafs der Verfasser von den „Zusätzen und Berichtigungen zum Antibarbarus von Dr. Fr. Allgeyer" keine Kunde gehabt hat, obgleich dieses Programm bereits im Jahre 1841 zu Echingen erschienen ist. Die Nichtbenutzung dieses Schriftchens ist sehr zu bedauern, da es eine erhebliche Anzahl schätzbarer Beiträge enthält, und so mancher Irrthum in demselben berichtigt ist, der auch in der neuesten Ausgabe des Antibarbarus stehen geblieben ist. Dafs auch das erwähnte Programm des Rec. noch öfter, als es geschehen ist, hätte zu Rathe gezogen werden können, wird sich unten ergeben. Fragen wir nun näher, was geleistet ist, so kann es zunächst Rec. nur vollkommen billigen, dafs der Verfasser nicht eine solche Umänderung mit dem Buche vorgenommen hat, durch welche die alphabetische Folge sämmtlicher in die zweite Abtheilung oder den eigentlichen Antibarbarus aufgenommenen Wörter aufgehoben und man genöthigt worden wäre, dasselbe Wort unter mehreren Rubriken nachzuschlagen, was offenbar für den Gebrauch sehr lästig gewesen wäre. Es ist also nur zu untersuchen, was bei Beibehaltung der bisherigen allgemeinen Einrichtung des Werkes und namentlich der gemeinschaftlichen lexikalischen Aufführung der Wörter im Einzelnen zur Vervollkommnung geschehen konnte und mufste. Dieses dürfte nach den Mängeln, die sich bei den frühern Ausgaben herausgestellt haben, vorzüglich auf folgende Puncte hinauslaufen. Erstens mufste bei der Bestimmung der mustergültigen Latinität nicht blofs auf die Wahl, die Biegungen und Constructionen, sondern auch auf die Stellungen der Wörter, den Bau der Sätze und der Satzgefüge Rücksicht genommen werden, was bisher bis auf ein paar einzelne Bemerkungen über Stellung von Partikeln wie ne ... quidem und non ... nisi noch gar nicht geschehen war, obgleich offenbar auch eine aus lauter klassischen Wörtern bestehende Rede durch verkehrte Wortstellung und falschen Periodenbau den ächt lateinischen Charakter verlieren kann. Zweitens waren die in der 2ten Ausgabe § 9. über die Schriftsteller, welche als klassisch zu betrachten seien, gegebenen Bestimmungen einer Berichtigung bedürftig (vgl. Rec. de Latin. *fals.* aut mer. susp. p. II.), und in der Anwendung jener Bestimmungen auf die einzelnen Wörter war gröfsere Gleichförmigkeit wünschenswerth, damit nicht Ausdrücke wegen ungenügender Autorität verworfen würden, während andere nicht minder entbehrliche, die sich bei denselben und wohl gar noch bei mehrern mindestens gleich guten Schriftstellern finden, zugelassen worden (vgl. am angef. Orte S. IV.). Drittens sollte nicht blofs auf die Schriftsteller und auf den Unterschied der Poesie und Prosa, sondern auch auf die verschiedenen Arten des prosaischen Stiles Rücksicht genommen sein, da in der einen etwas zu *billigen* sein konnte, was in der andern zu verwerfen ist. Viertens konnte eine Anzahl Wörter füglich weggelassen werden, die zwar bald, nach der Wiederherstellung der Wissenschaften von einzelnen Gelehrten unrecht gebraucht sein mögen, die aber aus der gegenwärtigen Latinität ganz verschwunden sind; desgleichen einzelne Redensarten, in denen wohl nur etwa von Schülern auf die Weise gefehlt werden kann, für die doch das Buch in seinem gegenwärtigen Umfange nicht bestimmt ist. Dagegen war zu wünschen, dafs manche andere Wörter und Wendungen, in denen auch in den Schriften von neuern Gelehrten nicht selten gegen die reinere Latinität gefehlt wird, neu aufgenommen und der erste Theil besonders in demjenigen Abschnitte, der die gewöhnlichsten Arten syntaktischer Fehler zusammenstellt, erweitert würde. Fünftens war es nöthig, dafs die Urtheile gemildert und beschränkt würden, indem nicht selten etwas für unlateinisch oder neulateinisch erklärt wurde, was nur als nicht klassisch gelten konnte, und deshalb aus Schriften neuerer Stilisten Ausdrucksweisen als fehlerhaft bezeichnet wurden, die eben so gut aus den Werken der Schriftsteller des silbernen Zeitalters hätten nachgewiesen werden können. Endlich da im Einzelnen in dem, was verworfen, oder in dem, was an seine Stelle zu setzen gerathen war, eine nicht unbeträchtliche Anzahl Versehen nachgewiesen war, so blieb zu wünschen, dafs alle irgend zweifelhafte Artikel auch in dieser Hinsicht einer neuen sorgfältigen Prüfung unterworfen würden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 118.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1843.

Antibarbarus der lateinischen Sprache. In zwei Abtheilungen, nebst Vorbemerkungen über reine Latinität, von Dr. J. Ph. Krebs.

(Fortsetzung.)

Von diesen 6 Puncten nun ist der erste von dem Hrn. Verf. auch bei dieser neuen Ausgabe sehr wenig beachtet worden. Denn aufser einigen einzelnen Bemerkungen, die in der 2ten Abtheilung hierüber hinzugekommen sind, besteht alles, was er zum Besten der richtigen Wortstellung hinzugefügt hat, in 6 ungefähr 2 Seiten einnehmenden Paragraphen (S. 69—71), in welchen 6 Bemerkungen über falsche Stellungen von Präpositionen, Conjunctionen, Ueberschriften von Briefen, attributiven Bestimmungen gegeben sind. Vom falschen Bau der Sätze und Perioden ist noch gar nicht die Rede. Auch ist von den aufgestellten Bemerkungen die zweite über die Vermeidung der Stellung der Präposition vor flectirbare Wörter, die nicht von ihr abhängen, in Hinsicht der Ausnahmen mangelhaft vorgetragen. Denn weder wird ein Grund angeführt, warum Cicero doch kein Bedenken getragen habe zu schreiben a suum cuique tribuendo und in suum cuique tribuendo, noch wird auf ein Buch verwiesen, wo man sich hierüber Rath holen und noch mehr solche Ausnahmen, wie e natura absoluto Cic. de Fin. III, 10, 35 (!), in bella gerentibus Cic. Brut. 12., finden könnte.

Dagegen ist der 2te oben angegebene Punct gröfstentheils befriedigend erledigt. Denn während in der frühern Ausgabe S. 9 die beiden Ciceronen, Cäsar, einige Epistolographen in den ciceronianischen Briefsammlungen, Varro, Cornelius Nepos als Muster für classische Latinität aufgestellt, den Livius aber wegen in seine Schriften eingemischter Provincialismen vorsichtig zu brauchen empfohlen wurde, so ist jetzt S. 6 theils über Livius günstiger und richtiger geurtheilt, theils sind Cornelius Nepos in den unter seinem Namen vorhandenen Lebensbeschreibungen, Varro und die meisten Epistolographen in beiden Sammlungen der Briefe Cicero's mit Recht unter die Schriftsteller gerechnet, die vorsichtig zu gebrauchen seien, und die also als vollgültige Gewährsmänner für musterhaftes Latein nicht gelten können. Eben so ist in der Anwendung der hier und S. 9 gegebenen Classification der Schriftsteller auf Billigung oder Mifsbilligung der einzelnen Wörter und Wendungen viel gröfsere Folgerechtigkeit und Gleichmäfsigkeit als früher anzutreffen, wo entbehrliche Ausdrücke als nur bei Livius oder dem jüngern Plinius oder Cornel zu finden bald gebilligt, bald verworfen wurden. Völlige Consequenz ist jedoch auch noch jetzt in dieser Beziehung nicht vorhanden. So hätten nach den Grundsätzen des Verfassers inclarescere und interritus nicht für unverwerflich erklärt, noch weniger advecticius auf das Zeugnifs des Sueton gut genannt werden sollen.

Der dritte oben angedeutete Umstand ist leider fortwährend ganz unbeachtet geblieben, obgleich er von entschiedener Wichtigkeit ist. Denn betrachten wir von den vier Hauptgattungen des prosaischen Stiles nur den historischen, so ist bekannt, dafs dieser den Alten in einem weit höhern Grade mit dem politischen verwandt erschien, als den Neuen. Historia, schreibt Quintilian Inst. orat. X, 1, 31., sic est legenda, ut sciamus, plerasque eius virtutes oratori esse vitandas. Est enim proxima poetis et quodammodo carmen solutum ... ideoque et verbis remotioribus et liberioribus figuris narrandi taedium evitat. Aehnliche Urtheile finden sich überall bei den Alten. S. Ulrici Historiograph. S. 301. Aus ihnen ist zunächst dasjenige, was man dem Livius in seinem Stile als zu poetisch vorgeworfen hat, zu rechtfertigen. Es ist aber auch offenbar, dafs in den Hauptzügen der historische Stil bei Sallust und Tacitus derselbe ist. Es

Digitized by Google

leidet also keinen Zweifel, dafs im historischen Stile Tacitus mindestens eben so viel gilt, als im didaktischen oder oratorischen Quintilian, dessen von Metaphern strotzende und blümelnde Sprache überhaupt von der klassischen Einfachheit so weit entfernt ist und so leicht den Geschmack verderben kann, dafs sie von dem Verf. S. 9 zu günstig beurtheilt scheint, und er wenigstens diesen Hauptfehler jenes Schriftstellers hätte andeuten sollen. Eben so sicher ist es nach dem Obigen, dafs manches, was man in dem vorliegenden Buche als zu poetisch gemifsbilligt hat, in einem historischen Kunstwerke unbedenklich zuzulassen ist.

Bei Betrachtung des vierten Punctes ist zunächst zu erinnern, dafs der Verfasser die in der vorigen Ausgabe aufgeführten unnützen Wörter so wenig weggelassen hat, dafs dieselben jetzt noch sehr vermehrt sind. Es finden sich demnach aufser einigen Wörtern, bei denen nichts bemerkt ist, worin der neue Gebrauch von dem klassischen abwiche, z. B. adiudicare, viele, die heut zu Tage anzuwenden gewifs Niemanden, der nicht scherzen will, einfallen wird, als agon, allotria, armistitium, artista, athlon, autochiria, bule, buleuta und ähnliche. Schwerer ist freilich bei ganzen Redensarten die Grenze abzustecken: doch scheint auch vor einigen von ihnen die Benutzer dieses Werkes zu warnen entschieden unnütz, wie wenn jetzt unter in S. 409 für nöthig erachtet ist anzuführen periit in suo quadragesimo anno, während doch der Fehler, in welchen auch andere als Schüler gerathen könnten, schon unter annus, was auch jeder eher nachsehen wird als in, gerügt ist. Indefs der Verf. scheint lieber zu viel als zu wenig haben geben zu wollen, und hierin ist Rec. im Allgemeinen mit ihm einverstanden. Dafs nun die Vermehrung des Werkes sehr beträchtlich ist, ergiebt sich daraus, dafs die zweite Ausgabe nur aus 518, die jetzige aus 822 Seiten besteht, und überdiefs auf die alten Seiten nur 42 Zeilen, auf die jetzigen 51 gehen. Diese Bereicherung erstreckt sich sowohl auf die erste Abtheilung (jetzt 96 Seiten statt 66), als auf die zweite. Der Verfasser hat mit lobenswerthem Fleifse eine Menge üblicher unrichtiger Ausdrücke, die er entweder selbst in neuern lateinischen Schriften aufgefunden hatte, oder auf die er aufmerksam gemacht worden war, neu eingefügt. Dafs noch nicht alles der Art sich findet, ist bei der Unbegrenztheit des Stoffes kein Wunder. So fehlen noch jetzt die 3 Wörter circumerrare, circumnavigare und circumvagari, auf die Rec. schon in seinem oben genannten Schriftchen aufmerksam gemacht hat, und die in Uebersetzungen aus dem Griechischen oft zu lesen sind, da sie dem περιπλανᾶσθαι und περιπλεῖν genau entsprechen. Manchen Stoff bieten überhaupt diese Uebersetzungen, auch die bessern, dar, z. B. die der 3 Platonischen Gespräche von Fr. Aug. Wolf, der bekanntlich auf seine schöne Latinität stolz war, und doch, um nur einige im vorliegenden Werke nicht gerügte Fehler zu erwähnen, immeditate, gradiri, se defendere ad Meletum, im Anfange der Uebersetzung der Apologie des Sokrates geschrieben hat. Doch hierbei wollen wir uns um so weniger aufhalten, je unerfreulicher es ist dergleichen Dingen nachzuspüren.

Betrachten wir vielmehr noch die beiden übrigen oben aufgestellten Puncte. Auch in Ansehung dieser ist wieder mit gebührendem Lobe anzuerkennen, wie viel das Werk gegen früher gewonnen hat. Ueberall ist das Vorklassische und Nachklassische von dem Spätlateinischen und Neulateinischen viel sorgfältiger als früher gesondert, und es sind sowohl in dieser Beziehung, als in Bestimmung des Klassischen selbst, eine Menge Unrichtigkeiten oder Ungenauigkeiten der früheren Ausgabe durch Benutzung fremder Erinnerungen und durch eigene Prüfung gehoben. Dafs dennoch auch in der neuen Ausgabe noch manches Einzelne vorhanden ist, was nicht als richtig gelten kann, ja dafs in den neu hinzugekommenen Bemerkungen sich einzelne auffallende Unrichtigkeiten, wie wir unten sehen werden, finden, kann bei der Menge der zu prüfenden Wörter und Ausdrücke Niemanden Wunder nehmen. Also nicht um einen Tadel für den Verf. darauf zu begründen, sondern theils um zu der weitern Vervollkommnung dieses nützlichen und viel gebrauchten Werkes auch in seiner neuen Gestalt etwas beizutragen, theils um zu verhüten, dafs nicht ihm selbst oder Andern auf das Ansehn dieses Buches Fehler in der Latinität vorgerückt werden, die keine sind, will Rec., so weit es der Raum gestattet, hier eine Anzahl Zusätze und Berichtigungen zu der neuen Ausgabe folgen lassen. Er übergeht aber alles dasjenige, was bereits von Allgeyer in dem oben genannten Programme zur 2ten Ausgabe erinnert und in der 3ten noch nicht berichtigt ist, und begnügt sich in dieser Beziehung jenes Werkchen noch einmal zur Benut-

Digitized by Google

zung zu empfehlen. Dasselbe gilt von dem Dietrichschen Programme, von dem wir oben den Hrn. Verf. haben erklären hören, dafs er bedauert es zu spät empfangen zu haben. Zu der ersten Abtheilung, mit der im Einzelnen die neuesten lateinischen Grammatiken, z. B. von Krüger und Madvig, verglichen werden müssen, mögen 3 Bemerkungen genügen. S. 56 § 120. heifst es: „Unstatthaft ist es in einem unabhängigen Satze aufser aller hypothetischen Form Conjunctive zu gebrauchen, die in Anmerkungen oft gebraucht werden; z. B. malim... oder mit dem Conjunct. Perf. putaverim, censuerim, crediderim u. a., die gewifs unlateinisch sind, indem diese Vorschläge und Meinungen mehr bestimmt im Indicativ des Präsens auszusagen sind, nolo, malo, muto, lego u. s. w., oder, wenn man sich bescheiden ausdrücken will, durch den Conj. des Präsens nolim, malim, mutem". Hier steht erstens im offenbaren Widerspruche, dafs unser Verf. anfänglich malim verwirft, hernach jedoch den Conj. des Präsens zum Ausdruck der Bescheidenheit zu setzen gestattet, zu welchem Zwecke ja eben jenes malim gebraucht wird. Zweitens ist durchaus nicht abzusehen, warum der Conjunctiv des Perfectes in diesem Sinne verworfen wird, da dieser doch in selbstständigen Sätzen so viel wie der Conjunctiv des Präsens zu bedeuten pflegt. Auch wird die Behauptung des Verf.'s so wenig von der Erfahrung bestätigt, dafs Madvig Gramm. S. 311 z. B. sogar behauptet, es werde bei diesem Conjunctiv, durch den man bescheiden und vorsichtig aussage, wozu man geneigt sei, im Activ meistens das Futurum exactum (wie er den Conjunctiv des Perfects zu nennen pflegt) gebraucht, z. B. haud facile dixerim Cic., at non historia cesserim Graecis Quint. Vgl. auch Cic. de Fin. II, 8, 23. und Zumpt Gramm. § 527. Dafs übrigens jenes malim, welches auch Andere angefochten haben, untadelhaft sei, hat Rec. schon in dem angeführten Programm S. V durch die Stellen des Livius, quidam non adiecere numerum, inter quos me ipse in re dubia poni malim XXIX, 25. und in L. Scipione malim equidem librarii mendum quam mendacium scriptoris esse in summa auri atque argenti XXXVIII, 51. dargethan. So nolim Cic. de Fin. II, 8, 23. Man vergleiche noch über diesen Conjunctiv die Ausleger zu Tac. Ann. I, 76.

Von 2 in einem Anhange S. 71 fg. neu hinzugekommenen Paragraphen lehrt der erste (165), dafs, wenn declinirbare Wörter blofs materialiter, um den grammatischen Kunstausdruck zu gebrauchen, erwähnt werden, sie im Lateinischen nicht, wie im Deutschen, unabhängig gestellt, sondern von den mit ihnen in Verbindung stehenden Wörtern abhängig gemacht würden, indem man z. B. sage Lentulus nomen ducit a lente. Wegen etwaiger Ausnahmen heifst uns der Vf. seine Anleitung § 590. vergleichen. Rec. besitzt von dieser nur eine ältere Ausgabe, in der er keine Ausnahmen bemerkt findet, und da das hinzugesetzte *etwaige* ihn vermuthen läfst, es dürfte auch in der neuen Ausgabe nicht genug hierüber zu lesen sein, so hält er es, um einige in der neuern Latinität oft vorkommende Wendungen vor Tadel zu schützen, nicht für unzweckmäfsig zu bemerken, dafs auch Cicero Orat. § 159 gesagt hat *indoctus* dicimus brevi prima litera, *insanus* producta, *inhumanus* brevi, *infelix* longa (obgleich er z. B. § 160. schreibt loquebar sic, ut *pulcros*, *Cetegos*, *triumpos*, *Cartaginem* dicerem) und § 158. dulcius visum est *ignoti*, *ignavi*, *ignari* dicere (obgleich vorhergeht *noti* erant et *navi* et *nari*, d. h. die Wörter noti, navi, nari); ferner § 161. postremae duae literae, quae sunt in *optumus* (obgleich § 159. steht quibus in verbis eae primae literae sunt quae in *sapiente* atque *felice*). Aus diesen Beispielen erhellt zur Genüge, wie in solchen Sprechweisen beide Ausdrucksarten gleich erlaubt waren.

In dem 2ten neu hinzugefügten Paragraph wird gelehrt, das Relativum qui, quae, quod in allen Casibus, wenn es noch einen Beisatz mit einer Conjunction habe, in welchem auf die Person oder Sache, die im Relativ liegt, eine Beziehung stattfinde, sei im Casus mit diesem Conjunctionssatze, wenn er ihm unmittelbar folgt, zu verbinden, möge auch das Verbum, welches nach dem Deutschen zu qui gehört, einen andern Casus erfordern. Dieses ist zwar in der Regel der Fall, aber doch erstens nicht ohne Ausnahme, was hier durch 3 Beispiele des Cicero zu beweisen genügen möge: 2 Verr. II, 71, 174. populus iudices poscit, de quibus, ut eos iudices habeamus, legem ... promulgatam videmus; Phil. II, 7, 17. hoc ne P. quidem Clodius dixit unquam, quem, quia iure ei fui inimicus, doleo a te omnibus vitiis esse superatum; und Orat. § 119. quem etiam, quo grandior sit et quodammodo excelsior, ne physicorum quidem esse ignarum volo. Dann hätte in den Musterbeispielen, Alexander, cuius

Digitized by Google

si vita longior fuisset, totum is orbem terrarum subegisset, cui si vita longior contigisset, totum is cet., quem si vivum fortuna longius reservasset, totum is cet., a quo nisi deus vitam mature abstulisset; totum is cet., nicht überall das Demonstrativum dem Nachsatze eingefügt sein sollen, was schon durch die beim Verf. folgenden Ciceronianischen Stellen widerlegt wird. Wann das Demonstrativ hinzuzusetzen ist, darüber, wie über diese ganze Sprechweise, siehe Krüger's Gramm. S. 743 fg.

Fügen wir nun einige Bemerkungen über Artikel der 2ten Abtheilung in alphabetischer Folge hinzu. — Unter abesse S. 104 wagt der Verf. nicht zu entscheiden, ob non longe abesse mit darauf folgendem quin personal oder impersonal stehe. Letzteres ist wenigstens entschieden der Fall bei Fronto Ep. ad Am. I, 6. Non longe aberit, quin hoc, quod uterque cuperemus, evenerit. — Wenn S. 118. erwähnt ist, dafs actuosus in einer Stelle des Cicero von der Rede vorkomme, so sollte nicht übergangen sein, dafs dort quasi hinzugesetzt ist. — S. 142 unter agere heifst es: „Obgleich agere, zumal mit cum aliquo, bedeutet *mit jemanden sprechen*, besonders im politischen Sinne des Unterhandelns oder Sprechens, um etwas zu erlangen, so kommt es doch nirgends vom geistigen Besprechen einer Sache und vom Handeln und Sprechen von einer Sache vor". Dieses ist eine auffallende Behauptung, da man z. B. Cic. Orat. § 116. liest oratio, quae, quid sit id, de quo agitur, ostendit quam brevissime, Cic. de Fin. II, 2, 4. inter eos, qui ambigunt, conveniat, quid sit id, de quo agatur, und ähnliche Beispiele dieses ursprünglich juristischen Gebrauches der Formel de quo agitur zu finden sind, durch welche Rec. freilich noch nicht die Richtigkeit der Wendung in hoc libro agitur de natura deorum erwiesen zu haben glaubt. — S. 147 ist über die Verbindung von aliquis mit Negationen zu kurz und unbestimmt gesprochen. Eine Menge Ciceronianischer Stellen, in welchen es so vorkommt, hat kürzlich Herrmann „Ueber aliquis und quisquam" S. 14 zusammengestellt; es fehlt darunter das merkwürdige de Fin. II, 7, 21. — Unter appellere S. 168 ist zwar nun nach dem, was Rec. früher bemerkt hatte, angegeben, dafs schon Cäsar und nach ihm Livius einigemale appellere ohne einen Acc. wie navem, naves, classem in der Bedeutung *anlanden* brauchten, aber doch verlangt der Verf., man solle an dem entgegengesetzten Sprachgebrauche fest halten, was mit dem Ansehen, das er sonst jenen Schriftstellern einräumt, in Widerspruch steht. — Dafs S. 173 Areopagus gebilligt wird, ist gut; aber der für die Richtigkeit desselben aus dem abgeleiteten Worte Areopagitae geführte Beweis ist nichtig, da auch im Griechischen, wo jenes Wort Ἄρειος πάγος lautet, dennoch Ἀρειοπαγῖται gesagt wird.

Nach S. 207 unter cavere soll neulateinisch sein sibi cavere ab aliquo, ab aliqua re. Und doch steht es oft bei Plautus. S. Cap. III, 5, 44. Bacch. IV, 5, 87. *Men. I*, 2, 42. II, 2, 70. Pseud. I, 5, 59. III, 2, 108. Vgl. Kammann de *ab* praep. usu Plaut. p. 28. Bald darauf zu cedere alicui aliqua re konnten Abweichungen, wie currum alicui cedere Liv. XLV, 23., bemerkt werden. — Nach S. 208 unter celebrare soll man nicht sagen diem natalem *celebrare*. Dafs aber diese Behauptung falsch ist, ergiebt sich aus dem Artikel natalis. — S. 222 unter cogitatio wird die Redensart verbum aliquod mente *supplere* empfohlen, von der aus dem unter supplere Gesagten klar ist, dafs sie nicht gelobt werden kann. — Dafs, wie S. 224 gelehrt wird, collocare klassisch wohl nur mit in und dem Ablativ vorkomme, ist, selbst abgesehen von dem von Freund angeführten Beispiele des Sallust exercitum in *provinciam* hiemandi gratia collocare, wenigstens insofern nicht richtig, als Cäsar B. G. I. 18. sororem nuptum in alias civitates collocare gesagt hat. — Bald darauf unter colophonem zu Ende möge der Druckfehler proprius statt propius bemerkt werden. — Unter continere S. 150 stehen die Worte: „In der Bedeutung *enthalten, worin bestehen*, werde aber nach dem bessern Gebrauch mehr das Passivum, als das Activum gebraucht, contineri aliqua re, nicht continere aliquam rem, was wohl fast nur neuklassisch ist". Dafs aber wenigstens in einer verwandten Bedeutung das Activ nicht zu verschmähen ist, lehrt Cicero Orat. § 126. at vero illa pars, quae est de genere universo, totas causas saepe continet. —

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 119.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1843.

Antibarbarus der lateinischen Sprache. In zwei Abtheilungen, nebst Vorbemerkungen über reine Latinität, von Dr. J. Ph. Krebs.

(Schlufs.)

S. 253 unter convenire zusammenkommen, bei der Bemerkung über die Construction desselben mit in und dem Accusativ sind die von Rec. in dem genannten Programme S. VII bemerkten Ausnahmen nicht angedeutet. — S. 255 ist convivere aliquo aus Seneca angeführt. Aber bei Seneca läfst sich nicht erkennen, ob avaro der Dativ oder Ablativ sein soll; es ist aber für jenen zu halten. S. eine Stelle des Dativ in Freund's Lex. — Nach S. 266 unter curare soll der Accus. c. Inf. bei diesem Verbum nur unklassisch sein. Aber Cic. de Fin. III, 19, 62. heifst es: natura et procreari vellet et diligi procreatos non curaret, wo Madvig nicht einmal eine Anmerkung beizufügen für nöthig erachtet hat.

S. 286 unter devertere wird erstens gelehrt, selten und mehr altlateinisch sei dafür die mediale Form deverti. Richtiger vielleicht scheidet Madvig Gramm S. 142 diese Formen so, dafs er, wie bei revert., im Präsens und den davon abgeleiteten Bildungen das Deponens, im Perfect das Activum billigt. Wenn ferner S. 287 ubi diverteretur und apud quos diverti mos esset, welche Stellen Rec. dem Verf. an die Hand gegeben hatte, als *einmal* vorkommend bezeichnet werden, so ist dieses vom Livius zu verstehen; denn dafs auch bei Plautus und Tacitus ähnliche Constructionen sich finden, hat Rec. am angeführten Orte S. IX nachgewiesen. — S. 294 unter diluvies wird inundatio klassisch genannt. Worauf gründet sich dieses? In dem Lexicon von Scheller wenigstens wird es aus keinem Schriftsteller angeführt, der von unserm Verf. als klassisch anerkannt wird. — S. 302 unter dives, wo dives lingua verworfen wird, konnte neben den dafür empfohlenen Wörtern auch locuples (Cic. de Fin. I, 3, 10.) erwähnt werden.

Der S. 311 unter e aus Livius angeführte Gebrauch von ex quo nach Zeitbestimmungen findet sich auch bei Hor. Epd. XI, 5. — Dafs die S. 327 aufgestellte Behauptung, stulti est und stultorum est, nicht gleich klassisch seien, hat Dietrich in dem angeführten Programme S. 8 fg. gezeigt, was hier deshalb ausnahmsweise erinnert werden mag, weil dieser wieder zu weit gegangen zu sein scheint, wie schon der bekannte Anfang der Ode des Horaz lehrt miserarum est neque amori dare ludum. — S. 329 unter et quidem wird noch immer schlechthin behauptet, diese Partikeln würden nicht gebraucht, wenn ein vorausgegangenes Wort mit einem den Gedanken erhöhenden Zusatze wiederholt würde, obgleich Rec. in dem genannten Schriftchen S. X gezeigt hat, dafs dieses nicht ganz ohne Ausnahme wahr sei. — Während früher exspectare mit dem Accusativ und Infinitiv unlateinisch genannt war, so scheint jetzt, nachdem es Rec. aus Livius nachgewiesen hat, wieder auf der entgegengesetzten Seite zu weit gegangen zu sein, indem S. 344 exspectare ut hoc fiat und hoc futurum ganz gleichgestellt werden.

S. 375 unter Graecum wird graece doctus und eben so S. 459 Latine doctus ohne weiteres gebilligt, während es doch S. 304 unter doctus als nachklassisch bezeichnet worden ist. — S. 383 unter heres heifst es: „Im eigentlichen Sinne bei esse wohl nur mit dem Dativ, nicht, wenigstens selten, mit dem Genitiv". Dafs das *nicht* falsch ist, ergiebt sich aus Cic. de Orat. II, 22, 140. Curium heredem Coponii esse oporteret. Die ganze Bemerkung aber war, was auch von dem Artikel tutor gilt, hier nicht so weitläuftig, als es geschehen ist, zu wiederholen, sondern wegen derselben auf Abth. I. §. 71. zu verweisen, welches Paragraphes Nichtigkeit jedoch von Allgeyer dargethan ist. — S. 387 unter honorare steht mehre-

Digitized by Google

res, was in den vorhergehenden Artikel honor gehörte. — S. 388 unter hora wird *eine Stunde* als Längenmaafs durch mille ducenti quinquaginta passus übersetzt, was doch nur eine *halbe Stunde* sein kann. Und dafs nicht etwa blofs durch einen Druckfehler *halbe* ausgefallen ist, lehren die hinzugefügten Worte: „wozu wir zur Verständlichkeit hinzusetzen können, quos horam Germani dicunt", was übrigens ein ziemlich unnützer Zusatz scheint. — S. 399 unter imberbis verursacht der Ausdruck *die letztere* eine grofse Zweideutigkeit. Bald darauf in imitandus ist die Rede sogar undeutsch. — Zu imperare S. 403, wo als griechischartig aus Horaz haec procurare imperor angeführt ist, mufs bemerkt werden, dafs doch auch Cicero Verr. V, 27, 68. si qui custodiendi sunt, deduci imperantur geschrieben hat. — S. 409 unter in steht: „Man sagt wohl nicht aliquem vulnerare in fronte... sondern in frontem". Jenes aber steht wenigstens bei Justin XV, 3., wie schon aus Scheller's Wörterbuch in vulnero zu ersehen war. — S. 416 unter inde wird inde a bei einer Zeitangabe ohne vorgesetztes iam noch immer für kaum erweislich erklärt, obgleich Rec. in dem genannten Programm S. XII es aus Plautus nachgewiesen hat. — S. 421 unter inesse wird die Wendung sub hac voce honestatis haec est subiicienda notio empfohlen, obgleich unter subiicere gelehrt wird, es werde in keiner Bedeutung subiicere sub aliqua re gesagt. — Schon vorher S. 411 unter incidere hätten neben den angeführten Constructionen auch noch solche, wie hi duo amnes incidunt flumini Liv. XLIV, 31. und ballista obruit, quos inciderat Tac. Hist. III, 29., eine Andeutung verdient. Die Stelle des Livius ist auch zur Widerlegung eines scheinbaren Germanismus zu beachten. — S. 433 ist es seltsam, dafs anfangs gelehrt wird, instrumentum komme bei allen Bessern fast nur im Singular vor, während doch bald darauf hinzugefügt wird, es brauchten indefs auch Cicero, Livius u. A. den Plural, was durch 2 Stellen des Marcus Cicero (denen Orat. § 268. hinzugefügt werden kann), eine des Quintus Cicero, eine des Livius belegt und von der Bemerkung begleitet ist, es finde sich so auch noch bei Einigen! — Dafs statt interludium S. 438 unter andern auch der Ausdruck ludus immixtus empfohlen wird, dürfte nach dem, was unter immiscere gesagt ist, schwerlich zu billigen sein.

Unter locus S. 469 heifst es, wiewohl loci auch für loca stehe, so finde sich loca doch wohl nicht für loci. So kommt es jedoch bei Horaz vor Ep. II, 1, 223. loca iam recitata revolvimus. Einige Zeilen weiter ist der Sinn durch Auslassung von loci nach den Partikeln *sondern nur* ganz entstellt. — Seltsam sind die Worte S. 499. „Mitylene, nach Andern weniger gut Mytil.", sowohl ihrer grammatischen Form nach betrachtet, da entweder nach Andern fehlen oder nach demselben *aber weniger gut* als parenthetischer Satz folgen müfste, als der Behauptung selbst wegen, da durch Münzen, Etymologie und die Orthographie der besten Handschriften bei den griechischen Schriftstellern die Schreibart Mytilene als die richtigere erwiesen ist. — Unter modus S. 500 heifst es: „den Abl. modo brauche man nicht falsch mit einem Adjectiv als Umschreibung eines Adverbii". Im Widerstreit hiermit wird unter pariter gelehrt, wenn nicht eine vergleichende Partikel folge, sage man klassisch statt desselben pari modo. — Als Ausnahme von dem, was S. 508 über die Nichtverbindung von multus mit Wörtern wie pecunia gesagt ist, möge bemerkt wurden, dafs Plautus Rud. V, 3. zweimal cum auro argentoque multo geschrieben hat.

Unter narrare S. 513 wird falsch behauptet, nie finde sich wohl das im Neulateinischen oft vorkommende neutrale narratur mit dem Acc. und dem Infin. Das Gegentheil erhellt aus Tac. Germ. 33. Chamavos et Angrivarios immigrasse narratur. — Unter natus, wo früher bei der Bezeichnung von Geschwistern und Söhnen der Zusatz natu zu maior und minor verworfen war, ist dieser jetzt zwar für den Fall, dafs ihn die Deutlichkeit erfordere, anerkannt, aber die vom Rec. entlehnte Beweisstelle aus Livius ist falsch XLV, 8. statt XLV, 6. citirt. Die andere vom Rec. citirte Stelle aus Tacitus hat der Verf. wahrscheinlich wegen eines Druckfehlers in dem Programm nicht gefunden. Sie steht Hist. I, 15. (nicht II, 15.), und es ist in ihr natu nicht sowohl der Deutlichkeit, die auch durch eine andre Wortstellung bewirkt werden konnte, als der Concinnität wegen erforderlich. — Unter nobiles und nobilitas S. 528, wo gezeigt wird, es werde nicht im moralischen Sinne gebraucht, ist zu bemerken, dafs bei Fronto doch nobilitas mentis steht de Or. II, 3. — Wunderbar ist, dafs der Verf., obgleich er S. 532 unter norma lehrt, normalis komme bei Quintilian nur in der eigentlichen Bedeutung *dem Winkelmafse* ge-

Digitized by Google

mäfs vor, es doch in der Bedeutung *vorschriftsmäfsig* nicht verwirft.

Zu den unter occasio S. 548 angeführten Ausdrücken für unser *bei Gelegenheit* füge man hinzu occasione aliqua Cic. Brut. §. 281. — Von occulere wird S. 549 gelehrt, es werde nur mit dem blofsen Ablativ verbunden. Es kommt jedoch mit in und dem Ablativ vor Virg. Aen. I, 310 f. — Wie S. 554 unter omnino behauptet wird, dieses stehe nicht zur Verstärkung, wo wir *ganz*, *durchaus* sagen, so kann dieses nach dem S. 555 folgenden Satze des Cäsar quarum rerum nihil omnino acciderat nicht als ganz richtig gelten. — S. 519 unter parum wird noch immer versichert, non oder haud parum seien erst nachklassisch. Und doch hatte Rec. schon in dem genannten Programm S. XIV. aus Livius haud parum audacis incepti angeführt. Er fügt nun noch non parum saepe aus Cic. de Fin. II, 4, 12. hinzu, wo Madvig schweigt. — Unter passim S. 573 ist für dieses Wort in der Bedeutung *hier und dort* unter andern hic illic empfohlen, was doch unter hic S. 384 für dichterisch erklärt ist. — Von dem S. 609 unter posse getadelten Gebrauch des Conjunctivs für das deutsche *ich hätte gekonnt*, bei folgendem sed hält es Rec. nicht für unzweckmäfsig, ein Beispiel des Curtius zu citiren, IV, 32, 29. fides oraculis vana profecto ei videri potuisset; sed fortuna ... facit. Und bei folgendem oder vorausgehendem Conditionalsatz, welchen Fall unser Verf. gar nicht berührt, findet sich der Conjunctiv bekanntlich auch bei bewährten Schriftstellern, wie Sal. Cat. 7. memorare possem ... ni ea res longius nos ab incepto traheret. — S. 615 heifst es: „Auch sagt man nicht praecipue quum". So doch Hor. Ep. II, I, 261. — Unter pronitas S. 642 hätte für dieses Wort propensio nicht ohne eine Beschränkung empfohlen sein sollen. S. dieses Wort. — S. 658 unter pugnare wird behauptet, man sage nie proelium pugnare. So spricht aber Hor. Carm. IV, 9, 19. (vgl. das Griechische).

Dafs, wie unter qui S. 666 versichert wird, Sätze, wie latinitas, sine qua, qui eam non habet, nunquam recte scribit, neulateinisch und barbarisch seien, hat sich oben als falsch ergeben. Dafs ferner der S. 668 unter quin getadelte Gebrauch dieser Conjunction nach negare non possum selbst dem Cicero nicht eben fremdartig erschienen sein würde, ergiebt sich aus dissimulare non sinit quin delecter Orat. 43, 147. Ebendaselbst unter quire ist gesagt, die Formen desselben kämen bei den bessern Prosaikern wohl nur in negativen Sätzen vor. Aber queant steht in einem affirmativen Satze Cic. de Amic. 20, 71. — S. 669 veranlassen die unter quisquam als falsch angeführten Beispiele zu dem Schlusse, dafs man dieses in conditionellen Sätzen ohne Negation nicht brauchen dürfe. Dafs dieses aber falsch ist, hat Herrmann in dem angeführten Programm S. 17 gezeigt. — S. 682 unter redolere wird bemerkt, es werde bei Cicero nur im Scherz und Spott gebraucht. Statt *Spott* würde es aber wohl richtiger *Tadel* heifsen. S. Brut. §. 82. — S. 697 unter rosa stehen die Worte: „Kommt vielleicht nur im Sing. vor". Wieder ein Beweis, dafs der Verf. des Horaz wenig eingedenk war, wie wir an mehreren Beispielen gesehen haben. Vgl. Hor. Carm. III, 29, 3. — S. 719. unter sensus zeigt sich wieder die schon oben bei inesse getadelte Inconsequenz in den Worten haec sententia subiecta est sub hoc verbo. — S. 723 unter serus wird gelehrt, serus komme im Compar. höchst selten, bei Cicero und Cäsar gar nicht vor. Ausgenommen sollte wenigstens ausdrücklich das adverbiale Neutrum serius sein, z. B. paulo serius Cic. Brut. §. 330, serius aliquanto Orat. §. 186. — Unter si S. 725 heifst es noch immer schlechthin: „*Wenn nicht*, oder *wo nicht* allein, ohne ein dazu gehöriges Verbum, heifst nicht si non", obgleich Rec. schon in dem angeführten Programme S. XVI. gezeigt hatte, dafs si non wenigstens bei Plinius so sich finde. Jetzt fügt er hinzu Hor. Ep. I, 1, 66. und Plaut. Rud. IV, 3. extr. — Dafs, wie S. 732 unter solium zu lesen ist, dieses Wort in der bildlichen Bedeutung *Thron* nur dichterisch sei, ist nach der unter thronus angeführten Stelle des Livius zu beschränken. — Das S. 741 unter stare bezweifelte stare a partibus alicuius wird einigermafsen bestätigt durch das verwandte stare a causa bonorum Cic. Orat. §. 273. — Unter sub S. 745 gegen Ende hätte die Frage berührt werden können, ob man sagen könne scribere sub Augusto, sub Nerone und ähnliches, was manche läugnen, die durch die von unserm Verf. gelegentlich S. 7 erwähnte Stelle des jüngeren Plinius widerlegt werden. — S. 775 unter trahere, wo angegeben ist, wie Weber den Unterschied zwischen trahere nomen und accipere nomen bestimmt habe, sollte letztere Redensart zugleich als zu mifsbilligen bezeichnet sein, wie dieses unter no-

Digitized by Google

men entwickelt ist, welcher Stelle der Verf. uneingedenk gewesen sein mufs.

Zu unus tantum S. 788, was jetzt nach Rec. aus Livius nachgewiesen ist, mag bemerkt werden, dafs auch bei Cicero wenigstens unus modo sich findet Orat. §. 180. — Unter uterque heifst es S. 792 noch: „Mit uterque verbindet sich ein Substantiv, Adjectiv oder Particip nur im Singul. in gleichem Casus". Und doch ergiebt sich aus dem S. 793 nach Rec. Hinzugefügten, dafs das *nur* in Beziehung auf Substantiva falsch ist, was auch noch durch Stellen des Vellejus (uterque legatorum II, 50. vgl. II, 103.) und andere dargethan werden kann.

Der Irrthum, von dem es am meisten zu verwundern ist, dafs er dem Verf. begegnen konnte, dürfte vielleicht der sein, welcher sich nicht weit vom Anfange des Buchstabens V findet. Dort heifst es nämlich S. 797 unter valere: „Neulateinisch ist es wohl in dem Sinne von *bedeuten*, wie es Muret braucht, für significare". Wäre dieses wahr, so dürfte kaum *ein* Philologe, der Schriftsteller mit lateinischen Anmerkungen herausgegeben hat, sein, den nicht derselbe Tadel, wie Muret träfe! Aber wie konnte der Verf. diese Zeilen schreiben, da er doch nur die Wörterbücher von Scheller und Freund aufschlagen durfte, um unter andern folgende Stellen angeführt zu finden: verbum Latinum, quod idem valeat Cic. de Fin. II, 4, 13; nam et *intelligo* et *sentio* et *video* saepe idem valent quod *scio* Quint. Inst. IX, 1, 13; inter duo, quae idem significant ac tandundem valent ibid. I, 5 (9), 4; hoc verbum quid valeat, non vident Cic. de Off. III, 9, 39; *becco* valet gallinacei rostrum Suet. Vitell. 18; *pransus* quoque atque *potus* diversum valent quam indicant Quint. Inst. I, 4, 29. — Unter vetare S. 809 wird erklärt, da vetare im Passiv wie iubere verbunden werde, so habe Muret falsch geschrieben quod privatos homines non vetitum est facere. Diesen angeblichen Fehler aber hat, wie schon in dem angeführten Programm S. XVIII. nachgewiesen ist, bereits Tacitus sich zu Schulden kommen lassen in den Worten sanguinem arae affundere vetitum (est) Hist. II, 3. — Von vindicare wird S. 813 gesagt, es werde wohl nur ohne sibi gebraucht. Und doch konnten von dem hinzutretenden sibi wieder Beispiele bei Scheller und dem ältern Plinius, Tacitus und Justin gefunden werden. — Nach S. 818 unter vix soll dieses in der Bedeutung *so eben* ohne einen zweiten Satz mit quum unlateinisch sein. Also hat Virgil unlateinisch geschrieben, der den zweiten oder Hauptsatz ohne quum anreiht Aen. VIII, 37. X, 659 u. sonst! — Endlich S. 829 unter vulgus sollte nicht schlechthin behauptet sein, man sage nicht vulgo notus, vulgo gratus (statt in vulgus). Denn gratiora vulgo steht Curt. III, 16, 19 (und daselbst vulgo militum acceptior).

So viel möge genügen zum Beweise, dafs selbst in der neuen viel vollkommenern Gestalt dieses Werkes nicht allen in ihm aufgestellten Behauptungen und Lehren unbedingt Glauben zu schenken ist. Dieses eben hat Rec., wie schon zu Anfange gesagt ist, nur in der Absicht gezeigt, um theils auf dieses Buch zu gründendem ungehörigen Tadel der Latinität vorzubeugen, theils zu seiner weitern Vervollkommnung etwas beizutragen. Er ist demnach weit entfernt, den bewährten Nutzen desselben, der in seiner neuen Gestalt noch bedeutender sein mufs als in der alten, schmälern, noch weiter, dem Herrn Verfasser aus den noch gebliebenen Mängeln einen Vorwurf machen zu wollen. Davon würde ihn, wenn es nicht schon der Gedanke an die Leichtigkeit und, man kann wohl sagen, Unvermeidlichkeit des Irrthums in manchen solchen Einzelheiten thäte, der Schlufs der Vorrede zurückzuhalten allein genügend im Stande sein, in welcher der Hr. Verf. sich auf eine eben so bescheidene als lobenswürdige Weise also äufsert: „Meinem Alter halte man Mängel und Gebrechen zu Gute, deren das Buch noch manche haben mag, da alles Menschliche unvollkommen ist und bleibt. Mit jedem Tage wurde die Mahnung, das Buch zu beenden, dringender. Ich fand das gewünschte Ende mit Gottes Hülfe, und hoffe, man werde der Worte gedenken: ut desint vires, tamen est laudanda voluntas". Möge der Hr. Verf. das im folgenden Satze: „Das Feld ist grofs; jeder Beitrag, jede Berichtigung und Belehrung wird mir stets willkommen sein" ausgedrückte Versprechen auch bei obiger Recension in Erfüllung gehen lassen, und dem Verfasser derselben das ihm bisher geschenkte Wohlwollen auch künftig erhalten.

Poppo.

Digitized by Google

№ 120.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1843.

LXII.

Cours de Littérature dramatique, ou de l'usage des passions dans le drame; par Mr. Saint-Marc Girardin. Erster Band. Paris bei Charpentier, Leipzig bei L. Michelsen. 1843. 460 S.

Obschon dies Buch nicht eigentlich in das Fach gehört, das man in Deutschland mit dem Namen der gelehrten Schriften bezeichnet, so glauben wir doch, dafs ihm in diesen Blättern der wissenschaftlichen Kritik einiger Raum gegönnt werden darf. Es enthält, wie ein anderes, das wir nächstens zu besprechen denken, Betrachtungen und Urtheile über dramatische Literatur. Wenn Jemand sein Urtheil über einen Gegenstand ausspricht, so kann dies ein doppeltes Interesse haben: man kann dadurch entweder den Gegenstand oder den Urtheilenden besser kennen lernen. Es fehlt nun diesen Vorlesungen weder an dem einen noch an dem anderen Interesse, allein für Deutschland besitzen sie besonders das zweite in hohem Grade: denn sie geben einen Maafsstab, ja mehr, sie geben ein glänzendes Beispiel der Art, wie in Frankreich das Studium der Litteratur betrieben wird, und vielleicht auch den Beweis, dafs, wenn die Franzosen von unsern litterarischen Studien viel lernen können und wirklich täglich lernen, auch wir Deutsche andererseits nicht ohne Nutzen die litterarischen Studien Frankreichs beachten würden. In Frankreich bilden die philologischen Studien nicht eine abgeschlossene Disciplin, eine streng eingehegte Wissenschaft, deren Priester nur für die Mitglieder ihrer Kaste forschen und schreiben, und auf einen gröfseren Kreis zu wirken entweder verschmähen oder verzweifeln; sondern sie werden mehr als ein Element, als eine Schule der allgemeinen Bildung angesehen, sie sind mehr humane als gelehrte Beschäftigung. Freilich gerathen sie hierdurch in eine unselbständige, dienstbare Stellung, und stehen darum an Tiefe und Gründlichkeit hinter dem, was in Deutschland geleistet wird, unstreitig zurück; aber sie sind dafür, durch ihre unmittelbarere Verbindung mit dem grofsen Publicum, mit dem Leben, von gröfserer praktischer Wirksamkeit, von umfassenderem Einflusse, und zugleich in der Darstellung des durch Forschung Erworbenen lebendiger, klarer, schöner. Die Schatten- und Lichtseiten des Zustandes, worin sich die Philologie, und insbesondere die klassische (denn nur von dieser kann auf dem Standpuncte allgemeiner Bildung die Rede sein), in Frankreich befindet, entspringen aus Einer Quelle: indem sie sich ihres klassischen Charakters bewufster ward, hat sie von ihrem philologischen Charakter eingebüfst. Es liegt dies tief in dem ganzen Unterrichtswesen Frankreichs begründet, ein Gegenstand, worauf weiter einzugehen hier nicht der Ort ist. Referent glaubt, dafs während das grofse Publicum in Deutschland den Erzeugnissen der französischen Litteratur zu sehr und nicht zu seinem Vortheile huldigt, die Männer der Wissenschaft in Deutschland hingegen der französischen Kritik und besonders dem Geiste, in dem sie geübt wird, vielleicht zu wenig Aufmerksamkeit schenken, und dafs das Eine mit dem Andern genau zusammenhängt, indem gerade die wissenschaftliche Kritik, wenn sie nach Weise der französischen auf das grofse Publicum mehr Einflufs üben wollte, jenem Ueberhandnehmen aus- und inländischer schädlicher Einflüsse wohl am besten steuern könnte. Einsichtsvollere Männer mögen prüfen, ob etwas Wahres hieran ist. Wenn man jetzt die Meisterwerke der antiken Tragödie öffentlich dem Volke vorführt, so scheint man wenigstens von einem ähnlichen Gesichtspuncte auszugehen. Auf jeden Fall glaubt sich Referent entschuldigt, wenn er hier Werke bespricht, die

Digitized by Google

eine andre Physiognomie haben als die deutschen gelehrten Schriften, und gerade aus dem Grunde, weil sie eine andere haben. Denn wozu Eulen nach Athen tragen?

Die Vorlesungen des Staatsraths Saint-Marc Girardin geben gewissermafsen eine Geschichte des moralischen Bewufstseins, der allgemeinsten Seelenregungen und Leidenschaften, nicht an der Hand der philosophischen Schriften, die hierfür oft einen trügerischen Maafsstab abgeben würden, indem sie die Gefühle der Menschen nicht darstellen, sondern betrachten, und gewöhnlich nicht wie sie gerade sind, sondern wie sie nach dem System des Philosophen sein sollten; sondern auf den Grund der Poesie, und besonders der dramatischen Poesie, die, im lebendigsten Verkehr mit dem Volke, auch seine Denkweise am treuesten spiegelt. Dieser erste Band entwickelt, nach einer allgemeinen Einleitung über die Art, wie das Drama auf die Seele wirkt, die verschiedene Auffassung und Darstellung des physischen Schmerzes, der Todesfurcht, der Liebe zum Leben, des Kampfes gegen die Gefahr, des Selbstmordes, der Gefühle und Verhältnisse, die zwischen Vater, Mutter und Kind Statt finden. Gleichsam als historische Quellen für diese Auffassung dienen die Dichter des Alterthums, die französischen Dichter aus allen Perioden und in besonderem Gegensatze die der sogenannten klassischen Zeit und die der neuesten romantischen Schule, hin und wieder auch Shakespeare, Goethe und Andre.

Es ist schwer ein wohlgeordnetes Referat über ein Buch zu geben, das mehr anregend als erschöpfend ist, das mehr Geistesblitze als durchgeführte Entwicklungen enthält, und es ist unmöglich durch die Analyse den Reiz der geistreichen Darstellung nicht zu zerstören. Wenden wir uns zu dem Capitel vom Selbstmorde. Der Selbstmord in den klassischen Zeiten der Litteratur und den normalen Zuständen der Gesellschaft, ist eine Verirrung der Leidenschaft, wie bei Phaedra, Dido, oder ein männlicher Entschlufs, der auf diese Verirrung folgt, wie bei Ajax; er ist nicht eine Folge von allgemeinen Grundsätzen, sondern von bestimmten unglücklichen Verhältnissen; er entspringt nicht aus einem Hafs gegen das Leben, sondern im Gegentheil er ist von der Liebe zum Leben begleitet, von dem er mit Wehmuth scheidet; er ist erschütternd, aber nicht declamatorisch, nicht verführerisch. In den Zeiten der Ueberfeinerung stellt sich der Selbstmord als Princip auf, wird er Modesache; die Stoiker des Römerreichs nehmen sich das Leben, um ihre persönliche Freiheit zu wahren, ohne Nutzen für die allgemeine Sache der Freiheit; die Epikuräer aus Genufssucht, um sich den Mühseligkeiten des Lebens zu entziehen; der Oedipus des Seneca philosophirt mit seiner Tochter über das Recht, das er als Mensch hat, sich vom Leben zu befreien. Die moderne Gesellschaft stirbt aus Blasirtheit, oder, wie man sich in Deutschland eine Zeitlang ausdrückte, aus Weltschmerz. Auch hierzu wird aus den letzten Zeiten der antiken Welt ein interessantes Seitenstück beigebracht, *in dem* Stagyrus, welchen Chrysostomus durch seine Beredsamkeit von dem Dämon der ἀθυμία zu heilen sucht. Den Ursprung der modernen Melancholie, die sich selbst liebt und hegt, der die Kraft fehlt um Leid und Freud des Lebens zu tragen, und die sich in ihrer sentimentalen Schwäche etwas Besseres dünkt als die derbe, gesunde Lebenskraft, den Ursprung dieser Krankheit findet der Verf. in Shakespeare's Dramen und besonders im Hamlet. Es mag sein: welche Saite der menschlichen Seele ist von Shakespeare nicht angeschlagen worden? Wie man die ganze antike Welt in Homer, so kann man die ganze moderne in Shakespeare finden; nur soll uns der grofse Dichter nicht als Wortführer gerade dieser abnormen Richtung hingestellt werden; und die Lebensmüden sollen sich nur in dem Sinne auf Shakespeare'sche Personen wie die Rhyparographen auf den homerischen Thersites beziehen dürfen. Goethe's Werther, de Vigny's Chatterton, der sich tödtet, weil sein schriftstellerisches Genie von der Welt nicht anerkannt wird, werden, als besonders bezeichnende Beispiele dieses Hanges, genauer betrachtet. Der Hr. Verfasser ergreift diese Gelegenheit, um unsern Dichter auf eine sehr bezeichnende, und doch zugleich einseitige Art zu schildern, indem er ihm, wie mir scheint, aus einem Lob einen Tadel macht. „Goethe" heifst es Seite 136 „ist weder Philosoph noch Pietist, weder Christ noch Heide, weder Hofmann noch Bürgersmann, weder antik noch modern, weder aus dem Norden noch aus dem Süden" (wie sich auch seine Vaterstadt Frankfurt in geographischer Lage dessen rühmt) „oder viel-

Digitized by Google

mehr er ist dies Alles zugleich. Er ist das Echo der Natur, er wiederholt alle ihre Lieder, alle ihre Harmonien; nur ein Lied fehlt ihm, das Lied, das wir in der Seele haben, das Lied, welches, so zu sagen, der Klang unseres Herzens ist, und das in die Harmonien der Natur so schön einstimmt. Fordere von Goethe, er solle den Menschen und die Natur in ihrer ganzen Mannichfaltigkeit, ihrer ganzen Fülle darstellen; er wird es leisten. Nur Eines darfst du nicht von ihm fordern, ihn selbst. Das Ich fehlt in Goethe; nicht das Ich, das sich als grofsen Dichter weifs und es sein will, aber das Ich, das eine Ueberzeugung und ein Princip hat, die es geltend machen will; das Ich, mit einem Worte, das an Etwas glaubt. Dies Ich hat der Wurm genagt, in Goethe wie in Werther". Das heifst mit anderen Worten: Goethe ist so objectiv, dafs seine Subjectivität eben in nichts Anderem besteht als in dieser unendlichen Objectivität. Ist das ein Tadel des Dichters? Freilich, wir Neueren sind mit dem vollendeten Kunstwerk nicht zufrieden, wir suchen den Künstler in seiner Schöpfung, wir wollen im Geschichtswerk wie im Dichtwerk immer zugleich die Persönlichkeit des Verfassers sehn, und interessiren uns an den Romanen wie an den Dramen am meisten für die Parabasen des Autors an das Publicum.

Die Liebe zum Leben wird in ihrer einfachen Naturwahrheit rührend dargestellt, Antigone, Iphigenie sterben, wir fühlen es, wie wohlgebildete, ungekünstelte Menschen; bei den christlichen Dichtern ist die natürliche Liebe zum Leben wohl auch vorhanden, aber sie schämt sich ihrer selbst, sie zeigt sich nur verstohlen, wie in der Racinischen Iphigenie; bei den neuesten Dichtern bricht sich der Ausdruck jener Liebe wieder Bahn, aber er tritt nicht als schönes, menschliches Gefühl, sondern als blinder, thierischer Instinct auf, wie bei Catarina in Victor Hugo's Angelo. — Bei den Alten gelten die letzten Worte des Sterbenden der Natur, bei den Neueren der Gesellschaft, und der Verfasser bemerkt fein (S. 29), dafs Goethe, wenn er seinen Egmont sagen läfst: „Süfses Leben, schöne, freundliche Gewohnheit des Daseins und Wirkens", zugleich modern und antik zu sein glaubte und doch matt ist im Vergleich zu den Helden der alten Tragiker. Wer dies schöne Capitel bei unserem Verfasser liest, dem mufs sich die Bemerkung aufdrängen, dafs die Alten, bei denen sich nichts von der sentimentalen Auffassung der Natur findet, doch sterbend der Sonne, den Flüssen, den Gefilden Lebewohl sagen; während die Neueren, die für Naturschönheiten schwärmen, sterbend nichts davon zu sagen wissen. Sollte es hier mit dem Gefühl für den Reiz der Natur derselbe Fall sein, wie mit der Tugend, dafs diejenigen, die am meisten davon schwatzen, es am wenigsten kennen, während die wahrhaft davon Durchdrungenen nur in grofsen Augenblicken davon reden? Sollten die Hymnen der Neuern auf die landschaftliche Natur vielleicht zum Theil nur versteckte Satiren auf die Gesellschaft sein; sollten sie jene im Grunde nur darum so sehr preisen, um sich dadurch heimlich an dieser zu rächen? Wenn dem so wäre, so müfsten wir den Alten wegen eines langgehegten Vorurtheils Abbitte thun.

Was über die Darstellung des körperlichen Schmerzes bei den Alten Treffendes gesagt ist, wollen wir nicht wiederholen, nachdem Lessing und Herder (die in ihrer Auffassung des Philoktet nicht so weit von einander abweichen, als sie selbst es uns glauben machen) diesen Gegenstand erschöpft haben; nur eine schöne Bemerkung des Verfassers finde hier eine Stelle. Was für die Malerei die Verhüllung des Agamemnon bei der Opferung seiner Tochter, das war für die Poesie die Metamorphose. Die trostlose Mutter wird zum Steine, die verzweifelte Liebende zum Vogel, weil die Alten der Kunst keine Gewalt anthun, sie nicht als Mittel gebrauchen wollten, um die Verwirrung des Geistes, das Maafslose, Unschöne darzustellen; sie wollten den Menschen lieber verwandeln als verunstalten; sie ziehen das Wunder der Uebertreibung vor; wenn die Leidenschaft die Schranken überschreitet, so verschwindet der Mensch — das ist der philosophische Gedanke, der den Metamorphosen zu Grunde liegt. Das vortrefflich gewählte Gegenstück bietet eine Scene aus Victor Hugo's Roman Notre Dame de Paris, wo die alte Klausnerin, der man ihr Kind rauben will „mit schäumendem Munde, stierem Blick, auf vier Tatzen wie eine Tigerin, und ganz aufgesträubt" das widerliche Bild eines Menschen gibt, der zum Thiere wird und doch Mensch bleibt. Alles durchzugehn würde zu weit

Digitized by Google

führen; wir verweisen noch besonders auf das vorzüglich abgerundete Capitel von der Undankbarkeit gegen die Eltern, wo Oedipus auf Kolonos, König Lear und der Vater Goriot von Balzac als Repräsentanten antiker, moderner und modernster Auffassung dieses Verhältnisses aufgestellt werden (S. 220 fg.); und auf die geistreiche Uebersetzung der bekannten, von Rousseau angegriffenen, Scene aus dem Geizigen des Moliere, in den Ton der modernsten Dramatiker (S. 324).

Bei allen schönen und glänzenden Gedanken soll jedoch nicht geläugnet werden, dafs das Buch den Charakter seiner Entstehung nicht verläugnet, dafs ein minder scharfes Eingehen auf manche Gegenstände zuweilen noch die freie Vorlesung verräth. So wird gleich zu Anfang das Vergnügen, das der Zuschauer bei den Leiden der tragischen Helden empfindet, dadurch erklärlich gemacht, dafs man wohl wisse, diese Leidenschaften, diese Leiden seien nur ein Bild ohne Wirklichkeit, eine Täuschung ohne Gefahr. Diese Ausdrücke scheinen gewählt zu sein um einen Gegensatz gegen die Gladiatorspiele und Stiergefechte, den Tod aller dramatischen Kunst zu bilden; aber sie sind mindestens der Mifsdeutung ausgesetzt. Hiernach müfsten ja die schlechtesten Schauspieler die besten, und die theilnahmlosesten Zuschauer die rechten sein. Aber der Reiz des Dramas beruht, einerseits, nicht auf der Lüge, sondern auf der Wahrheit, nicht auf der Unwirklichkeit, sondern auf der verklärten, idealen Wirklichkeit; anderseits, nicht auf dem Bewufstsein der Täuschung, sondern auf dem objectiven Standpunct über dem Treiben dieser Leidenschaften. (Darum sind die Chöre der griechischen Tragödie so herrlich). Die Theilnahme an den Schicksalen der Personen ist eine wirkliche, aber sie ist nicht die Theilnahme des mitleidenden Zeitgenossen und Lebensgefährten, sondern es ist eine Theilnahme, wie wir sie mit den historischen Personen der Vorzeit empfinden, wie man sich die Theilnahme der Seligen im Himmel an den *Leiden ihrer* auf der Erde Zurückgebliebenen denkt: wir sehen von den Bänken auf die Bretter, wie von einer Welt auf die andre hinüber. (Darum bestraften die Athener den Phrynichos). Daraus folgt freilich auch, dafs Schauspieler wie Dichter des Guten zu viel thun können, nicht indem sie zu sehr täuschen (dieser Fehler wäre ein Vorzug), sondern indem sie sich zu sehr entidealisiren, indem sie zu sehr enttäuschen, indem sie nicht die künstlerischen Nachbildner, sondern, wie Myniskos dem Kallippides vorwarf, die Affen des Lebens sind.

Dr. H. Weil, in Paris.

Digitized by Google

Systematischer Index

zum

Jahrgang 1843 der Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

I. Philosophie.

1. Ouvrages inédits d'Abélard, publiés par Cousin. — Jan. S. 105. — Reuter.
2. Frauenstädt, Kritik der Vorlesungen Schelling's in Berlin. — Jan. S. 68. — Schmidt.
3. Franck, über Anselm von Canterbury. — Febr. S. 161. — Reuter.
4. Secretan, sur la philosophie de Leibnitz. — März S. 353. — Erdmann.
5. Guhrauer, Lessing's Erziehung des Menschengeschlechts kritisch und philosophisch beleuchtet. — April S. 481. — Carrière.
6. Branifs, Geschichte der Philosophie seit Kant. 1ster Theil. — Juni S. 801. — Weifse.
7. Jessen, Psychologie, eine Abhandlung. — Juni S. 881. — Erdmann.
8. Hegels Vorlesungen über die Naturphilosophie. Herausgegeben von Michelet. (Erster Artikel.) — Juli S. 41. — Weifse.
9. Danzel, über Göthe's Spinozismus. — Aug. S. 308. — Weifse.
10. Eisenhart, Philosophie des Staats. — Aug. S. 236. — Glaser.
11. Hegel's Vorlesungen über die Naturphilosophie. (Zweiter Artikel.) — Aug. S. 161. — Weifse.
12. Exner, über Nominalismus und Realismus. — Sept. S. 383. — Weifse.
13. Glaser, die Philosophie und die Wirklichkeit. — Sept. S. 406. — Schmidt.
14. Orelli, Spinoza's Leben und Lehre. — Oct. S. 606. — Erdmann.
15. Sigwart, über den Spinozismus. — Oct. S. 606. — Erdmann.
16. Thomas, Spinoza als Metaphysiker. — Oct. S. 606. — Erdmann.

II. Theologie.

1. Krische, die theologischen Lehren der griechischen Denker. — Jan. S. 97. — Carriere.
2. Moll, die gegenwärtige Noth der evangelischen Kirche Preufsens. — Febr. S. 311. — Moll.
3. Karsten, die Kirche und das Symbol. — März S. 364. — Reuter.
4. König, die neueste Zeit in der evangelischen Kirche Preufsens. — Juni S. 892. — Moll.
5. Freiherr Droste zu Vischering, über den Frieden unter der Kirche und den Staaten. — Juli S. 3. — Marheineke.
6. Löwe, die Offenbarung und die Fragen der Zeit. — Juli S. 87. — Moll.
7. Ribbeck, die ordinatorische Verpflichtung der evangelischen Geistlichen auf die symbolischen Schriften. — Juli S. 123. — Klöpper.

III. Jurisprudenz.

1. Geib, Geschichte des römischen Criminalprocesses. — Jan. S. 111. — Abegg.
2. v. Glöden, das römische Recht im ostgothischen Reiche. — Jan. S. 158. — Leo.
3. Keller, Semestrium ad M. T. Ciceronem libri sex. Vol. I. — Oct. S. 587. — Rudorff.

IV. Staats- und Kameralwissenschaften.

1. Fränzl, Statistik. — Febr. S. 189. — Helwing.
2. Kosegarten, über die Veräufserlichkeit und Theilbarkeit des Landbesitzes. — Juni S. 904. — Brüggemann.
3. v. Sparre, die Lebensfragen im Staate in Bezug auf das Grundeigenthum. 1r Theil. — Juni S. 904. — Brüggemann.

Digitized by Google

4. Schmitthenner, Geschichte der Staatswissenschaften, der Ethnologie, des Staatsrechts und der Nationalökonomie. — Juli S. 134. — Reuter.

5. Mich. Chevalier, Cours d'économie politique. — Nov. S. 713. — Glaser.

6. Schröter, die Handelspolitik. — Nov. S. 777. — Brüggemann.

V. Geschichte, Biographien und Kriegswissenschaft.

1. Eylert, Charakterzüge und historische Fragmente aus dem Leben des Königs von Preufsen Friedrich Wilhelm III. 1ster Theil. — Jan. S. 60. — Preufs.

2. Alterthümer der Stadt und des Landes Braunschweig. — Febr. S. 287. — Kosegarten.

3. Lindemann's und Hannemann's Stralsunder Memorialbücher, herausgegeben von Zober. — Febr. S. 287. — Kosegarten.

4. Bülau, Geschichte des Europ. Staatensystems. 3 Theile. — März S. 325. — Reuter.

5. Capodistrias. Zur Vorbereitung für die künftige Geschichte der politischen Wiedergeburt Griechenlands. — April S. 494. — Kind.

6. Druman, Geschichte Roms. Theil 5. — Mai S. 681. — Kampe.

7. Wattenbach, de quadringentorum Athenis factione. — Mai S. 758. — Curtius.

8. Lorain, Abbaye de Cluny. — Mai S. 788. — Leo.

9. Riemer, Mittheilungen über Göthe. — Mai S. 761. — Rötscher.

10. Le Comte Capodistrias. — Juni S. 879. — Kind.

11. Barthold, Geschichte des grofsen deutschen Krieges. — Sept. S. 349. — Stuhr.

12. Ott, Geschichte der letzten Kämpfe Napoleon's. — Sept. S. 457. — Jacob.

13. Söltl, der Religionskrieg in Deutschland. — Sept. S. 349. Stuhr.

14. Hamburgisches Urkundenbuch, herausgegeben von Lappenberg. 1ster Band. — Nov. S. 641. — Riedel.

15. Urkundenbuch der Stadt Lübeck. Erster Theil. — Nov. S. 641. — Riedel.

16. Roscher, Leben, Werk und Zeitalter des Thukydides. — Nov. S. 737. — Kampe.

17. Menzel, deutsche Geschichte unter Leopold I. und Karl VI. — Dec. S. 907. — Jacob.

18. Menzel, deutsche Geschichte unter Karl VI. u. Karl VII. — Dec. S. 907. — Jacob.

19. Weil, Mohammed's Leben und Lehre. — Dec. S. 865. — Schmölders.

VI. Philologie.

A. Orientalische Philologie.

1. Champollion le Jeune, Dictionnaire égyptien. — Jan. S. 143. — Kosegarten.

2. Ideler, Hermapion, sive rudimenta hieroglyphicae veterum Aegyptiorum literaturae. — Jan. S. 143. — Kosegarten.

3. Biot, Dictionnaire des noms anciens et modernes de villes chinoises. — Febr. S. 197. — Schott.

4. Callery, Systema phoneticum scripturae Sinicae. — März S. 437. — Schott.

5. Abel-Remusat, Mélanges posthumes d'histoire et de littérature orientales. — Juli S. 156. — Schott.

6. Schmidt, Dsang Lun oder der Weise und der Thor. Aus dem Tibetischen übersetzt. — Aug. S. 252. — Schott.

7. Petermann, Grammatica linguae Armenicae. — Sept. S. 441. — Diefenbach.

B. Griechische Philologie.

1. Euripides, übersetzt von Donner. Erster Band. — Febr. S. 305. — Hartung.

2. Musei Lugduno-Batavi Inscriptiones graecae et latinae. Ed. Jaufsen. — März S. 470. — Zumpt.

3. Richter, die Vertheilung der Rollen unter die Schauspieler der Griechischen Tragödie. — März S. 387. — Hermann.

4. Schmidt, die griechischen Papyrusurkunden der Königl. Bibliothek zu Berlin. — März S. 446. — Franz.

5. Pape, Handwörterbuch der Griechischen Sprache. — April S. 524. — Bellermann.

6. Schöll, Leben des Sophocles. (Erster Artikel.) — April S. 545. — Hermann.

7. Letronne, Recueil des inscriptions grecques et latines de l'Egypte. — Mai S. 727. — Franz.

8. Weil, das klassische Alterthum für Deutschlands Jugend. — Mai S. 673. — C. G. Zumpt.

9. Schöll, Leben des Sophocles. (Zweiter Artikel). — Juni S. 833. — Hermann.

10. Curtius, de nominum Graecorum formatione. — Juli S. 29. — Kuhn.

11. Die Electra des Sophocles, übersetzt von Fritze. — Oct. S 545. — Weil.

12. Sophocles, von Donner. Zweite Auflage. — Nov. S. 657. — Hartung.

13. Wolf, de Sophoclis scholiorum Laurentianorum variis lectionibus. — Nov. S. 797. — Hartung.

14. Thucydidis de bello Peloponnesiaco libri octo. Ed. Poppo. Vol. I. Sect. 1. 2. Gothae 1843. — Nov. S. 737. — Kampe.

15. Thucydides Geschichte des Peloponnesischen Kriegs. Uebersetzt von Kümpf. Erster Theil. — Nov. S. 737. — Kampe.

16. Hofmann, Quaestiones Homericae. Vol. I. — Dec. S. 907. — Lauer.

C. Römische Philologie.

1. Curtius Rufus. Herausgegeben von Mützell. 2 Theile. — Jan. S. 89. — Bonnell.

2. Baumgart, de Q. Fabio Pictore. — Particula I. — Febr. S. 253. — Hertz.

Digitized by Google

3. Schilderung eines römischen Gastmahls zur Zeit des Kaisers Nero. Nach dem Lateinischen des Petronius. — April S. 590. — C. Zumpt.

4. Schneider, de censione hastaria veterum Romanorum conjecturae. — April S. 639. — C. Z.

5. Ciceronis de Officiis libri III. Rec. Stuerenberg. — Juni S. 871 — W. Zumpt.

6. Hermann, Elementargrammatik der lateinischen Sprache. — Juni S. 948. — v. Gruber.

7. Krüger, Grammatik der lateinischen Sprache. — Juni S. 948. — v. Gruber.

8. Hertz, de Luciis Cinciis. — Aug. S. 292. — Mercklin.

9. Klufsmann, de Naevio poeta. — Aug. S. 217. — Hertz.

10. Auli Gellii, quae ad jus pertinent. Recognovit De Gloeden. — Sept. S. 473. — Hertz.

11. Taciti opera, emendavit Doederlein. Tomus I. — Sept. S. 421. — Marquardt.

12. Taciti Historias recogn. Kiefslingius. — Sept. S. 421. — Marquardt.

13. Virgilius Maro, illustratus a Christ. Gottl. Heyne. Editio quarta. Curavit Wagner. — Sept. S. 339. — Paldamus.

14. Apuleji opera omnia. Ed. Hildebrand. P. I et II. — Nov. S. 677. — A. W. Zumpt.

15. Des Horatius Satiren erklärt von Heindorf. Neu bearbeitet von Wüstemann. — Dec. S. 878. — Bonnell.

16. Krebs, Antibarbarus der lateinischen Sprache. 3te Aufl. — Dec. S. 932. — Poppo.

D. Moderne Philologie.

1. Ampère, histoire de la formation de la langue française. — März. S. 493. — Ackermann.

2. Ackermann, Dictionnaire des Antonymes ou Contremots. — Mai S. 799. — Schnackenburg.

3. Hattemer, St. Gallens altdeutsche Sprachschätze. 1ster Bd. 1ste Lief. — Mai S. 678. —

4. Jonckbloet, Specimen e litteris Neerlandicis. — Mai S. 708. — Zacher.

5. Beatrijs, eene Sproke uit de XIII eeuw, uitgegeven door Jonckbloet. — Mai S. 708. — Zacher.

6. Die dietsche Doctrinale. Uitg. door Jonckbloet. — Mai S. 708. — Zacher.

7. Verzameling van Fransche Woorden etc. door Hoeufft. — Aug. 201. — Diefenbach.

8. Gotschalk, über die Ableitung des Namens Preufsen. — Oct. S. 527.

9. Fölsing, Lehrbuch der englischen Sprache. 2te Aufl. — Nov. S. 670. — Kuhn.

10. Der Nibelunge Nôt und diu Klage, herausgegeben von Vollmer. — Nov. S. 649. — Sommer.

11. Firmenich, Germaniens Völkerstimmen. 1ste u. 2te Lief. — Dec. S. 859. — Sommer.

12. Ulfilas. Veteris et novi testamenti Versionis Gothicae fragmenta. Ed. de Gabelentz et Loebe. — Dec. S. 801. — Mafsmann.

13. Niederländische Sagen. Herausgegeben von Joh. W. Wolf. — Dec. S. 886. — Sommer.

VII. Kunstkritik und Archäologie.

1. Klein, Maria von Medici, Concini, Luines. — Febr. S. 220. — Sommer.

2. Καρατσούτσα, Μοῦσα θηλάζουσα, ἤτοι Ποιήματα λυρικά. — März S. 321. — Kind.

3. Καρατσούτσα, τὰ Πανελλήνια, ἄσμα πατριωτικόν. —. März S. 321. — Kind.

4. Χαντσερῆ, Ἑλληνικὸς νέος Παρνασσός. — März S. 321. — Kind.

5. Marx, musikalische Kompositionslehre. 1ster u. 2ter Band. 2te Aufl. — April S. 593. — Krüger.

6. K. Hegel, Dante über Staat und Kirche. — Mai S. 641. — Göschel.

7. Riemer, Mittheilungen über Göthe. — Mai S. 761. — Rötscher.

8. Pietraszewski, Numi Mohammedani. Fasciculus I. — Juli S. 149. — Petermann.

9. Λόγος ἐπιτάφιος εἰς τὸν ἀοίδιμον Κολοκοτρώνην, ἐκφωνηθεὶς ὑπὸ Κωνσταντίνου τοῦ ἐξ Οἰκονόμων. — Aug. S. 199. — Kind.

10. Hebenstreit, das Schauspielwesen. — Oct. S. 487. — Rötscher.

11. Zell, über die Iliade und das Nibelungenlied. — Nov. S. 701. — Lauer.

12. Saint-Marc Girardin, Cours de la littérature dramatique. — Dec. S. 953. — Weil.

13. Περὶ Μάρκου τοῦ Κυπρίου, ὑπὸ Σοφοκλέους Κ. Οἰκονόμου. — Dec. S. 813. — Kind.

14. Niederländische Sagen. Herausgegeben von W. Wolf. — Dec. S. 886.

VIII. Mathematik, Astronomie, Geographie, Physik, Chemie.

1. Burnes, narrative of a journey to Cabool. — Febr. S. 203. — Walter.

2. Erman, Archiv für wissenschaftliche Kunde von Rufsland. Erster Band. Febr. S. 177. — E. S.

3. Liebig, die organische Chemie in ihrer Anwendung auf Physiologie und Pathologie. — Febr. S. 257. — Rose.

4. Rofs, Reisen auf den griechischen Inseln u. s. w. 1ster u. 2ter Bd. — Sept. S. 477. — Kind.

5. Hlubeck, Beleuchtung der organischen Chemie des Hrn. Dr. Liebig. — Oct. S. 555. — Schultz.

6. Liebig, die Chemie in ihrer Anwendung auf Agrikultur und Physiologie. 5te Auflage. — Oct. S. 555. — Schultz.

7. Erman, Archiv für wissenschaftliche Kunde von Rufsland. 2ter Bd. — Dec. S. 921. — Erman. Schott.

8. Liebig, die organische Chemie in ihrer Anwendung auf Physiologie und Pathologie. — Dec. S. 838. — Schultz.

Digitized by Google

IX. *Mineralogie, Botanik und Zoologie.*

1. Schultz, die Cyklose des Lebenssaftes in den Pflanzen. — April S. 501. — Schultz.

2. Endlicher und Unger, Grundzüge der Botanik. — Aug. S. 261. — Schultz.

3. Mohl, über den Milchsaft und seine Bewegung. — Aug. S. 317. — Schultz.

4. Mohl, über den Milchsaft. (Fortsetzung und Schlufs.) — Sept. S. 321. — Schultz.

5. Schultz, Anaphytose oder Verjüngung der Pflanzen. — Sept. S. 433. — Ratzeburg.

6. Graf von der Mühle, Beiträge zur Ornithologie Griechenlands. — Nov. S. 711.

X. *Physiologie und Medizin.*

1. Schultz, über die Verjüngung des menschlichen Lebens. (Erster Artikel.) — Jan. S. 1. — Crailsheim.

2. Swan, Illustrations of the comparative anatomy of the nervous System. — April S. 539. — Stannius.

3. Marx, über Theophrastus von Hohenheim. — Juli S 81. Mühry.

4. Carus, Grundzüge einer neuen und wissenschaftlichen Cranioscopie. — Sept. S. 396. — Mayer.

5. Carus, Atlas der Cranioscopie. Heft I. — Sept. S. 396. — Mayer.

XI. *Vermischtes.*

1. Hautz über Jacob Micyllus. — März S. 459. — Hertz.

2. Schweigger, Einleitung in die Mythologie auf dem Standpunkte der Naturwissenschaft. — April S. 628. — Stuhr.

3. Hiecke, der deutsche Unterricht auf Gymnasien. — Juli S. 101. — Driesen.

4. Guhl, Ephesiaca. — Oct. S. 574. — Marquardt.

5. Katalog der Bücher und Handschriften in chinesischer, mandschurischer, mongolischer, tibetischer und Sanskrit-Sprache, welche auf der Bibliothek des Asiatischen Departements sich befinden. — Nov. S. 734.

Gedruckt bei J. F. Starcke in Berlin.

Digitized by Google

Anzeigeblatt
zu den
Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik.

1843. (Erstes Semester.) № 1.

So eben ist erschienen:

Schelling oder Hegel
oder Keiner von Beiden? —
Ein Separat-Votum
über die Eigenthümlichkeit der neuern deutschen Philosophie.
Von
Dr. E. F. Vogel.
geh. gr. 8. 11¼ Ngr.
Leipzig, November 1842.

Rein'sche Buchhandlung.

In meinem Verlage ist nun vollständig erschienen:

Sölti, Dr. Professor in München. — Der Religionskrieg in Deutschland. 3 Theile. Gr. 12. Geh. 6 Thlr.

Der erste und zweite Theil führt auch den Titel: Elisabeth Stuart, Gemahlin Friedrichs V. von der Pfalz; der dritte Theil enthält unter dem Titel: Denkwürdigkeiten aus den Zeiten des Religionskrieges in Deutschland, eine Auswahl der wichtigsten Urkunden, Briefe und Berichte, aus denen der Verfasser schöpfte.

Hamburg, im November 1842.

Johann August Meissner.

Bei **Wilhelm Gottlieb Korn** in *Breslau* ist so eben erschienen:

Handbuch der griechischen Mythologie
für lateinische Schulen und Gymnasien.
von
P. van Limburg Brouwer,
Professor an der Universität zu Gröningen.
Aus dem Holländischen übersetzt von *Julius Zacher.*
XVIII. u. 134 S. gr. 8. brochirt. Preis 20 Sgr.

Bei der Wichtigkeit, welche ein richtig geleiteter Unterricht in der griechischen Mythologie für die Beförderung der klassischen Studien auf gelehrten Schulen hat, glaubt die Verlagshandlung die von Kennerhand besorgte Uebertragung des durch Inhalt und Methode als vortrefflich anerkannten Handbuchs der griechischen Mythologie des gelehrten niederländischen Schulmannes allen Gymnasien als Leitfaden für den Unterricht in der Mythologie bestens empfehlen zu dürfen. Zu den das Buch vor den meisten mythologischen Handbüchern auszeichnenden Eigenschaften gehören namentlich die strenge Ausscheidung der römischen Elemente, die Ausmerzung der viele mythologische Leitfaden verunstaltenden Allegorie, genaue Unterscheidung der Zeiten, systematische Anordnung und eine dem jugendlichen Geiste angemessene Darstellung.

Die Reden des Lysias,
übersetzt und erläutert
von
Dr. Alexander Falk,
Conrector des Gymnasiums zu Lauban.
24 Bogen. gr. 8. Preis 1 Rthlr. 15 Sgr.

Bei der Bedeutung, die in dem Staatsleben der Deutschen gegenwärtig die Beredtsamkeit zu gewinnen beginnt, glaubt die Verlagshandlung hoffen zu dürfen, dafs die durch Hrn. Conrector Dr. Falk dem gebildeten Publikum gebotene, das Original treu und lebensfrisch wiedergebende Uebersetzung des Lysias der theilnehmendsten Aufmerksamkeit sich erfreuen werde. Zudem ist dieselbe die erste vollständige Uebertragung der nur Staatsverhältnisse und Rechtsfälle betreffenden Reden dieses dem Demosthenes an die Seite gestellten Meisters der Beredtsamkeit, dessen gerechte Würdigung den mit der griechischen Sprache nicht vertrauten Zeitgenossen dadurch zum erstenmale möglich gemacht wird.

In der **Buchhandlung** des **Waisenhauses** in *Halle* ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

I. R. Wellsted's Reisen in Arabien. Deutsche Bearbeitung herausgegeben mit berichtigenden und erläuternden Anmerkungen und einem Excurs über himjaritische Inschriften von Dr. *E. Rödiger.* Mit Karten und Inschriften. 2 Bände. sauber brochirt. 3 Thlr. 15 Sgr. (3 Thlr. 12 Ggr.)

Wellsted's Reiseberichte betreffen grofsentheils solche Gegenden Arabiens, die zuvor noch von keinem Europaer betreten sind, namentlich den Süd- und Ostrand der Halbinsel. Giebt ihnen hier die Neuheit des Gegenstandes schon Interesse, so fesseln sie den Leser auch da, wo sie sich auf bekannterem Terrain bewegen, wie beim Sinaigebirg, durch selbstandige Auffassung und durch eine eigenthümliche Frische der Beobachtung und Darstellung. Ein Blick in das Inhaltsverzeichnifs wird die bunte Mannigfaltigkeit des Werkes anschaulich machen. Maskat und Aden, Sinai und der Glockenberg, Myos Hormus und die Ruinen von Berenice, die Dampffahrt auf dem rothen Meere und andere Punkte vom jüngsten Zeitinteresse kommen zur Sprache, und der noch so neue Fund der himjaritischen Inschriften verdient jetzt auch wohl der grofseren Lesewelt vorgeführt zu werden. Man erwarte übrigens nicht eine jener fabrikmäfsigen Uebersetzungen, das Buch möchte sich vielmehr an die

Digitized by Google

besseren Arbeiten dieser Art würdig anschliefsen. Die Karten und Inschriften sind auf zwei grofsen Tafeln mit äufserster Genauigkeit und Sauberkeit ausgeführt.

Echtermeyer, *Dr.* Th., Auswahl deutscher Gedichte für gelehrte Schulen. *Dritte* verbesserte und vermehrte Auflage. 8vo. (44 Bogen). sauber cartonirt. 1 Thlr. 10 Sgr. oder 1 Thlr. 8 Ggr.

Für den Werth dieser Sammlung und ihre Angemessenheit zum Schulgebrauch haben anerkannte Schulmänner, so wie die Einführung in viele Schulanstalten das günstigste Zeugnifs abgelegt. An der so eben erschienenen **dritten** Auflage wird gewifs das pädagogische Publikum das fortgesetzte Bemühen des Herausgebers um die Vervollkommnung des Buches nicht minder mit seinem Beifall begleiten, als dieser den Vorzügen der zweiten Ausgabe vor der ersten zu Theil geworden ist. Einige Gedichte, welche einer erneuten strengen Prüfung nicht recht genügten, sind jetzt weggeblieben, eine grofse Anzahl neuer, namentlich auch scherzhafter, hinzugekommen, und aufserdem sind in dem Inhaltsverzeichnisse manche äufsere Veränderungen getroffen worden, die dem Schulmanne, der in jedem Augenblick jedes Stück leicht will auffinden können, nicht unwillkommen sein werden. Die Verlagshandlung hat trotz des sehr bedeutenden Zuwachses an Bogenzahl den frühern schon mäfsig gestellten Preis unverändert fortbestehen lassen.

Schmidt, A. F. A., Deutsches Lesebuch für Gymnasien, Real- und höhere Bürger-Schulen. 1r und 2r Cursus. gr. 8vo. 1 Thlr. 10 Sgr. oder 1 Thlr. 8 Ggr.

1r Cursus. Für die unteren Klassen. 17½ Sgr. oder 14 Ggr.
2r Cursus. Für die mittleren Klassen. 22½ Sgr. oder 18 Ggr.

Dieses Buch hilft neben der Echtermeyerschen Sammlung einem dringenden Bedürfnisse der Schulen ab, indem es in einer sehr verstandig und umsichtig angestellten Auswahl aus den besten **Prosaikern** reichen Stoff für den deutschen Unterricht darbietet und durch zweckmäfsiges Fortschreiten von dem Leichteren zu Schwierigerem für die allseitige geistige Ausbildung des Schülers ein ausgezeichnetes Hülfsmittel gewährt. Für die Schulen, welche sich bereits jener Sammlung bedienen, würde die Einführung dieses Lesebuchs, das auch durch Wohlfeilheit des Preises sich empfiehlt, zunächst sich eignen. Aber auch abgesehen von dem Schulgebrauche dürfte Knaben und heranwachsenden Jünglingen keine bessere Lectüre in die Hand gegeben werden können.

Durch alle Buchhandlungen ist von *F. A. Brockhaus* in Leipzig zu beziehen:

Franz Passow's
Vermischte Schriften.

Herausgegeben
von
W. A. Passow.
Mit zwei lithographirten Tafeln.
Gr. 8. Geh. 2 Thlr.

Diese Sammlung der kleinen deutschen Schriften eines der ausgezeichnetsten deutschen Philologen wird nicht nur den persönlichen Freunden Passow's, sondern auch allen Denen, welche aus Beruf oder Neigung der Gestaltung der Alterthumswissenschaft in diesem Jahrhundert mit Aufmerksamkeit gefolgt sind, eine willkommene Gabe sein.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Anleitung zum Gebrauche
des
Schul-Lesebuches.

2 Bde. 8. broch. 25 Sgr.
1r Theil. 3. verm. Auflage. 15 Sgr.
2r Theil. 10 Sgr.

Der alte Nettelbeck. Ein Unterhaltungsbuch zunächst für die Preufsische Jugend zur Beförderung wahrer Vaterlandsliebe. Von *Neigebaur.* Neue, elegante Taschenausgabe, mit 7 Originalbildern von Ramberg gezeichnet. 12. Broch. 20 Sgr.

Christliche Stimmen aus der Tiefe. Von *Daub.* Neue, vermehrte Auflage. 12. broch. 20 Sgr.

Die Weisheit meine Führerin. Von *W. D. Fuhrmann.* 3te sorgfältig verbesserte und vermehrte Auflage. 8. br. 15 Sgr. Velinp. 25 Sgr.

Hamm und Crefeld, im Oktober 1842.

G. A. Wundermann.
Debit der **J. H. Funcke**'schen Buchhandlung.

Bei **Joh. Fr. Baerecke** in *Eisenach* ist erschienen:

Jahn, Ferd., Die abnormen Zustände des menschlichen Lebens als Nachbildungen und Wiederholungen normaler Zustände des Thierlebens. gr. 8. 4 Thlr.

Bei **H. B. König** in *Bonn* ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Albers, J. F. H., Handbuch der allgemeinen Pathologie. Ir Band. Mit einer microscopischen Tafel. gr. 8. geh. Preis für beide Bände 3 Thlr. 16 Ggr.

Sommer, J. G., Synoptische Tafeln für die Kritik und Exegese der drei ersten Evangelien. Imp. 8. geh. Preis 16 Sgr.

Bonn, im Novbr. 1842.

In unserm Verlage ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Einleitung
in die
alte römische Numismatik

von
Dr. **Fr. Anton Mayer.**
Resignirtem Stadtpfarrer von Eichstädt, Königreich Baiern.
Mit drei lithographirten Tafeln.
8. broch. 21 gr. oder 1 fl. 30 kr.

Dieses vortreffliche Handbüchlein für Freunde der Numismatik kann mit desto grösserem Rechte bestens empfohlen werden als der Herr Verfasser schon durch viele Schriften über Alterthumskunde rühmlich bekannt ist.

Meier und *Zeller* in Zürich.

Digitized by Google

Anzeigeblatt
zu den
Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik.

1843. (Erstes Semester.) № 2.

Im Verlage bei **Joh. Leonh. Schrag** in Nürnberg ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Die Menschenopfer der alten Hebräer.
Eine geschichtliche Untersuchung
von
***Dr.* F. W. Ghillany,**
Professor und Stadtbibliothekar zu Nürnberg.

gr. 8. 1842. S. 804. Preis 2 Thlr. 12. gGr. oder 4 fl. 30 kr.

Seit zwei Jahrtausenden wird den Juden im Occident wie im Orient der Vorwurf geheimer Menschenopfer gemacht, ohne dafs bisher diese wichtige Frage in eine gründliche wissenschaftliche Untersuchung genommen worden wäre. In obiger Schrift, die über den alten Vorwurf selbst, wie über das ganze jüdische Alterthum ein neues, hochst interessantes Licht verbreitet, übergeben wir, wie jeder Leser zugestehen wird, dem gebildeten Publikum eine der wichtigsten Erscheinungen der neuern Litteratur Der Preis fur 50¼ Bogen auf feinem Velinpapier ist hochst billig gestellt.

Vollstandig ist jetzt bei mir erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Das Thierreich
geordnet nach seiner Organisation.
Als Grundlage der Naturgeschichte der Thiere und Einleitung in die vergleichende Anatomie.
Vom
Baron von Cuvier.

Nach der zweiten, vermehrten Ausgabe übersetzt und durch Zusätze erweitert
von
F. S. Voigt,
Geheimer Hofrath und Professor.

Sechs Bande. Gr. 8. 1831—43. 18 Thlr.

Der erste Band dieses ausgezeichneten Werkes enthalt Saugethiere und Vogel (1831, 4 Thlr.); der zweite Reptilien und Fische (1832, 2 Thlr. 10 Ngr.); der dritte Mollusken (1834, 2 Thlr. 20 Ngr.); der vierte Anneliden, Crustaceen, Arachniden und ungeflügelte Insekten (1836, 2 Thlr. 10 Ngr.); der funfte die eigentlichen Insekten (1839, 3 Thlr. 10 Ngr.) und der sechste Band die Zoophyten nebst einem vollstandigen Register der citirten Schriftsteller (1843, 3 Thlr. 10 Ngr.).

Leipzig, im Februar 1843.

F. A. Brockhaus.

In unserm Verlage ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Plato's Unterredungen über die Gesetze
von
J. G. Schulthefs.
Zweite Auflage, neu bearbeitet
von
Salomon Vögelin,
Professor am Gymnasium in Zürich.

Zwei Theile.
8. broch. Preis 1 Rthlr. 18 gr. oder 3 fl.

Wir erlauben uns um so mehr, auf dieses Buch aufmerksam zu machen, als es die einzig vorhandene deutsche Uebersetzung obigen Platonischen Werkes ist. Der Herr Herausgeber dieser neuen Ausgabe empfiehlt dasselbe mit Recht auch allgemeinern Leserkreisen, mit folgenden Worten: „Vielleicht hat es gerade in unserer Zeit, die sich im Schaffen und Erwägen unserer Verfassungen bewegt, ein allgemeineres Interesse, den Versuch einer solchen Verfassung aus der Hand des geistreichen Philosophen des Alterthums zu betrachten, zumal er hier, wie nirgends sonst, das Praktische zu seinem Augenmerk gemacht hat."

Nicht nur Gesetzgeber, Räthe und Richter, sondern auch jeder Gebildete überhaupt wird in diesem Werke eines der ersten Philosophen und Republikaner des Alterthums einen Schatz von Weisheit finden.

Meyer und **Zeller** in Zürich.

Im Verlage der Unterzeichneten ist so eben erschienen:

Handwörterbuch der Griechischen Sprache
von
Dr. **W. Pape,**
Professor am Berlinischen Gymnasium zum grauen Kloster.

Lexikon-Octav, 2 Bände, jeder von 80—90 Bogen; nebst einem 3ten Bande von 27 Bogen, die Griechischen Eigennamen enthaltend.

Subscriptionspreise.

Für das ganze Werk von 3 Banden	7⅓ Rthlr.
Für das Griechisch-Deutsche Wörterbuch von 2 Bdn.	6 Rthlr.
Für das Wörterbuch der Griechischen Eigennamen .	1⅓ Rthlr.

Dieses Wörterbuch, welches langjahrigen Forschungen seine Erscheinung verdankt, ist bestimmt, den Griechischen Sprachschatz

Digitized by Google

in umfassenderer Weise dem Gelehrten wie dem Schüler zugänglich zu machen, und den Sprachgebrauch der klassischen Schriftsteller in viel reicherer und kritischerer Weise durch Autoritäten zu belegen, als dies bisher in irgend einem Griechischen Wörterbuche gleichen Umfangs geschehen ist.

Das Wörterbuch, über dessen Plan und Tendenz wir Näheres aus dem Prospectus und den Vorreden zu ersehen bitten, erscheint in drei Bänden, von welchen die beiden ersten das Griechisch-Deutsche Wörterbuch mit Ausschluſs der Eigennamen, der dritte das Wörterbuch der Griechischen Eigennamen, welches zugleich als Supplement für jedes andere Griechische Wörterbuch dient, umfassen.

Diese drei Bände enthalten prpr. 200 Bogen in groſs Lexikon-Octav, in englaufender aber sehr klarer und deutlicher Petitschrift. Die typographische Räumlichkeit des Textes verhält sich zu jener der 4ten Auflage von Passow's Wörterbuche der Griechischen Sprache dergestalt, daſs die 200 Bogen des Pape'schen Wörterbuchs 275 Bogen des Passow'schen füllen würden.

Die Verleger haben gethan, was in ihren Kräften stand, um das Werk durch Correctheit, scharfen, klaren Druck und schönes Papier, typographisch würdig auszustatten. Sie haben zugleich durch einen sehr wohlfeilen Preis und Freiexemplare die Einführung in die Gymnasien möglichst zu erleichtern gesucht.

Sie erlauben sich besonders aufmerksam darauf zu machen, daſs jetzt der erste und der dritte Band bereits vollständig erschienen ist, daſs die Verleger ausdrücklich die Verpflichtung übernehmen, die erste Hälfte des zweiten Bandes bis Ostern 1843, und die zweite Hälfte, den Schluſs des ganzen Werkes, jedenfalls bis Ende Dezember, wahrscheinlich aber schon bis Michaelis 1843 zu liefern, daſs bis zur Vollendung des Ganzen die Subscriptionspreise bestehen bleiben, daſs bis dahin jede solide Sortimentshandlung in den Stand gesetzt ist, die Exemplare auf feinem geglätteten Velinpapier, und, auf deren sechs, ein Freiexemplar zu liefern, und daſs endlich Exemplare des Werkes zur Ansicht und Prüfung in allen Buchhandlungen vorliegen.

Sie empfehlen dieses würdige Unternehmen dem Wohlwollen der deutschen Philologen und Schulmänner und bitten ihm die Beachtung zu schenken, deren es sicherlich werth ist.

Braunschweig, Dezember 1842.

Friedrich Vieweg und Sohn.

In meinem Verlage erscheint und ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Das

preuſsische Familienrecht

nach dem Allgemeinen Landrechte

mit

Rücksicht auf das gemeine und deutsche Recht

dogmatisch-kritisch dargestellt.

Von

L. E. W. Schmidt,

Justiz-Commissarius und Notarius.

Gr. 8. 3 Thlr.

Früher erschien bei mir:

Witte (K.), Das preuſsische Intestat-Erbrecht, aus dem gemeinen deutschen Rechte entwickelt. Gr. 8. 1838. 1 Thlr. 15 Ngr.

Leipzig, im Februar 1843.

F. A. Brockhaus.

In unserm Verlage ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

ΥΜΝΟΣ ΕΙΣ ΙΣΙΝ.

HYMNUS IN ISIM.

Ab L. Rossio repertum

primum

distinxit emendavit annotavit

HERMANNUS SAUPPIUS.

4. broch. 15 Gr. oder 1 fl.

ANTISTHENIS

FRAGMENTA

nunc primum

collegit et edidit

Aug. Guilielmus Winkelmann.

8. broch. 12 Gr. oder 54 kr.

Meyer und **Zeller** in *Zürich.*

In der **Rein**'schen Buchhandlung in Leipzig erschien:

Der Gegensatz

des kirchlichen und des reinbiblischen

Supernaturalismus.

Ein zweites Wort zum Schutz des ersten.

Von

Dr. **Jul. Wiggers.**

geh. $^3/_8$ Thlr.

Geschichte der Regierung

Ferdinand's und Isabella's

der Katholischen von Spanien.

Von

William H. Prescott.

Aus dem Englischen übersetzt.

Zwei Theile.

Gr. 8. Geh. 6 Thlr.

Leipzig, bei **F. A. Brockhaus.**

Der ungetheilte Beifall, welchen dieses ausgezeichnete Geschichtswerk bei seinem Erscheinen in England und den Vereinigten Staaten gefunden, berechtigt zu der Erwartung, daſs demselben auch in Deutschland eine seiner Wichtigkeit und der gediegenen Uebersetzung entsprechende Aufnahme zu Theil werden wird.

Digitized by Google

Anzeigeblatt
zu den
Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik.

1843. (Erstes Semester.) № 3.

In unserm Verlage ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Observationes
de
PRIMA INSECTORUM GENESI
adjecta
Articulatorum evolutionis cum vertebratorum comparatione.
Scripsit
Albertus Kölliker
Turicensis
Philosophiae Doctor.
Adjectae sunt III. Tabulae.

4. broch. 1 Thlr. oder 1 fl. 48 kr.

Meyer und **Zeller** in *Zürich*.

So eben wird versandt:

Thucydides de Bello Peloponnes. ed. *Poppo*. Vol. I. Sect. II. f. d. Subscr. $\frac{7}{12}$ Thlr. Ladenpr. 1 Thlr.

Hesiodus ed. *Goettling* ed. II. ist bis auf Index und Praefat. fertig.

Mennings'sche Buchhandlung in *Gotha*.

Bei uns sind so eben erschienen:

Chroniken, Stralsundische. 2ter Theil, enthält die Stralsunder Memorialbücher *Joachim Lindemanns* und *Gerhard Hannemanns* (1531—1611). Zum erstenmale aus der Handschrift herausgegeben und mit Einleitung, Inhaltsverzeichniſs, Bemerkungen und Wörtererklärungen begleitet von Dr. *E. H. Zober*. gr. 8. geh. Pr. 1 Rthl.

Cramer, Prof. Dr. **F.**, Geschichte der Erziehung und des Unterrichts in den Niederlanden während des Mittelalters, mit Zurückführung auf die allgemeinen literarischen und pädagogischen Verhältnisse jener Zeit. gr. 8. Preis: 1 Thlr. 20 Sgr.

Fabricius, **C. G.**, Urkunden zur Geschichte des Fürstenthums Rügen unter den eingebornen Fürsten, herausgegeben und mit erläuternden Abhandlungen über die Entwickelung der Rügenschen Zustände in den einzelnen Zeitabschnitten begleitet. 2ter Bd. (Erstes Heft der Urkunden v. 1193—1260). Mit 2 lithogr. Tafeln Abbildungen von Siegeln u. Münzen. gr. 4. Pr. 2 Thlr.

C. Löffler'sche Buchh. (**C. Mingst**) in *Stralsund*.

Beim bevorstehenden Semesterwechsel erlauben wir uns auf die bei uns erschienenen geschätzten, und vielfach eingeführten Schulausgaben des

Arrian (Expeditio Alexandri, recogn. et expl. *C. G. Krügerus*. gr. 8. $\frac{8}{3}$ Thlr. *Einzige correcte Ausgabe*)

und des

Aurelius Victor (de viris illustribus etc. mit Anmerkungen und vollständigem Wörterverzeichniſs für Schulen. Herausgegeben von Dr. *Brohm*. $\frac{5}{12}$ *Thlr*.)

besonders aufmerksam zu machen.

Berlin, im März 1843.

Veit & Comp.

In der **Fest**'schen Verlagsbuchhandlung in Leipzig ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Untersuchungen und Erfahrungen
im
Gebiete der Anatomie, Physiologie, Mikrologie und wissenschaftlichen Medicin,
vom
Prof. Dr. **M. Klencke.**

Zwei Bände. gr. 8. broch. Preis $1^3/_4$ Thlr.

1. Band: I. Der Nervus sympathicus in seiner morphologischen und physiologischen Bedeutung.
II. Mikroskopisch-pathologische Beobachtungen über die Natur des Contagium.

2. Band: I. Mikroskopische Untersuchungen über die feineren Structur- und Form-Charaktere pathologischer Gewebe, Flüssigkeiten und neuerzeugter Materien des Organismus; nebst Bemerkungen über deren Beziehungen zum Heilverfahren.
II. Zur Lehre von den Fehlern der Sprache und der Sprachlaute, nebst Anwendung der Resultate auf das Heilverfahren. Nach selbstständigen Beobachtungen.

Das gesammte medicinische und naturforschende Publicum erhält von dem bekannten Verfasser eine Reihe durchaus neuer Beobachtungen, welche die in gegenwärtiger Zeit in Frage

Digitized by Google

stehenden, bisher zweifelhaft erkannten Gegenstände der Wissenschaft gründlich darstellen. Durch seine ausgedehnten mikroskopischen Forschungen hat der Verfasser nicht nur die normale, sondern auch die kranke Natur des Organismus vielfach aufgeklärt und wir empfehlen dieses wichtige Werk, welches nur neue und eigene Beobachtungen enthält, Allen, die an den Fortschritten der Medicin und Naturkunde irgend Interesse nehmen.

Bei uns ist erschienen:

Der moderne Nihilismus
und
die Strauss'sche Glaubenslehre
im Verhältniſs zur Idee der christlichen Religion.

Eine kritische Beleuchtung und positive Ueberwindung des Grundprincips und der Hauptconsequenzen der destructiven Philosophie, versucht

von

Dr. **J. W. Hanne.**

gr. 8. Preis 1 Thlr 15 Sgr. oder 2 fl. 42 kr. oder 2 fl. 15 kr. C. M.

Bielefeld, im März 1843.

Velhagen und **Klasing.**

In unserm Verlage ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Das
klassische Alterthum
für
Deutschlands Jugend.

Eine Auswahl
aus den Schriften der alten Griechen und Römer.
Uebertragen
von
Dr. **Heinrich Weil.**

21 Bogen gr. 8. Preis 22½ Sgr.

Dieses Buch bietet eine Auswahl aus den edelsten Werken, vorzüglich des griechischen Alterthums der Schule, wie dem Hause als ein bewährtes Hülfsmittel zur Ausbildung des geistigen und sittlichen Menschen dar. Es ist ein Lesebuch für Jedermann, namentlich soll es den Bürger- und Realschulen die mangelnde Grundlage der klassischen Bildung ersetzen. Bei Partie-Bestellungen ist jede Buchhandlung in den Stand gesetzt, Freiexemplare zu gewähren. Prospecte und Exemplare des Buches liegen überall zur Einsicht vor: wir ersuchen die Sachverständigen, sich von der reichen und umsichtigen Auswahl und der glücklichen Behandlung des Stoffes überzeugen und dies Buch in ihrem Kreise zu weitester Verbreitung empfehlen zu wollen.

Berlin, im März 1843.

Veit & Comp.

So eben erscheint bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig:

Trendelenburg, Adf., die logische Frage in Hegel's System. Zwei Streitschriften. Gr. 8. Geh. 10 Ngr.

Bei mir ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Asverus, Gst., die Denunciation der Römer und ihr geschichtlicher Zusammenhang mit dem ersten procefseinleitenden Decrete. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Wöniger, A. Thdr., das Sacralsystem und das Provocationsverfahren der Römer. Zwei Beiträge zur Kunde des römischen Staats- und Rechtslebens. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Leipzig, im März 1843.

F. A. Brockhaus.

In unserm Verlage ist erschienen und allgemein versandt worden:

Fröbel, Julius, Grundzüge eines Systemes der Krystallologie oder der Naturgeschichte der unorganischen Individuen. 8. Brochirt. 26¼ Sgr. oder 1 fl. 30 kr. Rhein.

Der Verfasser hat in dieser Arbeit für die Systematik und ganze wissenschaftliche Ausbildung der Mineralogie, oder vielmehr der ganzen Naturgeschichte der unorganischen Körper, in deren Bereich, nach seiner Ansicht, auch die sogenannten künstlichen Krystalle gehören, einen durchaus neuen Weg eingeschlagen, von dem er hofft, daſs sich derselbe allgemein werde geltend machen.

Zürich und Winterthur, im März 1843.

Das Literarische Comptoir.

Im Verlag von **S. G. Liesching** in Stuttgart ist so eben erschienen und vorräthig bei **Wilh. Besser,** in Berlin:

Karl von Raumer,
Geschichte der Pädagogik
vom Wiederaufblühen klassischer Studien bis auf unsere Zeit.

Drei Bände in fünf Abtheilungen.

Erste Abtheilung. **Das Mittelalter bis zu Martin Luther.**

Zweite Abtheilung. **Von Melanchthon bis Montaigne.**

Preis beider Abth., die zusammen den I. Band bilden — 25 Bogen in Royaloctav auf schwerem Velinpapier — fl. 3. 54 kr. — 2¼ Thlr.

Mit der 3. und 4. Abtheilung wird die **Geschichte der Pädagogik** bis auf die neueste Zeit vollendet sein, die fünfte dagegen das **eigene pädagogische System** des Herrn Verfassers enthalten. Das ganze Werk ist binnen Jahresfrist vollständig.

Digitized by Google

Anzeigeblatt
zu den
Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik.

1843. (Zweites Semester.) № 1.

Freiherr von Reden, das Kaiserreich Rufsland. Statistisch-geschichtliche Darstellung seiner Kultur-Verhältnisse, namentlich in landwirthschaftlicher, gewerblicher und kommerzieller Beziehung. 39 Bogen. 3 Thlr. 20 Sgr. Berlin, Posen, Bromberg, bei Mittler.

Eine Darstellung der Kultur-Verhaltnifse Rufslands aus vorzugsweise russischen Quellen, — welche einen tiefen Blick in die Verfassungs- und Verwaltungs-Einrichtungen dieses grofsen Reichs und deren Einflufs auf die materiellen Hülfsmittel gestattete — hat bisher gefehlt; denn die beste derartige Schrift: Schuberts Staatenkunde Bd. I., bewegt sich ihrem Zweck nach in allgemeineren Umrissen und ist überdem schon vor 7 Jahren erschienen. Der durch frühere statistische Arbeiten (der Mehlhandel Deutschlands, der Leinen- und Garnhandel Deutschlands, Statistik des Königreichs Hannover) bereits vortheilhaft bekannte Herr Verfasser, hat mit der jenen Schriften eigenthümlichen Genauigkeit und Sorgfalt auch die Statistik Rufslands bearbeitet und viele Theile derselben sind in der Art ihrer Auffassung und Darstellung als durchaus neu zu betrachten.

Neue Verlags-Werke von **C. Hochhausen's** Buchhandlung in Jena:

Asverus, Pr. *Dr.* G., de probatione per documenta ex archivo desumta. $1\frac{1}{2}$ B. gr. 8. br. 3 ggr.

Boethii de consolatione philosophiae libri V. ad optimor. libr. mss. nondum collatorum fidem recensuit et prolegomenis instruxit Th. Obbarius. 14 B. gr. 8. br. $\frac{3}{4}$ Thlr.

Libri symbolici ecclesiarum orientalium nunc primum in unum corpus collegit, variantes lectiones adnotavit, prolegomena addidit, indice dogmatum et locorum sacrorum instruxit Ernest Kimmel. 35 B. gr. 8. br. $2\frac{1}{2}$ Thlr.

Müller, *Dr.* H. A., Oberlehrer am Gymnasium zu Fulda, Französische Grammatik für Gymnasien. Nebst den nöthigen Uebungsaufgaben zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Französische. 1r Curs. $12\frac{1}{2}$ B. gr. 8. br. 9 ggr.
2r Curs. 16 B. gr. 8. br. $\frac{3}{4}$ Thlr.

Naevii, Poetae Romani, vitam descripsit, carminum reliquias collegit, poesis rationem exposuit Ernest. Klussmann. 14 B. gr. 8. br. $\frac{3}{4}$ Thlr.

Stieren, *Dr.* A., de Ptolemaei Valentiniani ad Floram epistola. 4 B. gr. 8. br. $\frac{1}{4}$ Thlr.

Voigtmann, C. G., Lector der neueren Sprachen an der Universität Jena, Vorschule der französischen Sprache. 1r Curs. 6 B. gr. 8. br. $\frac{1}{4}$ Thlr.

Bei **H. Hartung** in Leipzig erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Cartesii et Spinozae
praecipua opera philosophica
recognovit notitias historico-philosophicas adjecit
Dr. **Carl. Biedel.**
2 Vol. $1\frac{1}{2}$ Thlr.
Vol. I. Cartesii Meditationes, Spinozae dissertat. $\frac{3}{4}$ Thlr.
Vol. II. Spinozae Ethica. $\frac{3}{4}$ Thlr.

In **Ludwig Försters** artistischer Anstalt in Wien ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die innern Communicationen
der
Vereinigten Staaten von Nord-Amerika.
Von
Franz Anton Ritter von Gerstner,
Landstand im Königr. Böhmen, emeritirtem Professor der Mathematik am k. k. polytechnischen Institut in Wien, Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften.
Nach dessen Tode aufgesetzt, redigirt und herausgegeben von
L. Klein,
Civil-Ingenieur.
Wien 1842 und 1843.
Zwei Bände mit 34 Tafeln Zeichnungen und einer Kanal- und Eisenbahnkarte der Vereinigten Staaten.
Grofs 4to auf feinem Velinpapier und im eleganten Leinwand-Einband mit Goldtitel.
Preis: 20 fl. Conv. Münze = $13\frac{1}{3}$ Thlr. pr. Cour.

Dieses Werk, welches mit dem zweiten Bande, der so eben die Presse verlassen hat, nunmehr ganz vollendet dem Publikum übergeben wird, enthalt eine umfassende Beschreibung aller in den nordamerikanischen Vereinsstaaten bisher ausgeführten und noch im Bau begriffenen Eisenbahnen, eine Beschreibung des grofsen Erie-Kanals und der andern bedeutenden Kanale in jenem Lande, sowie wichtige Notizen über Dampfschifffahrt und sonstige den innern Verkehr betreffende Gegenstande. Die auf Konstructionen sich beziehenden Angaben sind durch viele und genaue Zeichnungen in hinlanglich grofsem Maasstabe erlautert, und es ist im zweiten Bande auf die Darstellung der Konstruktion hölzerner Brücken von grofser Spannweite, die in den vereinigten Staaten einfacher, zweckmafsiger und wohlfeiler als in jedem andern Lande hergestellt werden, besonders Rücksicht genommen. Der praktische Ingenieur findet in diesem Wercke (zu welchem die Materialien wahrend einer achtzehnmonatlichen Bereisung der nordamerikanischen Unionsstaaten vom Verfasser und vom Herausgeber

Digitized by Google

gesammelt wurden) viel Belehrendes und Nachahmungswerthes in Bezug auf die Ausführung, der Eisenbahn-Betriebsbeamte eine grofse Mafse von nützlichen Daten und Erfahrungen in Bezug auf den Betrieb der Eisenbahnen, während die Beschreibung der Kanäle und die Notizen über Dampfschifffahrt für alle Jene, die sich mit diesen Verkehrsmitteln beschaftigen, wichtige und interessante Informationen enthalten.

Bei **Dennig, Finck & Co.** in Pforzheim ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die
Autolatrie oder Selbstanbetung,
ein Geheimnifs der Jung-Hegelschen Philosophie.
Humoristisch kritischer Versuch
in Form eines offenen Sendschreibens
an Herrn
***Dr.* Ludwig Feuerbach**
von
Karl Alexander Freiherrn von Reichlin Meldegg,
Doktor der Theologie und Philosophie und der letztern ordentl. öffentl. Professor an der Ruprecht-Karls Hochschule zu Heidelberg.

Preis fl. 1. 12. kr. oder 18 ggr.

Mit den scharfen Waffen eines frischen gesunden Humors bekämpft der Verfasser hier die Lehren des Herrn Dr. Feuerbachs in seinem Buche: „Wesen des Christenthums", und weist so manche Abgeschmacktheiten der Jung-Hegelschen Philosophie nach. Er dedicirt sein Werkchen den Manen des gesunden Menschenverstandes in der deutshen speculativen Philosophie und wahrlich: er hätte an kein besseres Forum appelliren können! Aber nicht blofs ein Grablied, sondern mehr ein Hoffnungs- und Jubellied künftiger Auferstehung ist es, was er ihnen singt.

Die klare, verständliche und witzige Schreibart machen das Lesen dieser Schrift auch für jeden Laien genufsreich, und so wird derselben, bei der guten Austattung und dem billigen Preise, ein zahlreicher Leserkreis nicht entgehen.

Bei **Perthes, Besser & Mauke** in Hamburg ist in Commission erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Schriften der Kaiserlich-Russischen Gesellschaft für die gesammte Mineralogie. I. Band. 1te und 2te Abtheilung mit Abbildungen. gr. 8. geh. $2\frac{2}{3}$ Thlr.

Die neuen Hamburgischen Münzen und Medaillen. Eine Fortsetzung des Hamburgischen Münz- und Medaillen-Vergnügens von Langermann. Herausgegeben von einem Ausschusse des Vereins für Hamburgische Geschichte. Erstes Stück. Die Portugaleser. Mit Abbildungen. gr. 4. geh. $1\frac{1}{2}$ Thlr.

Bei **L. H Boesenberg** in Leipzig ist so eben erschienen:

Klenke, P. F. H., neue physiologische Abhandlungen auf selbstständige Beobachtungen gegründet: für Aerzte und Naturforscher. Mit 26 mikroskopischen Figuren. 8. geh. 1 Thlr. 20 Sgr.

So eben erschien in meinem Verlage und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Danzel, W., Ueber Göthes Spinozismus. Ein Beitrag zur tiefern Würdigung des Dichters und Forschers. Gr. 8. geh. 20 ggr.

Hamburg, im Juli 1843.

Johann August Meissner.

Im Verlage der Hofbuchhandlung **(E. Leibrock)** ist eben erschienen:

Die Paedagogik
der Philosophen Kant, Fichte, Herbart.
Ein Ueberblick von *Dr.* Strümpell.

gr. 8. Velinpapier broch. ($16\frac{1}{2}$ B.) Preis: $1\frac{1}{4}$ Thlr.

Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

Ulfilas.

Veteris et Novi Testamenti versionis gothicae fragmenta quae supersunt, ad fidem codd. castigata, latinitate donata, adnotatione critica instructa cum glossario et grammatica linguae gothicae conjunctis curis ediderunt

H. C. de Gabelentz et *Dr.* **J. Loebe.**

Vol. II. Pars prior.

(Den Schluss des Textes und das Glossar enthaltend.)

Gr. 4. Geh. Druckp. 4 Thlr. 15 Ngr.; Velinp. 5 Thlr. 8 Ngr.

Der erste Band ist aus dem Verlage der *Schnuphase*'schen Buchhandlung in Altenburg in den meinigen übergegangen und kostet auf Druckpapier 5 Thlr. 15 Ngr., auf Velinpapier 6. Thlr. 22 Ngr. Die zweite Abtheilung des zweiten Bandes (eine Grammatik der gothischen Sprache enthaltend) wird im Laufe des künftigen Jahres erscheinen.

Leipzig, im Juli 1843.

F. A. Brockhaus.

Vollständig ist jetzt in meinem Verlage erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

J. F. Herbart's
kleinere philosophische Schriften und Abhandlungen, nebst dessen wissenschaftlichem Nachlasse.

Herausgegeben von **Gustav Hartenstein.**

Drei Bände.

gr. 8. 10 Thlr.

Der erste Band enthält zugleich eine ausführliche Einleitung des Herausgebers über Herbarts Leben und Schriften. Derselbe kostet 3 Thlr., der zweite und dritte Band jeder 3. Thlr. 15 Ngr.

Leipzig, im Juli 1843.

F. A. Brockhaus.

Digitized by Google

Anzeigeblatt
zu den
Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik.

1843. (Zweites Semester.) № 2.

Neu erscheint in meinem Verlage und ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Die
Lustspiele des Aristophanes.
Uebersetzt und erlautert
von
Hieronymus Müller.
In drei Bänden.
Erster Band.
Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 24 Ngr.

Dieser erste Band einer neuen Uebersetzung des Aristophanes, die sich Geltung neben Voſs und Droysen zu sichern wissen wird, enthalt aufser einer allgemeinen Einleitung über die Entstehung, Entwickelung und Eigenthumlichkeit des griechischen Dramas, „Plutos", „Wolken" und „Frösche".

Leipzig, im September 1843.

F. A. Brockhaus.

Hannover, im Verlage der **Hahn**'schen Hofbuchhandlung sind so eben erschienen:

Leibnizens gesammelte Werke
aus den
Handschriften der Königl. Bibliothek zu Hannover
herausgegeben
von
Georg Heinrich Pertz.

Erste Folge. Geschichte. Erster Band. Mit 3 Schrifttafeln gr. 8. 1843. $4\frac{1}{3}$ Thlr.

Auch unter dem Spezial-Titel: Godofr. Wilh. Leibnitii Annales imperii occidentis Brunsvicenses. Ex codd. bibl. reg. Hannoveranae edidit *G. H. Pertz.* Tom. I. Annales annorum 768—876.

Dieser erste Band enthalt nebst einer ausführlichen und interessanten Vorrede des berühmten Herausgebers, des Herrn Geh. Regierungsraths und Oberbibliothekars Dr. *Pertz* in Berlin, *Tomus* I. der noch ungedruckten Annales Imp. Occid. Brunsvicenses des unsterblichen Leibnitz, nebst 3 sauber lithographirten Handschriftenproben nach dem Leibnitz'schen Original-Manuscripte. Der stets und verzüglich in der neuesten Zeit hochgeehrte Name des Verfassers, nicht weniger aber auch die Gediegenheit des grofsen Werkes, von dem der Herausgeber in der Vorrede so schon sagt: „Die gereifte Frucht eines langen thatenvollen Lebens, trage sie den Stempel des Genius, welcher darin „das Hochste leistete, was er auf dem Felde der Geschichte vermochte „etc.", dann wiederum die merkwurdigen Schicksale des Werkes, dessen Existenz bis vor Kurzem nur Wenigen bekannt war, obgleich seit Leibnitzens Tode fast beständig an der Herausgabe desselben gearbeitet worden, Alles dieses lässt auf die geneigte und thatige Theilnahme der Vorstande aller grösseren Bibliotheken, sowie der Geschichtsforscher des In- und Auslandes zuversichtlich hoffen.

Der Druck der beiden übrigen Bände der Annalen schreitet ununterbrochen fort; den Schluss dieser historischen Abtheilung werden die von Leibnitz verfafsten aber höchst selten gewordenen Lebensabrisse der Welfischen Fürsten, in deutscher Sprache, bilden.

In Königsberg in Pr. bei **H. L. Voigt** ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Rupp, *Dr.* L, der Symbolzwang und die protestantische Lehr- und Gewissensfreiheit. gr. 8. geh. 10 Sgr.

In Berlin zu haben bei **W. Besser.**

So eben ist bei uns erschienen:

Theodor Beza
nach handschriftlichen Quellen
dargestellt von
Johann Wilhelm Baum,
Professor in Strassburg.
Erster Theil.
Mit Beza's Bildnifs.
gr. 8. broch. Preis $2^4/_2$ Thlr.

Leipzig, im September 1843.

Weidmann'sche Buchhandlung.

So eben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen gratis zu erhalten:

Systematisch geordneter
Catalog
der vorzüglicheren Werke
in alten und neuen Sprachen aus allen Wissenschaften und Fächern der Literatur, welche in dem
Hahn'schen Verlage zu Hannover und Leipzig
seither erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes vorräthig, oder durch dieselben prompt zu beziehen sind. gr. 8. geh.

Allen geehrten Freunden der Literatur, namentlich den Besitzern und Vorstehern von Bibliotheken, den Herren Theolo-

Digitized by Google

gen, Juristen, Aerzten und Pharmaceuten, den Herren Lehrern, Leihbibliothekaren u. s. w. darf dieser reichhaltige Catalog, welcher auch viele gröfsere wissenschaftliche Werke, werthvolle Ausgaben der alten Classiker, Wörterbücher, neuere Unterhaltungs-Lectüre, populaire Schriften und Lehrbücher enthält, zur geneigten Durchsicht und Beachtung mit Recht empfohlen werden.

Bei **Veit & Co.** in Berlin ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Des Sophocles Antigone,

griechisch und deutsch,

herausgegeben von

August Boeckh.

Nebst zwei Abhandlungen über diese Tragödie im Ganzen und über einzelne Stellen derselben.

20 Bogen. gr. 8. saub. broch. 1 Thlr. 16 Ggr. od. 1 Thlr. 20 Sgr.
Die Uebersetzung allein $^1/_3$ Thlr.
Der griech. Text allein $^1/_3$ Thlr.

So eben ist bei uns erschienen:

Die Elemente der Mechanik des Himmels,

auf neuem Wege
ohne Hülfe höherer Rechnungsarten
dargestellt
von
August Ferdinand Möbius,
Professor der Astronomie zu Leipzig.

Mit zwei Kupfertafeln.

gr. 8. broch. Preis: 2 Thlr.

Leipzig, im September 1843.

Weidmann'sche Buchhandlung.

Für Schulanstalten und Lehrer der englischen Sprache.

Im Verlage der Unterzeichneten sind so eben erschienen:

Wagner, Dr. K. F. Chr., Geh. Hofrath u. Professor in Marburg, Theoretisch-Praktische Schulgrammatik der englischen Sprache für jüngere Anfänger. gr. 8. stark Velinpapier. geh. 20 Ggr.

Desselben, neue englische Sprachlehre für die Deutschen. Erster oder theoretischer Theil. Fünfte Auflage. gr. 8. 1 Thlr.

Zweiter oder angewandter Theil, welcher Uebungen über die einzelnen Regeln enthält. Fünfte Auflage. gr. 8. 16 Ggr.

Diese, für die ersten Anfänger wie für reifere Schüler bestimmten Sprachlehren dürfen wir angelegentlichst denjenigen Lehranstalten und Lehrern empfehlen, welche einen rationellen Weg des Unterrichts verfolgen wollen. Der Ruf und die weite Verbreitung der gröfseren Grammatik wird auch die der kürzeren für jüngere Anfänger sichern.

Um die Einführung in Lehranstalten zu erleichtern, wird auf 12 Exemplare ein Freiexemplar gegeben.

Braunschweig, September 1843.

Friedrich Vieweg & Sohn.

Bei **Ludwig Schumann** in Leipzig ist so eben erschienen:

Fortschritte und Leistungen der Homöopathie

in und aufser Ungarn nebst einer Darstellung ihrer Grundsätze von ihrem gegenwärtigen wissenschaftlichen Standpunkte und Hinweisung auf die Vortheile, die daraus für Staat und Staatsbürger resultiren.

Von
Dr. **Carl Heinr. Rosenberg.**

broch. Preis 1 Thlr.

Samuel Hahnemanns Verdienste um die Heilkunst.

Ein Vortrag in der Versammlung homöopathischer Aerzte am 10. August 1843 in Dresden gehalten

von
M. R. Dr. **C. F. Trinks.**

Preis $^1/_6$ Thlr.

In Unterzeichnetem ist so eben neu erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Otto, Dr. Frid. Guil., Commentarii critici in codices bibliothecae academicae Gissensis graecos et latinos philologicos et medii aevi historicos ac geographicos. Cum appendice critica variarum lectionum et quorundam carminum latinorum medii aevi nunc primum e codicibus editorum. Klein Folio. Brochirt. 7 Rthlr. = 12 fl.

Von grofsem Interesse für alle Bibliotheken, Philologen und Geschichtsforscher.

Gieſsen, im August 1843.

G. F. Heyer's Verlag.

Durch die **Jäger**'sche Buch-, Papier- und Landkartenhandlung in Frankfurt a. M. ist zu beziehen:

Rask, E. a grammar of the Irelandic or Old Norse Tongue, translated from the Swedish by G. W. Dasent. M. A. London. W. Pickering. Frankfort o. M. Jaeger. gr. 8. broch. 2 Thlr. 16 Ggr.

Digitized by Google

Anzeigeblatt
zu den
Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik.

1843. (Zweites Semester.) № 3.

Hannover, im Verlage der **Hahn**'schen Hofbuchhandlung ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Die Attribute der Heiligen,

alphabetisch geordnet.

Ein Schlüssel

zur Erkennung der Heiligen nach deren Attributen,

in Rücksicht auf Kunst, Geschichte und Cultus. Nebst einem Anhange über die Kleidung der katholischen Welt- und Ordensgeistlichen und einem Namen-Register der vorkommenden Heiligen. Mit einigen Holzschnitten. gr. 8. 1843. Fein Velinpapier. geh. 1⅓ Thlr.

Dichtungen des deutschen Mittelalters.

Erste Lieferung.

In Unterzeichneter sind so eben die beiden ersten Bände einer Sammlung erschienen, welche den Freunden altdeutscher Poesie nach und nach die werthvollsten Dichtungen des deutschen Mittelalters in schöner Ausstattung und zum billigsten Preise darbieten sollen.

Diese ersten Bände enthalten:

Der Nibelunge Nôt

und

Diu Klage

herausgegeben

von

Al. J. Vollmer.

Mit historischer Einleitung, einem Verzeichnifs der Lesarten und der benützten Handschriften.

gr. 8. brochirt. Preis 1 Rthlr.

Tristan und Isolt

von

Gottfried von Strassburg

herausgegeben

von

H. F. Massmann.

Mit historischer Einleitung, einem Verzeichnifs der Lesarten und der benützten Handschriften.

gr. 8. brochirt. Preis 1 Rthlr.

Die folgenden Bände erscheinen in Lieferungen von zwei Bänden je in Zwischenräumen von sechs zu sechs Monaten. Die zweite Lieferung wird „Barlaam und Josaphat" und „Boner's Edelstein" enthalten und noch im Herbste dieses Jahres ausgegeben.

Der Hauptzweck dieser Sammlung ist den so reichen Schatz herrlicher Dichtungen aus unserer mittelalterlichen Vorzeit allen gebildeten Lesern zugänglich zu machen, zugleich aber auch dem Bedürfnifs der Vorlesungen auf Hochschulen, und des Unterrichts in Gymnasien zu genügen. Zu diesem Ende erscheint das Werk in gefälliger Ausstattung und zu möglichst niedrigem Preis und um den Gebrauch zu erleichtern werden sich eine Uebersicht der Poesie des Mittelalters und ein gedrängtes Wörterbuch, den gesammten mittelhochdeutschen Sprachschatz umfassend, anschliessen.

Wir geben jeden Band einzeln ohne alle Verbindlichkeit zu Abnahme der ganzen Lieferung oder Sammlung ab. Auf diese Art und beim ungemein niedrigen Preise wird es selbst dem Unbemittelten leicht werden, sich nach und nach den Besitz der ihm am meisten zusagenden mittelhochdeutschen Dichtungen zu verschaffen.

Ausführliche Prospecte sind in allen Buchhandlungen zu haben.

Leipzig, August 1843.

G. J. Göschen'sche Verlagshandlung.

In meinem Verlage erscheint soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Phycologia generalis

oder

Anatomie, Physiologie und Systemkunde

der

Tange.

Bearbeitet

von

Friedrich Traugott Kützing.

Mit 80 farbig gedruckten Tafeln, gezeichnet und gravirt vom Verfasser.

Gr. 4. In Carton. 40 Thlr.

Leipzig, im September 1843.

F. A. Brockhaus.

Hannover im Verlage der **Hahn**'schen Hofbuchhandlung sind so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Predigten

von

Eduard Niemann,

Königl. Hannov. Consistorialrath und Hofprediger.

Zweite Sammlung. gr. 8. 1843. geh. Preis 1⅓ Thlr.

(Die erste Sammlung kostet ebenfalls 1⅓ Thlr.)

Digitized by Google

Bei **Eduard Köhler** in Pasewalk ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Publii Terentii Afri Comoediae Sex. Ad librorum Mscr., qui adhuc collati sunt, omnium et Edd. vett. fidem recensuit Donati Scholiis passim emendatis, Eugraphii, Calphurnii, Mureti, Rivii, Georgii Fabricii, Faerni, Bentleii, Lindenbruchii, Dacieriae, Westerhovii, Ruhnkenii, Boettigeri Commentariis integris, Glareani, Goveani, Laurentii Vallae, Palmerii, Scaligeri, Casauboni, Lipsii, Schrevelii, Camerarii, Fabri, Salmasii, Victorii, Parei, Bipontinorum, Roosii, Godofr. Hermanni, Perleti, Schmiederi ceterorumque tam veterum, quam recentiorum adnotationibus excerptis interpretatus est suumque ubique adjecit commentarium Dr. Car. Guernh. Reinhold. Pars I. Eunuchus. 2 Voll. 8 maj. Broch. 2 Rthlr.

Cornelii Nepotis vitae excellentium imperatorum. Ad fidem Mscr. et Edd. vett. recencuit, varietate lectionis instruxit Dr. Car. Guernh. Reinhold. 12. Broch. $2\frac{1}{2}$ Sgr.

Bei **C. Bösendahl** in Rinteln ist erschienen:

Ueber die Verwerflichkeit der Todesstrafe und was für jetzt in Deutschland an deren Stelle zu setzen. Von J. C. Althof, Kanzleirath. Gr. 8. Geh. 20 Sgr.

An alle solide Buchhandlungen Deutschlands und der benachbarten Länder ist so eben versandt worden:

Ueber das sogenannte Germanische und das sogenannte Christliche

Staatsprinzip.

Mit besonderer Beziehung auf

Maurenbrecher, Stahl* und *Matthäi.

Von

F. W. Carové.

Dr. der Philosophie und Lizenziat der Rechte.

1843. XXXII und 452 S.

4 fl. 12 Xr. rh. — $2\frac{1}{3}$ Rthlr.

Dem auch in Deutschland erwachten Streben nach vernunft- und sachgemäfser Fortentwickelung des Staats- und National-Lebens hat sich in den letzten drei Decennien eine Partei entgegengestellt, welche ihren Widerstand zu rechtfertigen versucht durch Berufung auf das sogenannte historische Princip, welches jedoch nur darin besteht, dafs willkührlich abstrahirte frühere Gestaltungen des germanischen Rechtslebens und Auffassungen des Christenthums auch jetzt und für die Folgezeit noch normatives Ansehen behaupten sollen. In der vorliegenden Schrift sind die hauptsachlichsten Prätensionen dieser Partei sowohl vom historischen, als vom vernunftrechtlichen Standpunkt aus auf gemeinverständliche Weise beleuchtet, und wer nur irgendwie Antheil nimmt an der Erörterung und Lösung der eigentlichen Lebensfrage der Gegenwart, wird die hohe Bedeutsamkeit dieser Schrift nicht verkennen. Seinen Beruf zur Abfassung derselben hat der Hr. Verf. bereits hinlänglich durch seine früheren schriftstellerischen Arbeiten bewährt, unter denen wir nur zu erinnern brauchen an dessen Schriften „Ueber alleinseligmachende Kirche", — und „Ueber kirchliches Christenthum etc.", so wie an den „Rückblick auf die Ursachen der französischen Revolution", und die vor zwei Jahren erschienene „Genesis der Julirevolution". —

Siegen und *Wiesbaden.*

Friedrich'sche Verlagsbuchhandlung

So eben ist bei mir erschienen:

Handbuch

der

Römischen Alterthümer

nach den Quellen bearbeitet

von

Wilhelm Adolph Becker

Prof. an der Univ. Leipzig.

Erster Theil

Mit vergleichendem Plane der Stadt und vier andern Tafeln.

gr. 8. broch. Preis $3\frac{1}{2}$ Thlr.

Leipzig, im Oktober 1843.

Weidmann'sche Buchhandlung.

Bei **Eduard Köhler** in Pasewalk ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Moll, Karl Bernhard, Pastor zu Löckenitz etc. Die gegenwärtige Noth der evangelischen Kirche Preufsens, deren Ursachen und die Mittel zu ihrer Abhülfe beleuchtet. Gr. 8. Broch. Preis 1 Rthlr. 10 Sgr.

— — Beitrag zur Entwickelung der Zeitvorstellungen über Union, unirte Kirche, deren Kennzeichen, Prinzip und Lehrbegriff, so wie über Umfang und Geltung der symbolischen Schriften, als Antwort auf das Sendschreiben des Herrn Pastor Nagel zu Trieglaff. Gr. 8. Geh. Preis 5 Sgr.

Choralmelodien, die gangbarsten, einstimmig, nach Kühnau. Zum Gebrauch für Kirchen und Schulen. Gr. 8. Geh. Preis 1 Sgr.

So eben ist ausgegeben worden:

Das Leben Jesu.

Eine pragmatische Geschichtsdarstellung

von

Werner Hahn.

Gr. 8. eleg. geh. $1\frac{1}{3}$ Thlr.

Die Tendenz des Werkes ist: unter Anerkennung der kritischen Resultate, welche seit dem letzten Decennium in der theologischen Literatur über die Evangelien und ihre geschichtliche Glaubwürdigkeit sich festgestellt haben, die Geschichtsdarstellung des Lebens Jesu auf neue wissenschaftlich gerechtfertigte Principien gestützt, zu entwerfen.

Das Werk zerfällt hiernach in zwei Theile, in den ersten, der die wissenschaftliche Begründung des Unternehmens enthält, und in den zweiten, der die Durchführung desselben liefert. So ist das Werk ein abgeschlossenes Ganze.

In der Absicht des Verfassers ist es nur der erste Theil einer durchgreifenden Umarbeitung des ganzen historischen Gebiets der christlichen Theologie, und somit der erste Schritt zu einer neuen Begründung und reineren Gestaltung der überall wankend gewordenen kirchlichen Verhältnisse.

Auf dies Werk — **geeignet in der ganzen christlichen Welt, sowie bei den gebildeten Bekennern aller Confessionen ein nicht gewöhnliches Aufsehen zu erregen** — erlaube ich mir hierdurch noch besonders aufmerksam zu machen.

Berlin, den 22. October 1843.

Alexander Duncker.

Digitized by Google

Anzeigeblatt
zu den
Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik.

1843. (Zweites Semester.) № 4.

Bei **Georg Westermann** in Braunschweig ist erschienen, und zu haben in allen Buchhandlungen:

DIONIS CHRYSOSTOMI OPERA
GRAECE
E RECENSIONE
ADOLPHI EMPERII.
2 Volumina.
gr. 8. Velinp. geh. Preis 4 2/3 Thlr.
Ausgegeben ist pars prior oratio I—XXX.

Im Verlage des Unterzeichneten ist so eben erschienen:

Johannis Saresberiensis Entheticus de Dogmate philosophorum nunc primum editus et commentariis instructus a *Chr. Petersen*, Prof. 8 maj. Weifs Druckp. geh. 1 Thlr. 5 Sgr. Velinp. Cart. 2 Thlr.

Ein bisher ungedrucktes und fast unbekanntes Werk des gelehrten Engländers, das nicht nur als kurzgefafste Darstellung seines theol.- philosoph. Systems, sondern auch wegen darin niedergelegter Kenntnifs der alten Philosophie ein mehrfaches Interesse darbietet. Dazu kommt noch, dafs sich manche bisher unbekannte Notizen zur politischen und Litteraturgeschichte jener Zeit in den fast 1000 Distichen finden, aus welchen das Werk bestehet.

Hamburg, Oktober 1843.

Johann August Meissner.

So eben ist bei uns erschienen:

Logik.
Von
***Dr.* R. Herm. Lotze,**
Professor an der Universität Leipzig.
gr 8. Preis 1 Thlr.

Leipzig, den 26. Oktober 1843.

Weidmann'sche Buchhandlung.

Im Verlage von **Rich. Mühlmann** in Halle ist erschienen:

Gladstone, Der Staat in seinem Verhältnifs zur Kirche, eingeführt durch Dr. *A. Tholuck*, übersetzt von *Jul. Treuherz*. gr. 8. (37 Bog.) geh. 2 Thlr.

Es trifft dies Werk in eine Zeit, wo erst kürzlich ein Katholischer Erzbischof in seiner Weise die hochwichtige Frage über das Verhältnifs zwischen Staat und Kirche besprochen; dasselbe wird also für viele Evangelische Christen ein Bedürfnifs sein.

Vom Engl. Originale wurden kurz hintereinander vier starke Auflagen nöthig; ich führe daher hier nur einige Worte des geehrten Vorredners an:

„Als den nächsten Gewinn dieses Werkes für unsere Litteratur sind wir berechtigt, dieses anzusehen, dafs gerade demjenigen Theile des gebildeten Publicums, welches hinsichtlich der hier erörterten Materien durch das oberflächliche Rasonnement der Tagespresse am meisten irregeleitet zu werden pflegt, in der ersten Abtheilung vorliegender Schrift eine praktisch einleuchtende, mit Wärme und Leben durchgeführte, auf wohlthuende Weise vom Geiste des Evangeliums durchdrungene Erörterung der grofsen Fragen dargeboten wird. Wir besitzen in unserer Sprache entsprechende Werke von Theologen, Juristen, Philosophen, aber grofsentheils auch wieder nur für die Sphären, von denen sie ausgegangen sind, geschrieben: vorliegendes ist eines von denen, wie gebildete Engländer und Franzosen sie schreiben — für das gesammte gebildete Publikum."

Ch. Oeser's neueste Schrift für die reifere Jugend!

Bei **W. Einhorn** in Leipzig ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Geschichte der deutschen Poesie
in leicht fasslichen Umrissen für die reifere Jugend beiderlei Geschlechts.
2 Theile. geh. 3. Thlr.

Der als Jugendschriftsteller rühmlichst bekannte Verfasser bietet hiermit dem Publikum ein Lehr-und Lesebuch an, das um so willkommener sein dürfte, da in neuester Zeit der Hang, die Unsterblichen unseres Volkes, wozu gewifs auch unsere Dichter gehören, in ihren Denkmälern zu schauen, immer allgemeiner wird. So Treffliches auch hierin für Gelehrte geschrieben ist, fehlen doch gemeinfafsliche Darstellungen, durch Beispiele durchweg erläutert und belebt und also aus dem eigenthümlichen Geiste der Schriftsteller selbst in unmittelbarer Frische hervorgegangen, und zugleich, wie gegenwärtiges Werk, von einer freien deutschen Gesinnung durchweht, so dafs es sich sowohl zur Belehrung und Bildung, als zur angenehmen Lectüre für Freunde und Freundinnen des Wahren, Guten und Schönen eignet.

Von demselben Verfafser erschien gleichzeitig die zweite, sorgfältig revidirte Auflage der

Weltgeschichte
für
Töchterschulen und zum Privatunterricht.
Mit besonderer Beziehung auf das weibliche Geschlecht.
Mit 3 Stahlstichen. 3 Thle., geh. 2 1/2 Thlr.

Die beste Empfehlung für dieses treffliche Buch ist gewifs diese, dafs sich die erste ziemlich starke Auflage in noch nicht 2 Jahren vergriffen hat!

Digitized by Google

In meinem Verlage erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Geschichte Europas
seit dem Ende des 15ten Jahrhunderts
von
Friedrich von Raumer.
Siebenter Band.

Gr. 8. Druckpap. 2 Thlr. 15. Ngr., Velinpap. 5 Thlr.

Der erste bis sechste Band kosten auf Druckpapier 17 Thlr. 28 Ngr., auf Velinpapier 35 Thlr. 25 Ngr. Mit dem später erscheinenden achten Bande wird das Werk geschlossen sein.

Leipzig im November 1843.

F. A. Brockhaus.

In meinem Verlage ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

DE RELIGIONIBUS ORESTIAM AESCHYLI CONTINENTIBUS
DISPUTAT
DR. **CAROLUS FRID. NÄGELSBACH.**

4. geh. Preis 8 ggr.

Nürnberg im November 1843.

J. A. Stein.

Beim Geographischen Institut in Weimar ist 1843 erschienen:

Geographie der Griechen und Römer
von den frühesten Zeiten bis auf Ptolemaeus;
bearbeitet von *Dr.* **Fr. A. Uckert** in Gotha.

Dritten Bandes erste Abtheilung,
enthaltend auch unter besonderem Titel:

Germanien
nach den Ansichten der Griechen und Römer.

30 Bogen gr. 8. Mit 2 Karten. Preis $2^2/_3$ Thlr. = $4^2/_3$ fl. Rh. = 4 fl. Conv.

In unterzeichnetem Verlage ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Mager, *Dr.*, Ueber Wesen, Einrichtung und pädagogische Bedeutung des schulmäfsigen Studiums der neuern Sprachen und Literaturen und die Mittel ihm aufzuhelfen. 134 S. gr. 8. broch. 15 Gr. od. 1 fl. 9. kr.

Diese Schrift hat den doppelten Zweck, einmal denjenigen, welche sich für den Gang des höhern Schulwesens interessiren oder amtlichen Einflufs auf dasselbe haben, den wahren Gesichtspunkt für einen Unterrichtsgegenstand anzugeben, dessen Wesen bisher nicht nur von den Gegnern, sondern auch vielfach von den Freunden und Anpreisern verkannt worden ist, sowie die Mittel darzulegen, durch welche demselben allein aufgeholfen werden kann:-- dann denjenigen Lehrern, welche eins oder das andere der von *Dr.* Mager für den Unterricht in Sprachen und Litteraturen erschienenen Schulbücher gebrauchen, einen diesen Gebrauch erleichternden theoretisch- praktischen Kommentar zu denselben anzubieten. Auch dürften die Lehrer der alten Sprachen und Litteraturen in der Schrift Vieles für sie Brauchbare finden.

Meier & Zeller in Zürich.

Bei **K. Groos** in Heidelberg ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Tiedemann, Fr., von der Verengung und Schliefsung der Pulsadern in Krankheiten. Mit drei Tafeln. gr. 4. kart. 6 Thlr.

Bei **F. Sam. Gerhard** in Danzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Schelling. Vorlesungen von *Karl Rosenkranz* gehalten im Sommer 1842 an der Universität zu Königsberg. gr. 8. broch. Preis 2 Thlr.

Neu erschienene Bücher der **Dieterich**'schen Buchhandlung in Göttingen.

Abu Zakariya Yahya El-Nawawi, the biographical Dictionary of illustritious men chiefly at the beginning of Islamism ed. F. Wüstenfeld. Part. IV. gr. 8. 1 Thl. 8 ggr. (wird fortgesetzt)

Bauer, A., die Theorie des Anzeigenbeweises nebst vorausgeschickter Darstellung der Theorie des Criminalbeweises überhaupt. gr. 8. 1 Thlr. 12 ggr.

Düsterdieck, F. A. Chr., Commentatio quae de Ignatianarum Epistolarum authentia duorumque textuum ratione et dignitate hujusque prolatae sunt sententiae enarrantur et dijudicantur. gr. 4. 20 ggr.

Fuchs, C. H., Die ältesten Schriftsteller über die Lustseuche in Deutschland von 1495 bis 1510, nebst mehreren Anecdotis späterer Zeit, gesammelt und mit literar-historischen Notizen und einer kurzen Darstellung der epidemischen Syphilis in Deutschland herausgegeben. gr. 8. 2 Thlr.

Grimm, Deutsche Mythologie, 2te stark verbesserte und vermehrte Ausgabe. Abth. I. Bogen 1 — 43 incl. gr. 8. 3 Thlr.

(Abth. II. erscheint Anfangs des nächsten Jahres.)

Gröning, A. de, Quaestiones et Controversiae de die intercalari. gr. 4. 12 ggr.

Roscher, W., Grundrifs zu Vorlesungen über die Staats-Wirthschaft. Nach geschichtlicher Methode gr. 8. 16 ggr.

Wieseler, Fr. Adversaria in Aeschyli Prometheum Vinctum et Aristophanis Aves philologica atque archaeologica. gr. 8. 16 ggr.

Soeben ist nun vollständig erschienen:

Kirchhofer, Joh., Quellensammlung zur Geschichte des Neutestamentlichen Canons bis auf Hieronymus, herausgegeben und mit Anmerkungen vorzüglich für Studirende begleitet. 8. 33 Bog. broch. 2 Thlr. 18 ggr. od. 4 fl. 48 kr.

Dieses Werk ist bereits von mehreren theologischen Zeitschriften beider Konfessionen als für Katholiken wie Protestanten interessant und nützlich sehr empfohlen worden.

Meier & Zeller in Zürich.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google